Hessler, Ferdinand,

Lehrbuch der Physik nach den Bedürfnissen der Technik, der Künste und Gewerbe, zum Gebrauche beim Unterrichte in technischen Schulen, so wie beim Selbstunterrichte

Wien 1852

Lehrbuch der Physik.

Nach den

Bedürfnissen der Technik, der Künste und Gewerbe,

zum

Gebrauche beim Unterrichte in technischen Schulen, so wie beim Selbstunterrichte,

von

Dr. J. Ferdinand Heßler,

ord. öff. Professor der Physik am k. k. polytechnischen Institute in Wien; der königl. böhmischen Gesellschaft zu Prag und der naturforschenden Gesellschaft zu Halle wirklichem, dann der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien correspondirendem Mitgliede 2c. 2c.

Mit 672 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Wien, 1852.

Wilhelm Braumüller,

k. k. Hofbuchhändler.

Druck von J. P. Sollinger's Witwe.

Vorwort.

Das vorliegende Buch ist, wie schon sein Titel andeutet, vorzugsweise für Techniker und Industrielle überhaupt bestimmt und soll nicht blos bei den physikalischen Vorträgen an höheren technischen und Industrie-Schulen als Leitfaden dienen können, sondern zugleich auch den Praktikern, welche eine solche Schule zu besuchen nicht Gelegenheit haben, wohl aber mit den Hauptlehren der Elementar-Mathematik vertraut sind, die Erwerbung jener physikalischen Kenntnisse auf dem Wege des Selbststudiums ermöglichen, welche ihnen in ihren besonderen Sphären unentbehrlich oder mindestens nützlich sind oder überhaupt die Grundfesten jedes rationellen Betriebes eines technischen oder industriellen Unternehmens bilden und zur Technik und Industrie in irgend einer näheren Beziehung stehen. Daß die Erreichung dieses Doppelzweckes eine eben nicht leichte Aufgabe sei und bei dem stets im Auge zu behaltenden Bedürfnisse der Technik und Industrie eine eigenthümliche Auswahl, Anordnung und Darstellung der vorzutragenden Materien fordere, wird gewiß jeder Sachkundige zugestehen. Der Verfasser ist weit entfernt, sich einzubilden, daß er diese schwierige Aufgabe völlig gelöst und die besagte Auswahl, Anordnung und Darstellung in ganz richtiger Weise getroffen habe; glaubt jedoch die Anerkennung erwarten zu dürfen, daß er keinen falschen Weg zu dem

sich gesetzten Ziele eingeschlagen, demselben möglichst nahe zu kommen keine Mühe gespart habe und diese Mühe auch nicht ganz erfolglos gewesen sei. Eine angenehme Zugabe zu dem Buche dürften die demselben angehängten zahlreichen physikalischen Tabellen bilden, deren hohen Werth jeder bald schätzen lernt, der sich einem ernstlicheren Studium der Physik, insbesondere in ihren technischen und praktischen Beziehungen, widmet.

Dr. F. Heßler.

Handbuch

der

Naturlehre.

Einleitung.

1. Die Naturlehre ist, nach der Bedeutung des Wortes (Lehre von der Natur), der systematische Unterricht über die Sinnen- oder Körperwelt, über die Eigenschaften und Veränderungen der Körper und über die Gesetze und Ursachen dieser Eigenschaften und Veränderungen.

Körper heißt alles, was einen begränzten Raum ausfüllt. Bei jedem Körper ist das, was den Raum ausfüllt, d. i. die Substanz oder Materie, das innere Wesen des Körpers, von dem Raume, welchen die Materie ausfüllt, und von der Art, wie sie dies thut, d. i. vom äußern Zustande des Körpers zu unterscheiden.

Die Eigenschaften und Veränderungen, welche den Körpern blos in Bezug auf ihre Substanz oder Materie (ihre materielle Beschaffenheit) zukommen, heißen materielle, und die Eigenschaften und Veränderungen, welche blos den äußeren Zustand der Körper betreffen, werden räumliche Eigenschaften und Veränderungen genannt.

Die Kugelgestalt der Wassertropfen, die Zusammendrückbarkeit der Körper, ihre Ausdehnbarkeit durch die Wärme, gehören zu den räumlichen Eigenschaften. Das Zermalmen eines Stückes Kreide im Mörser, das Aushämmern eines Stück Kupfers zu einer Platte, sind räumliche Veränderungen. Der eigenthümliche Geschmack des Kochsalzes, die Eigenschaft des Eisens an der Luft zu rosten, sind materielle Eigenschaften, und die Umwandlung der Kreide in Gyps mittelst Vitriolöl und des Kupfers in Messing durch Zusammenschmelzen mit Zink sind materielle Veränderungen.

2. Jede Eigenschaft oder Veränderung der Körper ist, in wiefern sie durch die Sinne wahrgenommen wird, d. h. erscheint, eine Erscheinung (Phänomen), und man faßt deswegen die räumlichen Eigenschaften und Veränderungen unter dem Ausdrucke räumliche Erscheinungen, die materiellen Eigenschaften und Veränderungen hingegen unter der Benennung materielle Erscheinungen zusammen.

3. Die Körper unterscheiden sich in Bezug auf die Erscheinungen, die sie zeigen, wesentlich von einander, je nachdem sie organisch oder unorganisch, lebend oder leblos sind. Daher wird auch die gesammte Körperwelt in drei Hauptreiche, nämlich das Thierreich, das Pflanzenreich und das Mineralreich abgetheilt.

4. Die Naturlehre hat der Bedeutung des Wortes nach, also über alle materiellen und räumlichen Erscheinungen, welche sämmtliche

Thier-, Pflanzen- und Mineralkörper in allen ihren Zuständen und Beziehungen darbiethen und über die Gesetze und Ursachen aller dieser Erscheinungen zu handeln; kann aber in diesem weiten Sinne des Wortes (in welchem sie gewöhnlicher Naturwissenschaft genannt wird), da ein gründlicheres Studium derselben wegen der unendlich großen Zahl und Mannigfaltigkeit der Körper und der Erscheinungen, die sie umfaßt, die Zeit mehrerer Menschenleben erfordert, nicht den Gegenstand des vorliegenden Buches ausmachen. Diesen bildet vielmehr das, was man Naturlehre im engeren Sinne des Wortes oder Physik nennt, d. i. eine Wissenschaft, welche zwar ebenfalls von allen Körpern (den organischen und unorganischen, den Thier-, Pflanzen- und Mineralkörpern) handelt, an denselben aber nur die räumlichen Erscheinungen, deren Gesetze und Ursachen betrachtet, und gar nicht darum frägt, ob ein Körper organisch oder unorganisch, lebend oder leblos sey und was er für besondere von diesen Zuständen abhängige Erscheinungen zeige, sondern sich um ihn nur in sofern bekümmert, als er etwas einen begränzten Raum Erfüllendes ist, und Erscheinungen darbiethet, welche auf diesen Raum und die Art seiner Ausfüllung sich beziehen.

Die Betrachtung der übrigen Erscheinungen, welche die Körper blos als organische oder lebende Wesen, oder in Bezug auf das Wesen ihrer Materie u. s. w. zeigen, so wie die Betrachtung der Gesetze und Ursachen dieser Erscheinungen, überläßt die Physik anderen besonderen Wissenschaften, welche mit der Physik zusammengenommen die Naturlehre im weiteren Sinne (Naturwissenschaft) ausmachen. Namentlich gehören alle materiellen Erscheinungen, deren Gesetze und Ursachen einer für sich bestehenden sehr wichtigen und ausgedehnten Wissenschaft an, welche den Namen Chemie führt. Doch kann die Physik die materiellen (chemischen) Erscheinungen aus ihrem Bereiche nicht ganz ausschließen, da die räumlichen (physikalischen) Erscheinungen mit den materiellen (chemischen) häufig in einem so innigen Zusammenhange stehen, daß sie, von einander getrennt, sich nicht einmal wahrnehmen, viel weniger gehörig begreifen lassen. Der Physik ist in der That die Chemie, der Chemie aber in gleichem Grade die Physik unentbehrlich. Deswegen wird man in dem vorliegenden Handbuche der Physik auch manches eigentlich dem Gebiete der Chemie Angehörige finden; jedoch gerade nur so viel, als zu besserer Verständlichkeit des eigentlichen physikalischen Inhaltes unumgänglich erforderlich ist.

5. Zur Kenntniß der physikalischen Erscheinungen gelangt man:

entweder durch Beobachten d. i. durch aufmerksames sinnliches Wahrnehmen der Zustände, in welche die Körper ohne unser Zuthun, blos durch die freie Thätigkeit der Natur versetzt werden;

oder durch Versuche-Machen (Experimentiren) d. i. indem wir an den Körpern absichtlich Zustände und Veränderungen hervorrufen, welche sie ohne unser Zuthun entweder nie oder wenigstens zu einer andern Zeit oder in einem andern Grade angenommen hätten.

Indem man zusieht, wie zur Winterszeit das Wasser im Freien gefriert, beobachtet man; wenn man aber im Sommer oder in einem geheitzten Zimmer das Wasser dadurch in Eis verwandelt, daß man dasselbe in einen abgeschlossenen Raum bringt, und aus diesem die Luft und die sich bildenden Wasserdünste schnell und möglichst vollkommen entfernt, so macht man einen Versuch oder experimentirt.

Zu entsprechender Anstellung physikalischer Beobachtungen und Experimente gehören in den meisten Fällen eigene (sogenannte physikalische) Instrumente, ferner von Seite des Beobachters oder des Experimentators ein besonderer Scharfblick und eine eigene Geschicklichkeit in Auffassung, Deutung und Abänderung der Beobachtungen und Versuche, eine genaue Kenntniß der Einrichtung, des Zweckes, der Gränzen der Richtigkeit (Verläßlichkeit) der Instrumente und endlich eine hinlängliche Gewandtheit in Handhabung derselben.

6. Die Ursache einer physikalischen Erscheinung angeben, heißt diese Erscheinung erklären. Läßt sich Alles, was zur Erklärung der Erscheinung angeführt wird, in der Wesenheit auf dem Erfahrungswege nachweisen d. h. durch die Sinne wahrnehmen, oder ist es von der Art, daß wir es für wahr halten müssen, wenn wir nicht an der Nothwendigkeit der Denkgesetze, an der Untrüglichkeit der Operationen unseres Verstandes zweifeln wollen, so ist die gegebene Erklärung eine wahre.

Leider ist man so oft außer Stande, eine solche wahre, unbestreitbare Erklärung der physikalischen Erscheinungen zu geben, und es bleibt, um dem uns angeborenen Drang nach Begründung unserer Wahrnehmungen wenigstens einigermaßen Genüge zu leisten, nichts anderes übrig, als an die Stelle einer wahren Erklärung, eine Erklärung zu setzen, deren wesentlicher Inhalt keineswegs auf dem Erfahrungswege nachgewiesen werden kann, auch nicht als etwas durch die untrüglichen Denkgesetze und Verstandes-Operationen Gebothenes erscheint, also noch nicht gewiß, aber deswegen doch höchst wahrscheinlich ist, weil er mit den Denkgesetzen nicht im Widerspruche steht, und eine große Analogie (Uebereinstimmung) mit wirklichen Ergebnissen der Erfahrung für sich hat. Eine solche wahrscheinliche, einstweilen nur als wahr angenommene oder vorausgesetzte Erklärung heißt eine hypothetische Erklärung oder eine Hypothese.

Die Erklärung des Schallens einer in der Luft aufgehängten und z. B. mit einem Hammer angeschlagenen Glocke, indem man sagt: die kleinsten Körpertheilchen der Glocke werden durch den Schlag des Hammers in eine zitternde (vibrirende) Bewegung versetzt, die Luft, welche die Glocke umgibt, pflanzt diese Bewegung zu unserem Ohre fort und bewirkt so abwechselnd nacheinanderfolgende Eindrücke ungleicher Stärke auf das Ohr, welche die Empfindung des Hörens hervorrufen, ist eine wahre Erklärung: denn eine leise Berührung der schallenden Glocke mit dem Finger überzeugt uns, daß an der Glocke die vorausgesetzte vibrirende Bewegung wirklich vorhanden sey; die Fortpflanzung dieser vibrirenden Bewegung durch die Luft und die angenommene Einwirkung dieser letzteren auf das Ohr folgen nach den Denkgesetzen nothwendig aus der auf dem Erfahrungswege nachweisbaren Elasticität der Luft, und daß diese so wirklich den Vermittler zwischen der vibrirenden Glocke und dem Ohre macht, beweist endlich noch der Umstand, daß man die Glocke, sobald die Luft um sie herum entfernt wird, unter den übrigen vorhin angegebenen Umständen nicht mehr schallen hört.

Wenn man aber das Leuchten der Körper z. B. der Flamme einer brennenden Kerze aus einer vibrirenden Bewegung der kleinsten Theilchen der leuchtenden Körper und aus der Fortpflanzung dieser Bewegung zu unserem Auge vermittelst einer das ganze Weltall erfüllenden, unendlich feinen elastischen Flüssigkeit (Lichtäther genannt) erklärt, so ist diese Erklärung eine

hypothetische; denn weder die angenommene vibrirende Bewegung der kleinsten Theilchen leuchtender Körper noch der Lichtäther lassen sich durch die Sinne als wirklich vorhanden nachweisen. Ihre Annahme wird auch nicht durch die Denkgesetze gefordert; sie steht aber mit diesen Gesetzen und mit den Ergebnissen der Erfahrung nicht im Widerspruche, und für sie spricht die große Uebereinstimmung (Analogie), welche so die Erklärung des Leuchtens der Körper mit der wahren Erklärung des Schallens hat.

7. Die Frage, ob es in Fällen, wo man von irgend einer physikalischen Erscheinung keine wahre Erklärung zu geben vermag, nicht besser sey, sich lieber aller Erklärung zu enthalten, als zu einer blos wahrscheinlichen, hypothetischen seine Zuflucht zu nehmen, muß mit nein beantwortet werden. Denn um eine Erscheinung auch nur hypothetisch erklären zu können, muß man dieselbe bis in's kleinste Detail studiren, sie mit den andern bekannten Erscheinungen genau vergleichen, ihren Zusammenhang mit diesen sorgfältig erforschen, sie endlich nicht selten durch Versuche auf mannigfaltige Weise modificiren und abändern: hiedurch wird in das Heer der mannigfaltigen Erscheinungen, die sonst weniger gründlich erforscht und isolirt stehen geblieben wären, jenes Licht, jene Verknüpfnng durch das Band der Ursache und Wirkung und jene Zurückführung des Mannigfaltigen auf Einheit gebracht, welche allein dem menschlichen Geiste das Ueberblicken, Begreifen und zu Nutzen Machen dieser Erscheinungen möglich macht, und schon deswegen ist es in allen Fällen, wo die Auffindung einer wahren Erklärung nicht gelingt, nothwendig, mindestens sehr nützlich eine hypothetische Erklärung aufzustellen. Wenn man überdies erwägt, daß eine so genaue Erforschung, Zergliederung und Vergleichung von Wahrheiten, wie sie unerläßlich ist, um in das Chaos der Erscheinungen in der Körperwelt Licht, Harmonie und Zusammenhang zu bringen, nicht selten zur Auffindung neuer, fruchtbringender Wahrheiten und Ergebnisse führt, die ohnedem vielleicht für immer verborgen geblieben wären, und daß durch Aufstellung einer Hypothese die wahre Erklärung häufig vorbereitet wird, so stellt sich das Bedürfniß und der Nutzen der Hypothesen als Stellvertreter wahrer Erklärungen ganz außer Zweifel. — So brachte die Annahme (Hypothese) einer mit gewissen Eigenschaften ausgerüsteten (der sogenannten elektrischen) Flüssigkeit die ganz ungleichartig scheinenden Phänomene des Gewitters, des Hagels, des Verbrennens und Erglühens der Körper, der Stellung der Magnetnadel von Süden nach Norden, der Verschmelzung der ungleichartigsten Substanzen zu einem neuen ganz gleichartigen Körper in einen wunderbaren Zusammenhang und innern Einklang. Ohne hypothetischer Ansicht über die Ursache des Verbrennens der Körper wären wir vielleicht nie in den Besitz so vieler und heilbringender Mittel gelangt, einerseits die verderbliche Wuth des Feuers zu hemmen, anderseits dessen Kraft zu den mannigfaltigsten Zwecken des technischen Lebens in dem uns jetzt möglichen Grad zu benützen. Ohne Hypothese von der Luftelectricität gäbe es gewiß keine die furchtbare Gewalt der Gewitter entwaffnenden Blitzableiter.

8. Soll jedoch eine Hypothese den eben ausgesprochenen Werth haben, so muß sie die betreffenden Erscheinungen leicht, einfach, ohne große Umschweife und ohne Hülfshypothesen nicht blos oberflächlich und im Allgemeinen, sondern im Detail erklären, darf zu keinen Folgerungen führen, die den Ergebnissen der Erfahrung oder bereits als wahr und noth-

wendig erwiesenen anderen Sätzen widersprechen, und muß, der Rechnung unterworfen, Resultate liefern, die mit den durch die Erfahrung gegebenen im Einklange oder wenigstens nicht im Widerspruche stehen.

9. Im Grunde führt beinahe jeder weit genug fortgesetzte Versuch, eine Erscheinung zu erklären, zuletzt zu einer Hypothese: denn hat man die Ursache irgend einer Erscheinung in einer andern Erscheinung gefunden, frägt dann wieder um die Ursache dieser zweiten Erscheinung, und geht so weiter immer von dem, eine Erscheinung begründenden Phänomen auf die Ursache wieder dieses Phänomens über, so stößt man, da die Reihe der als Ursachen und Wirkungen verknüpften Erscheinungen einmal ein Ende nehmen muß, zuletzt auf eine Erscheinung, deren Ursache nicht mehr in etwas sinnlich Wahrnehmbaren gefunden werden kann, sondern als außer dem Bereiche der Sinne gelegen, d. i. als übersinnlich gedacht werden muß, und in den meisten Fällen eine bloße Hypothese ist.

Man nennt so eine übersinnliche, also eigentlich unbekannte Ursache, Kraft, und ist genöthigt, so viele Kräfte anzunehmen, als es verschiedene Reihen zusammengehöriger, als Wirkungen und Ursachen verbundener Erscheinungen gibt. (So gibt es eine Schwerkraft, Cohäsionskraft, Adhäsionskraft, magnetische Kraft u. s. w.) Da die Wirkungen aller bisher den physikalischen Erscheinungen zu Grunde gelegten Kräfte aber zuletzt darauf hinausgehen, die Körper oder ihre Theile einander zu nähern oder von einander zu entfernen, so betrachtet man die Anziehungs- und die Abstoßungskraft als Grundkräfte der Natur und alle andere Kräfte als davon abgeleitete. — Zur Erläuterung mag Folgendes dienen: Ein auf der Hand liegender Stein übt auf dieselbe einen Druck aus (Erscheinung), weil er zu Boden zu fallen sucht (Ursache, die selbst zur Erscheinung wird, wenn man die Hand unter dem Stein wegzieht); der Stein fällt aber zu Boden, weil zwischen ihm und der Erde eine Anziehung Statt findet (Anziehungskraft ist demnach der übersinnliche Grund).

10. Die Kräfte, diese im innern Wesen der Natur entspringenden Ursachen der Erscheinungen, bedingen nicht nur das Stattfinden dieser letzteren, sondern schreiben denselben zugleich die Art und Weise dieses Stattfindens, d. i. die Gesetze vor, nach welchen sie erfolgen müssen.

Bei Erforschung dieser Gesetze, welche, da sie ihren Grund in der Natur haben, Naturgesetze genannt werden, führen oft gleichfalls Beobachtungen und Experimente zum Ziel, meistens liefern diese (Beobachtungen und Experimente) aber nur das rohe Material, welches nachher erst der Verstand zur Verarbeitung übernehmen, ordnen und verknüpfen muß, um das in der Erscheinung liegende Gesetz zu enthüllen. Der Verstand leitet so durch Folgerungen, Schlüsse u. s. w. aus den Ergebnissen der Beobachtung und Experimente nicht selten physikalische Wahrheiten ab, zu deren Kenntniß man auf dem Erfahrungswege vielleicht niemals gekommen wäre.

Die ersprießlichsten Dienste leistet bei dieser Ableitung von Gesetzen und anderen Wahrheiten aus den Erscheinungen und vorzüglich bei Bestimmung des Maßes und der Größe dieser letzteren die Mathematik, welche hiebei eine so wichtige Rolle spielt, daß (in Kant's metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft) mit vollem Rechte gesagt werden konnte, es gebe in der Physik nur so viel eigentliche Wissenschaft, als sie Mathematik enthält.

11. Die Erscheinungen, die überhaupt in der Körperwelt vor sich gehen, und insbesondere die räumlichen oder physikalischen Erschei-

nungen müssen sehr oft gewissen Agenzien oder Potenzen zugeschrieben werden, welchen die Hauptbedingung der Körperlichkeit d. i. die Eigenschaft, einen Raum auszufüllen, abgeht, die also unkörperlich sind, mit den Körpern aber in innigster Verbindung stehen, selbe in mannigfaltige Zustände und Wechselwirkungen versetzen, und dadurch die eigentliche Ursache sehr zahlreicher und eben so interessanter als wichtiger physikalischer Erscheinungen werden.

Die Physik muß demnach auch von diesen unkörperlichen Potenzen handeln, die man, ohne ihr eigentliches Wesen zu kennen, mit den Namen Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus bezeichnet, und es ist zweckmäßig, ja nothwendig, die Physik in zwei streng von einander geschiedene Hauptabtheilungen zerfallen zu lassen, nämlich in die Lehre von den Körpern und in die Lehre von den genannten Potenzen und den durch sie bedingten Erscheinungen.

Man hat diese Potenzen früher als eigenthümliche Stoffe betrachtet, und dieselben, da sich an ihnen die allen Körpern zukommende Eigenschaft, ein Gewicht zu haben (wägbar zu sein) nicht nachweisen läßt, unwägbare Stoffe oder Imponderabilien genannt, im Gegensatze zu den Körpern, welche Ponderabilien, d. i. wägbare Stoffe heißen. Die Vorstellung von eigenen imponderablen Stoffen, als den Ursachen der Licht-, Wärme-, der electrischen und magnetischen Erscheinungen hat sich jedoch in neuerer Zeit als mit den Licht- und magnetischen Erscheinungen ganz unvereinbar, und in Bezug auf die Wärme- und electrischen Erscheinungen wenigstens als sehr zweifelhaft dargestellt.

12. Der Nutzen, den die Physik den Menschen jedes Standes in jedem ihrer Hauptlebensverhältnisse bringt, ist so vielseitig und groß, daß es zur Auseinandersetzung desselben in seinem ganzen Umfange hier an Raum fehlt. Es mag demnach genügen, in Rücksicht auf die eigentliche Bestimmung des vorliegenden Buches blos auf die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Studiums der Physik für Techniker und Gewerbtreibende kurz hinzudeuten. Die meisten in der Technik und in den Gewerben in Anwendung kommenden Processe, Operationen, Apparate, Werkzeuge und Maschinen beruhen auf physikalischen Grundsätzen, und sind desto vollkommener, ihrem Zwecke desto entsprechender, je genauer sie nach den Lehren der Physik ausgeführt und gehandhabt werden. Ja die alleinige Hinweisung auf die Wärme, die in den meisten Gewerben, in der gesammten Technik eine so hochwichtige Rolle spielt, und deren Wirkungen, deren zweckmäßigste Erzeugung und Verwendung nur die Physik lehrt, stellt die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieser Wissenschaft für Techniker und Gewerbtreibende ganz außer Zweifel, und es wird eine Hauptaufgabe dieses Handbuches sein, die physikalischen Lehren stets mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Technik, in den Künsten und Gewerben darzustellen.

Erste Abtheilung.

Von den Körpern oder wägbaren Stoffen.

I. Abschnitt.

Von den allgemeinen Eigenschaften der Körper.

1. Eigenschaften, welche allen Körpern ohne Ausnahme zukommen, heißen allgemeine Eigenschaften der Körper. Es sind folgende:

1. Ausdehnung.
2. Figurabilität.
3. Undurchdringlichkeit.
4. Trägheit.
5. Theilbarkeit.
6. Porosität.
7. Zusammendrückbarkeit.
8. Ausdehnbarkeit.
9. Schwere.

2. Ausdehnung ist die (schon im Begriffe eines Körpers liegende, d. i. wesentliche) Eigenschaft, einen Raum einzunehmen. Der begränzte Raum selbst, welchen die Materie eines Körpers einnimmt, heißt das Volum oder der Rauminhalt des Körpers. Die Art der Begränzung dieses Raumes bestimmt die Gestalt oder Figur des Körpers. Jeder Körper hat daher eine Figur, d. h. besitzt **Figurabilität.** Sehr viele Körper und oft selbst noch die kleinsten Theile derselben, besitzen bekanntlich eine sehr regelmäßige oder wenigstens symetrische Gestalt, wie dies bei den Krystallen und bei unzähligen Thier- und Pflanzen-Körpern der Fall ist. Interessant sind in dieser Beziehung: der Schnee, der bald als sechseckige Blättchen, bald als feine Nadeln u. s. w. fällt; die Staubtheilchen von Schmetterlingsflügeln, die dem gehörig bewaffneten Auge als lauter kleine Federchen mit Kiel und Bart erscheinen; das Blut, das sich unter dem Mikroscop in unzählige, in einer Flüssigkeit schwimmende Kügelchen auflöst; Querschnitte von Hölzern, an denen uns das Mikroscop die größte Regelmäßigkeit im inneren Gefüge zeigt u. s. w. Erwähnt zu werden verdient endlich noch, daß an den organischen Körpern runde, und an den unorganischen eckige Formen vorherrschen.

3. Das Volum oder der Rauminhalt hat bei verschiedenen Körpern eine verschiedene Größe, und läßt sich, wenn die Körper eine geometrische Gestalt haben, nach den Vorschriften der Geometrie messen, d. h. durch eine Zahl ausdrücken, welche das Verhältniß des in Frage stehenden Rauminhaltes zu

irgend einem als Einheit (Maß) angenommenen Rauminhalte angibt. Um aber eine solche Messung vornehmen zu können, muß, wie bekannt, vor Allem die Grundlage derselben, d. i. irgend eine Längeneinheit (Einheit zum Messen der Längen-Dimensionen) festgestellt sein; ein Quadrat, dessen jede Seite der Längeneinheit gleich ist, dient dann als Einheit beim Messen der Flächen, und ein Würfel (Kubus), dessen jede Seite so lang ist, wie die Längeneinheit, wird als Einheit beim Messen der Rauminhalte gebraucht. Fast in jedem Lande hat die angenommene Längeneinheit und die daraus gebildete Flächen- und Volumen-Einheit eine andere Größe und Benennung, und durch Vervielfachen und Unterabtheilen der gewählten Längen-, Flächen- und Volumen-Einheiten entstanden die verschiedenen, größeren und kleineren Maße, die in den einzelnen Ländern gebräuchlich sind.

Die den Wiener Maßen zu Grunde liegende Längen-Einheit ist die Klafter; diese wird bekanntlich in 6 Fuß, der Fuß wieder in 12 Zolle, der Zoll in 12 Linien, und die Linie in 12 Punkte abgetheilt. Flächen werden meistens nach Quadrat-Meilen, □Klaftern, □Fußen, □Zollen, □Linien, und Körperinhalte werden nach Kubik-Meilen, Kub. Klaftern, Kub. Fußen, Kub. Zollen und Kub. Linien gemessen.

4. Außer dem Wiener Maße ist dem Physiker, Techniker und Gewerbtreibenden noch vorzüglich die Kenntniß des alt- und neu-französischen, des englischen und des rheinländischen Maßes, so wie des Verhältnisses dieser Maße zu dem Wiener Maße und untereinander wichtig.

Dem altfranzösischen (Pariser) Maße liegt als Einheit die Toise (französische Klafter) zu Grunde, und diese wird wie die Wiener Klafter in 6 Fuße eingetheilt. 1 (Pariser) Fuß enthält 12 Paris. Zolle, und 1 Zoll 12 Paris. Linien. Ein Pariser Fuß mißt 1,0276 Wien. Fuß. — Die Flächen-Maße werden größtentheils auch hier durch Quadrirung (man hat Quadrattoise, Quadratfuß u. s. w.) und durch Kubirung (Kubiktoise, Kubikfuß 2c.) aus dem angegebenen Längenmaße gebildet.

Das neufranzösische (metrische) Maß, welches wegen seiner Unterabtheilung in Zehntheile (Dezimalen) bei der Rechnung sehr große Bequemlichkeit gewährt, hat den Meter, d. i. den 10.000.856sten Theil eines Erdmeridian-Quadranten*) zur Einheit. Der zehnte, hundertste, tausendste Theil des Meters heißt Decimeter, Centimeter und Millimeter. Das Zehnfache, Hundertfache, Tausendfache und Zehntausendfache des Meters heißt Decameter, Hectometer, Kilometer und Myriameter. 1 Meter ist = 3,1635 Wien. Fuß = 3,0784 Pariser Fuß. — Die Einheit des Flächenmaßes bildet die Are, d. i. ein Quadrat, dessen jede Seite einen Decameter (10 Meter) lang ist. Die Are hat demnach 100 Quadratmeter. Der zehnte und hundertste Theil der Are heißt Deciare (= 10 □Meter) und Centiare (= 1 □Meter). Das Zehnfache, Hundertfache, Tausendfache und Zehntausendfache der Are heißt Decare (= 1000 □Met.), Hectare (= 1 □Hectometer = 10.000 □Met.), Kiliare (= 100.000 □Met.) und Myriare (= 1 □Kilometer = 1 Million □Met.) 1 Are ist = 27,7998 Wiener □Klafter. — Das Grundmaß für Körper ist der Litre, d. i. ein Würfel,

*) Erdmeridian-Quadrant ist der vierte Theil (Quadrant) eines durch die beiden Erdpole gehenden Umkreises der Erde.

an welchem jede Seite einen Decimeter lang ist; er ist demnach der tausendste Theil eines Kubikmeters. — Ein Litre ist = 0,707 W. Maß = 0,0316 W. Kub. Fuß. Aus dem Litre werden durch Unterabtheilen und Vervielfachen folgende kleinere und größere Körpermaße erhalten:

Decilitre	= 0,1 Litre	= 0,0001	Kubikmeter.
Centilitre	= 0,01 »	= 0,00001	»
Millilitre	= 0,001 »	= 0,000001	»
Decalitre	= 10 »	= 0,01	»
Hectolitre	= 100 »	= 0,1	»
Kilolitre oder Stère	= 1000 »	= 1	»
Decistère	= 100 »	= 0,1	»
Decastère	= 10.000 »	= 10	»

Die Grundlage der englischen Maße ist das Yard. Ein Yard ist = $\frac{1}{2}$ Faden = 3 engl. Fuß. Der engl. Fuß hat 12 (engl.) Zoll, der engl. Zoll hat 12 (engl.) Linien.

Ein engl. Fuß ist = 0,9642 Wien. Fuß.
= 0,9382 Par. Fuß.
= 0,3047 Meter.

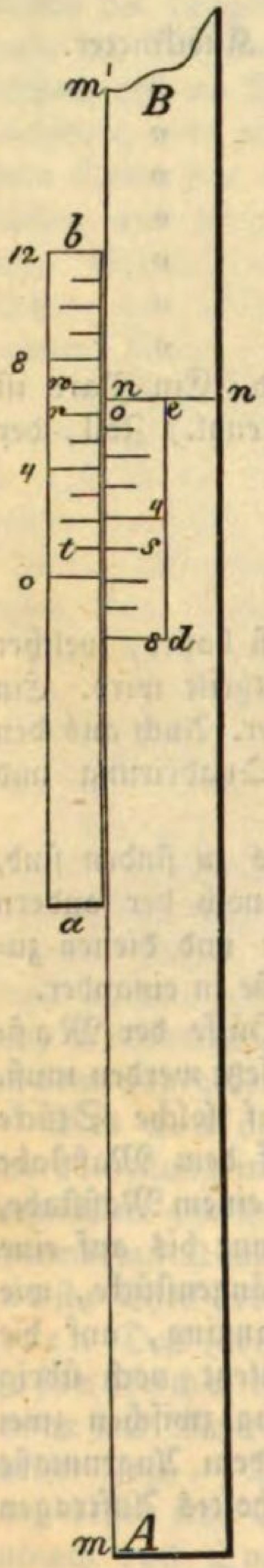
Das rheinische Maß ist auf den rheinländischen Fuß basirt, welcher auch in 12 Zolle und 12 × 12 × = 144 Linien eingetheilt wird. Ein rheinischer Fuß ist = 0,9928 Wien. Fuß = 0,3138 Meter. Auch aus den englischen und rheinischen Längemaßen sind durch Quadrirung und Kubirung Flächen- und Körpermaße gebildet.

Die Tabellen, Nr. I. II. III., die am Ende des Buches zu finden sind, verschaffen eine genaue Kenntniß der hier erwähnten und noch der andern häufiger vorkommenden Längen-, Flächen- und Körpermaße und dienen zugleich zur schnellen Ummwandlung der vorzüglichsten dieser Maße in einander.

5. Das praktische Messen selbst geschieht mit Hülfe der Maßstäbe, deren Einrichtung und Gebrauch als bekannt vorausgesetzt werden muß. Mittelst eines Maßstabes können aber Längen nur bis auf solche Stücke genau gemessen werden, die nicht kleiner sind, als die auf dem Maßstabe vorgezeichneten kleinsten Unterabtheilungen. So lassen sich mit einem Maßstabe, worauf die kleinsten Abtheilungen Wiener Linien sind, nur bis auf eine Wiener Linie genaue Längenmessungen vornehmen. Kleinere Längenstücke, wie sie häufig, — nachdem der Maßstab so oftmals, als es anging, auf die zu messende Längenausdehnung aufgetragen worden, — zuletzt noch übrig bleiben, indem das Ende der zu messenden Längenausdehnung zwischen zwei Theilstriche des Maßstabes hineinfällt, können blos nach dem Augenmaße beiläufig geschätzt werden. Man erfährt z. B. durch wiederholtes Auftragen

des Maßstabes a b (Fig. 1), von dem vorausgesetzt werden soll, er sey 2 Wiener Zoll lang und in Wiener Linien getheilt, daß die Seite m m', der Platte A B, von m bis zum Striche n hin, 3 Zoll 6 und ungefähr $^1/_2$ W. Linie lang sey.

Fig. 1.



Um nun die Länge des zwischen den sechsten und siebenten Theilstrich (r und w) des Maßstabes fallenden, nach dem Augenmaße auf $^1/_2$ W. Linie geschätzten Stückes o n genau zu bestimmen oder (allgemein gesprochen), um durch einen Maßstab Längenausdehnungen bis auf weit kleinere Theile scharf und richtig messen zu können, als sich auf dem Maßstabe deutlich sichtbar und ohne die Genauigkeit seiner Theilung zu beeinträchtigen vorzeichnen lassen, bedient man sich (zugleich mit einem passenden Maßstabe) des sogenannten Nonius oder Vernier, d. i. eines zweiten, gewöhnlich kürzeren Maßstabes, der sich längst des andern (welchen wir der Kürze halber Hauptmaßstab nennen wollen) verschieben läßt, welcher ferner so lang ist als eine gewisse (nach dem Bedürfniß sich richtende) Anzahl der kleinsten Unterabtheilungen des Hauptmaßstabes zusammengenommen, und der endlich in gleiche Theile getheilt worden, deren Zahl um 1 kleiner ist, als die Anzahl jener kleinsten Unterabtheilungen des Hauptmaßstabes, die zusammengenommen die Länge des Nonius ausmachen. So kann der Maßstab d e (in Fig. 1), welcher 9 Wien. Linien lang und in acht gleiche Theile getheilt ist, den Nonius zu dem (in Wien. Linien getheilten) Maßstabe a b abgeben.

Um nun das zwischen dem sechsten und siebenten Theilstriche r und w des Maßstabes a b gelegene Stückchen o n der Linie m n zu messen, schiebt man den Nonius d e längst dem an der Linie m n liegenden Maßstabe a b so weit hin, bis das Ende des Nonius, an welchem die Nummerirung seiner Theilstriche anfängt, d. i. bis der Anfangs- oder Nullpunct des Nonius ganz genau am äußersten Ende n der zu messenden Linie m n eintrifft, sieht dann, der wie vielte Theilstrich des Nonius mit irgend einem Theilstriche des Maßstabes so nahe zusammenfällt, daß man den einen Strich als die Verlängerung des andern betrachten kann (in der Fig. 1 ist dies beim fünften Theilstrich s des Nonius, — vom Ende e, als dem Nullpunkte des Nonius aus gezählt, — der Fall), und berechnet jetzt ganz einfach die Länge von o n auf folgende Weise:

Die Länge von o n ist (wie Fig. 1 zeigt) offenbar gleich dem Unterschiede zwischen der Länge der fünf Unterabtheilungen s e des Nonius und der fünf Unterabtheilungen t r des Maßstabes oder o n = s e — t r. Die Länge einer Unterabtheilung des 9 Linien ($9'''$) langen und in acht gleiche Theile eingetheilten Nonius beträgt aber $^9/_8{}'''$, und die Länge einer Unterabtheilung des in Wien. Linien getheilten Maßstabes ist $= 1'''$; mithin ist

$$o\,n = 5\,^9/_8{}''' - 5 \cdot 1''' ; \quad . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \quad (\dagger)$$

auf gleiche Benennung gebracht, und wirklich abgezogen, so ist

$$o\,n = 5 \cdot {}^9/_8{}''' - 5 \cdot {}^8/_8{}''' = 5 \cdot ({}^9/_8{}''' - {}^8/_8{}''') = {}^5/_8{}''' \; . \; . \; . \quad (\dagger\dagger)$$

Hätte man sich zum Messen von o n eines in Millimeter getheilten Maßstabes bedient, hätte den Nonius 26 Millimeter lang gemacht und in 25 gleiche Theile eingetheilt, wäre ferner bei Verschiebung des Nonius bis an's äußerste Ende von o n hinaus, z. B. der 17^{te} Theilstrich des Nonius mit einem Theilstriche des Maßstabes in eine und dieselbe gerade Linie gefallen, und man hätte die Länge von o n in gleicher Art wie vorher berechnet, so wäre im vorstehenden Ausdrucke (†) 17 anstatt 5, ferner 26 Millimeter ($26^{m.m}$) und $1^{m.m}$ anstatt 9''' und 1''', und 25 anstatt 8 zu stehen gekommen und man hätte als Endresultat für die Länge von o n den Bruch
$^{17}/_{25}{}^{m.m}$ . . . . (†††)
erhalten.

Man sieht demnach schon, daß allgemein eine mittelst irgend eines Maßstabes sammt zugehörigen Nonius bestimmte Länge immer ausgedrückt gefunden werden muß durch einen Bruch (A), dessen Benennung die nämliche ist, wie jene der kleinsten Unterabtheilung (Wien. Linien oder Millimeter u. s. w.) des angewendeten Maßstabes, der ferner zum Zähler die Zahl hat, welche anzeigt, der wie vielte Theilstrich des Nonius mit irgend einem Theilstriche des Maßstabes zusammenfällt, und dessen Nenner die Zahl bildet, welche angibt, in wie viele gleiche Theile der Nonius eingetheilt worden. Die Messungen mit dem Nonius sind demnach etwas rein Mechanisches: man schiebt nämlich, nachdem man vorher sich umgesehen hat, was die kleinsten Theile des Maßstabes für eine Benennung (Linien, Millimeter oder dgl.) führen, und in wie viele gleiche Theile der Nonius abgetheilt ist, diesen letzteren längst dem Maßstabe bis ans äußerste Ende des kleinen, mit dem Maßstabe allein nicht meßbaren Längenstückes hinaus, sieht, der wie vielte Theilstrich des Nonius mit einem Theilstrich des Maßstabes zusammenfällt, und schreibt als Resultat mechanisch einen Bruch hin, der die vorn bei (A) angegebene Beschaffenheit hat, d. h. dessen Benennung die nämliche ist, wie jene der kleinsten Unterabtheilungen des angewendeten Maßstabes, der ferner zum Zähler die Zahl hat, welche anzeigt, der wie vielte Theilstrich des Nonius mit einem Theilstrich des Nonius zusammenfällt, und dessen Nenner die Zahl bildet, welche angibt, in wie viel gleiche Theile der Nonius abgetheilt ist.

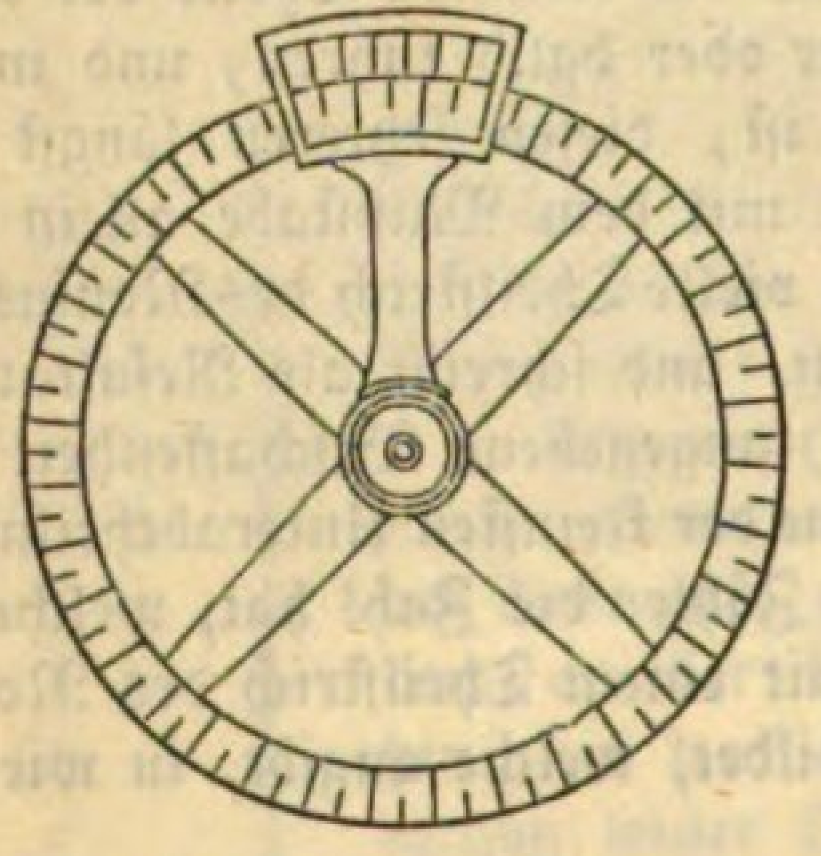
Man sieht zugleich, daß die Benennung jener kleinsten Maßstab-Unterabtheilungen, welche zusammengenommen die Länge des Nonius ausmachen, und die Anzahl der gleichen Theile, in welche der Nonius getheilt ist, die Benennung und Größe des Bruchtheils bestimmen, bis auf welchen man mittelst des Nonius noch genau messen kann. So mißt der 9 Wien. Linien lange und in 8 gleiche Theile oder Achtel getheilte Nonius noch Achtel einer Wien. Linie, und ein 26 Millimeter langer und in 25 gleiche Theile eingetheilter Nonius (an einem in Millimeter getheilten Maßstabe) würde noch Fünfundzwanzigstel eines Millimeters messen.

Endlich ergibt sich aus dem Vorhergehenden auch von selbst die Lösung der Aufgabe, einen Maßstab mit Nonius zu construiren, mit dem sich noch bestimmte kleine Längentheile (z. B. Fünfzigstel eines Millimeters) richtig messen lassen. Man hat nämlich den Maßstab in Theile zu theilen, die dieselbe Benennung haben, wie jene, wovon noch Bruchtheile genau gemessen werden sollen (also nach unserem Beispiel in Millimeter), hat den Nonius, da man mit demselben noch $^1/_{50}$ Millimeter messen will, $50 + 1 = 51$ Millimeter lang zu machen und nachher in 50 gleiche Theile abzutheilen.

Man erhält zu einem Maßstab auch einen Nonius, indem man den zweiten Maßstab, der den Nonius bilden soll, in n + 1 gleiche Theile theilt, wenn man ihn n Unterabtheilungen des Hauptmaßstabes lang gemacht hat. Ein solcher Nonius ist ganz wie einer der ersteren Art zu gebrauchen; nur müssen nach erfolgter Verschiebung desselben bis an den Endpunkt des zu messenden Stückes hinaus die Nonius-Unterabtheilungen von den zwei in eine gerade Linie zusammenfallenden Theilstrichen des Maßstabes und Nonius aus gegen das von dem Endpuncte des zu messenden Stückes abgewendete Ende des Nonius hin gezählt, und ihre Anzahl muß dann bei der Rechnung von einer gleichen Anzahl Maßstabs-Unterabtheilungen subtrahirt werden. Das Resultat ist dann gleichfalls ein Bruch, dessen Benennung, Zähler und Nenner ganz die nämliche Bedeutung haben, wie bei den früheren unter (†) und (††) angeführten Brüchen. Man pflegt Nonien dieser zweiten Art schleichende Nonien zu heißen.

Mittels eines passenden Nonius kann noch $1/_{100}$ Wien. Linie und unter Zuhülfenahme einer Loupe (eines Vergrößerungsglases) selbst $1/_{200}$ W. Linie gemessen werden. — Daß die (krummlinigen) Nonien, die man an getheilten Kreisen oder andern zum Messen von Winkeln oder Kreisbögen bestimmten Instrumenten (also an krummlinigen Maßstäben) angebracht findet (wie in Fig. 2), auf denselben Principien beruhen, auf die nämliche Art construirt und zum Behufe schärferer Winkel- oder Bogen-Messungen ganz so gebraucht werden, wie die Nonien an geradlinigen Maßstäben, leuchtet von selbst ein. Mit einem Nonius, der sich an einem in halbe Minuten eingetheilten Kreis verschiebt, und der 31 Unterabtheilungen des Kreises (also 31 halbe Minuten) lang und in 30 gleiche Theile getheilt ist, können nach dem Vorhergehenden noch Dreißigstel einer halben, d. i. Sechzigstel einer ganzen Minute, also Secunden gemessen werden.

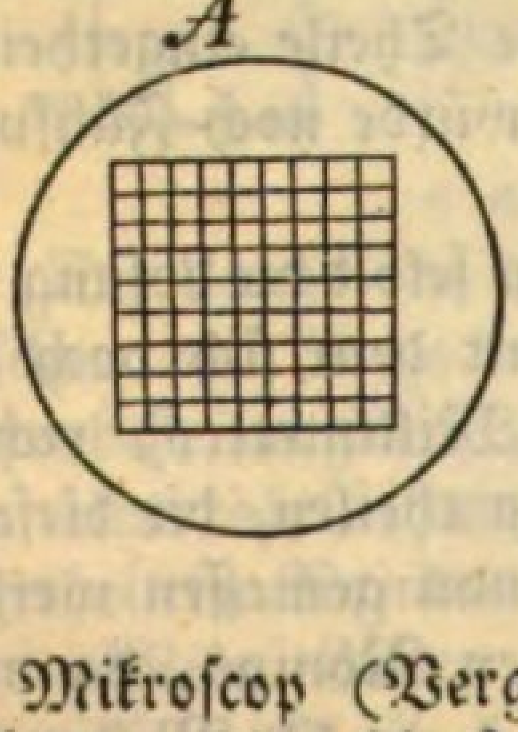
Fig. 2.



6. Ferner sind hier noch folgende, das Messen von Ausdehnungen betreffende Apparate und Operationen anzuführen:

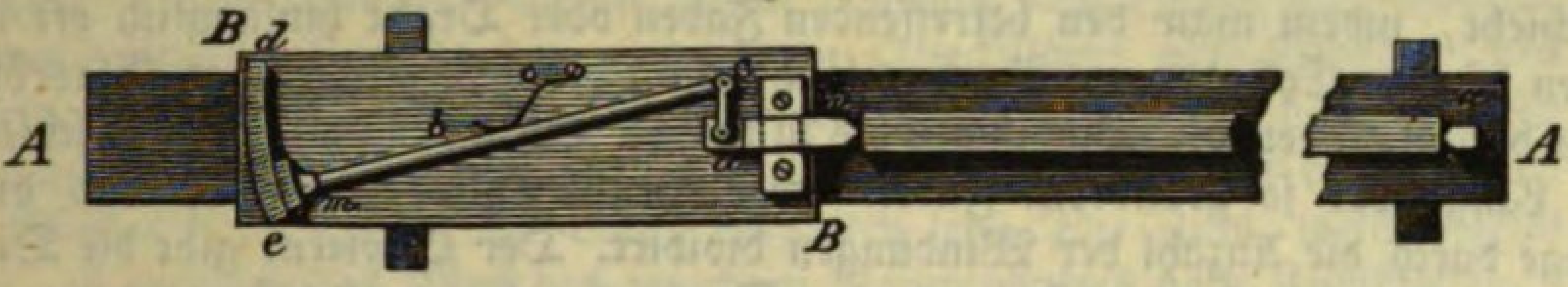
Das Micrometer (Fig. 3), d. i. ein auf einem Planglase A eingeritztes, aus rechtwinklig sich durchkreuzenden Linien gebildetes kleines Gitter, an welchem die Längen dieser Linien und ihrer Unterabtheilungen, somit auch die Flächen der entstandenen Quadratchen bekannt sind. Ist z. B. die Länge einer Wien. Linie mittelst eines Diamentes in 10 oder 20 Theile getheilt, so hat ein solches Quadratchen $1/_{00}$ oder $1/_{400}$ □ Linie in der Fläche. Es dient das Micrometer zum Messen sowohl der Längen- als auch der Flächen-Ausdehnungen kleiner Gegenstände. Man legt diese auf das Gitter und schätzt, bei sehr kleinen Micrometer-Abtheilungen durch ein Mikroscop (Vergrößerungsglas) sehend, nach der Länge der Linie oder nach der Anzahl Quadratchen, die diese Gegenstände decken, die Längen- oder Flächenausdehnung dieser letzteren.

Fig. 3.



Der **Comparator** dient vorzüglich zum Messen des Unterschiedes zweier von einander nicht viel verschiedener Längen, z. B. zweier Maßstäbe, die gleich zu sein scheinen, und gewährt dabei eine viel größere Genauigkeit, als der Nonius. Fig. 4 zeigt eine der verschiedenen Einrichtungen, die man diesem Instrumente geben kann. A A ist eine wohlgeebnete Metallplatte, die

Fig. 4.



an einem Ende einen aus ihrer Ebene hervorstehenden Zapfen a hat, welcher an der einen Seite (in der Figur ist es die linke) eine auf A A vertikal stehende Schneide hat. Am anderen Ende trägt sie die Platte (oder den Schlitten) B B, der sich auf A A der ganzen Länge nach verschieben und mittelst 2 Druckschrauben, die zur Zeichnung leicht hinzugedacht werden können, in jeder Stellung an A A festmachen läßt. Auf diesem Schlitten B B dreht sich um eine vertikale Achse c genau ein Winkelhebel a c b, an dem der eine Arm c b zehnmal länger ist, als der andere Arm a c. Das freie Ende des längeren Armes bewegt sich über einen auf B B festgemachten, in kleine Theile, z. B. in $^1/_{10}$ Wiener Linien eingetheilten Kreisbogen d e und trägt selbst eine kleine, kreisbogenförmige, eingetheilte Platte m, welche für den Bogen d e den Nonius bildet, der z. B. Zehntheile der Unterabtheilung des letzteren, also $^1/_{100}$ W. Linie angibt. Man begreift, daß, da der Arm c b 10mal länger ist, als der Arm a c, das Ende m immer einen 10mal größeren Weg durchlaufen müsse, als das Ende a des Armes a c. (Legt dieses $^1/_{10}$ W. Linie zurück, so bewegt sich m um eine ganze W. Linie weiter.) Um nun den etwaigen kleinen Längenunterschied z. B. zweier Maßstäbe zu ermitteln, legt man den einen dieser Maßstäbe auf die Metallschiene A A, so daß er mit dem einen Ende an der Schneide des Zapfens a anliegt, schiebt dann den Schlitten B B an das zweite Ende des Maßstabes so weit an, daß das in einem Falze, in einem Bügel oder in einer andern passenden Führung hin und her bewegliche, am Ende schneidige Stück n das besagte Ende des Maßstabes berührt, und der Anfangs- oder Nullpunkt des Nonius m ungefähr in der Mitte des Kreisbogens e d steht, worauf man mittelst der vorerwähnten Druckschrauben den Schlitten B B auf der Schiene A A feststellt. Eine Feder o, welche gegen den Hebelarm b drückt, bewirkt, daß der kleine Hebelarm a c die vordere Schneide des beweglichen Stückes n beständig mit dem Ende des Maßstabes in Berührung erhält. Endlich sucht man mittelst einer Loupe den Theilstrich des Bogens d e, welcher mit dem Nullpunkt das Nonius m zusammenfällt. Bringt man hierauf den zweiten der zu vergleichenden Maßstäbe an die Stelle des ersten, so wird, falls die 2 Maßstäbe eine ungleiche Länge haben, der Nullpunkt des Nonius auf dem Bogen d e um eine bestimmte Größe verrückt, die sich eben mit dem Nonius leicht bestimmen läßt, und durch 10 dividirt (weil, wie vorher bemerkt wurde, das Ende m einen 10mal größeren Weg zurücklegt, als das Ende a), den Längenunterschied der 2 verglichenen Maßstäbe gibt. (Comparatoren vorzüglicher Einrichtung findet man im Supplementband zu Baumgartner's Natur-

lehre, und im 8. Bande der Jahrbücher des k. k. Wiener polyt. Institutes beschrieben.

Der Fühlhebel, das Sphärometer und die Micrometerschraube, Instrumente zu sehr scharfen und subtilen Messungen, können, wenn sie gehörig verstanden werden sollen, erst später an einem passenderen Orte beschrieben werden.

Das Messen der Durchmesser dünner Fäden oder Drähte geschieht, indem man den betreffenden Faden oder Draht hinlänglich oft um einen dünnen Cylinder, z. B. ein gleichförmig dickes, cylindrisches Glasröhrchen herumwindet, die Windungen bis zu inniger Berührung an einander schiebt, die Länge des so gebildeten Faden- oder Draht-Cylinders mißt, und diese Länge durch die Anzahl der Windungen dividirt. Der Quotient gibt die Dicke und den Durchmesser des Fadens oder Drahtes, aber natürlich nur dann mit annehmbarer Genauigkeit, wenn das um das Röhrchen gewickelte Stück des Fadens oder Drahtes der ganzen Länge nach eine gleiche Dicke hatte.

Das Calibriren. Darunter versteht man die Untersuchung, ob ein cylindrisches Gefäß, eine Röhre oder ein bestimmtes Stück davon innerlich der ganzen Länge nach eine gleiche Weite habe. Für die Physik ist diese Untersuchung hauptsächlich bei Glasröhren (zu Thermometern, Eudiometern u. s. w.) wichtig, und kann auf zweifache Weise vollführt werden: entweder a), indem man wiederholt gleiche Gewichtsmengen Quecksilber in das zu calibrirende Gefäß (oder Röhre) gießt, den Stand jeder dieser Mengen daran markirt, und durch Abmessung bestimmt, ob jede solche Menge einen Cylinder derselben Länge bildet, in welchem Falle die Röhre ein gleiches Caliber hat, d. h. calibrirt ist; oder b) (was vorzüglich auf engere Röhren anwendbar ist), indem man eine kleine Menge Quecksilber in die Röhre bringt, die Länge des dünnen Cylinders, den es darin in einer Länge von etwa einigen Zollen bildet, z. B. mittelst eines Zirkels mißt, den Quecksilbercylinder im Röhrchen durch allmäliges Neigen dieses letzteren immer um seine (des Quecksilbercylinders) Länge weiter laufen läßt, und jedesmal diese Länge von Neuem mißt. Wenn das Röhrchen überall gleich weit ist, muß natürlich die Länge des Quecksilbercylinders stets die nämliche bleiben.

Das unter a) angegebene Verfahren dient zugleich dazu, Gefäße oder weitere Röhren in gleiche Räume, selbst von bestimmtem Inhalte, zu theilen, wie dieß zu verschiedenen physikalischen und technischen Zwecken häufig erforderlich ist. Die Marken oder Zeichen nämlich, welche an dem zu calibrirenden Gefäß nach Einschütten jeder einzelnen der gleichen Quecksilbermengen in dasselbe, zur Bezeichnung des Standes ihrer Oberfläche gemacht werden, bilden eine Scale, die gleiche Räume in dem Gefäße anzeigt. Soll jeder dieser gleichen Räume eine bestimmte Größe (z. B. von 1 Kub. Zoll, von $^1/_2$ Kub. Zoll, von $^1/_{10}$ Kub. Zoll, von 1 Kub. Centimeter, von $^1/_3$ Kub. Centimeter u. s. w.) haben, so muß jede der gleichen Quecksilbermengen, die nacheinander in das betreffende Gefäß gegossen werden, 1 Kub. Zoll, $^1/_2$ Kub. Zoll, $^1/_{10}$ Kub. Zoll, 1 Kub. Centimeter, $^1/_3$ Kub. Centimeter u. s. w. Rauminhalt haben. Quecksilbermengen solcher Rauminhalte verschafft man sich aber leicht durch Abwägen, wobei der Umstand, daß 1 Kub. Zoll reinen Quecksilbers bei mittlerer Temperatur (14° R.) 14,137 Wien. Loth, mithin $^1/_2$ K. Z., $^1/_{10}$ K. Z. u. s. w. die Hälfte, den zehnten Theil u. s. w. wiegt, als Anhaltspunkt und die diesem Buche angehängte Tabelle Nro. III. zur leichten Verwandlung des

Kubikzolles in Kub. Decimeter, Kub. Centimeter, $^1/_3$ Kub. Centimeter und in die andern gebräuchlichen Körper- oder Rauminhaltsmaße dienen.

Bestimmung des Rauminhaltes 1) eines hohlen Gefäßes und 2) eines massiven Körpers, bei welchen sich wegen ihrer unregelmäßigen Gestalt der Rauminhalt nach den Vorschriften der Geometrie nicht messen läßt.

Ad 1). Man füllt das Gefäß genau voll mit Quecksilber oder Wasser, bestimmt dann das Gewicht des eingefüllten Quecksilbers oder Wassers, und ermittelt (durch Division) wievielmal in diesem Gewichte das bekannte Gewicht eines Kubikzolles Quecksilber (= 14,137 Wien. Loth) oder eines Kubikzolles Wasser (= 1,043 W. Loth) enthalten sey. Die Zahl, welche dieses anzeigt, ist zugleich das Maß des gesuchten Rauminhaltes nach Kubikzollen.

Ad 2). Das hieher gehörige Verfahren kann, um gut begriffen zu werden, erst an einem spätern Orte angegeben, und es soll dort auf diesen Platz hier zurückgewiesen werden.

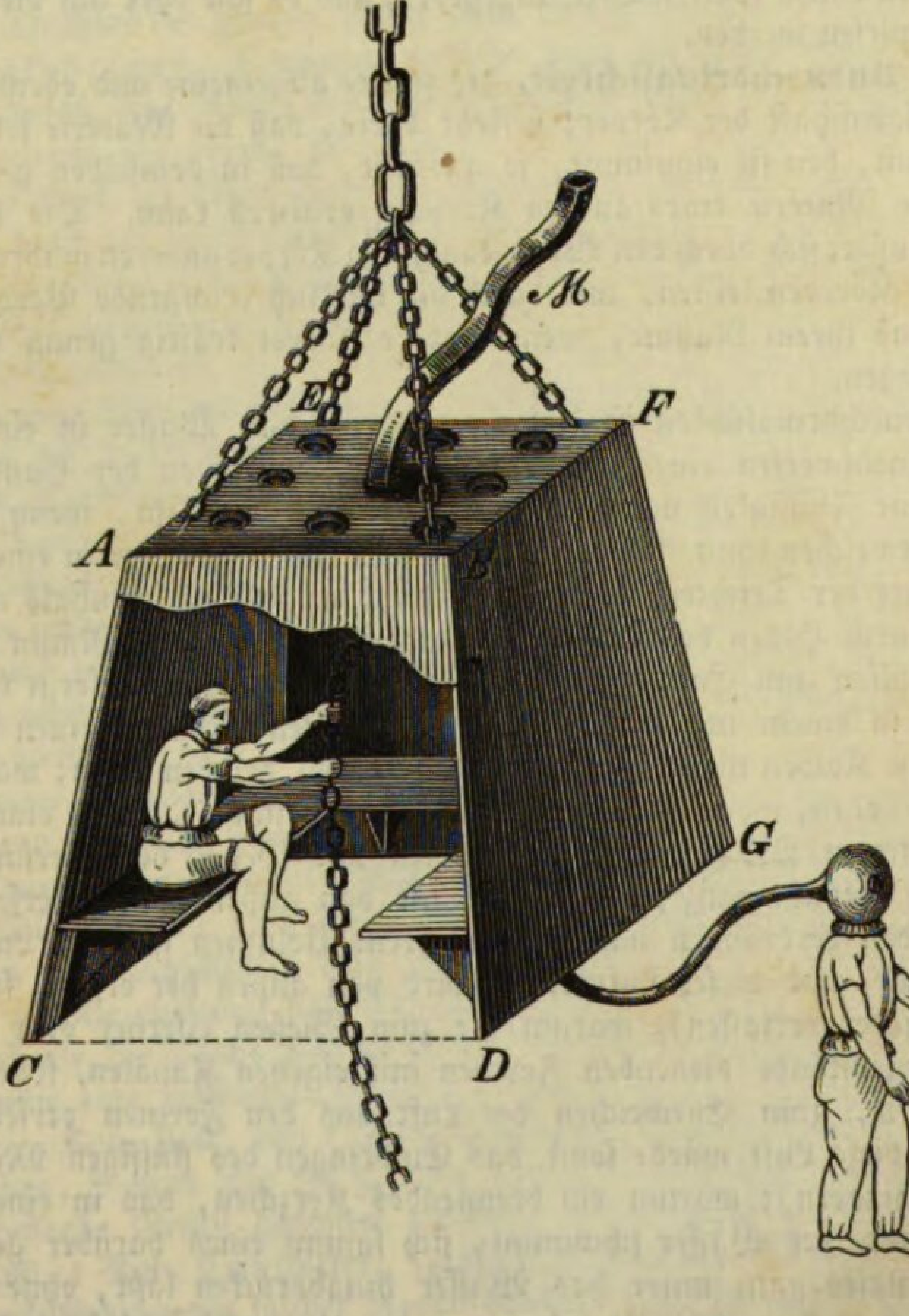
6. Die Undurchdringlichkeit, die zweite allgemeine und ebenfalls eine wesentliche Eigenschaft der Körper, besteht darin, daß die Materie jedes Körpers den Raum, den sie einnimmt, so ausfüllt, daß in demselben gleichzeitig nicht auch die Materie eines andern Körpers existiren kann. Die Undurchdringlichkeit äußert sich durch den Widerstand, den Körper anderen in ihren Raum eindringenden Körpern leisten, und durch die wirklich erfolgende Verdrängung der Körper aus ihrem Raume, wenn andere Körper kräftig genug in diesen Raum eindringen.

Die Undurchdringlichkeit ist Ursache: warum das Wasser in einem Gefäße beim Hineinwerfen eines Steines oder Hineintauchen der Hand steigt; warum sich eine Flüssigkeit nur dann in ein Gefäß füllen läßt, wenn die Luft aus diesem entweichen kann (soll z. B. Wein aus einem Trichter in eine Flasche fließen, so darf der Trichterhals nicht luftdicht an den Flaschenhals anliegen, und es muß durch Heben des Trichters immer für einen freien Raum zwischen den beiden Hälsen zum Entweichen der Luft aus der Flasche gesorgt werden); warum man in einem mit einem Boden versehenen Cylinder einen luftdicht hineinpassenden Kolben nie bis ganz an den Boden drücken kann; warum die Luft in einem Locale, wo viele Menschen versammelt sind (z. B. in einem Hörsaale) nach öfteren Wechseln, d. i. Kommen und Gehen der Versammelten (der Zuhörer) beinahe ganz durch frische Luft von außen her sich ersetzt zeigt (die Kommenden verdrängen nämlich ein ihrem Volumen gleiches Luftvolum aus dem Locale, und dieses Luftvolum wird von außen her ersetzt, sobald sie das Locale wieder verlassen); warum die zum Gießen eiserner oder anderer metallener Gegenstände dienenden Formen mit eigenen Kanälen, sogenannten Windpfeifen, zum Entweichen der Luft aus den Formen versehen sein müssen (denn diese Luft würde sonst das Eindringen des flüssigen Metalls in die Form verhindern); warum ein brennendes Kerzchen, das in einer Korkscheibe steckt und auf Wasser schwimmt, sich sammt eines darüber gestürzten großen Trinkglases ganz unter das Wasser hinabdrücken läßt, ohne zu verlöschen (das Glas kann sich nämlich wegen der Undurchdringlichkeit der Luft, die daraus nicht zu entweichen vermag, nicht mit Wasser füllen und die Kerze befindet sich wenigstens mit dem brennenden Theil immer in der Luft).

Auf der Undurchdringlichkeit der Luft beruht auch die in technischer Beziehung sehr wichtige Taucherglocke, d. i. ein Apparat, mit dessen Hülfe

sich Menschen im Meere oder in Flüssen bis zu nicht unbedeutenden Tiefen hinab begeben und daselbst beliebig lang verweilen können, entweder um, wie dies beim Hafen- und Brückenbaue nöthig ist, Bauten unter Wasser (z. B. die Anlegung von Brückenköpfen, Brückenpfeilern u. s. w.) vorzubereiten und zu führen, oder um versunkene Güter, z. B. verunglückter Schiffe aufzusuchen und aus dem Wasser emporzuschaffen, oder um die Schätze des Meeres, Perlen, Corallen u. s. w. zu gewinnen. Die zweckmäßigste, besonders in England am häufigsten übliche Einrichtung der Taucherglocke ist die zuerst von Smeaton angegebene und nachher noch verbesserte, von welcher die Fig. 5

Fig. 5.



eine Vorstellung gibt. Es besteht diese Taucherglocke aus einem eisernen, in einem Stücke gegossenen Kasten von der Form einer vierseitigen, abgestutzten Pyramide A B C D, der oben bei A B E F zu, unten aber offen und an und für sich schon so schwer ist, daß er ohne Belastung im Wasser untersinkt. Die Höhe

des Kastens beträgt 6' und darüber, und die Seiten CD, D G am offenen Ende sind ungefähr so lang, als der Kasten hoch ist; die Seiten A B, B F am geschlossenen Ende sind verhältnißmäßig kürzer. (Uebrigens erleiden diese Dimensionen nach Umständen und Bedürfniß bedeutende Abänderungen; auch erhält die Glocke nicht selten die Gestalt eines abgestutzten Kegels). Im Deckel A B E F befinden sich mehrere (bis 12) Oeffnungen, mit eingekitteten mäßig dicken Gläsern zum Eintreten des Lichtes in den inneren Kastenraum, und eine Oeffnung von 1 Zoll Durchmesser, in welcher ein elastischer Schlauch M von solcher Länge befestigt ist, daß er bei Versenkung der Glocke selbst zur größten Tiefe, zu der man mit derselben sich überhaupt hinab begeben kann, über die Oberfläche des Wassers hinauf reicht. Durch diesen Schlauch wird mittelst einer Druckpumpe der Glocke stets frische Luft zugeführt, und die durch das Athmen der in der Glocke sich aufhaltenden Menschen verdorbene Luft entweicht (indem die mit Gewalt beständig eingepumpte frische Luft das Wasser aus der Glocke bis an ihren unteren Rand zurückdrängt) in großen Blasen unter diesen Rand hin ins äußere Wasser. — An den Seiten im Innern der Glocke sind Bänke angebracht zum Hinterlegen von Werkzeugen rc., und zum Sitzen für die Arbeiter, welche, in der Tiefe angekommen, von den Sitzen herabsteigen, die Taucherglocke ohne Mühe auf dem Boden hinschieben und ihre Arbeit unter derselben verrichten. Da die in der Glocke vorhandene (hineingepreßte) Luft das Wasser dahin einzudringen verhindert, so befinden sich die Arbeiter stets in einem fortwährend mit frischer, athembarer Luft gespeisten Raume, können daher beliebig lang in der Glocke unter Wasser aushalten und ungehindert arbeiten. Der ganze Apparat hängt an einer Kette von einem Krahn herab (der sich entweder am Ufer oder auf einem Schiffe befindet, welches an dem Platze, wo die Glocke ins Wasser versenkt werden soll, vor Anker gelegt wird) und kann mittelst dieses Krahnes im Wasser emporgezogen und hinabgelassen, auch so weit über das Wasser gehoben werden, daß die Arbeiter auf einem Kahne unter die Oeffnung der Glocke fahren, die mit hinabzunehmenden Sachen (Werkzeuge, Baumateriale u. s. w.) im Innern der Glocke oder an einer vom Glockendeckel herabhängenden Kette befestigen und dann sich selbst auf die für sie bestimmten Bänke begeben können. Die Kette, an welcher die Glocke vom Krahn herabhängt, dient zugleich dazu, den Schall der Schläge an die Oberfläche des Wassers fortzupflanzen, welche die Arbeiter in der Tiefe des Wassers mittelst eines Hammers an die eiserne Glocke geben, und durch welche sie sich mit den am Ufer oder auf dem besagten Schiffe befindlichen, die Glocke dirigirenden Leuten über diese erforderliche Dirigirung u. s. w. verständigen. — Der Tiefe, bis zu welcher man sich mit einer Taucherglocke von der beschriebenen Einrichtung ins Wasser hinablassen kann, wird dadurch eine Gränze gesetzt, daß, wenn einmal eine gewisse Tiefe erreicht worden, die Luft in der Glocke durch die hohe, von der Mündung der Glocke bis an die Wasseroberfläche reichende Wassersäule (die stets in die Glocke einzudringen sucht), einen sehr großen Druck erfährt, den sie auf die in der Glocke befindlichen Menschen überträgt, und den diese ohne Schaden zu leiden endlich nicht auszuhalten vermögen. In einer Tiefe von 32 Fuß unter der Oberfläche des Wassers übt dieses allein auf jeden Quadratzoll der in der Glocke eingeschlossenen Luft, dort, wo sie mit dem Wasser in Berührung steht, einen Druck von nahe $12\frac{1}{2}$ W. Pfund; in einer doppelten, dreifachen Tiefe u. s. w. beträgt auch dieser Druck das Doppelte Dreifache u. s. w. Mittelst einer

aus festem, wasserdichten Stoffe verfertigten Kappe, die der Arbeiter über den Kopf zieht, und um den Hals so luftdicht als möglich festmacht, welche ferner an der vor die Augen des Arbeiters zu liegen kommenden Stelle mit zwei luftdicht eingesetzten Gläsern zum Durchsehen und an der Hinterseite mit einem entsprechend langen elastischen Schlauch versehen ist, dessen Ende im Luftraume der Glocke befestigt ist, kann der Arbeiter auch die Taucherglocke verlassen, und außerhalb derselben in einem bedeutenden Umkreise manipuliren. Die frische Luft, welche durch die vorerwähnte Druckpumpe stets ins Innere der Glocke hineingepreßt wird, gelangt nämlich von hier durch den Kappenschlauch auch in die Kappe, unterhält das Athmen des Arbeiters und verhindert zugleich, indem sie an allen Stellen, wo die Kappe am Hals des Arbeiters nicht ganz luftdicht anschließt mit Gewalt in Blasen hervordringt, das Eindringen des Wassers in die Kappe.

7. Die **Trägheit** oder (bezeichnender) das Beharrungsvermögen ist die Eigenschaft der Körper, den einmal angenommenen Zustand der Ruhe oder Bewegung durch sich selbst nicht verändern zu können. Körper, die in Ruhe sind, können sich nicht selbst in Bewegung versetzen, und Körper, die sich in Bewegung befinden, können durch sich selbst die Bewegung weder ganz vernichten, noch in irgend einer Weise (in Bezug auf Richtung oder Geschwindigkeit) abändern. Jede solche Veränderung kann nur durch etwas von dem Körper Verschiedenes, durch eine Kraft oder durch ein Hinderniß bewirkt werden; ist aber dann um so bedeutender, je größer und merklicher diese Kraft oder dieses Hinderniß, und je andauernder deren Einfluß ist. Da bei allen auf der Erde vorkommenden Bewegungen die rauhe Oberfläche der Körper, worauf andere sich bewegen, oder der Widerstand, den die Luft, das Wasser rc., worin die Bewegung vor sich geht, leisten, solche wirksame Hindernisse bilden, so kann keine wie immer beschaffene irdische Bewegung unverändert und immerwährend fortdauern, sondern muß beständig eine Veränderung erfahren, und nach kürzerer oder längerer Zeit aufhören, während die Bewegung der Himmelskörper, denen keine für sie merklichen Hindernisse im Wege stehen, immer fortdauert. — Ein auf dem Boden fortbewegter Körper kömmt bald zur Ruhe, auf rauhem Boden eher, als auf glattem. Je größer und gewichtiger Schwungräder sind, desto länger bleiben sie in Bewegung, weil die Hindernisse der Bewegung (Reibung, Widerstand der Luft) von denselben leichter überwunden werden, als von kleineren und leichteren Rädern dieser Art. Wir schließen aus der längeren Dauer der Bewegungen bei Verminderung ihrer Hindernisse, daß einmal in Bewegung begriffene Körper sich ewig fortbewegen würden, wenn es gelänge, alle Hindernisse gänzlich zu beseitigen. — Zu weiterer Erläuterung über die Wirkung der Trägheit mag Folgendes dienen: Würde man, um einen im raschen Gange begriffenen Eisenbahntrain schnell stillstehen zu machen, nur allein das an seiner Spitze befindliche Locomotiv und nicht auch gleichzeitig und in gleichem Maße die nachfolgenden Wagons anhalten, so würden diese, im Streben, ihre Bewegung fortzusetzen, auf das Locomotiv einen sowohl diesem als (in Folge der Rückwirkung) auch den Wagons und den Passagieren darin gefährlichen Stoß ausüben; wollte man umgekehrt das Stillstehen des Eisenbahntrains durch plötzliches Hemmen bloß der letzteren Wagons bewirken, so müßte das Beharrungsvermögen des Locomotivs und der vorderen Wagons eine heftige Erschütterung des ganzen Trains, ja, wenn, was meistens der Fall ist, dieses Beharrungsvermögen die Stärke der Verbin-

bung der Wagons untereinander überwiegt, ein Losreißen der gehemmten Wagons von dem übrigen Zug zur Folge haben; — an jeder Maschine, woran mehrere in einander greifende größere Theile mit bedeutender Gewalt in Bewegung sind, müßten Verletzungen und Brüche erfolgen, wenn man alle diese Theile durch plötzliches Anhalten nur eines einzigen stillstehen machen wollte, da die anderen Theile in ihrer Bewegung mit Gewalt zu beharren suchen; wegen des Beharrungsvermögens läuft der ganze Eisenbahntrain noch eine bedeutende Strecke fort, wenn auch der Dampf bereits außer Wirkung gesetzt worden. — Eine Eisenstange, die man etwa in ihrer Mitte kräftig auf einen Amboß schlägt (Verfahren beim Probiren des Eisens), biegt sich an dieser Stelle oder springt, wenn das Eisen spröde ist, von selbst ab, weil, während der in der Hand gehaltene Theil der Stange durch den Widerstand des Amboßes zur Ruhe gebracht wird, das über den Amboß hinausreichende Stück in seiner durch den Schwung erlangten Bewegung noch zu beharren sucht; — Körper, die auf einer bewegten Fläche liegen, gerathen, in der Bewegung, die sie gemeinschaftlich mit der Fläche haben, beharrend, darauf nach vorwärts in Bewegung, wenn die Fläche durch Anstoßen an ein Hinderniß angehalten wird (Vorfallen der auf einem Schiffe stehenden Menschen, wenn dies an's Ufer stößt, — Wirkung der in der Metallurgie zur Aufbereitung der Erze [d. i. Scheidung des tauben Gesteins von den Erzen] angewendeten Stoßherde). Das Beharrungsvermögen ist auch die Ursache der Unmöglichkeit, am Fuße eines Berges, über den man herabläuft, plötzlich stillstehen zu bleiben u. s. w.

8. Theilbarkeit. Alle bis jetzt bekannten Körper lassen sich in kleinere Theile theilen, d. h. besitzen Theilbarkeit. Geschieht diese Theilung durch mechanische Mittel (Zerschneiden, Zerbrechen, Zerreiben, Zerstoßen u. s. w.), so heißt sie eine mechanische, und diese läßt sich unter Anwendung der erforderlichen Gewalt und Werkzeuge bis zu den kleinsten Theilchen, die durch unsere Sinne noch wahrnehmbar sind, fortsetzen. Wie außerordentlich weit sie gehe, zeigen folgende Beispiele: Frei an der Luft liegender Moschus erfüllt ohne am Gewichte merklich zu verlieren, einen großen Raum mit Geruch: es müssen demnach in alle Theile dieses ganzen Raumes Moschustheilchen übergegangen sein, die noch auf den Geruchsinn zu wirken vermögen, und diese Theilchen müssen, da sie alle zusammen noch nicht etwas durch das Gewicht Bestimmbares ausmachen, unendlich klein sein. — Ein Gran Moschus kann 20 Jahre lang einen bedeutenden Raum mit merklichem Geruch erfüllen, wenn darin auch täglich die Luft erneuert, d. h. die vorhandene Luft mit den in ihr vertheilten Moschustheilchen entfernt und durch frische, noch keine Moschustheilchen enthaltende Luft ersetzt wird. — Ein Gran Karmin färbt 20 Pfd. Wasser noch merklich roth, d. h. diese geringe Menge Karmin wird in der großen Wassermenge so vertheilt, daß auf jedes Wassertheilchen ein Theilchen Karmin kömmt. Dem Moschus und dem Karmin mehr oder weniger ähnlich verhalten sich in Bezug auf Theilbarkeit auch die übrigen riechenden und färbenden Stoffe. — Das Gold läßt, wenn man damit auf dem Probirstein einen Strich macht, darauf Theilchen zurück, die sich nur sehen, durchaus aber nicht fühlen lassen; — Kupfer und andere Metalle werden durch die Feile in die kleinsten Theile zertheilt, und durch Zerreiben in eigenen Reib-Maschinen in äußerst feine, kaum fühlbare Pulver verwandelt, die man zum Bronziren, d. i. um nicht metallischen Stoffen, wie Holz, Gyps u. dgl. ein metallisches Aussehen zu geben, verwendet; — Schmirgel, Polirroth und andere Polirmittel werden

durch Zerreiben und Schlemmen, und selbst der härteste aller Körper, der Diamant, wird im Mörser in Körnchen von so außerordentlicher Kleinheit zertheilt, daß die Risse, welche diese Körnchen bei der Operation des Schleifens und Polirens, auf den geschliffenen und polirten Oberflächen z. B. des Stahles, des Glases, der Edelsteine u. s. w. zurücklassen müssen, von dem schärfsten Auge und dem geübtesten Tastsinn nicht wahrgenommen werden können. In Wasser, Essig und vielen anderen Substanzen, wenn sie längere Zeit der Luft ausgesetzt gewesen, sehen wir, aber nur mittelst der besten Microscope, Thierchen (Infusionsthierchen, Infusorien), wovon, nach Leuvenhoek, manche 1000 Millionen Mal kleiner sind, als ein Sandkorn, und diese Thierchen müssen, da sie leben und sich nicht selten auf das Lebhafteste bewegen, überdieß Glieder, Gelenke, Muskeln, Ernährungswerkzeuge u. s. w. besitzen. Die zahlreichen Kügelchen, die uns das Microscop in einem Tropfen Blutes zeigt (siehe §. 2), haben bei den verschiedenen Thieren einen Durchmesser von 0,0036 — 0,0013 Wien. Linien.

9. Molecularkräfte. Ueber die Gränzen der sinnlichen Wahrnehmung hinaus läßt sich die Zertheilung der Körper jedoch nicht treiben, und deßwegen kann die Frage, ob die mechanische Theilbarkeit der Materie überhaupt eine Gränze habe, oder ob wir vielleicht mit der Theilung der Materie zu immer kleineren und kleineren Theilen ins Unbegränzte und ohne Ende fortfahren könnten, wenn uns nur Sinneswerkzeuge und Instrumente von dem dazu gehörigen Grad der Vollkommenheit zu Gebote stünden, auf physikalischem, d. i. auf dem Erfahrungs-Wege mit Bestimmtheit nicht beantwortet werden: jede Antwort, welche die Physik auf diese Frage geben kann, ist nur eine Hypothese. Am meisten Uebereinstimmung mit den Ergebnissen der Erfahrung und mit den bis jetzt bekannten Wirkungen der Naturkräfte gewährt aber die Annahme, daß die mechanische Theilbarkeit der Materie eine Gränze habe, und daß, wenn die Theilung bis zu dieser Gränze wirklich fortgesetzt werden könnte, man zuletzt auf Theilchen kommen würde, die sich mechanisch nicht mehr weiter zerlegen lassen, und deren Substanz (innere materielle Beschaffenheit), Gestalt und Größe als etwas ursprünglich Gegebenes zu betrachten ist. Man nennt solche kleinste Körpertheilchen Atome, und denkt sich einen gleichartigen Körper durch Nebeneinanderlagerung lauter gleichartiger Atome und Verbindung derselben vermittelst zweier ihnen inwohnender Kräfte, einer Anziehungs- und einer Abstoßungskraft gebildet, wovon die erstere die Atome beständig einander zu nähern und in Verbindung zu erhalten sucht, während die letztere die Atome stets von einander zu entfernen strebt, die Anziehungskraft in ihrer Wirkung beschränkend, die unmittelbare Berührung der Atome verhindert und diese in einer bestimmten Entfernung von einander erhält. Die Anziehungskraft betrachtet man als etwas der Materie Eigenthümliches, dieselbe stets Begleitendes (ohne jedoch damit sagen zu wollen, daß Materie ohne Anziehungskraft nicht bestehen könne); die Abstossungskraft hingegen ist höchst wahrscheinlich keine Eigenthümlichkeit der Materie, sondern nur eine Aeußerung dessen, was man als Ursache der Wärmeerscheinungen ansieht und mit dem Worte Wärme bezeichnet. Ueber die Wärme und ihre Wirkungen kann erst in der Folge gehandelt werden. Körpertheilchen, die zwar noch theilbar, aber schon so klein gedacht werden, daß sie wegen ihrer Kleinheit einzeln nicht mehr sinnlich wahrnehmbar sind, pflegt man Molekel (molécules) zu nennen. Durch Nebeneinanderlagerung und Verbindung von

Atomen werden daher zunächst Molekel (Atomengruppen) und durch Nebeneinanderlagerung und Verbindung von Molekeln werden erst Körper gebildet. Die nämliche Anziehungs- und Abstoßungskraft, welche zwischen einzelnen Atomen thätig ist, muß natürlich auch den Atomengruppen oder Molekeln anhängen und dieselbe Wirkung auf sie äußern, wie auf die Atome; man pflegt deswegen diese Kräfte auch Molecularkräfte zu nennen. Indem die Molecularkräfte gleichzeitig wirken und sich gegenseitig bekämpfen, erhalten die kleinsten Körpertheilchen eine bestimmte Anordnung und Verbindung nebeneinander, und so entstehen Körper. Die Art dieser Anordnung und Verbindung der Körpertheilchen zu einem Ganzen bestimmt das, was man Aggregationszustand (Aggregationsform) der Körper nennt, von welchem an einem andern Orte dieses Buches ausführlich die Rede sein wird. Die Annahme beider Kräfte ist, wie die Folge zeigen wird, durch die Erscheinungen in der Körperwelt geboten.

10. Chemische Anziehung. Die mechanisch nicht mehr theilbaren Atome der Körper können jedoch meistens noch chemisch weiter zertheilt, d. h. durch die Wirkung eigenthümlicher sogenannter chemischer Kräfte noch in Theile zerlegt werden, welche rücksichtlich ihrer Substanz (materiellen Beschaffenheit) sowohl untereinander, als von dem ganzen Körper, dessen letzte Bestandtheile sie bilden, verschieden sind. Die Theilbarkeit der Materie durch chemische Kräfte, d. i. die chemische Theilbarkeit geht demnach noch viel weiter, als die mechanische Theilbarkeit. Nur bei wenigen der bekannten Körper — man zählt deren im Ganzen 58 — wollte eine solche chemische Zerlegung in ungleichartige Bestandtheile nicht gelingen, und man betrachtet diese Körper demnach als einfache Stoffe, im Gegensatze zu allen übrigen Körpern, welche zusammengesetzte Stoffe genannt werden. Die kleinsten weder mechanisch noch chemisch weiter zerlegbaren Körpertheile heißen einfache Atome, und jedes kleinste, zwar nicht mehr mechanisch, wohl aber noch chemisch zerlegbare Theilchen wird ein zusammengesetztes Atom oder auch eine chemische Verbindung genannt. Ein einfacher Stoff oder Körper ist demnach durch Nebeneinanderlagerung (Aggregirung) und Verbindung einfacher gleichartiger Atome und ein zusammengesetzter Stoff oder Körper ist durch Nebeneinanderlagerung und Verbindung zusammengesetzter Atome gebildet anzusehen. Jeder zusammengesetzte Körper ist natürlich auch eine chemische Verbindung. Von den einfachen Atomen muß angenommen werden, daß ihre Größe, ihre Gestalt und ihre substantielle Beschaffenheit ursprünglich gegeben und unveränderlich, und bei den verschiedenen einfachen Stoffen verschieden sei: wenigstens kann man sich nur unter dieser Voraussetzung gewisse Erscheinungen, z. B. warum durch einen feinen Riß eines Glas- oder anderen Behältnisses wohl Wasserstoffgas, nicht aber atmosphärische Luft und noch weniger Weingeist entweichen kann, in naturgemäßer Weise erklären. Die Kraft, welche ungleichartige einfache Atome zu gleichartig erscheinenden zusammengesetzten Atomen vereinigt, und deren Wirkung nur in einer gegenseitigen Anziehung dieser einfachen Atome bestehen kann, wird chemische Anziehung, chemische Verwandtschaft oder Affinität genannt, und in der Thätigkeit dieser nach eigenthümlichen (den sogenannten chemischen Gesetzen) wirkenden Kraft liegt der letzte Grund einer jeden chemischen Verbindung. Das Nähere über das Wesen und die Gesetzmäßigkeit der chemischen Anziehung oder Verwandtschaft, so wie über die von ihrer Wirkung abhängigen Erscheinungen, gehört in das Gebiet der

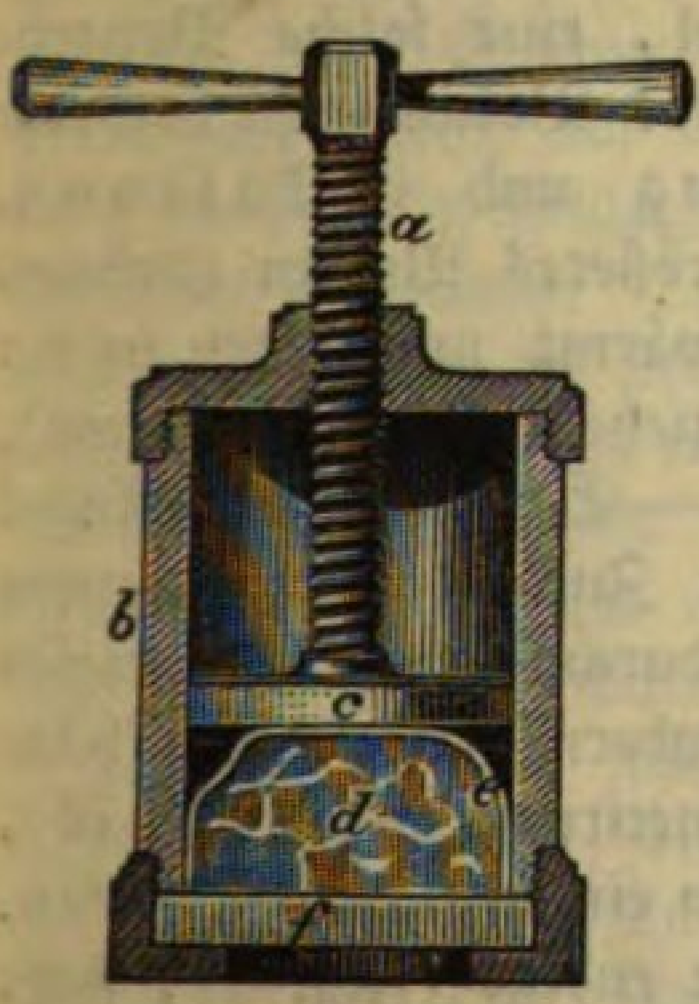
Chemie und muß dort gesucht werden. Der Inhalt der vorstehenden zwei Paragraphe macht in seiner Wesenheit die Grundzüge der sogenannten atomistischen Theorie aus, welche, wie schon früher bemerkt worden, mit den physikalischen, vorzüglich aber mit den chemischen Erscheinungen in der Körperwelt am besten in Uebereinstimmung steht, weswegen sie auch die meisten und geachtetsten Physiker und Chemiker als Anhänger zählt.

11. Porosität. Die Materie, woraus ein Körper besteht, erfüllt nicht alle Theile des Volums, das der Körper einnimmt, sondern viele Volumtheile enthalten diese Materie nicht und können daher von Materie anderer Beschaffenheit eingenommen werden. Diese, die eigenthümliche Substanz des Körpers nicht enthaltenden Volumtheile nennt man Poren, und die Eigenschaft der Körper, solche Poren zu besitzen, Porosität. Diese Eigenschaft findet in der Annahme ihre Erklärung, daß die kleinsten Theilchen, durch deren Nebeneinanderlagerung und Verbindung die Körper gebildet gedacht werden, sich nicht berühren, sondern durch die Abstoßungskraft von einander entfernt gehalten werden. Ohne Abstoßungskraft gäbe es daher keine Porosität. In der verschiedenen Größe und Anzahl der Poren liegt in vielen Fällen der Grund, warum die Körper bei gleichem Volum eine verschiedentlich große Masse (Menge von Materie) enthalten. Das Verhältniß der Masse eines Körpers zu seinem Volum bestimmt das, was man seine Dichte nennt. Die Dichte eines Körpers ist aber desto größer (oder der Körper heißt desto dichter), je größer bei einem bestimmten Volum die Masse oder je kleiner bei einer bestimmten Masse das Volum ist. Da, vorläufig bemerkt, die Größe der Masse durch das Gewicht bestimmt wird und diesem direkt proportionirt ist, so hat von zwei oder mehreren bestimmten, gleich voluminösen Körpern jener eine größere Dichte, welcher ein größeres Gewicht hat, und die Dichten aller dieser Körper stehen in dem nämlichen Verhältniß, wie ihre Gewichte. Würde ein Wasserkörper von irgend einer Größe z. B. 3 Pfund wiegen, und hätten mit diesem Wasserkörper ganz gleich große Körper von Eisen, Silber, Korkholz, Quecksilber u. s. w. die Gewichte 24 Pfund, 33 Pfund, $^3/_4$ Pfund, 42 Pfund u. s. w., so stünden die Dichten des Wassers, des Eisens, des Silbers, des Korkholzes, des Quecksilbers u. s. w. in den Verhältnissen $3:24:33:{}^3/_4:42$ u. s. w. Nimmt man jetzt die Dichte des Wassers als Einheit an, um damit die Dichten des Eisens, des Silbers, des Korkholzes, des Quecksilbers 2c. zu messen, d. h. durch Zahlen auszudrücken, welche anzeigen, wie viel Mal die Einheit (die Dichte des Wassers) in den Dichten der übrigen Körper enthalten ist, so findet man die Dichte des Eisens = 8, des Silbers = 11, des Korkholzes = $^1/_4$, des Quecksilbers = 14 u. s. w., und in diesem Sinne wird auch das Wort Dichte in der Wissenschaft und in der Praxis immer genommen, d. h. man hat sich unter Dichte eines bestimmten Körpers immer eine unbenannte Zahl zu denken, welche anzeigt, wie viel Mal mehr oder weniger Masse (Gewicht) dieser bestimmte Körper hat, als ein ganz gleich großer Wasserkörper. (Die Nothwendigkeit, immer ganz reines Wasser von bestimmter Temperatur als Einheit zum Messen der Dichten zu wählen, wird in der Folge klar werden.)

Bei sehr vielen Körpern (Badeschwamm, Korkholz, Bimsstein u. s. w.) sieht man die Poren schon mit freiem Auge, bei andern (thierischen Häuten, dichten Hölzern 2c.) nur mit dem Vergrößerungsglase, und bei noch andern Körpern (z. B. beim Wasser) gelingt die Auffindung von Poren weder dem

freien noch dem bewaffneten Auge; das übrige Verhalten dieser Körper berechtigt aber, auf das nothwendige Vorhandensein solcher Poren in denselben zu schließen. Da sich aus dem Wasser, wenn man es erwärmt, Luft entwickelt, so muß dasselbe, da die Luft darin wegen der Undurchdringlichkeit der Materie, doch nur in von der Materie des Wassers nicht erfüllten Volumtheilen enthalten gewesen seyn konnte, porös seyn. — Folgende Erscheinungen finden ebenfalls in der Porosität der Körper ihre Erklärung: Steine, die längere Zeit im Wasser gelegen sind, zeigen sich oft durch und durch naß. Der Hydrophan, ein dem Kieselgeschlechte angehöriger, kaum durchscheinender Stein, wird, in's Wasser gelegt, durchsichtig wie Glas (indem die in seinen Poren enthaltene Luft, welche man in Blasen entweichen sieht, durch Wasser ersetzt wird). Beim Gärben zum Behufe der Erzeugung von Leder, dringt der Gerbestoff zu den innersten Fasern der thierischen Häute und verbindet sich mit denselben; um Hölzer (Bauhölzer) gegen das Eindringen des Wassers und gegen die Fäulniß zu verwahren, werden sie mit Theer und mit fäulnißwidrigen Substanzen imprägnirt (Petrificiren, Kyanisiren des Holzes); der Champagner und die Säuerlinge enthalten große Mengen Kohlensäure; irdene Gefäße werden durch Glasiren wasserdicht gemacht; Fließpapier, Sand, Glaspulver nnd andere stark poröse Körper lassen Flüssigkeiten, nicht aber Theilchen fester Körper durch, und werden somit als Filter gebraucht. Gewebe, Hölzer lassen sich durch und durch färben (mit Farbestoff imprägniren), und dämpfen (von Dampf durchdringen); durch die Wände eiserner und kupferner Dampfkessel dringt, ohne daß sie Risse oder schadhafte Stellen besitzen, Dampf und auch Wasser, und durch den Preßcylinder von Gußeisen und Kanonenmetall an hydraulischen Pressen tritt (nach Maudlay's und Farey's Beobachtung) das Wasser in den feinsten Tröpfchen hervor; durch das compacteste Holz, wenn man es als dünne Scheiben in eine passende Presse einspannt, kann man Quecksilber pressen, und dieses hiedurch von Staub und anderen beigemengten Unreinigkeiten reinigen. Man bedient sich hiezu am besten der durch Fig. 6 im Durschnitte anschaulich gemachten Presse von Eisen oder Holz. Wird die Schraube a in den Cylinder b hineingedreht, so drückt der Stempel c das Quecksilber d aus dem Leder- oder Kautschuk-Sacke e durch die Holzscheibe f. — Glüht man Eisen, in Holzkohlenpulver eingehüllt, lange genug und heftig, so wird es vom Kohlenstoffe ganz durchdrungen und in Stahl umgewandelt. — Kohlen glühen, in einem Aschenhaufen vergraben, fort, es muß daher Luft zu ihnen gelangen; 1 Maß Alkohol oder Schwefelsäure und 1 Maß Wasser geben, zusammengegossen, weniger als 2 Maß Flüssigkeit, weil die eine Flüssigkeit in die Poren der anderen eindringt u. s. w.

Fig. 6.



12. Zusammendrückbarkeit und Ausdehnbarkeit sind die allen Körpern zukommenden Eigenschaften, sich bei unveränderter Masse in ein kleineres Volum zusammendrücken und in ein größeres Volum ausdehnen zu lassen. Ein Stück Badeschwamm läßt sich auf $^1/_{10}$ seines ursprünglichen Volums zusammendrücken; Metallmassen werden unter dem Hammer dichter und nehmen

einen kleineren Raum ein. — Luft läßt sich in einem einerseits geschlossenen Cylinder, in den ein Kolben luftdicht hineinpaßt, vermittelst dieses auf $1/5$ oder $1/6$ ihres vorigen Volums zusammendrücken; — Papier, Holz, Gewebe u. s. w. lassen sich bedeutend zusammenpressen nnd verlieren dabei, wenn sie Flüssigkeiten eingesogen enthalten, diese Flüssigkeiten, worauf sich das Ausringen nasser Stoffe, das Auspressen der Oele aus den betreffenden Samen und viele andere in den Gewerben übliche Operationen gründen. — Das Prägen der Münzen oder Medaillen, die Fabrikation des gepreßten Papieres, Leders u. s. f. beruht ebenfalls auf der Zusammendrückbarkeit. Eine am oberen Ende befestigte Metallstange erhält, wenn sie am unteren Ende belastet wird, ein größeres Volum, denn sie wird in einem größeren Verhältnisse länger als dünner. Trockenes Holz, getrockneter Thon, frisch ausgeglühter Gyps ꝛc. saugen beträchtliche Mengen Wasser ein, und nehmen dadurch an Umfang bedeutend zu; nasses Holz, nasser Thon schwindet (verliert an Umfang) beim Trocknen u. s. w.

Die Zusammendrückbarkeit findet ihre Erklärung in der Porosität und in der Annahme, daß die kleinsten Körpertheilchen in Folge der zwischen denselben thätigen Abstossungskraft (§. 9.) nicht in unmittelbarer Berührung stehen, sondern in gewissen Abständen von einander angeordnet sind. Es muß demnach Zusammendrückung oder überhaupt Verkleinerung des Volums eines Körpers durch alles bewirkt werden, was eine Verkleinerung der Poren und eine Verminderung der gegenseitigen Abstände der kleinsten Körpertheilchen (durch Schwächung der Abstossungskraft) zu bewerkstelligen vermag. Vergrößerung der Poren und der Abstände der kleinsten Körpertheilchen von einander (durch Steigerung oder Unterstützung der Abstossungskraft) hat bei derselben Masse der Körper eine Ausdehnung oder Volumsvergrößerung zur Folge.

Fig. 7.



Das wirksamste Mittel, eine solche Vergrößerung oder Verkleinerung des Volums zu bewerkstelligen, ist Erwärmung und Erkaltung. Alle Körper erhalten ein größeres Volum (dehnen sich aus), wenn man sie erwärmt und treten in ein kleineres Volum zurück (ziehen sich zusammen), wenn sie erkaltet werden (†). — Eine metallene Kugel a (Fig. 7), die im kalten Zustande durch einen runden Reif b genau hindurchgeht, kann dieses Loch nicht mehr passiren, sondern bleibt darin hängen (wie in Fig. 7 durch Punctirung angedeutet ist), sobald sie erhitzt wird. — In einem gläsernen Gefäß, das mit einem engen Halse endigt (Fig. 8), sieht man eine Flüssigkeit (z. B. gefärbten Weingeist), die das Gefäß und den Hals bis zu einer Marke erfüllt, beträchtlich über diese Marke hinaufsteigen oder unter dieselbe hinabfallen, je nachdem die Flüssigkeit im Gefäße (z. B. durch Uebertragen desselben aus einem kälteren Lokale in ein wärmeres oder umgekehrt) erwärmt oder erkaltet wird.

Fig. 8.



Die Luft, welche in dem Raume a b (Fig. 9) durch die bis b reichende Flüssigkeit der Flasche abgesperrt ist, nimmt, wie man aus dem Sinken oder Steigen der Flüssigkeit bei b erkennt, einen bedeutend größeren oder kleineren Raum ein, wenn sie auch nur mäßig (z. B. durch Berühren der Kugel a mit der warmen oder mit der durch Eintauchen in kaltes Wasser kälter gemachten Hand) erwärmt oder abgekühlt wird. In beiden letzteren Beispielen erfährt nicht nur der Weingeist und die Luft die erwähnte Ausdehnung und Zusammenziehung, sondern gleichzeitig auch das Materiale der diese Flüssigkeiten einschließenden Gefäße selbst, aber in einem bei weitem geringeren, nicht bemerkbaren Grade. — Wie das Eisen, der Weingeist und die Luft in den angeführten Beispielen, verhalten sich bei Erwärmung und Erkaltung alle Körper. Wenn Thon, Holz, Leder u. s. w. bei Erwärmung sich zusammenziehen (Schwinden thönerner und porzellanener Gefäße beim Brennen), so bildet das keine Ausnahme von dem vorn unter (†) ausgesprochenen Gesetze, sondern hat seinen Grund in einer durch die Erwärmung bewirkten Verflüchtigung oder Zerstörung fremder Stoffe, welche durch ihre Anwesenheit in den Poren dieser Körper eine größere gegenseitige Annäherung der Massetheilchen dieser letzteren verhinderten, oder aber in einer durch die Erwärmung veranlaßten innigeren chemischen Verbindung der Bestandtheile dieser Körper (wie dies beim Thon der Fall ist, dessen Bestandtheile, die Thon- und Kieselerde, sich in der Hitze inniger vereinigen.)

Fig. 9.



Eine gehörige Berücksichtigung der Volumsveränderung der Körper in der Wärme ist in vielen Fällen sehr nützlich und nothwendig. Metallene Ringe oder Reife müssen im heißen Zustande z. B. auf hölzerne Wellen, auf die Nabe oder den Kranz eines Rades u. dgl. aufgeschlagen werden, damit die bei ihrem Erkalten stattfindende Zusammenziehung sie auf dem Holze fester haften mache; beim Schmieden eiserner und beim Gießen metallener Gegenstände überhaupt, muß auf das Zusammenziehen beim Erkalten Rücksicht genommen werden, widrigenfalls sie zu klein ausfallen. Ein Glasstöpsel oder ein massiver metallener Cylinder, welche in einem Flaschenhalse oder in einem hohlen Cylinder so fest stecken, daß man sie nicht herausbringen kann, gehen leicht heraus, wenn man den Flaschenhals oder den hohlen Cylinder durch Erwärmen erweitert. Molard hat (am Conservatorium der Künste zu Paris) Mauern, die auseinander gewichen waren, dadurch einander wieder genähert, daß er durch die Mauern eiserne Stangen durchzog, diese stark erhitzte, dann, so lange die Stangen noch heiß waren, ihre Enden durch Querstangen steckte, diese mittelst auf die Enden der Längenstangen aufgesetzter Muttern dicht an die Mauern anschraubte und dann die Längenstäbe erkalten ließ. Die Gewalt, womit diese Stäbe sich verkürzten, brachte die gewichene Mauer bald wieder in ihre vorige Stellung.

13. Thermometer. Kehrt der Wärmezustand (Temperatur) der Körper zu dem vorigen Grad zurück, so nehmen diese in der Regel genau ihr voriges Volum wieder ein. Die durch Erhöhung oder Erniedrigung der Temperatur bewirkte Zu- oder Abnahme des Volums beträgt nach dem Zeugnisse der Erfahrung in der Regel desto mehr, je mehr die Temperatur erhöht oder erniedrigt

wird, so daß man von der beobachteten Größe der Volums-Vermehrung und Volums-Verminderung eines Körpers auf die Temperatur-Zunahme und Temperatur-Abnahme schließen und letztere Größe (die Zu- und Abnahme der Temperatur) der ersteren (der Vermehrung und Verminderung des Volums) direct proportionirt setzen kann. Instrumente, woran sich die durch Zu- und Abnahme der Temperatur bewirkten Ausdehnungen und Zusammenziehungen eines Körpers messen lassen, dienen demnach zugleich zum Messen der Temperatur selbst, und heißen Thermometer. Die nähere Betrachtung und Würdigung dieser Instrumente, ihrer Einrichtung und Leistungen, mit einem Worte, die Theorie derselben muß man in der Wärmelehre suchen, wohin sie auch schon aus dem Grunde verlegt wurde, weil sie, um gehörig und ohne weitläufige Erklärungen verstanden zu werden, physikalische Kenntnisse voraussetzt, die wir uns erst in den folgenden Capiteln dieses Buches erwerben werden. Da aber lange, bevor noch die Wärmelehre an die Reihe kommen kann, häufig von Thermometern und ihren Anzeigen wird geredet werden müssen, so soll hier nur eine ganz kurze Beschreibung der Einrichtung und des Gebrauches des Quecksilber- und des Weingeist-Thermometers Platz finden, welche Instrumente bei Temperatur-Bestimmungen vorzugsweise angewendet werden, und mit welchen wir vorläufig ausreichen.

Das Quecksilberthermometer (Fig. 10 und 11) besteht aus einer gläsernen, engen, wohl kalibrirten Röhre a c, die an einem Ende (c) eine ihrer Weite angemessene Kugel angeblasen hat. Die Kugel ist ganz und die Röhre in der Regel so weit mit reinem, wohlausgetrocknetem und von Luft befreitem Quecksilber gefüllt, daß bei mittlerer Lufttemperatur das Quecksilber bis ungefähr in die Mitte der Röhre reicht. Das zweite Ende a der Röhre ist verschlossen (zugeschmolzen) und ihre Höhlung von der Quecksilber-Oberfläche bis an dieses verschlossene Ende luftleer gemacht. An der Röhre sind zwei fixe Puncte bezeichnet, der Aufthauungs- oder Eispunkt und der Siedpunkt; ersterer wird dadurch bestimmt, daß man die Kugel sammt Röhre (so weit darin das Quecksilber reicht) in reines zerstoßenes und aufthauendes Eis oder in reinen, eben im Schmelzen begriffenen Schnee senkt, so lange darin beläßt, als die Quecksilbersäule in der Röhre sich zu Folge der Erkaltung noch zusammenzieht (verkürzt) und dann den Punkt, wo das Ende der Quecksilbersäule steht, am Glase bemerkt; letzterer (der Siedpunkt) wird bestimmt, indem man die Röhre sammt Kugel in, durch Destilliren *) wohlgereinigtes siedendes Wasser taucht und an der Röhre wieder den Punkt markirt, wo das Ende der allmälig immer länger werdenden Quecksilbersäule endlich unverrückt

Fig. 10.

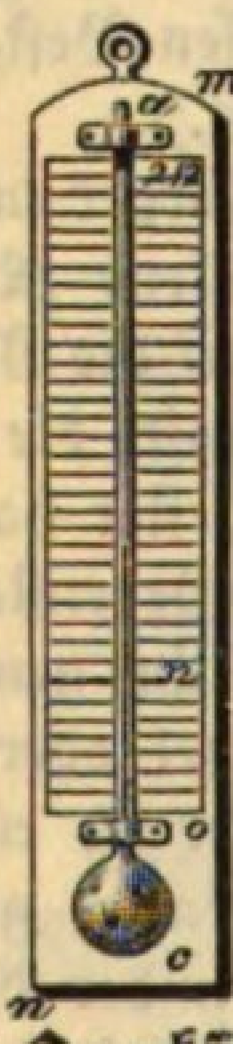


Fig. 11.



*) Wasser destilliren heißt, dasselbe durch Hitze in Dampf verwandeln, und diesen Dampf durch Abkühlung wieder zu Wasser machen. Da sich nur das reine Wasser allein in Dampf auflösen kann, und dieser alle im Wasser enthaltenen Unreinigkeiten zurückläßt, so entsteht aus demselben durch Abkühlung ganz reines Wasser.

stehen bleibt. (Die Vorsichten, die bei allen diesen Operationen zu beobachten sind, findet man vollständig in der Wärmelehre unter dem Artikel Thermometer angegeben.) Der Abstand des Sied- und Eispunktes von einander heißt Fundamentalabstand des Thermometers und wird in eine gewisse Anzahl gleicher Theile getheilt, die man Thermometergrade nennt. Es sind vorzüglich drei verschiedene Unterabtheilungen des Fundamentalabstandes (d. i. drei Thermometer-Scalen) gebräuchlich und zwar die Scale nach Reaumur, wo der Fundamentalabstand in 80, die Scale nach Celsius, wo er in 100, und die Scale nach Fahrenheit, wo er in 180 gleiche Theile getheilt ist. An der Reaumur'schen (oder 80theiligen) Scale, die vorzüglich in ganz Deutschland angewendet wird, ist der Eispunkt mit 0 (Null), und der Siedpunkt mit 80, an der in ganz Frankreich üblichen und auch in der wissenschaftlichen Sprache Deutschlands immer allgemeiner werdenden Celsius'schen (oder 100theiligen) Scale ist der Eispunkt mit 0 und der Siedpunkt mit 100 bezeichnet, und an den in ganz England und in Amerika gebräuchlichen Fahrenheit'schen (180theiligen) Thermometern steht beim Eispunkt 32 und beim Siedpunct $180 + 32 = 212$. Die Grad-Theilstriche sind entweder mittelst einer Diamantfeder (ein in einer Fassung befestigter Diamantsplitter) auf der Thermometerröhre selbst eingerissen, oder (was häufiger der Fall ist) auf einem Streifen (m n) von Metall, Glas oder Holz, worauf die Thermometerröhre sich unverrückbar festgemacht befindet, verzeichnet. Die Theile des Fundamentalabstandes werden auch noch unterhalb des Eispunktes, manchmal auch über den Siedpunkt hinauf, so oft es angeht, aufgetragen, und man nennt die Grade unter dem Eispunkte Kälte- oder negative Grade, die Grade über dem Eispunkt hingegen Wärme- oder positive Grade. Die Kältegrade bezeichnet man kurz mit dem Zeichen —, die Wärmegrade mit +. Führen die Zahlen, welche die Thermometergrade anzeigen, weder das Zeichen — noch + bei sich, oder wird im Allgemeinen nur von Thermometergraden gesprochen, ohne ausdrücklich zu sagen, ob es possitive oder negative Grade sind, so werden damit immer Wärme- oder + Grade gemeint. Die Grade der Reaumur'schen Scale bezeichnet man kurz mit dem Buchstaben R., die Grade der Celsius'schen Scale mit C. und die Grade der Fahrenheit'schen Scale mit F. So bedeutet der Ausdruck $+ 15^0$ R. (oder blos 15^0 R.) 15 Wärmegrade nach Reaumur.

Werden Quecksilberthermometer von der nämlichen Fundamentalabstands-Eintheilung, d. i. lauter Reaumur'sche oder lauter Celsius'sche Thermometer derselben Temperatur ausgesetzt, so muß der Stand des Quecksilbers in allen eine gleiche Anzahl Grade anzeigen, d. h. alle Thermometer müssen genau übereinstimmen; im entgegengesetzten Falle sind sie nicht sorgfältig genug construirt und somit (ausgenommen, wenn die Differenzen in ihren Anzeigen bei allen verschiedenen Temperaturen constante Größen sind, durch deren Addition oder Subtraction man leicht Uebereinstimmung herstellen kann) nicht brauchbar. Thermometer mit verschiedenen Scalen, z. B. ein 80theiliges und ein 100theiliges, können aber, der nämlichen Temperatur ausgesetzt, natürlich nicht eine gleiche Anzahl Thermometergrade zeigen, sondern diese Zahl muß bei demjenigen Thermometer größer sein, dessen Fundamentalabstand (diese bei allen Thermometern ganz durch die nämliche Temperaturveränderung bestimmte Größe) in mehrere Theile getheilt ist, und die Mengen der Thermometergrade, die zwei Thermometer mit verschiedener Scale in derselben Tem-

peratur zeigen, müssen sich direct verhalten, wie die Mengen der Theile, in welche die Fundamentalabstände dieser zwei Thermometer eingetheilt sind. Diese Proportionalität gestattet eine leichte Verwandlung der Anzahl Grade, welche ein Thermometer mit einer der drei angegebenen Scalen zeigt, in jene Anzahl Grade, welche ein Thermometer mit einer der zwei anderen Scalen in der nämlichen Temperatur angeben müßte, oder mit kürzeren Worten ausgedrückt, diese Proportionalität gestattet eine leichte Verwandlung der Anzahl Grade nach einer Scale in die gleichbedeutende Anzahl Grade nach jeder der zwei anderen Thermometerscalen. Wollte man z. B. wissen, wie viel Grade nach Celsius 15 Grade nach Reaumur ausmachen, so hat man, wenn die unbekannte Zahl Celsius'scher Grade mit x bezeichnet wird

$$15^0 : x = 80 : 100$$
$$= 4 : 5 \text{ und daher}$$
$$x = \tfrac{5}{4} \times 15^0 = 18\tfrac{3}{4} \text{ Grade.}$$

Bedeutet allgemein R eine bestimmte Anzahl Reaumur'scher Grade und C die correspondirende oder gleichbedeutende Anzahl Grade nach Celsius, so ist

$$R : C = 80 : 100$$
$$= 4 : 5.$$

Aus dieser Proportion folgt

1) $R = \tfrac{4}{5}\, C$ und

2) $C = \tfrac{5}{4}\, R$. d. h. man verwandelt eine bekannte Anzahl Celsius'scher Grade (C) durch Multiplication mit $\tfrac{4}{5}$ in Reaumur'sche, und man erhält aus einer bekannten Zahl Reaumur'scher Grade (R) Celsius'sche Grade, wenn man erstere mit $\tfrac{5}{4}$ multiplicirt. Je nachdem die zu verwandelnden Grade (C oder R) Wärme- oder Kältegrade sind, ist ihnen das Zeichen + oder — vorzusetzen. So sind nach 1) $-20^0\, C = \tfrac{4}{5} \times -20 = -\tfrac{80}{5} = -16$ Grad nach Reaumur. Um die Anzahl Grade zu bestimmen, die ein Fahrenheit'sches Thermometer in derselben Temperatur zeigen muß, in welcher ein Reaumur'sches Thermometer z. B. 15, oder ein Celsius'sches z. B. 20 Grade zeigt, hätte man, wenn der Eispunkt des Fahrenheit'schen Thermometers so wie jener des Reaumur'schen und des Celsius'schen auch mit 0 (Null) bezeichnet wäre, und man unter dieser Voraussetzung die in Frage stehende Anzahl Grade nach Fahrenheit mit y bezeichnet, einerseits (bei Verwandlung Reaum. Grade in Fahr.)

$$15^0 : y = 80 : 180$$

und andererseits (bei Verw. Celsius'scher Grade in Fahr.)

$$20^0 : y = 100 : 180$$
$$= 5 : 9 \text{ oder}$$
$$15^0 : y = 80 : 180$$
$$= 4 : 9, \text{ somit}$$
$$y = \tfrac{9}{4} \times 15^0 \quad . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \quad 1) \text{ und}$$
$$y = \tfrac{9}{5} \times 20^0 \quad . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \quad 2)$$

Das Fahrenheit'sche Thermometer sollte demnach zu Folge der Gleichung 1) $\tfrac{9}{4} \times 15$ Grade zeigen, wenn ein Reaumur'sches 15 Grade angibt, und müßte nach Gleichung 2) $\tfrac{9}{5} \times 20$ Grade angeben, wenn ein Celsius'sches Thermometer 20 Grade zeigt. Da aber beim Eispunkt der Fahrenheit'schen Scale nicht 0 (Null) (wie auf den zwei andern Scalen), sondern schon 32 steht, so muß in jedem der zwei Fälle zu dem für y gefundenen Werth noch 32 addirt werden, so daß

im ersten Falle $\frac{9}{4} \times 15 + 32$ . . . . (*)
und im zweiten $\frac{9}{5} \times 20 + 23$ . . . . (**)
die wahre Anzahl der correspondirenden Fahrenheit'schen Grade ist. Bezeichnet man nun allgemein die Anzahl der Grade, die ein Reaumur'sches oder ein Celsius'sches Thermometer anzeigt (anstatt mit 15 und 20) mit R und C, und die Anzahl der correspondirenden Fahrenheit'schen Grade mit F, so hat man nach den Ausdrücken (*) und (**)

3) $F = \frac{9}{4} R + 32$, und
4) $F = \frac{9}{5} C + 32$,

und aus diesen zwei Gleichungen folgt wieder

5) $R = \frac{4}{9} (F - 32)$ und
6) $C = \frac{5}{9} (F - 32)$.

Die Gleichungen 3) und 4) dienen zur Umwandlung einer bekannten Anzahl Reaumur'scher und Celsius'scher Grade (R und C) in die correspondirenden Fahrenheit'schen Grade (F) und die Gleichungen 5) und 6) zur Umwandlung einer bekannten Anzahl (F) Fahrenheit'scher Grade in die gleichbedeutende Anzahl Reaumur'scher (R) und Celsius'scher (C). Am leichtesten und schnellsten geschehen diese Umwandlungen mittels eigens berechneter Tafeln, wo in drei vertikalen Columnen die correspondirenden Thermometergrade der drei verschiedenen Scalen in horizontalen Richtungen nebeneinander stehen. Man sehe eine solche Tafel (Tafel Nr. IV) am Schlusse des Buches. Bezüglich der Vorsetzung des Zeichens + oder — vor die zu verwandelnde Grade-Anzahl gilt hier natürlich die nämliche Bemerkung, wie vorn bei den Gleichungen 1) und 2).

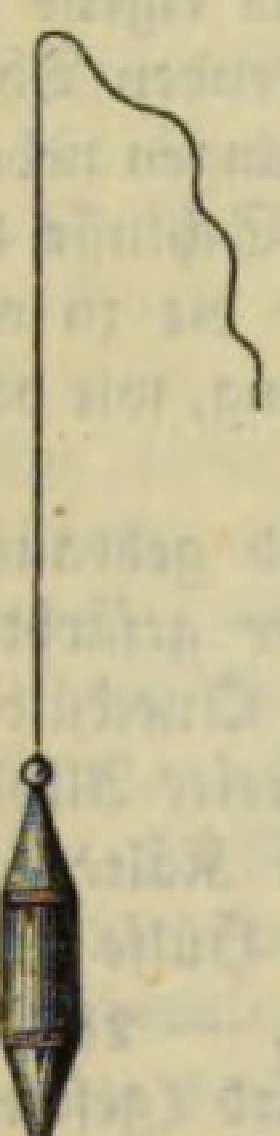
Weingeistthermometer werden ganz so construirt und gebraucht, wie Quecksilberthermometer, nur enthalten sie anstatt Quecksilber gefärbten, möglichst wasserfreien Weingeist (Alkohol). Sie haben vor den Quecksilberthermometern den Vorzug, daß man mittelst derselben (da wasserfreier Alkohol bei keiner noch so niedrigen Temperatur gefriert) die größten Kältegrade messen kann, während die niedrigste Temperatur, die sich mit Hülfe eines Quecksilberthermometers noch in genügender Weise bestimmen läßt, — 28° R., höchstens — 30° R. ist, da das Quecksilber bei — 32° R. fest wird (gefriert) und schon mehrere Grade früher sich nicht mehr der Temperatur-Abnahme proportionirt zusammenzieht. Da bei den Weingeistthermometern die Ausdehnung und Zusammenziehung des in der Röhre eingeschlossenen Weingeistes den Temperaturen nie genau proportionirt ist (was in dem Verfahren bei Verfertigung der Weingeist-Thermometer seinen Grund hat), so geben diese Thermometer niemals ganz richtige Anzeigen, und sind daher eigentlich nur in jenen niedrigen Temperaturen anzuwenden, für welche Quecksilberthermometer nicht ausreichen, oder es sind die Grade, die ein Weingeistthermometer angibt, auf die correspondirenden Grade des Quecksilberthermometers, d. i. auf die Grade zurückzuführen, welche unter den nämlichen Umständen ein gutes Quecksilberthermometer zeigen würde, welche Zurückführung mit Hülfe der Tafel Nr. V am Schlusse des Buches leicht geschehen kann.

14. Schwere. Alle Körper äußern beständig ein Bestreben, sich in bestimmter Richtung gegen die Erde zu bewegen. Sind sie sich selbst überlassen, so fallen sie in dieser Richtung wirklich zur Erde, und werden sie durch eine Unterlage oder dadurch, daß sie an einer Schnur, Stange u. dgl. aufgehängt sind, oder sonst auf eine andere Art am Fallen gehindert, so üben sie in der erwähnten

bestimmten Richtung fortwährend auf die Unterlage einen Druck, und auf die Schnur, Stange oder das Hinderniß überhaupt einen Zug aus. Man nennt die Körper deswegen *schwer* und zählt die *Schwere* unter die allgemeinen Eigenschaften der Körper, sieht diese Eigenschaft als Wirkung einer anziehenden Kraft an, welche zwischen der Erde und den andern Körpern thätig ist, und *Schwerkraft* oder einfach auch *Schwere* genannt wird. Dem Rauche, den Wolken u. dgl. kann man, weil sie sich in der Luft erheben, d. i. von der Erde weg bewegen, eben so wenig die *Schwere* absprechen, als man sie einem Stück Korkholz oder einem Stück Eisen abspricht, weil ersteres im Wasser, letzteres im Quecksilber in die Höhe steigt.

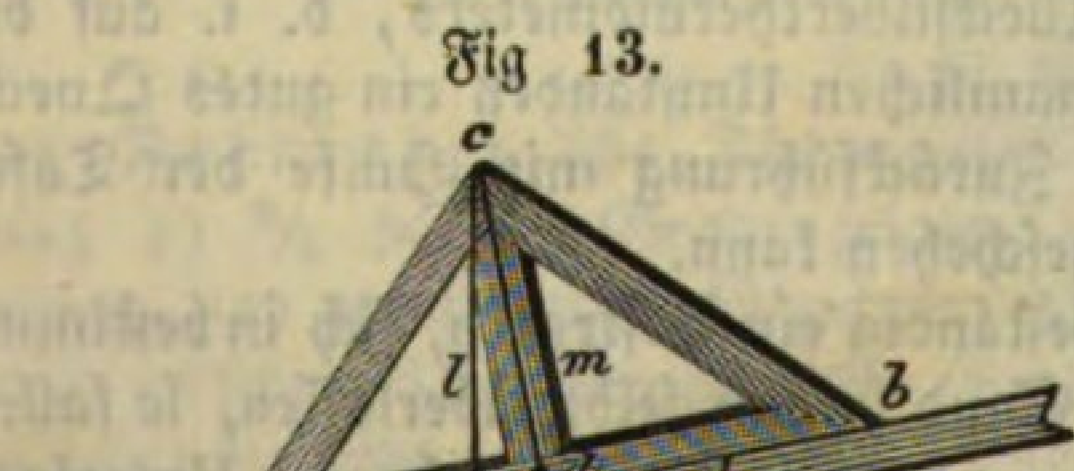
Die *Schwere* kömmt den Körpern nicht blos als Ganzes betrachtet, sondern sie kömmt, wie die Erfahrung lehrt, auch noch den kleinsten Theilchen zu, in die wir die Körper wirklich zertheilen können. Wir schließen hieraus, daß auch die letzten Körpertheilchen, die Atome, noch schwer seien. Die Richtung der Schwere, d. i. die Richtung, in welcher ein Körper (und auch jeder seiner Theile) frei zur Erde fällt oder wenigstens zu fallen sucht, ist nach dem Zeugnisse der Erfahrung immer geradlinig und geht, weit genug verlängert gedacht, stets durch den Mittelpunkt der Erde. Sie heißt *vertikal*, auch *senkrecht* oder *lothrecht*, und jede dieser Richtung parallele Linie heißt eine *Vertikale*, *Senkrechte*, *Lothrechte* oder ein *Loth*. Man bestimmt die Richtung der Schwere am einfachsten mittelst eines biegsamen Fadens, der an einem Ende befestigt ist, und am zweiten Ende einen kleinen, schweren Körper (eine kleine Kugel, einen kleinen, die Spitze nach Abwärts kehrenden Kegel u. s. w. von Metall) trägt (Fig. 12.) Indem dieser kleine Körper zu fallen sucht, spannt er den biegsamen Faden, und bringt ihn in der Richtung, nach welcher er zu fallen sucht, d. i. in der Richtung der Schwere zur Ruhe. Man nennt eine solche Vorrichtung *Bleiloth*, *Senkblei* oder *Senkel*, und macht davon im practischen Leben mannigfaltige Anwendung, z. B. um zu untersuchen, ob ein Gegenstand eine vertikale Stellung habe, oder um Gegenständen (einer Mauer, Säule, dem Ständer oder anderen Theilen einer Maschine u. s. w.) eine vertikale Richtung zu geben. Alles, was dem Bleiloth parallel ist, ist auch vertikal.

Fig. 12.



Jede Linie oder Ebene, auf welcher die Richtung der Schwere senkrecht steht, heißt *horizontal*. Zur Untersuchung, ob eine Linie oder Ebene horizontal sei, oder um eine Linie oder Ebene horizontal zu machen, bedient man sich in den Gewerben häufig der sogenannten *Schrotwage*, die man in Figur 13 abgebildet sieht. a b c ist ein dreieckiger hölzerner Rahmen, an welchem im Punkte c sich ein Bleiloth l befestigt befindet; von dem Befestigungspunkte c aus ist auf der Leiste m eine Linie oder Furche c d gezogen, die auf der unteren ebenen Fläche der Leiste a b genau senkrecht steht. Ist nun der Faden des frei hängenden Bleilothes der Furche auf c d parallel, so hat die untere Fläche der Leiste a b

Fig 13.



eine genau horizontale Lage, und jede Linie (Balken, Latte A Fig. 13), die mit dieser Fläche zusammenfällt oder ihr parallel ist, ist auch horizontal. Um mittelst der Schrotwage die Horizontalität einer Ebene zu prüfen, muß sie nach zwei auf einander senkrechten Richtungen mit der Fläche a b auf diese Ebene gestellt werden. Ist in beiden Stellungen das Bleiloth der Furche auf c d parallel, so ist die Ebene horizontal.

15. Horizontalfläche. Da die geradlinigen Richtungen der Schwere verlängert für alle Punkte der Erdoberfläche im Mittelpunkt der Erde zusammentreffen, und da die Erde die Gestalt einer Kugel hat, so fallen die Richtungen der Schwere mit den Halbmessern der Erde zusammen, und stehen wie diese auf der Erdoberfläche senkrecht. Die Erdoberfläche wird deswegen horizontal, Horizontalfläche, auch Horizont genannt. Begreiflicher Weise kann hier aber nicht die wirkliche Erdoberfläche mit ihren Bergen und Thälern, sondern nur eine ideale Oberfläche gemeint sein, die man sich folgender Maßen gebildet zu denken hat. Nehmen wir an, der atlantische Ocean, die Südsee und alle unter einander in Verbindung stehenden Meere seien für einen Augenblick in Ruhe, so wird ihr ungeheurer Spiegel (aus Gründen, die wir erst später einsehen können) einen Theil einer Kugeloberfläche darstellen, dessen Gränzen die Ufer bilden. Denken wir uns nun, daß die Theile dieser Kugeloberfläche, ihre Krümmung stets beibehaltend, sich nach allen Richtungen unter und über das Festland hin ausdehnen, bis sie nach allen Seiten sich begegnen, so würde eine vollständige, ununterbrochene Kugeloberfläche ohne alle Berge und Thäler entstehen, und diese zum Theil wirkliche, zum Theil ideale Oberfläche ist es, welche man sich zu denken hat, wenn von der auf den Richtungen der Schwere senkrecht stehenden, d. i. horizontalen Erdoberfläche oder Horizontalfläche die Rede ist. Man pflegt diese ideale Oberfläche auch Niveaufläche oder Meeresfläche zu nennen, und meint sie, wenn man z. B. sagt, Wien liege 87 Klafter über der Meeresfläche.

Aus dem vorerwähnten Zusammentreffen aller Richtungen der Schwere im Mittelpunkte der Erde folgt ferner, daß diese Richtungen, oder was dasselbe ist, die Richtungen des Bleilothes, an zwei verschiedenen Orten der Erde nicht parallel sind, sondern einen Winkel mit einander bilden, dessen Spitze in den Mittelpunkt der Erde fällt. Sind die zwei Orte aber nicht weit von einander entfernt, so ist der besagte Winkel am Erdmittelpunkt wegen der großen Entfernung dieses Mittelpunktes von der Oberfläche der Erde (860 geog. Meilen) verschwindend klein, und es können die Richtungen der Bleilothe, also auch der Schwere, an diesen zwei (und ebenso an allen andern nicht weit von einander entfernten) Orten als parallel angenommen werden. (Die Bleilothe an zwei 600 Fuß von einander entfernten Orten machen am Erdmittelpunkt nur einen Winkel von beiläufig 6 Secunden, bei noch geringeren Entfernungen der Orte wird der besagte Winkel eine völlig verschwindende Größe.)

16. Gewicht. Die Größe des Druckes, den ein Körper auf eine Unterlage, oder die Größe des Zuges, den er auf Alles, was ihn zu fallen hindert, in Folge der Schwere ausübt, heißt das Gewicht des Körpers. Alle Körper, ein Stückchen Papier, ein Stein, eine Bleikugel und alle noch so verschiedentlich großen Stücke eines und desselben Körpers fallen an einem und dem nämlichen Orte der Erde mit gleicher Schnelligkeit zu Boden. Dies lehrt uns die Erfahrung, und wir werden uns in der Folge mit Hülfe des unter dem Namen Luft-

pumpe bekannten Apparates von der Wahrheit dessen überzeugen. Hieraus muß man schließen, daß die Schwerkraft auf alle Körper und Körpertheile, also auch auf alle Atome gleich stark wirke und sie mit gleicher Stärke gegen die Erde ziehe. Alle Körperatome müssen daher auf ein Hinderniß, das ihre Bewegung gegen die Erde hemmt, einen gleichen Druck oder Zug ausüben, und es muß somit die Größe dieses Druckes oder Zuges, d. i. das Gewicht, der Anzahl der Atome, d. i. der Menge der Materie (der Masse) proportionirt sein. Das Gewicht eines Körpers ist daher das wahre Maß seiner Masse. Deswegen bestimmt man auch im gemeinen Leben die Masse der Körper durch ihr Gewicht, und schließt, ein Körper A habe eine 2mal, 3mal ... n mal größere Masse, als ein anderer Körper B, wenn das Gewicht des Körpers A 2mal, 3mal ... n mal größer ist, als das Gewicht des Körpers B. Die Bestimmung des Gewichtes der Körper geschieht bekanntlich mittelst der Wagen, (von deren Einrichtung und Gebrauch erst in der Folge die Rede sein kann,) und setzt eine Gewichtseinheit (Pfund, Loth, Gramme u. s. w.) voraus, mit welcher die Gewichte der andern Körper verglichen werden. Das Gewicht eines Körpers beträgt 10 Loth (oder der Körper wiegt 10 Loth) heißt: sein Gewicht ist 10mal größer, als die unter dem Namen Loth angenommene Gewichtseinheit. Zu bequemerer Bestimmung größerer und kleinerer Gewichte dienen größere und kleinere Gewichtseinheiten, welche meistens durch Vervielfachen und Unterabtheilen einer Grundeinheit des Gewichtes gebildet sind, und die so wie diese Grundeinheit selbst in den verschiedenen Ländern wieder eine verschiedene Größe und Benennung haben.

In Oesterreich ist die Grundeinheit der Gewichte das Wiener Pfund; 100 solcher Pfunde bilden einen Wien. Centner; das Pfund wird in 32 Loth, 1 Loth weiter in 4 Quentchen und ein Quentchen in 4 Sechzehntel eingetheilt. Das Loth theilt man auch in 240 Gran ein, und 2 Loth machen eine Unze.

In Frankreich gibt es zwei Gewichtssysteme, das alt- und das neufranzösische. Gewichtsangaben nach dem altfranzösischen System, welchem das Pariser Pfund = 16 Onces = 128 Gros = 9216 Grains = 0,8742 Wien. Pfunde zu Grunde liegt, kommen jedoch äußerst selten vor, weswegen ein weiteres Detail über dieses System hier übergangen werden kann. Das neufranzösische Gewichtssystem hat das Gramm (Gramme) zur Grundeinheit; es ist dies das Gewicht eines Kubikcentimeters (d. i. eines $^1/_{1000000}$ Kubikmeters) destillirten Wassers von der Temperatur + 3° R.

1 Gramm ist = 0,001785 Wien. Pfund.
= 0,2286 Quentchen.
= 13,714 W. Gran.
= 18,827 altfranz. Grains.

Der zehnte, hunderte, tausendste Theil des Gramm heißt Decigramm, Centigramm, Milligramm; das Zehnfache, Hundertfache, Tausendfache und Zehntausendfache des Gramm heißt Decagramm, Hectogramm, Kilogramm und Miriagramm.

1 Milligramm ist sehr nahe = $^1/_{73}$ W. Gran.
1 Kilogramm = 1,786 W. Pfund.
= 1 Pfd. 25 Loth $^5/_8$ Quentch. W. G.

1 Kilogramm ist das Gewicht von 1 Litre destillirten Wassers bei 3° R. Das neufranzösische Gewichtssystem, welches ebenfalls in den Niederlanden,

in Belgien und in der Lombardei gesetzlich eingeführt ist, und auch in deutschen wissenschaftlichen und technischen Schriften sehr häufig gefunden wird, gewährt den Vortheil, daß die Gewichts- und Volum-Einheiten in einem einfachen Zusammenhange stehen, und man daher leicht von dem Volum auf das Gewicht und umgekehrt von dem Gewichte auf das Volum übergehen kann. Das halbe Kilogramm (d. i. 500 Gramme) bildet unter dem Namen Pfund auch die gesetzliche Gewichtseinheit an den Gränzen des deutschen Zollvereins, in Hessen, Baden, Sachsen und in der Schweiz, und wird in 32 Loth und 128 Quentchen eingetheilt.

Dem englischen Handelsgewichte, Avoirdupois-Gewicht genannt, liegt das Pound (Imperial-Standart-Pound) als Einheit zu Grunde; es wird in 16 Ounces oder 256 Drams oder 7000 Gran eingetheilt; eine Ounce hat daher 16 Drams.

1 Avoirdupois-Pound = 0,8099 Wien. Pfund.
= 453,4148 Gramme.
112 Pounds = 1 Hundredweight.
1 Hundredweight = 98,8078 Wien. Pfund.
= 50,7824 Kilogramm.
20 Hundredweights = 1 Tun.
1 Tun = 1814,40 Wien. Pfund.
= 1015,6492 Kilogramm.

Nach dem altenglischen Handelsgewicht, Troy-Gewicht genannt, wird die Gewichtseinheit, das Pound (Troy-Pound) in 12 Ounces, die Ounce in 20 Penny-Weights (Pfennige) und 1 Penny-Weight in 24 Grains eingetheilt.

1 Troy-Pound = 0,6664 Wien. Pfund
= 373,0956 Gramme.

Ueber die andern häufiger vorkommenden Gewichtseinheiten und ihr Verhältniß zu einander sehe man die Tafel Nr. VI. am Ende des Buches.

17. Absolutes und spezifisches Gewicht. Man unterscheidet ein doppeltes Gewicht der Körper, das absolute und das specifische. Das absolute Gewicht ist das Gewicht, welches einem Körper ohne Rücksicht auf seine Größe (sein Volumen) zukömmt, und dieses absolute Gewicht ist es, welches man durch das gewöhnliche Abwägen erhält. Das spezifische oder eigenthümliche Gewicht ist das Gewicht, welches ein Körper unter dem Volum = 1 hat. So sind die Gewichte eines Kub. Zolles Eisen, eines Kub. Fußes Wassers, eines Centiliters Gold die spezifischen Gewichte des Eisens, des Wassers, des Goldes.

Kennt man das absolute Gewicht eines Körpers (es heiße allgemein p), und weiß man auch, wie viel eine Volumeinheit (z. B. ein Kubikzoll) dieses Körpers wiegt, d. h. wie groß sein specifisches Gewicht ist, (es heiße s), so braucht man, — vorausgesetzt, daß der Körper gleichförmig dicht sei — um das Volum (es heiße v) des ganzen Körpers, d. i. die Anzahl Volumeinheiten (in unserem Beispiele Kubikzolle), die er enthält, zu erfahren, nur das absolute Gewicht durch das spezifische zu dividiren; es ist demnach $p/s = v$ . . . (1); daraus $p = vs$ . . . (2), und $s = p/v$ . . . (3). Mittelst dieser drei Gleichungen kann jede der drei Größen: absolutes Gewicht, specifisches Gewicht und Volum berechnet werden, wenn die zwei andern bekannt sind. Nie zu vergessen ist, daß hier v immer eine

bloße Zahl bedeutet, die anzeigt, wie vielmal jene Volumeinheit, auf welche sich das spezifische Gewicht s des Körpers bezieht, in dem Volum des ganzen Körpers enthalten ist. Wäre z. B. das absolute Gewicht irgend eines Körpers 10 Loth, und das Gewicht eines Kubikzolles dieses Körpers (sein spezifisches Gewicht) 2 Loth, so hätte man nach Gleichung (1) $^{10}/_{2}$ Lth. = 5, wo die Zahl 5 Kubikzolle bedeutet, da das spezifische Gewicht s sich auf den Kubikzoll als Volumeinheit bezieht.

Mittelst der Gleichung (1) läßt sich demnach jedes noch so unregelmäßig gestaltete und geometrisch nicht meßbare Volum eines Körpers leicht finden, wenn sein absolutes und sein spezifisches Gewicht gegeben ist. — Mittelst der Gleichung (2) kann das absolute Gewicht z. B. einer Metall- oder Steinmasse leicht bestimmt werden, von der man annehmen kann, daß sie gleichförmig dicht sei, und die zu groß ist, um gewogen werden zu können, aber ein regelmäßiges, meßbares Volum besitzt. Man braucht nämlich nur das Volum der Masse, d. i. die Anzahl Volumeinheiten, welche die Masse faßt, mit dem vorläufig bestimmten Gewicht der Masse unter einer solchen Volumeinheit, d. i. mit dem spezifischen Gewicht der Masse zu multipliciren. — Die Gleichung (3) endlich setzt uns in die Lage, z. B. von einem großen Körper, dessen Theilung in kleinere Stücke nicht angeht, dessen Volum aber bekannt oder meßbar ist, das spezifische Gewicht, d. i. das Gewicht einer Volumeinheit zu ermitteln.

18. Spezif. Gewicht zweiter Bedeutung. Mit dem Ausdrucke spezifisches Gewicht verbindet man aber auch noch einen anderen Begriff, als eben angegeben wurde: man versteht darunter nämlich (und dies ist im technischen und gewerblichen Leben fast immer der Fall) die Zahl, welche anzeigt, wie viel mal größer oder kleiner das Gewicht des betreffenden Körpers ist, als das Gewicht eines gleich großen Wasserkörpers (meint hier aber immer reines destillirtes Wasser von bestimmter Temperatur, z. B. 3° R.; denn ein Wasserkörper von gewisser Größe hat je nach dem Grade der Reinheit und Temperatur des Wassers immer ein anderes Gewicht). Das spezifische Gewicht des Goldes ist 19, heißt: das Gewicht irgend eines Goldkörpers beträgt 19mal mehr, als das Gewicht eines gleich großen Wasserkörpers. Das spezifische Gewicht des Korkholzes ist 0,2 heißt: das Gewicht irgend einer Korkholzmasse beträgt nur $^{2}/_{10}$ von dem Gewichte einer gleich großen Wassermasse.

Dieser zweite Begriff des spezifischen Gewichtes fällt mit jenem der Dichte, von welcher vorn S. 24 die Rede war, zusammen, so daß die Zahlen, welche die spezifischen Gewichte letzterer Bedeutung ausdrücken, zugleich die Ausdrücke für die Dichten sind. Wenn in der Folge von dem spezifischen Gewichte eines Körpers gesprochen wird, so ist damit immer das spezifische Gewicht in der eben erläuterten zweiten Bedeutung gemeint; soll man darunter das spezifische Gewicht der ersteren Bedeutung verstehen, so wird dies ausdrücklich bemerkt werden.

Das spezifische Gewicht ist für jede Substanz eine so bleibende und bezeichnende Eigenschaft, daß es ein sehr wichtiges, nicht selten das verläßlichste und oft das einzige Kennzeichen der materiellen Beschaffenheit eines Körpers abgibt. Ein Metall, das ganz das Aussehen des Goldes hat, ist gewiß kein Gold, wenn es nicht das spezifische Gewicht 19 hat. Das einfachste Unterscheidungsmerkmal des absoluten Alkohols vom wasserhältigen ist

das spezifische Gewicht (0,791 für absol. Alkohol), und man bestimmt am leichtesten durch das spez. Gewicht die Stärke oder den Wassergehalt des Weingeists. Der Concentrationsgrad von Salzauflösungen, Laugen, verdünnten Säuren u. s. w. wird am einfachsten und sichersten nach den spezifischen Gewichten dieser Flüssigkeiten beurtheilt. Deswegen ist die Kenntniß des Verfahrens, die spezifischen Gewichte der verschiedenen Körper zu bestimmen, für den Physiker, Techniker und Gewerbtreibenden von großer Wichtigkeit; es kann darüber aber erst in einem späteren Kapitel mit der für's praktische Leben erforderlichen Vollständigkeit gehandelt werden. Die dem Buche angehängte Tafel Nr. VII. enthält eine ziemlich vollständige Sammlung der wichtigeren spezifischen Gewichte.

II. Abschnitt.

Von den besonderen Eigenschaften der Körper.

19. Aggregationszustände. Besondere Eigenschaften der Körper heißen diejenigen, welche nicht allen, sondern nur gewissen Körpern zukommen, und durch welche sich die Körper somit von einander unterscheiden. Solche besondere physikalische, d. i. den äußeren, räumlichen Zustand betreffende Eigenschaften besitzen die Körper rücksichtlich der Art und Weise, in welcher die kleinsten Theilchen (Atome und Molecule) zu einem Ganzen vereinigt sind, und welche (S. 23) den Aggregationszustand der Körper ausmacht.

In Rücksicht auf den Aggregationszustand lassen sich alle Körper in zwei Hauptklassen theilen, nämlich in feste (starre) und in flüssige. Fest nennt man alle Körper, welche einer jeden Kraft oder Einwirkung, die eine Verrückung der Theilchen zu bewerkstelligen sucht, einen mehr oder weniger großen Widerstand entgegensetzen und eine selbstständige Gestalt haben. Hölzer, Steine, Metalle, Wachs, Papier u. s. w. gehören hieher. Flüssige Körper heißen jene, deren Theilchen schon durch eine sehr geringe Kraft verrückt oder verschoben werden, und welche in Folge dieser leichten Verschiebbarkeit keine selbstständige Gestalt haben können, sondern immer die Gestalt des Gefäßes annehmen müssen, worin sie sich befinden. Bei theoretischen Untersuchungen betrachtet man die Theilchen flüssiger Körper als absolut leicht d. i. durch die geringste denkbare Kraft verschiebbar, ein Zustand, den man bei keiner der bekannten Flüssigkeiten in Wirklichkeit findet, sondern welchem diese Flüssigkeiten nur mehr oder weniger nahe kommen.

Die flüssigen Körper zerfallen wieder in zwei Klassen, nämlich in tropfbarflüssige (tropfbare) und ausdehnsam flüssige (ausdehnsame, gasförmige). Erstere bilden, in kleinen Mengen, Tropfen und lassen sich selbst durch die größten uns zu Gebote stehenden mechanischen Kräfte nur äußerst wenig zusammendrücken, so daß man sie selbst noch für beträchtliche Druckkräfte als völlig unzusammendrückbar annehmen kann; letztere sind hingegen in einem hohen Grade zusammendrückbar und alle ihre Theile äußern beständig das Bestreben, sich von einander zu entfernen. Zu den tropfbaren Flüssigkeiten gehören: das Wasser (im gewöhnlichen Zustande), der Weingeist, das Queck-

silber, die verschiedenen Oele 2c. 2c.; ausdehnsam flüssig sind: die atmosphärische Luft, in der wir leben, die aus dem Champagner in unzähligen Bläschen aufsteigende Kohlensäure, das zur Gasbeleuchtung dienende Steinkohlengas, der Wasserdampf u. s. w.

Bei den ausdehnsamen (mit Ausdehnsamkeit begabten) Körpern endlich unterscheidet man Gase und Dünste, und nennt Gase diejenigen, welche entweder bei keiner uns möglichen noch so großen Erkaltung und Zusammendrückung (Verdichtung), oder doch wenigstens erst bei ungewöhnlich niedriger Temperatur und sehr starker Verdichtung in den tropfbaren Zustand übergehen, während man unter Dünsten jene ausdehnsamen Körper versteht, welche schon bei verhältnißmäßig geringer Abkühlung und Verdichtung tropfbar werden. Die Dünste werden, wie die Folge lehren wird, durch die Wirkung der Wärme und zwar bei sehr verschiedenen Temperaturen gebildet. Dünste, welche aus tropfbaren Flüssigkeiten erzeugt werden, wenn diese Flüssigkeiten sieden (kochen), pflegt man gewöhnlich Dämpfe zu nennen.

20. Grund des Aggregationszustandes. Der Grund des Aggregatzustandes und seiner eben auseinandergesetzten Verschiedenheit ist in den Molecularkräften (§. 9 S. 22) und in dem gegenseitigen Verhältnisse derselben zu suchen. Von diesen Kräften wurde (man sehe den nämlichen §. 9), vorausgesetzt, daß die eine, die Anziehungskraft, die kleinsten Körpertheilchen beständig einander zu nähern, die andere, die Abstoßungskraft, hingegen diese Theilchen fortwährend von einander zu entfernen sucht. Findet nun, wie dies bei den Körpern in ihrem gewöhnlichen Zustande der Fall ist, weder eine gegenseitige Annäherung noch Entfernung ihrer Theilchen Statt, sondern befinden sich diese gegen einander in Ruhe, so muß die Wirkung der einen Kraft durch die entgegengesetzte Wirkung der andern aufgehoben, d. h. es müssen beide Kräfte im Gleichgewichte sein; es ist somit dieses Gleichgewicht der Molecularkräfte im Allgemeinen die Bedingung, unter welcher die kleinsten Theilchen der Körper in einer bestimmten Anordnung und Vereinigung zu einem Ganzen verbleiben, oder, mit andern Worten, unter welcher die Körper einen bestimmten Aggregationszustand zeigen. Nun können aber die zwei Molecularkräfte bei verschiedenen Arten der Anordnung und Vereinigung der kleinsten Körpertheilchen zu einem Ganzen mit einander im Gleichgewichte stehen, und hierin liegt der Grund der Verschiedenheit des Aggregationszustandes der Körper; den Aggregationszustand ändern und die Molecularkräfte in einen andern Gleichgewichtszustand versetzen, ist gleichbedeutend.

Ein solches Gleichgewicht zwischen den zwei Molecularkräften an und für sich ist aber, wie uns die Erscheinungen zu schließen nöthigen, nur bei festen Körpern vorhanden, bei tropfbaren muß ein geringes, bei ausdehnsamen hingegen ein unendlich großes Uebergewicht der Abstoßungskraft über die Anziehungskraft (so daß diese bei den ausdehnsamen Körpern gar nicht vorhanden erscheint) angenommen werden, und wenn die Flüssigkeitstheilchen ungeachtet dieses Uebergewichtes der Abstoßungskraft sich nicht fliehen, sondern nebeneinander in Ruhe verbleiben, also Anziehungs- und Abstoßungskraft im Gleichgewichte erscheinen, so kömmt dieses nur daher, daß das besagte Uebergewicht der Abstoßungskraft durch irgend eine von der Wirkung der Anziehungskraft verschiedene und ganz unabhängige Einwirkung (durch einen Druck, ein Hinderniß von Außen u. s. w.) aufgehoben wird. In den gewöhnlichen Fällen ist es bei tropfbaren Flüssigkeiten an der Oberfläche der Druck der atmo-

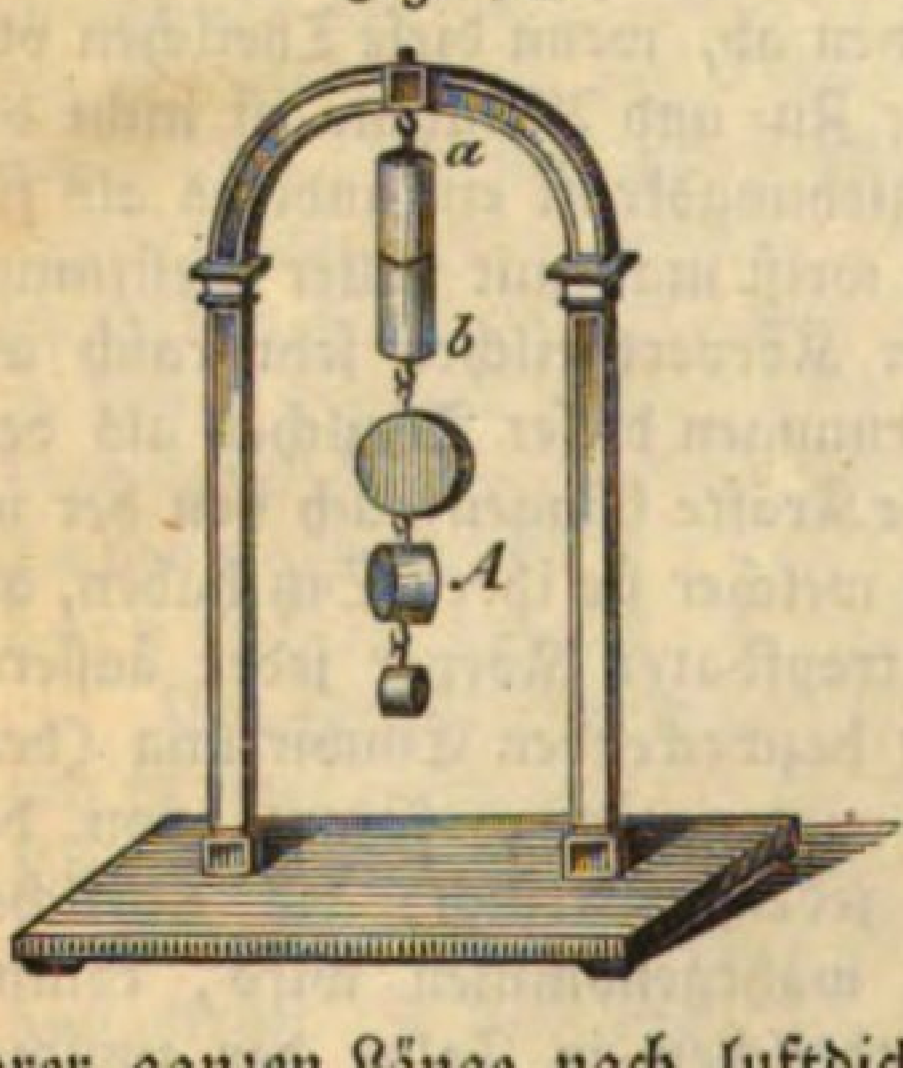
sphärischen Luft und an jedem Punkte im Innern ihrer Masse noch außerdem der Druck der darüber liegenden Flüssigkeitstheilchen, der die etwas überwiegende Abstoßungskraft mit der Anziehungskraft ins Gleichgewicht setzt und hiedurch verhindert, daß die Flüssigkeitstheilchen einander fliehen, d. h. daß die tropfbare Flüssigkeit in den ausdehnsamen Zustand (in Dunst) übergeht. Befindet sich eine tropfbare Flüssigkeit im luftleeren Raum, so vertreten (in Aufhebung des Uebergewichtes der Abstoßungskraft) die Stelle der Luft sehr bald die Dünste, welche sich daselbst sogleich aus den Theilchen an der Oberfläche der Flüssigkeit zu bilden beginnen und in dem Maße, als sie sich über der Flüssigkeit mehr anhäufen, auf diese durch ihre Ausdehnsamkeit einen immer größeren Druck ausüben. Werden die Dünste, so wie sie entstehen, immer gleich wieder entfernt, so daß sie keinen Druck auf die Flüssigkeit üben können, so bleibt das Uebergewicht der Abstoßungskraft in Wirksamkeit und der Uebergang in den ausdehnsamen Zustand (die Dunstbildung oder Verdunstung) muß, wie die Erfahrung dies auch bestätigt, ununterbrochen fortdauern. Wenn unter gewissen Umständen die Theilchen einer ausdehnsamen Flüssigkeitsmasse einander nicht wirklich fliehen, so liegt die Ursache nicht darin, daß die Abstoßungs- und Anziehungskraft an und für sich im Gleichgewichte stehen, sondern in dem Hinderniß, welches die Wände des Gefässes, worin die Masse enthalten ist, oder überhaupt die Umgebungen dieser Masse der überwiegenden Abstoßungskraft unüberwindlich entgegenstellen, oder ist in der Wirkung anderer Kräfte (z. B. der Schwerkraft) zu suchen, worüber erst später ausführlicher und deutlicher gesprochen werden kann.

21. Cohäsion. Was die nähere Beschaffenheit der die Aggregationszustände begründenden Anziehungs- und Abstoßungskraft betrifft, so berechtigen, ja nöthigen die durch diese Kräfte bedingten Erscheinungen zu folgenden Annahmen: Beide Kräfte äußern nur auf sehr kleine für unsere Sinne nicht mehr wahrnehmbare Entfernungen noch merkliche Wirkungen; sie wachsen, wenn die Körpertheilchen einander näher gebracht werden, und nehmen ab, wenn diese Theilchen von einander entfernt werden. Das Gesetz dieser Zu- und Abnahme ist nicht bekannt, jedoch höchst wahrscheinlich für die Anziehungskraft ein anderes als für die Abstoßungskraft; von der Anziehungskraft weiß man mit voller Bestimmtheit, daß sie bei zunehmender Entfernung der Körpertheilchen sehr rasch abnimmt, und schon bei kaum merklichen Entfernungen dieser Theilchen als verschwindend klein angesehen werden kann. Beide Kräfte hängen auch von der innern Natur und Beschaffenheit der Materie, in welcher sie ihren Sitz haben, ab.

Der Widerstand, den ein fester oder tropfbarer Körper jeder äußern, eine Entfernung oder Trennung seiner Theile bezweckenden Einwirkung (dem Dehnen, Zerbrechen, Zertheilen u. s. w.) entgegensetzt, kömmt von der Anziehung, und der Widerstand, der bei jedem Versuch, die Theilchen eines Körpers einander näher zu bringen, wahrgenommen wird, kömmt von der Abstoßung, die zwischen den Körpertheilchen in Folge der zwischen denselben wirksamen Anziehungs- und Abstoßungskraft Statt haben. Man nennt diese Anziehung zwischen den kleinsten gleichartigen Theilchen eines und desselben Körpers Cohäsion und die der Cohäsion zu Grunde liegende Kraft zum Unterschiede von jeder andern anziehenden Kraft Cohäsionskraft. Um den Zustand der Unverschiebbarkeit oder doch nur begränzten Verschiebbarkeit der Theilchen fester Körper, und der außerordentlich (absolut) leichten Verschiebbarkeit der Theilchen im Innern der Masse

tropfbarer Flüssigkeiten genügend erklären zu können, muß man annehmen, daß bei festen Körpern die Cohäsionskraft nach verschiedenen Richtungen ungleiche, wahrscheinlich von der Gestalt und den gegenseitigen Abständen der Atome abhängige Wirkungen äußere, bei tropfbaren Flüssigkeiten hingegen im Innern der Masse nach allen Richtungen gleich stark wirke. — Die Cohäsionskraft kann, wie schon vorher angeführt worden, ihre Wirkung in noch merklichem Grade nur auf für die Sinne verschwindend kleine Entfernungen erstrecken, die über das, was man Berührung zu nennen pflegt, nicht hinausgehen. Zertheilt man demnach einen Körper, z. B. Glas, Holz, Kreide durch Zerbrechen, Zerreiben, Zerstoßen u. s. w. in kleinere Stücke, so zeigt sich zwischen diesen Stücken, da sie jetzt einander nicht mehr so nahe sind wie vorher, keine wahrnehmbare Anziehung mehr und sie können durch bloßes Aneinanderdrücken auch nie wieder vereinigt werden, weil es unmöglich ist, sie hiedurch an hinreichend vielen Punkten in die zu fester Aneinanderhaftung (Vereinigung) erforderliche innige Berührung zu bringen. Macht man es aber den getrennten Theilen z. B. durch Abschleifen oder Glätten der Oberflächen möglich, an mehreren Stellen in innige Berührung zu treten, so kömmt sogleich wieder merkliche Anziehung zum Vorschein, die, da sie mit der Anzahl der Berührungspunkte wächst, den zum abermaligen Zusammenhängen der Theile nöthigen Grad besitzt. Zwei gleichartige Platten von Glas, Metall u. dgl., an den wohl geebneten und polirten Flächen in wechselseitige Berührung gebracht, (Cohäsionsplatten) haften oft mit sehr bedeutender Kraft an einander. — Ebenso gelingt es leicht, Stücke eines weichen Körpers, dessen Theilchen sich ohne Aufhebung ihres Zusammenhanges verschieben lassen, durch kräftiges Aneinanderdrücken wieder zu vereinigen, indem durch das Aneinanderdrücken die Theilchen dieser Stücke so verschoben werden, daß sie nachher an vielen Punkten sich innig berühren. Aus diesem Grunde halten zwei cylindrische Bleistücke a, b

Fig. 14.



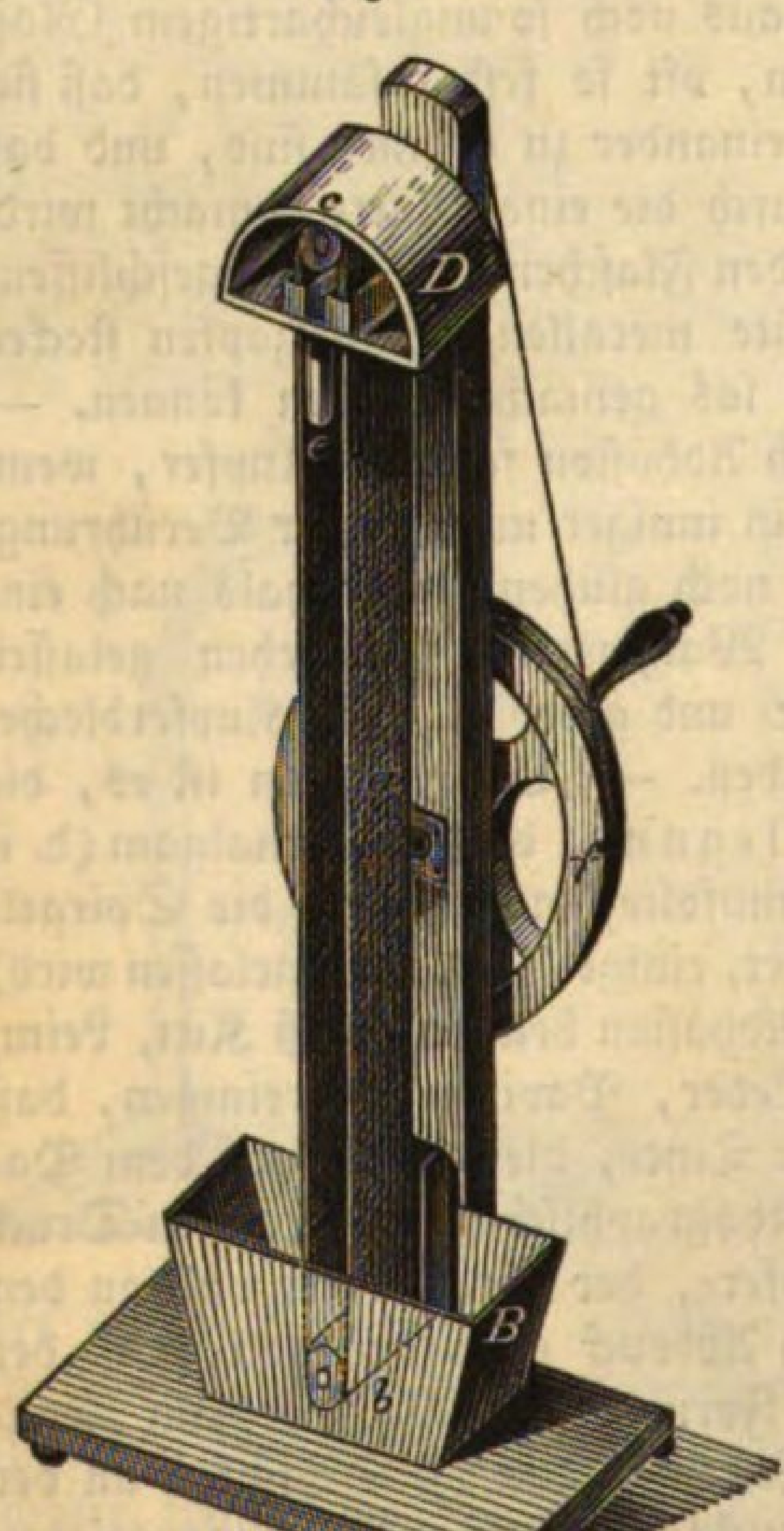
(Fig. 14.), die man an zwei gut aneinander passenden und mittelst der Feile aufgefrischten Flächen nur mäßig an einander drückt, so fest zusammen, daß das eine eine Last (A) von vielen Pfunden zu tragen vermag, ohne sich von dem andern loszureissen; Stücke von Wachs können durch Zusammenkneten, und Stücke von Eisen oder von Platin können, nachdem sie vorher durch Hitze weich gemacht worden, unter dem Hammer oder zwischen Walzen zu einem Stücke vereinigt (zusammengeschweißt) werden. Aus einem mäßig dicken viereckigen Kautschuk-Streifen entsprechender Länge und Breite kann man leicht ihrer ganzen Länge nach luftdichte, zu vielen physikalischen, chemischen und technischen Zwecken recht brauchbare Röhrchen verfertigen, indem man dem besagten Streifen an den zwei entgegengesetzten Längenkanten mit einer reinen Scheere frische geradlinige Schnittflächen gibt, und diese Flächen, ohne sie mit dem Finger zu berühren, gut aneinander drückt, wodurch sie in Folge Cohäsionswirkung auf das Innigste vereinigt werden. Aus gleichem Grunde vereinigen sich getrennte Theile tropfbarer Flüssigkeiten so leicht, wenn sie wieder in Berührung gebracht werden.

22. Adhäsion. Eine der Cohäsion (Anziehung zwischen gleichartigen Körpertheilchen) ähnliche Wirkung findet auch zwischen den Theilchen ungleichartiger Körper Statt und äußert sich durch das Aneinanderhaften dieser Körper, wenn sie sich an hinreichend vielen Punkten innig berühren; man heißt diese Anziehung Adhäsion, und da sie nur von den unmittelbar an der Oberfläche gelegenen Theilchen ausgehen kann (indem die Erfahrung lehrt, daß sie von der Dicke der aneinander haftenden Körper ganz unabhängig ist), auch Flächenanziehung. Cohäsion und Adhäsion faßt man unter dem Namen Molecular-Anziehung zusammen.

Die Adhäsion findet zwischen festen, zwischen festen und flüssigen und auch zwischen flüssigen Körpern jeder Art Statt, wie folgende Beispiele außer Zweifel setzen: Zwei Massen aus verschiedenen Metallen haften, an wohl geschliffenen und polirten, zusammenpassenden Flächen in Berührung gebracht, mit einer Kraft an einander, deren Größe von der materiellen Beschaffenheit der Platten abhängt und mit der Größe der sich berührenden Flächen wächst (Adhäsionscylinder, Adhäsionsplatten). — Die Kreidetheilchen adhäriren der Tafel, die Theilchen gewöhnlicher und lithographischer Zeichenstifte dem Papier, dem Holz, dem Stein u. s. w., worauf man schreibt oder zeichnet; Gold adhärirt, fein zertheilt, dem Stein (Probirstein), worauf es probirt, und Stahl dem Stein und Leder, worauf er geschliffen oder polirt wird. — Zwei größere, wohl polirte ebene Spiegelplatten aus noch so ungleichartigem Glase halten, wenn sie auf einander gelegt werden, oft so fest zusammen, daß sie, ohne zerbrochen zu werden, nicht mehr von einander zu trennen sind, und daß ein Schnitt, der mittelst eines Diamantes durch die eine Platte gemacht wird, auch durch die zweite hindurchgeht. — In den Flaschenhals gut eingeschliffene Glasstöpseln, in ihre Sitze genau eingepaßte metallene Ventilzapfen stecken oft so fest, daß sie nur mit Noth wieder los gemacht werden können. — Silber, Gold oder Platin haftet blos durch Adhäsion fest auf Kupfer, wenn dieses, mit einem der besagten drei Metalle in inniger metallischer Berührung, zum starken Rothglühen gebracht und dann noch glühend mehrmals nach einander zwischen den Walzen eines starken Walzwerkes durchgehen gelassen wird. Auf diese Weise erhält man die silber- und goldplattirten Kupferbleche, woraus die plattirten Geräthe verfertigt werden. — Die Adhäsion ist es, die beim Belegen der Spiegel die sogenannte Belegung, das Zinnamalgam (d. i. mit Quecksilber gleichmäßig überstrichene Zinnfolie, auf welche die Spiegelglas-Tafel gelegt und mit Gewichten beschwert, einige Zeit liegen gelassen wird) der Glastafel fest anhängen macht; — die Adhäsion bewirkt, daß Kitt, Leim, Papp u. s. w. Metalle, Steine, Hölzer, Leder, Papier &c. vereinigen, daß beim Schreiben, Malen und Anstreichen die Tinte, die Farben auf dem Papiere, dem Holze u. dgl., beim Kupfer-, lithographischen und Lettern-Druck die Schwärze in den Vertiefungen der Kupfer-, der Steinplatte und an den Lettern und endlich auf dem Stoff, der den Abdruck enthalten soll, daß der Anwurf an Mauern, daß die Farbe an den Formen und Walzen beim Zeugdruck haftet; daß Wasser und andere Flüssigkeiten in dünnen Schichten an der Oberfläche der Hand oder anderer hineingetauchter Körper beim Herausziehen derselben hängen bleiben (d. h. diese Körper benetzen); daß man einen namhaften Widerstand erfährt, wenn eine Scheibe aus passendem Materiale mit der Oberfläche einer ruhig stehenden Flüssigkeit in Berührung gebracht und nachher der Versuch gemacht wird, die Scheibe in verticaler Richtung aufzuheben,

ja daß man zugleich mit der Scheibe eine anhängende Flüssigkeitssäule bis zu einer bestimmten Gränze in die Höhe heben kann (an dieser Gränze, die sich nicht überschreiten läßt, ohne daß Scheibe und Flüssigkeit sich trennen, ist die Adhäsion der Größe nach sehr nahe dem Gewichte der mitgehobenen Flüssigkeitssäule gleich, welches, wenn die Scheibe an der einen Schale einer Wage aufgehängt und daran, bevor sie mit der Flüssigkeitsoberfläche in Berührung kam, äquilibrirt worden, durch allmäliges Auflegen von Gewichten auf die zweite Wagschale bis zur beginnenden Trennung der Scheibe und Flüssigkeit sich leicht bestimmen läßt). Die Adhäsion zwischen dem Wasser und Glase ist auch Ursache, warum beim langsamen Ausgießen des Wassers aus einem geneigten gläsernen Gefäße ersteres längst der äusseren Fläche der Gefäßwand herabrinnt und warum dieselbe Erscheinung auch bei andern Flüssigkeiten und Gefäßen Statt findet; warum auf eine reine Glasplatte fallende Wassertropfen auseinander fließen (die Adhäsion zwischen Glas und Wasser ist nämlich größer als die Cohäsion zwischen den Wassertheilchen, welche die Ursache der Tropfenbildung ist; wie Wasser gegen reines Glas, ebenso verhält sich Quecksilber gegen Glas, welches an der Oberfläche fett gemacht worden oder gegen Zinn). Endlich beruht auf der Adhäsion zwischen festen und tropfbaren Körpern auch Vera's zum Wasserheben bestimmte Seilmaschine. Ein Modell derselben sieht man in Fig. 15 abgebildet. Sie besteht aus einem Stricke oder (besser) aus einem breiten hanfenen Bande a (einer Gurte) ohne Ende, welches um zwei in entsprechender Entfernung über einander angebrachte Rollen b, c geht. Diese Rollen können an einer Säule, wie in der Figur oder sonst auf eine passende Weise (die eine z. B. im Erdgeschoße, die andere in einem Stockwerke eines Gebäudes oder dgl.) festgemacht sein. Die untere Rolle b befindet sich in einem Wasserbehälter B, die obere c an dem Orte, wohin das Wasser gehoben werden soll, in einem geschlossenen Behältnisse D, welches das gehobene Wasser aufnimmt, dessen Herumspritzen verhindert, und dieses Wasser, da die aus dem Boden emporstehenden Röhren das Zurückfließen desselben in den Behälter B nicht gestatten, durch die Röhre e seinem Bestimmungsorte zuführt. Die Rolle c kann mittelst eines Rades f und Kurbel oder sonst auf eine Weise gedreht werden und nimmt dann das Band a mit sich fort. Wird schnell genug gedreht, so erscheint die aufsteigende Hälfte des Bandes ganz mit einer dicken Hülle adhärirenden Wassers umgeben, welches wegen der schnellen Bewegung des Strickes früher im Behältnisse D ankömmt, als es Zeit findet, sich durch sein Gewicht vom Bande loszumachen und in den Behälter B zurückzufallen. — Die Adhäsion zwischen tropfbaren

Fig. 15.



Flüssigkeiten beweist die Erfahrung, daß ein Tropfen fetten Oeles, auf eine Wasserfläche gebracht, sich schnell über einen beträchtlichen Theil derselben ausbreitet. Daß dieses fette Oel auf dem Wasser von flüchtigem Oele, dieses wieder vom Weingeist verdrängt wird, zeigt, daß die Adhäsion zum Wasser bei flüchtigem Oele stärker sei als bei fettem, und bei Weingeist wieder stärker als bei flüchtigem Oele, daß also die Stärke der Adhäsion von der materiellen Beschaffenheit der Flüssigkeiten abhänge. — Auch Gase adhäriren an festen und tropfbaren Körpern: deßwegen kann die Luft, die beim Luftleermachen tropfbarer Flüssigkeiten durch Auskochen derselben in engen Gefäßen oder Röhren (z. B. von Gas) an den Wänden dieser letzteren in unzähligen Bläschen erscheint, davon nur mit Mühe (meistens nur durch starkes Erhitzen) losgemacht werden. Der eigenthümliche, sogenannte Luftgeruch, den die aus kalter frischer Luft in ein Zimmer gebrachten Gegenstände (z. B. Kleidungsstücke an dem Körper eines das Zimmer betretenden Menschen) verbreiten, kömmt von einer Luftschichte, die an der Oberfläche dieser Gegenstände ebenso adhärirt, wie überhaupt alle Körper an ihrer Oberfläche eine ihnen anhaftende und selbst verdichtete Schichte des Gases zeigen, worin sie sich befinden. Daß die Menge des adhärirenden Gases von der durch die materielle Beschaffenheit der Gase und der andern Körper bedingten Adhäsionsstärke und von der Anzahl der Berührungspunkte zwischen den Gasen und den andern Körpern (denen sie adhäriren) abhängen müsse, leuchtet nach dem Vorhergesagten für sich ein.

23. Absorbtion. Da poröse und gepulverte Körper einem Gase, mit dem sie in Berührung stehen, nicht bloß an ihrer äußern Oberfläche, sondern auch im Innern, in ihren Poren und in den Zwischenräumen der Pulvertheilchen Berührungspunkte darbieten, so müssen, wenn zwischen ihnen (den porösen und gepulverten Körpern) und dem sie umgebenden Gase überhaupt Adhäsion herrscht, auch die inneren, die Poren und Zwischenräume begränzenden unzähligen Flächen Gastheile an sich ziehen (die Körper müssen Gas einsaugen, a b s o r b i r e n) und die Menge des von einem Körper a b s o r b i r t e n Gases muß unter übrigens gleichen Umständen desto größer sein, je mehr Poren der Körper hat oder in je feinere Theile er zertheilt und je stärker die vorhandene Adhäsion ist. Deßwegen absorbirt die sehr poröse frischgeglühte vegetabilische und auch thierische Kohle (Holz- und Knochenkohle), besonders in grob gepulvertem oder gekörntem Zustande, Gase in sehr bedeutender Menge und wird daher im gemeinen und technischen Leben mit Vortheil dazu angewendet, um Körpern (z. B. solchen, in welchen sich Fäulniß eingestellt hat, wie bei verdorbenem Wasser) einen unangenehmen Geruch zu benehmen, der von vorhandenen Gasen herkömmt, welche die Kohle, mit den übel riechenden Körpern in Berührung gebracht, absorbirt. Die ähnliche absorbirende Eigenschaft, welche die genannten Kohlen gegen feste und tropfbare Färbe- und Riechstoffe, Salze und andere Substanzen besitzen und wegen welcher sie in den Gewerben häufig (z. B. zum Entfärben des Zuckersaftes, zur Entfernung des übelriechenden Fuselöls aus dem Branntweine, zum Reinigen des Essigs u. s. w.) Anwendung finden, ist gleichfalls aus der Adhäsion zu erklären. Der Platinschwamm, d. i. durch chemische Mittel sehr fein zertheiltes Platin von lockerem schwammartigem Gefüge verdankt die Eigenthümlichkeit, Gase stark einzusaugen und in sich zu verdichten, eben diesem porösen, die Wirkung der Adhäsion begünstigenden Gefüge.

So vielseitig und groß einerseits der Nutzen ist, den man, wie schon die wenigen eben angeführten Beispiele zeigen, aus dem Vorhandensein einer Adhäsion ziehen kann, so gut kömmt uns andererseits die gänzliche Abwesenheit einer merklich hervortretenden Adhäsion bei vielen Körpern zu Statten. — Wird der Rand eines Gefäßes mit etwas Fett oder überhaupt mit einer Substanz überzogen, welcher die Flüssigkeit in dem Gefäße nicht adhärirt, so kann das vorher S. 42 erwähnte Herabrinnen der Flüssigkeit an der Gefäßwand beim Ausgießen nicht mehr Statt finden. — Mit Theer getränktes Holz (der Schiffe) widersteht dem Eindringen des Wassers, und in Oel gesottene Stangen von Holz und an der blanken Oberfläche mit einer dünnen Oelschichte überzogene Stahlgegenstände nehmen keine Feuchtigkeit an; erstere können daher nicht so leicht ihre Dimensionen und Gestalt ändern (sich verziehen, werfen u. s. w.) und letztere können nicht so leicht rosten. — Der lithographische Stein wird an den Stellen, die keine Zeichnung enthalten und also auch die fette Druckerschwärze nicht annehmen dürfen, mit Wasser (besser mit Gummiwasser) getränkt; Preß- und Gieß-Formen müssen oft an der innern Fläche mit einer Substanz überzogen werden, zu welcher das hineinzupressende oder hineinzugießende Materiale keine Adhäsion hat, widrigenfalls der gepreßte oder gegossene Gegenstand der Form anhängen würde und nicht unbeschädigt aus derselben herauszubringen wäre. — Beim Auswalzen und Zerschneiden fetter oder klebriger Körper müssen die dazu dienlichen Werkzeuge (z. B. das Kreismesser — d. i. eine am Umfange schneidige runde Scheibe, — womit man aus einem dicken Kautschukblock die dünnen im Handel vorkommenden Blätter schneidet) immer naß gehalten werden u. s. f.

24. Elasticität. Wir kehren nun wieder zur Cohäsionskraft zurück, welche uns auf die eben besprochene Adhäsion führte.

Alles, was an Körpern der Cohäsionskraft entgegenwirkt und somit die zweite der Molecularkräfte, die Abstoßungskraft, unterstützt, muß eine Entfernung der Körpertheilchen von einander (d. i. entweder eine Ausdehnung der Körper oder eine Trennung der Körpertheile, eine Aufhebung ihres Zusammenhanges) bewirken, und Alles, was der Abstoßungskraft entgegenwirkt und die Cohäsionskraft unterstützt, muß ein Aneinanderrücken der Körpertheilchen (eine Zusammenziehung der Körper) verursachen. Eine Hauptrolle spielt, wie uns schon aus Früherem bekannt ist, bei der Ausdehnung und Zusammenziehung der Körper die Wärme; darüber kann aber erst die Wärmelehre das Weitere enthalten. Hier soll in Beziehung auf diese Ausdehnung und Zusammenziehung (Zusammendrückung) und auf die besagte Aufhebung des Zusammenhanges der Theilchen nur das Verhalten der Körper gegen von Außen einwirkende Kräfte (Zieh-, Dehn- und Druckkräfte) näher betrachtet werden.

Alle Körper erfahren unter der Einwirkung äußerer Kräfte eine Ausdehnung oder Zusammenziehung (d. i. eine Verrückung ihrer Theilchen, verbunden mit gegenseitiger Entfernung oder Annäherung dieser letzteren ohne Aufhebung ihres Zusammenhanges), setzen jedoch dabei der Kraft, welche eine solche Verrückung zu bewirken sucht, einen Widerstand entgegen, dessen Größe vorzüglich von der materiellen Beschaffenheit der Körper, von ihrem Aggregationszustande und von ihrer Temperatur abhängig, unter übrigens gleichen Umständen aber desto bedeutender ist, je mehr die Theilchen bereits aus ihrer ursprünglichen Lage verrückt worden sind. Geht diese Verrückung nicht über eine gewisse

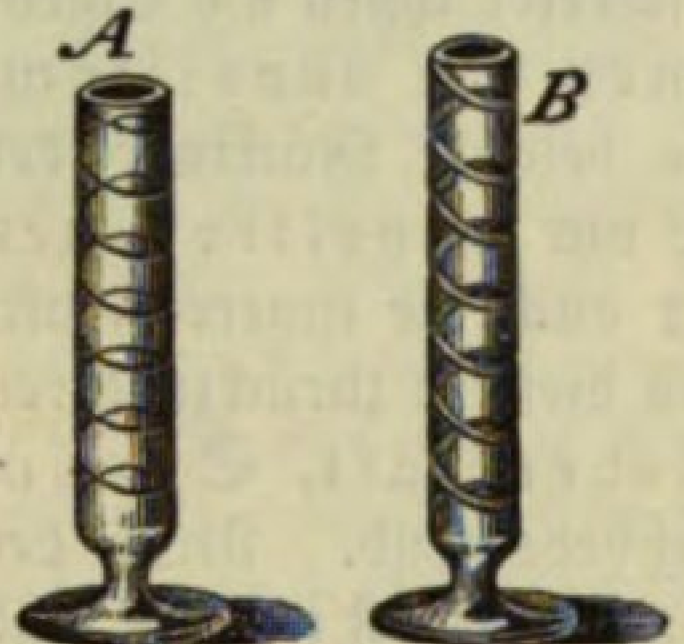
Gränze hinaus, so kehren die Theilchen, sobald die Kraft, durch welche sie verrückt wurden, zu wirken aufgehört hat, wieder in ihre vorige Lage entweder ganz (vollkommen) oder nur theilweise (unvollkommen) zurück. Man nennt die Körper, bei welchen dieß der Fall ist, elastisch, schreibt ihnen als Eigenschaft Elasticität zu, und unterscheidet vollkommen und unvollkommen elastische Körper, je nachdem bei denselben die besagte Rückkehr der Theilchen in die ursprüngliche Lage vollkommen oder nur unvollkommen Statt findet. Unter Elasticität versteht man aber auch die innere Kraft, womit die aus ihrer Lage verrückten Theilchen wieder in dieselbe zurückzukehren suchen, und in diesem Sinne ist Elasticität mit Federkraft, Spannkraft, Schnellkraft und Sprungkraft gleichbedeutend. Nach der eben erläuterten wissenschaftlichen Bedeutung des Wortes Elasticität sind alle Körper ohne Ausnahme elastisch, ja sogar vollkommen elastisch, viele jedoch nur für überaus kleine Kräfte und nur für äußerst geringe Verrückungen der Theilchen, so daß sich diese Verrückungen oft der sinnlichen Wahrnehmung ganz entziehen und nur aus gewissen durch sie bedingten Erscheinungen erkannt und gefolgert werden.

Wenn im technischen und überhaupt praktischen Leben von elastischen Körpern die Rede ist, so versteht man darunter gewöhnlich jene Körper, deren Theilchen, wenn sie durch eine mehr oder weniger beträchtliche äußere Kraft aus ihrer Lage merklich verrückt worden sind, in diese Lage vollkommen wieder zurückkehren, sobald die äußere Ursache dieser Verrückung zu wirken aufgehört hat, wie dieß bei Kautschuk, mäßig gehärtetem Stahle u. s. w. der Fall ist. Alle andern Körper betrachtet man als unelastisch (z. B. Thon, Blei). In diesem Sinne, in welchem auch wir von nun an das Wort Elasticität nehmen wollen, sind sehr viele feste und alle tropfbaren Körper sowohl für dehnende als zusammendrückende Kräfte elastisch (für dehnende Kräfte zeigt sich die Elasticität tropfbarer Flüssigkeiten sehr augenfällig an einzelnen Tropfen, die eine deutliche Dehnung gestatten und nachdem die Ziehkraft, welche die Dehnung hervorbrachte, zu wirken aufgehört hat, sogleich ihre vorige Gestalt wieder annehmen). Ausdehnsame Flüssigkeiten sind aber nur für zusammendrückende Kräfte elastisch, und zwar sind es die Gase noch für die größten Druckkräfte, die uns zu Gebote stehen, und für sehr beträchtliche Verrückungen ihrer Theilchen, weßwegen man sie auch vorzugsweise elastische Flüssigkeiten heißt. Wir wollen jetzt die Elasticität, aber nur fester Körper etwas weiter verfolgen, da ein näheres Detail über die Elasticität tropfbarer Flüssigkeiten für die Zwecke des Practikers in keiner Beziehung von großem Belang ist und dasjenige, was demselben über die Elasticität ausdehnsamer Stoffe zu wissen Noth thut, sich viel zweckmäßiger an andern Orten abhandeln läßt.

25. Größe und Gränze der Elasticität. Die größte Kraft, für welche ein Körper noch elastisch ist, wird seine Elasticitätsgröße genannt, und die Verrückung, welche die Theile durch diese größte Kraft erfahren und die zugleich die äußerste Verrückung ist, welche die Theile vertragen, ohne daß der Körper aufhört, elastisch zu sein, heißt die Elasticitätsgränze des Körpers. Je nachdem die Elasticitätsgröße eines Körpers mehr oder weniger bedeutend ist, sagt man, er sei in einem höheren oder geringeren Grade elastisch. In hohem Grade sind es: Elfenbein, Kautschuk, gut gekühltes Glas, gehärteter Stahl, gehämmertes Messing u. s. w. Die Elasticität des Glases steht

man unter Andern auffallend an einem dünnwandigen cylindrischen Gefäße, welches mittelst einer Sprengkohle vom Boden bis an den obern Rand in Spiralrichtung zersprengt worden (A Fig. 16.) Man kann die so erhaltene Glasspirale mit den Händen sehr merklich auseinander ziehen (wie bei B in Fig. 16) und wenn man mit der Zugkraft nachläßt, schließen die Spiralgänge sich wieder so innig an einander an, daß in das Gefäß gegossenes Wasser nirgends durch den spiralförmigen Sprung ausfließt. — Die feinen Fäden, zu welchen sich das Glas in der Lampenflamme eines Blastisches ausziehen läßt, können zu sehr kleinen Kreisen oder Ringen zusammengebogen werden und nehmen nach Aufhören der Biegkraft ihre gerade Richtung wieder vollkommen an. Diese Glasfäden werden in neuerer Zeit zur Erzeugung von Geweben verwendet, woran die Kette aus Baumwoll- oder anderen Garn und der Eintrag oder Schuß aus Glasfäden besteht, und die sich ihres schönen Glanzes und der lebhaften Farben wegen vorzüglich als Tapeten, Möbelstoffe ꝛc. empfehlen; diese Verwendung beurkundet gleichfalls die hohe Elasticität des Glases.

Fig. 16.



26. Bestimmung der Elasticität. Durch vielseitige Versuche von s'Gravesande, Coulomb, Hooke und A. ist außer Zweifel gestellt, daß die Verrückungen, welche die Theile eines gleichförmig elastischen Körpers innerhalb seiner Elasticitätsgränze durch äußere (Zieh-, Druck-, Bieg- oder Torsions-) Kräfte erfahren, der Größe dieser Kräfte direct proportionirt sind, so daß eine doppelte, dreifache . . . . nfache Kraft auch eine 2, 3 . . . . nmal größere Verrückung bewirkt. Eine Stahlstange, die durch eine Belastung von 100 Pfd. eine Verlängerung um $^1/_{100}$ Zoll erfährt, wird durch 200 und 300 Pfd. um $^2/_{100}$ und $^3/_{100}$ Zolle verlängert. Drückt man die Stange nach ihrer Länge durch die nämlichen Gewichte (100, 200 und 300 Pfd.) zusammen, so wird sie auch um $^1/_{100}$, $^2/_{100}$ und $^3/_{100}$ Zoll verkürzt.

Die Elasticität (Spannkraft) eines Körpers ist offenbar desto größer, einer je größeren äußeren Kraft es unter übrigens gleichen Umständen zur Verrückung der Theilchen um eine bestimmte Größe bedarf, oder je kleiner die Verrückung ist, welche durch eine äußere Kraft von bestimmter Größe bewirkt wird . . . (†). Die Elasticität wird daher der Größe nach durch das Verhältniß der Kraft zu der durch sie bewirkten räumlichen Veränderung bestimmt.

Dem zu Folge ist es leicht, die Elasticitäten zweier oder mehrerer Körper zu vergleichen. Haben zwei Körper gleiche Länge und gleiche Querschnitte, sind aber von verschiedener materieller Beschaffenheit, so findet man das Verhältniß ihrer Elasticitäten in nachstehender Weise: Bezeichnet A die Ausdehnung, welche der eine Körper (M_1) durch die Kraft P, und a die Ausdehnung, welche der zweite Körper (M_2) durch die Kraft p erfährt (es kann natürlich immer nur von einer Ausdehnung innerhalb der Elasticitätsgränze die Rede sein) und man denkt sich noch einen dritten Körper (M_3) von ganz gleichen Dimensionen mit den zwei andern und von solcher Beschaffenheit hinzu, daß die Kraft P an demselben eine Ausdehnung a bewirkt, drückt ferner die Elasticitäten der Größe nach für die drei Körper durch E, e und E_1 aus und stellt alle diese Größen der leichteren Uebersicht wegen in folgender Art zusammen:

M_1	M_2	M_3
P	p	P
A	a	a
E	e	E_1,

so ergibt sich durch Vergleichung des Körpers M_1 mit M_3

$$E : E_1 = a : A \ldots . (1)$$

denn da auf beide Körper gleicher Dimensionen die nämliche Kraft (P) wirkt, so muß jener eine größere Spannkraft besitzen, bei welchem diese Kraft P eine kleinere Ausdehnung bewirkt, d. h. die Spannkräfte oder Elasticitäten beider Körper und die bewirkten Ausdehnungen sind einander umgekehrt proportionirt. Vergleicht man den Körper M_3 mit M_2, so hat man

$$E_1 : e = P : p \ldots . . (2);$$

denn bewirken an zwei Körpern von gleichen Dimensionen zwei verschiedene Kräfte P und p gleich große Ausdehnungen (a, a), so muß nach . . . . (†) im §. 26 die Spannkraft desjenigen Körpers größer sein, bei dem es zur nämlichen Ausdehnung einer größeren Kraft bedarf. Spannkräfte und einwirkende Kräfte sind demnach hier direct proportionirt: Macht man nun aus den Proportionen (1) und (2) durch Multiplication eine einzige, so erhält man

$$E : e = P\,a : p\,A \text{ oder}$$

$$E : e = \frac{P}{A} : \frac{p}{a} \ldots . . (3)$$

d. h. die Spannkräfte zweier Körper aus verschiedener Materie, aber von gleichen Dimensionen verhalten sich gerade wie die einwirkenden Kräfte, und verkehrt wie die durch diese Kräfte verursachten Ausdehnungen. Daß die Proportion (3) ebenso für zusammendrückende, wie für dehnende Kräfte gilt und daß bei Substituirung besonderer Werthe für die allgemeinen Größen P, p, A und a sowohl die Kräfte nach der nämlichen Einheit (z. B. Pfunde) benannt, als auch die durch sie bewirkten Ausdehnungen oder Zusammendrückungen in denselben Maßen (z. B. Zollen) ausgedrückt sein müssen, versteht sich von selbst. Wären nun z. B. die zwei Körper M_1 und M_2 gleich lange und gleich dicke Stangen aus verschiedenem Metall, die eine wäre durch 1000 Pfund um 1 Zoll und die andere durch 4000 Pfd. um 2 Zolle verlängert worden, so hätte man in der Proportion (3) diese speciellen Werthe anstatt P, p, A und a gesetzt,

$$E : e = {}^{1000}/_1 : {}^{4000}/_2$$

$$E : e = 1 : 2.$$

Haben die Körper M_1 und M_2, für welche das Verhältniß der Elasticitäten E, e ausgemittelt werden soll, ungleiche Dimensionen und zwar die Längen L, l und die Querschnitte Q, q, und man bezeichnet die Ausdehnung, welche der Körper M_1 durch die Kraft P erfährt, mit A und jene des Körpers M_2 durch die Kraft p mit a, nimmt ferner zum Behufe einer ähnlichen Vergleichung wie im vorigen Falle, noch drei andere Körper M_3 M_4 und M_5, deren Verhalten zu den zwei Körpern M_1 und M_2 (rücksichtlich der Länge, des Querschnitts, der auf sie wirkenden Kräfte und der an ihnen erzeugten Ausdehnungen) man aus folgender Zusammenstellung leicht entnimmt,

M_1	M_3	M_4	M_5	M_2
L	L	L	L	l
Q	Q	Q	q	q
P	P	p	p	p
A	a	a	a	a
E	E_3	E_4	E_5	e

so hat man, wenn der Reihe nach zuerst die Körper M_1 und M_3, dann M_3, und M_4, nachher M_4 und M_5 und endlich M_5 und M_2 verglichen werden.

$$E : E_3 = a : A \ldots\ldots (4)$$
$$E_3 : E_4 = P : p \ldots\ldots (5)$$
$$E_4 : E_5 = q : Q \ldots\ldots (6)$$
$$E_5 : e = L : l \ldots\ldots (7)$$

Werden diese vier Proportionen mit einander multiplicirt, so ergibt sich

$$E : e = aqPL : AQpl \text{ oder}$$
$$E : e = \frac{PL}{AQ} : \frac{pl}{aq} \ldots (8)$$

d. h. die Spannkräfte zweier Körper derselben materiellen Beschaffenheit aber von ungleicher Länge und ungleichem Querschnitte stehen in geradem Verhältniß mit den einwirkenden Kräften und Längen, aber im verkehrten Verhältniß mit den erzeugten Ausdehnungen und mit den Querschnitten. Auch in dieser Proportion (8) müssen natürlich, wenn sie einen Sinn haben soll, bei Substituirung besonderer Werthe die gleichartigen Größen (Kraft und Kraft, Länge und Länge, Querschnitt und Querschnitt, endlich Ausdehnung und Ausdehnung) durch die gleiche Einheit ausgedrückt sein. Ebenso versteht es sich von selbst, daß P, p ausdehnende oder zusammendrückende Kräfte, mithin A, a Ausdehnungen oder Zusammendrückungen bedeuten können. Zur Rechtfertigung der vorstehenden Proportionen (4) bis (7) mag Folgendes dienen:

Ad (4). Von den zwei Körpern M_1 und M_3, bei welchen die Längen, die Querschnitte und die einwirkenden Kräfte gleich sind, muß jener eine größere Spannkraft haben, der eine geringere Ausdehnung erfährt; Spannkräfte und Ausdehnungen stehen daher im umgekehrten Verhältniß.

Ad (5). Von den Körpern M_3 und M_4, bei welchen Längen und Querschnitte gleich sind und welche durch die verschiedenen Kräfte (P, p) eine gleiche Ausdehnung (a) erfahren, muß derjenige eine größere Spannkraft besitzen, bei dem es zu Erzielung der nämlichen Ausdehnung einer größeren Kraft bedarf: Spannkräfte und ausdehnende Kräfte sind daher direct proportionirt.

Ad (6). Wenn an zwei Körpern, die gleich lang sind, wovon aber der eine A_1 einen zweimal oder dreimal so großen Querschnitt hat, als der andere A_2 durch die nämliche Kraft gleiche Ausdehnungen bewirkt werden sollen, so muß offenbar bei dem zweimal, dreimal dickeren Körper die der dehnenden Kraft entgegenwirkende Spannkraft nur die Hälfte, das Drittel der Spankraft des dünneren Körpers sein; denn sonst könnte sich diese Spannkraft bei dem dickeren Körper A_1, der aus zwei oder drei nebeneinander gelagerten Körpern A_2 zusammengesetzt betrachtet werden kann, nicht von der nämlichen Gewalt überwältigen lassen. Es sind also auch die Elasticitäten der zwei Körper M_4 und M_5 ihren Querschnitten umgekehrt proportionirt.

Ad (7). Läßt sich von zwei Körpern, die einen gleich großen Querschnitt, aber ungleiche Längen haben, der kürzere durch eine bestimmte Kraft um die nämliche Größe verlängern, wie der längere, so muß er (der kürzere Körper) der dehnenden Kraft durch seine Spannkraft einen geringeren Widerstand entgegensetzen, d. h. der kürzere Körper muß auch eine geringere Spannkraft äußern, oder die Längen und Spannkräfte der Körper stehen unter übrigens gleichen Umständen im directen Verhältnisse.

27. Elasticitäts-Modulus. Nach Thom. Young's Beispiel drückt man gewöhnlich die Elasticität eines festen Körpers durch das in Pfunden

angegebene Gewicht aus, welches als Belastung erforderlich wäre, um ein Prisma aus diesem Körper von irgend einer bestimmten Länge und von 1 □ Zoll Querschnitt um seine ganze Länge auszudehnen (vorausgesetzt, daß es sich innerhalb der Elasticitätsgränze so weit ausdehnen ließe). Man findet dieses Gewicht, welches Modulus (Modul) der Elasticität genannt und mit M bezeichnet wird, indem man durch Versuche die Belastung ermittelt, welche im Stande ist, ein Prisma von irgend einer Länge und 1 □ Zoll Querschnitt aus dem betreffenden Körper um eine bestimmte Größe (z. B. um den hundertsten, tausendsten Theil u. s. w. seiner Länge), versteht sich wieder innerhalb der Elasticitätsgränze, auszudehnen und dann diese erforderliche Belastung mit der ganzen Länge des Prisma's multiplicirt, d. h. so oftmal nimmt, als die Größe, um welche die Ausdehnung erfolgte, in der ganzen Länge des Prisma's enthalten ist. Fände man z. B. durch einen Versuch, daß ein Prisma aus bestimmtem Stoff, von 1 Fuß Länge und 1 □ Zoll Querschnitt durch eine Belastung von 1000 Pfd. um $^1/_{100}$ Fuß ausgedehnt werde, so würden (nach dem §. 26 ausgesprochenen Satze, daß nämlich die Verrückungen der Körpertheilchen den sie bewirkenden Kräften proportional sind), zur Ausdehnung des Prisma um seine ganze Länge, d. i. um $100 \times {}^1/_{100}$ Fuß eine Belastung von $100 \times 1000 = 100{,}000$ Pfd. erforderlich sein, und diese Belastung ist der Elasticitäts-Modul.

Der Werth, den man auf die eben angegebene Weise für den Elasticitäts-Modulus eines Stoffes findet, ist natürlich ganz unabhängig von der Länge, die man dem zum Versuch dienenden Prisma gibt, und stellt das wahre Maß der Elasticität des Stoffes vor. Hätte man z. B. dem Prisma aus dem nämlichen Materiale nur $^1/_2$ Fuß Länge gegeben, so wäre zur Ausdehnung desselben um $^1/_{100}$ Fuß (wie ebenfalls aus §. 26 einleuchtet,) eine Belastung von 2000 Pfund nöthig gewesen, und somit erfordert eine Ausdehnung des Prisma um seine ganze, 50. $^1/_{100}$ Fuß betragende Länge eine 50 Mal größere Belastung, d. i. 50×2000 Pfund $= 100{,}000$ Pfund.

Kennt man für irgend ein Materiale den Elasticitäts-Modulus (M), (d. i. also die in Pfunden ausgedrückte Ziehkraft oder Belastung, welche erforderlich wäre, um z. B. ein Prisma dieses Materials von 1 □ Zoll Querschnitt, um seine ganze Länge auszudehnen) und kennt man ferner die Elasticitätsgränze (G) (d. i. die Gränze, über welche hinaus die Ausdehnung des Prisma durch eine Kraft nicht gehen darf, wenn dasselbe nach Aufhören dieser Kraft seine vorige Länge vollkommen wieder einnehmen soll, wo diese Gränze in aliquoten Theilen der Prisma-Länge ausgedrückt ist), so kann die Elasticitätsgröße (x), (d. i. die Kraft, welche auf das Prisma noch einwirken darf, ohne daß es die Fähigkeit verliert, nach Beseitigung dieser Kraft zur vorigen Länge vollkommen wieder zurückzukehren) nach dem im §. 26 ausgesprochenen Satze leicht berechnet werden. Es ist nämlich $M : x = 1 : G$, daher $x = M\,G$ In folgender Tabelle findet man für die in der Anwendung wichtigsten Materialien den Elasticitäts-Modul und die Elasticitäts-Gränze.

Materialien.	Elast.-Modulus.	Elast.-Gränze.
Buchenholz	1240000 — 1360000	$^1/_{570}$
Eichenholz	1300000 — 1480000	$^1/_{430}$
Eschenholz	1240000 — 1400000	$^1/_{385}$
Fichtenholz	1600000 — 2000000	$^1/_{470}$
Lärchenholz	930000 — 1280000	$^1/_{540}$
Tannenholz (Weiß-) .	1250000 — 2850000	$^1/_{500}$
Ulmenholz	1150000 — 1230000	$^1/_{414}$
Schmiedeisen . . .	2200000 — 2500000	$^1/_{1387}$
Gußeisen	11400000 —16000000	$^1/_{2580}$

Man sieht zugleich aus dem Vorstehenden, wie sich aus dem bekannten Elasticitäts-Modul einer Substanz die Ausdehnung berechnen läßt, welche ein Prisma dieser Substanz von der Länge = 1 (1 Schuh) und von 1 □ Zoll Querschnitt durch irgend eine dehnende Kraft p (z. B. 100 Pfd.), welche die aus Versuchen bekannte Elasticitätsgröße dieser Substanz nicht überschreitet, innerhalb der Elasticitätsgränze erfährt; denn dehnt sich ein Prisma von 1 Schuh Länge unter einer Belastung von 100,000 Pfd. (M) um 1 Schuh aus, so wird sich dasselbe unter einer Belastung von p (z. B. 100 Pfd.) um eine Anzahl Schuhe a ausdehnen, die sich zu 1 Schuh ebenso verhält, wie 100 Pfd. zu 100,000 Pfd., so daß

$$a : 1 = 100 : 100{,}000$$
$$a = {}^{100}/_{100000} \text{ oder}$$
$$a = {}^{1}/_{1000} \text{ Fuß.}$$

Man erhält daher die Ausdehnung (a), die ein Prisma irgend einer Substanz von 1 Fuß Länge und 1 □ Zoll Querschnitt durch eine Kraft p erfährt, mittelst der Gleichung $a = \frac{p}{M}$ . . . (1) und zwar immer in Theilen derselben Längeneinheit ausgedrückt, auf welche sich der Modulus bezieht. Zur Bestimmung der Ausdehnung a′, die ein Prisma, dessen Länge lmal größer oder kleiner ist (als die dem Modul zu Grunde liegende Einheit) und dessen Querschnitt q □ Zolle beträgt, unter der Einwirkung derselben Kraft p erleidet, dient dann offenbar die Gleichung

$a' = \frac{pl}{Mq}$ . . . (2); denn bei einem 2mal und 3mal längeren Prisma beträgt (unter übrigens gleichen Umständen) die Ausdehnung auch das Zweifache und Dreifache, und bei einem z. B. 10mal größeren Querschnitt kann durch die nämliche Kraft nur eine 10mal kleinere Ausdehnung bewirkt werden. Ist die Länge des Prisma's l, wie im nächst vorhergehenden Falle, der Querschnitt aber 1 □ Zoll, so ist, wenn die durch die Kraft p bewirkte Ausdehnung a″ heißt,

$$a'' = \frac{pl}{M} \text{ . . . . (3)}$$

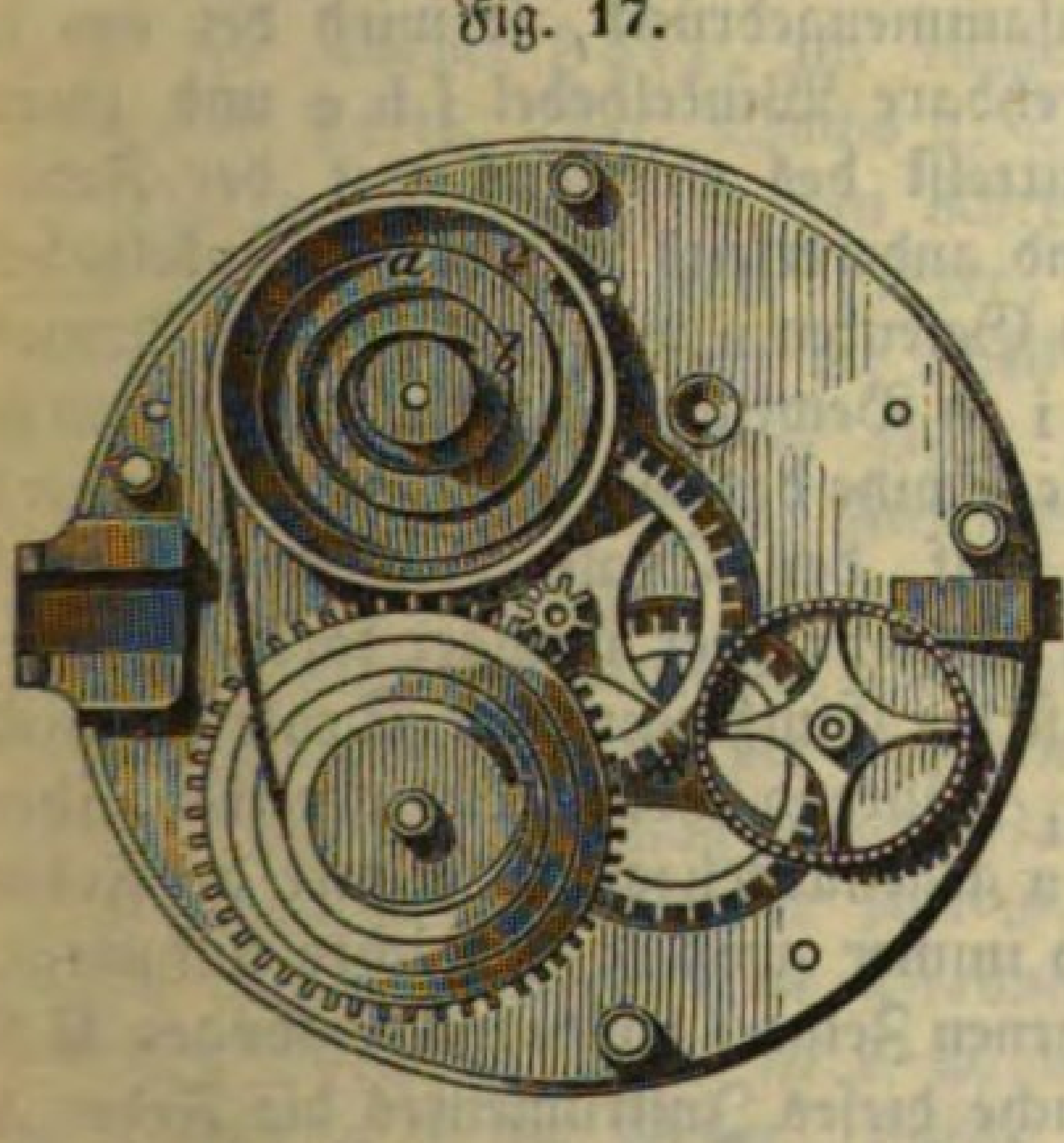
Ist der Modulus der Elasticität für die verschiedenen Materialien oder Stoffe, für welche er natürlich eine verschiedene Größe hat, bekannt, so kann man nach der Formel (2) leicht die Ausdehnungen berechnen, welche Prismen von beliebigen Längen und Querschnitten aus den verschiedenen Stoffen durch, jedoch die Elasticitätsgröße nicht überschreitende, Kräfte erfahren.

28. Die Elasticität modificirende Umstände. In Körpern, die an allen Stellen eine gleiche Beschaffenheit haben (d. i. in gleichartigen Körpern) ist auch die Elasticität an allen Stellen gleich groß; in ungleichartigen und in krystallisirten Körpern hingegen ist die Elasticität an einigen Stellen größer oder kleiner, als an andern. Hölzer besitzen in der Richtung der Fasern eine größere Elasticität, als in einer darauf senkrechten Richtung. Uebrigens besitzt ein und derselbe Körper nicht unter allen Umständen den nämlichen Grad von Elasticität, sondern dieser Grad kann durch eine gewisse Behandlung des Körpers auffallend geändert werden; so wird Messing durch entsprechendes Hämmern so elastisch, daß es zu Federn verwendet werden kann. Durch Erhitzen und darauf folgendes Abkühlen wird beim Stahl die Elasticität bedeutend erhöht, bei Kupfer und Messing hingegen beinahe ganz vernichtet. Sehr große Veränderung im Elasticitätsgrade und meistens eine beträchtliche Erhöhung desselben bewirkt bei Metallen die chemische Verbindung derselben unter einander und mit andern Stoffen. Dies ist der Fall bei dem wenig elastischen Eisen durch Verbindung mit Kohlenstoff zu Stahl; bei Kupfer und Zinn, die an und für sich in geringem Grade elastisch sind, chemisch verbunden aber das äußerst elastische Glockengut darstellen. Die Elasticität sehr schwächend ist eine anhaltende Einwirkung der äußern, die Verrückung der Theilchen verursachenden Kraft, wie man an einer Feder, an einem Bogen, die längere Zeit in starker Spannung erhalten wurden, deutlich sieht. Nach Werthheim (Compt. rendus) modificirt Alles, was die Dichte der Metalle ändert, auch ihre Elasticitätsgröße, und diese nimmt mit wachsender Temperatur ab.

29. Anwendung der Elasticität. Von der Elasticität oder Spannkraft fester Körper werden häufige Anwendungen gemacht; es können davon hier aber nur die wichtigsten angedeutet werden. Die Spannkraft wird benützt:

1. Als bewegende Kraft. Die spiralförmig zusammengewundene Stahlfeder a (Fig. 17) im Innern des Federhauses einer Taschen- oder Stockuhr setzt durch die Kraft, mit der sie sich aufzuwinden strebt, das Federhaus, an dessen Umfang sie mit einem Ende c festgemacht ist, und durch das Federhaus das damit die Kette oder durch Verzahnung verbundene übrige Uhrwerk in Bewegung. — Schraubengangförmig gewundene Federn von Eisen- oder Stahldraht dienen an mancher Maschine, z.B. am mechanischen Webstuhl dazu, einzelne Maschinentheile, die durch die bewegende Kraft unter Dehnung oder Zusammendrückung der Feder aus ihrer Stellung gebracht worden sind, durch Zug oder Druck immer wieder in diese ihre Stellung zurückzuführen. Eine Feder setzt am Flintenschloße den abgedrückten Hahn in Bewegung, und macht am Thürschloße die Falle stets in den Schloßkloben einschnappen.

Fig. 17.

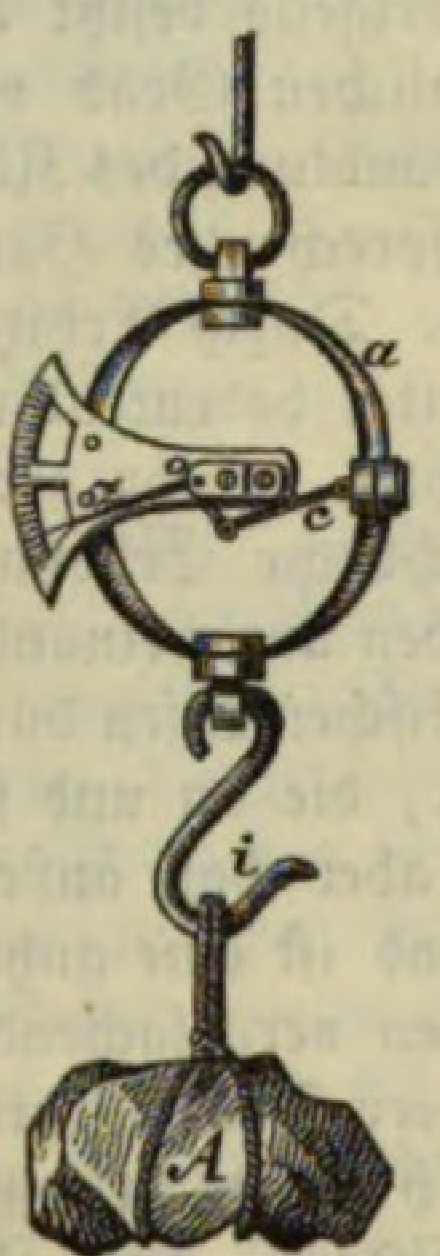


2. Zur Entkräftung und Unschädlichmachung heftiger Stöße, wie dies die, die Wagenkästen tragenden Federn, die Federn, auf welche die Buffer an den Eisenbahnwägen wirken, und die verschiedenen zum Ein-

packen zerbrechlicher Gegenstände dienenden Stoffe, als Heu, Stroh u. s. w. thun.

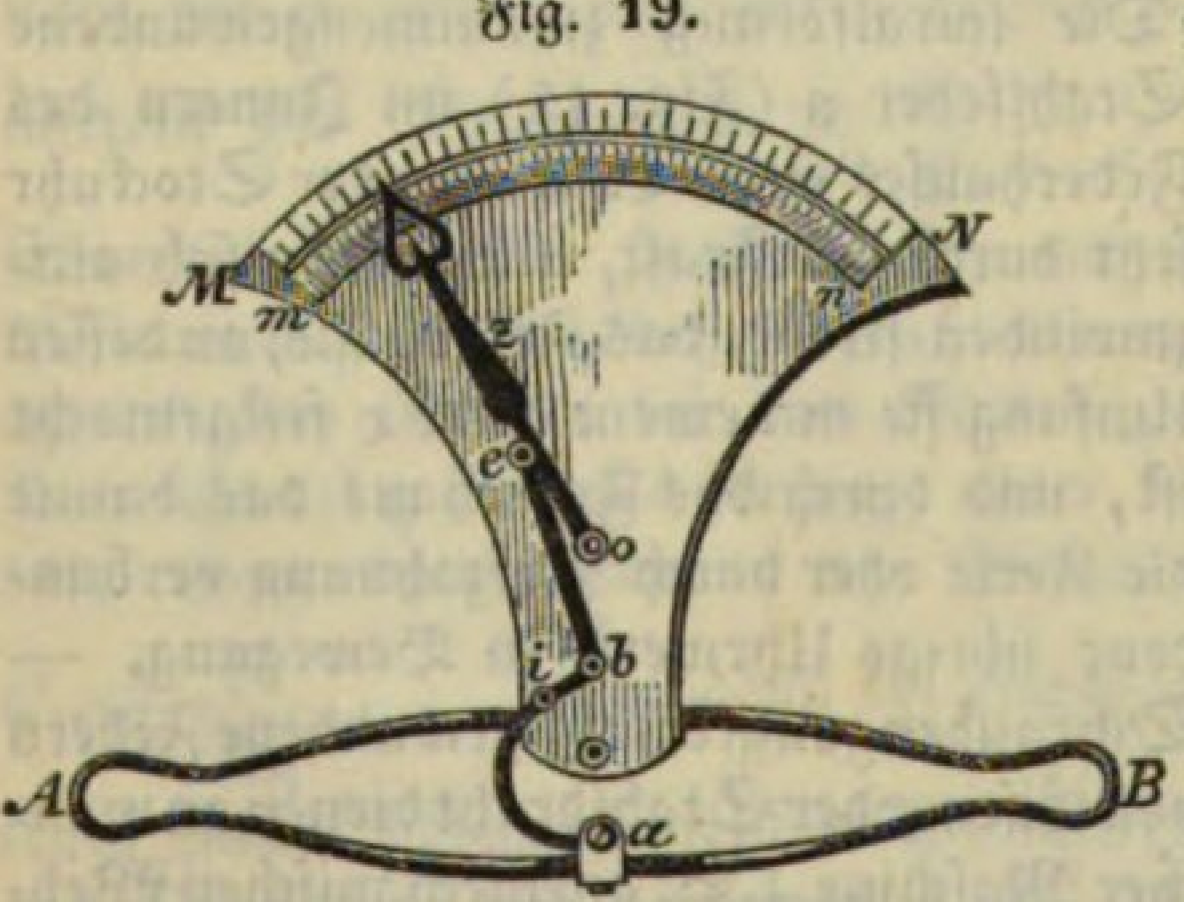
3. **Zum Wägen der Körper**, an der sogenannten **Federwage**, die in zweckmäßiger Construktion durch Fig. 18 anschaulich gemacht ist. Indem die ovale Stahlfeder a durch die am unteren Haken i aufgehängte und abzuwägende Last A in vertikaler Richtung auseinander und in horizontaler Richtung zusammen gezogen wird, wirkt der an der Feder festgemachte Arm c auf den um o drehbaren Zeiger z, dessen rechtwinklig abwärts gebogenes Ende mit c in einem Gelenke vereinigt ist, und setzt die Spitze dieses Zeigers auf der Scale des ebenfalls an der Feder befestigten Kreisbogens in Bewegung. Sind die einzelnen Theilpunkte der Scale dadurch bestimmt worden, daß man an den Haken i von dem kleinsten Gewichte, für welches die Feder a noch empfindlich genug ist, angefangen, nach und nach immer größere Gewichte angehängt, und den jedesmaligen Stand des Zeigers auf dem Kreisbogen markirt hat; so wird, wenn beim Gebrauch der Federwage eine an den Haken i gehängte Last den Zeiger z z. B. bis auf den mit 10 Pfd. bezeichneten Theilstrich der Scale hebt, das Gewicht dieser Last offenbar 10 Pfd. gleich sein.

Fig. 18.



4. **Zum Messen der Zug- und Druckkräfte** besonders der Menschen und Thiere an dem **Kraftmesser** oder **Dynamometer**, welchen die Fig. 19 darstellt. Wird die sehr gestreckte ovale Stahlfeder A durch irgend eine Zugkraft nach der Längenrichtung ausgedehnt oder durch eine Druckkraft (z. B. der Hände) in der Querrichtung a b zusammengedrückt, so wird der um b drehbare Winkelhebel i b e und zwar mittelst des einerseits mit der Feder und andererseits mit dem Winkelhebel in Gelenken a und i vereinigten Armes a i in Bewegung gesetzt, und dadurch die Spitze des um o drehbaren Zeigers z auf der Scale des Kreisbogens M N mehr oder weniger fortgeschoben. Ist die Eintheilung der Scale dadurch gemacht worden, daß man auf die Feder, während ihre Ebene vertikal, ihre große Achse aber horizontal liegt, und der a gegenüberliegende Punkt der Feder unterstützt ist, im Punkte a nach und nach immer größere Gewichte aufgelegt, und den jedesmaligen Stand des fortgeschobenen Zeigers auf dem Kreisbogen M N markirt hat, so wird, wenn beim Gebrauche dieses Instrumentes die Feder A z. B. durch die Muskelkraft eines Menschen so stark zusammengedrückt würde, daß die äußerste Spitze des Zeigers z. B. bis auf den mit 60 Pfd. bezeichneten Theilstrich geschoben wird, die ausgeübte Kraft offenbar dem Drucke von 60 Pfund gleich sein. Da zum Ausdehnen der Feder nach der Richtung der großen Achse weit größere Kräfte erforderlich sind, als zu ihrer Zusammendrückung in der Richtung a b, so kann die Scale M N nicht zugleich für Zug-

Fig. 19.



kräfte dienen, sondern für diese muß, und zwar wieder empirisch, eine eigene Scale m n bestimmt werden. Zu diesem Behufe wird die Feder an dem einen Ende z. B. A vertikal aufgehängt, am andern Ende nach und nach mit immer größeren Gewichten belastet, und der jedesmalige Stand der kleinen Spitze des Zeigers, im herzförmigen Ausschnitt an seinem Ende, auf dem Kreisbogen m n markirt. Gewöhnlich wird die äußere Scale M N nach Pfunden, und die innere m n nach Centnern getheilt. — Bei dem eben beschriebenen von Regnier angegebenen Kraftmesser bleibt der Zeiger z immer dort stehen, wohin er durch das Maximum (die größte Stärke) der angewendeten Kraft vermittelst des Armes b e geschoben wurde. Der Kraftmesser zeigt demnach immer das Maximum der Kraftanstrengung an. Da nun dieses Maximum (z. B. der Zugkraft eines Pferdes) während des Versuches vielleicht nur einen Augenblick lang stattgefunden, und somit gar keinen praktischen Werth hat, indem es sich in der Praxis meistens um die mittlere Wirkung einer Kraft handelt, so sind die Angaben des beschriebenen Instrumentes in den wenigsten Fällen brauchbar. Deswegen hat Burg dasselbe dahin verbessert, daß der Zeiger z beim Nachlassen der einwirkenden Kraft nicht stehen bleibt, sondern auf der Scale in dem Maße zurück und wieder vor geht, in welchem die Kraft ab- und zunimmt. Der Zeiger führt ferner eine Bleifeder, die durch ein kleines am Zeiger befestigtes Uhrwerk in einem Schlitz des Zeigers langsam seiner Länge nach abwärts bewegt wird, und somit auf einem, in eine Vertiefung der Scaleplatte eingelegten, kreisbogenförmigen Papier- oder Pergamentstück beim Rück- und Vorwärtsgehen des Zeigers eine gezackte Linie verzeichnet. Eine mitten durch die einzelnen Zacken gehende und bis an die Scale verlängerte Linie zeigt die mittlere Kraft an. (Eine genaue Beschreibung dieser Verbesserung findet man in den Verhandlungen des n. ö. Gewerbvereins, 8. Heft 1843.)

30. Härte und Weichheit. Bedarf es zur Verrückung oder Verschiebung der Theilchen eines festen Körpers einer großen äußern Kraft, so heißt der Körper hart, im entgegengesetzten Falle weich. Eisen, Glas, Holz sind harte, Blei, Wachs u. s. w. sind weiche Körper. Die Eigenschaft der Härte findet sich an den Körpern in sehr verschiedenem Grade. Von zwei Körpern heißt jener härter, dessen Theile bei Anwendung einer entsprechenden Kraft zwischen die Theile eines andern Körpers eindringen, d. h. welcher den andern Körper ritzt, selbst aber von diesem nicht geritzt wird. Eisen ist härter, als Blei, Kieselstein härter als Kalkstein, und der härteste aller bekannten Körper ist der Diamant. — Selbst die nämlichen Körper nehmen unter verschiedenen Bedingungen einen verschiedenen Härtegrad an. Viele unorganische Körper werden durch Verdichten (Näherbringen ihrer Theile) härter, es mag dieses Näherbringen der Theile durch Druckkräfte, durch Abnahme der Wärme oder wie beim Thone durch Verjagen der Feuchtigkeit (beim Trocknen und Brennen) geschehen. Mehrere Metalle, z. B. Silber, Messing, Eisen u. s. w. werden durch Hämmern, Walzen, Ziehen zu Draht u. s. w. härter, durch nachheriges Glühen und langsames Abkühlen aber wieder weicher. Deswegen muß beim Walzen des Bleches und beim Ziehen des Drahtes das Blech und der Draht vor jeder neuen Streckung immer wieder ausgeglüht werden. Wird Stahl glühend gemacht und dann durch Eintauchen in kaltes Wasser schnell abgekühlt (kleinere Stahlgegenstände, als: feine Metallbohrer, Grabstichel u. dgl., die mittelst des Löth-

rohres in der Kerzenflamme zum Glühen gebracht werden, steckt man in das Unschlitt der Kerze), so erhält er einen hohen Grad von Härte, den höchsten, dessen er überhaupt fähig ist. (Diese Operation heißt das Härten des Stahls.) Bei Kupfer und Messing hat das plötzliche Abkühlen nach starkem Erhitzen gerade die entgegengesetzte Wirkung, beide werden nämlich weicher. Werden die gehärteten Stahlgegenstände allmälig wieder zu geringerem oder größerem Grade, welchen man aus dem auf der Oberfläche erscheinenden Farbenton erkennt, erwärmt, so nimmt ihre Härte eben so allmälig wieder ab, und man kann ihnen durch dieses Verfahren, welches das Anlassen des Stahles heißt, den für ihren technischen Gebrauch geeignetsten Härtegrad geben. Das geringste Anlassen geht bis zur hell strohgelben Farbe, wobei die Härte nur wenig gemildert ist; mit den bei stets stärkerer Erwärmung nacheinanderfolgenden dunkelgelben, karmesinrothen, violetten und dunkelblauen Farben ist immer eine geringere Härte verbunden, bis endlich beim Erscheinen des Grauschwarz alle Härtung wieder verschwunden ist. Eisen ist in Bezug auf Härte ganz ähnlicher Veränderungen fähig, wie Stahl, jedoch treffen diese dann nur die Oberfläche, während sie beim Stahl durch die ganze Masse hindurchgehen. Die Härte der Körper wird ferner durch ihre Verbindung mit andern Substanzen sehr bedeutend verändert, oft vermehrt, oft aber auch vermindert. So gibt das mäßig harte Kupfer mit dem härteren Zink vereinigt, das sehr weiche Messing, und mit dem weichen Zinn das harte Glockengut, und bei einem andern Mischungsverhältniß das ungleich härtere Spiegelmetall. Das Eisen wird durch Zusatz von $^1/_{100}$ Kohlenstoff zu hartem Stahl, und von $^2/_{100}$ — $^4/_{100}$ Kohlenstoff zu noch härterem Gußeisen. Mit Schwefel verbunden, ist Eisen im Schwefelkies so hart, daß man an letzterem wie am Feuerstein mit Stahl Feuer schlagen kann. Gußstahl wird durch Zusammenschmelzen mit sehr wenig ($^1/_{500}$) Silber oder ($^1/_{200}$) Rhodium (ein in den Platinerzen vorkommendes Metall) einer größeren Härte (und zugleich auch Festigkeit) fähig, und der unter dem Namen Wootz aus Ostindien kommende Stahl soll seine beträchtlichere Härte der Anwesenheit von etwas Alumnium (des metallischen Bestandtheils der Alaunerde) verdanken.

31. Dehnbarkeit. Geht die Verschiebung der Theilchen eines Körpers über dessen Elasticitätsgränze hinaus, so dauert entweder ihr Zusammenhang noch fort, — dann nehmen sie gegenseitig eine andere, von der vorigen verschiedene, bleibende Stellung an, und besitzen in derselben oft wieder einen gewissen Grad von Elasticität, — oder es hört der Zusammenhang der Theilchen auf, es tritt eine gänzliche Trennung derselben ein. Körper, welche eine bedeutende Verschiebung ihrer Theilchen über die Elasticitätsgränze hinaus ohne Aufhebung des Zusammenhanges gestatten, werden zähe, und je nach Beschaffenheit der äußeren Kraft, durch welche sich die besagte bleibende Verschiebung der Theilchen bewerkstelligen läßt, dehnbar (ductil), geschmeidig, streckbar, hämmerbar genannt. Der Grad der Zähigkeit oder Dehnbarkeit, welcher durch die Gränze der Dehnbarkeit, d. i. die Gränze, bis zu welcher sich die Ausdehnung oder Streckung ohne Aufhebung des Zusammenhangs der Theilchen höchstens treiben läßt, bestimmt wird, ist bei verschiedenen Körpern, ja selbst bei einem und demselben Körper unter verschiedenen Umständen verschieden. So sind Zink, Wismuth, Colophonium, Glas bei niedriger Temperatur nicht, bei

hinreichend hoher Temperatur (bei welcher sich z. B. Zink zu papierdünnen Platten auswalzen, zu Draht ziehen, und Glas, nachdem es vor der Lampe weich geworden, zu den feinsten Fäden ausdehnen (spinnen) und zu Kugeln mit überaus dünnen Wänden aufblasen läßt,) in hohem Grade dehnbar, dagegen besitzen Messing und Zinn bei niedrigen, nicht aber bei, ihren Schmelzpunkten nahe kommenden Temperaturen Dehnbarkeit; Gummi, thierischer Leim, Thonerde ꝛc. werden durch Feuchtigkeit dehnbar, und sehr großen Einfluß auf den Dehnbarkeitsgrad eines Körpers nimmt Verunreinigung (Vermischung) mit fremdartigen Stoffen. In den meisten Fällen besitzt das Gemische (die chemische Verbindung) einen geringeren Grad der Dehnbarkeit, als die Bestandtheile. Kupfer und Zinn sind dehnbar, ihre chemische Verbindung, die Glockenspeise nicht; Kupfer gibt mit dem wenig dehnbaren Zink das sehr dehnbare Messing. Reines Eisen ist äußerst zähe und dehnbar; ungehärteter Stahl (Eisen mit etwas Kohlenstoff) gleichfalls, Roh- oder Gußeisen (Eisen mit viel Kohlenstoff) hingegen nicht. Im bewunderungswürdigen Grade kömmt die Dehnbarkeit dem Gold und dem Platin zu. Bei dem gewöhnlichen, zum kalten Vergolden dienenden Blattgold ist ein Gran Gold in der Größe eines kleinen Sandkorns unter dem Hammer des Goldschlägers zu einer Fläche von 36,5 □ Zollen ausgedehnt worden. — Noch weit auffallender zeigt sich die Dehnbarkeit (Ductilität) des Goldes bei Verfertigung der feinen Drähte, woraus die Lyoner Tressen bestehen, und welche eigentlich nur vergoldete Silberdrähte sind. Man erhält diese Drähte, indem eine Silberstange von 15''' Durchmesser und 22'' Länge mit einer Unze Gold gleichförmig dick überzogen, und nachher mittelst des Drahtzieheisens zu immer feinerem Drahte ausgezogen wird. Dieser Draht wird dann um Seide herum gesponnen, und deswegen vorher mit Stahlwalzen plattgedrückt; er hat nun eine Länge von 60 geogr. Meilen, und sein überall ununterbrochener Goldüberzug ist an den dünnsten Stellen nur $^1/_{500000}$ paris. Linie dick. — Die außerordentliche Dehnbarkeit des Platins macht es möglich, nach einem zuerst von Wollaston angegebenen Verfahren aus diesem Metalle so feinen Draht zu ziehen, daß derselbe mit freiem Auge gar nicht mehr sichtbar ist, und für sich kaum festgehalten werden kann. Wollaston nahm eine cylindrische, $^1/_3$ Zoll weite Form (z. B. von Thon), befestigte in ihrer Achse einen Platindraht von $^1/_{100}$ Zoll Dicke, und goß dann die Form mit Silber aus. Der so erhaltene, $^1/_3$ Zoll dicke Silbercylinder wurde nun vermittelst des Drahtzieheisens allmälig bis zu solcher Dünnheit ausgezogen, daß der in der Achse des Silberdrahtes enthaltene Platindraht nur noch $^1/_{6000}$ Zoll dick war. Weiter läßt sich die Feinheit des Platindrahtes nicht wohl treiben, weil er sonst nicht mehr überall zusammenhängend ist. Um die Silberhülle von dem Platindraht zu entfernen, braucht man den Silberdraht nur in Scheidwasser zu tauchen, welches das Silber verzehrt, und den Platindraht für sich zurückläßt. — Auf der Dehnbarkeit des Silbers, Kupfers, Zinns und Bleies beruht die Erzeugung des Blattsilbers, des unächten Blattgoldes mittelst Hammers, des Staniols und des Rollblei's mittelst des Hammers oder mittelst Walzen. — Unter den weichen Stoffen steht in Bezug auf Dehnbarkeit die in Warzen am Hintertheil der Spinnen enthaltene Substanz oben an, aus welcher diese Thiere die unendlich feinen Fäden spinnen.

32. Sprödigkeit. Der Elasticität und der Dehnbarkeit entgegengesetzt ist die Sprödigkeit. Spröde heißt man nämlich jene festen Körper, bei welchen schon eine geringe Verschiebung der Theile eine Trennung der letzteren, eine Aufhebung des Zusammenhanges zur Folge hat. Auch diese Eigenschaft, welche mehr oder weniger Härte voraussetzt, findet sich an verschiedenen Körpern in höherem oder geringerem Grade, und kann oft bei einem und demselben Körper durch eine gewisse Behandlung hervorgerufen, gesteigert, vermindert oder aufgehoben werden. Im Allgemeinen erzeugt alles, was die Elasticität und Dehnbarkeit der festen Körper vermindert, zu hinreichendem Grade gesteigert, Sprödigkeit; den größten Einfluß übt aber auch hier wieder die Wärme. Sehr elastischer Stahl wird durch übermäßiges oder lange genug fortgesetztes Hämmern so spröde, daß er beim nächsten Hammerschlag in Stücke zerspringt. So wie Eisen durch Verbindung mit Kohlenstoff zu Gußeisen, und Kupfer durch Verbindung mit Zinn zu Glockengut härter werden, werden sie zugleich auch bedeutend spröd, so daß man sie mit dem Hammer leicht in viele Stücke zerschlagen kann. Eben so wird der Stahl durch Erhitzen bis zum Glühen und nachheriges Abkühlen in kaltem Wasser außerordentlich spröde. Das in warmem Zustande streckbare Zink besitzt bei niedriger Temperatur ziemlich große Sprödigkeit. Am auffallendsten zeigt sich aber der Einfluß der Wärme in Rücksicht der Sprödigkeit beim Glase. Glas, — das aus dem heißen Zustand, in welchem es in den Glashütten zu den verschiedenen Gefäßen und anderen Objecten verarbeitet wird, dadurch sehr allmälig zur Temperatur der atmosphärischen Luft abgekühlt wird, daß man diese Objecte von der Pfeife, mit der sie geblasen, oder aus den Formen, in denen sie gepreßt worden, weg in die sogenannten (immer noch sehr heißen) Kühlöfen bringt, und darin zugleich mit diesen Oefen bis zur Lufttemperatur langsam erkalten läßt — ist weit weniger zerbrechlich (spröde), als wenn es noch heiß an die kalte Luft gebracht wird, wodurch die Theilchen in eine so große (an der Oberfläche und im Innern der Masse ungleiche) Spannung treten, daß die geringste Trennung der Theilchen auch nur an einem Punkte die Aufhebung des Zusammenhangs durch die ganze Masse oder wenigstens durch einen großen Theil derselben nach sich zieht, wie dieß die sogenannten Bologneser Fläschchen (Fläschchen mit sehr dickem Boden, die nicht allmälig im Kühlofen, sondern plötzlich an freier Luft abgekühlt wurden), und die Glastropfen (die dadurch erzeugt werden, daß man das geschmolzene Glas noch glühend in kaltes Wasser tropfen läßt), so auffallend zeigen. Der feinste Ritz, den ein ins Fläschchen hineinfallen gelassener Feuerstein-Splitter an irgend einem Punkt der Oberfläche macht, bewirkt, daß das Fläschchen nach allen Richtungen hin in viele Stücke zerspringt; und wird an dem mit einem (meistens) gebogenen Schwanz versehenen Tropfen nur die äußerste Spitze dieses Schwanzes abgebrochen, so zerfällt der ganze Tropfen, welcher übrigens sehr starke Schläge mit einem Stück Holz verträgt, in grobes Glaspulver.

33. Festigkeit. Werden die Theile eines festen Körpers über die Gränzen seiner Dehnbarkeit hinaus verschoben, so erfolgt eine Trennung derselben und der Körper wird je nach Beschaffenheit der die Verschiebung bewirkenden Kraft zerrissen, zerbrochen, zerdrückt oder abgedreht. Den Widerstand (der Größe nach betrachtet), den ein Körper einer solchen Trennung seiner Theile entgegensetzt, nennt man die Festigkeit des Körpers und zwar die absolute, die relative, die rückwirkende oder die Dre-

hungs- (Torsions-) Festigkeit, je nachdem man darunter den Widerstand gegen das Zerreissen, Zerbrechen, Zerdrücken oder Abdrehen versteht; die Kraft, welche diesem Widerstande gerade gleich ist, somit um das Geringste vergrößert, eine wirkliche Trennung der Theile bewirkt, ist das Maß der Festigkeit. Es ist höchst wichtig, die Festigkeit derjenigen Materialien zu kennen, welche zur Construction der vielen, in den Künsten, in den Gewerben und im gesammten practischen Leben in Anwendung kommenden Maschinen und Apparate dienen: denn nur dann ist man im Stande, den Bestandtheilen dieser Maschinen und Apparate ohne unnützen Aufwand an Materiale die nöthige Stärke zu geben.

34. Absolute Festigkeit (auch absolutes Tragvermögen genannt). Um diese zu bestimmen, wird der betreffende Körper an einem Ende (meistens in vertikaler Richtung) fest eingespannt und am andern Ende entweder mit Gewichten belastet, oder es wird auf dieses zweite Ende durch Vermittlung passender Maschinen eine Ziehkraft einwirken gemacht und die Belastung oder Ziehkraft allmälig, aber immer nur um sehr wenig, so lange vermehrt, bis ein Zerreissen eintritt. Das kleinste Gewicht oder die kleinste Kraft, bei welcher dieses Zerreissen erfolgt, vermehrt um das Gewicht des abgerissenen Stückes, kann dann sehr nahe als Maß der absoluten Festigkeit des zerrissenen Körpers angenommen werden. Sehr zahlreiche, in dieser Art angestellte Versuche haben nun gelehrt, daß die absolute Festigkeit eines Körpers unter übrigens gleichen Umständen und unter der Voraussetzung, daß die zerreissende Kraft nach der Längerichtung also z. B. bei Hölzern den Fasern parallel wirkt, mit dem Querschnitt des Körpers im geraden Verhältnisse stehe. Demnach ist, wenn q und q′ die in gleichen Flächeneinheiten, gewöhnlich in □ Zollen, ausgedrückten Querschnitte zweier (z. B. prismatischer) Körper aus einem und demselben Materiale, und f, f′ ihre absoluten Festigkeiten (d. i. die kleinsten Belastungen, welche das Zerreissen zu bewirken vermögen) bedeuten,

$$f : f' = q : q' \;.\;.\;.\;.\; 1); \text{ daher}$$

$$f = \frac{f'}{q'}q \text{ und wenn } \frac{f'}{q'} = c \text{ gesetzt wird,}$$

$$f = cq \;.\;.\;.\;.\; (I)$$

Der Werth von c läßt sich aber für jedes Materiale leicht durch Versuche bestimmen (er ist z. B., wenn man q′ = 1 □ Zoll und die Belastung f′ Wien. Pfunde sein läßt, = der in Pfunden ausgedrückten kleinsten Belastung, bei welcher ein Prisma von 1 □ Zoll Querschnitt zerreißt). Man erhält also dann nach Gleichung (I) die absolute Festigkeit irgend eines Körpers nach Pfunden, wenn man seinen kleinsten, in □ Zollen ausgedrückten Querschnitt (denn an diesem würde bei hinreichender Belastung das Zerreissen erfolgen) mit dem seiner Materie entsprechenden Werthe von c multiplicirt. Die folgende Tabelle enthält den Werth des Coefficienten c für die in der Anwendung wichtigsten Materialien. Die Zahlen dieser Tabelle bedeuten, für q′ = 1 □ Zoll, Wien. Pfunde, sind also zugleich die in Wien. Pfunden ausgedrückten Belastungen, unter welchen die aufgezählten Materialien bei einem Querschnitt von 1 □ Zoll zerreissen. Bei Substituirung dieser Werthe von c in die vorstehende Formel (I) und in die zunächst nachfolgenden Formeln muß natürlich der Querschnitt q immer nur durch eine unbenannte Zahl, die dann Wien. □ Zolle bedeutet, und die andern vorkommenden Dimensionen und Belastungen (Gewichte) müssen

in eben solchen Zahlen, die dann Wien. Zolle und Pfunde vorstellen, ausgedrückt werden.

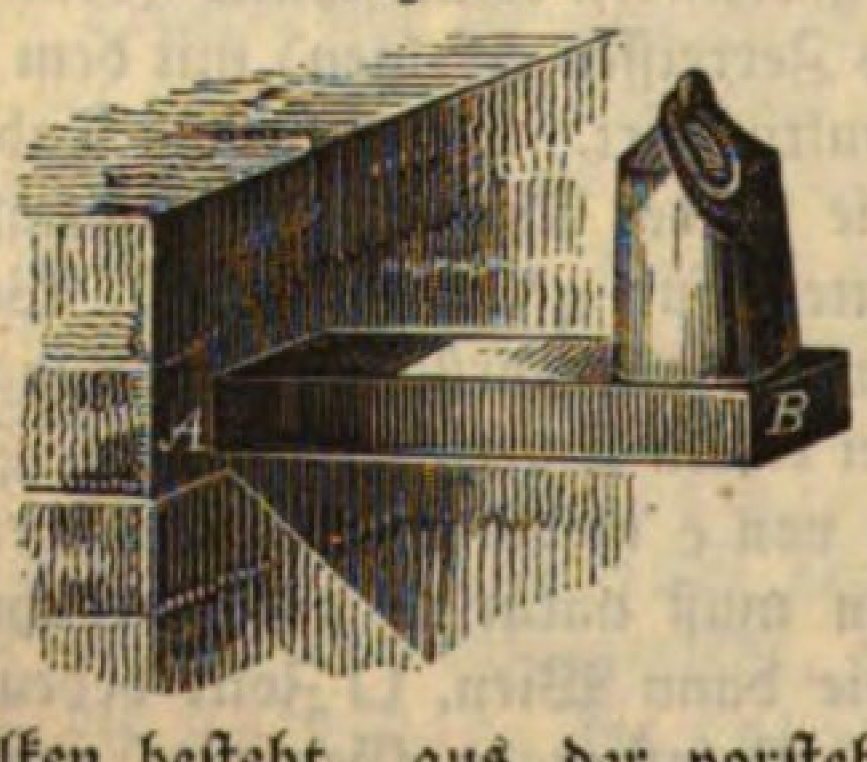
Benennung der Körper.	Werth von c.	Benennung der Körper.	Werth von c.
Hölzer, Seile und Steine.		**Metalle.**	
Ahorn	16600	Blei (gegossen)	800—1640
Birnbaum	8800—9800	Blei (gewalzt)	1080—2250
Buche (Roth-)	10400—19800	Eisen (Schmied-)	40000—60000
» (Weiß-)	17000—17900	Eisenblech (gewalzt)	45000—50000
Eiche	9400—18700	Eisendraht	80000—83000
Esche	14000—16000	Eisen (Guß-)	15000—20000
Fichte	8600—12000	Eisen-Clavierdraht	110000—160000
Kiefer	12000—16200	Kupfer (gehämmert)	25000—34000
Lärche	7000—9000	Kupfer (gewalzt)	26000—32000
Linde	12200	Kupferdraht	34000—65000
Nußbaum	12600	Messing (Guß-)	16300
Tanne (Weiß-)	10000—13600	Messingdraht	53500—102800
Ulme	12000—13500	Packfong (hart gez.)	92500—106400
Hanfseile (trockene)	6000—7500	Stahl	96000—124000
Hanfseile (nasse)	4600—5500	Zink (gegossen)	2550
Stein (Portland-)	750	Zink (als Draht oder Blech)	17000—22000
Ziegel (Mauer-)	245	Zinn (gegossen)	2900—5400
		Zinndraht	4700—6000

Sollen Körper verschiedener materieller Beschaffenheit rücksichtlich ihrer absoluten Festigkeiten mit einander verglichen werden, so müssen diese Festigkeiten vorher nach Formel (I) für gleiche Querschnitte berechnet werden.

In der Anwendung, wo es sich mehr um die Last handelt, welche ein Körper mit Sicherheit und andauernd tragen kann, als um die Kraft, die ihn zu zerreissen vermag, darf man von den Zahlen der vorstehenden Tabelle für Metalle nur $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{6}$, für Hölzer nur $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{4}$, ja wenn es sich um größte Sicherheit und lange Dauer handelt, oft nur $\frac{1}{10}$ und endlich für Stricke höchstens $\frac{1}{3}$ nehmen. Dem Zerreissen müssen Hanf- und Drahtseile, Ketten und Metallstangen (z. B. an den Kettenbrücken, an den Förderungsmaschinen in Bergwerken), Hängebalken u. s. w. widerstehen.

35. Relative Festigkeit. Die Bestimmung dieser Festigkeit, worunter man die kleinste Kraft versteht, die einen Körper zu zerbrechen vermag, ist vorzüglich bei prismatischen und cylindrischen Körpern wichtig. Ist ein prismatischer Körper mit rechteckigem Querschnitt, z. B. ein hölzerner Balken AB (Fig. 20) in horizontaler Richtung an dem einen Ende A unveränderlich befestigt, z. B. eingemauert, und er wird am anderen Ende B so lange belastet, bis er abbricht, was immer am befestigten Ende A geschieht, so ist, wenn p die relative Festigkeit des Balkens, b die Breite, h die Höhe, l die Länge des Balkens in Wien. Zollen und c endlich den für das Materiale, woraus der Balken besteht, aus der vorstehenden Tabelle zu entnehmenden Werth be-

Fig. 20.



deutet.

$$p = \frac{1}{6}\, c\, \frac{b\,h^2}{l} \quad \ldots (1)$$

Die Rechtfertigung dieser Gleichung (1), so wie auch der zunächst folgenden Gleichungen muß in Werken über Mechanik (z. B. in Burg's Compendium der Mechanik und Maschinenlehre) gesucht werden. Ist die Last gleichförmig über die ganze Länge des Balkens vertheilt, so ist seine relative Festigkeit

$$p = 2 \cdot \frac{1}{6}\, c\, \frac{b\,h^2}{e};$$

ein Balken kann also eine doppelt so große Last tragen, wenn diese, anstatt auf sein freies Ende allein zu wirken, über seine ganze Länge gleichförmig vertheilt ist. Wäre der horizontal befestigte und an einem Ende belastete Balken ein Cylinder und der in der nämlichen Einheit wie die Länge l ausgedrückte Halbmesser seines Querschnittes r bei voriger Bedeutung von p, l und c, so hätte man

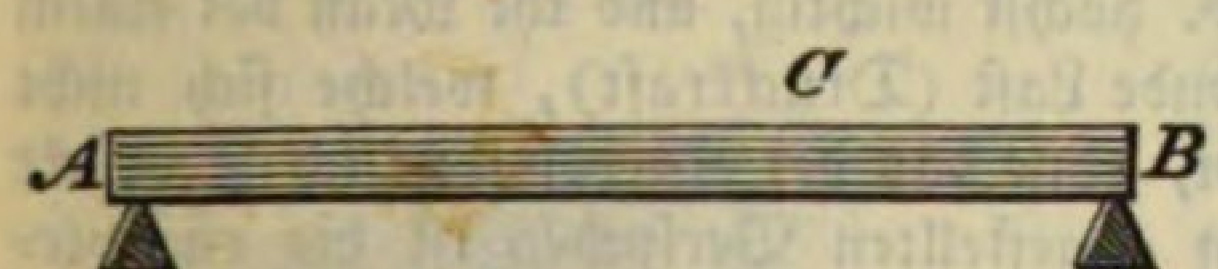
$$p = \frac{1}{4}\, c\, \frac{r^3 \pi}{\pi\, l};$$

wo π die bekannte, das Verhältniß zwischen Durchmesser und Umfang eines Kreises ausdrückende Zahl 3,1415 .... ist. Wäre der Cylinder endlich hohl, r und r' sein äußerer und innerer Halbmesser und alles Uebrige wie vorher, so wäre

$$p = \frac{1}{4}\, c\, \frac{(r^4 - r'^4)\,\pi}{r\, l}.$$

Ist die Last nicht am Ende des Cylinders angebracht, sondern seiner ganzen Länge nach gleichförmig vertheilt, so steigt auch hier die relative Festigkeit auf's Doppelte. Liegt ein Balken AB (Fig. 21) von rechteckigem Querschnitt mit beiden Enden A, B horizontal auf Unterlagen frei auf und ist an irgend einem Punkte C seiner Länge belastet, so hat man für seine relative Festigkeit p, die Gleichung

Fig. 21.



$$p = \frac{1}{6}\, c.\, b\,h^2 \frac{l}{d\,d'} \quad \ldots (2)$$

wo c, b, h und l die nämliche Bedeutung haben, wie in den vorigen Gleichungen, d und d' aber die in der nämlichen Längeneinheit wie b, h und l ausgedrückten Distanzen des Punktes C, in welchem die Belastung des Balkens angebracht ist, von den Unterstützungspunkten A und B bezeichnen. Es ist somit $l = d + d'$, und wenn der Balken gerade in der Mitte belastet wird, für welchen Fall $d = d'$ ist, hat man $l = 2\,d$ und $d = \frac{1}{2}\, l = d = d'$. Wird dieser Werth von d und d' in der Gleichung (2) substituirt, so erhält man für die relative Festigkeit p den Ausdruck

$$p = \frac{1}{6}\, c\,b\,h^2 \frac{l}{\frac{1}{4}\, l^2} \text{ oder } p = 4 \cdot \frac{1}{6}\, c\, \frac{b\,h^2}{l} \quad \ldots (3)$$

Vergleicht man diese Gleichung (3) mit der Gleichung (1), so sieht man, daß ein an seinen Enden frei aufliegender Balken unter übrigens gleichen Umständen 4 Mal so stark ist, als wenn er an einem Ende eingemauert und am andern belastet wäre. Für den Fall endlich, daß an dem besagten an beiden Enden frei aufliegenden Balken die Belastung nicht in der Mitte angebracht, sondern über seine ganze Länge gleichförmig vertheilt würde, wäre die relative

Festigkeit
$$p = 8.\ {}^1/_6\ c \frac{b h^2}{l} \ldots (4)$$
d. h. der Balken ist in diesem Falle 2 Mal so stark, als wenn er bloß in der Mitte belastet wird, und 8 Mal so stark, als wenn er an einem Ende fest eingefügt und am andern belastet ist. Daß alle diese Verhältnisse der relativen Festigkeiten in den Fällen, wo beide Ende des Balkens frei aufliegen, oder wo das eine Ende unveränderlich befestigt ist, auch für Balken von cylindrischem oder anderem Querschnitt gelten, versteht sich von selbst; setzt man in den Formeln (2) (3) und (4) $^1/_4\ c\ r^3\ \pi$ anstatt $^1/_6\ c\ b\ h^2$, so drücken sie dann die relative Festigkeit cylindrischer Balken aus (versteht sich unter den bei den prismatischen Balken vorausgesetzten Umständen.) In dem Falle, daß der Balken an beiden Enden eingemauert und in der Mitte belastet wird, wo ein dreifacher Bruch Statt finden muß, ist die relative Festigkeit p nach der Formel (4) d. i.
$$p = {}^8/_6\ c \frac{b h^2}{l} \text{ zu berechnen.}$$
Liegt der Balken nicht horizontal, sondern schief, so gelten für die relative Festigkeit die nämlichen Gleichungen, wie für die horizontale Lage, nur muß man darin l nicht mehr die Länge des Balkens, sondern die Horizontalprojection dieser Länge bedeuten lassen. Dem Zerbrechen haben Querbalken, horizontale Tragsteine, Eisenbahnschienen u. s. w. zu widerstehen.

36. Rückwirkende Festigkeit. Man versteht darunter, wie schon vorn angegeben worden, die Kraft, womit die Körper dem Zerdrücktwerden widerstehen. Die Kenntniß der rückwirkenden Festigkeit ist bei Pfeilern, Tragsäulen, Bausteinen, Widerlagern u. s. w. höchst wichtig, und ihr Maß bei einem bestimmten Körper ist diejenige drückende Last (Druckkraft), welche sich nicht um den kleinsten Theil vergrößern läßt, ohne daß der Körper wirklich zerdrückt oder zersplittert wird. Nach vielseitig angestellten Versuchen ist die rückwirkende Festigkeit bei ähnlich gestalteten Körpern aus derselben Materie den Flächen der Querschnitte proportionirt, auf welche die Druckkräfte senkrecht wirken und übrigens desto größer, je mehr die Form der besagten Querschnitte jener einer Kreisfläche und je mehr die Dicke des Körpers seiner Länge nahe kömmt. Es folgen hier die Werthe der rückwirkenden Festigkeit und zwar in Wien. Pfunden und für 1 □ Zoll Querschnitt bei jenen Steinen und steinartigen Materialien, welche am häufigsten Anwendung finden:

Granit	5000 — 9500		Gem. Mörtel . .	372 — 750
Kalkstein . . .	1200 — 4950		Sandstein . .	1200 — 11000
Marmor . . .	3700 — 9900		Ziegel	490 — 2100

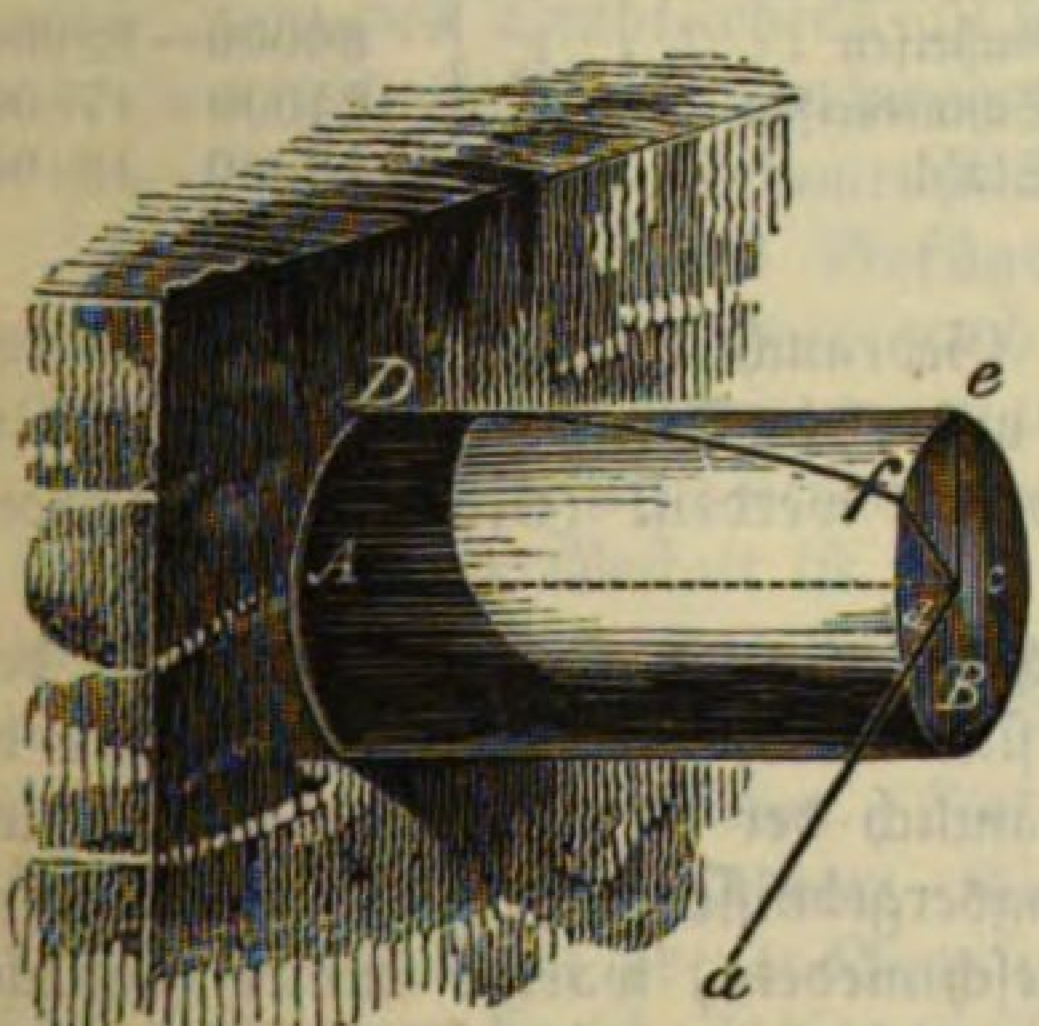
Von diesen Zahlen, welche die Belastung ausdrücken, bei welcher ein wirkliches Zerdrücktwerden erfolgt, kann man, um vollkommen sicher zu gehen, nur den zehnten Theil als Maß des Tragvermögens annehmen. Bei biegsamen Körpern (Hölzern und Metallen), welche sich, wenn sie beträchtlich länger als dick sind, unter der Belastung, die sie zu zerdrücken sucht, vorher bedeutend biegen, bis endlich mehr ein Zerbrechen als ein Zerdrücktwerden eintritt, ist die rückwirkende Festigkeit auch von dem Verhältniß der Länge dieser Körper zur Dicke abhängig und in dieser Beziehung konnten nur Versuche verläßliche Anhaltspunkte rücksichtlich der Festigkeit liefern. Diesen zufolge kann man die rückwirkende Festigkeit einer Säule, die eben so dick oder nur halb so dick als hoch ist, für jeden □ Zoll Querschnittsfläche

bei Eichen- und Tannenholz . . . zu 3700 Pfd.,
» Schmiedeisen . . . . » 49560 »
» Gußeisen . . . . » 124000 »

annehmen. Ist die Höhe der Säule beiläufig 12 Mal oder 24 Mal größer als die Dicke, so ist für die genannten Hölzer die rückwirkende Festigkeit im ersten Falle nur 3700 × $^5/_6$ und im zweiten 3700 × $^1/_2$ Pfund. Bei Schmiedeisen muß, um die rückwirkende Festigkeit zu erhalten, in den erwähnten zwei Fällen die Zahl 49560 mit $^5/_8$ und $^1/_2$, und bei Gußeisen muß die Zahl 49560 mit $^2/_3$, $^1/_2$ oder $^1/_{15}$ multiplicirt werden, je nachdem die Höhe beiläufig 4, 8 oder 36 Mal größer ist als die Dicke. Von den Zahlen, die auf diese Weise erhalten werden, und die Belastung anzeigen, bei welcher ein wirkliches Zerdrücktwerden eintritt, darf, wenn es sich darum handelt, welche Last eine Säule andauernd sicher tragen kann, bei Holz und Steinen nur der zehnte und bei Eisen nur der vierte bis sechste Theil genommen werden.

37. Drehungs- oder Torsionsfestigkeit. Die genaue Kenntniß dieser Festigkeit, worunter man die Kraft versteht, womit ein Körper dem Abgedrehtwerden widersteht, ist von hoher Wichtigkeit bei den an den verschiedenen Maschinen vorkommenden Wellbäumen, auf welchen z. B. mit bedeutenden Lasten beschwerte Stricke aufgewickelt werden oder welche durch hervorstehende Daumen, Hämmer oder Pochstämpel zu heben haben, ferner bei den Bohrstangen u. s. w., damit diese Maschinentheile ohne überflüssigen Materialaufwand doch den gehörigen Festigkeitsgrad erhalten. Ist ein Prisma oder ein Cylinder AB (Fig. 22) an einem Ende A unveränderlich befestigt und es sucht ihn an dem andern Ende B eine Kraft, die in einer auf seiner Achse senkrechten Ebene, z. B. an irgend einen Punkt a des verlängerten Halbmessers cd wirkt, um seine Achse zu drehen, so wird hiedurch der Halbmesser ce um einen bestimmten Winkel ecf = w verdreht und die vorher der Achse parallel gewesene Linie De nimmt die Lage Df an, so daß die ursprünglich in dieser und in allen ähnlichen geraden Linien gelegenen Theilchen in eine Schraubenlinie zu liegen kommen und sich dabei von einander entfernen. Bleibt diese Entfernung innerhalb der Elasticitätsgränze, so verschwindet, wenn die Kraft zu wirken aufhört, die bewirkte Verdrehung wieder; geht hingegen die Entfernung der Theilchen von einander über die Gränze der Dehnbarkeit hinaus, so erfolgt die Trennung derselben, d. h. der Körper wird abgedreht. Die hiezu erforderliche Kraft ist natürlich von der materiellen Beschaffenheit des abgedrehten Körpers abhängig und steht unter übrigens gleichen Umständen im geraden Verhältniß mit der vierten Potenz des Halbmessers und im verkehrten Verhältniß mit der Länge dieses Körpers. Massive Cylinder besitzen eine geringere Torsionsfestigkeit als hohle Cylinder oder Röhren von gleicher Masse aus dem nämlichen Materiale und von derselben Länge. Zur Berechnung der Dimensionen (Dicke oder Länge, oder beider zugleich), die man einer Welle geben

Fig. 22.



muß, damit sie für eine bestimmte Drehkraft die gehörige Festigkeit besitzt, gibt die höhere Rechnung folgende Gleichungen und zwar:

für einen massiven Cylinder $$P = \frac{1}{2} c \pi \frac{w}{a\,l} r^4; \quad . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \quad 1)$$

für einen hohlen Cylinder $$P = \frac{1}{2} c \pi \frac{w}{a\,l} (r^4 - r'^4) \quad . \; . \; . \; . \quad 2)$$

für eine Welle mit quadratförmigen Querschnitt

$$P = \frac{1}{6} c \frac{w}{a\,l} b^4 \quad . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \quad 3)$$

und für eine Welle mit rechteckigen Querschnitt

$$P = \frac{1}{3} c \frac{w}{a\,l} \cdot \frac{b^3 \, d^3}{b^2 + d^2} \quad . \; . \; . \; . \; . \quad 4)$$

wo a den Abstand des Punktes, auf welchen die Drehkraft P wirkt, von der Achse der Welle, w den vorerwähnten Drehungswinkel, l die Länge, r den Halbmesser des massiven oder den äußeren Halbmesser des hohlen Cylinders, r′ den inneren Halbmesser des hohlen Cylinders und c den Torsionscoefficienten, dessen Werth für die wichtigsten Materialien man in der folgenden Tabelle findet, π die bekannte Zahl 3, 1415 . . . ., b die Breite und d die Dicke der prismatischen Welle bedeutet.

Benennung der Körper	Torsionscoefficient.	Benennung der Körper.	Torsionscoefficient.
Buchen	1900	Tannen	1000 – 1800
Eichen	1000 – 1800	Weißbuchen . . .	2400
Eschen	1800	Gußeisen	86000—88000
Fichten	900 – 1360	Schmiedeisen . . .	124000 – 178000
Kiefer	1250	Stahl	148000 - 181000
Lärchen	1700		

Diese Tabelle setzt voraus, daß beim Gebrauch der vorhergehenden Formeln 1) bis 4) die Größen a, l, b, d, r und r′ in Wiener Zollen, P in Wiener Pfunden und w in Graden ausgedrückt werden. (Nach Burg's Compendium der Mechanik).

38. Festigkeit der Metalle, Hölzer und Stricke. Außer dem bisher über die Festigkeit Mitgetheilten, sind insbesondere bezüglich der für die Anwendung wichtigsten Materialien, nämlich der Metalle, der Hölzer und der Stricke, noch nachstehende Erfahrungsergebnisse wichtig: Gegossene Metalle sind in der Regel schwächer als geschmiedete, warme immer schwächer als kalte. Mäßiges Hämmern erhöht die Festigkeit, plötzliches Abkühlen nach starkem Erhitzen ist nicht bei allen Metallen von gleichem Einfluß, macht Eisen und Stahl stärker, Messing und Kupfer schwächer. Eine große Veränderung in der Festigkeit bei Metallen bewirkt ihre chemische Verbindung unter einander oder mit einem andern Stoff, und hiebei kömmt es nicht nur auf die materielle Beschaffenheit der Stoffe, sondern auch auf die Mengen an, in denen sie sich verbinden, wie dies unter andern das Glockengut, Kanonengut, Spiegelmetall und Bronze zeigen, welche alle Verbindungen aus Kupfer und Zinn in verschiedenen Mengenverhältnissen sind, und ganz ungleiche Festigkeitsgrade besitzen. Eben so wird Eisen durch Verbindung mit wenig Kohlenstoff (zu Stahl) fester, und mit viel Kohlenstoff (zu Roheisen) weniger fest. — Die Versuche über die relative Festigkeit der verschiedenen Holzarten haben bisher so

wenig übereinstimmende Resultate geliefert, daß man die Reihenfolge, in welche die Hölzer verschiedenen Namens in Bezug auf diese Eigenschaft zu stellen sind, bis jetzt noch nicht mit Sicherheit angeben kann. So viel scheint indessen gewiß zu sein, daß das Rothbuchenholz dem Eichenholze und dieses dem Föhrenholze an relativer Festigkeit vorangehe. Fichten- und Tannenholz, wovon letzteres etwas fester ist, als ersteres, scheinen nach einigen Versuchen den genannten Hölzern nachzustehen, nach andern hingegen selbst das Eichen-, ja sogar das Rothbuchenholz zu übertreffen. Uebrigens ist bei einer und derselben Holzart die Festigkeit, je nach dem Alter und Wuchse des Baumes, dem Standort in Bezug auf Boden, Lage, Klima &c. und nach dem Theile des Baumes, woraus das Holz genommen wurde (Stamm- oder Astholz, Kern- oder Splintholz) und je nachdem das Holz mehr oder weniger feucht ist, sehr verschieden. — Stricke von demselben Materiale und von derselben Dicke sind desto fester, aus je feineren Fäden sie bestehen, und je weniger sie gedreht sind. Da durch das Drehen die Fäden schon in einen gespannten Zustand versetzt werden und daher dem Zerreißen mit keiner so großen Kraft mehr widerstehen können, als im ungedrehten Zustande, so sollen die Stricke nicht unnöthig stark, keinesfalls aber weiter gedreht werden, als bis dadurch die Fäden $^1/_6$ ihrer ursprünglichen Länge verloren haben. Geflochtene Stricke sind unter übrigens gleichen Umständen immer stärker als gedrehte. Auch Drahtseile sind bei der nämlichen Dicke und Länge immer fester, wenn sie aus dünneren Drähten verfertigt sind, haben auch mehr Festigkeit, als ein gleich langer und gleich dicker massiver Stab desselben Metalls, und dies hat seinen Grund in der größeren Dichte und Festigkeit, die jeder einzelne Draht durch die Operation des Drahtziehens an seiner Oberfläche erhält. Nasse Hanfseile sind stärker, als trockene, ungetheerte stärker, als getheerte, ungebleichte fester, als gebleichte. Seidene Schnüre sind bei derselben Dicke stärker als leinene.

39. Krystallinisches Gefüge. Zu den besonderen physikalischen Eigenschaften der Körper gehört auch die Krystallform, welche feste Körper unter gewissen Bedingungen zeigen. Im §. 19 S. 27 wurde bei festen Körpern als charakteristisch herausgehoben, daß sie eine selbstständige Gestalt besitzen. Diese Gestalt ist nun entweder zufällig, d. h. durch zufällige äußere Umstände bedingt und unabhängig von der Anordnung der Körpertheilchen im Innern, oder sie hat ihren Grund in einem bestimmten regelmäßigen Gefüge der kleinsten Theilchen. Im letzteren Falle zeigen die Körper regelmäßige oder symetrische Formen, die durch Vereinigung (Zusammentreffen) ursprünglich gebildeter ebener Begränzungsflächen erzeugt worden, und solche Körper nennt man krystallisirt. Wenn ein solcher Körper den Raum, den er einnimmt, mit **gleichartiger** Materie stättig erfüllt, so wird er ein Krystall (Krystallindividuum) genannt. Die krystallisirten Körper können demnach entweder einzelne Krystalle (Individuen) oder Aggregate (Zusammenhäufungen) von einzelnen Krystallen sein, welche letztere oft so klein sind, daß sie sich nur bei genauerer Untersuchung des Körpers, wenn man denselben durch Zerschlagen oder Zerbrechen künstliche Flächen (Bruchflächen) gibt, erkennen lassen. Körper, die weder an der natürlichen Oberfläche, noch an Bruchflächen krystallinische Form zeigen, werden gestaltlos (amorph) genannt, wenn sie nicht etwa Bruchstücke eines großen Krystalles sind. Krystallisirte Körper sind immer unorganisch, und es liefert sie die Natur in zahlloser Menge und Verschiedenheit; viele lassen sich aber auch künstlich erzeugen,

und der Proceß, durch welchen sie in dem einen so wie in dem andern Falle gebildet werden, heißt das Krystallisiren oder der Krystallisationsproceß.

Dieser Proceß kann jedoch nur unter gewissen Bedingungen Statt finden. Soll nämlich irgend ein Stoff krystallisiren, so muß er sich im flüssigen, d. i. außerordentlich leicht verschiebbaren Zustande befinden, damit die kleinsten Körpertheilchen den zwischen ihnen wirksamen Kräften ungehindert folgen und sich zu regelmäßigen Formen anordnen können. Feste Körper müssen daher, wenn man sie aus dem amorphen Zustand in den krystallinischen versetzen (d. h. krystallisiren machen) will, vorher durch Auflösen in einer passenden Flüssigkeit (Auflösungsmittel) oder durch Wärme flüssig, und nachher wieder fest gemacht werden. Letzteres muß auf eine solche Weise geschehen, daß dabei die Cohäsionskraft ungestört und mit der zur Herstellung des festen Zustandes nöthigen Stärke wirken, und die kleinsten Theilchen in die von der Krystallform bedingte Anordnung bringen kann. Dies wird erreicht: 1) durch langsames und allmäliges Abdampfen (Verdünsten) des Auflösungsmittels, indem man die Auflösung am besten in einem flachen Gefäße, an freier mäßig warmer Luft, oder in künstlich erzeugter höherer Wärme lange genug ruhig stehen läßt (so krystallisirt Kochsalz und Zucker aus der Auflösung in Wasser). 2) Indem man in die Auflösung eine andere Substanz bringt, welche den aufgelösten Stoff frei macht, d. h. sich mit dem Auflösungsmittel zu einer Flüssigkeit verbindet, welche den zu krystallisirenden Körper gar nicht oder nur in geringerer Menge aufgelöst zu behalten vermag, so daß er sich in der Gänze oder wenigstens zum Theil ausscheidet (so krystallisirt der im Wasser aufgelöste Salpeter, wenn man Weingeist und umgekehrt der in Weingeist aufgelöste Kampher, wenn man Wasser der Auflösung zusetzt). 3) Durch Zersetzung des Auflösungsmittels vermittelst Electricität, worüber jedoch erst in der Electricitätslehre weiter gesprochen werden kann. 4) Durch Abkühlen der Auflösung, was aber nur dann zum Ziele führt, wenn das Auflösungsmittel im kalten Zustande von dem betreffenden Stoff weniger aufgelöst enthalten kann, als im warmen Zustande, wie dies bei Wasser und Salpeter der Fall ist. Die Körper, die man durch Wärme flüssig gemacht, d. h. geschmolzen oder in Dampf aufgelöst hat u. s. w., müssen, damit sie krystallisiren, durch langsames Erkalten wieder fest gemacht werden, z. B. Schwefel, Jod u. s. w. Je langsamer die Zurückführung des flüssig gemachten Stoffes in den festen Zustand geschieht, und je ruhiger die Flüssigkeit steht, desto wenigere, aber größere und deutlichere Krystalle bilden sich (Kandiszucker); je schneller man hingegen das Auflösungsmittel entfernt oder erkaltet und je mehr die Ruhe der Flüssigkeit gestört wird (daher das Stirren der krystallrechten Zuckermassen in den Kühlern, damit die Zuckerbrode oder Zuckerhüte nur kleine Krystalle enthalten), desto mehrere, aber kleinere, undeutliche und meistens unregelmäßig zusammengehäufte Krystalle entstehen (Hutzucker).

40. Die Krystallisation begünstigende Umstände. Man kann, unter Erfüllung der eben angegebenen Bedingungen des Krystallisirens, die Krystallbildung oft dadurch bedeutend befördern, daß man, wenn die betreffende Flüssigkeit schon dem Punkte, wo sich Krystalle abzusetzen beginnen, nahe (d. h. krystallrecht) ist, an das Gefäß, worin sie sich befindet, einen geringen Stoß ausübt, der die Masse in schwache Bewegung setzt, und den kleinsten Theilchen ihre Trägheit, in Folge der sie in Ruhe zu bleiben suchen, über-

winden hilft, oder daß man den Stoff, der krystallisiren soll, mit einem bereits fertigen Krystall derselben Materie oder auch nur mit einem andern festen Körper in Berührung bringt, in welchem letzteren Falle offenbar die Adhäsion begünstigend wirkt, was die Erfahrung beweist, indem aus Wasser herauskrystallisirende Salze sich schwieriger an gläserne als an porzellanene und gar nicht an mit Fett überzogene Wände ansetzen. Wie feste Körper, wirkt in dieser Beziehung auch die Luft. Man sieht demnach ein, warum eine krystallrechte Flüssigkeit immer zuerst an den Gefäßwänden und an der mit der Luft in Berührung stehenden Oberfläche Krystalle liefert, und warum man, um aus einer krystallrechten Masse schnell viele und größere Krystalle zu erhalten, in dieselbe an verschiedenen Punkten Stäbe hineinstellt, oder, wie bei Erzeugung des Kandiszuckers, durch dieselbe Fäden durchzieht (damit sich nämlich auch im Innern der Masse an vielen Punkten eben so schnell Krystalle ansetzen, wie dies sonst bloß an den Wänden des Krystallisationsgefäßes geschieht). — Bringt man in die Lösung eines Salzes, z. B. gemeinen Kochsalzes, einen Krystall derselben Materie, so vergrößert er sich schnell, wenn sich vordem in der Flüssigkeit auch noch keine Spur von beginnender Krystallisation zeigte. Darauf gründet sich Le Blanc's Methode, sehr große und regelmäßige Krystalle zu erzeugen, die in Folgendem besteht: Man läßt z. B. die Lösung eines Salzes in warmen Wasser sehr langsam erkalten, so daß nur einzelne Krystalle entstehen, wählt unter diesen die am besten ausgebildeten aus, und legt sie, von einander getrennt, in die Auflösung desselben Salzes, welche man vorher gelinde erwärmt, damit sie von diesem Salze etwas mehr aufnimmt, als dies bei gewöhnlichrr Temperatur der Fall ist, und den kleinen Salzüberschuß allmälig an den hineingelegten Krystall absetzt. Man wiederholt dieses Umlegen der Krystalle in immer frische gesättigte Flüssigkeiten so lange, bis die einzelnen Krystalle die gewünschte Größe haben, wobei jedoch zu beobachten ist, daß die Krystalle jedesmal auf eine andere ihrer Flächen gelegt werden, weil die den Boden berührende Fläche am wenigsten zu wachsen Gelegenheit hat.

41. Verknisterungswasser. Krystallisationswasser. Krystallisirt ein Körper aus einer tropfbaren Flüssigkeit heraus, und wird diese durch Abdampfen nicht völlig entfernt, so heißt der zuletzt bei den gebildeten Krystallen zurückbleibende Rest dieser Flüssigkeit die Mutterlauge. Sie enthält noch eine nach Umständen verschiedentlich große Menge des krystallisirenden Körpers, und daneben alle weniger leicht krystallisirbaren Stoffe, welche in der zur Krystallisation gestellten Auflösung enthalten waren. Hierauf gründet sich eine z. B. bei der Fabrikation von Salpeter, Alaun u. s. w. sehr gebräuchliche Methode, leichter krystallisirbare Körper von weniger krystallisirbaren zu reinigen, welche darin besteht, daß man die betreffenden Körper wiederholt auflöst, krystallisiren läßt, mit kleinen Mengen des kalten Auflösungsmittels abwäscht, und nachher zwischen Fließpapier auspreßt, wo man zuletzt ganz reine Krystalle erhält, indem alles minder krystallisirbare Fremdartige in den Mutterlaugen zurückbleibt. Von der Mutterlauge werden oft, besonders bei rascherer Krystallisation, kleine und sehr veränderliche Mengen zwischen den Blättchen der Krystalle als sogenanntes Verknisterungswasser mechanisch eingeschlossen. Erhitzt man solche Krystalle dann, und sind sie von solcher Beschaffenheit, daß sie zum Schmelzen eine höhere Temperatur brauchen, als die eingeschlossene Mutterlauge zum Sieden, so zersprengen die beim Sieden der Mutterlauge sich entwickelnden Dämpfe die Krystalle, wobei diese verknistern oder de-

crepitiren, wie dies z. B. bei Kochsalz-Krystallen der Fall ist, die durch rasches Einkochen der Kochsalzlösung erhalten wurden. Viele Stoffe nehmen ferner, indem sie aus einer Auflösung in Wasser (aus wässeriger Auflösung) herauskrystallisiren, eine gewisse Menge Wasser auf, das sie chemisch binden und dann in fester Form enthalten. Dieses Wasser, welches man Krystallisationswasser nennt, ist unumgänglich nothwendig, damit der betreffende Körper eine bestimmte Krystallform annehmen könne, so daß sich mit der Menge dieses chemisch gebundenen Wassers auch die Krystallform ändert. Viele Krystalle verwittern, d. h. verlieren an der Luft schon bei gewöhnlicher Temperatur ihr Krystallisationswasser durch allmäliges Verdampfen ganz oder zum Theil, und mit demselben auch ihre Krystallgestalt, so daß sie anfangs an der Oberfläche mit Staub bedeckt erscheinen, endlich aber ganz auseinander fallen (z. B. Glaubersalz, kohlensaures Natron). Manche krystallisirte Körper nehmen das an der Luft oder in höherer Hitze verlorene Krystallisationswasser wieder auf, wenn sie mit Wasser in Berührung kommen, wie dies der gebrannte Gyps thut, der dann erhärtet. Andere Krystalle nehmen aus der Luft Wasserdunst auf und zerfließen, z. B. der salzsaure Kalk.

42. Einfluß des Krystallisirens auf die Eigenschaften der Körper. Durch Krystallisiren werden undurchsichtige Stoffe oft durchsichtig oder wenigstens durchscheinend und umgekehrt; meistens erhalten sie eine größere Sprödigkeit und Härte, und diese letztere ist nicht an allen Stellen gleich. — Kohlenstoff (der Hauptbestandtheil der Kohlen) und Thonerde sind im amorphen Zustande undurchsichtig und nicht besonders hart, im Krystallzustand (als Diamant und Saphir) aber durchsichtig und so hart, daß sie alle übrigen Körper ritzen. Wegen der größeren Härte, welche die Körper durch's Krystallisiren erhalten, widerstehen sie auch nachher kräftiger den chemischen Einwirkungen. Hierauf beruht die Erzeugung des Damasts auf dem Gußstahl und auf dem indischen, unter dem Namen Wootz bekannten Stahl, so wie die Erzeugung des Metallatlasses (Metallmors, moire metallique). Der langsam erkaltete Gußstahl und der Wootz sind nämlich ein Gemenge von unkrystallisirten und krystallisirten Theilen, welche aus dem eben angegebenen Grund eine ungleiche Härte haben; die krystallisirten Theile sind überdies untereinander wegen der verschiedenen Menge Kohlenstoff, den sie enthalten, ungleich hart. Wird nun die polirte Oberfläche solchen Stahles mit einer verdünnten Säure geäzt, so greift diese denselben an den verschiedentlich harten Stellen in ungleichem Grade an, und hiedurch entstehen unter Bloßlegung der krystallisirten Theile auf der polirten Oberfläche die schattirten Zeichnungen, welche den damascirten Stahl charakterisiren. Einen ganz gleichen Grund haben auch die strahligen Zeichnungen, die man auf der Oberfläche des Meteorstahles durch ein passendes Aetzmittel hervorrufen kann. — Das unter dem Namen Metallmor bekannte moirirte, d. i. auf der Oberfläche mit perlmutterartig schimmernden und strahligen Zeichnungen versehene Weißblech, dessen man sich, besonders im bemalten und überfirnißten Zustande, lange zur Verfertigung oder Verzierung von Blechwaaren bediente, wird dadurch erzeugt, daß man den Zinnüberzug des Weißblechs an den Stellen, wo die besagten Zeichnungen hervorgerufen werden sollen (durch Erhitzen über einer Flamme oder über Kohlenfeuer, oder durch Berührung mit einem heißen Löthkolben) zum Schmelzen bringt, hierauf langsam erkalten, dann auf dieselben, jedoch nur sehr kurze Zeit, eine Säure (z. B. verdünnte Salzsäure mit

etwas Salpetersäure vermischt) einwirken läßt, und endlich das Blech gut abwäscht. Indem die Säure (Beitze) die beim langsamen Erkalten des geschmolzenen Zinnes entstandenen krystallisirten Theilchen weniger heftig angreifen kann, als die unkrystallisirten, werden letztere weggefressen und das Krystallgefüge tritt an der Oberfläche deutlich hervor. Von den übrigen, die krystallisirten Körper charakterisirenden und in das Bereich der Physik gehörigen Eigenschaften können diejenigen, welche sich auf das Verhalten dieser Körper gegen das Licht, gegen die Wärme und Electricität beziehen, erst später (nämlich in der Lehre vom Licht, von der Wärme und Electricität) besprochen werden, und von den Eigenschaften, welche den Krystallen rücksichtlich ihrer Gestalt und Structur zukommen, kann dieses Buch seiner Bestimmung gemäß nur so viel enthalten, als zu gehöriger Einsicht in die übrigen physikalischen Erscheinungen, insbesondere des Lichtes, erforderlich ist; das Weitere hierüber muß in der eigenen von den Krystallformen handelnden Wissenschaft gesucht werden, die unter dem Namen Krystallographie einen Haupttheil der Mineralogie ausmacht.

43. Eigenschaften der Krystalle rücksichtlich ihrer Gestalt. Die Form eines Krystalls heißt die Krystallgestalt. Sie wird bestimmt durch die den Krystall begränzenden Flächen (Krystallflächen) und zwar durch die Anzahl, Figur und Lage dieser Flächen; auch wird sie darnach benannt. Man sieht dabei nicht auf die Größe der Krystallgestalt und macht somit zwischen Gestalten, die geometrisch ähnlich sind, z. B. zwischen zwei ungleich großen Würfeln, keinen Unterschied. — Die Krystallflächen werden immer als Ebenen betrachtet, und wenn sie es in der Natur nicht wirklich sind, so schiebt man die Abweichungen auf Rechnung zufälliger Störungen während des Bildungsprozesses. Beim Zusammentreffen der Krystallflächen entstehen die Krystallkanten (d. i. Durchschnittslinien der Krystallflächen) und die Ecke (d. i. gemeinschaftliche Durchschnittspunkte von drei oder mehreren Krystallflächen). Da man die Krystallflächen immer als Ebenen betrachtet, so müssen auch die Kanten stets als gerade Linien und die Ecke als von ebenen Winkeln begränzte Körperwinkel angesehen werden. — Bei jeder Krystallgestalt kann man sich im Innern eine oder mehrere gerade Linien denken, um welche herum die Punkte der Krystalloberfläche (Krystallflächen, Kanten und Ecke) auf gleiche Weise symetrisch vertheilt sind. Man nennt diese geraden Linien Axen und jede derselben geht immer durch den Mittelpunkt der Krystallgestalt und zugleich durch zwei eminente Punkte der Oberfläche. Solche eminente Punkte sind die Mittelpunkte der Flächen, die Mittelpunkte der Kanten und die Ecken des Krystalls. Man unterscheidet Haupt- und Nebenaxen. Sind die senkrecht auf eine Axe durch den Krystall geführten Schnitte regelmäßige Figuren oder lassen sich in diesen Schnitten regelmäßige Figuren einzeichnen, so heißt die Axe eine Hauptaxe, im entgegengesetzten Falle nennt man sie Nebenaxe. Krystallgestalten, die nur eine Hauptaxe haben, werden einaxige und solche, welche mehr als eine Hauptaxe haben, werden vielaxige Gestalten genannt. Bei dem durch Fig. 23 dargestellten Hexaeder (Würfel) ist jede, die Mittelpunkte zweier auf entgegengesetzten Seiten des Krystall-Mittelpunktes gelegener

Fig. 23.

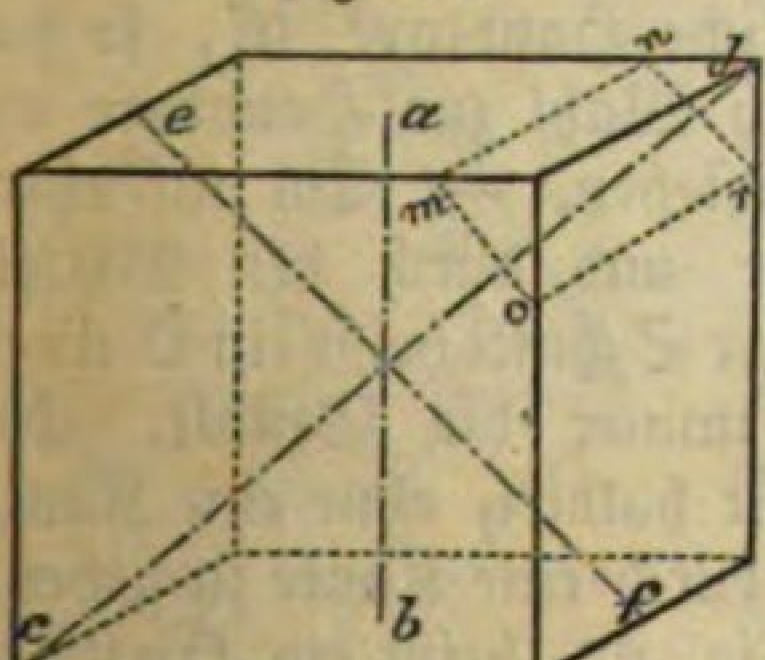


Fig. 23.

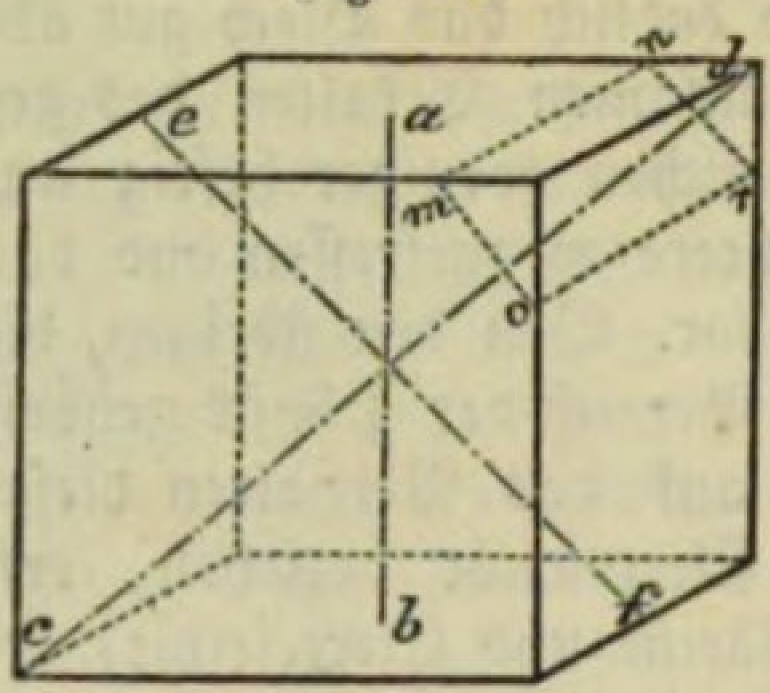


Fig. 24.

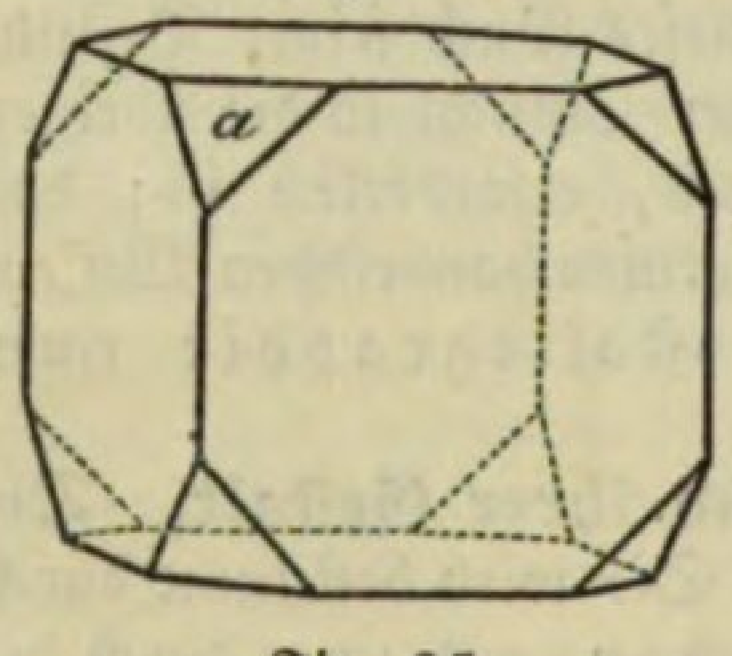


Fig. 25.

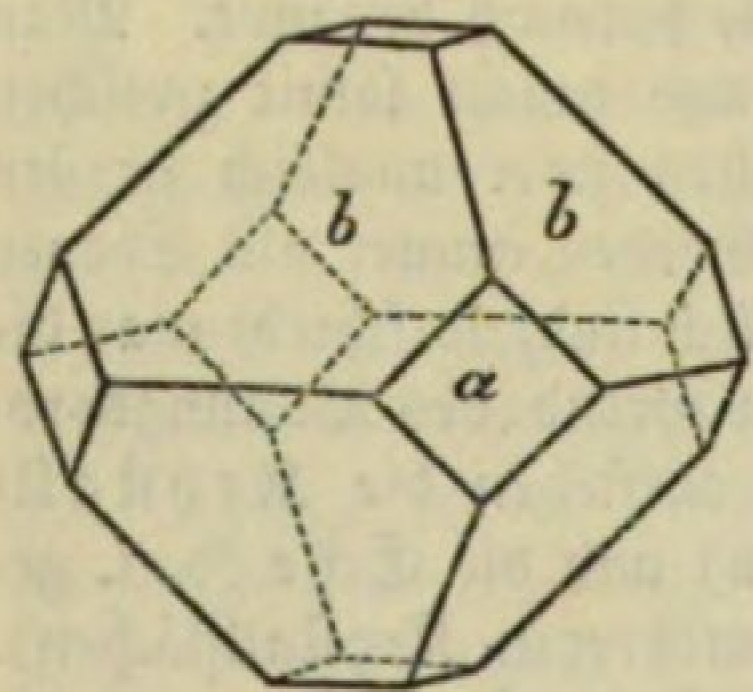


Fig. 26.

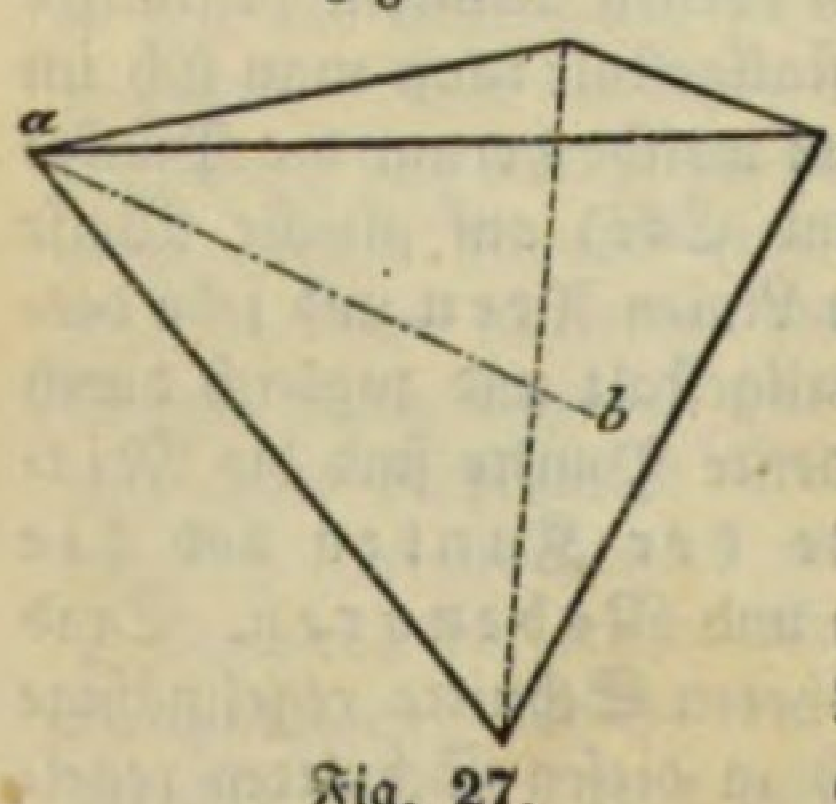
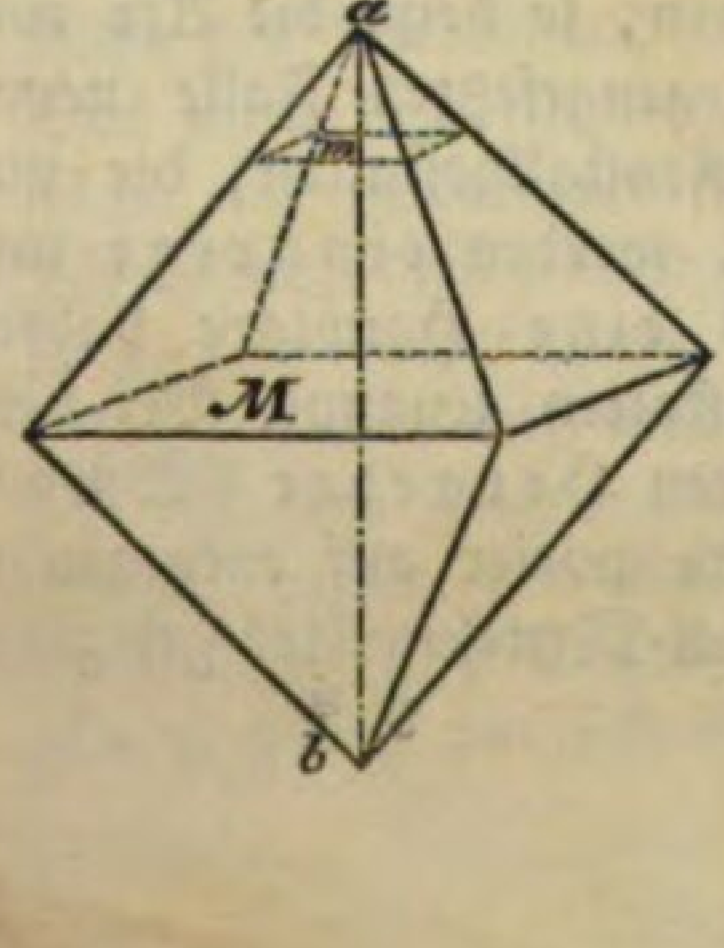
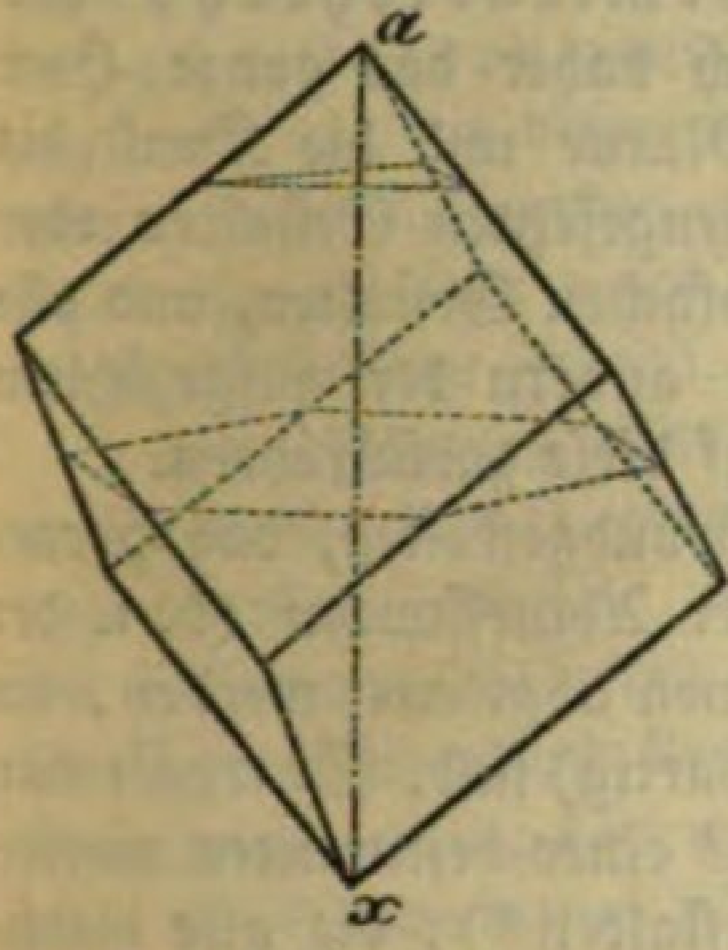


Fig. 27.



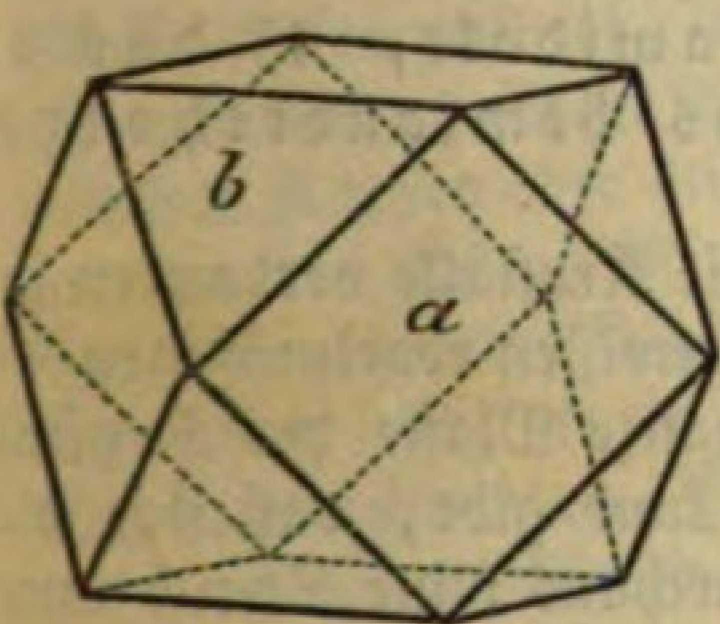
(kurz ausgedrückt: entgegengesetzter) Flächen oder Ecke verbindende Linie wie a b, und c d, eine Hauptaxe; denn alle senkrechten Schnitte auf die mit a b gleichartigen Axen sind Quadrate und auf die Axen der Art wie c d sind entweder gleichseitige Dreiecke, wie die Schnitte a in Fig. 24, oder Sechsecke, wie die Schnitte b in Fig. 25, in welche sich gleichseitige Dreiecke einzeichnen lassen. Jede die Mittelpunkte zweier entgegengesetzter Kanten verbindende Linie wie e f (Fig. 23) ist eine Nebenaxe, denn die auf diesen Axen senkrechten Schnitte sind längliche Rechtecke, wie Schnitt m n o r Fig. 23, die selbst keine regelmäßigen Figuren sind, und auch die Einzeichnung solcher Figuren nicht gestatten. Das Hexaeder ist zugleich ein Beispiel einer vielaxigen Gestalt. — Andere vielaxige Gestalten sind: das durch Fig. 26 dargestellte, von vier gleichseitigen Dreiecken begränzte Tetraeder; und das von acht gleichen gleichseitigen Dreiecken begränzte Octaeder (Fig. 27) u. s. w. Beim Tetraeder ist jede den Mittelpunkt einer Fläche und die entgegengesetzte Ecke verbindende Linie wie a b eine Hauptaxe, die Schnitte darauf sind wieder gleichseitige Dreiecke. Beim Octaeder ist jede durch die Ecken gehende Axe (a b) eine Hauptaxe, denn die senkrechten Schnitte darauf sind Quadrate, wie der Schnitt m Fig. 27. Eine einaxige Krystallgestalt ist das von 6 gleichseitigen, schiefwinkligen Vierecken begränzte Rhomboeder (Fig. 28); die einzige Haupttaxe ist a x: die Schnitte darauf sind gleichseitige Dreiecke, oder Sechsecke (siehe die Punctirungen), in welche sich solche Dreiecke verzeichnen lassen. Besitzt eine Krystallgestalt keine Hauptaxe in dem eben erklärten Sinne, sondern nur lauter Nebenachsen, so betrachtet der Krystallograph eine dieser letzteren als Hauptaxe. Welche er hiezu wählt, ist oft gleichgültig, oft aber von gewissen Regeln abhängig. Wenn daher von einer Hauptaxe geredet wird, die nach der oben gegebenen Definition keine eigentliche Hauptaxe ist, so hat man darunter eine durch Wahl zur Hauptaxe erhobene Nebenaxe zu verstehen. — Ein auf einer Axe senkrecht stehender und durch den Mittelpunkt der Gestalt gehender Schnitt heißt ein Querschnitt und halbirt immer die Gestalt. Ein Schnitt, der eine Gestalt halbirt, ohne eine Kante zu schneiden (d. i. quer durch eine Kante zu gehen) wie der Schnitt M in Fig. 27, heißt ein Hauptschnitt.

Fig. 28.



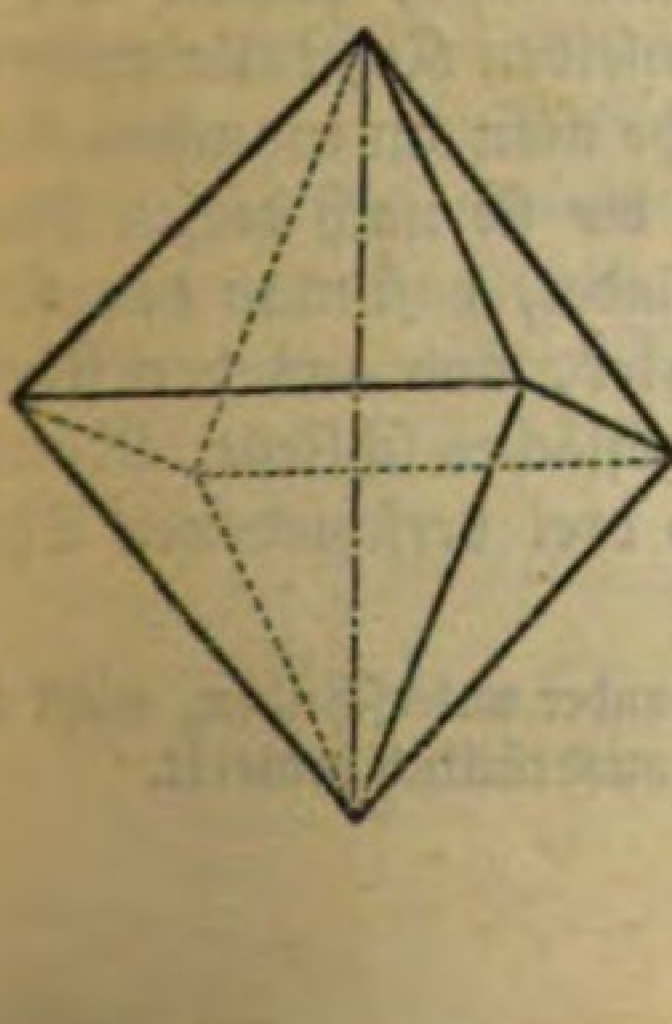
44. Einfache Gestalt. Combination. Krystallgestalten, die von lauter gleichen und ähnlichen (gleichnamigen) symetrisch um eine Achse gelagerten Flächen, z. B. von lauter Quadraten oder lauter gleichseitigen Dreiecken begränzt sind, heißen *einfache* Gestalten, und solche, in deren Begränzung ungleichnamige Flächen verschiedener einfacher Gestalten enthalten sind (z. B. Quadrate und Dreiecke), heißen *zusammengesetzte* Gestalten oder *Combinationen*. Man heißt die Combination eine *zweifache*, *dreifache* u. s. w., je nachdem sie 2, 3 u. s. w. einfache Gestalten enthält, und benennt sie nach den in ihr enthaltenen einfachen Gestalten. Indem man die in einer Combination gleichsam darin steckenden einfachen Gestalten bestimmt, zu welchem Behufe man sich vor Allem die gleichnamigen, einer und derselben einfachen Gestalt angehörigen Flächen bis zur wechselseitigen Durchschneidung verlängert vorstellen muß, *entwickelt* man die Combination. Folgendes zur Erläuterung des eben Gesagten. Die in den Figuren (23, 26, 27 und 28 abgebildeten Gestalten sind *einfache* Gestalten, jede derselben ist von Flächen einerlei Art begränzt. Die Gestalten in Fig. 25 und 29 sind zweifache Combinationen, nämlich aus dem Hexaeder (Fig. 23) und dem Octaeder (Fig. 27): denn denkt man sich in jeder der Figuren 25 u. 29 die vierseitigen, mit a bezeichneten Flächen nach allen Seiten hin so weit verlängert, bis sie zusammentreffen, so verschwinden die mit b bezeichneten Flächen und es entsteht ein Hexaeder. Bei Verlängerung sämmtlicher dreiseitiger Flächen b in (Fig. 29) oder sämmtlicher sechsseitiger Flächen b der Figur (25) bis zur Begegnung, verschwinden die mit a bezeichneten Flächen und es kommt das Octaeder zum Vorschein.

Fig. 29.



45. Grundgestalten. Die genauere Betrachtung der einfachen Gestalten lehrte, daß man sich alle aus einer geringen Anzahl derselben entstanden denken kann. Zeigen, wie nach einem gewissen, in geometrischen Constructionen bestehenden Verfahren *eine* einfache Gestalt aus *einer andern* einfachen Gestalt z. B. dem Hexaeder (Fig. 23.) hervorgebracht werden kann, heißt erstere aus letzterer *ableiten*. Die einfachen Gestalten, aus welchen alle anderen abgeleitet werden können, heißen *Grundgestalten*, und als solche Grundgestalten lassen sich, nach *Mohs*, leicht und bequem folgende 7 einfache Gestalten gebrauchen, nämlich: das *Hexaeder* (Fig. 23), das *Rhomboeder* (Fig. 28), die *gleichkantige vierseitige Pyramide* (Fig. 30); das *Orthotyp* oder die gerade ungleichkantige vierseitige Pyramide (man erhält eine Vorstellung von dieser Gestalt, wenn man sich die dreieckigen Begränzungsflächen in Fig. 30 ungleichseitig denkt,) und dann drei von einander verschiedene schiefe ungleichkantige vierseitige Pyrami-

Fig. 30.



den, unter den Namen: Hemiorthotyp, Hemianorthotyp und Anorthotyp. Auf diese sieben Gestalten läßt sich daher das ganze Heer der mannigfaltigsten Krystallformen, welche die Natur und die Kunst bis jetzt hervorbrachten, zurückführen: aus den zusammengesetzten Gestalten oder Combinationen erhält man durch Entwicklung die einfachen Gestalten, und alle einfachen Gestalten lassen sich aus einer oder der andern der aufgezählten Grundgestalten ableiten, folglich auch umgekehrt auf diese zurückführen.

46. Krystallsysteme. Aus jeder der sieben Grundgestalten, das Hexaeder ausgenommen, können durch Veränderung ihrer Abmessungen (d. i. der Winkel und Kanten-Dimensionen) verschiedene Formen abgeleitet werden, die jedoch mit der Grundgestalt von einerlei Art (gleichartig) sind. So erhält man z. B. durch Aenderung in der Größe der Winkel aus einer bestimmten vierseitigen gleichkantigen Pyramide ganz verschiedene Gestalten*), die alle gleichkantige vierseitige Pyramiden, also gleichartig sind; Hexaeder, (Würfel) d. i. eine von 6 Quadraten begränzte Figur, woran jeder ebene und jeder Flächenwinkel $=90^{0}$ ist, gibt es nur ein einziges. Jede aus einer Grundgestalt abgeleitete gleichartige Gestalt kann dann selbst wieder als Grundgestalt (zur Ableitung anderer Formen daraus) betrachtet werden. Der Inbegriff aller Krystallformen, die sich aus gleichartigen Grundgestalten ableiten lassen, heißt ein Krystallsystem und es gibt somit so viele Krystallsysteme als Arten von Grundgestalten, nach Mohs daher sieben, deren Benennungen von den Namen der Grundgestalten hergeleitet wurden. Sie sind: 1) das hexaedrische System (auch das tessularische genannt); es ist das einzige System vielaxiger Gestalten, 2) das rhomboedrische, 3) das pyramidale, 4) das orthotype, 5) das hemiorthotype, 6) das hemianorthotype und 7) das anorthotype System.

47. Theilungsgestalt. Kerngestalt. Die Krystalle verdanken ihre äußere regelmäßige oder symetrische Gestalt einem gewissen regelmäßigen Gefüge ihrer kleinsten Theilchen, welches durch die ganze Masse des Krystalls hindurch Statt findet und sich dadurch deutlich kund gibt, daß sich viele Krystalle (Krystallindividuen, an denen man doch durchaus keine Theile unterscheiden kann) nach gewissen Richtungen mehr oder weniger leicht (entweder schon durch bloßes Daraufschlagen oder mittelst feiner scharfer Meißel oder Messer und Hammer) in Theile, die von glatten ebenen Flächen begränzt sind, zerlegen, d. i. theilen oder spalten lassen. Die ebenen Flächen, welche durch Spaltung oder Theilung entstehen, heißen Theilungsflächen (sie sind von den durch das Zerbrechen der Krystalle entstehenden, meistens unebenen Bruchflächen wohl zu unterscheiden), und die Richtungen, nach welchen die Theilung Statt findet, oder sich überhaupt vornehmen läßt, heißen Theilungsrichtungen. Es gibt oft in einem und demselben Krystalle mehrere (sechs und darüber) solcher Theilungsrichtungen, welche man an manchen Krystallen aus feinen Streifen oder Sprüngen erkennt, die sie nach diesen Richtungen zeigen, in vielen Fällen aber nur dadurch auffindet, daß man den Krystall unter verschiedenen Lagen in hellem Lichte betrachtet, und aus der stärkeren Zurückwerfung desselben auf die Lage der Theilungsflächen schließt. Nimmt man die Theilung eines Krystalles wenigstens nach drei verschiedenen Thei-

*) Daß Gestalten, die sich nur durch ungleiche Größe von einander unterscheiden, nicht als verschieden zu betrachten sind, wurde schon früher (§. 43) ausdrücklich bemerkt.

lungsrichtungen in Wirklichkeit oder in Gedanken allmälig weit genug vor, so erhält man von lauter Theilungsflächen begränzte Gestalten, die man Theilungsgestalten nennt, und die, bei fortgesetzter Theilung immer kleiner werdend, von der ursprünglichen Gestalt sehr verschieden sein können, doch aber immer regelmäßig oder wenigstens symetrisch sind. Die größte aller möglichen Theilungsgestalten eines und desselben Krystalls, heißt nach Hauy, Kerngestalt (primitive Form).

48. Innere Structur der Krystalle. Man kennt bis jetzt nur sechs verschiedene, der so großen Zahl mannigfaltiger Krystallgestalten zu Grunde liegende Kerngestalten. Denkt man sich die Kerngestalt und die bereits abgelösten Schichten (Blätter) noch weiter getheilt, und diese Theilung bis zu für die Sinne verschwindend kleinen Theilungsgestalten fortgesetzt, so erhält man die sogenannten Ergänzungstheilchen, welche nach Hauy die Elemente aller Krystallgestalten bilden und nur eine der drei geometrisch einfachsten Formen, d. i. des Tetraeders (einer dreiseitigen Pyramide), eines dreiseitigen Prisma's oder eines Parallelepipeds besitzen können. Hauy nimmt an, daß durch schichtenweises Aneinandersetzen dieser Ergänzungstheilchen zuerst die Kerngestalten und durch nachherige Ablagerung von Schichten dieser Theilchen auf den Flächen der Kerngestalten die übrigen (secundären) Krystallformen entstehen. Die Verschiedenheit dieser Krystallformen erklärt er aus der verschiedenen Gestalt der Ergänzungstheilchen und aus der verschiedenen Art ihrer Anordnung und Verbindung. In letzterer Beziehung nimmt er an, die sich übereinander lagernden Schichten behalten nicht immer die nämliche Größe und Gestalt, sondern nehmen in dem Maße stufenweise ab, als sie sich vom Kern entfernen, und dieses Abnehmen (Decrescenz) geschehe dadurch, daß in den Schichten entweder gleichlaufend mit den Kanten oder mit den Ecken der Kerngestalt (Decrescenz an den Kanten und an den Ecken) Reihen von Molekeln ausbleiben. Hiedurch entstehe zwar eine treppenartige Lagerung der Molekel, die Krystallflächen erscheinen aber doch eben, weil wegen der Kleinheit der Molekel die Treppeneinschnitte für die Sinne verschwinden. In der schichtenweisen Anordnung der Ergänzungstheilchen findet man den Grund der Spaltbarkeit und des Entstehens ebener Theilungsflächen hiebei, und die Gestalten der Ergänzungstheilchen sucht man durch die Annahme zu erklären, daß die Atome der Körper von ebenen Flächen begränzte Formen haben, und es sind diese Gestalten ein Grund mehr für die im §. 9 gemachte Voraussetzung, daß die Formen der Atome je nach der Natur und materiellen Beschaffenheit der Körper verschieden sind, ohne daß man jedoch nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft etwas Näheres über diese Formen anzugeben vermag.

Außer den bisher besprochenen besonderen physikalischen Eigenschaften der Körper gibt es noch viele andere, von welchen jedoch erst später bei Abhandlung derjenigen physikalischen Erscheinungen die Rede sein wird, mit denen sie im innigen Zusammenhang stehen. Wir gehen nun zu einer genaueren Betrachtung der räumlichen Veränderungen über, welche in der gegenseitigen Lage der Körper oder ihrer Theile vor sich gehen.

III. Abschnitt.

Von der Bewegung und vom Gleichgewichte im Allgemeinen und insbesondere fester Körper in Bezug auf Kräfte überhaupt.

49. Ein Körper ist in Bewegung (bewegt sich), wenn er seinen Ort stetig verändert, oder mit anderen Worten, wenn er sich nach und nach an verschiedenen Orten befindet. Von einem Körper, der seinen Ort nicht verändert, sagt man, er sei in Ruhe (er ruhe). Ob ein Körper sich in Ruhe oder in Bewegung befinde, läßt sich nur aus seiner Lage gegen andere Körper beurtheilen. Es kann aber ein Körper in Bezug auf gewisse Körper ruhen, in Bezug auf andere hingegen sich bewegen (so ist ein auf einem stromabwärts fahrenden Schiff sitzender Mensch in Bezug auf das Schiff in Ruhe, in Bezug auf die Gegenstände am Ufer aber in Bewegung). Wegen der Trägheit (§. 7) kann kein Körper selbstständig seinen Ort verändern, sich selbst in Bewegung setzen, sondern es ist dazu immer die Einwirkung einer äußeren Ursache nöthig. Diese äußere Ursache einer Bewegung heißt bewegende Kraft, und das, was durch eine solche Kraft wirklich bewegt wird, oder bewegt werden soll, heißt das Bewegliche. Alles, was man mit dem Worte Kraft bezeichnet, erzeugt entweder wirklich Bewegung, oder sucht wenigstens eine solche zu erzeugen. Wirkt eine Kraft auf ein Bewegliches ein, so muß immer Bewegung erfolgen, wenn nicht die Wirkung der bewegenden Kraft durch eine andere solche Kraft oder durch einen Widerstand (ein Hinderniß) aufgehoben wird, in welchem Falle man sagt, es herrsche Gleichgewicht. Die Lehre von der Bewegung heißt Dynamik und die Lehre vom Gleichgewichte heißt Statik, beide machen zusammen die Mechanik aus. — Bei jeder auf einen Körper wirkenden Kraft kömmt in Betracht: 1) der Angriffspunkt, d. i. der Punkt, auf den sie unmittelbar wirkt; 2) die Richtung, d. i. die durch den Angriffspunkt gehende Linie, nach welcher die Kraft diesen Punkt zu bewegen sucht und 3) die Größe oder Intensität. Die Größe oder Intensität einer Kraft läßt sich nur nach ihrer Wirkung (Bewegung oder Streben, eine solche zu erzeugen, welches sich durch Druck oder Zug äußert) schätzen; so mißt man Kräfte nach den Gewichten, denen sie das Gleichgewicht zu halten vermögen. Indem man die Intensität einer Kraft als Einheit annimmt und damit die Intensitäten anderer gleichartiger Kräfte vergleicht, erhält man für sie Zahlen, welche anzeigen, wie vielmal größer oder kleiner diese Kräfte sind als die angenommene Krafteinheit. Kräfte lassen sich demnach durch Zahlen ausdrücken und daher ebenfalls durch Linien vorstellen, deren Längen sich so verhalten, wie die die Kräfte repräsentirenden Zahlen. Aus dem Zusammenwirken zweier, dreier u. s. w. gleicher Kräfte nach einerlei Richtung entspringt eine Kraft, deren Intensität das Doppelte, Dreifache u. s. w. der Intensität jeder einzelnen dieser Kräfte ist. Bei den meisten Bewegungen genügt es zum Behufe der Ermittlung ihrer Gesetzmäßigkeit und dessen, was man von denselben zu wissen nöthig hat, nur einen einzigen materiellen Punkt (ein Massetheilchen, ein Molekel) des Beweglichen zu betrachten. Die Linie, welche ein sich bewegender Punkt bei einer stetigen Ortsveränderung beschreiben muß, wird seine Bahn oder sein Weg genannt. Je nachdem die Bahn eine gerade oder krumme Linie ist,

heißt die Bewegung gerad- oder krummlinig. Bei der geradlinigen Bewegung behält das Bewegliche immer die nämliche Richtung, und diese wird durch die Bahn selbst, so wie durch jedes Stück oder jede Verlängerung derselben bestimmt; bei der krummlinigen Bewegung hingegen hat das Bewegliche in jedem Punkt seiner Bahn eine andere Richtung, welche für jeden einzelnen Punkt der Bahn durch die zu demselben gezogene Tangente angezeigt wird, vorausgesetzt, daß man die Tangente nach der Seite hin betrachtet, nach welcher die Bewegung Statt findet. Außer dem Wege, den ein sich bewegender materieller Punkt zurücklegt, kömmt auch noch die Zeit in Betracht, in welcher dieses geschieht, und man muß die Zeiten, während welchen gewisse Wege zurückgelegt werden, mit einander vergleichen, man muß sie messen können. Dazu sind Zeiteinheiten erforderlich. Die Haupteinheit bildet fürs bürgerliche, practische Leben der mittlere Sonnentag (der Tag nach mittlerer Sonnenzeit). Man theilte den mittleren Sonnentag in 24 Stunden, die Stunde in 60 Minuten, die Minute in 60 Secunden und die Secunde in 60 Tertien, und erhielt so verschiedene Zeiteinheiten, deren Größe am leichtesten aus den Anzeigen der (Räder-, nicht aber Sonnen-Uhren, welche erstere gewöhnlich nach mittlerer Zeit gehen, erkannt wird *). Daß man größere Zeiträume auch nach Monaten und Jahren mißt, ist eine allbekannte Sache. So oft in der Folge von der Zeiteinheit geredet wird, ist damit immer eine Secunde nach mittlerer Sonnenzeit gemeint. Sollte dieß nicht der Fall sein, so wird es ausdrücklich bemerkt werden. Unter Zeit überhaupt wird man sich demnach stets eine gewisse Anzahl Secunden zu denken haben.

Wirkt die bewegende Kraft auf das Bewegliche nur durch eine unmeßbar kleine Zeit (einen Augenblick) ein und überläßt es sich dann selbst, so nennt man die Kraft eine momentane (momentan wirkende), während man bewegende Kräfte, deren Einwirkung auf das Bewegliche eine meßbare Zeit hindurch ununterbrochen fortdauert, continuirliche (continuirlich wirkende) nennt. Eine continuirliche Kraft heißt beständig (constant), wenn sie auf das Bewegliche stets mit gleicher Stärke einwirkt; im entgegengesetzten Falle heißt sie veränderlich. Sind die Wege, die das Bewegliche in gleichen (noch so kleinen oder noch so großen) Zeiten zurücklegt, gleich, so heißt die Bewegung gleichförmig, sonst ungleichförmig.

50. Eine momentane Kraft erzeugt immer eine geradlinige und eine gleichförmige Bewegung; denn diese Kraft wirkt auf das Bewegliche nur einen Augenblick ein, setzt dasselbe dadurch nach einer bestimmten Richtung in Bewegung und ertheilt ihm die Eigenschaft, in einer bestimmten Zeit t einen gewissen Weg zurückzulegen; das Bewegliche, nachher sich selbst überlassen, kann aber in Folge der Trägheit die erlangten Zustände nicht ändern und muß sich daher immer in der nämlichen Richtung, also geradlinig und so daß es in jeder der aufeinanderfolgenden Zeiten von der Größe t einen gleich großen Weg zurücklegt, d. h. ohne Ende fort gleichförmig bewegen. Das Verhältniß des mit gleichförmiger Bewegung zurückgelegten Weges zu der Zeit, in

---

*) Von dem mittleren Sonnentag verschieden ist der wahre Sonnentag und der Sterntag: ersterer ist bald größer bald kleiner, und letzterer immer um 3 Minuten 55,9 Secunden mittlerer Sonnenzeit kürzer als ein mittlerer Sonnentag. Auch der wahre Sonnen- und der Sterntag werden in ebenso viele Stunden, Minuten, Secunden und Tertien eingetheilt, wie der mittlere Sonnentag.

welcher dieser Weg zurückgelegt wurde, bestimmt das, was man **Geschwindigkeit** des Beweglichen nennt. Je größer der Weg ist, den ein Bewegliches in einer bestimmten Zeit **gleichförmig** durchläuft, oder je kleiner die Zeit ist, in welcher sich dasselbe durch einen bestimmten Raum gleichförmig bewegt, eine desto größere Geschwindigkeit besitzt es. Das Maß der Geschwindigkeit ist der in der Zeiteinheit gleichförmig zurückgelegte und in den bekannten Längeneinheiten (Fuß, Klafter u. s. w.) ausgedrückte Weg, und dieser ist künftig immer unter **Geschwindigkeit** zu verstehen. Die Geschwindigkeit des Schalles ist 1050 Fuß, heißt demnach, der Schall bewegt sich in 1 Secunde gleichförmig durch einen Weg von 1050 Fuß.

Ist 10 Fuß die Geschwindigkeit, womit das Bewegliche gleichförmig fortgeht, so wird dieses (da bei der gleichförmigen Bewegung in den aufeinanderfolgenden gleichen Zeiten stets gleiche Wege zurückgelegt werden) in 2, 3, 4 . . . . Secunden offenbar die Wege 2. 10 Fuß, 3. 10 Fuß, 4. 10 Fuß.... durchlaufen. Man erhält also den Weg, den das Bewegliche in einer bestimmten Zeit (Anzahl Secunden) zurücklegt, wenn man die Geschwindigkeit mit dieser Zeit multiplicirt, und dieser Weg erscheint immer durch die nämlichen Längeneinheiten ausgedrückt, wie die Geschwindigkeit. Bezeichnet allgemein c die Geschwindigkeit (also eine gewisse Anzahl in 1 Secunde durchlaufener Längeneinheiten), t die Zeit der Bewegung (d. i. eine unbenannte Zahl, welche anzeigt, **wievielmal** größer oder kleiner die Zeit t ist als 1 Secunde), und endlich s den Weg, der in der Zeit t gleichförmig zurückgelegt wird, so ist

$$s = ct \;.\;.\;.\;.\; 1);\quad \text{daraus}\; c = \frac{s}{t} \;.\;.\;.\; 2) \;\text{und}\; t = \frac{s}{c} \;.\;.\;.\;.\;.\;.\; 3)$$

und diese drei Gleichungen dienen zur Bestimmung jeder der drei bei der gleichförmigen Bewegung in Betracht kommenden Größen, **Weg**, **Geschwindigkeit** und **Zeit**, wenn die zwei andern bekannt sind.

Alle Kräfte, diese außer dem Bereiche unserer Sinne gelegenen Ursachen der Erscheinungen, lassen sich nur aus ihren Wirkungen erkennen und nach denselben beurtheilen. Die Wirkung einer momentanen Kraft besteht nun einzig in der Geschwindigkeit, die sie einem Beweglichen ertheilt, und man muß von zwei momentanen Kräften jene für 2, 3 . . . n mal größer als die andere ansehen, welche einem und demselben Beweglichen, unter gleichen Umständen, eine 2, 3 . . . n mal größere Geschwindigkeit ertheilt, d. h. man muß die momentanen Kräfte P, p den durch sie einem und demselben Beweglichen ertheilten Geschwindigkeiten C, c proportional setzen, so daß die Proportion gilt:

$$P : p = C : c \;.\;.\;.\;.\;.\;.\;.\;.\;.\;.\; 1)$$

Ist das Bewegliche nicht bloß ein einziger materieller Punkt, sondern ein Aggregat solcher Punkte, ein Körper, so hängt die Geschwindigkeit, die dasselbe durch eine momentane Kraft erhält, nicht bloß von der Größe dieser Kraft, sondern auch von der Menge der vorhandenen materiellen Punkte, d. i. von der Größe der Masse ab, deren Trägheit von der bewegenden Kraft überwunden werden muß. Es kann diese Kraft offenbar einem jeden Punkt des Beweglichen und somit der ganzen Masse desselben nur eine desto kleinere Geschwindigkeit ertheilen, unter je mehrere Punkte sie ihre Wirksamkeit vertheilen muß, d. h. je größer die Masse des Beweglichen ist; gleich großen Massen aber wird die nämliche Kraft (oder was ganz dasselbe ist), werden gleiche Kräfte immer gleiche Geschwindigkeiten ertheilen müssen. Soll aber die eine dieser zwei gleichen Massen eine 2, 3 . . . . n mal größere Geschwindigkeit erhalten, so

kann dieß nur durch eine 2, 3 . . . . n mal größere Kraft geschehen; es müssen sich daher die zwei Kräfte, welche zwei gleichen Massen ungleich große Geschwindigkeiten ertheilen sollen, gerade wie diese Geschwindigkeiten verhalten . . . (†). Soll andererseits einer Masse, die 2, 3 . . . n mal größer ist als eine andere, eine ebenso große Geschwindigkeit ertheilt werden, als der kleinern, so gehört dazu nothwendig eine 2, 3 . . . . n mal größere Kraft; es müssen sich demnach zwei momentane Kräfte, damit sie zwei verschiedene Massen mit gleicher Geschwindigkeit in Bewegung setzen können, gerade so verhalten, wie die Massen . . . . (††).

Bezeichnen nun M und m die verschiedenen Massen zweier Körper A_1 und A_2, welchen die ungleich großen momentanen Kräfte P, p die Geschwindigkeiten C, c ertheilen, und man denkt sich noch einen dritten Körper A_3 hinzu, dessen Verhalten zu den Körpern A_1 und A_2 bezüglich der Masse, der auf ihn einwirkenden momentanen Kraft und der dadurch erlangten Geschwindigkeit aus folgender Zusammenstellung ersichtlich ist:

A_1	A_2	A_3
M	m	M
C	c	c
P	p	P_1

so ergibt sich aus der Vergleichung des Körpers A_1 mit A_3 zu Folge des Satzes (†) die Proportion $P : P_1 = C : c$ . . . . 4).

Durch Vergleichung des Körpers A_3 mit A_2 erhält man ferner nach Satz (††) die Proportion $P_1 : p = M : m$ . . . . 5)

und durch Multiplication der Proportionen 4) und 5) folgt endlich die Proportion $P : p = MC : mc$ . . . . 6).

Nimmt man nun als Einheit zum Messen der momentanen Kräfte diejenige Momentankraft an, welche der Massen-Einheit eine der Geschwindigkeits-Einheit gleiche Geschwindigkeit ertheilt und läßt P diese Einheit der momentanen Kräfte bedeuten, so ist $P = 1$, $C = 1$ und $M = 1$; die Proportion (6) verwandelt sich daher in $p : 1 = mc : 1$ und hieraus folgt: $p = mc$ . . . . 7)

d. h. jede (von der Einheit der Momentankräfte verschiedene) momentane Kraft läßt sich ausdrücken durch das Product aus der Masse in die Geschwindigkeit, welche sie dieser Masse ertheilt. Es versteht sich nach dem Vorgesagten von selbst, daß in der Gleichung 7) m und c bloß unbenannte Zahlen bedeuten (m ist eine Zahl, welche anzeigt, wie vielmal die Masse, auf welche die Kraft p wirkt, größer oder kleiner ist als die Masse-Einheit, und ebenso ist c eine unbenannte Zahl, welche angibt, wie vielmal die Geschwindigkeits-Einheit in der Geschwindigkeit enthalten ist, welche die Kraft p der Masse m ertheilt), und daß somit auch p selbst immer eine unbenannte Zahl sei, welche anzeigt, wie vielmal größer oder kleiner diese momentane Kraft ist als die Momentankraft, welche der Masse = 1, die Geschwindigkeit = 1 zu ertheilen vermag. Ist z. B. die Masse eines Körpers 5 (d. h. 5mal größer als die Masse-Einheit) und soll eine Kraft x dieser Masse 5 eine Geschwindigkeit 3, d. i. eine Geschwindigkeit, die 3mal größer ist als die Geschwindigkeits-Einheit, ertheilen, so muß diese momentane Kraft $x = 15$, d. h. 15mal größer sein als die Momentankraft, welche in der Masse-Einheit eine der Geschwindigkeits-Einheit gleiche Geschwindigkeit erzeugt. Das Product mc in der Gleichung 7) heißt auch die G r ö ß e d e r B e w e g u n g der Masse m.

Setzt man in der Gleichung $s = ct$ S. 74 für c den aus der Gleichung (7), d. i. $p = mc$ folgenden Werth $c = \frac{p}{m}$, so erhält man

$$s = \frac{pt}{m} \ldots . (\dagger),$$

d. i. eine Gleichung für den Weg, den die Masse m in der Zeit t unter Einwirkung der Momentankraft p zurücklegt. Haben s_1, p_1, und t_1 die nämliche Bedeutung für die Masse m_1, wie s, p und t für die Masse m, so hat man auch $s_1 = \frac{p_1 t_1}{m_1} \ldots . (\dagger\dagger)$

und daher aus beiden Gleichungen $s : s_1 = \frac{pt}{m} : \frac{p_1 t_1}{m_1}$

Setzt man nun $m = m_1$ und $t = t_1$, so ist $s : s_1 = p : p_1 \ldots (\dagger\dagger\dagger)$, d. h. die Wege, welche gleiche Massen in gleichen Zeiten unter der Wirkung zweier Momentankräfte zurücklegen, sind diesen Kräften direct proportionirt.

51. Ungleichförmige Bewegung. Eine Bewegung, bei welcher in aufeinanderfolgenden gleichen Zeiten ungleiche Wege zurückgelegt werden oder mit andern Worten, bei welcher sich die Geschwindigkeit beständig ändert, heißt eine ungleichförmige oder veränderliche Bewegung; wächst die Geschwindigkeit, so heißt die Bewegung beschleunigt, nimmt die Geschwindigkeit ab, so heißt die Bewegung verzögert. Nimmt bei einer veränderlichen Bewegung die Geschwindigkeit in demselben Verhältnisse zu oder ab, in welchem die Zeit wächst . . . . (1), so heißt die Bewegung eine gleichförmig beschleunigte oder gleichförmig verzögerte. Für unsere Zwecke genügt es, nur die gleichförmig beschleunigte Bewegung genauer ins Auge zu fassen. Sie wird erzeugt durch eine beständige (constante) Kraft, welche sich als eine Summe gleicher Momentankräfte, die ohne Zwischenzeit nach einander wirken, betrachten läßt . . . . . (2). Diese Betrachtung und der durch die Erfahrung vielfach erwiesene Satz, daß eine momentane Kraft auf ein Bewegliches genau dieselbe Wirkung habe, d. h. demselben ganz die nämliche Geschwindigkeit ertheile, es mag sich dasselbe in Ruhe oder durch eine andere Kraft bereits in Bewegung versetzt befinden . . . . . (††), werden uns im Folgenden bei Entwicklung der Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung leiten *).

52. Gleichförmig beschleunigte Bewegung. Bezeichnet t die Zeit, durch welche eine constante Kraft, also nach (2) eine Summe gleicher Momentankräfte (und wir wollen jede dieser gleichen Momentankräfte der Kürze halber einen Impuls nennen) auf einen materiellen Punkt einwirkt, und denkt man sich vor der Hand, jeder der Impulse folge auf den unmittelbar vorhergegangenen, immer nach der sehr kleinen Zeit $\frac{t}{n} = \tau \ldots . (\dagger\dagger\dagger)$ (t bedeutet nämlich

---

*) Setzt z. B. irgend eine Momentankraft P ein Bewegliches aus dem Zustande der Ruhe mit 6 Fuß Geschwindigkeit in Bewegung, so erhält dasselbe auch in dem Falle, daß es sich in dem Augenblicke des Einwirkens der Kraft P nicht in Ruhe, sondern schon z. B. mit einer Geschwindigkeit von 4 Fuß in Bewegung befindet, durch die Kraft P die nämliche Geschwindigkeit von 6 Fuß als Zuwachs. Es wird nachher also 10 Fuß Geschwindigkeit haben.

eine gewisse Anzahl Zeiteinheiten, z. B. 10 Secunden und n eine große unbenannte Zahl, z. B. 10000, so daß $\tau = \frac{1}{1000}$ Secunde ist), und ertheile dem beweglichen Punkt die Geschwindigkeit v, so wird dieser, da er sich bis zum Eintritt des folgenden Impulses, d. i. durch die Zeit τ gleichförmig bewegt, in diesem ersten Zeittheilchen τ nach Formel (1) S. 74 den Weg $s_1 = v\tau$ zurücklegen. Folgt dann der zweite Impuls, welcher nach (††) die bereits erlangte Geschwindigkeit v des beweglichen Punktes wieder um v vermehrt, so wird dieser während des zweiten Zeittheilchens τ mit der Geschwindigkeit 2 v fortgehen und somit aus dem nämlichen Grunde wie vor, während dieses zweiten Zeittheilchens den Weg $s_2 = 2\,v\tau$ durchlaufen also nach Verlauf von zwei Zeittheilchen τ, d. i. in der Zeit $2\,\tau$ den Weg $s_1 + s_2 = v\tau + 2\,v\tau$ zurückgelegt haben. In Folge des dritten Impulses steigt die während des zweiten Zeittheilchens erlangte Geschwindigkeit 2 v wieder auf 3 v, der Punkt wird daher im dritten Zeittheilchen τ den Weg $s_3 = 3\,v\tau$ zurücklegen und somit nach der Zeit $3\,\tau$ den Weg $s_1 + s_2 + s_3 = v\tau + 2\,v\tau + 3\,v\tau$ durchlaufen haben. Schließt man so fort, so ergibt sich, daß der bewegliche Punkt im 4ten, 5ten, 6ten .... nten Zeittheilchen τ die Geschwindigkeit 4 v, 5 v, 6 v .... n v erlange und noch die Wege $4\,v\tau$, $5\,v\tau$, $6\,v\tau$ .... $n\,v\tau$ zurücklege, somit für den Weg s, den er in n Zeittheilchen τ, d. i. in der Zeit $n\tau = t$ .... (†††), also in der ganzen Zeit seiner Bewegung durchläuft, die Gleichung bestehe

$$s = v\tau + 2\,v\tau + 3\,v\tau + \ldots\ldots n\,v\tau \;(1)\text{ oder}$$
$$s = v\tau\,(1 + 2 + 3 \ldots\ldots n).$$

Wird die arithmetische Reihe innerhalb der Klammern summirt, so ist

$$s = v\tau\,(1 + n)\frac{n}{2}$$
$$= v\tau\left(\frac{n}{2} + \frac{n^2}{2}\right) = v\tau\frac{n}{2} + v\tau\frac{n^2}{2}$$
$$= \frac{v\tau n^2}{2n} + \frac{v\tau n^2}{2} = \frac{n\,v.\;n\tau}{2n} + \frac{n\,v.\,n\tau.}{2}$$

n v ist nach (1) die Geschwindigkeit, die der in Bewegung befindliche Punkt im letzten Zeittheilchen τ erlangt hat, mit welcher er sich also vermöge der Trägheit gleichförmig fortbewegen muß, wenn nach Verlauf der Zeit t die bewegende Kraft zu wirken aufhört, und heißt deßwegen die Endgeschwindigkeit; sie soll immer mit dem Buchstaben c bezeichnet werden.

Ferner ist nach (†††) $n\tau = t$, somit hat man $s = \frac{ct}{2n} + \frac{ct}{2}$, welche Gleichung für alle möglichen Werthe von n gelten muß. Denkt man sich nun n unendlich groß werdend (d. i. $n = \infty$), so wird τ unendlich klein, d. h. die momentanen Impulse der bewegenden Kraft folgen nach unendlich (verschwindend) kleinen Zeiten aufeinander und bilden so zusammen eine continuirlich wirkende constante Kraft. Es ist dann

$s = \frac{ct}{2\infty} + \frac{ct}{2}$, und da $\frac{ct}{2\infty}$ als ein Bruch mit endlichen Zähler und unendlich großen Nenner als etwas unendlich Kleines verschwindet, hat man $s = \frac{ct}{2} \ldots (1)$

als die Gleichung für den Weg, den ein materieller Punkt unter dem Einflusse einer constanten Kraft, also mit gleichförmig beschleunigter Bewegung zurücklegt.

Da zu Folge des Charakters der gleichförmig beschleunigten Bewegung, wie unter (I) S. 76 angegeben wurde, die Geschwindigkeiten in demselben Verhältnisse wachsen wie die Zeiten, so ist, wenn g die in der Zeiteinheit erzeugte Geschwindigkeit, — die man, weil sie in jeder folgenden Zeiteinheit immer wieder zuwächst, und die Bewegung charakterisirt, Beschleunigung oder Acceleration heißt, — und c, wie eben vorher gesagt worden, die Endgeschwindigkeit, d. i. die in der ganzen Zeitdauer t der Bewegung erzeugte Geschwindigkeit bezeichnet,

$$g : c = 1 : t \text{ somit } c = g\,t \quad \ldots\ldots\ldots \quad (II).$$

Wird in (I) der Werth von c aus (II) substituirt, so erhält man

$$s = \frac{g\,t^2}{2} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (III)$$

$$\text{und hieraus } t = \sqrt{\frac{2\,s}{g}} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (IV)$$

$$\text{so wie } g = \frac{2\,s}{t^2} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (V)$$

Endlich folgt durch Substituirung des Werthes von t aus (IV) in die Gleichung (II)

$$c = \sqrt{2\,g\,s} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (VI)$$

Diese Gleichungen (I) bis (VI) dienen zur Berechnung aller bei gleichförmig beschleunigten Bewegungen in Betracht kommenden Größen, nämlich: des Weges, der in einer bestimmten Zeit t zurückgelegt wird, der Dauer der Bewegung, der Acceleration und der Endgeschwindigkeit.

53. Maß constanter Kräfte. Ist das Bewegliche nicht bloß ein materieller Punkt, sondern ein Körper, so gelten natürlich die nämlichen Formeln (I) bis (VI), vorausgesetzt, daß alle Punkte des Körpers sich neben einander in ganz gleicher Weise bewegen; denn dann braucht der ganze Körper zum Durchlaufen eines bestimmten Weges die nämliche Zeit und Geschwindigkeit, wie jeder einzelne seiner Punkte.

Anders verhält es sich aber, wenn man um die Größe der constanten Kraft P frägt, welche auf einen Körper von der Masse M einwirken muß, um demselben eine bestimmte Beschleunigung zu ertheilen. Diese Kraft muß offenbar desto größer sein, je mehrere Massetheilchen eine bestimmte Beschleunigung erhalten sollen, d. h. je größer die Masse des Körpers ist, und je größer die Beschleunigung der ganzen Masse ausfallen soll. Bedeuten p und p_1 die constanten Kräfte, welche den Massen m und m_1 zweier verschiedener Körper die Beschleunigungen (Accelerationen) g und g_1 ertheilen, so ergibt sich auf dem nämlichen Weg, wie auf S. 75 (unter zu Hülfenahme eines dritten Körpers m, der durch eine constante Kraft p_2 die Acceleration g_1 erhalten soll, und paarweiser Vergleichung dieser drei Körper untereinander) die Proportion:

$$p : p_1 = m\,g : m_1\,g_1$$

Läßt man nun m_1 die Masseeinheit und g_1 die Geschwindigkeitseinheit sein, so ist p_1 die constante Kraft, die der Masseeinheit die Geschwindigkeitseinheit als Beschleunigung ertheilt; wählt man ferner die Kraft p_1 als Einheit zum

Messen der constanten Kräfte, so ist $m_1 = 1$, $g_1 = 1$ und $p_1 = 1$ und somit $p : 1 = mg : 1$ oder $p = mg$ . . . . 1)

und hieraus $g = \frac{p}{m}$ . . . . 2)

Wäre z. B. die Masse eines Körpers $= \frac{1}{2}$ (halbsogroß als die Masseeinheit) und er soll die Acceleration 4 (d. i. eine Acceleration, die 4 mal größer ist, als die Geschwindigkeitseinheit) erhalten, so gehört nach 1) dazu die constante Kraft $= \frac{1}{2} \cdot 4 = 2$, d. h. eine Kraft, die 2mal größer ist, als die Kraft, welche im Stande ist, der Masseeinheit die Geschwindigkeitseinheit als Beschleunigung zu ertheilen. Setzt man den Werth von g aus Gleichung 2) in die Gleichung (III) S. 78, so erhält man

$$s = \frac{pt^2}{2m} \quad \ldots \ldots \ldots \ldots \ldots \quad 3)$$

d. i. den Weg, den die Masse m unter Einwirkung der constanten Kraft p in der Zeit t durchläuft. Haben s_1 p_1 und t_1 die nämliche Bedeutung für die Masse m_1 wie s, p und t für die Masse m, so ist auch

$$s_1 = \frac{p_1 t_1^2}{2m_1} \quad \ldots \ldots \ldots \ldots \ldots \quad 4)$$

und aus Gleichung 3) und 4) folgt die Proportion

$$s : s_1 = \frac{pt^2}{2m} : \frac{p_1 t_1^2}{2m_1} \quad \ldots \ldots \ldots \ldots \quad 5)$$

Denkt man sich endlich die beiden constanten Kräfte p, p_1 auf eine und die nämliche Masse und durch gleiche Zeiten wirken, wo dann $m = m_1$ und $t = t_1$ ist, so hat man

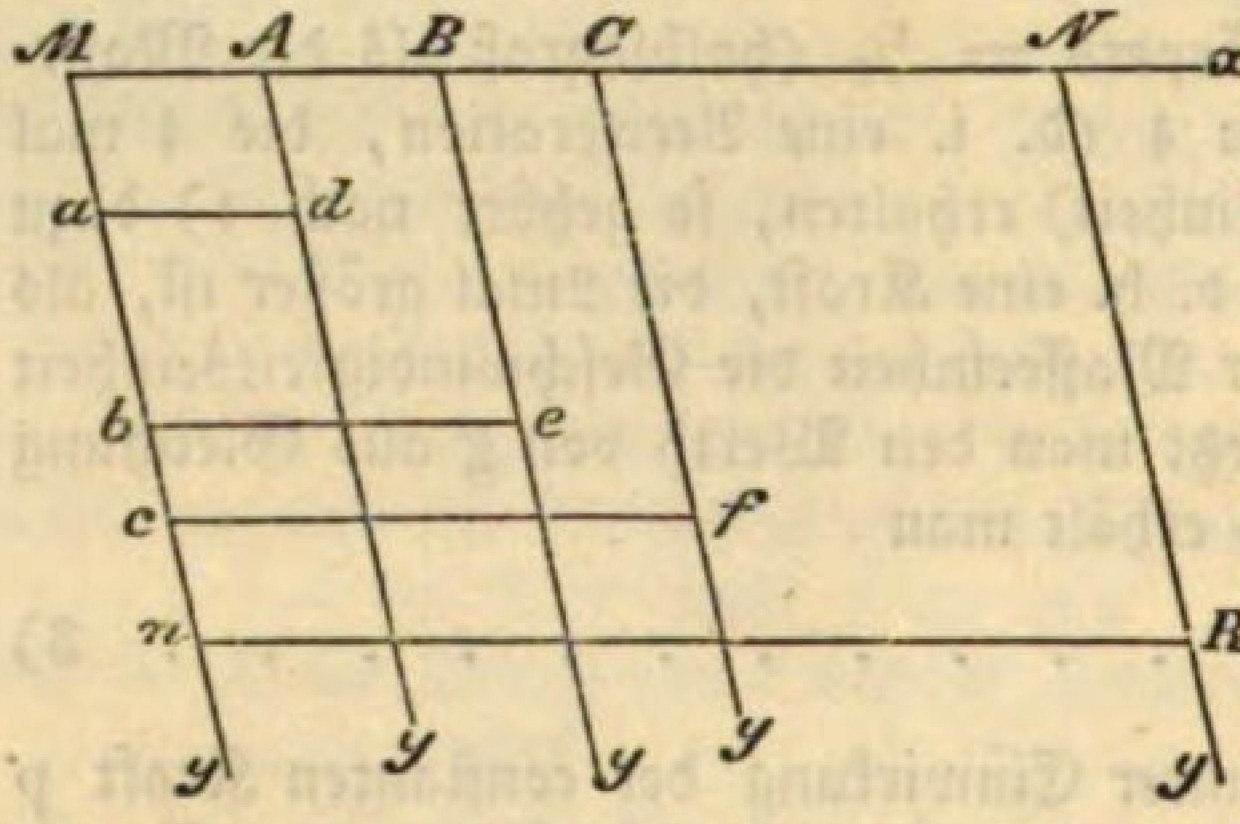
$$s : s_1 = p : p_1 \quad \ldots \ldots \ldots \ldots \ldots \quad 6)$$

d. h. die Intensitäten constanter Kräfte verhalten sich gerade wie die Räume, durch welche sie gleiche Massen (oder eine und dieselbe Masse) in gleichen Zeiten bewegen.

54. Maß veränderlicher Kräfte. Um die Intensität einer veränderlichen Kraft, welche immer eine ungleichförmig beschleunigte, d. h. eine Bewegung erzeugt, bei welcher die Geschwindigkeitsänderung in den einzelnen Zeiteinheiten nicht dieselbe Größe hat, beurtheilen und messen zu können, muß man diese Kraft in dem Augenblick, in welchem sie gemessen werden soll, ein unendlich kleines Zeittheilchen hindurch als constant ansehen und mit einer andern constanten Kraft von bekannter Größe vergleichen. Die beiden Kräfte sind dann den unendlich kleinen Geschwindigkeitsänderungen proportional, die sie während des unendlich kleinen Zeittheilchens an dem nämlichen Beweglichen hervorbringen. Die Betrachtung ungleichförmig beschleunigter Bewegungen muß der Mechanik anheimgestellt bleiben.

55. Zusammensetzung und Zerlegung der Bewegungen. Gesetzt, es wirken auf einen und denselben materiellen Punkt M (Fig. 31) zwei Kräfte ein; die eine p würde, wenn sie allein wirkte, diesen Punkt längst der geraden Linie Mx in den Zeiten t_1, t_2, t_3 . . . . . t durch die Wege MA, MB, MC . . . . MN bewegen, und wäre nur allein die zweite Kraft p_1 auf den Punkt M wirksam, so würde derselbe in den nämlichen Zeiten (t_1, t_2, t_3 . . . t) längst der geraden Linie My die Wege Ma, Mb, Mc . . . Mn zurücklegen. Wirken nun gleichzeitig beide Kräfte auf M ein, so kann dieser Punkt weder der Kraft p in der Richtung nach x noch der Kraft p_1 in der Richtung nach y hin folgen, sondern wird eine Bewegung nehmen, von welcher man eine richtige Vorstellung erhält, wenn man sich denkt, der Punkt M führe, während er einer der beiden Kräfte, z. B. der Kraft p (in der Richtung nach x hin) folgt, die Linie My, längst welcher ihn die zweite Kraft p_1 zu bewegen sucht, so mit sich fort, daß diese Linie ihrer ursprünglichen Lage immer parallel bleibt. Es wird dann offenbar am Ende der Zeiten t_1, t_2, t_3 . . . t diese Linie die Stellungen Ay, By, Cy . . . Ny haben, und der Punkt M wird, da er in jedem Augenblick durch die Kraft p_1 längst dieser Linie fortgetrieben wird, nicht in den Punkten A, B, C . . . N ankommen können, sondern von denselben und zwar in der Richtung der Kraft p_1 (mithin in den Linien Ay, By, Cy . . . Ny) um die Wege Ad = Ma, Be = Mb, Cf = Mc und endlich NR = Mn abgelenkt seyn müssen. Der Punkt M wird sich daher unter der gleichzeitigen Wirkung der beiden Kräfte p und p_1 in den Punkten d, e, f . . . R befinden, und in der Zeit t eine Bahn beschreiben, die von M bis R reicht, von welcher M, d, e, f . . . R einzelne Punkte sind und deren Gestalt von dem Gesetze abhängt, nach welchem die Kräfte p und p_1 wirken. Die Bewegung des Punktes M in der Bahn M d e f . . . R ist offenbar durch Zusammensetzung der zwei Bewegungen nach den Richtungen Mx und My entstanden und heißt daher die *zusammengesetzte* oder *resultirende Bewegung*, während die Bewegungen, aus denen sie zusammengesetzt ist, *zusammensetzende* oder *componirende* Bewegungen genannt werden. Zieht man von den Punkten a, b, c, . . . n nach den Punkten d, e, f, . . . R hin gerade Linien und verbindet in Gedanken auch jeden der Punkte d, e, f . . . R durch eine gerade Linie mit dem Punkt M, so erhält man die Parallelogramme M A d a, M B e b, M C f c . . . M N R n mit den Diagonalen M d, M e, M f . . . M R und es kann folgender Satz ausgesprochen werden: *Wenn auf einen und denselben materiellen Punkt eine gewisse Zeit (T) hindurch gleichzeitig zwei Kräfte wirken, wovon jede für sich ihm eine geradlinige Bewegung zu ertheilen sucht, so wird der Punkt sich nach Verlauf dieser Zeit T am Ende der Diagonale desjenigen Parallelogramms befinden, welches mit den (durch gerade Linien dargestellten Wegen) construirt werden kann, die der Punkt in der nämlichen Zeit T zu Folge der einzel-*

Fig. 31.



nen componirenden Bewegungen (jede für sich und unabhängig von der andern betrachtet) zurücklegen würde . . . . (*) Es folgt natürlich daraus, daß der materielle Punkt sich in der Zeit t am Ende der Diagonale befinde, noch keineswegs, daß er in dieser Zeit die Diagonale selbst durchlaufe. Es gilt aber der Satz . . . (*), die Kräfte p und p_1 mögen wie immer beschaffen, sie mögen beide momentan, beide constant, oder beide veränderlich, d. h. gleichartig oder aber beide ungleichartig sein.

Angenommen, die gleichzeitig auf M wirkenden Kräfte p und p_1 seien momentane Kräfte, welche (§. 50) immer gleichförmige Bewegungen erzeugen und für welche der Satz (†††) S. 76 gilt, daß die von einem und demselben Beweglichen in gleichen Zeiten zurückgelegten Wege den bewegenden Kräften proportionirt sind, so ist $MA : Ma = p : p_1$ und ebenso $MN : Mn = p : p_1$ daher $MA : Ma = MN : Mn$ und wegen $MA = ad$ und $MN = nR$, auch $ad : Ma = nR : Mn$ oder $ad : nR = Ma : Mn$. Da ferner wegen des Parallelismus von ad und nR die Winkel Mad und MnR gleich sind, so sind die Dreiecke Mad und MnR ähnlich, somit auch die Winkel aMd und nMR gleich. Die Punkte M, d, und R müssen daher in einer und derselben geraden Linie liegen. Da in Rücksicht auf die Lage der Punkte e, f, so wie jedes andern Punktes der resultirenden Bahn gegen die Punkte M und R sich genau auf die nämliche Art dasselbe nachweisen d. i. zeigen läßt, daß diese Punkte alle mit R und M in einer und derselben geraden Linie liegen müssen, so steht mit Bezug auf das Vorhergehende der Satz fest: Der Weg, den ein materieller Punkt in einer Zeit t zu Folge einer Bewegung zurücklegt, welche aus der Zusammensetzung zweier geradliniger und gleichförmiger Bewegungen resultirt, ist der Richtung und Größe nach der Diagonale des Parallelogramms gleich, welches mit den (durch gerade Linien repräsentirten) Wegen construirt werden kann, die der Punkt in der nämlichen Zeit t zu Folge der einzelnen componirenden Bewegungen (jede für sich und unabhängig von der andern betrachtet) vom gemeinschaftlichen Ausgangspunkt dieser Bewegungen an zurücklegen würde . . . . . **)

Denkt man sich unter den auf den materiellen Punkt M (Fig. 31) gleichzeitig einwirkenden Kräften p und p_1 constante Kräfte, welche (§. 52) gleichförmig beschleunigte Bewegungen erzeugen, so kann man, da auch für sie der Satz 6) S. 79 gilt, daß die in gleichen Zeiten zurückgelegten Wege den bewegenden Kräften direkt proportionirt sind, auf die durch sie erzeugten Bewegungen genau dieselbe Reihe von Schlüssen anwenden, wie dies eben vorher bei momentanen Kräften geschah, und gelangt so zu dem Resultat, daß der oben unter (**) für geradlinige und gleichförmige componirende Bewegungen ausgesprochene Satz auch volle Geltung habe, wenn die zwei componirenden Bewegungen geradlinige und gleichförmig beschleunigte sind. Es ist somit, was die Zusammensetzung geradliniger Bewegungen anbelangt, Folgendes als ausgemacht zu betrachten: Der Weg, den ein materieller Punkt in irgend einer Zeit t zu Folge einer Bewegung zurücklegt, welche aus der Zusammensetzung zweier geradliniger und gleichförmiger oder gleichförmig beschleunigter Bewegungen resultirt, ist der Richtung und Größe nach der Diagonale des Parallelogramms gleich, welches

mit den (durch gerade Linien dargestellten) Wegen construirt werden kann, die der materielle Punkt in der nämlichen Zeit t zu Folge der einzelnen componirenden Bewegungen (jede für sich und unabhängig von der andern betrachtet) vom gemeinschaftlichen Ausgangspunkte an zurücklegen würde . . . . ***)

Wirken auf ein Bewegliches in A (Fig. 32) gleichzeitig drei momentane oder constante Kräfte p_1 p_2 p_3 ein, und es stellen die Linien A C, A E, A F die Wege vor, durch welche dasselbe in gleichen Zeiten von diesen Kräften bewegt würde, wenn jede nur allein wirksam wäre, so findet man die Resultirende aller dieser Bewegungen, indem man zuerst die Resultirende von zwei derselben z. B. von AF und AE nach (**) auffucht und diese Resultirende A D dann mit der dritten Bewegung A C zusammensetzt. Daß sich diese Zusammensetzung in gleicher Weise auf beliebig viele componirende Bewegungen ausdehnen lasse, und wie dies geschehe, leuchtet nun von selbst ein. Eben so ist es klar, daß durch das umgekehrte Verfahren jede geradlinige gleichförmige oder gleichförmig beschleunigte Bewegung in zwei oder mehrere andere Bewegungen derselben Art zerlegt werden könne. — Ein Beispiel einer zusammengesetzten Bewegung gibt ein Schiff, welches durch eine Kraft, z. B. die Kraft des Windes quer über einen Fluß hinübergetrieben und gleichzeitig vom Wasser stromabwärts getragen wird. Gesetzt, der Wind allein würde das Schiff, wenn das Wasser des Flußes still stände, in 15 Minuten geradlinig von A nach B (Fig. 33) bewegen, der Strom allein aber würde es, wenn kein Wind ginge, in der nämlichen Zeit in gerader Richtung von A bis C tragen, so kann das Schiff nach 15 Minuten weder in B noch in C sein, sondern muß sich am Endpunkte E der Diagonale A E des Parallelogramms A B E C befinden. Sind die Bewegungen A C und A B gleichförmige oder gleichförmig beschleunigte (letzteres wird im vorliegenden Falle jedoch nie der Fall sein), so nimmt das Schiff überdies den geradlinigen Weg A E. — Daß die numerische Bestimmung der Resultirenden A E, wenn die componirenden Bewegungen A B und A C und der Winkel B A C, welchen diese bilden, bekannt sind, auf die Auflösung eines Dreieckes hinausgehe, ist leicht einzusehen. Da B E = A C und der Winkel A B E = 180 — B A C ist, so sind in dem Dreiecke A B E zwei Seiten (A B und B E) und der von ihnen eingeschlossene Winkel (A B E) bekannt, und es läßt sich somit die Größe von A E und der Winkel E A B, den sie mit A B bildet (Größen, durch welche die resultirende Bewegung der Richtung und Größe nach bestimmt wird) leicht berechnen. Bezeichnet man nämlich die componirenden Bewegungen (A B und B E) der Größe nach mit B und B_1, die Größe der zusammengesetzten Bewegung (A E) mit Z, den von ersteren eingeschlossenen Winkel (A B E) mit a und den Winkel (E A B), den die zusammengesetzte Bewegung mit der componirenden Bewegung B bildet, mit b, so ist

Fig. 32.

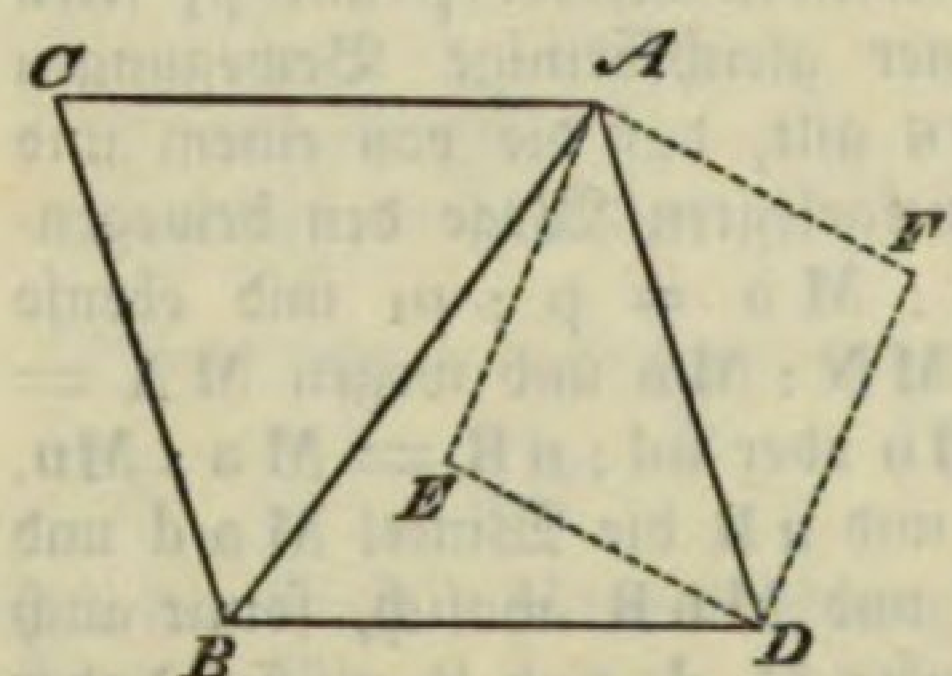
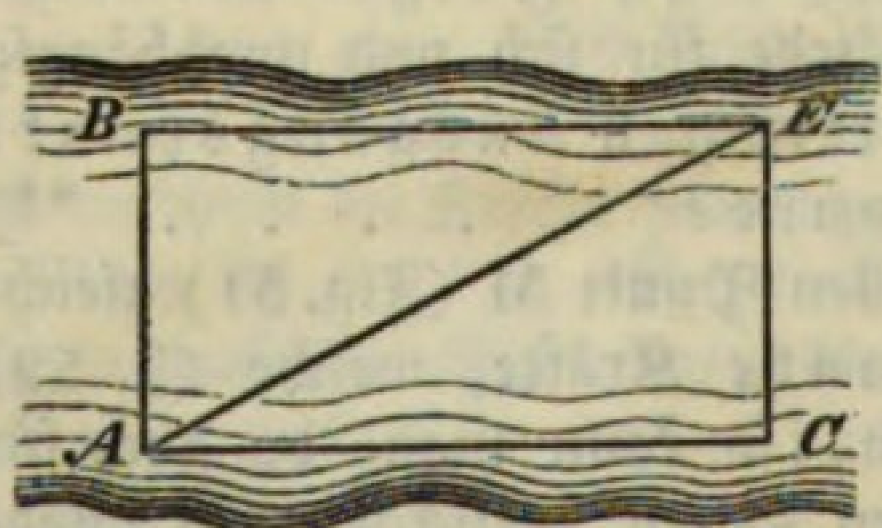


Fig. 33.

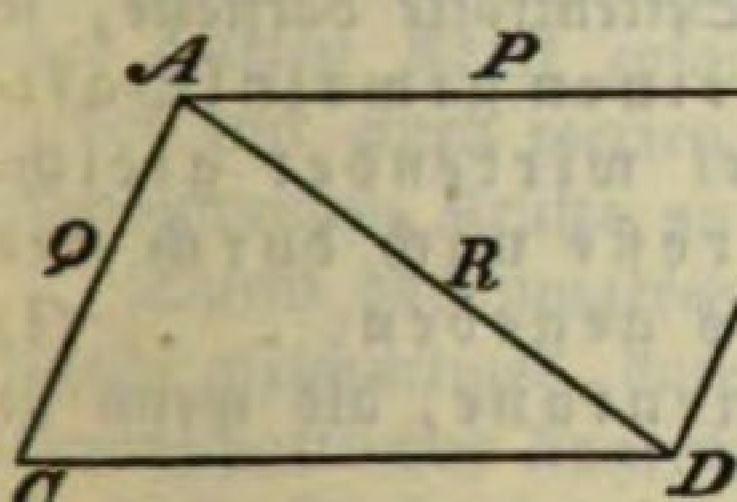


$$Z = \sqrt{(B^2 + B_1^2 + 2 B B_1 \cos. a)} \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad 1)$$

$$\text{und } \sin. b = \frac{B_1 \sin. a}{Z.} \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad 2)$$

56. Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte. So wichtig die eben betrachtete Zusammensetzung und Zerlegung der Bewegungen an und für sich ist, so ergibt sich aus ihr auch noch überdies die in der praktischen Mechanik eine Hauptrolle spielende Wahrheit, daß auch Kräfte zusammengesetzt und zerlegt werden können. Seien **P** und **Q** (Fig. 34) zwei gleichartige (z. B. zwei constante) Kräfte und **AB**, **AC** die geradlinigen Bewegungen, die sie einem in **A** befindlichen Punkt in der nämlichen Zeit **t** ertheilen würden, wenn jede für sich allein wirkte, so wird das Bewegliche in dieser Zeit **t** die Diagonale **A D** des Parallelogramms **A B C D** durchlaufen müssen. Offenbar ließe sich das nämliche Resultat, d. i. die Bewegung durch die Diagonale **A D** auch mit einer einzigen constanten Kraft erzielen, welche in der Richtung von **A** nach **D** wirkt und eine bestimmte Größe (Intensität) hat, die vorläufig mit **R** bezeichnet werden soll. Nach Satz (6) S. 79 nämlich: daß die Intensitäten constanter Kräfte sich verhalten wie die Wege, welche ein und dasselbe Bewegliche unter der Einwirkung jeder einzelnen dieser Kräfte in gleichen Zeiten zurücklegt, ist

Fig. 34.



$$P : Q = A B : A C.$$

Wollte man daher die constanten Kräfte **P**, **Q** durch Linien ausdrücken (wie man dies zu Folge §. 49 thun kann), so müßten sich diese wie **AB : AC** verhalten, und es können somit die Linien **A B** und **A C** selbst die Intensitäten oder Größen der Kräfte **P** und **Q** vorstellen. Die constante Kraft **R**, welche nun allein die Wirkung hervorbringen soll, wie die beiden Kräfte **P** und **Q** zusammen, müßte daher *die Richtung* der Diagonale eines Parallelogramms haben, in welchem sich die Seiten wie die Kräfte (**P** und **Q**) verhalten. (Man nennt ein solches Parallelogramm ein *Kräftenparallelogramm*.) — Nach demselben vorhin citirten Satz (6) S. 79 folgt ferner **R : P : Q = AD : A B : AC**; es muß somit, wenn die Intensitäten der Kräfte **P** und **Q**, wie angenommen wurde, durch die Linien **A B** und **A C** vorgestellt (**P = A B** und **Q = A C** gesetzt) werden, die Intensität der Kraft **R** durch die Linie **A D** vorgestellt (**R = A D** gesetzt) werden. Es können demnach zwei unter einem Winkel auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt wirkende, *constante* Kräfte durch eine einzige solche Kraft ersetzt werden, deren Richtung und Größe man findet, wenn mit den, die gegebenen zwei Kräfte vorstellenden Linien ein Parallelogramm (das Kräftenparallelogramm) ergänzt und in diesem vom Angriffspunkte der Kräfte aus die Diagonale gezogen wird. Diese stellt dann die Richtung und Größe derjenigen Kraft vor, welche für sich allein die nämliche Wirkung hervorbringt, wie die beiden andern Kräfte zusammen. Man nennt eine solche an Wirkung zwei oder auch mehreren andern Kräften gleichkommende Kraft die *Resultirende* dieser Kräfte, die Resultirende mehrerer Kräfte suchen, heißt diese Kräfte zusammensetzen, und diese letzteren werden *Componenten* oder *Composanten* genannt. Die Resultirende nennt man auch oft *Mittelkraft* und die Componenten *Seitenkräfte*.

57. Sind die beiden Seitenkräfte **P** und **Q** Momentankräfte, so läßt sich, wenn man anstatt des Satzes (6) S. 79, den Satz (†††) S. 76 (nämlich daß die Intensitäten der Momentankräfte sich wie die Wege verhalten, welche sie ein und dasselbe Bewegliche in gleichen Zeiten durchlaufen machen) zu Hülfe nimmt, Schritt für Schritt genau dieselbe Schlußweise, wie es so eben für constante Kräfte geschehen, wiederholen, und man gelangt zu dem Resultate, daß auch in dem Falle, wo die zwei auf den gemeinschaftlichen Angriffspunkt unter einem Winkel einwirkenden Kräfte Momentankräfte sind, die Diagonale des Kräftenparallelogramms der Richtung und Größe nach die Resultirende der zwei Seitenkräfte darstelle, so daß der Satz: Die Resultirende zweier auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt unter einem Winkel wirkender gleichartiger *) Kräfte ist der Richtung und Größe nach durch die Diagonale des Kräftenparallelogramms gegeben . . (I) feststeht, sowohl wenn die beiden Seitenkräfte momentane, als wenn sie beide continuirliche aber constante Kräfte sind.

58. Es könnten aber endlich die zwei auf einen Punkt unter einem Winkel wirkenden Kräfte veränderliche Kräfte sein. Um die Intensitäten solcher Kräfte schätzen oder vergleichen, um sie also durch, ihren Größen proportionale Linien ausdrücken zu können, muß man sie nach §. 54 in jedem Augenblick ihrer Wirksamkeit ein unendlich kleines Zeittheilchen hindurch als constant betrachten. Die Aufgabe, die Resultirende zweier auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt unter einem Winkel wirkender veränderlicher Kräfte zu finden, läßt sich, in voller Allgemeinheit d. h. für veränderliche Kräfte jeder denkbaren Beschaffenheit aufgefaßt, daher immer nur für einen Augenblick der Wirksamkeit dieser Kräfte lösen, und fällt, da dann die veränderlichen Kräfte als constant anzusehen sind, mit der im §. 56 behandelten Aufgabe zusammen.

59. Da dem Vorhergehenden zu Folge in jedem Parallelogramme, in welchem zwei einen Winkel einschließende Seiten die Richtungen und Größen zweier gleichartiger Kräfte (zweier Momentan- oder zweier continuirlicher Kräfte) vorstellen, die von der Spitze des eingeschlossenen Winkels aus gezogene Diagonale die Richtung und Größe der Resultirenden der besagten zwei Kräfte vorstellt, so folgt, daß, wenn man irgend einer Kraft zwei andere, mit ihr gleichartige, unter einem bestimmten Winkel **a** wirkende Kräfte substituiren, d. h. sie in zwei unter bestimmtem Winkel **a** wirkende Seitenkräfte zerlegen wollte, man die Richtung und Größe dieser Seitenkräfte (Componenten) findet, indem man die zu zerlegende Kraft durch eine gerade Linie ausdrückt, und diese zur Diagonale eines Parallelogramms macht, in welchem jeder der Winkel an den Endpunkten der Diagonale dem Winkel **a** gleich ist. Je zwei den Winkel **a** einschließende Seiten dieses Parallelogramms stellen dann die Richtungen und Größen der Componenten vor, natürlich vorausgesetzt, daß Diagonale und Seiten des Parallelogramms mit der nämlichen Längeneinheit gemessen gedacht werden. Wird der Winkel **a** unbestimmt gelassen, d. h. handelt es sich nur um die Zerlegung irgend

---

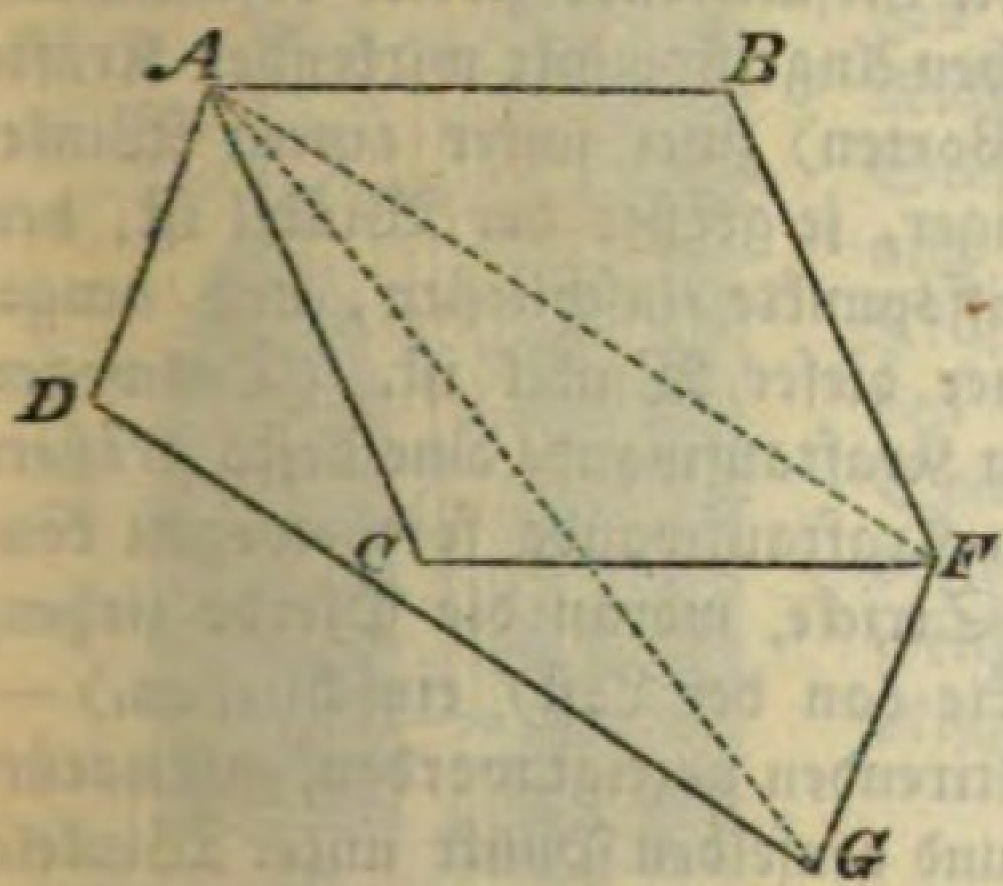
*) Die Aufgabe, eine Kraft zu suchen, welche allein die nämliche Wirkung erzeugt, wie zwei und mehrere andere Kräfte zusammengenommen, hat in der That nur dann einen praktischen Sinn, wenn die zusammenzusetzenden Kräfte gleichartig sind.

einer Kraft in zwei andere unter was immer für einem Winkel wirkende gleichartige Kräfte, so ist diese Zerlegung auf unendlich viele Arten möglich: denn man kann die zu zerlegende Kraft, durch eine gerade Linie ausgedrückt, zur Diagonale unendlich vieler Parallelogramme machen und in jedem solchen Parallelogramme stellen dann die zwei einen Winkel einschließende Seiten die Componenten der durch die Diagonale repräsentirten Kraft vor.

60. Wirken auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt nach verschiedenen Richtungen mehr als zwei gleichartige Kräfte, z. B. die Kräfte p_1 p_2 p_3 . . . p_n, so wird die Resultirende aller dieser Kräfte gefunden, indem man zuerst die Resultirende zweier dieser Kräfte sucht, diese Resultirende mit einer dritten Kraft zusammensetzt, die hiedurch erhaltene neue Resultirende wieder mit einer vierten Kraft verbindet und so fortfährt, bis endlich alle componirenden Kräfte an die Reihe gekommen sind.

Durch das umgekehrte Verfahren läßt sich jede Kraft in eine beliebige Anzahl gleichartiger, unter Winkeln (nach verschiedenen Richtungen) auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt wirkender Kräfte zerlegen. Macht man nämlich diese Kraft, durch eine gerade Linie z. B. **A G** (Fig. 35) ausgedrückt, zur Diagonale eines Parallelogramms **A D G F**, so hat man sie in die zwei Kräfte **AF** und **AD** zerlegt. Construirt man nun über **A F** als Diagonale wieder ein anderes Parallelogramm **A B C F**, so hat man anstatt der ursprünglichen Kraft **A G** schon die drei ihr an Wirkung gleichkommenden Kräfte **A D, A C, AB**; verfährt man nun mit jeder der durch Zerlegung erhaltenen Kräfte immer wieder auf dieselbe Weise, so erhält man anstatt der Kraft **A G** nach und nach jede beliebige Anzahl Kräfte, die vereint die nämliche Wirkung hervorbringen, wie die Kraft **A G** für sich allein.

Fig. 35.

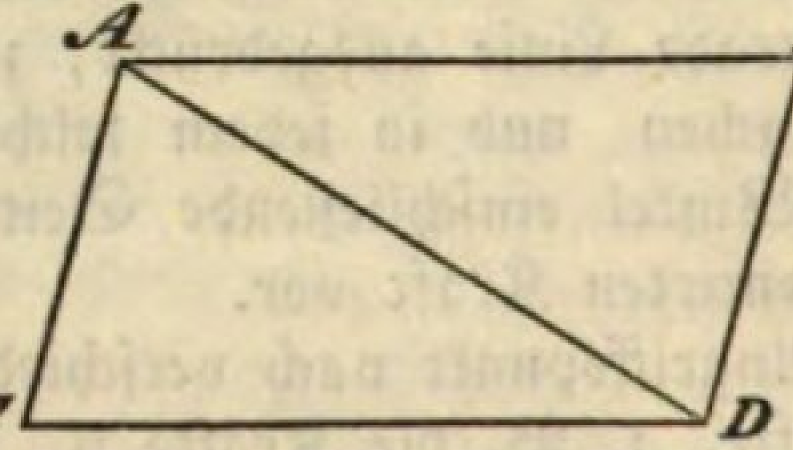


61. Da in jedem Parallelogramm die gegenüberstehenden Seiten gleich sind und die zwei einer und derselben Seite anliegenden Winkel einander zu 180° ergänzen, so ist, um eine Kraft (z. B. **A F** in Fig. 35) in zwei andere unter einem bestimmten Winkel a wirkende Kräfte zu zerlegen, nicht die Construction eines Parallelogramms, sondern nur eines Dreiecks (**A C F**) über der Linie **A F**, welche die zu zerlegende Kraft darstellt, nöthig, in welchem der der betreffenden Linie (**A F**) gegenüberliegende Winkel der Ergänzung des Winkels a zu 180° gleich ist. Dann sind **A C** und **C F** die Composanten, welche unter dem Winkel a wirkend, die Resultirende **A F** ersetzen können. Wird der Winkel a unbestimmt gelassen, so stellen je zwei Linien, welche mit der, die zu zerlegende Kraft darstellenden Linie ein geradliniges Dreieck bilden, Componenten dieser Kraft vor.

62. Daß bei Zusammensetzung oder Zerlegung der Kräfte die numerische Bestimmung der Richtung und Größe der Resultirenden oder der Componenten ganz so wie bei der Zusammensetzung und Zerlegung von Bewegungen (zu Ende der S. 82) auf die Auflösung geradliniger Dreiecke hinausgehe, ist für sich klar.

63. Folgerungen und Beispiele, die Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte betreffend. Stellen in Fig. 36 die Linien **A B** und

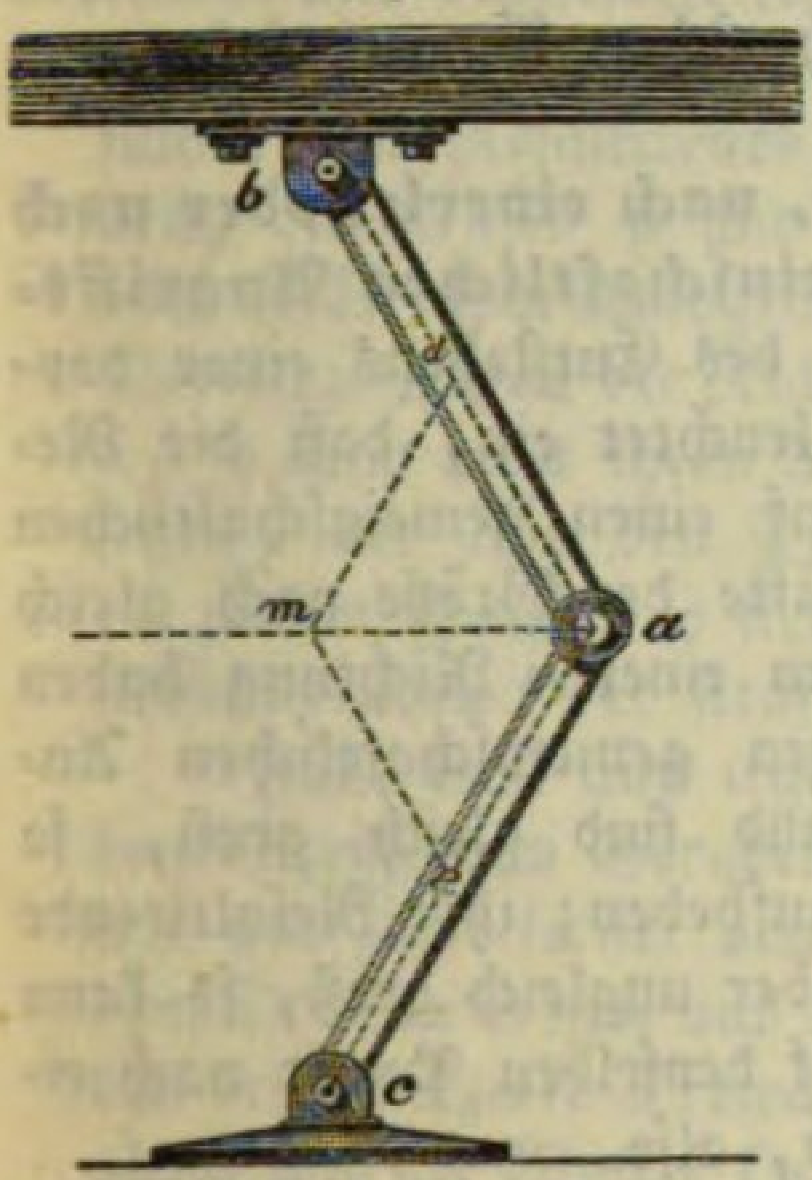
Fig. 36.



A C oder (wegen **A C = B D**) **A B** und **B D** die Intensitäten zweier gleichartiger, auf einen und denselben Punkt **A** wirkender Kräfte **P, Q** vor, so repräsentirt **A D** ihre Resultirende **R**. Sind die beiden Seitenkräfte gleich, also **AB = BD**, so ist $\angle$ **BAD** = $\angle$ **BDA**, und da auch die Winkel **B D A** und **D A C** (als Wechselwinkel) = sind, so folgt $\angle$ **B A D** = $\angle$ **D A C**, d. h. die Resultirende von zwei gleichgroßen auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt wirkenden Kräften halbirt den Winkel, den die Richtungen der beiden Kräfte einschließen . . . . (†) Ferner ist die Intensität der Resultirenden **R = A D**, da die Intensitäten der Kräfte sich wie die Längen der Linien verhalten, durch welche sie vorgestellt werden, offenbar immer kleiner, als die Summe der Intensitäten der Kräfte **AB** und **BD**; denn in jedem Dreiecke ist eine Seite kleiner, als die Summe der beiden anderen. Es ist also **AD** $<$ **AB + BD** . . . . . . (†). **AD** (die Resultirende **R**) ist aber desto kleiner als **AB + B D** d. i. als die Summe der Componenten **P** und **Q**, je kleiner der Winkel **ABD**, und je größer daher der Winkel **CAB** ist, d. h. die Resultirende zweier bestimmter, unter einem Winkel auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt wirkender Kräfte fällt desto kleiner aus oder (mit andern Worten) zwei unter einem Winkel wirkende bestimmte Kräfte leisten desto weniger, je größer der Winkel ist, den ihre Richtungen am gemeinschaftlichen Angriffspunkte einschließen, und umgekehrt müssen sie desto mehr leisten, je kleiner dieser Winkel ist. (Deswegen werden zwei Pferde mit einem und demselben Kraftaufwande eine desto größere Last oder dieselbe Last mit desto geringerem Kraftaufwande fortbewegen können, je kleiner der Winkel ist, den die zwei Stricke, woran die Pferde ziehen, an dem gemeinschaftlichen Befestigungspunkte (an der Last) einschließen.) — Was hier von zwei Kräften und ihrer Resultirenden gezeigt worden, gilt natürlich auch von beliebig vielen auf einen und denselben Punkt unter Winkeln zusammenwirkenden Kräften (indem sich diese durch Zusammensetzung auf zwei reduciren lassen). Je kleiner die Winkel sind, welche die Richtungen dieser Kräfte am gemeinschaftlichen Angriffspunkte bilden, d. h. je mehr diese Richtungen sich dem Parallelismus nähern, desto mehr werden diese Kräfte leisten. (Man gibt daher an der sogenannten Rammmaschine, — deren man sich bedient, um mittelst eines schweren Blockes (Rammbär), der in die Höhe gehoben und nachher fallen gelassen wird, Pfähle in die Erde einzuschlagen — den von einem gemeinschaftlichen Befestigungspunkte aus schief gehenden Seilen, an welchen, um den Rammbär zu heben, Menschen ziehen, Richtungen, die an den erwähnten Befestigungspunkten möglich kleine Winkeln bilden, um das Heben des Rammbärs mit dem geringsten Kraftaufwande zu bewerkstelligen.)

Die Zerlegung der Kräfte spielt in vielen Fällen eine sehr wichtige Rolle. Wir wollen hier Beispiels halber nur ein Paar solcher Fälle anführen. Es erklärt sich aus dieser Zerlegung die Wirkung der Kniepresse. Diese besteht im Wesentlichen aus zwei Metallstangen **a b** und **a c** (Fig. 37), die bei **a** in einem Gelenke vereinigt sind, und wovon die eine **ab** sich bei **b** gegen einen festen unbeweglichen Widerhalt stemmt, während die andere

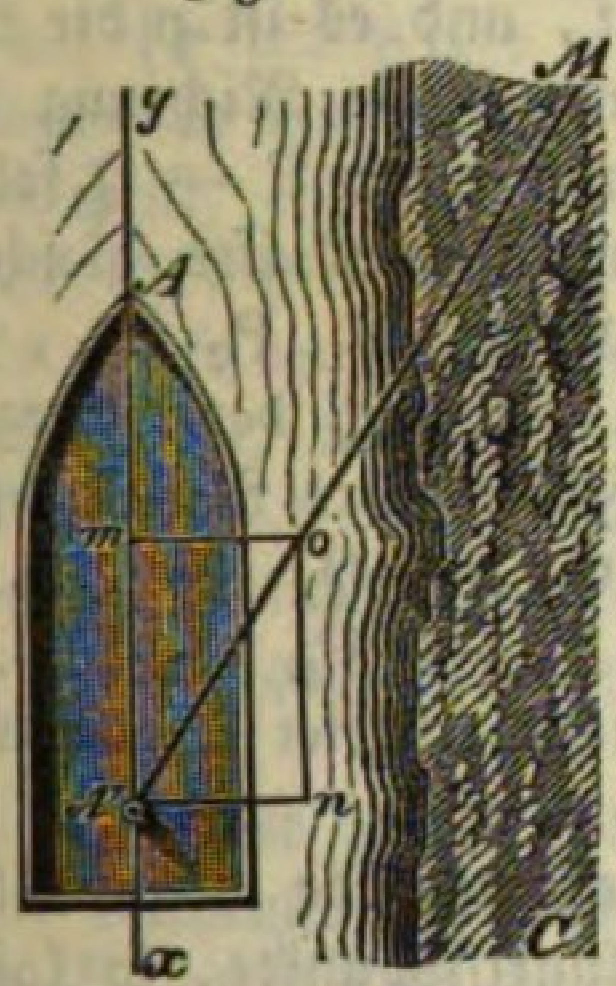
Fig. 37.



a c mit ihrem Ende c (z. B. mittelst einer an diesem Ende angebrachten Platte, wie die Fig. 37 zeigt,) auf einen zusammenzupressenden Körper wirkt. Wirkt auf den Punkt a eine Kraft p in der Richtung von a nach m hin und von der Größe a m, so wird diese in zwei Kräfte zerlegt, wovon die eine a d von a nach b und die andere a e von a nach c hin wirkt und die im Verhältniß zur Resultirenden p = a m immer größer werden, je stumpfer beim allmäligen Nachgeben des zusammenzupressenden Körpers der Winkel b a c wird. Man wendet dieses Princip bei Buchdruckerpressen, Prägwerken u. dgl. und überhaupt in allen Fällen mit großem Nutzen an, wo es sich um ein continuirlich gleichmäßiges Anwachsen der Preßkraft handelt.

Die Zerlegung der Kräfte setzt uns in die Lage, die Kraft zu beurtheilen, womit ein Schiff A (Fig. 38) sich in der Richtung x y stromaufwärts bewegt, wenn es (z. B. von Pferden) in einer gegen das Ufer C M schiefen Richtung N M mit der Kraft P gezogen wird. Stellt die Linie N o die Größe der Kraft P vor, und man zerlegt sie in zwei auf einander senkrechte Kräfte N n und N m, so geht die Kraft N n durch den Widerstand der zwischen dem Ufer und den Seiten des Schiffes eingeschlossenen Wassermasse verloren, und es bleibt nur die Kraft Nm übrig, welche das Schiff in einer zum Ufer parallelen Richtung gegen den Strom treibt.

Fig. 38.



Aus der Zerlegung der Kräfte ergibt sich auch der für die Anwendung wichtige Satz, daß zwei unter einem Winkel auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt wirkende Kräfte sich gegenseitig verstärken oder schwächen, je nachdem der Winkel ein spitziger oder stumpfer, d. h. kleiner oder größer ist, als 90°. Stellen die Linien A B und A C (Fig. 39) zwei nach B und C hin unter einem spitzigen Winkel auf A wirkende Kräfte vor, so kann man jede der Kräfte, z. B. die A C in eine auf die andere (A B) senkrechte A E und eine mit ihr parallele, nämlich A D zerlegen. AD wirkt dann mit AB nach einerlei Richtung und verstärkt sie. Schließen die beiden gegebenen Kräfte A B und A C aber einen stumpfen Winkel ein, wie in Fig. 40, und man zerlegt die Kraft A C in die auf A B senkrechte A E und die mit A B parallele A D, so wirkt die Kraft A D der A B geradezu entgegen und muß daher ihre Wirkung schwächen. Daß, wenn die zwei Kräfte AB und AC weder unter einem spitzigen, noch unter

Fig. 39.

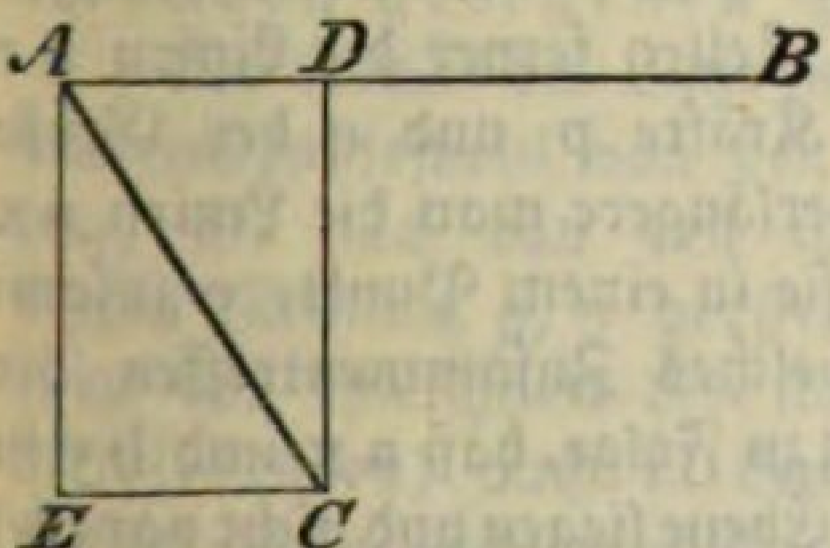
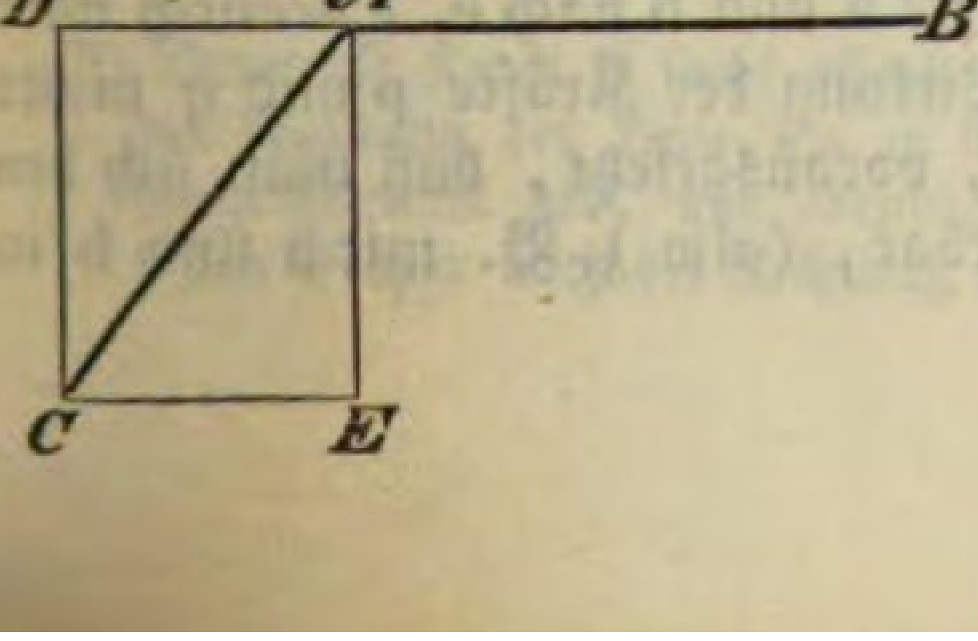


Fig. 40.



einem stumpfen, sondern unter einem rechten Winkel auf den nämlichen Punkt wirken, sie sich weder verstärken, noch schwächen können, folgt nun von selbst.

64. Resultirende mehrerer gleichartiger, nach einerlei oder nach entgegengesetzten Richtungen auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt wirkender Kräfte. Schon aus der Art des Entstehens einer doppelten, dreifachen u. s. w. Kraft (§. 49 S. 72) leuchtet ein, daß die Resultirende zweier oder mehrerer gleichartiger, auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt in derselben Richtung wirkender Kräfte der Größe nach gleich der Summe sämmtlicher Kräfte sein und mit diesen einerlei Richtung haben müsse. Wirken zwei gleichartige Kräfte auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt nach entgegengesetzten Richtungen und sind gleich groß, so muß offenbar die eine die Wirkung der andern aufheben; ihre Resultirende muß also = o sein. Sind die zwei Kräfte **P**, **Q** aber ungleich groß, so kann man die größere **P** als die Resultirende zweier auf denselben Punkt nach einerlei Richtung wirkender Kräfte **Q** und p ansehen, also

$$P = Q + p \;.\;.\;.\;.\; (1)$$

setzen. Es heben sich dann die auf den nämlichen Angriffspunkt entgegengesetzt wirkenden gleichen Kräfte **Q**, **Q** in ihrer Wirkung auf, und es ist p die Resultirende von **Q** und **P**. Diese Resultirende hat demnach die Richtung der größeren Kraft (**P**), und ist, da aus (1) die Gleichung $p = P - Q$ folgt, der Größe nach dem Unterschiede der beiden ursprünglichen Kräfte gleich.

Wirken auf einen und denselben Punkt mehrere Kräfte $P_1\ P_2\ P_3 \ldots$ nach einer, und mehrere andere Kräfte $Q_1\ Q_2\ Q_3 \ldots$ nach der entgegengesetzten Richtung, so ist, dem Vorhergehenden zu Folge, ihre Resultirende

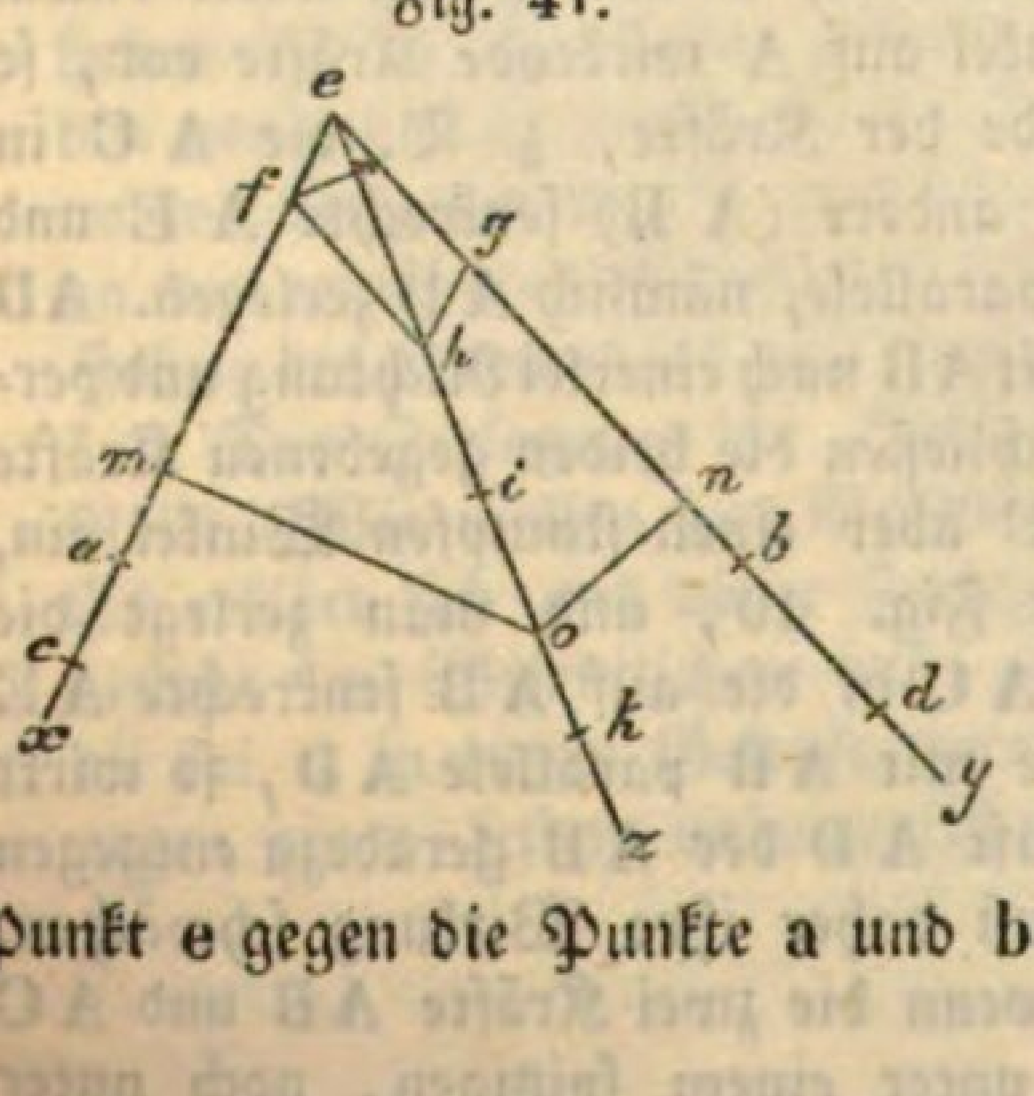
$$R = (P_1 + P_2 + P_3 + \ldots) - (Q_1 + Q_2 + Q_3 + \ldots)$$

oder $= (Q_1 + Q_2 + Q_3 + \ldots) - (P_1 + P_2 + P_3 + \ldots)$

je nachdem die eine oder die andere Summe der nach einerlei Seite wirkenden Kräfte die größere ist.

65. Resultirende zweier auf verschiedene Punkte wirkender Kräfte. Wirken zwei Kräfte auf zwei verschiedene Angriffspunkte, so lassen sie sich nur dann durch eine einzige Kraft (Resultirende) ersetzen, wenn die Angriffspunkte eine unveränderliche Lage gegen einander haben (z. B. Punkte eines und desselben festen Körpers sind) und wenn die Richtungen der zwei Kräfte in derselben Ebene liegen. Wirken nun unter diesen Voraussetzungen die Kräfte p und q auf die Punkte a und b (Fig. 41) und zwar nach den unter einander nicht parallelen Richtungen ax und by, stellen ferner die Linien ac und bd die Kräfte p und q der Größe nach vor, so verlängere man die Linien ax und by, bis sie in einem Punkte e zusammentreffen (welches Zusammentreffen der Voraussetzung zu Folge, daß ax und by in der nämlichen Ebene liegen und nicht parallel sind, eintreten muß), und versetze die Angriffspunkte a und b nach e. Hiedurch wird an der Wirkung der Kräfte p und q nichts geändert, vorausgesetzt, daß man sich den Punkt e gegen die Punkte a und b unverrückbar, (also z. B. mit a und b in

Fig. 41.



einem und demselben festen Körper gelegen) denkt *). Man hat jetzt die zwei Kräfte p und q auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt e wirkend, und findet ihre Resultirende r der Richtung und Größe nach, indem man mit den, die Kräfte p und q repräsentirenden Linien e f = a c und e g = b d das Kräftenparallelogramm f e g h construirt und die Diagonale e h zieht. Verlängert man die Richtung der so erhaltenen Resultirenden e h oder r nach z, so kann man ihren Angriffspunkt nach jeden Punkt der Linie e z hin versetzen, der mit den Punkten a und b unveränderlich verbunden ist. Wäre i ein solcher Punkt, so stellt die Linie ik = eh die Richtung und Größe der Resultirenden r der Kräfte p und q vor.

Fällt man aus irgend einem Punkte o der die Richtung der Resultirenden anzeigenden Geraden e z, auf die Geraden e x und e y Lothe o m und o n und zieht ferner von f die auf e h Senkrechte f r, so ist das Dreieck e f r dem Dreiecke e m o und das Dreieck h f r dem Dreiecke e o n ähnlich (denn in den ersteren zwei Dreiecken sind die Winkel e r f und o m e als rechte Winkel gleich und der Winkel f e r ist gemeinschaftlich; in den letzteren zwei Dreiecken aber sind die Winkel f r h und o n e als rechte und die Winkel f h r und h e g als Wechselwinkel gleich), somit ist fe : fr = eo : om und eben so fh : fr = eo : on. Hieraus folgt durch Verschmelzung beider Proportionen in eine einzige: fe : fh = on : om, und da fe = p, fh = eg = q ist, endlich

$$p : q = on : om$$

d. h. die Richtung der Resultirenden zweier auf verschiedene Angriffspunkte wirkender, nicht paralleler Kräfte ist so beschaffen, daß die Senkrechten, die aus was immer für einem Punkte der Resultirenden auf die Richtungen der Kräfte gefällt werden, sich verkehrt verhalten wie diese Kräfte.

Aus obiger Proportion p : q = on : om folgt endlich

$$p . om = q . on \quad .\;.\;.\;.\; 1)$$

Man nennt das Produkt einer Kraft in die von irgend einem Punkte auf ihre Richtung gezogene Senkrechte das statische Moment dieser Kraft in Bezug auf diesen Punkt, und dieser Punkt selbst heißt der Mittelpunkt des Momentes. Mithin ist p . om das statische Moment der Kraft p und q . on, jenes der Kraft q in Beziehung auf den Punkt o. Wie die Gleichung 1) zeigt, sind die statischen Momente zweier auf verschiedene Angriffspunkte wirkender, nicht paralleler Kräfte in Beziehung auf jeden in der Richtung ihrer Resultirenden gelegenen Punkt gleich . . . . , . (I)

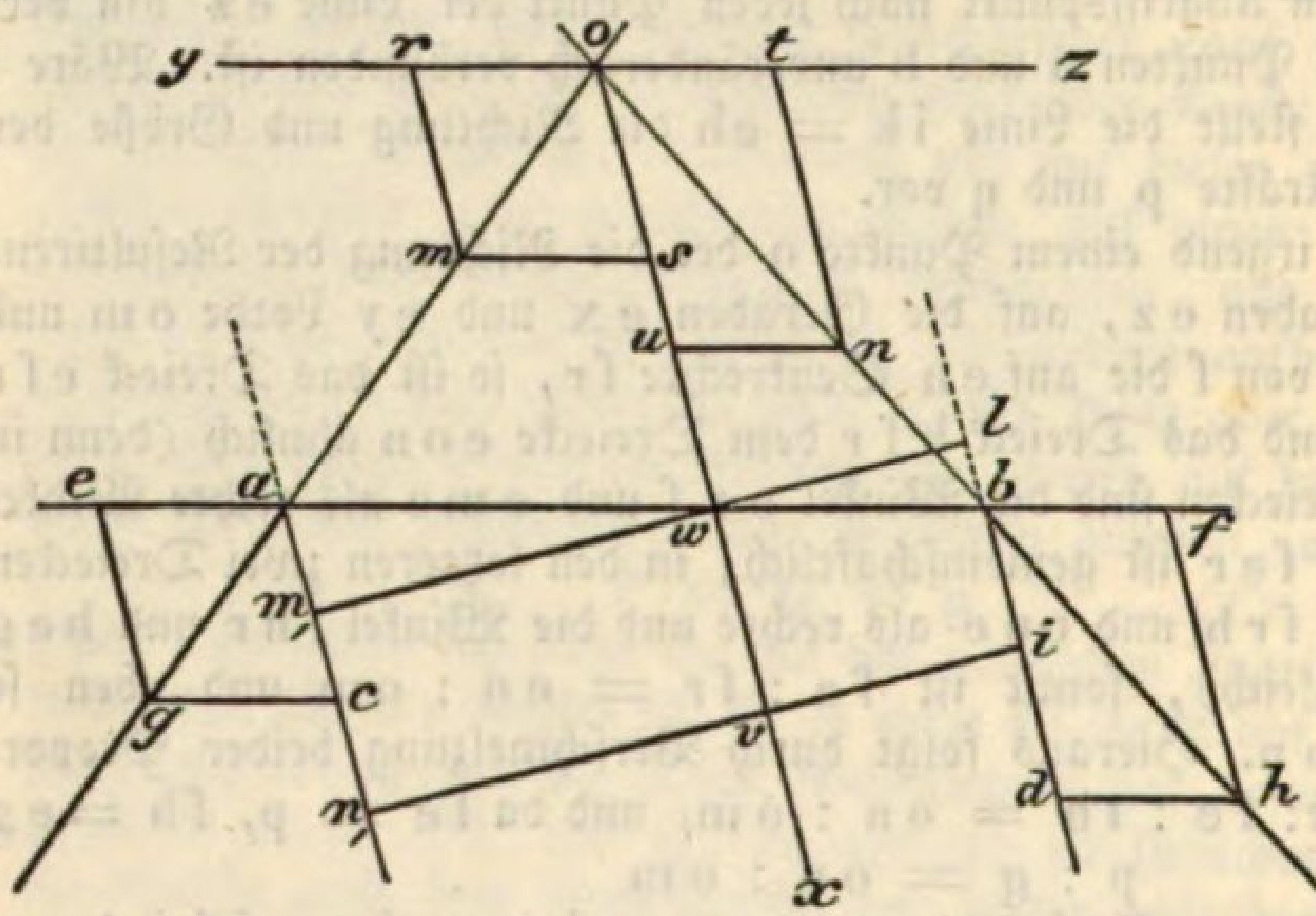
Da ferner die Linie e z in der vorigen Fig. 41 die Richtung der Resultirenden sowohl von den zwei auf die verschiedenen Punkte a, b wirkenden, als auch von den in den gemeinschaftlichen Angriffspunkt e hin versetzten Kräften p, q vorstellt, so gilt natürlich der eben ausgesprochene Satz (von der Gleichheit der statischen Momente in Bezug auf jeden Punkt der Resultirenden) auch in dem Falle, wo zwei unter einem Winkel wirkende Kräfte einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt haben . . . . . (II).

---

*) Denn die Kraft P sucht offenbar den besagten festen Körper auf gleiche Weise nach der Richtung der Linie e a in Bewegung zu setzen, ob sie den Punkt a oder e zum Angriffspunkt hat, und ebenso besteht die Tendenz der Kraft Q immer darin, den festen Körper nach der Richtung e b zu bewegen, ob sie auf den Punkt b oder e wirkt.

66. Wirken zwei Kräfte auf verschiedene, gegeneinander unverrückbare Punkte nach parallelen Richtungen und nach der nämlichen Seite hin, so findet man die Richtung und Größe ihrer Resultirenden auf folgendem Wege. Seien p, q (Fig. 42) die parallelen Kräfte, ac, bd die Richtungen und Größen, und a, b die Angriffspunkte derselben, so kann man, ohne daß dadurch an der Wirkung der Kräfte p, q etwas geändert wird, in a u. b zwei gleiche, sonst aber beliebig große Kräfte anbringen, welche in der Verlängerung der Linie ab nach entgegengesetzten Richtungen wirken: denn diese Kräfte, deren

Fig. 42.



Größe die gleichgroßen Linien ae und bf . . . . (I) vorstellen mögen, heben sich in ihrer Wirkung gegenseitig auf. Nun wirken aber auf jeden der ursprünglichen Angriffspunkte a, b zwei Kräfte unter einem Winkel, und es entstehen daher die Resultirenden ag und bh. Werden diese verlängert, bis sie sich in einem Punkte schneiden (und ein solches Schneiden muß einmal eintreten, da wegen des vorausgesetzten Parallelismus von ac und bd die Linien ag und bh einander nicht parallel sein können), so lassen sich nach den Durchschnittspunkt o, vorausgesetzt, daß man sich denselben mit den Angriffspuncten a, b unveränderlich verbunden denkt, die Resultirenden ag und bh hin versetzen, so daß dann die Linien om (= ag) und on (= bh) diese Resultirenden vorstellen. Man ziehe jetzt durch o die zu den Richtungen der Kräfte p, q und zur Linie ef Parallelen ox und yz, und zerlege die Resultirenden om und on, — indem man von m und n aus die zu ox und yz parallelen Linien mr, ms und nu, nt zieht, — in die Componenten or, os und ot, ou. Da die Dreiecke rom und aeg congruent sind (denn es ist nach Vorhergehendem om = ag, ferner yz zu ef und rm zu eg parallel, mithin die Winkel rom und eag, ferner rmo und ega einander gleich), so hat man

or = ae . . . . (*)

und wegen der aus gleichen Gründen stattfindenden Congruenz der Dreiecke otn und bfh, ist ot = bf . . . . (**),

mithin folgt wegen vorn unter (I) angenommener Gleichheit von ae und bf aus (*) und (**), or = ot.

Es heben sich daher diese zwei Componenten, da sie einander gleich und entgegengesetzt sind, auf, und es bleiben von allen vorhanden gewesenen und auf o übertragenen Kräften nur noch os (= rm = eg = ac) = p und ou (= tn = fh = bd) = q übrig, welche, da sie auf den nämli-

chen Punkt o in der zu ac und bd parallel gezogenen Linie ox wirken, die Resultirende p + q geben. Diese Resultirende ist somit die Resultirende der ursprünglich gegebenen Kräfte, hat eine den Richtungen (ac und bd) dieser Kräfte parallele Richtung und ihre Größe ist gleich der Summe der ursprünglichen Kräfte.

Zur völligen Bestimmung der Richtung der Resultirenden ist nun aber noch die Lage des Punktes w auszumitteln, in welchem diese Richtung die Verbindungslinie der Angriffspunkte a, b schneidet.

Wegen $\Delta\, oaw \backsim \Delta\, aeg$ ist $ow : aw = eg : ea$ und
wegen $\Delta\, owb \backsim bfh$ ist $ow : wb = fh : fb$.
Da $ea = bf$ ist, so folgt aus beiden Proportionen

$$wa : wb = fh : eg$$

oder wegen $fh = bd = q$ und $eg = ac = p$,

endlich $wa : wb = q : p \; . \; . \; . \; . \; (\dagger)$

d. h. die Resultirende theilt den Abstand der beiden Angriffspunkte a, b in zwei Stücke, die sich umgekehrt verhalten wie die Componenten . . . (I)
Zwei parallele, nach der nämlichen Seite hin auf verschiedene Angriffspunkte wirkende Kräfte haben demnach eine Resultirende, deren Größe der Summe der beiden Kräfte gleich und deren Richtung den Richtungen dieser Kräfte parallel ist, und mit denselben nach der nämlichen Seite hin geht. Der Satz (I) ergab sich, ohne daß auf die Größe der Winkel, welche die Richtungen der parallelen Kräfte (p, q) mit der Verbindungslinie ab ihrer Angriffspunkte machen, Rücksicht genommen wurde; die Lage des Punktes w, in welchem die Resultirende diese Verbindungslinie der Angriffspunkte schneidet, ist daher ganz unabhängig von den besagten Winkeln, und die Resultirende geht immer durch diesen Punkt, wenn die parallelen Kräfte wie immer um ihre Angriffspunkte gedreht werden, dabei aber nicht aufhören, unter einander parallel zu sein. Man nennt diesen Punkt w deswegen den Mittelpunkt der parallelen Kräfte und kann ihn als den eigentlichen Angriffspunkt ihrer Resultirenden betrachten.

Wenn man sich die Richtungen der Kräfte p und q gehörig verlängert und auf sie aus dem Punkte w die Senkrechten wm_1 und wl gezogen denkt, so ist wegen $\Delta\, awm_1 \backsim \Delta\, bwl$, $wa : wb = wm_1 : wl$, nach . . ($\dagger$) ist aber auch $wa : wb = q : p$, somit

$$wm_1 : wl = q : p \text{ oder}$$

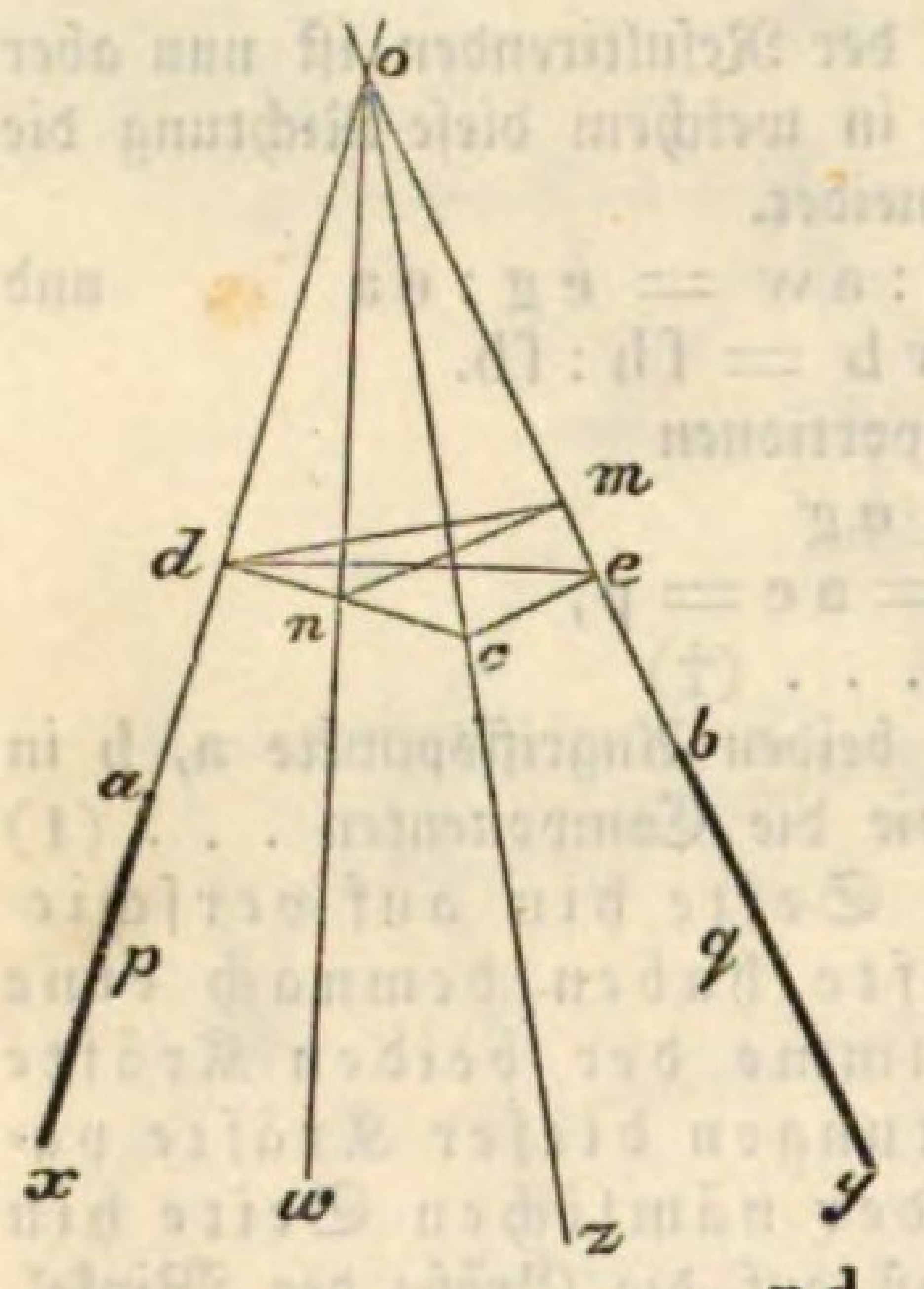
$$p \,.\, wm_1 = q \,.\, wl \; . \; . \; . \; (\dagger\dagger).$$

Fällt man von irgend einem andern Punkt v der Resultirenden auf die Richtungen der parallelen Kräfte p, q Perpendikel vn_1 und vi, so ist, da die Richtungen der Resultirenden ox und der Kräfte p, q zu einander parallel sind, $wm_1 = vn_1$ und $wl = vi$, somit ($\dagger\dagger$) auch $p \,.\, vn_1 = q \,.\, vi$, d. h. auch bei zwei auf verschiedene Angriffspunkte wirkenden, parallelen Kräften sind die statischen Momente dieser Kräfte in Bezug auf jeden Punkt ihrer Resultirenden gleich . (III)
Der Satz über die Gleichheit der Momente zweier Kräfte in Bezug auf einen Punkt ihrer Resultirenden ist nur ein spezieller Fall des leicht erweisbaren allgemeinen Satzes: das statische Moment der Resultirenden in Bezug auf einen Punkt ist gleich der Summe der Momente der Componenten.

67. Man kann die eben erörterten Sätze (I), (II), (III) auch umkehren

und zeigen, daß wenn die Momente zweier Kräfte in Bezug auf einen Punkt einander gleich sind, dieser Punkt in der Resultirenden dieser Kräfte liegen müsse. Wären (Fig. 43) a, b die Angriffspunkte, ax, by die nicht parallelen Richtungen der zwei Kräfte p, q, ferner die Momente dieser Kräfte in Bezug auf den Punkt c gleich, also p . cd = q . ce . . . . 1), und es gehe die Richtung der Resultirenden von p und q (die man nach §. 65 findet, indem man die Kräfte p, q in den Durchschnittspunkt o ihrer verlängerten Richtungen versetzt, das Kräftenparallelogramm ergänzt, von o aus die Diagonale zieht und diese verlängert,) nicht durch den Punkt c, sondern durch einen andern Punkt, so daß sie gehörig verlängert, eines der Perpendikel dc oder ce, also z. B. dc im Punkte n schneidet, d. h. es sei nicht oz, sondern ow die Resultirende von p und q, so müßte, wenn nm ein von n auf die Richtung der Kraft q gefälltes Perpendikel vorstellt, nach (††) sein p . nd = q . nm. Dividirt man diese Gleichung durch die obige Gleichung . . . 1) so folgt $\frac{nd}{cd} = \frac{nm}{ce}$ oder nd : cd = nm : ce; es müßten daher die Dreiecke ndm und cde ähnlich und deshalb der (größere) Winkel mdn dem (kleineren) Winkel edc gleich sein, was aber absurd ist und die Unmöglichkeit der Annahme: die Resultirende von p und q gehe nicht durch den Punkt c, für die zwei Fälle darthut, wo die beiden Kräfte p, q unter einem Winkel auf verschiedene Angriffspunkte (a, b) oder auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt (o) wirken.

Fig. 43.



Wären die Richtungen ax, by der zwei Kräfte p, q (Fig. 44) parallel, der Voraussetzung gemäß die Momente der Kräfte in Bezug auf den Punkt c gleich, also p . cd = q . ce . . . 1) und es ginge die Richtung der (den Componenten jedenfalls parallelen) Resultirenden nicht durch c, sondern z. B. durch den Punkt f, so müßten nach III. auch in Bezug auf diesen Punkt die Momente von p und q gleich, d. i. p . fd = q . fe . . . 2) sein, was unmöglich ist; denn dividirt man die Gleichungen 1) und 2) durcheinander, so erhält man $\frac{cd}{fd} = \frac{ce}{fe}$ d. i. einen echten Bruch gleich einem unechten, was absurd ist; es kann daher, da die Gleichung 1) vorausgesetzt wurde, die Gleichung 2) nicht richtig d. h. f kann kein Punkt der Resultirenden sein. Da sich von jedem andern, von c verschiedenen Punkt der Linie de auf ganz gleiche Art das Nämliche zeigen läßt, wie von f, so muß die Resultirende durch c gehen.

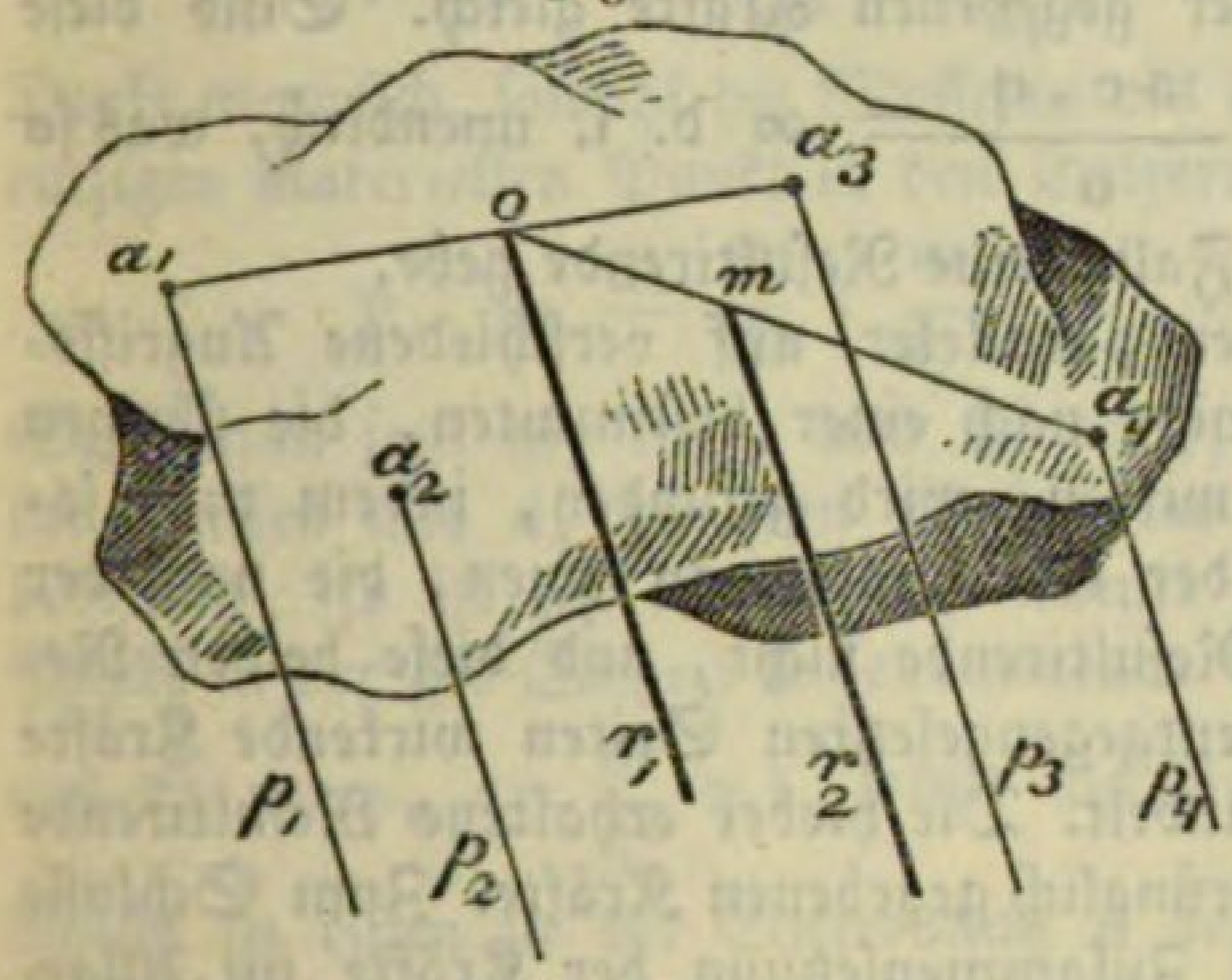
Fig. 44.



68. Resultirende mehrerer paralleler Kräfte. Die Resultirende

einer beliebigen Anzahl paralleler Kräfte p_1 p_2 p_3 . . . die auf ein System fest mit einander verbundener Punkte a_1 a_2 a_3 . . . (z. B. eines und desselben festen Körpers, wie in Fig. 45) nach der nämlichen Seite hin wirken, wird auf folgende Weise gefunden: man sucht zuerst die Resultirende zweier dieser Kräfte, z. B. p_1 und p_3, indem man die Verbindungslinie a_1 a_3 ihrer Angriffspunkte in o so theilt, daß $a_1 o : a_3 o = p_3 : p_1$ ist. Hierauf denke man sich o als den Angriffspunkt der gefundenen Resultirenden $p_1 + p_3 = r_1$ suche nun in gleicher Weise die Resultirende von r_1 und p_4, indem man die Verbindungslinie $o a_4$ in m so theilt, daß $om : ma_4 = p_4 : r_1$ ist, nehme m als Angriffspunkt dieser zweiten Resultirenden $r_2 = p_1 + p_3 + p_4$, verbinde weiter durch dasselbe Verfahren r_2 mit der Kraft p_2 und fahre so fort, bis alle parallelen Kräfte an die Reihe gekommen sind. Die so erhaltene letzte Resultirende ist die Resultirende aller ursprünglich gegebenen Kräfte, und auch für sie muß es einen Punkt geben, durch welchen sie immer geht, wenn die Componenten, zu einander parallel bleibend, sich auch um ihre Angriffspunkte ganz herumdrehen, und welcher dann den Mittelpunkt aller gegebenen Parallelkräfte vorstellt . . (†)

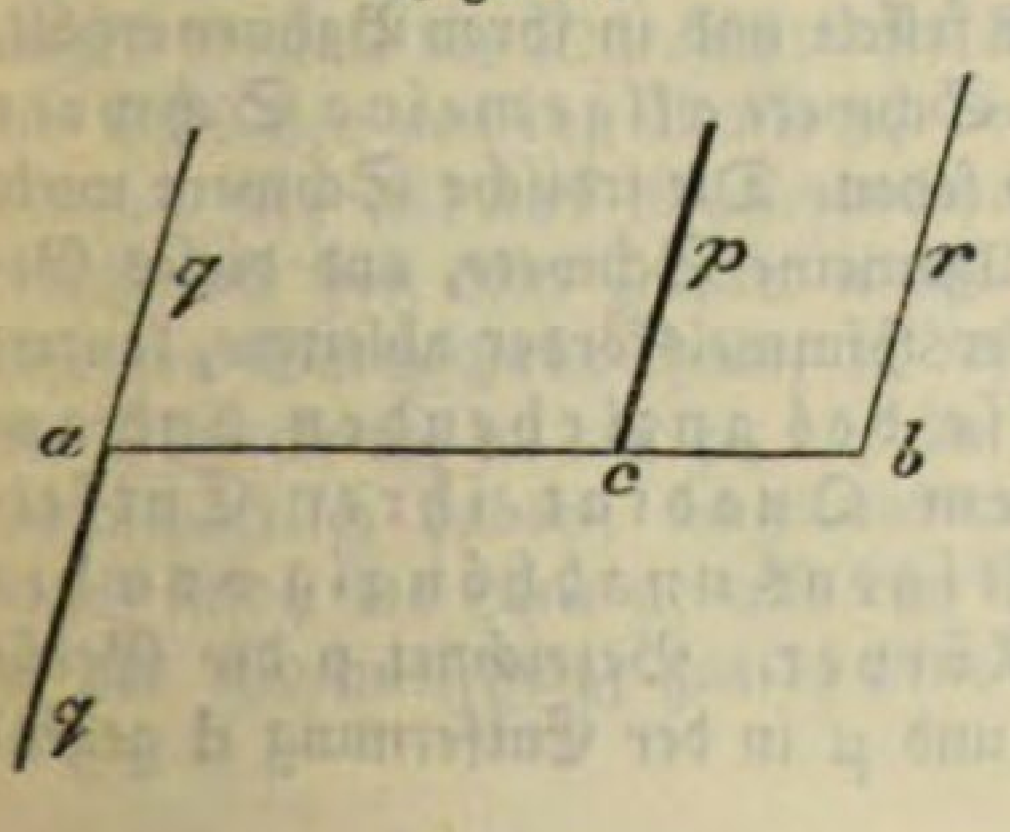
Fig. 45.



Durch das umgekehrte Verfahren kann eine gegebene Kraft r in zwei oder mehrere parallele Kräfte zerlegt werden. Zieht man nämlich durch den Angriffspunkt der Kraft r eine gerade Linie und bringt in derselben auf jeder Seite dieses Angriffspunktes und in gewissen Abständen von demselben zwei zu r parallele Kräfte p und q an, deren Summe = r ist, und die sich umgekehrt wie die Abstände ihrer Angriffspunkte vom Angriffspunkt der Kraft r verhalten, so sind p und q zwei mit r parallele und an Wirkung ihr gleichkommende Kräfte. Wendet man das nämliche Zerlegungsverfahren nun auch auf p oder q oder auf beide diese Kräfte und weiter auch auf die Componenten von p und q u. s. f. an, so erhält man anstatt der Kraft r jede beliebige Anzahl ihr äquivalenter und paralleler Kräfte.

69. Wirken die beiden parallelen Kräfte p, q nach entgegengesetzten Richtungen, und ist z. B. $p \geq q$, so zerlege man die größere Kraft p in zwei unter einander und zu p parallele nach einerlei Seite hin wirkende Kräfte q und r (Fig. 46), so daß $p = q + r$ ist . . 1) und lasse die Kraft q auf den Punkt a wirken: so muß die Kraft r ihren Angriff auf der andern Seite von p in einem so gelegenen Punkt b der verlängerten Geraden ac haben, daß $r : q = ac : cb$ . . . 2) ist. Da die von a aus nach entgegengesetzten Richtungen wirkenden gleichen Kräfte q, q sich aufheben und somit von allen vorhandenen Kräften nur r übrig bleibt, so ist r die Resultirende der Kräfte p und q. Sie

Fig. 46.



ist diesen Kräften parallel, wirkt nach der nämlichen Seite hin, wie die größere der gegebenen Kräfte und nach (2) in einem Abstand $bc = ac \cdot \frac{q}{r}$ . . (3) von dieser. Aus der Gleichung (1) folgt $r = p - q$, d. h. die Resultirende ist der Größe nach dem Unterschiede der gegebenen Kräfte gleich. Sind diese gleich, d. h. ist $p = q$, so ist $bc = \frac{ac \cdot q}{0} = \infty$ d. i. unendlich, was so viel sagen will, als daß es in diesem Falle keine Resultirende gebe.

70. Die Resultirende mehrerer paralleler auf verschiedene Angriffspunkte wirkender Kräfte, wovon einige nach einer bestimmten, die übrigen nach der entgegengesetzten Seite hin wirken, wird gefunden, indem man sowohl von jenen Kräften, die nach der einen, als von jenen, die nach der entgegengesetzten Seite wirken, die Resultirende sucht, und diese beiden Resultirenden als zwei parallele nach entgegengesetzten Seiten wirkende Kräfte nach dem vorhergehenden §. 69 behandelt. Die hiebei erhaltene Resultirende ist zugleich die Resultirende aller ursprünglich gegebenen Kräfte. Zum Schlusse der bisherigen Betrachtung über die Zusammensetzung der Kräfte im Allgemeinen noch die Bemerkung, daß jedes unter der Einwirkung von Kräften stehende Bewegliche der Resultirenden aller dieser Kräfte folgen müsse, außer es wird die Wirkung dieser Resultirenden entweder durch eine ihr gleiche und entgegengesetzt wirkende Kraft, oder durch ein ihr unüberwindliches Hinderniß aufgehoben, wo dann Gleichgewicht (Ruhe) herrscht.

IV. Abschnitt.

Vom Gleichgewichte und von der Bewegung fester Körper in Bezug auf die Schwerkraft.

71. Gesetz der Wirkung der Schwere. Die Schwere, d. i. die anziehende Kraft, welche macht, daß die Körper und ihre kleinsten Theilchen stets zur Erde zu fallen suchen (§. 14), ist unter allen in der Körperwelt thätigen Kräften die wichtigste: ihr sind sämmtliche Körper unterworfen und sie modificirt den Einfluß jeder andern auf einen Körper oder seine Theile wirkende Kraft; man muß daher zuerst die Gesetze ihrer Wirkungen kennen, wenn man im Stande sein soll, den Erfolg anderer auf die Körper einwirkender Kräfte gehörig zu beurtheilen. Newton bewies, daß die zwischen dem Erdball und allen ihm angehörigen Körpern stattfindende Anziehung und die gegenseitige Anziehung, welche die Himmelskörper an einander fesselt und in ihren Bahnen erhält, und welche zum Unterschiede von der irdischen Schwere allgemeine Schwere oder Gravitation genannt wird, identisch seyen. Die irdische Schwere wirkt daher nach dem nämlichen Gesetze, wie die allgemeine Schwere, und dieses Gesetz, welches Newton aus der Bewegung der Himmelskörper ableitete, lautet: Die anziehende Kraft ist der Masse des anziehenden und angezogenen Körpers direkt und dem Quadrat ihrer Entfernung umgekehrt proportional, übrigens unabhängig von der materiellen Beschaffenheit der Körper. Bezeichnet p die Größe der Kraft, mit welcher sich die Massen m und μ in der Entfernung d gegen-

seitig anziehen, und ist p_1 die Größe der wechselseitigen Anziehungskraft zwischen den Massen m_1 und μ_1 in der Entfernung d_1, so hat man dem eben ausgesprochenen Gesetze zu Folge

$$p : p_1 = \frac{m\,\mu}{d^2} : \frac{m_1\,\mu_1}{d_1^{\,2}} \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad 1)$$

Denkt man sich, sowohl die Masse m als m_1 übe ihre Anziehung nur auf einen einzigen materiellen Punkt in den Entfernungen d und d_1 so wird aus 1)

$$p : p_1 = \frac{m}{d^2} : \frac{m_1}{d_1^{\,2}} \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad 2)$$

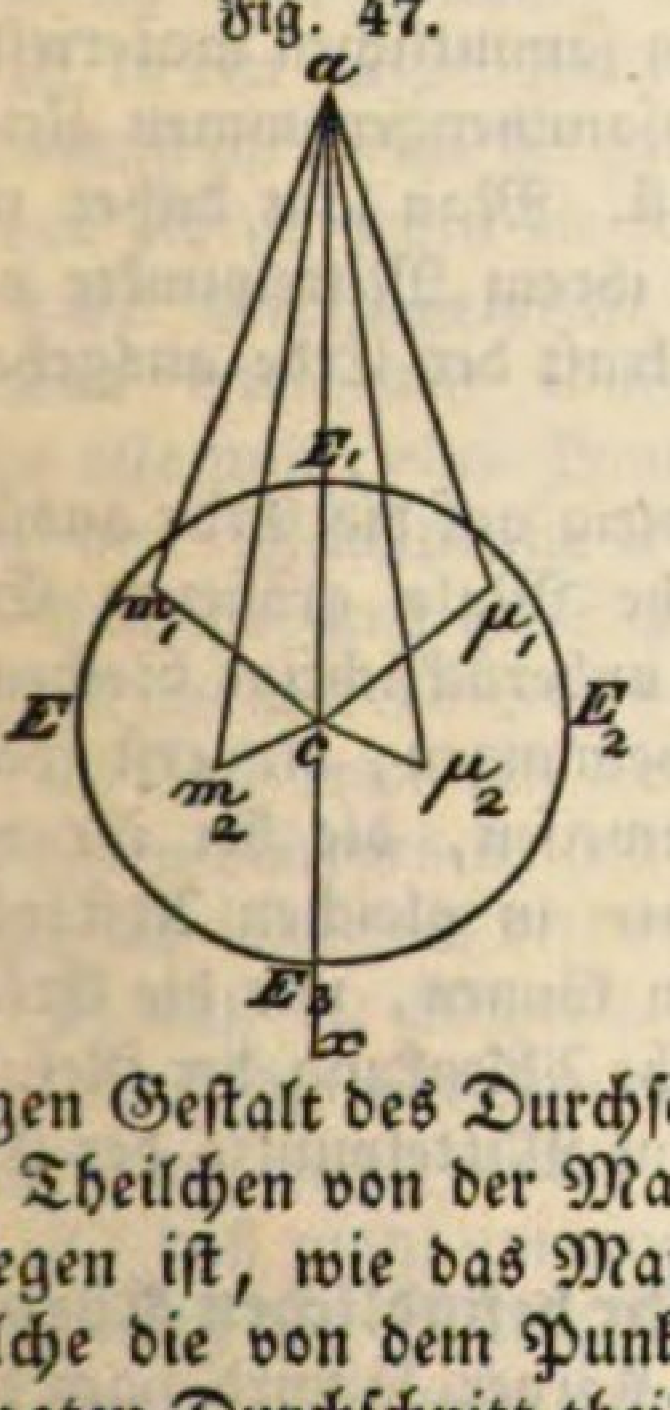
Setzt man jetzt $m_1 = 1$ und $d_1 = 1$, d. h. läßt man m_1 die zum Messen der Massen und d_1 die zum Messen der Entfernungen angenommene Einheit bedeuten, so ist p_1 die Kraft, womit die Masse-Einheit einen materiellen Punkt in der als Einheit angenommenen Entfernung anzieht, und man erhält aus 2) $p : p_1 = \frac{m}{d^2} : 1$, somit als Ausdruck für die Kraft p, womit die Masse m einen in der Entfernung d befindlichen materiellen Punkt anzieht, die Gleichung

$$p = p_1 \cdot \frac{m}{d^2} \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad . \quad 3)$$

Streng genommen, kann m nur eine Masse von so kleiner Ausdehnung bedeuten, daß es (im Verhältniß zur Größe der Entfernung d gleich gültig ist, von welchem ihrer Punkte aus diese Entfernung d gemessen wird . . (††)

72. Anziehung der Erde auf einen außer ihr gelegenen Punkt. Es stelle der Kreis E E_1 E_2 E_3 (Fig. 47) einen Durchschnitt der Erdkugel, a einen in der Ebene dieses Durchschnitts außerhalb der Erde gelegenen Punkt und c den Mittelpunkt der Erdkugel vor. Nehmen wir ferner an, die Erde besitze rings um das Centrum c in gleichen Entfernungen von diesem die nämliche Dichte und m_1 sei die Masse eines so kleinen Theilchens der Erde, daß der Unterschied des Abstandes seiner einzelnen Punkte von dem Punkte a in Rücksicht auf die Entfernung dieses Punktes von dem Theilchen m_1 verschwindet, so ist die Entfernung, in welcher das Theilchen m_1 den Punkt a anzieht, m_1 a und somit nach 3) $\frac{m_1}{(m_1\ a)^2}$ die Kraft, mit welcher diese Anziehung Statt findet.

Fig. 47.



Zu Folge der kreisförmigen Gestalt des Durchschnittes E E_1 E_2 E_3 muß es in der Hälfte E_1 E_2 E_3 ein Theilchen von der Masse $\mu_1 = m_1$ geben, welches gegen c und a eben so gelegen ist, wie das Massetheilchen m_1 in der andern der beiden Hälften, in welche die von dem Punkte a aus durch das Centrum c gehende Linie ax den besagten Durchschnitt theilt, so daß μ_1 c $= m_1$ c und m_1 a $= \mu_1$ a, mithin die Dreiecke m_1 ac und μ_1 ac, da sie überdies die Linie ac als dritte Seite gemeinschaftlich haben, congruent und die Winkel m_1 ac und μ_1 ac einander gleich sind, die Linie ac also den Winkel m_1 a μ_1 halbirt. Da das Theilchen μ_1 der Voraussetzung gemäß eine eben so große Masse wie m_1 und von a die

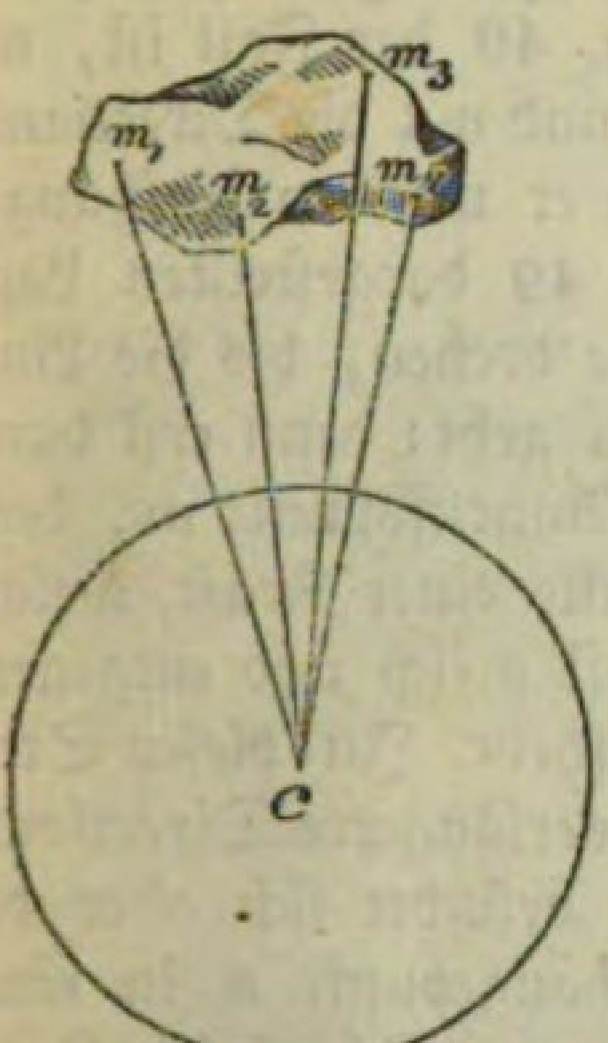
Entfernung hat, so zieht es den Punkt a mit gleicher Kraft wie das Theilchen m_1 an; es wirken daher auf den Punkt a zwei gleich große Kräfte unter einem Winkel und ihre Resultirende (sie heiße r_1) muß nach (†) S. 86 den Winkel m_1 a μ_1 halbiren, demnach mit der Linie ac zusammenfallen und wie diese durchs Centrum c gehen. Die Wirkung der zwei Massetheilchen m_1 und μ_1 besteht also darin, daß sie den Punkt a gegen den Mittelpunkt der Erde hin ziehen. Genau die nämliche Wirkung auf den Punkt a läßt sich für je zwei andere, in den beiden Hälften der Kreisfläche E E_1 E_2 E_3 gelegene, gleich große Massetheilchen m_2 und μ_2, m_3 und μ_3 u. s. f., die gegen die Punkte a und c gleiche Entfernung haben, nachweisen, so daß die Resultirenden (r_1 r_2 r_3 . . .) der Anziehungskräfte, die von allen in dem Erddurchschnitt E E_1 E_2 E_3 enthaltenen Paaren gegen die Punkte a und c symetrisch gelegener Massetheilchen auf den Punkt a ausgeübt werden, insgesammt diesen Punkt gegen c hinziehen. Da nun gleich anfangs des Paragraphs eine ganz gleichförmige Dichte in gleichen Abständen um den Mittelpunkt c vorausgesetzt worden, so muß sich die Kreisfläche E E_1 E_2 E_3 in lauter Massetheilchen-Paare eben angegebener Beschaffenheit auflösen lassen und die Gesammtwirkung der ganzen Kreisfläche kann nur eine Anziehung des Punktes a gegen ihr Centrum c hin sein. Nun kann man für alle denkbaren Erd-Durchschnitte —, welche erhalten werden, wenn man nach der Linie ac (der vorigen Figur), die den angezogenen äußern Punkt a mit dem Centrum c der Erde verbindet, in allen möglichen Richtungen Ebenen durch die Erde gelegt denkt — ganz dasselbe zeigen, wie für die Kreisfläche E E_1 E_2 E_3, und somit besteht die Wirkung der gesammten Erde auf einen außer ihr gelegenen Punkt darin, daß sie diesen Punkt gegen ihren Mittelpunkt hinzieht, gerade so, als wäre anstatt der ganzen Erde nur ihr Mittelpunkt allein vorhanden, und es ginge von diesem eine einzige Anziehungskraft aus, die an Wirkung den, von sämmtlichen materiellen Punkten der Erde ausgehenden Anziehungskräften zusammengenommen gleich, d. i. die Resultirende aller dieser Anziehungskräfte ist. Man sagt daher mit Recht, man könne sich die ganze Masse der Erde in ihrem Mittelpunkte vereinigt, und von diesem allein die ganze Anziehungskraft der Erde ausgehend denken.

Die Anziehung, welche auch der Punkt a gegenseitig auf die Erde ausübt, ist gegen jene, welche derselbe von der unendliche Male größeren Erde erfährt, verschwindend klein, und kann daher ganz unberücksichtigt bleiben.

Die Erde besitzt zwar, wie anderweitige Erscheinungen, die erst später Gegenstand unserer Betrachtung werden können, beweisen, die bei ihr vorausgesetzte Kugelgestalt und die gleichförmige Dichte in gleichen Abständen vom Centrum nicht; allein die Abweichungen davon können, wie die Erfahrung und Rechnung lehrt, im Ganzen keine erhebliche Ablenkung der Resultirenden sämmtlicher Anziehungen der Erdtheilchen vom Mittelpunkte der Erde begründen.

73. Anziehung der Erde auf einen außer ihr befindlichen Körper. Ist in Fig. 48 a ein außerhalb der Erde befindlicher Körper, so wird nach dem vorhergehenden Satz jeder einzelne der materiellen Punkte m_1 m_2 m_3 . . . desselben gegen den Mittelpunkt c der Erde E gezogen, so daß die Richtungen m_1 c, m_2 c, m_3 c . . . dieser Anziehungen gegen c convergiren und in diesem Punkt zusammentreffen. Hat der Körper a keine große Ausdehnung, so kann man in Rücksicht der großen Entfernung des Erdmittelpunktes c vom

Fig. 48.



Körper a (mindestens um den, 860 geog. Meilen betragenden Erdhalbmesser), die Richtungen m_1c, m_2c, m_3c . . . der Kräfte, durch welche die Punkte des Körpers a vom Mittelpunkte der Erde angezogen werden, als parallel annehmen. Diese Kräfte werden daher (§. 66 und 68) eine Resultirende haben, die der Summe aller auf die einzelnen Punkte von a sich erstreckenden Anziehungskräfte gleich ist und ihren Angriffspunkt im Mittelpunkt der Kräfte hat. Die Größe der Resultirenden macht das Gewicht des Körpers a aus und der Angriffspunkt derselben (d. i. der Mittelpunkt sämmtlicher von der Erde ausgehenden Anziehungskräfte, durch welchen die besagte Resultirende immer geht, es mag der Körper wie immer gedreht und gewendet werden (§. 68), wird der Mittelpunkt der Schwerkräfte oder **Schwerpunkt** des angezogenen Körpers genannt.

Nur feste Körper haben einen Schwerpunkt: denn nur bei diesen haben wegen des Zusammenhanges ihrer Theilchen die Angriffspunkte der Schwerkräfte jene unveränderliche Verbindung, welche eine Bedingung der Existenz einer Resultirenden, und mithin eines Mittelpunktes paralleler, auf verschiedene Punkte wirkender Kräfte ausmacht (§. 66). Man redet zwar auch vom Schwerpunkt flüssiger Körper, dann ist dieser aber so zu nehmen, wie er sich unter der Voraussetzung ergeben würde, daß die kleinsten Flüssigkeitstheilchen miteinander unveränderlich verbunden sind.

Die Anziehung, welche die Erde von einem jeden der ihr angehörigen Körper gegenseitig erfährt, kann, wie dies auch bei der vorausgegangenen Betrachtung geschah, in den meisten Fällen ganz unberücksichtigt bleiben, weil sie wegen der im Verhältniß zur Größe der ganzen Erde unbedeutend kleinen Masse der beweglichen irdischen Körper gegen die von der Erde ausgehende Anziehung ganz verschwindet.

74. Gleichgewicht aufgehängter Körper. Aus den im Vorhergehenden erwiesenen Sätzen: nämlich, daß die Resultirende der Kräfte, welche alle materiellen Punkte eines außer oder auf der Erde befindlichen Körpers gegen den Mittelpunkt der Erde ziehen, von diesem Mittelpunkt ausgehe, ihren Angriffspunkt im Schwerpunkt dieses Körpers habe und (der Größe nach) das Gewicht des Körpers bilde, folgt:

1) daß man sich das Gewicht und somit auch die ganze Masse eines jeden festen Körpers in seinem Schwerpunkt vereinigt denken und alle anderen Punkte als schwerlos betrachten könne;

2) daß die Richtung, in welcher ein Körper gegen die Erde zu fallen sucht, durch die Verbindungslinie seines Schwerpunktes mit dem Mittelpunkt der Erde angezeigt werde, und

3) daß man, um einen Körper am Fallen zu hindern, denselben nur nach der Richtung der besagten Verbindungslinie, welche man die **Directionslinie** des Körpers zu nennen pflegt, von unten her zu unterstützen oder mittelst eines Fadens, einer Stange o. dergl. von hinreichender Festigkeit aufzuhängen oder endlich an dem Körper eine Kraft anzubringen brauche, die der Resultirenden sämmtlicher Schwerkräfte und somit dem Gewichte des Körpers an Wirkung wenigstens gleich und überdies entgegengesetzt ist, und deren Richtung in die verlängerte Directionslinie fällt.

Liegt ein Punkt, in welchem ein fester Körper aufgehängt ist, nicht in der Richtung der Direktionslinie, wie dies z. B. in Fig. 49 der Fall ist, wo m den Schwerpunkt des Körpers, a den Aufhängepunkt und mx die Directionslinie bezeichnet, so kann der Körper, wenn er um den Aufhängepunkt a beweglich ist, in der, durch Fig. 49 dargestellten Lage nicht ruhen, sondern muß sich um a so lange drehen, bis die Linie mx, aufwärts verlängert, durch den Punkt a geht; denn erst dann vertritt der Zusammenhang zwischen dem Angriffspunkt m, dem Schwer- und dem Aufhängepunkt die Stelle einer Kraft, welche der von m nach x hin wirkenden Schwerkraft gleich und entgegengesetzt ist, mithin die Wirkung derselben aufhebt. In dieser Stellung, in welcher der Körper ruht und die verlängerte Directionslinie mx durch den Aufhängepunkt a geht, befindet sich aber der Schwerpunkt m des Körpers mit dem Aufhängepunkt a in einer und derselben Vertikallinie und hat somit die möglich tiefste Lage, d. i. die Lage, wo er dem Mittelpunkt der Erde am nächsten ist. Demnach sieht man, daß jeder in einem vom Schwerpunkte verschiedenen Punkt aufgehängte und um den Aufhängepunkt bewegliche Körper in Folge der Schwere stets die Lage annehmen müsse, bei welcher sein Schwerpunkt sich vertikal unter dem Aufhängepunkt befindet . . . . (1)

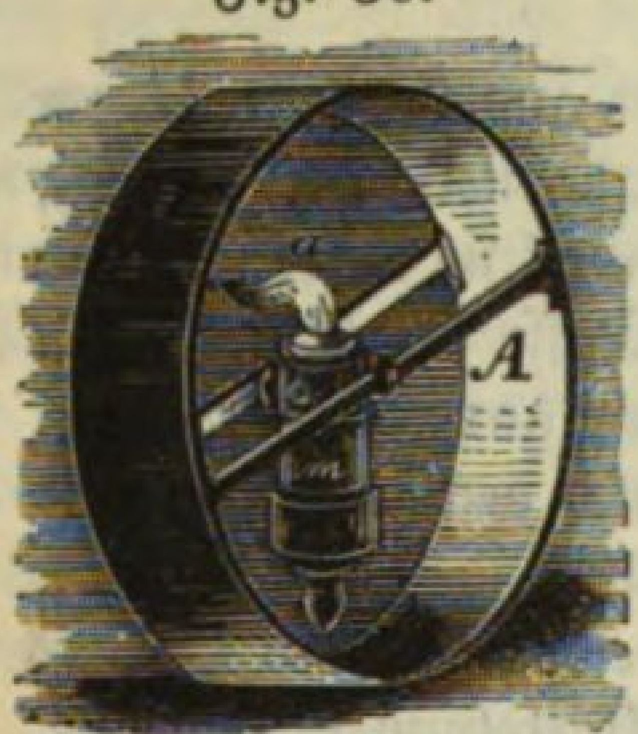
Fig. 49.



Hierauf beruht:

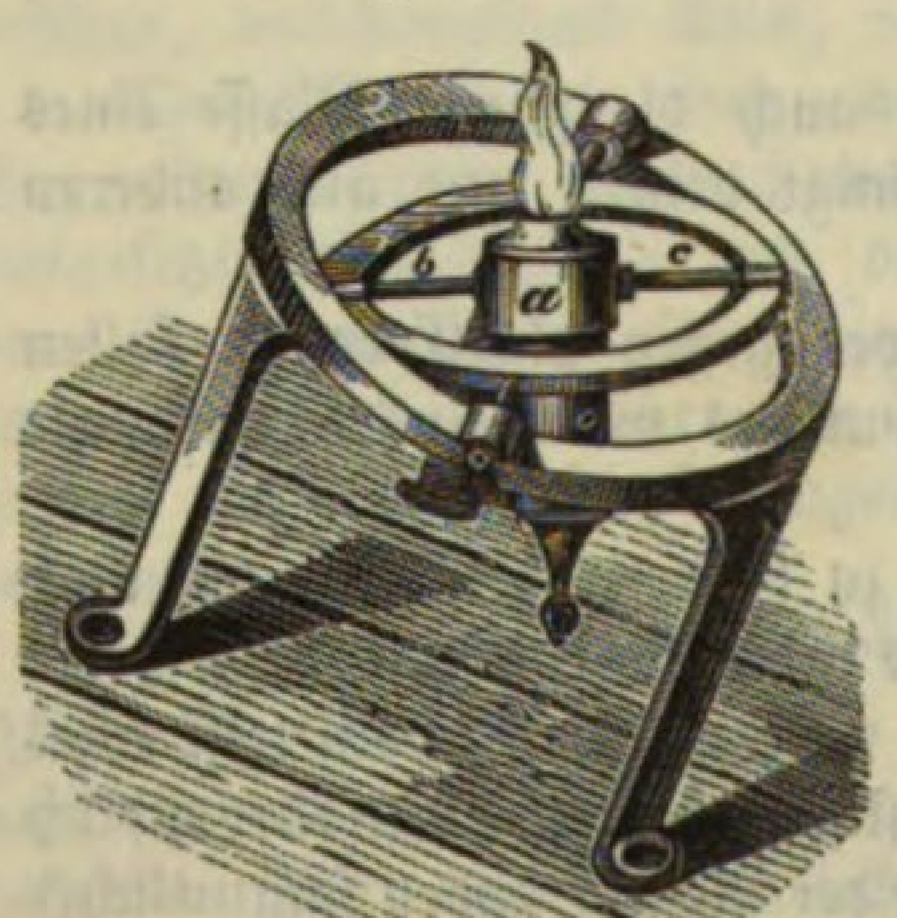
1) die Rolllampe (Fig. 50), d. i. eine gewöhnliche Blechlampe am, die innerhalb eines Reifes A um eine Achse bc beweglich ist. Da der Schwerpunkt m der Lampe unter der Achse bc liegt, so muß, wenn man den Reif auf einer passenden Fläche fortrollt, die Lampe sich um ihre Achse so drehen, daß sie immer vertikal hängen bleibt. Sie wird daher während des Weiterrollens, ohne daß Oel verschüttet wird, fortbrennen.

Fig. 50.



2) Die Schiffslampe (Fig. 51). Sie besteht aus einer Oellampe a, die sich um eine oberhalb ihres Schwerpunktes o angebrachte Achse bc innerhalb eines horizontalen Ringes 1 drehen kann, während dieser Ring 1 sich wieder in einem zweiten größern Ringe 2 um eine auf der Achse des Ringes 1 senkrechte Achse zu drehen vermag. Bei dieser Einrichtung wird die mittelst der Füße festgeschraubte Lampe ungeachtet der nach allen Seiten hin erfolgenden Schwankungen des Schiffes stets vertikal hängen und somit, ohne daß Oel verschüttet wird, fortbrennen.

Fig. 51.

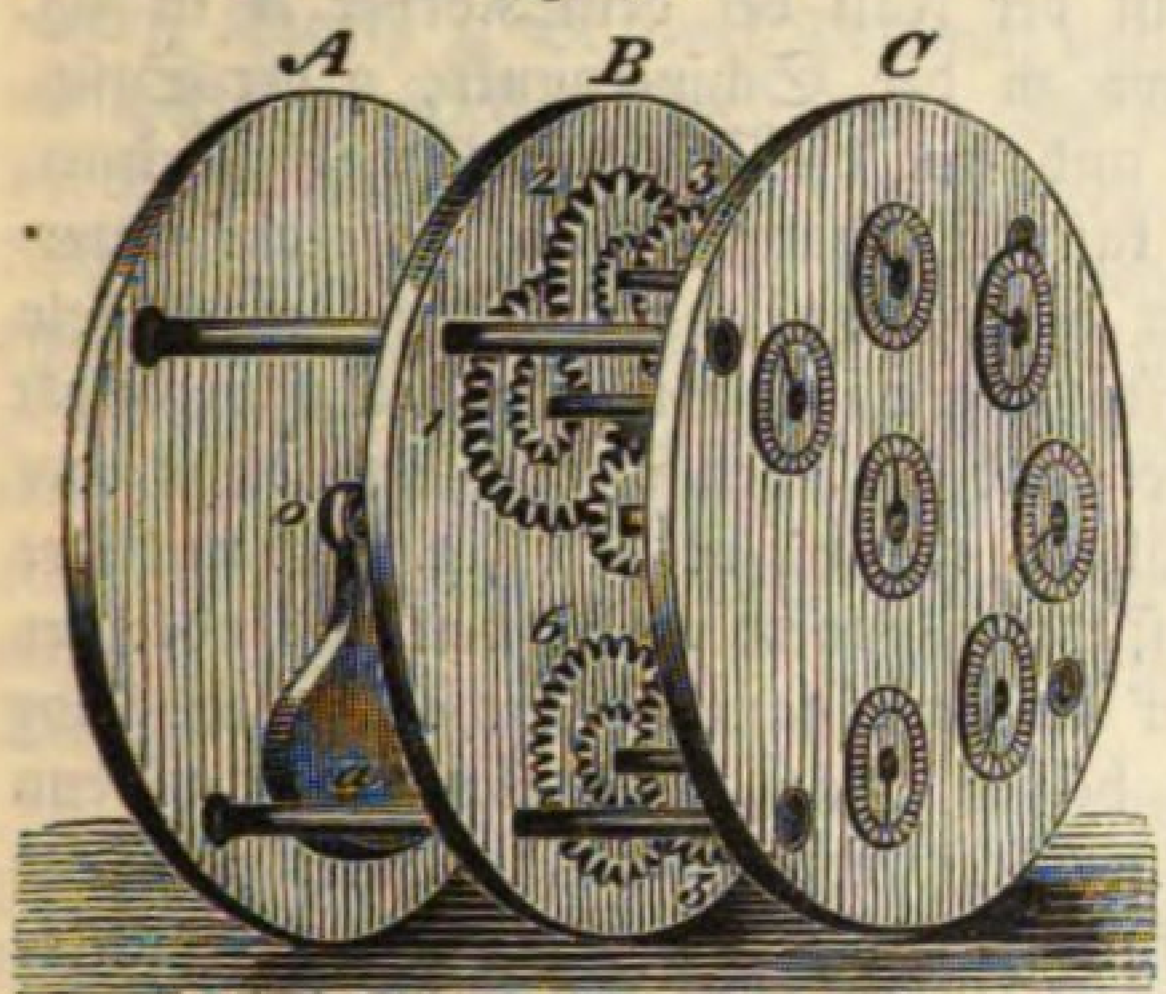


Denkt man sich an der Stelle der Oellampe a einen Compaß, d. i. eine Büchse, worin sich eine über einem getheilten Kreis um eine vertikale Achse frei bewegliche Magnetnadel befindet, und es liege der Schwerpunkt der Compaßbüchse ebenfalls unter der Achse bc, so hat man die Einrichtung des Schiffscompasses, welche gestattet, daß die Magnetnadel unabhängig von den Schwankungen des Schiffes stets in der ihr zukommenden horizontalen Stellung von Süden nach

Norden, aus welcher der Schiffsmann die Richtung seines Schiffes erkennt, verbleibe.

3) Der Wegmesser. Es seien in Fig. 52 **A**, **B**, **C** drei untereinander, in paralleler Stellung durch Säulen vereinigte Metallscheiben und **a** ein metallener Körper, der zwischen den Scheiben **A** und **B** um eine Achse beweglich ist, welche bei o im Körper **a** festgemacht ist und sich in den Scheiben **A**, **B**, **C** drehen kann. Es sei ferner dort, wo sie aus der Scheibe **B** hervortritt, ein kleines gezähntes Rad festgemacht, welches, wenn es sich dreht, die übrigen zwischen den Scheiben **B** und **C** enthaltenen Zahnräder, — die um, in diesen Scheiben laufende Achsen beweglich sind, in Bewegung setzt, indem es in die Zähne des Rades **1** eingreift, dieses Rad **1** durch ein an seiner Achse angebrachtes Getriebe das Zahnrad **2** treibt, das Zahnrad **2** wieder in gleicher Weise auf das Zahnrad **3** wirkt und diese nämliche Verbindung zwischen jedem andern Zahnrad und dem nächstfolgenden stattfindet. Bei dieser Einrichtung muß das Zahnrad **2** sich bedeutend langsamer bewegen, als das Zahnrad 1 (z. B. 10mal langsamer, wenn das Rad **2** **10**mal mehr Zähne hat, als das Getriebe an der Achse des Rades **1**), das Zahnrad **3** wieder langsamer als **2** u. s. f., so daß das in der Figur mit **6** bezeichnete letzte dieser Zahnräder z. B. einmal herumgeht, während das Rad **1** **100000** Umläufe macht. Die Achse jedes Rades trägt an dem durch die Scheibe **C** hindurchgehenden Ende einen Zeiger, der über einem getheilten Kreis spielt, und aus der Vergleichung des Standes dieser Zeiger vor und nach der dem Räderwerke eine Zeit hindurch ertheilten Bewegung kann man die Anzahl der Umläufe ersehen, die jedes der Räder während dieser Zeit gemacht hat. Denkt man sich nun den ganzen Apparat zwischen den Speichen eines Wagenrades festgemacht, so wird er während jedes Umlaufes dieses Rades sich einmal um sich selbst herumdrehen, und da hiebei der Körper a, dessen Schwerpunkt unter seiner Achse bc liegt, nach (1) S. 98 immer seine verticale Stellung beibehält, so muß, während das Wagenrad sich einmal herumdreht, auch die Achse bc, mithin auch das Zahnrad 1 eine Umdrehung erleiden; man kann also, wenn man eine Zeit lang gefahren ist, aus dem Stande der Zeiger ersehen, wie viele Umdrehungen das Wagenrad während dieser Zeit gemacht hat, und erhält, indem man den Umfang dieses Rades mit der Anzahl der stattgefundenen Umläufe desselben multiplicirt, die Länge des zurückgelegten Weges.

Fig. 52.

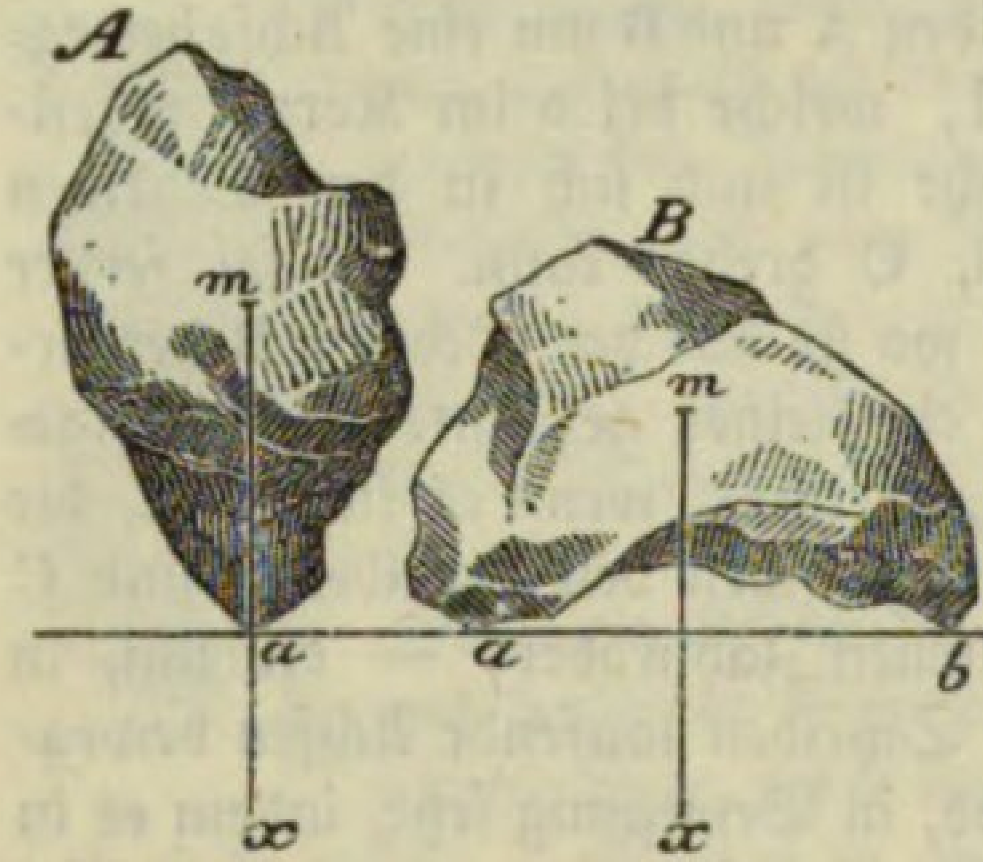


Daß man den eben als Wegmesser beschriebenen Apparat in gleicher Weise auch verwenden kann, um zu bestimmen, wie viel Umläufe irgend ein Maschinenrad, eine Scheibe, Welle oder irgend ein in drehender Bewegung befindlicher Körper in einer bestimmten Zeit macht, bedarf keiner Erwähnung.

75. Gleichgewicht unterstützter Körper. Ein von unten her gestützter und um den Stützpunkt beweglicher sonst sich selbst überlassener fester Körper kann nur ruhen, wenn er im Schwerpunkt selbst unterstützt

ist oder wenn die vom Schwerpunkt nach unten gezogene Vertikallinie (Direktionslinie), wenigstens durch e i n e n unbeweglichen Punkt des besagten Körpers geht, indem nur so die in der Richtung dieser Vertikallinie nach abwärts wirkende Schwere und zwar durch den Widerstand aufgehoben wird, den der unbewegliche Punkt leistet. Dies ist der Fall bei dem Körper **A** in Fig. 53, wo **m** der Schwerpunkt, **a** der Stützpunkt und **mx** die Direktionslinie bezeichnet. Man kann überhaupt sagen, daß ein unterstützter Körper nur dann ruhe, wenn sein Unterstützungspunkt mit seinem Schwerpunkt in einer und derselben Vertikallinie liegt oder (in Fällen, wo wie bei **B** (Fig. 53) mehrere Unterstützungspunkte vorhanden sind oder der Körper in einer ganzen Fläche, welche seine Basis heißen mag, unterstützt ist), wenn die vom Schwerpunkte aus abwärts gezogene Vertikale zwischen die Unterstützungspunkte (**a**, **b**) oder in die Basis (**ab**) hineinfällt.

Fig. 53.



Die schiefen Thürme zu Pisa und Blogna können nicht fallen, weil bei denselben die von ihrem Schwerpunkte abwärts gezogene Vertikale durch die Grundfläche, (so wie bei dem in Fig. 54 abgebildeten schiefen Thurm die Linie **mx** durch die Basis **ab**) geht und die Theile der überhängenden Masse unter einander fest vereinigt sind.

Fig. 54.



76. Bestimmung der Lage des Schwerpunktes. Das zur Ruhe Bringen und in Ruhe Erhalten eines schweren Körpers setzt sehr häufig eine genaue Kenntniß der Lage seines Schwerpunktes voraus. Man kann die Lage des Schwerpunktes aber entweder durch Rechnung oder durch Versuche bestimmen. Die Rechnung führt nur bei Körpern zum Ziel, die in ihrer ganzen Ausdehnung eine gleichförmige Dichte haben, d. h. homogen sind. — In den meisten Fällen ist die Anwendung des höhern Calculs erforderlich, und doch ist, da die wenigsten Körper die Eigenschaft der Homogenität im vollkommenen Grade besitzen, die Bestimmung des Schwerpunktes fast immer nur eine mehr oder weniger näherungsweise.

Die Methoden, den Schwerpunkt durch Versuche zu ermitteln, gründen sich auf die vorn erwiesenen Sätze: daß der Schwerpunkt eines in Ruhe befindlichen frei aufgehängten oder unterstützten Körpers mit dem Aufhänge- oder Unterstützungspunkte in einer und derselben Vertikallinie liege, und bestehen in Folgendem:

1. M e t h o d e. Man hängt den Körper, dessen Schwerpunkt aufgefunden werden soll, an einem biegsamen Faden frei auf und läßt ihn daran zur Ruhe kommen. Denkt man sich nun den Faden, (der nach §. 14 S. 32 eine vertikale Richtung hat), durch den Körper hindurch verlängert, so muß in dieser Verlängerungslinie offenbar der Schwerpunkt liegen. Befestigt man hierauf den Faden an einer anderen, dem früheren Befestigungsort nicht gerade entgegengesetzten Stelle des Körpers und verlängert wieder wie vorhin die Rich-

tung des Fadens, so muß der Schwerpunkt auch in dieser Verlängerung liegen, kann sich daher nur in einem Punkte befinden, der beiden Verlängerungslinien gemeinschaftlich ist, d. i. im Durchkreuzungspunkte derselben.

2. Methode. Man legt den betreffenden Körper auf eine Schneide oder scharfe Kante, z. B. eines Prisma, und rückt ihn auf dieser Kante so lange nach verschiedenen Seiten hin und her, bis er auf selber ruht. Denkt man sich nun durch die Auflagkante und den Körper eine Vertikalebene geführt, so muß in dieser der Schwerpunkt des Körpers liegen. Bringt man hierauf den Körper in zwei anderen Positionen (und zwar immer mit in einer andern Ebene gelegener Fläche) auf der besagten Kante zur Ruhe und führt jedesmal durch ihn und die Auflagkante Vertikalebenen, so muß sich der Schwerpunkt auch in jeder dieser Ebenen, mithin in drei verschiedenen Ebenen befinden, kann also nur in einem, diesen drei Ebenen gemeinschaftlichen Punkt, d. h. in ihrem Durchschnittspunkte liegen.

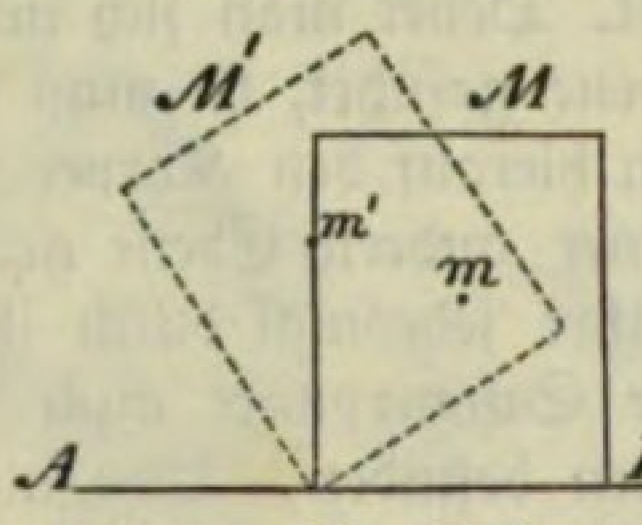
Die wirkliche Ausführung dieser Methoden, die Lage des Schwerpunktes zu bestimmen, sowie die Theorie der Zusammensetzung paralleler Kräfte lehren: 1) daß bei homogenen Körpern der Schwerpunkt mit dem Mittelpunkt der Figur zusammenfalle, bei heterogenen (ungleichförmig dichten) Körpern hingegen nach der Seite der größern Dichte zu liege; 2) daß der Schwerpunkt eines und desselben Körpers seine Lage ändere, sowie an irgend einem Punkte des Körpers die Dichte oder die Masse vermehrt oder vermindert wird, indem der Schwerpunkt immer der Stelle näher rückt, wo eine Zunahme der Dichte oder Masse stattfindet; 3) daß der Schwerpunkt bei manchen Körpern auch außerhalb ihrer Masse liegen könne, wie z. B. bei einem Ringe, wo er sich im innern leeren Raume befindet u. s. f.

Aus dem eben Gesagten und der vorn besprochenen Unterstützung und Verrückung des Schwerpunktes erklärt sich die Haltung unsers Körpers beim Stehen, Gehen, Aufstehen, Lastentragen u. s. w. Diese Haltung muß nämlich immer eine solche sein, daß die Direktionslinie durch die Basis (Grundfläche) eines festaufstehenden Fußes geht oder zwischen die Grundflächen beider Füße hineinfällt. Deswegen muß jeder Mensch beim Gehen, indem er mit dem rechten Fuß austritt, seinen Körper etwas nach links, und wenn er den linken Fuß hebt, etwas nach rechts neigen, (um nämlich die Direktionslinie immer in die Basis bald des linken, bald des rechten Fußes zu bringen). Menschen, welche Lasten auf dem Rücken tragen, müssen sich dabei nach vorwärts neigen, und wer eine größere Last in der rechten Hand trägt, muß seinen Körper nach der linken Seite hinneigen, damit die vom gemeinschaftlichen Schwerpunkt, der jetzt in der Last am Rücken oder in der rechten Hand liegt, aus gezogene Vertikallinie in die Füße hineinfällt. Die ganze Kunst des Seiltänzers besteht in der Fertigkeit, durch entsprechende Bewegungen seines Körpers, mehr oder weniger starkes Ausstrecken seiner Hände oder Verschieben der Balancierstange nach einer oder der anderen Seite hin in jedem Augenblick den Schwerpunkt seines Körpers so zu verrücken, daß die Direktionslinie immer durch das Seilstück geht, worauf er mit einem Fuß steht, oder welches, (wenn er nämlich auf beiden Füßen steht), zwischen beiden Füßen enthalten ist u. s. w.

77. Stabile und labile Lagen der Körper. Wenn ein Körper — der, weil sein Schwerpunkt sich zu bewegen gehindert ist, nicht fallen kann, — eine solche Lage hat, daß, wenn man ihn aus derselben etwas herausbringt, sein Schwerpunkt höher zu liegen kömmt, als vorher, so heißt

die Lage eine sichere oder stabile, weil der aus derselben herausgebrachte, nachher aber sich selbst überlassene Körper immer wieder in diese Lage zurückkehren muß, da nach §. 74. der Schwerpunkt stets die möglich tiefste Lage einzunehmen sucht. So ist die Lage des Körpers **M** (Fig. 55) auf der Fläche

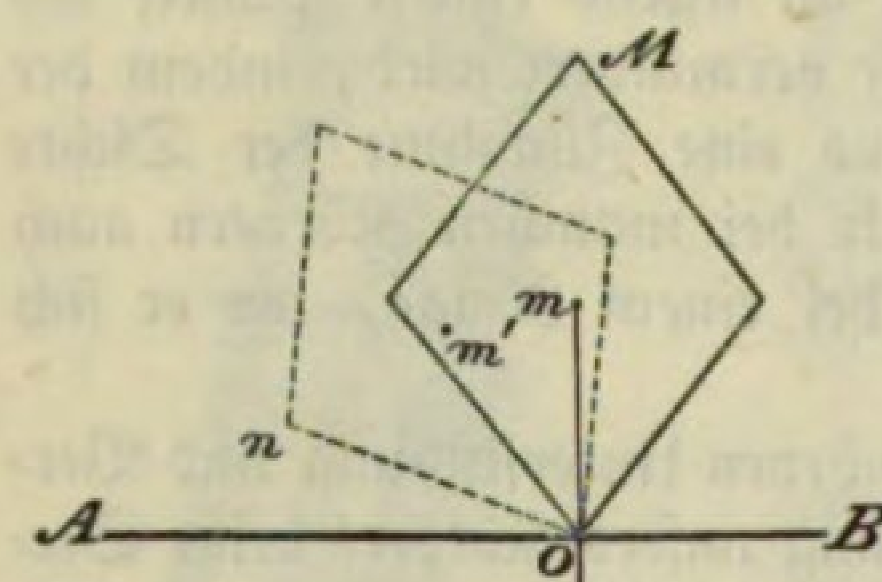
Fig. 55.



AB eine stabile; denn wird er aus derselben, z. B. in die punktirte Stellung **M'** gebracht, so kehrt er, da sein von m nach m' gehobener Schwerpunkt nun nicht unterstützt ist und dem Zuge der Resultirenden der Schwerkräfte folgen muß, in die vorige tiefere Lage von selbst wieder zurück.

Ist die Lage eines ruhenden Körpers hingegen eine solche, daß, wenn man ihn aus derselben herausbringt, sein Schwerpunkt tiefer zu liegen kömmt als früher, so heißt diese Lage eine unsichere oder labile, weil der aus derselben herausgebrachte Körper, sich selbst überlassen, dahin nicht wieder zurückkehren kann, indem der Schwerpunkt die ihm gewordene tiefere Lage mindestens zu behaupten oder, falls dies möglich ist, eine noch tiefere Lage einzunehmen sucht. Eine solche unsichere oder labile Stellung hat der Körper **M** auf der Fläche **AB** in Fig. 56;

Fig. 56.



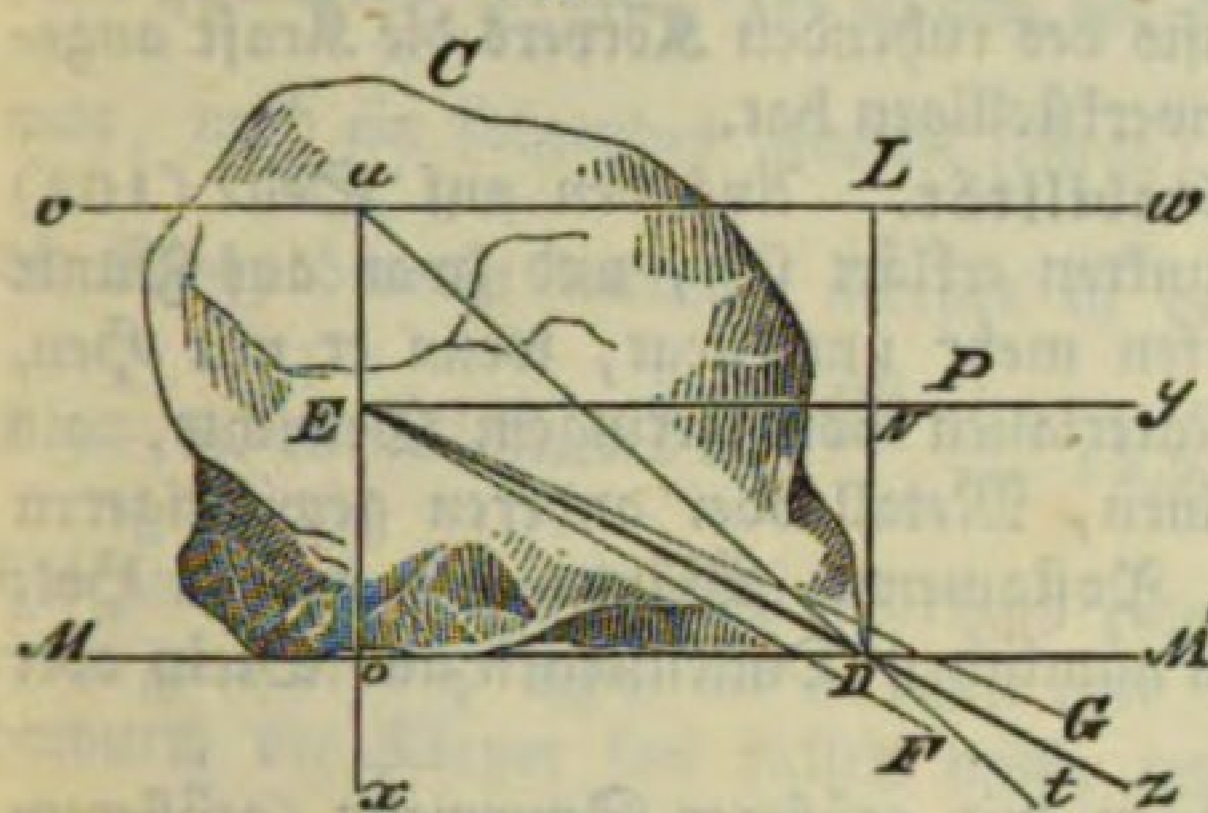
denn neigt man ihn nur etwas nach der einen oder der andern Seite hin, so daß er z. B. die durch Punkte angedeutete Stellung erhält, so liegt sein von m' nach m gebrachter Schwerpunkt nun tiefer als vorher und kann nicht nur in die vorige Lage m nicht zurückkehren, sondern muß vielmehr, da er nicht unterstützt ist, eine noch tiefere Lage suchen; es wird sich der Körper daher so lange bewegen, bis er mit der Fläche on auf **AB** aufliegt.

Ein an einem Faden oder auf eine sonstige Art aufgehängter und um den Aufhängepunkt frei beweglicher Körper hat im Zustande der Ruhe immer eine stabile Lage; ein von unten nur in einem Punkte unterstützter Körper kann aber, (wie in den Figuren 53 — 56) bald in stabiler, bald in labiler Lage ruhen. Findet die Unterstützung von unten her aber in wenigstens 3 nicht in einer geraden Linie gelegenen Punkten statt, so ist die Lage des Körpers stets eine stabile. Ein Körper befindet sich in einer stabilen Lage, ein Körper ist stabil oder ein Körper besitzt Stabilität, ist gleichbedeutend.

Bringt man einen Körper durch Neigen o. dergl. aus seiner stabilen Lage immer weiter heraus, so kömmt er endlich in eine labile Lage, (wie man dies an dem Körper **M** in Fig. 55 sieht). Bei fortgesetztem Neigen folgt auf die labile Lage wieder eine stabile, dann wieder eine labile u. s. f. und in jeder dieser Lagen ist er in Ruhe oder Gleichgewicht, während er in den Zwischenlagen, sich selbst überlassen, immer fallen muß.

78. Bestimmung der Stabilität. Eine jede Kraft, deren Richtung mit der vom Schwerpunkte aus wirkenden Resultirenden der Schwerkräfte nicht zusammenfällt, sucht einen (in Folge Unterstützung, wegen der Reibung auf seiner Unterlage oder eines sonstigen Hindernisses wegen) ruhenden Körper entweder fortzuschieben oder umzuwerfen. Unter der Voraussetzung, der Körper ruhe auf seiner Unterlage mit Stabilität und lasse sich nicht fortschieben, kann die zum Umwerfen desselben erforderliche Kraft folgendermaßen bestimmt

Fig. 57.



werden. Es sei in Fig. 57 **CD** ein durch den Schwerpunkt **E** eines auf der Fläche **M M'** stabil ruhenden Körpers gehender vertikaler Durchschnitt und **Q** das Gewicht dieses Körpers, welches als eine vom Schwerpunkt **E** aus nach der vertikalen Richtung **Ex** abwärts wirkende Kraft betrachtet werden kann. Wirkt ferner auf **E** nach der horizontalen Richtung **Ey** eine Kraft **P**, die den Körper umzuwerfen sucht, so wird der Körper so lange ruhen, als die Resultirende der Kräfte **P** und **Q** innerhalb **D O** liegt, z. B. die Richtung **DF** hat. Fällt sie aber außerhalb **D**, z. B. nach **G**, so muß der Körper fallen. Die Kraft **P**, welche macht, daß die besagte Resultirende von **P** und **Q** gerade durch den Punkt **D** geht und welche somit, um den kleinsten Theil vermehrt, ein Heraustreten der Resultirenden außerhalb **DO**, also ein Umfallen des Körpers **C D** zur Folge haben muß, kann man als das Maß der zum Umwerfen des Körpers nöthigen Kraft, d. i. als das Maß der Standfähigkeit oder Stabilität ansehen. Zur Bestimmung der Größe dieser Kraft (der Größe der Standfähigkeit) führt der Satz (II S. 89): daß zwei auf einen gemeinschaftlichen Angriffspunkt (**E**) wirkende Kräfte (**P** und **Q**) sich umgekehrt verhalten wie die von irgend einem Punkte (**D**) der Resultirenden (**EDz**) auf die Richtungen dieser Kräfte gezogenen Senkrechten. Diesem Satz zufolge ist nämlich $P : Q = DO : DN$ oder wegen $DN = EO$, $P : Q = DO : EO$, und hieraus $P = \frac{Q \cdot DO}{EO}$ . . . . (I) d. h. die Standfähigkeit eines Körpers ist desto größer, oder mit andern Worten: es ist zum Umwerfen eines Körpers eine desto größere Kraft erforderlich, 1) je größer das Gewicht (**Q**) des Körpers ist; 2) in einem je größeren Abstand (**DO**) die Directionslinie (**Ex**) von dem Punkt oder der Kante, um welche der Körper umgeworfen werden soll, die Grundfläche (**M M'**) passirt; und 3) je kleiner der senkrechte Abstand des Schwerpunktes (**E**) von der besagten Grundfläche ist.

Geht die Richtung der Kraft **P**, welche den Körper umzuwerfen sucht, nicht durch dessen Schwerpunkt (**E**), sondern durch einen höher gelegenen Punkt, z. B. von **v** nach **w**, so kann man sich die Linie **O E** bis zum Zusammentreffen, mit **v w** verlängert denken und den Durchschnittspunkt **u** zum Angriffspunkt der Kräfte **P** und **Q** machen. Es wird dann die Linie **ut** die Richtung der durch **D** gehenden Resultirenden von **P** und **Q** darstellen und die Proportion gelten

$$P : Q = DO : DL, \text{ woraus}$$

$$P = \frac{Q \cdot DO}{DL} \text{ oder wegen } DL = Ou$$

$$P = \frac{Q \cdot DO}{Ou} \text{ . . . . . (II) folgt.}$$

Hält man die Gleichung (II) mit der vorigen Gleichung (I) zusammen, so sieht man, daß unter übrigens gleichen Umständen die Stabilität eines Kör-

pers desto geringer, derselbe mithin desto leichter umzuwerfen ist, in einer je größeren Entfernung (Ou) von der Basis des ruhenden Körpers die Kraft angebracht wird, die das Umwerfen zu bewerkstelligen hat.

79. Folgerungen über Stabilität. Aus den auf Seite (103) unter 1), 2) und 3) angeführten Punkten erklärt sich, und zwar aus Punkt 1), warum ein Wagen dem Umwerfen mehr unterliegt, wenn er mit Heu, Wollsäcken, Hohlglas oder derlei Materialien von geringem Gewichte, als wenn er (zu gleicher Höhe) mit Steinen, Metall oder anderen gewichtigeren Stoffen beladen ist; warum Säulen, Postamente, Wände u. s. w. von Holz leichter umfallen, als wenn sie bei den nämlichen Dimensionen aus Stein oder Metall bestehen.

Aus Punkt 2) folgt: daß Wägen mit größerer Spurweite (größerem Abstand der auf einer und derselben Achse laufenden Räder), daß Candelaber, Kleiderstöcke und andere Möbel oder sonstige Gegenstände größerer Höhe mit großen Grundflächen oder nach Außen geschweiften Füßen, dicke oder mit Strebepfeilern versehene Mauern *), Menschen mit auseinander gestellten Füßen weniger leicht umgeworfen werden können. Der Inhalt des Punktes 3) endlich erklärt, warum man, um eine größere Stabilität zu erreichen, beim Bepacken eines Wagens die specifisch schwerern (z. B. Metall-) Gegenstände immer zu unterst, die leichtern Güter hingegen zu oberst unterzubringen hat; warum man die Fußgestelle von Tafellampen, hoher Leuchter oder anderer, dem Umfallen ausgesetzter Gegenstände mit Blei ausfüllt oder auf eine andere Art beschwert u. s. f.

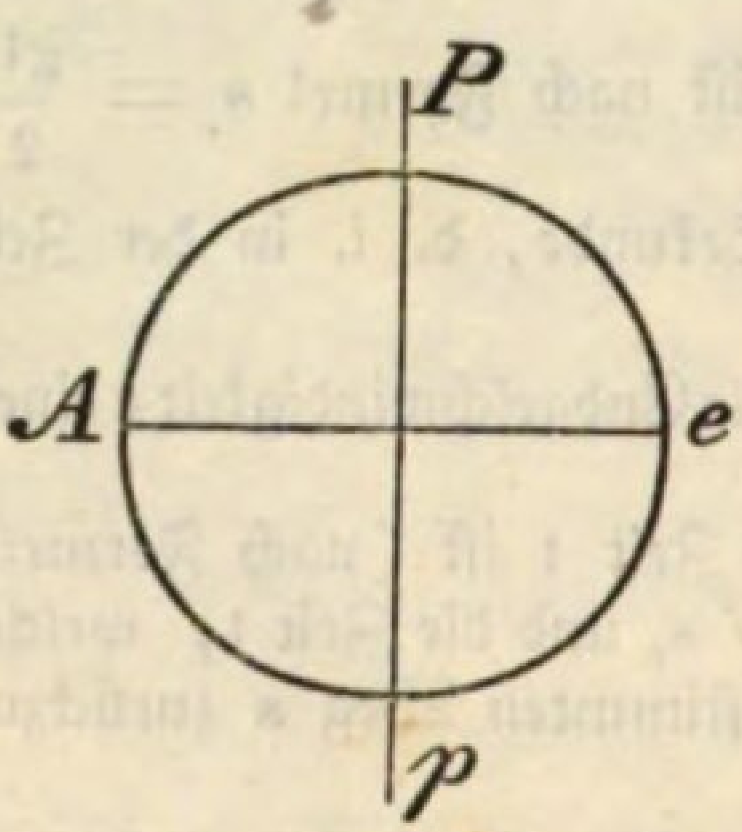
80. Gesetze des freien Falles. Ist der Schwerpunkt eines festen Körpers nicht unterstützt, demselben auch nicht durch Aufhängen das Fallen unmöglich gemacht, so bewegt er sich gegen die Erde nieder. Die dieses Niederbewegen (Fallen) bewirkende Schwerkraft nimmt zwar, wie aus Formel 3) S. 95 folgt, an Intensität immer zu, je mehr sich der fallende Körper der Erdoberfläche nähert; allein dieser Intensitäts-Unterschied ist in allen im Verhältniß zum Erdhalbmesser kleinen Entfernungen von der Erdoberfläche so gering, daß man innerhalb solcher Entfernungen die Schwere als eine constante Kraft betrachten kann. Gehörig, mit Berücksichtigung des Luftwiderstandes angestellte Versuche über den freien Fall der Körper lehren nämlich, daß die Bewegung eines jeden von nicht zu großer Höhe frei herabfallenden Körpers als eine *gleichförmig beschleunigte* angesehen werden kann, und es lassen sich somit auf den freien Fall alle vorn (§. 52 S. 78) entwickelten Formeln anwenden. In diesen Formeln (I) bis (VI) bedeutet dann g die Geschwindigkeit, die ein frei fallender Körper am Ende der ersten Sekunde erlangt, d. i. die *Acceleration der Schwere*. Für Wien findet man nach der Formel $g = \frac{2s}{t^2}$, die sich aus der Formel III ergibt, durch Versuche, (indem man nämlich die Zeit t mißt, in welcher ein frei fallender Körper von einer gleichfalls gemessenen beträchtlicheren Höhe s herabfällt) die Acceleration $g = 31{,}03$ Fuß.

*) Von zwei gleich hohen, von dem nämlichen Materiale aufgeführten Mauern besitzt jene von doppelter Dicke eine 4mal größere Stabilität: 2mal größer ist ihre Stabilität wegen der doppelt breiten Grundfläche und 2mal größer wegen des doppelten Gewichtes.

(Ein genaueres Mittel, die Größe der Acceleration im freien Fall zu bestimmen, wird ein folgendes Kapitel lehren). Mithin ist nach Formel $s = \frac{gt^2}{2}$ der Weg, den ein fallender Körper in der ersten Sekunde, d. i. in der Zeit $t = 1$, zurücklegt $= \frac{31,03}{2} = 15,51$ Fuß. Die Endgeschwindigkeit c eines frei fallenden Körpers nach Verlauf einer gewissen Zeit t ist (nach Formeln $c = gt$ oder $c \sqrt{2gs}) = 31.03t$ oder $= 7,94 \sqrt{s}$, und die Zeit t, welche hindurch der Körper frei fallen muß, um einen bestimmten Weg s zurückzulegen, ist (nach Formel $t = \sqrt{\frac{2s}{g}}) = 0,054 \sqrt{s}$. Der Weg s endlich, den ein Körper im freien Fall in der Zeit t zurücklegt, ergibt sich (aus der Formel $s = \frac{gt^2}{2}) = 15,51 t^2$.

Alle diese Formeln und Werthe gelten aber nur für das Fallen der Körper im leeren Raume, wo ihrer Bewegung kein dieselbe abänderndes Hinderniß im Wege steht. In mit Luft, mit Wasser oder mit andern Stoffen erfüllten Räumen hingegen fällt des Widerstandes wegen, welchen diese Stoffe je nach ihrer Beschaffenheit den fallenden Körpern in verschiedenem Grade entgegensetzen, der Werth für den Raum, die Zeit und die Geschwindigkeit mehr oder weniger anders aus. Je größer die Masse des fallenden Körpers ist, je mehr materielle Theilchen demnach mit gleicher Kraft gegen die Erde gezogen werden, desto leichter wird er den besagten Widerstand überwinden, desto schneller somit zu Boden fallen können. Im leeren Raume fallen alle Körper ohne Unterschied ihrer Größe, Dichte und materiellen Beschaffenheit gleich schnell. Man überzeugt sich davon mit Hülfe der Luftpumpe, eines Apparates, dessen Einrichtung und Wirkung erst später beschrieben werden kann und mittelst welches man leicht einen Raum darstellt, der, wenn er auch nicht wirklich ein vollkommen leerer ist, doch ohne Fehler als solcher angenommen werden kann. In einem solchen Raum fällt ein noch so großes Stück Gold und ein ganz kleines dünnes Goldblättchen oder eine Pflaumfeder, ein Stückchen Papier u. s. w. ganz gleich schnell zu Boden. Es wirkt daher die Schwere auf alle materiellen Punkte an einem und demselben Orte mit gleicher Stärke und ertheilt ihnen die nämliche Acceleration. Da nun nach der auf S. 78 für die gleichförmig beschleunigte Bewegung aufgestellten Proportion $p : p_1 = mg : m_1 g_1$, in welcher p und p_1 die constanten Kräfte bedeuten, welche den Massen m und m_1 die Accelerationen g und g_1 ertheilen, die Accelerationen einzelner materieller Punkte, (für welche $m = m_1$ ist), den Intensitäten der constanten Kräfte direct proportionirt sind, die Intensität der Schwere aber dem Vorhergehenden zu Folge abnimmt, wie das Quadrat der Entfernung des von der Erde angezogenen Punktes vom Mittelpunkt der Erde wächst, so folgt, daß die Acceleration der Schwere für alle an einem und demselben Beobachtungsorte frei fallende Körper gleich, an verschiedenen, vom Erdmittelpunkt ungleich weit entfernten Orte jedoch ungleich groß, und zwar an den entfernteren Orten in dem angegebenen Verhältniß des Quadrates der Entfernung kleiner sein müsse.

Fig. 58.



Da die Erde (Fig. 58) die Gestalt einer an zwei diametral entgegengesetzten Seiten (an den beiden Polen P, p nämlich) plattgedrückten Kugel hat, so haben die Punkte der Erdoberfläche eine desto geringere Entfernung vom Mittelpunkt der Erde, je weiter sie gegen die Pole hin liegen, und es nimmt daher schon deswegen die Intensität und somit auch die Acceleration der Schwere an der Oberfläche der Erde von ihrem Aequator Ae aus gegen ihre Pole P, p hin immer zu. Wir werden auf die ungleiche Größe der Intensität und der Acceleration der Schwere an verschiedenen Orten der Erdoberfläche bei einer andern Gelegenheit zurückkommen.

Bedeuten s und s_1 Wege, welche an einem und demselben Orte der Erde von freifallenden Körpern während der Zeiten t und t_1 zurückgelegt werden, so ist nach Seite 78, $s = \frac{gt^2}{2}$ .... (1) und $s_1 = \frac{gt^2_1}{2}$ ... (2), woraus $s : s_1 = t^2 : t_1^2$....(3) folgt, d. h. die Wege, welche an einem und demselben Orte im freien Falle nach Verlauf gewisser Zeiten zurückgelegt worden sind, verhalten sich wie die Quadrate dieser Zeiten . . . . . (*)

Da nun (nach §. 80) ein in Wien frei fallender Körper in der 1. Sekunde (in der Zeit $t = 1$) 15,51 Fuß durchläuft, so wird er nach 2, 3, 4, 5 u. s. w. Sekunden Wege zurückgelegt haben, die im Verhältniß der Quadrate dieser Zeiten, d. i. 4 mal, 9 mal, 16 mal, 25 mal u. s. w. größer sind, als 15,51 Fuß. Hat nun der Körper

nach der 1. Sec.	15.51	Fuß,
„ „ 2. „	4 × 15,51	„
„ „ 3. „	9 × 15,51	„
„ „ 4. „	16 × 15,51	„
„ „ 5. „	25 × 15,51	„ u. s. f.

zurückgelegt, so muß er während oder in

der 2. Sec. d. Weg	4 × 15,51 Fuß —	15,51 Fuß	= 3 × 15,51 Fuß,
„ 3. „ „ „	9 × 15,51 „ —	4 × 15,51 „	= 5 × 15,51 „
„ 4. „ „ „	16 × 15,51 „ —	9 × 15,51 „	= 7 × 15,51 „
„ 5. „ „ „	25 × 15,51 „ —	16 × 15,51 „	= 9 × 15,51 „

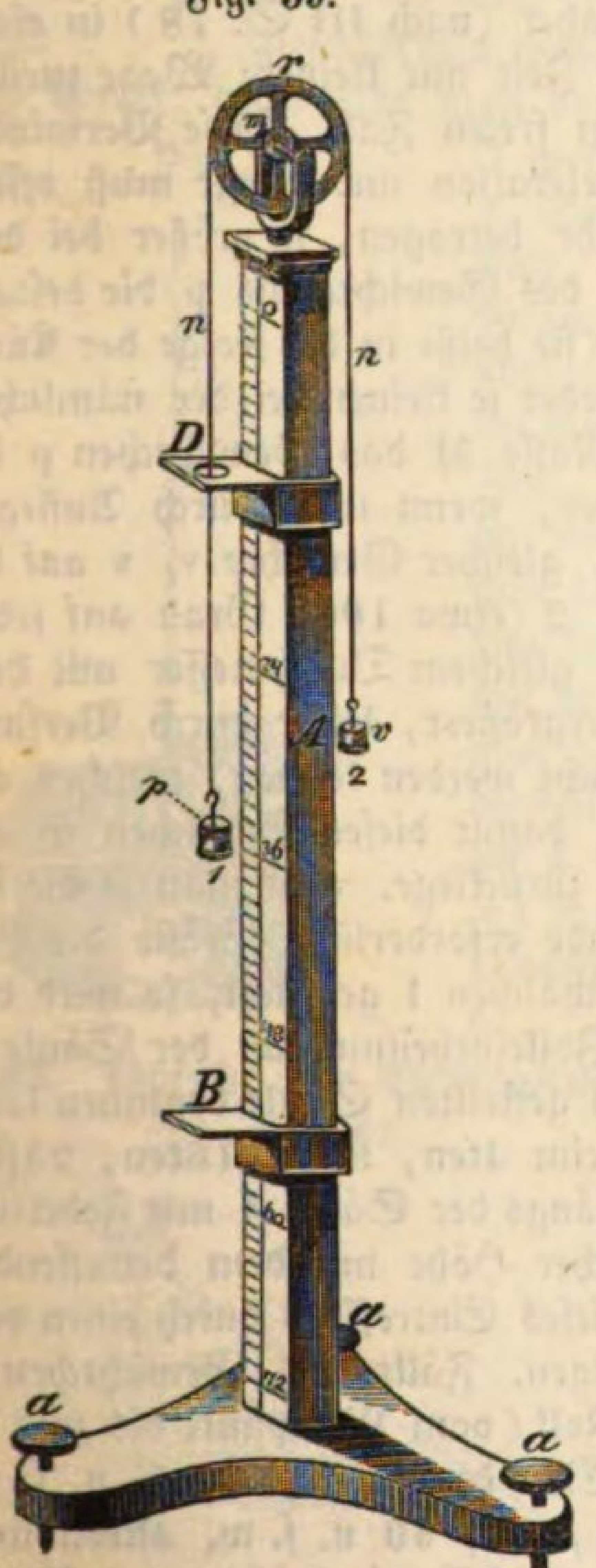
u. s. w. zurückgelegt haben. Die Räume, durch welche der Körper in Wien während der einzelnen aufeinander folgenden Secunden frei fällt, verhalten sich demnach wie

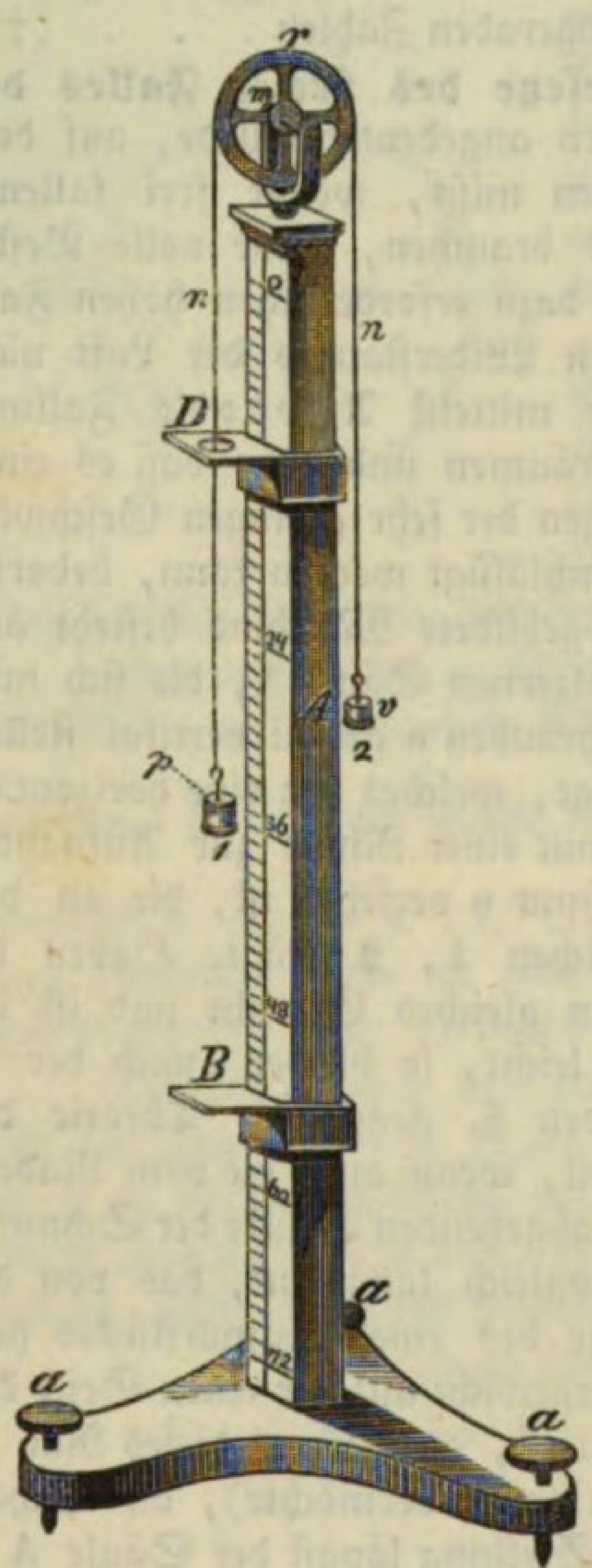
15,51 : 3 × 15,51 : 5 × 15,51 : 7 × 15,51 : 9 × 15,51 u. s. f. oder wie 1 : 3 : 5 : 7 : 9 u. s. w., nämlich wie die ungeraden Zahlen. Daß dieses Verhältniß auch für jeden andern Ort als Wien und für alle andern gleichen Zeittheile gilt, folgt aus der obigen Proportion (3), welche sich aus den Gleichungen (1) und (2) für alle (mit dem Ort, wo das Fallen des Körpers stattfindet, sich ändernden) Werthe von g ergibt. Es besteht daher für den freien Fall, so wie für jede gleichförmig beschleunigte Bewegung das allgemeine Gesetz: die Räume, welche die fallenden Körper an einem und demselben Orte nach gewissen Zeiten durchlaufen haben, verhalten sich wie die Quadrate dieser Zeiten . . . . (†)

und die Räume, welche in oder während den aufeinander folgenden gleichen Zeiten durchlaufen werden, wachsen wie die ungeraden Zahlen . . . (††)

81. Experimentaler Beweis der Gesetze des freien Falles der Körper. Das Gesetz (†) findet, wie schon vorn angedeutet wurde, auf dem Versuchswege, nämlich indem man die Zeiten mißt, welche frei fallende Körper zum Zurücklegen bestimmter Räume brauchen, seine volle Bestätigung. Solche Versuche sind aber wegen der dazu erforderlichen hohen Fallräume und des dabei sehr störend einwirkenden Widerstandes der Luft nicht leicht auszuführen. Hingegen läßt sich dasselbe mittelst Atwood's Fallmaschine ohne alle Schwierigkeit (in kleinen Fallräumen und ohne daß es einer Berücksichtigung des Luftwiderstandes, der wegen der sehr geringen Geschwindigkeit an dieser Maschine als unbedeutend vernachlässigt werden kann, bedarf,) experimental nachweisen. Diese in (Fig. 59) abgebildete Maschine besteht aus einer etwa 6 Fuß hohen, in Zolle getheilten hölzernen Säule **A**, die sich mittelst der in ihrem Fußgestelle angebrachten Schrauben a genau vertikal stellen läßt, und an ihrem oberen Ende ein Rad **r** trägt, welches um eine horizontale Axe **m** sehr leicht beweglich und am Umfange mit einer Rinne zur Aufnahme der über das Rad **r** (Rolle) hingehenden Schnur n versehen ist, die an den Enden Schälchen **1**, **2** trägt. Haben die Schälchen ein gleiches Gewicht und ist die Schnur recht leicht, so bleiben (nach der in einem folgenden §. gegebenen Theorie der Rolle und weil, wenn auch die vom Rade **r** beiderseits herabgehenden Stücke der Schnur n wie immer ungleich lang sind, das von der größeren Länge des einen Schnurstückes herrührende Uebergewicht auf der einen Seite des Rades zu klein ist, als daß es dieses Rad in Bewegung zu setzen vermöchte), die Schälchen in jeder Stellung längst der Säule **A** in Ruhe. Legt man aber auf das eine Schälchen **1** ein entsprechend großes Gewichtchen p, so wird dieses, indem es zu Boden zu fallen sucht, das Schälchen **1** mit abwärts bewegen (gleichzeitig das durch die Schnur n mit dem Schälchen **1** zusammenhängende Schälchen **2** in die Höhe steigen und das Rad um seine Achse sich drehen machen). Die Bewegung, welche so das Gewichtchen p und das Schälchen **1** macht, ist nothwendig eine gleichförmig beschleunigte: denn sie wird durch die auf das Gewichtchen p wirkende und während seines Fallens längst der unbedeutend hohen Säule **A** als völlig constant anzusehende Schwerkraft erzeugt; die Wege, die das Gewichtchen p (und mit demselben zugleich das Schälchen **1**) nach Verlauf gewisser Zeiten längs der Säule **A** zurückgelegt haben wird, müssen sich demnach, wenn das unter (†) ausgespro-

Fig. 59.



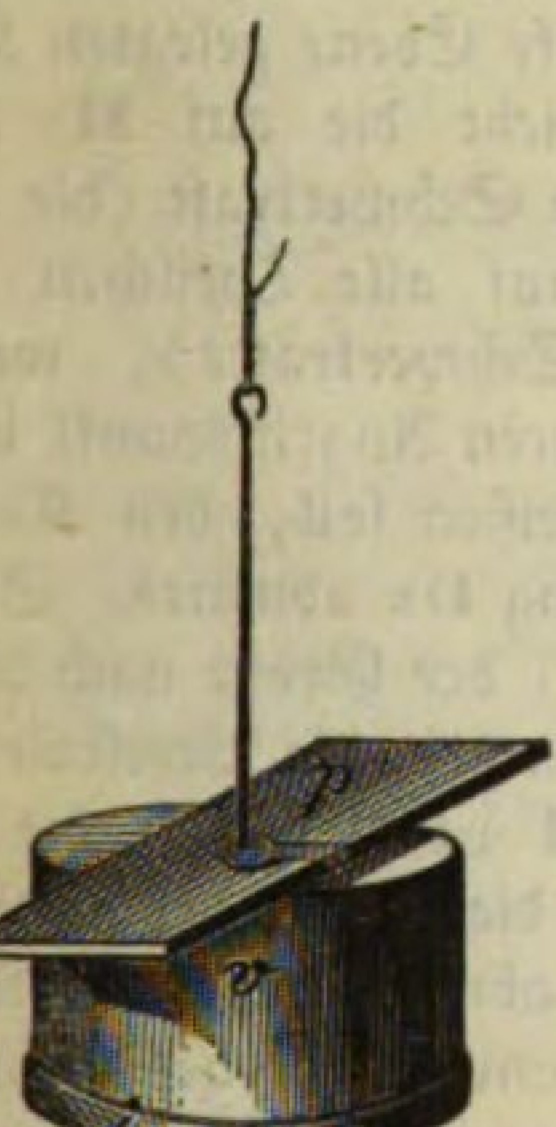


chene Gesetz richtig ist, wie die Quadrate dieser Zeiten verhalten, d. h. p muß nach 2 Secunden einen 4mal, nach 3 Secunden einen 9mal u. s. w. größern Weg, als in der 1. Sekunde durchlaufen haben. Das Gewichtchen p wird aber an der Fallmaschine in der 1. Secunde (und eben so in allen folgenden Secunden) einen kürzeren Weg zurücklegen, als beim freien Fall in der Luft: denn an der Fallmaschine hat die, dieses Gewichtchen p bewegende Schwerkraft nicht, wie im freien Fall, dieses Gewichtchen allein, sondern auch noch die träge Masse der Schälchen, der Schnur und des Rades zu bewegen; es muß sich daher an der Fallmaschine die nämliche bewegende Kraft unter mehrere Massetheilchen vertheilen, es können demnach diese Theilchen und somit auch das Gewichtchen p eine nur geringere Geschwindigkeit (Acceleration) erlangen und daher (nach III S. 78) in einer und derselben Zeit nur kleinere Wege zurücklegen, als im freien Fall. Diese Verminderung der Acceleration und Wege muß offenbar desto mehr betragen, je größer bei derselben Größe des Gewichtchens p die besagte träge Masse, (sie heiße in der Folge der Kürze wegen M), oder je kleiner bei der nämlichen Größe der Masse M das Gewichtchen p ist. Es wird daher, wenn man durch Auflegen entsprechender, gleicher Gewichte v, v auf die Schälchen 1, 2 (etwa 1000 Gran auf jedes und am besten in Form eines Cylinders von gleichem Durchmesser mit dem Schälchen) die träge Masse M hinreichend vergrößert, leicht durch Versuche die Größe des Gewichtchens p ausfindig gemacht werden können, welches auf das Schälchen 1 mehr aufgelegt werden muß, damit dieses Schälchen in der 1. Secunde nur einen Weg von 1 oder 2 Zoll zurücklege. Hat man so die für den Fallraum von 1 Zoll in der ersten Secunde erforderliche Größe des Gewichtchens p ermittelt und dasselbe auf das Schälchen 1 gebracht, so wird dieses, wenn man es vom Anfangspunkte o der Zolleintheilung an der Säule A aus seine Bewegung parallel zur genau vertikal gestellten Säule beginnen läßt, nach 2, 3, 4, 5 . . . . Secunden genau beim 4ten, 9ten, 16ten, 25sten u. s. w. Theilstriche eintreffen und wenn ein, längs der Säule A mit Federung verschiebbares horizontales Tischchen B in gleicher Höhe mit dem betreffenden Theilstrich festgestellt worden, den Moment dieses Eintreffens durch einen vernehmlichen Schlag auf dieses Tischchen B anzeigen. Fällt das Gewichtchen p in der ersten Secunde durch eine Höhe von 2 Zoll (vom Nullpunkt bis zum 2. Theilstrich der Zolleintheilung), so wird es am Ende der 2., 3., 4., 5., u. s. w. Secunde genau bei den Theilstrichen 8, 18, 32, 50 u. s. w. ankommen. In beiden Fällen zeigt sich also das Gesetz für die gleichförmig beschleunigte Bewe-

gung, (daß sich nämlich die nach gewissen Zeiten zurückgelegten Räume wie die Quadrate dieser Zeiten verhalten), vollkommen bestätigt.

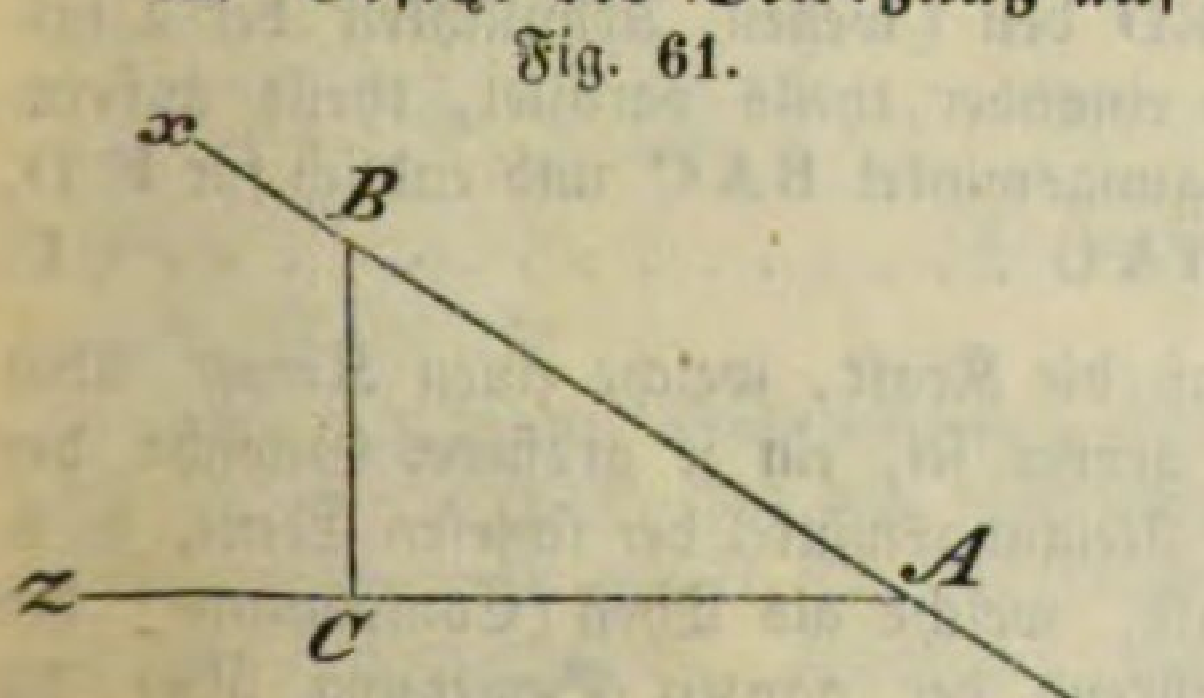
Auch die auf Seite 78 enthaltene Formel $c = gt$ zur Bestimmung der Endgeschwindigkeit (c) bei der gleichförmig beschleunigten Bewegung findet durch die Fallmaschine ihre volle Bestätigung. Setzt man nämlich in dieser Formel die Acceleration $g = 2$ Zoll und die Zeit t nach und nach $= 1$ Sec., 2 Sec., 3 Sec. u. s. f., so erhält man für die Endgeschwindigkeiten nach der 1., 2., 3. . . . . Secunde (d. i. für die Geschwindigkeiten, mit welchen das Bewegliche blos in Folge der Trägheit, also mit gleichförmiger Bewegung nach der 1., 2., 3. . . . . Secunde fortgehen muß, wenn nach der 1., 2., 3. . . . . Secunde die beschleunigende Kraft zu wirken aufhört, 2 Zoll, 4 Zoll, 6 Zoll.... d. h. ein in gleichförmig beschleunigter Bewegung befindlicher Körper, der in der ersten Secunde den Weg von 1 Zoll zurücklegt, (denn für den angenommenen Werth von $g = 2$ Zoll folgt aus der Formel $s = \frac{gt^2}{2}$ der Weg, der in der 1. Sec., d. h. für $t = 1$ zurückgelegt wird, $= \frac{g}{2}$, d. i. 1 Zoll) bewegt sich nach Aufhebung der beschleunigenden Kraft am Ende der 1., 2., 3. . . . . Secunde mit einer respectiven Geschwindigkeit von 2 Zoll, 4 Zoll, 6 Zoll . . . . gleichförmig weiter. Dies findet in der That an der Fallmaschine Statt: denn gibt man dem Gewichtchen p, welches auf das Schälchen 1 mehr aufgelegt werden muß, damit dieses in der 1. Secunde 1 Zoll zurücklegt, eine längliche Gestalt, so daß es, wie Fig. 60 in fast natürlicher Größe zeigt, über das Schälchen 1 beiderseits hervorragt, und stellt an den Theilstrich der Säule A, bei welchem das Schälchen 1 nach einer bestimmten Zeit, z. B. nach 4 Sec., ankommen muß, (also an dem 16. Theilstrich), ein horizontales Tischchen D fest, das in der Mitte ein kreisrundes Loch von solcher Größe hat, daß wohl das Schälchen mit dem aufliegenden cylindrischen Gewichte v, nicht aber das Gewichtchen p durchkann, so bleibt dieses, die beschleunigende Kraft übende Gewichtchen zu Ende der 4. Sec. auf dem Tischchen D liegen, und die Schale 1 sammt dem Gewichte v, welche das runde Loch in D passiren, legen blos in Folge der Trägheit in der 5., 6..... Sec. immer einen Weg von 8 Zoll zurück.

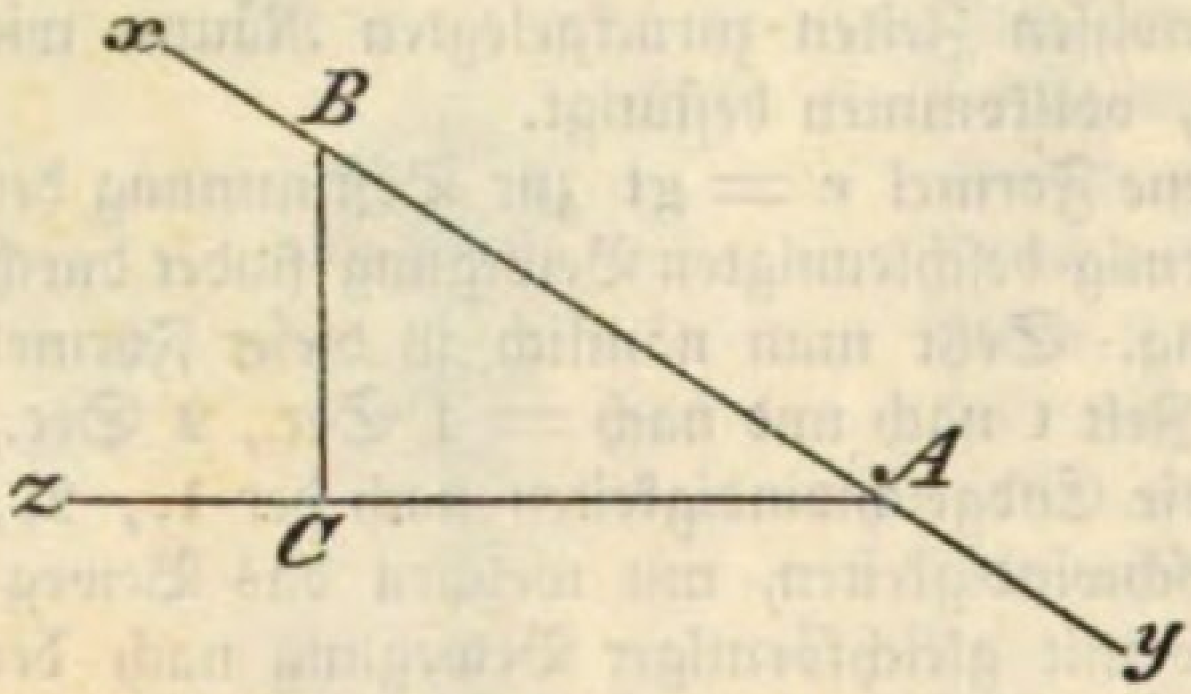
Fig. 60.



82. Gesetze der Bewegung auf einer schiefen Ebene. Schief oder geneigt heißt jede Ebene, die mit der Richtung der Schwere (Vertikalrichtung) einen schiefen Winkel bildet. Stellt xy (Fig. 61) den Durchschnitt einer solchen schiefen Ebene mit einer auf derselben senkrecht stehenden Vertikalebene vor, man zieht in besagter Vertikalebene durch einen beliebigen Punkt A des Durchschnittes xy eine horizontale

Fig. 61.

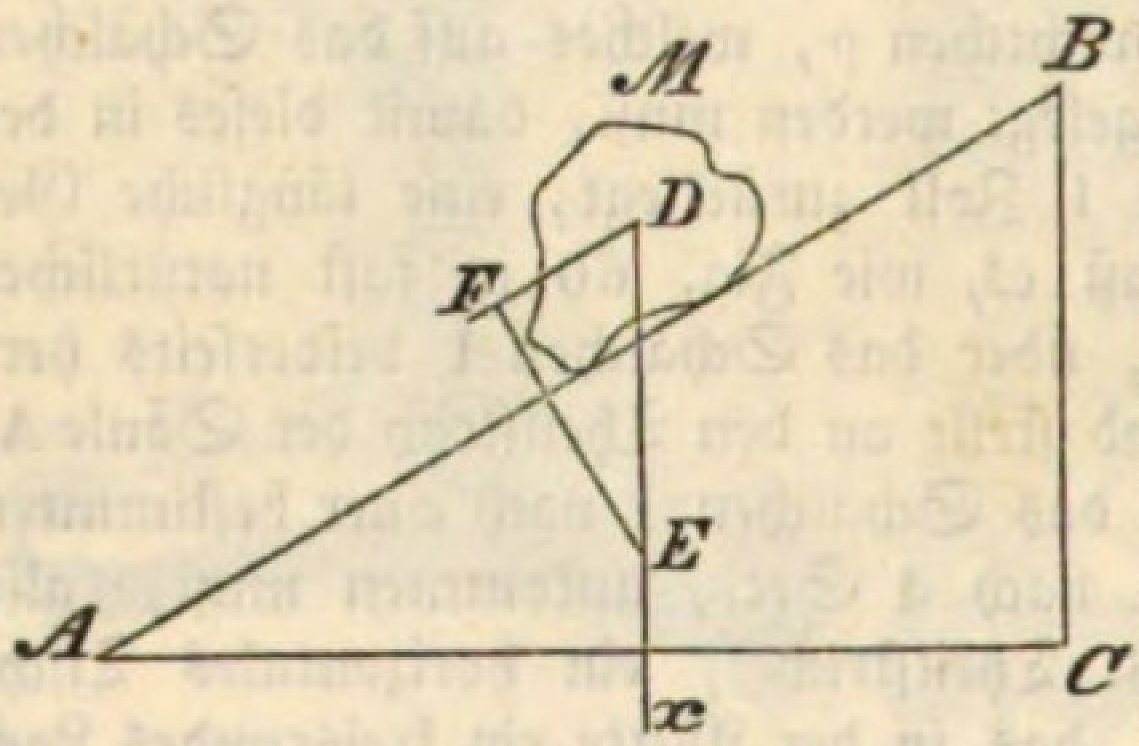




gerade Linie **Az** und von irgend einem höher gelegenen Punkt **B** von **xy** eine auf **Az** lothrechte **BC**, so heißt der Winkel **BAC**, der die Neigung der schiefen Ebene gegen jede horizontale anzeigt, der Neigungswinkel, die Linie **AB** heißt die Länge, **BC** die Höhe und **AC** die Basis der schiefen Ebene.

Auf einer geneigten Ebene kann ein schwerer Körper für sich allein nicht ruhen, was aus dem Umstand einleuchtet, daß die den Körper vertikal abwärts ziehende, (also gegen die geneigte Ebene schief wirkende) Schwerkraft sich immer in zwei Componenten zerlegt denken läßt, wovon die eine senkrecht gegen die schiefe Ebene, die andere parallel zu dieser Ebene wirkt und letztere (nach §. **63** am Ende der Seite **87** und zu Anfang der Seite **88** unabhängig) von der ersteren den Körper über die schiefe Ebene hinabbewegen muß, wenn, wie hier vorausgesetzt wird, keine andere Kraft und auch kein Hinderniß (Reibung zwischen der schiefen Ebene und dem auf ihr befindlichen Körper u. s. w.,) den Körper auf der schiefen Ebene in Ruhe erhält. Ist nämlich **AB** (Fig. **62**)

Fig. 62.



wieder ein Durchschnitt einer schiefen Ebene mit einer auf ihr senkrecht stehenden Vertikalebene **A B C** und geht diese zugleich durch den Schwerpunkt **D** des auf die schiefe Ebene gelegten Körpers **M**, so zieht die auf **M** wirkende gesammte Schwerkraft (die Resultirende der auf alle Theilchen von **M** wirkenden Schwerkräfte), welche (nach §. **73**) ihren Angriffspunkt in **D** hat, und **Q** heißen soll, den Körper **M** nach der in die Vertikalebene **ABC** fallenden Richtung **Dx** abwärts. Stellt man die Schwerkraft **Q** (das Gewicht des Körpers **M**) der Größe nach durch die Linie **DE** vor und zerlegt sie (nach §§. **59** oder **61**) in **2** in die Vertikalebene **A B C** fallende Kräfte, wovon die eine (**R**) zu **AB** parallel und die andere (**S**) auf **A B** senkrecht wirkt, so stellt die Linie **FD** die Größe der Kraft **R** vor, die den Körper **M** auf der schiefen Ebene **AB** abwärts bewegt. Man nennt diese zur Länge der schiefen Ebene parallele Componente der Schwerkraft relative Schwere und findet aus dem rechtwinklichen Dreiecke **FDE** ihre Größe $FD = DE \,.\, \sin. FED$. Für **DE** das Gewicht **Q** des Körpers **M** und für den Winkel **FED** den (wegen Aehnlichkeit der Dreiecke **F D E** und **A B C**, deren Seiten einander theils parallel, theils aufeinander senkrecht sind) ihm gleichen Neigungswinkel **B A C** und endlich für **F D**, **R** setzt, erhält man $R = Q \,.\, \sin. BAC$ . . . . (1)

Aus dieser Gleichung folgt, daß die Kraft, welche einen Körper über eine schiefe Ebene hinabbewegt, desto größer sei, ein je größeres Gewicht der bewegte Körper hat und je größer der Neigungswinkel der schiefen Ebene, d. h. je steiler diese ist, und daß diese Kraft, welche als Theil (Componente) der Schwerkraft continuirlich wirkt, während der ganzen Bewegung über die

schiefe Ebene constant bleibt, diese Bewegung also eine gleichförmig beschleunigte sei. Für die Bewegung (den Fall) der Körper über eine schiefe Ebene gelten daher zur Bestimmung des Weges, der Zeit und der Geschwindigkeit die nämlichen Formeln, wie für den freien Fall, nur muß in diesen Formeln: $c = gt$ . . . . (II); $c = \sqrt{2gs}$ . . . . . . (VI)

$s = \frac{gt^2}{2}$ . . . . . (III) und $t = \sqrt{\frac{2s}{g}}$ . . . . . (IV) anstatt der Acceleration g der gesammten auf das Bewegliche wirkenden Schwerkraft, (d. i. anstatt 31,03 Fuß) die Acceleration g_1 gesetzt werden, welche dem auf der schiefen Ebene als bewegende Kraft wirksamen Theil der gesammten Schwere, d. i. der relativen Schwere R, entspricht. Da bei gleichförmig beschleunigten Bewegungen einer und derselben Masse oder gleicher Massen sich (nach der auf Seite 78 im §. 53 enthaltenen Proportion $p : p_1 = m g : m_1 g_1$), die Accelerationen den Kräften direct proportionirt sind, so hat man, weil in Fig. 62 die Linie DE die Größe der gesammten, auf den Körper M wirkenden Schwerkraft, (die Kraft, die den Körper M frei nach x hin fallen machen würde, wenn die schiefe Ebene A B nicht im Wege wäre), vorstellt, die Linie F D aber die Größe jenes Theils der Schwerkraft DE repräsentirt, welcher beim Fall über die schiefe Ebene als bewegende Kraft wirkt, — die Proportion

$DE : DF = g : g_1$ und hieraus $g_1 = \frac{g \, . \, DF}{DE}$. Da in dem rechtwinklichen Dreieck DEF, $DF : DE = \sin. DEF : 1$ und somit $\frac{DF}{DE} = \sin. DEF$ oder wegen der schon vorerwähnten Gleichheit der Winkel DEF und BAC, $\frac{DF}{DE} = \sin. BAC$ ist, so hat man $g_1 = g \, . \sin. BAC$, d. h. die Acceleration g_1 auf der schiefen Ebene ist gleich der Acceleration g im freien Fall multiplicirt mit dem Neigungswinkel der schiefen Ebene, und man braucht in den oben angeführten Formeln für den freien Fall nur anstatt g_1, $g. \sin. BAC$ zu setzen, um diese Formeln für den Fall über die schiefe Ebene A B umzuwandeln. Man hat daher zur Berechnung des Weges s_1, den ein Körper auf einer schiefen Ebene von irgend einem Neigungswinkel a in der t_1 zurücklegt oder der Zeit t_1, die er zur Zurücklegung des Weges s_1 braucht, oder endlich der Geschwindigkeit c_1, die er nach Verlauf einer gewissen Zeit t_1 oder nach Zurücklegung eines gewissen Weges s_1 erlangt hat, die Gleichungen $s_1 = \frac{gt_1{}^2}{2} \sin. a$ . . . (I)

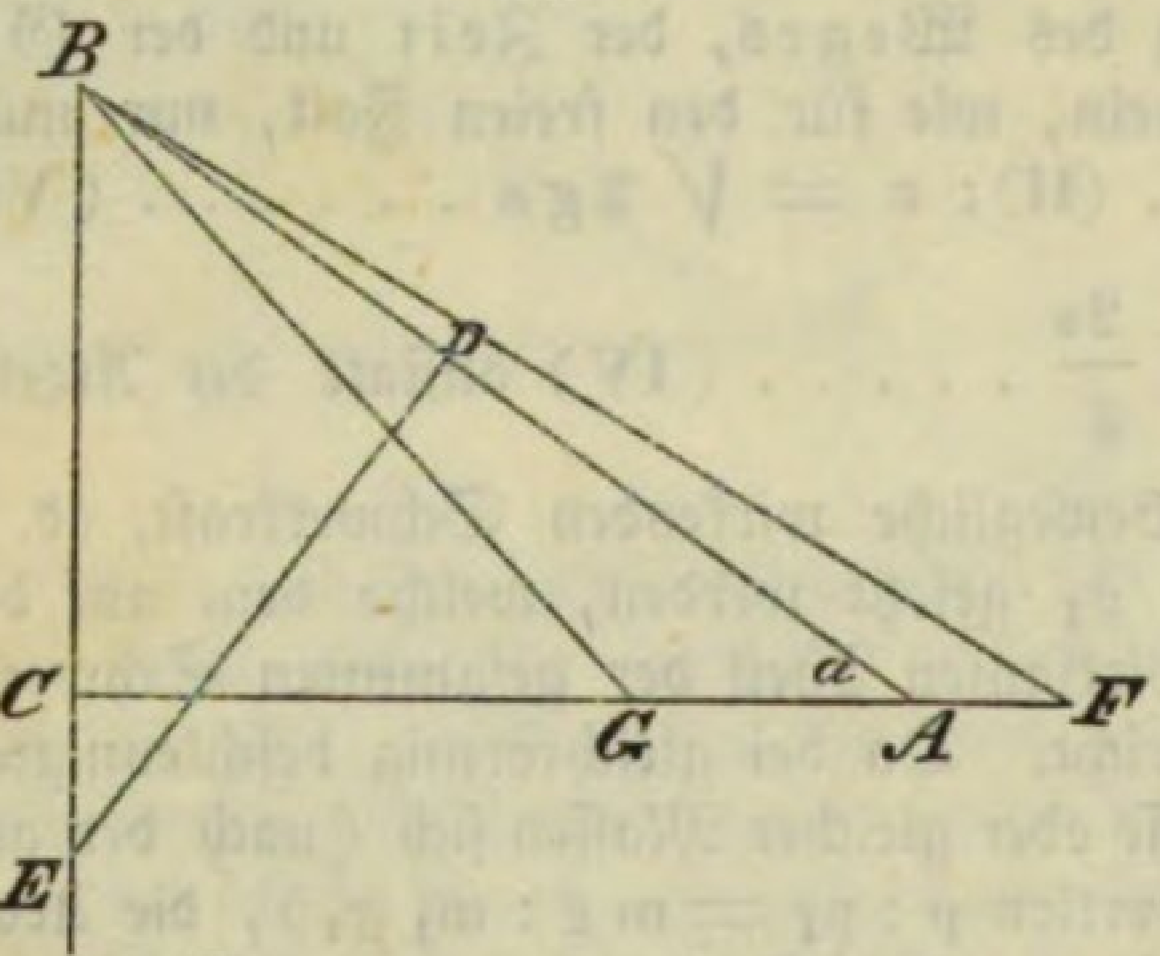
$t_1 = \sqrt{\frac{2s_1}{g \sin. a}}$ . . . (2), $c_1 = gt_1 \sin. a$ . . . (3) und

$c_1 = \sqrt{2 s_1 g \sin. a}$ . . . . (4), wo, wie schon vorn bemerkt wurde, $g_1 = 31{,}03$ Fuß ist.

83. Nähere Betrachtung der Bewegung über schiefe Ebenen. Aus den vorstehenden und den oben unter (I) bis (VI) für den freien Fall aufgestellten Formeln ergibt sich sehr leicht die Lösung einiger Aufgaben, die an und für sich interessant, außerdem aber auch noch für eine folgende Untersuchung wichtig sind.

I. Aufgabe. Es ist der Weg x zu ermitteln, den ein Körper, vom Punkte B (Fig. 63) aus, längs der Höhe BC der schiefen Ebene AB von der Neigung a frei fallend, in der nämlichen Zeit T zurücklegen würde, in welcher er auf der schiefen Ebene selbst den Weg BD zurücklegt.

Fig. 63.



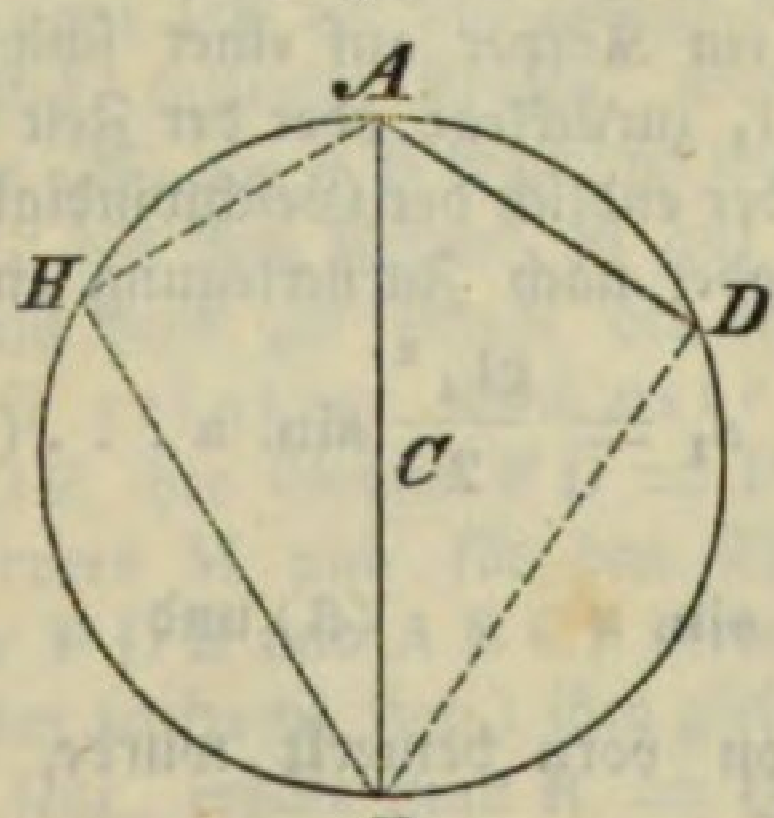
Auflösung. Nach Formel (III) S. (110) ist der unbekannte Weg $x = \frac{g T^2}{2}$ und nach Formel (I) für die schiefe Ebene ist BD $= \frac{g T^2}{2}$ sin. a, mithin BD $=$ x sin. a und $x = \frac{BD}{\sin. a}$ . . . . (†)

Errichtet man im Punkte D eine in die Ebene ABC fallende, auf AB senkrechte Linie und verlängert sie, bis sie die (im Erforderungsfalle gleichfalls zu verlängernde) Höhe BC der schiefen Ebene in einem Punkte E trifft, so ist in dem rechtwinklichen Dreiecke BDE, BD : BE $=$ sin. BED : 1 und hieraus

BE $= \frac{BD}{\sin. BED}$ oder, da wegen Aehnlichkeit der beiden Dreiecke BDE und ABC (denn sie haben den Winkel bei B gemeinschaftlich und die Winkel BDE und BCA als rechte Winkel gleich) der Winkel BED $=$ dem Neigungswinkel a ist, BE $= \frac{BD}{\sin. a}$ . . . . (††), und somit nach Gleichung (†) und (††) x $=$ BE.

Hieraus folgt, daß wenn man durch die Endpunkte A oder B des vertikalen Durchmessers AB eines Kreises (Fig. 64) beliebige Sehnen, z. B. AD, BH . . . . zieht, diese (als schiefe Ebenen betrachtet) von einem schweren Körper alle in der nämlichen Zeit durchlaufen werden, in welcher derselbe frei fallend den Durchmesser AB zurücklegt. Denn verbindet man den Endpunkt D der Sehne AD durch eine gerade Linie mit B oder den Endpunkt H der Sehne BH mit A, so steht, da jeder Winkel im Halbkreise über dem Durchmesser ein rechter ist, BD ebenso senkrecht auf AD, wie in Fig. 63 ED auf BA senkrecht steht, und es läßt sich daher ganz auf dieselbe Art beweisen, daß ein von A aus in Bewegung gesetzter Körper in gleichen Zeiten den Durchmesser AB (im freien Falle) und die schiefe Ebene AD zurücklegt, wie dies oben für die Linien BE und BD geschehen, und ganz das Nämliche gilt auch für die Sehne BH und den Durchmesser AB. Um dies leichter einzusehen, darf man sich nur die Fig. 64 umgekehrt, d. h. den Punkt B nach oben und A nach unten gebracht denken.

Fig. 64.



II. Aufgabe. Es soll das Verhältniß der Geschwindigkeiten bestimmt werden, mit welchen ein von **B** (Fig. 63.) aus in Bewegung gesetzter Körper im freien Fall am Endpunkte **C** der Höhe und am Ende **A** der Länge der schiefen Ebene ankömmt.

Auflösung. Nach Formel (VI) S. 111 ist für den freien Fall durch den Weg **BC** die Geschwindigkeit $c = \sqrt{2gBC}$ und die Formel (4) S. 111 gibt für die Geschwindigkeit c_1 auf der schiefen Ebene am Ende des Weges **BA** die Gleichung $c_1 = \sqrt{2gAB \sin. a}$, es ist daher $c : c_1 = \sqrt{2gBC} : \sqrt{2gAB \sin. a}$ oder $c^2 : c_1{}^2 = 2gBC : 2gAB \sin. a$ und hieraus, da in dem rechtwinklichen Dreiecke **ABC** die Kathete $BC = AB \sin. a$ ist, $c^2 = c_1{}^2$ oder $c = c_1$. Ein vom höchsten Punkt (**B**) einer schiefen Ebene aus in Bewegung gesetzter Körper kömmt daher an ihrem Ende (**A**) mit der nämlichen Geschwindigkeit an, als wenn er durch ihre Höhe (von **B** bis **C**) frei fiele .... (††)

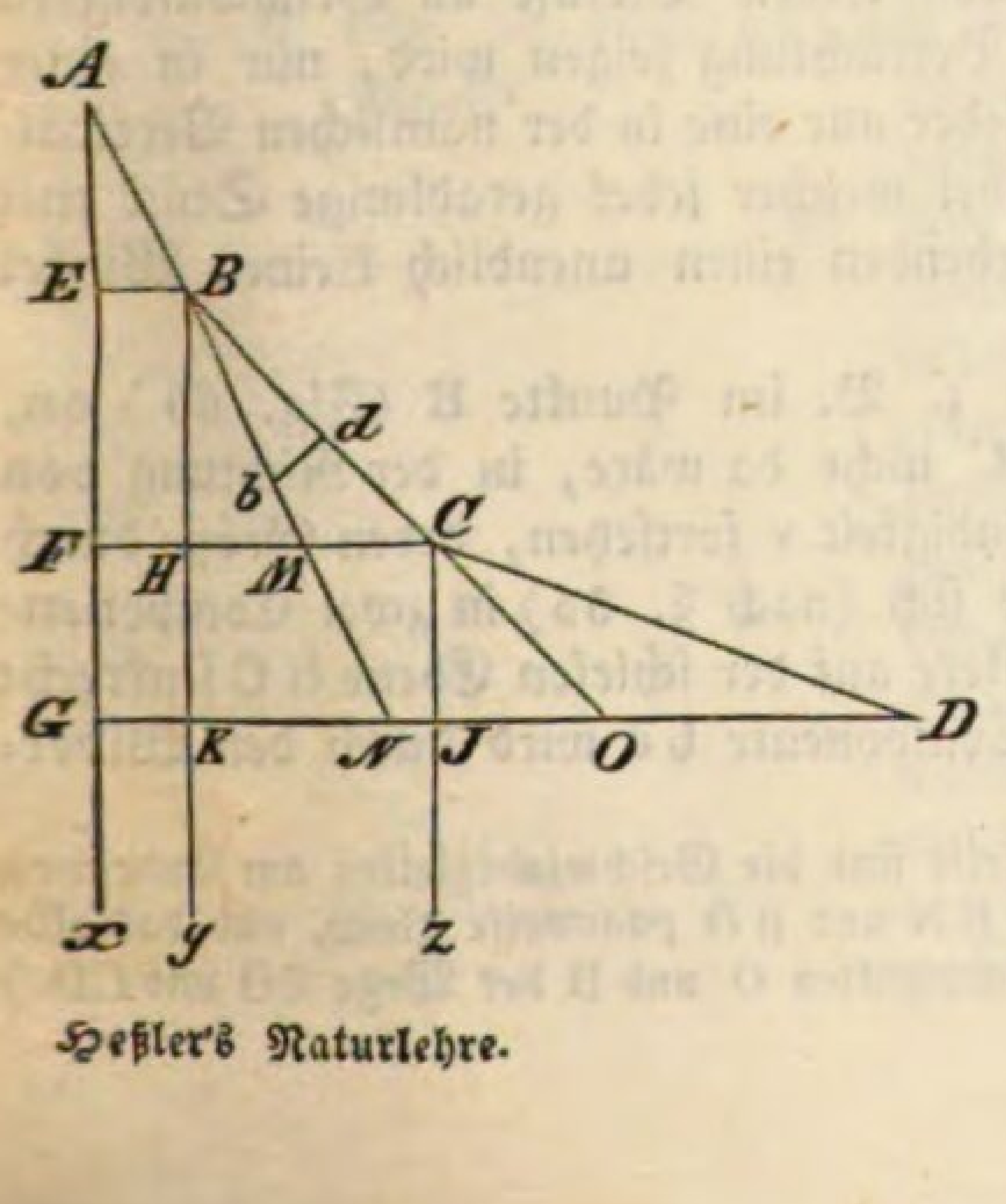
Da, wenn man die Geschwindigkeiten, womit ein von **B** ausgehender Körper an den Endpunkten **A**, **F** und **G** der Längen **BA**, **BF** und **BG** der verschiedenen schiefen Ebenen von einerlei Höhe (**BC**) ankömmt, mit c_1, c_2, und c_3 bezeichnet, jede derselben zu Folge des eben erwiesenen Satzes (††) gleich $\sqrt{2gBC}$ ist, so hat man $c_1 = c_2 = c_3$ d. h. ein Körper erlangt bei der Bewegung durch die Längen ungleich langer, aber gleich hoher schiefer Ebenen die nämliche Endgeschwindigkeit . . . . (†††)

III. Aufgabe. Man hat die Geschwindigkeit aufzufinden, mit welcher ein Körper nach der Bewegung durch eine in derselben Verticalebene gelegene Polygonallinie **ABCD** . . . . (Fig. 65) am untersten Punkt **D** dieser Linie ankömmt, vorausgesetzt, daß er in den Ecken, d. i. an den Punkten **B** und **C** nichts von der bereits erlangten Geschwindigkeit verliert.

Auflösung. Zieht man von **A**, **B** und **C** nach unten die Verticallinien **Ax**, **By** und **Cz**, und aus den Punkten **B**, **C** und **D**, die auf **Ax** und somit auch auf **By** und **Cz** senkrecht stehenden (horizontalen) Geraden **BE**, **CF** und **DG**, so stellen die Seiten **AB**, **BC** und **CD** der in Rede stehenden Polygonallinie die Längen schiefer Ebenen von den Höhen **AE**, **BH** und **CJ** vor.

Zufolge des im Vorhergehenden bewiesenen Satzes (††) hat der von **A** aus seine Bewegung beginnende Körper, am Endpunkte **B** der schiefen Ebene

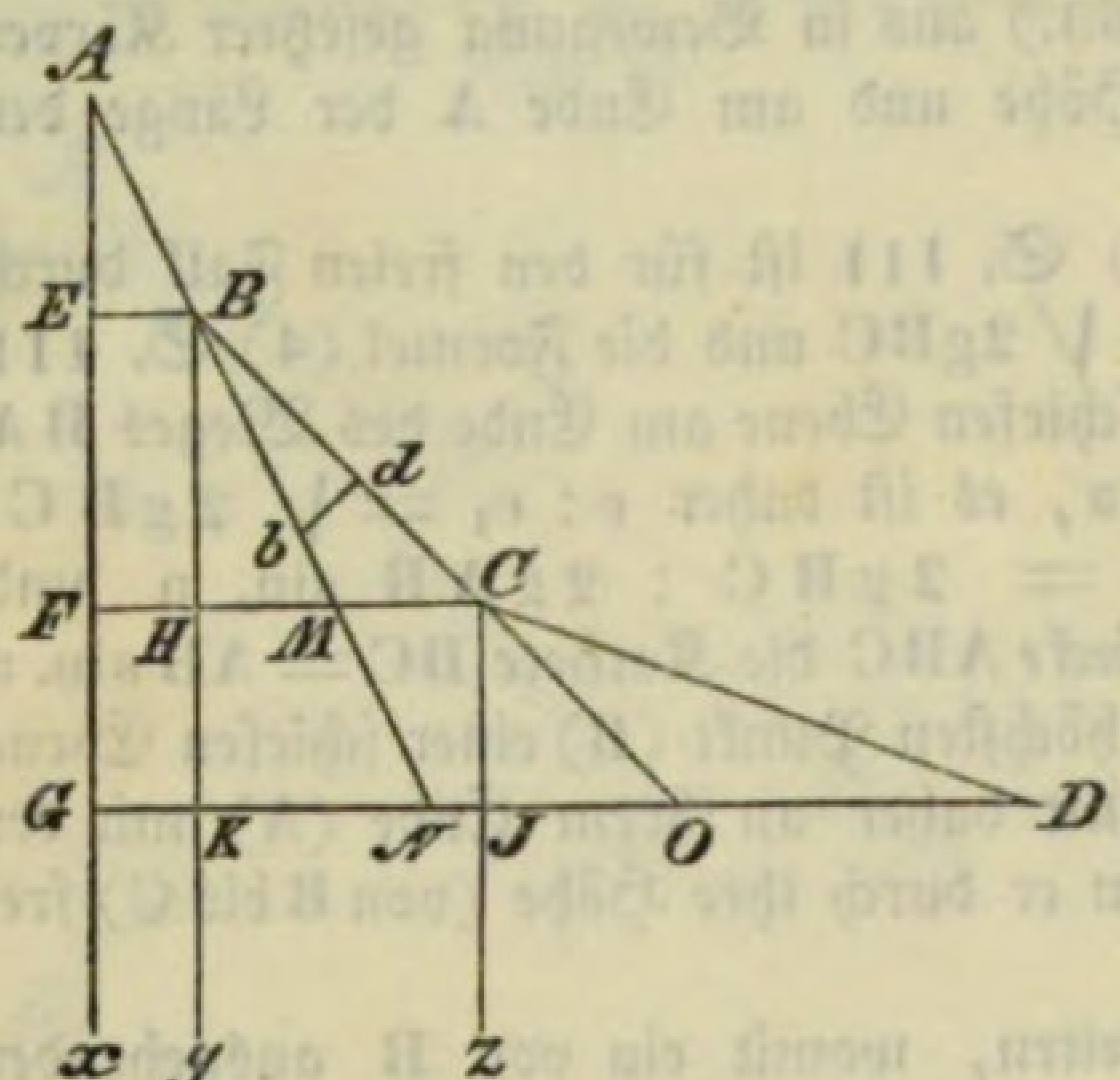
Fig. 65.



AB angelangt, eine Geschwindigkeit c, die eben so groß ist, als die Geschwindigkeit c_1, mit der er frei fallend in **E** ankömmt, so daß $c = c_1$ ist (1).

Würde der Körper nun von **B** aus seine Bewegung nach den verlängerten Richtungen von **AB** und **AE** bis **M** und **F** fortsetzen, so wäre aus gleichem Grund wie vorher die Geschwindigkeit c_2 im Punkte **M** gleich der Geschwindigkeit c_3 am Ende der Höhe **AF** der schiefen Ebene **AM**, so daß auch $c_2 = c_3$ ist....(2). Durch Subtraction der beiden Gleichungen (1) u. (2) ergibt sich $c_2 - c = c_3 - c_1$. Es muß daher die Geschwindigkeit, die der Körper bei

Fig. 65.



der Bewegung auf der schiefen Ebene von **B** nach **M** zu der in **B** bereits erlangten Geschwindigkeit c noch hiezu bekommt und welche wir der Kürze wegen k nennen wollen, eben so groß sein als die Geschwindigkeit, die er im freien Fall von **E** bis **F** zu der Geschwindigkeit c_1 noch hinzu erlangt, welche er schon in **E** besaß, so daß $c + k = c_1 + k$ ist.

Die Geschwindigkeit k, welche auf dem Weg von **B** bis **M** erlangt wird, ist aber nach Satz (†††) auf S. **113** eben so groß als die Geschwindigkeit k_1, die auf der schiefen Ebene **BC** auf dem Weg von **B** bis **C** gewonnen wird, daher hat man auch $c + k_1 = c_1 + k$ .... (3), d. h. der von **A** aus in Bewegung tretende Körper kömmt am untersten Punkte **C** der zwei schiefen Ebenen **A B** und **BC** mit der nämlichen Geschwindigkeit an, als wäre er durch ihre gemeinschaftliche Höhe **A F** frei gefallen. Da nun ganz auf die nämliche Art gezeigt werden kann, daß der Zuwachs (k_2) an Geschwindigkeit von **F** nach **G**, jenem (k_3) bei der Bewegung von **M** nach **N**, dieser wieder dem Geschwindigkeits-Zuwachs k_4 auf dem Wege von **C** nach **O** gleiche und k_4 endlich der Geschwindigkeit k_5 gleich ist, die auf dem Weg von **C** nach **D** erlangt wird*), so hat man $k_2 = k_3 = k_4 = k_5$ oder $k_2 = k_5$ ....(4) und durch Additionen der Geichungen (3) und (4) ergibt sich $c + k_1 + k_5 = c_1 + k + k_2$ d. h. der Körper erlangt bei der Bewegung durch die Bahn **ABCD** im Endpunkte **D** die nämliche Geschwindigkeit, als hätte er im freien Falle die Höhe **A G** dieser Polygonalenbahn zurückgelegt . . . . (I)

Daß dieser Satz für jede Anzahl Seiten einer in derselben Verticalebene gelegenen Polygonalbahn gelte, ist für sich klar. Auch läßt er sich leicht auf die Fälle, wo die Theile der besagten Bahn in verschiedene Verticalebenen fallen, ausdehnen, was jedoch hier nicht in unserem Zwecke liegt. Immer aber gilt er, wie schon oben bemerkt worden, blos unter der Voraussetzung, daß der sich bewegende Körper in den Ecken der Bahn keinen Verlust an Geschwindigkeit erleide, was jedoch, wie die folgende Betrachtung zeigen wird, nur in einer polygonalen Bahn, (und es soll hier wieder nur eine in der nämlichen Verticalebene gelegenen Bahn gemeint sein), bei welcher jedes geradlinige Stück mit der Verlängerung des nächst vorhergehenden einen unendlich kleinen Winkel einschließt, der Fall ist.

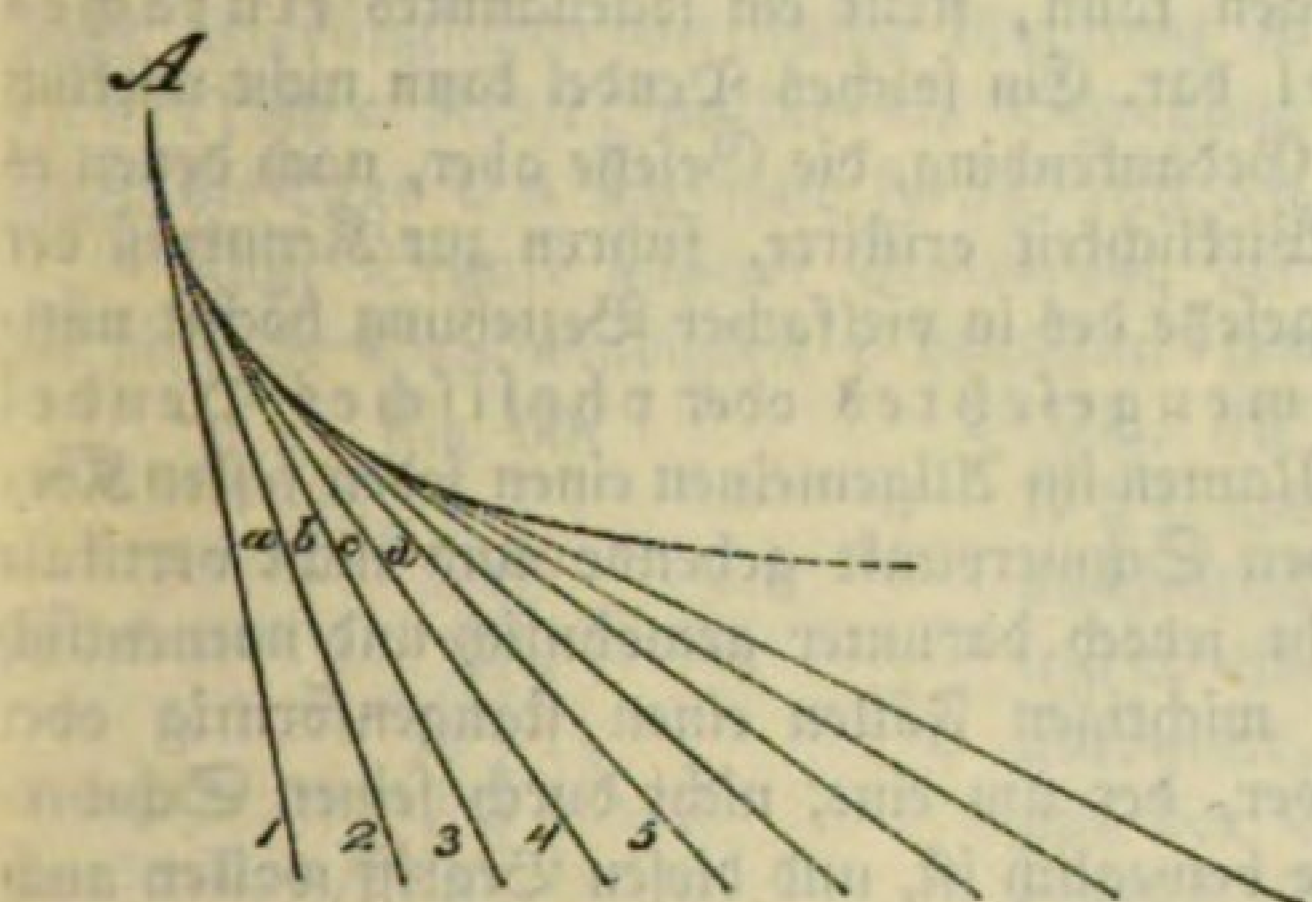
Kömmt nämlich das Bewegliche z. B. im Punkte **B** (Fig. 65) an, so würde es, wenn die schiefe Ebene **BC** nicht da wäre, in der Richtung von **B** nach **M** seinen Weg mit einer Geschwindigkeit v fortsetzen, deren Größe durch die Linie **B** b vorgestellt werden soll und sich (nach §. 55) in zwei Componenten b d und **B** d zerlegen läßt, wovon erstere auf der schiefen Ebene **B C** senkrecht steht und letztere ihr parallel ist. Die Componente b d wird durch den Wider-

*) (denn nach (†††) der vorhergehenden Seite sind die Geschwindigkeiten am Ende von **BM** uud **BC**, desgleichen am Ende von **B N** und **B O** paarweise gleich, und dasselbe gilt von den Geschwindigkeiten in den Endpunkten **O** und **D** der Wege **CO** und **CD**.)

stand der unbeweglich gedachten Ebene B C aufgehoben und es bleibt daher von der ursprünglichen Geschwindigkeit v nur der Theil B d übrig, so daß der in B stattfindende Geschwindigkeitsverlust $bd = v - Bd$ ist. Da im rechtwinklichen Dreiecke B d b die Kathete $Bd = Bb \cos. bBd = v. \cos. bBd$ ist, so ist der Verlust $bd = v - v\cos. bBd = v(1 - \cos. bBd)$, und nähert sich daher desto mehr dem Werthe Null, je mehr der cos. b B d sich der Einheit (dem Halbmesser) nähert, d. h. je kleiner der Winkel b B d wird. Sind daher bei einer Polygonalbahn A B C D . . . ., die das Bewegliche durchläuft, die Winkeln N B O, O C D u. s. f., unter welchen die schiefen Ebenen A N, B O, C D, als deren Stücke die Seiten der Polygonallinie angesehen werden können, zusammenstoßen, unendlich klein oder, was gleichbedeutend ist, schließen sich die geradlinigen Stücke der Polygonalbahn unter von 180° unendlich wenig verschiedenen Winkel aneinander an, so erleidet das Bewegliche in den Ecken dieser Bahn keinen Verlust an Geschwindigkeit.

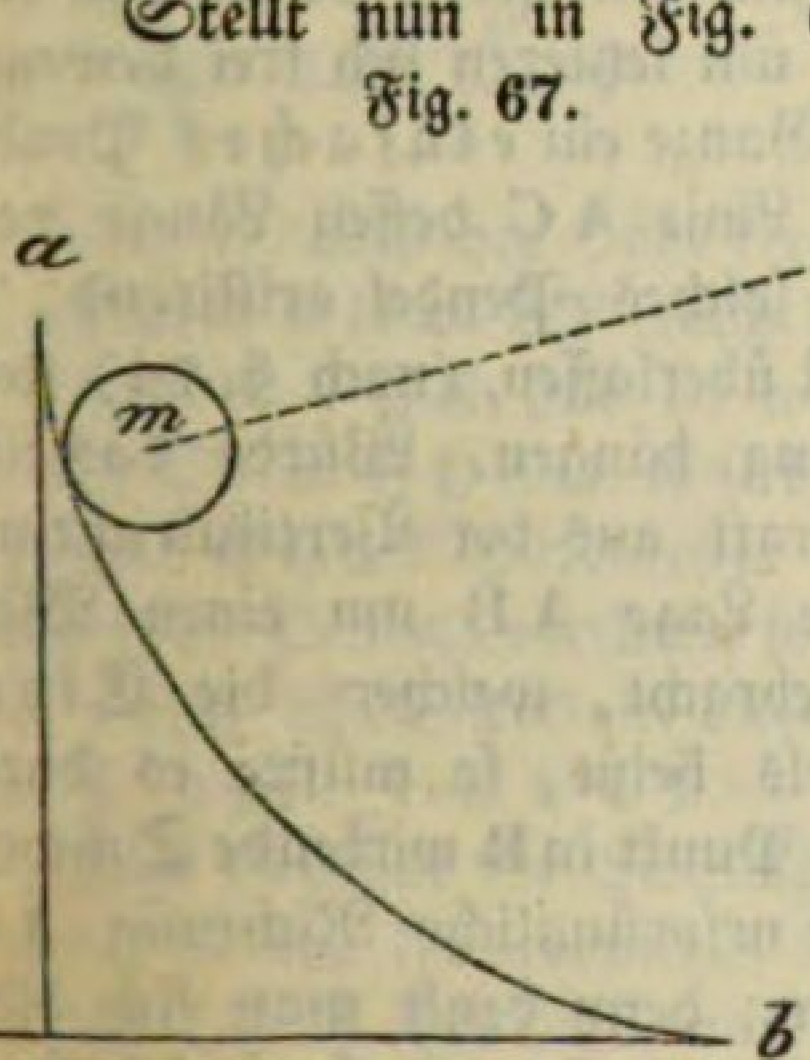
Als eine Polygonalbahn dieser Beschaffenheit kann man aber eine jede ebene krumme Linie ansehen, indem, (wie Figur. 66 anschaulich macht), die zu den einzelnen aufeinander folgenden Punkten einer solchen Linie gezogenen Tangenten 1, 2, 3 . . . . als eben so viele unter unendlich kleinen Winkeln a, b, c . . . . zusammenstoßende schiefe Ebenen betrachtet werden können. Es steht demnach auch der Satz fest: Ein Körper erlangt bei der Bewegung durch eine in der nämlichen Veticalebene gelegene stetig krumme Bahn und zwar ganz unabhängig von ihrer übrigen Natur und Beschaffenheit, dieselbe Geschwindigkeit, als wäre er durch die Höhe dieser Bahn, d. i. durch die Perpendiculäre gefallen, welche vom obersten Punkt der Bahn auf die von ihrem untersten Punkt aus in der Vertikalebene der Bahn gezogene Horizontale gefällt wird . . . . (*)

Fig. 66.



Stellt nun in Fig. 67 a b den senkrechten Durchschnitt einer in einer Vertikalebene liegenden kreisförmig gekrümmten Rinne vor, und man überläßt einen bei a in diese Rinne gelegten schweren Körper, z. B. eine Kugel m, sich selbst, so muß sie zu Folge der Schwere in einer bestimmten Zeit den Kreisbogen a b durchlaufen und wird, vorausgesetzt, daß die zwischen ihr und der Rinne stattfindende Reibung und der Widerstand, den die Luft ihr entgegensetzt, gering genug sind, um keinen störenden Einfluß zu üben, im Punkte b mit der Geschwindigkeit $c = \sqrt{2gac}$, d. h. als hätte sie im freien Fall den Weg a c zurückgelegt, anlangen.

Fig. 67.

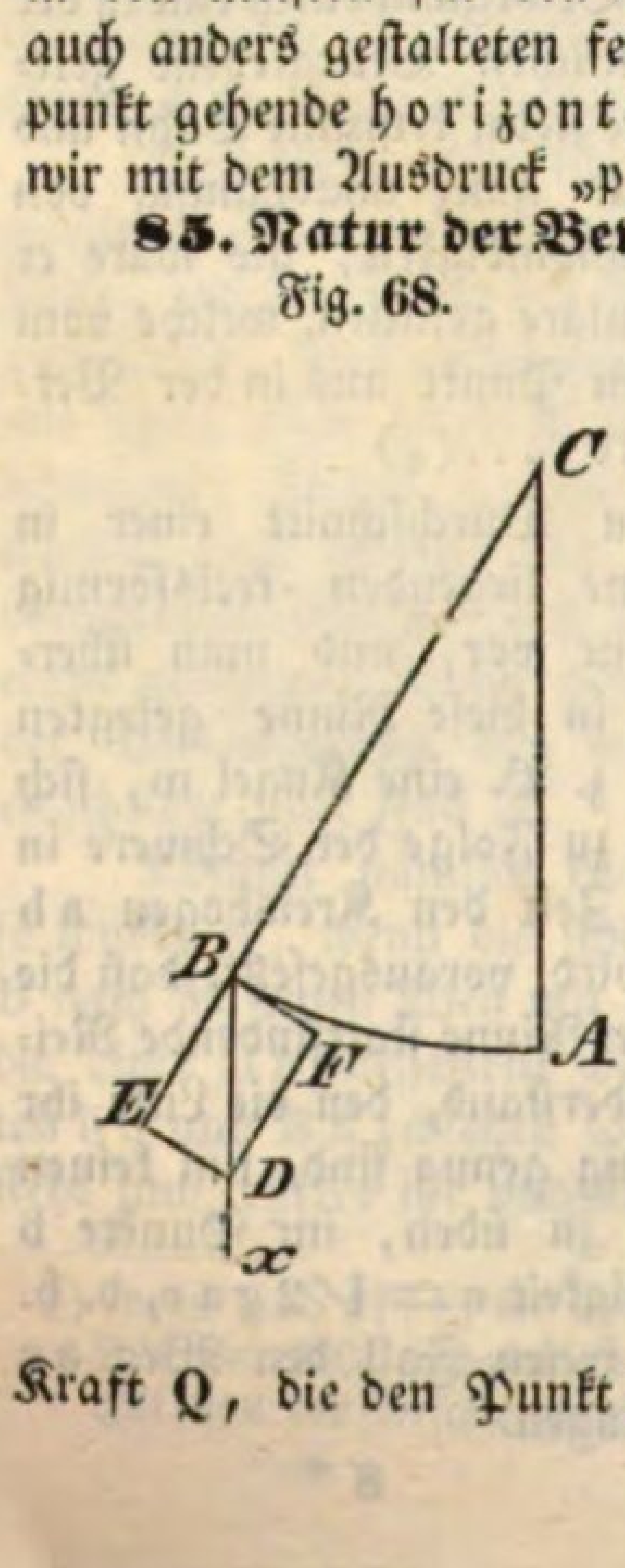


An dieser Bewegung wird offenbar nichts geändert, wenn man sich das Bewegliche m, es mag dies ein Körper oder auch blos ein materieller Punkt sein, durch eine als nicht träge und nicht schwer gedachte Linie von unveränderlicher Länge (durch einen feinen, hinreichend festen Faden oder durch eine Stange, von deren Dehnbarkeit, Trägheit und Gewicht man abstrahirt), mit dem Mittelpunkt C des Kreises, wovon der Bogen a b ein Stück ausmacht, so verbunden denkt, daß es sich um diesen Punkt C frei bewegen kann. Das Bewegliche m wird auch jetzt noch die krumme Bahn a b durchlaufen und in b mit der Geschwindigkeit $c = \sqrt{2gac}$ anlangen, dieses aber sicherlich auch dann noch thun, wenn die Rinne a b, die, dem Beweglichen als Unterlage dienend, dasselbe nur verhindert, sich, bei dem Bestreben zu Boden zu fallen, während jener Bewegung vom Mittelpunkt C zu entfernen, beseitigt wird, indem durch die vorbesagte Verbindungsweise von m mit C auch ohne Rinne a b ganz das Nämliche geleistet wird. Hierauf beruht die nun folgende Pendelbewegung.

84. Begriff des Pendels. Ein schwerer, materieller Punkt, der in eben angegebener Weise durch eine schwerlose und nicht träge Linie von unveränderlicher Länge mit einem fixen Punkte so verbunden gedacht wird, daß er sich um diesen letzteren frei bewegen kann, stellt ein sogenanntes einfaches oder mathematisches Pendel dar. Ein solches Pendel kann nicht wirklich existiren, sondern ist nur ein bloßes Gedankending, die Gesetze aber, nach denen es sich bewegen müßte, wenn es in Wirklichkeit existirte, führen zur Kenntniß der Eigenschaften und der Bewegungsgesetze des in vielfacher Beziehung höchst nützlichen Apparates, welcher zusammengesetztes oder physisches Pendel heißt. Man bezeichnet mit diesem Namen im Allgemeinen einen jeden festen Körper, der um eine nicht durch seinen Schwerpunkt gehende und nicht vertikale Achse bewegt werden kann; versteht jedoch darunter gewöhnlich und namentlich in den meisten für den Techniker wichtigen Fällen einen stangenförmig oder auch anders gestalteten festen Körper, der um eine, nicht durch seinen Schwerpunkt gehende horizontale Achse beweglich ist, und diesen Begriff wollen auch wir mit dem Ausdruck „physisches Pendel" in der Folge immer verbinden.

85. Natur der Bewegung eines einfachen Pendels. Ist A (Fig. 68) ein schwerer materieller Punkt, A C eine nicht schwere und nicht träge (daher zur Bewegung keine Kraft erfordernde) und in der Länge unveränderliche Linie, welche A mit dem fixen Punkt C so verbindet, daß ersterer um letzteren sich frei bewegen kann, so stellt das Ganze ein einfaches Pendel und die Länge der Linie A C dessen Länge vor. Denkt man sich ein solches Pendel existirend, so müßte es, sich selbst überlassen, (nach §. 74) stets in vertikaler Richtung hängen. Würde dasselbe durch irgend eine Kraft aus der Vertikalrichtung A C in eine andere Lage A B um einen Winkel A C B herausgebracht, welcher die Elongation des Pendels heißt, so müßte es durch die auf den schweren Punkt in B wirkende Schwerkraft wieder in die ursprüngliche Richtung A C zurückgeführt werden: denn denkt man sich diese

Fig. 68.

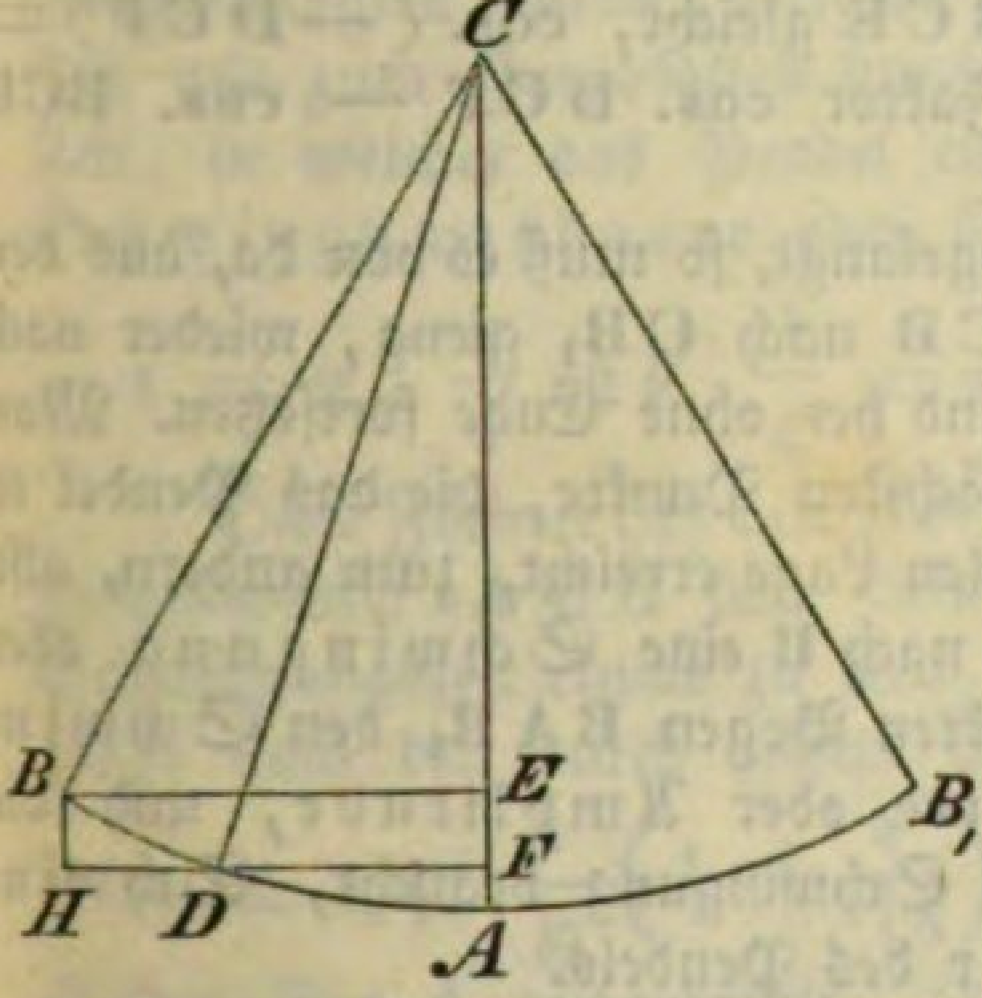


Kraft Q, die den Punkt B in der vertikalen Richtung B x abwärts zieht und

der Größe nach durch die Linie BD vorgestellt werden soll, in zwei Componenten zerlegt, wovon die eine in die verlängerte Richtung der Linie CB fällt und die andere auf CB senkrecht steht, so wird die erstere Componente BE durch den Widerstand, den die nicht dehnbare Linie CB und der fixe Punkt C leisten, aufgehoben, die Componente BF aber, welche tangentiell zu dem Kreisbogen wirkt, den der schwere Punkt bei der Bewegung des Pendels aus der Richtung CA in die Lage CB durchlaufen hat, sucht mit ihrer ganzen Intensität (die R heißen soll), diesen Punkt von B gegen A hinzubewegen. Da wegen der Rechtwinklichkeit des Dreieckes BFD, $BF = BD \sin. BDF$ und wegen Gleichheit der Winkel BDF und EBD (als Wechselwinkel), ferner der Winkel EBD und BCA, (denn sie sind ein äußerer und innerer Winkel an derselben Seite der, die zwei parallelen Linien CA und Bx schneidenden Geraden CE) der Winkel BDF = ist dem Elongationswinkel BCA, so hat man die Größe der das Pendel gegen die Lage CA hin bewegenden Kraft BF oder $R = Q . \sin BCA$ . . . . (1). Diese Kraft ist als Theil der fortwährend wirksamen Schwere Q eine *continuirlich wirkende*, aber (da ihr Werth mit dem Winkel BCA, der in dem Maße kleiner wird, als sich das Pendel seiner ursprünglichen vertikalen Richtung AC nähert, abnimmt), eine *veränderliche* Kraft; mithin die Bewegung des Pendels aus der Lage CB gegen die Lage CA hin (nach §. 54) eine *ungleichförmg beschleunigte*.

Zum Behufe näherer Erörterung der Gesetzmäßigkeit dieser Bewegung soll nun die Geschwindigkeit c bestimmt werden, womit der schwere Punkt B

Fig. 69.

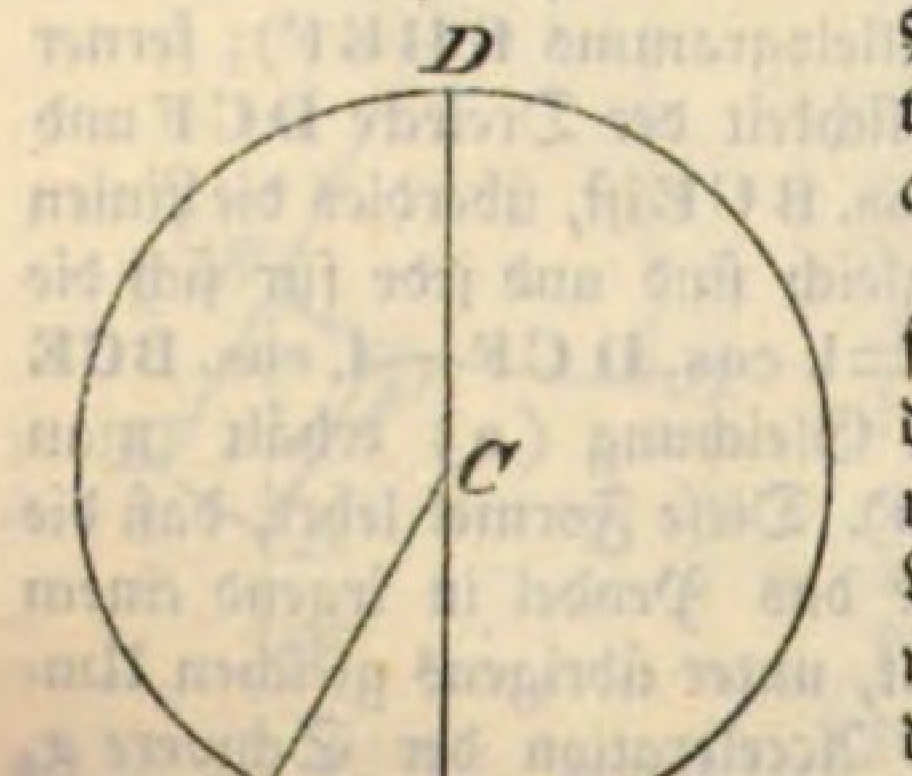


(Fig. 69) eines um den Elongationswinkel BAC aus der vertikalen Richtung AC herausgebrachten mathematischen Pendels in irgend einem Punkt D des Kreisbogens BA ankömmt, in welchem er, da kein Grund, aus der Ebene BCA herauszutreten, vorhanden ist, von B nach A zurückkehrt. Zieht man von B und D auf AC die Senkrechten BE und DF und auf die verlängerte DF das Perpendikel BH, so stellt dieses die Höhe der krummen Bahn BD vor, welche der schwere Punkt des Pendels durchläuft und die Geschwindigkeit c, mit welcher derselbe am Endpunkte D dieser Bahn ankömmt, ist (nach Satz (*) auf S. 115) eben so groß, als wäre er durch ihre Höhe frei gefallen. Man hat somit $c = \sqrt{2 g BH}$ .... (a) Es ist aber $BH = EF$ (nach der Natur des Parallelogramms BHEF); ferner $EF = CF - CE$ und da wegen der Rechtwinklichkeit der Dreiecke DCF und BCE, $CF = CD \cos. DCF$ und $CE = CB \cos. BCE$ ist, überdies die Linien CD und CB als Halbmesser desselben Kreises gleich sind und jede für sich die Länge l des Pendels vorstellt, so folgt: $BH = EF = l. \cos. DCF - l. \cos. BCE$ und durch Substitution dieses Werthes in die Gleichung (a) erhält man $c = \sqrt{2 g l . (\cos. DCF - \cos BCE)}$ .... (b). Diese Formel lehrt, daß die in Frage stehende Geschwindigkeit c, mit welcher das Pendel in irgend einem Punkte D der kreisförmigen Bahn BA ankömmt, unter übrigens gleichen Umständen (d. i. bei bestimmten Werthen für die Acceleration der Schwere g, für die Länge l und Elongation BCA des Pendels), desto größer sei, je größer

cos. DCF, d. h. je kleiner der Winkel DCF ist oder je näher der betreffende Punkt D dem Punkte A liegt; daß somit die Geschwindigkeit des Pendels zunimmt, je mehr sich dasselbe der vertikalen Richtung AC nähert und in der Lage AC selbst, für welche der Winkel DCF = o, mithin der cos. DCF am größten, nämlich dem Halbmesser gleich ist, ihren größten Werth habe. Das Pendel kann daher, in AC angekommen, (wegen der in dieser Lage ihr eigenen, größten Geschwindigkeit) daselbst weniger ruhen als in irgend einer andern Lage zwischen BC und AC, sondern muß in Folge der Trägheit seine Bewegung über AC hinaus fortsetzen, so daß der Winkel DCF negativ wird und der schwere Punkt des Pendels im Kreisbogen AB_1 aufwärts steigt. Dies Aufwärtssteigen muß so lange fortdauern, bis der schwere Punkt des Pendels die Geschwindigkeit, mit der er an der tiefsten Stelle A seiner Bahn angekommen ist, durch die Wirkung der das Pendel immer mit mehr Stärke in die Lage AC zurückziehenden Schwerkraft verloren hat, d. h. bis c = Null geworden ist, so daß die Gleichung besteht $o = \sqrt{2 g l (\cos. DCF - \cos. BCE)}$....(3), was, vorausgesetzt, daß von allen Hindernissen der Bewegung (Reibung am Punkte C und Luftwiderstand) abgesehen werde, dann der Fall sein wird, wenn der beim allmäligen Aufsteigen des Pendels im Bogen AB_1 immer wachsende negative Werth des Winkels DCF die numerische Größe des Winkels BCE erreicht hat, d. h. das Pendel von A aus in der Richtung nahe B_1 hin eben so weit (bis CB_1) gestiegen ist, als es aus der Lage CB (bis AC) gefallen war, so daß $BA = AB_1$ ist; denn da zu Winkeln gleicher Größe im 1. und 4. Quadranten, (wovon die ersteren mit +, die letzteren mit — bezeichnet werden), ein und derselbe Cosinus gehört, so ist, wenn der negative Winkel DCF an numerischer Größe dem Winkel BCE gleicht, $\cos. (-DCF) = \cos. DCF = \cos. BCE$, mithin der Faktor $\cos. DCF - \cos. BCE$ in Gleichung (b) = o, daher auch c = o.

Ist so das Pendel in der Lage CB_1 angelangt, so muß es von da, aus den nämlichen Gründen, aus welchen es von CB nach CB_1 gieng, wieder nach CB zurückkehren und diese Bewegung hin und her ohne Ende fortsetzen. Man nennt die Bewegung von dem einen der höchsten Punkte, die das Pendel in seiner Bahn auf beiden Seiten seiner vertikalen Lage erreicht, zum andern, also die Bewegung von B bis B_1 oder von B_1 nach B eine *Schwingung* oder *Oscillation*, den in Graden ausgedrückten Bogen BAB_1 den *Schwingungsbogen*, die *Schwingungsweite* oder *Amplitude*, und die Zeit, die das Pendel zur Vollendung einer Schwingung braucht, *Schwingungszeit* oder *Schwingungsdauer* des Pendels.

Fig. 70.



86. Schwingungszeit eines einfachen Pendels. Die Schwingungsdauer t, dieses wichtigste Element der Pendelbewegung, ergibt sich aus dem Vorhergehenden auf folgende Weise.

Ist CA (Fig. 70.) die Länge l eines einfachen Pendels, ABD ein um den Drehpunkt C des Pendels mit dem Halbmesser AC beschriebener Kreis, man bringt das Pendel nun in die Lage CB und überläßt es hierauf sich selbst, so würde es, wenn dessen schwerer Punkt von B auf der, eine schiefe Ebene darstellenden Sehne des Bogens BA nach A zurückkehrte, bis zur Ankunft in

der Lage **CA** eine Zeit T_1 brauchen, die eben so groß ist als die Zeit, in welcher er frei fallend den Durchmesser $DA = 2AC = 2l$ zurücklegt, (§. 83) so daß $T_1 = \sqrt{\frac{2.2l}{g}} = 2\sqrt{\frac{l}{g}}$ wäre.

Da nun aber der besagte schwere Punkt in Wirklichkeit nicht durch die Sehne des Bogens **BA**, sondern durch diesen Bogen selbst fällt, und da, nach den Lehren der höhern Mechanik, die Zeiten **T** und T_1 eines durch einen Kreisbogen und eines durch dessen Sehne fallenden Körpers, vorausgesetzt, daß der Bogen sehr klein sei, sich wie $\frac{\pi}{2} : 2$ verhalten, also $T : T_1 = \pi : 4$, somit $= T = \frac{\pi}{4} T_1$ ist, (wo π die bekannte Verhältnißzahl zwischen Umfang und Durchmesser eines Kreises, d. i. die Zahl 3,1415 . . . bedeutet), so ergiebt sich für die Zeit **T**, in welcher das mathematische Pendel aus der schiefen Lage **BC** in der vertikalen **AC** anlangt, unter Voraussetzung, daß der Bogen **BA** sehr klein sei, die Gleichung $T = \frac{\pi}{4} \cdot 2\sqrt{\frac{l}{g}}$. Da ferner, wie vorher gezeigt worden, das in der Lage **CA** angekommene Pendel daselbst nicht ruhen kann, sondern über diese Lage hinaus seine Bewegung so lange fortsetzen muß, bis dessen in der Fortsetzung des Kreisbogens **B A** aufsteigender schwere Punkt in Folge Gegenwirkung der Schwerkraft die ganze während des Falles durch den Bogen **BA** erlangte Geschwindigkeit wieder verloren hat, und hierzu offenbar eine eben so große Zeit wie zum Herabfallen durch den Bogen **BA** erforderlich ist, so wird die Zeit, in welcher das Pendel eine ganze Schwingung vollendet d. i. dessen Schwingungsdauer oder Schwingungszeit

$$t = 2 \cdot \frac{\pi}{4} \cdot 2\sqrt{\frac{l}{g}} = \pi\sqrt{\frac{l}{g}} \quad \text{sein} \quad . \; . \; . \quad (4).$$

Diese Formel (4) gilt aber nur unter der Voraussetzung, daß der Elongationswinkel **ACB** sehr klein sei; ist dies nicht der Fall, so gibt sie die Schwingungszeit etwas zu klein. Genauer erhält man dann die Schwingungszeit t nach der durch höhere Rechnung erweisbaren Formel

$t = \pi\sqrt{\frac{l}{g}}\left(1 + \frac{a^2}{16}\right)$, wo a den Elongationswinkel in Theilen des Halbmessers 1 ausgedrückt, (d. h. für jeden Grad der Elongation $\frac{\pi}{180} = \frac{3{,}1416}{180} = 0{,}01745$ gesetzt*), bedeutet.

---

*) Denn für den Halbmesser = 1 ist der Umfang des Kreises $2.\pi = 2.3{,}1416$; man hat mithin, wenn e die Elongation und a ihren Werth in Theilen des Halbmessers 1 bedeutet, nach der Proportion $a : 2.3{,}1416 = e : 360$, $a = \frac{e.\,2.3{,}1416}{360}$, $= e.\frac{3{,}1416}{180}$.

87. Gesetze der Bewegung eines einfachen Pendels.

1. Die Schwingungen des Pendels in kleinen Schwingungsbögen sind isochronisch, d. h. erfolgen alle in gleichen Zeiten: denn nach Formel (4) ist für solche Schwingungsbögen die Schwingungszeit t unabhängig von der Größe des Schwingungsbogens.

2. Die Schwingungszeiten bei Pendeln, die eine verschiedene Länge haben und an verschiedenen Orten schwingend gedacht werden, verhalten sich direkt wie die Quadratwurzeln aus den Pendellängen und umgekehrt, wie die Quadratwurzeln aus den, den verschiedenen Orten entsprechenden Accelerationen der Schwere: denn bezeichnen t und t_1 die Schwingungszeiten, l und l_1 die Längen zweier einfacher Pendel, ist ferner g die Acceleration an dem Orte, wo das Pendel von der Länge l und g_1 die Acceleration an dem Orte, wo das Pendel von der Länge l_1 schwingt, so hat man nach Formel (4)

$$t = \pi \sqrt{\frac{l}{g}} \ldots . \text{(I) und}$$

$$t_1 = \pi \sqrt{\frac{l_1}{g_1}} \ldots \text{(II), mithin}$$

$$t : t_1 = \sqrt{\frac{l}{g}} : \sqrt{\frac{l_1}{g_1}} \ldots (5).$$

3. Schwingen beide Pendel an einem und demselben Orte, für welchen Fall $g = g_1$ ist, so folgt aus (5) $t : t_1 = \sqrt{l} : \sqrt{l_1}$, d. h. für zwei an dem nämlichen Orte schwingende einfache Pendel verhalten sich die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Pendellängen.

4. Denkt man sich hingegen ein und dasselbe Pendel oder zwei Pendel derselben Länge, an verschiedenen Orten schwingend, so geht, weil für beide Fälle $l = l_1$ zu setzen ist, die Proportion (5) in $t : t_1 = \frac{1}{\sqrt{g}} \cdot \frac{1}{\sqrt{g_1}}$ oder $t : t_1 = \sqrt{g_1} : \sqrt{g}$ über, d. h. es verhalten sich dann die Schwingungszeiten wie umgekehrt die Quadratwurzeln aus den Accelerationen der Schwere an den Orten, wo die Pendel schwingen.

5. Bezeichnen, wie vorhin, l und l_1 die Längen zweier Pendel, g und g_1 die Accelerationen an den Orten, wo sie schwingen, ferner t und t_1 ihre Schwingungszeiten, d. h. braucht das eine Pendel zu einer Schwingung die Zeit t und das andere die Zeit t_1, so wird das erstere zu n Schwingungen eine Zeit $T = nt$ . . . . (1) benöthigen und das zweite Pendel wird in der nämlichen Zeit T eine andere Schwingungs-Anzahl $n_1 = \frac{T}{t_1} \ldots (2)$ machen. Aus der Gleichung (2) folgt $T = n_1 t_1$ . . . . (3), die Gleichungen (1) und (3) geben $nt = n_1 t_1$, und hieraus folgt $n : n_1 = t_1 : t$ . . (6), d. h. die Zahlen (n und n_1), welche anzeigen, wie viele Schwingungen jedes von zwei verschiedenen einfachen Pendeln in der nämlichen Zeit (T) machen, verhalten sich umgekehrt, wie die Schwingungszeiten dieser Pendel.

6. Setzt man in der Proportion (6) statt den Schwingungszeiten t_1 und t die denselben gleichen Ausdrücke

$$\pi \sqrt{\frac{l_1}{g_1}} \text{ und } \pi \sqrt{\frac{l}{g}}, \text{ so erhält man}$$

$$n : n_1 = \sqrt{\frac{l_1}{g_1}} : \sqrt{\frac{l}{g}} \text{ oder}$$

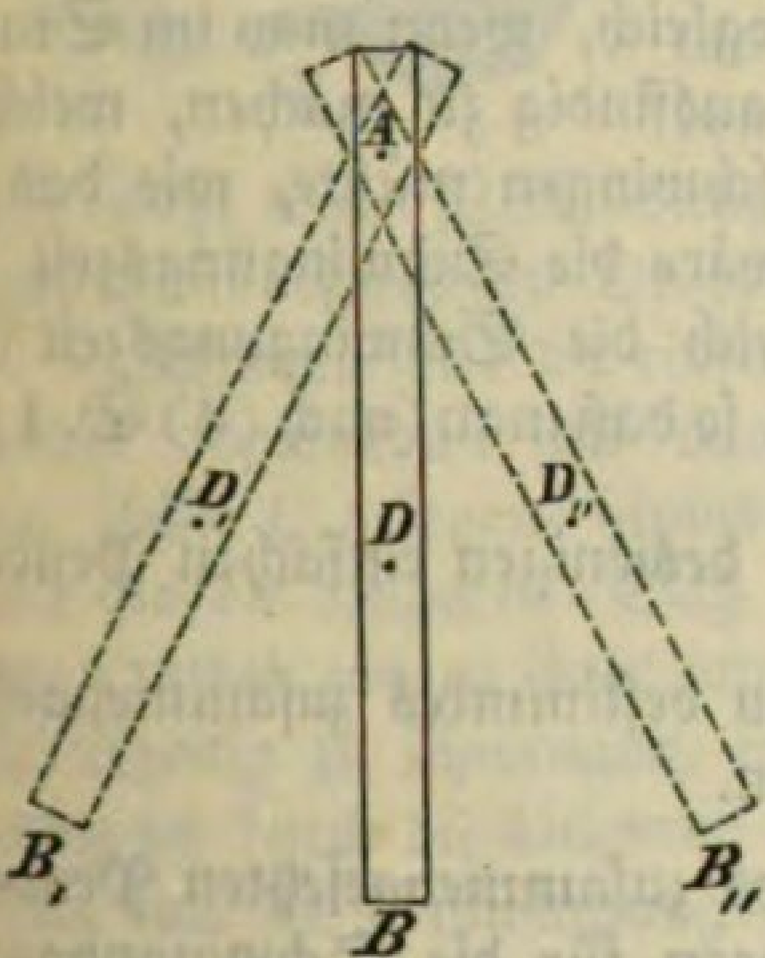
$$n^2 : n_1{}^2 = \frac{l_1}{g_1} : \frac{l}{g} \; . \; . \; . \; (7)$$

Angenommen nun, die zwei einfachen, an verschiedenen Orten schwingenden Pendel hätten gleiche Längen, d. h. es sei $l = l_1$, oder was ganz das Nämliche ist, ein und dasselbe einfache Pendel schwinge an verschiedenen Orten, so verwandelt sich die Proportion (7) in $n^2 : n_1{}^2 = \frac{1}{g_1} : \frac{1}{g}$ oder $n^2 : n_1{}^2 = g : g_1$, d. h. die Quadrate der Zahlen, welche anzeigen, wie viele Schwingungen von einem und demselben Pendel (oder von zwei gleich langen Pendeln) im Verlauf der nämlichen Zeit an verschiedenen Orten gemacht werden, verhalten sich wie die an diesen Orten stattfindenden Accelerationen der Schwere.

Denkt man sich hingegen die zwei Pendel von den Längen l_1 und l an einem und demselben Orte schwingend, so hat man nach Proportion (7), da für diesen Fall $g = g_1$ zu setzen ist, $n^2 : n_1{}^2 = l_1 : l \; . \; . \; . \; . \; . \; (8)$ d. h. die Quadrate der Zahlen, welche anzeigen, wie viele Schwingungen zwei ungleich lange Pendel an einem und demselben Orte in gleichen Zeiten vollbringen, sind den Längen der Pendel umgekehrt proportionirt.

88. Gesetze der Schwingungen eines zusammengesetzten Pendels. Wir wissen bereits aus §. 84, daß einfache Pendel in Wirklichkeit nicht existiren, daß aber die Gesetze, nach welchen sie sich bewegen müßten, wenn sie existirten, zur Kenntniß der Bewegungsgesetze zusammengesetzter oder physischer Pendel führen. Wie, soll im Folgenden gezeigt werden. Wird ein zusammengesetztes Pendel (d. i. nach §. 84 jeder feste Körper, der sich um eine nicht durch seinen Schwerpunkt gehende horizontale Achse leicht drehen kann), also z. B. die Stange **AB** (Fig. 71), welche in **D** ihren Schwerpunkt und in **A** eine horizontale Umdrehungsachse hat, aus der Ruhelage **AB** (wo nach §. 74 der Schwerpunkt **D** vertikal unter der Umdrehungsachse **A** liegt) um die Achse **A** in die schiefe Lage **AB₁** gedreht, so muß dasselbe, da der Schwerpunkt (jetzt in **D₁**) nicht unterstützt ist, in die vorige Lage **AB** zurückkehren, kann aber daselbst nicht in Ruhe bleiben, sondern muß sich, — da der Schwerpunkt, ganz so wie der schwere Punkt eines einfachen Pendels, in **D** mit einer gewissen Geschwindigkeit ankömmt und vermöge der Trägheit seine Bewegung so lange fortzusetzen genöthigt ist, bis er die erlangte Geschwindigkeit durch die Gegenwirkung der

Fig. 71.



Schwere wieder verloren hat, — auf der andern Seite bis zu einer gewissen Höhe AB_{11} erheben. Die nämliche Ursache, welche das Pendel von AB_1 nach **AB** trieb, wird dasselbe nun aus der Lage AB_{11} in die Lage **AB** zurück und über **AB** hinaus gegen AB_1 hin, hierauf wieder von AB_1 nach AB_{11} u. s. f. bewegen. Hätte das Pendel bei dieser Bewegung nicht die Reibung an der Umdrehungsachse **A** und den Widerstand der Luft, die es durchschneiden muß, zu überwinden, so müßte es, aus den beim einfachen Pendel angeführten Gründen, über **AB** hinaus eben so hoch steigen, als es von AB_1 (bis **AB**) gefallen ist; aus der Lage AB_{11} müßte es sich genau wieder in die Lage AB_1, von hier wieder in die Lage AB_{11} bewegen u. s. f.; das Pendel müßte daher fortwährend und in immer gleichen Schwingungsbögen (von der Größe $B_1 B_{11}$) schwingen. Da jedoch die genannten Hindernisse (Reibung und Luftwiderstand) von der das Pendel bewegenden Kraft nach und nach immer mehr verzehren, so werden die Schwingungsbögen allmälig immer kleiner werden und das Pendel kömmt endlich nach einer gewissen Anzahl Schwingungen in der vertikalen Lage **AB** wieder zur Ruhe. Dies wird natürlich um so später geschehen, und die Schwingungsbögen werden in einer und derselben Zeit um so weniger abnehmen, je geringer die genannten Hindernisse sind. Man gibt deswegen den zusammengesetzten Pendeln, von welchen man in der Anwendung meistens verlangt, daß sie lange und mit möglichst geringer Abnahme der Schwingungsbögen schwingen, gewöhnlich die Gestalt einer dünnen Stange, **AC** (Fig. 72) die sich um eine harte, scharfe, auf einer harten und polirten Unterlage ruhenden Schneide **C** dreht, oder mit ihrem obern Ende an einem geradlinigen Stück einer dünnen, sehr biegsammen Uhrfeder aufgehängt ist, und welche eine schwere linsenförmige Masse **B** (bei B_1 sieht man diese Masse im gegen die Frontansicht senkrechten Durchschnitt) trägt, die ihres größeren Gewichtes und der Zuschärfung an ihrem Umfange wegen die Luft leichter durchschneidet.

Fig. 72.



Alle Anwendungen, die von dem zusammengesetzten Pendel gemacht und die wir bald näher besprechen werden, gründen sich zuletzt auf die Kenntniß der Schwingungszeit desselben (d. i. die Zeit, in welcher es eine Schwingung macht), und es ist vor Allem wichtig, für diese Zeit einen Ausdruck aufzustellen. Ein solcher ergäbe sich sogleich, wenn man im Stande wäre, die Länge **L** desjenigen einfachen Pendels ausfindig zu machen, welches, (wenn es existiren könnte) genau eben so schnell schwingen müßte, wie das betreffende zusammengesetzte Pendel: denn dann wäre die Schwingungszeit für dieses einfache Pendel von der Länge **L** auch zugleich die Schwingungszeit (**T**) für das in Frage stehende zusammengesetzte Pendel, so daß man (nach (4) S. 119)

$T = \pi \sqrt{\frac{L}{g}}$ hätte. Man nennt die Länge **L** desjenigen einfachen Pendels, welches genau so schnell schwingen müßte, wie ein bestimmtes zusammengesetztes Pendel, die r e d u c i r t e Länge dieses letzteren.

Kennt man daher die reducirte Länge **L** eines zusammengesetzten Pendels, so darf man diese nur als Pendellänge in die vorn für die Schwingungszeit

des einfachen Pendels erwiesene Formel einführen, und diese Formel so wie alle aus ihr fließenden Folgerungen gelten dann für das betreffende zusammengesetzte Pendel und gewähren, wie die Folge lehren wird, mehrfachen Nutzen ... (I)

98. Bestimmung der reducirten Länge eines zusammengesetzten Pendels. Um die reducirte Länge L eines gegebenen zusammengesetzten Pendels zu bestimmen, sucht man dessen Schwingungszeit (falls sie nicht schon bekannt ist), indem man das Pendel zum Schwingen bringt, und die Anzahl N Schwingungen beobachtet, welche es in einer längeren Zeit T macht, wo dann $\frac{T}{N} = t$ die Schwingungszeit des Pendels ist, und findet aus der, der Formel (4) auf S. 119 analog aufgestellten Gleichung $t = \pi \sqrt{\frac{L}{g}}$ die reducirte Länge $L = \frac{t^2 g}{\pi^2}$ .... (††), (und zwar, wie kaum einer Erwähnung bedarf, in den nämlichen Längeneinheiten ausgedrückt, in welchen die als bekannt vorausgesetzte Acceleration gegeben ist, da t als Anzahl von Zeiteinheiten (Sekunden) und π unbenannte Zahlen sind). So erhält man z. B. die reducirte Länge des wiener Sekundenpendels, da für ein Sekundenpendel $t = 1$ und für Wien die Acceleration $= 31{,}03$ Fuß, ist, gleich $\frac{31{,}03}{9{,}869}$ Fuß $= 3{,}144$ Fuß.

Eine andere Methode, die reducirten Längen zusammengesetzter Pendel zu bestimmen, ergibt sich aus nachstehender Betrachtung.

Es sei AB Fig. 73 ein zusammengesetzes Pendel, durch C gehe die horizontale Schwingungsachse und T sei dessen Schwingungszeit. Man kann dasselbe offenbar aus so vielen einfachen Pendeln zusammengesetzt betrachten, als es materielle Punkte m_1, m_2, m_3 .... enthält; denn denkt man sich durch jeden solchen Punkt eine auf die Schwingungsachse C senkrechte Ebene gelegt, so stellen die Durchschnittspunkte dieser Ebenen mit der Achse C die fixen Punkte a_1, a_2, a_3, a_4... (die in der Figur nicht angedeutet werden konnten) vor, um welche sich die respectiven materiellen Punkte m_1, m_2, m_3, m_4 ... drehen, die geraden Verbindungslinien $m_1 a_1$, $m_2 a_2$, $m_3 a_3$ ... repräsentiren die Längen der einfachen Pendel, und die zwischen allen materiellen Punkten des zusammengesetzten Pendels wirksame Cohäsionskraft bildet das durch den Begriff des einfachen Pendels bedingte schwerlose und nicht träge Verbindungsmittel der schweren Punkte m_1, m_2, m_3, m_4 ... mit ihren respectiven Drehpunkten.

Fig. 73.



Könnten alle die einfachen Pendel $m_1 a_1$, $m_2 a_2$, $m_3 a_3$ .... von einander abgesondert und unabhängig schwingen, so müßten die (durch näher an der Achse C gelegene schwere Punkte gebildeten) kürzeren Pendel schneller schwingen als die längeren (Satz 3. auf S. 120). Sind sie nun im zusammengesetzten Pendel, wegen ihrer unveränderlichen Verbindung untereinander, gezwungen, gleichzeitig zu schwingen, so müssen die kürzeren einfachen Pendel in ihrer Bewegung durch die längeren verzögert, diese hingegen von jenen beschleunigt werden, und die Schwingungszeit T des zusammengesetzten Pendels muß offenbar zwischen die Schwingungszeiten hineinfallen, welche gewissen der einfachen, un-

abhängig von einander schwingend gedachten, Pendel, z. B. den Pendeln $m_1 a_1$ und $m_4 a_4$ entsprechen, so daß sie größer als die Schwingungszeit des Pendels $m_1 a_1$, aber kleiner als jene von $m_4 a_4$ ist und der Schwingungszeit eines andern der besagten einfachen Pendel, z. B. des Pendels $m_3 a_3$, gleicht, dessen Länge zwischen den Längen der Pendel $m_1 a_1$ und $m_4 a_4$ darinnen liegt. Man nennt den diesem einfachen, mit dem zusammengesetzten Pendel gleichzeitig schwingenden Pendel $m_3 a_3$ angehörigen schweren Punkt m_3, welcher demnach in Verbindung mit den übrigen materiellen Punkten des zusammengesetzten Pendels ebenso schnell schwingt, als er es thun müßte, wenn er bei gleichem Abstande von der Achse C frei und außer Verbindung mit diesen Punkten schwingen könnte, Schwingungspunkt. Da der Abstand $m_3 a_3$ des Schwingungspunktes m_3 von der Umdrehungsachse C, dem Vorhergehenden zu Folge, die Länge des mit dem zusammengesetzten Pendel gleichzeitig schwingenden einfachen Pendels, d. i. die reducirte Länge L des ersteren, vorstellt, so ist derselbe der reducirten Länge L gleich und wird, wie diese mittelst der Formel (††) auf S. 123 gefunden.

In jedem zusammengesetzten Pendel gibt es mehrere Schwingungspunkte und es läßt sich zeigen, daß jeder unter der Drehungsachse, in der durch diese und den Schwerpunkt des Pendels gelegten Ebene befindliche und um den Betrag der reducirten Länge des Pendels von der Achse abstehende Punkt ein Schwingungspunkt sei, so daß sämmtliche Schwingungspunkte eines zusammengesetzten Pendels in einer geraden Linie liegen, welche der Drehungsachse parallel, und von dieser in einer durch sie und den Schwerpunkt des Pendels gehenden Ebene um den Betrag der reducirten Länge entfernt ist. Diese, die Schwingungspunkte enthaltene Linie heißt die Achse der Schwingungspunkte, und sie hat die merkwürdige Eigenschaft, daß, wenn man sie zur Drehungsachse des Pendels macht, dasselbe, unter übrigens gleichen Umständen, genau so schwingt, wie um die vorige eigentliche Achse. Sind daher an einem zusammengesetzten Pendel (in gehörigen Abständen von dessen Enden) zwei zu einander parallele Achsen C und C_1 (Fig. 74) so angebracht, daß es in der nämlichen Zeit t, z. B. in einer Sekunde, eine Schwingung macht, man mag es um die Achse C oder C_1 schwingen lassen, so gibt der Abstand beider Achsen von einander die reducirte Länge des zusammengesetzten Pendels, dessen Schwingungszeit t ist, also für den Fall, daß t = 1 Sek. sei, die reducirte Länge des Sekundenpendels an. Man nennt solche Pendel, weil sie, ohne daß die Schwingungszeit geändert wird, sich umkehren lassen, Reversionspendel, und dieselben gestatten nützliche Anwendungen, namentlich zur Bestimmung der reducirten Länge zusammengesetzter Pendel, wie gleich nachher gezeigt werden wird.

Fig. 74.



90. Construction und Anwendung des Reversionspendels. Wollte man ein Reversionspendel mit bestimmter Schwingungszeit T construiren, so würde man am einfachsten auf folgende Weise zum Ziele kommen. Man bestimme vor allem nach der Formel (††) auf S. 123 die reducirte Länge L des Pendels von der fürs Reversionspendel beabsichtigten Schwingungszeit T, nehme nun eine möglichst gleichförmig gearbeitete Metallstange AB (Fig. 74), deren Länge um 12—15 Zoll mehr beträgt als die gefundene reducirte Länge L, versehe sie in der Nähe des einen Endes A mit einer stählernen Schneide C, bringe in einem Abstand von dieser Schneide,

welcher genau so groß ist, als die reducirte Länge L, eine zweite stählerne Schneide C_1 so an, daß die beiden Schneiden zu einander möglichst parallel sind und, wenn das Pendel auf der Schneide C ruht, genau in derselben Vertikalebene (mithin in der durch die Achse C und den Schwerpunkt des Pendels gehenden Ebene) liegen *), schiebe dann auf die Stange unterhalb C_1 ein linsenförmiges oder cylindrisches Gewicht D auf und bewirke durch Verstellung dieses Gewichtes auf AB_1 (nöthigen Falls auch durch Veränderung desselben) und gleichzeitiges Abnehmen des untern Endes der Stange, daß dem Pendel, wenn es um die Schneide C schwingt, die bestimmte Schwingungszeit T entspreche. Es wird das Pendel dann um beide Schneiden ganz gleichzeitig schwingen, und der Abstand beider Schneiden von einander wird genau die reducirte Länge des zusammengesetzten Pendels angeben, welches in der Zeit T eine Schwingung macht.

Mittelst eines Reversionspendels kann man nun die reducirte Länge eines jeden andern zusammengesetzten Pendels, und zwar, ohne daß man die Größe der Acceleration der Schwere (deren Kenntniß Bedingung ist, um die reducirte Länge nach der vorn auf S. 123 unter (††) angegebenen Gleichung zu erhalten) bestimmen. Denn beobachtet man die Anzahl N Schwingungen, welche in einer Zeit Z das Reversionspendel und die Anzahl N_1 Schwingungen, welche in gleicher Zeit Z das zusammengesetzte Pendel macht, dessen reducirte Länge zu bestimmen ist, bedeutet ferner L die bekannte (dem gegenseitigen Abstand der beiden Drehungsschneiden gleiche) reducirte Länge des Reversionspendels, und L_1 die zu ermittelnde reducirte Länge des andern zusammengesetzten Pendels, so hat man nach Proportion (8) auf S. 121

$N^2 : N_1{}^2 = L_1 : L$ mithin $L_1 = \frac{N^2 L}{N_1{}^2}$ (denn beide Pendel verhalten sich dem Satze (I) auf S. 123 zu Folge bezüglich der Schwingungszeiten und Schwingungszahlen ganz wie zwei einfache Pendel von den Längen L und L_1).

Machte z. B. hier in Wien ein Reversionspendel, dessen reducirte Länge 652 Linien beträgt, in einer Minute 50 Schwingungen, so hätte man zur Bestimmung der reducirten Länge x des Sekundenpendels für Wien (da ein Sekundenpendel in jeder Sekunde e i n e, somit in der Minute 60 Schwingungen machen muß) die Proportion $50^2 : 60^2 = x : 652$, woraus $x = 452{,}8$ Linien $= 3{,}144$ Fuß folgt.

Die Anwendung des Reversionspendels zu andern genauen Messungen, so wie die zweckmäßigste Construction, welche dasselbe zu diesem Behufe erhält, zu beschreiben, liegt außer den Gränzen dieses Handbuches.

Noch eine andere Methode, die reducirte Länge eines zusammengesetzten Pendels zu bestimmen, die zwar kein ganz genaues, aber doch der Wahrheit sehr nahe kommendes und deswegen in vielen Fällen hinreichendes Resultat liefert, gründet sich auf die Erfahrung, daß eine Blei- oder Platinkugel von einigen Linien Durchmesser, welche an einem dünnen Faden festgemacht ist und

---

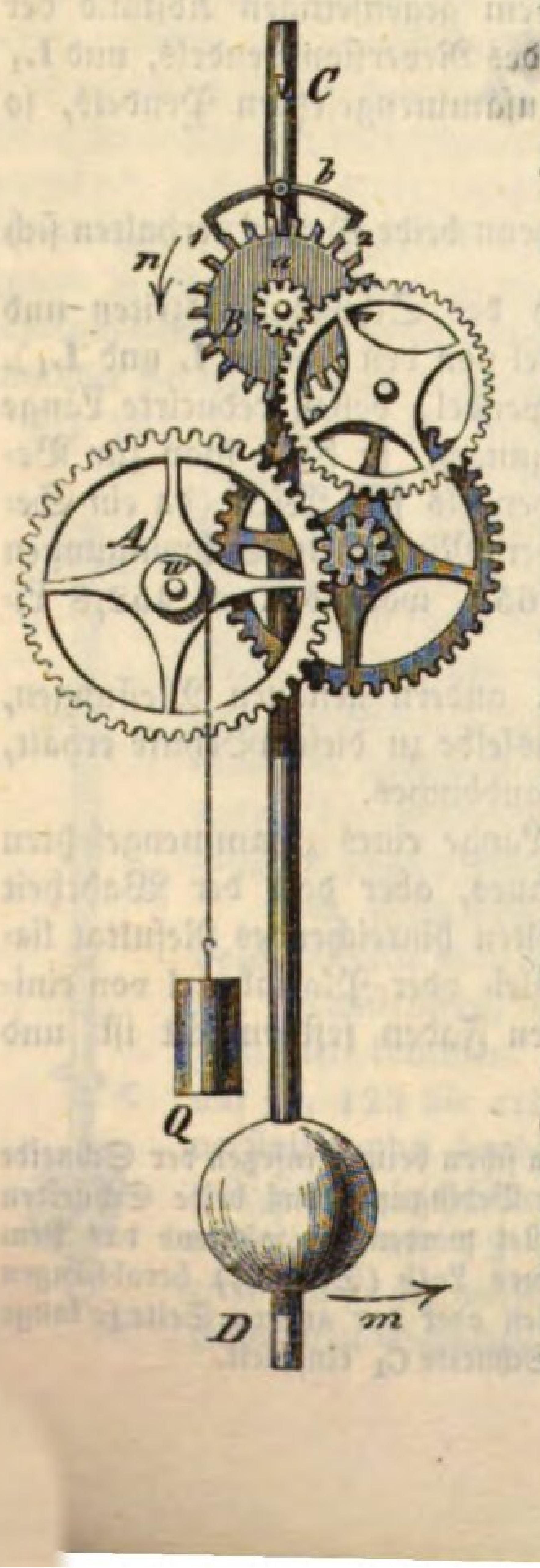
*) Letzteres wird dadurch erreicht, daß man, — wenn schon beim Einsetzen der Schneide C_1 in die Stange wenigstens näherungsweise der Bedingung, daß beide Schneiden in die nämliche Vertikalebene fallen, genüge geleistet worden, — während das Pendel auf der Schneide C ruht, von dieser ein feines Loth (Senkblei) herabhängen läßt, und von der Masse der Stange an der einen oder der andern Seite so lange etwas wegnimmt, bis das Loth genau mit der Schneide C_1 einspielt.

um den Aufhängepunkt des Fadens schwingt, sehr nahe als einfaches Pendel betrachtet werden kann, dessen Länge dem Abstand des Mittelpunktes der Kugel vom Aufhängepunkt des Fadens gleich ist; und diese Methode besteht darin, daß man das betreffende zusammengesetzte Pendel und neben demselben das Fadenpendel in Schwingungen versetzt, und an letzterem das Fadenstück zwischen der Kugel und dem Aufhängepunkt allmälig so weit verlängert oder verkürzt, bis beide Pendel ganz gleichzeitig schwingen. Der Abstand des Mittelpunktes der Kugel vom Aufhängepunkt des Fadens ist dann die reducirte Länge des zusammengesetzten Pendels.

91. Anwendung und Nutzen des Pendels.

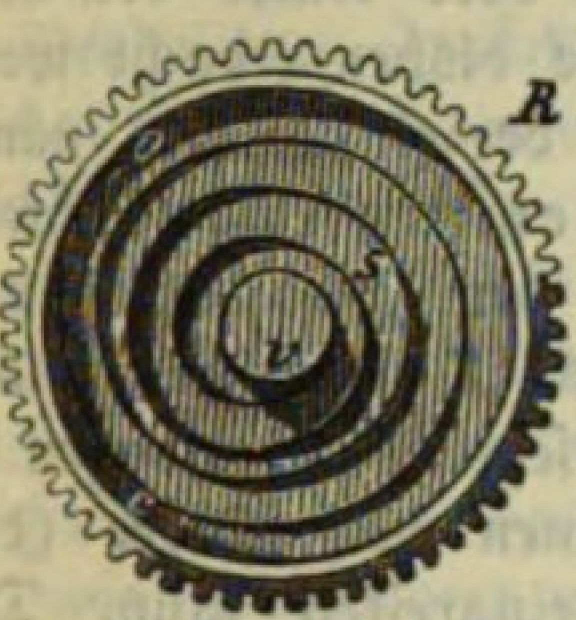
1. Am wichtigsten ist die Anwendung des Pendels zum Messen der Zeit. Da nämlich das Pendel seine einzelnen Schwingungen, durch gleich große Bögen, immer in vollkommen gleichen Zeittheilen vollbringt, so braucht man mit demselben, um einen richtigen und bequemen Zeitmesser zu erhalten, nur einen Mechanismus zu verbinden, welcher einestheils dem Pendel bei jeder Schwingung einen so bemessenen Impuls ertheilt, daß dadurch die Hindernisse der Pendelbewegung (Reibung und Luftwiderstand) gerade überwunden werden, mithin jede Veränderung der Größe des Schwingungsbogens und der Schwingungszeit verhindert wird, und anderntheils die Zahl der vollbrachten Schwingungen, somit der verflossenen gleichen Zeittheile mechanisch aufzeichnet; und dies ist der Fall bei den Pendeluhren.

Fig. 75.



Um von der Art der Verbindung und des Zusammenwirkens des Pendels und des übrigen Mechanismus an einer solchen Uhr eine gehörige Vorstellung zu bekommen, denke man sich eine entsprechende Anzahl in verschiedenen, zu einander parallelen Vertikalebenen liegender und in einem passenden Gestelle um horizontale Achsen beweglicher Zahnräder, die so in einander eingreifen, daß (wie es die Fig. 75, in welcher einige der besagten Räder dargestellt sind, und aus welcher man sich vorläufig das Pendel **DC** noch hinweg denken muß, anschaulich macht) immer die Zähne am Umfang eines Rades mit einem an der Achse des nächsten Rades angebrachten Getriebe a im Eingriffe stehen. Man denke sich ferner das ganze Räderwerk bewegt, und zwar entweder durch ein Gewicht **Q**, das an einer, um die walzenartige Achse **w** eines der Räder, z. B. des Rades **A**, mehrfach herumgewundenen Schnur hängt, und welches, indem es zu Boden zu fallen sucht, die Walze **w** sammt dem Rade **A** dreht (wie dies bei den Pendeluhren mit Gewichten der Fall ist), oder (wie bei den Stockuhren) durch die Spannkraft einer stählernen Spiralfeder **S**, welche mit einem Ende an der feststehenden walzenförmigen Achse **v** eines der vorbesagten Zahnräder (das man, mit **R** bezeich-

Fig. 76.

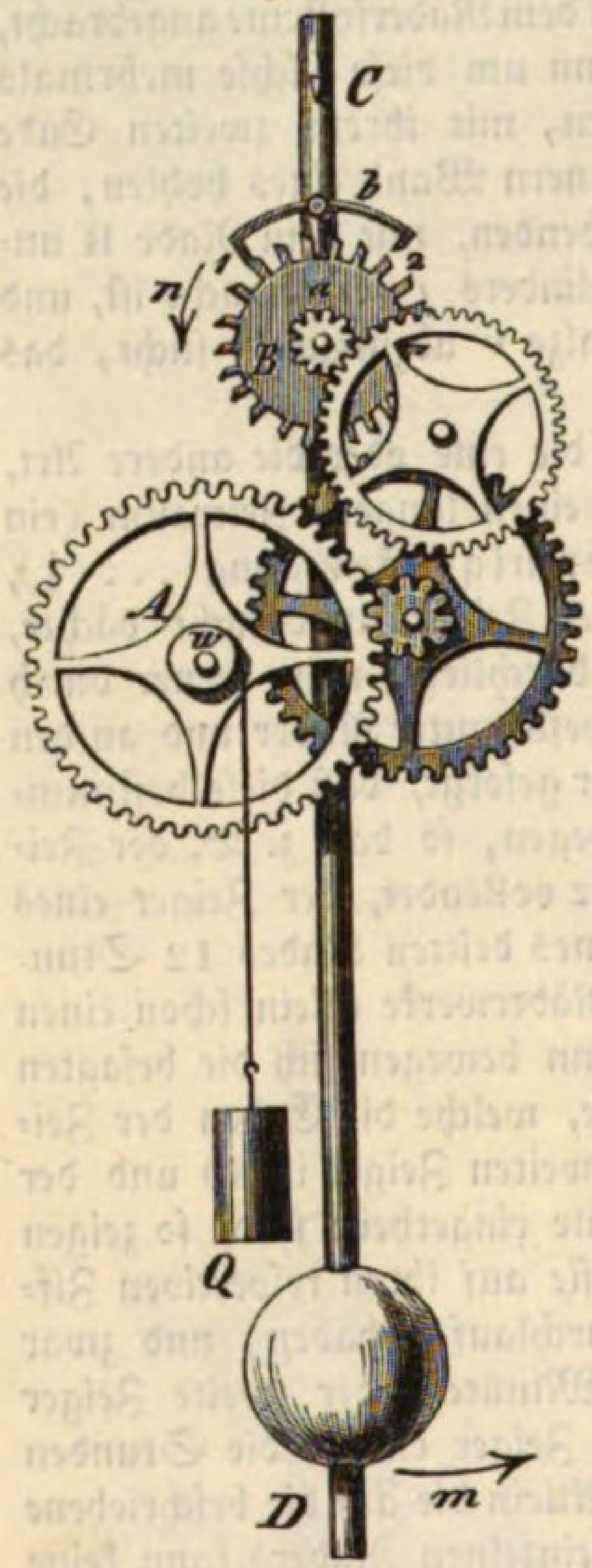


net, in Fig. 76 abgesondert sieht und sich anstatt des mit dem Gewichte Q versehenen Rades selbst oder an einer anderen passenden Stelle in dem Rädersysteme angebracht, denken muß,) befestigt, dann um diese Achse mehrmals und streng herumgewunden, mit ihrem zweiten Ende an einem Punkte o der innern Wand eines hohlen, die Achse v concentrisch umgebenden, mit dem Rade R unveränderlich vereinigten Cylinders c festgemacht ist, und indem sie sich von der Walze v abzuwickeln sucht, das Rad R dreht.

Wäre nun diese, auf die eine oder die andere Art, dem Räderwerke ertheilte Bewegung eine durch einen längern Zeitraum (ein oder mehrere Tage) andauernde und gleichförmige Bewegung .... (†), so daß, wenn man sich an den Achsen der Räder Zeiger angebracht dächte, jeder solche Zeiger in gleichen Zeiten gleiche Bögen durchliefe, wäre ferner durch eine entsprechende Anzahl der Zähne am Umfang bestimmter Räder und an den mit denselben im Eingriff stehenden Getrieben dafür gesorgt, daß diese bestimmten Räder sich mit ungleicher Geschwindigkeit bewegen, so daß z. B. der Zeiger eines Rades einen ganzen Umkreis in 1 Minute vollendet, der Zeiger eines zweiten Rades aber hiezu 1 Stunde, und jener eines dritten Rades 12 Stunden erfordert, so hätte man an dem beschriebenen Räderwerke allein schon einen richtigen und bequemen Zeitmesser, eine Uhr: denn bewegen sich die besagten drei Zeiger über Zifferblättern, worauf die Umkreise, welche die Enden der Zeiger beschreiben, und zwar jene für den ersten und zweiten Zeiger in 60 und der Umkreis für den dritten Zeiger in zwölf gleiche Theile eingetheilt sind, so zeigen diese Zeiger durch die Anzahl der Abtheilungen, die sie auf ihren respectiven Zifferblättern von einem bestimmten Momente aus durchlaufen haben, und zwar der erste Zeiger die Sekunden (Sechzigstel einer Minute), der zweite Zeiger Minuten (Sechzigstel einer Stunde) und der dritte Zeiger endlich die Stunden an, die seit dem besagten Momente verflossen sind. Allein die auf die beschriebene Weise erzeugte Bewegung des Räderwerkes (der einzelnen Räder) kann keine gleichförmige, sondern muß, da die bewegende Kraft (in dem einen Falle die Schwere des Gewichtes, und in dem zweiten die Elasticität der Spiralfeder) continuirlich wirkt (nach §. 51), eine beschleunigte sein; überdies kann sie nur sehr kurze Zeit (wenige Sekunden) andauern, da, wenn das Gewicht während des Sinkens, oder die Feder während ihres Abwickelns durch nichts Anderes, als durch die an den Rädern stattfindende Reibung aufgehalten wird, ersteres sehr bald am Ende des beschränkten Fallraumes, der demselben immer nur gestattet sein kann, ankömmt, und letztere sehr schnell ihr Abwickeln vollendet. Es ist daher, soll das erklärte Räderwerk zur Uhr werden, noch ein Mittel erforderlich, wodurch die besagte beschleunigte Bewegung der Räder in eine gleichförmige verwandelt und zugleich so verzögert wird, daß sie, wie vorne zur Bedingung gemacht worden, einen gehörig langen Zeitraum hindurch anhält; und ein solches Mittel ist ein Pendel, welches seine Drehungsachse oder seinen Aufhängepunkt im Gestelle des Räderwerkes hat, sich (gewöhnlich hinter diesem) ungehindert bewegen kann und mit demselben durch einen eigenen Mechanismus, der den Namen „Hemmung" führt, in Verbindung steht. — Es stellt in der schon früher erwähnten

Fig. 75 **DC** ein solches Pendel für das beschriebene Räderwerk und **C** seinen

Fig. 75.



Dreh- oder Aufhängepunkt vor. Unter den verschiedenen Hemmungen, die bisher erdacht worden sind, wollen wir eine der einfachsten, nämlich die sogenannte A n k e r h e m m u n g betrachten. Diese besteht in einem an der Pendelstange unterhalb ihres Drehpunktes **C** befestigten, und mit zwei Haken **1**, **2** versehenen Kreisbogen **b**, der in die Zähne des einen der Räder (des Rades **B** der Fig. 75) eingreifen kann. Die Stellung des Bogens (Ankers) **b** an der Pendelstange ist eine solche, daß wenn diese in vertikaler Lage ruht, der eine Haken **1**, wie Fig. 75 zeigt, gerade unter die Spitze eines der Zähne am Rade **B** (dem Steigrade) greift, und hiedurch dieses Rad, mithin auch alle anderen Räder anhält, der zweite Haken **2** hingegen außer Berührung mit den Zähnen des Steigrades steht. Wird nun das Pendel in der Richtung des Pfeiles **m** aus der Ruhelage herausgebracht, so rückt (man sehe die Figur 77, wo, so wie in Fig. 78, das Pendel und das Steigrad allein dargestellt ist) der Haken **1** noch weiter unter den besagten Zahn, und das Stillstehen des Räderwerkes dauert fort, bis das Rad selbst dem Weiterrücken des Hakens **1** ein Ziel setzt, wo dann das Pendel in der Lage **CM** seine größte Höhe (Schwungweite) erreicht hat. Indem es aus dieser Lage nach der andern Seite hin schwingt, tritt der Haken **1** aus den Zähnen des Rades **B** heraus, dieses Rad wird daher frei, kann nun

Fig. 77.



wieder der Zugkraft des Gewichtes oder der Spannkraft der Spiralfeder folgen und sich so lange in der Richtung des Pfeiles **n** bewegen, bis der Haken **2** des Ankers zwischen die Zähne des Steigrades tritt, (siehe die Fig. 78) und dieses Rad sammt dem übrigen Räderwerk wieder aufhält. Indem dies geschieht, erreicht das Pendel zugleich, in der Lage CM_1 (Fig. 78), das zweite Ende seines Schwingungsbogens, kehrt dann von hier in die Lage **CM** (Fig. 77) zurück

Fig. 78.

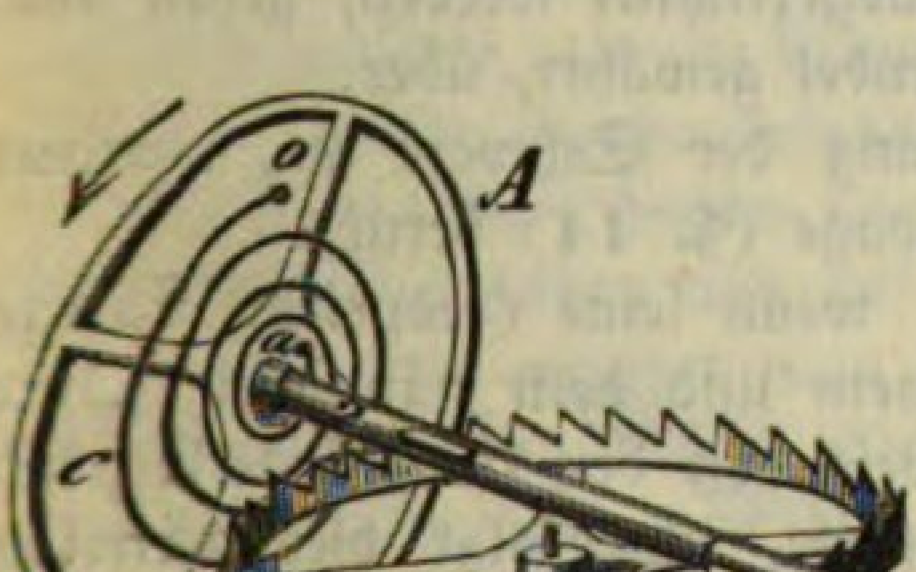


und gestattet hierbei während der Zeit, wo der Haken **2** die Zähne des Steigrades schon verlassen und der Haken **1** auf der andern Seite in dieselben noch

nicht eingegriffen hat, dem Steigrade und den übrigen Rädern sich wieder weiter zu bewegen u. s. f., so daß jedes Rad in den gleichen Zeiten, welche das Pendel zum Zurücklegen der einzelnen Schwingungen braucht, immer einen gleichen Ruck nach vorwärts macht, d. h. die Bewegung sämmtlicher Räder eine gleichförmige ist. Da die einzelnen Räder, wie schon vorn bemerkt worden, sich mit, durch die Zahl der Zähne an ihrem Umfange und an den zugehörigen Getrieben bedingter, verschiedener Geschwindigkeit bewegen müssen, so wird natürlich für jedes Rad die Größe des besagten Ruckes eine andere und bei gehörigem Verhältniß der Zahl der Zähne an den verschiedenen Rädern eine solche sein, wie sie erfordert wird, damit der Secunden-, Minuten- und Stundenzeiger seine Bestimmung erfülle.

Da das Pendel in der Zeit, in welcher es eine Schwingung macht (z. B. in 1 Secunde, wenn es ein Secundenpendel ist), dem Steigrade immer nur um einen Zahn vorzurücken gestattet, da ferner die übrigen Räder alle eine geringere Geschwindigkeit als das Steigrad besitzen müssen, und überdies durch die Verzahnungsverhältnisse dafür gesorgt ist, daß das Rad, auf welches unmittelbar das Gewicht oder die Spiralfeder wirkt, sich mit der allerkleinsten Geschwindigkeit bewege, so wird eine lange Zeit (Tage, Wochen, ja selbst Jahre) verfließen, bevor das Gewicht am Endpunkte seines Fallraumes ankömmt oder die Feder ganz abgewickelt, mithin die bewegende Kraft und mit ihr die Bewegung des Räderwerkes zu Ende ist, und es erfüllt somit das Pendel auch die zweite der vorne bei (†) angeführten Bedingungen, unter welchen ein Räderwerk einen geeigneten Zeitmesser abgeben könne, nämlich die Bedingung, daß die Bewegung des Räderwerkes eine, hinreichend lange Zeit andauernde sei. Daß andererseits aber auch das Pendel eine so lange Zeit hindurch und stets gleichzeitig schwingt, wie es zur eben besprochenen Einwirkung auf das Räderwerk erforderlich ist, wird durch die Stöße erzielt, welche die Zähne des im Fortschreiten begriffenen Steigrades auf die sie anhaltenden Ankerhaken üben und machen, daß der Schwingungsbogen des Pendels am Ende jeder Schwingung immer wieder um so viel vergrößert werde, als er während der Schwingung durch die Bewegungshindernisse (Reibung an der Umdrehungsachse und Luftwiderstand) vermindert worden ist, mithin stets die gleiche Größe (die Bedingung gleichzeitiger Schwingungen) behält. Bei einer Pendeluhr reguliren sich daher Pendel und Räderwerk gegenseitig.

Fig. 79.



Was bei den Pendeluhren das Pendel, leistet bei den anderen Uhren (Taschenuhren, Chronometern) die sogenannte Unruhe, d. i. (Fig. 79) ein metallenes ungezähntes Rädchen **A**, das sich um eine Achse (Spindel) **a b** drehen kann, um welche eine sehr feine haarartige, mit einem Ende an der Unruhe bei **a** und mit dem andern an einem Punkte **m** des Rädergestelles der Uhr befestigte Stahlfeder **c** spiralförmig herumgewunden, und welche mit zwei schmalen Lappen **1**, **2** versehen ist, deren Ebenen gegen einander nahe einen rechten Winkel machen und welche abwechselnd in die Zähne des Steigrades **B** eingreifen. Wird das Räd-

chen **A** in der Richtung des Pfeiles um einige Grade gedreht, so daß sich die Spiralfeder näher zusammenwindet, und hernach ausgelassen, so sucht es in Folge Wirkung der Elasticität der Spiralfeder durch eine Reihe von Schwingungen um seine Achse a b wieder in die ursprüngliche Ruhelage zurückzukehren. Indem hiebei die Lappen 1, 2 wechselweise in die Zähne des Steigrades **B** eingreifen und von diesem Impulse empfangen, wird das Rädchen nicht nur zur Ruhe zu kommen gehindert, sondern seine Schwingungen werden immer bei gleicher Größe erhalten, sind daher gleichzeitig, und es wird somit auch durch die Unruhe, indem die Lappen 1, 2 an ihrer Achse auf das Steigrad eben so wirken, wie die vorher beschriebenen Ankerhaken des Pendels, die Bewegung des Steigrades und des mit demselben auf ähnliche Weise, wie an einer Pendeluhr im Eingriffe stehenden übrigen Räderwerkes zu einer gleichförmigen und hinreichend lang andauernden, mithin das Räderwerk zu einem richtigen und bequemen Zeitmesser gemacht.

Daß sowohl bei Uhren mit Pendeln als bei solchen mit Unruhen die Zahl und Zusammenstellung der Räder von den Anforderungen, die an solche Uhren gemacht werden (z. B. daß sie außer Minuten und Stunden auch die Secunden zeigen, daß sie die Stunden, oder die Stunden und Viertelstunden schlagen oder repetiren sollen u. s. w.), abhänge, bedarf kaum einer Erwähnung.

Die Uhren beider Art können aber nur so lange richtig gehen, als die Schwingungen des Pendels oder der Unruhe gleichzeitig erfolgen, und dieses wird nach Erfüllung der übrigen bereits kennen gelernten Bedingungen nur dann der Fall sein, wenn das Pendel und die Unruhe gegen den Einfluß der Wärme gehörig verwahrt oder dieser Einfluß durch eigene, an dem Pendel oder der Unruhe angebrachte Vorrichtungen, die C o m p e n s a t i o n e n heißen, unschädlich gemacht wird. Worin der den richtigen Gang einer Uhr stöhrende Einfluß der Wärme bestehe, wie demselben überhaupt und insbesondere durch die besagten C o m p e n s a t i o n e n begegnet werden könne, und welche die Wirkung und Einrichtung dieser Compensationen sei, wird in der Wärmelehre gezeigt werden.

Indem wir schließlich nur noch bemerken, daß die genauesten Uhren immer zweckmäßig eingerichtete Pendeluhren sind, und daß nur aus den Händen weniger Meister in der Uhrmacherkunst Uhren mit Unruhen hervorgehen, die an Regelmäßigkeit des Ganges genauen Pendeluhren gleichen, und deswegen durch die Benennung „Chronometer" ausgezeichnet werden, gehen wir nun zu dem anderweitigen Nutzen, den das Pendel gewährt, über.

2. Ein ruhendes Pendel zeigt die Richtung der Schwere an, worauf der Gebrauch des Senkblei's und der Schrotwage (§. 14) beruht.

3. Ein Pendel liefert dadurch, daß es, wenn seine (reducirte) Länge unverändert bleibt, kleine Schwingungen an einem und dem nämlichen Orte immer in gleichen Zeiten vollendet, den Beweis von der Unveränderlichkeit der Intensität der Schwere an demselben Orte. Es folgt dies nämlich aus der Formel $T = \pi \sqrt{\frac{L}{g}}$ (auf S. 128), da (nach §. 53) die Acceleration der Schwere g unter sonst gleichen Umständen der accelerirenden (Schwer=) Kraft proportionirt ist.

4. Ist die reducirte Länge **L** eines Pendels und die Schwingungszeit **T** (wie man beide bestimmt, wurde im §. 89 gezeigt) bekannt, so gibt

die Gleichung $T = \pi \sqrt{\frac{L}{g}}$ die Größe der Acceleration der Schwere g für den Ort, wo das Pendel schwingt. So fand man mit Hülfe der genau bestimmten Länge L = 3,144021 Fuß des wiener Secunden-Pendels, für welches T = 1 ist, die Acceleration der Schwere für Wien (nach der Formel $1 = \pi \sqrt{\frac{L}{g}}$ oder $g = \pi^2 L$) = 31,0302 Fuß. Daß die nämliche Formel die Länge des Secunden-Pendels eines Ortes gibt, wenn die Acceleration der Schwere für denselben bekannt ist, versteht sich von selbst. Uebrigens findet man die Länge l des Sekundenpendels für einen Ort von der geographischen Breite b nach der aus Messungen abgeleiteten Formel $l = 439'''2929 + 2'''2845 \sin. b^2$, wo 439,2829 pariser Linien die Länge des Sekundenpendels am Aequator sind. Tafel VIII. am Schluße des Buches enthält die Längen der Sekundenpendel in verschiedenen Breiten.

5. Die Beobachtung, daß ein und dasselbe in der Länge unverändert bleibende Pendel am Gipfel eines Berges in einer bestimmten Zeit Z weniger Schwingungen mache, mithin zu einer Schwingung eine längere Zeit T brauche als am Fuße des Berges, führt zu dem Schluß (der wieder aus obiger Formel für T folgt), daß in größeren Entfernungen vom Mittelpunkte der Erde die Schwerkraft mit geringerer Intensität wirke. Hieraus folgt weiter, daß, da nach dem Zeugnisse der Erfahrung ein Pendel bei unveränderter Länge desto schneller schwingt (d. h. zu einer Schwingung eine kürzere Zeit braucht), je weiter man sich mit demselben auf der Erde vom Aequator gegen den einen oder den andern Pol begibt, die Schwere vom Aequator gegen die beiden Pole hin immer wachse. Endlich

6. in dem Umstande, daß Pendel von den verschiedenartigsten Materialien, wenn sie nur die nämliche reducirte Länge haben und sonst gleichgestaltet sind, an einem und demselben Orte gleich schnell schwingen, liegt (wie abermals die Formel für die Schwingungszeit T zeigt) ein neuer Beweis des schon früher einmal aufgestellten Satzes: daß alle Materialien gleich schwer sind, d. h. mit gleicher Schnelligkeit (Acceleration) zu Boden zu fallen suchen.

92. Gleichgewicht der Schwerkraft an Maschinen. Da die Lehre von den Maschinen und der Wirkung der Kräfte an denselben dem Gebiete der Mechanik (§. 49) angehört, die als selbstständige Wissenschaft an allen technischen Schulen abgesondert gelehrt und in zahlreichen Schriften für sich abgehandelt gefunden wird, so soll hier über Maschinen gerade nur so viel vorgetragen werden, als zur Beurtheilung der zweckmäßigsten Einrichtung und Anwendung später abzuhandelnder Apparate und Instrumente unerläßlich ist, welche entweder dem Physiker unentbehrlich oder nützlich sind, oder für den Techniker Wichtigkeit haben und auf physikalischen Principien beruhen.

Maschine nennt man eine jede Vorrichtung, mittelst welcher eine Kraft auf einen außerhalb ihrer Richtung gelegenen Punkt wirksam gemacht werden kann, um dort eine gewisse andere Kraft oder einen Widerstand, ein Hinderniß zu überwinden. Die Kraft oder der Widerstand, der mittelst einer Maschine bekämpft werden soll, wird gewöhnlich die „Last" und die zur Bekämpfung dienende Kraft wird vorzugsweise die „Kraft" genannt. Wir werden von der Größe der an Maschinen wirksamen Kräfte stets eine gehörige Vorstellung haben, wenn wir uns diese letzteren als Gewichte (eine gewisse Anzahl Pfunde u. dgl.) denken, und somit die Bedingungen aufsuchen, unter welchen an einer

Maschine dem Zuge eines Gewichtes durch den Zug eines oder mehrerer anderer Gewichte das Gleichgewicht gehalten wird. Was wir so von der Schwerkraft nachweisen werden, gilt dann, wie uns dabei von selbst klar werden wird, von allen andern Kräften, die man sich an der Maschine statt der Schwerkraft unter übrigens gleichen Umständen wirksam denkt. Endlich leuchtet ein, daß, wenn die Bedingungen des Gleichgewichts von Kräften an einer Maschine bekannt sind, sich daraus die Bedingungen der Störung des Gleichgewichts, d. i. der Erzeugung von Bewegung mittelst der Maschine, von selbst ergibt; es bedarf nämlich hiezu nur einer Vermehrung oder Verminderung des Effectes der einen oder der andern der im Gleichgewichte stehenden Kräfte.

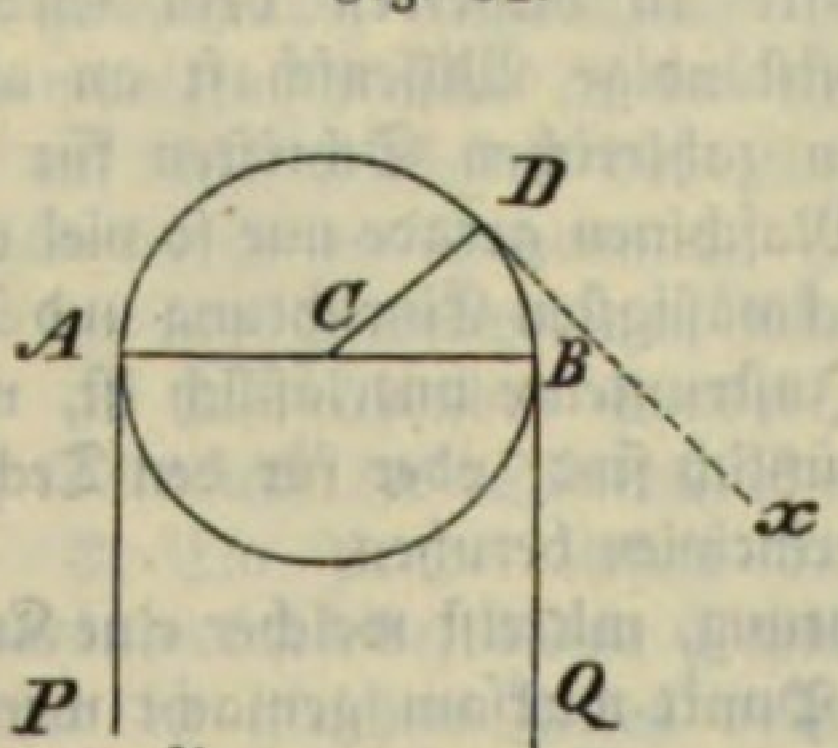
Es gibt einfache und zusammengesetzte Maschinen; einfach heißen solche, bei welchen keine Theile vorkommen, die für sich als Maschinen betrachtet werden können; zusammengesetzt hingegen jene, welche aus unter einander verbundenen Maschinen bestehen. Es reicht für unser Bedürfniß vollkommen hin, von den einfachen Maschinen, als da sind: die Rolle, der Hebel, die geneigte Ebene, die Schraube, das Wellrad, der Keil und die Stangen- oder Seilmaschine, nur die vier ersten zu betrachten. Von zusammengesetzten Maschinen wird uns die Folge hinlänglich viele Beispiele darbieten.

93. Von der Rolle. Die Rolle (Fig. 80) ist eine kreisrunde Scheibe, welche an ihrem Umfange eine Rinne (Hohlkehle) zur Aufnahme einer Schnur oder Kette (woran Kraft und Last wirken) hat, und sich um eine durch ihren Mittelpunkt gehende Achse drehen kann. Ist die Rolle nur um diese Achse beweglich, so heißt sie eine fixe; läßt sie sich aber nebstdem auch mit der Achse fortbewegen, so heißt sie eine bewegliche Rolle. Für unsere Zwecke genügt es, nur mit der fixen Rolle näher bekannt zu sein. Es stelle Fig. 81 einen Durchschnitt durch die Ebene der Rolle, C die Umdrehungsachse und **yz** einen die Rolle zum Theil umfangenden Strick vor, an welchem die Gewichte P und Q hängen. Gesetzt, die beiden Gewichte hielten sich das Gleichgewicht, so würde dieses gewiß nicht gestört werden, wenn man sich den Strick in den beiden Punkten A und B, wo er die Rolle zuletzt berührt, an dieser festgemacht und nachher das Stück ADB desselben hinweg dächte. Dann hat man aber den Fall des §. 65, wo zwei Kräfte P, Q in einerlei Ebene auf unveränderlich mit einander verbundene Angriffspunkte A, B wirken und die Resultirende dieser Kräfte ist so beschaffen, daß die von irgend einem Punkt derselben auf die Richtungen der Kräfte gezogenen Senkrechten sich umgekehrt verhalten, wie die Kräfte. Da nun für den Zustand des Gleichgewichts von P und Q die Resultirende dieser Kräfte aufgehoben werden, somit durch den einzigen vorhandenen unbeweglichen Punkt C gehen muß, so ist nothwendig $P : Q = CB : CA$; denn die Verbindungslinie des Centrums (C) eines Kreises und des Punktes (A oder B), in welchem eine Tangente (AP oder BQ) den

Fig. 80.



Fig. 81.



Kreis berührt, steht auf dieser senkrecht. Da die Linien **AC** und **CB** als Halbmesser eines und desselben Kreises einander gleich sind, mithin auch $P = Q$ sein muß, da ferner die nämliche Schlußweise gilt, wenn die Kräfte **P** und **Q** nicht mehr nach parallelen Richtungen wirken, sondern **Q** z. B. die punktirte Richtung nach **x** annimmt (wo dann für den Gleichgewichtszustand $P : Q = CD : CA$ sein muß), so folgt, daß wenn an einer fixen Rolle zwischen zwei Kräften Gleichgewicht herrschen soll, in allen Fällen diese Kräfte einander gleich sein müssen, wie dies schon vorn, bei der Atwood'schen Fallmaschine nämlich, vorausgesetzt wurde. Es wird demnach an der Größe einer Kraft nichts geändert, wenn diese mittelst einer fixen Rolle eine andere Richtung erhält, und wir können uns in der Folge eine jede, nach was immer für einer Richtung wirkende Kraft als ein Gewicht vorstellen, dessen vertikal abwärts gerichteter Zug durch eine fixe Rolle die Richtung dieser Kraft bekommen hat. Daß die ermittelte Gleichgewichtsbedingung bei der Rolle nur insofern gilt, als man von der Trägheit der Rolle und dem Gewichte des Strickes oder der Schnur absieht, versteht sich von selbst.

94. Vom Hebel. Man unterscheidet physische und mathematische Hebel. Jede unbiegsame, gerade oder krumme Stange oder stangenartige Masse, auf welche zwei oder mehrere Kräfte so wirken, daß sie dieselbe um eine feste Widerlage oder Stütze, den Unterstützungs- oder Drehpunkt, zu drehen suchen, ist ein physischer Hebel. Sieht man aber bei einem solchen Hebel von dem Gewichte der Stange und von den Hindernissen ihrer Bewegung ab, so nennt man den Hebel einen mathematischen.

Da jeder physische Hebel leicht auf einen mathematischen zurückgeführt, d. h. für jeden physischen Hebel leicht ein mathematischer ausfindig gemacht werden kann, der sich ganz wie der physische verhält, so soll hier zuerst und vorzugsweise der mathematische Hebel betrachtet werden. Dem aufgestellten Begriff eines solchen Hebels zu Folge, kann man sich denselben als eine gewichtlose, unbiegsame, gerade, krumme oder gebrochene Linie vorstellen, welche durch zwei oder mehrere Kräfte zur Drehung um einen ihrer Punkte (der fix zu denken ist) angeregt wird. Man nennt einen Hebel **AB** (Fig. 82), bei

Fig. 82.

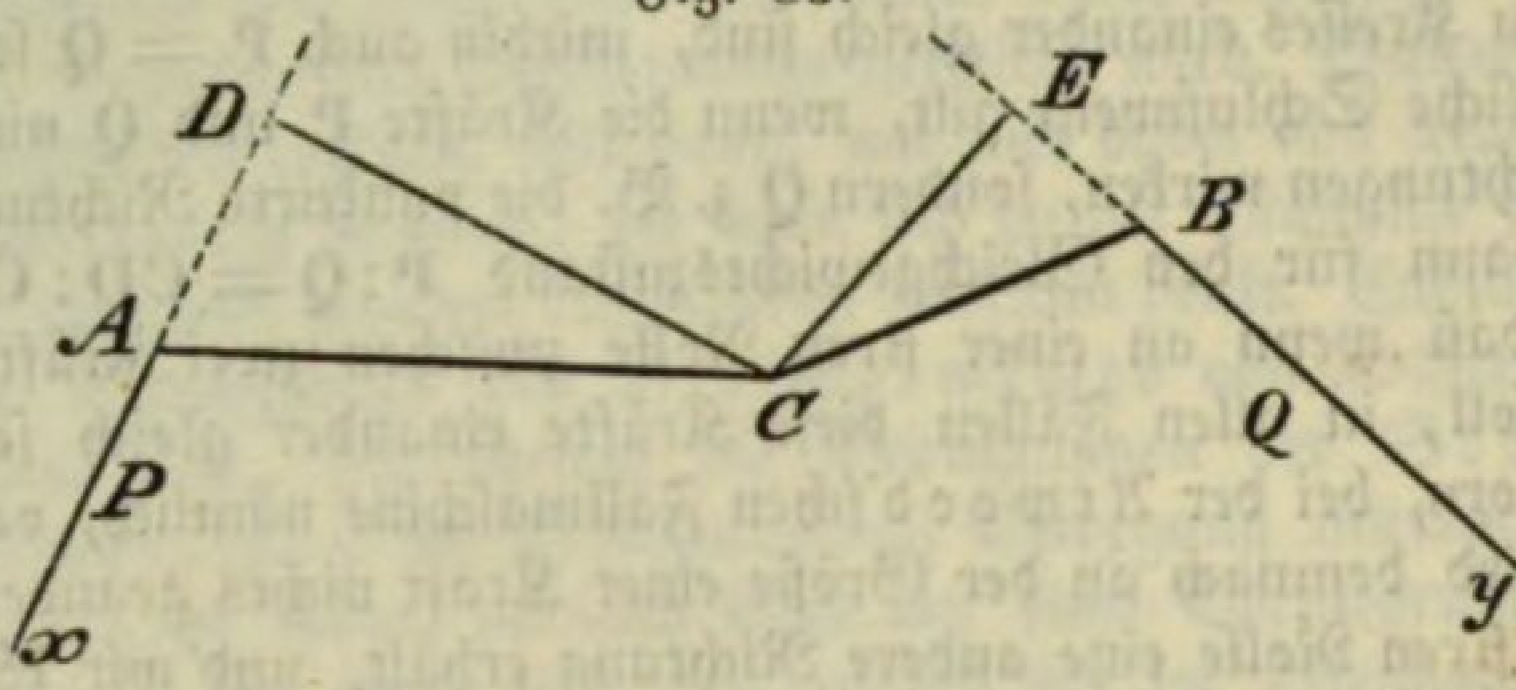


welchem der Unterstützungspunkt **C** zwischen den Angriffspunkten **A** und **B** der Kraft und der Last liegt, zweiarmig; befinden sich aber die Angriffspunkte der Kräfte auf einer Seite des Unterstützungspunktes, z. B. in **A** und **C**, wenn **B** den Unterstützungspunkt vorstellt, so heißt der Hebel einarmig. Bilden die geraden Verbindungslinien zwischen jeden Angriffspunkt der Kräfte und dem Unterstützungspunkt, nämlich die Linien **AC** und **CB**, eine einzige gerade Linie, so heißt der Hebel ein geradliniger; bilden sie hingegen eine am Unterstützungspunkte gebrochen erscheinende Linie, wie in Fig. 82, so heißt er ein Winkelhebel.

1. Gleichgewicht zweier Kräfte am zweiarmigen mathematischen Hebel.

Es stelle die Linie **ACB** (Fig. 83) einen solchen Hebel, **B** den Angriffspunkt und **By** die Richtung der Last (des Zugs eines Gewichts) **Q**, hingegen **A** und **Ax** den Angriffspunkt und die Richtung einer mit der Last in einerlei Ebene

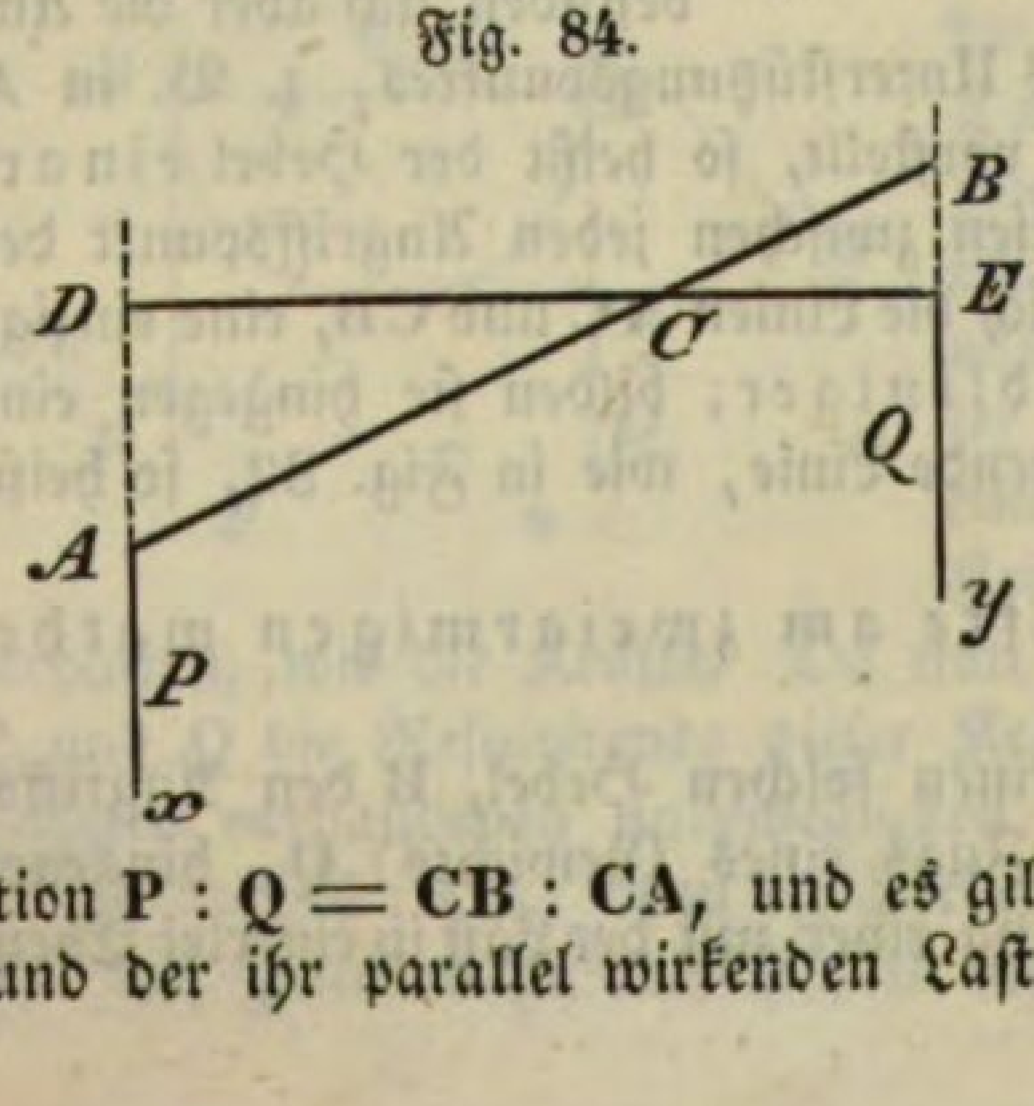
Fig. 83.



wirkenden Kraft **P** vor, welche das Gewicht **Q** im Gleichgewichte, d. h. in Ruhe erhalten soll. Es wird dies nur dann geschehen können, wenn die Wirkung der Resultirenden, zu welcher sich die zwei auf verschiedene mit einander unveränderlich verbundene Angriffspunkte **A** und **B** wirkenden Kräfte **P**, **Q** (nach §. 65) zusammensetzen lassen, aufgehoben wird, was im vorliegenden Fall nur möglich ist, wenn sie auf einen unbeweglichen Punkt trifft. Soll daher an einem zweiarmigen mathematischen Hebel zwischen zwei Kräften (**P**, **Q**) Gleichgewicht herrschen, so muß die Resultirende dieser Kräfte durch den einzigen, an einem solchen Hebel vorhandenen unbeweglichen Punkt, den Unterstützungspunkt (**C**) gehen; dieser Punkt (**C**) muß also zu einem Punkt der Resultirenden werden und dann verhalten sich (nach §. 65 Satz 1) und I.) die Kräfte (**P**, **Q**), wie verkehrt die Senkrechten (**CD** und **CE**), die von dem Unterstützungspunkte (**C**) auf die Richtung der Kräfte gezogen werden, oder die statischen Momente der Kräfte sind in Bezug auf den Unterstützungspunkt gleich. Man hat demnach im Zustande des Gleichgewichts $P : Q = CE : CD$ oder hieraus $P \cdot CD = Q \cdot CE$. Verhalten sich z. B. die Senkrechten **CE** und **CD** ihrer Größe nach wie 3 : 5, so würde ein in **A** angebrachtes Gewicht von 3 oder 12 Pfund u. s. f. durch ein in der Richtung von **B** nach **y** ziehendes Gewicht von 5 oder 20 Pfund oder durch andere, diesen letzteren Gewichten äquivalente Kräfte im Gleichgewicht erhalten. Da ganz die nämlichen Schlüsse auch auf den Fall, daß Kraft und Last nach parallelen Richtungen wirken, so wie auf g e r a d l i n i g e zweiarmige Hebel, die Richtungen der Kräfte daran mögen unter einander parallel oder nicht parallel sein, Anwendung leiden, so gelten allgemein für jeden zweiarmigen mathematischen Hebel die Sätze: Zwei Kräfte, die mit einander im Gleichgewicht stehen sollen, müssen sich umgekehrt verhalten, wie die vom Unterstützungspunkt auf ihre Richtungen gezogenen Senkrechten, oder: die statischen Momente beider Kräfte in Bezug auf den Unterstützungspunkt müssen gleich sein . . . . (**).

Da in dem Fall, wo, wie in Fig. 84 an dem gradlinigen zweiarmigen

Fig. 84.



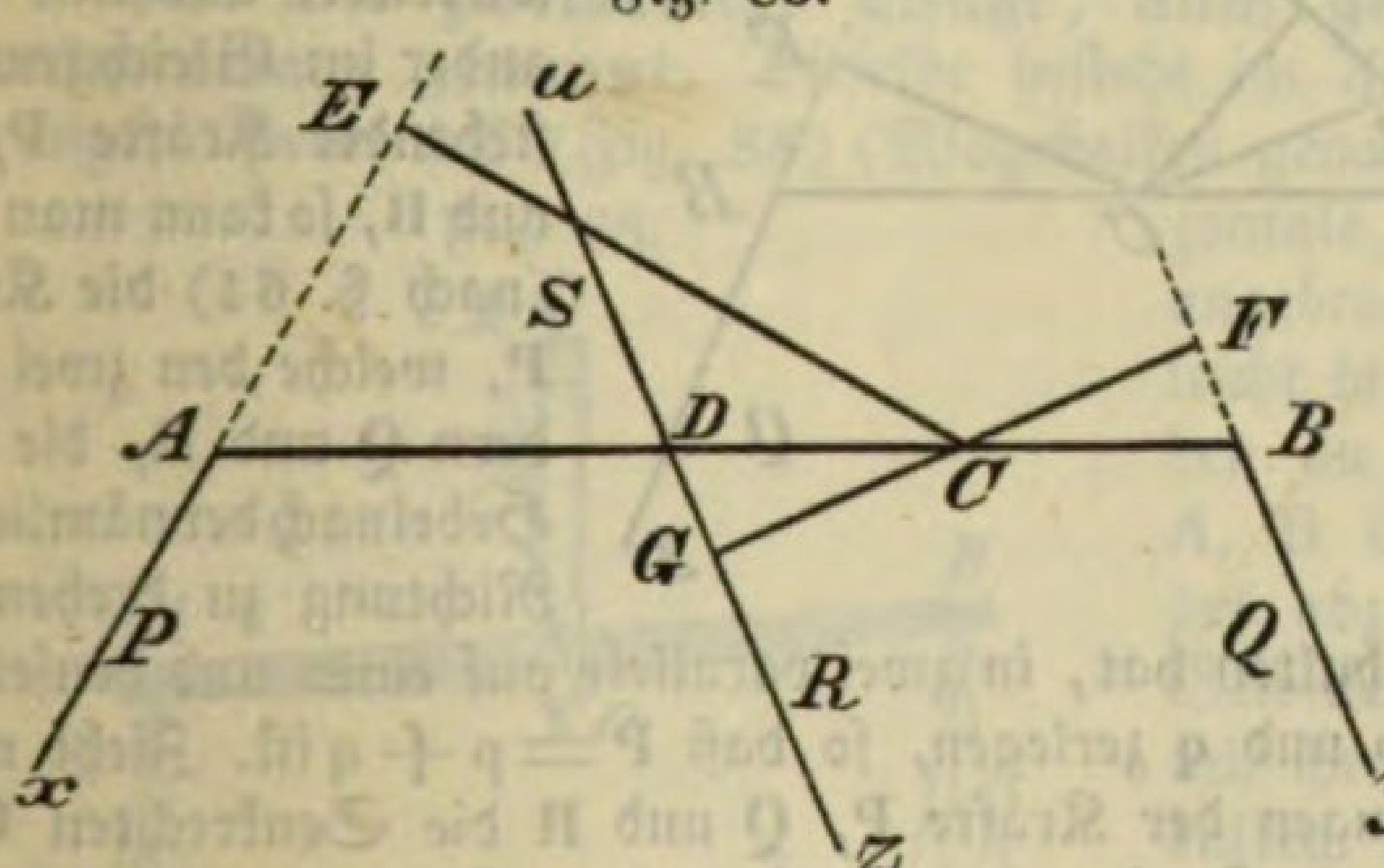
Hebel **AB**, die Kräfte parallele Richtungen **Ax** und **By** haben, dem eben aufgestellten Satz zu Folge $P : Q = CE : CD$ . . . 1) ist (wenn **CE** und **CD** die von **C** auf **By** und **Ax** gezogenen Senkrechten vorstellen), so hat man wegen Aehnlichkeit der Dreiecke **BCE** und **ACD** (in welchen die Winkel an **D** und **E** als Rechte und an **C** als Scheitelwinkel gleich sind) die Proportion $CE : CD = CB : CA$; aus dieser und aus 1) folgt die Proportion $P : Q = CB : CA$, und es gilt somit für das Gleichgewicht zwischen Kraft und der ihr parallel wirkenden Last am zweiarmigen geradlinigen mathemati-

schen Hebel auch der Satz, [daß sich die Kräfte umgekehrt, wie die Hebelarme verhalten....](2) (wenn man unter Hebelarm den Abstand des Angriffspunktes einer Kraft vom Unterstützungspunkt versteht).

Die vorn unter (**) ausgesprochenen Sätze lassen sich auch umkehren, d. h. so aussprechen: wenn zwei an einem mathematischen zweiarmigen Hebel wirkenden Kräfte sich umgekehrt wie die vom Unterstützungspunkt auf ihre Richtungen gezogenen Senkrechten verhalten oder wenn die Momente dieser Kräfte in Bezug auf den Unterstützungspunkt gleich sind, so stehen sie im Gleichgewichte; denn es muß dann die Resultirende der besagten zwei Kräfte durch den Unterstützungspunkt gehen und, da dies ein unbeweglicher Punkt ist, durch seinen Widerstand aufgehoben werden, mithin Ruhe (Gleichgewicht) herrschen .... (†)

2. **Gleichgewicht zweier Kräfte an einem einarmigen mathematischen Hebel.** Die Bedingungen dieses Gleichgewichts ergeben sich am einfachsten, indem man zeigt, wie sich ein zweiarmiger, ungleicharmiger Hebel **AB** (Fig. 85), an welchem sich zwei in einerlei Ebene nach den beliebigen Richtungen **Ax** und **By** wirkende Kräfte **P**, **Q** das Gleichgewicht halten, ohne Störung dieses Gleichgewichtes in einen einarmigen Hebel verwandeln lasse. Zu diesem Ende bringe man am längern Hebelarm **AC** und zwar an einem Punkt **D**, der gegen den Stützpunkt **C** des Hebels so liegt, daß **DC = CB** ist, zwei gleiche Kräfte **R** und **S** an, die mit **P** und **Q** in einerlei Ebene, nach, zur Richtung **By** der Kraft **Q** parallelen und zu einander entgegengesetzten Richtungen **Dz** und **Du** wirken, und wovon jede ebenso groß ist, wie die Kraft **Q**, so daß **Q = R = S** .... 1. ist, wodurch, da **R** und **S** sich selbst das Gleichgewicht halten, offenbar das zwischen **P** und **Q** vorausgesetzte Gleichgewicht nicht gestört wird. Werden nun vom Unterstützungspunkte **C** auf die Richtungen der Kräfte die Senkrechten **CE**, **EF** und **CG** gezogen, so hat man wegen des eben nachgewiesenen Fortbestehens des Gleichgewichtes zwischen **P** und **Q**, $P \times CE = Q \,.\, CF$ .... 2.

Fig. 85.



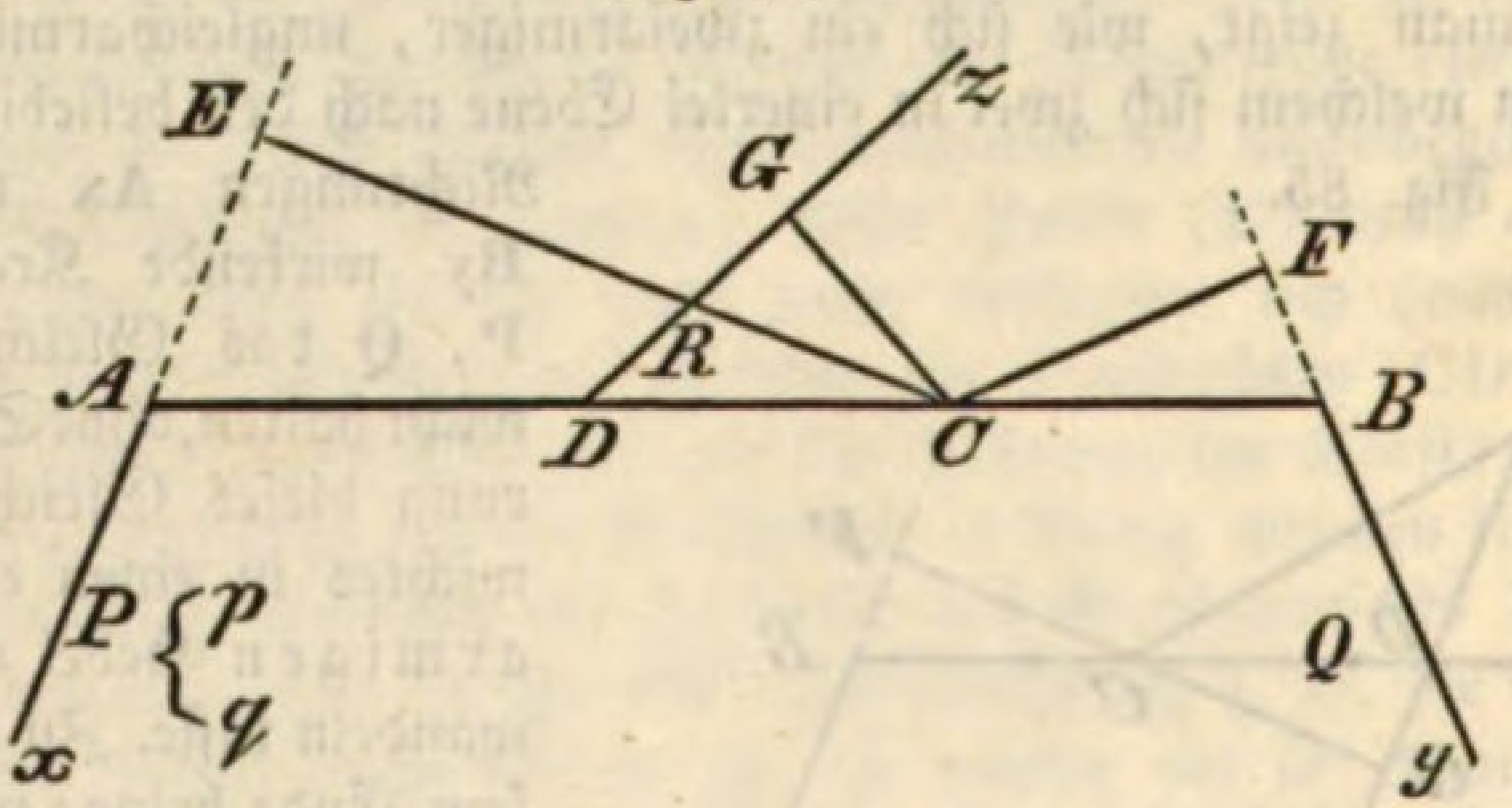
Da ferner nach 1. **Q = R** und wegen der Congruenz der Dreiecke **BCF** und **DCG** (welche die Winkel bei **G** und **F** als rechte, dann die Winkel bei **C** als Scheitelwinkel und die Seiten **CB** und **CD** gleich haben) **CF = CG**...3. ist, so ist $Q \,.\, CF = R \,.\, CG$, d. h. die Momente der Kräfte **Q** und **R** in Bezug auf den Unterstützungspunkt **C** sind einander gleich; diese Kräfte müssen daher nach vorstehendem Satz (†) für sich im Gleichgewichte stehen und können als gar nicht vorhanden angesehen werden, so daß dann am Hebel nur noch die Kräfte **P** und **S** übrig bleiben. Da diese Kräfte nicht aufhören, im vorherbestandenen Gleichgewichte zu verbleiben, aber ihre Angriffspunkte **A** und **D** auf der nämlichen Seite des Unterstützungspunktes **C** haben, so ist der ursprüngliche, zweiarmige Hebel **ACB** jetzt ohne Störung des Gleichgewichtes in den einarmigen

Hebel **ADC** umgewandelt und an diesem Hebel stehen die Kräfte **P** und **S** für sich im Gleichgewichte. Da dies an obiger Gleichung 2., d. i. $P.CE = Q.CF$ nichts ändert, überdies nach Gleichung 1. $Q = S$ und nach Gleichung 3. $CF = CG$ ist, so geht durch Substitution die Gleichung 2. in $P.CE = S.CG$ über, woraus die Proportion $P:S = CG:CE$ folgt, d. h. wenn an einem einarmigen mathematischen Hebel zwei Kräfte im Gleichgewichte stehen, so sind (wie beim zweiarmigen) ihre statischen Momente in Bezug auf den Unterstützungspunkt gleich oder die Kräfte verhalten sich umgekehrt, wie die Senkrechten, welche vom Unterstützungspunkt auf ihre Richtungen gezogen werden.... (††)

3. Gleichgewichtsbedingung bei einem mathematischen Hebel, wenn auf denselben mehr als zwei Kräfte wirken.

Seien **A**, **B**, **D** (Fig. 86) die Angriffspunkte und **Ax**, **By**, **Dz** die Richtungen dreier auf den Hebel **AB**, dessen Unterstützungspunkt **C** ist, wirkender und mit einander im Gleichgewicht stehender Kräfte **P**, **Q** und **R**, so kann man sich (nach §. 64) die Kraft **P**, welche den zwei andern **Q** und **R**, die den Hebel nach der nämlichen Richtung zu drehen suchen, das Gleichgewicht zu halten hat, in zwei parallele auf einen und denselben Punkt **A** wirkende Kräfte p und q zerlegen, so daß $P = p + q$ ist. Zieht man nun von **C** auf die Richtungen der Kräfte **P**, **Q** und **R** die Senkrechten **CE**, **CF** und **CG** und denkt sich die Kraft p (am zweiarmigen Hebel **ACB**) mit der Kraft **Q** und den andern Theil q der Kraft **P** (am einarmigen Hebel **ADC**) mit der Kraft **R** im Gleichgewichte, so hat man (nach (**) u. (††) $p.CE = Q.CF$, und $q.CE = R.CG$, folglich $(p + q) CE = Q.CF + R.CG$ oder $P.CE = Q.CF + R.CG$ als Bedingung des Gleichgewichtes der drei Kräfte **P**, **Q** und **R**. Bei Wiederholung dieser Schlüsse ergibt sich für das Gleichgewicht einer beliebigen Anzahl auf einen zweiarmigen Hebel wirkender Kräfte der allgemeine Satz: daß die Summe der in Bezug auf den Unterstützungspunkt betrachteten statistischen Momente jener Kräfte, die den Hebel nach einer Richtung zu drehen suchen, immer gleich sein müsse der Summe der statischen Momente der Kräfte, die ihn nach der entgegengesetzten Richtung drehen wollen.... (*)

Fig. 86.

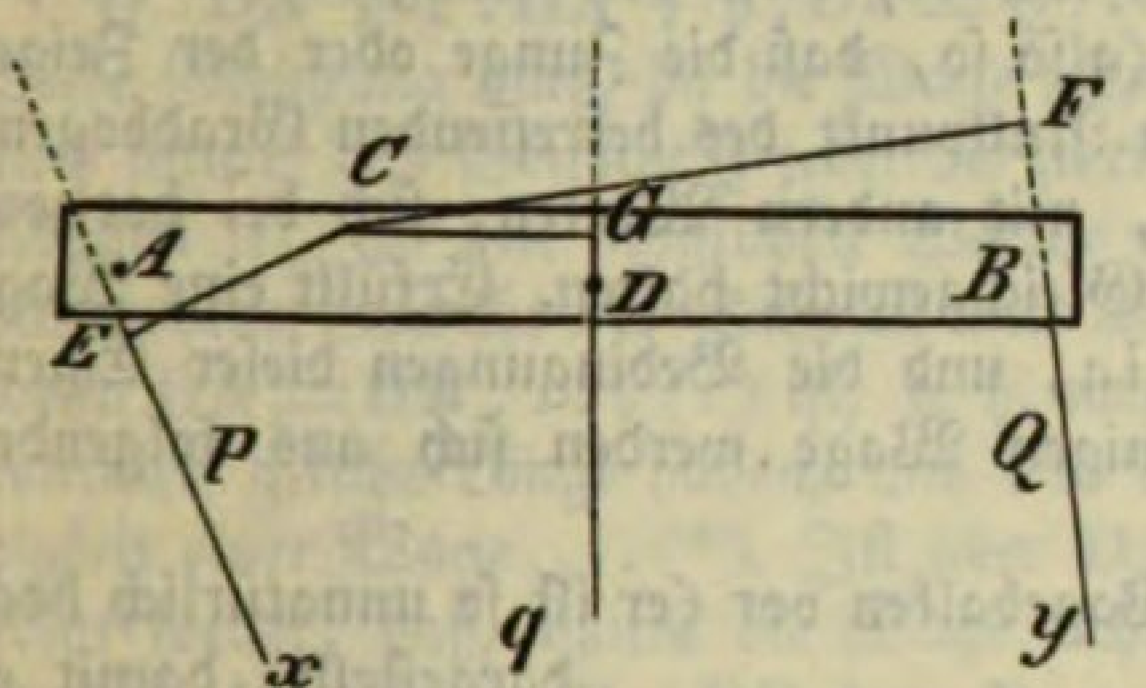


4. Gleichgewicht am physischen Hebel.

Der eben ausgesprochene Satz (*) gestattet die für den mathematischen Hebel nachgewiesenen Gleichgewichtsbedingungen auch auf den physischen Hebel anzuwenden; denn man braucht nur (nach den im §. 76 unter 1 und 2 angegebenen Methoden) den Schwerpunkt des Hebels auszumitteln und das Gewicht des letzteren als eine von diesem Schwerpunkte aus in vertikaler Richtung abwärts wirkende Kraft anzusehen, so kann man den Hebel als einen mathematischen betrachten und nach Satz (*) behandeln. So hätte man demnach z. B. als Bedingung des Gleichgewichts der Kräfte **P** und **Q** an der Stange

(dem physischen Hebel) AB (Fig. 87), die das Gewicht q, den Unterstützungspunkt in C und ihren Schwerpunkt in D hat, die Gleichung P.CE = Q.CF + q.CG wenn CE, CF und CG die vom Unterstützungspunkt C auf die Richtungen der Kräfte P, Q und q gezogenen Senkrechten bedeuten.

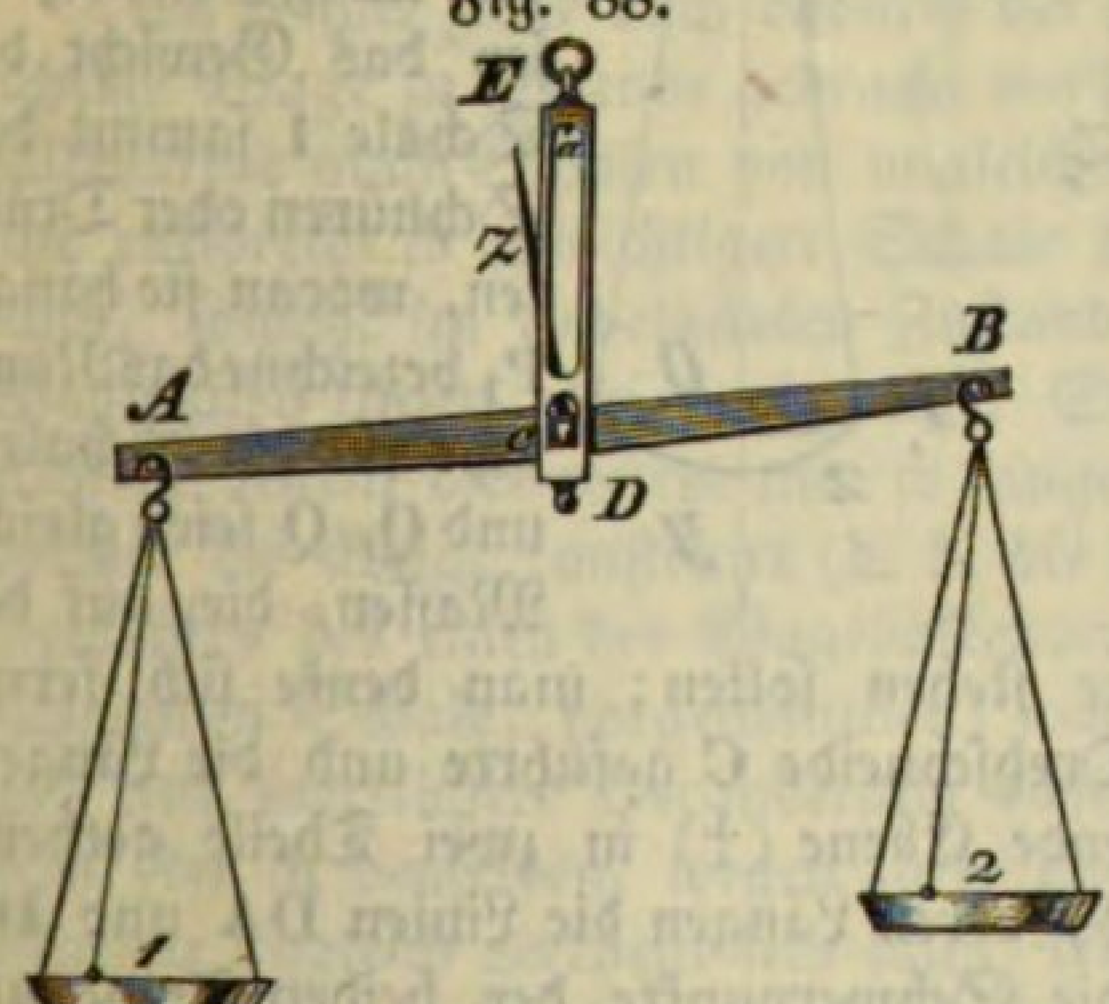
Fig. 87.



95. Anwendungen des Hebels. Aus der großen Zahl von Instrumenten, Apparaten Vorrichtungen und Geräthen, denen das Prinzip des Hebels zu Grunde liegt, und die in den Künsten und Gewerben so wie im gemeinen Leben sehr häufige Anwendung finden, sollen hier nur folgende als zugleich für den Physiker wichtig herausgehoben werden, indem die Beschreibung und Theorie aller übrigen der Mechanik anheimgestellt werden muß.

96. Die zweiarmige Wage, auch gemeine Schalenwage oder Krämerwage genannt. Dieselbe besteht im Allgemeinen aus einem gleicharmigen Hebel AB (Fig. 88) (Wagebalken genannt), der sich um eine horizontale, in der Mitte seiner Länge angebrachte, unten schneidige Achse c leicht drehen kann und an seinen Enden an geeigneten Aufhängepunkten A, B Schalen 1, 2 zur Aufnahme des abzuwägenden Körpers und der Gewichte trägt. Die Achse c ruht mit ihren beiderseits aus dem Wagebalken hervorstehenden Enden entweder in Ausschnitten einer vertikal aufgehängten Schere DE, wie in Fig. 88, oder in passenden Unterlagen (Lagern), die am obern Ende einer vertikalen Säule angebracht sind, wie man in den später folgenden Figuren 99 und 100 deutlich sieht. Ein Zeiger z (Zunge), der in einer auf der Achse c vertikalen Ebene, auf der Verbindungslinie AB der Aufhängepunkte senkrecht und so steht, daß seine Richtung verlängert durch die Achse c geht und welcher, wenn der Wagebalken in einer Schere aufgehängt ist, nach aufwärts, wenn dieser hingegen auf einer Säule ruht, gewöhnlich nach abwärts gekehrt ist, hat die Bestimmung im ersteren Fall durch Einspielen an einem in der Schere angebrachten Absehen a, im letzteren Falle durch Einspielen am Nullpunkt eines an der Säule angebrachten Gradbogens m (Fig. 99) die vollkommen horizontale Lage der besagten Verbindungslinie AB (welche die Längenachse des Wagebalkens heißt) anzuzeigen. Oft findet man an Wagen mit Stützsäule anstatt der beschriebenen auf- oder abwärts gekehrten Zunge einen in die verlängerte Richtung der Längenachse AB fallenden Zeiger, der an dem einen Ende des Wagebalkens angebracht ist und auf einem Gradbogen spielt, der mittelst eines bis zur Stützsäule hin sich erstreckenden Armes an dieser festgemacht ist.

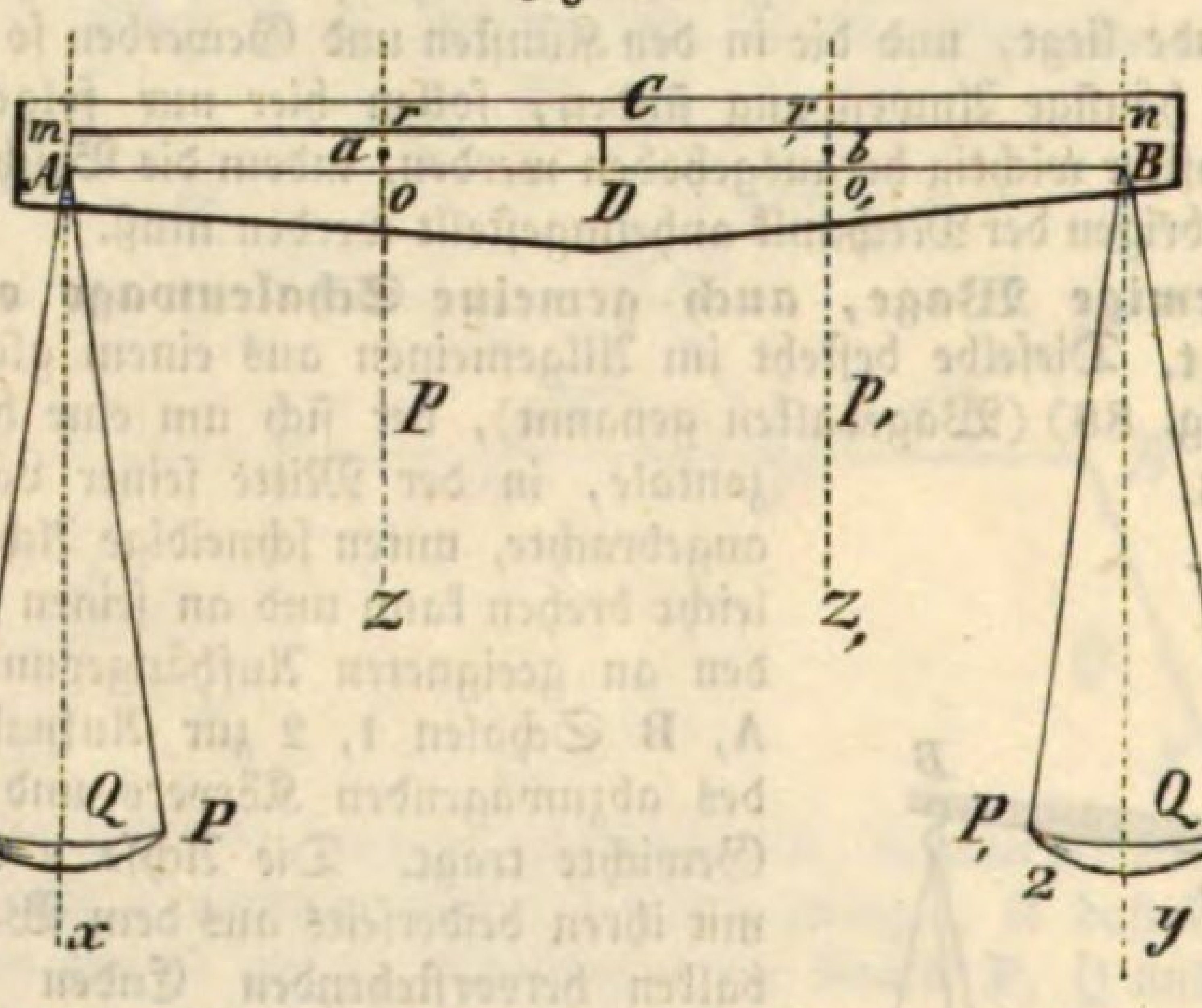
Fig. 88.



97. Richtigkeit der zweiarmigen Wage. Die erste Anforderung, die an eine zweiarmige Wage gemacht wird, ist, daß, wenn auf beide Schalen Massen von gleichem Gewichte gebracht werden, diese den Wagebalken bei horizontaler Stellung seiner Längenachse (also so, daß die Zunge oder der Zeiger beim Absehen in der Schere oder beim Nullpunkt des betreffenden Gradbogens genau einspielt) zur Ruhe bringen oder, mit andern Worten, sich bei horizontaler Stellung des Wagebalkens das Gleichgewicht halten. Erfüllt eine Wage diese Anforderung, so heißt sie r i c h t i g, und die Bedingungen dieser Eigenschaft (der Richtigkeit) einer zweiarmigen Wage werden sich aus folgender Betrachtung ergeben.

Es stelle **AB** (Fig. 89) einen Wagebalken vor (er ist so unnatürlich hoch dargestellt, damit er in allen Theilen deutlich erscheine), **A** und **B** seien die Aufhängepunkte der Schalen, durch den Punkt **C** gehe die Umdrehungsachse (Drehschneide) des Wagebalkens, **P** sey das Gewicht der Schale **1** sammt den Schnüren oder Drähten, woran sie hängt, P_1 bezeichne das Nämliche für die Schale **2** und **Q, Q** seien gleiche Massen, die, auf den

Fig. 89.



Wagschalen liegend, im Gleichgewichte stehen sollen; man denke sich ferner den Wagebalken durch eine längs der Drehschneide **C** geführte und die Längenachse **AB** im Punkte **D** senkrecht treffende Ebene (†) in zwei Theile getheilt, welche dann die Arme des Wagebalkens, deren Längen die Linien **DA** und **DB** vorstellen, heißen; endlich seien **a**, **b** die Schwerpunkte der beiden Arme und p, p_1 die Gewichte dieser letzteren, so kann man offenbar (nach §. 74) diese Gewichte p, p_1 als Kräfte, die ihre Angriffspunkte in den Schwerpunkten **a** und **b** haben, und dann den Wagebalken als zweiarmigen mathematischen Hebel behandeln. Daher muß, soll die Wage, wie es die R i c h t i g k e i t erfordert, nach Auflegung der gleichen Massen **Q, Q** bei horizontaler Stellung der Längenachse **AB** im Gleichgewicht sein — nach Satz (*) auf S. 136 — die Gleichung bestehen $Q \cdot Cm + P \cdot Cm + p \cdot Cr = Q \cdot Cn + P_1 \cdot Cn + p_1 \cdot Cr_1$ . . . . (I), wenn **Cm** und **Cn** die von dem Drehpunkt **C** auf die vertikalen Linien **Ax** und **By** (nach welchen sowohl die Gewichte **P** und P_1 der Wagschalen als die darin liegenden Massen **Q, Q** auf den Wagbalken abwärts ziehend wirken) gezogenen Senkrechten (welche daher horizontal und zur Längenachse **AB** parallel sind) und **Cr**, Cr_1 eben solche von **C** auf die vertikalen Richtungen **az**, bz_1 der Kräfte p, p_1 gezogene Senkrechte vorstellen. Da nach der oben bei (†) gemachten Voraussetzung die Linie **CD** ebenfalls vertikal, mithin zu den Linien **Ax**, **By**, **az** und bz_1 parallel ist, so sind die Linien **Cm** und **AD**, dann **Cn** und **BD** (als Parallele zwischen Parallelen), und aus demselben Grunde auch die Linien

Cr und Do, dann Cr_1 und Do_1 einander gleich, so daß man durch Substitution aus vorstehender Gleichung (I) erhält:

$$Q \,.\, DA + P \,.\, DA + p \,.\, Do = Q \,.\, DB + P_1 \,.\, DB + p_1 \,.\, Do_1 \,\ldots\, (II).$$

Diese Gleichung muß, da die Wage nicht aufhören darf richtig zu sein, wie groß auch immer das Gewicht Q jeder der zwei auf die Wagschalen gebrachten, gleichen Massen sei, für alle möglichen Werthe von Q gelten, was aber bei unverändert bleibendem Gewicht der Schalen und Arme der Wage nur der Fall sein kann, wenn $DA = DB \ldots (1)$ ist, d. h. wenn die Arme des Wagebalkens eine vollkommen gleiche Länge haben, und dies ist somit die erste Bedingung der Richtigkeit einer Wage....(*). Ist aber $DA = DB$, mithin $Q \,.\, DA = Q \,.\, DB$, so folgt weiter, daß, damit die Wage richtig sei, auch
$P \,.\, DA + p \,.\, Do = P_1 \,.\, DB + p \,.\, Do_1 \ldots (III)$ sein müsse.

Dieser Gleichung ist, wenn die Wage für alle Temperaturveränderungen an dem Orte, wo sie aufbewahrt und gebraucht wird, richtig bleiben soll (was doch unerläßlich ist), nur allein dann vollkommen Genüge geleistet, wenn $Do = Do_1 \ldots (2)$, $p = p_1 \ldots (3)$ und somit (wegen $DA = DB$) auch $P = P_1 \ldots (4)$ ist, d. h. so lange die Schwerpunkte der Wagebalkenarme eine gleiche Entfernung von der Drehschneide, ferner diese Arme und die Wagschalen (Arme und Schalen für sich betrachtet) gleiche Gewichte haben.

Es könnte zwar auch dadurch der Gleichung (III) entsprochen, mithin eine richtige Wage zu Stande gebracht werden, daß man an ungleichschwere Wagebalkenarme auch Schalen von ungleichem Gewicht, d. h. an den leichtern Arm eine entsprechend gewichtigere Schale hängt. Die Wage würde nämlich auch dann, sowohl im unbelasteten Zustande, als wenn gleiche Gewichte auf den Wagschalen liegen, bei horizontaler Stellung des Balkens zur Ruhe kommen müssen. Allein dies würde nur so lange der Fall seyn, als die Temperatur, bei welcher die Wage construirt (d. h. die beschriebene Ausgleichung des geringeren Gewichtes des einen der Wagebalkenarme durch das größere Gewicht der daran hängenden Schale, vorgenommen) worden, sich nicht wesentlich ändert. Denn tritt eine merklichere Veränderung dieser Temperatur ein, so rückt in beiden Armen (da in denselben, wegen ihrer ungleichen Schwere bei gleicher Länge, die Materie ungleich vertheilt sein muß) die Masse während der durch die Wirkung der Wärme erfolgenden Ausdehnung oder Zusammenziehung, ungleichmäßig von der Drehschneide hinweg oder an diese Schneide an, und der der Masse folgende Schwerpunkt (S. 101 unter 2) entfernt sich in beiden Armen ungleichmäßig von der Drehschneide. Die nothwendige Folge hievon ist, daß die Momente der Schwere dieser Arme, d. i. $p \,.\, Cr$ und $p_1\, Cr_1$ und somit (wegen $Cr = Do$ und $Cr_1 = Dr_1$) auch die Producte $p \,.\, Do$ und $p_1 \,.\, Do_1$ in ungleichem Maße ihre Werthe ändern, während die Ungleichheit der Gewichte der Wagschalen und demnach der Produkte $P \,.\, DA$ und $P_1 \,.\, DB$ im unveränderten Verhältnisse fortdauert, daher die Gleichung (III) nicht mehr bestehen kann. Ist hingegen den obigen Gleichungen (2) und (3) Genüge geleistet, — was jedoch nur dann der Fall sein wird, wenn in beiden Armen des Wagebalkens die Materie in gleichen Abständen von der Drehschneide (oder vielmehr von der durch CD geführten Vertikalebene) vollkommen gleichförmig und symmetrisch vertheilt ist, — so wird das Weiter- oder Näherrücken der Schwerpunkte a und b gegen die Drehschneide bei allen Temperaturveränderungen, denen zu genauen Wägungen bestimmte Wagen überhaupt ausgesetzt werden dürfen, und vorausgesetzt, daß diese Veränderungen beide Wagebalkenarme in gleichem Grade treffen, in jedem dieser Arme

immer gleichviel betragen; es werden demnach die Abstände der Schwerpunkte a, b von der Drehschneide C immer gleich, mithin $p . Do = p_1 . Do_1$ ... (5) sein; folglich wird, wenn auch der Gleichung $P = P_1$ Genüge geleistet, d. h. die Gewichte der Wageschalen gleich sind, stets die Gleichung

$$P . DA + p . Do = P_1 . DB + p_1 Do_1 \text{ gelten.}$$

Zur Richtigkeit einer zweiarmigen Wage gehört daher unerläßlich, daß den obigen Gleichungen (1), (2), (3) und (4) entsprochen sei, d. h.

1. daß die Arme des Wagebalkens gleich lang sind;

2. daß sie ein gleiches Gewicht, die Schwerpunkte in gleichen Entfernungen zu beiden Seiten der Umdrehungsachse gelegen haben, und in Bezug auf Anordnung und Vertheilung der Materie ganz symmetrisch, d. i. in gleichen Distanzen von der durch CD geführten, auf der Ebene des Wagebalkens senkrechten Ebene ganz gleich beschaffen sind, und

3. daß die Wagschalen gleiche Gewichte haben.

Aus der Nothwendigkeit des Bestehens der Gleichung (III) auf S. 139 folgt weiter, daß bei einer richtigen Wage der Wagebalken auch horizontal stehen müsse, wenn keine Gewichte in den Schalen liegen, d. h. die Wage unbelastet ist, so wie sich ferner aus der Gleichung (5), deren Bestand wir als für die Richtigkeit einer Wage ebenfalls nothwendig nachgewiesen haben, ergibt, daß auch der Wagebalken für sich allein (ohne daß die Schalen daran hängen) stets einen horizontalen Stand annehmen müsse.

Das Horizontalstehen des Wagebalkens, wenn die Wage unbelastet ist, vermag für sich die Richtigkeit der Wage nicht zu beweisen, indem, wie schon früher bemerkt worden, eine etwa vorhandene Ungleichheit in der Schwere der Wagebalkenarme durch eine entsprechende Ungleichheit in den Gewichten der Wageschalen ausgeglichen sein kann. Ebenso kann das Horizontalstehen des Wagebalkens nach Entfernung der Schalen nur die gleiche Schwere der Balkenarme, keineswegs aber auch die nothwendige gleiche Länge derselben darthun. Beide Erscheinungen liefern daher nicht den Beweis, daß eine Wage richtig sei; wohl wird er aber dadurch vollkommen hergestellt, daß der Wagebalken auch nach Verwechslung der Wagschalen (d. h. nachdem die Wagschale des linken Armes an den rechten und die des rechten an den linken Arm gehängt worden) noch seine frühere horizontale Stellung genau beibehält. Ist dies nämlich der Fall, so können die Arme weder ungleich lang noch ungleich schwer sein; denn sonst könnte eine und dieselbe Schale durch ihr Gewicht an beiden Armen nicht die nämliche Wirkung äußern. Anstatt die Schalen zu verwechseln, kann man auch die Wage durch auf die Schalen aufgelegte Gewichte in horizontaler Stellung zur Ruhe bringen und hierauf untersuchen, ob sie diese Stellung auch nach Verwechslung dieser Gewichte beibehält.

Ob endlich bei einer Wage auch die Bedingung der Richtigkeit, daß beide Arme in Bezug auf Anordnung der Materie symmetrisch seien, erfüllt ist, läßt sich nur durch Auflegen wirklich gleicher Gewichte auf die Wagschalen bei bedeutend verschiedenen Temperaturen erproben. Bleibt der Stand des Wagebalkens immer horizontal, so ist auch diese Bedingung erfüllt. Daß hinsichtlich dieses Punktes in der Praxis eine absolute mathematische Genauigkeit nicht zu erreichen ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden.

Es soll hier als Folgerung aus den eben angestellten Betrachtungen noch Nachstehendes herausgehoben werden.

Da nach Gleichung (2) und (3) $Do = Do_1$ und $p = p_1$ ist, so muß

die Resultirende, zu welcher sich die zwei nach vertikalen Richtungen wirkenden Kräfte p und p_1 (die Gewichte der Wagebalkenarme) zusammensetzen lassen, und welche dann das Gewicht des ganzen Wagebalkens vorstellt, ebenfalls eine vertikale Richtung haben und in die längs der Drehschneide C geführte Vertikalebene fallen (§. 66). Da ferner der Angriffspunkt dieser Resultirenden (des Gewichtes des ganzen Wagebalkens) der Schwerpuukt des ganzen Wagebalkens ist, indem man (nach §. 74, 1.) das Gewicht des ganzen Wagebalkens in seinem Schwerpunkt vereinigt denken kann, so muß der Schwerpunkt des horizontalstehenden Wagebalkens einer richtigen Wage in einer längs ihrer Drehschneide geführten vertikalen, mithin in einer auf der Längenachse der Wage senkrechten Ebene liegen . . . . (†), ob oberhalb oder unterhalb dieser Schneide, oder in dieser Schneide selbst, wird die Folge lehren.

Zur Richtigkeit einer Wage gehört endlich noch, daß wenn, wie dies am zweckmäßigsten ist, die Schalen an aufwärtsgekehrten Schneiden aufgehängt sind (etwa wie in Fig. 90 oder in der später folgenden Fig. 95), diese der Schneide, um welche sich der Wagebalken dreht, genau parallel seien; denn sonst hinge das Moment des in einer Wagschale liegenden Gewichtes, oder mit andern Worten, die Größe der Kraft, womit dieses Gewicht die Wage um ihre Achse zu drehen sucht, auch von der Lage desselben in der Schale ab, d. h. ob es so liegt, daß es durch seinen Zug nach abwärts vorzüglich auf einen Punkt der Aufhängschneide wirkt, der weniger oder der weiter von der Drehschneide des Wagebalkens entfernt ist, was bei stattfindendem Parallelismus der Aufhängschneiden und der Drehschneide nicht möglich ist, da dann alle Punkte der ersteren von letzterer gleichweit abstehen . . . . (*).

Fig. 90.

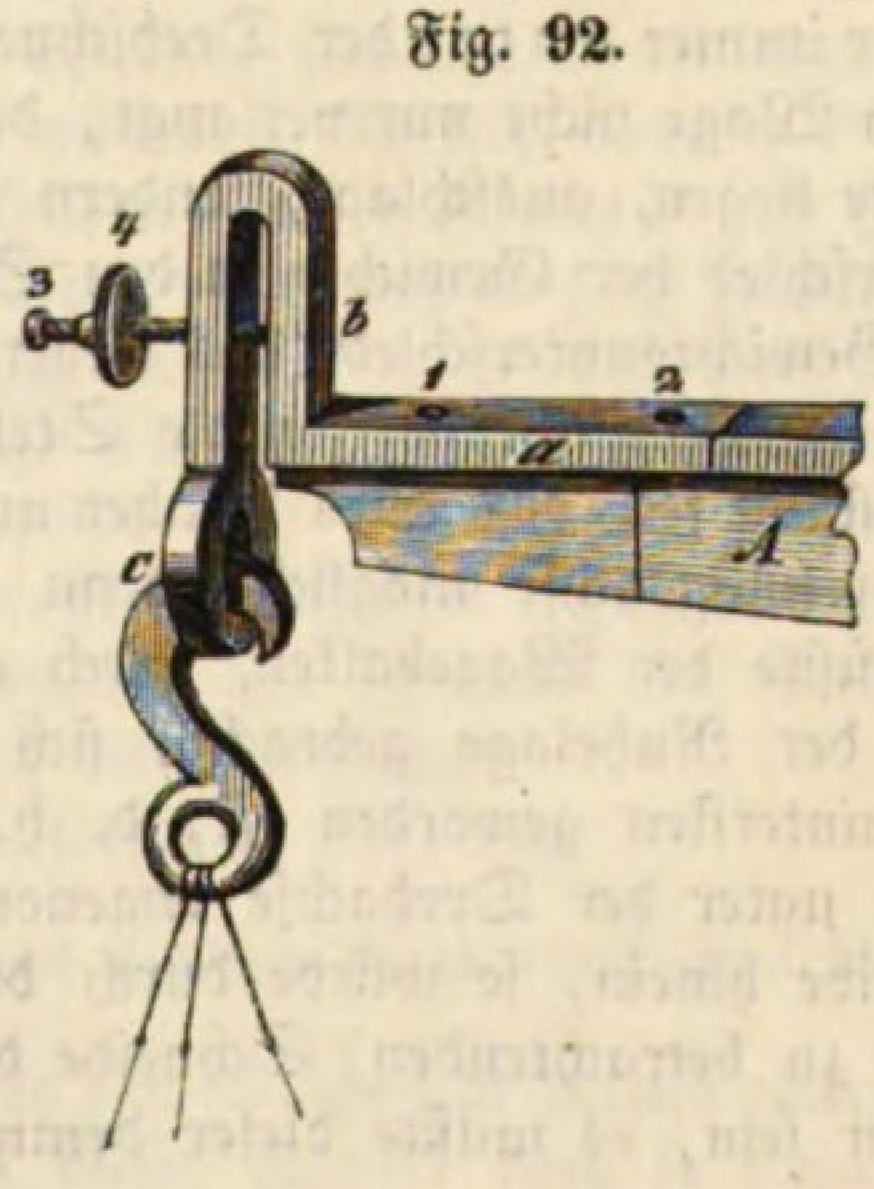


Es versteht sich nun von selbst, daß bei Wagen, die solche gegen die Ebene des Wagebalkens senkrechte Aufhängeschneiden haben, je zwei in einer und derselben Vertikalebene gelegene Punkte dieser Aufhängeschneiden als Aufhängepunkte und somit der Abstand solcher zwei Punkte die Längenachse des Wagebalkens vorstellen können . . . . (††), während an Wagen, an welchen, wie in Fig. 91 und 92 anschaulich gemacht ist, die Schalen wirklich nur in einzelnen,

Fig. 91.



Fig. 92.



mit dem Schwerpunkt des Wagebalkens in einerlei Vertikalebene liegenden Punkten (dort, wo sich nämlich die Schneiden des **S** förmigen Hakens **a** und des Oehres **b** berühren) aufgehängt sind, der Abstand dieser Aufhängepunkte voneinander allein die Längenachse des Wagebalkens ausmacht.

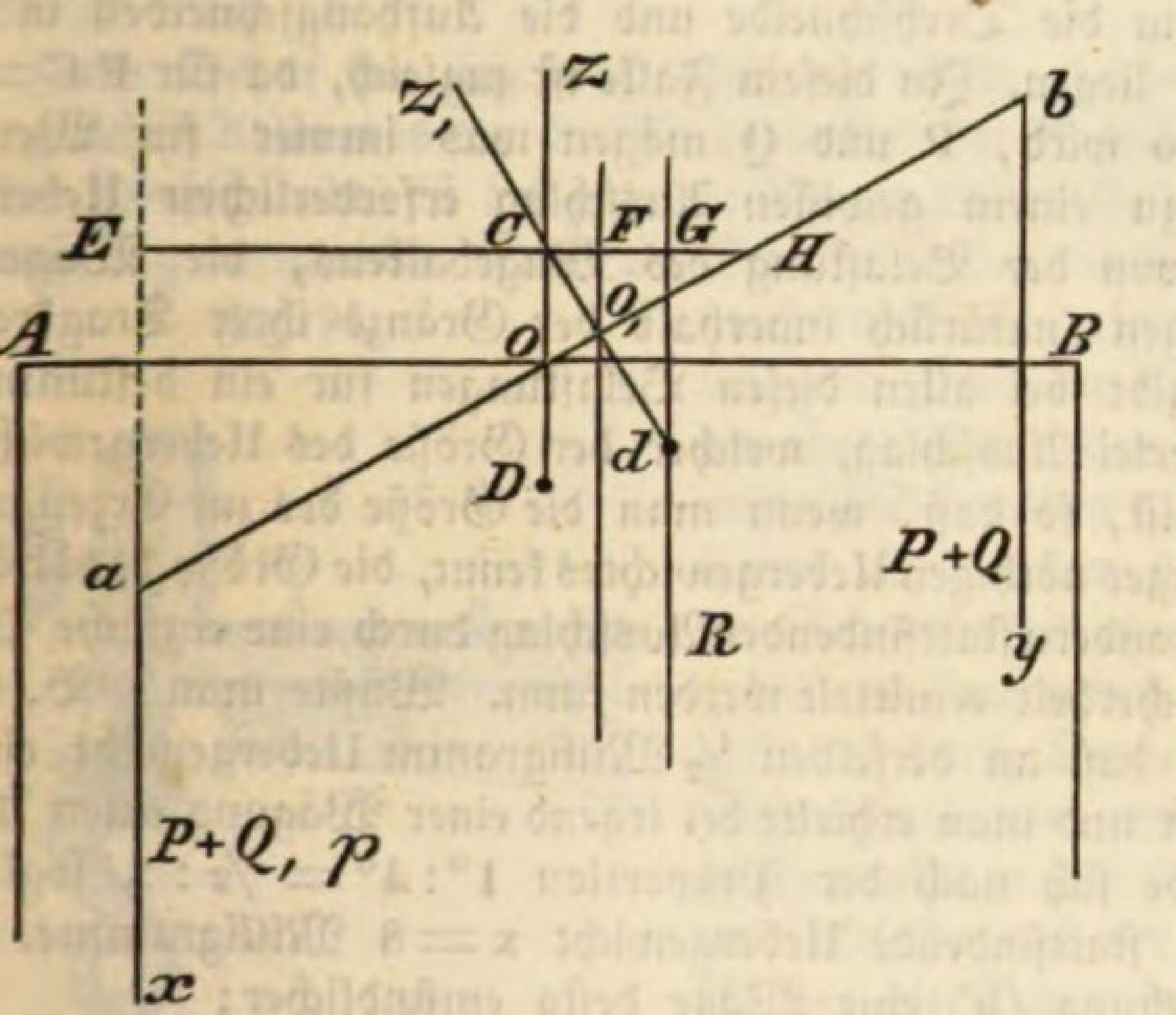
98. Empfindlichkeit der zweiarmigen Wage. Die zweite Haupteigenschaft einer guten zweiarmigen Wage ist, daß sie empfindlich sei, d. h. daß der Wagebalken seine horizontale Lage verläßt und eine geneigte Stellung annimmt (ausschlägt), sobald das in die eine Wagschale gebrachte Gewicht das in der andern auch nur um etwas Weniges übertrifft. Man nennt den Winkel, um welchen der Wagebalken hiebei aus der horizontalen Lage heraustritt, den Ausschlag, und dieser wird bei dem Umstand, daß die Zunge oder der Zeiger immer in der Ebene, die längs der Drehschneide und durch den Schwerpunkt des Wagebalkens, also durch die Linie **DC** Fig. 89 geht, oder aber in der Verlängerung der Längenachse des Balkens angebracht ist, durch den Bogen angezeigt, um welchen die Zunge oder der Zeiger sich von dem Absehen in der Schere oder von dem Nullpunkt seines Gradbogens entfernt. Je kleiner der Unterschied der Gewichte in beiden Wagschalen ist, welcher stattfinden muß, damit überhaupt noch ein Ausschlag oder ein Ausschlag von bestimmter Größe erfolge (wir wollen diesen Unterschied künftig der Kürze wegen das Uebergewicht nennen), oder je größer bei einem und demselben Uebergewichte der Ausschlag an einer Wage ist, desto empfindlicher heißt diese. Gewöhnlich schätzt man den Grad der Empfindlichkeit einer Wage nach dem noch einen merklichen Ausschlag bewirkenden Bruchtheil der größten Last, welche sie, ohne irgend einen Schaden zu leiden, in jeder Schale zu ertragen vermag und die Tragkraft der Wage heißt. Eine gute Wage soll mindestens eine Empfindlichkeit von $\frac{1}{60000}$ besitzen, d. h. schon bei $\frac{1}{60000}$ ihrer Tragkaft merklich ausschlagen. Bei Wagen von ausgezeichneter Güte (wie von Oertling in Berlin und Kraft in Wien) beträgt die Empfindlichkeit $\frac{1}{1000000}$ und darüber.

Die Empfindlichkeit einer Wage hängt vor Allem von der gegenseitigen Lage der Aufhängepunkte der Schalen, des Schwerpunktes und der Drehschneide des Wagebalkens ab. Von dem Schwerpunkte, von welchem wir schon unter (†) S. 141 nachgewiesen haben, daß er sich nur in einer längs der Drehschneide und senkrecht auf die horizontal gedachte Längenachse des Wagebalkens geführten Ebene befinden könne, läßt sich noch überdies gleich vorhinein sagen, daß er immer unter der Drehschneide liegen müsse. Es wird nämlich von jeder guten Wage nicht nur verlangt, daß sie, wenn in den Schalen ungleiche Gewichte liegen, ausschlage, sondern auch daß die Größe des Ausschlages mit dem Unterschied der Gewichte in den Schalen im Verhältnisse stehe, und wenn dieser Gewichtsunterschied (das Uebergewicht) entfernt wird, der Wagebalken in seine ursprüngliche horizontale Stellung wieder zurückkehre, in dieser Stellung also stabil sei; dies alles ist aber nur bei der Lage des Schwerpunktes unter der Umdrehungsachse möglich: denn läge der Schwerpunkt über der Drehachse, so müßte der Wagebalken, durch ein Uebergewicht wenn auch noch so wenig aus der Ruhelage gebracht, sich so lange drehen, bis seine oberste Seite zur untersten geworden ist, d. h. der Schwerpunkt die ihm mögliche tiefste Lage unter der Drehachse angenommen hat; fiele er hingegen in die Drehschneide hinein, so würde durch die Unbeweglichkeit dieser (als mathematische Linie zu betrachtenden) Schneide das ganze Gewicht des Wagebalkens aufgehoben sein, es müßte dieser demnach als schwerlos, durch das Uebergewicht

immer so lange gedreht werden, bis dieses den untersten Platz, d. h. der Wagebalken eine vertikale Stellung angenommen hat. Es kann daher in keinem der beiden Fälle ein im Verhältnißstehen des Ausschlagwinkels mit der Größe des Uebergewichtes und ebenso wenig ein Zurückkehren des Wagebalkens in die ursprüngliche horizontale Stellung nach Entfernung des Uebergewichtes stattfinden.

Um nun einzusehen, wie die Empfindlichkeit einer Wage weiter von der relativen Lage der vorn bezeichneten Punkte abhänge, seien (mit Bezug auf das S. 141 unter (†), (*) u. (††) Gesagte) A, B (Fig. 93) die in einem senkrecht auf die Umdrehungsachse und durch den Schwerpunkt des Wagebalkens geführten Schnitt gelegenen Aufhängepunkte der Schalen, C sei der Durchschnittspunkt der Umdrehungsschneide, D der Schwerpunkt des in horizontaler Stellung ruhenden Wagebalkens, Cz die Zunge, P und P seien die gleichen Gewichte der Schalen (sammt Schnüren), Q und Q zwei auf den Schalen liegende gleichgewichtige Massen, R das Gewicht des Wagebalkens und p ein kleines Gewichtchen, welches, zur Belastung der in A aufgehängten Wagschale hinzugegeben, den Wagebalken so aus der horizontalen Lage herausbringt, daß seine Längenachse AB in die Stellung a b, und sein Schwerpunkt nach d kömmt, somit ein Ausschlag zCz_1 bewirkt wird. Da die Gewichte der Schalen und der darauf liegenden Massen als von den Punkten A und B aus vertikal abwärts wirkende Kräfte betrachtet werden können und ebenso das Gewicht des Wagebalkens als eine den Schwerpunkt D vertikal abwärts ziehende Kraft anzusehen ist, da ferner die Summe der von a nach x wirkenden Kräfte, nämlich $P+Q$ gleich ist der Summe der von b nach y wirkenden gleichen Kräfte P und Q, somit die Resultirende, zu der sich diese zwei Kräfte $P+Q$ und $P+Q$ zusammensetzen lassen, zu Folge §. 66 der Größe nach $= 2(P+Q)$ sein muß, und auf dem Halbirungspunkte o_1 der Längenachse a b als Angriffspunkt wirksam gedacht werden kann, so besteht, wenn CE, CF und CG die von dem Umdrehungspunkte auf die Richtungen der betreffenden Kräfte gezogenen Senkrechten vorstellen, nach Satz (*) auf S. 136 für den Zustand des Gleichgewichts der Wage in der schiefen Stellung a b die Gleichung

Fig. 93.



$$p \cdot CE = 2(P+Q)\,CF + R \cdot CG \;\ldots\; \text{(a) oder}$$

$$p = \frac{2(P+Q)\,CF + R \cdot CG}{CE} \;\ldots\; \text{(b)},$$ aus welcher folgt, daß das Uebergewichtchen (p), welches erforderlich ist, damit eine Wage um irgend einen bestimmten Winkel (zCz_1) (daher auch, da dieser Winkel noch so klein sein

kann, überhaupt) ausschlage, desto kleiner mithin die Wage desto empfindlicher sei:

1. je kleiner der Werth von $2(P+Q)$ d. h. je geringer das Gewicht der Schalen ist und je weniger diese belastet sind;

2. je kleiner die Senkrechte CF ist, mithin (da diese offenbar desto kürzer ausfällt, je kürzer die Linie Co_1 ist) je näher sich die Drehschneide an der Längenachse des Wagebalkens befindet. — Den möglich größten Grad der Empfindlichkeit besitzt daher eine Wage unter übrigens gleichen Umständen, wenn $FC=o$ ist, d. h. die Drehschneide durch den Halbirungspunkt o_1 der Längenachse (den sogenannten Mittelpunkt des Wagebalkens) geht, oder mit andern Worten, wenn die Drehschneide und die Aufhängschneiden in einer und derselben Ebene liegen. In diesem Falle ist zugleich, da für $FC=o$ auch $2(P+Q)\,CF=o$ wird, P und Q mögen was immer für Werthe haben, die Größe des zu einem gewissen Ausschlag erforderlichen Uebergewichts (p) unabhängig von der Belastung des Wagebalkens, die Wage ist daher für alle Belastungen (natürlich innerhalb der Gränze ihrer Tragkraft) gleich empfindlich, und gibt bei allen diesen Belastungen für ein bestimmtes Uebergewicht immer einerlei Ausschlag, welcher der Größe des Uebergewichtes fast genau proportional ist, so daß, wenn man die Größe des zur Erzeugung eines gewissen Ausschlages nöthigen Uebergewichtes kennt, die Größe des Uebergewichtes bei irgend einem andern stattfindenden Ausschlag durch eine einfache Proportion mit ziemlicher Sicherheit ermittelt werden kann. Wüßte man z. B. von einer bestimmten Wage, daß an derselben $\frac{1}{2}$ Milligramm Uebergewicht einen Ausschlag von 1^0 bewirkt und man erhielte bei irgend einer Wägung einen Ausschlag von 4^0, so ergäbe sich nach der Proportion $1^0 : 4^0 = \frac{1}{2} : x$ sogleich das in diesem letzteren stattfindende Uebergewicht $x=8$ Milligramme. — Es ist ferner nach Gleichung (b) eine Wage desto emfindlicher;

3. ein je geringeres Gewicht (R) der Wagebalken hat, und je kleiner CG ist, mithin (da CG unter übrigens gleichen Umständen offenbar desto kleiner ausfällt, je kürzer die Linie Cd oder CD ist, (je näher der Schwerpunkt des Wagebalkens an der Umdrehungsachse liegt; endlich

4. je größer CE ist, folglich, da CE desto größer ausfällt, je länger der Wagebalkenarm ao_1 ist), je längere Arme der Wagebalken hat.*)

Den aufgezählten, aus der Gleichung (b) abgeleiteten Bedingungen der Empfindlichkeit einer Wage ist noch beizufügen:

5. daß die Reibung an der Drehachse möglichst gering sei, indem das Uebergewichtchen (p), um einen Ausschlag zu bewirken, auch diese überwinden, daher in gleichem Maße wie diese größer sein muß.

99. Construction und Gebrauch der zweiarmigen Wage. Aus den im Vorstehenden erwiesenen Eigenschaften, die eine gute Wage besitzen muß, ergibt sich nun (unter Beziehung auf die Bedingungen der Richtig-

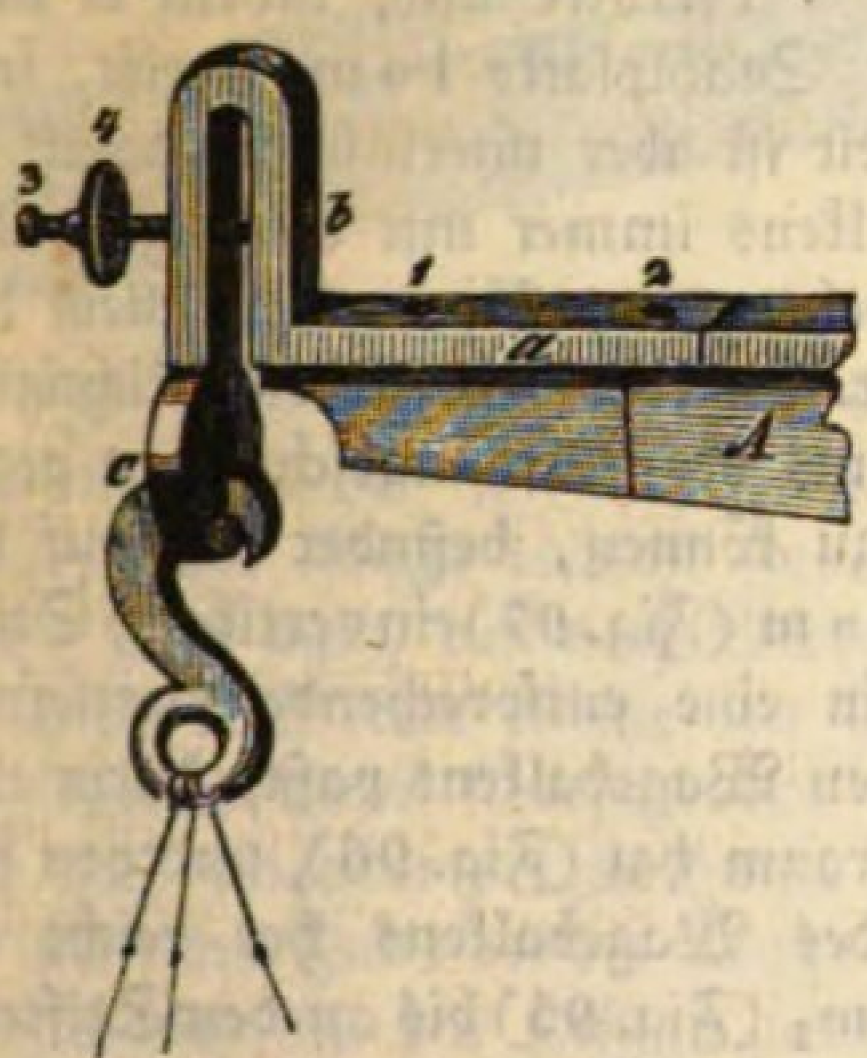
*) Die in den Punkten 2., 3. und 4. vorausgesetzte Proportionalität zwischen CF und Co_1, CG und Cd, dann zwischen CE und ao_1 erhellet aus der bloßen Anschauung von Dreiecken, und zwar des Dreieckes dCG, worin wegen des Parallelismus von o_1F und dG, CF und CG in denselben Verhältnissen wie Co_1 und Cd wachsen müssen, und ferner des Dreieckes EHa, in welchem wegen des Parallelismus von aE und o_1F die Seite EF oder die (wegendes geringen Abstandes der Punkte C und o_1 von einander) ihre als gleich zu betrachtende Linie EC in dem nämlichen Verhältnisse zunimmt wie ao_1.

keit einer solchen Wage unter 1., 2., 3. im §. 97 und ihrer Empfindlichkeit unter 1. bis 5. im §. 98) die nähere Einrichtung derselben und das bei ihrem Gebrauche zu beobachtende Verfahren von selbst.

Zu 1. und 2. §. 97. Damit die gleichlang gemachten Arme des Wagebalkens selbst unter der größten Belastung, für welche die Wage bestimmt ist, sich nicht biegen und hiebei nicht die Gleichheit ihrer Längen einbüßen, muß der Wagebalken aus festem Materiale (Metall) und entsprechend massiv verfertigt werden; darf jedoch durchaus nicht massiver sein, als es der eben bezeichnete Grad der nöthigen Festigkeit erfordert, weil sonst gegen die Bedingung 3. §. 98, nämlich, daß der Wagebalken ein möglichst geringes Gewicht habe, gesündigt würde.

Zum Behuf der sichern Herstellung völlig gleicher Länge der Wagearme (d. i. gleichen Abstandes der Aufhängepunkte oder Aufhängschneiden der Schalen von der Drehschneide) ist bei genauen Wagen an den Enden der Arme eine eigene Vorrichtung vorhanden. Sind die Schalen in der durch Fig. 94 anschaulich gemachten Weise aufgehängt, so dient zu dem besagten Zweck der stählerne Bügel a b c, der am Ende eines jeden der messingenen Arme A mittelst Schrauben 1, 2 festgemacht ist. Ein kleiner Spielraum, welcher im Bügelstücke a der Schraube 2 in einer auf die Ebene des Wagebalkens senkrechten Richtung gelassen ist, gestattet durch Drehung des Bügels um die Schraube 1 eine genaue Einstellung der Aufhängepunkte c der beiden Schalen in eine und dieselbe auf der Drehschneide senkrechte Ebene; die Schraube 3, die sich mit ihrem Ende gegen den Bügeltheil b stemmt, erlaubt durch stärkeres oder geringeres Oeffnen der Schenkel b, c des Bügels die Punkte c, c in dieser Ebene der Drehschneide etwas zu nähern oder von ihr zu entfernen; die Schraube 1 endlich gestattet das Heben oder Senken der Aufhängepunkte c, c, um sie entweder mit der Drehschneide in einerlei Ebene oder diese Schneide in gehörige Entfernung gegen die Verbindungslinie dieser Punkte (der Längenachse des Wagenbalkens) bringen zu können. Das rändrirte Scheibchen 4, welches sich auf der Schraube 3 hin- und herschrauben läßt, dient zur Regulirung des Momentes der Schwere und der Lage des Schwerpunktes des betreffenden Wagebalkenarmes nach Anforderung der Gleichung (2) und (3) auf S. 139 und Bedingung 2. §. 97.

Fig. 94.



Eine sehr zweckmäßige, zuerst bei den Wagen von Oertling in Berlin in Ausführung gebrachte Einrichtung für den Fall, daß die Schalen auf, zur Drehschneide parallelen Schneiden hängen (was, da hier die Last der Schalen sammt ihrem Inhalt auf mehrere Aufhängepunkte vertheilt, somit die Aufhängschneide weit weniger abgenützt wird, dem vorigen Aufhängesystem immer vorzuziehen ist) zeigen Fig. 95 und 96 in perspectivischer Ansicht und im Durchschnitt. Die Aufhängschneide der Schale bildet das Ende m einer Stahlplatte l o m, die an der untern Seite des messingenen Wagebalkens A mittelst der Schraube r festgemacht ist, und besteht, wie Fig. 97, die Stahlplatte l o m für sich darstellend, anschaulich macht, aus zwei Stücken 1, 2, deren Zwischen-

Fig. 95.

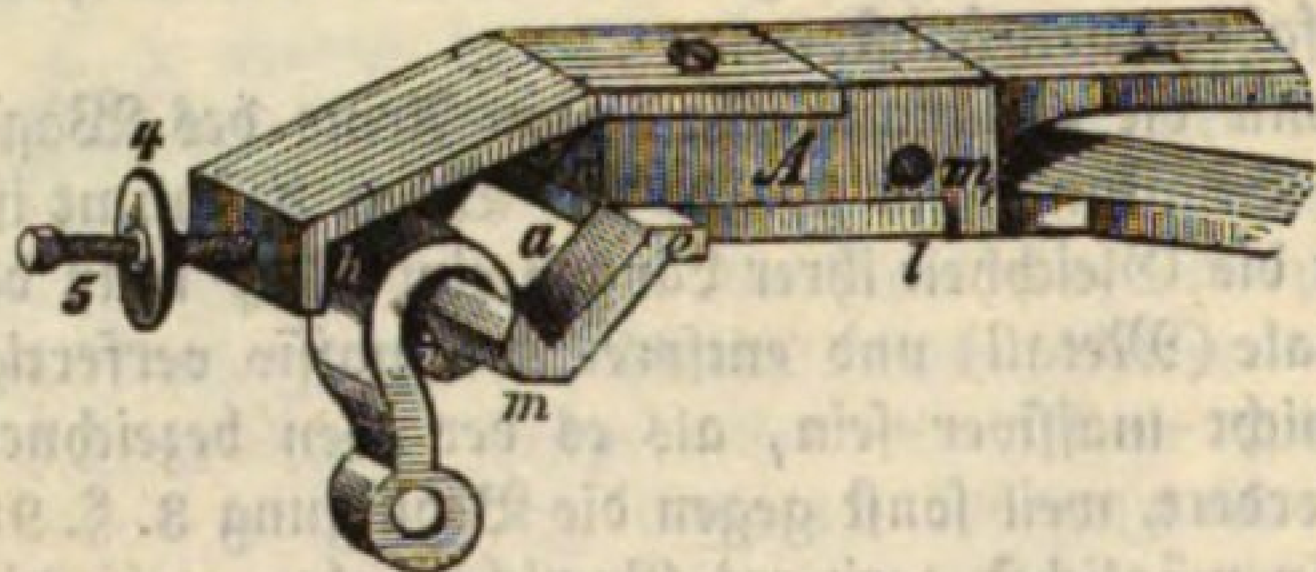
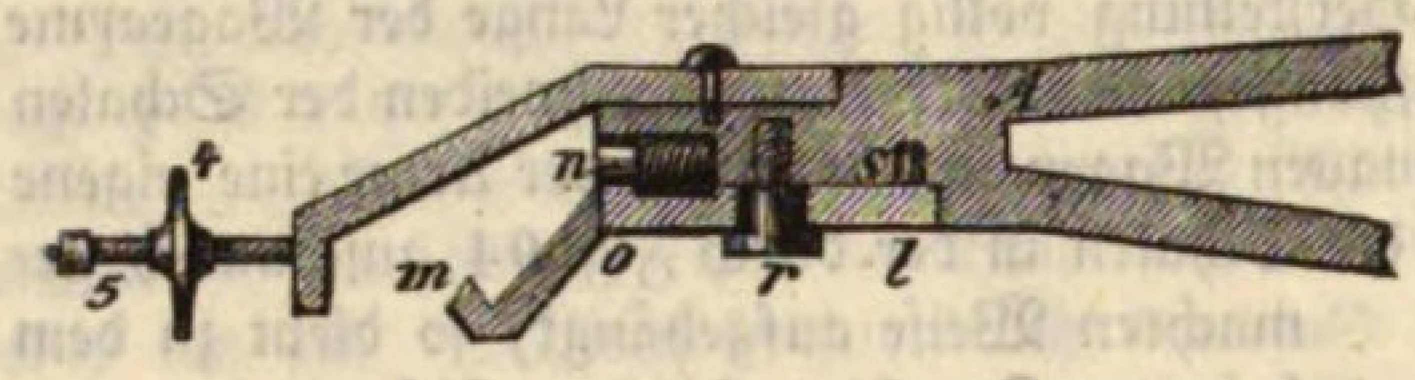


Fig. 96.



raum 3 sich von oben nach unten erweitert. Der Haken h (Fig. 95), mit welchem die Schale auf der Schneide hängt, hat eine beträchtliche Breite und ist in der Mitte innerhalb seines Buges mit einem dünnen Metallblättchen i versehen, welches zwischen die einander zugewendeten Spitzen oben an den Schneidestücken 1, 2 hineintritt und darin gerade den zu freier Bewegung nöthigen Spielraum hat. Dieses Blättchen verhindert, daß sich der Haken nach der Seite verrücke und, indem er dann an den Seitenflächen c des Ausschnittes a der Stahlplatte l o m streift, seine freie Beweglichkeit verliere. Diese Beweglichkeit ist aber unerläßlich, damit die Wagschalen bei jeder Bewegung des Wagebalkens immer mit Leichtigkeit ihre vertikalen, gegenseitig parallelen Richtungen behaupten, für welche allein das über die Richtigkeit einer Wage Erwiesene gilt. — Um den für die Richtigkeit der Wage erforderlichen genauen Parallelismus der Aufhängeschneiden gegen die Drehschneide leichter und sicher herstellen zu können, befindet sich auf der Stahlplatte l o m (Fig. 97) ein vertikales Stiftchen s, das in eine entsprechende Vertiefung des messingenen Wagebalkens paßt, darin aber einigen Spielraum hat (Fig. 96), und von beiden Seiten des Wagebalkens her reicht ein Schräubchen m_1 (Fig. 95) bis an den Stiften s in seiner Vertiefung. Durch Anziehen eines oder des andern der Schräubchen m_1, m_1 kann man nun die Stahlplatte l o m nach vorher etwas gelüfteter Schraube r so weit um diese herum drehen, bis sich die Aufhängschneide der Drehschneide genau parallel zeigt. Zur Regulirung (Justirung) der Länge der Wagebalkenarme dient die Schraube n (Fig. 96 u. 97), deren Muttergewinde in dem messigenen Wagebalken eingeschnitten und die mit ihrem untern, aus dem Wagebalken etwas hervorragenden Theil zugleich in eine Vertiefung der Stahlplatte l o m eingreift. Diese Vertiefung enthält kein Gewinde und läßt an den Seiten der Schraube n etwas Spielraum. Wird nun die Schraube r, die nach der Länge des Wagebalkens in der Stahlplatte l o m gleichfalls einen kleinen Spielraum hat (wie Fig. 96 zeigt), etwas gelöst, so kann durch Drehen der Schraube n die Stahlplatte mit der Aufhängschneide der Drehschneide so weit angenähert oder von ihr entfernt werden, bis die gleiche Länge der Wagearme hergestellt ist. Die Scheibe 4 an der Schraube 5 endlich hat die nämliche Bestimmung, wie das Scheibchen 4 an der Schraube 3 in Fig. 94.

Fig. 97.



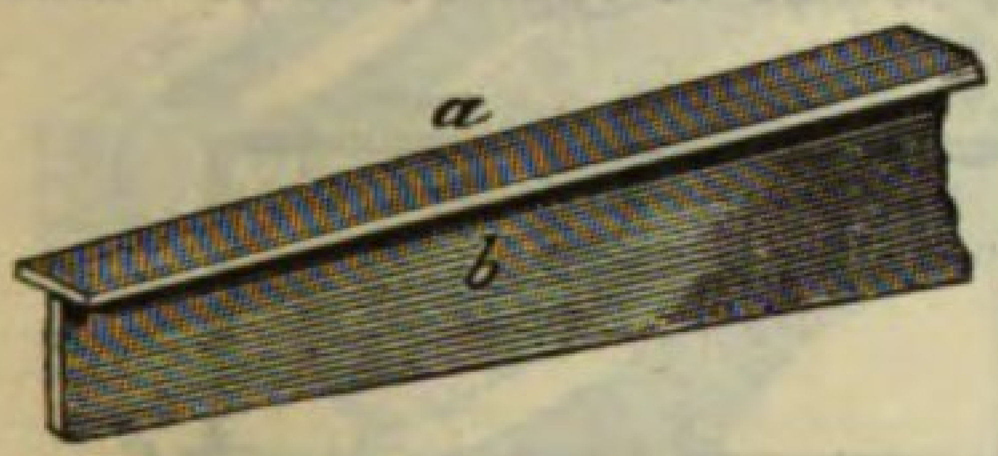
Weil endlich bei eisernen oder stählernen Wagebalken, indem sie magnetisch werden (aus in der Lehre von Magnetismus klar werdenden Gründen), die unter 2. S. 140 geforderte Gleichheit des Gewichtes der Wagebalkenarme noch we-

niger unverändert erhalten als erreicht werden kann, so verfertigt man die Wagebalken meistens und am vortheilhaftesten aus Messing.

Zu 3. §. 97 und 1. §. 98. Damit die einmal gleich schwer hergestellten Wageschalen solches auch stets bleiben, ist es vorzuziehen, sie an Drähten statt an Schnüren aufzuhängen, weil letztere leicht Staub und häufig auch Wasser aus der Luft aufnehmen und hiedurch ihr ursprüngliches Gewicht in ungleichem Maße ändern. Daß die Schalen sammt den Aufhängedrähten ein möglichst kleines Gewicht haben, fordert die Bedingung 1. §. 98.

Zu 3. §. 98. Damit der Wagebalken bei der nöthigen, ihn gegen das Gebogenwerden sichernden Festigkeit ein möglichst geringes Gewicht habe, wird er am häufigsten aus dickem, stark gehämmerten Messingblech, in Gestalt eines sehr in die Länge gestreckten rhomboidischen Rahmens, wie man in der nachfolgenden Fig. 99 sieht, verfertigt. Sehr gute Dienste leisten auch Wagebalken, die aus

Fig. 98.



zwei dünnen Metallstreifen, wovon, wie Fig. 98 zeigt, der eine a mit seiner Fläche auf der Kante des andern b festgeschraubt oder festgelöthet ist. Der Streifen a gibt dem ein sehr geringes Gewicht besitzenden Wagebalken nach den Seiten hin, und der Streifen b nach vertikaler Richtung einen großen Grad von Festigkeit.

Je näher der Schwerpunkt des Wagebalkens an dessen Drehschneide liegt, desto empfindlicher ist (nach 3. §. 98) unter übrigens gleichen Umständen die Wage, desto länger braucht sie, einmal aus der Gleichgewichtslage herausgebracht, aber auch, um nach Wiederentfernung der Ursache des gestörten Gleichgewichtes nach einer Reihe von Schwingungen wieder zur Ruhe zu kommen. Langsamkeit dieser schwingenden Bewegung ist aber, wenn viele Wägungen rasch nach einander vorzunehmen sind, ein großer Uebelstand und man begnügt sich in diesem Falle bei der Wage oft gern mit einem geringeren Grad der Empfindlichkeit, um nur Zeit zu gewinnen, während wieder in anderen Fällen, wo es sich um Wägungen äußerster Genauigkeit handelt, nicht die dazu erforderliche Zeit, sondern ein hoher Empfindlichkeitsgrad der Wage von Belang ist. Es ist daher eine Vorrichtung wünschenswerth, welche gestattet, die Wage nach Bedürfniß mehr oder weniger empfindlich zu machen, und dies ist eine an dem Wagebalken ober- oder unterhalb der Drehschneide angebrachte Schraube, auf welcher sich ein kleines scheibenförmiges Gewicht u auf- und abdrehen läßt (siehe die nachfolgenden Fig. 99 und 100). Je mehr man dieses Gewicht nach abwärts dreht, desto weiter rückt der demselben folgende Schwerpunkt des Wagebalkens (§. 76, 2.) von der Drehschneide weg und desto mehr nimmt daher die Empfindlichkeit der Wage ab.

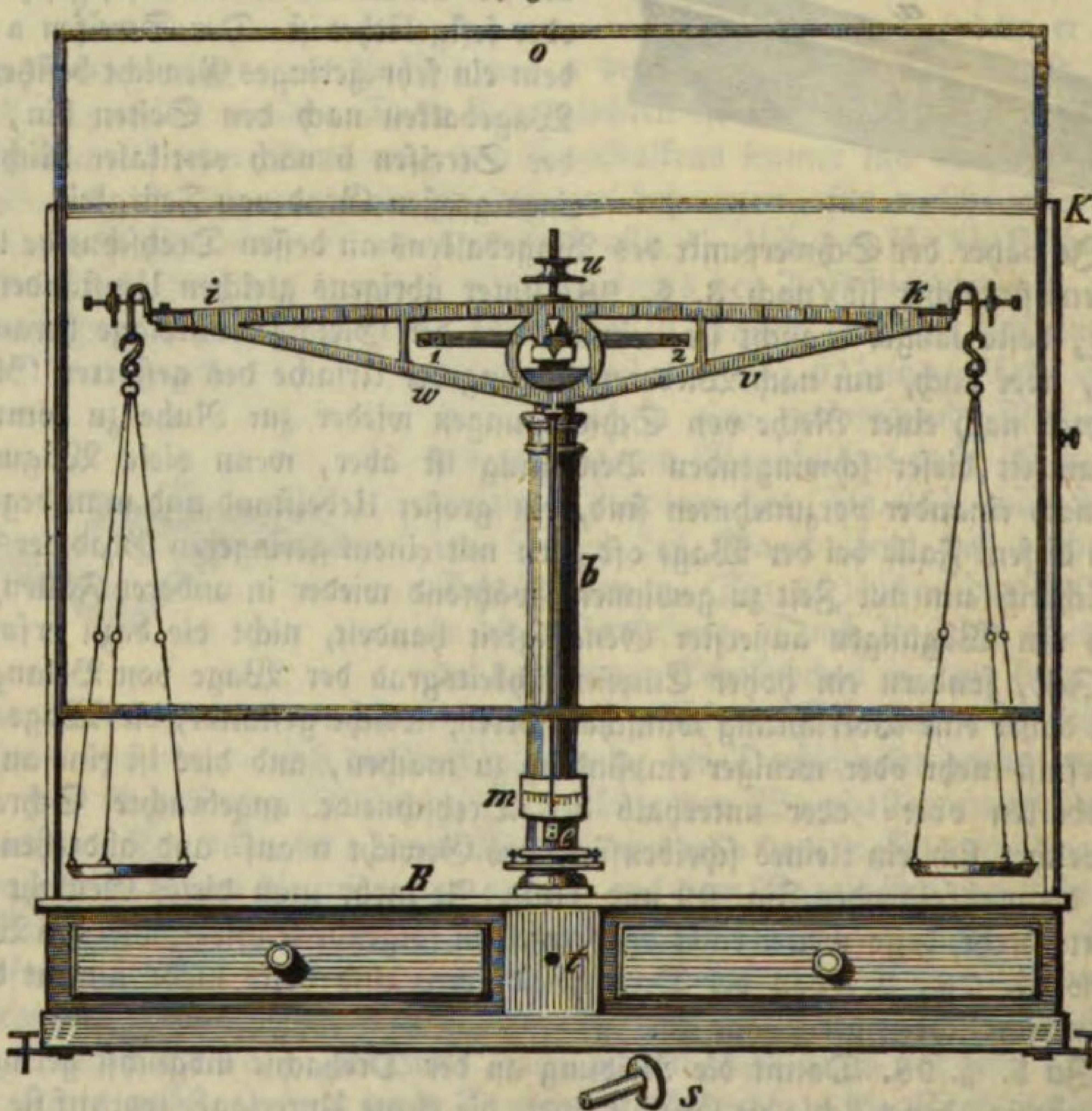
Zu 5. §. 98. Damit die Reibung an der Drehachse möglichst gering sei, ist es nöthig, dieser Achse die Gestalt einer, die ebene Unterlage, worauf sie ruht, gleichsam nur in einer Linie berührenden Schneide (eines dreiseitigen Prisma) zu geben, dasselbe, damit die Schneide nicht leicht stumpf (flach gedrückt) werde, aus gehärtetem Stahl und ebenso die Unterlage, damit die Schneide nicht in dieselbe einschneiden könne, aus einem harten Materiale, am besten aus Achat oder andern harten Steinen (in Erwanglung solcher auch aus Glas) zu verfertigen.

Damit die Drehschneide und ihre Unterlage (Pfanne) durch den Druck

den sie gegenseitig auf einander üben, so wenig als möglich abgenützt werden (denn diese Abnützung hat Vermehrung der Reibung und gewöhnlich auch Verrückung der Drehachse zur Folge, schadet somit der Empfindlichkeit und Richtigkeit der Wage), muß, während die Wage außer Gebrauch ist, oder während die zu wägenden Körper auf die Schalen legt, diese Körper und die Gewichte von den Schalen herabnimmt, mit andern vertauscht u. s. f., der Wagebalken unterstützt und die Drehschneide außer Berührung mit ihrer Pfanne gebracht seyn. Die Vorrichtungen, welche, um dies bewerkstelligen zu können, an guten Wagen immer vorhanden sind, dienen dann zugleich dazu, den aus der Ruhe gebrachten, schwingenden Wagebalken jeden Augenblick wieder in Ruhe (mit dem Zeiger auf den Nullpunkt) zu stellen.

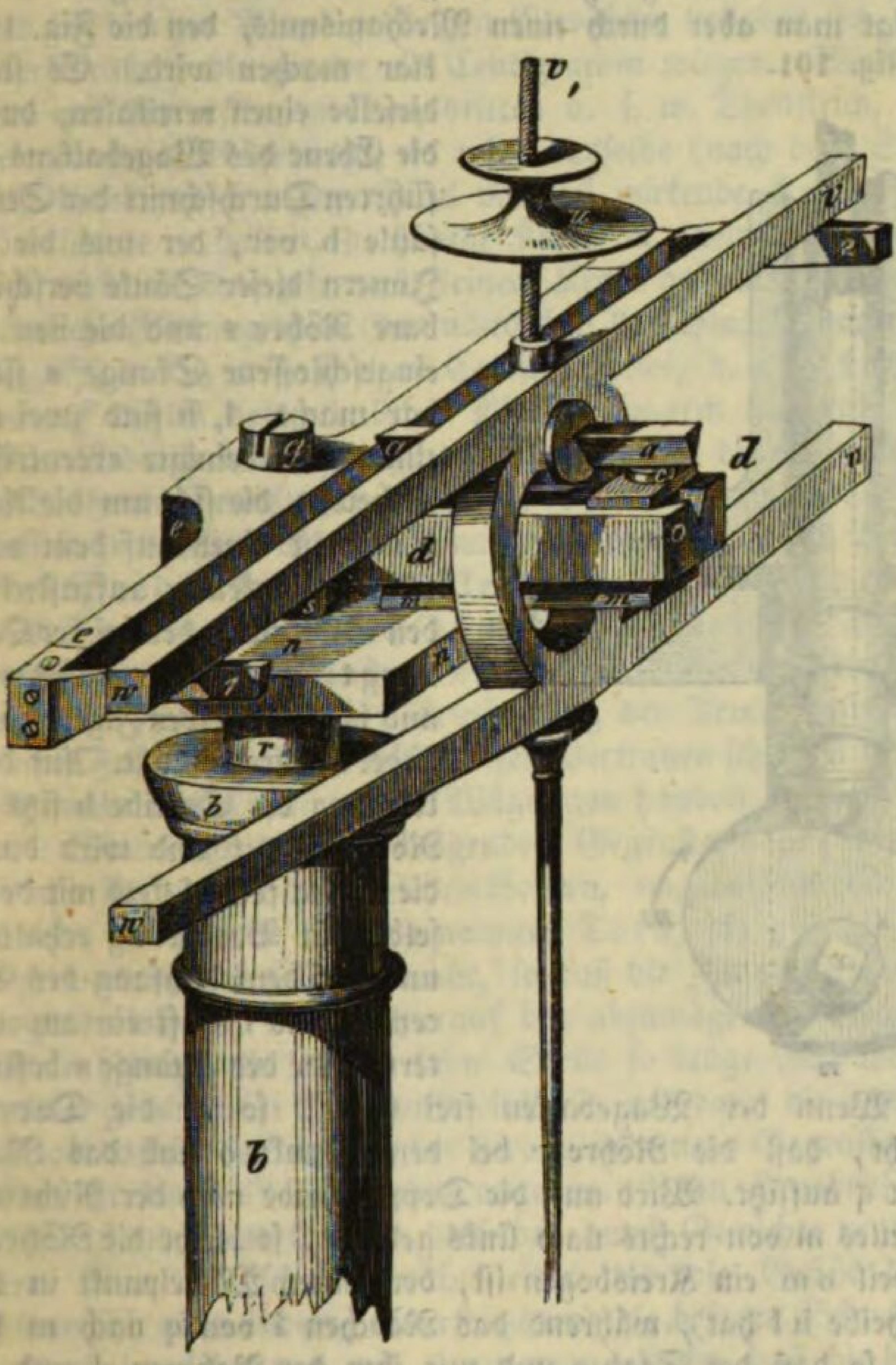
Wir wollen eine solche sehr zweckmäßige Vorrichtung, wie sie an den ausgezeichneten Wagen vorkömmt, die Kraft in Wien verfertigt, und deren eine mit allen ihren wesentlichen Theilen in Fig. 99 abgebildet ist, genauer beschreiben. Jene Theile der Wage, welche in Fig. 99 nicht deutlich

Fig. 99.



unterschieden werden können, stellt Fig. 100 in natürlicher Größe und in perspectivischer Ansicht dar. In dieser Figur ist **w v** der (bei **w** und **v** abgebrochene) messingene Wagebalken in Gestalt eines rhomboidischen Rahmens, **a** seine prismatische Drehachse, die mit der Schneide auf zwei ebenen Achatplatten **c**, c_1 ruht, wovon die eine (**c**) vor und die andere (c_1) hinter dem Wagebalken sich befindet (die letztere ist in der Zeichnung nicht sichtbar). Beide Achatplatten sind auf einem

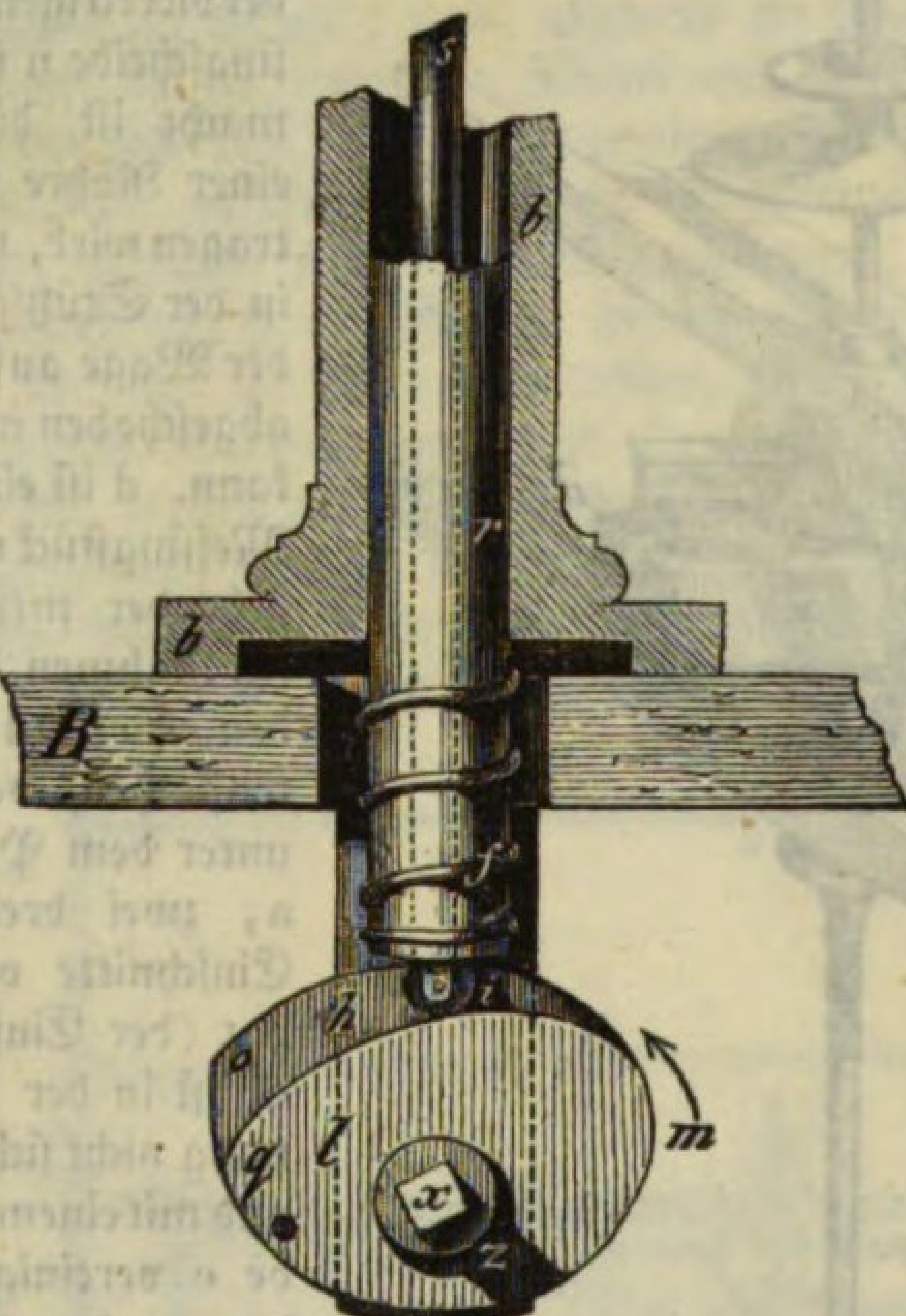
Fig. 100.



viereckigen Meſſingſtücke m befeſtigt, welches wieder an der viereckigen Meſſingſcheibe n feſtgemacht iſt, die von einer Röhre r getragen wird, welche in der Stützſäule b der Wage auf- und abgeſchoben werden kann. d iſt ein, das Meſſingſtück m umgebender meſſingener Rahmen, der an den kürzeren Seitenflächen, vertikal unter dem Prisma a, zwei dreieckige Einſchnitte o, o_1 hat (der Einſchnitt o_1 iſt in der Zeichnung nicht ſichtbar) und mit einem Stabe e vereinigt iſt, der an den Enden zwei horizontale Arme 1, 2 trägt, und am obern Ende einer cylindriſchen Stange s feſtgeſchraubt iſt, die ſich in der vorerwähnten Röhre r auf- und abſchieben läßt. Haben die beſchriebenen Theile die in Fig. 100 angegebene Stellung, ſo kann der Wagebalken frei um ſeine Drehachſe a ſpielen; hebt man hingegen die Stange s und mit ihr den Stab e und den Meſſingrahmen d, ſo erfaſſen zuerſt die horizontalen Arme 1, 2 den Wagebalken und nöthigen, ihn unterſtützend, denſelben in horizontaler Lage zur Ruhe zu kommen; gleich nachher ergreift der Rahmen d mit ſeinen dreieckigen Einſchnitten o und o, die Enden des Prisma a und hebt dieſes aus ſeinen Achatpfannen aus. Bewegt man endlich die Röhre r und die von ihr eingeſchloſſene Stange s gleichzeitig in der Säule b ſo lange abwärts, bis die Platte n auf dieſer letzteren aufſitzt, ſo ſtehen dann auch die Schalen auf den Boden B des Glaskaſtens K auf (der, wie Fig. 99 zeigt, die Wage zur Abhaltung des Luftzuges, des Staubes, der Feuchtigkeit u. ſ. w. einſchließt, Schraubenfüße D zum Vertikalſtellen der eine Waſſerwage e tragenden Stützſäule b und eine Schiebthüre o hat), und es iſt ſo dafür geſorgt, daß, während die Wage außer Gebrauch iſt, auch die Aufhängſchneiden der Schalen nicht durch das Gewicht dieſer letzteren leiden.

Die beschriebene Auf- und Abbewegung der Röhre r und der Stange s in der Säule b bewerkstelligt man aber durch einen Mechanismus, den die Fig. 101 klar machen wird. Es stellt dieselbe einen vertikalen, durch die Ebene des Wagebalkens geführten Durchschnitt der Stützsäule b vor, der uns die im Innern dieser Säule verschiebbare Röhre r und die von ihr eingeschlossene Stange s sichtbar macht. l, h sind zwei mit einander vereinigte excentrische Scheiben, die sich um die Achse z mittelst eines auf dem viereckigen Zapfen x aufzusteckenden Schlüssels, der bei der Oeffnung t (Fig. 99) eingeführt wird und bei s derselben Figur abgebildet ist, drehen läßt. Auf dem Umfang der Scheibe h sitzt die Röhre r auf und wird durch die Spiralfeder f stets mit demselben in Berührung erhalten, und auf dem Umfang des Excentricums l läuft ein am untern Ende der Stange s befindliches Rädchen i. Wenn der Wagebalken frei spielt, so ist die Doppelscheibe h l so gedreht, daß die Röhre r bei dem Punkt o und das Rädchen i bei dem Punkt q aufsitzt. Wird nun die Doppelscheibe nach der Richtung des beistehenden Pfeiles m von rechts nach links gedreht, so bleibt die Röhre r unverrückt stehen (weil o m ein Kreisbogen ist, der seinen Mittelpunkt in der Drehachse z der Scheibe h l hat), während das Rädchen i von q nach m hin immer bergansteigt, so daß der Stab s und mit ihm der Rahmen d und die Arme 1, 2 in die Höhe bewegt werden, der Wagebalken somit in früher angegebener Weise unterstützt, und seine prismatische Drehachse a aus den Lagern ausgehoben wird, sobald der Punkt m der Doppelscheibe h l vertikal über ihrer Achse z ankömmt, wo dann das Rädchen i ganz in die Röhre r hineingeschoben ist. Dreht man hierauf noch weiter nach links, so rücken Röhre r und Stange s, auf dem Weg durch das Bogenstück m n, der Achse z immer näher, beide sinken also in der Säule b herab, bis bei ihrem untersten Stand die Wagschalen auf dem Boden des Kastens aufliegen.

Fig. 101.



Aus dem über Wagen bisher Vorgetragenen ergibt sich nun die Handhabung derselben bei genauen Wägungen von selbst. Es bleibt nur noch eine von Berzelius angegebene Einrichtung, welche die ganz kleinen Gewichtchen (z. B. Milligramme), die sonst für sehr empfindliche Wagen nöthig sind, entbehrlich macht, ferner ein von Borda herrührendes Verfahren, wie man selbst mit einer unrichtigen Wage vollkommen genau wägen kann, anzuführen übrig.

Nach der Berzelius'schen Angabe ist jeder Arm des Wagebalkens (von der Aufhängschneide der Schale bis zur Drehschneide) durch vertikale Feilstriche,

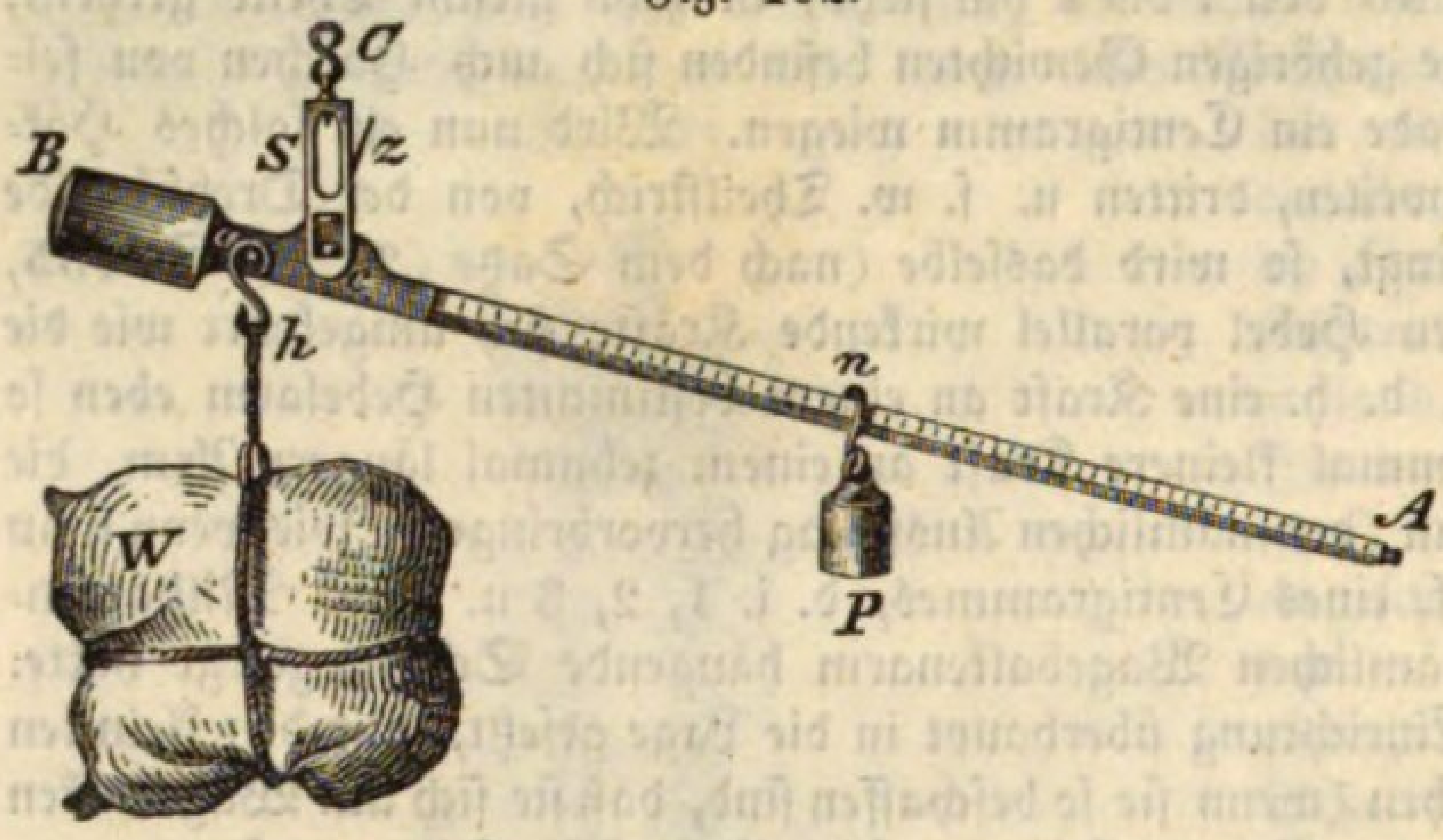
wie man sie in Fig. 96 von i bis k hin sieht, in zehn gleiche Theile getheilt, und bei den zur Wage gehörigen Gewichten befinden sich auch Häkchen von feinem Drahte, die gerade ein Centigramm wiegen. Wird nun ein solches Häkchen auf den ersten, zweiten, dritten u. s. w. Theilstrich, von der Drehschneide an gerechnet, aufgehängt, so wird dasselbe (nach dem Satze (2) auf S. 135, daß beim zweiarmigen Hebel parallel wirkende Kräfte sich umgekehrt wie die Hebelarme verhalten, d. h. eine Kraft an einem bestimmten Hebelarm eben so viel wirkt als eine zehnmal kleinere Kraft an einem zehnmal längern Arm, die nämliche Wirkung thun (den nämlichen Ausschlag hervorbringen), wie wenn man $\frac{1}{10}$, $\frac{2}{10}$, $\frac{3}{10}$ u. s. f. eines Centigrammes, d. i. 1, 2, 3 u. s. w. Milligramme auf die an den nämlichen Wagebalkenarm hängende Schale gelegt hätte. Man ist durch diese Einrichtung überhaupt in die Lage gesetzt, mit den kleinsten vorhandenen Gewichtchen (wenn sie so beschaffen sind, daß sie sich am Wagebalken aufhängen lassen) bis zur Genauigkeit von $\frac{1}{10}$ ihres Werthes zu wägen.

Borda's sogenanntes Verfahren der doppelten Wägung oder des Tarirens, welches (da man selbst der besten Wage — wegen des Vorhandenseins bei der Construction unvermeidlicher oder während ihres Gebrauchs, z. B. in Folge ungleicher Erwärmung der Arme entstehender, wenn auch sehr kleiner Fehler — kein unbeschränktes Vertrauen schenken darf) immer anzuwenden ist, wenn es sich um genaue Wägungen handelt, besteht in Folgendem:

Man legt den zu wägenden Gegenstand auf die eine Wagschale und bringt ihn mit Sand, Schrotkörnern, ungebohrten Granaten oder ähnlichen kleinen Körperchen (der sogenannten Tara) die auf die andere Wagschale gelegt werden, ins Gleichgewicht, so daß die Zunge beim Nullpunkt ihres Gradbogens einspielt, nimmt hierauf den abzuwägenden Gegenstand von der Wagschale herab, und legt an seine Stelle so lange Gewichte auf, bis die Zunge wieder genau beim Nullpunkt einspielt, wo dann die jetzt aufgelegten Gewichte genau dasselbe leisten, wie der herabgenommene Gegenstand, mithin das genaue Gewicht dieses Gegenstandes angeben. Beim Herabnehmen des zu wägenden Gegenstandes und Ersetzen desselben durch Gewichte muß der Wagebalken, damit seine Drehschneide nicht leidet und die Größe der Reibung an derselben sich nicht ändert, unterstützt und die besagte Schneide aus ihren Pfannen ausgehoben sein, und erst, wenn man glaubt, daß die bereits aufgelegten Gewichte schon nahe so viel betragen, wie das Gewicht des herabgenommenen Gegenstandes, gibt man dem Wagbalken wieder seine freie Beweglichkeit.

100. Die Schnellwage, welche große Körper bedeutenderen Gewichtes schnell, nämlich durch bloßes Verschieben eines und desselben Gewichtes zu wägen gestattet und dem Physiker bei vielen Gelegenheiten, z. B. bei Bestimmung der Größe der Cohäsion (§. 21) oder Adhäsion (§. 22) u. s. w. gute Dienste leistet, ist ein zweiarmiger, ungleicharmiger Hebel **A B** (Fig. 102) aus festem Metall, an dessen kürzerem Arm und zwar auf einer Schneide a ein Haken h (oder auch eine Schale) zur Aufnahme der zu wägenden Waare **W** hängt, während sich auf dem längeren Arm jenseits der in der Schere **S** ruhenden Drehschneide c des Wagebalkens ein constantes Gewicht **P** (Laufgewicht oder Laufer genannt) verstellen läßt. Nimmt der Wagebalken im unbelasteten Zustand (ohne daß an dem Haken h eine Last und auf dem längern Arm der Laufer hängt) stets eine horizontale Lage an, — was aus dem Einspielen der senkrecht auf dem Wagebalken stehenden und verlängert durch die Drehachse c gehenden Zunge z bei einem Absehen in der Schere erkannt wird und

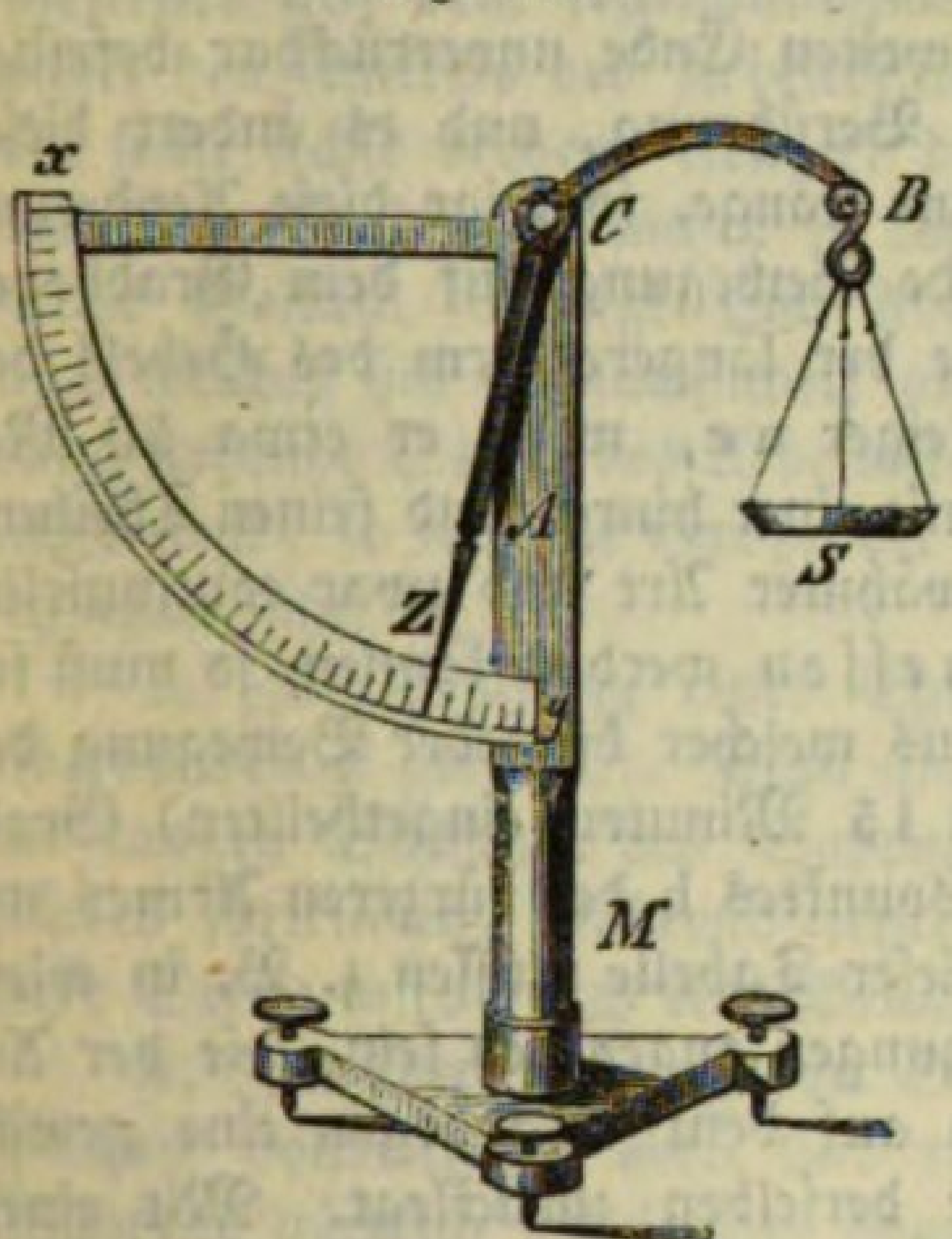
Fig. 102.



natürlich nur dann der Fall ist, wenn der Schwerpunkt des Wagebalkens senkrecht unter der Drehschneide c liegt, — so heißt die Wage eine mathematische, im entgegengesetzten Falle eine physische Schnellwage. Bei der mathematischen Schnellwage (und nur von dieser wird hier geredet), ist der längere Wagenbalkenarm c A, von c angefangen, durch in seiner obern, zugeschärften Seite angebrachte Feilstriche der ganzen Länge nach in gleiche Theile getheilt, wovon jeder so groß ist, als der Abstand der beiden Schneiden a und c von einander. Diese zwei Schneiden stehen übrigens, wie sich von selbst versteht, senkrecht auf der Ebene des Wagebalkens und liegen mit der, die Feilstriche enthaltenden obern Kante desselben in einerlei Ebene. Beim Gebrauche wird die Wage mittelst des Hakens C an der Schere aufgehängt, der zu wägende Körper W wird auf den Haken h oder die an seiner Stelle vorhandene Wagschale gebracht und nun ein passendes Gewicht P bekannter Größe, z. B. 1 Pfund (d. h. das Gewicht P sammt dem Haken, woran es hängt, muß ein Pfund betragen) auf dem längern Arme c A so lange hin- und hergerückt, bis dasselbe, bei irgend einem Theilstrich n stehend, der Last W das Gleichgewicht hält (so daß die Zunge z beim Absehen in die Schere einspielt), wo dann, wenn Q das Gewicht des Körpers W bedeutet, nach Satz (1) auf S. 135, $P:Q = ac:cn$ mithin $Q = \frac{P.cn}{ac}$ oder wegen $ac = 1$ (indem ac die Längeneinheit der Theilung auf Ac bildet) $Q = P.cn$ ist, d. h. die Last ist immer gleich dem Laufgewichte multiplicirt mit der Anzahl Theilstriche, um welche es, dem zu wägenden Körper das Gleichgewicht haltend, von der Drehschneide der Wage absteht. Wird der Abstand von je zwei der besagten Theilstriche noch z. B. in vier gleiche Theile abgetheilt, so entspricht einer solchen Unterabtheilung der vierte Theil des als Laufer angewendeten Gewichtes. Daß man für Lasten, welchen ein Pfundgewicht als Laufer, selbst wenn es am äußersten Theilstrich A steht, noch nicht das Gleichgewicht halten kann, entsprechend größere Laufgewichte von 2 5, 10 Pfund u. s. w. anwenden müsse, versteht sich von selbst.

101. Die Zeigerwage, Fig. 103, welche das Gewicht des auf der Schale S liegenden Gegenstandes unmittelbar an der kreisförmigen Scale xy anzeigt, wird in Fällen angewendet, a) wo man die aufeinander folgenden Aenderungen im Gewichte eines Körpers erfahren will, der sich in einem geschlossenen Raume befindet und nicht wohl vor Beendigung des Versuches herausgenommen werden kann, wie z. B. wenn es sich um das Fortschreiten des Verdampfens oder der Gewichtzunahme eines Körpers in einer gewissen abgesperrten Atmosphäre handelt, in welchem Falle man mit einer gewöhnlichen Wage, bei welcher die Größe der Gewichtsänderung eines Körpers nur durch

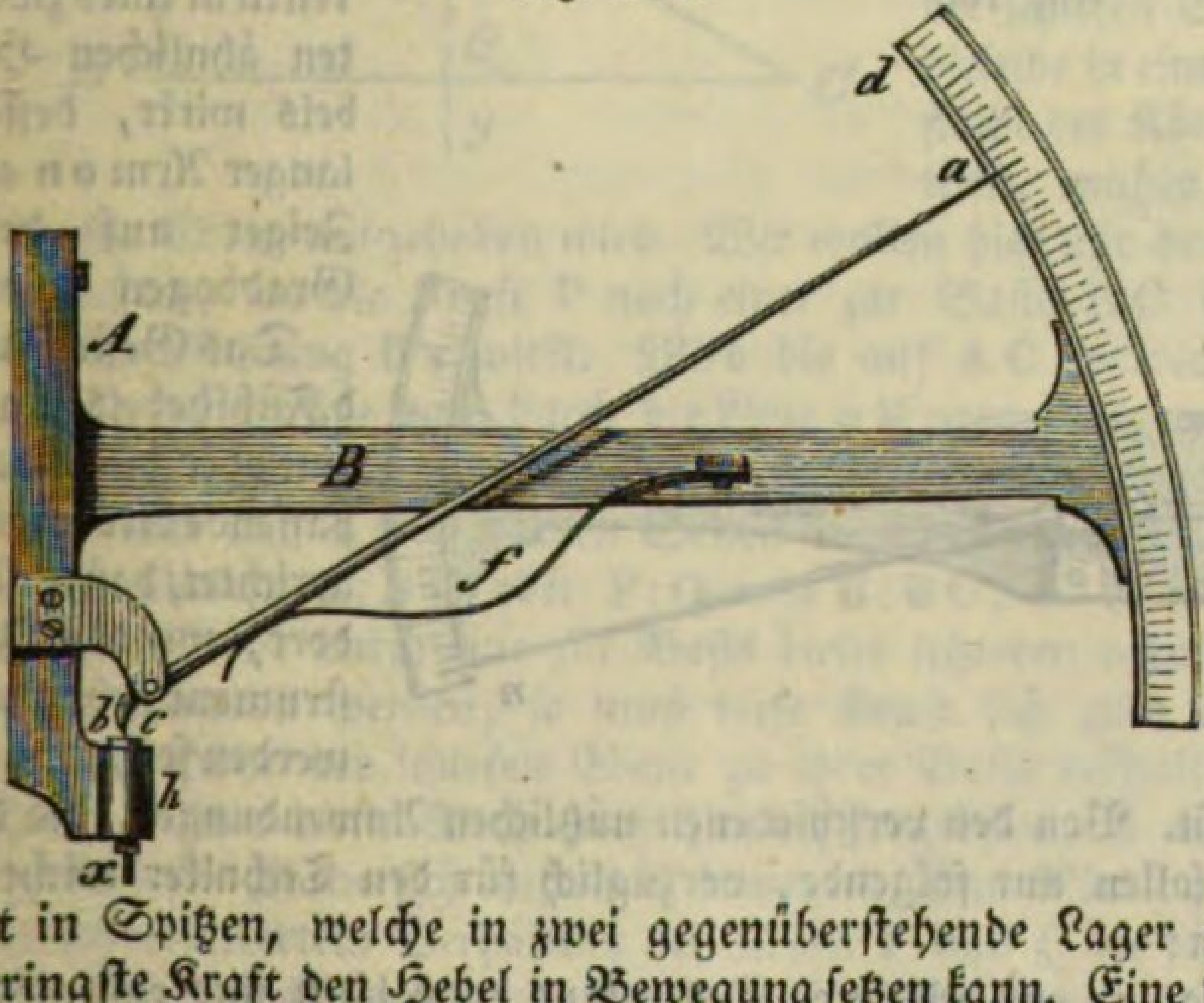
Fig. 103.



Hinzugeben oder Wegnehmen von Gewichten bestimmt werden kann, nicht zum Ziel gelangt, oder b) wo viele Körper (z. B. Briefe auf der Post u. s. w.) schnell nach einander abzuwägen sind, und das Auflegen von Gewichten bei der gleicharmigen Wage oder das gehörige Einstellen des Laufers bei der Schnellwage einen zu langen Aufenthalt verursacht. Die Einrichtung der Zeigerwage wird aus dem bloßen Anblick der Zeichnung klar. Die kreisförmige Scale, auf welcher der Zeiger z des um die Schneide C drehbaren, einen Winkelhebel darstellenden Wagebalken AB spielt, wird entweder durch Rechnung oder am einfachsten und sichersten auf empirischem Wege zu Stande gebracht, indem man nämlich bei vertikaler Stellung der Säule M auf die Wagschale nach und nach immer größere Gewichte legt und den jedesmaligen Stand des Zeigers auf dem Kreisbogen x y markirt. Beim Gebrauche der Wage muß natürlich die Säule immer wieder eine vertikale Stellung haben. In der Praxis werden die Zeigerwagen auch angewendet, um Gegenstände nach dem Gewichte zu sortiren; insbesondere dienen sie unter dem Namen Sortir- oder Garnwagen in Spinnfabriken zum Sortiren der Garne, zu welchem Behufe auf der Scale x y anstatt der Gewichte gleich die Feinheits-Nummern der Garne verzeichnet sind.

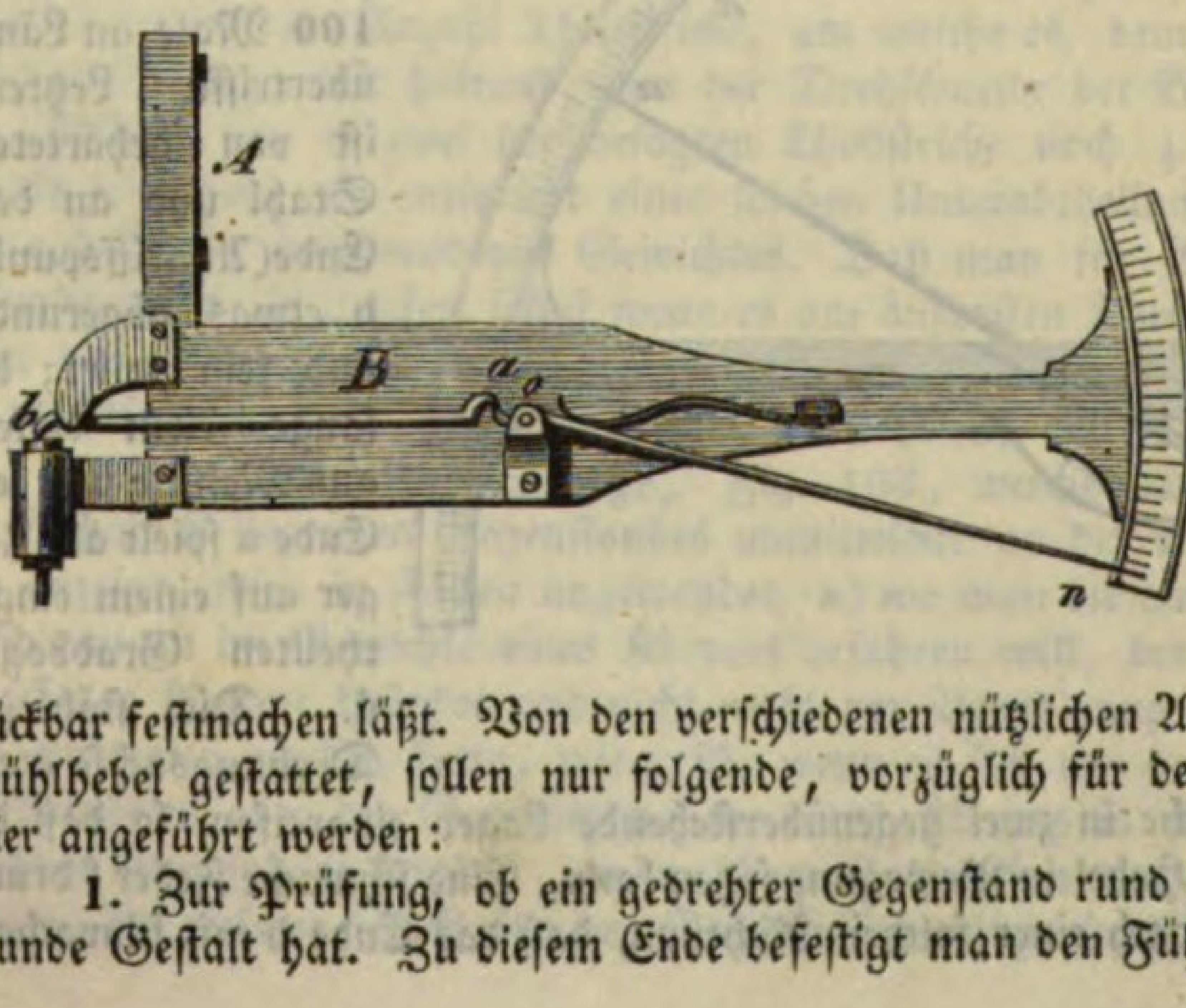
102. Der Fühlhebel. Dieses Instrument dient im Allgemeinen zum Auffinden und Messen kleiner Unterschiede oder Veränderungen in den Dimensionen der Körper, und leistet in dieser Beziehung bei verschiedenen Gelegenheiten dem Physiker und Praktiker sehr gute Dienste. Es besteht seiner Wesenheit nach aus einem ungleicharmigen Hebel ab (Fig. 104), dessen langer Arm a c den kürzeren c b etwa 20 bis 100 Male an Länge übertrifft. Letzterer ist von gehärtetem Stahl und an dem Ende (Angriffspunkt) b etwas abgerundet und fein polirt; der lange Arm besteht aus Messing und sein Ende a spielt als Zeiger auf einem eingetheilten Gradbogen d. Die stählerne Drehungsachse c endet in Spitzen, welche in zwei gegenüberstehende Lager eingreifen, so daß die geringste Kraft den Hebel in Bewegung setzen kann. Eine schwache Feder f drückt letzteren ein wenig nach einer solchen Richtung, daß das Ende b mit schwachem

Fig. 104.



Druck sich gegen den ihm dargebotenen Gegenstand lehnt. Bringt man nun z. B. das eine freie Ende eines an seinem zweiten Ende unverrückbar befestigten Stabes mit dem Angriffspunkt b in Berührung, und es ändert dieser Stab aus was immer für einer Ursache seine Länge, so zeigt diese Aenderung der längere Arm a c durch eine entsprechende Bewegung auf dem Gradbogen desto stärker vergrößert an, je mehrere Male der längere Arm des Hebels den kürzeren an Länge übertrifft, so daß der Zeiger a c, wenn er etwa 50 Mal länger als der Arm b c und der Gradbogen mit einer hinreichend feinen Theilung versehen ist, die geringsten Aenderungen erwähnter Art und zwar continuirlich ersichtlich macht. Sollen diese zugleich g e m e s s e n werden können, so muß für den Fühlhebel eine Tabelle berechnet sein, aus welcher die jeder Bewegung des längeren Armes auf dem (etwa von 15 zu 15 Minuten eingetheilten) Gradbogen entsprechende Bewegung des Angriffspunktes b des kürzeren Armes unmittelbar entnommen werden kann. (In dieser Tabelle müssen z. B. in wien. Linien und Bruchtheilen derselben die Bewegungen angegeben sein, die der Angriffspunkt b macht, während der Zeiger a auf dem Gradbogen eine gewisse Anzahl Grade, Minuten oder Bruchtheile derselben zurücklegt. Mit einem Fühlhebel, bei welchen das angegebene Längenverhältniß der Arme 1 : 50 stattfindet, der Gradbogen von 15 zu 15 Minuten eingetheilt und der Zeiger mit einem entsprechenden Nonius, der aber, um den Zeiger nicht schwerfällig zu machen, ganz klein sein muß, versehen ist, können Messungen gemacht werden, die bis auf $\frac{1}{10000}$ Linie noch genau sind.) Um den Angriffspunkt b in eine größere Entfernung vom Instrument zu bringen und zu bewirken, daß die Bewegung dieses Punktes immer nach der nämlichen Richtung erfolgt, ist noch ein kleiner polirter Cylinder z von gehärtetem Stahl angebracht, der sich leicht aber genau in der Hülse h verschiebt und dessen den kürzern Arm des Hebels berührendes Ende eben, polirt und gegen seine (des Cylinders) Achse senkrecht ist. Das etwas abgerundete und polirte Ende x ist dann der Angriffspunkt. Zum Behuf sehr genauer Prüfungen und Messungen hat man doppelte Fühlhebel, bei welchen, wie in Fig. 105, der längere Arm eines Hebels a b auf den kürzeren Arm eines zweiten ähnlichen Hebels wirkt, dessen langer Arm o n als Zeiger auf dem Gradbogen spielt.

Fig. 105.



Das Gestell AB d. Fühlhebels ist auf eine oder die andere passende Art so eingerichtet, daß es sich dort, wo das Instrument gebraucht werden soll, unverrückbar festmachen läßt. Von den verschiedenen nützlichen Anwendungen, die der Fühlhebel gestattet, sollen nur folgende, vorzüglich für den Techniker wichtige hier angeführt werden:

1. Zur Prüfung, ob ein gedrehter Gegenstand rund läuft und eine völlig runde Gestalt hat. Zu diesem Ende befestigt man den Fühlhebel mittelst seines

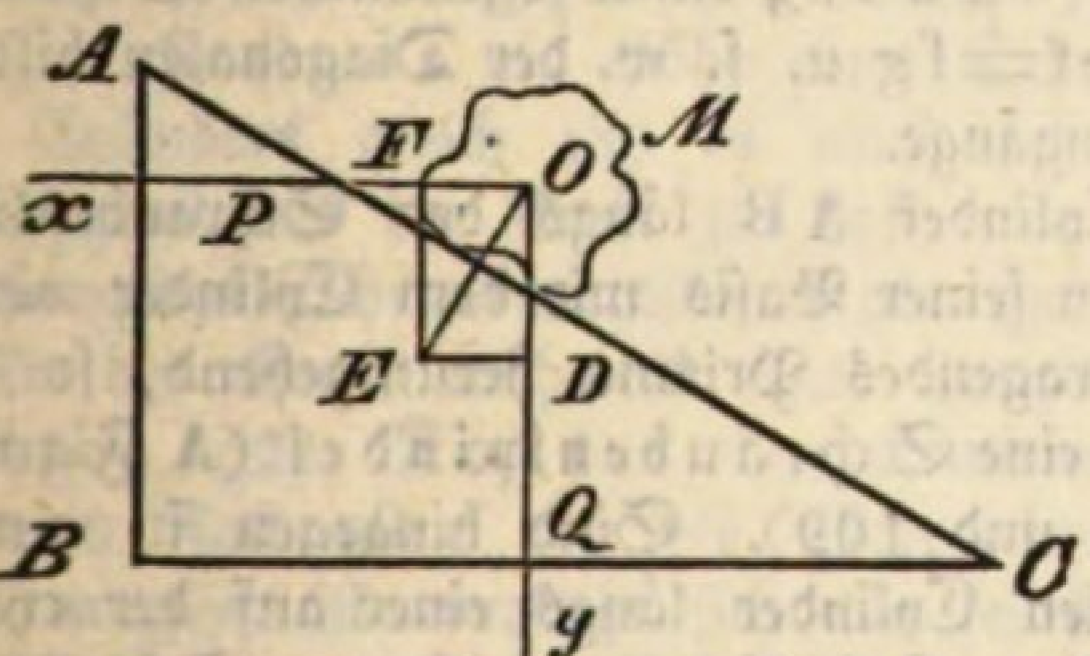
Gestelles auf dem sogenannten Support der Drehbank, so daß der Angriffspunkt den Umkreis des Arbeitsstückes berührt, und läßt letzteres sich langsam um seine Achse drehen. Aendert dabei der längere Arm des Hebels seine Stellung am Gradbogen nicht, so läuft der Gegenstand rund und hat eine völlig runde Gestalt. Erfolgt eine Abweichung des Hebels, so deutet die Seite, nach welcher hin sie stattfindet, an, ob die eben mit dem Fühlhebel in Berührung stehende Stelle des Arbeitsstückes zu weit oder zu nah bei der Drehungsachse liegt; so wie die Größe der Abweichung auf die Größe der Excentricität schließen läßt.

2. Zur Prüfung eines Cylinders oder Kegels, ob dessen Seitenfläche überall völlig gerad ist. Man macht zu diesem Behuf den Fühlhebel (mittelst der langen Schraube des Supports) parallel mit der Oberfläche des Arbeitsstückes fortrücken, während letzteres in Umdrehung ist: jede zu dünne oder zu dicke Stelle wird durch eine Bewegung des Fühlhebels angezeigt.

3. Zur Untersuchung von Scheiben, Rädern, Kreisen u. s. w., ob deren Flächen vollkommen eben und rechtwinklich gegen die Drehungsachse sind. Während nämlich ein solcher Gegenstand auf der Drehbank langsam umläuft, führt man den Fühlhebel, dessen Angriffspunkt an der zu prüfenden Fläche anliegt, allmälig in der Richtung eines horizontalen Halbmessers vom Mittelpunkt bis an den Umkreis und sieht ob er ohne Störung seine anfängliche Stellung beibehält.

103. Gleichgewicht auf der schiefen Ebene. Auf einer schiefen Ebene **AC** (Fig. 106) wird ein Körper **M**, wenn man von der zwischen ihm und der Ebene stattfindenden Reibung absieht, nur dann in Ruhe bleiben, wenn auf denselben außer dem von seinem Schwerpunkt o aus nach y hin wirksamen Gewicht **Q** noch eine andere Kraft **P** so wirkt, daß die Resultirende dieser beiden Kräfte auf der schiefen Ebene senkrecht steht und dieselbe in einem innerhalb der Grundfläche des Körpers **M** gelegenen Punkt trifft, mithin durch die Festigkeit der schiefen Ebene aufgehoben wird.

Fig. 106.

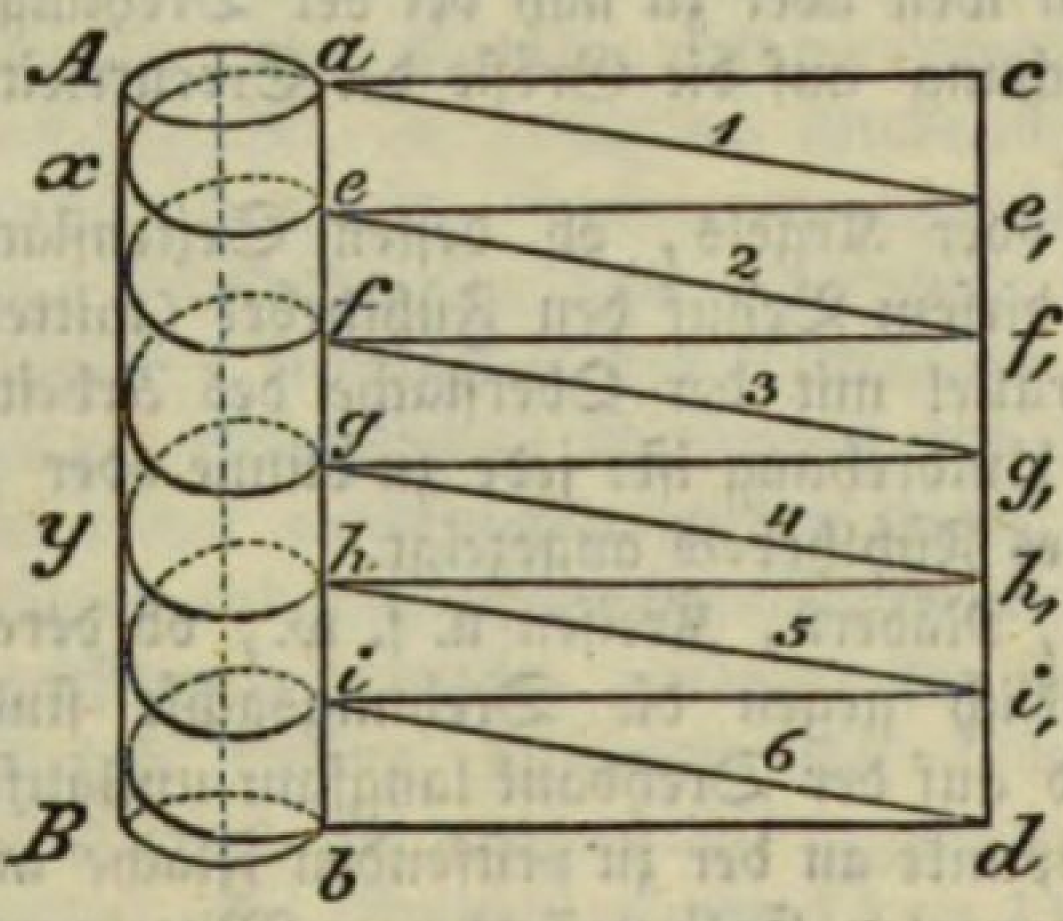


Wir wollen hier nur den besonderen Fall näher betrachten, wo die Kraft **P** nach einer zur Basis **BC** der schiefen Ebene parallelen Richtung **Px** wirkt. Wird die auf **AC** senkrechte Resultirende von **P** und **Q** der Größe nach durch die Linie **oE** vorgestellt und in ihre Componenten **oD = Q** und **oF = ED = P** zerlegt, so hat man wegen Aehnlichkeit der Dreiecke **oED** und **ABC**, deren Seiten wechselweise auf einander senkrecht stehen, **ED : oD = AB : BC** oder **P : Q = AB : BC**, d. h. soll ein Körper auf einer schiefen Ebene durch eine zur Basis dieser letzteren parallel wirkenden Kraft in Ruhe erhalten werden, so muß diese Kraft sich zum Gewichte des Körpers, wie die Höhe der schiefen Ebene zu ihrer Basis verhalten.... (†) Würde die Kraft **P** über dieses Verhältniß hinaus vergrößert, so müßte der Körper **M** auf der schiefen Ebene sich aufwärts bewegen. Das Nämliche muß geschehen, wenn bei unverändertem Verhältniß der Kräfte **P** und **Q** die schiefe Ebene in der Richtung ihrer Basis und zwar von **B** nach **C** hin bewegt wird; während die schiefe Ebene um ihre ganze Basis fortschreitet, steigt der Körper **M** die ganze Länge

der schiefen Ebene hinan. Diese Bemerkung wird uns bei der im folgenden Paragraph abzuhandelnden Schraube zu Statten kommen .... (††)

104. Von der Schraube. Um von einer Schraube einen richtigen Begriff zu bekommen, denke man sich einen geraden, massiven Cylinder AB (Fig. 107) und ein Rechteck abcd (z. B. von Papier), dessen Basis bd dem Umfang und dessen Höhe ab der Höhe des Cylinders gleich ist; man denke sich ferner ab in eine gewisse Anzahl gleicher Theile ae, ef, fg, gh, hi und ib getheilt, durch die Theilpunkte die mit ac parallelen Linien ee_1, ff_1, gg_1, hh_1 und ii_1, hierauf zu den so entstehenden congruenten Parallelogrammen die Diagonalen ae_1, ef_1, fg_1, gh_1, hi_1 und id gezogen und nun das Rechteck abcd dicht anliegend um den Cylinder herumgewickelt: so werden die Linien cd und ab, ferner die Punkte e_1, f_1, g_1, h_1, i_1 und d_1 mit den Punkten e, f, g, h, i und b zusammenfallen, das Ende e_1 der Diagonale 1 wird sich an den Anfangspunkt e der Diagonale 2, diese Diagonale 2 wird sich eben so an die Diagonale 3 anschließen u. s. f., so daß sich alle diese Diagonallinien zu einer continuirlichen um den Cylinder herumlaufenden krummen Linie axyb vereinigen, welche Schraubenlinie genannt wird. Jede solche Diagonale erzeugt eine Windung (wie axe), einen sogenannten Schraubengang, und die Abstände ae=ef=fg u. s. w. der Diagonalen bilden die Höhe oder Weite der Schraubengänge.

Fig. 107.



Denkt man sich nun um den Cylinder AB längs der Schraubenlinie axgyb ein drei- oder vierseitiges, an seiner Basis mit dem Cylinder vereinigtes und aus dem Cylinder hervorragendes Prisma herumgehend, so hat man eine männliche Schraube oder eine Schraubenspindel (A Figuren 108 und 109). Sind hingegen in einem hohlen Cylinder längs einer auf der cylindrischen Hohlfläche verzeichneten Schraubenlinie drei- oder vierseitig prismatische Vertiefungen eingeschnitten, so heißt das eine weibliche Schraube oder Schraubenmutter (B Fig. 108 und 109). In der Anwendung müssen Schraubenspindel und Schraubenmutter immer zusammenwirken und zu diesem Behufe ist erforderlich, daß der massive und hohle Cylinder der Schraubenspindel und Schraubenmutter gleiche Durchmesser haben, und daß die prismatischen Erhöhungen des ersteren in die Vertiefungen der letzteren genau hineinpassen, wie Fig. 110, ein Durchschnitt einer Schraube, zeigt. Die Erhöhungen und Vertiefungen der Schraube (gewöhnlich aber nur die ersteren) heißen das Gewinde oder Schraubengewinde und jeder einzelne Umgang desselben heißt

Fig. 108.

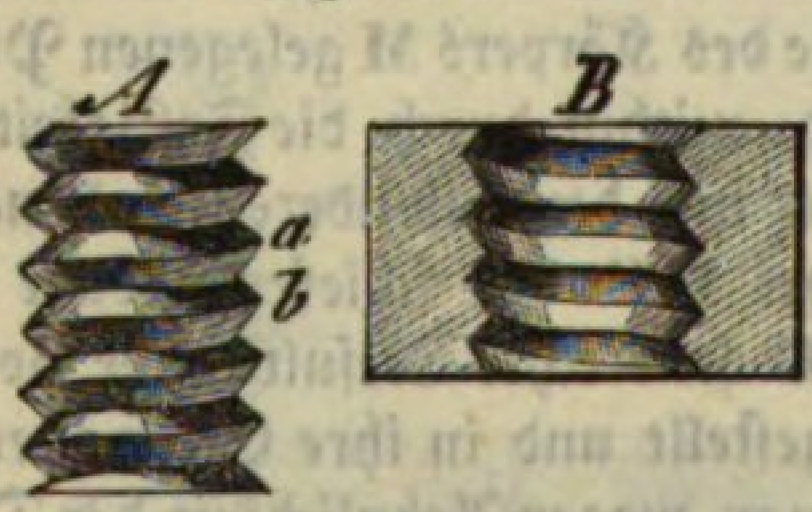
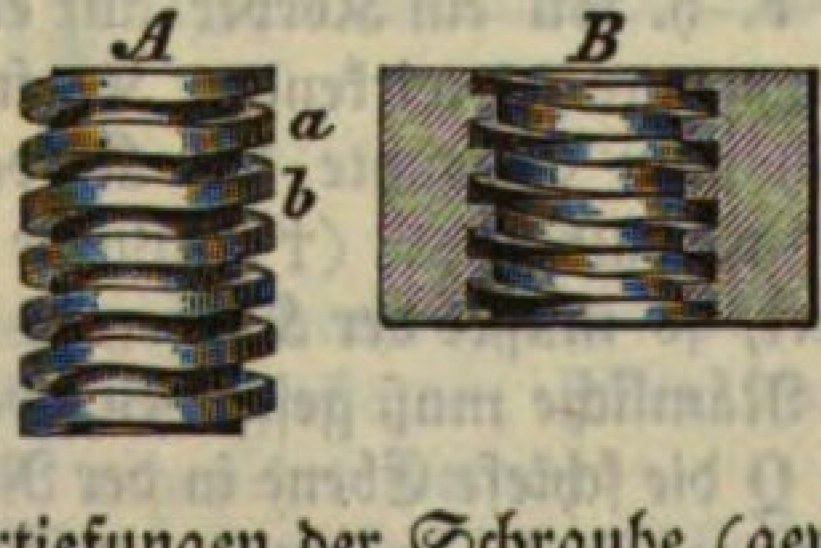
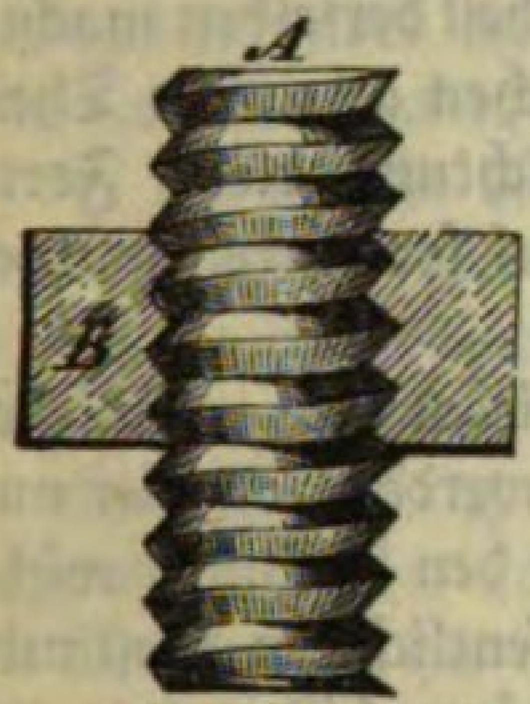


Fig. 109.



ein Gang oder Schraubengang. Der Winkel, welchen die schräge Richtung der Schraubengänge mit einer gegen die Achse der Schraube senkrechten Ebene macht, wird die Steigung des Gewindes und die Entfernung zwischen Anfang und Ende eines einzelnen Ganges oder die Größe, um welche das Gewinde während eines Umganges längs der Schraube fortrückt (d. i. der Abstand der Punkte a, b von einander, in den Fig. 108 und 109), die Höhe oder Weite eines Schraubenganges genannt. Je nachdem der Querschnitt des Schraubengewindes ein Dreieck oder ein Parallelogram ist, heißt endlich die Schraube eine scharfe (A Fig. 108) oder flache (A Fig. 109).

Fig. 110.



Unter der Voraussetzung (die bei der theoretischen Betrachtung der Schraube immer gemacht wird), daß zwischen den sich berührenden Flächen der Spindel und der Mutter keine Reibung stattfinde, müßte die in die unbeweglich gedachte Mutter **B** (Fig. 108) eingeführte vertikale Spindel **A**, sich um ihre Achse drehend, mit ihrem ganzen Gewichte **Q** durch die Mutter sich hinabbewegen, indem das Gewinde dieser letzteren eine in Krümmungen fortlaufende schiefe Ebene darstellt. Soll diese Bewegung durch eine tangential zur Spindel wirkende Kraft **P** verhindert, d. i. die Spindel in der Mutter zur Ruhe gebracht werden, so muß, — da dies soviel sagen will, als die Last (der Spindel) **Q** auf einer schiefen Ebene von der Höhe **ae** (= **ef** = **fg** u. s. w. und von der Basis ee_1 (= ff_1 = gg_1 u. s. w.) Fig. 107, durch eine zur Basis ee_1 ($ff_1 = gg_1$ u. s. w.) der schiefen Ebene parallel wirkende Kraft **P** in Gleichgewicht erhalten, — nach §. 103 — $P : Q = ae : ee_1$ ...(1) seyn, d. h. (da **ae** die Höhe eines Schraubenganges und ee_1 dem Umfang des Cylinders gleich ist) es muß sich bei einer Schraube im Zustand des Gleichgewichtes die Kraft zur Last, wie die Höhe eines Schraubenganges zum Umfang des Schraubencylinders oder zu dem Weg verhalten, den der Angriffspunkt der Kraft während einer ganzen Umdrehung der Schraubenspindel macht . . . (2). Daß das eben Erwiesene ganz in der nämlichen Weise auch in dem Fall gilt, wo die Schraubenspindel fest und die Schraubenmutter beweglich ist, versteht sich von selbst; nur bedeutet dann **Q** das Gewicht der Schraubenmutter. Ebenso folgt aus vorstehendem Satze (2) und unter Beziehung auf (2) in §. 96, daß, wenn durch die Kraft **P** die Spindel in der Mutter nicht blos in Ruhe erhalten, sondern darin in die Höhe gedreht werden soll, diese Kraft unter übrigens gleichen Umständen desto größer sein müsse, je größer die Höhe der Schraubengänge ist, und ein Gleiches gilt, wenn die Spindel fest steht und die Mutter auf derselben in die Höhe bewegt werden soll.

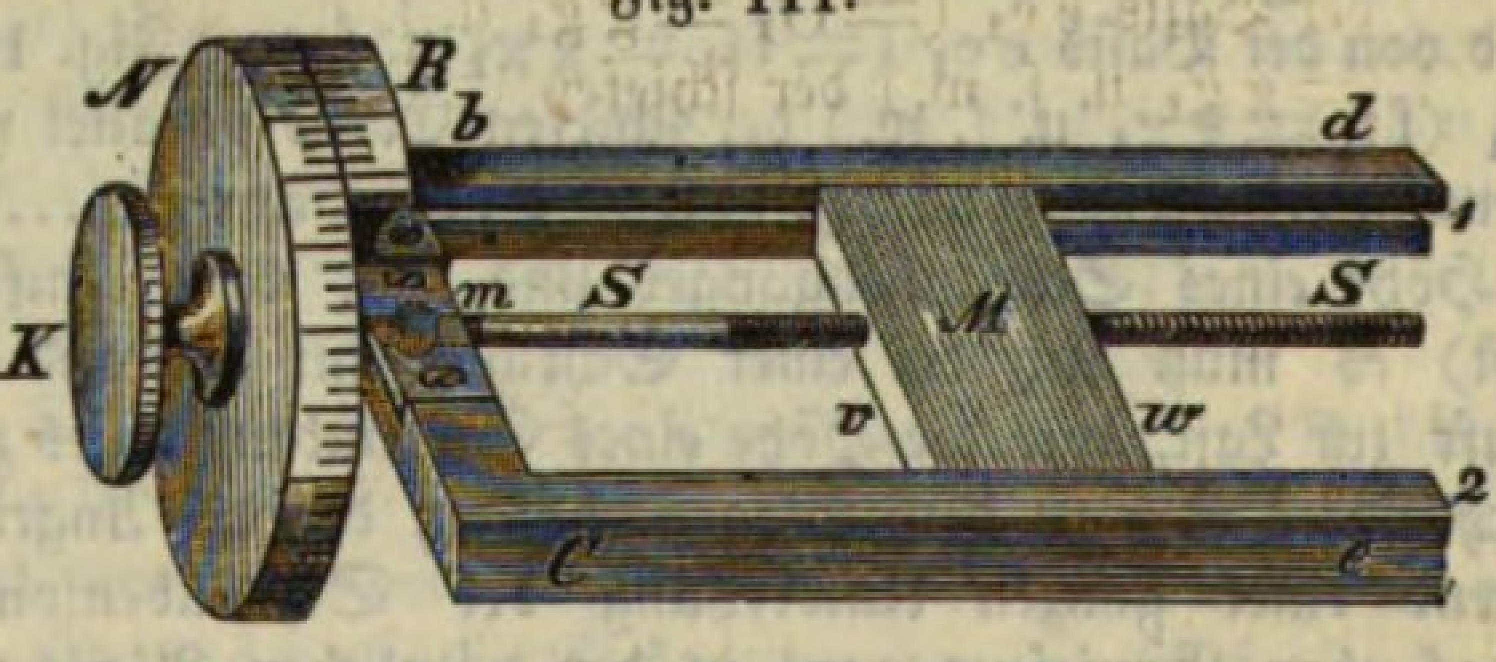
In der Anwendung wird bald die Spindel, bald die Mutter gedreht; die unmittelbare Folge davon ist aber immer, daß der gedrehte Theil der Schraube, während er eine ganze Umdrehung erfährt, in der Richtung seiner Achse um die Höhe eines Schraubenganges, also wenn er nur um einen aliquoten Theil (z. B. $^1/_{100}$) einer ganzen Umdrehung gedreht wird, um einen gleichen aliquoten Theil (auch $^1/_{100}$) der Höhe eines Schraubenganges fortrückt . . . (3) Endlich erhellet vorzüglich mit Berücksichtigung des Satzes (†) auf S. 155 von selbst, daß — wenn eine Schraubenspindel, indem sie gedreht wird, nach der Richtung ihrer Achse fortzurücken gehindert wird (z. B. durch unbewegliche

Pfannen oder Lager, worin sich ihre Enden unverrückbar drehen u. dgl.), während die Mutter, ohne daß ihr eine Drehung mit der Spindel möglich ist, sich längs der Spindelachse bewegen kann — die Mutter in der Zeit, in welcher die Spindel eine ganze Umdrehung oder irgend einen aliquoten Theil derselben macht, um die ganze Höhe eines Schraubenganges oder einen gleichen aliquoten Theil derselben gradlinig fortrücken muß; nur ist natürlich die Richtung dieses Fortrückens jener gerade entgegengesetzt, nach welcher die Spindel fortrücken würde, wenn sie daran nicht gehindert wäre . . . (4)

105. Anwendungen der Schraube. Von den vielen und verschiedenen, nützlichen Anwendungen, die von der Schraube gemacht werden, soll hier nur ihre Anwendung bei folgenden ebenso für den Physiker wie für den Techniker wichtigen Meßapparaten besprochen werden, an welchen den wesentlichsten Bestandtheil eine Schraube von vollkommen gleicher Höhe aller Gänge bildet (die sich durch ein gehöriges Verfahren beim Schneiden der Schrauben auch erreichen läßt). Diese Apparate sind:

1. Das Schraubenmicrometer, welches in Wesenheit aus einer feinen Schraube (einer sogenannten Micrometerschraube), bei welcher nämlich auf einen bestimmten Theil ihrer Länge (z. B. 1 Zoll) recht viele (bis 144 und darüber) Gänge gehen, besteht und zur genauen Messung sehr kleiner Längen dient. Eine der verschiedenen zur Erreichung dieses Zweckes geeigneten Einrichtungen zeigt Fig. 111. Die Spindel S mit dem feinen Schraubengewinde

Fig. 111.



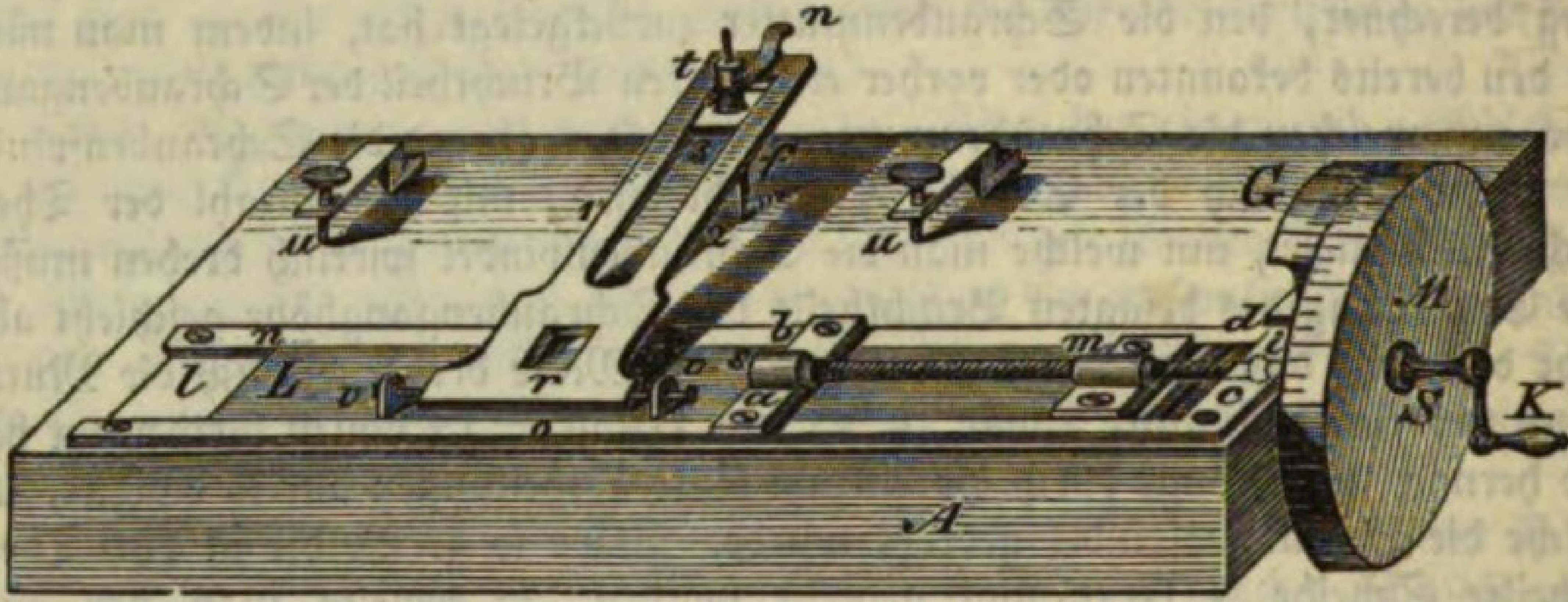
geht durch den Vordertheil b c des Rahmens b c d e und wird darin durch die an ihr angebrachte Verdickung m zurückgehalten, so daß sie sich wohl um ihre Achse drehen, nicht aber der Länge nach verschieben kann. Sie geht ferner durch die Schraubenmutter M, welche sich in Nuthen 1, 2 längs der Rahmenstücke b d und c e hin- und herschieben läßt, und trägt am andern Ende eine Scheibe N, die am Umfange mit einer Theilung versehen ist. Faßt man nun die Schraubenspindel an dem ränderirten Kopfe K und dreht sie, so rückt die Mutter M so vielmal um die Höhe eines Schraubenganges vor oder zurück, als die Schraubenspindel nach der einen oder der andern Seite hin ganze Umdrehungen macht. Der Nullpunkt der Theilung auf dem am Rahmentheile b c befestigten Bogenstücke R gibt den fixen Punkt ab, in Bezug auf welchem die Drehung der Schraubenspindel und der Scheibe N immer betrachtet wird, und die Theilung des Bogens R selbst bildet zur Theilung auf N den Nonius. — Wäre z. B. die Höhe eines Ganges der Schraube $a = 1$ Linie, die Scheibe N in 100 gleiche Theile eingetheilt, so würde bei jeder Drehung der Schraubenspindel S um einen Theilstrich der Eintheilung auf N die Schraubenmutter M, nach (3) und (4) auf S. 157 und 158, um $^1/_{100}$ Linie fortrücken. Wäre ferner der Nonius R so eingerichtet, daß er Zehntel der Unterabtheilungen auf der Scheibe N mißt, so könnte man mittelst des beschriebenen Apparates noch Längen bis auf $^1/_{1000}$ Linie messen. Das Verfahren bei solchen Messungen besteht, wie nun für sich einleuchtet, darin, daß man der zu messenden Längendimension eine zur Schraubenspindel S

parallele Richtung gibt, hierauf den einen Endpunkt dieser Dimension genau in die Ebene entweder der vordern oder der hintern vertikalen Seitenfläche v oder w der Mutter **M** bringt, dann diese Mutter durch entsprechendes Drehen der Schraubenspindel **S** bis an den zweiten Endpunkt der zu messenden Längendimension fortrücken macht und endlich aus der Anzahl der Unterabtheilungen auf **N**, um welche die Schraube **S** zu diesem Ende gedreht werden mußte, den Weg berechnet, den die Schraubenmutter zurückgelegt hat, indem man nämlich den bereits bekannten oder vorher ermittelten Bruchtheil der Schraubenganghöhe, um welchen die Schraubenmutter fortrückt, während die Schraubenspindel um einen Theilstrich der Scheibe **N** gedreht wird, mit der Anzahl der Theilstriche multiplicirt, um welche man die Schraubenspindel wirklich drehen mußte. Die Ermittlung des besagten Bruchtheils der Schraubenganghöhe geschieht aber leicht dadurch, daß man die Schraube mehrere Male dreht, bis sich die Mutter genau um eine bestimmte Länge, z. B. um 1 Zoll = 12 Linien fortbewegt hat, und hernach diese Länge durch die Anzahl Unterabtheilungen auf **N** dividirt, um welche die Schraubenspindel gedreht wurde. Wäre so z. B. die in 100 Theile getheilte Scheibe **N** 10,05 mal gedreht worden, so erhielte man den einer Unterabtheilung derselben entsprechenden Bruchtheil der Schraubenganghöhe = 12:0,1005 = 0,0118 . . . Linien. Wir werden bei den Microscopen in der Lehre vom Licht einen Meßapparat der eben beschriebenen Art angewendet finden, der Längen (Durchmesser sehr kleiner Objectchen) von $^1/_{100000}$ Zoll zu messen gestattet, und nur darin verschieden ist, daß sich in den Nuthen 1, 2 bei Drehung der Schraubenspindel nicht die Schraubenmutter selbst, sondern ein auf ihr festgemachtes horizontales Tischchen verschiebt, worauf das betreffende Objectchen gelegt wird. Indem man dann durch ein entsprechendes Drehen der Schraube das besagte Tischchen so stellt, daß das eine Ende des zu messenden Durchmessers mit einem im Microscope sichtbaren, unbeweglichen Faden (der ebenfalls horizontal und auf die Richtung der Bewegung des Tischchens senkrecht steht) zusammenfällt, hierauf das Tischchen bis zum Zusammenfallen des Fadens mit dem zweiten Ende des zu messenden Durchmessers verschiebt, ergibt sich durch die nämliche vorhin auseinander gesetzte Division die Größe des letzteren.

2. Die **Schraubentheilmaschine** dient dazu, um Längenausdehnungen, z. B. Maßstäbe und Nonien, Thermometerscalen u. s. w., in eine bestimmte Anzahl gleich langer Theile zu theilen. Die Fig. 112 zeigt eine der verschiedenen Einrichtungen, die man diesem Instrumente geben kann. **A** ist eine Bohle (dickes Bret) aus hartem, durch gehöriges Austrocknen gegen das Werfen gesicherten Holz. **S s** ist eine Micrometerschraube; sie läuft mit dem einen Ende **s** und mit der etwas verdickten Stelle **i** an dem zweiten Ende **S** in Lagern **ab** und **cd**, wird darin durch aufgeschraubte Halsstücke (wie man bei **a b** sieht) erhalten, und die Verdickung **i** verhindert jede Bewegung derselben in der Richtung ihrer Länge. Das Ende **S** der Schraubenspindel trägt eine an ihrem Umfang eingetheilte Scheibe **M** und eine Kurbel **K** zum Behuf des leichteren Drehens der Schraube. Der an den Umfang der Scheibe sich innig anschließende und auf dem Brete **A** befestigte Kreisbogen **G** bildet den Nonius zur Theilung der Scheibe **M**, während zugleich der Nullpunkt seiner Theilung als fixer Punkt dient, auf welchem stets die Drehung der Schraube bezogen wird. Die Mutter **m** der Schraube ist an dem einen Ende eines messingenen Lineals **L** festgeschraubt, das sich der Länge nach auf einem zweiten messingenen Lineal und zwischen Messingschienen **o, n** (die auf **l** festgeschraubt, unter sich parallel und an den einander zuge-

kehrten Seitenflächen von oben nach unten abgeschrägt sind), in einer Nuth von schwalbenschwanzförmigem Querschnitt ganz genau verschieben läßt. Das Lineal L trägt an seinem von der Schraube entfernteren Ende einen um die horizontalen Spitzen (Körner) v, v genau in einer Vertikalebene bewegliche Messingrahmen r,

Fig. 112.

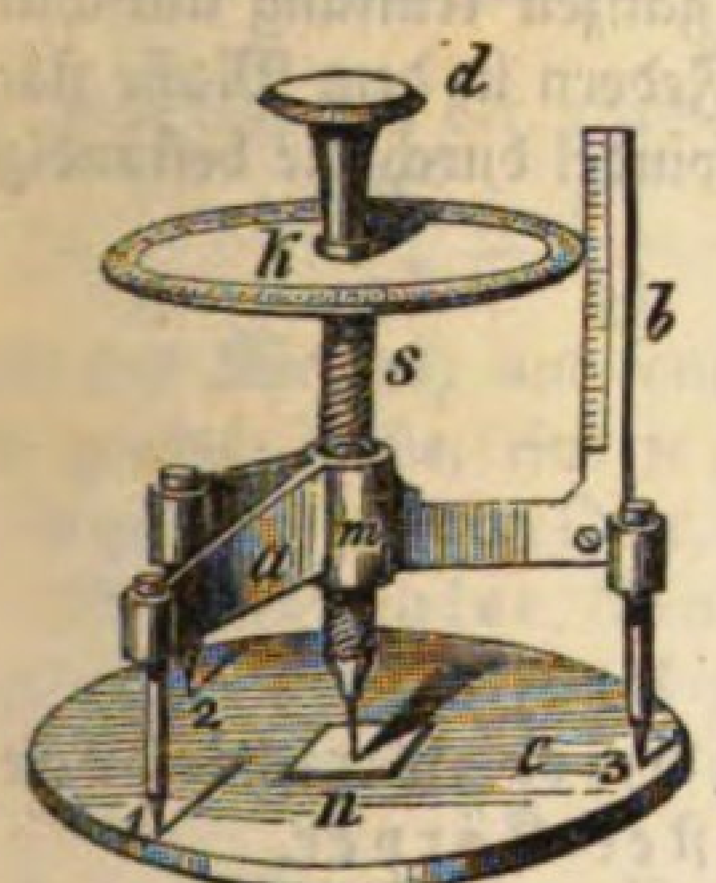


in welchem zwischen den Seitentheilen 1, 2 wieder mit Hülfe angebrachter Nuthen ein Messingstück 3 sich immer genau parallel bleibend vor- und rückwärts schieben läßt; in diesem Stück 3 kann eine Blei-, eine Reißfeder oder ein Reißstahl f in aufrechter Stellung festgeschraubt werden. — Beim Gebrauch der Theilmaschine wird das Papier, der Holz- oder Metallstreifen oder dergl., worauf eine bestimmte Länge (Linie) in eine gewisse Anzahl gleicher Theile getheilt werden soll, auf dem Brete A mittelst zu diesem Behufe daselbst angebrachter Klemmschrauben u, u oder auf irgend eine andere passende Weise so festgemacht, daß die zu theilende Linie der Richtung, in welcher sich das Lineal L verschiebt, völlig parallel ist, hierauf wird durch entsprechendes Drehen der Schraube S die Spitze w der Blei-, der Reißfeder oder des Reißstahles mit dem einen Endpunkte der zu theilenden Linie genau zusammenfallen gemacht, nun der Stand der Scheibe M gegen den Bogen G (welcher Theilstrich von M, z. B. mit dem Nullpunkt von G zusammenfällt) notirt, und endlich wieder so lange die Schraube gedreht, bis die besagte Spitze w mit dem zweiten Ende der zu theilenden Linie zusammenfällt. Die Anzahl Unterabtheilungen der Scheibe M, um welche gedreht werden mußte (d. h. welche an dem Nullpunkt des Bogens G vorübergehen mußten) bis die Spitze w die ganze Länge der zu theilenden Linie durchwandert hatte, durch die Zahl der gleichen Stücke, in welche die Linie zu theilen ist, dividirt, gibt die Anzahl Unterabtheilungen, um welche die Scheibe M gedreht werden muß, damit die Spitze um die Länge eines der beabsichtigten Theilstücke weiter rückt. Die Verschiebbarkeit der Blei-, Reißfeder oder des Reißstahles zwischen den Seitentheilen 1, 2 des Rahmens r gestattet den Theilstrichen eine ziemliche und verschiedene Länge zu geben. Soll der Reißstahl dickere Theilstriche machen, so wird auf sein oberes aus dem Rahmen r hervorragendes Ende ein entsprechendes Gewicht t aufgesteckt. Kennt man die Länge der zu theilenden Linie und die Höhe eines Ganges der Micrometerschraube, so gibt die Division der ersteren durch die letztere die Anzahl Umdrehungen (in ganzen oder gebrochenen Zahlen), welche die Schraube machen muß, damit die oft genannte Spitze w die Länge der zu theilenden Linie durchläuft. Dividirt man diese Anzahl Umdrehungen durch die Zahl der gleichen Stücke, in welche die Linie ge-

theilt werden soll, so gibt der Quotient die für jedes solche Theilstück nöthige (ganze oder gebrochene) Zahl von Umdrehungen der Schraube. Ebenso leicht wird aus der bekannten Ganghöhe der Schraube die Anzahl der Unterabtheilungen berechnet, um welche die Scheibe **M** gedreht werden muß, damit die Spitze w, z. B. um $^1/_{100}$, $^1/_{10}$, $^1/_2$ u. s. f. einer wiener Linie, eines wiener oder pariser Zolles, eines Millimeters, Centimeters oder dergl. weiterrückt, so daß man dann mittelst der Theilmaschiene genaue Theilungen, etwa in Zolle, Linien und aliquote (d. i. Bruch-) Theile derselben ausführen kann. Hätte z. B. die Schraube $^1/_2$ wiener Linie Ganghöhe, so wären für das Fortrücken der Spitze **w** um **1** Linie, $1 : ^1/_2 = 2$, für das Fortrücken um $^1/_{10}$ Linie $^1/_{10} : ^1/_2 = ^1/_5$, für das Fortrücken um **1** Zoll = **12** Linien, $12 : ^1/_2 = 24$ Umdrehungen der Schraube nöthig u. s. w. — Daß endlich die Theilmaschine auch gleich vortheilhaft zu Längenmessungen angewendet werden könne, und wie dabei zu verfahren, ist nach dem Vorhergehenden nun für sich klar.

3. Das S p h ä r o m e t e r, welches vorzüglich zum Messen der Dicke dünner Körper, z. B. dünner Plättchen gebraucht wird, besteht aus einer fixen Schraubenmutter **m** (Fig. **113**), durch die eine Schraube **s** geht, und welche auf drei stählernen, unten in dünnen Cylindern endigenden Füßen **1, 2, 3** ruht, die in horizontalen, gegen einander einen Winkel von **120°** bildenden Metallarmen **a** befestigt sind, und deren untere Enden in einer auf der Achse der Schraube **s** senkrechten Ebene liegen. Der Umfang des Kopfes **k** dieser Schraube ist gewöhnlich in **100** (zuweilen auch in **400** bis **500**) gleiche Theile getheilt; am untern Ende ist sie wie die Füße **1, 2, 3** gestaltet. Das vertikale Metallstück **b** dient als unbeweglicher Zeiger für die Theilung des Schraubenkopfes; **c** ist eine vollkommen ebene Glasplatte und **d** ein rändertirter Knopf, an welchen man die Schraube, um sie zu drehen, ergreift. Um die Dicke eines dünnen Gegenstandes, z. B. eines Plättchens **n** zu bestimmen, schraubt man zuerst die Schraube **s** so weit herab, bis ihr unteres Ende mit den Enden der drei Füße in einerlei Ebene liegt, d. h. mit denselben gleichzeitig auf der ebenen Glasplatte **c** aufsteht, bemerkt nun den Theilstrich der Schraubenkopf-Theilung, bei welchem der Zeiger **b** steht, schraubt dann die Schraube so weit in die Höhe, daß man den Gegenstand, dessen Dicke gemessen werden soll, unter die Schraube bringen kann und ihr unteres Ende denselben berührt, ohne daß auch nur einer der drei Füße **1, 2, 3** aufgehört hat, die Glasplatte **c** zu berühren, bemerkt jetzt wieder den Theilstrich des Schraubenkopfes, mit welchem der Zeiger **b** zusammenfällt, und findet endlich die Dicke des betreffenden Gegenstandes, indem man die bekannte Höhe eines Ganges der Schraube **s** mit der Anzahl der ganzen Umdrehungen und der Bruchtheile derselben multiplicirt, welche die Schraube machen mußte, um von der Berührung der Glasplatte **c** zur Berührung des auf seine Dicke in Untersuchung genommenen Gegenstandes zu übergehen. Betrüge z. B. die Höhe eines Schraubenganges $^1/_{10}$ wiener Linie, und die Schraube hätte von der einen der besagten Berührungen bis zur andern $^{25}/_{100}$ einer Umdrehung gemacht, so wäre die Dicke des in Messung genommenen Gegenstandes $= ^1/_{10} \times ^{25}/_{100} = ^1/_{40}$ wiener Linie.

Fig. 113.



Das Sphärometer dient ferner auch zur Untersuchung, ob die Oberfläche eines für eben gehaltenen Körpers, z. B. eines Glases, auch wirklich ganz eben sei, oder auch ob ein sphärisch (kugelformig) gekrümmt scheinender Körper auch in der That eine solche Krümmung besitze; denn setzt man auf den Körper mit scheinbar ebener oder sphärisch gekrümmter Oberfläche das Sphärometer so auf, daß gleichzeitig die drei Füße 1, 2, 3, und das untere Ende der Schraube s die zu untersuchende Oberfläche in einem Theil berühren, so muß, wenn diese Oberfläche in ihrer ganzen Ausdehnung eben oder genau sphärisch gestaltet ist, sich das Sphärometer über alle Theile derselben hinführen lassen, ohne daß bei unverrückt belassener Stellung der Schraube die gleichzeitige Berührung durch die bezeichneten vier Punkte auch nur einen Augenblick fortzubestehen aufhört.

Da es bei allen jetzt beschriebenen Anwendungen der Micrometerschrauben wesentlich ist, daß die Schraube an allen Stellen sehr genau in die Schraubenmutter paßt, so ist es, damit dieser genaue Gang der Schraube in der Mutter durch Einschmirgeln (Einschleifen) der ersteren in die letztere gehörig hergestellt, auch bei häufigem Gebrauch des Instrumentes immer erhalten werden könne, nothwendig, die Schraubenmutter aus zwei Stücken zusammenzusetzen, welche anfangs die Schraubenspindel nicht an ihrem ganzen Umfang umschließen, an denselben aber durch seitliche Schrauben oder Federn in dem Maße stärker angedrückt werden, als der Körper der Schraubenspindel durch die beständige Reibung abgeschliffen und dünner wird.

V. Abschnitt.

Von den durch gleichzeitige Wirkung zweier verschiedener Kräfte erzeugten Bewegungen fester Körper.

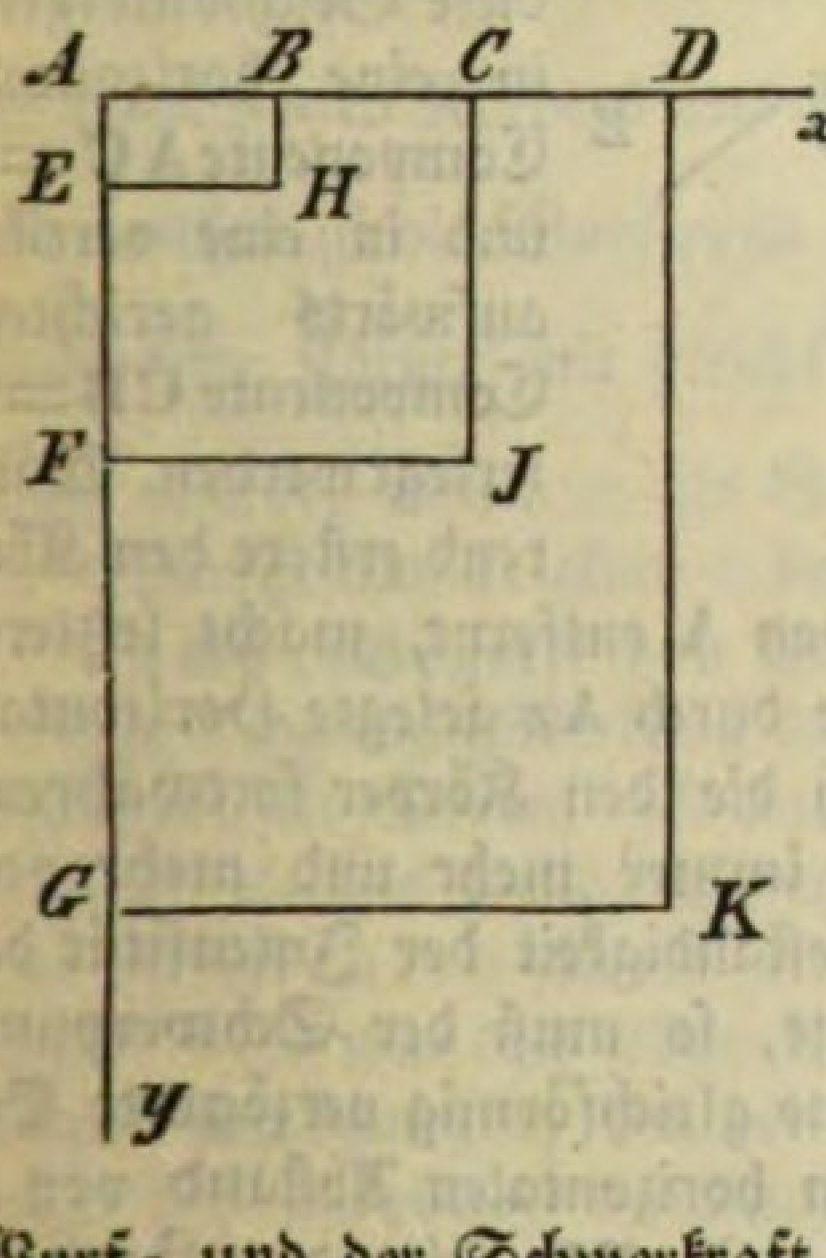
106. Wurfbewegung. Ein Körper kann entweder vertikal auf- oder abwärts, oder er kann horizontal oder endlich in einer gegen den Horizont geneigten Richtung geworfen werden. In jedem dieser Fälle erhält er eine Bewegung, welche das Resultat der Zusammensetzung zweier Bewegungen, nämlich einer gleichförmigen, die durch die momentan wirkende Wurfkraft und einer gleichförmig beschleunigten Bewegung, welche durch die continuirlich wirkende und (unter der im §. 80 angegebenen Bedingung) beständige Schwerkraft erzeugt wird.

Vertikaler Wurf. Wirkte auf das Bewegliche bloß die momentane Wurfkraft, so hätte man für den Raum **S**, den es in einer Zeit **T** zurücklegt und für die Endgeschwindigkeit **C** (die Geschwindigkeit am Ende der Zeit **T**), nach §. 50 die Werthe $S = VT$ und $C = V$, wenn **V** die Anfangsgeschwindigkeit (d. i. die Geschwindigkeit, die in der Zeiteinheit erlangt wird) bezeichnet. Stünde hingegen das Bewegliche unter der alleinigen Wirkung der Schwerkraft, so wäre, wenn S_1, T_1 und C_1 für die Schwerkraft die nämliche Bedeutung haben, wie **S**, **T** und **C** für die Wurfkraft, nach Formel (**III**) und (**II**) auf S. 78 $S_1 = \frac{gT_1^2}{2}$ und $C_1 = g\,T_1$. Da nun in der Wirklichkeit die Wurf- und die

Schwerkraft gleichzeitig wirken, so muß der Schwerpunkt des Beweglichen, welcher als Angriffspunkt beider Kräfte anzusehen ist, wenn letzteres vertikal abwärts geworfen und die Zeit T hindurch in Bewegung gedacht wird, einen Weg $S_2 = VT + \frac{gT^2}{2}$ zurücklegen und die Endgeschwindigkeit $C_2 = V + gT$ erlangen, da in diesem Falle die beiden Kräfte nach der nämlichen Richtung wirken, ihre Wirkungen sich somit summiren. Hingegen hat man für den vertikal aufwärts gerichteten Wurf, wo die resultirende Bewegung dem Unterschied der einander gerade entgegengesetzten Componenten gleich ist, $S_2 = VT - \frac{gT^2}{2}$ .... (*) und $C_2 = V - gT$. Offenbar kann ein vertikal aufwärts geworfener Körper in dieser Richtung nur so lange steigen, bis die durch die Wurfkraft ihm ertheilte Bewegung durch die entgegengesetzte Wirkung der Schwerkraft aufgehoben, mithin seine Endgeschwindigkeit $C_2 = o$, daher auch $V - gT = o$ ... (†) ist, woraus sich für die Zeit T, welche hindurch der geworfene Körper vertikal in die Höhe steigt, die Gleichung $T = \frac{V}{g}$ ergibt. Setzt man diesen Werth $\frac{V}{g}$ anstatt T in die Gleichung (*), so erhält man für den Weg S_2, den der geworfene Körper in dieser Zeit zurücklegte, die Gleichung $S_2 = \frac{V^2}{g} - \frac{gV^2}{2g^2} = \frac{2V^2}{2g} - \frac{V^2}{2g} = \frac{V^2}{2g}$ ... (††); es erreicht daher der Schwerpunkt des Körpers, und somit dieser Körper selbst in einer bestimmten Zeit eine desto größere Höhe, eine je größere Geschwindigkeit ihm die Wurfkraft ertheilt, und je geringer an dem Orte, wo er sich bewegt, die Acceleration der Schwere ist.

Horizontaler Wurf. Gesetzt ein Körper werde von dem Orte A (Fig. 114) aus horizontal geworfen oder gestoßen, und es lege sein Schwerpunkt, wenn er bloß von der momentanen Wurfkraft angetrieben würde, nach der Richtung Ax in aufeinander folgenden gleichen Zeiten von der Größe t die (wegen nothwendiger Gleichförmigkeit der Bewegung) gleichen Wege AB, BC, CD... zurück; die Räume, durch welche er in den nämlichen nacheinander folgenden Zeiten t zu Folge der ihn von A nach y vertikal abwärts ziehenden Schwerkraft zu fallen sucht, seien AE, EF, FG . . . so wird er wegen vor sich gehenden Zusammensetzung beider Bewegungen nach §. 55 sich nach Verlauf der Zeiten t, 2t, 3t . . . in den Endpunkten H, J, K . . . der Diagonalen der Parallelogramme ABEH, ACFJ, ADGK befinden, mithin eine Bahn beschreiben, die in A beginnt, durch die Punkte H, J, K . . . geht und mit den Richtungen der Wurf- und der Schwerkraft in einerlei Ebene fällt.

Fig. 114.



Die Gestalt dieser Bahn ergibt sich aus dem Verhältniß der ihren Punkten angehörigen Coordinaten folgender Maßen: Wegen Gleichförmigkeit der Bewegung in der Richtung von A nach x ist $AB : AC : AD = 1 : 2 : 3$, somit $\overline{AB}^2 : \overline{AC}^2 : \overline{AD}^2 = 1 : 4 : 9$ . . . I)

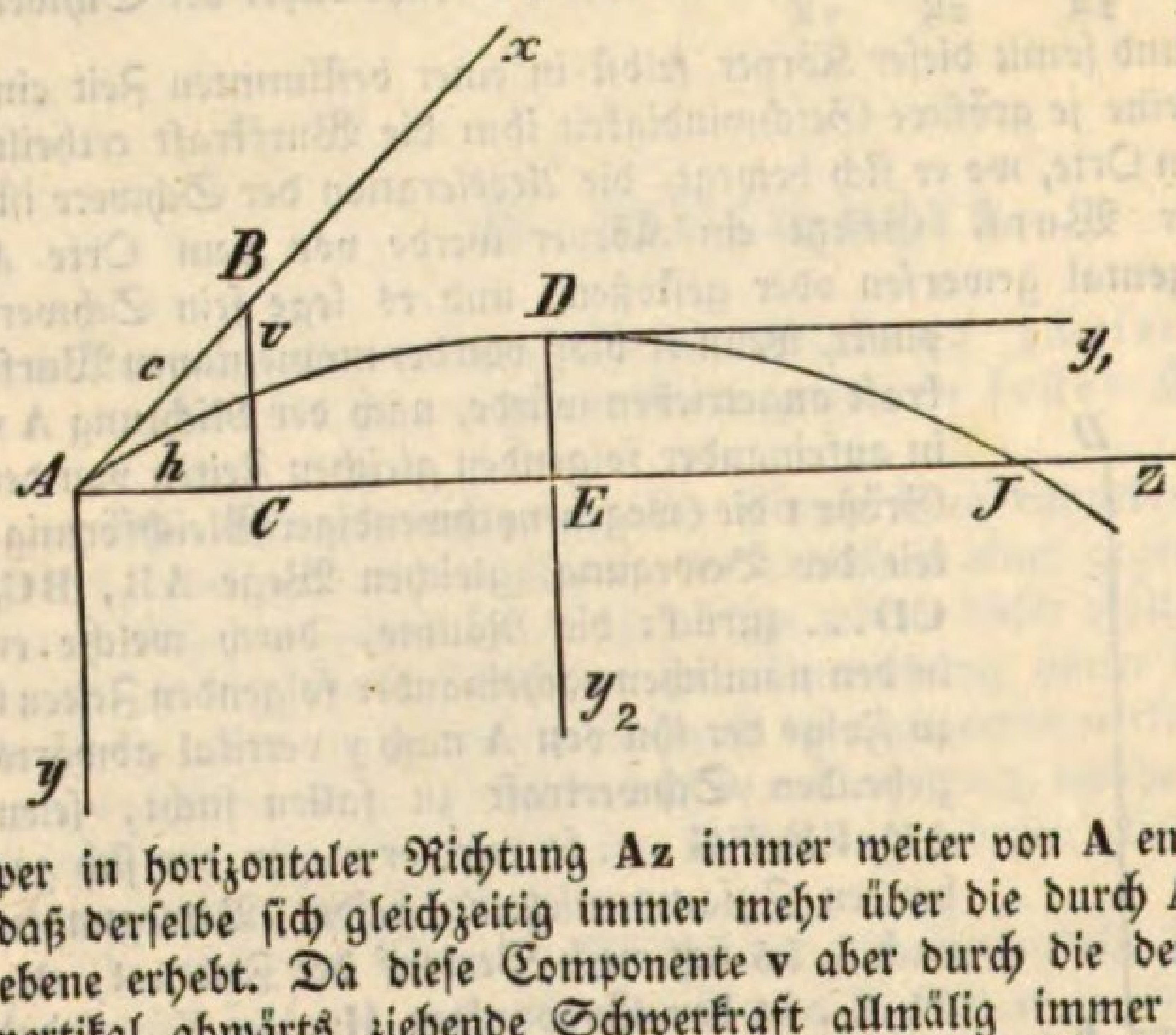
nach Satz (*) auf S. 106 hat man $AE:AF:AG=t^2:(2t)^2:(3t)^2$ oder nach wirklicher Quadrirung und Division mit t^2, $AE:AF:AG=1:4:9$ . . . 2) somit aus Proportion 1) und 2) $\overline{AB}^2:\overline{AC}^2:\overline{AD}^2:AE:AF:AG$ oder endlich wegen $AB=EH$, $AC=FJ$ und $AD=GK$,

$$\overline{EH}^2:\overline{FJ}^2:\overline{GK}^2=AE:AF:AG \ldots (3)$$

Nun stellen die Linien EH, FJ und GK die Ordinaten und AE, AF, AG die Abscissen der Punkte H, J, K der Bahn auf dem Anfangspunkt A bezogen vor, folglich gehören diese Punkte, da sich nach (3) die Quadrate ihrer Ordinaten wie ihre Abscissen verhalten, einer Parabel an, die A zum Scheitel und Ay zur Achse hat. Da sich ganz auf dieselbe Art das nämliche Coordinaten-Verhältniß für alle Punkte der Bahn des horizontal geworfenen Körpers erweisen läßt, welche als Endpunkte der Diagonalen von Parallelogrammen erhalten werden, wenn man sich die Zusammensetzung der zwei componirenden Bewegungen in ähnlicher Weise, wie es für die Wege AB, AC, AD und AE, AF, AG geschehen, auch für die andern derlei Wege wirklich construirt denkt, welche allen möglichen Werthen von t, von Null angefangen, entsprechen: so beschreibt der Schwerpunkt eines horizontal geworfenen Körpers eine Parabel, die den Punkt, von dem aus die Wurfbewegung beginnt, zum Scheitel und eine vertikale Achse hat.

Schiefer Wurf. Wird ein Körper von einem Orte A (Fig. 115) aus nach einer mit der Vertikallinie Ay einen schiefen Winkel bildenden Richtung Ax geworfen und stellt AB die Geschwindigkeit c vor, welche der Schwerpunkt des Körpers erlangen würde, wenn er der Wurfkraft allein folgen könnte; so kann diese Geschwindigkeit in eine horizontale Componente $AC=h$ und in eine vertikal aufwärts gerichtete Componente $CB=v$ zerlegt werden. Während erstere den Körper in horizontaler Richtung Az immer weiter von A entfernt, macht letztere, daß derselbe sich gleichzeitig immer mehr über die durch Az gelegte Horizontalebene erhebt. Da diese Componente v aber durch die den Körper fortwährend vertikal abwärts ziehende Schwerkraft allmälig immer mehr und mehr vermindert wird und diese Verminderung wegen Beständigkeit der Intensität der Schwere in gleichen Zeiten stets gleichviel beträgt, so muß der Schwerpunkt des Körpers nach mit CB paralleler Richtung eine gleichförmig verzögerte Bewegung (§. 51) annehmen und in einem gewissen horizontalen Abstand von A und in einer bestimmten Zeit z die größte Höhe, z. B. ED, über den Horizont Az, d. i. die größte **Wurfshöhe**, erreichen. Man findet aus der, der obigen Gleichung (†) analog aufgestellten Gleichung $v-gz=o$ die Zeit $z=\frac{v}{g}$

Fig. 115.



. . . . (†††) und nach Formel (††) die größte Wurfhöhe $DE = \frac{v^2}{2g}$. Ist so der Schwerpunkt des Körpers im höchsten Punkt D seiner Bahn angelangt, so sucht er mit der ihm immer noch unverändert gebliebenen Geschwindigkeit h nach der horizontalen Richtung Dy_1 sich gleichförmig fortzubewegen, während ihm die Schwerkraft, von D vertikal abwärts, eine gleichförmig beschleunigte Bewegung zu ertheilen sucht, so daß er, wie wenn der Körper von D aus mit der Geschwindigkeit h horizontal geworfen würde, von diesem Punkte aus den absteigenden Ast DJ einer Parabel beschreibt, deren Scheitel in D und deren Achse die Vertikallinie Dy_2 ist.

Offenbar bildet die Bahn, die der Schwerpunkt des schief geworfenen Körpers von A bis D beschreibt, den zweiten, aufsteigenden Ast der Parabel, weil die Schwerkraft auf diesem Theile des Weges die vertikale Componente der Bewegung nach demselben Gesetz verzögert, nach welchem sie diese Componente bei der Bewegung von D nach J beschleunigt, so daß also auch die Bahn des Schwerpunktes eines schief geworfenen Körpers eine Parabel ist, welche eine vertikale Achse, ihren Scheitel aber nicht im Anfangspunkt A der Bewegung, sondern in ihrem höchsten Punkt D über der durch A gelegten Horizontalebene A y hat.

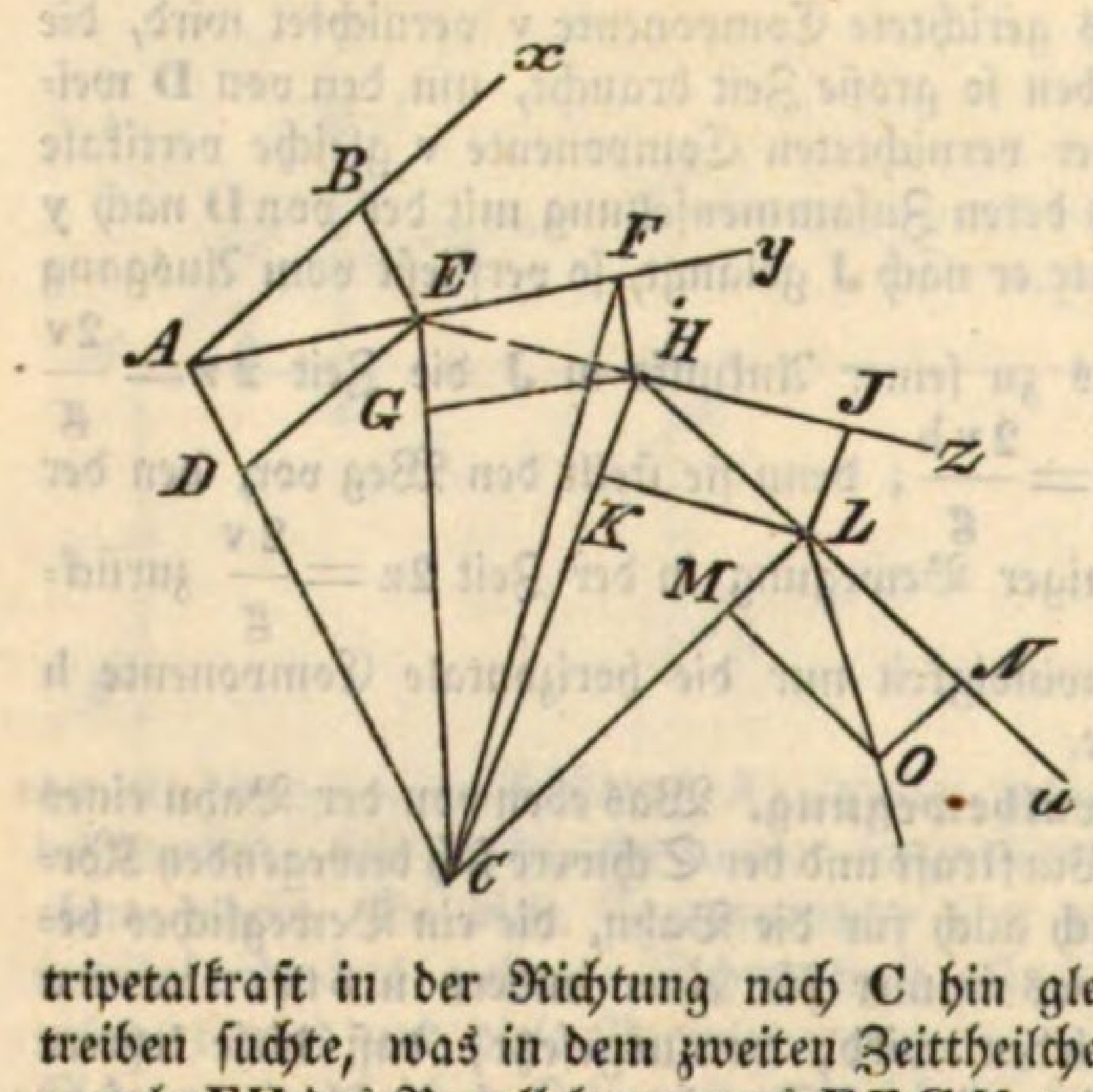
Die Entfernung des Punktes J von A, in welchem die bei A beginnende Bahn des geworfenen Körpers wieder in der Horizontalebene eintrifft, heißt die Wurfweite. Da, wie vorn gezeigt worden, der Weg von A bis zum höchsten Punkt D der Bahn in der Zeit $z = \frac{v}{g}$ zurückgelegt, also in dieser Zeit durch die Schwerkraft die vertikal aufwärts gerichtete Componente v vernichtet wird, die Schwerkraft aber offenbar eine eben so große Zeit braucht, um den von D weiter gehenden Schwerpunkt eine der vernichteten Componente v gleiche vertikale Geschwindigkeit zu ertheilen, durch deren Zusammensetzung mit der von D nach y wirksamen horizontalen Componente er nach J gelangt, so verfließt vom Ausgang des geworfenen Körpers aus A bis zu seiner Ankunft in J die Zeit $2z = \frac{2v}{g}$. und mithin ist die Wurfweite $AJ = \frac{2vh}{g}$; denn sie stellt den Weg vor, den der geworfene Körper mit gleichförmiger Bewegung in der Zeit $2z = \frac{2v}{g}$ zurücklegen würde, wenn er als Geschwindigkeit nur die horizontale Componente h der Wurfgeschwindigkeit c besäße.

107. Begriff der Centralbewegung. Was eben von der Bahn eines durch gleichzeitige Wirkung der Wurfkraft und der Schwere sich bewegenden Körpers erwiesen worden, gilt natürlich auch für die Bahn, die ein Bewegliches beschreibt, welches gleichzeitig von was immer für einer andern momentanen und constanten Kraft angetrieben wird, vorausgesetzt, daß diese letztere Kraft — so wie dies oben für die geringen Strecken, durch welche geworfene Körper sich bewegen, von der Schwerkraft angenommen werden konnte — nach unter sich parallelen Richtungen wirkt. Findet dieser Parallelismus aber nicht statt, so erfolgt die Bewegung wie begreiflich, nach andern Gesetzen. Wir wollen hier nur den speziellen Fall betrachten, wo die constante Kraft das Bewegliche ununterbrochen gegen einen fixen Punkt hinzieht, also nach gegen diesen Punkt convergirenden Richtungen wirkt, die momentane Kraft hingegen

dasselbe nach einer nicht durch diesen Punkt gehenden Richtung zu treiben sucht. Die Bewegung, welche hiedurch erzeugt wird, ist immer krummlinig und heißt **Centralbewegung**; die beiden bewegenden Kräfte nennt man **Centralkräfte** und zwar jene, welche das Bewegliche fortwährend gegen einen fixen Punkt treibt, **Centripetal-** oder kürzer **Centralkraft** und die andere **Tangentialkraft**; der fixe Punkt selbst heißt **Centralpunkt** und eine von diesem Punkt zum Beweglichen gezogene gerade Linie heißt **Radiusvector** oder **Leitstrahl**. Von dieser Art ist z. B. die Bewegung der Planeten und Kometen um die Sonne und der Monde um ihre Planeten, von welcher der Grund in der von dem Mittelpunkte der Sonne und der Planeten ausgehenden, immerfort wirksamen Anziehungskraft (allgemeinen Schwere oder Gravitation §. 71) und in einem momentanen Stoß zu suchen ist, den die Planeten und ihre Monde einmal nach Richtungen erhalten haben, welche mit der Richtung der besagten Anziehungskraft von 180° verschiedene Winkel bildeten.

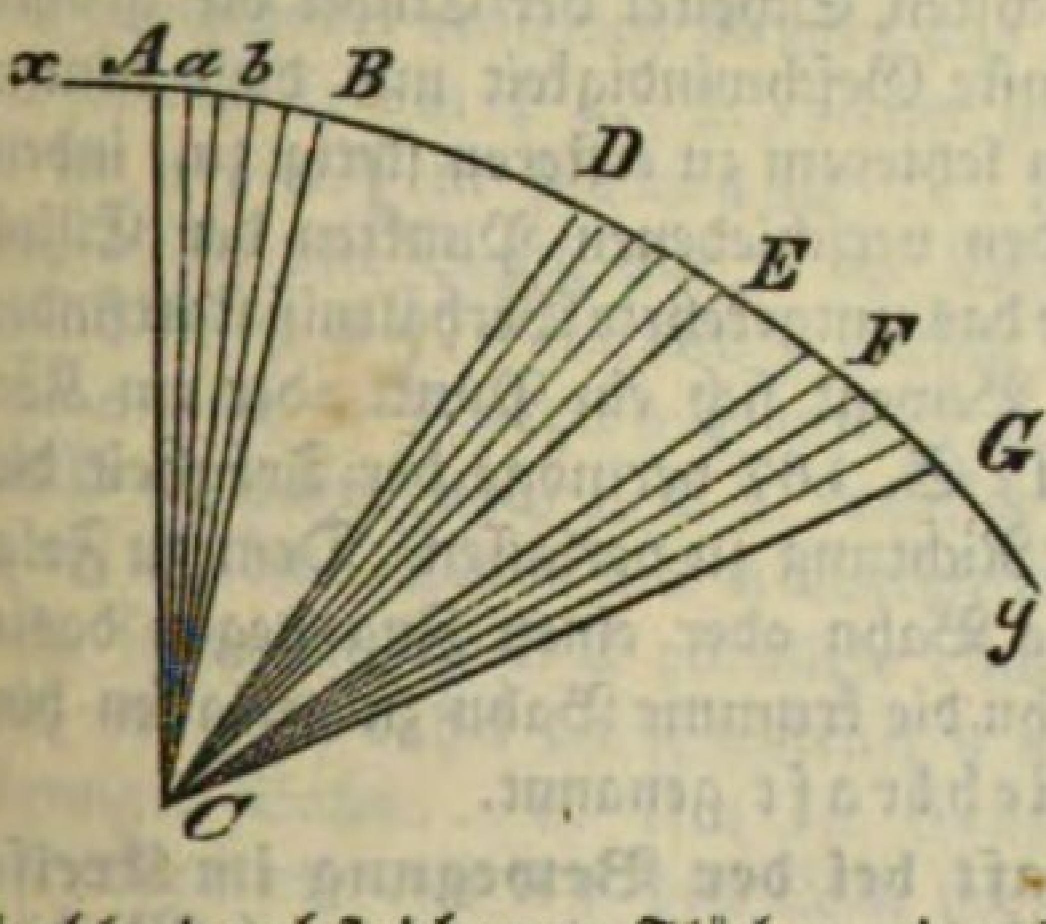
108. Gesetz der Centralbewegung. Jede Centralbewegung erfolgt nach dem Gesetz, daß die Flächenräume, welche der Leitstrahl in gewissen Zeiten durchstreicht, diesen Zeiten direct proportional, somit die in gleichen Zeiten durchstrichenen Flächenräume gleich sind. Um dieses Gesetz zu erweisen, wollen wir (nach (2) §. 51) die continuirlich wirkende Centripetalkraft als eine Summe unendlich schwacher Momentankräfte (Impulse) betrachten, die so schnell nach einander wirken, daß die zwischen je zwei solchen unmittelbar auf einander folgenden Impulsen verfließende Zeit t als unendlich klein angesehen werden kann. Ist unter dieser Voraussetzung AB (Fig. 116) der Weg, welchen das Bewegliche, wenn es der Tangentialkraft allein folgen könnte, von A aus in der nämlichen Zeit t zurücklegen würde, in welcher es zu Folge alleiniger Wirkung eines der momentanen Impulse sich nach der Richtung zum Centralpunkt C hin von A bis D bewegen müßte; so wird dasselbe (nach S. (**) §. 55) in der Zeit t die Diagonale AE des Parallelogramms ABDE durchlaufen und müßte in einer zweiten eben so großen Zeit t, vermöge der Trägheit, nach der verlängerten Richtung von AE einen Weg EF = AE zurücklegen, wenn es nicht ein neuer Impuls von Seite der Centripetalkraft in der Richtung nach C hin gleichzeitig durch den Weg EG zu treiben suchte, was in dem zweiten Zeittheilchen t die Bewegung durch die Diagonale EH des Parallelogramms EFGH zur nothwendigen Folge hat. Durch Fortsetzung dieser Schlußweise wird klar, daß das Bewegliche in dem dritten und vierten Zeittheilchen t die Diagonalen HL und LO der Bewegungs-Parallelogramme HJKL und LMNO durchlaufen müsse, wenn HJ und LN die von der Wirkung der Trägheit und HK und LM die von der Action der Centripetalkraft kommenden Componenten vorstellen u. s. f., daß somit die Bahn, die das Bewegliche beschreibt, ein in der Ebene, in welcher die Centralkräfte wirken,

Fig. 116.



gelegenes Polygon mit unendlich kleinen Seiten, d. h. eine ebene krumme Linie sein werde, deren Gestalt von der Intensität der Centralkräfte, von dem Gesetze, nach welchem die Centripetalkraft wirkt und von der Lage des Centralpunktes abhängt. Die Richtungen **Ey, Hz, Lu** u. s. w., nach welchen das Bewegliche fortgehen müßte, wenn bei dessen Ankunft in **E** oder in **H** oder in **L** u. s. w. die Centripetalkraft plötzlich zu wirken aufhörte, bilden Tangenten zur krummlinigen Bahn . . . (1), was für die Bewegung in kreisförmiger Bahn schon daraus erhellt, daß in diesem Falle die Leitstrahlen **CA, CE, CH** . . . als Radien des nämlichen Kreises alle gleich, daher die Dreiecke **ACE, ECH** . . . alle gleichschenklich sind, und daß bei der unendlichen Kleinheit der Bahnstücke **AE, EH, HL** . . . (und der denselben an **C** correspondirenden Winkel) die in jedem dieser Dreiecke an dem Bahnstücke gelegenen Winkel **CAE** und **CEA, CEH** und **CHE** . . . zusammen als zwei Rechte, folglich jeder für sich als ein Rechter betrachtet werden kann . . . (††). Zieht man (in Fig. 116) die Linie **CF**, so sind die Dreiecke **ACE** und **ECF** einander gleich (weil sie gleiche Grundlinien **AE, EF** und einen gemeinschaftlichen Scheitel **C** haben), ebenso sind die Dreiecke **ECF** und **ECH** (weil sie über derselben Grundlinie **CE** zwischen den parallelen Linien **EC** und **FH** liegen) und mithin auch die Dreiecke **ACE** und **ECH** einander gleich. Ganz auf die nämliche Weise läßt sich die Gleichheit der Flächen von je zwei der benachbarten Dreiecke beweisen, in welchem eine Seite der Polygonalbahn die Grundlinie und der Centralpunkt den Scheitel bildet; es haben daher die Dreiecke, welche von dem Leitstrahle in unendlich kleinen, gleichen Zeiten **t** durchstrichen werden, alle gleiche Flächen . . . (†††). Da man nun bei der Centralbewegung eines Körpers durch die krumme Bahn **xy** (Fig. 117) alle Flächen **ACB, DCE, FCG** u. s. f., welche der Leitstrahl in was immer für endlichen, aber gleichen Zeiten **T** durchstreicht, als Summen **S, T, U** u. s. w., jede von **n** unendlich kleinen Dreiecken (wie **ACa, aCb** u. s. w.) betrachten kann, deren jedes in der unendlich kleinen Zeit $t = \frac{T}{n}$ vom Leitstrahle durchstrichen wird, mithin nach vorstehendem Satz (†††) die nämliche Fläche hat, so folgt, daß auch die Summen **S, T, U** u. s. f., d. h. die in was immer gleichen Zeiten vom Leitstrahle durchstrichenen Flächen einander gleich sind.

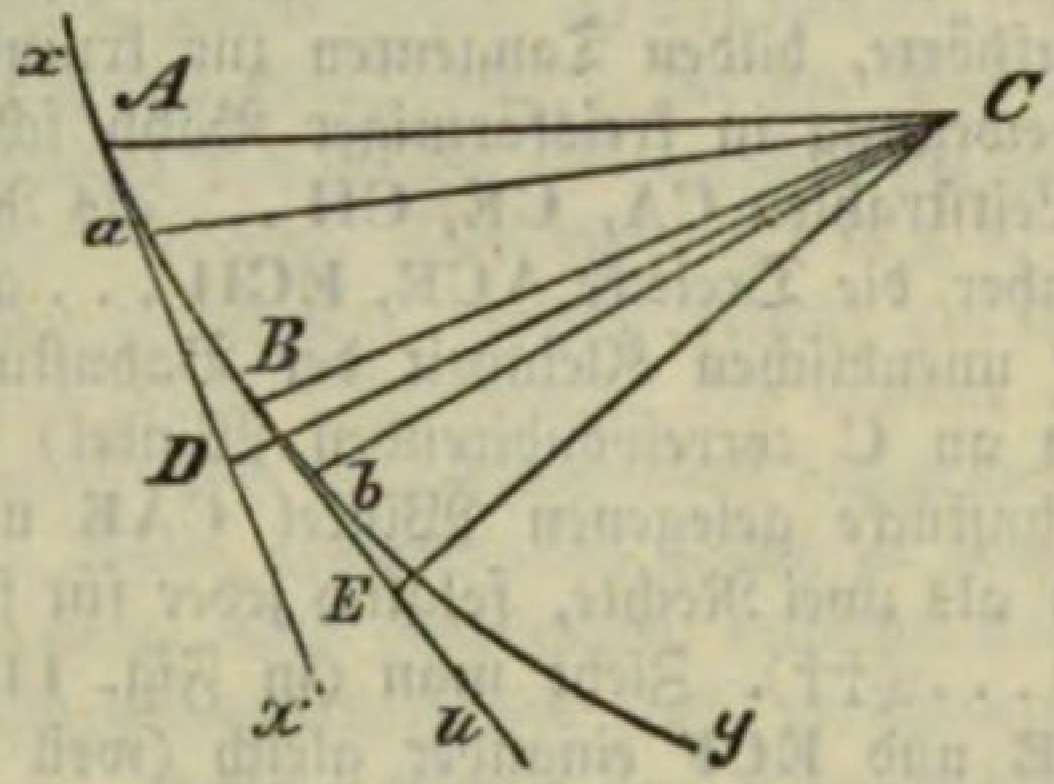
Fig. 117.



109. Verhältniß der Geschwindigkeiten in verschiedenen Punkten der Bahn bei der Centralbewegung. Es komme ein Bewegliches in der krummlinigen Bahn **xy** (Fig. 118), die es in Folge der Wirkung von Centralkräften beschreibt, während eines unendlich kleinen Zeittheilchens **t** von **A** mit der Geschwindigkeit **c** bis **a** und von einem andern Momente an in einem gleichen Zeittheilchen **t** mit der Geschwindigkeit c_1 von **B** bis **b**; so hat man, da die Bewegung durch eine unendlich kleine Zeit als gleichförmig bebetrachtet werden kann (nach 1. §. 50), $Aa = ct$ und $Bb = c_1 t$; mithin $Aa : Bb = c : c_1$ . . . (*). Ist **C** der Centralpunkt und man verbindet mit demselben die Punkte **A, a, B** und **b** durch gerade Linien, so hat man

A C a = B C b . . . (**) (denn diese Dreiecke sind von dem Leitstrahle in gleichen Zeiten t durchstrichene Flächen) und wenn man aus dem Centralpunkte C auf die zu A und B gezogenen Tangenten A x und B u die Senkrechten C D und C E fällt, so ist A C a = A a . ½ C D und B C b = B b . ½ C E, folglich wegen (**) A a . ½ C D = B b . ½ C E oder A a : B b = C E : C D; aus dieser Proportion und aus (*) folgt endlich $c : c_1 = CE : CD$ . . . . (1) d. h. bei der Centralbewegung verhalten sich die Geschwindigkeiten des Beweglichen an verschiedenen Stellen der Bahn verkehrt wie die Senkrechten, welche vom Centralpunkte auf die zu diesen Stellen gezogenen Tangenten gefällt werden.

Fig. 118.



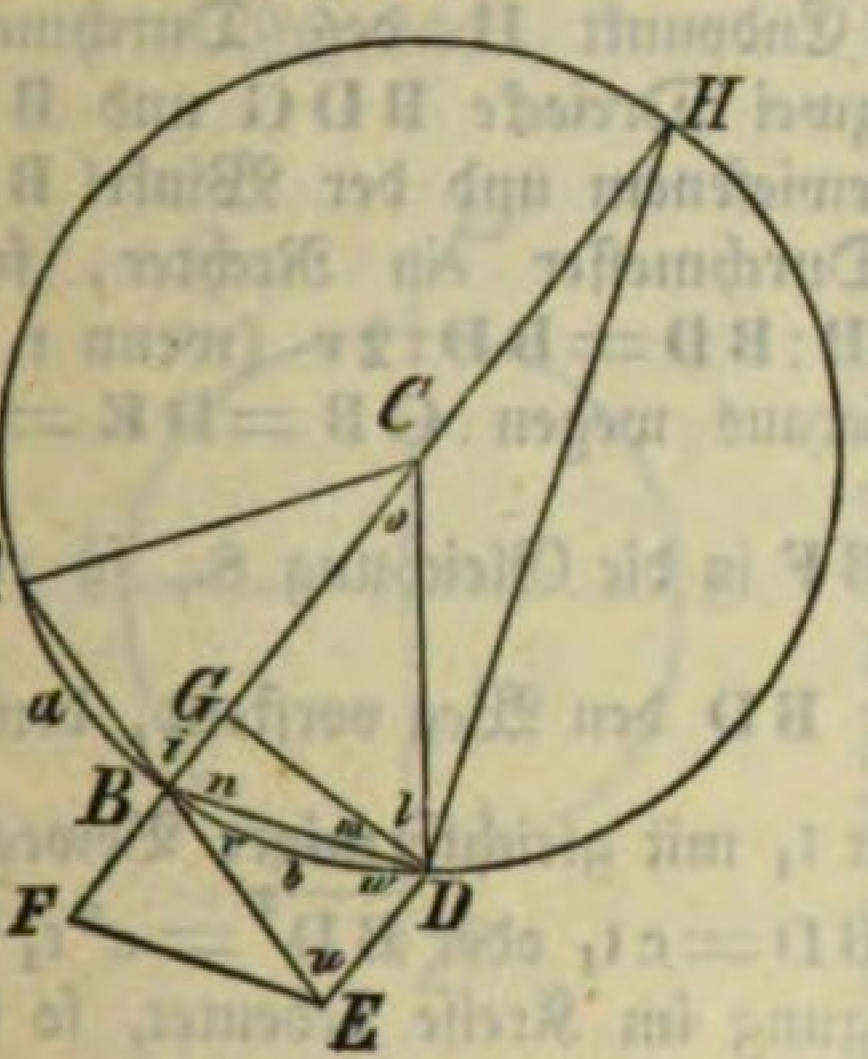
Geht die Centralbewegung in einem Kreise vor sich, so sind die besagten Senkrechten Radien des Kreises und als solche einander gleich; man hat somit in (1) CE = CD, folglich auch $c = c_1$ d. h. bei der Centralbewegung in einem Kreise, dessen Mittelpunkt zugleich der Centralpunkt ist, hat das Bewegliche überall dieselbe Geschwindigkeit, die Bewegung ist also eine gleichförmige . . . (2). Eine Bestätigung dieses Satzes liefert die gleichförmige Bewegung der Erde und der übrigen Planeten um ihre Achse. Geht die Centralbewegung aber in einer Ellipse vor sich, in deren einem Brennpunkte sich der Centralpunkt befindet, wie dies bei den Planeten der Fall ist, welche sich in elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen, deren in dem einen Brennpunkt befindlicher Mittelpunkt den Centralpunkt bildet, so hat das Bewegliche in dem, dem Centralpunkt nächsten Scheitel der Ellipse die größte, in dem andern Scheitel hingegen die kleinste Geschwindigkeit und diese nimmt von ersterem zum letzteren hin stetig ab, von letzterem zu ersteren stetig zu, indem bei den Senkrechten, welche auf die zu den verschiedenen Punkten der Ellipse gezogenen Tangenten gefällt werden, gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet.

110. Begriff der Fliehkraft. Bewegt sich ein Punkt oder ein Körper in krummer Bahn, so sucht er nach (1) S. 167 vermöge der Trägheit dieselbe in jedem Augenblick nach tangentialer Richtung zu verlassen. Dem zu Folge übt er fortwährend einen Druck gegen die Bahn oder einen Zug gegen dasjenige (Kraft oder Widerstand) aus, was ihn die krumme Bahn zu verlassen hindert, und dieser Druck oder Zug wird Fliehkraft genannt.

111. Bestimmung der Fliehkraft bei der Bewegung im Kreise. Bewegt sich ein Körper in kreisförmiger Bahn, — entweder 1) durch Wirkung von Centralkräften oder 2) deswegen, weil er in derselben durch irgend eine Kraft eine gewisse Geschwindigkeit erhalten hat, und durch einen Widerstand, welchen eine ihn mit dem Mittelpunkt der Kreisbahn verbindende Schnur, Stange oder dgl. oder die Bahn selbst leistet, verhindert wird, diese letztere zu verlassen, — so ist die Bewegung, wenn von den gewöhnlichen Hindernissen (Reibung, Widerstand des Mittels) abgesehen wird, eine gleichförmige. Für den ersten Fall wurde dies oben unter (2) bewiesen, und im zweiten Falle bewegt sich der Körper blos in Folge der Trägheit, kann demnach die einmal erlangte Geschwindigkeit nicht ändern. Es seien A a B und B b D (Fig. 119) zwei gleiche unendlich kleine Stücke der kreisförmigen Bahn A D H, deren jedes von dem

Beweglichen in einer unendlich kleinen Zeit t_1 zurückgelegt wird, so kann man anstatt dieser Bogenstücke die Sehnen setzen, und es ist $AB = BD$. Könnte der Körper, nach dem ersten Zeittheilchen t_1 in B angekommen, sich frei weiter bewegen, so müßte er dies vermöge der Trägheit in der verlängerten Richtung von AB thun, und im zweiten Zeittheilchen t_1 einen Weg $BE = AB = BD$ . . . . 1 zurücklegen, so daß er am Ende dieses Zeittheilchens von dem Punkte D, wo er sich wirklich befindet, um die Strecke DE abgelenkt wäre. Zieht man durch B und E die zu DE und BD Parallelen BF und FE, so kann man die Bewegung BE als die Resultirende der Bewegungen BD und BF ansehen und sich das Bewegliche von B an unter der gleichzeitigen Wirkung zweier Kräfte denken, wovon die eine p dasselbe in der Zeit t_1 nach D, die andere f nach F zu treiben sucht. Da es aber der Voraussetzung zu Folge in dieser Zeit wirklich von B aus nach D kommt, gerade so, als wenn die Kraft p allein wirksam wäre, so muß die Kraft f (welche das Bewegliche von der Bahn zu entfernen strebt, mithin einen Druck oder Zug gegen den Widerstand oder die Kraft, wodurch es im Kreise zu bleiben genöthigt ist, verursacht und die Fliehkraft vorstellt, durch den besagten Widerstand oder Kraft) aufgehoben werden. Zieht man von A, B und D zu dem Mittelpunkt der Kreisbahn die Geraden AC, BC, DC, so ist wegen Congruenz der Dreiecke ACB und BCD (denn sie haben alle Seiten nämlich AC, BC, DC als Halbmesser desselben Kreises und AB, BD nach 1. wechselweise gleich . . (*)) der Winkel $i = m + l$ . . 2.; ferner sind die Winkel $i + n + r = 180^0$, und eben so ist $o + n + m + l = 180^0$ . . . 3., folglich $i + n + r = o + n + m + l$ und daher mit Bezug auf 2. der Winkel $r = o$ . . . 4. Es sind aber auch die Winkel $r + u + w = 180^0$, mithin $r + u + w = o + n + m + l$ und wegen $r = o$ auch $u + w = n + m + l$ . . . 5. Wegen Gleichschenklichkeit der Dreiecke BCD u. BDE (nach 1. u. 2.) endlich geht die Gleichung 5. in $2w = 2n$ oder $w = n$ über. Da w und n Wechselwinkel sind, so muß DE parallel zu CB sein, somit die der DE parallele Linie BF in die Verlängerung von CB fallen; es wirkt daher die Fliehkraft q in der Richtung des Halbmessers der kreisförmigen Bahn . . . 6. Um die Größe dieser Kraft zu bestimmen, darf man nur bedenken, daß BF den Weg vorstellt, durch welchen sie allein das Bewegliche in der unendlich kleinen Zeit t_1 treiben würde, daß sie continuirlich wirkt und daß man jede continuirlich wirkende Kraft eine unendlich kleine Zeit hindurch als constant ansehen könne. Dem zu Folge ist nach 1) auf S. 79 die Fliehkraft $f = mg_1$ . . . 8., wenn m die Masse des Beweglichen und g_1 die Acceleration, d. i. die Aenderung der Geschwindigkeit in der Zeit t_1 vorstellt.

Fig. 119.



Da aber nach (V) S. 78 $g_1 = \frac{2BF}{t_1^2}$ ist, so hat man $f = \frac{2mBF}{t_1^2}$ . . . 8.

Bedenkt man nun, daß in einer unendlich kleinen Zeit das Bewegliche, wenn es der Richtung BE folgen würde, sich nur um unendlich wenig von der kreisförmigen Bahn oder BD entfernen könnte, daß somit der Winkel r unendlich klein ist, und daher jeder der Winkel u und w für sich als ein rechter betrachtet

werden kann, so ist auch $r + n = 90^0$ (was neuerdings den vorn auf S. 167 unter (1) und (††) ausgesprochenen Satz rechtfertigt), und ebenfalls der Winkel **BGD** ein rechter, wenn man **DG** zu **BE** parallel zieht. Verbindet man nun den Punkt **D** mit dem Endpunkt **H** des Durchmessers **BH**, so hat man wegen Aehnlichkeit der zwei Dreiecke **BDG** und **BDH** (in welchen der Winkel **BGD** nach eben Bewiesenem und der Winkel **BDH** als Winkel im Halbkreise über dem Durchmesser ein Rechter, ferner der Winkel **DBH** gemeinschaftlich ist) $GB : BD = BD : 2r$ (wenn r den Halbmesser des Kreises bezeichnet) und hieraus wegen $GB = DE = BF$, $BF = \frac{\overline{BD}^2}{2r}$. Setzt man diesen Werth für **BF** in die Gleichung 8., so erhält man die Fliehkraft $f = \frac{2m\overline{BD}^2}{2rt_1^2}$. Da aber **BD** den Weg vorstellt, den das Bewegliche während der unendlich kleinen Zeit t_1 mit gleichförmiger Bewegung im Kreise zurücklegt, somit nach (1) S. 74 $BD = ct_1$ oder $\overline{BD}^2 = c^2t_1^2$ ist, wenn c die Geschwindigkeit bei dieser Bewegung im Kreise bedeutet, so folgt endlich $f = \frac{mc^2}{r}$. Legt der Körper den ganzen Umfang $2r\pi$ des Kreises in der Zeit t zurück, so ist nach 2) S. 74 $c = \frac{2r\pi}{t}$ und $c^2 = \frac{4r^2\pi^2}{t^2}$, somit die Fliehkraft $f = \frac{4m\pi^2r}{t^2}$. Durchliefe ein Körper von der Masse M den Umfang eines Kreises vom Halbmesser R in der Zeit T, so wäre die Fliehkraft $F = \frac{4M\pi^2R}{T^2}$; man hat mithin $F : f = \frac{MR}{T^2} : \frac{mr}{t^2}$, und aus dieser Proportion folgt, daß die bei der Bewegung in einem Kreise sich entwickelnde und nach 6. immer in der Richtung des Halbmessers wirksame Fliehkraft **1.** desto größer ist, eine je größere Masse der mit bestimmter Umlaufszeit (oder Geschwindigkeit) in einer Kreisbahn von gegebenen Halbmesser sich bewegende Körper hat; **2.** daß bei unveränderter Masse und Umlaufszeit die Fliehkraft so wie der Halbmesser der Bahn zunimmt, hingegen **3.** im quadratischen Verhältnisse (z. B. 4, 9, 16 u. s. w. Male) kleiner wird, wenn, während die Masse und der Bahnhalbmesser umgeändert bleiben, die Umlaufszeit im einfachen Verhältnisse (z. B. auf das 2, 3, 4 fache u. s. w.) steigt.

112. Wirkungen der Fliehkraft. Unter den zahlreichen und mannigfaltigen Erscheinungen, die ihren Grund in der Wirkung der Fliehkraft haben, ist die Abplattung der Erde eine der wichtigsten. Die Erde ist nämlich, wie die genauesten Messungen und anderweitige Untersuchungen außer allen Zweifel stellten, keine vollkommene Kugel, sondern an den Polen, d. i. an den beiden in ihre Oberfläche fallenden Endpunkten der Achse, um welche sie sich binnen 24 Stunden einmal herumdreht, und welche die Erdachse genannt wird, abgeplattet (§. 80, S. 106), und zwar so, daß man von ihrer wahren Gestalt die beste Vorstellung bekömmt, wenn man sich denkt, sie sei durch Umdrehung einer Ellipse von sehr geringer Excentricität um die der Erdachse gleiche, kleinere Achse entstanden; sie sei also ein elliptisches Sphäroid. Man nennt den Quotienten, welcher erhalten wird, wenn man den Unterschied zwischen der großen und kleinen Achse der besagten Ellipse durch die große Achse dividirt, die Abplattung der Erde und diese ist nach der genauesten Messung $= \frac{1}{299}$; die Erde weicht also nur wenig von der Kugelform ab . . . (*).

Die besagte sphäroidische Gestalt ist nothwendige Folge der Fliehkraft, welche sich bei der Achsendrehung der Erde in allen außerhalb der Achse gelegenen Theilchen der letzteren entwickelt. Denn stellt Fig. 117 einen Durchschnitt der Erde längs ihrer Achse, **P p** diese Achse selbst und **A e** den Durchschnitt einer durch den Erdmittelpunkt gehenden und auf **P p** senkrecht stehenden Ebene (welche, weil sie die Erde in zwei gleiche Theile theilt, „Aequatorsebene" genannt wird, während der Kreis **A e**, in welchem diese Ebene die Oberfläche der Erde durchschneidet, Aequator heißt), so beschreiben alle außerhalb **P p** liegenden materiellen Punkte des Erdkörpers binnen 24 Stunden Kreise um die Achse **P p** und suchen in Folge der dabei sich entwickelnden Fliehkraft nach, zur Ebene **A e** parallelen Richtungen sich von **P p** zu entfernen. Da die Punkte alle die nämliche Umlaufszeit (von 24 Stunden) und gleiche Massen haben, so ist die Fliehkraft derjenigen, welche näher an dem Aequator liegen, somit weiter von der Umdrehungsachse entfernt sind (nach 2. S. 170) größer, als die Fliehkraft der gegen die Pole zu liegenden Punkte, und es müssen sich daher die beweglichen Theile der Erde von den Polen zum Aequator hindrängen und um denselben anhäufen. War die ganze Erde einmal flüssig oder wenigstens weich, was nicht zu bezweifeln ist, so mußten auch die Theile, die jetzt fest und unverschiebbar sind, damals einer gleichen Wirkung der Fliehkraft folgen und so entstand aus der kugelförmigen Gestalt (welche die Erde im ursprünglichen ruhenden Zustand aus demselben Grunde besitzen mußte, aus welchem wir später die Kugelgestalt eines Wassertropfens ableiten werden) die sphäroidische Gestalt, in welcher ein Grund (§. 80) der durch die Erfahrung nachgewiesenen Zunahme der Schwere vom Aequator gegen die Pole der Erde hin liegt. Sehr gut läßt sich die Abplattung der Erde als Folge der Fliehkraft durch eine Vorrichtung versinnlichen, welche in Fig. 121 abgebildet ist und in einem, aus dünnen kreisförmig zusammengebogenen Messingblech-Streifen a verfertigten Kugelgerippe besteht, das sich (z. B. mittelst eines um die Rolle r gehenden endlosen Strickes) schnell um die vertikale Achse b c drehen läßt. Die Streifen a sind unten bei b an der Achse festgemacht, oben bei c geht diese hingegen frei durch sie hindurch. Wird das Gerippe, wie besagt, gedreht, so verliert es die Kugelgestalt und nimmt die punktirte abgeplattete Form an. Hört man auf zu drehen, so kehrt in Folge der Elasticität die ursprüngliche Kugelform wieder zurück.

Fig. 120.

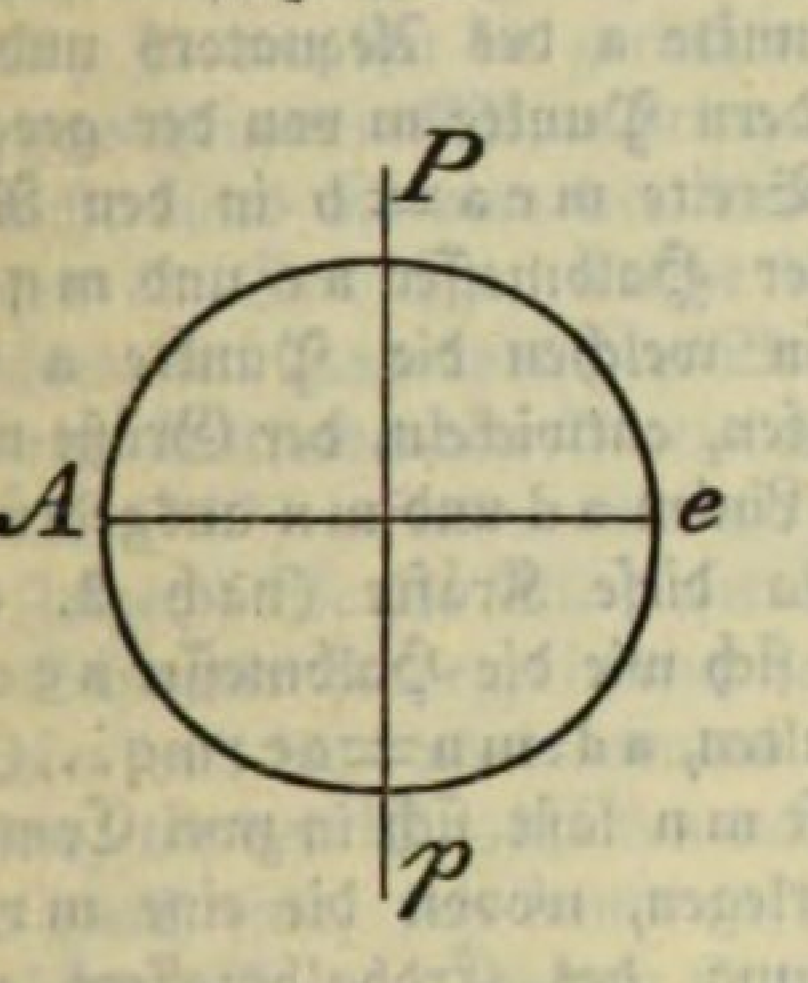
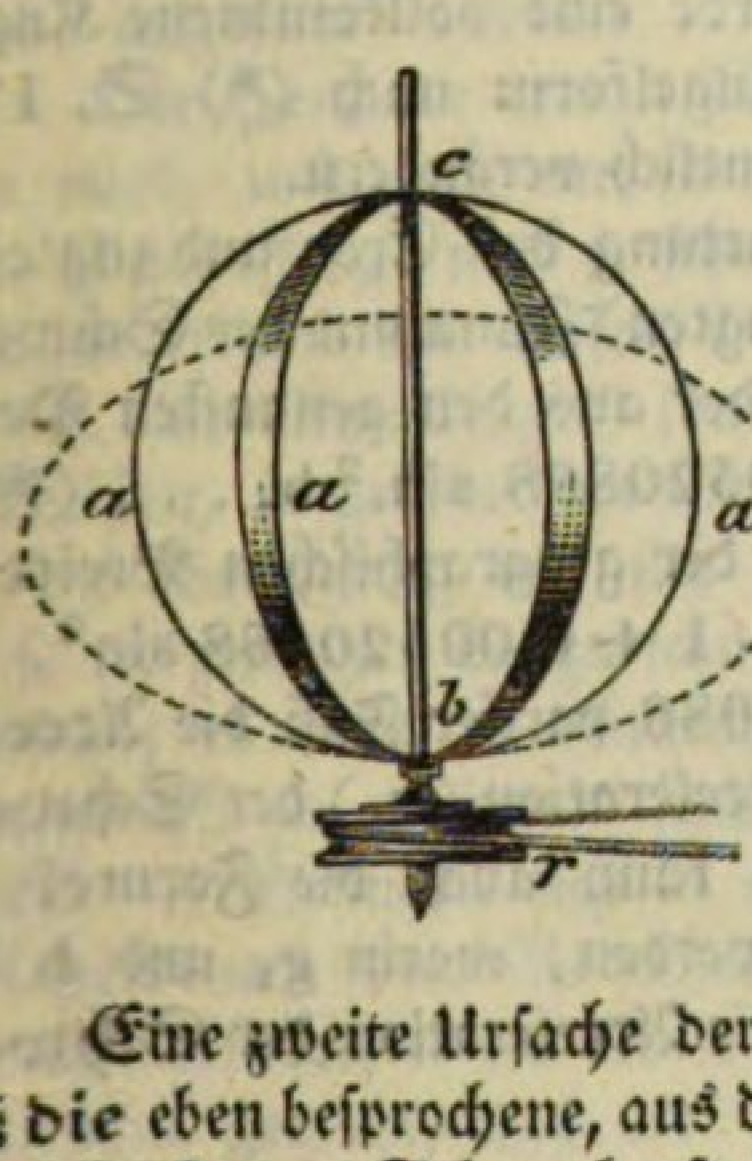


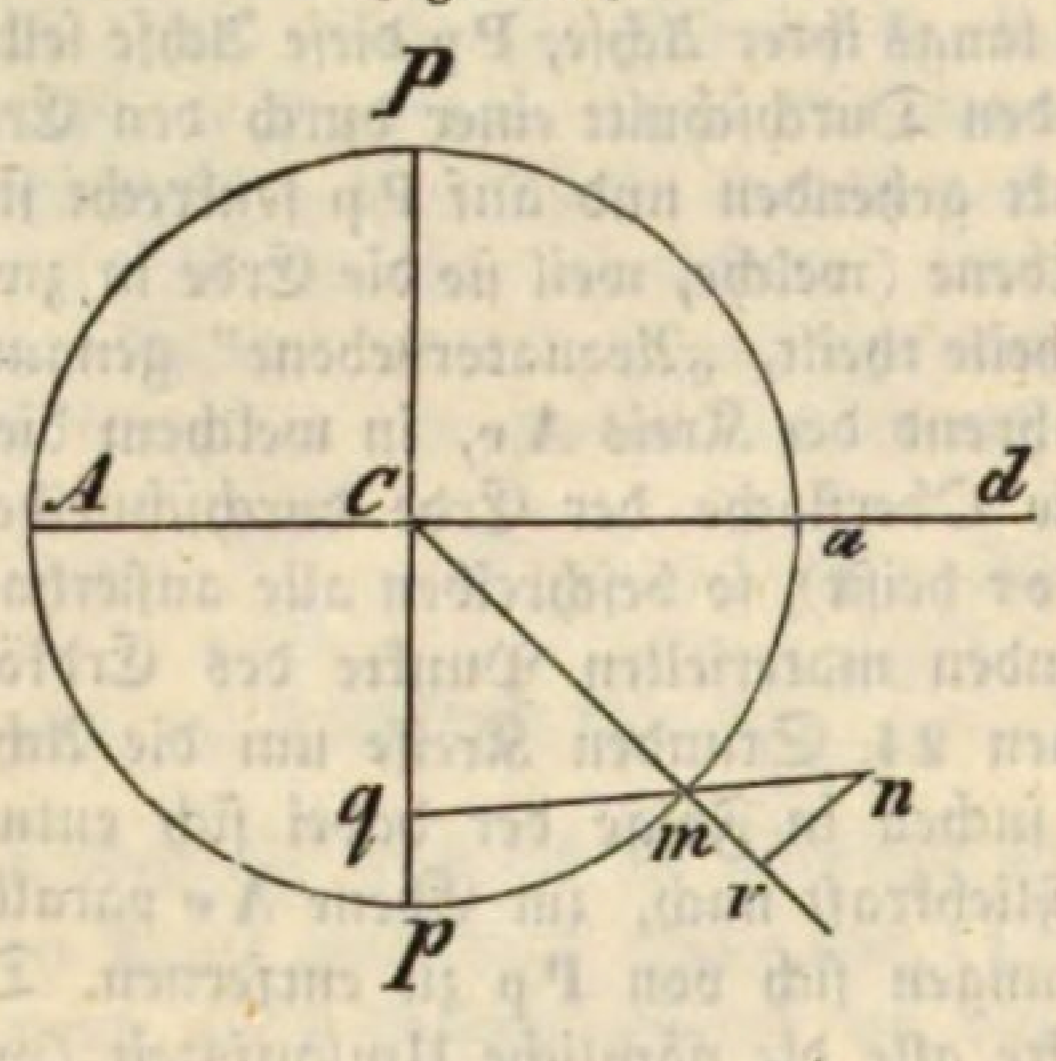
Fig. 121.



Eine zweite Ursache der oben erwähnten Zunahme der Schwere liegt darin, daß die eben besprochene, aus der Rotation der Erde um ihre Achse sich entwickelnde Fliehkraft der Schwerkraft in, vom Aequator gegen die Pole hin abnehmender Stärke entgegenwirkt, wie aus folgender Betrachtung erhellt.

Nehmen wir an, die Erde sei eine vollkommene Kugel, der Kreis in Fig. 122 ein Durchschnitt, C der Mittelpunkt, P p die Rotationsachse, c a der Halbmesser und t die Rotationszeit derselben.

Fig. 122.



Es seien ferner die Fliehkräfte, die sich an einem Punkte a des Aequators und an einem andern Punkte m von der geographischen Breite m c a = b in den Richtungen der Halbmesser a c und m q der Kreise, in welchen die Punkte a und m umlaufen, entwickeln, der Größe nach durch die Linien a d und m n ausgedrückt, so ist, da diese Kräfte (nach 2. auf S. 170) sich wie die Halbmesser a c und m q verhalten, a d : m n = a c : m q ... (1). Die Kraft m n läßt sich in zwei Componenten zerlegen, wovon die eine m r in die Richtung des Erdhalbmessers m c fällt und mithin der gegen c ziehenden Schwerkraft direkt entgegenwirkt, während die zweite r n auf m c, d. i. auf der Richtung der Schwere senkrecht steht und auf diese Kraft (nach §. 73 auf S. 87 und 88) gar keinen Einfluß nimmt. Es ist aber wegen Aehnlichkeit der Dreiecke m n r und m c q (welche die Winkel bei r und q als rechte und bei m als Scheitelwinkel gleich haben) auch $mn : mr = mc : mq$ oder $mn : mr = ac : mq$ ... (2) und durch Multiplication von (1) und (2) erhält man $ad : mr = \overline{ac}^2 : \overline{mq}^2$ ... (3). Ferner ist $mq = mc. \sin. mcq = mc. \cos. (90 - mcq) = mc. \cos. b$, mithin

$$mr = \frac{ad . \overline{mc}^2 \cos. b.}{\overline{ac}^2}$$ und folglich, wegen $mc = ac$, $mr = ad . \cos. b.$,

woraus man sieht, daß die, der Schwerkraft entgegenwirkende Componente (m r) der auf der Erde sich entwickelnden Fliehkraft vom Aequator gegen die Pole hin, d. i. bei zunehmender geographischer Breite (b) abnehme, mithin die Schwere zunehmen müsse. Das Nichtstattfinden der im Eingang dieser Betrachtung gemachten Voraussetzung, daß die Erde eine vollkommene Kugel sei, kann, da die Abweichung der Erde von der Kugelform nach (*) S. 170 nur sehr wenig beträgt, dieses Resultat nicht wesentlich verändern.

Die Größe der vereinigten (durch die Abplattung der Erde und zugleich durch die eben erörterte Wirkung der Fliehkraft bedingten) Zunahme der Schwere mit der geographischen Breite erhält man mittelst der aus den genausten Pendelversuchen abgeleiteten Formel $g_1 - g = g . 0{,}00520868 \sin.^2 b.$ . . . (**) wo g_1 und g die Accelerationen der Schwere unter der geographischen Breite b und am Aequator bedeuten. Aus (**) folgt $g_1 = g\ (1 + 0{,}00520868 \sin^2. b)$ . . . (***) und diese Gleichung, worin $g = 30{,}1086$ pariser Fuß die Acceleration der Schwere unterm Aequator ist, gibt die Acceleration (g_1) der Schwere für jede geographische Breite (b). Anstatt (***) kann auch die Formel $g_1 = g\ (1 - 0{,}00260434 \cos.\ 2\,b)$ angewendet werden, worin g_1 und b die nämliche Bedeutung wie in (***) haben, g aber die Acceleration der Schwere $= 30{,}1865$ pariser Fuß unter 45^0 Breite ist.

Die eben nachgewiesene Zunahme der Schwere gegen die Pole der Erde hin ist Ursache, warum eine und dieselbe Federwage (S. 52), vor-

ausgesetzt, daß sie hinreichend empfindlich sei, an einem Orte von größerer geographischer Breite für den nämlichen Körper ein größeres Gewicht angeben muß; denn dieser führt dort, wegen vermehrter Schwere hingegen unverändert gebliebener Elasticität der Feder, den Zeiger der Wage zu einem Theilstrich der Scale, zu den ihn in geringerer Breite nur ein mehr Masse enthaltender, somit gewichtigerer Körper bringen kann. Da nach 1) §. 53 und nach §. 73 das Gewicht eines Körpers der Acceleration der Schwere direct proportional ist, so werden die Gewichte, welche die nämliche Federwage für denselben Körper in verschiedenen geographischen Breiten angibt, sich verhalten wie die unter diesen Breiten stattfindenden Accelerationen der Schwere (welche mittelst der obigen Formel (***) gefunden werden). Bei den andern (den Krämer-, den Schnell-, den Zeiger-) Wagen fällt dieser Einfluß der mit der Breite stattfindenden Zunahme der Schwerkraft weg, indem derselbe in gleichem Maße sich auf die zu wägenden Massen und die dazu dienenden Gewichte erstreckt und sich daran als zwei Kräfte äußert, die den Wagebalken nach entgegengesetzten Richtungen zu drehen suchen und gleich sind, sich somit aufheben. Es leuchtet ferner auch ein, daß Kraftmesser (S. 52), die an Orten von verschiedenen geographischen Breiten construirt worden sind, in ihren Angaben der Größe gleicher Kräfte nicht übereinstimmen können, sondern eine und dieselbe Kraft ungleich groß angeben müssen, weil die Gewichtseinheiten (Kilogramm, Pfund, Centner u. dgl.), die bei der empirischen Bestimmung der Scale eines solchen Instrumentes zu Grunde gelegt werden, in größerer Breite auf die, rücksichtlich der Elasticität sich gleich bleibende Feder desselben eine stärkere Wirkung üben, so daß es, um den Zeiger eines für eine größere geographische Breite construirten Kraftmessers auf einen bestimmten Theilpunkt, wo er z. B. eine Kraftgröße von 100 Kilogrammen anzeigt, zu bringen, in geringerer geographischer Breite einer größeren Anzahl von Kilogrammen bedarf, weßhalb dieser Kraftmesser, unter kleinere Breiten gebracht, eine und dieselbe Kraft größer, d. i. in einer größeren Zahl von Kilogrammen angeben muß.

Aus der großen Zahl anderer, auf der Wirkung der Fliehkraft beruhenden Erscheinungen sollen hier unter Hinweisung auf die drei Punkte, von denen (nach S. 170) die Stärke dieser Kraft abhängt, beispielshalber nur folgende angeführt werden:

Der Hammer trennt sich vom Stiel, wenn er hinreichend schnell geschwungen wird, und zwar um so eher, je größer seine Masse [Punkt 1], je länger sein Stiel ist [2] und je schneller er bewegt wird [3]. — Ein an einem Faden hängender und um dessen Befestigungspunkt im Kreise sich bewegender Körper (z. B. eine Metallkugel) spannt den Faden desto mehr, und desto eher bis zum Zerreißen, je größer sein Gewicht [1], je länger der Faden ist [2] und je schneller die Bewegung vor sich geht [3]. — Große Schwungräder, Mühlsteine u. s. w. zerreißen bei zu schnellem Rotiren, so daß die Stücke herumgeschleudert werden; es wird da nämlich die Fliehkraft, welche die Theile von der Umdrehungsachse zu entfernen sucht, größer als die sie zusammenhaltende Cohäsionskraft. — Befinden sich in einer engen Röhre a b (Fig. 123) Flüssigkeiten von verschiedenem spec. Gewichte, die sich nicht mischen, neben einander, z. B. in a c Quecksilber, in c d Oel und in d b Wasser, und die Röhre wird so geschwungen oder gedreht, daß der Punkt b sich in einem größeren Kreise bewegt, als der Punkt a, oder daß b einen Kreisbogen beschreibt, während a ruht, so ordnen

Fig. 123.

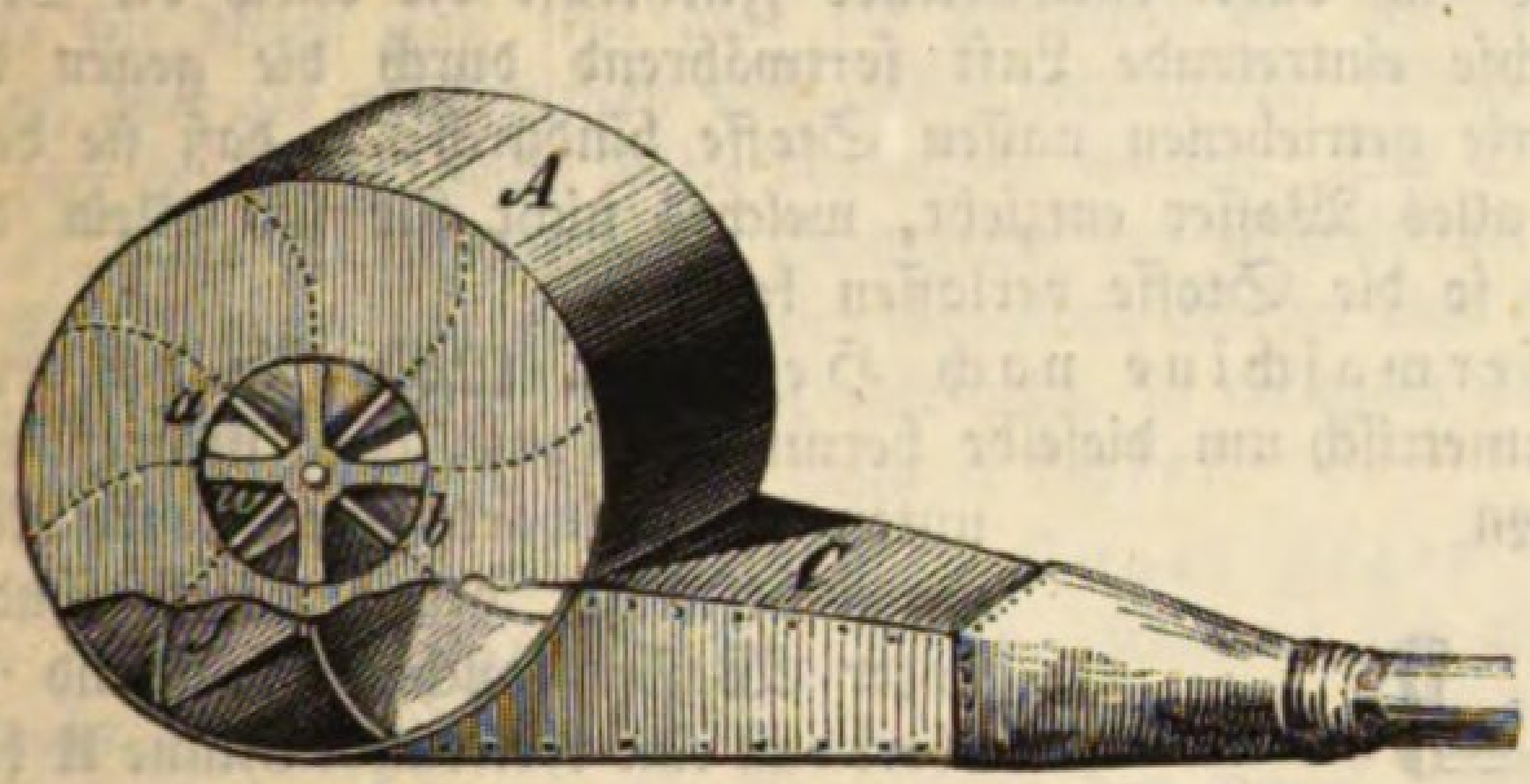


sich die Flüssigkeiten so an, daß die specifisch schwerste (d. i. diejenige, welche unter gleichem Volum die größte Masse hat), nämlich das Quecksilber dem Punkt b am nächsten ist, an diese sich das Wasser anschließt, das specifisch leichter (unter gleichem Volumen weniger Masse hat) als Quecksilber aber schwerer als Oel ist, und dieses am weitesten von b entfernt sich befindet [3]. — Eine Flintenkugel, die in einen spiralförmig gekrümmten, continuirlichen Kanal, der aus mehreren in der Ebene einer Scheibe liegenden Windungen besteht, gebracht wird und zwar an dessen einem, der Umdrehungsachse dieser Scheibe nahe befindlichen Ende, fährt, wenn die Scheibe (mit Hülfe passender Zahnräder und Getriebe) sehr schnell um die besagte Achse rotiren gemacht wird, aus dem zweiten Ende des Kanals mit solcher Gewalt hervor, daß sie wie eine durch Pulverkraft getriebene Kugel ein in großer Ferne aufgestelltes dickes Bret durchlöchert (Steinheil's Centrifugalgeschoß). — Bei der Fabrikation der Glastafeln wird die mit der Pfeife aus dem Glashafen genommene Masse zuerst zu einer großen Kugel oder vielmehr Birne aufgeblasen, dieser unter wiederholtem Einblasen von Luft durch pendelartiges Hin- und Herschwenken und die dabei sich entwickelnde Fliehkraft allmälig immer mehr eine längliche cylinderähnliche Form gegeben, bis sie endlich zu einem, an beiden Enden kugelförmig geschlossenen Cylinder geworden ist. Nachher wird dieser durch Oeffnen und Austreiben an dem einen Ende zuerst in eine Glocke, durch hierauf folgendes Absprengen der Wölbung an dem zweiten Ende in einem beiderseits offenen Cylinder und dieser zuletzt durch Aufsprengen längs seiner Achse und entsprechende Behandlung im Streckofen in eine ebene Tafel verwandelt. — Aus der Wirkung der Fliehkraft erklärt sich endlich das Umherspritzen sich drehender nasser Räder oder anderer Gegenstände; die Wirkung der Schleuder; das Herausbringen der letzten Tropfen einer Flüssigkeit aus engen Gefäßen durch rasches Schwingen dieser letzteren im Kreise und eine große Zahl von Erscheinungen, die sich an der sogenannten Centralmaschine (in Wesenheit, ein passendes Gestell, an welchem mittelst eines Rades mit Kurbel und einer mit dem Rade durch eine endlose Schnur in Verbindung gesetzte horizontale Rolle verschiedene Vorrichtungen, um die aufwärts verlängerte Achse der Rolle sehr schnell herumgedreht werden können, hervorbringen lassen, so wie die Einrichtung und Wirkung folgender, in der Praxis sehr nützliche Anwendung findender Apparate:

1. Das Centrifugalgebläse (Fig. 124), welches in der Metallurgie und insbesondere in der Eisenfabrikation zum Betriebe der Kupolöfen sehr vortheilhafte Anwendung findet. **A** ist ein flacher (kurzer) Cylinder von Gußeisen, welcher in seinen kreisrunden Seitenwänden (Grundflächen) Oeffnungen **a b** und an seiner Peripherie ein Rohr **c** hat, welches mit dem anzublasenden Ofen in Verbindung steht. In der Achse des cylindrischen Gehäuses **A** befindet sich eine horizontale Welle **w**, die mit nach der Richtung der Halbmesser stehenden, meistens etwas gekrümmten Flügeln **f** aus Eisenblech versehen ist. Wird diese sehr schnell umlaufen gemacht (800 bis 2000 mal in der Minute), so wird die durch die Seitenöffnungen **a b** zwischen die Flügel eintretende Luft in rotirende Bewegung versetzt und in Folge der dabei sich entwickelnden Fliehkraft

(auch Schwung- oder Centrifugalkraft genannt) mit Gewalt gegen die Peripherie des Gehäuses A und, da dieses die Flügel concentrisch, gewöhnlicher etwas excentrisch, immer aber möglichst nahe umgibt, durch das Ausflußrohr c in ununterbrochenem Strom dem Ofen zugetrieben, während durch die Seitenöffnungen a b beständig wieder neue Luft nahe an der Umdrehungsachse zwischen die Flügel tritt.

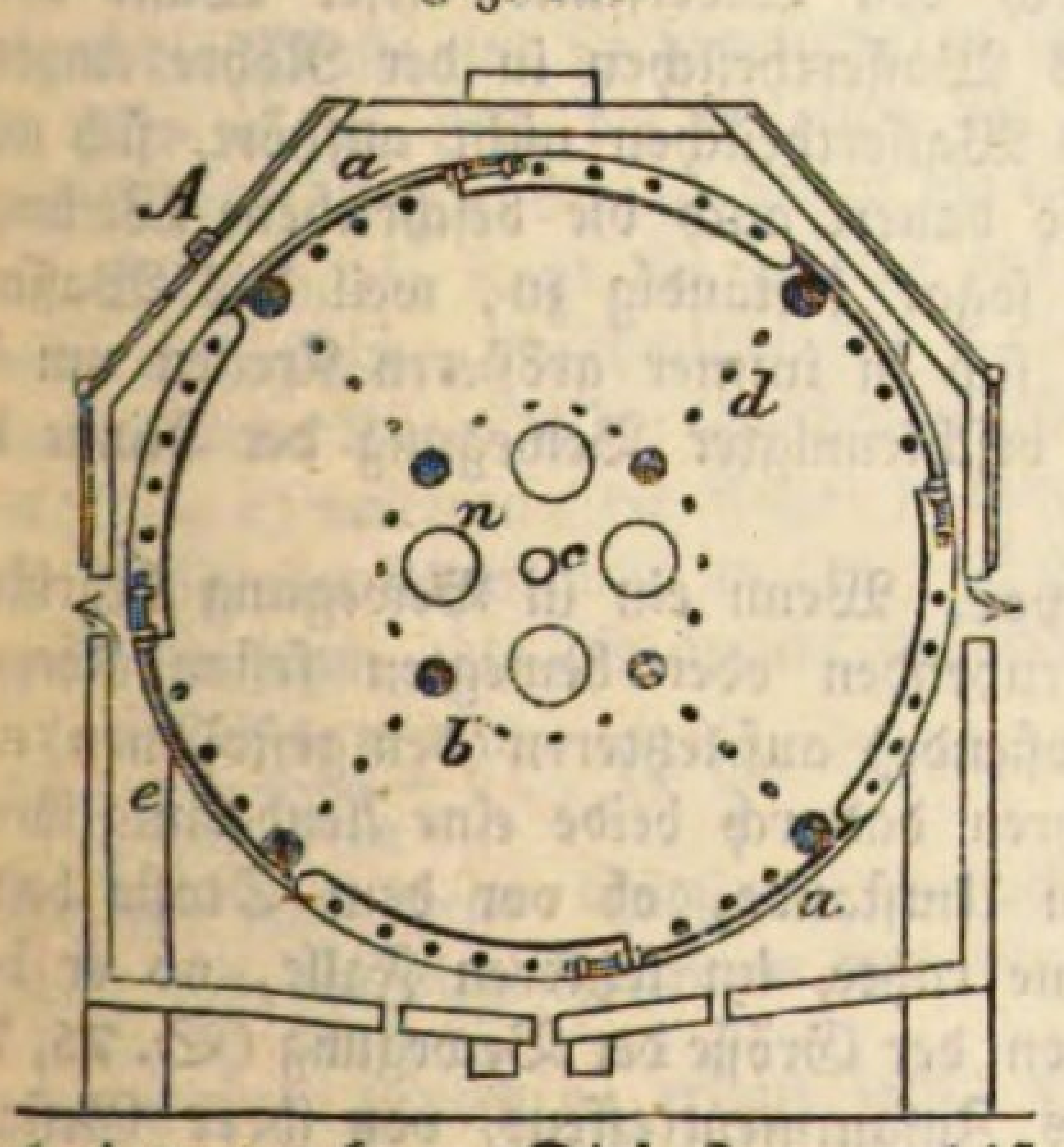
Fig. 124.



2. Der Ventilator zum Reinigen der Luft in Bergwerken u. s. w. Zu einem solchen, recht gut wirkenden Ventilator wird der eben beschriebene Centrifugalapparat, wenn man sich denselben in größerem Maßstabe ausgeführt, die Flügelwelle vertikal gestellt, die Oeffnungen a b in den Seitenwänden mit einem Schlauch oder Rohre, das in den zu ventilirenden Schacht oder andern Ort des Bergwerkes hinabreicht, communicirend und endlich das Gehäuse A an der Peripherie offen, mithin die Röhre c ganz weg denkt. Wird die Flügelwelle nämlich recht schnell rotiren gemacht, so wird die Luft zwischen den Flügeln an den Enden derselben ins Freie hinausgeschleudert und der Raum zwischen den Flügeln füllt sich immer wieder mit verdorbener Luft aus dem Bergwerke, welche dann von selbst wieder durch frische ersetzt wird.

3. Die Centrifugal-Trockenmaschine, welche zum schnellen Trocknen der Garne oder Gewebe aus Wolle, Baumwolle u. s. w. sehr vortheilhaft und wovon eine der verschiedenen bereits existirenden Einrichtungen in Fig. 125 abgebildet ist, besteht aus einer Trommel (cylindrischen Kasten) a, a, die sich sehr schnell um die Achse c drehen läßt und von der man in Fig. 125 nur die eine der zwei kreisrunden Seitenflächen sieht. Ihre äußere Cylinderfläche ist durch lauter zur Achse c parallele, ziemlich nahe aneinander befindliche Stäbe gebildet; eine zweite solche Stabwand b befindet sich auch zunächst um die Achse c herum, und der Zwischenraum zwischen beiden ist wieder durch Stabreihen d in 4 Fächer abgetheilt, in deren jedes eine kleine verschließbare Thüre e führt. Um die Achse c herum befinden sich in jeder der zwei Seitenwände vier runde Oeffnungen n, damit daselbst Luft in die Trommel eintreten kann. Diese Trommel ist endlich auf allen Seiten von einem Kasten A umgeben, der oben und an den Seiten Oeffnungen zum Ein- und Austreten der Luft und unten ein Paar solcher Oeffnungen zum Abfließen des beim

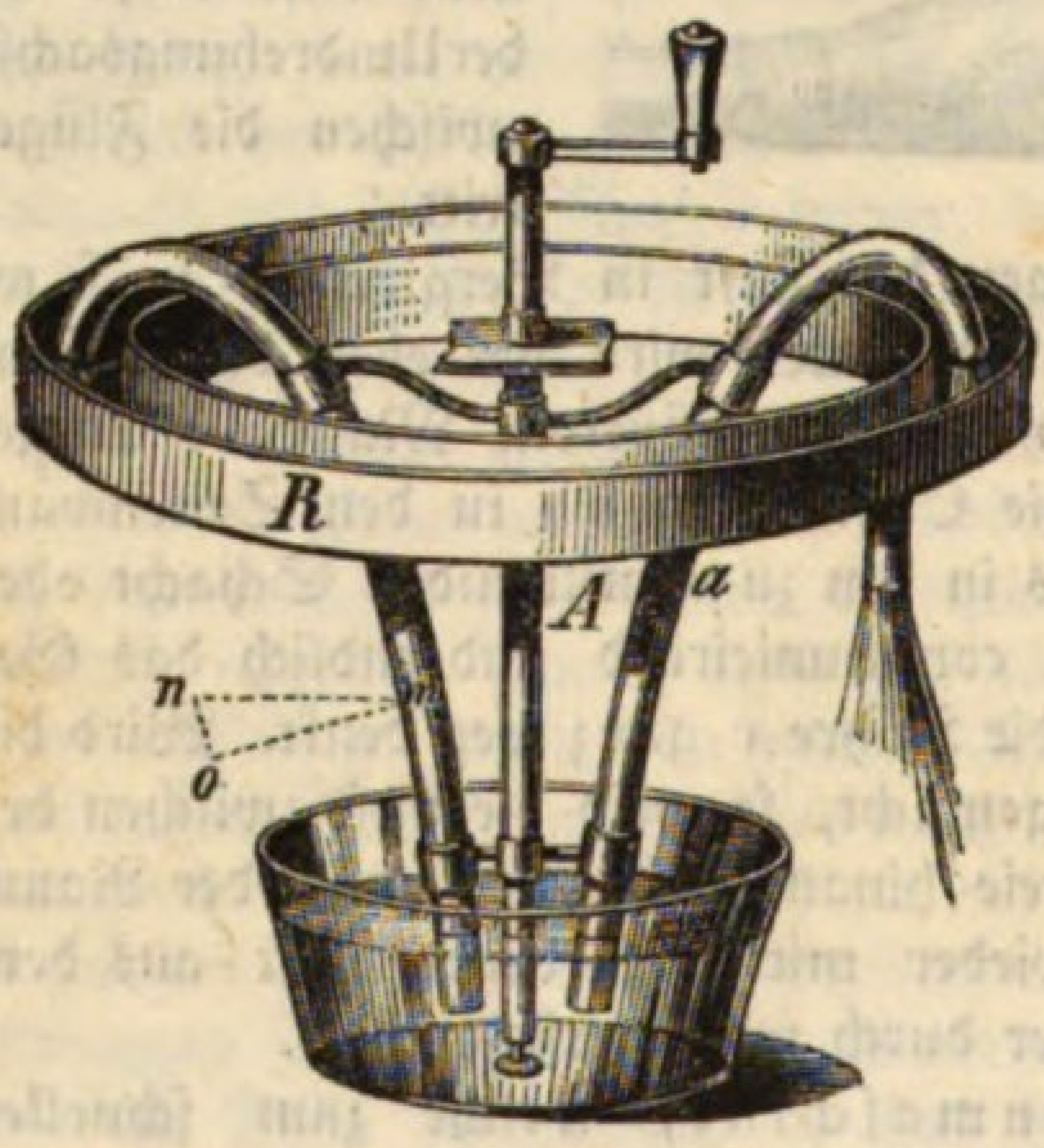
Fig. 125.



Gebrauch der Maschine im Kasten sich ansammelnden Wassers hat. Sind die zu trocknenden Stoffe in die vorbesagten Fächer gebracht und es wird die Trommel mittels Kurbel, Riemscheibe oder dgl. sehr rasch um ihre Achse gedreht, so treibt die sich dabei entwickelnde Fliehkraft die durch die Oeffnungen **n** an der Achse eintretende Luft fortwährend durch die gegen die Stäbe **a** der Peripherie getriebenen nassen Stoffe hindurch, so daß sie denselben in kurzer Zeit alles Wasser entzieht, welches nicht für sich allein der Fliehkraft folgen und so die Stoffe verlassen konnte.

4. Die Wassermaschine nach Heß (Fig. 126). An der vertikalen Achse **A** und symmetrisch um dieselbe herum sind zwei oder mehrere von unten nach aufwärts divergirende Röhren **a** befestigt, deren untere Enden unter Wasser tauchen, während die oberen in eine kreisrunde Rinne **R** hineingebogen sind. Werden die Röhren schnell genug um die Achse **A** gedreht, so bewegt sich auch das in denselben enthaltene Wasser im Kreise und wird darin durch Wirkung der Fliehkraft emporsteigen und endlich in die Rinne **R** fließen gemacht, aus welcher es dann irgend einem andern Bestimmungsorte zugeleitet werden kann. Um die Nothwendigkeit dieses Emporsteigens einzusehen, stelle die Linie **m n** die Größe der Fliehkraft vor, womit sich ein Wassertheilchen **m** von der Umdrehungsachse entfernen würde, wenn es daran nicht durch die Röhrenwand gehindert würde. Zerlegt man die Kraft **m n** in zwei Componenten **m o** und **o n**, wovon erstere auf der Röhrenwand senkrecht, letztere zu derselben parallel wirkt, so wird die senkrechte **m o** durch den Widerstand dieser Wand aufgehoben, die Kraft **on** aber treibt das Wassertheilchen in der Röhre empor. Da während dieses Emporsteigens das Wassertheilchen nicht aufhört, sich um die Achse **A** im Kreise zu bewegen, so dauert auch die beschriebene Wirkung der Fliehkraft fort, ja diese nimmt sogar beständig zu, weil das Wassertheilchen in dem Maße als es steigt, sich in immer größeren Kreisen um **A** herum bewegt, so daß dasselbe mit beschleunigter Bewegung der Rinne **R** zueilt.

Fig. 126.

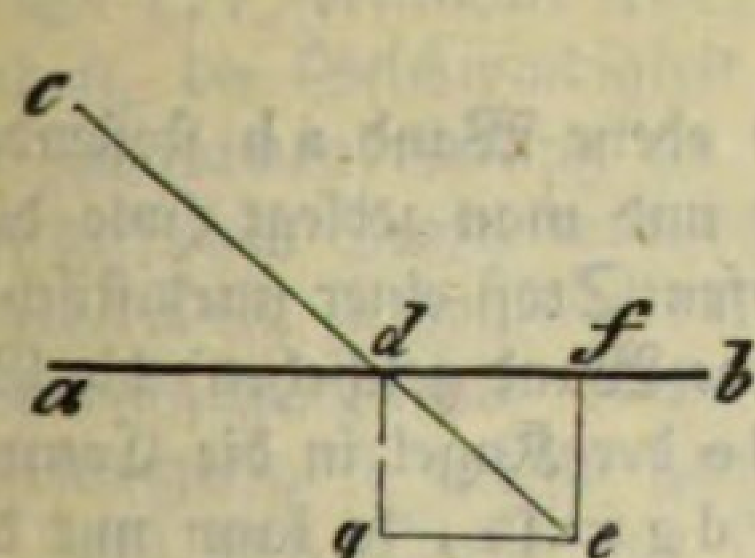


113. Vom Stoß fester Körper. Wenn ein in Bewegung begriffener fester Körper auf einen anderen ruhenden oder bewegten festen Körper trifft (stößt), so wirkt ersterer (der stoßende) auf letzteren (den gestoßenen) ein und dieser auf jenen zurück; sie erfahren dadurch beide eine Aenderung ihres Zustandes und diese hängt ab von dem Umstande, ob vor dem Stoße beide in Bewegung waren oder der gestoßene ruhte, im letzteren Falle, ob er beweglich oder unbeweglich ist, ferner von der Größe der Bewegung (S. 75, 7) beider Körper, von der Richtung ihres Zusammentreffens, von ihrer Gestalt und endlich von dem Grad ihrer Elasticität. Für uns ist zum Behufe besserer Einsicht in die Erscheinungen des Schalles und des Lichtes aus der in die Mechanik gehörigen Lehre vom Stoß nur der Fall besonders wichtig, wo

die sich stoßenden Massen beide gleichförmig dichte, vollkommen elastische (§. 24) Kugeln sind oder wo der stoßende Körper eine solche Kugel die gestoßene Masse hingegen eine vollkommen elastische Wand ist. Die Ermittlung der Bewegungsgesetze für diesen Fall setzt aber die Kenntniß der Wirkung des Stoßes eben solcher, aber als vollkommen unelastisch betrachteter Massen voraus, weswegen wir hier in Kürze beide Fälle behandeln wollen. Der Stoß heißt immer gerade, wenn die Richtung der Bewegung des Mittelpunktes der Kugeln (oder der Kugel, wenn nur einer der sich stoßenden Körper eine Kugel und der andere z. B. eine Wand ist) durch den Punkt geht, in welchem sich die aneinander stoßenden Körper berühren; sonst heißt er schief.

Stoß einer unelastischen Kugel gegen eine unelastische und unbewegliche ebene Wand. Bewegt sich eine unelastische Kugel senkrecht gegen eine unelastische und unbewegliche Wand, so wird durch den Widerstand der letzteren die Bewegung der Kugel ganz aufgehoben; Wand und Kugel werden dabei in dem Maße als ihre Theilchen verschiebbar sind (nachgeben), einander zusammendrücken und die Kugel wird nach dem Stoße ruhen (wenn sie nicht etwa dann der Schwere folgen kann, wie dies bei einer senkrecht gegen eine vertikale Wand geschossenen Bleikugel der Fall ist, die nach der Zusammendrückung zur Wand parallel hinabfällt). Geschieht der Stoß nach, gegen eine z. B. horizontale Wand a b (Fig. 127) schiefer Richtung cd, so läßt sich die Geschwindigkeit der Kugel, welche der Größe nach durch die Linie d e vorgestellt sein soll, in zwei Componenten d f und d g zerlegen, wovon die eine d g zur Wand senkrecht ist und somit aufgehoben wird, die andere d f hingegen eine Bewegung der Kugel längst der Wand bewirkt.

Fig. 127.

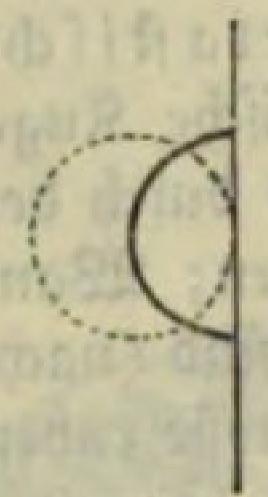


Stoß zweier in einer und derselben Richtung mit ungleicher Geschwindigkeit sich bewegender Kugeln. Es seien M, C die Masse und Geschwindigkeit der einen, m, c der andern Kugel und es sei $C > c$, so sind die Größen der Bewegung (§. 50) beider Kugeln vor dem Stoße M C und m c. Wird die eine Kugel m von der andern M eingeholt und gestoßen, so kann die letztere auf die erstere nur so lange einwirken, bis beide mit gleicher Geschwindigkeit v hintereinander fortgehen. Es hat dann die nachfolgende Kugel M die Geschwindigkeit $C - v$ und die Größe der Bewegung $M(C - v)$ verloren; die Kugel m hingegen hat die Geschwindigkeit $v - c$ und die Größe der Bewegung $m(v - c)$ gewonnen. Da die eine Kugel nur so viel gewinnen kann, als die andere verliert, so ist $M(C - v) = m(v - c)$, also $v = \frac{MC + mc}{M + m}$ . . . 1) die Größe der Geschwindigkeit, mit welcher beide Kugeln nach dem Stoße in derselben Richtung weiter gehen. Für den Fall, wo die eine Kugel m vor dem Stoße ruht, aber beweglich ist, hat man $c = o$ zu setzen; erhält somit $v = \frac{MC}{M + m}$ . . . 2) für die Geschwindigkeit beider Kugeln nach dem Stoße. Denkt man sich, die Geschwindigkeit c der Kugel m gehe in die entgegengesetzte über, so daß sich jetzt beide Kugeln in gerader Richtung gegen einander bewegen, so hat man anstatt c, $-c$ zu setzen

und erhält dann $v = \frac{MC - mc}{M + m}$ . . . 3) als Geschwindigkeit beider Kugeln nach dem Stoße.

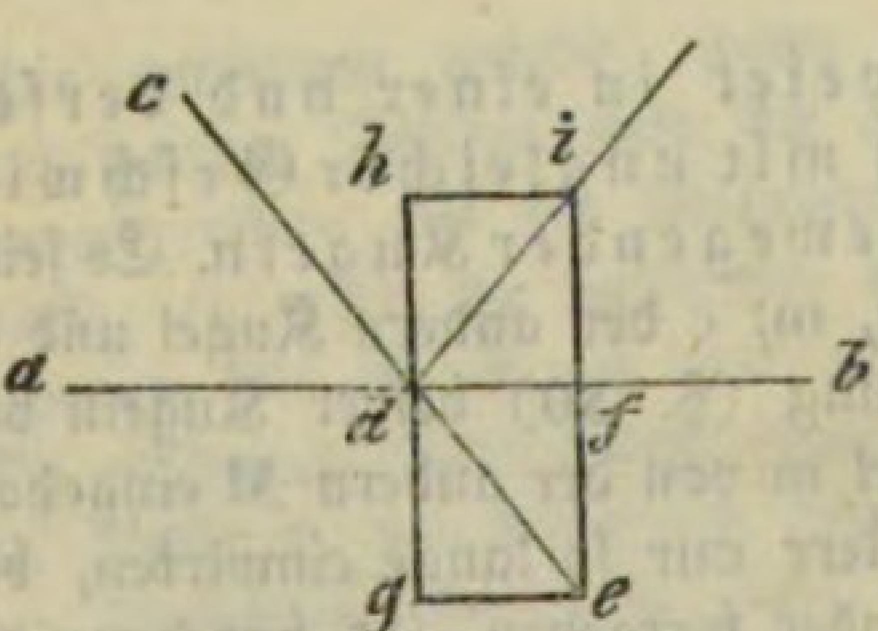
Stoß einer elastischen Kugel gegen eine harte unbewegliche Ebene. Erfolgt der Stoß nach senkrechter Richtung mit der Geschwindigkeit C, so geschieht anfangs ganz dasselbe, wie wenn die Kugel unelastisch wäre; sie wird nämlich in Folge des Widerstandes der unbeweglichen Ebene so lange zusammengedrückt (Fig. 128), bis ihre ganze Geschwindigkeit verloren gegangen ist. Nun tritt aber die Wirkung der Elasticität d. i. derjenigen Kraft ein, womit die Theilchen der zusammengedrückten Kugel wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückkehren und die Kugel ihre vorige, in der Fig. 128 punktirt angedeutete Gestalt annimmt. Damit dies möglich ist, müssen alle Theilchen der Kugel von der Wand (die als unbeweglich nicht nachgeben kann) zurückgetrieben werden und zwar mit einer Kraft, die eben so groß ist als jene, wodurch die Elasticität der Kugel überwunden, diese somit zusammengedrückt worden. Da dies die Kraft ist, welche der Kugel bei der Bewegung gegen die Wand die Geschwindigkeit C ertheilte, so muß die Kraft (die Elasticität), welche die Kugel von der Wand zurücktreibt, die gleiche Wirkung haben; die Kugel muß daher mit derselben Geschwindigkeit und in der nämlichen senkrechten Richtung von der Wand zurückprallen, mit der sie sich gegen die Wand bewegte . . . (†).

Fig. 128.



Ist die Richtung cd (Fig. 129) der an die ebene Wand ab stoßenden elastischen Kugel (ihres Mittelpunktes) eine schiefe und man zerlegt (wie dies vorn beim schiefen Stoß einer unelastischen Kugel gegen eine Wand geschehen) die Geschwindigkeit de der Kugel in die Componenten df und dg = fe, so kann nur der Theil der bewegenden Kraft, welcher der Componente dg zu Grunde liegt, eine Zusammendrückung der Kugel bewirken, und die Geschwindigkeit, mit welcher die Kugel in Folge der Elasticität von der Wand weggetrieben wird, muß daher der Componente dg entgegengesetzt und gleich sein, so daß sie durch die in die Verlängerung von dg fallende Linie dh = dg . . . 4) vorgestellt wird. Da nun die Kugel (ihr Mittelpunkt) sich nach h und in Folge der unverändert gebliebenen Componente df gleichzeitig auch nach f mit den Geschwindigkeiten dh und df bewegen soll, so muß sie (§. 55) die Richtung der Diagonale des Parallelogramms dfhi und mit einer Geschwindigkeit von der Größe di nehmen. Wegen Congruenz der Dreiecke dhi und dge (denn die Winkel bei h und g sind rechte, nach 4) ist dh = dg und ferner ist hi = df und df = ge als Gegenseiten im Parallelogramme, mithin auch hi = ge) hat man di = de . . . 5) und $\angle$ hdi = $\angle$ gde; es ist aber
$\angle$ gde = $\angle$ cdh (Scheitelwinkel) daher, $\angle$ hdi = $\angle$ cdh . . . 6).

Fig. 129.



Indem die Kugel in Folge ihrer Elasticität nach dem Stoße von der Wand wegbewegt wird, sagt man, sie werde zurückgeworfen oder reflectirt, und nennt die Winkel, welche die Richtungen der Bewegung gegen die Wand und von

derselben hinweg mit der Lothrechten bilden, die in dem, beiden Richtungen gemeinschaftlichen Punkt der gestoßenen Wand errichtet wird, Einfallswinkel und Reflexionswinkel. Es werden somit [zu Folge (†), 5) und 6)] elastische Kugeln nach dem Stoße an eine unbewegliche und unelastische ebene Wand so zurückgeworfen, daß der Reflexions- dem Einfallswinkel und die Geschwindigkeit jener vor dem Stoße gleich ist . . . 7).

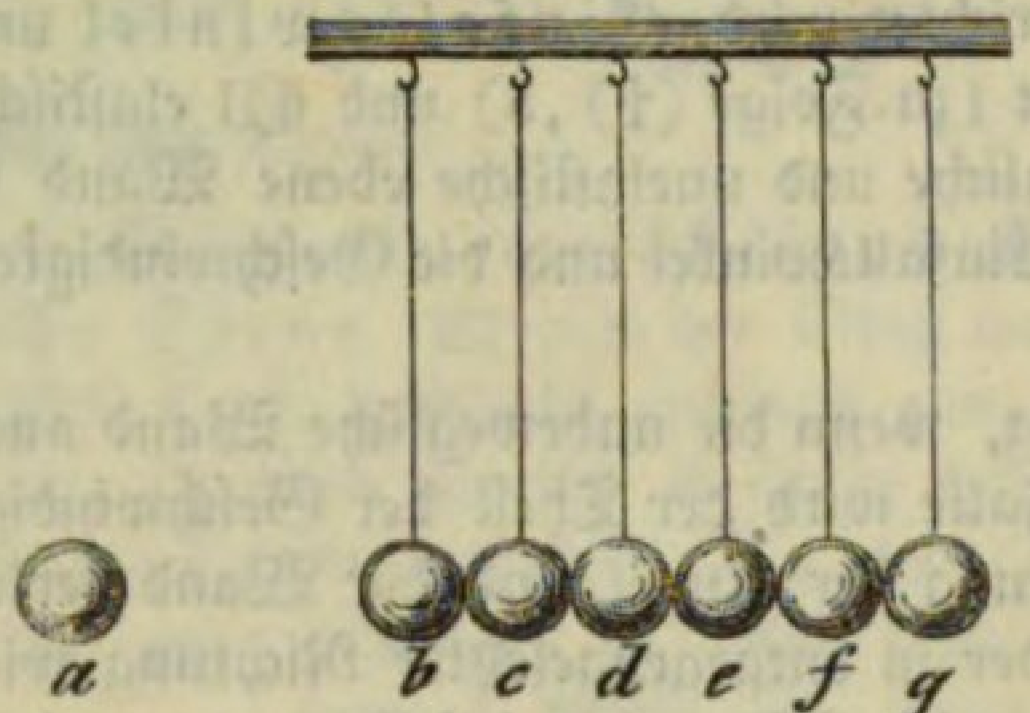
Dieser Satz erleidet keine Abänderung, wenn die unbewegliche Wand auch vollkommen elastisch ist: denn in diesem Falle wird der Theil der Geschwindigkeit, welcher während der Zusammendrückung der Kugel und der Wand verloren geht, nachher durch die Elasticität beider in entgegengesetzter Richtung wieder gewonnen; besitzen aber die Kugel und die Wand die bei ihnen vorausgesetzte Elasticität nicht im vollkommenen Grade (§. 24), so hat die gegen die Wand senkrechte und durch den Stoß umgekehrte Geschwindigkeit nicht die ursprüngliche, sondern eine geringere Größe, und der Reflexionswinkel fällt daher größer aus als der Einfallswinkel.

Gerader Stoß zweier vollkommen elastischer, gleichförmig dichter Kugeln aneinander. Haben diese Kugeln die Massen M, m, ferner vor dem Stoße die Geschwindigkeiten C, c, so daß $C > c$ ist, und treffen, sich nach einerlei Richtung bewegend, so zusammen, daß der Stoß ein gerader ist, so erlangen sie während des Zusammendrückens eine gemeinschaftliche Geschwindigkeit v, welche wie für unelastische Kugeln (nämlich nach 1) S. 177) bestimmt wird; es verliert also die Kugel M, welche die andere m einholt, die Geschwindigkeit $C - v$ und die Kugel m gewinnt $v - c$. Sobald die Zusammendrückung zu Ende ist, treibt die Elasticität die beiden Kugeln mit derselben Kraft, wodurch die Zusammendrückung erfolgte, wieder auseinander. Dem zu Folge bekommt die Kugel M die verlorene Geschwindigkeit $C - v$ nach entgegengesetzter Richtung, d. h. sie verliert noch einmal $C - v$ an Geschwindigkeit, so daß ihr ganzer Geschwindigkeitsverlust $2(C - v)$ beträgt und ihr nach dem Stoße eine Geschwindigkeit $C_1 = C - 2(C - v) = 2v - C$ . . . . *) übrig bleibt. Die Kugel m hingegen gewinnt durch die Elasticität noch einmal die Geschwindigkeit $v - c$, also im Ganzen $2(v - c)$, so daß nach dem Stoße ihre Geschwindigkeit $c_1 = c + 2(v - c) = 2v - c$ . . . **) ist. Setzt man in den Gleichungen *) und **) für v aus 1) S. 177 den Werth, so erhält man $C_1 = \frac{(M - m)C + 2mc}{M + m}$ . . . †) und

$$c_1 = \frac{(m - M)c + 2MC}{M + m} \; . . . \dagger\dagger).$$

Für den Fall, daß die einander stoßenden elastischen Kugeln gleiche Massen haben, also $M = m$ ist, gehen die Gleichungen †) und ††) in $C_1 = c$ und $c_1 = C$ über, d. h. vollkommen elastische, nach einerlei Richtung sich bewegende Kugeln von gleichen Massen vertauschen während des Stoßes aneinander ihre Geschwindigkeiten . . . †††); demnach wird, wenn eine dieser Kugeln ruht, dieselbe nach dem Stoße mit der Geschwindigkeit der stoßenden sich fortbewegen, diese hingegen ruhen. Stößt eine elastische (z. B. elfenbeinerne) Kugel a (Fig. 130) gerade gegen die erste b mehrerer anderer gleich großer und ruhender elastischer Kugeln b, c, d, e, f, g . . . die z. B. so an Fäden hängen, daß sie unter einander in Berührung stehen und ihre Mittelpunkte alle in einer geraden Linie liegen, so muß die letzte Kugel g mit der Geschwindigkeit der stoßenden a

Fig. 130.



sich von den übrigen wegbewegen und die stoßende a sammt allen anderen Kugeln werden, sich gegenseitig berührend, in Ruhe bleiben: denn nach Satz †††) wird die Kugel a ihre Geschwindigkeit an die Kugel b abgeben und dann ruhen, b wird dasselbe gegen c thun und so wird jede Kugel die von der vorhergehenden empfangene Geschwindigkeit an die nächst folgende abgeben und selbst nachher in Ruhe bleiben, bis endlich die letzte g mit der erhaltenen Geschwindigkeit, die sie keiner andern Kugel mehr mittheilen kann, fortgeht.

Der schiefe Stoß zweier elastischer Kugeln läßt sich immer leicht auf den geraden zurückführen; eine nähere Betrachtung desselben kann als außer unserem Bedürfniß liegend übergangen werden.

114. Mittheilung einer Bewegung erfordert Zeit. Zu der vorbesagten Veränderung, die der stoßende Körper in dem gestoßenen erzeugt, indem er ihm Bewegung mitzutheilen sucht, so wie zu jeder andern Mittheilung von Bewegung von einem Körper an einen andern ist eine gewisse Zeit erforderlich. Wirkt ein bewegter Körper **A** auf einen andern **B** so rasch ein, daß den Theilchen des Körpers **B**, auf welche die unmittelbare Einwirkung stattfindet, nicht Zeit gelassen wird, die erlangte Geschwindigkeit auch unter die ganze übrige Masse von **B** zu vertheilen, so haben die unmittelbar getroffenen Theile von **B** die ganze Gewalt der Einwirkung (des Stoßes von **A**) auszuhalten und müssen sich, wenn ihr Zusammenhang mit den übrigen Theilen nicht groß genug ist, um dieser Gewalt zu widerstehen, von letzteren trennen, ohne daß diese und somit der ganze Körper **B** in Bewegung gerathen.

Hierin findet eine große Zahl interessanter und wichtiger Erscheinungen ihre Erklärung. Wir können davon nur die folgenden wenigen besprechen. Ein Bret, welches so aufgestellt ist, daß man es durch einen schwachen Stoß oder Druck mit dem Finger leicht umwerfen kann, bleibt unbeweglich stehen, wird aber durchlöchert, wenn es von der Kugel einer scharfgeladenen Flinte oder Pistole getroffen wird. — Mit einer solchen Kugel kann man auch ein Loch durch eine Fensterscheibe schießen, ohne daß diese weiter beschädigt wird. — Ein mit seinen Enden auf Haaren oder auf den Zeigefingern der zwei Hände ruhender, etwa zwei Schuh langer und ziemlich dicker Holzstab wird durch einen sehr rasch geführten kräftigen Schlag (mittels eines Stockes oder dergl.) zerschlagen, ohne daß die Haare zerreißen oder man in den Fingern eine andere Empfindung hat, als der Holzstab durch sein Gewicht erzeugt und schon vor dem Schlag erzeugte. (Die Theile des Bretes und der Glastafel, die von der scharfen Kugel, und die Theile des Holzstabes, die vom Stocke getroffen werden, erfahren eher eine Trennung von der übrigen Masse, als sie im Stande sind dieser die erlangte Geschwindigkeit mitzutheilen.) — Man kann mittelst eines schwachen Fadens eine ziemliche Last heben, wenn man an demselben langsam zieht; bei raschem Anziehen hingegen zerreißt er, weil hier die Theile eines einzelnen Querschnittes desselben die ganze Gewalt des Zuges erfahren, während im vorigen Falle diese sich auf den ganzen Faden zu vertheilen Zeit hat. — Nach Jessop's Methode werden Felsen gesprengt, wenn man in ein ent-

sprechendes Bohrloch die gehörige Quantität Schießpulver füllt, von diesem bis über das Bohrloch hinaus einen inwendig mit Pulver angefüllten Strohhalm (oder eine andere Zündröhre) gehen läßt, den Raum um den Strohhalm herum mit trockenem, lose aufgestreutem Sande ausfüllt und hernach auf den Strohhalm ein Stück brennenden Schwammes aufsteckt. Beim Hinabbrennen des Pulvers durch den Strohhalm und Entzünden des Schusses wird nicht der lose aufliegende Sand aus dem Bohrloche geschleudert, wie man glauben sollte, sondern der Fels zersprengt, indem eine längere Zeit erforderlich ist, um die Gewalt des Pulvergases den losen Theilen des Sandes als der zusammenhängenden Felsmasse mitzutheilen. — Graveure, Glasschleifer u. s. w. schneiden mittelst einer sehr schnell umlaufenden Scheibe von weichem Eisen den härtesten Stahl, mittelst einer so bewegten Scheibe von Kupfer das viel härtere Glas, Quarz, Achat u. s. w., weil, ehe der harte Körper, z. B. das Glas, von dem weichen, z. B. dem Kupfer, ein Theilchen losreißen oder zur Seite schieben kann, schon wieder ein anderes Theilchen (der Kupferscheibe) an dessen Stelle kömmt, daher auf ein und dasselbe Glastheilchen eine Reihe nach einander folgender Kupfertheilchen einwirken, die zusammen auf dasselbe eine Kraft üben, welche hinreichend ist, es von der übrigen Masse zu trennen, während die viel geringere Kraft, die das Glastheilchen auf ein Kupfertheilchen in der unendlich kurzen Zeit der Berührung mit demselben üben kann, das Losreißen dieses letzteren nicht zu bewirken vermag.

VI. Abschnitt.

Gleichgewicht und Bewegung tropfbarer Flüssigkeiten.
(Hydrostatik und Hydrodynamik.)

115. Wir haben im §. 19 als charakteristische Eigenschaften tropfbarer Flüssigkeiten aufgestellt: daß sie in kleinen Mengen Tropfen bilden, daß sie sich durch die größten uns zu Gebote stehenden mechanischen Kräfte nur äußerst wenig zusammendrücken lassen, und daß ihre Theilchen außerordentlich leicht verschiebbar sind. Diese Eigenschaften und unzählige andere Erscheinungen, welche tropfbare Körper im Gleichgewichts- und Bewegungszustande darbieten, finden ihre Erklärung in der Wirkung der Molecularkräfte (§. 9), (der Kräfte nämlich, die zwischen den kleinsten Körpertheilchen (Molekel) thätig angenommen werden) und der Schwere. Die Gesetze dieser letzteren Kraft haben wir bereits im IV. Abschnitt hinlänglich kennen gelernt. Was die Molecularkräfte anbelangt, so müssen die Wirkungen, welche durch die zwischen den Molekeln eines und desselben tropfbaren Körpers thätigen Kräfte bedingt sind, von jenen gesondert werden, die aus der gegenseitigen Action der Molekel einer tropfbaren Flüssigkeit und eines andern Körpers hervorgehen.

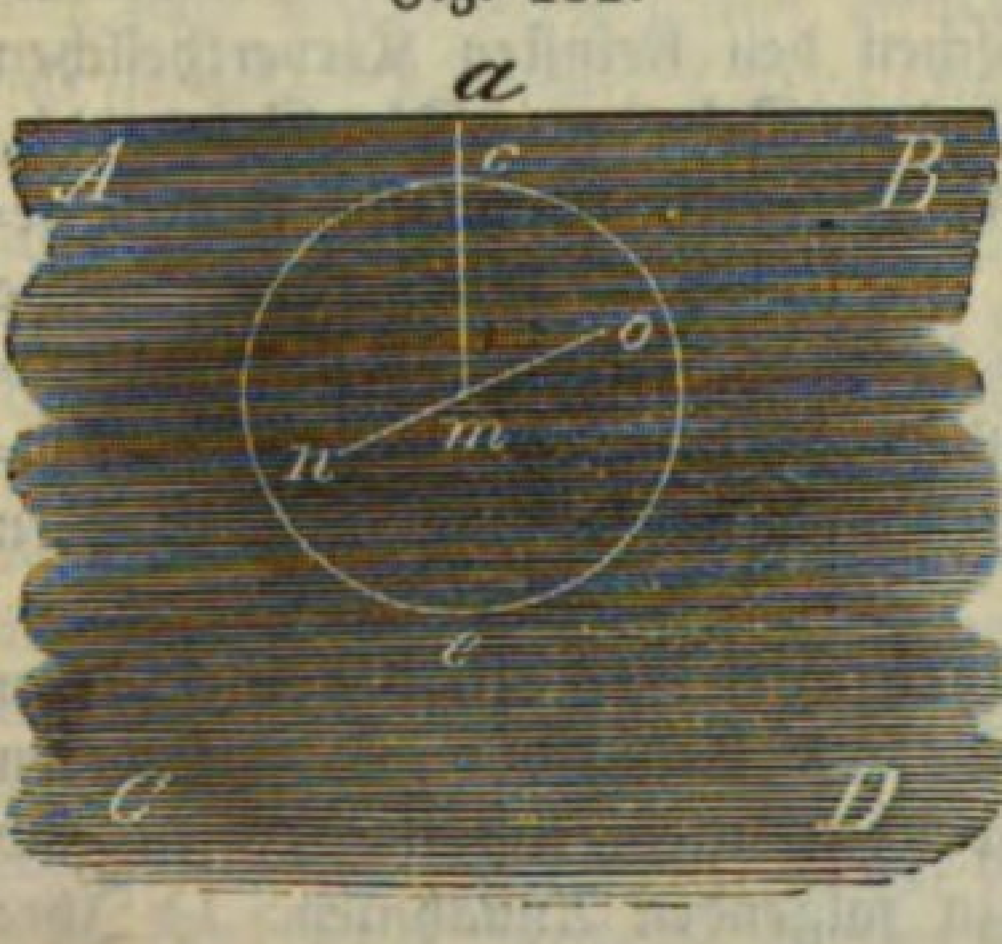
116. Wesen und Gesetze der Molecularkräfte eines tropfbaren Körpers. Ueber diese Kräfte nöthigen uns die Erscheinungen, als deren Ursache sie angesehen werden, und aus welchen allein sich ihr Wesen und ihre Gesetze folgern und erkennen lassen, zu folgenden Annahmen: 1) Ihre

Wirkung besteht entweder in einer Anziehung oder in einer Abstoßung und erstreckt sich, in noch merklichem Grade, nur auf für uns nicht mehr wahrnehmbar kleine Entfernungen; 2) sie hängt der Größe nach bei einer und derselben Flüssigkeit nur von dem gegenseitigen Abstand der auf einander einwirkenden Molekel ab; 3) äußert sich daher rings um jedes Molekel herum in gleichen Distanzen gleich stark und, in noch merklichem Grade bis zu gleichen, für uns nicht meßbaren Entfernungen, also bis an die Gränze eines kugelförmigen Raumes, dessen Halbmesser eine bestimmte, aber unmeßbar kleine Größe hat, und in dessen Mittelpunkt sich das Molekel befindet, von dem die Wirkung ausgeht. 4) Man nennt diesen Raum deswegen die Wirkungssphäre des Molekels und den Halbmesser desselben den Halbmesser (Radius) der Wirkungssphäre. Obgleich dieser Halbmesser in allen Fällen wegen seiner Kleinheit sich unserer Wahrnehmung gänzlich entzieht, ist doch der Rauminhalt der zugehörigen Wirkungssphäre immer als so groß zu betrachten, daß eine bedeutende Zahl der unendlich kleinen Molekel darin Platz hat. 5) Bei einer und derselben Flüssigkeit haben alle Molekel gleich große Wirkungssphären und sind überhaupt in Nichts von einander verschieden. 6) Die zwischen zwei Molekeln wirksam auftretende Kraft ist die Resultirende der zwei in allen Körpern vorausgesetzten, einander entgegen wirkenden Grundkräfte, der Anziehungs- und der Abstoßungskraft (§. 9), und es hängt die Beschaffenheit dieser Resultirenden davon ab, welche der zwei Componenten die andere überwiegt. 7) Zwischen zwei einander sehr nahen Molekeln tropfbarer Körper hat die Abstoßung und zwischen weiter entfernten die Anziehungskraft das Uebergewicht. Man kann sich daher die Wirkungssphäre jedes Molekels aus zwei concentrischen Theilen bestehend denken, so daß in dem inneren Theile in Bezug auf das Molekel im Mittelpunkt der Sphäre blos Abstoßung, in dem äußeren Theile hingegen blos Anziehung herrscht; 8) die Abstoßung wächst bei Verminderung des Abstandes zweier nächsten Molekel in einem äußerst raschen Verhältnisse und übersteigt alle Kräfte, die wir durch mechanische Mittel hervorzurufen im Stande sind.

117. Erscheinungen an tropfbaren Körpern blos in Folge ihrer Molecularkräfte. Man kann in der That bei einem tropfbaren Körper die Wirkungen seiner Molecularkräfte von jenen der Schwere abgesondert betrachten; denn es läßt sich, nach dem im §. 19 aufgestellten Begriff eines solchen Körpers, derselbe sehr gut schwerlos denken.

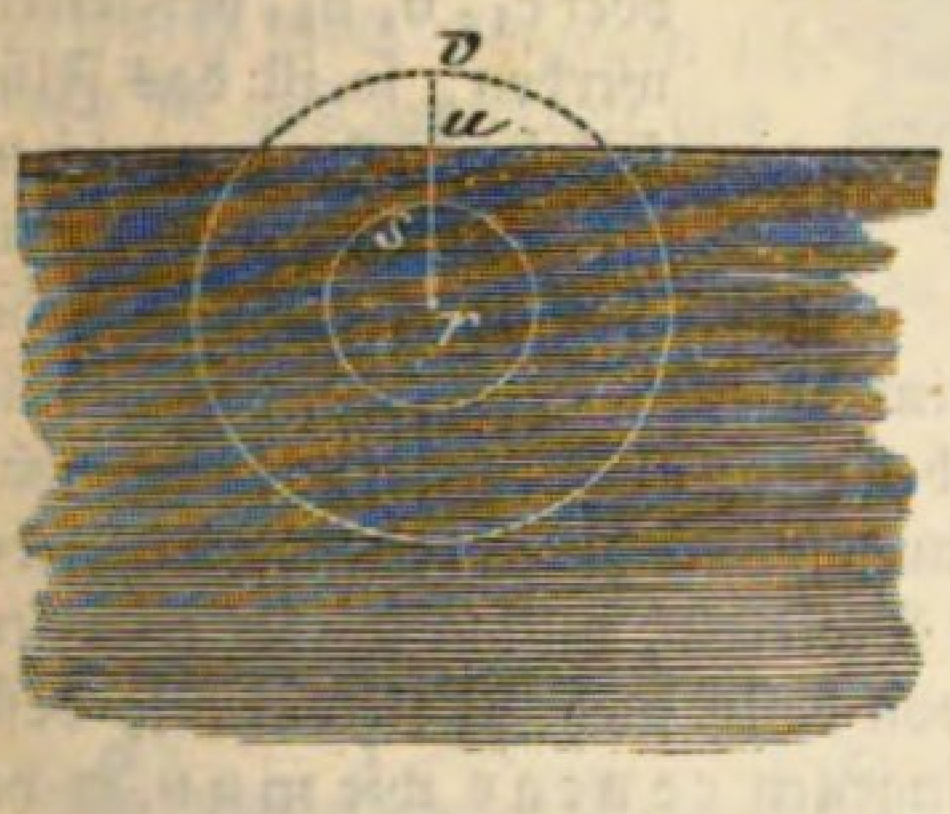
Sei m (Fig. 131) ein im Innern einer tropfbaren Masse A B C D so gelegenes Molekel, daß selbst die kleinste Entfernung ma desselben von der (durch Gefäßwände, Luft u. s. w., gebildeten) Begränzung dieser Masse noch meßbar, also nach 3) größer als der Halbmesser seiner Wirkungsspäre ist, so heben sich die Wirkungen aller Flüssigkeitstheilchen (und nur von diesen ist hier die Rede; die etwaige Wirkung zwischen der Flüssigkeit und den Wänden des sie enthaltenden Gefäßes wird vorläufig ganz außer Acht gelassen) auf das Theilchen m ganz auf und dieses erfährt keine Anregung zur Bewegung; denn stellt

Fig. 131.



mc den Halbmesser der Wirkungssphäre von m und ce diese Sphäre selbst im Durchschnitte vor, und man denkt sich von irgend einem Molekel n innerhalb dieser Sphäre durch m eine gerade Linie gezogen, so übt ein anderes Molekel o, welches in der Richtung dieser Linie von m ebensoweit entfernt liegt, wie n, [nach 3)] auf m eine gleiche Wirkung wie n, nur im entgegengesetzten Sinne; die Wirkung des Molekels n auf m wird daher aufgehoben, und das Theilchen m wird, da sich genau dasselbe wie für n auch für jedes andere innerhalb der Wirkungssphäre ec befindliche Theilchen zeigen läßt, keine oder vielmehr nach allen Seiten hin eine ganz gleiche, daher erfolglosbleibende Anregung zur Bewegung erfahren . . . (I). Hieraus und aus den obigen Punkten 2), 3) und 5) folgt, daß alle Theilchen einer tropfbaren Flüssigkeit, welche von der Begränzungsfläche dieser letzteren nicht weniger weit entfernt liegen, als der Halbmesser ihrer Wirkungssphäre beträgt, außerordentlich leicht verschiebbar sein und nach allen Richtungen eine gleiche Cohäsionskraft äußern müssen . . . (II). Ist hingegen für ein Molekel r (Fig. 132) die geringste Entfernung ru von der Begränzung der Flüssigkeitsmasse kleiner als der Halbmesser rv der ganzen Wirkungssphäre, aber doch größer als der Halbmesser rs desjenigen concentrischen Theils dieser Sphäre, innerhalb welches Abstoßung herrscht 7), so wirkt auf das Molekel r eine Kraft, die es von der Begränzungsfläche weg und gegen das Innere der Flüssigkeit zieht, und zwar ist unter übrigens gleichen Umständen (d. i. bei unverändert bleibendem geringstem Abstand des Molekels r von der Begränzung der Flüssigkeit) diese Kraft, wenn der dem betreffenden Molekel r zunächst liegende Theil der Begränzungsfläche eben ist, größer, als wenn er nach innen gekrümmt (concav) . . . (*), hingegen kleiner, als wenn er nach außen gekrümmt (convex) ist. Uebrigens nimmt diese Kraft mit der Convexität der Begränzung zu und mit der Größe ihrer Concavität ab. Alles dieses erhellt aus folgender Betrachtung.

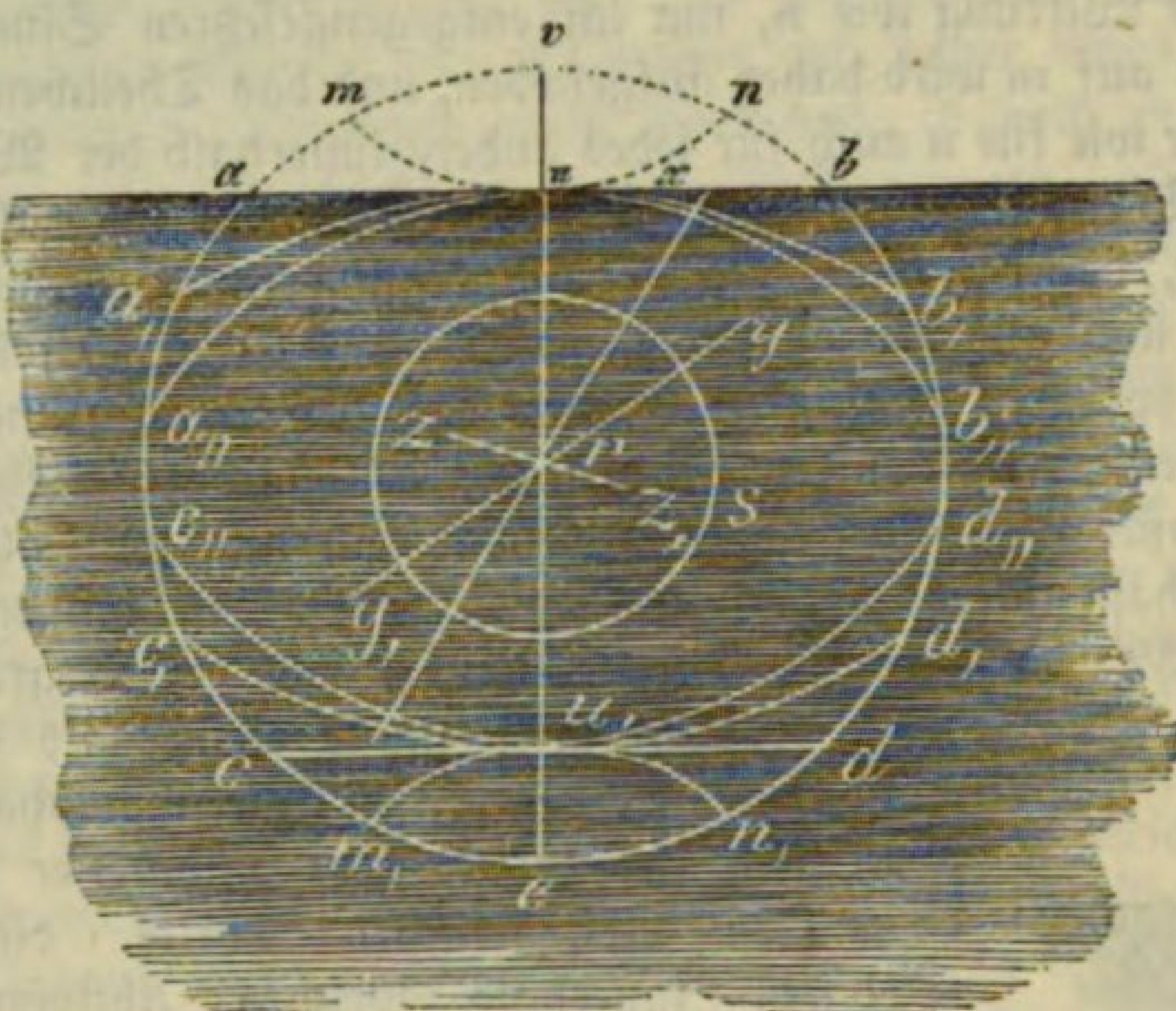
Fig. 132.



Sei in Fig. 133 r das betreffende Molekel, vaedv seine gesammte Wirkungssphäre, s die Sphäre, worin Abstoßung herrscht, und derjenige Theil der Flüssigkeitsgränze, der in die Anziehungssphäre hineinfällt, sei eben wie aub. Zieht man von jedem Punkte, z. B. x, dieses Begränzungstheiles aub durch r eine gerade Linie, macht diese so lange, daß sie von r halbirt wird, und legt durch die untern Endpunkte aller dieser von r halbirten Geraden eine Fläche cd (wir wollen, in der Folge, um kürzer sprechen zu können, eine solche Fläche, welche durch die Endpunkte der von r halbirten Geraden gelegt gedacht wird, die jenseits r symmetrisch liegende heißen), so heben sich die Wirkungen aller Theilchen der Flüssigkeitsmasse zwischen den Flächen ab und cd auf das Molekel r auf, weil zu jedem in dieser Masse vorhandenen Molekel y, z u. s. f. ein anderes Molekel y_1, z_1 u. s. f. angegeben werden kann, dessen Wirkung auf r jener von y_1 z_1 u. s. f. gleich und entgegengesetzt ist. Allein die Wirkung, welche die innerhalb des Stückes cu_1dec der Wirkungssphäre von r befindlichen Molekel auf dieses Molekel r üben, kann nicht aufgehoben werden, weil in dem über die Flüssigkeitsgränze hinausfallenden Stücke avbua der Wirkungssphäre keine den Molekeln in cu_1dec entgegenstehende Molekel existiren;

es wird daher das Theilchen r mit der von allen Molekeln in dem Stücke $c u_1 d e c$ ausgehenden Kraft gegen dieses hin d. i. gegen das Innere der Flüssigkeit einwärts gezogen (III).

Fig. 133.



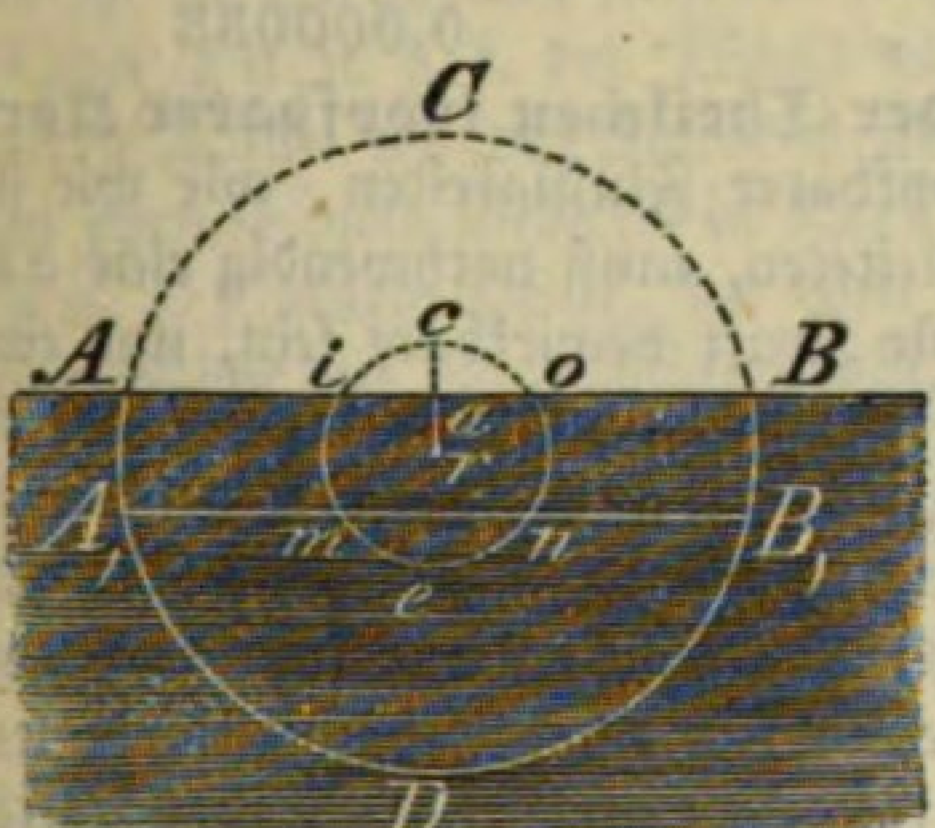
Wäre der in die Wirkungssphäre von r hineinfallende Theil der Flüssigkeitsoberfläche unter sonst gleichen Umständen d. h. bei gleichem Abstand des Molekels r von der Flüssigkeitsgränze) convex wie a_1 u b_1 oder a_{11} u b_{11}, wo dann die jenseits r zu a_1 u b_1 oder a_{11} u b_{11} symmetrisch liegenden Flächen durch c_1 u_1 d_1 oder c_{11} u_1 d_{11} vorgestellt werden, so ist das Flüssigkeitsstück, in welchem die Wirkung der Theilchen auf r nicht aufgehoben wird, im ersten Fall $c_1 u_1 d_1 e c_1$ und im zweiten $c_{11} u_1 d_{11} e c_{11}$, mithin immer größer als (das Stück $c u_1 d e c$) bei ebener Begränzung; es wird daher das Molekel r, wenn der in seine Wirkungssphäre hineinfallende Theil der Flüssigkeitsgränze convex ist, von mehreren Molekeln, mithin stärker einwärts gezogen als wenn dieser eben ist, und zwar von desto mehr Molekeln also desto stärker, je convexer er ist ... (IV). Ist er hingegen concav wie m u n, so hat dies gerade die entgegengesetzte Folge: denn dann stellt m_1 u_1 n_1 die symmetrisch liegende Fläche und $m_1 u_1 n_1 e m_1$ das Flüssigkeitsstück vor, dessen Wirkung auf r nicht aufgehoben wird, und welches kleiner ist, daher auch weniger kräftig einwärts zieht, als das bei ebener Begränzung wirksame Stück $c u_1 d e c$. Daß $m_1 u_1 n_1 e m_1$ desto kleiner ausfällt, also r desto weniger einwärts gezogen wird, je concaver m u n ist, leuchtet von selbst ein ... (V). Aus den Sätzen (II) bis (V), welche genau so wie für das Molekel r auch für alle Theilchen eines tropfbaren Körpers gelten, deren Entfernung von seiner äußeren Begränzung (Oberfläche) geringer als der Halbmesser ihrer gesammten Wirkungssphäre, aber größer als der Halbmesser ihrer Abstoßungssphäre ist, die also nach 1) und 3) auf S. 181 u. 182 in verschwindend kleinen Abständen von der Begränzung und in einer Schichte liegen müssen, deren Dicke den Unterschied zwischen den Halbmessern der gesammten Wirkungs- und der Abstoßungssphäre nicht erreichen kann, mithin auch verschwindend klein ist, folgt, daß bei tropfbaren Flüssigkeiten eine in unendlich kleiner Entfernung von ihrer Oberfläche oder Begränzung gelegene Schichte von unmeßbarer Dicke durch die Molecularkräfte einen Zug nach einwärts erfährt. Da ein solcher Zug gegen das Innere einer tropfbar flüssigen Masse an allen Punkten ihrer ganzen Begränzung stattfindet, die Molekel bei ihrer sehr leichten Verschiebbarkeit aber nur dann in den Zustand des Gleichgewichtes kommen können, wenn die Flüssigkeitsmasse die Gestalt einer Kugel hat, weil da die Zugkräfte, welche auf die vom Mittelpunkt der Kugel gleichweit entfernten Molekel ausgeübt werden, sich wechselweise als gleich und ent-

gegengesetzt aufheben, so muß eine jede tropfbar flüssige Masse, wenn nichts die Wirkung der Molecularkräfte stört, Kugel- (Tropfen-) Gestalt annehmen (man vergleiche §. 112). Das Wasser fällt beim Regen in Tropfen herab und bei der Fabrikation der Bleischrote kommt das Blei, welches am Gipfel eines ziemlich hohen, thurmähnlichen Gebäudes (des Schrotthurmes) geschmolzen in ein entsprechendes Sieb von Blech gegossen wird, in einem Wasserbehältniß unten im Thurm in Gestalt vollkommener Kügelchen an, welche es während des Falles durch die Luft, wo nichts die Molecularkräfte störte, annahm.

Eine andere nothwendige Folge des nachgewiesenen Zuges der Flüssigkeitstheilchen nach einwärts ist ein innigerer Zusammenhang dieser Theilchen zunächst an der Oberfläche als im Innern der Flüssigkeit, der sich in der Erfahrung auch wirklich dadurch zeigt, daß tropfbare Flüssigkeiten an der Oberfläche gleichsam mit einem festen Häutchen überzogen scheinen, indem gewisse Körper, z. B. eine feine Nähnadel, Erdtheile u. s. w. auf einer Flüssigkeit schwimmen können und sie wie ein leicht gespanntes Häutchen eindrücken, so lange sie nicht übernetzt sind, hingegen sehr rasch durch die ganze Flüssigkeit hinabfallen, so bald sie naß geworden sind, somit die Oberfläche durchbrochen haben.

Endlich wollen wir noch den Fall betrachten, daß die Entfernung **r a** (Fig. 135) des Molekels **r** eines tropfbaren Körpers von der Begränzung **A B** desselben kleiner ist als der Halbmesser **r c** desjenigen Theils **c e** der gesammten Wirkungssphäre **A C B D A**, in welchem die Theilchen auf **r** abstoßend wirken. Sei die Fläche A_1, B_1 die jenseits **r** symmetrisch gelegene, so daß sich die Wirkungen der Flüssigkeitstheilchen auf **r** innerhalb des Stückes $A B A_1 B_1$ aufheben, so bleibt noch die abstoßende Wirkung des Stückes **m e n**, welche das Molekel **r** gegen **C** hin treibt und die anziehende Wirkung des Stückes $A_1 D B_1$ **n e m**, welches das Molekel gegen **D** zieht, übrig, und es kömmt nun darauf an, welche dieser zwei entgegengesetzten Wirkungen die Oberhand gewinnt, so daß, wenn dies bei ersterer Wirkung der Fall ist, **r** wirklich nach Außen getrieben wird. Dehnt man diese Betrachtung auf alle Theilchen der Flüssigkeit aus, die gegen die Begränzung so wie **r** gelegen sind, so leuchtet ein, daß an der Oberfläche der Flüssigkeiten Abstoßung ihrer Theilchen stattfinden könne, woraus sich die durch die Erfahrung hinlänglich nachgewiesene, später näher zu besprechende Verdampfung tropfbarer Körper an der Oberfläche erklärt.

Fig. 135.



118. Geringe Zusammendrückbarkeit tropfbarer Flüssigkeiten. Tropfbare Körper lassen sich (wie die Erfahrung zeigt und schon im §. 19 angegeben wurde) selbst durch die größten uns zu Gebote stehenden Kräfte nur äußerst wenig zusammendrücken, so daß man sie selbst noch für beträchtliche Kräfte als unzusammendrückbar ansehen kann (was in der Folge auch immer geschehen soll); nehmen aber, wenn die Druckkraft zu wirken aufhört, wieder vollkommen ihr voriges Volumen an, sind daher vollkommen elastisch. Als Ursache dieser sehr geringen Zusammendrückbarkeit sieht man (siehe 8) S. 182) die äußerst rasche Zunahme der zwischen den Molekeln vorausgesetzten

Abstoßungskraft an, wenn sie einander näher gerückt werden. Wir theilen hier die durch genaue Versuche ermittelte Größe der Zusammendrückbarkeit einiger für technische Zwecke wichtiger Flüssigkeiten mit. Die den Namen derselben zur Seite stehenden Zahlen zeigen an, um den wievielten Theil des ursprünglichen Volumens sie sich bei der neben an bemerkten Temperatur durch die Kraft einer Atmosphäre, d. h. durch eine Kraft zusammendrücken lassen, die auf die Fläche eines □ Zolles mit nahe 12½ Pfund (genauer: 12 Pfund 13 Loth 116 Gran) wirkt.

Wasser, luftfrei und bei	0°	C . . .	0,000051
» luftenthaltend und bei	0°	» . . .	0,000049
» » » »	10°	» . . .	0,000044
» » » »	16°	» . . .	0,000042
Meerwasser » » »	12°,6	» . . .	0,000041
Quecksilber » » »	0°	» . . .	0,000033
» » » »	12°	» . . .	0,000004
Weingeist von 32° Beaumé »	0°	» . . .	0,000094
» » » » »	12°,6	» . . .	0,000068
Aether » » » »	0°	» . . .	0,000013
» » » » »	11°	» . . .	0,000015
Terpentinöl »	0°	» . . .	0,000073
Schwefelsäure conc. »	0°	» . . .	0,000032
» » »	12°,6	» . . .	0,000033

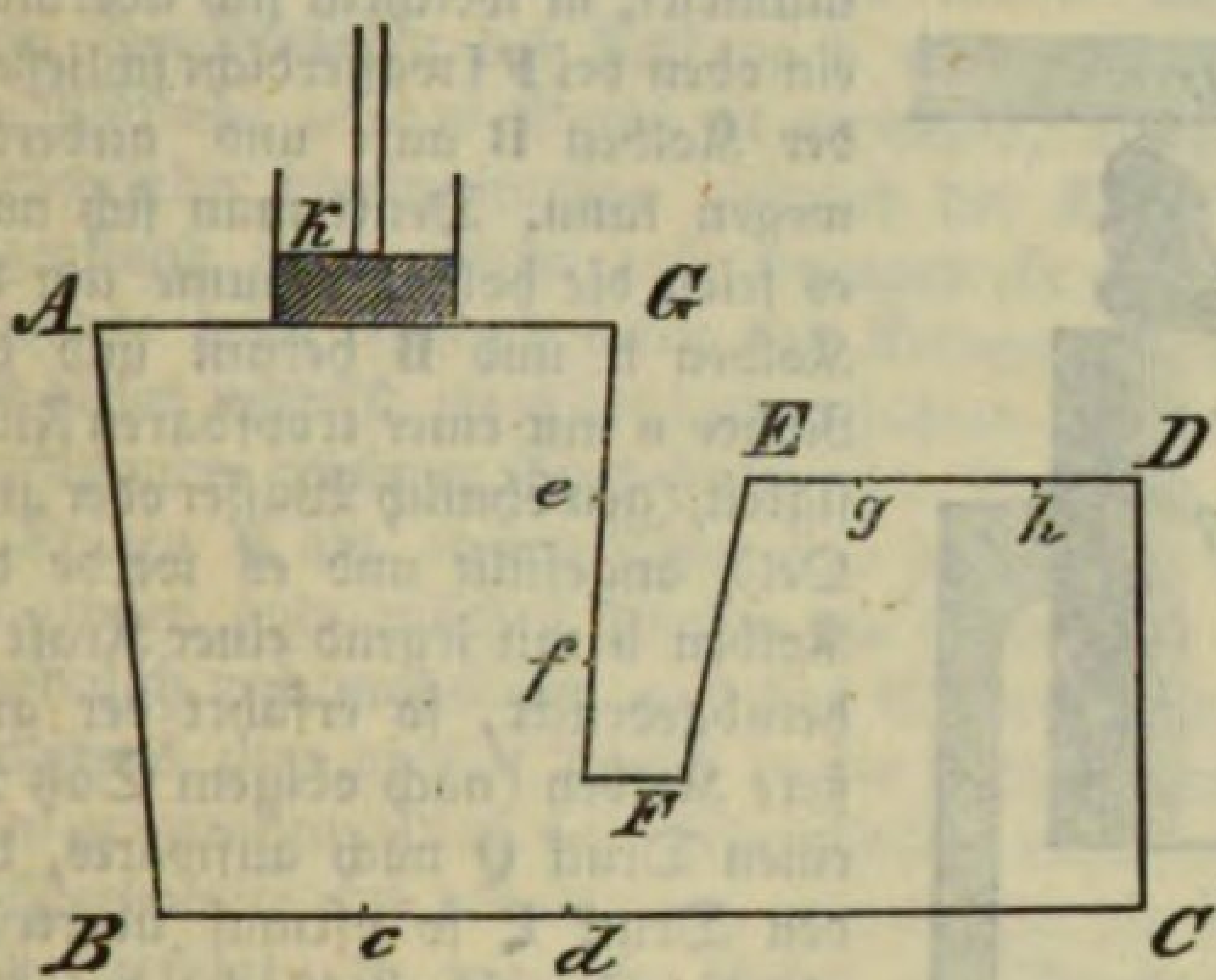
119. Grade der Verschiebbarkeit der Theilchen tropfbarer Körper. Die Verschiebbarkeit der Theilchen tropfbarer Flüssigkeiten, wie wir sie oben aus dem Spiele der Molecularkräfte ableiteten, muß nothwendig eine absolut leichte, d. h. selbst durch die geringste Kraft bewirkbare sein, und eine solche wird auch bei allen folgenden theoretischen Untersuchungen über tropfbare Flüssigkeiten, wo die Verschiebbarkeit ihrer Theilchen in Betracht kömmt, vorausgesetzt. In diesem höchsten Grade kömmt jedoch, dem Zeugnisse der Erfahrung zu Folge, die Verschiebbarkeit der Theilchen keinem der bekannten tropfbaren Körper wirklich zu. Diese besitzen sie vielmehr in einem sehr verschiedenen, jenem höchsten nur mehr oder weniger nahe kommenden Grade. Am nächsten steht dem Zustande vollkommener Verschiebbarkeit die tropfbare Schwefelwasserstoffsäure und der tropfbare Kohlenwasserstoff; weiter davon entfernt sind der Aether, Alkohol, Quecksilber, Wasser und noch weiter die fetten Oele. Das Wasser kann uns sämmtliche tropfbare Flüssigkeiten sowohl in Bezug auf Verschiebbarkeit als auf die übrigen, dieselben charakterisirenden Eigenschaften repräsentiren.

120. Eigenschaften, die aus der Verschiebbarkeit der Theilchen tropfbarer Körper folgen. Eine solche ist, daß sich in einer tropfbaren Flüssigkeit die Wirkung einer nur nach bestimmter Richtung zielenden Kraft nach allen Richtungen mit unveränderter und gleicher Stärke fortpflanzt.

Wirkt nämlich auf irgend einen Theil eines (als schwerlos und unzusammendrückbar gedachten) tropfbaren Körpers eine Kraft, z. B. auf die Fläche ab des das Gefäß ABCDEFG (Fig. 136) erfüllenden Wasserkörpers ein durch den Kolben k ausgeübter Druck von der Größe P, so wird jedes mit der untern Fläche dieses Kolbens unmittelbar in Berührung stehende Wasser-Molekel mit einer gewissen Kraft dem Drucke desselben auszuweichen suchen und zwar nicht blos nach der Richtung dieses Druckes (abwärts), sondern auch nach jeder andern

denkbaren Richtung seitwärts und aufwärts, weil die Molekel nach allen Seiten hin gleich leicht verschiebbar sind. Jedes von k unmittelbar gedrückte Molekel

Fig. 136.

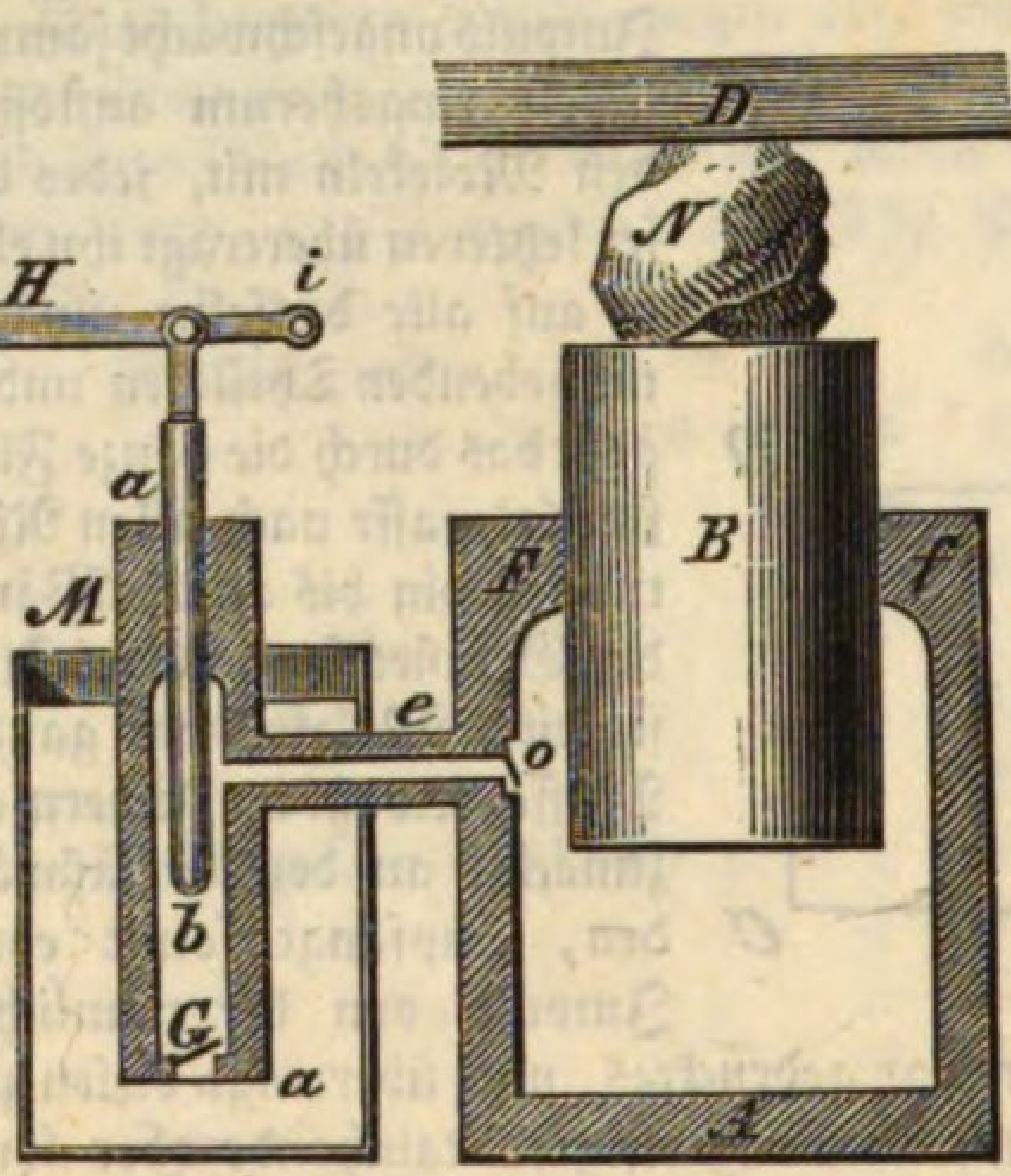


theilt also den empfangenen Impuls ungeschwächt sämmtlichen ringsherum anstoßenden Molekeln mit, jedes dieser letzteren überträgt ihn eben so auf alle dasselbe zunächst umgebenden Theilchen und so geht das durch die ganze Flüssigkeitsmasse nach allen Richtungen hin bis an die Wände des Gefäßes fort. Jedes Flüssigkeits-Molekel der ganzen Masse, sowohl im Innern als zunächst an den Gefäßwänden, empfängt somit einen Impuls von der nämlichen Größe, wie ein vom Kolben **k** unmittelbar gedrücktes, und überträgt diesen zuletzt auf die Gefäßwand und ebenso auf in die Flüssigkeit tauchende oder sonst mit ihr in Berührung stehende feste Körper. Da nun mit jedem Theile **cd** oder **ef** oder **gh** u. s. f. der Wand oder der besagten festen Körper, der eine der untern Fläche **ab** des Kolbens gleiche Ausdehnung hat, (nach 5) S. 182) genau eben so viele Molekel in Berührung stehen wie mit **ab**, so erfährt **cd**, **ef**, **gh** u. s. f. einen Druck, der eben so groß ist, wie der Druck **P**, den der Kolben unmittelbar auf die Flüssigkeit übt, und es wird somit ein bestimmtes Stück der Gefäßwand, z. **ED** einen Gesammtdruck **Q** erleiden, der den Druck **P** des Kolbens so oftmals übertrifft, als diese drückende Fläche **ab** in **ED** enthalten ist, so daß $Q:P = ED:ab$ und daher $Q = P.\frac{ED}{ab}$ ... 1. ist. Aus dieser Gleichung folgt, daß man mit einem, auf eine tropfbare Füssigkeit wirkenden Kolben in Folge Vermittlung dieser letzteren auf einen bestimmten Theil der Fläche eines sie einschließenden, in sie eingetauchten oder mit ihr auf irgend eine andere passende Art in Berührung stehenden Körpers einen desto größeren Druck ausüben könne, a) mit je größerer Kraft (**P**) auf den Kolben gewirkt wird und b) je größer der betreffende Theil (**ED**) der sie einschließenden Fläche im Verhältniß zur untern Fläche (**ab**) des Kolbens, d. h. je größer **ED** bei einer und derselben Ausdehnung von **ab** oder je kleiner **ab** bei gleicher Größe von **ED** ist . . . 2. Daß dieses Resultat durch die Schwere, deren Wirkung wir bei tropfbaren Körpern bisher außer Acht gelassen haben, keine wesentliche Aenderung erleide, wird aus folgenden, über diese Wirkung handelnden Paragraphen hinlänglich klar werden.

Auf der eben beleuchteten, aus der Verschiebbarkeit und Unzusammendrückbarkeit tropfbarer Flüssigkeiten folgenden gleichmäßigen Fortpflanzung eines einseitigen Druckes nach allen Seiten beruht die von dem Engländer Bramah im J. 1796 erfundene, heut zu Tage in verschiedenen Fabriks- und Gewerbszweigen eine so wichtige Rolle spielende hydraulische Presse. Um von der Einrichtung und Wirkung derselben einen klaren Begriff zu bekommen, denke man sich, es sei **a**, **a** (Fig. 137) ein enger, hohler Cylinder, in dessen Obertheil sich

wasserdicht ein massiver Cylinder (Kolben) b auf- und abschieben läßt, und dessen weiterer Theil durch einen Kanal e mit einem hohlen Cylinder AFf von

Fig. 137.



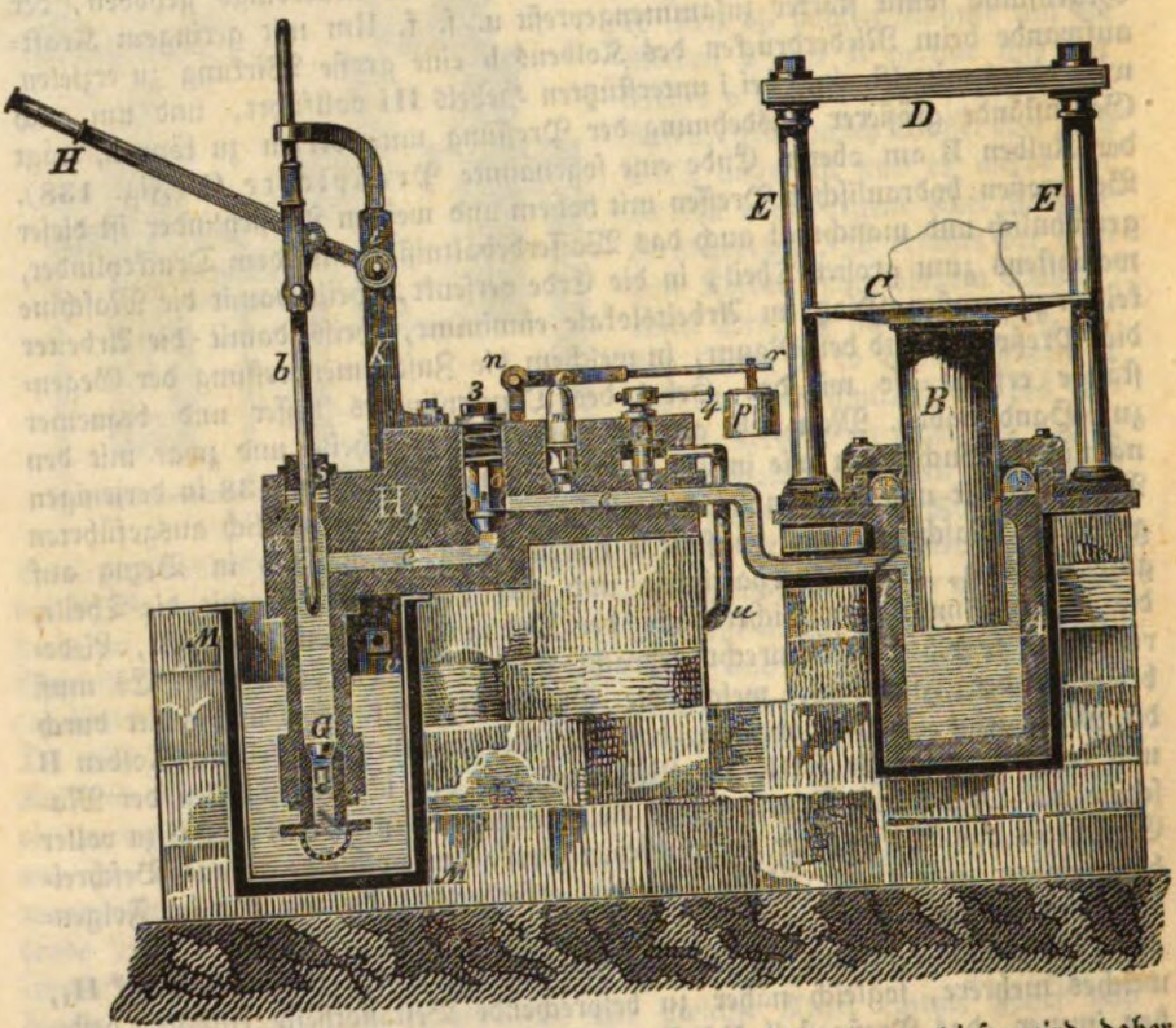
vielmal größerem Durchmesser communicirt, in welchem sich abermals ein oben bei Ff wasserdicht schließender Kolben B auf- und niederbewegen kann. Denkt man sich nun, es seien die hohlen Räume um die Kolben b und B herum und der Röhre e mit einer tropfbaren Flüssigkeit, (gewöhnlich Wasser oder auch Oel), angefüllt und es werde der Kolben b mit irgend einer Kraft P herabgedrückt, so erfährt der größere Kolben (nach obigem Satz 2.) einen Druck Q nach aufwärts, der den Druck P so oftmal übertrifft als die Querschnittsfläche des kleineren Kolbens in jener des größeren enthalten ist (denn jeder Druck auf die Seite des Kolbens wird durch einen gleichen Gegendruck aufgehoben). Der Kolben B wird daher mit der Kraft, welche übrig bleibt, wenn man sein Gewicht im Wasser und die Reibung bei Ff von Q in Abschlag bringt, in die Höhe getrieben und somit einen Gegenstand N, der sich zwischen seinem obern Ende und einem festen Widerhalt D (meistens dem Querbalken eines festen Gestelles) befindet, zusammendrücken. Da aber die sehr geringe Menge Wasser, die durch Niederbewegung des Kolbens b (Druckkolbens) aus dem Cylinder aa (Druckcylinder) in den viel weitern Cylinder A (Preßcylinder) hinübergetrieben wird, den Kolben B nur um äußerst wenig zu heben vermag, so würde die erreichbare Zusammendrückung des Gegenstandes N in den meisten Fällen eine viel zu unbedeutende seyn, wenn nicht eine eigene Einrichtung getroffen wäre, welche gestattet, immer neue Mengen Wassers aus dem Druckcylinder in den Preßcylinder hinein und dadurch den Preßkolben mit gleicher Kraft immer höher und höher zu treiben, bis die erwünscht starke Zusammendrückung des betreffenden Gegenstandes N bewerkstelligt ist. Zu diesem Ende ist der Druckcylinder mit einem Wasserbehältnisse M umgeben, welches mit demselben durch eine Klappe (Ventil) G communicirt, das sich aus dem Wasserbehältniß in den Cylinder hinein öffnet, in umgekehrter Richtung hingegen schließt; und eine ähnliche Klappe o gestattet dem Wasser aus der Röhre e in den Preßcylinder zu gelangen, verhindert dasselbe aber den umgekehrten Weg aus dem Preßcylinder durch die Röhre e wieder in den Druckcylinder zu gehen. Durch diese Klappen, deren zweckmäßigste Einrichtung und Anordnung man aus der folgenden Figur ersehen wird, kann nun ein sehr starkes Zusammenpressen der Gegenstände erreicht werden. Denn gesetzt, es wäre der Preßkolben B durch Hinabdrücken des Druckkolbens b um die mögliche Größe gehoben und man zieht jetzt den Kolben b wieder in die Höhe, so kann das Wasser aus dem Preßcylinder A in den im Druckcylinder entstehenden leeren Raum nicht zurück, der Kolben B also aus seiner erhaltenen

Stellung nicht wieder herabsinken, indem die sich schließende Klappe o diesen Rückweg absperrt; aber es füllt sich der entstandene leere Raum aus dem Behältnisse M durch die Klappe G wieder mit Wasser voll. Bei abermaligem Herabdrücken des Kolbens b wird dieses Wasser, da die Klappe G ihm den Rückweg in das Gefäß M verwehrt, durch die Klappe o wieder in den Preßcylinder hineingepreßt, hiedurch der Kolben B neuerdings gehoben, der Gegenstand somit stärker zusammengepreßt u. s. f. Um mit geringem Kraftaufwande beim Niederdrücken des Kolbens b eine große Wirkung zu erzielen, wird dieses mittelst eines bei i unterstützten Hebels Hi vollführt, und um auch Gegenstände größerer Ausdehnung der Pressung unterwerfen zu können, trägt der Kolben B am oberen Ende eine sogenannte Preßplatte C (Fig. 138). Bei großen hydraulischen Pressen mit hohem und weitem Preßcylinder ist dieser gewöhnlich und manchmal auch das Wasserbehältniß M mit dem Druckcylinder, wenigstens zum großen Theil, in die Erde versenkt, theils damit die Maschine keinen zu großen Platz im Arbeitslokale einnimmt, theils damit die Arbeiter die Preßplatte und den Raum, in welchem die Zusammenpressung der Gegenstände erfolgt, so wie den Hebel des Druckcylinders besser und bequemer zur Hand haben. Man sieht alle die beschriebenen Theile und zwar mit den nämlichen Buchstaben wie in Fig. 137 bezeichnet durch Fig. 138 in derjenigen Beschaffenheit und Anordnung dargestellt, welche sie bei wirklich ausgeführten größeren Maschinen am häufigsten haben, und welche sich in Bezug auf gute Leistung, auf Dauerhaftigkeit und auf Leichtigkeit, womit die Theile, die in der Anwendung leichter aus der Ordnung kommen (Klappen, Liederungen u. s. w.) wieder zurecht gebracht werden können, empfiehlt. Es muß bezüglich der Fig. 138, welche die Presse im vertikalen Durchschnitt durch die Mitte zeigt, bemerkt werden, daß der Preßcylinder mit seinem Kolben B und dem Preßgestelle EDE im Verhältniß zu den übrigen Theilen der Maschine aus Mangel an Raum viel zu klein dargestellt ist. Es ist endlich zu voller Einsicht in das Wesen einer hydraulischen Presse nur noch eine genaue Beschreibung einiger wesentlicher Theile derselben erforderlich, die wir hier im Folgenden geben wollen.

Die Cylinder sammt Kolben, ihr Verbindungsrohr e und das Stück H_1, welches mehrere, sogleich näher zu besprechende Bestandtheile enthält, bestehen immer, das Preßgestell EDE meistens aus Metall, bei großen Pressen aus Eisen. Der wasserdichte Anschluß der Kolben b, B im Obertheil des Druck- und des Preßcylinders wird bei ersterem mittelst übereinander liegender, gut mit Talg und Oel getränkter Lederringe bewerkstelligt, durch welche der Kolben b hindurchgeht und die mit Hülfe der Schraube s so stark zusammengepreßt werden, daß sie an denselben rings herum sich innig und wasserdicht anschmiegen. In eine Vertiefung oben im Schraubenhopfe wird von Zeit zu Zeit etwas Oel nachgegossen, welches durch einen kleinen Spielraum, der durch die Schraube hinab um den Kolben b herum belassen ist, zu den Lederringen gelangt und sie immer geschmeidig und wasserdicht erhält. Bei dem Preßcylinder hat die den wasserdichten Anschluß bezweckende Liederung entweder eine der eben beschriebenen ganz ähnliche Einrichtung oder sie besteht in einer aus dickem Leder (Pfundleder) gepreßten, kreisrunden Rinne, welche mit ihrer Vertiefung in einer in das Innere des Preßcylinders sich öffnenden ringförmigen Aushöhlung im Obertheil des letzteren auf einer ringsum den Kolben B herumlaufenden Rippe 2 aufsitzt (gleichsam reitet). Die Bögen 1, 1

beiderseits **B** stellen den Durchschnitt dieser um **B** herumgehenden Lederrinne vor, welche durch die auf den Preßcylinder aufgeschraubte Platte **F**, **F** niedergehalten wird. Tritt nun bei Anwendung der Presse aus dem Preßcylinder um den Kolben **B** herum Wasser in die Höhe, so gelangt dieses

Fig. 138.



in der besagten Aushöhlung sogleich unter die Lederrinne, diese wird daher mit der ganzen Gewalt, mit welcher der Kolben **B** empor und das Wasser um ihn herum herausgepreßt wird, auseinander gedrückt, so daß er sich mit seinem, dem Kolben **B** zugekehrten Rande an diesen und mit dem davon abgewandeten Rand an die Seitenwand der mehr erwähnten ringförmigen Aushöhlung im Preßcylinder überall anschließt und jedes Hervordringen des Wassers aus diesem Cylinder verhindert. Die eben beschriebene Rinnenliederung hat vor jeder andern Liederung den Vorzug, daß sie ihren Zweck desto besser erfüllt, sich nämlich desto inniger und wasserdichter an den Preßkolben anlegt, mit einer je größeren Kraft die Presse arbeitet, während andere Liederungen, wenn sie für geringere Preßkräfte auch vollkommen entsprechen, dies in dem Maße zu thun aufhören, in welchem die Preßkraft der Maschine eine gewisse Gränze überschreitet. — Das Ventil o, welches in der durch die Fig. 138 anschaulich gemachten Stellung das Zurücktreten des Wassers aus dem Preß- in den Druckcylinder und mithin das Sinken des Kolbens **B** verhindert, wird durch das beim Niederbewegen des Kolbens b aus dem

Druckcylinder vertriebene Wasser in die Höhe gedrückt, so daß der in der Fig. 138 unterbrochen erscheinende Canal e ein ununterbrochenes Ganzes wird, das Wasser daher aus dem Druckcylinder frei in den Preßcylinder hinüber kann. Läßt beim in die Höhe Ziehen des Kolbens b der Wasserdruck auf die untere Fläche des Ventils o nach, so wird dieses durch den Druck des Wassers, das aus dem Preß- in den Druckcylinder zurückzutreten sucht und manchmal noch außerdem durch die Kraft einer über demselben angebrachten, starken Spiralfeder in die Stellung der Figur zurückgetrieben. Die Schraube 3, gegen welche sich einerseits diese Feder stemmt, gestattet im Falle einer vorkommenden Reparatur ein leichtes Herausnehmen des Ventils o. Die Schraube j hat die Bestimmung, das Wasser aus dem Preßcylinder wieder in das Behältniß M abzulassen. Wird sie nämlich mittelst des durch ihren Kopf gehenden Hebels 4 in die Höhe geschraubt, so gibt ihr unteres Ende eine Oeffnung frei, durch die das Wasser, welches dem Drucke (der Rückwirkung) des Kolbens B auszuweichen sucht, aus dem Preßcylinder und dem Kanal e in die bei v in das Behältniß M einmündende Röhre u gelangt, so daß dieser Kolben in Folge seines Gewichtes sinkt und seine Wirkung auf den eingepreßten Gegenstand beliebig vermindert oder ganz aufgehoben und im letztern Falle dieser leicht aus der Presse genommen werden kann.

m ist das Sicherheitsventil, d. i. ein in einer Bohrung des Metallstückes H_1 sitzender Zapfen, der mit seinem untern, konischen Ende eine in die Röhre e einmündende Oeffnung verschließt und durch einen über sein oberes Ende hingehenden, mit einem Gewichte p belasteten Hebel nr niedergedrückt wird. Das Gewicht p und sein Abstand vom Unterstützspunkt n ist so gewählt, daß das Ventil m von dem auf seine unterste Fläche wirkenden Wasserdruck gehoben wird und durch den Raum zwischen seinen Seitenflächen und der Fläche der Bohrung, worin es sitzt, das aus dem Druckcylinder kommende Wasser ausfließen läßt, sobald mittelst der Presse der höchste Druck erreicht worden, für den sie berechnet ist und der nicht überschritten werden darf, wenn man die Presse nicht der Gefahr aussetzen will, beschädigt oder verdorben zu werden.

Dieses Sicherheitsventil setzt uns zugleich in die Lage, in jedem einzelnen Falle die Gewalt (Kraft) zu bestimmen, welche mit der Presse auf den eingepreßten Gegenstand ausgeübt wird. Gesetzt es wäre irgend ein auf der Preßplatte C liegender Gegenstand bis zu erwünschter Stärke zusammengepreßt und man wollte die Größe des Druckes erfahren, dem dieser Gegenstand dabei ausgesetzt ist, so braucht man nur das Gewicht p auf dem längern Hebelarm nr, der so wie der kürzere Arm nc in gleich große Theile getheilt ist, sehr allmälig so lange zurück (d. i. gegen n hin) zu schieben, bis das Wasser um das Sicherheitsventil m herum eben herauszuspritzen anfängt. Angenommen, es geschehe dies, wenn das Gewicht p bei dem Punkte r steht, so ergibt sich nach der Theorie des einarmigen Hebels (S. 135, 2) die Kraft q, womit das Wasser auf die unterste Fläche des Ventils m drückt und dieses zu heben anfängt, aus der Gleichung $q = \frac{p \cdot nr}{cn}$. Kennt man nun die Größe dieser untersten Ventilfläche, so darf man durch dieselbe nur den Querschnitt des Preßkolbens dividiren. So oftmal in diesem Querschnitte die besagte Fläche enthalten ist, so vielmal größer als der berechnete Druck q ist (nach Satz 1 S. 187) auch (sehr nahe) der Druck, unter dem sich der eingepreßte Gegenstand befindet. — Man kann diesen Druck

auch aus der am Hebel **H i** wirkenden Kraft, dem Verhältniß der Arme dieses Hebels und der Querschnitte des Druck- und Preßkolbens berechnen; muß dann aber von dem so erhaltenen Resultate, damit dasselbe dem von der Erfahrung (z. B. durch das eben beschriebene Experiment) erhaltenen nahe komme, ein Drittel in Abschlag bringen, welches von den an der Presse stattfindenden Reibungen verzehrt wird, auf die bei dieser Berechnung nicht gehörige Rücksicht genommen werden kann. Endlich ist bezüglich des Sicherheitsventils noch zu bemerken, daß daßselbe bei etwas abgeänderter Einrichtung auch zugleich den Dienst der Schraube j, nämlich zum Ablassen der Flüssigkeit aus dem Preßcylinder in das Behältniß **M** leisten, diese Schraube also ganz entbehrlich machen kann.

Um eine Vorstellung von der enormen Kraft zu erhalten, welche mittelst einer hydraulischen Presse von mäßig dickem Preßkolben ausgeübt werden kann, nehmen wir an, es drücke ein Mann den Hebel **H** mit einer Kraft von 50 Pfund nieder, so wird hierdurch, wenn der kürzere und längere Hebelarm sich wie 1 : 12 verhalten, der Druckkolben b mit der Kraft 50 . 12 = 600 Pfund hinabbewegt; betragen ferner die Durchmesser der Querschnitte des Druck- und Preßkolbens ⅓ Zoll und 12 Zoll, so daß ihr Verhältniß 1 : 36 und das Verhältniß der Querschnittsflächen 1 : 1296, mithin der Querschnitt des Preßkolbens 1296 mal größer als jener des Druckkolbens ist, so wird (nach Satz 1 S. 187) die auf den Preßkolben übertragene Kraft auch 1296 mal größer sein als die Kraft von 600 Pfund, mit welcher der Querschnitt des niedergedrückten Druckkolbens auf das Wasser wirkt, d. i. der Preßkolben sollte auf den einzupressenden Stoff einen Druck von 600 × 1296 = 777600 Pfund üben, wovon jedoch nach Abschlag des Drittels, welches durch die Reibung verzehrt wird, nur 518400 Pfund übrig bleiben.

Die hydraulischen Pressen, wie sie z. B. zum Auspressen des Saftes der Runkelrüben in der Zuckerfabrikation, der Oelsäure aus dem Talge bei Fabrikation der Stearinkerzen, des Oeles aus dem ölhaltenden Samen, zum Pressen der Tuche und des Papiers in der Tuch- und Papierfabrikation oder zum Zusammenpressen faseriger Stoffe, damit diese beim Aufbewahren oder beim Transport keinen so großen Raum einnehmen (z. B. des Heu's für die Cavallerie im Kriege) u. s. w. angewendet werden, übertreffen die eben berechnete Maschine oft weit an Kraft, indem sie eine Pressung von 8000 — 20000 Centnern und darüber gestatten.

Der Anwendung hydraulischer Pressen als Motoren (zur Erzeugung von Bewegung) ist der Umstand ungünstig, daß der Preßkolben bei jedem Niedergang des Druckkolbens sich immer nur um eine außerordentlich kleine Größe hebt; es müssen sich nämlich die Bewegungen beider Kolben umgekehrt wie ihre Querschnittsflächen verhalten. Wenn also, in unserm obigen Beispiel, der Druckkolben um 1 Zoll niedergedrückt wird, kann sich der Preßkolben nur um 1296stel eines Zolles heben. Wo es sich jedoch nur um geringe Ortsveränderungen handelt, die sehr große Kräfte erfordern und wobei die dazu nöthige Zeit nicht in Betracht kömmt, (z. B. beim Heben sehr großer Lasten auf geringe Höhen) sind hydraulische Pressen auch als Motoren sehr vortheilhaft. — Auf die aus der außerordentlich leichten Verschiebbarkeit und Unzusammendrückbarkeit folgende Eigenschaft tropfbarer Flüssigkeiten, einen einseitigen Druck nach allen Seiten ungeschwächt fortzupflanzen, gründet sich auch das Verfahren, die Dampfkessel (deren Einrichtung erst in der Wärmelehre näher besprochen werden kann)

dadurch zu probiren (d. i. auf ihre Festigkeit zu untersuchen), daß man in denselben mittelst einer (dem Druckwerke an einer hydraulischen Presse ähnlichen) Druckpumpe mit Gewalt so lange Wasser hineinpreßt, bis ein gehörig belastetes Ventil von bekannter Querschnittsfläche (der Art wie das in Fig. 138 anschaulich gemachte Sicherheitsventil), indem es sich hebt und nach allen Seiten hin Wasserstrahlen hervorspringen läßt, angezeigt, daß jeder Quadratzoll der Kesselfläche jenen höchsten Druck von innen nach außen erfahren habe, welchen er ohne Beschädigung des Kessels muß aushalten können.

121. Wirkungen der Schwere bei tropfbaren Körpern. Wird eine tropfbare Flüssigkeit in hinreichender Menge in ein Gefäß gebracht, so üben in Folge der Schwere die obern Theilchen einen Druck auf die untern, diese suchen, der leichten Verschiebbarkeit wegen, dem Druck nach allen Richtungen hin auszuweichen, und es muß daher so lange ein Auseinanderfließen der tropfbaren Masse stattfinden, bis diesem durch den Widerstand der Gefäßwände Einhalt gethan wird. Es folgt hieraus, daß eine tropfbare Flüssigkeit in einem Gefäße sich nach allen Seiten bis zur Berührung der Wände desselben ausbreiten, gleichsam die innere Gestalt des Gefäßes annehmen muß, vorausgesetzt, daß sie darin in hinreichender Menge vorhanden ist.

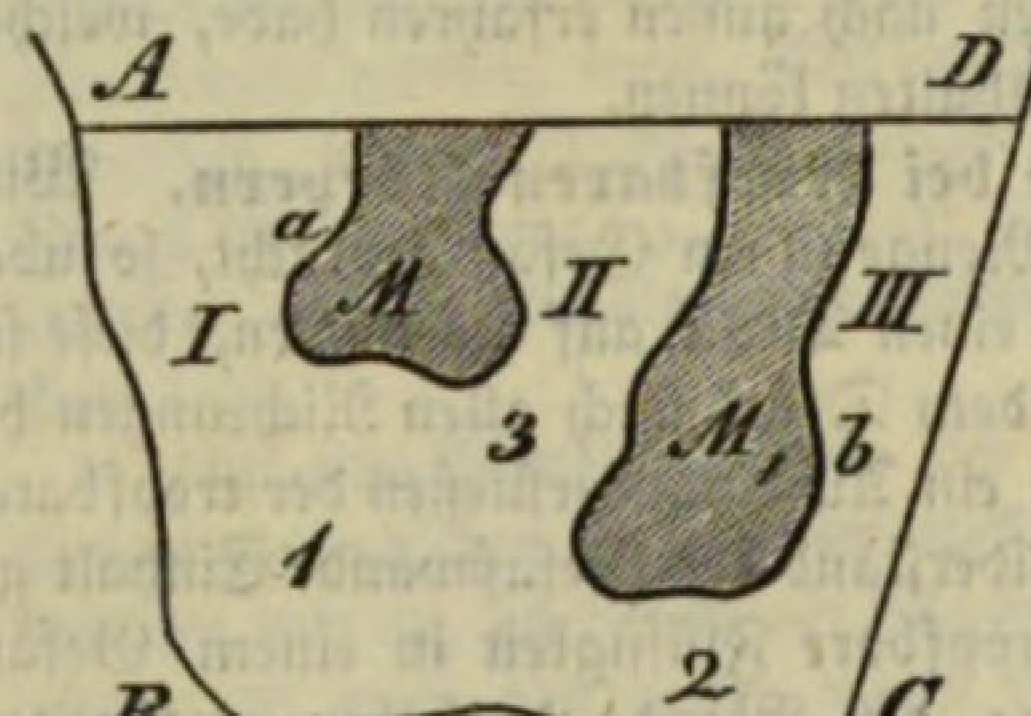
Die freie Oberfläche einer in einem Gefäße in Ruhe befindlichen Flüssigkeit muß unter der Voraussetzung, daß die Flüssigkeit und das Materiale des Gefäßes in keiner Art aufeinander einwirken, immer convex kugelförmig (der Kugelfläche der Erde parallel) sein, weil nur dann die Richtungen der die Flüssigkeitstheilchen gegen den Erdmittelpunkt ziehenden Schwere auf der freien Flüssigkeitsoberfläche senkrecht stehen, was Bedingung ist, damit die ganze Wirkung dieser Kraft durch den Widerstand der Theilchen im Innern der Flüssigkeitsmasse aufgehoben werde, mithin Ruhe herrsche. Denn wirkte die Schwerkraft auch nur auf ein einziges Theilchen der Oberfläche schief, so ließe sich dieselbe in zwei Componenten zerlegen, wovon die eine auf der Flüssigkeitsoberfläche senkrecht (normal) steht und durch vorbesagten Widerstand aufgehoben werden, die andere hingegen zu dieser Oberfläche tangential wirken und eine Verschiebung des Theilchens längs der Oberfläche, also Bewegung hervorbringen müßte.

Da nach §. 73 die Richtungen der auf nahe aneinander gelegene Punkte wirkenden Schwere als parallel angesehen werden können, so ist jede freie Flüssigkeitsoberfläche von nicht zu großer Ausdehnung als eben und horizontal anzusehen (§. 15)...(1. In großen Behältnissen, wie sie das Bett eines großen See's oder eines Meeres bildet, geht dies nicht mehr an; es stellt sich da die Converität der Wasseroberfläche schon dem bloßen Auge mehr oder weniger deutlich dar. — Der Umstand, daß bei tropfbaren Körpern außer der Schwere auch noch die Molecularkräfte (§. 116) wirksam sind, kann die eben aufgestellten Sätze, die freie Oberfläche tropfbarer Flüssigkeiten betreffend, nicht ändern, weil bei sehr ausgedehnten Flüssigkeitsmassen der Einfluß der Molecularkräfte auf die Gestaltung der Oberfläche gegen jenen der Schwere verschwindet; bei geringer Ausdehnung der Flüssigkeit aber die Richtungen der aus den Molecularkräften hervorgehenden Wirkungen der Flüssigkeit auf ihre oberste Schichte, so wie bei der Schwere, als parallel angenommen werden können.

122. Gleichgewicht einer tropfbaren Flüssigkeit in einem Communicationsgefäße. Es sei **A B C D** (Fig. 139) ein wie immer gestaltetes Gefäß, worin sich eine tropfbare Flüssigkeit im Zustande des Gleichgewichtes (der Ruhe) befindet, deren horizontale Oberfläche durch **A D** vorgestellt wird, so

kann offenbar das Gleichgewicht in der Flüssigkeit nicht gestört werden, wenn man sich davon beliebige Stücke M, M_1 u. s. w., ohne daß sie ihren Platz ändern, in den festen Zustand verwandelt denkt; denn es werden diese Stücke dann nicht aufhören, den sie umgebenden Flüssigkeitstheilchen den nämlichen Widerstand zu leisten, den sie im noch flüssigen Zustande geleistet haben und welcher zugleich mit dem Widerstand der Gefäßwände die einzige Ursache des Gleichgewichtes in der übrigen Flüssigkeitsmasse war. Das Gleichgewicht müßte auch fortbestehen, wenn man die Stücke M, M_1 u. s. w. aus dem Gefäße ganz herausnähme, so daß von demselben gleichsam nur die äußerste feste Rinde a, b u. s. w. (an ungeänderter Stelle) übrig bliebe, und wenn man endlich diese Rinde durch eine Wand aus was immer für einem festen Materiale ersetzte.

Fig. 139.



Dann hätte man aber aus dem ursprünglich vorhanden gewesenen Gefäße A B C D ein Gefäß mit mehreren, unter einander durch die Räume 1, 2, 3 u. s. w. in Communication stehenden Theilen I, II, III u. s. w. gemacht. Man nennt ein solches Gefäß ein Communicationsgefäß, und die Theile I, II, III . . . die Arme desselben.

Aus der vorstehenden Betrachtung, welche uns zeigt, daß durch Umwandlung irgend eines Gefäßes in ein wie immer beschaffenes Communicationsgefäß im Gleichgewichtsstande der darin enthaltenen Flüssigkeit, mithin auch im Stande der Oberfläche dieser letzteren keine Veränderung vor sich gehe, folgt der in vieler Beziehung höchst wichtige Satz: daß in allen wie immer gestalteten (gleich- oder ungleich weiten, geradlinigen oder gekrümmten, senkrechten oder geneigten u. s. w.) Armen eines Communicationsgefäßes die Oberflächen einer und derselben Flüssigkeit in der nämlichen Horizontalebene liegen oder mit anderen Worten, daß eine tropfbare Flüssigkeit in allen Armen eines Communicationsgefäßes gleich hoch stehen müsse . . . (2. Ueber die Ausnahmen von diesem Gesetze kann erst später geredet werden.

Auf dem Satze (2 beruhen unter Andern auch folgende Apparate und Erscheinungen:

1. Die zum Nivelliren dienende, sogenannte Kanalwage, d. i. eine blecherne, einige Fuß lange und etwa 1 Zoll weite Röhre a b (Fig. 140), in deren aufgebogenen Enden die cylindrischen Gläser 1, 2 eingekittet sind und welche Wasser oder eine andere Flüssigkeit enthält. Da die Oberfläche m, n dieser letzteren in beiden Armen 1 und 2 immer in eine Horizontalebene fallen muß (nach (2), so ist die Visur längs m n in die Ferne stets horizontal.

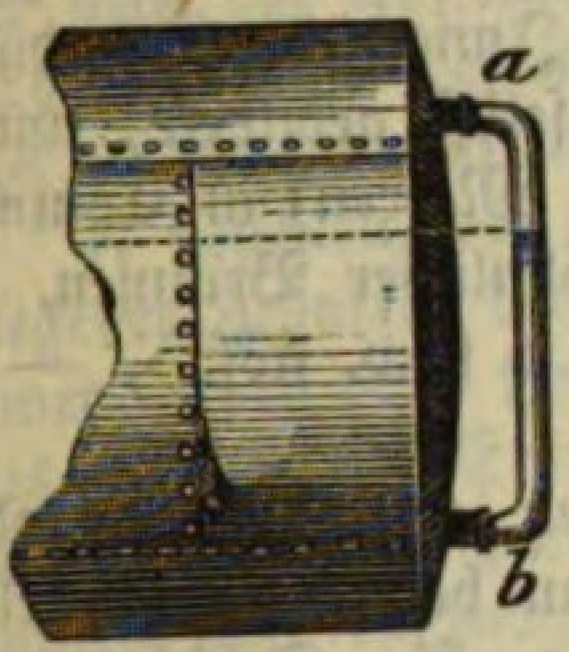
Fig. 140.



2. Die sogenannten Wassergläser an Dampfkesseln oder anderen, tropfbare Flüssigkeiten enthaltenden, geschlossenen Behältnissen mit undurchsichtigen Wänden, um die Höhe des Flüs-

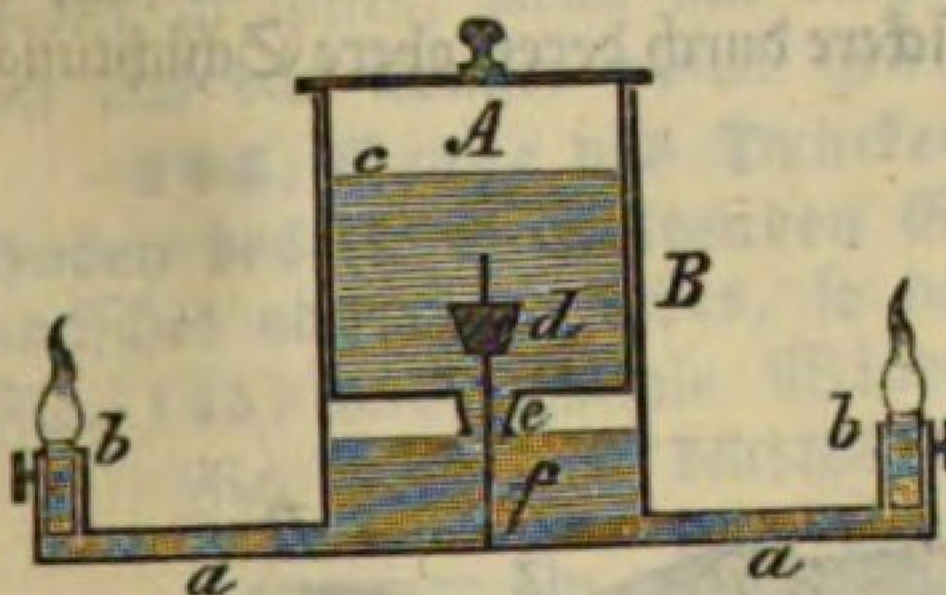
sigkeitsstandes darin beobachten zu können, bestehen in einer vertikalen gläsernen Röhre a b (Fig. 141), deren horizontal umgebogene Enden in einer der Seitenwände des Behältnisses auf passende Art eingekittet sind. Die Flüssigkeit wird nun in a b genau eben so hoch stehen wie im Innern des Behältnisses. Ein solches mit dem Innern eines geschlossenen Behältnisses communicirendes Rohr, dessen oberes Ende dann aber nicht umgebogen und in dem Behältnisse festgemacht, sondern frei und offen ist, kann auch in vielen Fällen sehr bequem dazu dienen, um das Behältniß, ohne es öffnen zu müssen, bis zu erforderlicher Höhe mit irgend einer Flüssigkeit anzufüllen und diese darin beliebig oft zu erneuern. Man braucht zu diesem Ende von der betreffenden Flüssigkeit nur so lange in das Rohr einzugießen, bis sie darin eben so hoch steht, als der Stand derselben im Behältnisse beabsichtigt wird, nachdem vorher durch eine (mittelst Hahn, Klappe oder Spunt u. s. w. verschließbare) Oeffnung im Boden des Behältnisses oder des Communicationsrohres die zu erneuernde Flüssigkeit abgelassen worden.

Fig. 141.



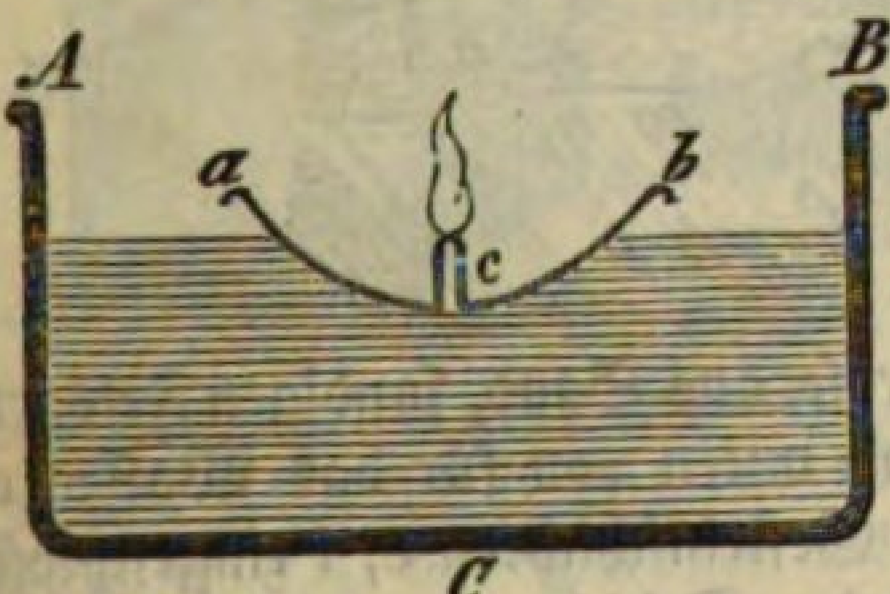
3. Bei den gewöhnlichen Oellampen wird das Oel in allen mit dem Oelbehälter A (Fig. 142) durch Röhren a communicirenden Brennern stets bei der nämlichen Höhe b erhalten, wenn auf eine Weise, die sich erst später verständlich machen läßt, dafür gesorgt ist, daß auch in dem, den Oelbehälter A einschließenden Gefäße B immer das Oel mit b, b in gleicher Höhe steht.

Fig. 142.



4. Die Nachtlampen ohne Docht, die aus einem durch Fig. 143 in halber natürlicher Größe dargestellten Schälchen a b von Metall oder Glas bestehen, in deren Mitte ein durch den Boden gehendes, beiderseits offenes Röhrchen c (meistens von Glas) festgemacht ist. Ist das Gewicht des Schälchens und die Länge des Röhrchens von der Art, daß das Schälchen, auf die Oberfläche des Brennöls gebracht, in diesem etwas tiefer einsinkt als das Röhrchen c hoch ist, so sucht das Oel in diesem Röhrchen, welches mit dem Gefäße A B C ein Communicationsgefäß bildet (nach S. 193) bis zur Höhe der äußeren Oberfläche A B emporzusteigen und kommt so an der Spitze von c als Tropfen zum Vorschein, der sich leicht anzünden läßt und in dem Maße, als er verbrennt, immer durch nachsteigendes Oel ersetzt wird.

Fig. 143.



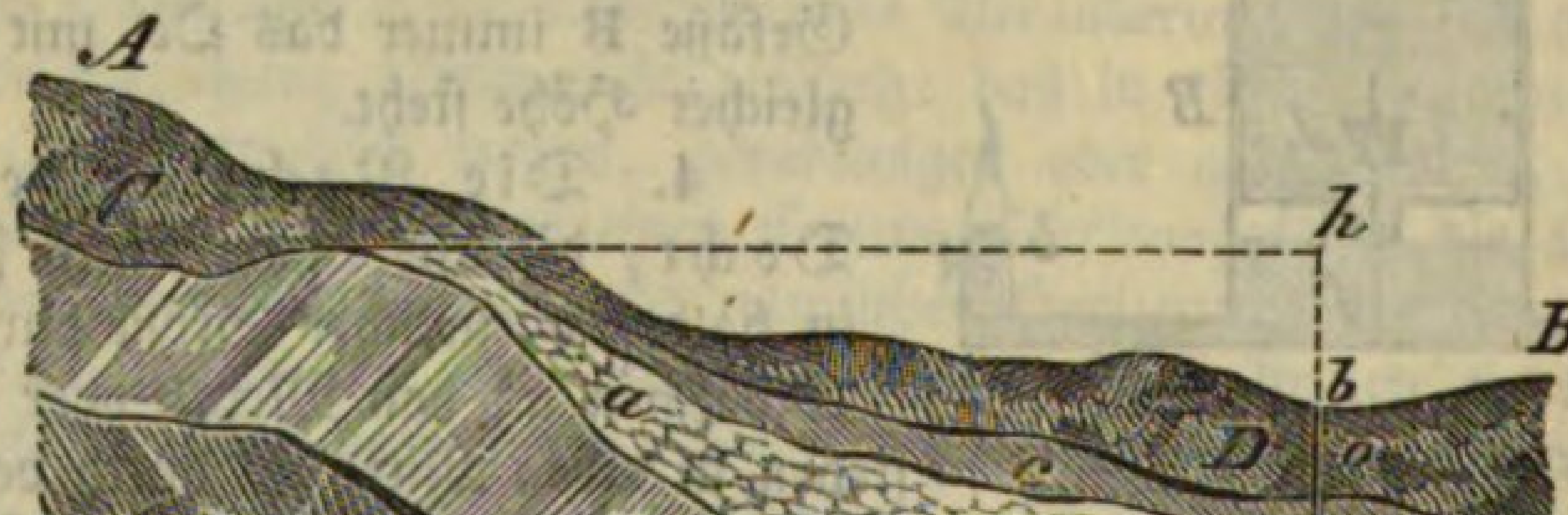
5. Die Keller nahe an Flüssen gelegener Häuser füllen sich mehr oder weniger mit Wasser, wenn der Stand dieses letzteren im Flusse (längere Zeit) höher als der Boden des Kellers ist. Das Wasser dringt nämlich durch die Risse

und Zwischenräume des Erdreichs, durch welche Flußbett und Keller communiciren, bis zu letzterem, und stellt sich darin zu gleicher Höhe mit der Wasseroberfläche in ersterem.

Ganz auf die nämliche Weise erklärt sich das Steigen und Sinken jedes andern Grundwassers — (d. i. des Wassers, welches im Innern der Erde durch deren Poren, Risse oder andere, mitunter vom Wasser selbst gebildete, unterirdische Kanäle mit größern Gewässern [Flüssen, Seen, Meeren] in Communication steht und auf welches man bei Anlegung gewöhnlicher Brunnen, bei Gründungen von Bauwerken, Abteufen von Schachten u. s. w. stößt), — so wie die Höhe dieser größeren Gewässer zu- und abnimmt.

6. Das Steigen des Wassers in den sogenannten artesischen oder Bohrbrunnen, welche da angelegt werden, wo man beim Graben selbst bis zu bedeutender Tiefe noch kein Wasser findet, weil die porösen Schichten und Gesteine das Wasser der Oberfläche der Erde in größere Tiefen einsickern lassen. Man bohrt nämlich daselbst mittelst passender Bohrer und anderer Mechanismen mehrere hundert, ja tausend Fuß senkrecht in die Erde und trifft dann endlich oft auf Wasser, welches in dem Bohrloche entweder so hoch steigt, daß es durch passende Schöpfwerke ganz zu Tage gefördert werden kann, oder, was meistens der Fall ist, von selbst oben aus dem Bohrloche hervorquillt, nicht selten auch wie bei einem Springbrunnen weit über die Mündung des Bohrloches in die Höhe springt und dann ununterbrochen in mehr oder weniger ergiebigem, nie versiegendem Wasserstrahle fortfließt. Um eine Vorstellung von dem Wesen und den Bedingungen eines artesischen Brunnens zu bekommen, denke man sich, das Wasser der Erdoberfläche **A B** ... (Fig. 144) sickere durch deren obere Schichtungen

Fig. 144.



CD ... in die Tiefe und gelange endlich in eine poröse, aus Sand, sandigen Felsarten u. dgl. gebildete Schichte a, a, welche oben und unten von für das Wasser undurchdringlichen Thon- und Mergellagern oder Gesteinschichten c, f eingeschlossen ist; so sammelt es sich in den tiefern Parthien der Schichte a, welche die wasserführende genannt wird und gewöhnlich ausgedehnte, ziemlich regelmäßige Becken bildet, in großer Menge an, vorausgesetzt, daß es auch an den Seiten verhältnißmäßig nur in, im Verhältniß zum Zuflusse, geringer Menge und langsam (etwa ins Meer) abfließen kann. Wird nun z. B. an dem Orte b der Erdoberfläche ein senkrechtes Bohrloch durch die obere Thon- oder Steinlage o bis in die wasserführende Schichte eingetrieben, so bildet dieses einen mit dem Wasserbehältnisse a, a communicirenden Arm, in welchem das Wasser zu der nämlichen Höhe h, zu welcher es in der Schichte a reicht, emporzusteigen sucht, mithin

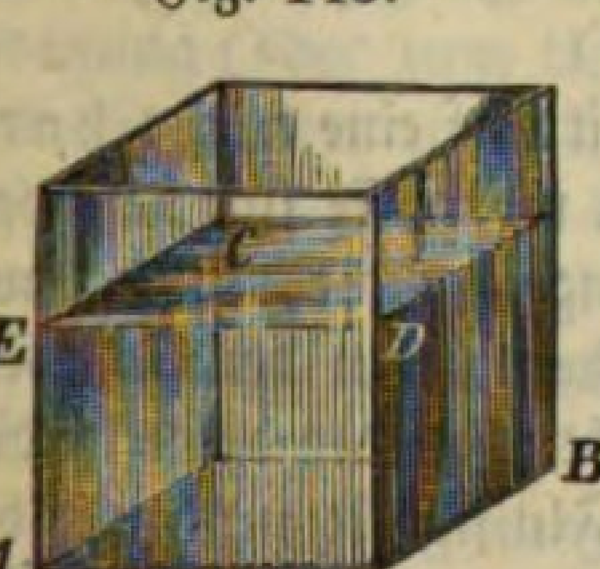
in unserm Beispiele aus dem Bohrloche hervorspringen muß. — Man sieht aus dieser Betrachtung, daß sich artesische Brunnen nicht an allen Orten auf der Erde, sondern nur an jenen zu Stande bringen lassen, unter welchen sich eine der beschriebenen Schichte a ähnliche wasserführende Schichte befindet, worüber noch vor Anstellung wirklicher Bohrversuche oft schon die geognostischen Verhältnisse des betreffenden Ortes und seiner Umgebung mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit entscheiden können.

7. Quellen, die meistens auf Bergen, Bergabhängen und andern höher gelegenen Punkten der Erde entspringen, verdanken ihre Entstehung zwar nicht immer, aber doch sehr häufig dem unter (2 S. 194 nachgewiesenen Gesetze. Das Wasser der Erdoberfläche, besonders das, welches aus der Atmosphäre als Regen oder Schnee herabfällt oder von der porösen Erdoberfläche aus der feuchten Luft eingesogen wird, dringt nämlich in die Risse, Klüftungen und andere Zwischenräume in die Erde ein, fließt darin, der Schwere folgend, nach abwärts fort, bis es daran durch einen unüberwindlichen Widerstand (z. B. für dasselbe undurchdringliche Steinmassen) gehindert wird, wo es dann seinen Weg in horizontaler Richtung und dem hydrostatischen Satze (2 S. 194 zu Folge auch nach aufwärts fortsetzt (letzteres natürlich nur so weit, als der zweite von der Erdoberfläche kommende Arm dieser Wasserader emporreicht) und endlich an Stellen zu Tage kömmt, wo es das Erdreich durchdringen kann.

8. Auf demselben schon oft angezogenen hydrostatischen Satz beruht auch die Möglichkeit, die einzelnen Theile einer Wasserleitung verschieden auf- und absteigen zu lassen, wenn nur dabei kein Theil die Höhe überschreitet, von welcher aus das Wasser weiter geleitet wird u. s. w.

123. Größe des Druckes einer tropfbaren Flüssigkeit auf den Boden des sie enthaltenden Gefäßes. Ist das Gefäß ein gerades prismatisches oder cylindrisches, so daß es einen ebenen horizontalen Boden **AB** (Fig. 145) und vertikale Wände **AC**, **BD** hat, so drückt jedes Flüssigkeitstheilchen mit seinem ganzen Gewicht auf den Boden; denn die oberste Flüssigkeitsschichte überträgt ihr ganzes Gewicht auf die zunächst darunter liegende gleichgroße Schichte, diese drückt wieder mit dem empfangenen und ihrem eigenen Gewichte auf die unter ihr befindliche Schichte, und so geht dies durch die Flüssigkeitsmasse bis zum Boden **AB** hinab fort, welcher daher einen dem Gewichte dieser Masse gleichen Druck erfährt. Dieses Gewicht, welches mit **P** bezeichnet werden mag, wird aber gefunden, indem man das Volum der Flüssigkeitsmasse (welche natürlich so wie das Gefäß, ebenfalls g e r a d e prismatisch oder cylindrisch ist) d. i. das Product aus der Grundfläche **AB** in die Höhe **AE** mit dem Gewichte der Volumeinheit d. h. dem specifischen Gewicht (§. 17) der Flüssigkeit multiplicirt, so daß, wenn **S** dieses spezifisches Gewicht bezeichnet,

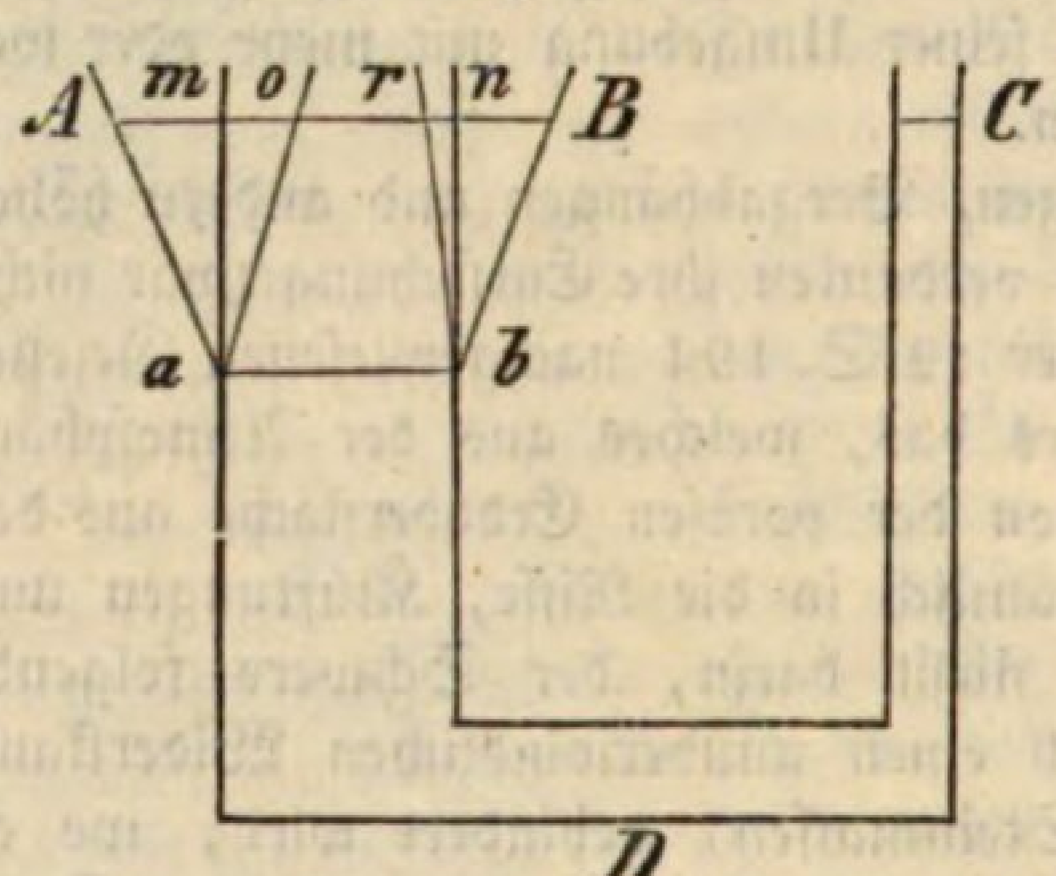
Fig. 145.



$P = AB . AE . S$ ist. Man findet also den Druck einer tropfbaren Flüssigkeit auf den Boden eines geraden prismatischen oder cylindrischen Gefäßes, wenn man den Flächeninhalt des Bodens mit der Höhe der Flüssigkeit in dem Gefäße und mit ihrem spezifischen Gewicht multiplicirt . . . (†). Dieser Satz gilt aber nicht blos für gerade prismatische und cylindrische, sondern für alle wie immer gestaltete, aber mit ebenem und horizontalem Boden versehene Gefäße; die Seiten-

wände können übrigens wie immer, eben oder gekrümmt, vertikal oder schief u. s. w. beschaffen sein, wie aus folgender Betrachtung erhellt. Sei **A D C** (Fig. **146**) ein mit beliebig gestalteten Armen versehenes, bis **A**, **C** eine Flüssigkeit enthaltendes Communicationsgefäß (im vertikalen Durchschnitt). Man betrachte in dem einen

Fig. **146**.



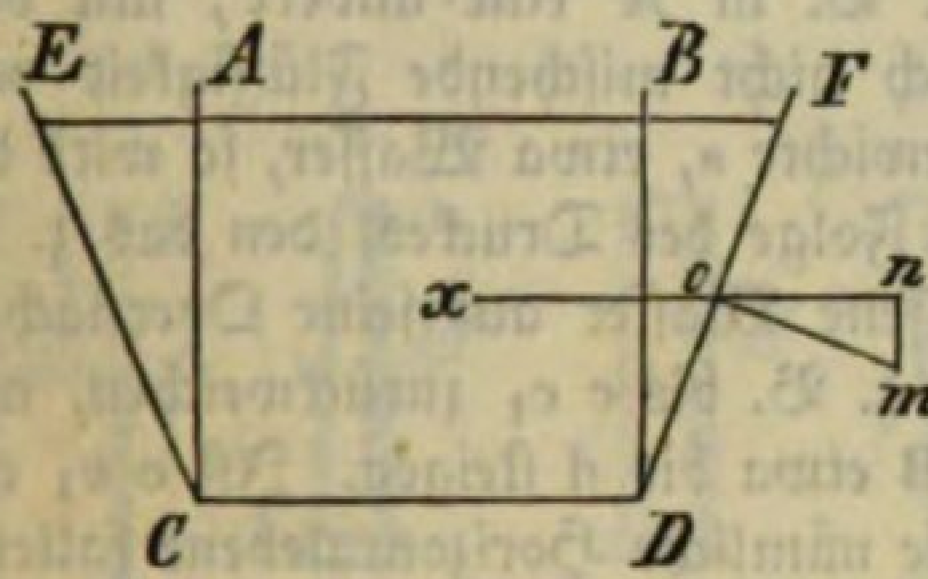
Arm, z. B. **A** irgend eine horizontale Flüssigkeitsschichte, z. B. die mit der Linie **a b** bezeichnete, so erfährt diese von dem über ihr befindlichen Flüssigkeitskörper **a b A B** einen gewissen Druck, den wir **p** nennen wollen, und welcher macht, daß die Flüssigkeit unter **a b** in Ruhe bleibt und in dem Arm **A** nicht bis zur Höhe **C** der Flüssigkeit im zweiten Arm des Communicationsgefäßes emporsteigt. Wären bei dem nämlichen Stand der Oberfläche **A B C** die Wände **a A** und **b B** geradlinig und auf **a b** senkrecht, wie **a m** und **b n**, so würde der Druck des Flüssigkeitskörpers **a b m n** auf die Fläche **a b** gerade dasselbe leisten, wie **p**, nämlich die Flüssigkeit unter **a b** im Gleichgewicht erhalten, muß daher auch dem Drucke **p** ganz gleich sein, dieser muß daher durch das Product aus der Bodenfläche **a b** in die Höhe **a m** des Flüssigkeitskörpers und in das spezifisches Gewicht desselben ausgedrückt werden können. Da ganz aus den nämlichen Gründen der Druck auf **a b**, wenn die Wände wie **a o** und **b r** nach oben zu convergirten, dem bei den vertikalen Wänden **a m** und **b n** stattfindenden gleich sein muß, so leuchtet ein, daß obiger Satz (†) wirklich für alle Gefäße mit ebenem und horizontalem Boden gelte und daß somit der Druck einer tropfbaren Flüssigkeit auf einen solchen Boden unabhängig von der Menge der im Gefäße enthaltenen Flüssigkeit sei, sich vielmehr nur nach der Bodenfläche des Gefäßes, ferner nach der Höhe und dem spezifischen Gewichte dieser Flüssigkeit richte und dem Producte aus diesen drei Größen gleich sei . . . (††)

Die Größe des Druckes, den eine tropfbare Flüssigkeit auf eine n i c h t h o r i z o n t a l e Fläche, z. B. auf eine Seitenwand des Gefäßes, worin sie sich befindet, und zwar nach einer auf diese Fläche senkrechten Richtung ausübt, wird, wie die höhere Rechnung lehrt, in allen Fällen bestimmt, indem man den Flächeninhalt des mit der Flüssigkeit in Berührung stehenden Stückes der betreffenden Fläche oder Wand mit dem spezifischen Gewichte der Flüssigkeit und mit der Tiefe des Schwerpunktes dieses Flächen- oder Wandstückes unter der Flüssigkeitsoberfläche multiplicirt, also gerade so verfährt, als wäre die gedrückte Fläche oder Wand horizontal und die Höhe der drückenden Flüssigkeitssäule dem senkrechten Abstande des Schwerpunktes des besagten Flächen- oder Wandstückes von der Flüssigkeitsoberfläche gleich . . . (I)

Sei **A B C D** (Fig. **147**) der Durchschnitt eines prismatischen bis **A B** mit Flüssigkeit gefüllten Gefäßes, die Seitenwände **A C** und **B D** seien vertikal, gleich breit und auch gleich hoch, so haben sie gleiche Flächeninhalte und ihre Schwerqunkte (eigentlich geometrische Mittelpunkte) liegen nothwendig in gleicher Tiefe unter **A B**; beide Seitenwände erfahren daher nach (I) in auf sie senkrechter, mithin horizontaler Richtung einen ganz gleichen Druck . . . (*) und zwar ist der Druck, z. B. auf die Wand **BD = BD . l . s . h . . . 1**), wenn **l**

die horizontale Länge dieser Wand, h die Tiefe ihres Schwerpunktes und s das spezifische Gewicht der Flüssigkeit bedeutet. Hätte das Gefäß, unter übrigens

Fig. 147.

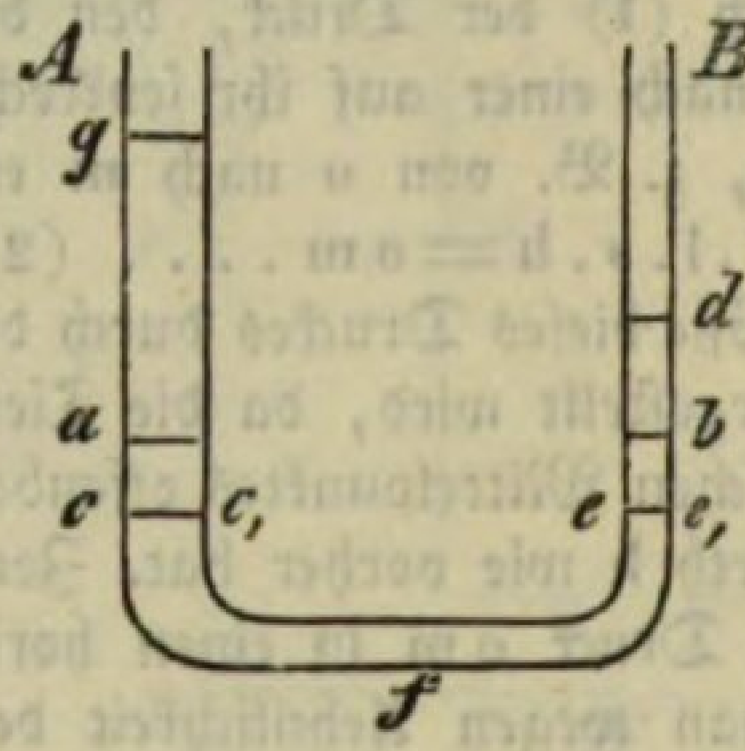


gleichen Umständen, die schiefen und rechteckigen, ebenen Wände CE und DF der nämlichen Länge l wie CA und BD, so wäre nach (1) der Druck, den die Wand DF nach einer auf ihr senkrechten Richtung, z. B. von o nach m erfährt $= DF.l.s.h = om$ .... (2), wenn die Größe dieses Druckes durch die Linie om vorgestellt wird, da die Tiefe des geometrischen Mittelpunktes offenbar denselben Werth h wie vorher hat. Zerlegt man den Druck om in einen horizontalen on und in einen vertikalen mn, so hat man wegen Aehnlichkeit der Dreiecke omn und DBF (deren Seiten wechselweise auf einander senkrecht stehen) $on : om = BD : DF$ und anstatt om seinen Werth aus (2), gesetzt, so erhält man $on = BD . l . s . h$, d. h. der horizontale Druck auf die schiefe Seitenwand DF ist eben so groß, wie der oben unter (1) angegebene horizontale Druck auf die vertikale Seitenwand BD.

Da sich ganz auf gleiche Weise zeigen läßt, daß auch die schiefe und die vertikale Wand CE und CA einen gleichen horizontalen Druck erleiden, woraus dann [nach (*)] folgt, daß auch die horizontalen Drücke, welche die Flüssigkeit auf die Wände CE und DF übt, gleich sind, sich somit, da sie zugleich entgegengesetzte Richtungen haben, aufheben, da ferner dieser Satz von der Gleichheit und Aufhebung der horizontalen Druckkräfte für alle einander horizontal gegenüberliegende, correspondirende Theile (Elemente) der Seitenwände bei jeder Form des Gefäßes gilt, so kann dieses letztere, wenn es auch noch so leicht beweglich (z. B. umzuwerfen) wäre, keine Anregung zu einer horizontalen Bewegung (oder zum Umfallen) nach einer oder der andern Seite hin erhalten. Wird aber in der einen Seitenwand eine Oeffnung angebracht, aus welcher die Flüssigkeit ausströmen kann, so fällt auf dieser Seitenwand der horizontale Druck auf ein Flächenstück von der Größe der besagten Oeffnung weg, während der entgegengesetzte und gleiche Druck auf das correspondirende Flächenstück der gegenüber befindlichen Seitenwand fortbesteht, so daß jetzt diese Seitenwand (ohne Oeffnung) einen größern Druck erleidet als die andere, mithin das Gefäß eine Anregung erfährt, sich nach einer, der Richtung der ausströmenden Flüssigkeit entgegengesetzten, horizontalen Richtung fortzubewegen. Man nennt diese Anregung zur Bewegung die Reaction der ausströmenden Flüssigkeit und sagt, wenn das Gefäß dieser Anregung folgen und sich in Bewegung setzen kann, es werde durch die Reaction der Flüssigkeit bewegt. Wir werden später noch einmal auf diese Reaction zurückkommen.

124. Anwendungen des Bodendruckes tropfbarer Flüssigkeiten. Wir wollen den in vielen Beziehungen (die gleich nachher näher erörtert werden sollen) wichtigen Satz (††) zunächst dazu anwenden, um zu zeigen, daß wenn in ein Communicationsgefäß zwei ungleichartige, sich nicht mischende (nicht chemisch verbindende) Flüssigkeiten gebracht werden, die Höhen der einander das

Gleichgewicht haltenden Säulen dieser Flüssigkeiten im umgekehrten Verhältnisse mit den spezifischen Gewichten dieser letzteren stehen. Gießt man in das Communicationsgefäß A B (Fig. 148) zuerst eine Flüssigkeit vom spezifischen Gewichte S, etwa Quecksilber, so daß es bis a und b reicht, hierauf in einen der Arme, z. B. in A eine andere, mit dem Quecksilber sich nicht mischende Flüssigkeit vom spezifischen Gewichte s, etwa Wasser, so wird das Quecksilber zu Folge des Druckes, den das z. B. bis g eingegossene Wasser auf seine Oberfläche a ausübt, von a z. B. bis c c_1 zurückweichen, mithin im Arm B etwa bis d steigen. Ist e e_1 eine mit c c_1 in die nämliche Horizontalebene fallende Linie, so steht nach (2 S. 194 die Quecksilbermasse c f e_1 für sich im Gleichgewichte und es muß daher für den vorausgesetzten Fall, daß die ganze, im Communicationsgefäße enthaltene Flüssigkeit

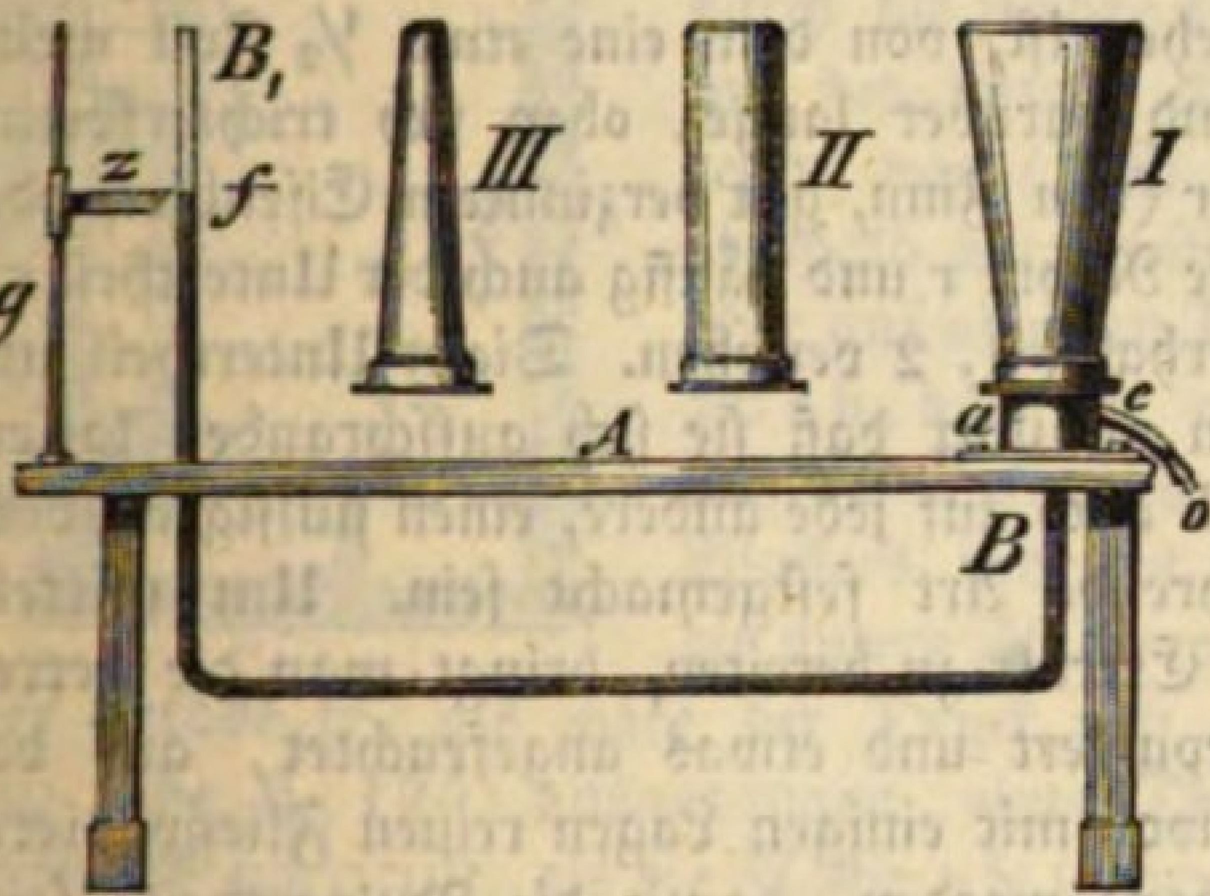


sich in Ruhe befinde, der Druck, den die Wassersäule c g auf die Quecksilberoberfläche c c_1 ausübt, gleich sein dem Drucke, den die Quecksilbersäule e_1 d in Folge Fortpflanzung durch die für sich im Gleichgewichte stehende Quecksilbermasse e_1 f c auf dieselbe Fläche c c_1 bewirkt. Es ist daher, wenn H die Höhe der Quecksilbersäule e_1 d und h die Höhe der Wassersäule c g bedeutet, nach (††) S. 198 $cc_1 . h . s = cc_1 . H . S$ oder $h . s = H . S$ und daraus $H : h = s : S$, d. h. die Höhen der in einem Communicationsgefäße sich das Gleichgewicht haltenden Säulen zweier verschiedener, sich nicht mischender Flüssigkeiten verhalten sich umgekehrt wie die spezifischen Gewichte dieser letzteren . . . . (**). Da das spezifische Gewicht des Quecksilbers nahe 14mal größer ist als jenes des Wassers, so muß die Wassersäule, welche in einem Communicationsgefäß mit einer Quecksilbersäule bestimmter Höhe im Gleichgewichte stehen soll, 14mal höher sein als diese. Aus dem Gesagten leuchtet schon ein, daß man ein Communicationsgefäß mit durchsichtigen Armen (z. B. eine beiderseits aufwärts gebogene Glasröhre) zur Ermittlung des Verhältnisses der spezifischen Gewichte verschiedener sich nicht mischender Flüssigkeiten anwenden kann. Wir werden auf diese Anwendung später wieder zurückkommen und dann zugleich zeigen, wie sich mittelst eines Communicationsgefäßes das Verhältniß der spezifischen Gewichte auch von Flüssigkeiten bestimmen lasse, die sich mit einander mischen.

Man kann sich von der Richtigkeit des vorher durch Schlüsse erwiesenen Satzes, daß die Größe des durch eine tropfbare Flüssigkeit bewirkten Bodendruckes unabhängig von der Flüssigkeitsmenge sei, auch auf dem Versuchswege überzeugen und zwar am leichtesten mittelst des folgenden, von Haldat herrührenden Apparates. a (Fig. 149) ist ein cylindrisches, zur Aufnahme von Quecksilber bestimmtes und am besten aus Eisen oder Packfong (welche Metalle von Quecksilber nicht angegriffen werden) bestehendes Gefäß. Dasselbe ist auf dem hölzernen Gestelle A festgeschraubt, hat im Boden das eine Ende der beiderseits aufgebogenen Glasröhre B B_1 flüssigkeitsdicht eingekittet, ferner etwa in der Hälfte seiner Höhe eine Seitenröhre c, die mittelst eines eingeschliffenen Pfropfes o (oder eines Hahnes mit

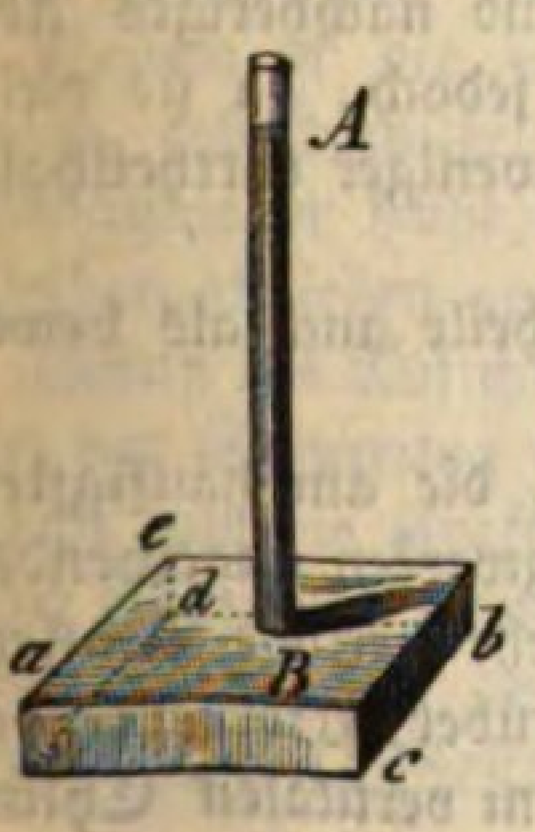
weiter Bohrung) verschlossen werden kann und endlich am obern Ende ein Schraubengewinde, auf welche sich die in der Figur mit I, II, III bezeichneten, gleich hohen, aber ungleich weiten und verschieden gestalteten Gefäße wasserdicht aufschrauben lassen. Gießt man in das Gefäß a so lange Quecksilber ein, bis dieses gerade an die Einmündung des Seitenrohres c und mithin in der Glasröhre B_1 zu gleicher Höhe reicht, schraubt dann das Gefäß I auf und füllt letzteres nachher bis oben an mit Wasser voll, so macht dieses nach (**) durch seinen Druck auf die Quecksilberoberfläche in ab das Quecksilber in B_1 bis zu einem bestimmten Punkt f empor steigen. Markirt man diesen Punkt, z. B. mittelst des an dem Stabe g mit Reibung verschiebbaren Zeigers z, zieht hierauf den Pfropf o, so daß alles Wasser aus dem Gefäße I ausfließt und das Quecksilber in der Röhre B_1 wieder zu seinem ursprünglichen Stand herabsinkt, schraubt dann dieses Gefäß ab, ersetzt es z. B. durch das gleich hohe Gefäß II oder III und füllt dieses wieder bis oben an mit Wasser voll, so erhebt sich das Quecksilber in B_1 immer genau wieder bis f, zum Beweis, daß die Wassermengen, — welche die Gefäße I, II, III erfüllen und sehr ungleich groß, aber gleich hoch sind und stets auf die nämliche Basis, d. i. auf die Quecksilberoberfläche in a drücken, — auf diese Basis einen ganz gleichen Druck ausüben, daß somit der Druck, den eine Flüssigkeitssäule auf die Unterlage bewirkt, bei gleicher Basis und Höhe völlig unabhängig von ihrer Menge sei.

Fig. 149.



Aus Satz (††) S. 198 folgt, daß man durch eine bestimmte tropfbare Flüssigkeit, z. B. Wasser auf den ebenen und horizontalen Boden eines Gefäßes oder eine andere gleichsam die Stelle eines solchen Bodens vertretende Unterlage einen desto größeren Druck üben könne, eine je größere Fläche man der Unterlage gibt und je höher man die drückende Wassersäule macht, wenn diese (versteht sich an den nicht unmittelbar mit der Unterlage in Berührung stehenden Stellen) einen auch noch so kleinen Querschnitt hat. Man kann demnach selbst durch sehr geringe Wassermengen auf eine Fläche einen beträchtlichen Druck erzielen, indem man, wie in dem Gefäße ABabce (Fig. 150), auf eine mit der betreffenden Fläche (ce) überall in Berührung stehende, ganz niedrige Wasserschichte (abce) eine dünne aber hohe Wassersäule (AB) wirken läßt. — Hierauf gründet sich die Einrichtung und Wirkung der Real'schen Presse, eines von Grafen Real erfundenen Apparates, der häufig und recht vortheilhaft angewendet wird, um aus Substanzen die in Wasser, Weingeist oder einer andern passenden Flüssigkeit löslichen Bestandtheile auszuziehen, sogenannte

Fig. 150.



Extrakte zu bereiten, und durch Fig. 151 im vertikalen Durchschnitt dargestellt ist. a b ist ein (etwa 3″ weiter und 9″ hoher) Cylinder, am besten aus Glas oder Zinn (weil diese Materialien von den beim Extrahiren gewöhnlich in Anwendung kommenden Flüssigkeiten nicht angegriffen werden), der unten eine siebartig durchlöcherte, auf dem angeschraubten, trichterförmigen Theile c d aufliegende Platte e enthält und oben mit einem aufschraubbaren Deckel f versehen ist, von dem eine etwa ½ Zoll weite, 1 bis 2 Klafter und darüber lange, oben sich trichterförmig erweiternde Röhre r (von Zinn, gut verzinntem Eisenblech oder Glas) ausgeht. Die Röhre r und häufig auch der Untertheil c d ist mit einem Sperrhahn 1, 2 versehen. Dieser Untertheil und der Deckel f können, anstatt daß sie sich aufschrauben lassen, an dem Cylinder a b auch auf jede andere, einen flüssigkeitsdichten Schluß gewährende Art festgemacht sein. Um mittelst dieser Presse einen Extrakt zu bereiten, bringt man die betreffende Substanz gepulvert und etwas angefeuchtet, auf das Sieb e, welches zuvor mit einigen Lagen reinen Fließpapieres (Filtrirpapiers) bedeckt worden, damit die Pulvertheile seine Löcher nicht verstopfen können, drückt eine jede eingebrachte Portion auf dem Siebe ziemlich stark zusammen, legt endlich oben auf die eingedrückte Masse, damit sie von der Flüssigkeit, die man nachher auf sie einwirken läßt, nicht aufgewühlt werde, ein dem Siebe e ähnliches, im Cylinder leicht auf und ab bewegliches Sieb, bringt zu allem Ueberfluß unter dieses wieder eine Lage Filtrirpapier, füllt jetzt den übrigen Raum des Cylinders mit der betreffenden Flüssigkeit voll, setzt nachher den Deckel mit der Röhre r auf, schließt den Hahn 1, füllt nun auch diese Röhre mit derselben Flüssigkeit bis zur beabsichtigten Höhe voll und öffnet dann den Hahn 1, damit der Druck der Flüssigkeit auf die gepulverte Substanz und die Extraktion beginne. Das bei d tropfenweise hervorquillende Extrakt wird in einem unter c d passend angebrachten Gefäß aufgefangen.

Fig. 151.



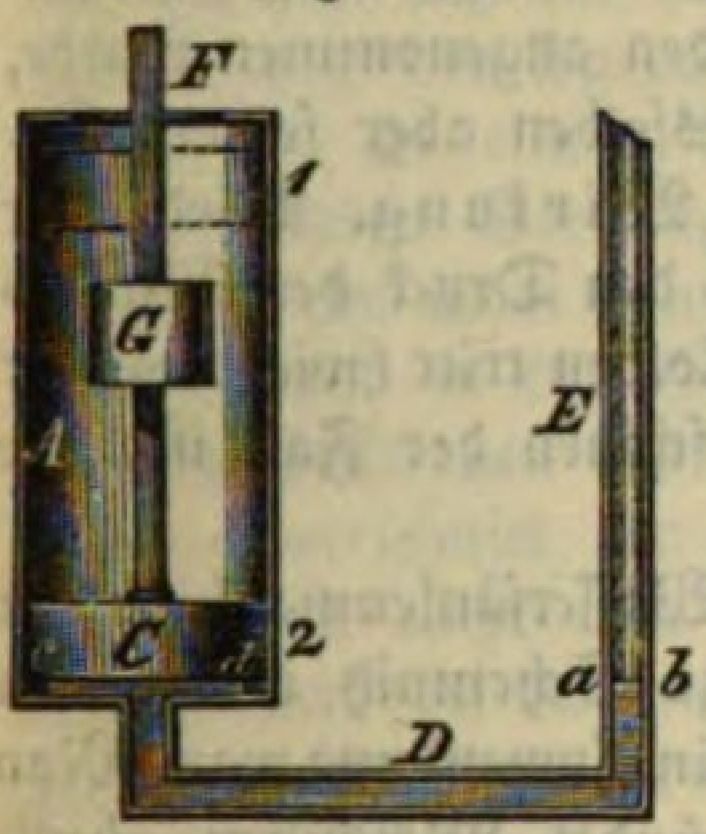
Durch den in der Real'schen Presse stattfindenden hydrostatischen Druck, d. i. den Druck der über der gepulverten Substanz stehenden Flüssigkeitssäule wird die Flüssigkeit mit so vielen Theilen dieser Substanz in Berührung gebracht und sie durchdringen gemacht, daß sie sich mit den auflöslichen Bestandtheilen derselben mehr oder weniger sättigt und sie ganz erschöpft, so wie dies sonst nur durch Wärme (Auskochen oder Aufbrühen der Substanz und nachheriges Abdampfen des Absudes oder Aufgusses) erzielt wird, welche jedoch, da sie viele Substanzen verändert, in manchen Fällen gar nicht oder weniger vortheilhaft anwendbar ist.

Der Druck einer Wassersäule wird mit großem Vortheile auch als bewegende Kraft angewendet und zwar:

1. bei der sogenannten Wassersäulenmaschine, die am häufigsten zum Gewältigen (Auspumpen) der Grubenwässer in Bergwerken angewendet wird. Diese Maschine, die zu ihrem Betriebe nur eine sehr geringe Wassermenge, aber ein großes Gefälle (10 bis 20 Klafter und darüber) erfordert, besteht in ihrer ältesten und einfachsten Einrichtung aus einem vertikalen Cylin-

der A (Treibcylinder) (Fig. 152), in welchem sich luft- und wasserdicht ein Kolben C auf und ab bewegen läßt und der unten durch eine horizontale Röhre D mit einem vertikal aufsteigenden, hohen Rohre E (Fallröhre) communicirt, dessen oberes Ende in ein Behältniß mündet, dem beständig Wasser zufließt. Hat sich aus

Fig. 152.

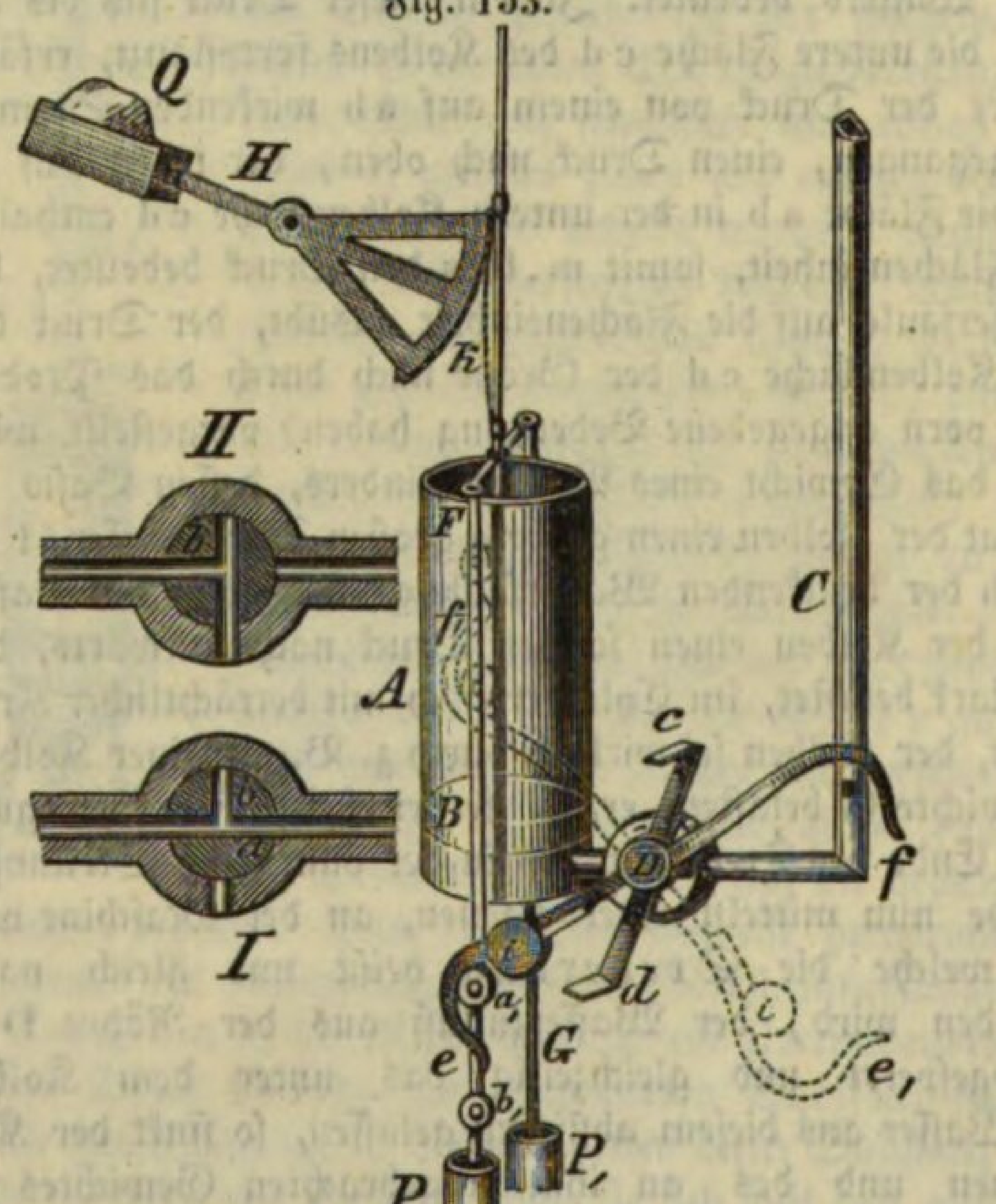


diesem Behältniß der Raum des Cylinders unter dem Kolben C, die Röhre D und E mit Wasser angefüllt, so steht der Theil davon, welcher vom Kolben aus durch die Röhre D und in der Röhre E bis zu einer mit der untern Kolbenfläche gleich hohen Ebene a b reicht, nach (2 S. 194 für sich im Gleichgewichte. Die oberhalb a b die Röhre E erfüllende Wassersäule übt aber auf a b einen Druck aus, welcher nach (††) S. 198 = a b . h . s ist, wenn h die Höhe dieser Wassersäule von a b aufwärts und s das spezifische Gewicht des Wassers bedeutet. Indem dieser Druck sich bis auf die untere Fläche c d des Kolbens fortpflanzt, erfährt dieser gerade so, als wäre der Druck von einem auf a b wirkenden Stempel (man sehe §. 120) ausgegangen, einen Druck nach oben, der jenen auf a b so oftmals übertrifft, als die Fläche a b in der untern Kolbenfläche c d enthalten ist, so daß, wenn m die Flächeneinheit, somit m . h . s den Druck bedeutet, den die über a b stehende Wassersäule auf die Flächeneinheit ausübt, der Druck dieser Wassersäule auf die Kolbenfläche c d der Größe nach durch das Product c d . h . s (wo h und s die vorn angegebene Bedeutung haben) vorgestellt wird, demnach so groß ist, wie das Gewicht eines Wassercylinders, dessen Basis c d und dessen Höhe h ist. Hat der Kolben einen gehörig großen Durchmesser (1 bis 2 Fuß) und ist die Höhe h der drückenden Wassersäule groß genug (10 Klafter und darüber), so erfährt der Kolben einen solchen Druck nach aufwärts, daß er, selbst wenn man ihn stark belastet, im Cylinder noch mit beträchtlicher Kraft in die Höhe steigt. Gesetzt, der Kolben sei wirklich durch z. B. an seiner Kolbenstange F angebrachte Gewichte G belastet, er sei ferner bei seiner Bewegung nach aufwärts am oberen Ende des Treibcylinders in der punktirten Stellung 1 angekommen und es werde nun mittelst einer eigenen, an der Maschine vorhandenen Vorrichtung, welche die S t e u e r u n g heißt und gleich nachher näher besprochen werden wird, der Wasserzufluß aus der Röhre D in den Cylinder plötzlich abgesperrt und gleichzeitig das unter dem Kolben im Cylinder befindliche Wasser aus diesem abfließen gelassen, so sinkt der Kolben in Folge seines eigenen und des an ihm angebrachten Gewichtes G in die ihm mögliche unterste Stellung 2 zurück. Wird jetzt dem Wasser aus D wieder der Eintritt in den Cylinder gestatt -, so steigt der Kolben von Neuem in die Stellung 1, sinkt aus dieser abermals in die Stellung 2 herab, sobald mittelst der Steuerung das Wasser aus D und E (welches das Aufschlagwasser heißt) wieder abgesperrt und das im Cylinder befindliche aus demselben abfließen gemacht wird. So kann durch das fortgesetzte, abwechselnd den Zufluß des Aufschlagwassers in dem Cylinder herstellende und absperrende Spiel der Steuerung der Kolben fortwährend im Cylinder auf- und absteigen gemacht und die Kraft, womit er dies thut, zum Betriebe von Pumpen oder andern Maschinen, auf welche sie durch die Kolbenstange F und meistens noch vermittelst anderer, der zur Uebertragung bewegender Kräfte dienlichen Mechanismen (Hebel, Gestänge, Krummzapfen u. dergl.) übertragen wird, benützt

werden. Die erwähnte Steuerung besteht entweder wie bei den alten Maschinen, in einem Hahne, der durch die Maschine selbst zu rechter Zeit gedreht (gesteuert) wird, oder aus einem oder mehreren kleinen Kolben (nebst dem zur Bewegung des Hahnes oder der Kolben nöthigen Mechanismus), und heißt im ersteren Falle eine Hahn- und im letzteren eine Kolbensteuerung. Eine Maschine, bei welcher, wie im Vorstehenden angenommen wurde, das Wasser den Treibkolben blos hebt, das Sinken desselben aber seinem Gewichte überläßt, heißt eine Maschine mit einfacher Wirkung. Wird aber der Kolben, sowohl nach auf- als nach abwärts, durch den Druck des Wassers bewegt, indem dieses abwechselnd über und unter den Kolben tritt (wie dies fast bei allen in neuererer Zeit gebauten Wassersäulenmaschinen der Fall ist), so heißt die Maschine eine doppelt wirkende.

Die Fig. 153 zeigt die wesentlichen Theile einer Wassersäulenmaschine mit einfacher Wirkung und Hahnsteuerung, die lange Zeit zu Schemnitz in Ungarn in Anwendung war. Man findet Maschinen ähnlicher Art noch heut zu Tage in vielen Bergwerken Böhmens, Sachsens, des Harzes u. s. w. **A** ist der Treibcylinder, **B** der Treibkolben, **C** die Fall- oder Druckröhre, welche von einem Behältniß mit beständig zufließendem Wasser gespeist wird. Die Steuerung besteht in einem horizontalen Hahn **D**, der senkrecht auf seine Achse zwei unter rechtem Winkel zusammentreffende Bohrungen **a**, **b** hat, wovon die eine **a** bei gewisser Stellung (**1**) des Hahnes die Communication zwischen dem Cylinder **A** und der Druckröhre **C** herstellt und das Wasser aus **C** unter den Kolben **B** gelangen läßt; die andere **b** hingegen bei einer zweiten, von der vorigen um 90° verschiedenen Hahnstellung (**2**) dem Wasser unter dem Kolben aus der Maschine abzufließen gestattet, während die Communication zwischen **A** und **C** gesperrt ist. Man sieht die beiden Stellungen **1**, **2** des Hahnes und seine Bohrungen **a**, **b** deutlich in der Figur bei **I** und **II**, wo der horizontale Theil der Druckröhre sammt dem darin angebrachten Hahn in vertikalem Durchschnitt dargestellt ist. Das abwechselnde Drehen (Steuern) des Hahnes aus der Stellung **1** in die Stellung **2** und umgekehrt, muß, damit es regelmäßig und im gehörigen Momente vor sich gehe, von der Maschine selbst bewerkstelligt werden. Zu diesem Ende trägt die eine der Stangen **F**, **G**, welche mit der Treibkolben-Stange in Verbindung stehen und die Kolben gewöhnlicher Wasserpumpen **P**, P_1 in Bewegung zu

Fig. 153.



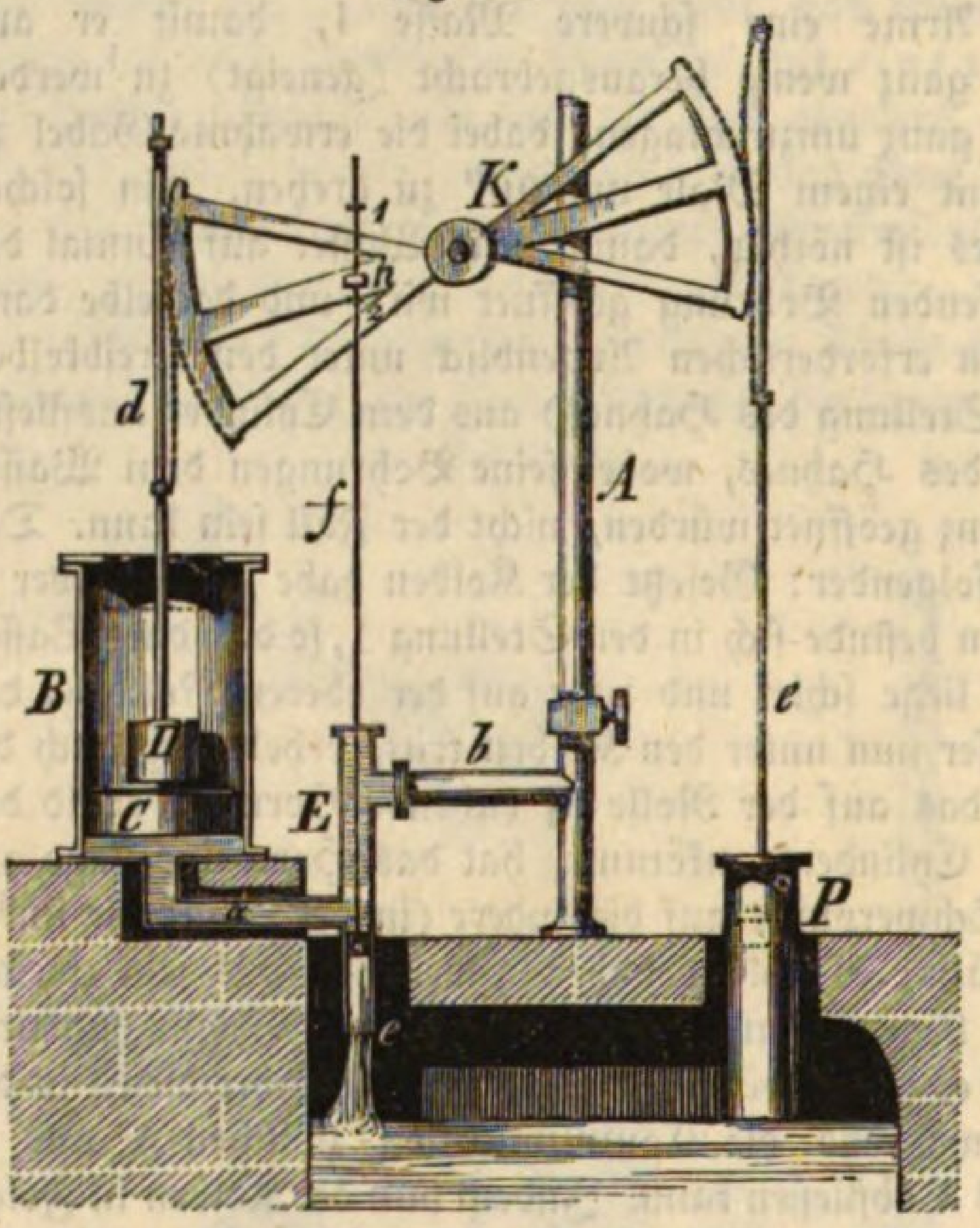
setzen bestimmt sind, zwei Rollen a_1 b_1 und ferner ist der Kopf des Hahnes an einem Theil zu einem viereckigen Zapfen gestaltet, auf welchen ein an beiden Enden rechtwinklich umgebogener Ansatz c d von der Gestalt einer Gabel feststeckt, und vor diesem Zapfen endigt der Hahnkopf in einem cylindrischen Theil, auf welchen sich ein hornartig gekrümmter, mittelst einer Hülse aufgesteckter Körper e f, der sogenannte Fallhammer, frei drehen kann. Dieser Körper trägt an einem seiner Arme eine schwere Masse i, damit er aus der vertikalen Stellung nur ganz wenig herausgebracht (geneigt) zu werden braucht, um dann von selbst ganz umzuschlagen, dabei die erwähnte Gabel zu erfassen und so den Hahn mit einem Male um 90° zu drehen. Ein solches plötzliches Drehen des Hahnes ist nöthig, damit dem Wasser auf einmal der ganze Querschnitt der betreffenden Bohrung geöffnet wird und dasselbe dann schnell und nicht eher als im erforderlichen Augenblick unter den Treibkolben bringt oder (bei der zweiten Stellung des Hahnes) aus dem Cylinder ausfließt, was bei allmäliger Drehung des Hahnes, wobei seine Bohrungen dem Wasser immer nur nach und nach ganz geöffnet würden, nicht der Fall sein kann. Der Gang der Maschine ist nun folgender: Gesetzt der Kolben habe im Cylinder **A** seinen tiefsten Platz, der Hahn befinde sich in der Stellung **1**, so daß das Wasser nach **A** kann, das Horn e f liege schief und ruhe auf der oberen Rolle a_1 der Stange **F**. Indem das Wasser nun unter den Kolben tritt, erhebt sich auch die Stange **F** und mit derselben das auf der Rolle a_1 ruhende Horn. Sobald der Kolben am oberen Ende des Cylinders ankömmt, hat das Horn eine Lage angenommen, bei welcher sein Schwerpunkt auf die andere (in der Figur die linke) Seite seiner Drehungsachse fällt; es schlägt daher so weit um, bis sein zweiter Theil f an die Rollen a_1 b_1 zu liegen kömmt (so daß es die in der Figur punktirte Lage e_1 f_1 hat), dabei ergreift es die Gabel c d am Hahne und führt diesen in die Stellung **II**, so daß jetzt, während die Communication zwischen **A** und **C** abgesperrt ist, das Wasser aus **A** abfließen kann. Indem nun der Kolben in Folge seines Gewichtes sinkt, drückt die untere Rolle b_1 den Theil f des Hornes immer weiter hinab und hebt den zweiten Theil e mit der Masse i immer mehr, bis das Horn in dem Moment, wo der Kolben wieder am tiefsten Platz im Cylinder ankömmt, eine Lage erhält, bei welcher sein Schwerpunkt auf die rechte Seite seiner Umdrehungsachse fällt, wo dasselbe dann umschlägt und den Hahn wieder in die Stellung **1** zurückführt, so daß das Wasser aus dem Druckrohr wieder unter den Kolben treten und diesen neuerdings steigen machen kann, worauf der Kolben wieder steigt u. s. w.

Der Hebel **H** (in dieser Form Krümmling genannt), an welchem die Treibkolbenstange mittelst einer Kette k befestigt ist, dient entweder blos zur Führung dieser Stange in vertikaler Richtung, oder es wird mittelst desselben, wie dies in der folgenden Figur der Fall ist, zugleich die Bewegung des Treibkolbens auf den Kolben der das Grubenwasser hebenden Pumpe übertragen, dessen Stange daran in gleicher Weise mittelst einer Kette festgemacht und so eine vertikale Richtung beizubehalten genöthigt ist.

Der beschriebene Steuerung-Mechanismus hat den Nachtheil, daß der Fallhammer bei jedesmaligem Umschlagen die Maschinerie erschüttert (noch vielmehr ist dies bei jenen ältern Maschinen der Fall, an welchen statt des Hammers ein schwerer, durch Ketten dirigirter Fallkloß vorhanden ist); deswegen hat man ihn verschieden abgeändert und ersetzt ihn bei neueren Maschinen durch die Kolbensteuerung, deren wesentliche Einrichtung an einer ebenfalls einfach wirken-

den Maschine in Fig. 154 anschaulich gemacht wird. A ist das Fallrohr, welches das Aufschlagwasser liefert; B der Treibcylinder; C dessen Kolben; D eine, sein Gewicht vermehrende Masse; E ein kleiner Cylinder, der durch die Röhren a und b einerseits mit dem Treibcylinder und andererseits mit dem Fallrohe A communicirt und welcher den Steuerungskolben c enthält. P ist die Pumpe

Fig. 154.



zum Heben des Wassers aus der Grube. Die Stangen d und e des Treib- und des Pumpenkolbens sind durch Ketten auf aus der Zeichnung für sich deutliche Weise mit dem Krümmling (Balancier) K verbunden, so daß sie sich immer nach entgegengesetzten und vertikalen Richtungen bewegen müssen. Die Stange f des Steuerungskolbens c verschiebt sich am obern Ende lose in einer am Balancier K angebrachte Hülse h und zwar von den einen der zwei an ihr vorhandenen Widerhalten (Verdickungen) 1, 2 bis zum andern, wodurch die erforderliche rasche Verstellung des Steuerungskolbens bewerkstelliget wird.

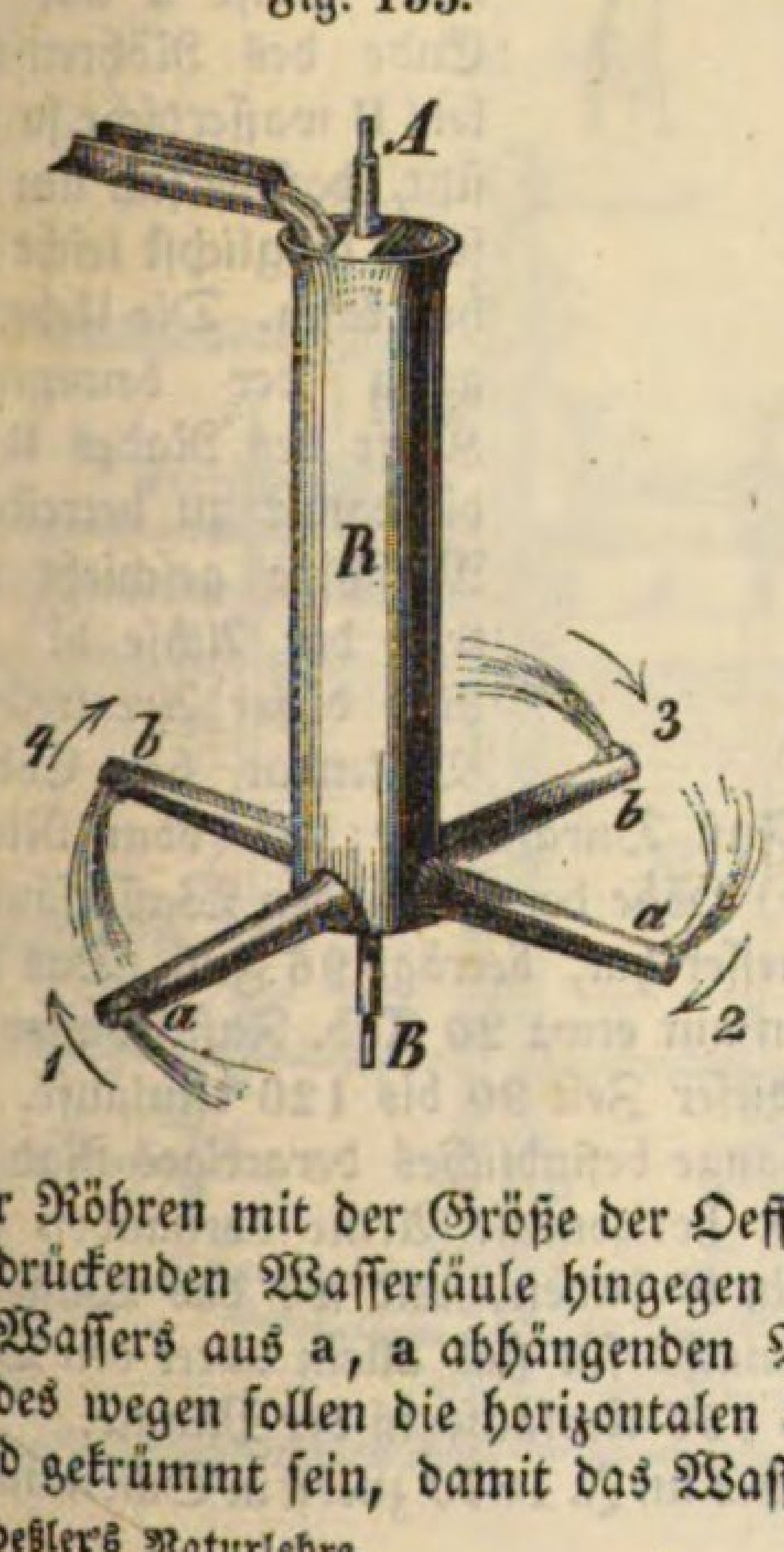
Haben nun die beschriebenen Maschinentheile die Stellungen, wie in der Figur, so daß der Kolben C im Treibcylinder seinen untersten Platz einnimmt, und der Steuerungskolben c zunächst unter der Röhre steht, durch welche der Cylinder E mit dem Treibcylinder communicirt, so tritt das Aufschlagwasser aus dem Fallrohre A durch die Röhren a, b unter den Treibkolben und drückt diesen in die Höhe. Kurz bevor er seine oberste, in der Figur punktirt angedeutete Stellung erreicht, ergreift die auf der Stange f von 2 gegen 1 hingleitende Hülse h am Balancier den Widerhalt 1 und zieht die Stange f in die Höhe, so daß der Steuerungskolben c in die in der Figur punktirt angezeigte Stellung zunächst über die Communicationsröhre a zu stehen kömmt, wo dann dem Aufschlagwasser der Zutritt in den Treibcylinder versperrt, dem Wasser unter den Treibkolben aber der Abfluß aus dem Cylinder B durch die Röhre a und die Mündung e gestattet ist. Während hiebei der Kolben C in Folge seines Gewichtes sinkt, gleitet die Hülse h auf der unbeweglich bleibenden Stange f von 1 gegen den Widerhalt 2 hin, ergreift diesen kurz bevor der Kolben C seinen untersten Platz erreicht und drückt im letzten Moment des Sinkens dieses Kolbens den Steuerungskolben c in die vorige Stellung unter der Röhre a hinab, so daß nun durch die Röhre e kein Wasser mehr ausfließen, das Aufschlagwasser aber wieder unter den Treibkolben treten und denselben von Neuem steigen machen kann u. s. f.

Die Beschreibung einer Wassersäulenmaschine mit doppelter Wirkung, wo nämlich der Treibkolben nicht nur nach aufwärts, sondern auch nach abwärts

durch den Wasserdruck bewegt wird, würde uns zu weit führen, muß daher der Mechanik anheimgestellt bleiben. Es mag nur noch die Bemerkung hier Platz finden, daß solche Maschinen vor jenen mit einfacher Wirkung den großen Vortheil gewähren, daß an denselben die Kraft, womit der Treibkolben sinkt, nahe seiner Steigkraft gleich ist und daher wie diese benützt werden kann, während bei den einfach wirkenden Maschinen der Kolben beim Sinken leer gehen muß, und daß beide Kolbenbewegungen unter übrigens gleichen Umständen mit weit größerer Nutzkraft vollführt werden, indem der Theil der Wasserdruckkraft, welcher bei einfach wirkenden Maschinen zum Heben der trägen Masse, womit das Gewicht des Treibkolbens vermehrt werden muß, verwendet wird, mithin für den Nutzeffect der Maschine verloren geht, den Wassersäulenmaschinen mit doppelter Wirkung, bei welchen jede solche Gewichtsvermehrung wegfällt, zu Gute kömmt. Man baut in neuerer Zeit die doppelt wirkenden Wassersäulenmaschinen auch mit zwei Treibcylindern, in deren einem der Kolben steigt, während er im andern sinkt. — Ganz ausgezeichneter Art ist die Einrichtung und Wirkung der von Reichenbach construirten Wassersäulenmaschinen doppelter Wirkung, die in Baiern, nämlich zu Berchtesgaden, Reichenhall u. s. w. zum Heben der Salzsoole aus der Grube oder aus den Soolenbehältnissen zu beträchtlichen Höhen dienen. Neun solche, in verschiedenen Stationen aufgestellte Maschinen bewerkstelligen zusammen eine Hebung der Soole um 3700 Fuß, so daß dieselbe von einer Station zur andern über Berge und Thäler hinweg den Sudhäusern zugeleitet wird.

2. Segner's Rad, bei welchem der Seitendruck (die Reaction) des Wassers als bewegende Kraft dient (man sehe S. 199). Es besteht aus einem, um eine vertikale Achse A B (Fig. 155) drehbaren, unten geschlossenen, oben offenen Rohre R, aus dessen Untertheil zwei oder mehrere Röhren 1, 2, 3 ... horizontal hervorstehen, die an den, von der Drehachse aus betrachtet, nach derselben Richtung gekehrten Seiten Oeffnungen a haben. Wird nun aus einem Behältnisse das Rohr R beständig mit Wasser gespeist, so daß dasselbe sammt seinen Seitenröhren stets angefüllt ist, so wird es, indem das Wasser aus den Seitenöffnungen a, a herausströmt und somit durch Reaction auf die diesen Oeffnungen gegenüber stehenden Punkte b, b ... die Röhren 1, 2, 3 ... in der Richtung der beistehenden Pfeile zu bewegen sucht, um seine vertikale Achse AB gedreht und zwar mit einer Kraft, die mit der Anzahl der Seitenröhren 1, 2, 3... und für jede einzelne dieser Röhren mit der Größe der Oeffnungen a, a in geradem, mit der Höhe der drückenden Wassersäule hingegen in einem, von der Ausflußgeschwindigkeit des Wassers aus a, a abhängenden Verhältnisse wächst. Dieses letzteren Umstandes wegen sollen die horizontalen Röhren wenigstens an den Enden entsprechend gekrümmt sein, damit das Wasser an den Oeffnungen a, a nicht plötzlich

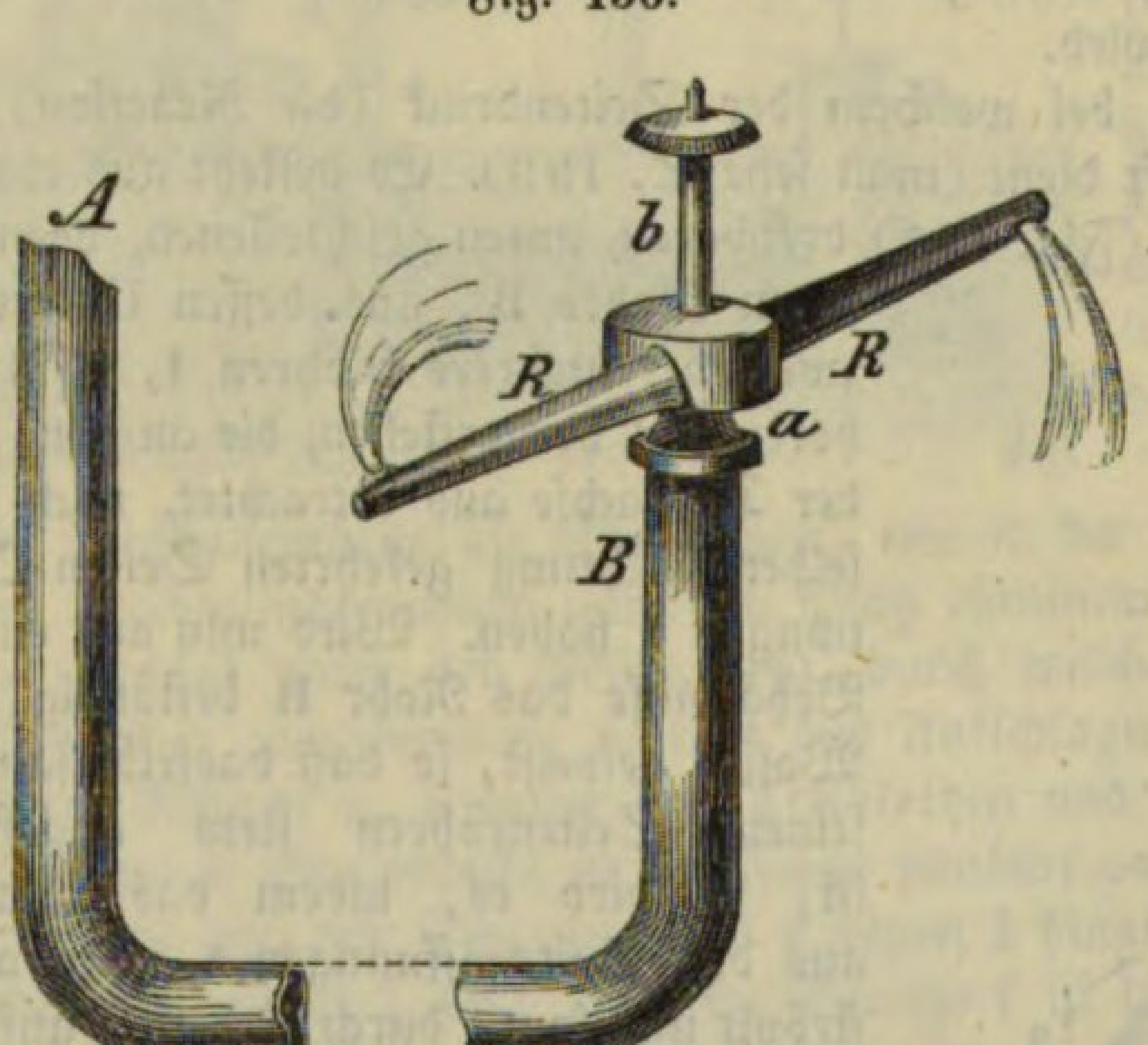
Fig. 155.



seine Richtung zu ändern gezwungen ist, sondern diese nöthige Aenderung schon auf dem Wege gegen a, a hin allmälig erfährt, wo es dann unter übrigens gleichen Umständen aus diesen Oeffnungen a, a... mit größerer Geschwindigkeit ausfließt, das Rad somit mit mehr Kraft umlaufen gemacht wird. Der Engländer Barker hat das Segner'sche Reactionsrad zum Betriebe einer Mahlmühle angewendet. Aber sowohl dieser als auch alle anderen, zu verschiedenen Zeiten gemachten Versuche, mit diesem Rade andere Maschinen zu treiben, gaben kein entsprechendes Resultat; es lieferte das Rad immer eine zu geringe bewegende Kraft. Eine Hauptursache hievon lag in der großen Reibung, welche am untern Ende **B** der Umdrehungsachse durch das Gewicht der bedeutenden Wassermasse, die es zu tragen hatte, erzeugt wurde und einen beträchtlichen Theil der bewegenden Kraft des Rades verzehrte. Wird diese große Reibung dadurch beseitigt, daß man das Wasser in das System der horizontalen Röhren **1, 2, 3...** nicht von oben herab, sondern von unten hinauf eintreten läßt, und gibt man diesen Röhren aus dem vorhin angegebenen Grunde eine passende Krümmung, wie dies bei den in neuerer Zeit von Althans und von Whitelaw construirten Reactionsrädern der Fall ist, so erhält man einen den praktischen Anforderungen ganz entsprechenden Nutzeffect.

Die Fig. **156** zeigt die Einrichtung eines Althans'schen Reactionsrades. **A, B** ist eine vertikale, entsprechend hohe, unten horizontal- und hernach wieder aufwärts gebogene Röhre, durch welche das Druckwasser dem horizontalen Röhrensystem **R** zufließt, welches mittelst einer Hülse a auf dem Ende des Röhrenschenkels **B** wasserdicht so aufsitzt, daß es sich um dasselbe möglichst leicht drehen kann. Die Uebertragung der bewegenden Kraft des Rades **R** auf die damit zu betreibende Maschine geschieht mittelst der Achse b. Ein Rad dieser Art treibt zu Vallendar bei Coblenz eine Lohmühle. Dasselbe hat **24** rheinl. Fuß Durchmesser; die (vom Niveau der Ausflußöffnungen in **R** an zu messende) Höhe der drückenden Wassersäule in der Röhre **A**, die etwa **2** Fuß im Durchmesser hat, beträgt **96** Fuß. Das Rad macht für sich allein bei einem Ausfluß von nur etwa **20** Kub. Fuß Wasser aus den Seitenöffnungen in der Minute, in dieser Zeit **90** bis **120** Umläufe. Ein zweites in der Nähe von Vallendar im Gange befindliches derartiges Rad von nur **6** Fuß Durchmesser, an welchem vier horizontale Arme vorhanden sind, deren je zwei einander gegenüberstehende ein **S** bilden, und wo das Wasser an der Spitze der krummen Arme ausfließt, macht für sich allein unter den Druck einer **120** Fuß hohen Wassersäule **300** bis **350** Umläufe in der Minute.

Fig. 156.



Das Reactionsrad Whitelaws, welches im J. **1840** zuerst in Schottland in

Anwendung kam und seither seiner Einfachheit und guten Leistung wegen auch an mehreren Orten des Continents Eingang fand, ist durch Fig. 157 im Aufrisse und durch Fig. 158 im Grundrisse abgebildet. a ist ein oben geschlossener

Fig. 157.

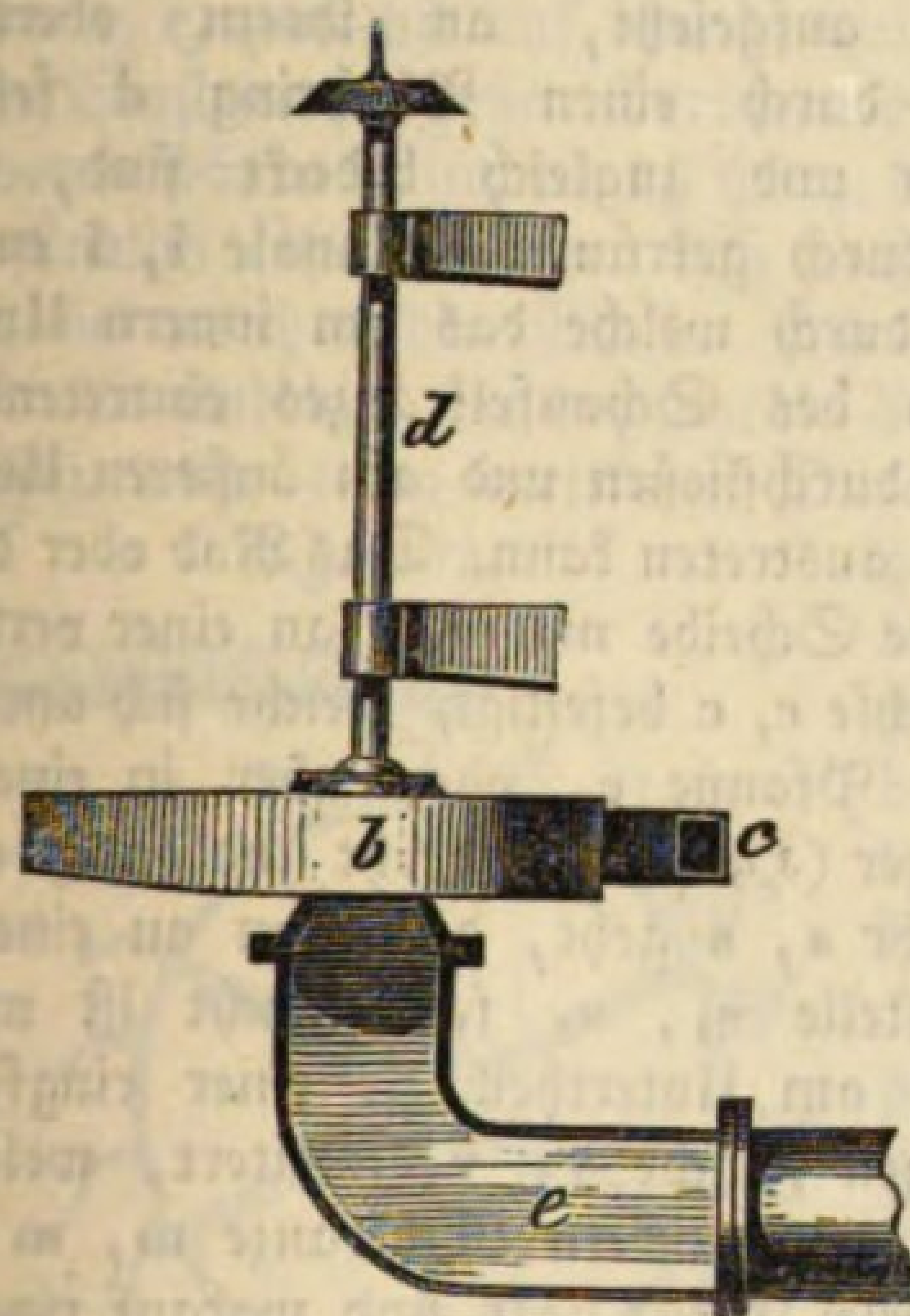
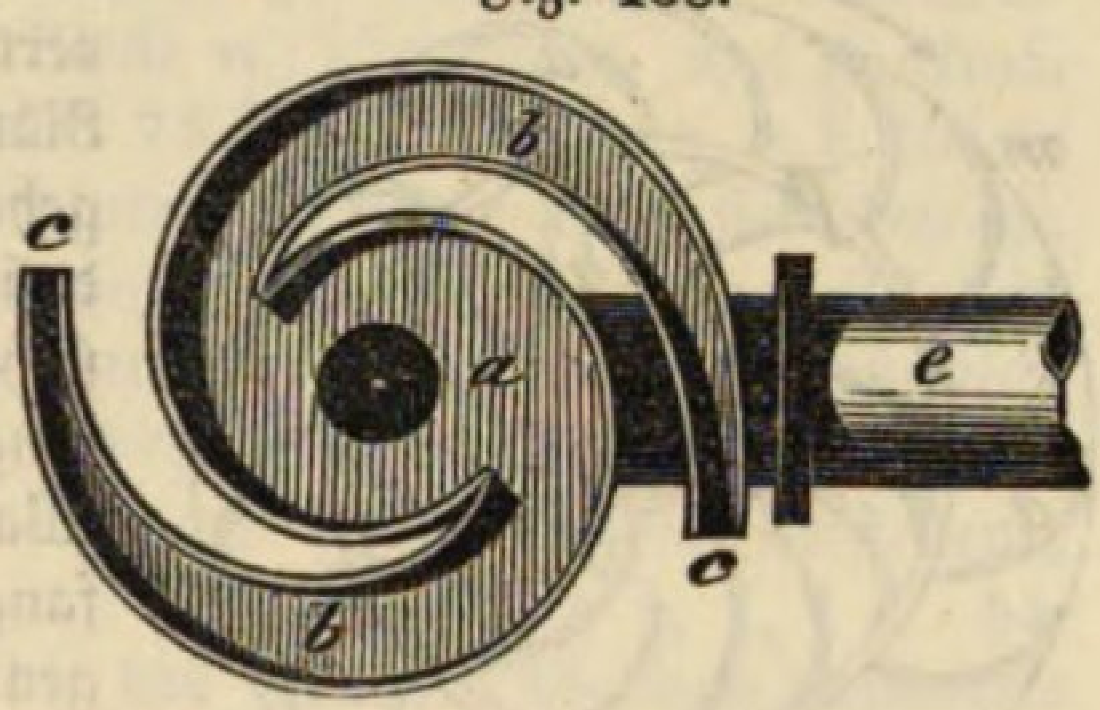
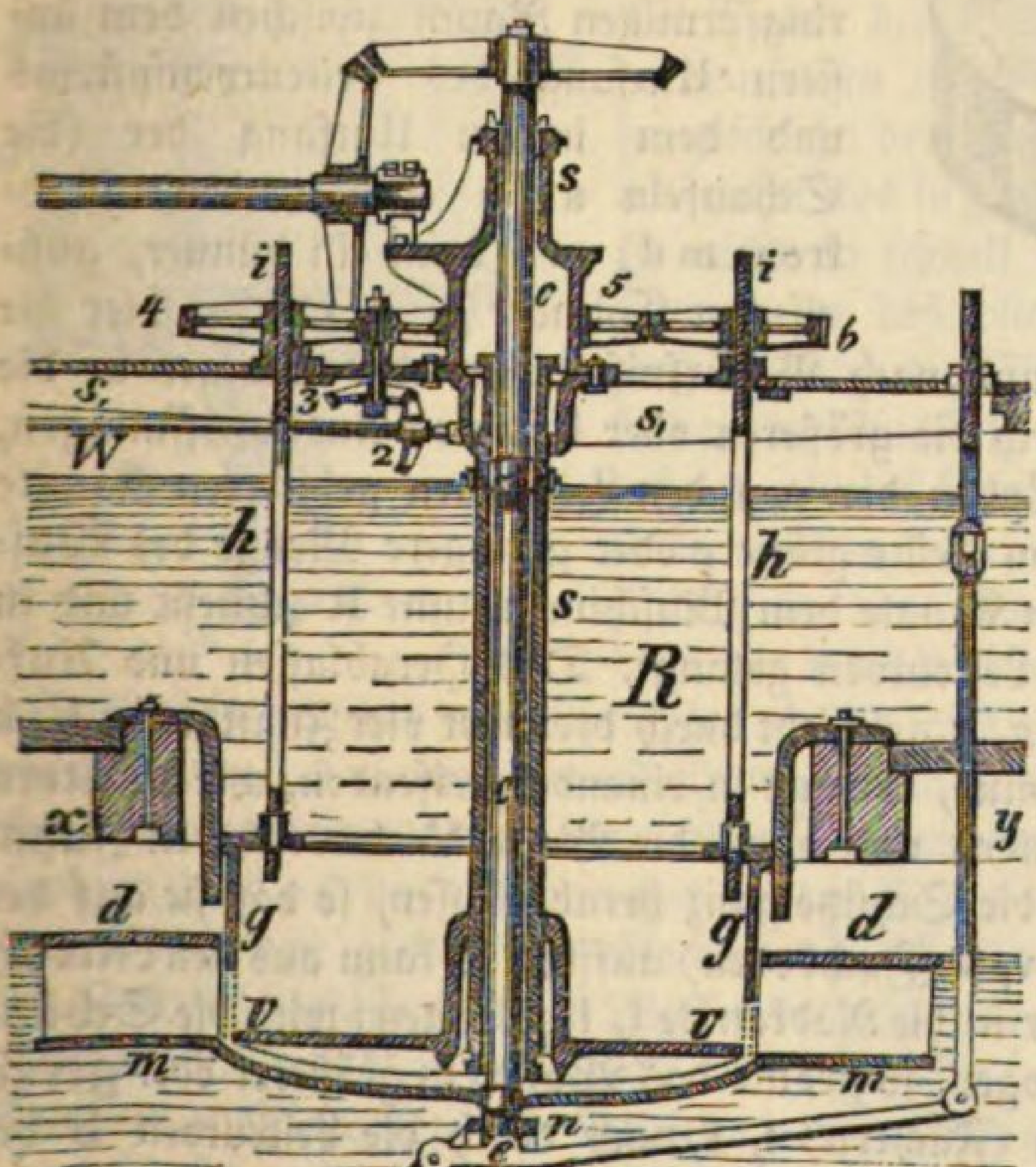


Fig. 158.



Cylinder, von welchem zwei (oder auch mehrere) krumme, prismatische Röhren b ausgehen, die gegen die Enden c allmälig enger werden, und der sich sammt diesen Röhren und der mit ihm fest verbundenen Welle d an dem obern Ende des Rohres e drehen kann. Dieses Rohr führt dem Rade aus einem höher als dieses gelegenen Reservoir das Treibwasser zu, und es ist auf ähnliche Art wie bei dem Althans'schen Rade dafür gesorgt, daß der Cylinder a mit den Armen b auf dem besagten obern Ende des Rohres e wasserdicht und doch möglichst leicht beweglich aufsitzt.

Fig. 159.



Das Whitelaw'sche Rad (die schottische Turbine) zeigt sich bei hohem Gefälle und geringem Wasserzufluß (bis ungefähr 20 K. Fuß in der Sekunde) vortheilhaft und gibt etwa 60 Proz. Nutzeffect.

Ein anderes horizontales Wasserrad, welches ebenfalls durch den Seitendruck des Wassers getrieben wird und welches in der neuesten Zeit (seit 1827) eine besonders wichtige Rolle spielt, ist die Fourneyron'sche oder französische Turbine (Kreiselrad), von der hier nur eine gedrängte Beschreibung Platz finden kann. Die Fig. 159 stellt dieselbe im vertikalen, die Fig. 160 im nach der Linie xy geführ-

ten horizontalen Durchschnitte und Fig. 161 in theilweise perspectivischer Ansicht dar. Das Rad besteht aus einer gußeisernen, tellerförmigen Scheibe m n m, auf deren horizontalem Kranze m gekrümmte Blechschaufeln a, a vertikal aufgesetzt, an ihrem oberen Rande durch einen Blechring d festgehalten und zugleich bedeckt sind, so daß dadurch gekrümmte Kanäle i, i entstehen, durch welche das am innern Umfange p des Schaufelkranzes eintretende Wasser durchfließen und am äußeren Umfange q austreten kann. Das Rad oder die genannte Scheibe m n m ist an einer vertikalen Achse c, c befestigt, welche sich unten in einer Pfanne e, oben aber in einem Halslager (Halsringe) dreht und durch ein Rohr s, s geht, das oben an einem Gestelle s_1, s_1 festgemacht ist und sich am Untertheil zu einer ringförmigen Fläche v, v erweitert, welche mit dem untern Radkranze m, m in einerlei Ebene liegt, und worauf ringsherum vertikale und krumme Blechschaufeln b festgemacht sind, welche die Bestimmung haben, das Wasser in die Kanäle i, i des Rades zu leiten und deswegen Leitcurven heißen. In den ringförmigen Raum zwischen dem äußern Umfang des Leitcurvensystems und dem innern Umfang der (die Schaufeln a, a enthaltenden) Radkrone m d, m d kann ein dünner, gußeiserner Cylinder g, g, welcher hier die Schütze bildet, herabgelassen und nach Bedürfniß mehr oder weniger in die Höhe gezogen werden, um durch die größeren oder kleineren Ausflußöffnungen, welche auf diese Art an den Enden der von den Leitcurven gebildeten Kanäle entstehen, der Radkrone m d, m d eine größere oder geringere Menge des Wassers zuzuleiten, welches in einem Kanale dem Maschinenraume R zufließt und in die Fächer f, f... zwischen den Leitcurven gelangt. Das Herablassen und Aufziehen der cylindrischen Schütze g, g geschieht durch drei oder vier Zugstangen h, h mittelst eines eigenen Mechanismus, der aus in einandergreifenden, wie Muttern auf die Schrauben 1, 1 wirkenden und durch die Welle W bewegbaren Zahnrädern 2, 3, 4, 5, 6 besteht. Ist die Schütze ganz herabgelassen, so daß sie auf der die Leitcurven tragenden Fläche v, v (Fachboden) aufsitzt, so kann aus den Leitcurven-Kanälen f, f... kein Wasser in die Radkanäle i, i gelangen; wird die Schütze aber mehr oder weniger aufgezogen, so strömt das Wasser in größerer oder geringerer Menge aus den Kanälen (Fächern) f, f nach durch die Leitcurven b bestimmten Richtungen in die Kanäle i und treibt, indem es gegen die Radschaufeln a drückt, das Rad in der durch den Pfeil angezeigten Richtung herum, worauf es

Fig. 160.

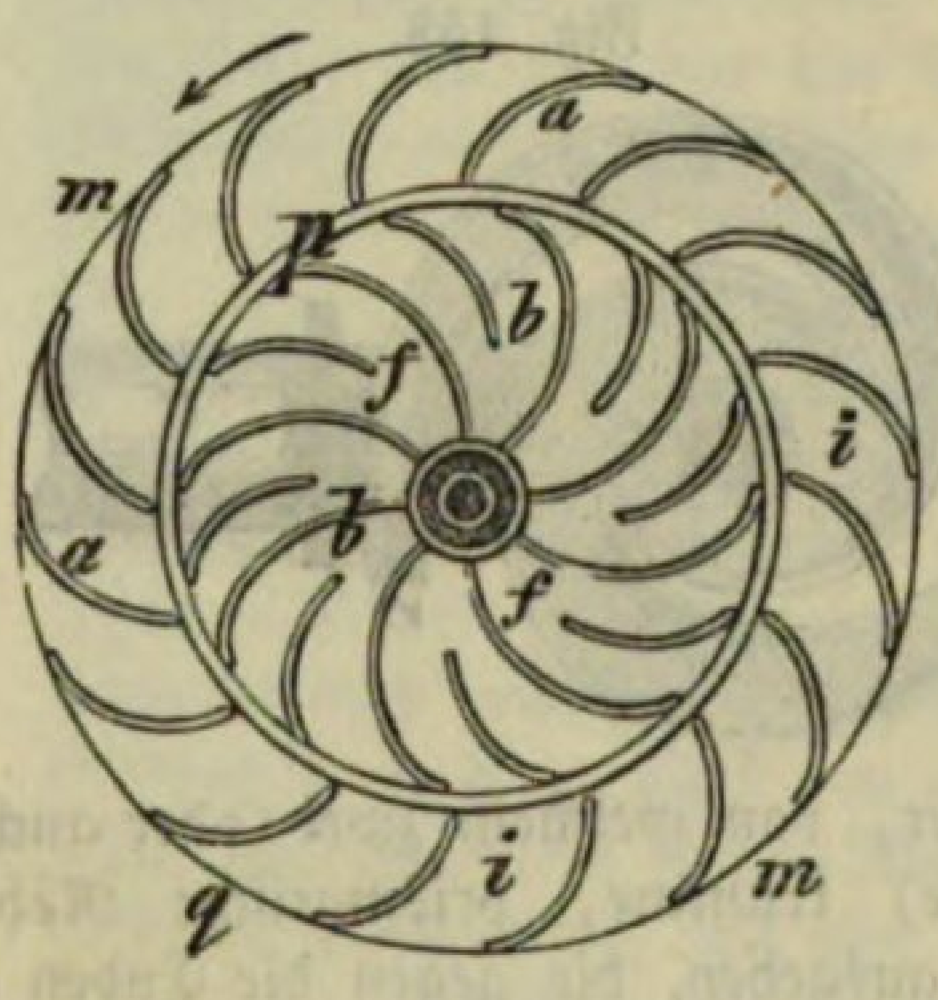
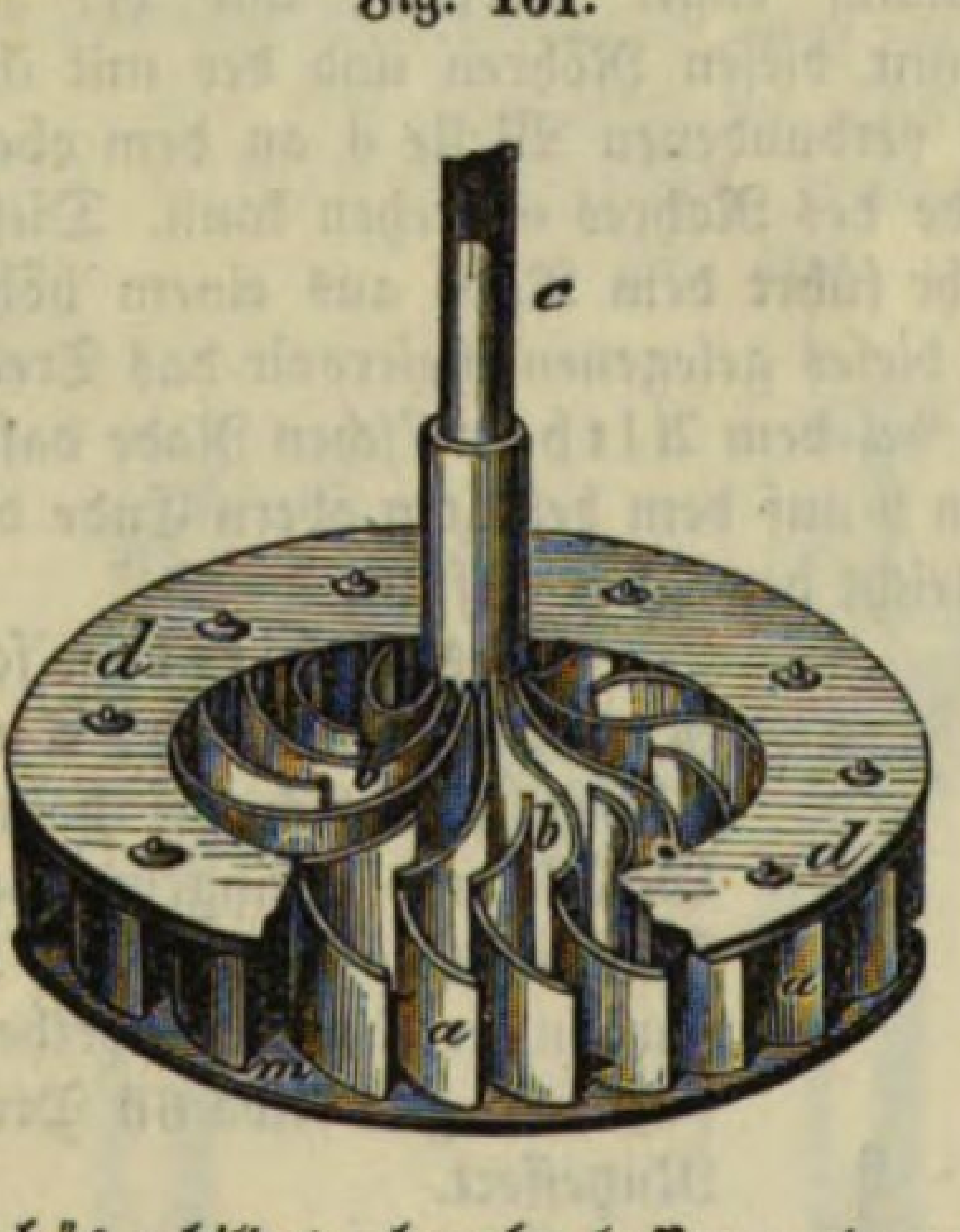


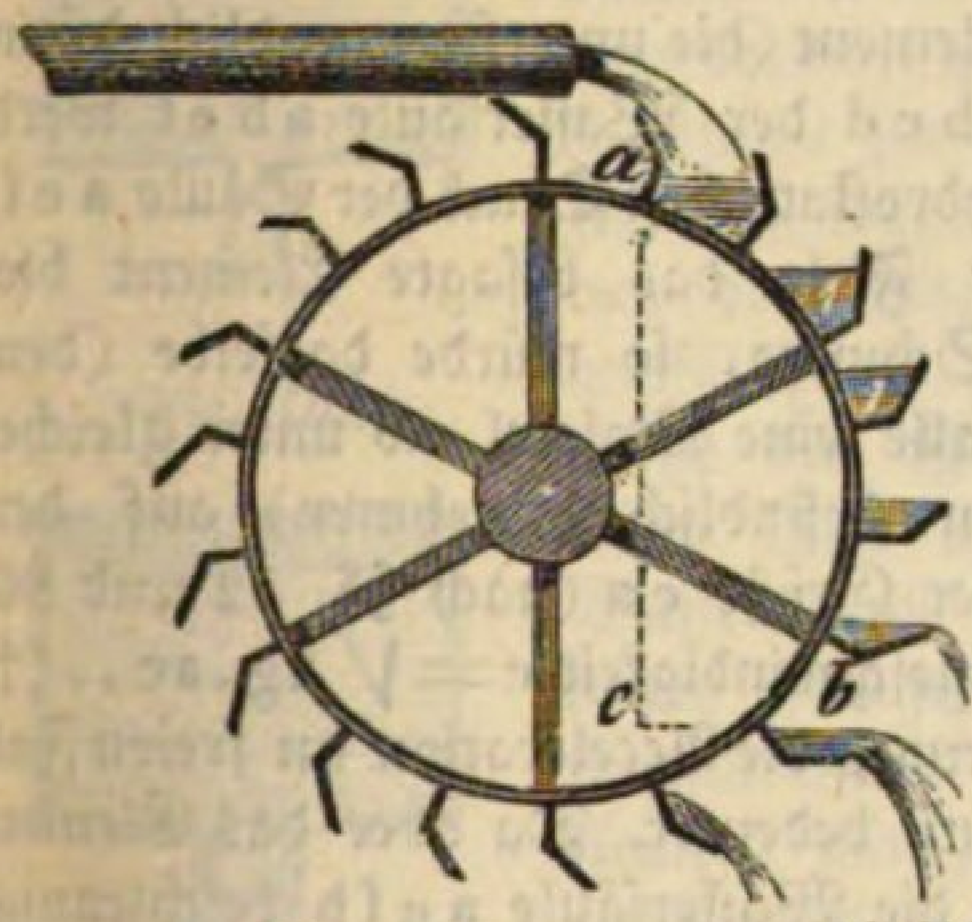
Fig. 161.



am äußeren Umfang des Rades austritt und durch den Kanal **B** fortfließt. Das Rad kann entweder in der Luft oder, wie es in der Zeichnung dargestellt ist, im Wasser, dem sogenannten Unterwasser, gehen, und seine Bewegung wird auf die durch dasselbe zu treibenden Maschinen mittelst der Achse c c (meistens durch Winkelräder r, r, zunächst auf eine horizontale Welle w) übertragen. Bei zweckmäßigster Construction geben Turbinen dieser Art 75 Proz. Nutzeffect, d. h. liefern eine verwendbare Kraft, die 75 Proz. der absoluten Wirkung des Wassers beträgt.

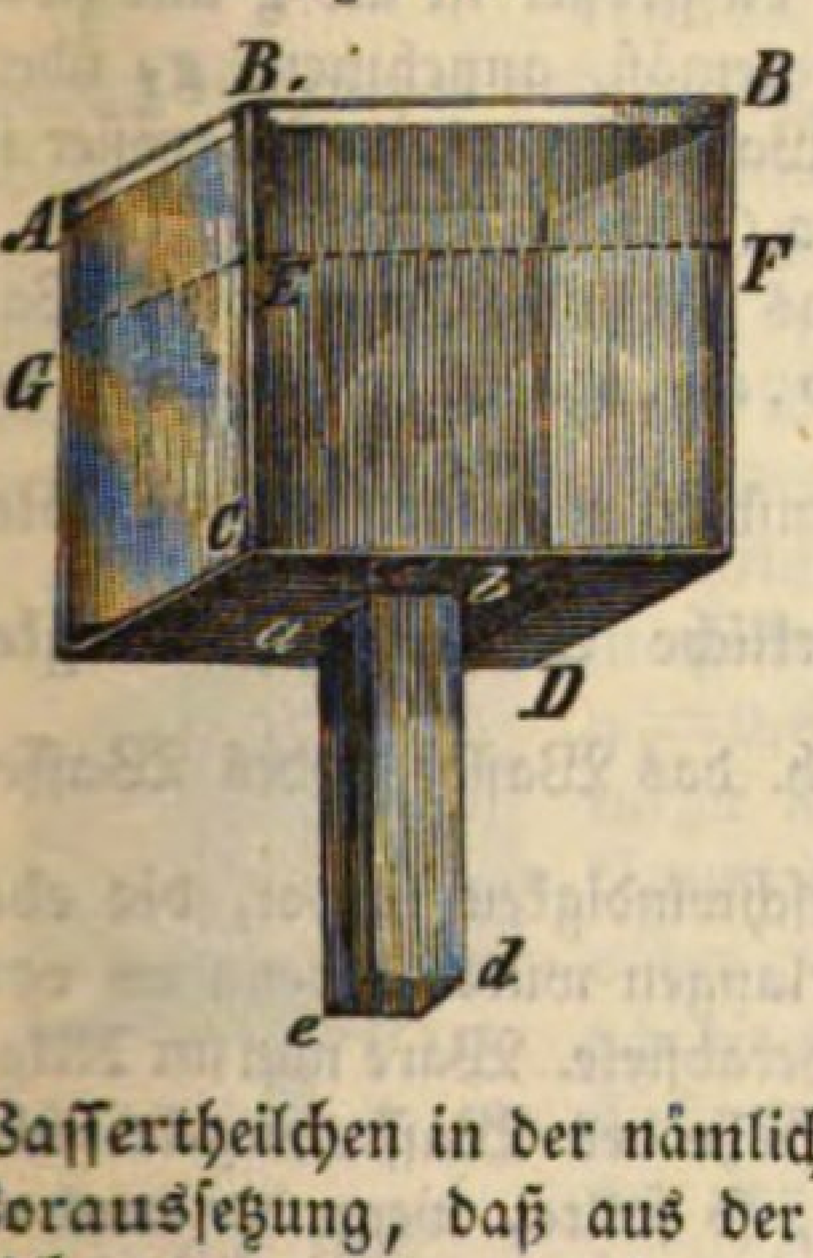
Endlich gehören hieher auch noch die sogenannten oberschlächtigen Wasserräder, bei welchen das Wasser auch durch Druck, nämlich durch sein Gewicht wirkt. Es sind dies um horizontale Achsen bewegliche (vertikale) Räder, welche wie Fig. 162, einen vertikalen Durchschnitt eines solchen Rades darstellend, zeigt, am Umfang Zellen **1, 1, 1**... haben, die das in einem Gerinne zugeleitete Wasser oben bei a aufnehmen und unten bei b wieder ausgießen, so daß **a c** die Höhe der durch ihr Gewicht wirksamen Wassersäule ist.

Fig. 162.



125. Ausfluß des Wassers (als Repräsentant aller tropfbaren Flüssigkeiten) am Boden der Gefäße. Wird an einem cylindrischen oder prismatischen, bis **AB** (Fig. 163) mit Wasser gefüllten Gefäß **ABCD** plötzlich der Boden **CD** entfernt, so tritt jedes einzelne Wassertheilchen blos in Folge seiner Schwere aus dem Gefäße und beobachtet ganz die in den §§. 80 und 81 für den freien Fall aufgestellten Gesetze. Wird aber der Boden nur zum Theil geöffnet, in demselben nur eine Oeffnung **a b** angebracht, so geschieht der Austritt der Wassertheilchen bei **a b** nicht blos in Folge ihrer Schwere, sondern, da sie nicht so schnell ausweichen können, als die über ihnen befindliche Wassermasse folgen will, auch in Folge des Druckes von Seite dieser Masse, so daß der Ausfluß mit größerer Geschwindigkeit erfolgt, als bei freiem Falle. Gesetzt, das Wasser sinke, während unten bei **a b** ein Ausfließen stattfindet, in der Zeiteinheit bis **GF** und es stelle die Linie **b d** den Weg vor, den ein ausfließendes Wassertheilchen in der nämlichen Zeit von b aus zurücklegt, so stellt unter der Voraussetzung, daß aus der Oeffnung **ab** alle Wassertheilchen in vertikalen Richtungen austreten (in wiefern diese Voraussetzung richtig ist, wird sich später zeigen), **abcd** das Volum des in der Zeit 1 ausgeflossenen Wasserkörpers und **ABGF** das gleichgroße Volum der Wassermenge vor, um welche nach dieser Zeit im Gefäße weniger Wasser enthalten ist, so daß **cd.db=FG.BF** und hieraus **bd:BF=FG:cd**... (*) ist. Da (nach §. 50) **bd** die Geschwindigkeit des ausfließenden und **BF** jene des im Gefäße sinkenden Wassers vorstellt, so verhält sich erstere zu letzterer, wie der Querschnitt des Gefäßes zum Querschnitt der Ausflußöffnung. Kennt man daher die Größe dieser beiden Quer-

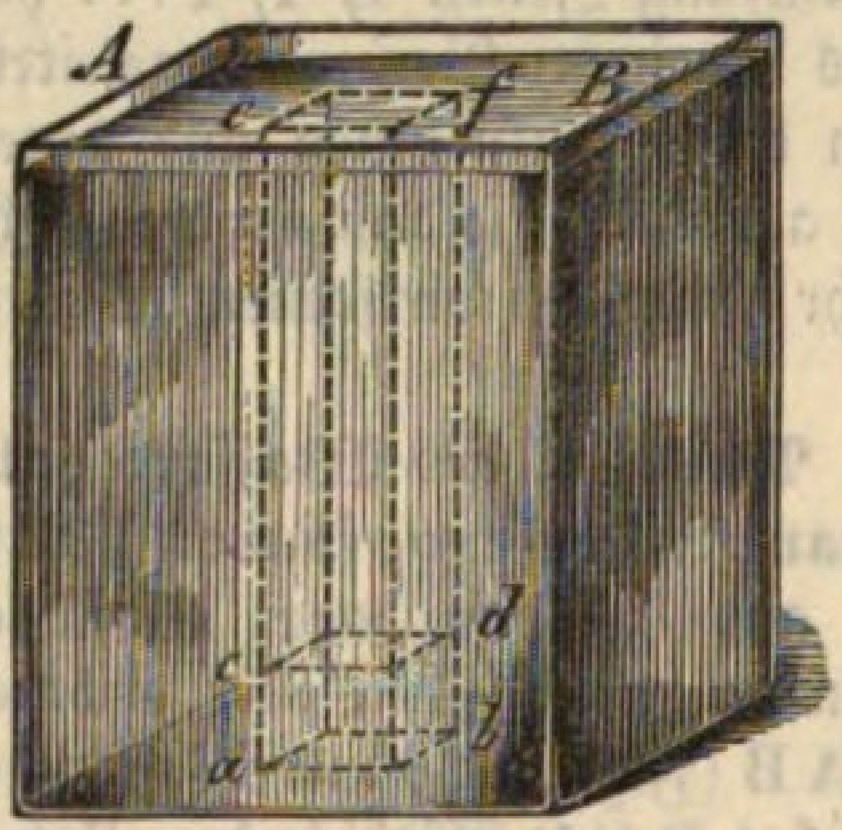
Fig. 163.



schnitte und hat die Höhe bestimmt, um welche das Wasser im Gefäße in der Zeit = 1 sinkt, so findet man mittelst der Proportion (*) leicht die Ausflußgeschwindigkeit (b d).

Wird das Wasser im Gefäße immer bei gleicher Höhe (z. B. das Gefäß immer damit angefüllt) erhalten oder ist der Querschnitt des Wasserbehälters im Verhältniß zu jenen der Ausflußöffnung so groß, daß man die Oberfläche des Wassers im Behälter, während es am Boden ausfließt, eine sehr kleine Zeit hindurch als unveränderlich betrachten kann, so tritt jedes Wassertheilchen aus der Oeffnung a b (Fig. 164) nicht bloß in Folge seiner Schwere,

Fig. 164.



sondern auch noch überdies in Folge des Druckes einer über demselben bis A B hinauf stehenden Wassersäule hervor, so daß man annehmen kann, das Element (die unterste unendlich dünne Schichte) a b c d der Wassersäule a b e f werde durch den hydrostatischen Druck der Säule a e f b beschleunigt. Fiele das besagte Element bloß durch die Schwere, so würde dasselbe (denn wir können alle seine Molekel als unter gleichen Verhältnissen befindlich annehmen) auf dem Weg von der Größe c a (nach §§. 52 und 80) eine Ausflußgeschwindigkeit $c = \sqrt{2g . ac}$ .. (†) erlangen, wenn g die Acceleration im freien Fall = 31,03 Fuß bedeutet. Da aber das Element a b c d, wie vorher erwähnt worden, durch die Wassersäule a e f b beschleunigt wird, so muß es mit einer Acceleration g_1 fallen, die größer ist als g und zwar kann man, den oben gemachten Voraussetzungen gemäß, annehmen, g_1 übertreffe das g so vielmal, als das Gewicht P des Wasserkörpers a e f b größer ist als das Gewicht p des Körpers a c d b, so daß, da (nach §. 123) $P = ab . ae . s$ und $p = ab . ac . s$ ist (wenn s das specifische Gewicht des Wassers bezeichnet), die Proportion besteht: $g_1 : g = ab . ae . s : ab . ac . s = ae : ac$, woraus $g_1 = \frac{g . ae}{ac}$ folgt. Wird dieser Werth anstatt g in vorstehende Gleichung (†) substituirt, so erhält man die wirkliche Ausflußgeschwindigkeit $c_1 = \sqrt{2g . \frac{ae}{ac} . ac} = \sqrt{2g . ae}$ ... (††), d. h. das Wasser (jedes Wassertheilchen) tritt aus der Oeffnung a b mit einer Geschwindigkeit hervor, die eben so groß ist, als die Geschwindigkeit, welche es erlangen würde, wenn es vom Wasserspiegel A B bis zur Ausflußöffnung a b frei herabfiele. Wäre nun im Allgemeinen A die Größe der Ausflußöffnung, H die Höhe des Wasserspiegels über dieser Oeffnung und C die Ausflußgeschwindigkeit, so sollte, wenn der aus a b hervortretende Wasserstrahl überall einen gleichen Querschnitt hätte, in jeder Sekunde ein prismatischer Wasserkörper ausfließen, der die Basis A und eine dem C gleiche Höhe, mithin das Volum $V = A . C = A \sqrt{2gH}$ und das Gewicht $M = A . S \sqrt{2g . H}$ hat (wenn S das spezifische Gewicht des Wassers bedeutet), und in der Zeit T (in T Sekunden) sollte die Wassermenge (dem Volum nach) also das Wasservolum $M_1 = T . A \sqrt{2g . H}$ ... 1) und das Wassergewicht $G = T . A . S \sqrt{2g . H}$ ... 2) ausfließen. Allein dies ist nicht der Fall, denn bestimmt man die Wassermenge (M_{11}), die unter den angegebenen Umständen

aus der Oeffnung im Boden in der Zeit **T** ausfließt, durch Versuche, so zeigt sie sich immer bedeutend kleiner als die nach der Formel **1**) berechnete, theoretische Wassermenge (M_1). Der Grund dieser Verschiedenheit liegt, wenn der Boden, worin sich die Ausflußöffnung befindet, dünn ist, darin, daß der Querschnitt des austretenden Wasserstrahls nicht überall eine mit der Ausflußöffnung gleiche Größe **A** hat, sondern von dieser Oeffnung aus bis auf eine gewisse Entfernung an Größe allmälig immer ab- und nachher wieder zunimmt, d. i. (wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt) daß der Wasserstrahl eine Zusammenziehung oder Contraction (s. Fig. 165 u. 166) erfährt, welche von der schiefen und krummlinigen Bewegung der seitwärts über der Ausflußöffnung befindlichen Wassertheilchen gegen diese Oeffnung hin herrührt. Wenn der die Ausflußöffnug enthaltende Boden dick ist oder an dieser Oeffnung prismatische oder cylindrische Röhren angesetzt sind (s. Fig. 166 u. 167), so kömmt zur Contraction noch überdies der Umstand hinzu, daß wegen der Adhäsion des Wassers an den Wänden des Ausflußrohres die Ausflußgeschwindigkeit kleiner ausfällt, als sie die Gleichung (††) für die stattfindende Höhe des Wasserspiegels über der Ausflußöffnung gibt. Man kann aber aus der berechneten, theoretischen Wassermenge M_1 [nach Gleichung **1**)] die wirklich ausfließende Menge M_{11} erhalten, wenn erstere in einem, der stattfindenden Contraction entsprechenden Verhältnisse verkleinert wird, indem man sie mit einem aus Versuchen abzuleitenden, ächten Bruch, dem sogenannten Contractions- oder Reductions-Coefficienten **n** multiplicirt. Man hat daher zur Berechnung der Wassermenge M_{11}, welche aus einer Bodenöffnung wirklich ausfließt, die Gleichung $M_{11} = n . T . A \sqrt{2 g . H} \ldots 3)$, in welcher die Buchstaben die vorher angegebenen Bedeutungen haben. Nach genauen Versuchen kann für kreisrunde und rechteckige Ausflußöffnungen in einem dünnen Boden $n = 0{,}62$ und wenn das Wasser durch einen vertikalen cylindrischen oder prismatischen Kanal ausfließt (Fig. 167), bei welchem die Länge den Durchmesser oder die kleinste Dimension des Querschnittes **2** bis **3** mal übertrifft, kann $n = 0{,}82$ angenommen werden. Ist die Ausflußöffnung ein kurzer konischer nach abwärts sich verjüngender Kanal, so kömmt die theoretische Ausflußmenge der wirklichen noch näher. Sie ist ihr beinahe gleich, wenn der Ausflußkanal **ab** die nämliche Gestalt, wie der verjüngte Theil des ausfließenden Wasserstrahls (Fig. 168) hat und, wie sich eigentlich von selbst versteht, als Ausflußöffnung seine Ausmündung **b** angenommen wird.

Fig. 165.

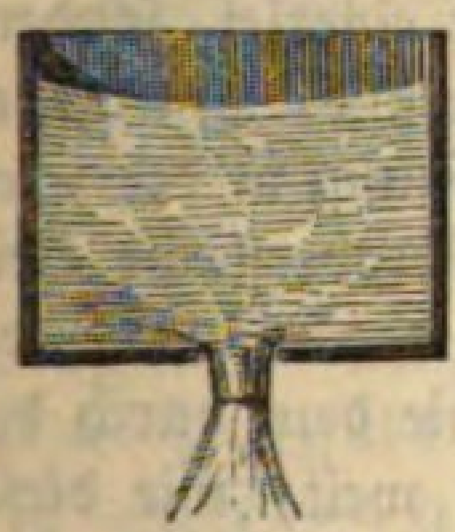


Fig. 166.

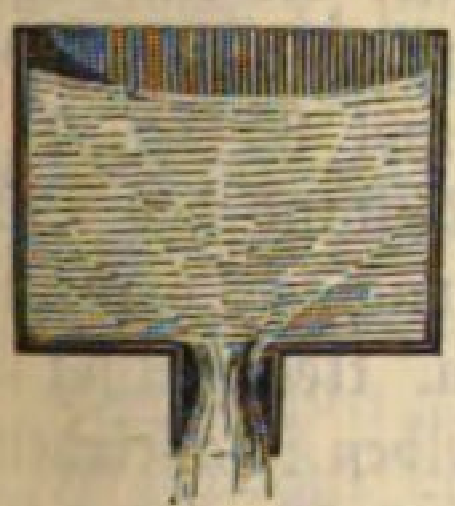


Fig. 167.

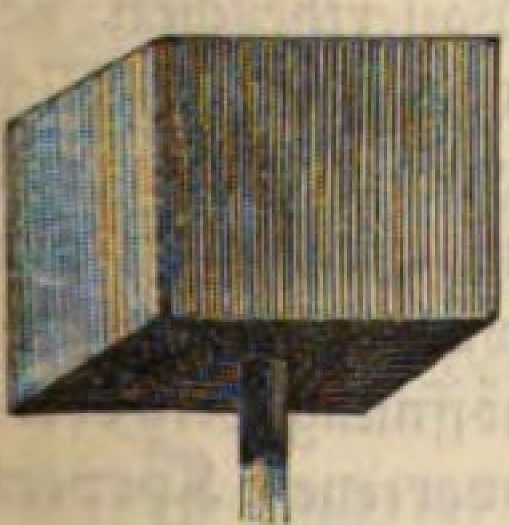
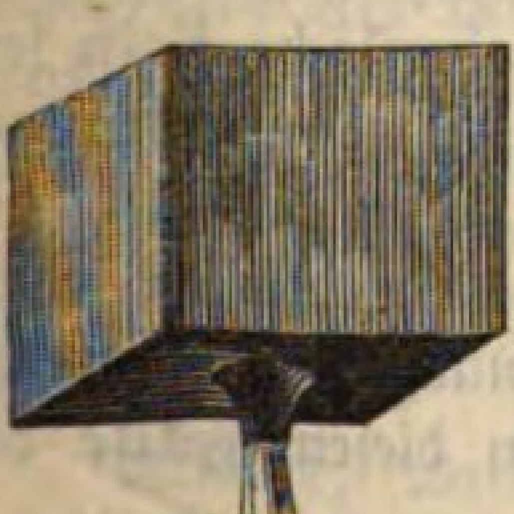


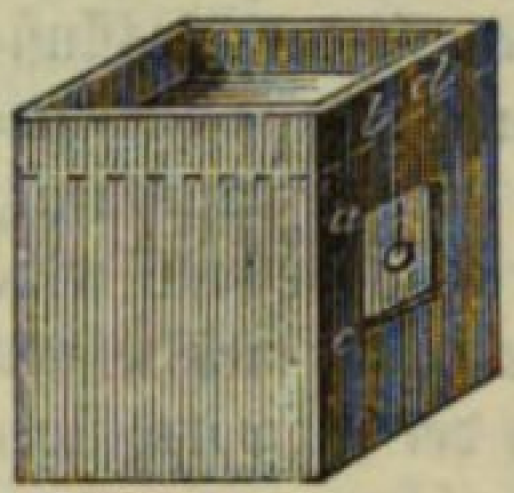
Fig. 168.



126. Ausfluß des Wassers aus Seitenöffnungen. Da jedes Theilchen im Innern einer Wassermasse dem Druck der darüberliegenden Theilchen nach abwärts und nach allen Seiten mit ganz gleicher Kraft auszuweichen sucht (§. 120), so wird ein an einer Seitenwand gelegenes Theilchen, z. B. **a** (Fig. 169) durch eine in dieser angebrachte Oeffnung mit der nämlichen Ge-

schwindigkeit auszufließen anfangen, mit welcher dies geschehen würde, wenn die Ausflußöffnung im Boden des Gefäßes in einem Abstande von der Wasseroberfläche sich befände, welcher der Tiefe des Theilchens a unter dieser Oberfläche gleich ist, so daß [nach (††) auf S. 212] die Geschwindigkeit, womit irgend ein Flüssigkeitstheilchen aus einer Seitenöffnung hervortritt, im Allgemeinen $= \sqrt{2g.h} \ldots 3)$ ist, wenn h dessen senkrechten Abstand von der Flüssigkeitsoberfläche bedeutet; mithin desto größer ausfällt, je tiefer es unter der Oberfläche liegt. Dem zu Folge haben die Wassertheilchen, die aus einer und derselben Seitenöffnung ac hervortreten, nicht einerlei, sondern eine desto größere Anfangsgeschwindigkeit, je weiter sie im Gefäße von a gegen c hin liegen. Allein man kann, wenn die Höhe der Ausflußöffnung in der Seitenwand im Verhältniß gegen ihre Entfernung von der Wasseroberfläche klein ist ... *), ohne Fehler annehmen, daß alle Theilchen mit der mittleren Geschwindigkeit, d. h. mit jener Geschwindigkeit austreten, die dem durch den Mittelpunkt der Seitenöffnung ausfließenden, mithin eben so weit, wie dieser von der Oberfläche entfernt liegenden Theilchen zukömmt, so daß wenn o den besagten Mittelpunkt bezeichnet, das aus ac ausfließende Wasser die Anfangsgeschwindigkeit $c_1 = \sqrt{2g.ob} \ldots 4)$ hat. Die Ausflußmenge wird dann, wie für den Ausfluß aus einer Oeffnung im Boden, nach Formel 3) S. 213 $M_{11} = nT.A\sqrt{2g.H} \ldots 5)$ berechnet, wo aber H den Abstand des Mittelpunktes der Ausflußöffnung vom constanten Wasserspiegel bezeichnet, während die übrigen Buchstaben die früher angegebenen Werthe haben. Ueberflüssig ist es vielleicht zu bemerken, daß A, g und H in einer und derselben Maßeinheit, z. B. in Fußen, ausgedrückt sein müssen und für n der Bruch 0,62 oder 0,82 zu setzen ist, je nachdem der Ausfluß durch eine cylindrische oder prismatische Oeffnung in einer dünnen Wand oder durch so gestaltete Ansatzröhren oder Kanäle in einer dicken Wand stattfindet. Uebrigens wird bei Anwendung der Formel 5) zur Berechnung der wirklichen Ausflußmenge aus den Seitenwänden vorausgesetzt, daß die Ausflußöffnung in Bezug auf eine in Gedanken durch ihren Mittelpunkt gezogene Horizontallinie symmetrisch gestaltet sei und daß die Contraction auf allen Seiten rings um die Oeffnung herum gleichmäßig stattfindet.

Fig. 169.



Da jedes aus einer Seitenöffnung hervortretende Wassertheilchen von dem Augenblicke an, wo es diese Oeffnung verlassen hat, in horizontaler Richtung nur mehr vermög der Trägheit, also mit gleichförmiger Bewegung, wie durch eine momentane Kraft getrieben, fortzugehen sucht, gleichzeitig aber von der Schwere continuirlich vertikal abwärts gezogen wird, so muß die Bahn, die dasselbe und somit der ganze, aus der Seitenöffnung hervortretende Wasserstrahl nimmt, so wie die eines horizontal geworfenen Körpers, eine Parabel sein.

Ist die oben unter *) vorausgesetzte Bedingung, nämlich daß die Höhe der Ausflußöffnung gegen ihre Entfernung von der Wasseroberfläche klein sei, nicht erfüllt, ist vielmehr diese Entfernung im Verhältniß zu ihrer Höhe gering oder wohl gar die ganze Seitenwand des Gefäßes offen, so ist die Annahme, daß alle Theilchen mit einer mittleren Geschwindigkeit austreten, wie sie dem durch den Mittelpunkt der Seitenöffnung ausfließenden Theilchen zukömmt, nicht mehr zulässig und es wird in diesem Falle die Ausflußmenge auf folgende Weise berechnet.

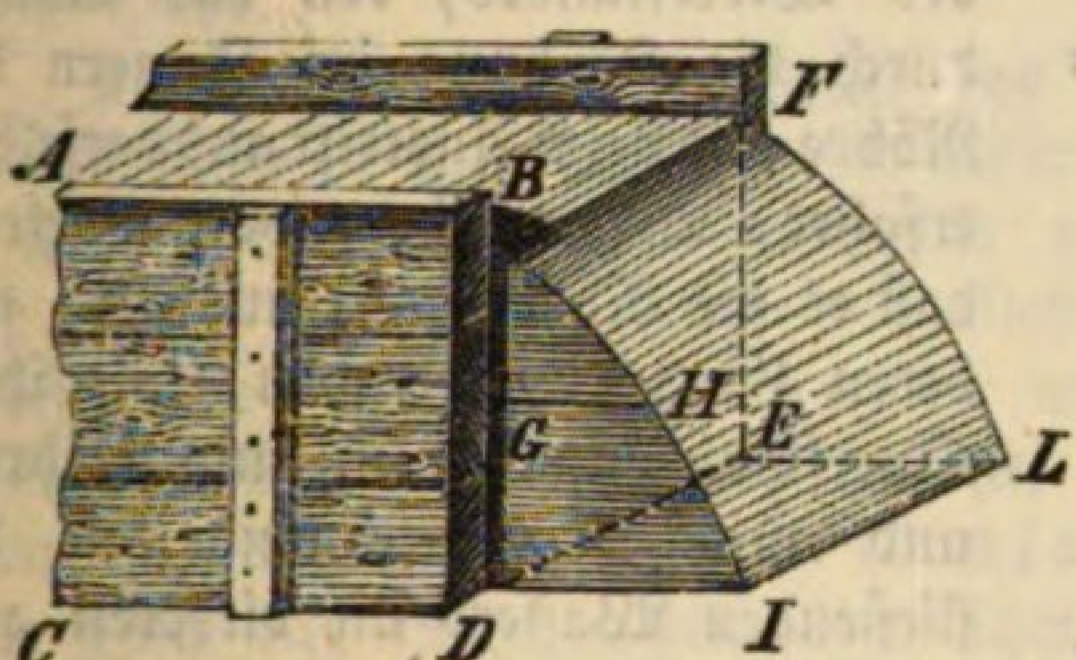
Sei **ABCDEF** (Fig. 170) ein bis **BF** stets mit Wasser voll erhaltenes, gerades prismatisches Gefäß, die vertikale Seitenwand **BDEF** sei offen und man denke sich die Oeffnung **BDEF** aus lauter sehr engen vertikalen Spalten zusammengesetzt, so werden die in einer und derselben Spalte, z. B. zunächst an **BD** über einander liegenden Wassertheilchen mit desto größerer Geschwindigkeit heraustreten, je tiefer sie unter dem Wasserspiegel liegen. Stellt die Horizontallinie **GH** die Austrittsgeschwindigkeit des Theilchens **G** und **DJ** diese Geschwindigkeit für das Theilchen **D** vor, so ist (nach (†) auf S. 212) $GH = \sqrt{2gBG}$ und $DJ = \sqrt{2gBD}$ und hieraus folgt $GH : DJ = \sqrt{2gBG} : \sqrt{2gBD}$ oder $\overline{GH}^2 : \overline{BJ}^2 = BG : BD \ldots 6)$. Da nun **BG** und **BD** die Abscissen, **GH** und **DJ** die Ordinaten der Punkte **H** und **J** vorstellen, in welchen die Wassertheilchen **G** und **D** nach Verlauf einer Sekunde ankommen, während das oberste Theilchen **B** (das sich unter dem Drucke Null befindet und daher auch die Geschwindigkeit Null hat) an seinem Platze (**B**) verbleibt, und da sich auf ganz gleiche Weise das nämliche Verhältniß zwischen den Ordinaten und Abscissen der Punkte ergibt, in welchen die übrigen zwischen **B** und **D** gelegenen Wassertheilchen nach der ersten Sekunde ankommen, so folgt, daß in einer Sekunde zunächst an **BD** eine aus lauter einzelnen übereinander liegenden Theilchen bestehende vertikale Wasserschichte aus dem Gefäße hervortritt, deren äußere Begränzung **BHJ** ein Stück einer Parabel ist (denn nur bei der Parabel verhalten sich, wie es die Proportion 6) ausspricht, die Quadrate der Ordinaten wie die Abscissen). Wiederholt man die nämlichen Schlüsse für die Wassertheilchen der übrigen Vertikalspalten, aus welchen man die Oeffnung **BDEF** bestehend dachte, so begreift man, daß in einer Sekunde aus jeder dieser Spalten eine der Wasserschichte, **BHJD** ganz gleiche Wasserschichte, mithin aus der ganzen Seitenöffnung **BDEF** ein Wasserkörper **BDJLFE** hervortreten muß, der den parabolischen Sector **BHJD** zur Grundfläche und die Breite **DE** der Ausflußöffnung zur Höhe hat. Es strömt daher in einer Sekunde ein Wasserkörper, dessen Größe

$$M = \tfrac{2}{3} BD . DJ . DE = \tfrac{2}{3} BD . DE . \sqrt{2gBD}$$

ist und somit in der Zeit **T** die Wassermenge

$$MT = T . \tfrac{2}{3} BD . DE \sqrt{2gBD} \text{ aus.}$$

Fig. 170.

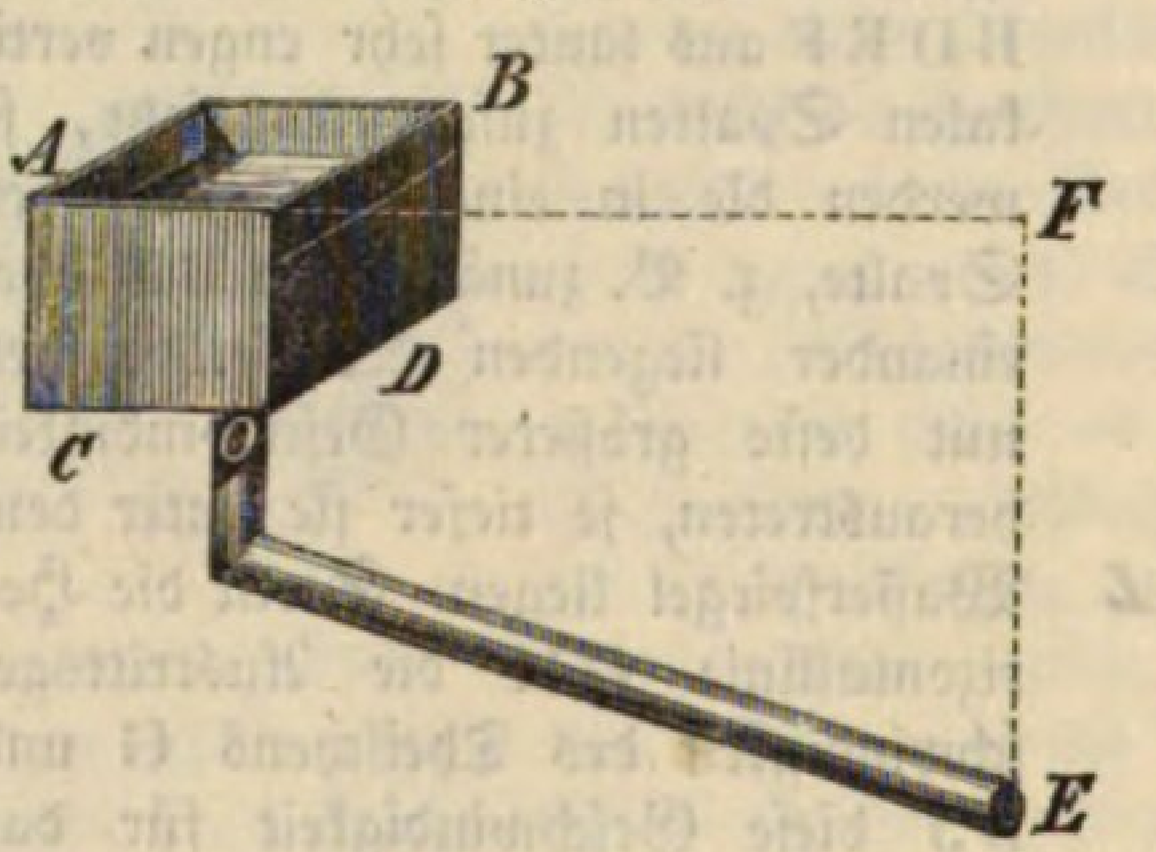


Ist nicht die ganze Seitenwand des Gefäßes offen, sondern in derselben nur eine größere rechteckige Oeffnung angebracht, so muß die auf die eben angegebene Art berechnete Wassermenge noch mit einem passenden Contractionscoefficienten **n** multiplicirt werden, dessen Werth sich aber nach dem Umstande richtet, ob an allen Seiten rings um die Oeffnung oder nur an 3, 2 oder 1 Seite der Oeffnung Contraction stattfindet. Die respectiven Werthe von **n** für diese vier Fälle sind der Erfahrung gemäß: 0,62, 0,642, 0,664 und 0,697.

Wasser, welches aus einem Behälter **ABCD** (Fig. 171) durch eine horizontale oder geneigte Röhre **OE** abgeleitet wird, fließt nicht, wie es

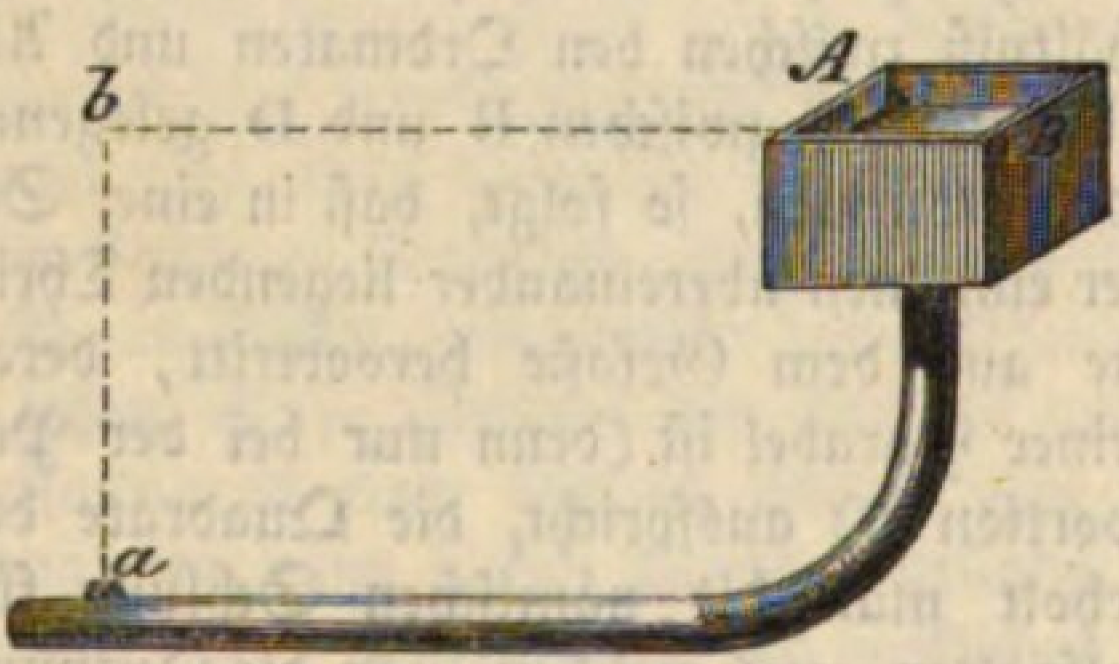
sollte, mit der Geschwindigkeit $c = \sqrt{2g . EF}$ aus, welche dem Abstand EF des Mittelpunkts E der Ausflußöffnung vom Wasserspiegel AB entspricht, sondern die Ausflußgeschwindigkeit ist bedeutend kleiner und zwar wegen des Widerstandes, den das Wasser durch die Reibung im Innern der Röhre und beim Austritt aus derselben erfährt, und welcher, vorausgesetzt, daß es die Röhre ganz ausfüllt, mit deren Länge im geraden, mit ihrer Querschnittsfläche im umgekehrten und mit der Geschwindigkeit des fließenden Wassers im directen quadratischen Verhältniß steht, überdies desto größer ist, je mehrere Krümmungen die Leitungsröhre hat.

Fig. 171.



127. Ausfluß aus der oberen Wandfläche einer Röhrenleitung. Da gedrückte Wassertheilchen dem Druck nach allen Richtungen mit gleicher Kraft auszuweichen suchen, so sollte das Wasser aus der oberen Oeffnung a (Fig. 172) (gerade wie wenn sich diese unter gleicher Höhe in einer Seitenwand befände) mit der nämlichen Geschwindigkeit $v = \sqrt{2g . ab}$ hervortreten, als wäre es durch den Abstand ab dieser Oeffnung a vom Wasserspiegel AB frei gefallen und es sollte so lange steigen, bis durch Rückwirkung der Schwere die ganze Geschwindigkeit vernichtet worden, d. i. bis es den Punkt b erreicht hat, von welchem es bis a frei herabfallen müßte, um diese Geschwindigkeit zu erlangen. Allein die Geschwindigkeit fällt viel geringer aus, und zwar wegen der Adhäsion des Wassers an den Wänden der Leitungsröhre und an den Rändern der Ausflußöffnung und wegen der Verzögerung, welche die ausfließenden Wassertheilchen durch die Seitenbewegung nach der Oeffnung hin und durch jene Theilchen erleiden, welche, nachdem sie die möglich größte Höhe erreicht haben, wieder herabfallen und den aufsteigenden begegnen. Es ist daher die Höhe, bis zu welcher das Wasser aus einer Oeffnung in der obern Wand der Leitröhre emporspringt (d. i. die Sprunghöhe), immer geringer als die Höhe, von welcher es bis zur Ausflußöffnung hin fällt (d. i. als die Fallhöhe). Uebrigens ist die Sprunghöhe unter sonst gleichen Umständen größer, wenn die Zuleitungsröhren weiter und weniger gekrümmt sind, die Ausflußöffnung enger und anstatt in einer vertikalen Röhre in einer horizontalen, verhältnißmäßig dünnen Platte angebracht ist, und wenn der Wasserstrahl nicht ganz vertikal in die Höhe steigt. Die Ursache hievon liegt in der Verminderung der vorerwähnten, die Ausflußgeschwindigkeit schwächenden Hindernisse und darin, daß die Geschwindigkeit der in den Zuleitungsröhren sich bewegenden größeren Wassermasse an der Ausflußöffnung auf desto weniger Wassertheilchen übertragen, mithin desto mehr gesteigert wird, je kleiner diese Oeffnung ist. Nach diesen Umständen hat man bei Anlegung von Springbrunnen sich zu richten. Um bei diesen eine möglichst große Sprunghöhe und zugleich einen dicken

Fig. 172.



Wasserstrahl zu erhalten, wende man eine cylindrische Ausflußröhre an und senke in dieselbe einen Kegel, mit der Spitze nach unten gekehrt, ein, welcher darin nur an 4 bis 6 Punkten befestigt ist. Man erhält so einen hohlen, dick erscheinenden Wasserstrahl von, seiner geringen Wassermenge entsprechender größerer Höhe.

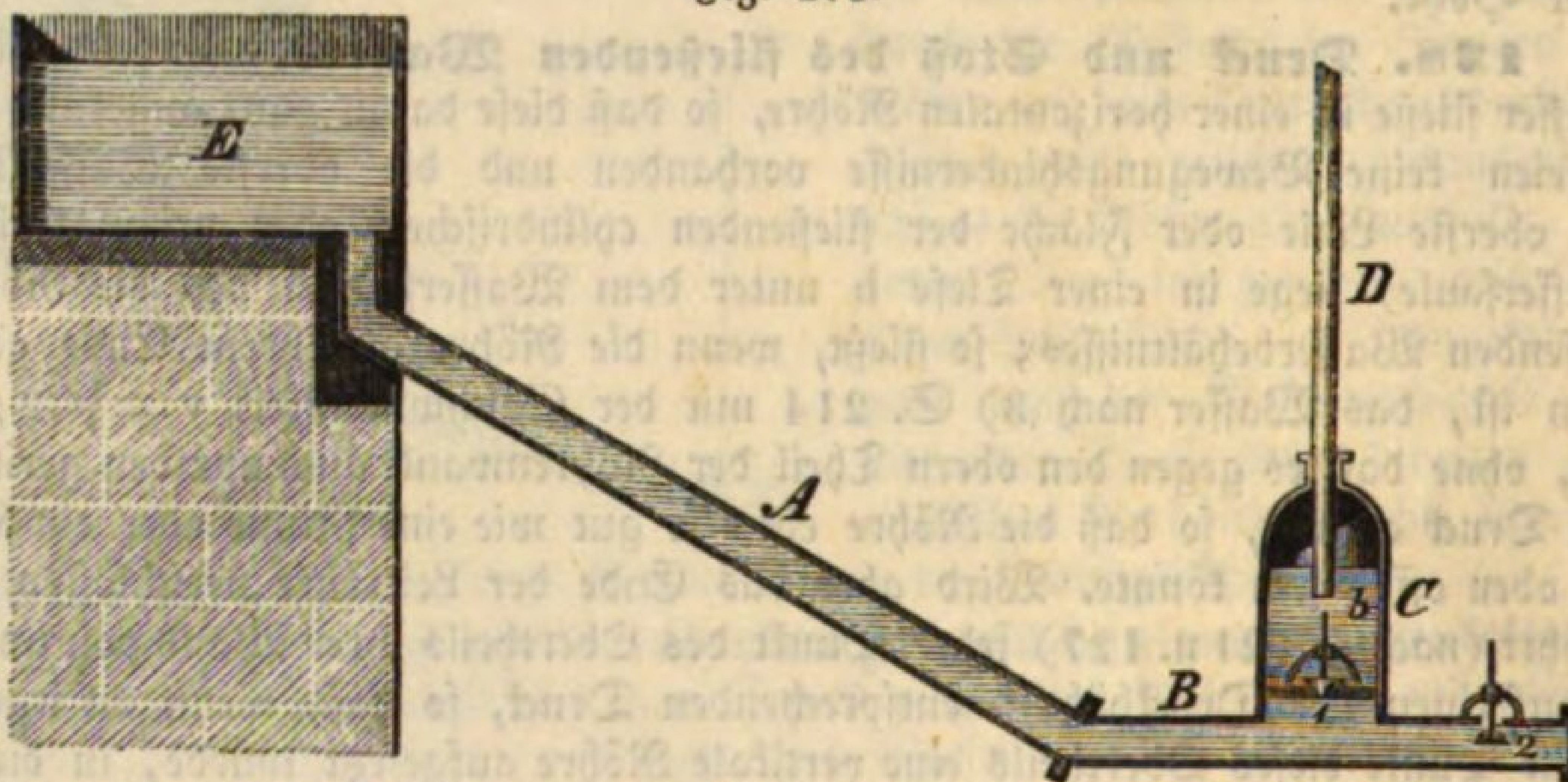
128. Druck und Stoß des fließenden Wassers. Gesetzt, das Wasser fließe in einer horizontalen Röhre, so daß diese damit ganz angefüllt ist, es seien keine Bewegungshindernisse vorhanden und die oberste Wasserlinie (die oberste Linie oder Fläche der fließenden cylindrischen oder prismatischen Wassersäule) liege in einer Tiefe h unter dem Wasserspiegel des die Röhre speisenden Wasserbehältnisses; so fließt, wenn die Röhre an ihrem Ende ganz offen ist, das Wasser nach 3) S. 214 mit der Geschwindigkeit $v = \sqrt{2gh}$ aus, ohne daß es gegen den obern Theil der Röhrenwand auch nur den geringsten Druck ausübt, so daß die Röhre eben so gut wie eine Rinne oder ein Kanal oben offen sein könnte. Wird aber das Ende der Leitröhre verschlossen, so erfährt (nach §. 121 u. 127) jeder Punkt des Obertheils ihrer Wand von unten hinauf einen der Druckhöhe h entsprechenden Druck, so daß, wenn an irgend einem Punkt dieses Obertheils eine vertikale Röhre aufgesetzt würde, in dieser das Wasser bis zu einer mit dem Wasserspiegel im Behältnisse ganz gleichen Höhe emporsteigen müßte. Wird hingegen das Ende der Leitröhre nur zum Theil verschlossen (die vorige Ausflußöffnung nur verengt), so fließt das Wasser (unter der obigen Voraussetzung, daß von allen Hindernissen abgesehen wird) zwar wieder mit der vorn angegebenen Geschwindigkeit $v = \sqrt{2gh}$ aus; aber in der Leitröhre selbst bewegt es sich jetzt mit geringerer Geschwindigkeit, z. B. v_1. Da diese einer kleinern Druckhöhe, z. B. h_1 entspricht, also nicht die Wirkung (der Druck) der ganzen Druckhöhe zur Erzeugung von Geschwindigkeit (von Bewegung) verwendet wird, so muß die dem Unterschied $h - h_1$ der besagten Druckhöhen entsprechende Wirkung (d. i. jener Theil des Druckes der über der Leitröhre stehenden Wassersäule, welcher nach Abschlag des zur Erzeugung von Bewegung verwendeten, mithin in jeder andern Rücksicht wirkungslos gemachten Theils übrig bleibt) sich durch einen entsprechenden Druck auf alle Wände der Leitröhre, also auch auf die obere Wand (versteht sich, von unten hinauf) äußern.

Offenbar muß dieser in gleicher Weise auch für nicht horizontale (geneigte) Leitungsröhren geltende, zuerst von Bernoulli aufgestellte und nachgewiesene Satz durch die in den Leitungsröhren immer stattfindenden, aus der Adhäsion, den Biegungen und Verengungen der Röhren u. s. f. entspringenden Hindernisse modificirt, kann jedoch hiedurch in seiner Wesenheit nicht geändert werden.

Aus demselben folgt, daß, wenn fließendes Wasser ganz oder zum Theil angehalten wird, dasselbe auf die Wände der wie immer beschaffenen Leitung einen größern Druck übe, als während seiner frühern Bewegung, oder, allgemein gesprochen, daß der hydrostatische Druck (der Druck des ruhenden Wassers) immer größer sei als der hydrodynamische (der Druck des sich bewegenden Wassers)... (†), worauf bei Bestimmung der Wandstärke der Wasserleitungsröhren u. dgl. wohl Rücksicht zu nehmen ist. Auch findet in dem besagten Satze die Wirkung des von Montgolfier construirten Stoßhebers (hydraulischen Widders) ihre Erklärung. Es ist dies eine Wasserhebmaschine, die vorzüglich dort geeignet zu sein scheint, wo es sich, wie bei Bewässerung von Wiesen aus einem Bache von nicht unbedeutendem Gefälle u. s. w. darum handelt, eine

beträchtliche Wassermenge auf eine verhältnißmäßig geringe Höhe zu heben. Sie hat im Ganzen seit ihrer Erfindung noch wenig Anwendung (am wenigsten in Deutschland, mehr noch in Frankreich und England) gefunden, und besteht in Wesenheit aus einer Röhre **AB** (Fig. 173), die wenigstens gegen das eine

Fig. 173.



Ende **B** horizontal ist und dort durch eine Klappe **1** mit einem Gefäße **C** communirt, in welchen luftdicht eine bis nahe an die Klappe **1** herabreichende Röhre **D** eingesetzt ist, ferner noch eine andere Klappe **2** enthält, die das Innere von **AB** mit der äußern Umgebung in Communication setzt. Tritt nun entweder aus einem Behälter **E**, wie in der Figur anschaulich gemacht ist, oder aus einem Bache von größerem Gefälle Wasser in die Röhre **A** und stößt dasselbe, mit einer gewissen Geschwindigkeit darin vorwärtsschreitend, an die Klappe **2**, so schließt (hebt) es dieselbe, verliert dadurch seine Bewegung und übt nun, indem der hydrodynamische Druck in einen hydrostatischen übergeht (†), auf alle Theile der Wand von **A**, mithin auch auf die Klappe **1** einen größern Druck als vorher. In Folge dieses größern Druckes hebt es die Klappe **1** und dringt so lange in das luftenthaltende Gefäß **C** ein, als es die Ausdehnsamkeit der Luft (die, wenn das Wasser einmal die Mündung b der Röhre **D** passirt hat, in dem Gefäße **C** durch das eintretende Wasser immer mehr zusammengedrückt wird) und der Gegendruck des bereits eingedrungenen Wassers gestattet. Bei der jetzt nach dem Oeffnen der Klappe **1** wieder eingetretenen Bewegung des Wassers in **A** läßt auch der Druck dieses letzteren auf die Wände der Röhre **A** und auf die Klappen **1**, **2** nach; diese können in Folge ihres Gewichtes wieder herabfallen (wobei sich **1** schließt, **2** aber öffnet und das Wasser aus **A** entweichen läßt). Da nun kein Wasser mehr in das Gefäß **C** eindringen kann, vermehrt sich wieder der Druck auf die Klappe **2**, diese hebt und schließt sich wieder, dadurch wird das Wasser **A** abermals aufgehalten, der so vermehrte Druck vermag neuerdings die Klappe **1** zu öffnen und es dringt nun wieder Wasser nach **C**. So geht das Spiel der Klappen **1** und **2** abwechselnd fort, bis die Luft in **C** in einen hinreichend kleinen Raum zusammengedrückt ist, wo sie dann durch ihr Streben, sich zum ursprünglichen Volum auszudehnen (d. i. durch ihre Expansivkraft), endlich das Wasser durch die Röhre **D** in einen ununterbrochenen Strahl hinaustreibt.

Fließendes Wasser übt gegen die Fläche eines in demselben feststehenden Körpers einen Druck oder Stoß aus, der, wenn er nach einer auf die getroffene Fläche senkrechten Richtung erfolgt (den Lehren der Mechanik zu Folge),

dem Drucke einer Wassersäule gleichgesetzt werden kann, die zur Basis die gedrückte Fläche und zur Höhe jenen Raum hat, durch welchen das Wasser frei fallen müßte, um die Geschwindigkeit zu erlangen, mit der es gegen die besagte Fläche trifft. Ist nämlich B die Größe der gedrückten Fläche, c die Geschwindigkeit des gegen diese Fläche sich bewegenden Wassers und g die Acceleration der Schwere, h der Raum, durch welchen das Wasser fallen müßte, um die Geschwindigkeit c zu erlangen, so folgt aus der Formel

$c=\sqrt{2gh}$, $h=\frac{c^2}{2g}$ mithin ist die Größe des Wasserdruckes gegen die Fläche

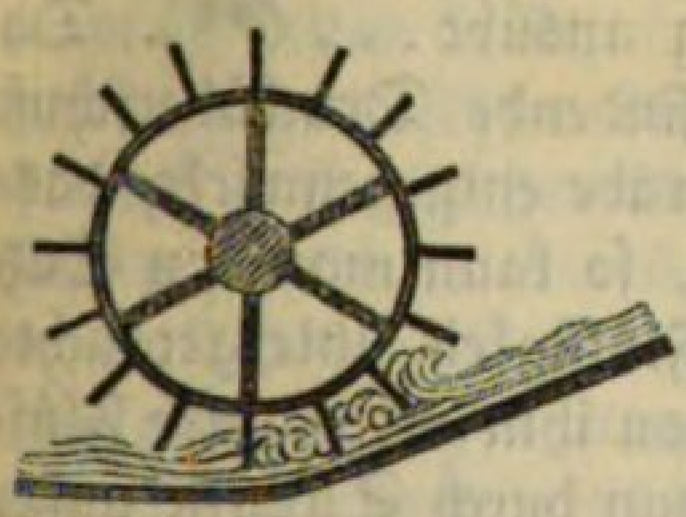
$B=B.S.h=B.S\frac{c^2}{2g}\ldots(\dagger\dagger)$, wenn **S** das spezifische Gewicht (das Gewicht der Volumeinheit) des Wassers ist.

Erfolgt der Stoß des Wassers nicht in gegen die betreffende Fläche senkrechter, sondern schiefer Richtung, so kann die Geschwindigkeit des Wassers in zwei Componenten zerlegt werden, wovon die eine zur gestoßenen Fläche parallel ist, somit auf den Stoß keinen Einfluß nimmt, während die andere auf die besagte Fläche senkrecht wirkt und einen Stoß erzeugt, dessen Größe nach der eben aufgestellten Formel (††) bestimmt wird.

Steht endlich die Fläche, gegen welche der Stoß des Wassers stattfindet, nicht fest, sondern weicht sie diesem Stoße mit einer Geschwindigkeit c_1 aus, welche kleiner ist als die Geschwindigkeit c des Wassers, so wird die Größe **G** des gegen die Fläche senkrechten Stoßes durch die Gleichung

$G=\frac{B.S}{2g}(c^2-c_1{}^2)$ ausgedrückt, worin **B**, **S**, g die oben angegebenen Bedeutungen haben und c, c_1 die gegen die ausweichende Fläche senkrechten Geschwindigkeiten vorstellen.

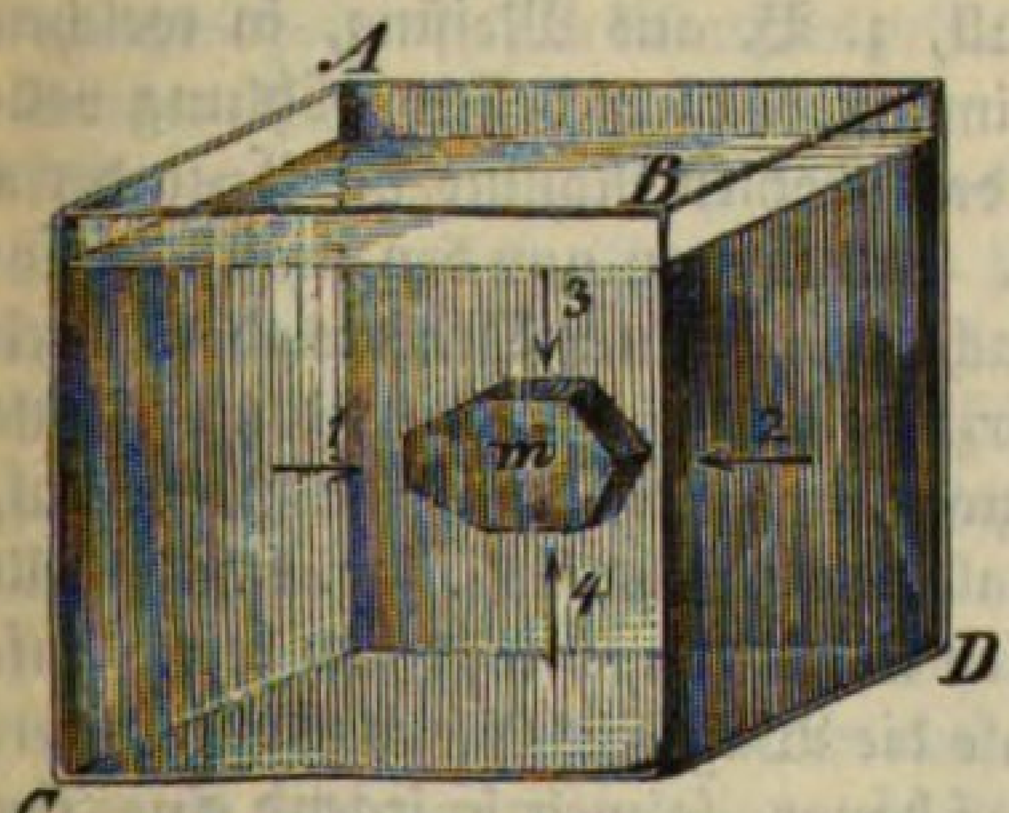
Fig. 174.



Auf dem Stoße des Wassers gegen ausweichende Flächen beruht die Wirkung der sogenannten unterschlächtigen Wasserräder, welche so wie die früher besprochenen andern Wasserräder eine vortheilhafte und leichte Anwendung der Schwere des Wassers als Betriebskraft gestatten. Man sieht eine Art unterschlächtiger Wasserräder in Fig. 174 abgebildet.

129. Druck einer ruhenden tropfbaren Flüssigkeit auf in dieselbe eingetauchte Körper. Sei ein Gefäß bis **ABCD** (Fig. 175) mit einer Flüssigkeit gefüllt und diese in allen ihren Theilen vollkommen in Ruhe. Denkt man sich im Innern dieser Flüssigkeit einen wie immer begränzten Theil m, so erfährt dieser durch die ihn ringsherum umgebende übrige Flüssigkeit einen Druck und zwar von oben nach unten durch die über ihn lagernde Flüssigkeitssäule, von unten hinauf und auf alle Seiten durch die angränzenden Flüssigkeitstheilchen, die, der außerordentlich leichten Verschiebbarkeit wegen, dem Drucke der höher gelegenen Flüssigkeitstheilchen nach allen Richtungen auszuweichen suchen. Da nun der

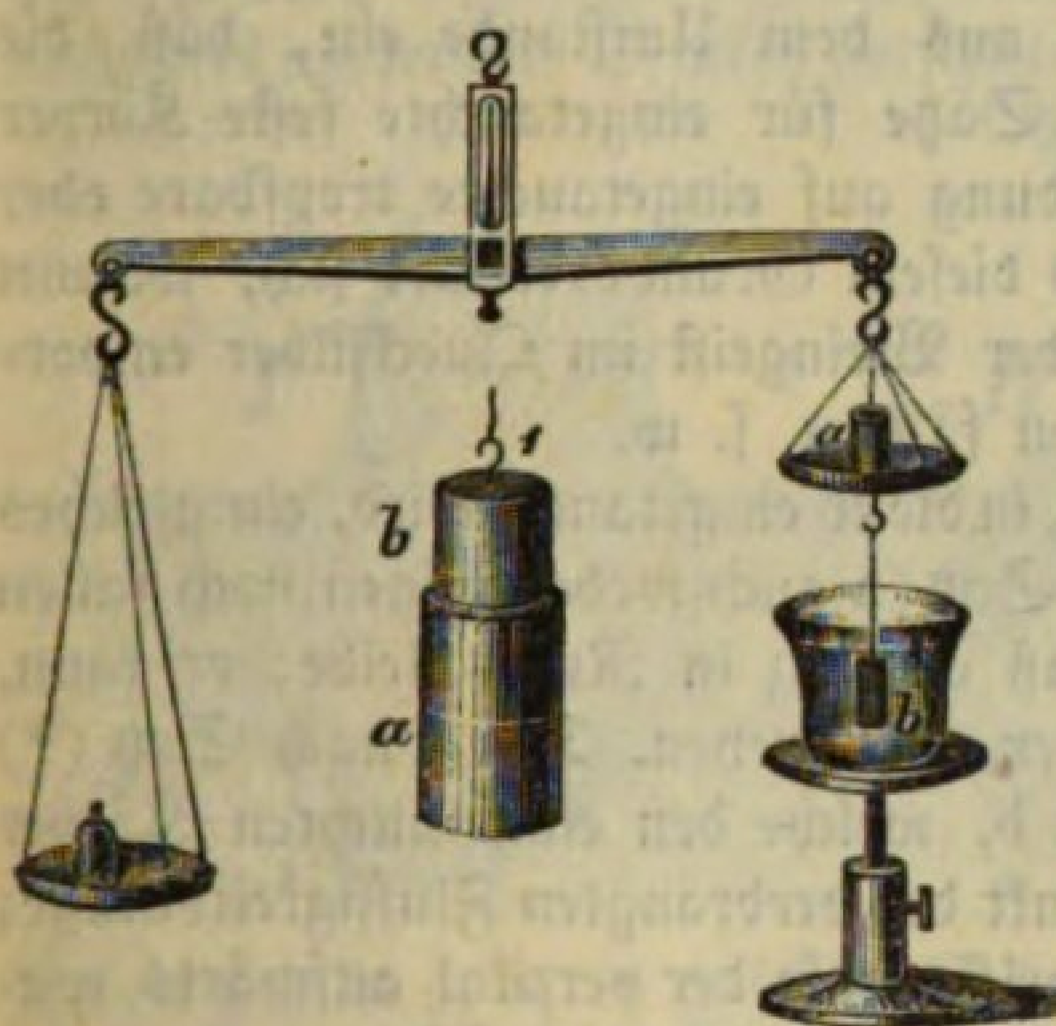
Fig. 175.



Flüssigkeitskörper m trotz dieser von allen Richtungen her auf ihn einwirkenden Druckkräfte dennoch in Ruhe bleibt, so muß die Wirkung aller dieser Kräfte aufgehoben werden. Dem Drucke, der auf irgend eine Seite von m (z. B. nach Pfeil 1) ausgeübt wird, muß durch einen gleichen Gegendruck (nach Pfeil 2) und der Kraft p, in Folge welcher der Körper m in der Richtung des Pfeiles 3 vertikal abwärts zu sinken sucht, muß durch eine im Sinne des vertikalen Pfeiles 4 von unten her auf m wirkende Kraft q das Gleichgewicht gehalten werden, was nach §. 64 nur stattfindet, wenn $q = p$ ... (1 ist. Nun sucht aber der Körper m in Folge des Druckes a, den er von der über ihn liegenden Flüssigkeitssäule erfährt, und seines eigenen Gewichtes b zu sinken, so daß $p = a + b$ ... 2) mithin nach (1 auch $q = a + b$ ist, d. h. der Druck q, den der Flüssigkeitskörper m nach aufwärts erfährt, ist um das Gewicht b dieses Körpers größer, als der Druck, den er durch die übrige Flüssigkeit vertikal abwärts erleidet. Da das Gewicht b des Flüssigkeitskörpers m als eine von seinem Schwerpunkte (§. 73) aus vertikal abwärts wirkende Kraft betrachtet werden kann (§. 74) und da der aufwärts gerichtete Druck q auch diesem Gewichte das Gleichgewicht hält, so muß die Richtung dieses Druckes jener des Gewichtes b entgegengesetzt sein, d. i. auch vertikal aufwärts und durch den Schwerpunkt des Flüssigkeitskörpers m gehen ... (*). Das eben ermittelte Verhältniß der vertikal auf- und abwärts stattfindenden Druckkräfte q und a ändert sich aber offenbar nicht, wenn man sich an die Stelle des Wasserkörpers m irgend einen andern Körper gebracht denkt (denn es hängt dasselbe ja nicht von der Beschaffenheit des Körpers m, sondern nur von der denselben umgebenden Flüssigkeit, an welcher nichts geändert wird, ab); es folgt daher der allgemeine Satz: Jeder in einer tropfbaren Flüssigkeit untergetauchte Körper erfährt von derselben vertikal aufwärts einen Druck, welcher um das Gewicht der an der Stelle dieses Körpers Platz habenden Flüssigkeitsmasse größer ist als der Druck, den die Flüssigkeit nach vertikal abwärts gehender Richtung ausübt ... (**). Da dieser nach vertikal aufwärts gehender Richtung stattfindende Drucküberschuß nach (*) dem Gewichte des untergetauchten Körpers gerade entgegenwirkt, dasselbe daher aufheben oder wenigstens vermindern muß, so kann man den Satz (**) auch so aussprechen: Jeder in einer tropfbaren Flüssigkeit untergetauchte Körper verliert so viel von seinem Gewichte, als die von ihm verdrängte Flüssigkeitsmasse wiegt ... (***). — Man kann diesen nun durch Schlüsse außer Zweifel gestellten Hauptsatz der Hydrostatik, der nach seinem Entdecker Archimedes, der archimedische Fundamentalsatz genannt wird, auch auf experimentalem Wege in folgender Weise rechtfertigen. Man denke sich einen kleinen hohlen Cylinder a (Fig. 176) aus Metall, z. B. aus Messing, in welchen ein derlei massiver Cylinder b so genau hineinpaßt, daß er dessen Höhlung vollkommen ausfüllt, so daß sein Rauminhalt dem hohlen Raume im Cylinder a an Größe ganz gleich angesehen werden kann. Hängt man nun den massiven Cylinder mittelst eines an dem Oehre 1 festgemachten sehr feinen Drahtes oder hinreichend festen Fadens an der einen (etwa an kürzeren Schnüren hängenden) Schale einer guten empfindlichen Krämerwage und zwar am besten an einem Haken auf, der in der Mitte der untern Fläche dieser Schale angebracht ist (f. Fig. 176), stellt zugleich auf die nämliche Wagschale den hohlen Cylinder a, bringt nun durch Auflegen von Gewichten auf die zweite Wagschale die Wage ins Gleichgewicht, hierauf den Cylinder b, während er an der Wage hängt, so weit in irgend eine (ihn nicht angreifende) Flüssigkeit, daß diese seine oberste Fläche gerade bedeckt (dieses

Eintauchen wird am besten durch entsprechendes Heben des die Flüssigkeit enthaltenden Gefäßes oder auch durch Herablassen des Wagebalkens, wenn die Einrichtung der Wage dies gestattet, bewerkstelligt). Bei diesem Eintauchen kömmt

Fig. 176.



die Wage aus ihrer Gleichgewichtslage, indem die Schale mit den Cylindern steigt, zum Beweise, daß der eingetauchte Cylinder b von seinem Gewichte verloren haben müsse. Wird aber nachher der auf der Schale stehende hohle Cylinder a vorsichtig mit Flüssigkeit derselben Art, wie sie sich im Gefäße befindet, gerade ganz angefüllt, so stellt sich die vorige Gleichgewichtslage der Wage wieder her; das Gewicht der den Cylinder a ausfüllenden, mithin an Volum dem Cylinder b gleichen Flüssigkeitsmenge muß also gerade so viel betragen als der Gewichtsverlust, den dieser Cylinder b beim Eintauchen erlitten hat.

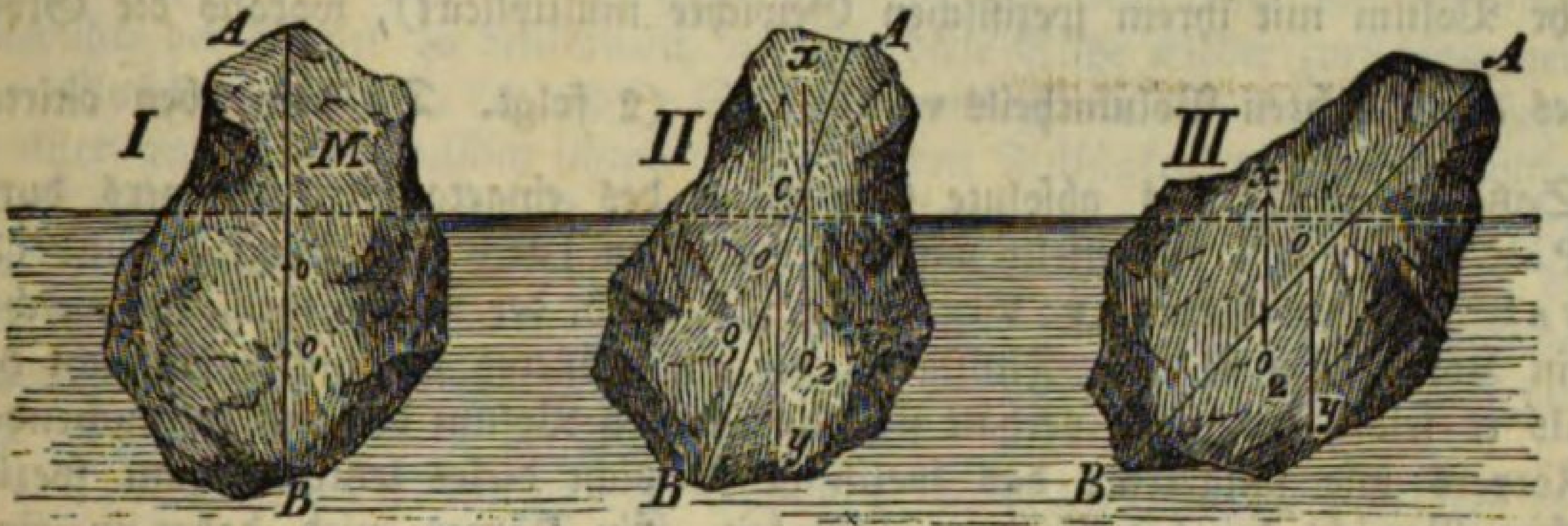
130. Verhalten der in ruhenden tropfbaren Flüssigkeiten eingetauchten Körper. Aus dem oben erwiesenen Satze (**) nämlich: daß jeder in eine tropfbare Flüssigkeit ganz eingetauchte Körper von dieser Flüssigkeit mit einer um das Gewicht der verdrängten Flüssigkeitsmenge größern Kraft vertikal aufwärts als abwärts gedrückt wird, somit (als Resultirende dieser Druckkräfte) einen, dem Gewichte der verdrängten Flüssigkeitsmenge gleichen Druck b vertikal aufwärts erfährt, also mit einer Kraft b in dieser Richtung aufwärts zu steigen sucht, während er vermöge seines eigenen Gewichtes p vertikal abwärts zu fallen strebt, so befindet er sich unter dem gleichzeitigen Einfluß zweier, nach entgegengesetzten Richtungen wirkenden Kräfte und muß der ihrem Unterschiede p — b gleichen Resultirenden r folgen (§. 64 und 69). Beträgt sein Gewicht p gerade so viel als das Gewicht b des von ihm verdrängten, also gleich großen Flüssigkeitsquantums, d. h. ist sein spezifisches Gewicht jenem der Flüssigkeit gleich, so ist p — b = o; der Körper kann daher in der Flüssigkeit weder steigen noch sinken, sondern bleibt an dem Platze, zu welchem er eingetaucht worden, wie wenn er schwerlos wäre ...(a in Ruhe. Ein solches Verhalten zeigt z. B. im Wasser jedes beliebig große und wie immer gestaltete Stück einer Masse, die durch gleichförmiges Vermengen von 1 Gewichtstheil feingepulverten Zinnobers auf 226 Gewichtstheile weißen Wachses erhalten wird und ein gleiches spezifisches Gewicht mit dem Wasser hat. Ist hingegen p größer als b, d. h. hat der eingetauchte Körper ein größeres spezifisches Gewicht als die Flüssigkeit, so folgt er der größeren Kraft p, sinkt also mit einer Kraft p — b zu Boden . . . (b, wie dies ein Stück Eisen, Blei oder Stein u. s. w. im Wasser thut. Ist endlich p kleiner als b, d. h. hat der eingetauchte Körper ein geringeres spezifisches Gewicht als die Flüssigkeit, so muß er der größern, vertikal aufwärts wirkenden Kraft b folgen, also mit einer Kraft b — p in der Flüssigkeit in die Höhe steigen...(c und zwar so lange, bis, indem er zum Theil über die Oberfläche der Flüssigkeit heraustritt, er nur mehr so weit eingetaucht ist, daß das Gewicht der nun verdrängten kleineren Flüssigkeitsmenge seinem ganzen Gewichte mithin die (dem Gewichte der verdrängten Flüssigkeit gleiche) Kraft b = p

wird, wo sich dann der Körper, wie unter (a gezeigt worden, verhält . . . (d. Dies ist z. B. bei Korkholz und andern Hölzern im Wasser, bei Eisen im Quecksilber u. s. w. der Fall. Daß die Sätze (a, (b, (c in gleicher Weise gelten, wenn in eine tropfbare Flüssigkeit anstatt eines festen Körpers eine andere, mit ihr sich nicht chemisch verbindende tropfbare oder ausdehnsame Flüssigkeit gebracht wird, leuchtet aus dem Umstande ein, daß die Schlüsse, durch welche die angezogenen Sätze für eingetauchte feste Körper nachgewiesen wurden, ganz gleiche Anwendung auf eingetauchte tropfbare oder ausdehnsame Körper leiden . . . (e. Aus diesem Grunde erklärt sich, warum Oel oder Luftblasen im Wasser, Wasser oder Weingeist im Quecksilber emporsteigen, dieses im Wasser hingegen zu Boden fällt u. s. w.

Wenn ein Körper, der mit der Flüssigkeit, in die er eingetaucht wird, ein gleiches spez. Gewicht hat, in dieser Flüssigkeit nach Satz (a auch weder steigen noch fallen kann, so folgt daraus doch noch nicht, daß er ganz in Ruhe bleibe; er kann, ja muß, vielmehr unter gewissen Umständen sich drehen. Denn nach Satz (*) auf S. 220 geht die Richtung der Kraft b, welche den eingetauchten Körper nach aufwärts treibt, durch den Schwerpunkt der verdrängten Flüssigkeitsmasse; es kann daher dieser Schwerpunkt als Angriffspunkt der vertikal aufwärts wirkenden Kraft b angesehen werden, während das Gewicht des Körpers, d. i. die ihn vertikal abwärts ziehende Kraft den Angriffspunkt im Schwerpunkte dieses Körpers hat, so daß diese beiden gleichen Kräfte sich nur dann das Gleichgewicht halten können, der eingetauchte Körper somit nur dann ganz in Ruhe bleiben kann, wenn ihre entgegengesetzten Richtungen in eine und dieselbe senkrechte Linie fallen, was nur stattfindet, wenn die Schwerpunkte des eingetauchten Körpers und der verdrängten Flüssigkeit in der nämlichen Vertikallinie liegen. Wird daher in eine Flüssigkeit ein Körper eingetaucht, der mit ihr ein gleiches spezifisches Gewicht hat, und die eben ausgesprochene Bedingung ist nicht erfüllt, so muß er sich, wenn ihn nicht irgend ein Widerstand, z. B. die Zähigkeit des flüssigen Körpers, daran hindert, so lange drehen, bis dieser Bedingung Genüge geleistet ist, d. h. die besagten Schwerpunkte vertikal übereinander liegen, wo dann Gleichgewicht herrscht, oder, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, der Körper s c h w i m m t. Soll dieses Gleichgewicht noch überdies ein s t a b i l e s sein, d. h. der eingetauchte Körper die angenommene Lage mit Stabilität behaupten (§. 78), so muß für den Fall, daß der g a n z e Körper eingetaucht ist (i n der Flüssigkeit schwimmt), überdies noch dessen Schwerpunkt u n t e r dem Schwerpunkte der verdrängten Flüssigkeit liegen: denn nur dann wird dieser Körper, wenn man ihn durch Drehen aus seiner Lage verrückt, immer wieder in diese Lage, bei welcher sein Schwerpunkt die tiefste Stelle einnimmt, zurückkehren, indem nur in diesem Falle die Kräfte, welche stets nach vertikalen und entgegengesetzten Richtungen auf die beiden Schwerpunkte wirken, die aus ihrer lothrechten Stellung verrückte Verbindungslinie dieser Schwerpunkte wieder in diese ursprüngliche Stellung zurückzuführen suchen. Ist der Körper in der Flüssigkeit nur z u m T h e i l eingetaucht (schwimmt er a u f der Flüssigkeit), so besitzt er aus dem nämlichen Grunde, wie im vorigen Falle, immer Stabilität, wenn sein Schwerpunkt unter jenem der verdrängten Flüssigkeit liegt. Doch läßt sich aus dem Stattfinden des entgegengesetzten Falles, daß nämlich der Schwerpunkt der verdrängten Flüssigkeit die tiefere Lage hat, noch nicht auf die Stabilität der Lage des eingetauchten Körpers schließen. Sei in Fig. 177 M der ruhig schwimmende Körper, o sein Schwerpunkt und o_1 der senkrecht darunter

liegende Schwerpunkt der verdrängten Flüssigkeit. Bringt man den Körper durch eine kleine Schwankung, in die man ihn versetzt, aus der Lage **I** in eine andere Lage, so daß dadurch das Volum oder das Gewicht der verdrängten Flüssigkeit nicht geändert wird und es schneidet dann, wie in der Lage **II**, die vom Schwerpunkt o_2 des jetzt verdrängten Flüssigkeitskörpers aus gezogene, senkrechte, die Richtung des aufwärts wirkenden Druckes vorstellende Linie o_2 x die Verbindungslinie **A B** der

Fig. 171.



beiden Punkte o, o_1 in c, so suchen beide auf o_2 und o wirkenden Kräfte, d. i. der besagte, nach o_2 x aufwärts wirkende Druck und die von o aus den Körper nach o y vertikal abwärts ziehende Schwerkraft, die (verlängerte) Verbindungslinie **A B** der Schwerpunkte in ihre ursprüngliche, lothrechte Lage zurückzuführen, folglich schwimmt der Körper in diesem Falle mit Stabilität. Wird aber der schwimmende Körper so verrückt, daß, wie in dem bei **III** anschaulich gemachten Falle, nach der Verrückung der aufwärts gerichtete Druck o_2 x und die abwärts ziehende Schwere o y die besagte Verbindungslinie **A B**, anstatt sie in ihre vorige lothrechte Stellung zurückzuführen, vielmehr noch weiter von dieser Stellung abzubringen streben; so sucht der schwimmende Körper, nachdem die Kraft, die ihn aus seiner ursprünglichen Lage herausdrehte, zu wirken aufgehört hat, nicht mehr in diese Lage zurückzukehren, sondern sich immer weiter von derselben zu entfernen; er schwimmt daher nicht mit Stabilität. Eben so wenig besitzt der schwimmende Körper Stabilität, wenn sein Schwerpunkt und der Schwerpunkt der verdrängten Flüssigkeit in einen Punkt zusammenfallen, indem der in eine Schwankung versetzte Körper auch in diesem Falle nicht in seine vorige Lage zurückkehrt. Da er sich aber auch nicht weiter aus dieser Lage zu entfernen sucht, also auch nicht labil ist, so kann man das Gleichgewicht, bei welchem die beiden oft erwähnten Schwerpunkte zusammenfallen, ein indifferentes nennen.

Da man den oben mit c bezeichneten Punkt, in welchem die durch den Schwerpunkt (o_2) der verdrängten Flüssigkeit vertikal aufwärts gezogene Linie (o_2 x) die (aus ihrer Richtung verschobene) vertikale Verbindungslinie (**A B**) dieses Schwerpunktes und des Schwerpunktes (o) des schwimmenden Körpers durchschneidet, das Metacentrum dieses Körpers heißt, so kann man sagen: ein in einer Flüssigkeit nur zum Theil eingetauchter Körper schwimmt nur dann mit Stabilität, wenn sein Schwerpunkt unter seinem Metacentrum liegt...(†)

130. Weitere Folgerungen und Anwendungen der Sätze bezüglich des Gewichtsverlustes der Körper in tropfbaren Flüssigkeiten.

Nach Satz (d auf S. 222 kann sich von irgend einem Körper, dessen absolutes Gewicht **P** und dessen ganzes Volum **V** sein mag, in eine Flüssigkeit, deren spezifisches Gewicht **s** größer ist, als sein eigenes spezifisches Gewicht **S**, nur ein Volum-Theil v eintauchen, und zwar kann die Eintauchung

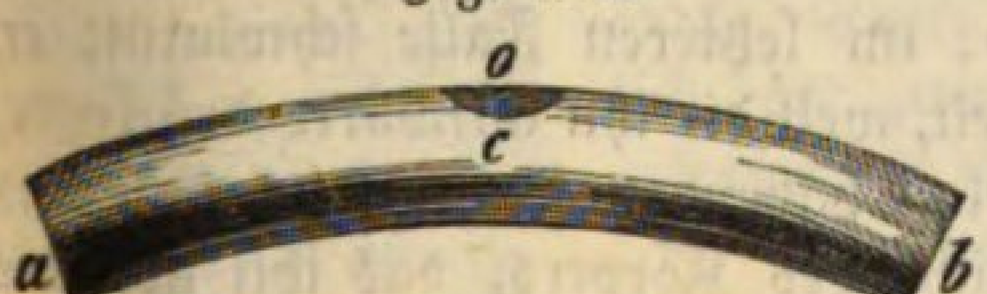
nur so weit gehen, bis ein Flüssigkeits-Volum verdrängt worden, dessen absolutes Gewicht dem absoluten oder Gesammtgewichte des eingetauchten Körpers gleich ist. Es wird also, da das Volum der verdrängten Flüssigkeit offenbar eben so groß ist, wie der Volumtheil v, um welchen sich der Körper eintaucht, dieser sich so weit eintauchen, bis der Gleichung $P = vs$...(1. Genüge geleistet ist (denn man erhält nach §. 17 und Gleichung (2) dieses Paragraphs das absolute Gewicht der verdrängten Flüssigkeit, wenn man ihr Volum mit ihrem spezifischen Gewichte multiplicirt), woraus die Größe des eingetauchten Volumtheils $v = \frac{P}{s}$....(2 folgt. Da dem eben citirten Satze zu Folge das absolute Gewicht P des eingetauchten Körpers durch $P = VS$...(3 dargestellt wird, so hat man [nach Gleichung (1 und (3] $vs = VS$ und hieraus $v : V = S : s$...(4, d. h. der Volumtheil, um welchen ein Körper sich in einer Flüssigkeit, die ein größeres spezifisches Gewicht hat als er selbst, eintaucht, verhält sich zum ganzen Volum des sich eintauchenden Körpers wie umgekehrt das spezifische Gewicht dieses letzteren zum spezifischen Gewicht der betreffenden Flüssigkeit. Ein Körper wird daher in einer spezifisch schwereren Flüssigkeit desto tiefer einsinken, je mehr sein spezifisches Gewicht jenem der Flüssigkeit gleichkömmt...(5. Läßt man einen und denselben Körper, der das absolute Gleichgewicht P, das spezifische Gewicht S und das Volum V hat, nach einander in zwei verschiedene Flüssigkeiten sich eintauchen, deren jede spezifisch schwerer ist als er selbst, und welche die spezifischen Gewichte s und s_1 haben, und stellen v und v_1 die Volumtheile vor, um welche er in der einen und in der andern Flüssigkeit einsinkt, so ist aus den vorn für die Gleichung (2 angegebenen Gründen $v = \frac{P}{s}$ und $v_1 = \frac{P}{s_1}$, mithin $v : v_1 = \frac{1}{s} : \frac{1}{s_1} = s_1 : s$...(6, d. h. die Volumtheile, um welche sich ein und derselbe Körper in zwei verschiedenen, im Verhältniß zu ihm spezifisch schwereren Flüssigkeiten eintaucht, verhalten sich umgekehrt wie die spezifischen Gewichte dieser Flüssigkeiten...(7. Endlich wollen wir noch untersuchen, wie zwei verschiedene Körper in Rücksicht ihrer absoluten Gewichte beschaffen sein müssen, damit sie in zwei verschiedenen, gegen sie spezifisch schwereren Flüssigkeiten (d. h. der eine in der einen, der zweite in der andern Flüssigkeit), sich um einen gleich großen Volumtheil eintauchen. Stellen P und P_1 die (vorläufig noch als unbekannt anzusehenden) absoluten Gewichte dieser Körper, s und s_1 die spezifischen Gewichte der Flüssigkeiten und v den Volumtheil vor, um welchen jeder der besagten Körper in den betreffenden Flüssigkeiten einsinken soll, so hat man (wieder aus den oben unter (2 angeführten Gründen) $v = \frac{P}{s}$ und $v = \frac{P_1}{s_1}$ und hieraus $\frac{P}{s} = \frac{P_1}{s_1}$ oder $P : P_1 = s : s_1$, d. h. sollen zwei verschiedene Körper in zwei verschiedenen, spezifisch schwereren Flüssigkeiten zugleich großem Volum eintauchen, so müssen die absoluten Gewichte dieser Körper sich gerade so verhalten, wie die spez. Gewichte der Flüssigkeiten...(8. Es leuchtet ein, daß dieser Satz auch auf den Fall Anwendung leidet, wo verlangt wird, daß ein und derselbe Körper vom absoluten Gewichte P nach einander in zwei verschiedenen Flüssigkeiten von den spezifischen Gewichten s und s_1 um einen gleichen Theil v seines Volums einsinke. Es muß zu diesem Ende offenbar

durch Umänderung seines Gewichtes P gleichsam zu einem andern Körper, z. B. vom Gewichte P_1 gemacht werden, so daß $P:P_1 = s:s_1$ ist, d. h. soll sich irgend ein Körper, der in einer Flüssigkeit um einen bestimmten Theil seines Volums einsinkt, in einer andern Flüssigkeit eben so tief eintauchen, so muß er ein Gewicht erhalten, welches sich zu seinem ursprünglichen Gewichte eben so verhält, wie das spezifische Gewicht der letzteren zum spezifischen Gewichte der ersteren Flüssigkeit . . . (9. Wir werden später bei den Methoden, die spezifischen Gewichte der Körper zu bestimmen, auf alle diese Sätze wieder zurückkommen.

Auf dem unter (c, (d und (e S. 221 erwiesenen Satze, daß jeder Körper in einer gegen ihn spezifisch schwerern tropfbaren Flüssigkeit mit einer gewissen Kraft in die Höhe steigen und aus der Flüssigkeit mehr oder weniger hervortreten (auf derselben nur zum Theil eingetaucht schwimmen) muß, beruht die Wirkung vieler nützlicher Apparate, und die Erklärung zahlreicher wichtiger Operationen und Erscheinungen, von welchen uns der beschränkte Raum hier nur folgende anzuführen gestattet.

1. Die Wasserwage oder Libelle, d. i. ein Apparat, welcher zur Untersuchung, ob eine Ebene, ob gewisse Gegenstände nach bestimmten Richtungen horizontal sind u. s. f., oder dazu dient, eine Ebene, irgend ein Instrument oder Theile desselben in eine horizontale oder überhaupt in irgend eine bestimmte Lage gegen den Horizont zu bringen. Sie besteht aus einer cylindrischen Glasröhre a b (Fig. 172), die bis auf einen ganz kleinen Theil c ihres Rauminhaltes, worin in Gestalt einer Blase Luft zurückbleibt, mit Weingeist angefüllt ist. Die Luftblase muß zu Folge der Kraft, durch die sie (nach (c S. 221) im spezifisch schwerern Weingeist emporgetrieben wird, darin immer jenen Platz einnehmen, der in Bezug auf den Horizont der Höchste ist.

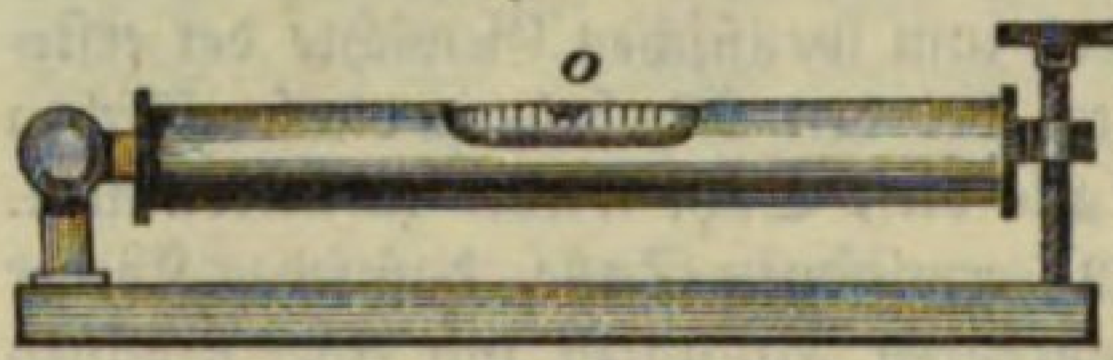
Fig. 172.



Hat nun die Röhre eine geringe Krümmung nach oben, so ist offenbar jene Stelle die höchste, deren Tangente horizontal oder deren Krümmungshalbmesser vertikal ist. Wenn daher die Blase an irgend einer Stelle der Röhre ruht, so ist eine zur Mitte o der Blase an der innern Röhrenwand gezogene Tangente jedesmal horizontal. Die vorerwähnte Krümmung der Röhre nach oben ist deswegen nothwendig, weil es sonst bei horizontaler Lage der Röhre keinen höchsten Punkt gebe, die Luftblase demnach an jeder Stelle der oberen Röhrenwand stehen bleiben und bei jeder Neigung der Röhre sich immer bis an das höher gelegene Ende derselben bewegen müßte. Die Krümmung darf nur gering (der Krümmungshalbmesser muß groß) sein, wenn die Libelle empfindlich sein, d. h. sehr geringe Aenderungen in ihrer Stellung anzeigen soll. Uebrigens ist die Libelle desto empfindlicher (die Blase desto beweglicher), je glatter im Innern die Röhrenwand ist, weswegen zu Libellen, welche sehr genaue Einstellungen, wie sie bei astronomischen, physikalischen oder andern Meßinstrumenten erforderlich sind, gestatten sollen, nur innerlich auf das Genaueste ausgeschliffene Röhren verwendet werden dürfen. Dieses Ausschleifen hat aber nicht allein den Zweck, durch Entfernung aller Unebenheiten die Blase beweglicher zu machen, sondern auch der Röhre eine bestimmte gleichförmige Krümmung, mithin der Libelle einen bestimmten Grad der Empfindlichkeit zu geben. Bei jeder Libelle ist oben auf der Glasröhe der Punkt bezeichnet, bei welchem die Mitte der Blase stehen muß, wenn sie in der Röhre den höchsten Stand hat. Zum Behufe sicherer Beurtheilung dieses Standes befinden sich zu beiden Seiten des besagten Punktes,

der dann mit 0 (Null) bezeichnet ist, noch einige unter einander gleichweit abstehende Theilstriche. Man wird dann überzeugt sein können, daß die Blase genau in der Mitte stehe, wenn sie auf beiden Seiten des o Punktes gleichviele Theilstriche bedeckt. Sehr oft ist, wie Fig. 173 zeigt, die meistens messingene

Fig. 173.



Fassung der Libelle unten mit einer ebenen Fläche ab versehen, so daß, wenn diese Fläche eine horizontale Lage hat, die Mitte der Blase beim Nullpunkt einspielt. Findet dieses Einspielen der Blase beim Nullpunkt jedesmal genau statt, wenn man die Libelle nach zwei aufeinander senkrechten Richtungen auf eine Ebene stellt, so ist diese Ebene horizontal. Bei Nivellir-Instrumenten ist die Libelle immer so festgemacht, daß die vorbesagte Tangente des o Punktes zur Visirlinie, die im Horizont liegen soll, parallel ist.

2. Es erklärt sich ferner das Schwimmen von Körpern aus Stoffen, die spez. schwerer sind als die Flüssigkeit, in welche sie getaucht werden, wenn man einen solchen Körper bei bestimmter Masse durch Aushöhlen, Austreiben u. s. w. ein so großes Volum gibt, daß ein gleiches Volum der betreffenden Flüssigkeit eben so viel oder mehr wiegt, als dieser Körper. Im ersteren Falle schwimmt er **in** der Flüssigkeit, ganz untergetaucht, wohin man ihn in derselben auch immer stellt (weil die dem Gewichte des verdrängten Flüssigkeits-Volums gleiche Kraft, welche ihn in der Flüssigkeit nach aufwärts treibt, das nach abwärts ziehende Gewicht des Körpers gerade aufhebt); im letzteren Falle schwimmt er, nur zum Theile eingetaucht, **auf** der Flüssigkeit, weil die ihn aufwärts drückende, dem Gewicht des unter seinem Volum Platz habenden Flüssigkeitsquantums gleiche Kraft nun größer ist als das Gewicht des Körpers, das ihn abwärts drückt. Durch diesen Ueberschuß an aufwärts drückender Kraft kann sogar noch eine dem eingetauchten Körper aufgebürdete Last, wenn ihre Größe die Größe dieses Ueberschusses nicht überschreitet, mit dem eingetauchten Körper **in** der Flüssigkeit schwebend erhalten, und wenn die Last den besagten Kraftüberschuß nicht ganz erreicht, mit dem Körper in der Flüssigkeit emporgetrieben und **auf** derselben schwimmen gemacht werden. Hieraus erklärt sich die Möglichkeit, hölzerne Schiffe mit sehr großen Mengen von Materialen zu beladen, die spezifisch schwerer sind als das Wasser; die Möglichkeit, die Schiffe selbst aus Eisen zu bauen und noch mit beträchtlichen Ladungen zu versehen; die Möglichkeit, in die Tiefe des Meeres oder eines Flusses versunkene Schiffe oder andere Gegen-

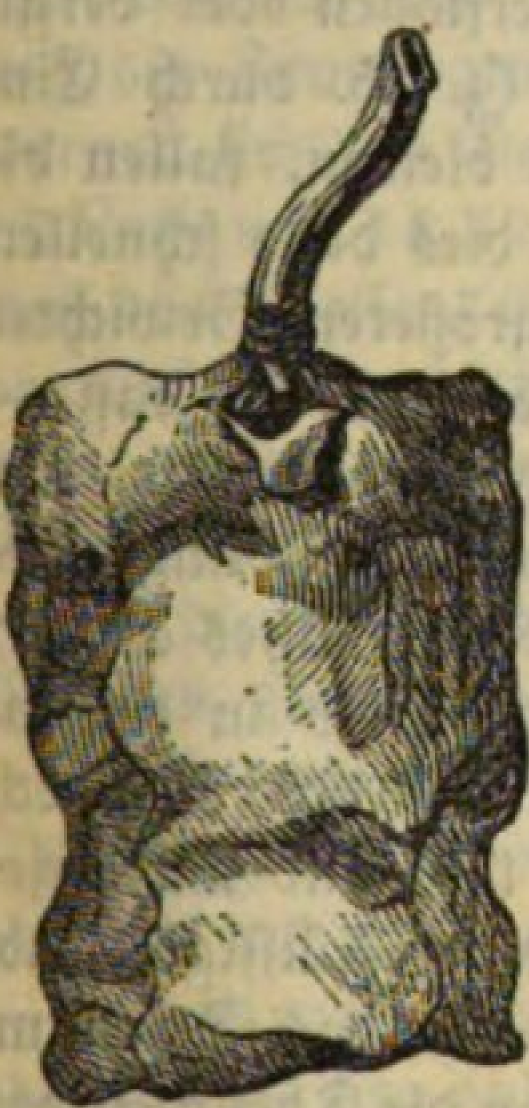
Fig. 174.



stände mittelst leerer Fäßer oder derlei hohler Körper von passender Beschaffenheit wieder zu Tage zu fördern. Wäre z. B. A (Fig. 174) ein leck gewordenes und versunkenes Schiff und man würde von einem über demselben vor Anker gelegten zweiten Schiff oder Plette aus, etwa mittelst einer Winde und an dem versunkenen Schiff angebrachter Rollen, nach und nach eine hinreichende Anzahl leerer, wohlverspundeter Fäßer in die Tiefe des Wassers hinabziehen und unten am

am Schiffe **A** (unter zu Hülfnahme einer Taucherglocke) befestigen, so wird endlich die Summe der bedeutenden Kräfte, womit die einzelnen Fässer im Wasser in die Höhe zu steigen suchen, (da das Gewicht der von jedem Fasse verdrängten Wassermasse das Gewicht des Fasses vielmal übertrifft) groß genug werden, um das ganze Schiff mit emporzuziehen. Anstatt leerer Fässer können zu demselben Zwecke (nach Austin's Vorschlag) auch große luft- und wasserdichte Säcke angewendet werden, welche aus doppelten Blättern von starkem Kanevaß mit einer Zwischenlage von Caoutchouc bestehen, und deren jeder, nachdem er im zusammengelegten Zustande durch ein angehängtes Gewicht (etwa das Gewicht eines Steines) in die Tiefe des Wassers versenkt worden, sich von der Wasseroberfläche aus dadurch mit Luft aufblasen läßt, daß man über einer Oeffnung desselben, die mit einer von innen nach außen sich schließenden Klappe a (Fig. 175 einen solch halb aufgeblasenen Sack vorstellend) versehen ist, das eine Ende eines biegsamen, aus gleichem Materiale wie die Säcke bestehenden Schlauches festschraubt, während das andere Ende desselben mit einer über dem Wasser auf einer Barke oder einem andern Fahrzeug befindlichen Druckpumpe in Verbindung steht. Werden mehrere solche Säcke an dem empor zu hebenden Schiff oder dgl. befestigt und dann einer nach dem andern aufgeblasen, so kann durch ihre Steigkraft selbst das größte Schiff aus der Tiefe gehoben werden. Die Anwendung solcher Säcke macht den Kraft- und Zeitaufwand entbehrlich, der zum Hinabziehen der leeren Fässer in die Tiefe erforderlich ist.

Fig. 175.



Aus demselben Grunde, aus welchem leere Fässer bedeutende Lasten aus der Tiefe des Wassers emporziehen, können sie, auf dem Wasser schwimmend, auch sehr beträchtliche Lasten tragen, ohne unterzusinken, worauf sich die Möglichkeit gründet, aus ihnen, so wie aus Schiffen, Brücken zu bauen. Ganz so wie das Schwimmen unserer Schiffe auf dem Wasser, erklärt sich die Wirkung der sogenannten Schwimmer, d. i. kugelförmig oder wie immer anders gestalteter hohler Körper aus Metall, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmen und, indem sie mit dieser Oberfläche steigen und sinken und selbst durch einen bedeutenden Widerstand nicht unter dieselbe hinabgedrückt werden können, Ventile, Rollen oder andere Mechanismen in Bewegung setzen. Wir werden die Wirkung der Schwimmer später, insbesondere bei den Dampfmaschinen, näher kennen lernen.

Daß man Körper, die spezifisch schwerer sind als Wasser, in diesem schwimmen machen kann, wenn man sie mit im Verhältniß zum Wasser spezifisch leichteren Körpern verbindet, ist aus den vorstehenden Betrachtungen nun für sich klar. Darauf beruht die Anwendung der sogenannten Schwimmgürtel, Schwimmpanzer u. dgl., d. i. Gürtel aus Korkholzstücken, welche des künstlichen Schwimmens nicht kundige Leute um die Mitte des Leibes befestigen, oder flache hohle blecherne Gefäße, welche sie in Gestalt eines Brust- und Rückenpanzers am Oberleibe festschnallen, um sich so, z. B. bei Verunglückung des Schiffes auf einer Wasserfahrt u. s. w., auf dem Wasser zu erhalten, zu retten. Beim Gebrauche dieser und anderer ähnlicher Rettungsapparate ist natürlich immer wohl für eine solche Anbringung des Rettungsapparates am

menschlichen Körper zu sorgen, daß der Gesammtschwerpunkt dieses Körpers und des Apparates unter das Metacentrum falle, weil sonst nach (†) S. 223 der schwimmende Mensch im Wasser keine Stabilität besitzt, somit bei der geringsten (etwa durch Wasserwellen rc.) bewirkten Neigung seines Körpers aus der vertikalen Stellung ganz umschlagen, d. i. mit dem Kopf zu unterst kommen müßte. Aus gleichem Grunde sind beim Beladen der Schiffe die Lasten immer so zu vertheilen (die schwerern nach unterst anzuordnen), daß der Schwerpunkt des Schiffes sammt der Ladung unter das Metacentrum zu liegen komme.

Endlich muß hier noch eine Methode, Körper, die spezifisch schwerer sind als Wasser, in diesem schwimmen zu machen, angeführt werden. Sie besteht in der Zertheilung der betreffenden Körper in Theile von solcher Kleinheit, daß diese durch ihr geringes Gewicht die Cohäsion der Wassertheilchen nicht zu überwinden im Stande sind, mithin schwebend erhalten werden müssen. Während so die feinsten leichtesten Theilchen eines durch Zerreiben, Zerstoßen oder dergl. verkleinerten und in einer ihn nicht angreifenden Flüssigkeit (z. B. durch Einrühren in dieselbe) gleichmäßig vertheilten Körpers schweben bleiben, fallen die gröberen und schwereren Theile darin zu Boden und thun dies desto schneller, je gröber und schwerer sie sind (je leichter sie daher ihres größeren Gewichtes wegen die Cohäsion der Flüssigkeitstheilchen überwinden können), so daß — wenn man die Flüssigkeit, nachdem sich der erste Bodensatz gebildet hat, von diesem in ein anderes Gefäß abgießt oder ablaufen läßt, hier die Bildung eines neuen schon aus feineren und leichteren Theilchen bestehenden Bodensatzes abwartet, dann das Abgießen oder Ablaufenlassen der Flüssigkeit abermals in ein anderes Gefäß wiederholt, neuerdings einen Bodensatz, der natürlich aus noch feineren Theilchen als der zweite bestehen wird, sich bilden läßt und mit dieser Manipulation so lange fortfährt, als sich noch Theilchen aus der Flüssigkeit absetzen, oder als es nach dem Zweck dieser Manipulation, welche das Schlemmen genannt wird, nöthig oder wünschenswerth ist, — man die Theilchen von verschiedenem Grad der Feinheit oder Schwere von einander abgesondert erhält. Durch einen solchen Schlemmprozeß werden aus in eigenen Stampfwerken pulverisirtem und vorläufig gesiebtem Schmirgel die verschiedenen gröbern und feinern Schmirgelsorten erhalten, die man zum Schneiden und Schleifen der Edelsteine, zum mehr oder weniger Feinschleifen der Glas- und Metallwaaren u. s. w. anwendet. Die Operation des Schlemmens, mittelst der sogenannten Schlemmgräben (Behälter für die vorbesagten Bodensätze), dient in der Metallurgie dazu, aus den gepochten Erzen (dem sogenannten Pochmehl) die tauben, d. i. kein Erz enthaltenden Theile der Gebirgsart von den Erz führenden und unter diesen wieder die an Erz reichern, somit schwerern von den ärmern, leichtern Theilen zu scheiden u. s. w.

131. Bestimmung des spezifischen Gewichtes fester und tropfbarflüssiger Körper mittelst der hydrostatischen Wage. Diese Bestimmung gründet sich auf den vorn S. 222 erwiesenen Satz (***), daß ein jeder in eine tropfbare Flüssigkeit eingetauchte Körper so viel von seinem Gewichte verliert, als der von ihm verdrängte Flüssigkeitskörper wiegt.

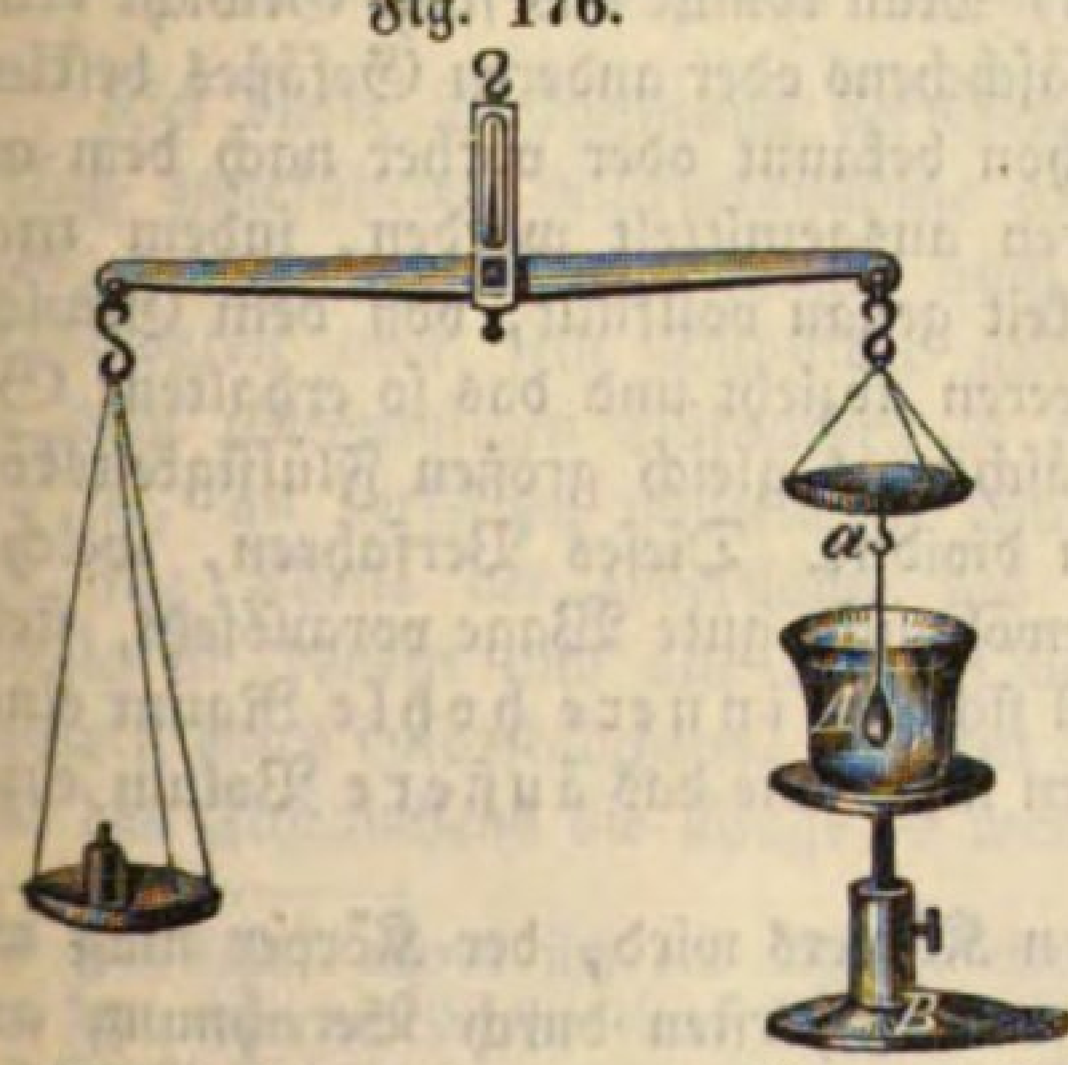
1. Bestimmung des spezifischen Gewichtes in eigentlichem Sinne des Wortes, d. i. des Gewichtes eines Körpers unter dem Volum = 1 (§. 17). Ist das spez. Gewicht des reinen destillirten Wassers von 3° R. bekannt, so ergibt sich die Bestimmung dieses Gewichtes der andern Körper

von selbst. Eine der genauesten Methoden, das Gewicht einer Volumeinheit, z. B. eines Kubikzolles solchen Wassers zu bestimmen, ist jene, welche Stampfer befolgte und die der Wesenheit nach in Folgendem besteht. Es wird ein metallener (messingener) Cylinder vollkommener Gestalt verfertigt, aus dem Durchmesser und der Höhe desselben, welche mit möglichster Sorgfalt gemessen werden, der Rauminhalt v dieses Cylinders in Kubikzollen berechnet, der Cylinder hierauf in das besagte Wasser getaucht, das Gewicht bestimmt, welches er hiebei verliert, nun dieser Gewichtsverlust, d. i. (nach dem im Eingang dieses Paragraphs angeführten Satze) das Gewicht eines Wasserkörpers, der mit dem Metallcylinder ein ganz gleich großes Volum v hat, durch das in Kubikzollen ausgedrückte Volum v dividirt und so das Gewicht eines Kubikzolles, d. i. das spezifische Gewicht des Wassers erhalten. Auf diesem Wege hat Stampfer unter sorgfältigster Berücksichtigung aller denkbaren Umstände, welche auf die Genauigkeit einer solchen Bestimmung nur irgend Einfluß nehmen können, das Gewicht eines wiener Kubikzolls reinen destillirten Wassers von der Temperatur 3° R. = 1,044023 Loth = 250,56552 Gran gefunden, woraus sich das Gewicht eines Kubikfußes reinen Wassers von 3° R. = 56 Pf. 12 Loth und 16,896 Gran ergibt. Die Temperatur von 3° R. wurde gewählt, weil das Wasser, wie sich an einem andern Orte ergeben wird, bei dieser Temperatur seine größte Dichte hat und in diesem Zustand immer angewendet wird, wenn es, wie bei der im Folgenden zu erörternden Bestimmung des spezifischen Gewichtes nach der zweiten Bedeutung oder der Dichten der Körper als Maßeinheit dient (§. 18). Bei der Temperatur 0° wiegt ein wiener Kubikzoll reinen Wassers 250,53696 Gran.

Dem in das Wasser einzutauchenden Metallkörper gab Stampfer die Cylindergestalt, weil sich diese mittelst der uns zu Gebote stehenden Werkzeuge genauer und sicherer erreichen läßt, als irgend eine andere geometrische Gestalt.

Zur vorerwähnten Bestimmung des Gewichtsverlustes, den ein in Wasser oder irgend eine andere tropfbare Flüssigkeit eingetauchter Kötper in dieser erleidet, bedient man sich immer am zweckmäßigsten einer sogenannten hydrostatischen Wage (Fig. 176), welche sich von einer richtigen und empfindlichen zweiarmigen Wage gewöhnlicher Einrichtung nur dadurch unterscheidet, daß die eine Wagschale an kürzeren Schnüren oder Dräthen hängt und an ihrer unteren Fläche ein Häkchen a zum Aufhängen des in die Flüssigkeit einzutauchenden Körpers hat. Man kann daher jede gute Schalenwage in eine hydrostatische verwandeln, wenn man anstatt der einen Schale eine andere gleich schwere mit kürzeren Schnüren oder Dräthen und dem besagten Häkchen versehene Schale einhängt, die sich zu diesem Behufe in der Regel jeder guten Wage beigegeben findet. Um nun den Gewichtsverlust eines Körpers in irgend einer Flüssigkeit zu bestimmen, wird der Körper mittelst eines durch Herumschlingen um denselben oder auf eine andere passende Art daran festgemachten Haares oder feinen Drahtes (der von der Flüssigkeit nicht angegriffen wird) an

Fig. 176.



dem Häkchen der kürzeren Wagschale aufgehängt, dann durch auf die zweite, längere Wagschale aufgelegte Gewichte äquilibrirt (d. i. der Wagbalken in die horizontale Lage gebracht), nun dadurch in die betreffende Flüssigkeit versenkt, daß man das dieselbe enthaltende Gefäß **A** mittelst eines zum Höher- und Niedrigerstellen eingerichteten Trägers **B** der kürzeren Schale weit genug nähert, und endlich auf dieselbe Wagschale so lange Gewichte auflegt, bis der beim Eintauchen des Körpers in die Flüssigkeit aus der horizontalen Stellung herausgekommene Wagebalken wieder in diese Stellung zurückgekehrt ist, wo dann diese Gewichte, da sie das ersetzen, was der Körper durch das Eintauchen an seinem Gewichte verloren hat, die Größe des Gewichtsverlustes darstellen. Ist der Draht, dessen man sich zum Aufhängen des betreffenden Körpers bedint, nicht so fein, daß man den Antheil des gefundenen Gewichtsverlustes, der auf Rechnung des Drahtstückes kömmt, welches zugleich mit dem Körper in die Flüssigkeit eingetaucht war, als etwas Unbedeutendes vernachlässigen kann, so muß nach der Trennung des Körpers vom Drahte ganz auf die beschriebene Weise der Gewichtsverlust, den das eingetaucht gewesene Drahtstück für sich erleidet, abgesondert bestimmt und von dem vorbesagten Gesammtverluste abgezogen werden, um den wahren Gewichtsverlust des eingetauchten Körpers zu erhalten...(†)

Genau auf dieselbe Art, wie für Wasser angegeben wurde, ließe sich auch bei irgend einer anderen tropfbaren Flüssigkeit (indem nämlich ein cylindrischer oder anderer Körper von bekanntem Volum in dieselbe eingetaucht und der Gewichtsverlust durch dieses Volum dividirt wird), das genaue spezifische Gewicht derselben unmittelbar bestimmen. Allein man hat die Wiederholung dieses einmal für Wasser gehörig durchgeführten und der vielen dabei zu berücksichtigenden Umstände wegen äußerst umständlichen Verfahrens bei andern Flüssigkeiten nicht nöthig, sondern kann, wie im Folgenden gezeigt werden wird, aus dem bereits bekannten spezifischen Gewicht des Wassers das spezifische Gewicht jeder andern Flüssigkeit leicht berechnen, wenn ihr spezifisches Gewicht in der zweiten Bedeutung des Wortes oder ihre Dichte (da nach §. 18 der Begriff des spezifischen Gewichts in zweiter Bedeutung und der Dichte ein und derselbe ist) bekannt oder auf eine sehr einfache Weise, die gleich nachher angegeben werden wird, vorläufig bestimmt worden ist...(I) Man könnte das spez. Gewicht eines tropfbaren Körpers auch mittelst eines Fläschchens oder anderen Gefäßes bestimmen, dessen Rauminhalt **v** entweder schon bekannt oder vorher nach dem auf S. 17 unter Ad 1) angegebene Verfahren ausgemittelt worden, indem man das Gefäß mit der betreffenden Flüssigkeit genau vollfüllt, von dem Gewicht des vollen Fläschchens das Gewicht des leeren abzieht und das so erhaltene Gewicht des mit dem Rauminhalte des Fläschchens gleich großen Flüssigkeitskörpers durch das Volum **v** dieses letzteren dividirt. Dieses Verfahren, welches keine hydrostatische, sondern nur eine gewöhnliche gute Wage voraussetzt, steht aber dem früher beschriebenen nach, weil sich der innere hohle Raum eines Gefäßes nie so genau und bequem messen läßt, wie das äußere Volum eines regelmäßig gestalteten Körpers.

Das spezifische Gewicht eines festen Körpers wird, der Körper mag wie immer gestaltet sein, am einfachsten und sichersten durch Berechnung aus seiner vorläufig bestimmten Dichte und aus dem bekannten spezifischen Gewichte des Wassers auf nachher anzugebende Weise erhalten. Von Körpern, die eine regelmäßige Gestalt haben, kann es aber [nach (3) §. 17) auch unmittelbar

bestimmt werden, indem man ihr zuvor genau ermitteltes Gewicht durch das eben so genau gemessene Volum dividirt.

2. **Bestimmung des spezifischen Gewichtes im zweiten Sinne des Wortes.** Da das spezifische Gewicht in diesem Sinne, wie eben kurz zuvor in Erinnerung gebracht wurde, mit dem Begriff „Dichte" ganz gleich bedeutend ist, so wollen wir im Nachfolgenden, um jede Zweideutigkeit zu beseitigen und kürzer sprechen zu können, anstatt „spezifisches Gewicht nach der zweiten Bedeutung des Wortes" immer „Dichte" sagen, mit dem Ausdrucke „spezifisches Gewicht" aber das spezifische Gewicht im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnen, und nicht vergessen, daß, indem wir die Dichte eines Körpers bestimmen, auch zugleich sein spezifisches Gewicht zweiter Bedeutung bestimmt wird. Wir werden ferner auf kürzestem Wege zu dem oben in der Aufschrift ausgesprochenen Ziel gelangen, wenn wir mit der Bestimmung der Dichte tropfbarer Flüssigkeiten den Anfang machen.

Unter Dichte eines Körpers versteht man (siehe §. 18) die Zahl, welche anzeigt, wie vielmal größer oder kleiner das absolute Gewicht irgend eines Volums dieses Körpers ist als das Gewicht eines gleich großen Volums reinen Wassers von 3° R. Handelt es sich also um die Dichte einer tropfbaren Flüssigkeit, so hat man zuerst das Gewicht irgend eines Volums dieser Flüssigkeit, dann das Gewicht eines gleichgroßen Volums destillirten Wassers von der Temperatur 3° R. zu ermitteln und ersteres Gewicht durch letzteres zu dividiren. Beide Gewichte werden erhalten, indem man mit Hülfe einer hydrostatischen Wage, auf oben angegebene Weise, einen festen Körper, der spezifisch schwerer ist als das Wasser und die andere bebetreffende Flüssigkeit, überdies von beiden nicht angegriffen wird*), nacheinander in diese Flüssigkeit und in Wasser der angegebenen Beschaffenheit eintaucht. Die Gewichtsverluste b, a, die er in beiden Fällen erleidet, und die nach (†) S. 230 bestimmt werden, stellen (nach (***) S. 220) die absoluten Gewichte gleicher Volume beider Flüssigkeiten dar, geben somit durch einander dividirt, die in Frage stehende Dichte d, so daß $d = \frac{b}{a}$ ist. . . ††).

Bei dieser Bestimmung der Gewichtsverluste ist außer der unter (†) als nöthig angeführten Rücksichtnahme auf das mit eingetauchte Stück des Fadens, woran der Körper hängt, auch noch wohl darauf zu achten, daß der Glastropfen oder sein Substitut und der ihn tragende Faden oder Draht vor dem jedesmaligen Eintauchen in eine Flüssigkeit an seiner Oberfläche ganz rein sei, an derselben namentlich keine Spur einer andern Flüssigkeit hafte, daß alle Theile der Oberfläche des bereits eingetauchten Körpers von der Flüssigkeit benetzt und alle dieser Oberfläche etwa anhängenden Luftbläschen (mittelst eines Glasstäbchens) entfernt (weggestreift) werden, daß endlich während des Eintauchens die Wage so wenig als möglich schwanke, damit der oft

*) Am besten eignet sich ein abgerundeter, glatter und reiner massiver Glastropfen, der etwa die Größe einer kleinen wälschen Nuß hat und an einem feinen Platindraht hängt; nur wenn die auf die Dichte zu prüfende Flüssigkeit, Flußspatsäure, welche das Glas sehr schnell angreift, oder Quecksilber ist, das ein größeres spezifisches Gewicht als das Glas hat, muß ein anderer passender fester Körper angewendet werden. Im ersteren Fall eignet sich dann recht gut ein Blei-, im letztern aber nur ein Platinkörper.

besagte Faden oder Draht nicht zu einer größern Tiefe einsinke als er hat, nachdem die Wage durch Auflegen von Gewichten in die horizontale Gleichgewichtslage zurückgeführt worden, weil sonst der hiebei weiter aus der Flüssigkeit hervortretende Draht eine kleine, das Wägungsresultat störende, mithin einen Fehler, der mit der Dicke des Fadens oder Drahtes zunimmt, verursachende Säule (Hülle) der Flüssigkeit mit sich emporzieht. Die angegebenen Vorsichten sind überhaupt in allen bereits vorgekommenen und noch später vorkommenden Fällen zu beobachten, wo feste Körper in Flüssigkeiten zum Behuf der Bestimmung des Gewichtverlustes oder zu andern Zwecken genau zu wägen sind ... (*)

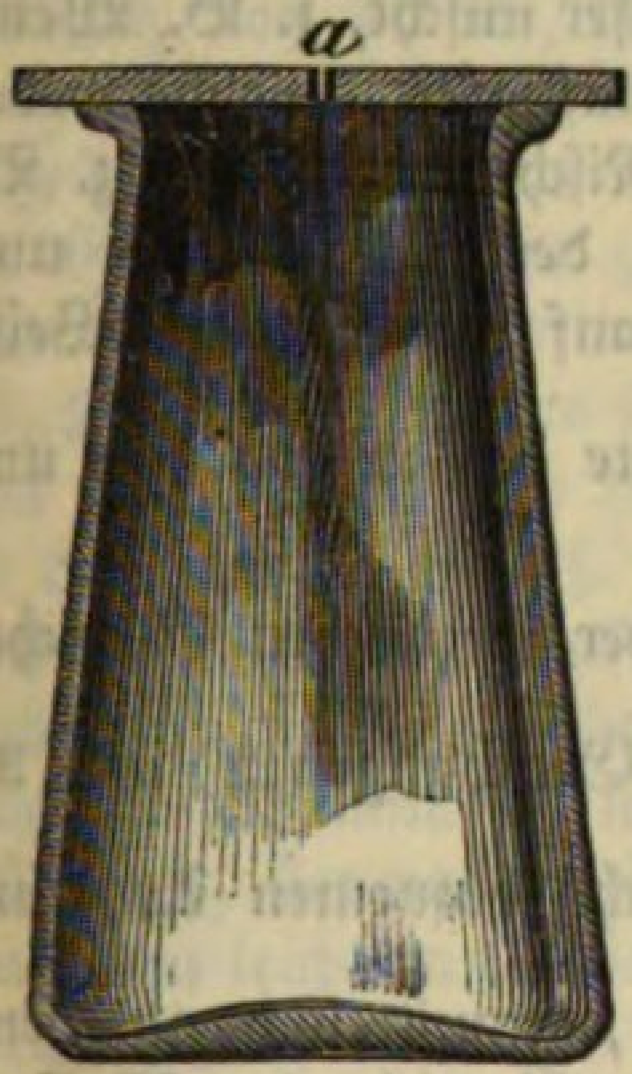
Hätte das zum Versuch in Anwendung gebrachte Wasser nicht 3° R., sondern irgend eine andere Temperatur t gehabt, so ist die gefundene Zahl d die Dichte der fraglichen Flüssigkeit in Bezug auf das reine Wasser von der Temperatur t, d. h. sie zeigt an, wie vielmal mehr oder weniger irgend ein Volum dieser Flüssigkeit wiegt, als ein gleich großes Volum reinen Wassers von der Temperatur t. Weiß man aber wie vielmal mehr oder weniger das Volum Wasser von der Temperatur t wiege als ein gleiches Volum Wassers von 3° R., d. h. ist die Dichte d_1 des Wassers von der Temperatur t bekannt, so braucht man, um die wahre Dichte D der betreffenden Flüssigkeit (in Bezug auf Wasser von 3° R. nämlich) zu erhalten, nur die mit Wasser von t° bestimmte Dichte d mit der Dichte d_1 des Wassers bei dieser Temperatur zu multipliciren, so daß $D = d \cdot d_1$ ist ... (1). Denn bedeutet, unserer Annahme zu Folge, b den Gewichtsverlust des Glastropfens in der Flüssigkeit, deren Dichte zu bestimmen ist, a den Gewichtsverlust im Wasser von t° R. und c den Gewichtsverlust desselben Tropfens im Wasser von 3° R., so ist $d_1 = \frac{a}{c}$ mithin $a = d_1 \cdot c$ und wenn dieser Werth für a in die Gleichung ††) gesetzt wird, $d = \frac{b}{d_1 c}$, woraus $\frac{b}{c} = d \cdot d_1$ folgt. Nun stellt aber $\frac{b}{c}$ die Dichte D der in Frage stehenden Flüssigkeit in Bezug auf Wasser von 3° R. vor, folglich ist diese Dichte $D = d \cdot d_1$, was zu erweisen war.

Die Dichte des Wassers bei den von 3° R. verschiedenen Temperaturen erhält man in Bezug auf Wasser von der Temperatur 3° R. (d. h. die Dichte reinen Wasser von 3° R. als Einheit gesetzt) entweder durch Versuche ganz so, wie die Dichten anderer Flüssigkeiten oder durch Rechnung nach einer aus Versuchen abgeleiteten Formel. Die folgende, von Stampfer herrührende Tabelle enthält die Dichte des Wassers für die Temperaturen von 3° bis 32° des Réaumur'schen Thermometers.

Temperatur.	Dichte des Wassers.	Temperatur.	Dichte des Wassers.	Temperatur.	Dichte des Wassers.
— 3	0,999537	+ 9	0,999587	+ 21	0,996673
2	0,999681	10	0,999442	22	0,996229
1	0,999797	11	0,999278	23	0,995971
0	0,999887	12	0,999095	24	0,995601
+ 1	0,999950	13	0,999893	25	0,995219
2	0,999988	14	0,999673	26	0,994825
3	1,000000	15	0,998435	27	0,994420
4	0,999988	16	0,998180	28	0,994004
5	0,999952	17	0,997909	29	0,993579
6	0,999894	18	0,997622	30	0,993145
7	0,999813	19	0,997320	31	0,992701
8	0,999711	20	0,997003	32	0,992247

Um die Gewichte gleicher Volumtheile reinen Wassers von 3° R. und irgend einer andern tropfbaren Flüssigkeit zu erhalten und daraus durch Division des letzteren Gewichtes durch ersteres [zu Folge Gleichung (††) auf S. 231] die Dichte dieser Flüssigkeit zu bestimmen, kann man sich auch eines kleinen Fläschchens bedienen, dasselbe einmal mit reinem Wasser von 3° R., dann nach früher vorgenommener sorgfältiger Austrocknung und Reinigung mit der betreffenden Flüssigkeit ganz genau anfüllen, jedesmal mittelst einer gewöhnlichen guten Wage das Gewicht des vollen Fläschchens und indem man hievon nachher das bekannte Gewicht des leeren Fläschchens subtrahirt, das Gewicht der eingefüllten Flüssigkeit bestimmen. Damit man versichert sein könne, daß das Fläschchen mit der betreffenden Flüssigkeit immer genau voll sei, daher stets ein ganz gleiches Volum Flüssigkeit enthalte, muß es sich, wie Fig. 177, ein solches Fläschchen in natürlicher Größe vorstellend, zeigt, durch ein auf den ebenen Rand seines Halses aufgeschliffenes Glasplättchen verschließen lassen, welches in der Mitte ein kleines Löchelchen a hat, und, nachdem das Fläschchen so mit Flüssigkeit angefüllt ist, daß die Oberfläche dieser letztern mit einer Convexität über den Rand des Fläschenhalses hinausragt, horizontal auf diesen Rand aufgeschoben wird. Dabei wird die besagte überragende Convexität der Flüssigkeit abgestreift, durch das Löchelchen a kann alle etwa in dem Fläschchen noch zurückgebliebene Luft entweichen gemacht werden und man kann, wenn in jedem Falle des Anfüllens zuletzt dafür gesorgt wird, daß auch das Löchelchen a mit einem Tropfen der im Fläschchen enthaltenen Flüssigkeit gerade ausgefüllt ist, sicher sein, daß das Fläschchen immer ein ganz gleiches Volum Flüssigkeit enthalte.

Fig. 177.



Da von der Flüssigkeit, deren Dichte zu bestimmen ist, nicht immer eine zum Anfüllen des beschriebenen größeren Fläschchens hinreichende Menge zu Gebote steht, da überdies nicht einmal rathsam ist, mit solchen größeren Mengen Flüssigkeit zu manipuliren, indem diese für gute und genaue Wagen eine zu große Last sind, so zieht man dem beschriebenen Fläschchen das durch Fig. 178 in natürlicher Größe dargestellte Gläschen mit dünnen Wänden vor, welches sich an der Glasbläserlampe (einer mittelst eines Blasbalges angeblasenen Oellampe mit großem, dickem Docht) sehr leicht zu Stande bringen läßt und mit einem eingeriebenen Stöpsel verschlossen wird, den man aus einem Stück einer Thermometerröhre anfertigt, damit der hohle Kanal in demselben die Leistungen des vorn bei dem Fläschchen der Fig. 177 erwähnten Löchelchens a übernehme, überdies noch bei etwaiger Erwärmung der Flüssigkeit einem Theil derselben einen Ausweg gestatte, weil sonst der Stöpsel entweder gehoben oder das Gläschen zersprengt werden würde.

Fig. 178.



Endlich wird die Dichte einer tropfbaren Flüssigkeit auch (nach §. 124) mit Hülfe einer Communicationsröhre bestimmt, indem man in diese die betreffende Flüssigkeit und reines Wasser bringt, und nach dem Satze (auf S. 200), daß sich die spezifischen Gewichte der eingefüllten Flüssigkeiten umgekehrt wie die Höhen der in dem Communicationsgefäße im Gleichgewichte stehenden Flüssigkeitssäulen verhalten, das Verhältniß $s : s_1$ der specifischen Gewichte des Wassers und der zweiten Flüssigkeit ermittelt. Da s und s_1 die Gewichte der Volumseinheit (eines Kubikzolls), mithin gleicher Volume des Wassers und der zweiten betreffenden Flüssigkeit vorstellen, so ist $\frac{s_1}{s}$ ... 1) die Dichte der letztern Flüssigkeit, um deren Bestimmung es sich handelte.

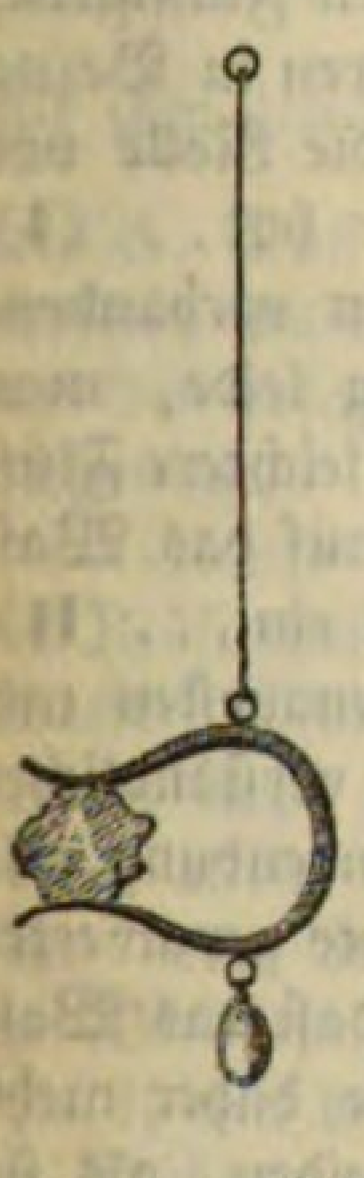
Wäre diese Flüssigkeit der Art, daß sie sich mit Wasser mischt, z. B. Weingeist, so wähle man als Vermittler noch eine dritte Flüssigkeit, welche weder mit dem Wasser noch mit der zweiten Flüssigkeit eine Mischung eingeht, z. B. Quecksilber. Die spezifischen Gewichte des Wassers, des Weingeistes und Quecksilbers seien s, s_1, s_2. Man bestimme jetzt auf vorstehende Weise das Verhältniß $\frac{s_1}{s_2} = a$ ... 2) der spezifischen Gewichte des Weingeistes und Quecksilbers, hierauf das Verhältniß $\frac{s_2}{s} = b$ ... 3) der spezifischen Gewichte des Quecksilbers und Wassers und findet dann aus den Gleichungen 2) und 3) die Dichte $\frac{s_1}{s}$ des Weingeistes $= a\,b$ ... 4). Einen recht bequemen Apparat, der die Bestimmung der Dichte einer jeden Flüssigkeit, unmittelbar aus dem Verhältniß ihres spezifischen Gewichtes zu dem spezifischen Gewichte des Wassers gestattet, also keine dritte vermittelnde Flüssigkeit nöthig macht, wird uns die Folge kennen lehren. Es versteht sich von selbst, daß, wenn bei den eben besprochenen Versuchen reines Wasser von einer andern Temperatur als 3° R. angewendet wurde, die in Bezug auf solches Wasser gefundene Dichte durch Multiplication mit der Dichte dieses Wassers (siehe die Tabelle auf S. 232) in die eigentliche Dichte verwandelt werden müsse. Das Nämliche gilt natürlich auch für alle im Folgenden noch zu besprechenden, die Bestimmung der Dichte der Körper betreffenden Versuche ... (5).

Ist die Dichte einer Flüssigkeit, nämlich die Zahl bekannt, welche anzeigt, wie vielmal mehr oder weniger irgend ein Volum, also auch 1 Kub. Zoll derselben wiegt, als ein gleich großes Volum (1 Kub. Zoll) reinen Wassers von 3° R., so braucht man, um das spezifische Gewicht derselben zu erhalten, nur das bekannte Gewicht eines Kubikzolles Wasser von 3° R. mit dieser (die Dichte darstellenden) Zahl zu multipliziren. Man erhält demnach das spezifische Gewicht einer tropfbaren Flüssigkeit auch (man sehe (I) S. 230), indem man ihre Dichte bestimmt und mit dieser das spezifische Gewicht des reinen Wassers von 3° R. multiplizirt ... (†††).

Die Bestimmung der Dichte eines festen Körpers mittelst der hydrostatischen Wage geschieht auf folgende Art. Ist der Körper (dessen Dichte bestimmt und welcher der Kürze halber immer mit **A** bezeichnet werden soll) spezifisch schwerer als Wasser und in diesem nicht auflöslich, so hänge man ihn (in der S. 229 beschriebenen Weise mittelst eines dünnen Faden oder Drahtes u. s. w.) an dem Haken der kürzern Wagschale auf und bringe die Wage

durch auf die zweite Wagschale aufgelegte Gewichte in die Gleichgewichtslage, so stellen diese Gewichte das absolute Gewicht (es heiße dies z. B. p) des Kör- A vor, vorausgesetzt, daß das zum Aufhängen desselben angewendete Faden- oder Drahtstück so klein und dünn ist, daß man sein Gewicht als zu unbedeutend ganz vernachlässigen oder selbst mit einer empfindlichen Wage nicht bestimmen kann; im entgegengesetzten Falle hat man, um das richtige absolute Gewicht p von A zu erhalten, von den besagten, auf die zweite Wagschale aufgelegten Gewichten das abgesondert bestimmte Gewicht des in Anwendung genommenen Faden- oder Drahtstückes in Abzug zu bringen. Hierauf taucht man den an der Wage hängenden Körper A auf die, S. 230 auseinandergesetzte Art und unter den bei (*) S. 230 angegebenen Vorsichten in reines Wasser, von 3^0 R., legt auf die den Körper A tragende kürzere Schale so lange Gewichte auf, bis die durch das Eintauchen von A gestörte Gleichgewichtslage des Wagebalkens wieder vollkommen hergestellt ist und dividirt jetzt durch die Gewichte, welche zu diesem Ende auf die kürzerere Wagschale aufgelegt werden mußten (und welche den Gewichtsverlust des Körpers A, d. i. (nach S. 220) das absolute Gewicht eines mit A ganz gleich großen Wasserkörpers von 3^0 R. vorstellen) das absolute Gewicht p des Körpers A. Der Quotient ist dann die Dichte (§. 18) dieses letztern. Ist der feste Körper A in Wasser nicht löslich, aber spezifisch leichter als dieses, so daß er an und für sich darin nicht ganz untergetaucht werden kann, so verbinde man ihn nach vorläufig gemachter Bestimmung seines absoluten Gewichtes p, mit irgend einem andern Körper B, der um so viel spezifisch schwerer ist als Wasser, daß er mit sich auch den leichtern Körper A unter Wasser zieht (am besten bedient man sich zu diesem Ende einer an einem feinen Faden oder Draht hängenden federnden Klemme oder Zange von Metall, wie sie Fig. 179 anschaulich macht), bestimme

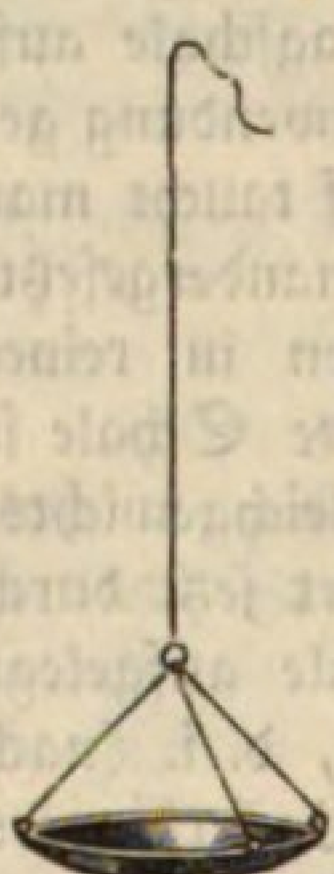
Fig. 179.



nun auf die schon mehrfach wiederholte und daher keiner weitern Beschreibung bedürfenden Art den Gewichtsverlust v der beiden mit einander vereinigten Körper A und B in reinem Wasser von 3^0 R., trenne hierauf A von B wieder und suche den Gewichtsverlust v_1, den B allein in dem besagten Wasser erleidet, so ist $v - v_1 = q$ der Gewichtsverlust des Körpers A, mithin $\frac{p}{q}$ seine Dichte . . . (1. In Ermanglung einer Zange zum Einklemmen des in Untersuchung zu nehmenden leichtern Körpers A, kann man diesen auch mit der nächst besten Metallmasse M zusammenbinden; muß aber dann, nachdem nämlich der gesammte Gewichtsverlust W der vereinigten Körper A und M bestimmt und A wieder von M getrennt worden, den Gewichtsverlust w bestimmen, welchen der Körper M in Vereinigung mit dem Draht- oder Fadenstück im Wasser erfährt, das zum Zusammenbinden von M und A gedient hatte; $W - w = r$ ist dann der alleinige Gewichtsverlust des Körpers A, daher $\frac{p}{r}$ dessen Dichte... (2. Bei Bestimmung des Gewichtsverlustes, den die Zange oder der mit A zusammengebunden gewesene Körper M allein erleidet, ist darauf zu achten, daß der zum Aufhängen dienende Draht oder Faden jetzt der nämliche bleibe und sich genau ebenso tief einsenke wie vorher, wo mit der Zange B oder dem Hülfskörper M zugleich auch der Körper A eingetaucht wurde . . . (3).

Ist der feste Körper A zwar spezifisch schwerer als Wasser, darin auch nicht löslich, aber nur in so kleinen Theilen, z. B. in Körnern, Spänen, in Pulverform u. s. w. vorhanden, daß er sich nicht an einem Draht oder Faden befestigen und an dem Hacken der Wagschale aufhängen läßt, so bringt man von diesen kleinen Theilchen (Körnern, Spänen ꝛc.) eine entsprechende Menge, deren absolutes Gewicht p vorher ermittelt worden, in ein gläsernes, an Draht hängendes Schälchen, wie es die Fig. 180 zeigt, und wie man es in gehöriger Größe leicht aus einem etwas tiefern Taschenuhrglase erhält, versenkt dieses Schälchen hernach in reines Wasser von 3^0 R., rührt mittelst eines dünnen Glasstäbchens die Theilchen des in dem Schälchen enthaltenen Körpers vorsichtig um, damit alle in den Zwischenräumen enthaltene Luft so viel möglich entweichen gemacht werde, bestimmt nun den Gewichtsverlust V des Schälchens mit dem darin befindlichen Körper, und hierauf unter Beobachtung der eben bei (3) angegebenen Vorsicht den Gewichtsverlust v des Schälchens allein. $V - v = q$ ist dann der Gewichtsverlust und somit $\frac{p}{q}$ die Dichte des fraglichen Körpers A.

Fig. 180.



Hat dieser in Körnern, oder als Pulver u. dgl. vorhandene Körper ein geringeres spezifisches Gewicht als Wasser, so wählt man anstatt des Wassers eine andere tropfbare Flüssigkeit, welche spezifisch leichter ist als der besagte Körper und ihn weder auflöst noch sonst auf eine Art verändert, bestimmt ganz auf die eben angegebene Weise (mit Zuhilfenahme des Schälchens ꝛc., und indem man mit dieser Flüssigkeit gerade so, wie wenn man es mit Wasser zu thun hätte, verfährt) seine Dichte im Verhältniß zu dieser Flüssigkeit und multiplizirt dann diese Dichte mit der entweder bereits bekannten oder vorläufig bestimmten, auf reines Wasser von 3^0 R. sich beziehenden Dichte der angewendeten Flüssigkeit, wodurch man nach (1) auf S. 232 die wahre Dichte dieser letzteren in Bezug auf dieses Wasser erhält, indem die Hülfsflüssigkeit hier ganz die Rolle von Wasser spielt, welches eine von 3^0 R. verschiedene Temperatur hat . . . (I). Daß ein ähnliches Verfahren auch auf alle in größeren Stücken vorhandene feste Körper, die spezifisch leichter sind als Wasser, Anwendung leide, man nämlich ihre Dichte in Bezug auf eine andere sie nicht angreifende leichtere Flüssigkeit bestimmen und diese durch die besagte Multiplication in die auf das Wasser sich beziehende Dichte umwandeln könne, leuchtet von selbst ein . . . (II). Die Dichte gepulverter Körper überhaupt wird übrigens am genauesten mit einem Apparat bestimmt, dessen Einrichtung und Gebrauch in verständlicher Weise erst in der Folge mitgetheilt werden kann und bei dessen Anwendung alle Unrichtigkeit wegfällt, die bei dem angegebenen Verfahren, die Dichte gepulverter Körper zu bestimmen, in den meisten Fällen daraus entspringt, daß das Wasser nicht in alle Zwischenräume der Pulvertheile eindringt, diese daher mehr Wasser verdrängen und somit einen größern Gewichtsverlust erleiden, als sie vermöge des eigentlichen Volums ihrer Masse erleiden sollen . . . (III).

Wird der feste Körper A, dessen Dichte zu ermitteln ist, vom Wasser angegriffen oder aufgelöst, so gelangt man zum Ziel entweder, indem man, wie wenn der Körper spezifisch leichter als Wasser wäre, nach (II) verfährt, nämlich seine Dichte in Bezug auf eine andere ihn nicht angreifende und im Verhältniß zu ihm spez. leichtere Flüssigkeit bestimmt und die so erhaltene Dichte mit

der Dichte dieser Flüssigkeit in Bezug auf Wasser multiplizirt, oder indem man den Körper **A**, vorausgesetzt, daß er spez. schwerer sei als Wasser, ganz dünn mit Wachs überzieht, jetzt den Gewichtsverlust **U** bestimmt, den er sammt dem Wachsüberzuge im Wasser erleidet, hernach das Wachs herabnimmt, von diesem allein (nach (1 oder (2 auf S. 235) den Gewichtsverlust u in Wasser sucht und endlich das absolute Gewicht des Körpers **A** durch den Unterschied $U - u$ der Gewichtsverluste dividirt. Das besagte Ueberziehen des Körpers mit Wachs geschieht am besten und leichtesten, indem man sich aus Wachs mäßig dicke Blätter macht und diese stückweise an die Oberfläche des betreffenden Körpers andrückt, so daß sie an dieser Oberfläche überall genau anliegen und sich auch ihre Ränder wasserdicht aneinander anschließen. Nach erfolgter Bestimmung des Totalgewichtsverlustes (**U**) löse man die Wachsblätterstücke wieder von dem Körper ab, so daß an diesem nichts von dem Wachse kleben bleibt und lege die Wachsblätterstücke zum Behufe der Ermittlung ihres alleinigen Gewichtsverlustes (u) so zu einem einzigen (kleinen) Stücke zusammen, daß sie zwischen sich keine Zwischenräume lassen, andererseits aber auch nicht in Folge zu starken Aneinanderdrückens an Dichte zunehmen.

Endlich kann man sich zur Bestimmung der Dichte eines kleinen festen Körpers **A** auch des vorn S. 233 beschriebenen Fläschchens bedienen. Zu diesem Ende füllt man es genau mit reinem Wasser von 3^0 R. voll, bestimmt das absolute Gewicht **P** des vollen Fläschchens, nimmt dann die auf den Rand des Halses aufgeschobene Glasplatte herab, thut den Körper **A**, dessen absolutes Gewicht p vorher ebenfalls bestimmt worden, ins Fläschchen hinein, setzt die Glasplatte wieder so auf, daß es mit Wasser ganz voll bleibt, und wägt es nun. Gesetzt, man finde das Gewicht q. Wäre beim Hineinthun des Körpers **A** ins Fläschchen kein Wasser daraus verdrängt worden, so müßte das Fläschchen bei der letzten Wägung statt des Gewichtes q das größere Gewicht $P + p$ gezeigt haben; es ist demnach $P + p - q = p_1$ das Gewicht des von **A** verdrängten, mit ihm gleich großen Wasserkörpers, daher $\frac{p}{p_1}$ . . . **IV**) die Dichte des Körpers **A**. Daß man das Fläschchen, nachdem der Körper **A** hineingebracht und dasselbe durch Austreten des Wassers (Ueberlaufen) äußerlich naß geworden, vor der besagten letzten Wägung wohl abtrocknen müsse, bedarf keiner Erwähnung.

Ebenso ist aus dem Vorhergehenden nun für sich klar, wie man mittelst des Fläschchens zu verfahren habe, wenn der Körper **A** spezifisch leichter ist als Wasser. Man verbindet ihn nämlich mit einem kleinen spezifisch schwerern Körper **B**, sucht zuerst den Gewichtsverlust v von $A + B$, hierauf den Verlust v_1 von **B** allein und hat so $v - v_1 =$ dem Gewichtsverlust v_2 des Körpers **A**; oder man bestimmt die Dichte d_1 von **A** in Bezug auf eine passende, im Verhältniß zu ihm spezifisch leichtere Flüssigkeit und durch Multiplication von d_1 mit der auf das Wasser sich beziehenden Dichte der erwählten Flüssigkeit die Dichte von **A** in Bezug auf Wasser. Dieser letztere Weg führt auch zum Ziel, wenn **A** im Wasser löslich ist. Hat das Wasser im Fläschchen nicht 3^0 R., sondern die Temperatur t, so ist natürlich auch hier nach (1) S. 232 zu corrigiren, d. i. die in Bezug auf dieses Wasser gefundene Dichte mit der Dichte des Wassers von der Temperatur t aus der Tabelle auf S. 232 zu multiplizieren.

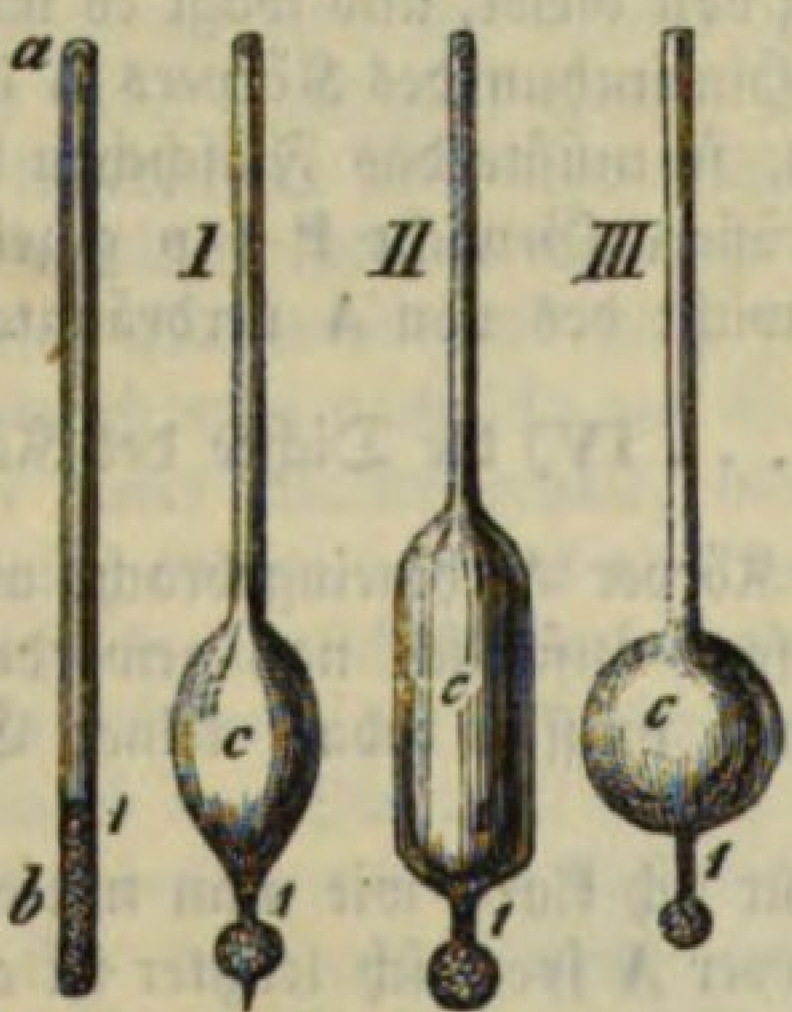
Daß man, um aus der bekannten Dichte eines festen Körpers sein spezifisches Gewicht zu finden, ganz so wie vorn auf S. 234 unter (†††) für tropf-

bare Flüssigkeiten gezeigt wurde, zu verfahren, nämlich diese Dichte mit dem gegebenen spezifischen Gewichte des reinen Wassers von 3° R. zu multipliziren habe, wird aus dem eben citirten Absatze klar, wenn man das darin von einer tropfbaren Flüssigkeit Gesagte auf einen festen Körper bezieht.

132. Bestimmung der Dichte tropfbarer und fester Körper mittelst der Aräometer. Aräometer sind hohle gläserne oder metallene Körper passender Gestalt, welche in tropfbaren Flüssigkeiten mit Stabilität schwimmen und entweder durch die Volumtheile, bis zu welchen sie sich ohne Aenderung ihres Gewichtes in verschiedenen Flüssigkeiten eintauchen [nach Satz (5 auf S. 224) oder durch die verschiedenen Gewichte, die sie erhalten müssen, damit sie in verschiedenen Flüssigkeiten immer gleichtief einsinken [nach Satz (7 und (8 S. 224] das Verhältniß der spezifischen Gewichte und da diese den Dichten direkt proportionirt sind *), auch das Verhältniß der Dichten dieser Flüssigkeiten anzeigen. Man nennt die Aräometer der ersten Art, da die Tiefe ihres Eintauchens aus einer an ihnen verzeichneten Scale beurtheilt wird, Scalenaräometer und die Aräometer der zweiten Art, da sie die zu immer gleich tiefem Einsinken in verschiedenen Flüssigkeiten erforderlichen Gewichte durch Zulegegewichte erhalten, Gewichtsaräometer oder Senkwagen.

1. Bestimmung der Dichte tropfbarer Flüssigkeiten mittelst der Scalen-Aräometer. Ein Scalen-Aräometer besteht, in zweckmäßigster Form, aus einer cylindrischen, beiderseits geschlossenen Röhre a b (Fig. 181), am besten von Glas, (oft auch von dünnem Blech) die an dem einen Ende b gewöhnlich durch daselbst (mittelst einer Schichte 1 geschmolzenen Siegellacks) eingeschlossene Schröte, Quecksilber u. dgl. belastet ist, so daß ihr Schwerpunkt nahe an das belastete Ende fällt, die Röhre somit, wenn sie mit diesem Ende in eine Flüssigkeit eingesenkt wird, darin mit Stabilität schwimmt. Oft findet man die Röhre, insbesondere wenn sie aus Metall besteht, gegen das belastete Ende b hin noch mit kugel-, birn- oder cylinderförmigen Erweiterungen c versehen, um sie beim Schwimmen in Wasser weit genug daraus hervorragen zu machen (§. 130 S. 221. Die Aräometer haben dann eine oder die andere der in Fig. 181 bei I bis III anschaulich gemachten Gestalten. Oberhalb b oder der Erweiterung c ist eine Scale verzeichnet, nach der man aus dem Theilstrich, bis zu welchem das Einsinken in einer Flüssigkeit erfolgt, die Dichte dieser letzteren erkennt und deren Hauptpunkt derjenige Punkt ausmacht, bis zu welchem das Instrument in reinem Wasser einsinkt. Da das Instrument nach Satz (5) S. 224 desto tiefer ein-

Fig. 181.



*) Sei S das spezifischen Gewicht und D die Dichte irgend eines Körpers A, ferner s und d spezifisches Gewicht und Dichte eines andern Körpers B, und S_1 das spezifische Gewicht des Wassers, so hat man dem Begriff der Dichte zu Folge $D = \frac{S}{S_1}$ und $d = \frac{s}{S_1}$ und hieraus $D : d = S : s$, d. h. die Dichten der Körper A und B sind ihren spezifischen Gewichten direkt proportionirt.

taucht, je geringer das spezifische Gewicht der betreffenden Flüssigkeit ist, so wird durch ein gehöriges Gewicht, das man dem Instrumente bei der Verfertigung gibt, dafür gesorgt, daß, wenn es zugleich sowohl für Flüssigkeiten, die spezifisch schwerer (dichter) als für solche, die spezifisch leichter (weniger dicht) als Wasser sind, dienen soll, der besagte Hauptpunkt, den wir in der Folge immer den Wasserpunkt nennen wollen, etwa um ein Drittel der ganzen Länge der Röhre von ihrem oberen Ende entfernt liege, hingegen nahe an dieses obere Ende falle, wenn das Instrument blos für dichtere Flüssigkeiten, als Wasser bestimmt ist, und endlich etwa in der Mitte (überhaupt etwas oberhalb jenes Punktes, bis zu welchem das Instrument immer wenigstens eintauchen muß, damit es mit Stabilität schwimmt) sich befinde, wenn es bloß für leichtere Flüssigkeiten als Wasser dienen soll. Gewöhnlich richtet man die Scalen=Aräometer, damit sie nicht zu lange werden und beim Einsenken keine hohe Flüssigkeitsmasse erfordern, nur für Flüssigkeiten ein, die dichter oder nur für solche, die weniger dicht sind als Wasser, so daß man für jede dieser zwei Flüssigkeitsgattungen eigene Aräometer hat. In Bezug auf die Bestimmung der übrigen Punkte der Scale und die Beschaffenheit dieser letzteren überhaupt unterscheiden sich die in wirklicher Anwendung befindlichen Scalen=Aräometer wesentlich von einander. Wir wollen die wichtigsten und gebräuchlichsten im Folgenden der Reihe nach kennen lernen.

Gay=Lussac's Volumeter. Es ist dies eine Glasröhre mn (Fig. 182), ganz von der Beschaffenheit, wie die Röhre ab in Fig. 181, welche übrigens vom untern Ende n aus durch Theilstriche in gleiche Raumtheile eingetheilt und mittelst Schröte oder Quecksilber bei n so beschwert ist, daß sie in reinem Wasser von 3° R. sich gerade bis zu dem mit 100 bezeichneten Theilstrich eintaucht. Wie diese Eintheilung in gleiche Raumtheile zu Stande gebracht werden kann, soll bei einer andern Gelegenheit angegeben werden...(†) Sinkt nun das beschriebene Volumeter in irgend einer tropfbaren Flüssigkeit, deren Dichte zu finden ist, z. B. in concentrirter Schwefelsäure, bis zu einem bestimmten Theilstrich, z. B. zum 54sten, ein, so sind die Gewichte von 54 Raumtheilen dieser Flüssigkeit und von 100 Volumtheilen reinen Wassers einander gleich; jedes beträgt nämlich zu Folge (1 auf S. 224 gerade so viel als das Gewicht p der Röhre mn. Es ist demnach das Gewicht von 1 Volumtheile Wassers $= {}^{p}/_{100}$ und von 1 Volumtheil der andern Flüssigkeit $= {}^{p}/_{54}$, mithin die Dichte dieser Flüssigkeit ${}^{p}/_{54} : {}^{p}/_{100} = {}^{100}/_{54} = 1{,}85$ ... 1). Hieraus folgt, daß, wenn sich, allgemein gesprochen, das Volumeter in irgend einer Flüssigkeit bis zum r=ten Theilstrich eintaucht, die Dichte dieser Flüssigkeit $d = {}^{100}/_{r}$ sei . . . 2). So ist die Dichte eines Gemisches aus Wasser und Weingeist, in welchem das Volumeter bis zum 125sten Theilstrich einsinkt $= {}^{100}/_{125} = 0{,}8$ ... 3).

Fig. 182.



Dieses Instrument gibt eine desto größere Genauigkeit (zeigt einen desto kleinern Unterschied in der Dichte an), je weiter die Theilstriche von einander abstehen, je dünner also die Röhre im Verhältniß zu dem Volum des ganzen Instrumentes ist, und bildet das einfachste und rationellste aller Scalen=Aräometer. In der beschriebenen Gestalt einer der ganzen Länge nach cylindrischen Röhre fällt dasselbe aber, wenn es einen größern Grad der Empfindlichkeit haben, die Röhre also dünn sein und die Theilstriche weiter von einander abstehen sollen, zu

lang und deswegen für den Gebrauch unbequem aus, erfordert dann insbesondere eine tiefe Masse der Flüssigkeit, um deren Dichte es sich handelt; übrigens ist seine Verfertigung unter der Bedingung, daß es einen größeren Grad von Genauigkeit gestatte, bezüglich der Volumtheilung schwierig oder wenigstens umständlich. Man erleichtert sich die Verfertigung eines Volumeters und beseitigt zugleich die erwähnte, aus der zu großen Länge des Instrumentes hervorgehende Unbequemlichkeit, indem man demselben die Form wie in Fig. 183 gibt,

Fig. 183.



nämlich nur den Obertheil aus einer dünnen, cylindrischen Röhre a b bestehen läßt und an diesem nicht eine Volumscale zugleich für spezifisch schwerere (dichtere) und spezifisch leichtere (weniger dichte) Flüssigkeiten als Wasser anbringt, sondern diese Scale nur für Flüssigkeiten der ersteren oder der letzteren Art einrichtet. Der größere Abstand der die Schröte oder das Quecksilber enthaltenden Kugel c von der Erweiterung e ist nöthig, damit das Instrument, selbst wenn die ganze Röhre a b aus der Flüssigkeit hervorsteht, noch mit Stabilität in senkrechter Lage schwimmt. Um nun an der Röhre a b eine Scale für Flüssigkeiten anzubringen, die d i c h t e r (spezifisch schwerer sind) als Wasser, denke man sich das Gewicht des Instrumentes so regulirt, daß es in reinem Wasser von 14° R. (man bestimmt die Dichten der Flüssigkeiten mittelst der Aräometer gewöhnlich in Bezug auf Wasser von der mittleren Temperatur 14° R.) bis zu einem nahe am obern Ende a gelegenen Punkt einsinkt, den man mit 100 bezeichnet. Gesetzt, man hätte, wie bei dem Volumeter in Fig. 182 das Volum des Instrumentes vom Wasserpunkt 100 aus abwärts durch irgend ein Verfahren in 100 gleiche Raumtheile getheilt und die Raumtheile, die auf die Röhre a b Fig. 183 fallen, auf dieser mit Theilstrichen bezeichnet, so daß z. B. zum untersten Punkt b der 40ste Theilstrich zu stehen kömmt, so müßte sich dieses Instrument in Flüssigkeiten, die spezifisch schwerer (dichter) sind als Wasser, offenbar bis zu dem eben so vielten Theilstrich, wie das Volumeter der Fig. 182, also in concentrirter Schwefelsäure, deren Dichte 1,85 ist [nach 1) S. 239] bis zum 54sten Theilstrich einsenken. Wir können nun diese Schlußweise auch umkehren und sagen: wenn man das Instrument der Fig. 183, nachdem daran der Wasserpunkt mit 100 bezeichnet worden, so mit einer Volumscale versehen will, daß es sich in spezifisch schwerern Flüssigkeiten als Wasser zu den eben so vielten Theilstrichen eintauchen soll, wie das Volumeter der Fig. 182, so muß an dem Punkt, bis zu welchem es in concentrirter Schwefelsäure einsinkt, der 54ste Theilstrich stehen. Man hat daher, um auf der Röhre a b des Instrumentes der Fig. 183 die gewünschte Volumscale für dichtere Flüssigkeiten als Wasser zu erhalten, das Instrument, nachdem auf vorn angegebene Weise der Wasserpunkt am oberen Ende mit 100 bezeichnet worden, nur in concentrirte Schwefelsäure von der Dichte 1,85, die man sich immer leicht verschaffen kann, einzutauchen (ob eine Schwefelsäure aber genau die besagte Dichte habe, kann stets leicht mittelst der hydrostatischen Wage ermittelt werden), den Einsenkungspunkt mit 54 zu bezeichnen, den Abstand dieses und des Wasserpunktes in $100 - 54 = 46$ gleiche Theile zu theilen und diese Eintheilung, so weit es geht, unter dem Punkt 54 (nämlich bis an b hin) auf die Röhre a b aufzutragen, wie dies in Fig. 183 anschaulich gemacht ist. Um auf ähnlichem Wege ein bequemes Volumeter für Flüssigkeiten, die spezifisch leichter (weniger dicht) als

Wasser sind, zu erhalten, hat man, wie aus dem vorher Gesagten nun von selbst erhellet, folgendermaßen zu verfahren: Man gebe dem für das Volumeter bestimmten Glasgefäße a c (Fig. 183) durch gehörige Belastung der Kugel c ein solches Gewicht, daß es sich in reinem Wasser von 14° R. gerade nur bis zum untersten Punkt b seines Halses a b eintaucht und bezeichne den Einsenkungspunkt mit 100. Nun nehme man ein Gemische von Wasser und Alkohol, das, wie man sich mittest der hydrostatischen Wage oder mittelst eines bereits fertigen Aräometers vorher überzeugte, genau die Dichte 0,8 hat, in welchem daher nach Gleichung 3) auf S. 239 das in Fig. 182 dargestellte und somit auch jedes damit übereinstimmende andere Volumeter bis zum 125sten Theilstrich einsinken muß, tauche das Instrument in dieses Gemische, bezeichne den Eintauchungspunkt mit 125, theile den Abstand dieses und des Wasserpunktes 100 in 125 — 100 = 25 gleiche Theile und trage die Theilung auch über den mit 125 bezeichneten Punkt (nämlich gegen a hin) auf der Röhre a b auf, so hat man das gewünschte Volumeter.

Wie man die einzelnen, die gleichen Volumtheile absondernden Theilstriche am zweckmäßigsten verzeichnet oder firirt, wird im Verlaufe der Theorie der Scalenaräometer in Bezug auf alle diese Instrumente angegeben werden.

Es gibt noch andere Methoden, die Scale eines Volumeters zu verfertigen (das Volumeter zu graduiren); unter allen läßt sich aber das eben beschriebene Verfahren mit hinreichender Genauigkeit am leichtesten praktisch ausführen. Offenbar kann man sich der zwei oben angeführten Flüssigkeiten, d. i. der concentrirten Schwefelsäure von der Dichte 1,85 und des Gemisches aus Weingeist und Wasser von der Dichte 0,8 auch bedienen, um die Richtigkeit bereits fertiger Volumeter zu prüfen. Soll nämlich ein solches Instrument richtig genannt werden, so muß es in reinem Wasser von 14° R. genau bis zu dem mit 100 bezeichneten Theilpunkt und falls es für dichtere Flüssigkeiten als Wasser bestimmt ist, in der besagten Schwefelsäure bis zum 54sten, wenn es aber für Flüssigkeiten von geringerer Dichte als Wasser zu dienen hat, in dem erwähnten Gemische bis zum 125sten Theilstrich einsinken. Daß man zu gleichem Zwecke anstatt der concentrirten Schwefelsäure und des Gemisches aus Weingeist und Wasser auch andere passende Flüssigkeiten (die wir Kürze halber mit A und B bezeichnen wollen) von bekannten Dichten D und D_1 und wovon die eine A dichter, die andere B weniger dicht als Wasser ist, anwenden könne, versteht sich von selbst. Man hat dann nur aus der bekannten Dichte D oder D_1 nach Gleichung 2) auf S. 239 den Theilstrich r zu berechnen, bis zu welchem sich das Volumeter in der Flüssigkeit A oder B einzutauchen hat, und zu untersuchen, ob die Eintauchung auch wirklich bis zu diesem Theilstrich stattfindet. Prüft man das Instrument in Bezug auf mehrere Theilstriche der Scale, besonders wenn diese von einander weiter abstehen, so kann man in Betreff der Richtigkeit desselben um so mehr ein sicheres Urtheil fällen, als hiedurch zugleich die zur Richtigkeit aller Theilstriche der Scale unerläßliche Bedingung, daß die die Scale tragende Röhre überall gleich dick sei, einer genaueren Controlle unterworfen wird. Es erhellt hieraus, wie auch alle andern gleich nachher zu besprechenden Aräometer geprüft werden können.

Außer dem Volumeter, welches — wegen der Leichtigkeit, womit es sich verfertigen und prüfen läßt und womit man aus dessen Anzeigen durch eine einfache Rechnung die Dichten der Flüssigkeiten erhält (indem man, zu Folge 2) S. 239, nur 100 durch die Zahl zu theilen hat, die dem Theilstrich zur

Seite steht, bis zu welchem die Einsenkung erfolgt) — weit mehr angewendet zu werden verdient, als dies bis jetzt der Fall ist, sind in der Praxis noch andere Scalen-Aräometer in Gebrauche. Dahin gehören vor Allen:

1. Die Aräometer, bei welchen die neben den Theilstrichen der Scale stehenden Zahlen unmittelbar die Dichten der Flüssigkeiten angeben, in die sie eingesenkt werden und welche daher mit Recht Dichtigkeitsmesser heißen. Diese Instrumente haben ebenfalls eine der in der frühern Fig. 181 anschaulich gemachten Gestalten; bestehen aber gewöhnlich und am zweckmäßigsten aus einer (etwa 3 — 4 Linien dicken) cylindrischen Glasröhre, die, wie **ab** in besagter Fig. 181, an beiden Enden zugeschmolzen und der erforderlichen Stabilität wegen an dem einen Ende belastet ist. Man kann einen solchen Dichtigkeitsmesser so einrichten, daß er zugleich für dichtere und für weniger dichte Flüssigkeiten als Wasser dient, und dann muß der Wasserpunkt (der Punkt, bis zu welchem er in reinem Wasser von 14° R. einsinkt) etwa $\frac{1}{3}$ der ganzen Länge der Röhre vom oberen Ende dieser letzteren entfernt liegen. Meistens hat man aber für jede der besagten Flüssigkeitsarten eigene Dichtigkeitsmesser, weil diese viel kürzer gemacht werden können und daher beim Gebrauche bequemer sind. Die Röhre hat dann bei Anfertigung des Instrumentes ein solches Gewicht zu erhalten, daß der Wasserpunkt, wenn das Instrument für dichtere Flüssigkeiten als Wasser gehört, ganz nahe an das obere Ende der Röhre, im entgegengesetzten Falle davon weit genug weg fällt, um oberhalb desselben die nöthigen Scale-Theilstriche für Flüssigkeiten, welche weniger dicht als Wasser sind, anbringen zu können.

Beim Graduiren der Dichtigkeitsmesser bildet der Wasserpunkt immer den Punkt, von dem man bei Bestimmung der übrigen Scale-Theilpunkte ausgeht, welche durch das im Folgenden beschriebene Verfahren bewerkstelligt wird. Um dieses Verfahren und die Gründe desselben gehörig zu begreifen, wollen wir annehmen, es handle sich um eine solche Graduirung, daß die Scale Dichtigkeitsunterschiede von $\frac{1}{100}$ anzeige (d. h. daß der erste Theilstrich oberhalb des Wasserpunktes, dem die Dichte 1 des Wassers entspricht, die Dichte 0,99, der zweite Theilstrich die Dichte 0,98, der dritte Theilstrich die Dichte 0,97 u. s. f.; der erste Theilstrich unter dem Wasserpunkte hingegen die Dichte 1,01, der zweite Theilstrich die Dichte 1,02, der dritte Theilstrich die Dichte 1,03 u. s. f. anzeige) und es stünde uns eine Reihe **A** von Flüssigkeiten zu Gebote, die, nach einander folgend, die Dichten 0,99; 0,98; 0,97; 0,96 u. s. w. haben; wir wären ferner auch im Besitze einer zweiten Reihe **B** von Flüssigkeiten, denen die Dichten 1,01; 1,02; 1,03; 1,04 u. s. f. eigen sind, so brauchte man nur, um die Scale des Dichtigkeitsmessers zu erhalten, die für denselben bestimmte und durch gehörige Belastung dafür passend gemachte Röhre (nachdem daran vorher der Wasserpunkt bestimmt und mit 1 bezeichnet worden) nach und nach in die aufeinander folgenden Flüssigkeiten der Reihe **A** vorsichtig einsinken zu lassen, den Punkt, bis zu welchen dieses Einsinken in jeder Flüssigkeit stattfindet, mit einem Strich zu markiren und neben denselben die der betreffenden Flüssigkeit eigene Dichte anzuschreiben, so daß oberhalb des Wasserpunktes 1 eine Reihe von Theilstrichen entstünde, die in ihrer Aufeinanderfolge mit den Zahlen 0,99; 0,98; 0,97; 0,96 u. s. f. bezeichnet wären und die Scale für weniger dichte Flüssigkeiten als Wasser darstellen würden. Auf ganz ähnlichem Wege (nämlich durch successives Eintauchen der Röhre in die Flüssigkeiten der Reihe **B**, Markiren der Einsenkungs-

punkte und Anschreiben der die Dichten der betreffenden Flüssigkeiten bezeichnenden Zahlen 1,01; 1,02; 1,03; 1,04 u. s. w. neben diese Punkte) erhielte man auch die Scale für Flüssigkeiten, die dichter sind als Wasser, und man hätte dann, um die Dichte irgend einer Flüssigkeit zu erfahren, das Instrument nur vorsichtig in diese Flüssigkeit einzusenken und die Zahl abzulesen, die neben dem Scalestrich steht, bis zu welchem das Einsinken stattfindet. Diese Zahl gäbe dann die Dichte der Flüssigkeit bis auf $^1/_{100}$ genau an. Allein diese empirische Graduirungsmethode ist wegen der großen Schwierigkeit, sich die erforderlichen beiden Reihen A, B von Flüssigkeiten zu verschaffen, nicht leicht ausführbar; sie ist aber auch entbehrlich: denn offenbar muß sich die (mit der Scale zu versehende) Röhre, wenn man ihr Gewicht entsprechend abändert, im Wasser genau bis zu den nämlichen Punkten eintauchen, bis zu welchen sie in den Flüssigkeiten von den Dichten 0,99; 0,98; 0,97 u. s. w. oder 1,01; 1,02; 1,02 1,03 u. s. f. einsinken würde. Man darf daher nur die Gewichte ausmitteln, welche die Röhre nach und nach bekommen muß, damit sie im Wasser genau eben so tief eintaucht, wie in den Flüssigkeiten der vorbezeichneten Dichten, der Röhre diese Gewichte eines nach dem andern geben, sie jedes Mal im Wasser einsinken lassen, den Punkt, bis zu welchem sie einsinkt, markiren und neben denselben die Zahl schreiben, welche die Dichte derjenigen anderen Flüssigkeit bezeichnet, in der die Röhre gerade so tief eintauchen muß, wie sie es eben im Wasser that, und die Scale ist fertig. Um also z. B. den Punkt zu finden, welcher der Dichte 0,79 entspricht (d. h. bis zu welchem sich die Röhre in einer Flüssigkeit von der 0,79 eintaucht) suche man das Gewicht p, welches die Röhre haben muß, damit sie in Wasser genau eben so tief einsinke, wie in einer Flüssigkeit von der Dichtigkeit 0,79; ertheile der Röhre dieses Gewicht (mache, daß ihr Gewicht gerade p betrage); senke sie in Wasser ein, bezeichne den Stand der Oberfläche an ihr mit einem Strich und schreibe neben diesen Strich die Zahl 0,79, so wird die Röhre dann in jeder Flüssigkeit von der Dichte 0,79 immer bis zu diesem Strich einsinken müssen und folglich wird, wenn sie in irgend einer Flüssigkeit bis zum Strich 0,79 einsinkt, diese Flüssigkeit die Dichte 0,79 haben. Das Gewicht, welches die Röhre zum Behuf des eben bezeichneten Einsinkens im Wasser erhalten muß, läßt sich aber sehr leicht ermitteln, wie folgende Betrachtung zeigt. Es wird verlangt, daß sich die besagte Röhre in reinem Wasser von 14° R. und in einer Flüssigkeit F, die bei gleicher Temperatur die Dichte 0,79 hat, gleich tief, d. i. bis zu dem nämlichen Volum (welches Kürze halber v heißen mag) eintauche; damit dies geschehen kann, ist nach Satz (8 auf S. 224 erforderlich, daß das Gewicht P der in Wasser um das Volum v einsinkenden Röhre sich zu dem Gewichte p, bei welchem sich die Röhre in der Flüssigkeit F um das nämliche Volum v eintaucht, direct verhalte wie das spezifische Gewicht S des Wassers zu dem spezifischen Gewichte s der Flüssigkeit F, also $P:p = S:s$ sei. Hieraus folgt $P = p \cdot \frac{S}{s}$ und da nach Anmerkung auf S. 238 $\frac{s}{S}$ die Dichte der Flüssigkeit F darstellt, mithin $\frac{s}{S} = 0{,}79$ und daher $\frac{S}{s} = \frac{1}{0{,}79}$ ist, so hat man $P = \frac{p}{0{,}79}$ ...(I. Hätte die in Rede stehende Flüssigkeit F irgend eine andere Dichte d, so hätte man durch vorstehende Schlüsse anstatt der Gleichung (I die Gleichung $P = \frac{p}{d}$ ...(II

erhalten müssen. Dieser zu Folge hat man aber, um zu bewirken, daß die Röhre, welche bei dem ihr eigenen Gewichte p in einer Flüssigkeit von der Dichte d bis zu einem bestimmten Punkt eintaucht, in Wasser genau eben so tief eintauche, ihr (der Röhre) das Gewicht P zu geben, welches durch Division ihres ursprünglichen Gewichtes mit der Dichte der betreffenden Flüssigkeit erhalten wird. Ist diese Flüssigkeit weniger dicht als Wasser, mithin d kleiner als 1, oder ein echter Bruch, so hat $\frac{p}{d}$ oder P einen größern Werth als p, d. h. handelt es sich um die Bestimmung der Scalepunkte für weniger dichte Flüssigkeiten als Wasser (vermittelst Eintauchen der Röhre in letzteres), so muß ihr ursprüngliches Gewicht p immer vermehrt werden und zwar beträgt die Vermehrung P_1, da nach Gleichung (II p in $P = \frac{p}{d}$ übergehen muß, $P - p = \frac{p}{d} - p = p\left(\frac{1}{d} - 1\right) = p.\left(\frac{1-d}{d}\right)$, so daß man das Gewicht P_1, welches in jedem einzelnen Falle zu dem ursprünglichen Gewichte p der Röhre hinzugegeben (womit die Röhre belastet) werden muß, mittelst der Gleichung $P_1 = p\left(\frac{1-d}{d}\right)$ . . . (III findet. Sind hingegen die Scalepunkte für dichtere Flüssigkeiten als Wasser zu bestimmen, so sind die in Gleichung (II für d zu setzenden Werthe größer als 1, mithin ist $\frac{p}{d}$ oder P immer keiner als p, d. h. es muß zum Behufe der Bestimmung der Scalepunkte für besagte Flüssigkeiten das ursprüngliche Gewicht p der Röhre vermindert werden, und zwar beträgt die nöthige Verminderung P_{11}, da nach Gleichung (II p in $P = \frac{p}{d}$ übergehen muß, $p - P = p - \frac{p}{d} = p\left(\frac{d-1}{d}\right)$, so daß man das Gewicht P_{11}, welches in jedem einzelnen Falle von dem ursprünglichen Gewichte p der Röhre weggenommen (um welches die Röhre leichter gemacht) werden muß, mittelst der Gleichung $P_{11} = p\left(\frac{d-1}{d}\right)$...(IV ermittelt.

Hätte z. B. eine zu einem Dichtigkeitsmesser für weniger dichte Flüssigkeiten als Wasser bestimmte Röhre, — nachdem sie (durch hineingebrachte Schröte oder Quecksilber) so beschwert worden, daß der Wasserpunkt 1 etwa um $\frac{1}{8}$ ihrer Länge vom obern Ende absteht, — ein Gewicht (Normalgewicht) von 200 Gran, so müßte, um die den Dichten 0,99; 0,98; 0,97; 0,96 u. s. w. entsprechenden Scalepunkte zu erhalten, dieses Gewicht der Röhre (zu Folge der Gleichung (III) um folgende Größen vermehrt werden:

Für den Scalepunkt 0,99 um $200\left(\frac{1-0,99}{0,99}\right)$ Gr. = 2,02 Gran.

» » » 0,98 » $200\left(\frac{1-0,98}{0,98}\right)$ » = 4,08 »

» » » 0,97 » $200\left(\frac{1-0,97}{0,97}\right)$ » = 6,18 »

. . . .

» » » 0,97 » $200\left(\frac{1-0,70}{0,70}\right)$ » = 85,70 »

Wären hingegen die Scalepunkte für dichtere Flüssigkeiten als Wasser zu bestimmen und es betrüge das Normalgewicht der Röhre (indem sie bis zu den an ihr oberes Ende hinfallenden Wasserpunkt 1 einsinkt) z. B. **350** Gran, so müßte zu Folge der Gleichung (**IV** dieses Gewicht, damit man die den Dichten **1,01**; **1,02**; **1,03**; **1,04** u. s. w. entsprechenden Scalepunkte erhält, correspondirend um folgende Größen geringer (die Röhre um diese Größen leichter) gemacht werden:

Für den Scalepunkt 1,01 um $350\left(\frac{1{,}01-1}{1{,}01}\right)$ Gr. $= 3{,}96$ Gran.

» » » 1,02 » $350\left(\frac{1{,}02-1}{1{,}02}\right)$ » $= 6{,}82$ »

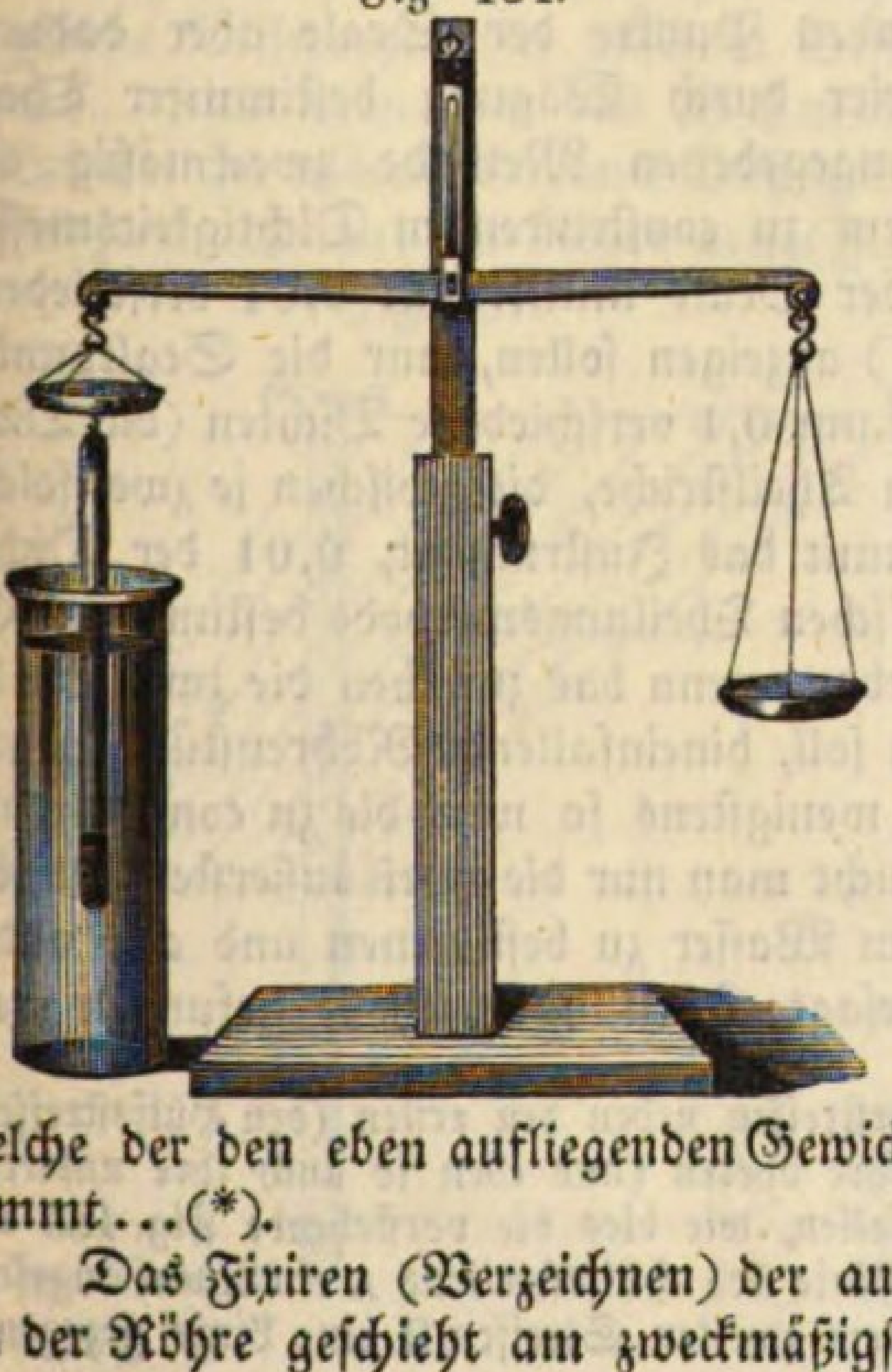
» » » 1,03 » $350\left(\frac{1{,}03-1}{1{,}03}\right)$ » $= 9{,}22$ »

. . . .

» » » 2,00 » $350\left(\frac{2{,}00-1}{2{,}00}\right)$ » $= 175{,}00$ »

Die eben besprochenen Vermehrungen oder Verminderungen des Normalgewichtes der Röhre werden aber folgendermaßen bewerkstelligt. Man befestigt die für den Dichtigkeitsmesser bestimmte und bis auf die Graduirung entsprechend hergerichtete Röhre an dem Haken der kürzeren Schale Fig. 184 einer hydrostatischen Wage, taucht sie in reines Wasser von 14° R., so, daß während die Wage sich in der Gleichgewichtslage befindet und die Röhre einen vertikalen Stand hat, die Wasseroberfläche wieder gerade bis zu den schon früher (durch Einsenken der freien Röhre in dasselbe Wasser) bestimmten und markirten Wasserpunkt 1 reicht, und bringt dann die Gewichte, um welche das Normalgewicht der Röhre zu vergrößern ist, auf die nämliche kürzere Schale; die Gewichte hingegen, um welche die Röhre bei Bestimmung der Scalepunkte für dichtere Flüssigkeiten als Wasser leichter zu machen ist, legt man auf die zweite Schale der Wage, senkt oder hebt diese bis die Zunge wieder die horizontale Stellung des Wagebalkens anzeigt und markirt jedes Mal den Stand der Wasseroberfläche an der Röhre, wohl dafür sorgend, daß diese immer vertikal im Wasser schwebe, keine anhängenden Luftblasen an sich trage, nirgends mit den Wänden des das Wasser enthaltenden Gefäßes in Berührung oder zu große Annäherung komme und sich endlich beim Auflegen der Gewichte auf die Schale nie etwa in Folge von Schwankungen über die Stelle ins Wasser eintauche, an welche der den eben aufliegenden Gewichten entsprechende Scalepunkt zu liegen kömmt...(*).

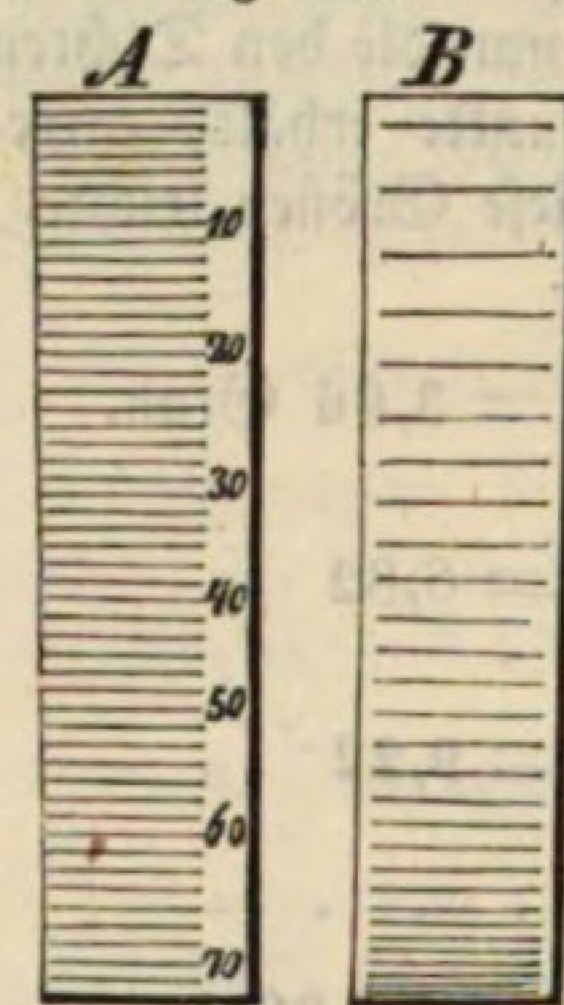
Fig. 184.



Das Fixiren (Verzeichnen) der auf solche Weise bestimmten Scalepunkte an der Röhre geschieht am zweckmäßigsten dadurch, daß man diese am obern

Ende offen läßt, in selbe noch vor Bestimmung des Wasserpunktes einen zusammengerollten entsprechend langen, schmalen und rechteckigen Streifen **A** Fig. 185 aus feinem Papier einschiebt, der voll paralleler, gegen seine Seiten senkrechter, sehr nahe aneinander liegender und numerirter Linien ist, diesen Streifen darin am oberen Ende mittelst eines ganz kleinen, flüssig gemachten Siegellackstückchens unverrückbar befestigt, die Nummern derjenigen Linien notirt, mit welchen die den Vermehrungen oder Verminderungen des Normalgewichtes der Röhre entsprechenden Einsenkungspunkte dieser letzteren zusammenfallen, nachher den zusammengerollten Papierstreifen wieder von der Röhre losschmilzt, herausnimmt, aufrollt, die notirten Linien desselben in den nämlichen gegenseitigen Abständen auf einen zweiten ganz gleichgestalteten, mit dem vorigen Streifen aus einem und demselben Papierbogen geschnittenen, mithin gleich schweren Streifen **B** überträgt*), die den notirten Linien entsprechenden Dichten dazuschreibt, diesen Streifen dann ebenfalls zusammenrollt, in die Röhre einschiebt, darin genau an derselben Stelle, wo sich der vorige Streifen befand, mittelst des an der Röhre zurückgebliebenen Siegellackstückchens wieder befestigt und hierauf die Röhre auch am oberen Ende zuschmilzt, jedoch so, daß dabei weder durch Hinwegnahme noch durch Hinzugabe von etwas Glas ihr ursprüngliches Gewicht auch nur im Geringsten geändert wird.

Fig. 185.



Man kann sich bei dem eben beschriebenen, von Brisson herrührenden Verfahren, Dichtigkeitsmesser zu graduiren, die Arbeit dadurch bedeutend abkürzen, daß man nicht alle Punkte der zu construirenden Scale durch Abwägen der Röhre im Wasser (d. i. durch Vermehrung oder Verminderung ihres Gewichtes darin) bestimmt, sondern auf diesem Wege nur gewisse, Dichten von größerem Unterschiede entsprechende Scalepunkte ermittelt, die andern, zwischen diese fallenden Punkte der Scale aber dadurch findet, daß man die Abstände je zweier durch Wägung bestimmter Theilpunkte nach einer von Schmidt angegebenen Methode zweckmäßig abtheilt. So können z. B., wenn bei dem zu construirenden Dichtigkeitsmesser die aufeinander folgenden Theilstriche der Scale immer um 0,01 verschiedene Dichten (die Dichten von 0,01 zu 0,01) anzeigen sollen, nur die Scalepunkte durch Wägung bestimmt werden, welche um 0,1 verschiedene Dichten (die Dichten von 0,1 zu 0,1) angeben, die neun Theilstriche, die zwischen je zwei solche Punkte noch hineinkommen müssen, damit das Instrument, 0,01 der Dichte anzeigt, kann man nach der Schmidt'schen Theilungsmethode bestimmen. Es ist diese Methode aber nur dann anwendbar, wenn das zwischen die zwei Scalepunkte, deren Abstand getheilt werden soll, hineinfallende Röhrenstücke genau cylindrisch ist. Wäre die ganze Röhre, wenigstens so weit die zu construirende Scale reicht, genau cylindrisch, so braucht man nur die zwei äußersten Punkte der Scale durch Einsenken der Röhre im Wasser zu bestimmen und alle anderen Zwischenpunkte könnten durch die besagte Theilungsmethode gefunden wer-

*) Zu diesem Ende wird der zweite Papierstreifen neben den ersten (den Hülfsstreifen) und ihm parallel so hingelegt, daß ihre oberen (und eben so auch ihre unteren) Ränder in die nämliche gerade Linie fallen, wie dies die vorstehende Fig. 185 anschaulich macht, dann an jede notirte Linie des Hülfsstreifens A ein Lineal angesetzt und in ihrer Verlängerung auch auf dem zweiten Streifen B eine Linie gezogen.

den, die in Folgendem besteht. Man zieht auf gespanntem Papier eine Linie, die gerade so lang ist, wie der Abstand der zwei Scalepunkte, zwischen welche andere solche Punkte eingeschaltet werden sollen (es stelle a b Fig. 186 eine solche Linie vor), errichte in den Endpunkten a, b derselben zwei darauf senkrechte, nach entgegengesetzten Seiten gerichtete, andere gerade Linien a c und b d, deren Längen in den nämlichen Verhältnisse stehen, wie die Gewichte, welche die Röhre hatte, indem sie im Wasser bis zu den betreffenden zwei Scalepunkten a, b einsank (gesetzt, das Gewicht der Röhre sammt dem zum Einsenken derselben bis zum Punkte a erforderlich gewesenen Zulegegewicht habe 400 Gran, beim Einsenken bis b hingegen nur 300 Gran betragen, so müssen die Längen von a c und b d sich wie 4 : 3 verhalten), theile hierauf sowohl die Linie a c als b d in die nämliche Anzahl gleicher Theile, jedoch so, daß zwischen den Endpunkten a und c, dann b und d gerade eben so viele Theilpunkte enthalten sind als Scalepunkte zwischen a und b fallen sollen (angenommen den Punkten a und b entsprächen die Dichten 0,8 und 0,9 und zwischen a und b wären noch neun Scalepunkte einzuschalten, so daß dann Zehntel eines Zehntels, d. i. Hundertel der Dichte angezeigt würden, so müßte jede der Linien a c und b d neun Theilpunkte enthalten, mithin in zehn gleiche Theile getheilt werden) und verbinde endlich jeden Theilpunkt von a c mit dem correspondirenden Theilpunkt in b d durch eine gerade Linie. Die Punkte, in welchen diese Verbindungslinien die Linie a b durchschneiden (nämlich die Punkte e, f . . .) sind die neuen Scalepunkte, welche um gleiche Differenzen (in unserem Beispiel um 0,01) wachsende Dichten bezeichnen. Hätte man (um das Schmidt'sche Theilungsverfahren noch durch ein Beispiel zu erläutern) einen Dichtigkeitsmesser für dichtere Flüssigkeiten als Wasser zu graduiren, die Röhre m n (Fig. 187), soweit die Scale geht, wäre genau cylindrisch, die Scale hätte die Dichten von 1,00 bis 2,00 und zwar von Zehntel zu Zehntel anzugeben, das Gewicht, womit die Röhre im Wasser bis zum obersten, der Dichte 1 entsprechenden Punkt einsinkt, betrüge 280 Gran, wo dann [nach (IV S. 244] die Röhre 140 Gran wägen (ihr Gewicht also um 280 — 140 = 140 Gr. vermindert werden) muß, damit sie sich zum untersten, der Dichte 2 entsprechenden Punkt b einsenke, so wären an den Enden des Abstandes ab der beiden äußersten Scalepunkte a und b nach entgegengesetzten Seiten Senk-

Fig. 186.

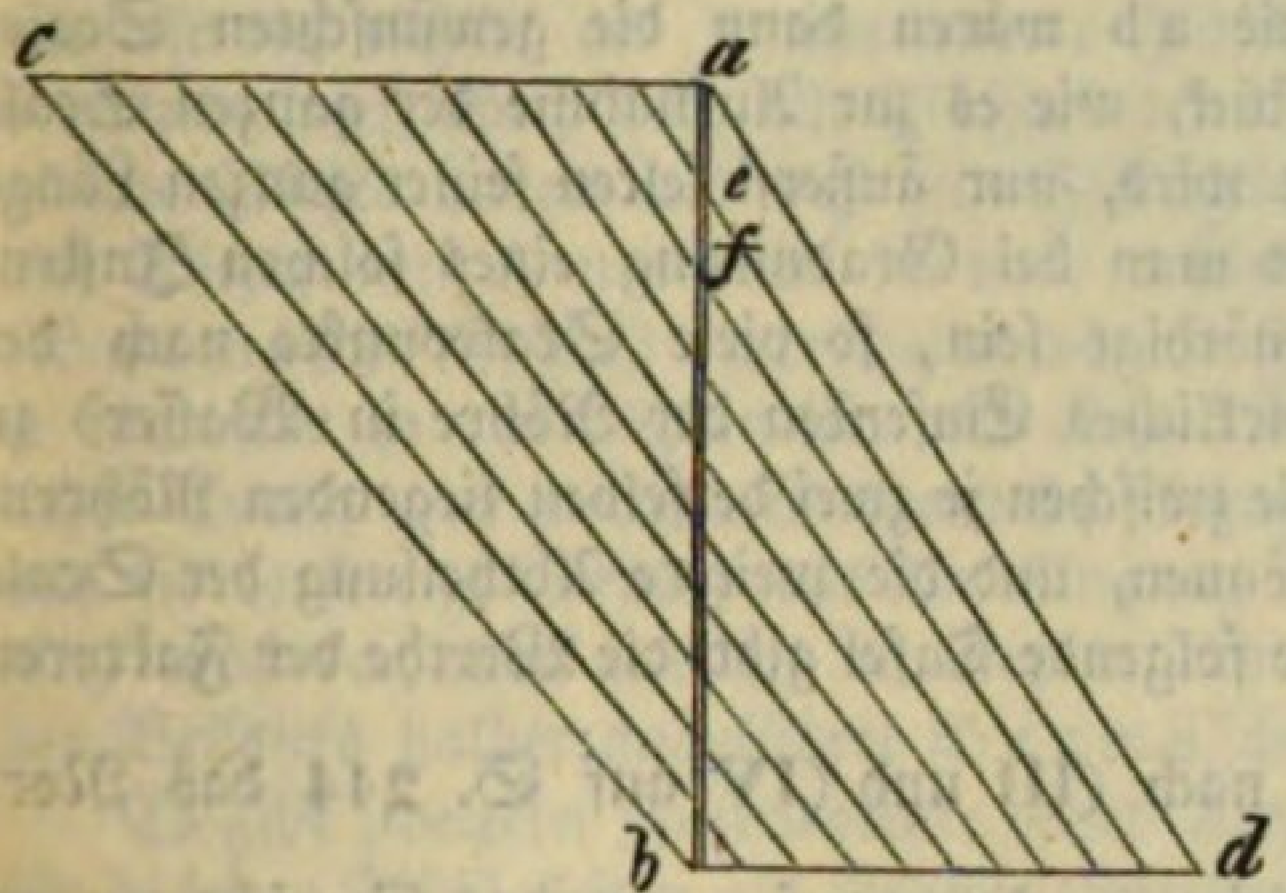
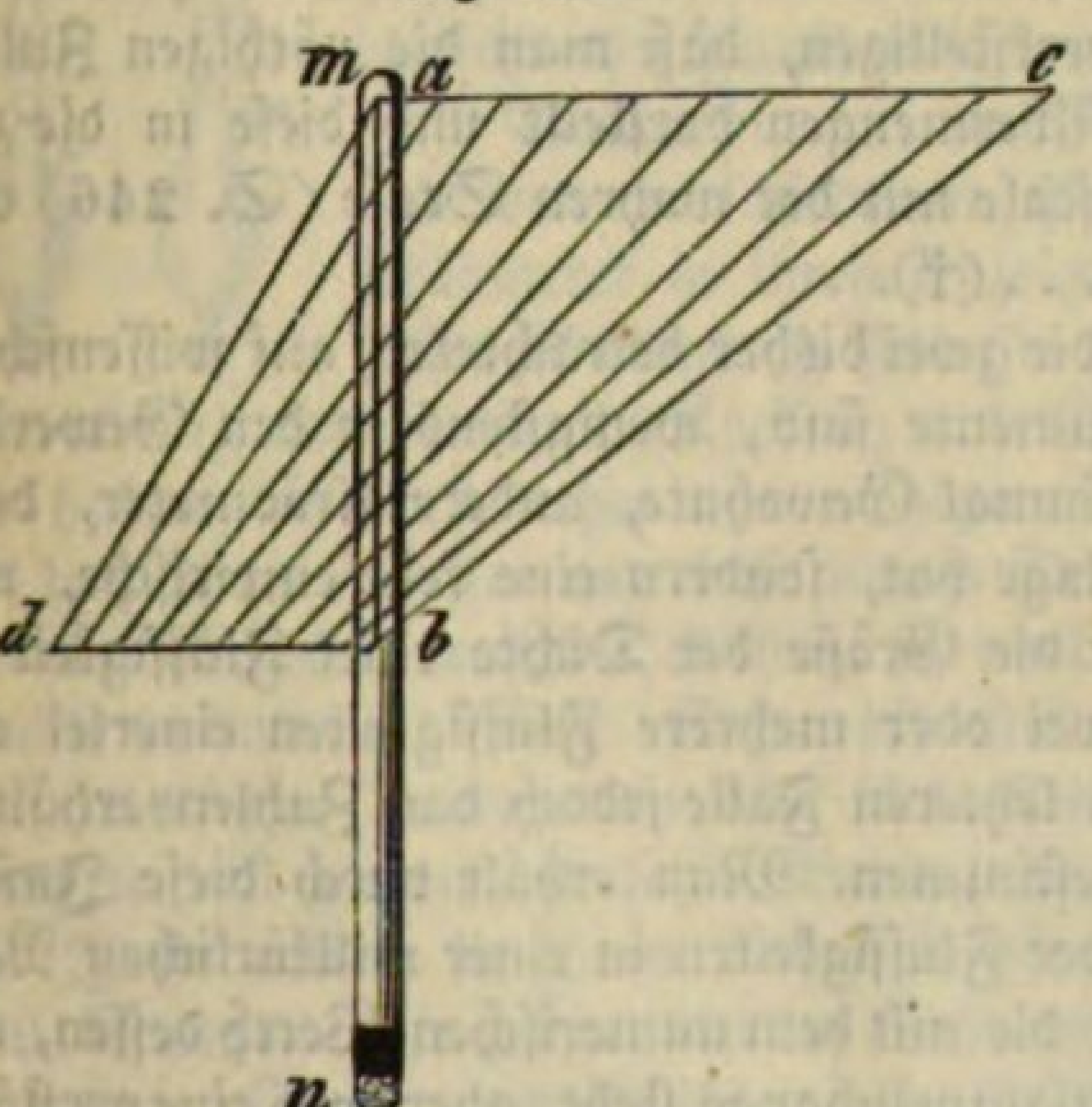


Fig. 187.



rechte ac und bd zu errichten, deren Längen sich wie 280 : 140 oder wie 2 : 1 verhalten, jede derselben wäre in 10 gleiche Theile (in so viele Theile nämlich als die ganze Scale Unterabtheilungen erhalten soll) zu theilen und die Theilpunkte auf aus der Figur ersichtliche Weise durch gerade Linien zu verbinden. Die Durchschnittspunkte dieser Linien mit der Linie ab wären dann die gewünschten Scalepunkte. Da ein längeres Röhrenstück, wie es zur Aufnahme der ganzen Scale eines Dichtigkeitsmessers erfordert wird, nur äußerst selten seiner ganzen Länge nach genau cylindrisch ist, so wird man bei Graduirung eines solchen Instrumentes in den meisten Fällen genöthigt sein, so viele Scalepunkte nach der Brisson'schen Methode (durch wirkliches Einsenken der Röhre in Wasser) zu bestimmen als nöthig sind, um die zwischen je zwei derselben liegenden Röhrenstücke als cylindrisch ansehen zu können, und die weitere Abtheilung der Scale nach Schmidt auszuführen. Die folgende Tafel gibt die Werthe der Faktoren $\frac{1-d}{d}$ und $\frac{d-1}{d}$ an, womit nach (III und (IV auf S. 244 das Normalgericht p der Röhre multiplicirt werden muß, um das Gewicht zu erhalten, um welches das besagte Normalgewicht zu vermehren oder zu vermindern ist, damit die Einsenkung der Röhre zu dem der Dichte d entsprechenden Punkt stattfinde, und zwar von $^1/_{10}$ zu $^1/_{10}$ der Dichte.

d	$\frac{1-d}{d}$	d	$\frac{d-1}{d}$	d	$\frac{d-1}{d}$
0,7	0,42857	1,1	0,09091	1,6	0,37500
0,8	0,25000	1,2	0,16667	1,7	0,41176
0,9	0,11111	1,3	0,23077	1,8	0,44444
		1,4	0,28571	1,9	0,47368
		1,5	0,33333	2,0	0,50000

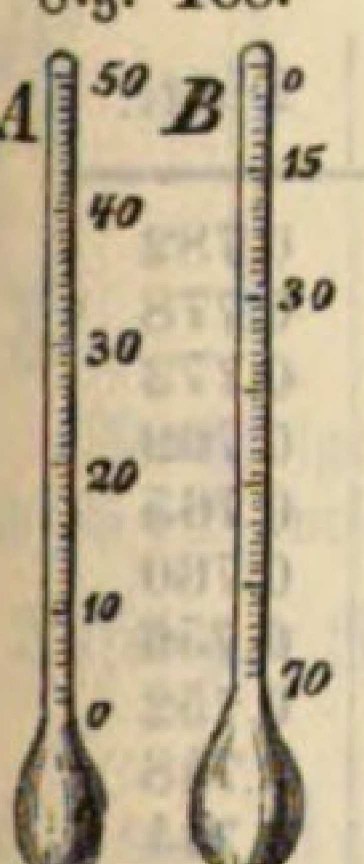
Um z. B. den der Dichte 1,3 entsprechenden Scalepunkt zu erhalten, hat man das Normalgewicht p der Röhre um p.0,23077 geringer zu machen, und damit sich die Röhre im Wasser z. B. bis zu dem die Dichte 0,8 anzeigenden Punkt einsenke, muß ihr Normalgewicht p um p.0,25000 vermehrt werden. Die Anwendung dieser Tabelle wird die Arbeit bei der Brisson'schen Graduirungs-Methode bedeutend abkürzen. Man kann, es sei dies gelegentlich bemerkt, die bei Graduirung eines Arämeters erforderlichen Gewichtsvermehrungen der Röhre auch dadurch bewerkstelligen, daß man die nöthigen Zulegegewichte durch entsprechende Quecksilbermengen darstellt und diese in die zum Behufe des Vertauschens der Hülfsscale mit der wahren Scale (S. 246) oben ohnehin offen belassene Röhre gießt...(†).

Weit mehr im Gebrauche als die zwei bisher betrachteten, auf wissenschaftliche Principien gegründeten Instrumente sind, wenigstens in den Gewerben, aus bloßer Anhänglichkeit an das einmal Gewohnte, andere Aräometer, deren Scale keine wissenschaftliche Grundlage hat, sondern eine rein empirische, willkürlich gewählte ist und welche nicht die Größe der Dichte einer Flüssigkeit angeben, sondern nur anzeigen, ob zwei oder mehrere Flüssigkeiten einerlei oder verschiedene Dichten haben, ohne im letzteren Falle jedoch das Zahlenverhältniß der Dichten dieser Flüssigkeiten zu bestimmen. Man erhält durch diese Instrumente die Dichtigkeitsbeschaffenheit der Flüssigkeiten in einer willkürlichen Maßeinheit, Grad genannt, ausgedrückt, die mit dem numerischen Werth dessen, was man Dichte heißt, in gar keinem Zusammenhange steht, aber doch eine verständ-

liche und für die gewöhnlichen Zwecke der Praxis ausreichende Bezeichnung der Gleichheit oder des Grades der Ungleichheit von Flüssigkeiten in Bezug auf ihre Dichte gestattet. Niemand weiß z. B. wie groß die Dichte einer Flüssigkeit **A** sei, in welcher das Baumé'sche Aräometer 40 Grade zeigt, eben so wenig, um wie viel dichter als **A** eine andere Flüssigkeit **B** von 30° Baumé sei; jedermann weiß aber, daß alle Flüssigkeiten die 40° Baumé zeigen, eine ganz gleiche Dichte haben und daß jede Flüssigkeit von 30° Baumé sich in Bezug auf Dichte von **A** um eben so viele bestimmte und unveränderliche Größen (Baumé'sche Grade) unterscheide wie die Flüssigkeit **B**, also im Verhältniß zu **A** um eben so viel dichter sei, wie diese. Unter den Aräometern mit willkürlicher Scale, von welchen übrigens in Bezug auf Gestalt und Materiale, woraus sie verfertigt werden, das im Eingang von Aräometern überhaupt Gesagte gilt, muß vor allen das am meisten in Anwendung befindliche und gerade vorher Beispiels halber angeführte Baumé'sche Aräometer betrachtet werden.

Es gibt zweierlei Instrumente dieser Art, eines für weniger dichte und eines für dichtere Flüssigkeiten als Wasser (wir wollen im Folgenden der Kürze wegen erstere Flüssigkeiten immer leichte und letztere immer schwere heißen). Die Scale für leichtere Flüssigkeiten wird nach Baumé's Angabe dadurch construirt, daß man die betreffende Röhre zuerst in reines Wasser von 14° R. und hierauf in eine Lösung von 1 Gew. Theil reinen Kochsalzes in 9 Gew. Theilen reinen Wassers (die Lösung muß natürlich wieder die Temperatur von 14° R. haben) senkt, den ersteren Einsenkungspunkt (dessen Abstand vom obern Röhrenende die zur Aufnahme der übrigen Scalepunkte erforderliche Größe haben muß) mit 10, den Einsenkungspunkt in der Salzlösung hingegen mit 0 bezeichnet, den Abstand dieser zwei Punkte in 10 gleiche Theile theilt und noch 40 solcher Theile oberhalb des mit 10 bezeichneten Wasserpunktes aufträgt. In Fig. 188 sieht man bei **A** ein solches Instrument. Die Graduirung der Aräometer für schwerere Flüssigkeiten geschieht durch Eintauchen der Röhre zuerst in Wasser, nachher in eine Lösung von 15 Gew. Theilen Kochsalzes in 85 Gew. Theilen Wasser. Es wird dann der nahe an das obere Ende der Röhre zu liegen kommende Wasserpunkt mit 0, der Einsenkungspunkt in der Salzlösung mit 15 bezeichnet, der Abstand beider Fundamente in 15 gleiche Theile getheilt und 60 bis 80 solcher Theile auch unter dem mit 15 bezeichneten Punkt aufgetragen, wie man in Fig. 188 bei **B** sieht.

Fig. 188.



Sollen die (an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen verfertigten) Baumé'schen Aräometer in ihren Anzeigen übereinstimmen — und nur unter dieser Bedingung sind sie brauchbar — so muß das bei ihrer Graduirung anzuwendende Kochsalz und Wasser immer die nämliche Beschaffenheit haben; es darf daher nur wohlgereinigtes und getrocknetes Kochsalz und nur destillirtes Wasser von bestimmter Temperatur (14° R.) angewendet werden und überdies muß die Röhre, so weit die Scale geht, überall gleich dick (genau cylindrisch) sein. Sehr oft sind bei den im Gebrauche befindlichen Baumé'schen Aräometern alle diese Bedingungen nicht ganz erfüllt und am häufigsten ist gegen die letzte Bedingung gesündigt; kein Wunder daher, daß diese Instrumente in ihren Angaben oft so stark differiren. Da die Baumé'schen Aräometer so allgemein im Gebrauche sind und sich vermöge der Ausdehnung ihrer Scalen zur Prüfung aller Flüssigkeiten mit Ausnahme des Quecksilbers eignen, so folgt hier eine Tafel, mittelst welcher man durch ein solches

Instrument wie durch einen Dichtigkeitsmesser auch die wirklichen (auf das Wasser bezogenen) Dichten der Flüssigkeiten bestimmen kann, indem diese Tafel die den Baumé'schen Graden entsprechenden wirklichen Dichten angibt. Aus ihr findet man z. B., daß eine Flüssigkeit, in welcher das Aräometer für schwere Flüssigkeiten bis zum Theilstrich 16 einsinkt, die Dichte 1,125 habe.

Tafel zur Reduction Baumé'scher Grade auf Dichten.

I. Für schwere Flüssigkeiten.

Grade.	Dichte.	Grade.	Dichte.	Grade.	Dichte.	Grade.	Dichte.
0	1.000	18	1 143	36	1.334	54	1.601
1	1.007	19	1.152	37	1.346	55	1.618
2	1.014	20	1.162	38	1.359	56	1.638
3	1.022	21	1.171	39	1.372	57	1.659
4	1.029	22	1.180	40	1.384	58	1.678
5	1.036	23	1 190	41	1.398	59	1.698
6	1.044	24	1.199	42	1.412	60	1 718
7	1.052	25	1.210	43	1.426	61	1.739
8	1.060	26	1 221	44	1.440	62	1.760
9	1.067	27	1.231	45	1.454	63	1.782
10	1.075	28	1.242	46	1.470	64	1.804
11	1.083	29	1.252	47	1 485	65	1.827
12	1.091	30	1 261	48	1.501	66	1.850
13	1.100	31	1 275	49	1.516	67	1.874
14	1.106	32	1.286	50	1.532	68	1.898
15	1.116	33	1.298	51	1 549	69	1.922
16	1.125	34	1.309	52	1.566	70	1.947
17	1.134	35	1.321	53	1.583		

II. Für leichte Flüssigkeiten.

Grade.	Dichte.	Grade.	Dichte.	Grade.	Dichte.	Grade.	Dichte.
10	1.000	23	0.915	36	0.844	49	0.782
11	0.993	24	0.909	37	0.838	50	0.778
12	0.986	25	0.903	38	0.833	51	0.773
13	0.979	26	0.898	39	0.829	52	0.769
14	0.972	27	0.892	40	0.824	53	0.765
15	0.966	28	0.886	41	0.819	54	0.760
16	0.959	29	0.881	42	0.814	55	0.756
17	0.952	30	0.875	43	0.809	56	0.752
18	0.946	31	0.870	44	0.802	57	0.748
19	0.940	32	0.864	45	0.800	58	0.744
20	0.933	33	0.859	46	0.796	59	0.739
21	0.927	34	0.854	47	0.791	60	0.735
22	0.921	35	0.849	48	0.787		

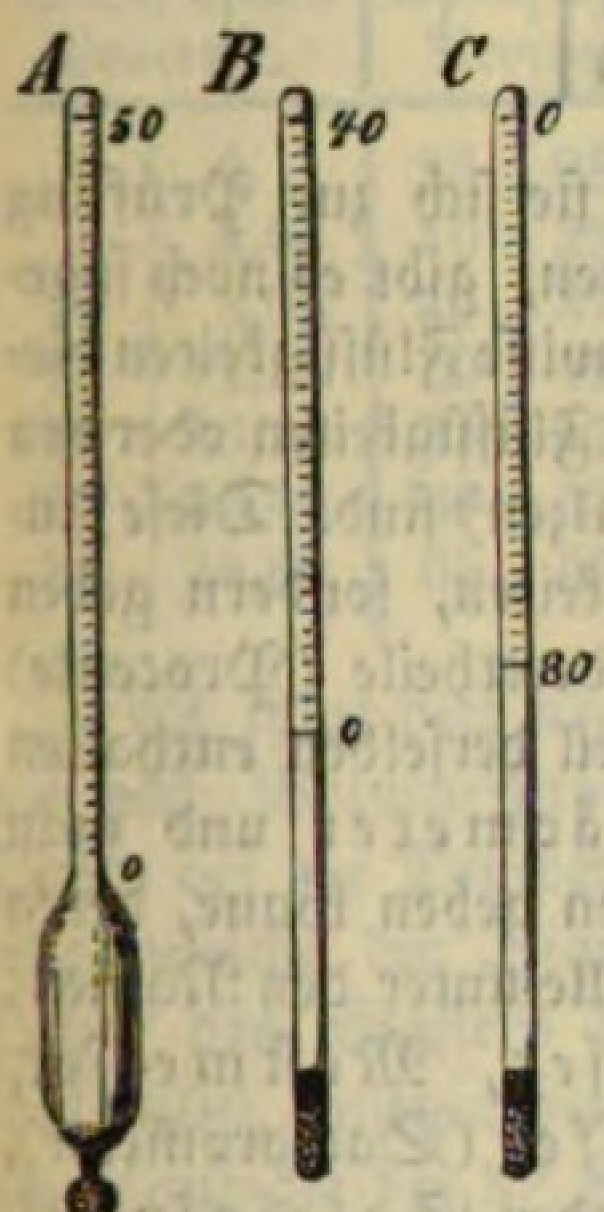
Um einzusehen, wie sich eine solche Tafel entwerfen lasse, ist blos zu bedenken, daß man, um die, einem bestimmten Baumé'schen Grad, z. B. dem 30^0 des Aräometers für leichte Flüssigkeiten, entsprechende Dichte zu finden, nur das Gewicht p des Instrumentes so lange zu vermehren braucht, bis dieses in reinem Wasser von 14^0 R. genau zum Theilstrich 30 einsinkt und dann aus dem jetzigen, vermehrten Gewicht P_1 und dem ursprünglichen p nach Gleichung (III auf S. 244 die dem 30. Grad entsprechende Dichte d, d. i. die Dichte derjenigen Flüssigkeit berechnen kann, in welcher das Instrument durch sein ursprüngliches Gewicht p allein ebenfalls bis zu dem nämlichen Theilstrich 30 einsin-

ken muß. Daß zur Auffindung der Dichten, welche den Graden des Aräometers für schwere Flüssigkeiten entsprechen, auf ähnliche Art, jedoch unter geeigneter Verminderung des Gewichtes p des Aräometers, die Gleichung (**IV** auf S. 244 führe, versteht sich von selbst.

In die Klasse der Aräometer mit willkürlichen empirischen Scalen gehören auch das — ebenfalls noch sehr verbreitete — Aräometer von Cartier und das von Beck, welche beide nur Nachahmungen des Baumé'schen Aräometers sind. Das von Cartier dient nur für leichte Flüssigkeiten und unterscheidet sich von jenem nach Baumé nur durch die Größe der Grade. 15° Cartier sind gerade so groß wie 16° Baumé, und an dem Punkt bis zu welchen das Instrument im Wasser einsinkt, steht bei Cartier nicht 10 wie bei Baumé, sondern 11.

Das Beck'sche Aräometer hat wie das Baumé'sche zwei Scalen, eine für leichte, die andere für schwere Flüssigkeiten. Die zwei Fundamentalpunkte beider Scalen bilden die Einsenkungspunkte in reinem Wasser von 10° R. und in einer Flüssigkeit von 0,85 Dichte. Der Wasserpunkt wird immer mit 0 bezeichnet und der 30. Theil des Abstandes beider Fundamentalpunkte bildet einen Aräometergrad. Bei dem Instrumente für leichte Flüssigkeiten bildet der Wasserpunkt 0 den untersten Punkt der Scale und es werden von diesem aus nach aufwärts noch 40 der besagten Aräometergrade (d. i. 30stel des Abstandes der Fundamentalpunkte) aufgetragen. Bei den Aräometern für schwere Flüssigkeiten steht der Wasserpunkt 0 am obersten Ende der Röhre und von diesem aus nach abwärts sind 80 Grade der vorerwähnten Größe (30stel des Fundamentalabstandes) verzeichnet. In Fig. 189 sieht man bei **A** ein Aräometer nach Cartier und bei **B**, **C** die Aräometer für leichte und schwere Flüssigkeiten nach Beck. Den empirischen, nicht wissenschaftlichen Aräometern wäre endlich noch jenes von Richter anzureihen. Da dasselbe aber bereits ganz außer Gebrauch gekommen, so erscheint seine nähere Besprechung überflüssig.

Fig. 189.



Nachfolgende Tafeln enthalten die den Aräometergraden nach Cartier und Beck entsprechenden Dichten.

Tafel zur Reduction der Grade nach Cartier und Beck auf Dichten.

I. Für schwere Flüssigkeiten.

Gr.	Beck.	Gr.	Beck	Gr.	Beck.	Gr.	Beck.	Gr.	Beck.	Gr.	Beck.
0	1,0000	13	1,0828	26	1,1806	39	1,2977	52	1,4407	65	1,6190
1	1,0059	14	1,0897	27	1,1888	40	1,3077	53	1,4530	66	1,6346
2	1,0119	15	1,0968	28	1,1972	41	1,3178	54	1,4655	67	1,6505
3	1,0180	16	1,1039	29	1,2057	42	1,3281	55	1,4783	68	1,6667
4	1,0241	17	1,1111	30	1,2143	43	1,3386	56	1,4912	69	1,6832
5	1,0308	18	1,1184	31	1,2230	44	1,3492	57	1,5044	70	1,7000
6	1,0366	19	1,1258	32	1,2319	45	1,3600	58	1,5179	71	1,7172
7	1,0429	20	1,1333	33	1,2409	46	1,3710	59	1,5315	72	1,7347
8	1,0494	21	1,1409	34	1,2500	47	1,3821	60	1,5454	73	1,7526
9	1,0559	22	1,1489	35	1,2593	48	1,3934	61	1,5596	74	1,7708
10	1,0625	23	1,1565	36	1,2687	49	1,4050	62	1,5741	75	1,7895
11	1,0692	24	1,1644	37	1,2782	50	1,4167	63	1,5888	76	1,8085
12	1,0759	25	1,1724	38	1,2879	51	1,4286	64	1,6038		

II. Für leichte Flüssigkeiten.

Gr.	Cartier.	Beck.	Gr.	Cartier.	Beck.	Gr.	Cartier.	Beck	Gr.	Cartier.	Beck.
0	.	1,0000	16	0,962	0,9139	32	0,859	0,8415	48	.	0,7800
1	.	0,9941	17	0,955	0,9090	33	0,853	0,8374	49	.	0,7763
2	.	0,9883	18	0,948	0,9042	34	0,848	0,8333	50	.	0,7727
3	.	0,9826	19	0,941	0,8994	35	0,842	0,8292	51	.	0,7692
4	.	0,9770	20	0,934	0,8947	36	0,837	0,8252	52	.	0,7658
5	.	0,9714	21	0,928	0,8900	37	0,831	0,8212	53	.	0,7623
6	.	0,9659	22	0,921	0,8854	38	0,826	0,8173	54	.	0.7589
7	.	0,9604	23	0,914	0.8808	39	0,821	0,8133	55	.	0,7556
8	.	0,9550	24	0,908	0,8762	40	0,815	0,8095	56	.	0,7522
9	.	0,9497	25	0,901	0,8717	41	0,810	0,8061	57	.	0,7489
10	.	0,9444	26	0,895	0,8673	42	0,805	0,8018	58	.	0,7456
11	.	0,9392	27	0,889	0,8629	43	0,800	0,7981	59	.	0,7423
12	0,992	0,9340	28	0,883	0,8585	44	.	0,7944	60	.	0,7391
13	0,985	0,9289	29	0,877	0,8542	45	.	0,7907			
14	0,977	0,9239	30	0,871	0,8500	46	.	0,7871			
15	0.970	0,9189	31	0,865	0,8457	47	.	0,7834			

Außer den bisher beschriebenen Aräometern, welche, da sie sich zur Prüfung aller Flüssigkeiten eignen, allgemeine Aräometer heißen, gibt es noch sogenannte besondere Aräometer, die nämlich nur für gewisse Flüssigkeiten dienen und zwar für solche, welche Gemische von verschiedenen Flüssigkeiten oder von Flüssigkeiten und darin aufgelösten festen Stoffen (z. B. Salzen) sind. Diese Instrumente zeigen nicht die Dichten der betreffenden Flüssigkeiten, sondern geben gewöhnlich an, wie viel in einer solchen Flüssigkeit Hunderttheile (Procente) ihres Volums oder ihres Gewichtes von einem Bestandtheil derselben enthalten sind. Sie heißen deswegen überhaupt Procenten-Aräometer und man begreift, daß es derlei Instrumente nur für solche Flüssigkeiten geben könne, deren Dichte von der Menge eines ihrer Bestandtheile abhängt. Alle unter den Namen: Alkoholometer, Branntweinwage, Weinmesser, Mostmesser, Bierwage, Milchmesser (Laktometer), Zuckermesser (Sacharometer), Laugenwage, Gradirwage, Solwage, Sol- oder Salzspindel, Säuremesser u. s. w. vorkommenden Instrumente sind Procenten-Aräometer. Ihre Graduirung gründet sich immer auf vorherige, durch genaue Versuche bewerkstelligte Ermittlung der Dichten, die eine Flüssigkeit je nach der in ihr vorhandenen Anzahl von Volum- oder Gewichtsprocenten eines bestimmten Stoffes besitzt. An den Theilstrichen der Scale steht dann die Anzahl der Procente des betreffenden Stoffes verzeichnet, welche in der bestimmten Flüssigkeit enthalten sind, wenn sich das Instrument in derselben bis zu diesen Theilstrichen einsenkt. Die für den Praktiker wichtigsten Procenten-Aräometer sind:

1. Das Alkoholometer von Tralles, dessen Scale unmittelbar angibt, wie viel Volum-Procente Alkohol (von 0,7939 Dichte) in einer weingeistigen Flüssigkeit (wie viel Maß Alkohol in 100 Maß der Flüssigkeit) enthalten sind. Beim Gebrauch dieses Instrumentes muß, sollen seine Anzeigen richtig sein, die damit zu prüfende Flüssigkeit immer die Temperatur 12,5° R. (ganz genau 12,444° R. oder 60° Fahrenheit) haben. Tralles hat zwar eigene Tabellen berechnet, mittelst welcher man sein Alkoholometer auch bei anderen Temperaturen gebrauchen kann. Wir halten es jedoch für überflüssig, diese Tabellen hier mitzutheilen, weil man der auf ihren Alkoholgehalt zu

prüfenden Flüssigkeit die besagte Temperatur von 12.5° R. (im Sommer etwa durch Eintauchen in, aus einem tiefen Brunnen frisch geschöpftes Wasser und zur Winterzeit in geheiztem Zimmer) stets sehr leicht ertheilen kann. Dem Tralles'schen Alkoholometer ähnlich ist das Centesimal-Alkoholometer von Gay-Lussac. Dasselbe gibt den Alkoholgehalt eines Weingeistes auch in Volum-Procenten. Die Scale ist aber für die Temperatur 12° R. der zu prüfenden Flüssigkeit und für Alkohol von der Dichte 0,7947 entworfen.

2. Richter's Alkoholometer gibt den Alkoholgehalt in geistigen Flüssigkeiten unmittelbar nach Gewichtsprocenten an; es ist für die Temperatur 16° R. und unter der Annahme, die Dichte des absoluten Alkohols sei 0,792, construirt. Unter den Alkoholometern verdienen das von Tralles und von Gay-Lussac das meiste Vertrauen; ersteres ist in Preußen, letzteres in Frankreich gesetzlich eingeführt. Die angeschlossene Tabelle dient zur Verwandlung der Tralles'schen Volums-Procente in Gewichts-Procente und umgekehrt.

Vol.- Procente	Gew.- Procente	Vol.- Procente	Gew.- Procente	Vol.- Procente	Gew.- Procente	Gew.- Procente	Vol.- Procente	Gew.- Procente	Vol.- Procente	Gew.- Procente	Vol.- Procente
0	0	35	28,99	70	62,51	0	0	35	42,25	70	78,40
5	4,00	40	33,39	75	67,93	5	6,25	40	47,92	75	82,80
10	8,05	45	37,90	80	73,59	10	12,42	45	53,43	80	86,97
15	12,15	50	42,52	85	79,50	15	18,52	50	58,79	85	90,88
20	16,28	55	47,29	90	85,75	20	24,57	55	63,97	90	94,46
25	20,46	60	52,20	95	92,46	25	30,55	60	68,97	95	97,61
30	24,69	65	57,25	100	100,00	30	36,45	65	73,79	100	100,00

Es folgt hier noch eine Tabelle, welche, von Tralles berechnet, angibt, wie viel Volum-Procente absoluten Alkohols in Weingeist von bestimmter Dichte bei der Temperatur 12,5° R. enthalten sind. Den Zahlen dieser Tabelle, welche die Dichten ausdrücken, liegt die Annahme zu Grunde, daß die Dichte des Wassers bei der Temperatur (3° R.), wo sie am größten ist, =10000, mithin bei 12,5° R. =9991 sei. Demnach muß man die eigentliche (auf die bei 3° R. stattfindende Dichte =1 des Wassers sich beziehende) Dichte, welche eine weingeistige Flüssigkeit bei 12,5° R. besitzt, um den Gehalt dieser Flüssigkeit an absolutem Alkohol nach Volum-Procenten zu erhalten, vor Anwendung der Tabelle mit 10000 multipliciren. So hätte man z. B., um zu erfahren, wie viel Maß absoluten Alkohols in 100 Maß Weingeist von der Dichte 0,9254 bei der Temperatur 12,5° R. enthalten sind, diese Dichte 0,9254 erst mit 10000 zu multipliziren und dann die dem Producte 9254 in der Tabelle entsprechende Volum-Procentenzahl aufzusuchen. Die Zahl 54, die man so findet, bezeichnet dann die Anzahl der in Frage stehenden Maße Alkohol. Ist das auf die eben angegebene Weise erhaltene Product in der Tabelle nicht vorhanden, so liegt dasselbe zwischen zwei ihrer Zahlen, wie dies z. B. mit der Zahl 9346 der Fall ist, welche zwischen 9354 und 9335 hineinfällt; man ziehe dann die kleinere Zahl 9335 von der größeren 9354 ab, subtrahire ebenso 9335 von 9346 und stelle dann die Proportion auf: der erstere Unterschied nämlich der Unterschied der zwei in der Tabelle vorhandenen Zahlen (welchen man in einer eigenen mit „Unterschiede" überschriebenen Columne der Tabelle immer rechts neben der größern der zwei besagten Zahlen findet) also in unserem Beispiele 9354 — 9335 oder 19 verhält sich zu dem andern Unterschied 9346 — 9335

oder 11, wie 50 — 49 oder 1 (d. i. der Unterschied der den Zahlen 9335 und 9354 entsprechenden Volum-Procente) zu x*) und subtrahire den aus dieser Proportion 19 : 11 = 1 : x gefundenen Werth $x = {}^{11}/_{19} = 0,578$ von der (höheren Volum-Procentenzahl) 50. Der Unterschied 50 — 0,578 = 49,421 ist der gesuchte Alkoholgehalt. In 100 Maß Weingeist von 0,9346 Dichte bei 12,5° R. sind daher 49,421 Maß Alkohol enthalten.

Alkoholgehalt in Vol. Proc.	Dichte des Weingeistes bei 12,44°.	Unterschiede.	Alkoholgehalt in Vol. Proc.	Dichte des Weingeistes bei 12,44°.	Unterschiede.	Alkoholgehalt in Vol. Proc.	Dichte des Weingeistes bei 12,44°.	Unterschiede.	Alkoholgehalt in Vol. Proc.	Dichte des Weingeistes bei 12,44°.	Unterschiede.
0	9991	15	26	9689	10	52	9295	20	78	8685	27
1	9976	15	27	9679	11	53	9275	20	79	8658	27
2	9961	14	28	9668	11	54	9254	21	80	8631	27
3	9947	14	29	9657	11	55	9234	20	81	8603	28
4	9933	14	30	9646	12	56	9213	21	82	8575	28
5	9919	13	31	9634	12	57	9192	22	83	8547	28
6	9906	13	32	9622	13	58	9170	22	84	8518	29
7	9893	12	33	9609	13	59	9148	22	85	8488	30
8	9881	12	34	9596	13	60	9126	22	86	8458	30
9	9869	12	35	9583	13	61	9104	22	87	8428	30
10	9857	12	36	9570	13	62	9082	22	88	8397	31
11	9845	11	37	9556	14	63	9059	23	89	8365	32
12	9834	11	38	9541	15	64	9036	23	90	8332	33
13	9823	11	39	9526	15	65	9013	23	91	8299	33
14	9812	10	40	9510	16	66	8989	24	92	8265	34
15	9802	11	41	9494	16	67	8965	24	93	8230	35
16	9791	10	42	9478	16	68	8941	24	94	8194	36
17	9781	10	43	9461	17	69	8917	24	95	8157	37
18	9771	10	44	9444	17	70	8892	25	96	8118	39
19	9761	10	45	9427	17	71	8867	25	97	8077	41
20	9751	10	46	9409	18	72	8842	25	98	8034	43
21	9741	10	47	9391	18	73	8817	25	99	7988	46
22	9731	11	48	9373	18	74	8791	26	100	7939	49
23	9720	10	49	9354	19	75	8765	26			
24	9710	10	50	9335	19	76	8739	26			
25	9700	11	51	9315	20	77	8712	27			

Mittelst dieser Tafel kann auch, wenn man die Dichte eines Weingeistes kennt, der Alkoholgehalt desselben in Gewichtsprocenten gefunden werden. Nach (2 §. 17 ist nämlich das specifische Gewicht eines Körpers gleich dem absoluten Gewichte desselben dividirt durch sein Volum. Bedeutet nun **P**, **S** und **V** das absolute Gewicht, das spezifische Gewicht und das Volum eines Weingeistkörpers von der Dichte **D**, ferner p, s, v, d das absolute Gewicht, das spezifische Gewicht, das Volum und die Dichte des darin enthaltenen absoluten Alkohols, so hat man $S = \frac{P}{V}$ und $s = \frac{p}{v}$. Hieraus folgt $S : s = \frac{P}{V} : \frac{p}{v}$

---

*) Denn offenbar wird, wenn einer Verminderung der Dichte um 19 eine Erhöhung des Alkoholgehaltes um 1 Volum-Procent entspricht, einer Verminderung der Dichte um 11 eine Vermehrung x des Alkoholgehaltes entsprechen, die sich zu 1 wie 11 : 19 verhält.

und da nach Anmerkung*) auf S. 238 die Dichten den spezifischen Gewichten direct proportionirt sind, also $S:s = D:d$ ist, so hat man $D:d = \frac{P}{V} : \frac{p}{v}$ oder $\frac{p}{P} = \frac{v\,d}{V\,D}$. Setzt man nun sowohl P als $V = 100$, wo dann p Gewichts- und v Volums-Procente des im Weingeist enthaltenen Alkohols bezeichnen, so folgt $p = \frac{d}{D} . v$. Kennt man daher die Dichte D des Weingeistes, so braucht man durch dieselbe nur die aus der Tabelle zu entnehmende Dichte des absoluten Alkohols zu dividiren, den Quotienten mit dem ebenfalls aus der Tabelle zu entnehmenden Alkoholgehalt nach Volum-Procenten zu multipliciren und hat die gesuchten Gewichtsprocente. Daß auch bei diesem Gebrauche der Tabelle die eigentliche Dichte des Weingeistes vorher mit 10000 multiplicirt werden müsse, versteht sich von selbst. Hätte man z. B. zu ermitteln, wie viel Pfunde Alkohol in 100 Pfunden Weingeist von der Dichte 0,9427 bei 12,5° R. enthalten sind, so hat man die Dichte 7939 des absoluten Alkohols durch $0{,}9427 \times 10000 = 9427$ zu dividiren und den Quotienten 0,842 mit 45 d. i. dem aus der Tabelle entnommenen Alkoholgehalt des in Frage stehenden Weingeistes nach Volum-Procenten zu multipliciren. Das Product 37,89 sind die gesuchten Pfunde Alkohol. Gewöhnlich findet man auf den Alkoholometern nach Tralles sowohl die Scale der Volumprocente als auch jene der Gewichtsprocente aufgetragen.

Endlich sind auch noch Aräometer für weingeistige Flüssigkeiten im Gebrauch, deren Scale ganz nach denselben Principien wie bei den Procenten-Alkoholometern construirt ist, aber den Alkoholgehalt nicht nach Procenten des Volums, sondern nach andern bestimmten Volumtheilen angibt. Dahin gehört die österreichische Branntweinwage, welche die Anzahl Maße Alkohol von 0,7932 Dichte anzeigt, die in einem Eimer (40 Maß) Weingeist bei 14° R. enthalten sind. Von den übrigen Scalen-Aräometern, welche zur Prüfung von Salzlösungen, Getränken u. s. w. dienen, erfüllen die für einfache Lösungen bestimmten wie z. B. die Laugenwagen, Pottaschenwagen, Soolwagen, Salpeterspindeln, Säure- und Zuckermesser vollkommen ihren Zweck, indem man aus ihrer empirischen Scale entweder unmittelbar oder mit Hülfe einer Tabelle den Gehalt der Flüssigkeit an Aetzkali, Pottasche, Kochsalz, Salpeter, Säure oder Zucker erfährt. Die für zusammengesetztere Flüssigkeiten bestimmten Instrumente dieser Art, wie z. B. die Wein-, Bier-, Most-, Milch- und Lohbrüh-Messer entsprechen aber ihrem Zwecke nicht: denn sie geben keine verläßlichen Anzeigen, da die Güte der Flüssigkeiten, für die sie bestimmt sind, nie allein von ihrer Dichte abhängt, ihnen auch Substanzen beigemengt sein können, welche die Dichte als Kennzeichen der Aechtheit trüglich machen, die Anzeigen dieser Instrumente aber nur durch die Dichte der betreffenden Flüssigkeiten bestimmt werden.

Bevor wir die Scalen-Aräometer verlassen, soll mit Bezug auf (†) S. 239 noch gezeigt werden, wie durch das bei (*) S. 245 und bei (†) S. 248 beschriebene Abwägen einer Röhre in Wasser ein beliebiges Stück derselben in eine gewisse Anzahl n gleicher Raumtheile eingetheilt werden kann. Man macht nämlich die Röhre durch entsprechende Vermehrung oder Verminderung ihres Gewichtes [nach (*) S. 245 und (†) S. 239] zuerst bis an die un-

tere, hierauf bis an die obere Gränze des abzutheilenden Stückes in Wasser einsinken, theilt den Unterschied U der Gewichte, welche die Röhre in beiden Fällen hatte, in n, d. i. so viele gleiche Theile als auf dem erwähnten Röhrenstücke Abtheilungen gemacht werden sollen, vermehrt nachher das Gewicht, welches die Röhre beim Eintauchen an die besagte untere Gränze hatte, nacheinander um $\frac{U}{n}$, $\frac{2U}{n}$, $\frac{3U}{n}$ u. s. f., und markirt in jedem Falle den Einsinkungspunkt der Röhre. Die Punkte, die man so erhält, bilden die Theilpunkte der Volumscale. Denn da der erwähnte Gewichtsunterschied U das Gewicht des von dem einzutheilenden Röhrenstücke verdrängten Wassers also das Gewicht eines Wasserkörpers von Volum v dieses Röhrenstückes ist, die Röhre also mit einem Gewichte U belastet werden muß, damit sie um das Volum von der Größe v tiefer einsinke, so wird sie unter dem n-ten, 2 n-ten, 3 n-ten u. s. w. Theil des Gewichtes U, d. i. unter den Gewichten $\frac{U}{n}$, $\frac{2U}{n}$, $\frac{3U}{n}$ u. s. w., um ein n-tel, 2 n-tel, 3 n-tel u. s. w. des Volums v, d. i. um $\frac{v}{n}$, $\frac{2v}{n}$, $\frac{3v}{n}$ u. s. f. einsinken müssen. Wäre z. B. ein Röhrenstück von der Länge ab in 10 gleiche Volumtheile zu theilen, es betrüge das Gewicht der Röhre beim Einsinken bis a 360 Gran, beim Einsinken bis b hingegen 380 Gran, mithin U $380 - 360 = 20$ Gran, so hätte man das Gewicht der Röhre von 360 Gran nach einander um die Gewichte $^{20}/_{10}$, $2^{20}/_{10}$, $3^{20}/_{10} \ldots . 9^{20}/_{10}$ Gran, d. i. 2, 4, 6, und endlich 18 Gran zu vermehren.

2. **Bestimmung der Dichte tropfbarer Körper mittelst der Gewichts-Aräometer.** Auf S. 224 unter (8 wurde der Satz bewiesen, daß ein Körper, um in zwei verschiedenen Flüssigkeiten gleich tief (um einen gleich großen Theil seines Volums) einzusinken, ungleiche Gewichte haben muß und daß sich diese Gewichte direct wie die spezifischen Gewichte der Flüssigkeiten verhalten müssen, in welche die Einsenkung stattfinden soll. Macht man daher einen passenden Körper vom Gewichte P zuerst in reinem Wasser von 3° R. und hierauf in einer andern Flüssigkeit (die Kürze halber mit A bezeichnet werden mag) dadurch bis zu einer und derselben an ihm angebrachten Marke einsinken, daß sein ursprüngliches Gewicht P im ersteren Falle z. B. um p und im zweiten Falle um p_1 vermehrt wird, so hat man, wenn S und S_1 die spezifischen Gewichte des Wassers und der Flüssigkeit A bedeuten, dem erwähnten Satze zu Folge: $P + p : P + p_1 = S : S_1$ und hieraus $\frac{P + p_1}{P + p} = \frac{S_1}{S}$. Da S und S_1 die Gewichte der Volumeinheiten, also gleich großer Volume Wassers und der Flüssigkeit A bezeichnen, so stellt $\frac{S_1}{S}$ die Dichte D der Flüssigkeit A vor; es ist somit diese Dichte $D = \frac{P + p_1}{P + p}$ und man bedarf daher, um die Dichte tropfbarer Flüssikeiten zu bestimmen, nur eines festen Körpers, dessen absolutes Gewicht so beschaffen ist und sich leicht so abändern läßt, daß er immer bis zu einer an ihm verzeichneten Marke in diese Flüssigkeiten und in Wasser einsinken gemacht werden kann. Dividirt man nachher das Gewicht, bei welchem er die besagte Einsenkung in der Flüssigkeit erfährt, deren Dichte zu bestimmen ist, durch das Gewicht, das er beim Einsinken in Wasser

(bis zur nämlichen Marke) besitzt, so hat man die gesuchte Dichte. Ein solcher Körper heißt dann, wenn er überdieß eine dem eben angegebenen Zwecke entsprechende Gestalt und sonstige Einrichtung hat, ein Gewichts-Aräometer oder eine Senkwage. — Die bekanntesten Instrumente dieser Art sind das Fahrenheit'sche und das Nicholson'sche Aräometer. Ersteres hat die in Fig. 190 dargestellte Gestalt und besteht am besten aus (der Einwirkung fast aller Flüssigkeiten widerstehendem) Glas. Das unten kugel- oder birnförmige Ende enthält aus dem nämlichen Grunde, wie bei den Scalen-Aräometern, Quecksilber oder Bleischröte, und der dünne cylindrische Hals hat eine fixe Marke m und trägt am obern Ende eine Schale a zur Aufnahme der Gewichte, welche erforderlich sind, um das Instrument immer bis m einsinken zu machen. Das Instrument hat ein solches Gewicht, daß es in Alkohol (oder in Terpentinöl) bis zur Marke m einsinkt; bei einer schwerern Flüssigkeit müssen natürlich noch Gewichte auf die Schale a aufgelegt werden, damit die Einsenkung bis m erfolge. Gesetzt, das Gewicht des Instrumentes betrage 400 Gran, und man müßte, um es in einer zweiten, schwerern Flüssigkeit **B** bis m einsinken zu machen, auf die Schale a 30 Gran auflegen, so würden nach Satz (8 auf S. 224 die spezifischen Gewichte und mithin auch die Dichten der Flüssigkeit **B** und des Alkohols (oder des Terpentinöls, falls die Marke m nicht dem Alkohol, sondern dem Terpentinöl entspricht) sich wie 430:400 verhalten. Hätte das Instrument ein solches Gewicht **A**, daß es sich selbst in der leichtesten der tropfbaren Flüssigkeiten nicht über die Marke m und im reinen Wasser nur etwa bis zur Hälfte des Halses z. B. bis 0 eintaucht, so wäre es zur Bestimmung der Dichte leichterer und schwererer Flüssigkeiten als das Wasser geeignet. Man hätte nämlich immer nur zum Gewichte **A** das Gewicht p zu addiren, welches auf die Schale a gelegt werden muß, damit die Einsenkung in reinem Wasser von 3° R. bis m stattfindet, und durch die Summe $A + p$ das Gewicht $A + q$ zu dividiren, welches man erhält, indem man zu dem Gewichte **A** des Instrumentes das Gewicht q addirt, welches auf die Schale a aufzulegen ist, damit das Aräometer in der Flüssigkeit, um deren Dichte (in Bezug auf das Wasser) es sich handelt, bis zur Marke m einsinkt.

Fig. 190.



Schmidt hat das Fahrenheit'sche Instrument für leichtere und schwerere Flüssigkeiten anwendbar gemacht, indem er es so einrichtete, daß sich unten, wie Fig. 191 zeigt, zwei mit Quecksilber gefüllte Gefäße a einzeln anhängen lassen, welche aber ungleiche Gewichte haben. Wird das leichtere Gefäß angehängt, so sinkt das Instrument im Wasser nur wenig über die Erweiterung c ein und dient dann für leichtere Flüssigkeiten, in denen es sich tiefer als in Wasser, nie aber über die Marke m einsenkt. Hängt man hingegen das schwerere Gefäß an, so erfolgt die Einsenkung in Wasser bis m oder nahe daran, und das Aräometer eignet sich dann für schwerere Flüssigkeiten als Wasser, worin es natürlich weniger tief eintaucht.

Fig. 191.



Nicholson's Gewichts-Aräometer hat gewöhnlich die in Fig. 192 abgebildete Gestalt, wird in der Regel aus Metallblech (am besten aus solchem, welches von den wenigsten Flüssigkeiten an-

gegriffen wird) verfertigt und unterscheidet sich von dem Fahrenheit-schen Instrumente vorzüglich dadurch, daß es sich zur Bestimmung der Dichten sowohl tropfbarer als fester Körper eignet. Der Hals besteht aus dünnem Draht, und der massive oder durch in seinem Innern vorhandene Schröte belastete Metallkegel a, der dem Instrument Stabilität gibt, hat bei c eine schalenartige Vertiefung. Uebrigens ist das Instrument so eingerichtet, daß es, wenn auf die Schale n 1000 Gran aufgelegt werden, im Wasser von 3° R. bis zur Marke m einsinkt. Bei einer schwerern Flüssigkeit hat man eine noch größere und bei einer leichteren Flüssigkeit als Wasser eine kleinere Zahl Grane auf die Schale aufzulegen, damit die Einsenkung zur Marke m erfolge, übrigens zum Behufe der Dichtebestimmung, wie bei dem Fahrenheit'schen Aräometer zu verfahren.

Fig. 192.



Um die Dichte eines festen Körpers M zu bestimmen, bringe man das Instrument in Wasser von 3° R., lege den Körper M (dessen absolutes Gewicht aber jedenfalls nicht größer sein darf als das zur Einsenkung des Instrumentes bis m erforderliche Auflegegewicht von 1000 Gran) auf die obere Schale n und noch so viele Gewichte dazu, daß die Marke m gerade in der Wasseroberfläche einspielt. Hat man z. B. 360 Gran hinzugeben müssen, so ist das absolute Gewicht des Körpers M $1000 - 360 = 640$ Gran. Nun nehme man den Körper M von der Schale n weg und lege ihn in die untere Schale c. Da er im Wasser von seinem Gewichte verliert, so spielt nun die Marke m nicht mehr ein und man muß, um dieses Einspielen wieder herbeizuführen, auf die Schale n so viele Grane auflegen als der Körper M im Wasser am Gewichte verloren hat. Gesetzt, das erforderliche Zulegegewicht betrüge 400 Gran, so stellen diese den erlittenen Gewichtsverlust des Körpers A im Wasser mithin nach Satz (***, auf S. 220) das absolute Gewicht eines mit A gleichgroßen Wasserkörpers vor) und es ist daher $^{640}/_{400} = 1{,}6$ (nämlich das Gewicht des Körpers A dividirt durch das Gewicht eines gleich großen Wasserkörpers von 3° R.) die gesuchte Dichte von A.

Das Nicholson'sche Aräometer, gut ausgeführt, gewährt allerdings einen großen Grad von Genauigkeit und ist wegen der Dünnheit seines Halses für sehr geringe Dichtigkeitsunterschiede empfindlich. (Jeder Dichtigkeitsunterschied tropfbarer und fester Körper spricht sich nämlich bei ihrer Untersuchung mittelst irgend eines Scalen- oder Gewichts-Aräometers dadurch aus, daß dieses Instrument um einen bestimmten Volumtheil seines Halses mehr oder weniger tief einsinkt und dieser Volumtheil muß offenbar, da der Hals die Gestalt eines Cylinders oder Prisma's hat, in jedem einzelnen Falle desto länger und somit bemerkbarer sein, je dünner der Hals ist.) Es wurde deswegen in früherer Zeit häufig zur Bestimmung der Dichten der Mineralien angewendet. Jetzt findet es auch diese Anwendung nur äußerst selten mehr, da man mittelst einer guten Wage, die jeder Mineralog und Chemiker ohnehin zur Hand haben muß, und mit Hülfe der vorn S. 235 u. 236 beschriebenen und durch die Fig. 179 u. 180 dargestellten Hülfsvorrichtungen den nämlichen Zweck eben so schnell und doch noch mit größerer Genauigkeit erreicht. Nur in besonderen Fällen, z. B. auf Reisen, wo eine schnelle Dichtebestimmung und dabei nicht die größte Schärfe verlangt wird, verdient das Nicholson'sche Instrument den Vorzug. Für Mineralien

und feste Körper überhaupt wendet man es dann am besten in der durch Fig. 193 anschaulich gemachten, abgeänderten Gestalt an, die ihm Mohs gegeben. Die Anbringung der Schale a am obern anstatt am untern Ende des Körpers c gestattet das Einlegen des von dem Teller n herabgenommenen Minerals in die Schale a, ohne daß man das Instrument aus dem Wasser zu heben braucht. Der dünne, die Marke m tragende Hals besteht aus Stahldraht, dessen Untertheil (etwa $^2/_3$ seiner ganzen Länge) blau angelaufen ist, und die sehr leicht wahrnehmbare Gränze des angelaufenen und blanken Theiles bildet für sich allein die besagte Marke.

Fig. 193.



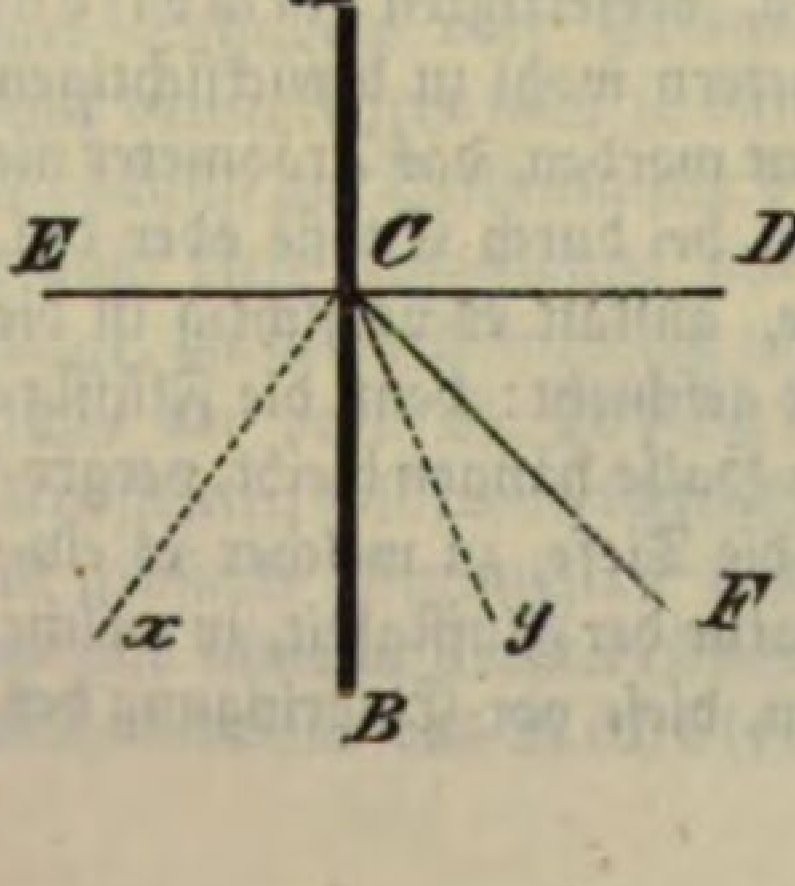
Zum Schluß der Aräometrie noch einige Vorsichtsmaßregeln, die bei dem Gebrauch der Aräometer beobachtet werden müssen, widrigen Falls man mit denselben keine richtigen Resultate erhält. Das Aräometer muß wie schon früher einmal bemerkt worden, vor dem Einsenken in die betreffende Flüssigkeit immer wohl gereinigt werden; es soll vertikal in der Flüssigkeit schweben, frei von anhängenden Luftblasen sein und sich nicht an die Wände des die Flüssigkeit enthaltenden Gefäßes anlehnen. Bei Spindel-Aräometern (d. i. aus bloßen Röhren ohne irgend einer Erweiterung bestehenden) ist das Gefäß gewöhnlich nur aus einer etwas weitern Röhre verfertigt, und es ist fast unmöglich, das Instrument in einer solchen engen Hülse ganz freischwebend und von den Wänden entfernt zu halten. Ein solches Aräometer soll immer nur in der Hülse gebraucht werden, welche bei Bestimmung ihrer Scale angewendet wurde, und wenn man genöthigt ist, sich eines andern Gefäßes zu bedienen, so soll man immer eine der besagten Hülse möglichst gleiche wählen. Uebrigens muß das Gefäß für die Flüssigkeit aus hellem Glase bestehen und beim Ablesen des Grades muß die höchste von der Flüssigkeit berührte Stelle des Halses genommen werden; zur Vermeidung jedes aus einer unrichtigen Stellung des Auges sonst entspringenden Ablesungsfehlers muß man das Auge zuerst tiefer halten und nachher so weit erheben, daß die untere Spiegelung der Flüssigkeits-Oberfläche gerade verschwindet. Ferner muß das ganze Instrument und insbesondere dessen Hals bis zum Einsenkungspunkt benetzt sein, d. h. die Flüssigkeit, worin es schwimmt, muß sich rund um den Hals gleich weit hinaufziehen, weil sonst die Einsenkung nicht tief genug erfolgt. Der Hals ist daher immer rein zu erhalten und darf deswegen, besonders unmittelbar vor und während der Anwendung des Instrumentes, nicht mit den immer etwas fetten Fingern angefaßt werden. Eben so ist durch gehöriges Abwischen dafür Sorge zu tragen, daß auch an der übrigen Oberfläche des Aräometers keine mit Fett überzogene Stellen vorhanden sind, was vorzüglich bei dem mit einer großen Oberfläche versehenen, meistens aus Metall, das durch Berührung mit der bloßen Hand so leicht fett wird, verfertigten Nicholson-schen Instrumente aber auch bei allen andern Aräometern wohl zu berücksichtigen kömmt. Auch darf, wie ebenfalls schon früher erwähnt worden, das Aräometer nie über den Einsenkungspunkt hinaus naß werden, was bei durch Stöße oder dgl. veranlaßten Schwankungen, oder wenn man dasselbe, anstatt es vorsichtig in die Flüssigkeit einzusenken, rasch hineinfallen läßt, so leicht geschieht: denn die Flüssigkeit, welche dann oberhalb des Einsenkungspunktes am Halse hängen bleibt, vergrößert das Gewicht des Instrumentes und folglich auch die Tiefe, zu welcher es einsinkt. Endlich muß man bei Bestimmung der Temperatur der Flüssigkeit, in welche die Einsenkung stattfinden soll, die Vorsicht gebrauchen, diese vor Einbringung des

Thermometers mit einem Glasstabe gut umzurühren, damit die in den verschiedenen Horizontalschichten gewöhnlich vorhandene Temperatur-Ungleichheit verschwindet.

132. Wirkungen der zwischen den verschiedenen Körpern thätigen Molecularkräfte. Es wurde im §. 115 auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die Wirkungen, welche durch die zwischen den Molekeln eines und desselben tropfbaren Körpers thätigen Kräfte bedingt sind, von jenen abzusondern, die aus der gegenseitigen Action der Molekeln einer tropfbaren Flüssigkeit und eines anderen Körpers hervorgehen. Da wir im Vorhergehenden die ersteren Wirkungen bereits kennen gelernt haben, erübrigt jetzt noch auch die letzteren Wirkungen zum Gegenstand einer näheren Betrachtung zu machen. Wir hätten demnach hier von der Action, welche die Molekel: 1. verschiedener tropfbarer Flüssigkeiten, 2. tropfbarer Flüssigkeiten und fester Körper und endlich 3. tropfbarer und ausdehnsamer Flüssigkeiten auf einander üben, zu handeln. Es ist jedoch nothwendig, die Besprechung des 3. Punktes so lange zu verschieben, bis wir uns in der Lehre von den ausdehnsamen Körpern über diese Körper die nöthigen Kenntnisse erworben haben werden, und von den in das Bereich der Punkte 1. und 2. gehörigen Erscheinungen können wir alle jene übergehen, die schon in den §§. 22 und 23 als Wirkungen der Adhäsion besprochen wurden.

133. Action zwischen den Molekeln einer tropfbaren Flüssigkeit und der Wände des dieselbe enthaltenden Gefäßes. Was wir früher (im §. 121) über die Gestalt der freien Oberfläche einer in einem Gefäße in Ruhe befindlichen Flüssigkeit dargethan haben, gilt, wie schon dort bemerkt worden, nur unter der Voraussetzung, daß die Flüssigkeit und das Materiale des Gefäßes in keiner Art auf einander einwirken. Nun findet aber zwischen beiden immer mehr oder weniger Adhäsion statt, und diese muß die Wirkung der übrigen, die Gestaltung der Flüssigkeits-Oberfläche bedingenden Kräfte (Molecularkräfte und Schwere) modificiren; kann daher nicht ohne Einfluß auf die Gestalt dieser Oberfläche bleiben. Es hängt, wie wir gleich nachher einsehen werden, das Resultat dieses Einflusses von dem Verhältniß der Anziehungskraft der Gefäßwand gegen die Flüssigkeitstheilchen zur Action dieser Theilchen auf einander ab, und besteht je nach diesem Verhältniß entweder darin, daß die Flüssigkeit in der Nähe der Gefäßwände emporgezogen wird und da eine concave Fläche bildet, die in einiger Entfernung von den Wänden allmälig in eine horizontale Ebene übergeht, oder daß ihre Oberfläche überall eben bleibt, oder endlich, daß sie an den Gefäßwänden sich nach abwärts krümmt und daselbst eine convexe Fläche bildet. Die Erfahrung zeigt uns jeden dieser Fälle und lehrt überdies, daß der erste nur dann eintritt, wenn die Gefäßwände von der Flüssigkeit benetzt werden, jeder der beiden andern Fälle aber nur unter Umständen, wo keine Benetzung stattfindet. Die nähere Bedingung eines jeden dieser Fälle erhellt aus folgender Betrachtung. Es sei AB (Fig. 194) eine vertikale ebene Wand und CD die freie Oberfläche eines mit ihr in Berührung stehenden tropfbaren Körpers, von welcher für einen Augenblick vorausgesetzt wird, daß sie eine gerade, horizontale sei. Offenbar hat die aus der Anziehung der Wand gegen die

Fig. 194.



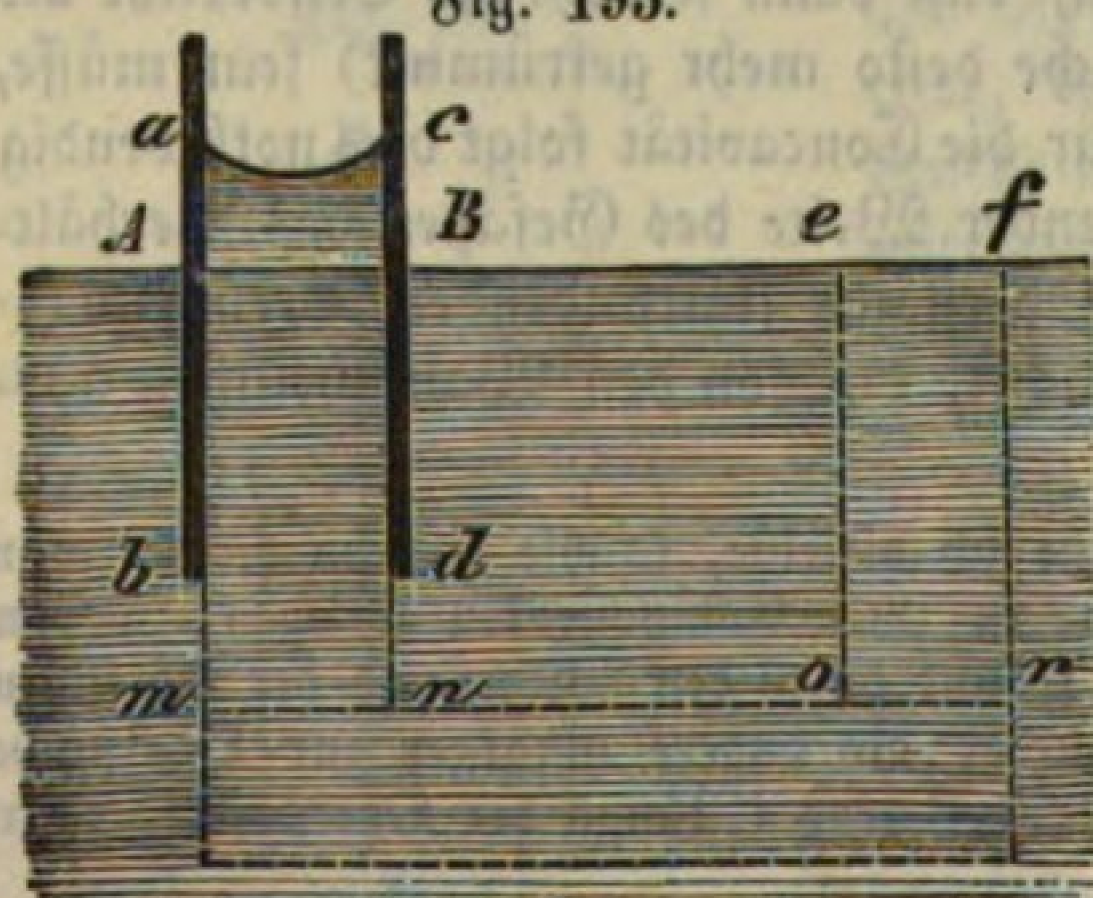
Flüssigkeit entspringende Kraft P bei C die auf die Wand A B senkrechte Richtung C E, so daß das Flüssigkeitstheilchen C durch diese Kraft nach E hingezogen wird; denn je zwei auf entgegengesetzten Seiten der Linie E D symmetrisch gelegene Wandmolecüle wirken nothwendig gleichanziehend auf C; die Resultirende jedes Paars dieser gleichen Anziehungskräfte muß nach (†) S. 86 den Winkel, unter welchem ihre Richtungen in C zusammentreffen, halbiren, mithin, den Lehren der Geometerie zu Folge, auf der Verbindungslinie der zwei um E D symmetrisch gelagerten Wandmolecüle also auch auf der Wand A B selbst senkrecht stehen. Aus ähnlichem Grunde muß die Resultirende Q der Kräfte, womit die Molekel der Flüssigkeitsmasse B C D (siehe §. 117) auf das Flüssigkeitstheilchen C einwirken, die Richtung der den Winkel B C D halbirenden Linie C F haben (weil nämlich um diese Linie die Flüssigkeits-Molekel symmetrisch herumliegen), so daß also das Flüssigkeitstheilchen C unter der gleichzeitigen Einwirkung der von C nach E und von C nach F gerichteten Kräfte P und Q steht. Es hängt nun offenbar die Richtung der Resultirenden R der Kräfte P und Q nur von dem Größeverhältnisse dieser letzteren ab. Bei einem bestimmten solchen Verhältnisse wird die Resultirende R mit C B zusammenfallen... 1); ist P gegen Q größer als es dieses Verhältniß fordert, so hat R eine in den Winkel E C B hineinfallende Richtung, z. B. C x, die desto näher an C E fällt, je größer P ist...2); ist endlich P gegen Q kleiner als im Falle 1), so muß die Resultirende R immer, wie C y, innerhalb des Winkels B C D und zwar desto näher an C D fallen, je kleiner P ist . . . 3). In jedem dieser drei möglichen Fälle muß aber die Oberfläche der Flüssigkeit, soll in dieser Ruhe (Gleichgewicht) herrschen, bei C eine solche Gestalt annehmen, daß die Richtung der Resultirenden R darauf normal ist*), mithin im Falle 1) eben und horizontal bleiben, im Falle 2) hingegen eine concave und im Falle 3) endlich eine convexe Gestalt erhalten . . . (†). Was hier von der Einwirkung der vertikalen ebenen Wand A B auf die angränzende Flüssigkeit gezeigt wurde, gilt auch, wenn die Wand zwar vertikal, aber nicht eben, sondern gekrümmt, z. B. cylindrisch ist: denn man kann sich dann die Wand in lauter unendlich schmale Vertikalstreifen zerlegt denken, deren jeder für sich als eben betrachtet werden kann und also wie die Wand A B wirken muß. Die nämlichen Schlüsse lassen sich unter gehörigen Modificationen auch auf nicht vertikale oder wie immer gekrümmte Gefäßwände ausdehnen; wir können uns jedoch hier auf diese Ausdehnung nicht einlassen. Bei engern Röhren oder Gefäßen erstreckt sich die von den Wänden ausgehende Krümmung der Oberfläche bis in die Mitte der letzteren, so daß die ganze Flüssigkeits-Oberfläche concav oder convex erscheint. Es läßt sich nun leicht einsehen, daß dann sowohl die Convexität als die Concavität desto größer (die Oberfläche desto mehr gekrümmt) sein müsse, je enger die Röhre oder das Gefäß ist. Für die Concavität folgt dies nothwendig aus dem Umstand, daß, da mit abnehmender Weite des Gefäßes das Verhältniß der zwischen Wand und Flüssigkeits-Oberfläche stattfindenden Berührungspunkte zur Ausdehnung der Oberfläche wächst, die von den Wandtheilchen aus-

*) Denn wäre diese Richtung schief, so ließe sich dieselbe, so wie dies im §. 121 von der Schwerkraft gezeigt wurde, immer in zwei Componenten zerlegen, wovon die eine zur Flüssigkeitsoberfläche normal ist und durch den Widerstand der Theilchen im Innern der Flüssigkeit aufgehoben würde, die andere hingegen zur Oberfläche tangential wirkte und eine Bewegung des Theilchens C längs der Oberfläche hervorbringen müßte.

gehende, die Concavität bestimmende Anziehungskraft sich auf weniger Flüssigkeitstheilchen concentrirt, diese also um so mehr aus ihrer durch die andern Kräfte (Molecularkräfte und Schwere) bedingten Gleichgewichtslage herausbringt. Im zweiten Falle hingegen, wo nämlich die Oberfläche convex ist und die von der Wand ausgehende, nur äußerst geringe Anziehungskraft die Gestaltung der Oberfläche in Folge der bloßen Wirkung der Molecularkräfte nicht zu hindern vermag, wird die Flüssigkeitsoberfläche dem Streben zur Tropfenbildung desto mehr folgen, sich somit desto convexer, tropfenähnlicher gestalten können, je geringer ihre Ausdehnung ist... (**).

Haarröhrchen-Erscheinungen. Aus den hier vorgetragenen Sätzen ergibt sich nun die Erklärung von Erscheinungen, welche Communicationsgefäße darbieten, woran ein Arm sehr eng ist. In solchen Gefäßen steht nämlich nicht, wie es die hydrostatischen Gesetze verlangen (§. 122), die Flüssigkeit in allen Armen gleich hoch, sondern in dem besagten engen Arm unter gewissen Umständen höher, unter andern niedriger als in den andern Armen. Man kann sich ein solches Communicationsgefäß am leichtesten durch Eintauchen einer Röhre mit sehr enger Höhlung in eine Flüssigkeit verschaffen. Da derlei Röhren, wenn gleich ihr innerer Durchmesser noch weit größer ist als jener eines Haares, Haarröhrchen genannt werden, so bezeichnet man die an ihnen sich darbietenden, auf den Stand der Flüssigkeit darin sich beziehenden Erscheinungen gewöhnlich mit dem Namen Haarröhrchen- oder Capillaritäts-Erscheinungen. Die wichtigsten derselben sind folgende: Wird die innere Wand eines Haarröhrchens von der Flüssigkeit, in die man es eintaucht, benetzt, ist also die Flüssigkeits-Oberfläche im Röhrchen concav, wie z. B. bei einer in Wasser getauchten reinen Glasröhre, so erhebt sich die Flüssigkeit im Haarröhrchen über ihren äußern Stand, während sie, wenn keine Benetzung stattfindet und ihre Oberfläche im Röhrchen convex ist, wie bei Glas und Quecksilber, im Innern dieses Röhrchens niedriger steht als außer demselben. Die Erklärung hievon ergibt sich auf folgende Weise. Es sei a b c d (Fig. 195) der Durchschnitt eines im Wasser vertikalstehenden cylindrischen oder prismatischen Haarröhrchens, A B die Oberfläche des äußeren Wassers und a c die als concav vorausgesetzte Oberfläche der Wassersäule im Röhrchen. Denkt man sich diese Säule von der unteren Mündung b d des Haarröhrchens aus zuerst vertikal abwärts, dann in horizontaler Richtung und endlich wieder vertikal aufwärts bis e f mit immer gleichem Querschnitt fortgesetzt, so ist die Flüssigkeitssäule im Haarröhrchen sammt der an sie sich anschließenden punktirt angedeuteten Flüssigkeitsader b d e f als in einer Communicationsröhre a c e f enthalten zu betrachten,

Fig. 195.



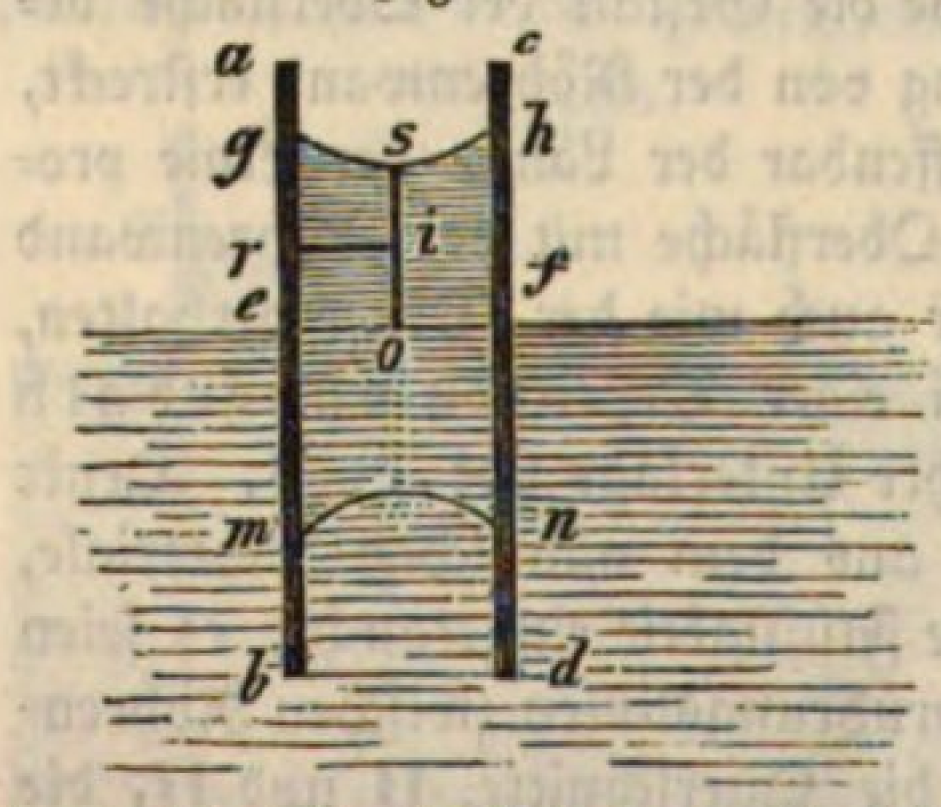
deren Wände theils von dem Haarröhrchen und theils von der die besagte Ader umgebenden Flüssigkeit gebildet werden. Soll in dieser Communicationsröhre Gleichgewicht herrschen, so muß (den früher vorgetragenen hydrostatischen Sätzen und insbesondere dem §. 124 zu Folge) der Druck P, den die über der Fläche m n stehende, in das Haarröhrchen hineinreichende Flüssigkeitssäule auf diese Fläche ausübt, dem Drucke

P_1 gleich sein, womit die Säule efor auf die mit mn in der nämlichen Horizontalebene liegende Fläche or wirkt, so daß $P = P_1$ ist ...(1). Nun drückt aber die zuerst genannte Säule, die wir der Kürze wegen mit W bezeichnen wollen, auf die Basis mn mit einer Kraft $P = mn.s.x + p$ ...(1, wenn s das spezifische Gewicht der Flüssigkeit, x die noch als unbekannt angesehene Höhe der Säule W und p die Kraft bedeutet, welche aus der Molecularaction dieser Säule auf ihre freie Oberfläche hervorgeht (§. 117) und, da sie eine einwärtsziehende ist, einem auf die Flüssigkeits-Oberfläche von außen nach innen ausgeübten Druck gleichgeachtet werden kann. Ebenso gilt für den Druck P_1, den die über or stehende Säule (sie heiße w) auf die Fläche or ausübt, die Gleichung $P_1 = or.s.h + p_1$ ...(2, wo s, h und p_1 ganz die nämliche Bedeutung für die Säule w haben, wie s, x und p für die Säule W. Es muß daher zu Folge (1) für den Gleichgewichtszustand in der vorbesagten Communicationsröhre $mn.s.x + p = or.s.h + p_1$, oder da die Flächen mn und or nach der Voraussetzung gleich sind, $(x - h)\,mn.s = p_1 - p$ ... (3 sein. Da aber nach Satz (V) S. 184 die vorerwähnte einwärtsziehende Kraft bei einer concaven Oberfläche kleiner als bei einer ebenen, mithin $p < p_1$ ist, so folgt, daß $p_1 - p$ und daher auch $x - h$ einen positiven Werth habe, also $x > h$ sein, d. h. die Flüssigkeit im Haarröhrchen abcd höher stehen müsse als außerhalb desselben. Ganz die nämlichen Schlüsse sind auch auf den Fall anwendbar, wo die Oberfläche der Flüssigkeit im Haarröhrchen convex ist; nur hat das Glied $p_1 - p$ der Gleichung (3 einen negativen Werth, weil nach (V) S. 184 die einwärtsziehende Kraft p bei einer convexen Oberfläche größer ist als bei einer ebenen. Es muß daher $x - h$ negativ, mithin $x < h$ sein, d. h. die Flüssigkeit im Innern des Haarröhrchens muß niedriger stehen als außerhalb. Ueberdies beträgt, wie die Erfahrung lehrt, das eben erwiesene Höherstehen (die Elevation) der Flüssigkeit im ersteren und das Niedrigerstehen (die Depression) im letzteren Falle desto mehr, je enger das Haarröhrchen ist, so daß für cylindrische Haarröhrchen die Elevation und die Depression im verkehrten Verhältnisse mit dem Durchmesser des Röhrchens stehen. Die theoretische Begründung dieses letzteren Satzes ist folgende. Dem Vorhergehenden zu Folge ist sowohl die besagte Elevation als Depression durch die Gestalt der Flüssigkeits-Oberfläche im Haarröhrchen bedingt und nach S. 260 ist diese Gestalt das Resultat des Kampfes zwischen den Kräften, womit einerseits die Röhrenwand auf die angränzenden Flüssigkeitstheilchen und andererseits die Flüssigkeit selbst auf diese Theilchen wirkt. Da die Kraft, welche die Gestalt der Oberfläche bestimmt, sich nur auf eine unmeßbare Entfernung von der Röhrenwand erstreckt, so ist sie unter übrigens gleichen Umständen offenbar der Länge der Linie proportional zu setzen, in welcher die Flüssigkeits-Oberfläche mit der Röhrenwand in Berührung steht... (4. Sie muß sich aber auch wie der Druck verhalten, den (bei einer Elevation im Haarröhrchen, bei einer Depression außerhalb desselben) die gehobene Flüssigkeitssäule auf ihre Unterlage übt... (5. Denkt man sich nun zwei cylindrische Haarröhrchen aus dem nämlichen Materiale, aber von verschiedenen Durchmessern in dieselbe Flüssigkeit eingetaucht, es seien L, L_1 die Längen der unter (4 bezeichneten Berührungslinien zwischen Röhrenwand und Flüssigkeits-Oberfläche, Q und Q_1 die Querschnitte, H und H_1 die Höhen der in beiden Fällen gehobenen Säulen und S das spezifische Gewicht der Flüssigkeit; so hat man, wenn endlich die, die Gestaltung der Oberfläche in den Röhrchen bewirkenden Kräfte mit P und P_1 bezeichnet werden, nach (4

$P : P_1 = L : L_1$, ferner nach (5 $P : P_1 = Q . H . S : O_1 . H_1 . S$, woraus $L : L_1 = QH : Q_1 H_1$ und $H : H_1 = \frac{L}{Q} : \frac{L_1}{Q_1} \ldots$(II) folgt. Bezeichnet man nun die Durchmesser der zwei gedachten cylindrischen Haarröhrchen mit D und D_1, so hat man, da L, L_1 die innern Umkreise (Peripherien) und Q, Q_1 die Querschnittsflächen dieser Röhrchen vorstellen, $L = \pi D$, $L_1 = \pi D_1$, $Q = \frac{1}{4} \pi D^2$ und $Q_1 = \frac{1}{4} \pi D_1{}^2$ und man erhält durch Substituirung dieser Werthe in die Proportion (II), $H : H_1 = \frac{1}{D} : \frac{1}{D_1}$ oder $H : H_1 = D_1 : D$, was zu beweisen war.

Denkt man sich anstatt des einen Haarröhrchens vom Durchmesser D_1 in die Flüssigkeit zwei gleich große Platten des nämlichen Materials so eingetaucht, daß sie einander parallel stehen und ihr gegenseitiger Abstand D_1 ist, so stellt dann L_1 die Länge der zwei Linien vor, in welchen die besagten Platten von der Flüssigkeits-Oberfläche berührt werden und Q_1 wird eine rechteckige Fläche von der Länge $\frac{1}{2} L_1$ und von der Breite D_1, so daß $Q_1 = \frac{1}{2} L_1 D_1$ ist. Setzt man diese so wie die obigen Werthe für L und Q in die Proportion (II), so erhält man $H : H_1 = \frac{\pi D}{\frac{1}{4} \pi D^2} : \frac{L_1}{\frac{1}{2} L_1 D_1} = \frac{4}{D} : \frac{2}{D_1} = 4 D_1 : 2 D$ und wenn $D_1 = D$, d. h. der gegenseitige Abstand der zwei parallelen Platten dem Durchmesser desjenigen Haarröhrchens gleich ist, das man sich mit diesen Platten in die nämliche Flüssigkeit getaucht denkt, so wird $H : H_1 = 2 : 1$, mithin $H = 2 H_1$, d. h. die Elevation einer Flüssigkeit beträgt bei einem Haarröhrchen (innerhalb, oder falls keine Benetzung stattfindet, außerhalb des Röhrchens) gerade doppelt so viel als unter übrigens gleichen Umständen bei parallelen Platten, die unter einem, dem Durchmesser des Röhrchens gleichen Abstande in die Flüssigkeit gestellt werden. Einander sehr nahe in einer Flüssigkeit stehende feste Wände zeigen daher ebenfalls, nur in geringerem Grade, die Capillaritäts-Erscheinungen, wie sehr enge Röhrchen. — Es läßt sich auch zeigen, daß solche Wände, wenn sie in der Flüssigkeit leicht beweglich sind, sich einander immer nähern müssen, es mag zwischen ihnen eine Elevation oder Depression der Flüssigkeit stattfinden. Denn sind a b und c d (Fig. 196) zwei feste Wände, zwischen welchen Depression stattfindet, die Flüssigkeit also z. B. bei m n steht, während dieselbe außerhalb bis e f reicht, so werden die Stücke m b und n d dieser Wände durch die Flüssigkeit von innen nach außen und von außen nach innen, also nach entgegengesetzten Seiten mit gleichen Kräften, die sich daher das Gleichgewicht halten, gedrückt; die Stücke m e und n f hingegen erleiden durch die Flüssigkeit nur einen Druck von außen nach innen, der durch keinen Gegendruck von innen heraus aufgehoben wird, die Wände also gegeneinander treiben muß. Dasselbe muß auch stattfinden, wenn die Flüssigkeit zwischen den Wänden z. B. bis g h elevirt ist, wiewohl man dem Anscheine nach gerade das Gegentheil vermuthen sollte: denn die Wandstücke b e und d f erleiden zwar nach außen und innen einen gleichen Druck aber jeder Punkt (z. B. r) der Wandstücke e g und f h wird nach innen gezogen, wie aus Folgendem erhellt. Man denke sich in dem elevirten Flüssigkeitskörper e g h f eine unendlich dünne, gleichsam nur aus lauter vertikal übereinan-

Fig. 196.

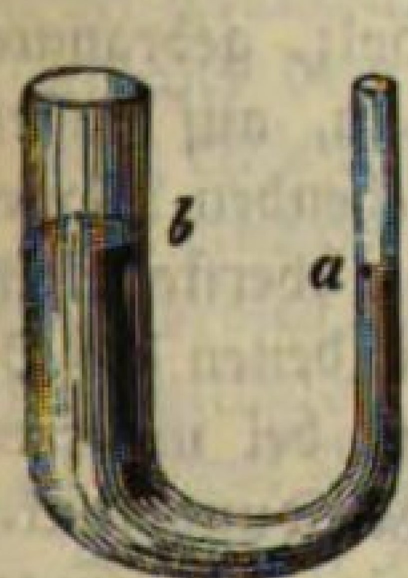


der gelagerten Flüssigkeits-Molekeln gebildete Säule **so** und mit derselben den Punkt **r** durch eine eben solche horizontale Molekelreihe **ri** verbunden; so wird das Molekel **i** offenbar mit einer dem Drucke einer Flüssigkeitssäule von der Länge **si** entsprechenden Kraft abwärts gedrückt, während die auf dasselbe nach aufwärts wirkende Kraft, welche eine Säule von der Länge **so** elevirt zu erhalten vermag, dem Drucke dieser Säule entspricht, so daß das Theilchen **i** durch die der Säule **so** — **si** = **oi** entsprechende Resultirende einen Zug nach aufwärts erfährt. Nun pflanzt sich dieser Zug durch die Säule **ir** bis zu dem Punkt **r** fort, der durch Adhäsion mit dieser Säule zusammenhängt, und so wird dieser Punkt nach einwärts gezogen. Da dieses ebenso mit jedem andern Punkt der Wand **eg**, aber nur mit einer andern Kraftstärke geschehen muß und da für die Wand **fh** das Nämliche gilt, was eben für **eg** bewiesen wurde, so müssen beide Wände, wenn sie beweglich genug sind, sich einander nähern . . . (††). Hieraus erklärt sich, warum gewisse schwimmende und nicht ganz untergetauchte Körper von den Gefäßwänden angezogen werden, wenn sie denselben hinreichend nahe kommen, vorausgesetzt, daß sowohl der schwimmende Körper, als die Gefäßwand von den betreffenden Flüssigkeiten benetzt oder daß beide nicht benetzt werden. Dies ist, insbesondere beim Gebrauch der Aräometer nicht außer Acht zu lassen, weil, wenn diese Instrumente beim Einsenken in Flüssigkeiten so nahe an die Wände der diese letzteren enthaltenden Gefäße kommen, daß sie davon in Folge Capillarwirkung angezogen werden, die Einsenkung nicht bis zu gehöriger Tiefe stattfinden kann (man vergleiche hiemit S. 259).

Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß die Elevation oder Depression von der Dicke der Röhrenwände ganz und bei einer und derselben Flüssigkeit auch von dem Materiale der Röhre in so fern unabhängig sei, daß unter übrigens gleichen Umständen die Elevation für alle Materialien, die von der betreffenden Flüssigkeit benetzt und ebenso die Depression für alle Materialien, die von der Flüssigkeit nicht benetzt werden, gleichviel beträgt.

Folgende Wirkungen der Capillarität verdienen noch vorzüglich unsere Beachtung. In einer communicirenden Röhre mit ungleich weiten Armen steht eine Flüssigkeit, den übrigen hydrostatischen Gesetzen zuwider, ungleich hoch, wenn der eine Arm ein Haarröhrchen ist oder wenn beide Arme Haarröhrchen von ungleicher Weite sind, und zwar steht die Flüssigkeit, wenn sie das Materiale der Röhre benetzt, im engern Arm immer höher, im entgegengesetzten Falle aber immer niedriger als im weitern Arm; es beträgt dieser Unterschied im Flüssigkeitsstand desto mehr, je geringer der Durchmesser des einen im Verhältniß zum Durchmesser des andern Armes ist. So steht das Quecksilber im Arme **a** der Glasröhre **ab** (Fig. 197) niedriger als im Arme **b** (offenbar, weil die Oberfläche in **a** eine größere Convexität hat als in **b** und daher nach (IV) S. 184 die einem Druck auf die Oberfläche zu vergleichende Kraft, womit die Flüssigkeitsmolekel nach einwärts gezogen werden, in **a** größer ist als in **b**).

Fig. 197.



Da es, wie die Folge zeigen wird, wichtig ist, die Größe der Depression zu kennen, die das Quecksilber in engen Glasröhren erfährt, so folgt hier eine von B o u v a r d nach La P l a c e's Formel berechnete Tabelle, welche für Glasröhren verschiedenen Durchmessers die Depression des gewöhnlichen trockenen Quecksilbers angibt und worin Durch-

messer und Depression in Millimetern ausgedrückt sind. Die beistehenden, aus Versuchen von Young und Ivory entsprungenen Zahlen dienen zur Vergleichung.

Durchm. d. Röhre.	Depression nach La Place.	Depression nach Young.	Depression nach Ivory.	Durchm. d. Röhre.	Depression nach La Place.	Depression nach Young.	Depression nach Ivory.
21,0	0,030	0,024	0,024	11,0	0,354	0,311	0,316
20,5	0,034			10,5	0,397		
20,0	0,038	0,031	0,031	10,0	0,445	0,402	0,406
19,5	0,043			9,5	0,500		
19,0	0,049	0,041	0,042	9,0	0,562	0,517	0,521
18,5	0,056			8,5	0,632		
18,0	0,064	0,053	0,054	8,0	0,712	0,669	0,673
17,5	0,073			7,5	0,803		
17,0	0,083	0,068	0,071	7,0	0,909	0,869	0,868
16,5	0,094			6,5	1,030		
16,0	0,107	0,088	0,087	6,0	1,171	1,139	1,134
15,5	0,121			5,5	1,337		
15,0	0,137	0,111	0,118	5,0	1,534	1,510	1,513
14,5	0,156			4,5	1,774		
14,0	0,176	0,144	0,152	4,0	2,068	2,063	2,066
13,5	0,198			3,5	2,442		
13,0	0,223	0,188	0,196	3,0	2,918	2,986	2,988
12,5	0,250			2,5	3,568		
12,0	0,281	0,242	0,253	2,0	4,454	4,887	4,888
11,5	0,315						

Es ist aber dem Zeugniß der Erfahrung gemäß die Capillar-Depression des Quecksilbers in Glasröhren von gleichem Durchmesser nicht immer gleich groß, weil die Adhäsion zwischen beiden Körpern und folglich auch die die Größe der Depression bestimmende Convexität der Quecksilberoberfläche, je nach der Glätte und Reinheit des Glases, der Reinheit des Quecksilbers und dem Feuchtigkeitszustand der Luft, eine veränderliche Größe hat. Je mehr das Quecksilber mit durch Erhitzen oder längeres Schütteln an der Luft erzeugten Quecksilberoxyde verunreinigt ist, oder auch je weniger Luft es enthält, desto stärker wird dessen Adhäsion zum Glase, so daß diese oft die Wirkung der einwärtsziehenden, die Convexität der Oberfläche des Quecksilbers bedingenden Molekularkräfte aufhebt und die Oberfläche des Quecksilbers bis an die Röhrenwand völlig eben erscheint, wo dann natürlich keine Depession stattfindet . . . (††).

Aus der Capillarwirkung erklärt sich ferner: 1. Warum Wasser (oder auch eine andere passende Flüssigkeit) in porösen Körpern sich weit über die Stelle hinauf erhebt und verbreitet, an welcher es mit diesen Körpern in Berührung steht, wie dies der Fall ist bei nur mit einem kleinen Theil in Wasser tauchenden Badeschwamm, Löschpapier, Tüchern, Stricken, Holz, gebrannten und unglasirten Thon, trockener Erde, Zucker u. s. w.; bei einem, auf nassem Boden liegenden Sandhaufen oder einer auf nassem Grunde stehenden Mauer, welche weit über den Boden oder Grund, nicht selten bis an die oberste Spitze hinauf feucht werden; bei den Dochten der Lampen und Kerzen, in denen das Oel oder das geschmolzene Fett über sein äußeres Niveau emporsteigt; bei magerem Thon, der auf Fettflecke, z. B. in hölzernen Fußböden oder in Kleidungsstücken aufgelegt, das durch Wärme flüssig gemachte Fett auffaugt; beim sogenannten

Decken des Zuckers, wo das Wasser der oben auf die Zuckermasse in den Zuckerhutformen aufgelegten nassen Thonschichten nach allen Richtungen durch die Poren des Zuckers durchsickert und den im Zuckerhute zurückgebliebenen und ihn färbenden Syrup mit fortnimmt; bei den verschiedenen zum Filtriren von Flüssigkeiten dienlichen Stoffen, in welche diese Flüssigkeiten in Folge Capillaranziehung meistens unter Mitwirkung eines größeren hydrostatischen Druckes eindringen. In allen diesen Fällen bilden nämlich die unzähligen Poren der erwähnten Körper durch Aneinanderreihung nach allen Richtungen hin enge, haarröhrchenförmige Kanäle, in welche die betreffenden Flüssigkeiten eingesogen werden. Daß dies mit sehr großer Kraft geschehe, ersieht man unter andern aus folgenden Beispielen: Holz, das beim Feuchtwerden anquillt, zersprengt dabei selbst sehr feste eiserne Bänder und überwältigt die größten Hindernisse. So werden große Steinkörper dadurch mit einem Male und leicht von der übrigen Felsmasse abgesprengt, daß man in letzterer an passenden Stellen Löcher oder Furchen einmeißelt, in diese Keile von trockenem Holz eintreibt und die Keile dann befeuchtet. Man kann die Knochen der Schädel von einander trennen, ja selbst Bomben zersprengen, wenn man die Schädel und Bomben mit trockenen Erbsen füllt und diese befeuchtet. Die Gewalt, womit ein naßgemachter Strick, indem er durch Einsaugen des Wassers dicker wird, sich verkürzt, ist so groß, daß er dabei die größten Lasten zu heben vermag. So war, als unter Sixtus V. in Rom ein Obelisk auf sein Piedestal (Fußgestelle) gehoben werden sollte und die Mangelhaftigkeit der dazu in Anwendung gebrachten Maschinerie die nöthige Hebung nicht gestattete, die Kraft, womit die Stricke, an welchen der 9000 Ctr. schweren Obelisk hing, nach vorgenommener Bespritzung mit Wasser sich verkürzten, allein hinreichend, diese große Last noch weit über das Piedestal emporzuziehen.

Man glaubte auch das Auf- und Niedersteigen, das Circuliren des Saftes in lebenden Pflanzen als eine Wirkung der Capillaranziehung betrachten zu können. Obwohl nicht zu zweifeln ist, daß diese auch hiebei mit im Spiele sei, so kann sie doch keineswegs als alleinige Ursache davon zugegeben werden, weil man nach der Haarröhrchen-Theorie wohl einsieht, daß die Capillaranziehung eine Bewegung einleiten, durchaus aber nicht begreift, wie sie dieselbe fortwährend unterhalten kann.

2. Warum Flüssigkeiten einen porösen Körper, den sie nicht benetzen, auch nicht durchdringen können (solche Flüssigkeiten erfahren nämlich in den von den Poren gebildeten haarröhrchenähnlichen Kanälen eine Depression, welche ihr Aufsteigen und Fortbewegen durch diese Kanäle hemmt); deswegen geht Quecksilber nur unter Anwendung eines größeren Druckes durch ein feines Sieb aus unverzinntem Eisenblech oder durch die Poren von Leder hindurch, während das diese Materialien benetzende Wasser sehr leicht passirt. Aus gleicher Ursache kann bei Mauern, die auf nassem Grunde aufgeführt werden, das Feuchtwerden der aus dem Boden hervorragenden Parthien dadurch verhindert werden, daß man diese von den mit dem nassen Grunde in Berührung stehenden Theilen durch eine horizontale Schichte trennt, welche aus einem hinreichend dichten (wenig porösen) Stoff, der vom Wasser nicht benetzt wird, besteht, und nach allen Richtungen hin bis an die äußerste Oberfläche der Mauer reicht. Man hat zu diesem Zwecke das Einlegen dünner Bleiplatten in die Mauer vorgeschlagen. Daß eine Flüssigkeit in die Poren eines Körpers nicht eindringen, den Körper daher nicht durchziehen kann, wenn die Poren mit einer Substanz aus-

gefüllt sind, die von der Flüssigkeit nicht benetzt wird, ist nun für sich klar. Aus diesem Grunde wird das sogenannte Fließen des Papiers durch das Leimen desselben verhindert und Wasser von mit Oel getränktem Fließpapier nicht eingesogen.

134. Action der Theilchen verschiedener tropfbarer Flüssigkeiten auf einander. Steht eine Flüssigkeit mit einem porösen Körper, den sie benetzt, in Berührung, so wird sie in Folge Capillaranziehung und zwar mit einer von ihrer materiellen Beschaffenheit (von dem Grad der Beweglichkeit ihihrer Theilchen, von der größeren oder geringeren Fähigkeit, den porösen Körper zu benetzen u. s. w.) abhängigen Schnelligkeit . . . (†) in die Poren dieses Körpers eindringen; kann aber durch diese Kraft allein nicht an andern Stellen aus den Poren wieder hervorfließen gemacht werden, sondern hiezu ist noch überdieß das Vorhandensein eines hydrostatischen oder eines andern Druckes erforderlich, der, wenn die Poren sehr eng sind, beträchtlich sein muß. Werden zwei Flüssigkeiten A, B durch eine poröse Scheidewand (z. B. aus thierischer Blase, Gyps, gebranntem und unglasirtem Thon oder dgl.) getrennt, welche von beiden Flüssigkeiten benetzt wird und diese letzteren ziehen einander chemisch an, so ist die Anziehung, welche jede Flüssigkeit (von der andern) erfährt, einem auf sie einwirkenden Druck zu vergleichen, und es wird daher jede dieser Flüssigkeiten auf der abgewendeten Seite der Scheidewand aus deren Poren ausfließen und in die andere Flüssigkeit einströmen müssen. Kann nun die eine, z. B. A, vermöge ihrer Natur, schneller in die Poren der Scheidewand eindringen (†) als die andere B, so muß auch A zu B schneller überströmen als umgekehrt B zu A, obgleich die diese Bewegung erzeugende Kraft, womit eine Flüssigkeit die andere anzieht, von beiden Seiten gleich stark wirkt. Die nothwendige Folge hievon ist, daß auf der einen Seite der Scheidewand die Menge der Flüssigkeit allmälig zu-, auf der andern Seite hingegen abnehmen muß. In der That findet dieses fast bei je zwei verschiedenen sich mischenden Flüssigkeiten, wie bei Wasser und wässerigen Salzlösungen, Weingeist, Säuren, Alkalien u. s. w. statt. Füllt man z. B. in eine am untern Ende mit einer Thierblase verbundene Glasröhre eine wässerige Lösung von Kupfervitriol und taucht dann das besagte Ende der Röhre in ein Gefäß mit Wasser, so steigt die Flüssigkeit in der Röhre und sinkt außerhalb derselben, indem durch die Blase in einer und derselben Zeit weit mehr Wasser in die Röhre hinein- als Kupfervitriollösung herausdringt. Befindet sich das Wasser innen und die Kupfervitriol-Lösung außen, so tritt in der Röhre ein Sinken und außerhalb ein Steigen der Flüssigkeit ein. Aehnliches findet statt, wenn die Röhre Weingeist und das äußere Gefäß Wasser enthält. Trennt man Schwefelsäure und Wasser durch eine Wand von porösem Thon, so vermehrt sich die Flüssigkeit auf der Seite der Schwefelsäure. In allen Fällen dauert die Zunahme der Flüssigkeitsmenge auf der einen und die Abnahme derselben auf der andern Seite, indem sie zugleich allmälig immer geringer wird, nur so lange fort, bis beide Flüssigkeiten durch ihre Vermischung ganz gleichartig geworden sind, wo dann keine weitere Veränderung im Stande der Flüssigkeiten mehr vor sich geht, wenn diese auch noch so ungleich hoch stehen. Daß aber die eine Flüssigkeit gegen die hydrostatischen Gesetze sich so hoch über die andere erheben kann, hat seinen Grund in der zu großen Feinheit der Poren der Scheidewand, welche die Fortpflanzung des hydrostatischen Druckes durch diese verhindern.

Dutrochet nannte die eben beschriebenen Phänomene Endosmose und Exosmose, je nachdem er die Zunahme der einen oder die Abnahme der andern der durch die Scheidewand getrennten Flüssigkeiten bezeichnen wollte; man reicht jedoch schon zu unzweideutiger Bezeichnung dieser Erscheinungen mit der Benennung Endosmose allein aus, wenn sie so gebraucht wird, daß man sagt: es finde Endosmose von der einen Flüssigkeit zur andern statt. Die Endosmose spielt in vielen Fällen, von denen wir einige in der Folge näher zu besprechen haben werden, und insbesondere in den Thier- und Pflanzenkörpern bei der Einsaugung und Verbreitung der diesen Körpern zur Nahrung dienenden Säfte, eine wichtige Rolle.

VII. Abschnitt.

Gleichgewicht und Bewegung ausdehnsamer Körper (Aerostatik und Aerodynamik).

135. Wir haben in §. 19 die ausdehnsamen Körper in Gase und Dünste oder Dämpfe unterschieden. Hier wird nur von ersteren, d. i. von den Gasen, als deren Repräsentant uns die atmosphärische Luft dienen kann, die Rede sein; von den Dünsten oder Dämpfen soll erst in der Wärmelehre gehandelt werden. Die Grundlage aller Erscheinungen, welche die Gase im Gleichgewichts- oder Bewegungszustande darbieten, bilden wieder die auf ihre kleinsten Theilchen wirkenden Kräfte (die Molecularkräfte und die Schwere) und die durch diese Kräfte bedingten Eigenschaften der Gase, nämlich die absolut leichte Verschiebbarkeit, die Ausdehnsamkeit und Zusammendrückbarkeit, die Schwere und die Adhäsion (§§. 19 und 22).

136. Erscheinungen, die aus der absolut leichten Verschiebbarkeit der Theilchen eines Gases folgen. Es sind dies ganz die nämlichen Erscheinungen, die im **VI.** Abschnitte bei tropfbaren Flüssigkeiten aus der leichten Verschiebbarkeit der Theilchen dieser Körper abgeleitet wurden und die sich alle zuletzt auf die Fortpflanzung eines einseitigen Druckes nach allen Richtungen zurückführen lassen. Es gilt daher dieser Satz sammt allen seinen Folgerungen auch für Gase, erfährt jedoch durch die Eigenschaften der Ausdehnsamkeit und Zusammendrückbarkeit dieser Körper manche Modificationen, auf die wir an andern Orten aufmerksam zu machen Gelegenheit nehmen werden.

137. Ausdehnsamkeit und Zusammendrückbarkeit der Gase und durch sie begründete Erscheinungen. Die Ausdehnsamkeit, — d. i. die Eigenschaft der Gase, vermöge welcher ihre Theilchen sich stets von einander zu entfernen streben, und welche die nothwendige Folge des großen Uebergewichtes ist, welches die zwischen den Theilchen herrschende Abstoßungskraft über die unendlich kleine Anziehungskraft hat, womit sie auf einander wirken (§. 20), — ist die Ursache, warum, wie die Erfahrung lehrt, ein Gas in jeder noch so geringen Menge den ganzen Raum, den man ihm darbietet, ausfüllt, und vermöge der Ausdehnsamkeit müssen die Theilchen eines Gases auf einander und gegen jede das Gas begränzende oder in seinem Innern angenommene Fläche einen Druck mit einer Kraft üben, die man Spannkraft oder Expan-

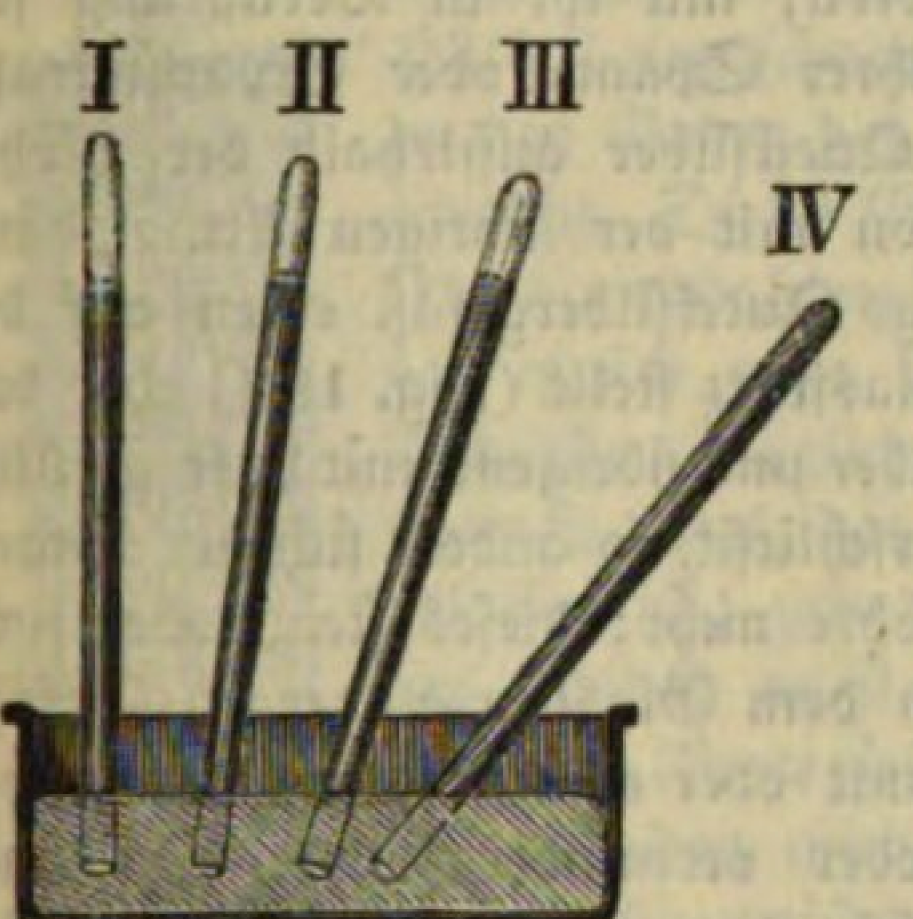
sivkraft (auch Tension oder Elasticität) des Gases nennt. Die Spannkraft, mit welcher ein Gas an irgend einer Stelle auf die Flächeneinheit wirkt, also der Druck, den es daselbst auf die Fläche = 1 übt, ist das natürlichste Maß der an dieser Stelle herrschenden Ausdehnsamkeit des Gases, und das einfachste Mittel die Größe dieses Druckes zu bestimmen, besteht darin, daß man das Gas in passender Art auf eine tropfbare Flüssigkeit wirken läßt und die Höhe jener Säule von der Grundfläche = 1 dieser Flüssigkeit mißt, deren hydrostatischem Drucke das Gas durch seine Spannkraft das Gleichgewicht hält. Das Product aus der gemessenen Höhe in das spezifische Gewicht der tropfbaren Flüssigkeit [(†) §. 123] ist dann der Ausdruck für die Größe der Spannkraft des Gases.

Unter allen tropfbaren Flüssigkeiten empfiehlt sich zu dem erwähnten Zweck vorzüglich das Quecksilber, und zwar wegen seiner selbst bei höhern Temperaturen geringen Flüchtigkeit (d. i. geringen Tendenz, in den ausdehnsamen Zustand überzugehen) und weil davon wegen seines großen spezifischen Gewichtes zur Messung selbst sehr bedeutender Spannkräfte nur Säulen von geringer, in der Anwendung bequemer Länge erforderlich sind. Werden aber die Spannkräfte der Gase in allen Fällen mittelst Quecksilber des nämlichen spezifischen Gewichtes gemessen, so verhalten sich offenbar ihre Größen direct wie die Höhen der Quecksilbersäulen, welche durch die Spannkraft der Gase getragen werden. Damit jedoch das Quecksilber immer das nämliche spezifische Gewicht habe, ist nothwendig, daß es im ganz reinen, von fremden Stoffen freien Zustande und stets bei der nämlichen Temperatur angewendet werde; denn da das Quecksilber, so wie jeder andere Körper durch die Wärme ausgedehnt, mithin weniger dicht wird, so nimmt dessen, der Dichte direct proportionales spezifisches Gewicht (man sehe die Anmerkung auf S. 238) offenbar mit der Temperatur ab. Man muß daher, um die Größen der Spannkräfte der Gase den Höhen der durch sie getragenen Quecksilbersäulen proportional setzen zu können, immer mit reinem Quecksilber und entweder stets bei derselben Temperatur experimentiren oder die bei verschiedenen Temperaturen des Quecksilbers gefundenen Höhen der Säulen des letzteren früher auf die Höhen zurückführen, welche diese Säulen bei einer bestimmten, einer sogenannten Normal-Temperatur hätten zeigen müssen. Die Erfüllung der ersten Bedingung, das Experimentiren bei einer und derselben Temperatur nämlich, hat man selten in seiner Macht; man leistet daher gewöhnlich der letzteren Bedingung Genüge und nimmt in der Regel als Normaltemperatur den Aufthauungspunkt (Eispunkt) an. Wie diese Zurückführung der Quecksilberhöhe auf die Normaltemperatur geschieht, wird in der Folge an einem passenderen Orte gezeigt werden...(1.

138. Druck der im natürlichen Zustande befindlichen atmosphärischen Luft als Folge ihrer Ausdehnsamkeit. Füllt man eine etwa 30 bis 36 Zoll lange, einige Linien weite, an dem einen Ende geschlossene Glasröhre mit Quecksilber, schließt hierauf das offene Ende mit dem Finger, kehrt sie um, taucht sie in vertikaler Stellung mit dem zugehaltenen Ende unter Quecksilber und zieht dann den Finger weg, so tritt ein Theil des Quecksibers unten aus der Röhre heraus und der Rest bleibt, dem hydrostatischen Gesetz (2 §. 122 zuwider, darin so schwebend, daß dessen Oberfläche ungefähr 28 Zoll hoch über der Oberfläche des außerhalb der Röhre befindlichen Quecksilbers steht. Neigt man die Röhre, so bleibt sich dieser senkrechte Abstand der Oberflächen des Quecksilbers in und außerhalb der Röhre immer gleich, die innere Oberfläche nähert sich dabei natürlich dem obern,

geschlossenen Ende der Röhre desto mehr, je stärker diese geneigt wird, bis endlich die Neigung so groß geworden, daß die vertikale Entfernung des geschlossenen Röhrenendes von der äußern Quecksilberoberfläche gerade ebenso viel oder weniger beträgt als der vorbesagte Abstand beider Quecksilberoberflächen bei vertikaler Stellung der Röhre, wo dann diese mit Quecksilber ganz angefüllt erscheint (man sieht alle diese Fälle bei **I**, **II**, **III**, **IV** in Fig. **198** dargestellt).

Fig. 198.



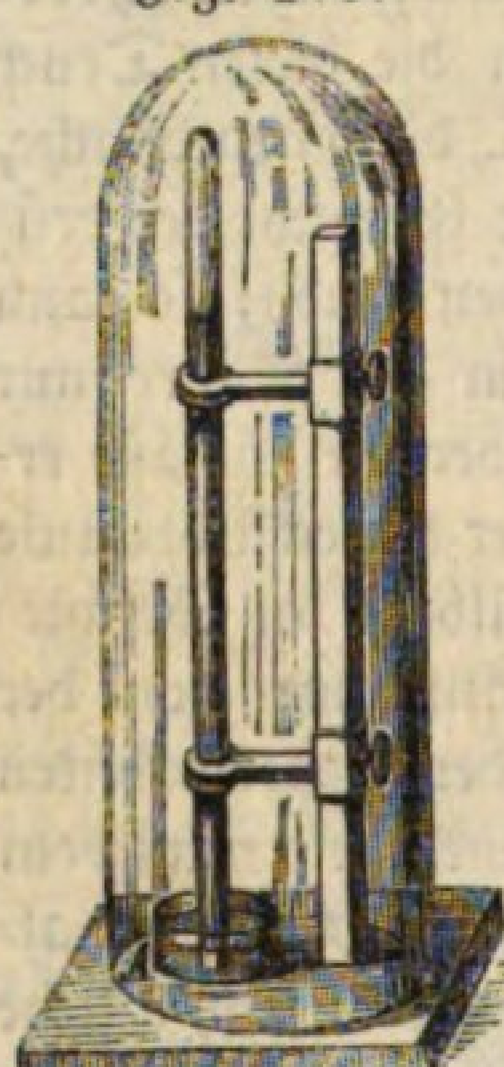
Da die Quecksilbersäule in der Röhre durch keine Adhäsion am Glase schwebend erhalten werden kann, wie aus der Convexität ihrer Oberfläche sattsam erhellet; da ferner diese Quecksilbersäule in den Fällen **I**, **II**, **III**, wo sie nämlich die Röhre nicht ganz ausfüllt, gegen die Flächeneinheit des Quecksilbers im Gefäße immer einen gleichen hydrostatischen Druck übt (indem die diesen Druck bestimmenden Größen, d. i. die Grundfläche, die Höhe und das spezifische Gewicht der drückenden Säule die nämlichen sind), so kann wohl die Quecksilbersäule in der Röhre nur dadurch über dem Quecksilber im Gefäße erhalten werden, daß dem hydrostatischen Druck der ersteren (der Quecksilbersäule in der Röhre) ein auf die Oberfläche des letzteren (des Quecksilbers im Gefäße) stattfindender gleicher Druck entgegenwirkt. Dieser Druck kann nur von der atmosphärischen Luft herkommen, die einzig und allein mit der letzterwähnten Oberfläche in Berührung steht, und seine Größe auf die Flächeneinheit muß dem auf die Flächeneinheit bezogenen hydrostatischen Druck der in der Röhre erhaltenen Quecksilbersäule, d. h. dem Drucke einer Quecksilbersäule gleich sein, welche die Flächeneinheit zur Basis und den Abstand der Quecksilberoberflächen in und außerhalb der Röhre zur Höhe hat . . . (**I**. Ist dieser Schluß richtig, d. h. die Luft wirklich die Ursache des besagten Druckes, so muß, wenn die Röhre am obern Ende geöffnet wird (was am leichtesten geschehen kann, wenn sie daselbst mit einem Hahn versehen ist), so daß die Luft auch auf die innere Oberfläche des Quecksilbers wirken kann, dieses in der Röhre bis zur Quecksilberoberfläche im Gefäße hinabsinken, oder wenn man zum ganzen Versuch anstatt des Quecksilbers eine andere Flüssigkeit z. B. Wasser wählt, so muß (wenn man der Röhre eine hinreichende Länge gibt) die Höhe der darin schwebend bleibenden Wassersäule sich zur Höhe der besagten Quecksilbersäule wie umgekehrt das spezifische Gewicht des Quecksilbers zu jenem des Wassers verhalten (denn nur unter dieser Bedingung hat das die Größe des hydrostatischen Druckes darstellende Product für beide Flüssigkeitssäulen einerlei Werth, mithin der hydrostatische Druck beider Säulen einerlei Größe).

In der That stellt sich gleich nachdem die Röhre oben geöffnet worden, das Quecksilber in- und außerhalb derselben gleich hoch (steht es in der Röhre etwas niedriger, so kömmt dies auf Rechnung der Capillardepression) und wirklich ist auch die frei schwebend bleibende Säule beim Wasser im Verhältniß zu jener beim Quecksilber **13,6**mal also gerade so viele Male länger als das spezifische Gewicht des Quecksilbers (**13,6**) jenes des Wassers (**1**) übertrifft. Die Höhe der Wassersäule beträgt nämlich sehr nahe **381** Zoll

oder 31 Fuß 9 Zoll, wenn die Quecksilbersäule 28 Zoll hoch ist. Da der beschriebene Versuch mit der Röhre und dem Quecksilber zuerst von Torricelli (im Jahre 1643) angestellt worden, so nennt man die dazu dienliche Röhre die Torricelli'sche Röhre und der darin über dem Quecksilber entstehende leere Raum heißt die Torricelli'sche Leere.

Der Druck, wodurch, wie eben gezeigt worden, die atmosphärische Luft das Quecksilber in der Torricelli'schen Röhre schwebend erhält, und den sie ihrer Natur zu Folge auch auf alle andern, mit ihr in Berührung stehenden Körper übt, kömmt zunächst von ihrer Spann- oder Expansivkraft. Denn setzt man die unmittelbar über dem Quecksilber außerhalb der Röhre befindliche Luft dadurch außer Communication mit der übrigen Atmosphäre, daß man über die Röhre und das zugehörige Quecksilbergefäß einen auf der Stütze des letzteren luftdicht aufstehenden Glassturz stellt (Fig. 199) oder das

Fig. 199.



nur zum Theil mit Quecksilber und übrigens mit Luft gefüllte Gefäß A oben luftdicht verschließt, so ändert sich der Stand des Quecksilbers in der Röhre nicht; dieses steigt oder sinkt aber sogleich, wenn die in dem Glassturze oder im Gefäße A abgesperrte Luft erwärmt oder erkaltet und dadurch ihre Expansivkraft vermehrt oder vermindert wird. Da nach (1) auf S. 271 die Größe des Luftdruckes auf die Flächeneinheit dem Producte aus der Höhe der in der Torricelli'schen Röhre schwebend erhaltenen Quecksilbersäule in das spezifische Gewicht des Quecksilbers gleich ist, so kann eine, Quecksilber enthaltende und in ein Gefäß mit Quecksilber tauchende Torricelli'sche Röhre sowohl zur Bestimmung der absoluten als der relativen Größe des Luftdruckes dienen. Die absolute Größe des Druckes, den die Luft auf eine Fläche **F** von einer gewissen Anzahl Flächeneinheiten, z. B. □ Zolle, ausübt, ist zu Folge des eben vorher citirten Satzes (1) S. 271 offenbar gleich dem Producte **FHS**, wenn **H** die Höhe der in der Torricelli'schen Röhre erhobenen Quecksilbersäule und **S** das spezifische Gewicht des Quecksilbers bedeutet, d. i. gleich dem Drucke einer Quecksilbersäule von der Basis **F** und der Höhe **H** ...(2. Wenn das Quecksilber in der Torricelli'schen Röhre 28 Zoll hoch steht, so beträgt der Luftdruck auf 1 □ Zoll sehr nahe $12\frac{1}{2}$ wiener Pfund. Man pflegt eine diesem Drucke gleiche Kraft eine Atmosphäre zu nennen und beim Messen größerer Kräfte als Einheit anzunehmen. Aendert sich die Größe des Luftdruckes, so kann — da die Basis der durch ihn getragenen Quecksilbersäule und das spezifische Gewicht des Quecksilbers unter übrigens gleichen Umständen immer die nämlichen bleiben — diese Aenderung sich nur in der Länge der getragenen Quecksilbersäule aussprechen, und diese muß dann, zu Folge (2, stets der Größe des Luftdruckes proportional sein, so daß, wenn die Quecksilbersäule in der Torricelli'schen Röhre zu verschiedenen Zeiten verschiedene Höhen zeigt, diese unmittelbar das Verhältniß der Größen des zu diesen Zeiten stattfindenden Luftdruckes angeben, die Torricelli'sche Röhre demnach auch zur Bestimmung der relativen Größe (zum Messen) des Luftdruckes, d. i. als Luftdruckmesser, als Barometer dienen kann. Damit sie zu diesem Zwecke bequem sei, und die erforderliche Genauigkeit gewähre, hat man ihr im Verlaufe der Zeit sehr verschiedene Einrichtungen gegeben und so Barometer der mannigfaltigsten

Form und Art erhalten, von denen der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung wegen noch heut zu Tage folgende im Gebrauche sind:

1. Das **Gefäßbarometer**, welches in seiner einfachsten Gestalt durch Fig. 200 anschaulich gemacht wird. a ist ein gläsernes, am besten cylindrisches Gefäß, welches einen festgemachten Deckel b von Holz, Bein oder auch von Metall (wie Eisen oder Pakfong, das von Quecksilber nicht angegriffen wird) hat, in dessen Mitte die **Torricelli'sche** Röhre c entweder eingekittet oder mittelst einer sie einschließenden und aufgekitteten Hülse d eingeschraubt ist, so daß ihr unteres, offenes Ende bis nahe an den Boden des nicht ganz mit Quecksilber gefüllten Gefäßes a reicht. Dieses Gefäß und die Glasröhre sind an einem Brete **B** von gerade hinreichen der Länge und Breite (einer solchen Dicke, daß es sich nicht biegt), und aus trockenem, dem Werfen und Verziehen möglichst wenig unterworfenem Holze befestigt, und zwar so, daß das Gefäß in einen Ausschnitt des Bretes eingelassen ist, zum Theil also durch das Bret hindurchgeht und am Boden aufsteht, die Röhre aber oben und unten durch auf dem Brete festgeschraubte Klammern 1, 2, auf diesem nieder gehalten wird. m ist ein mit einem Nonius n versehener, gewöhnlich messingener Maßstab, der vermittels eines Getriebes e, das in, an der Seite des Maßstabes vorhandene Zähne eingreift, sich in mit Nuthen versehenen Stücken 3, 4 längs der Röhre c auf und ab bewegen läßt, und unten allmälig in einen Kegel i von Stahl, Pakfong oder Nickel (weil diese Metalle durch Quecksilber nicht leiden) ausläuft, dessen äußerste, etwas abgerundete Spitze s den Anfangspunkt der Theilung des Maßstabes bildet, der ferner durch eine runde entsprechend große Oeffnung h im Deckel b ins Gefäß a hinein versenkt werden kann, und bevor er dessen Boden erreicht, die Oeffnung h quecksilberdicht verschließt. Soll nun der Barometerstand, d. i. die Länge der von dem Luftdrucke über der Quecksilberoberfläche im Gefäße erhaltenen Quecksilbersäule der Röhre gemessen werden, so bringt man die Röhre durch freies Aufhängen des Barometers am Ringe r in eine vertikale Lage, stellt mittelst des Getriebes e den Maßstab so, daß seine Spitze s mit der Oberfläche des Quecksilbers im Gefäße a gerade nur in Berührung tritt und liest dann den Stand der Quecksilberoberfläche in der Röhre am Maßstabe mit Hülfe des Nonius genau ab. Um hiebei nicht dadurch einen Fehler zu begehen, daß man das Auge gegen die Quecksilberoberfläche in der Röhre zu hoch oder zu niedrig hält *), muß diesem der Platz in der nämlichen Horizontalebene angewiesen werden, in welcher sich der Gipfel der converen Quecksilberoberfläche in der Röhre befindet, und zu diesem Ende ist der Nonius mit einem sogenann-

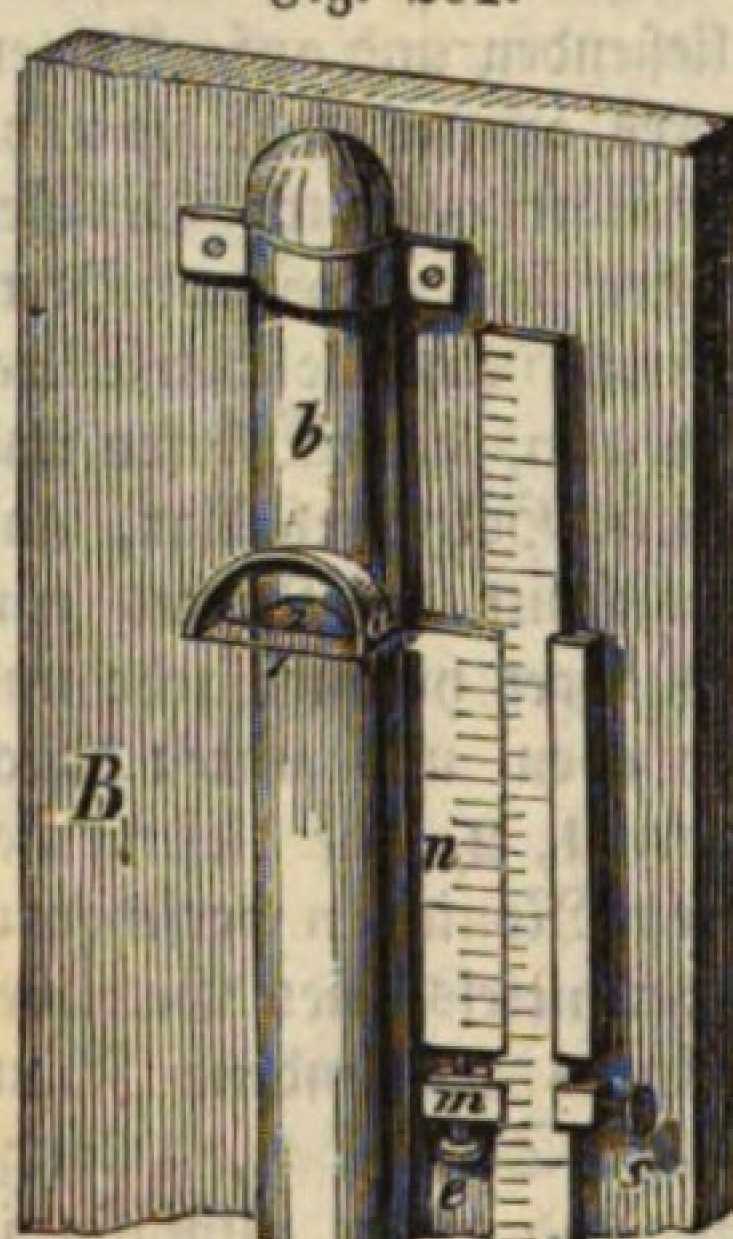
Fig. 200.



*) Man würde nämlich in keinem der beiden Fälle die besagte Oberfläche mit dem Theilstrich des Maßstabes zusammenfallen sehen, der mit ihr gleich hoch, d. i. in einer und derselben Horizontalebene gelegen ist und die wahre Höhe der zu messenden Quecksilbersäule angibt, sondern im ersteren Falle, wo das Auge zu hoch gehalten wird, würde die Oberfläche der Säule mit einem niedrigeren Theilstrich zusammen zu fallen scheinen, man würde daher die Höhe der letzteren für geringer halten, als sie wirklich ist, und im zweiten Falle müßte gerade die entgegengesetzte Täuschung stattfinden.

ten Absehen versehen. Unter den verschiedenen, möglichen Einrichtungen eines solchen Absehens empfiehlt sich jene durch Einfachheit und Zweckmäßigkeit, wo dasselbe, wie Fig. 201 zeigt, aus einem kleinen, am Nonius festgemachten Rahmen a besteht, der sich bei Verschiebung des Nonius vor der Barometerröhre b auf und ab bewegt und zwei hinter einander gespannte parallele Fäden oder feine Dräthe 1, 2 enthält, die mit dem Anfangspunkte der Noniustheilung in der nämlichen Horizontalebene liegen. Stellt man nun bei Messung des Barometerstandes den Nonius so ein, daß das vor dem Faden 1 angebrachte Auge den Gipfel der Quecksilberkuppe und die obern Kanten beider Fäden in einerlei Ebene liegend erkennt, indem der Gipfel und diese Kanten sich gerade decken, so ist der vorerwähnte Fehler im Ablesen gänzlich vermieden *). — Um das Barometer bequem und ohne daß dabei der Röhre von einer raschen Bewegung der Quecksilbersäule gegen das verschlossene Ende Gefahr droht, transportiren zu können, bewegt man den Maßstab so weit herab, daß sein unteres konisches Ende die Oeffnung h im Gefäßdeckel (Fig. 200) quecksilberdicht verschließt, neigt dann das Barometer, bis (wie bei IV in Fig. 198) die ganze Röhre mit Quecksilber angefüllt ist, und kehrt es jetzt um, so daß das Quecksilbergefäß nach oben, und die Röhre nach unten gekehrt ist. In diesem Zustande läßt sich das Barometer leicht wo immer hin übertragen. Soll es wieder zu Luftdrucks-Beobachtungen gebraucht werden, so hat man es nur in seine vorige Stellung umzukehren, vertikal aufzuhängen, den Maßstab so weit zu heben, daß sein konisches Ende die Oeffnung h im Gefäße nicht mehr luftdicht schließt (die äußere Luft somit in das Gefäß dringen und auf die Quecksilberoberfläche darin wirken kann), und dann endlich Maßstab und Nonius weiter gehörig einzustellen. Damit bei dem besagten Zurückbringen des Barometers in seine eigentliche, aufrechte Stellung keine Luft in die Röhre gelangt und darin aufsteigt, darf das untere Ende der Röhre, wenn es bei umgekehrter Stellung des Barometers nach oben gewendet ist, nicht aus dem Quecksilber im Gefäße hervorstehen und überhaupt beim Umkehren des Instrumentes nie aus diesem Quecksilber heraustreten; worauf bezüglich der Menge des Quecksilbers im Gefäße wohl Rücksicht zu nehmen ist.

Fig. 201.

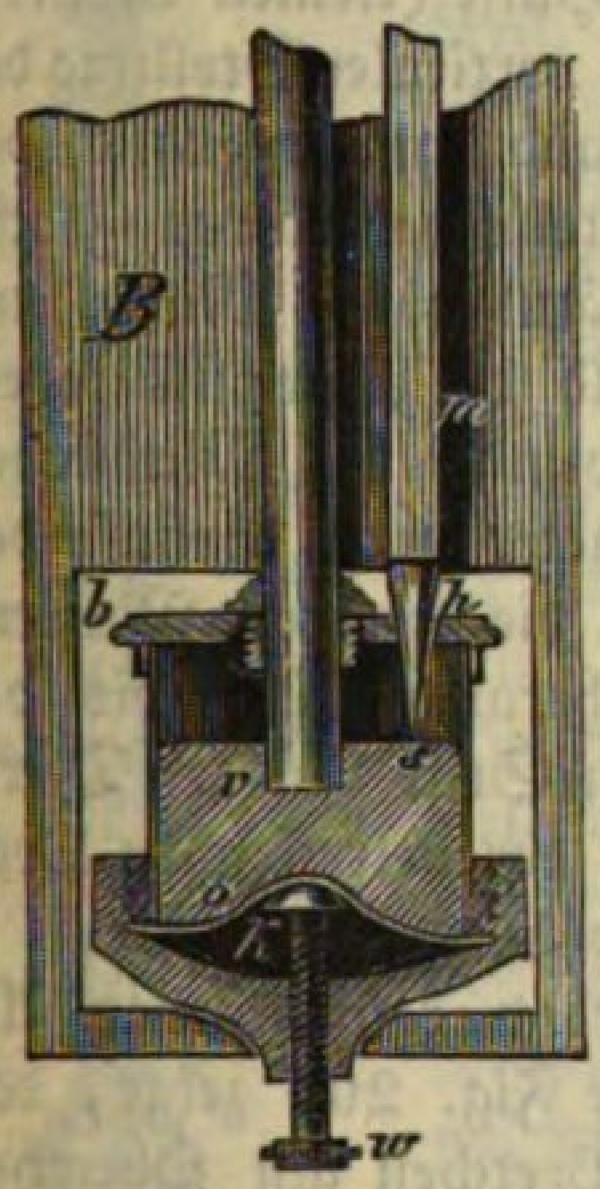


Anstatt bei dem beschriebenen Barometer den Maßstab beweglich zu machen, kann dieser auch auf dem Brete B unverrückbar befestigt und dafür das Gefäß so eingerichtet sein, daß sich die ganze Quecksilbermasse darin heben und senken läßt, bis deren Oberfläche mit der äußersten Spitze s (dem Anfangspunkte) des Maßstabes gerade in Berührung steht. Zu diesem Ende besteht, wie Fig. 202 zeigt, das Quecksilbergefäß aus einem gläsernen Cylinder mit Deckel und Boden aus Holz, Bein oder (am besten) aus Metall, und durch die Mitte

*) Die zu diesem Behufe erforderlichen feinen Bewegungen werden dem Nonius, der vorher durch Verschieben mit der Hand die beiläufige Stellung erhalten hat, mittelst einer Mikrometerschraube e ertheilt, nachdem vorher das Lager m derselben mit Hülfe der Schraube 3 an dem Maßstab festgestellt worden.

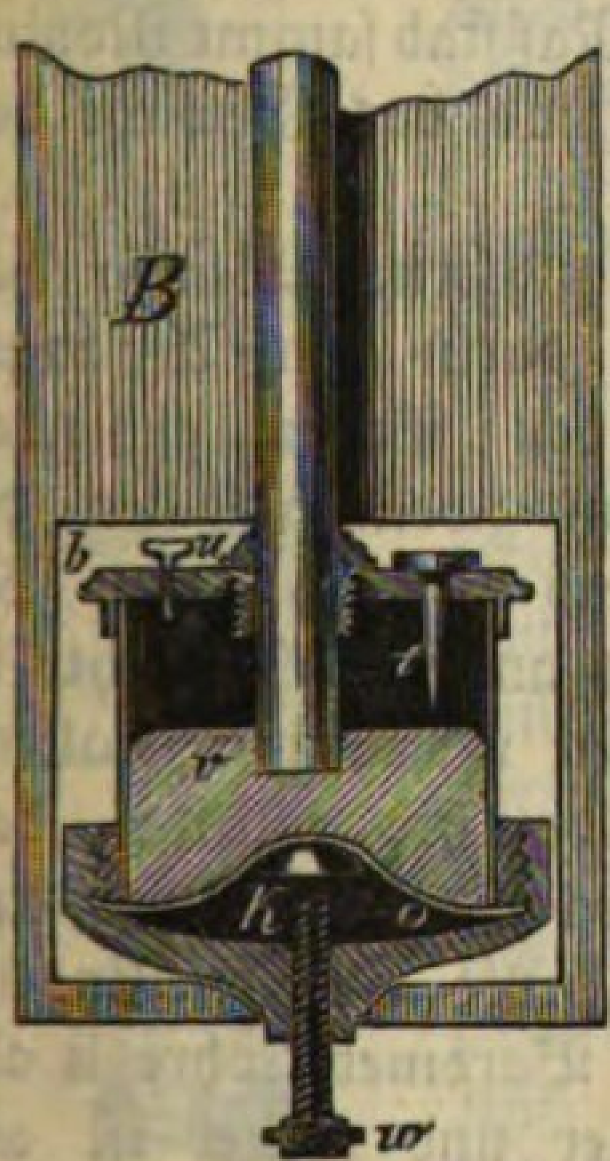
des Bodens, der auf einer, an dem Glascylinder festgemachten (festgekitteten) Fassung angeschraubt ist, geht eine Schraube w, welche mit dem oberen, abgerundeten oder einen abgerundeten Knopf tragenden Ende k gegen einen runden, schlaffen, in der Mitte einen Sack bildenden Fleck o aus Handschuhleder wirkt, dessen Umkreis auf dem Boden festgeleimt und wenn der Boden auf dem Cylinder festgeschraubt wird, noch überdies zwischen dem eben geschliffenen Rand des Cylinders und dem Boden fest eingeklemmt ist. Wird nun die Schraube w in die Höhe geschraubt, so erhebt sich auch der freie (nicht angeleimte und nicht eingeklemmte) Theil des Lederfleckes und somit auch die Quecksilberoberfläche im Gefäße, wogegen diese beim Hinabdrehen der Schraube w, welcher das Leder unter dem Drucke des Quecksilbers folgen muß, sinkt, so daß man, wenn der Lederfleck einen hinreichenden Spielraum gestattet, durch entsprechende Drehung der Schraube w die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäße bei jedem Quecksilberstand in der Röhre immer an die Spitze s des Maßstabes bringen kann.

Fig. 202.



Da die Höhe der durch den Luftdruck getragenen Quecksilbersäule in allen Fällen immer zwischen 12 und 30 Zoll liegt, so braucht der oft erwähnte Maßstab erst vom 12ten Zollstrich aufwärts getheilt und nicht länger als 30 Zoll zu sein. In diesem Falle kann auch der ganze Maßstab erspart und durch einen nur 18 Zoll langen (und mit einem Nonius versehenen) Maßstab vollkommen ersetzt werden, wenn im Deckel b des Gefäßes ein vertikal abwärts stehender, in eine Spitze endigender Stift t aus Eisen, Stahl, Nikel oder, wie meistens, aus Glas (Fig. 203) festgemacht und der kurze, 18zöllige Maßstab neben dem Barometerrohr und ihm parallel auf dem Brete B so befestiget wird, daß sein unterster, mit 12 Zoll bezeichneter Theilstrich von der äußersten Spitze des Stiftes t genau um 12 Zoll und somit die höheren z. B. mit 26, 27 u. s. w. Zoll bezeichneten Theilstriche um 26, 27 u. s. w. Zoll von dieser Spitze abstehen. Anstatt der ziemlich großen Oeffnung h im Deckel, die jetzt überflüssig ist, wird dann nur eine ganz kleine, mit einem einschraubbaren Stöpseln quecksilberdicht verschließbare Oeffnung angebracht, und dieser Stöpsel u etwas gelüftet, wenn mit dem Barometer beobachtet werden, also die äußere Luft auf das Quecksilber im Gefäße einwirken soll.

Fig. 203.



Man verfertigt auch das ganze Quecksilbergefäß aus Holz, Bein oder Metall, und in diesem Falle zeigt ein aus dem Deckel b emporragender Schwimmer an, wann die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäße von dem z. B. mit 26, 27 u. s. w. Zoll bezeichneten Theilstriche des an dem Brete festgemachten kurzen Maßstabes senkrecht genau um 26, 27 u. s. w. Zoll absteht. Der Schwimmer (Fig. 204) besteht aus einer kleinen Scheibe u von Elfenbein, aus der ein (meistens) cylindrischer Stift l von gleichem Materiale empor und durch eine cylindrische Oeffnung im Deckel hindurch geht, die demselben eine freie Auf- und Ab-

bewegung gestattet. An diesem Stift ist ein feiner, genau horizontal um ihn herumgehender, farbiger Strich in einer solchen Entfernung von der Scheibe u angebracht, daß derselbe an der obern (als genau horizontal vorausgesetzten) Fläche des Deckels gerade zum Vorschein kömmt (in die Ebene dieser Fläche fällt), wenn die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäße den vorerwähnten gehörigen Stand gegen die Theilstriche des Maßstabes hat, d. i. am Null- oder Anfangspunkte des Maßstabes steht. Manchmal spielt der Stift l in einer kurzen, aus dem Deckel vertikal emporstehenden Hülse (kleinen Röhre), deren oberer eben geschliffener (bei vertikaler Stellung der Barometerröhre) horizontaler Rand dann bezüglich der besagten farbigen Marke die Stelle der oberen Fläche des Deckels vertritt; es fällt nämlich die Marke mit diesem Rande zusammen, sobald die Quecksilberoberfläche im Gefäße am Anfangspunkte des Maßstabes steht. Bevor man das Barometer zum Behufe des Transportirens umkehrt, wird die in den Muttern 1, 2 laufende Schraube c herabgedreht, bis der Knopf an ihrem untern Ende den Stift l in den Deckel oder in die Hülse hineingedrückt hat und auf der betreffenden Oeffnung im Deckel oder auf der Hülse quecksilberdicht aufsitzt.

Fig. 204.

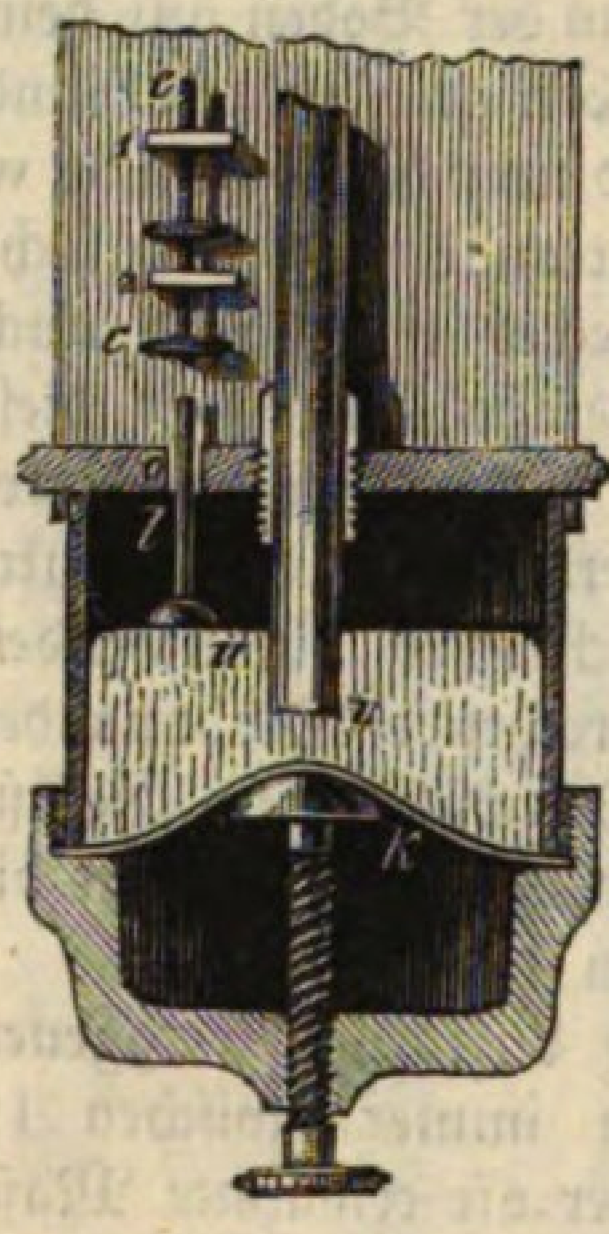
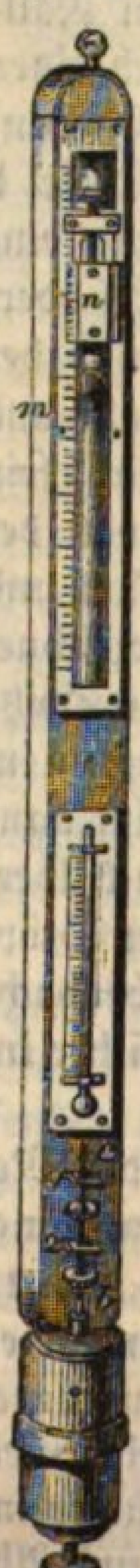


Fig. 205.



Besteht das Quecksilbergefäß in der eben beschriebenen Art ganz aus Holz oder Bein, so ist, wie dies die Fig. 205 zeigt, das dem Barometerrohre als Unterlage dienende Bretchen am Obertheil des Quecksilbergefäßes befestigt und nicht breiter, als es die Dicke der Röhre und der neben derselben anzubringende Maßstab sammt Nonius gerade nothwendig macht, was den Umfang und das Gewicht des Instrumentes bedeutend vermindert.

Bei den Barometern, wo das Gefäß gläserne Wände hat und die Einstellung der Quecksilberoberfläche darin zum Anfangspunkte des Maßstabes mittelst der durch den Boden gehenden Schraube w (Fig. 202) geschieht, wird am zweckmäßigsten die Röhre dadurch mit dem Gefäße vereinigt und zugleich gegen Beschädigung geschützt, daß man sie, wie Fig. 206 anschaulich macht, in eine kurze, äußerlich mit Schraubengewinden versehene metallene Hülse h, die bei A im Durchschnitt abgebildet ist, einkittet, den Untertheil dieser Hülse nachher im Metalldeckel des Gefäßes einschraubt und auf dem obern Gewinde der Hülse eine messingene Röhre a festschraubt, welche der gläsernen Barometerröhre b als Hülle dient und nur etwas Weniges länger und weiter ist als diese. Damit die Glasröhre in der Messingröhre ganz unbeweglich steht, steckt das zugeschmolzene Ende der ersteren in einem Korkpfropfe, der oben die Messingröhre ausfüllt. Um den Stand der Quecksilberoberfläche in der Röhre b beobachten und genau bestimmen zu können, hat die Messingröhre a der Länge nach, so weit diese Quecksilberoberfläche bei den größten vorkommenden Extremen des Luftdruckes spielt, zwei einander diametral gegenüberstehende Spalten. Der einen dieser Spalten zur Seite

Fig. 206.



sind auf der Messungsröhre a selbst die Theilstriche des Maßstabes eingerissen, dessen Anfangspunkt die Spitze des im Gefäße vom Deckel abwärts stehenden Stiftes bildet. Auf der Messingröhre läßt sich ferner eine dieselbe einschließende kurze Hülse u, gleichfalls von Messing, mit etwas Reibung leicht auf- und abschieben, ohne daß sie gedreht werden kann, und diese Hülse hat, wie man in der dieselbe im vergrößerten Maßstabe darstellenden Fig. 207 sieht, in ihrer untern Hälfte ebenfalls zwei einander gegenüberstehende Längenspalten wie die Röhre a und an derselben Stelle wie diese. Die vordere Spalte der Hülse u ist so breit, daß sie die Theilstriche der Maßstabsscale auf der Röhre a nicht bedeckt, und der über diese Scale hingleitende Seitenrand der eben besagten Spalte bildet, indem er die entsprechende Theilung enthält, zum Maßstab den Nonius, dessen Null- oder Anfangspunkt genau in die Horizontalebene fällt, in welcher die obern als Absehen dienenden Ränder 1, 1 der zwei Hülsespalten liegen. Um nun das genaue Maß des Barometerstandes zu erhalten, hat man, nachdem die Quecksilberoberfläche im Gefäße zum Anfangspunkt des Maßstabes (zur Berührung mit der Spitze des Stiftes t) gebracht worden, die Hülse u so zu stellen, daß die oberen Ränder 1, 1 ihrer Spalten und die Quecksilberkuppe in der Barometerröhre in einer und derselben Ebene liegen und dann die Anzeigen des Nonius und Maßstabes abzulesen. Dieses Einstellen der Hülse geschieht näherungsweise durch ihre Verschiebung mit der Hand, und zur genauen Einstellung dient eine Mikrometerschraube, die einen Theil der Hülse selbst ausmacht, und deren Kopf der rändrirte Ring i bildet.

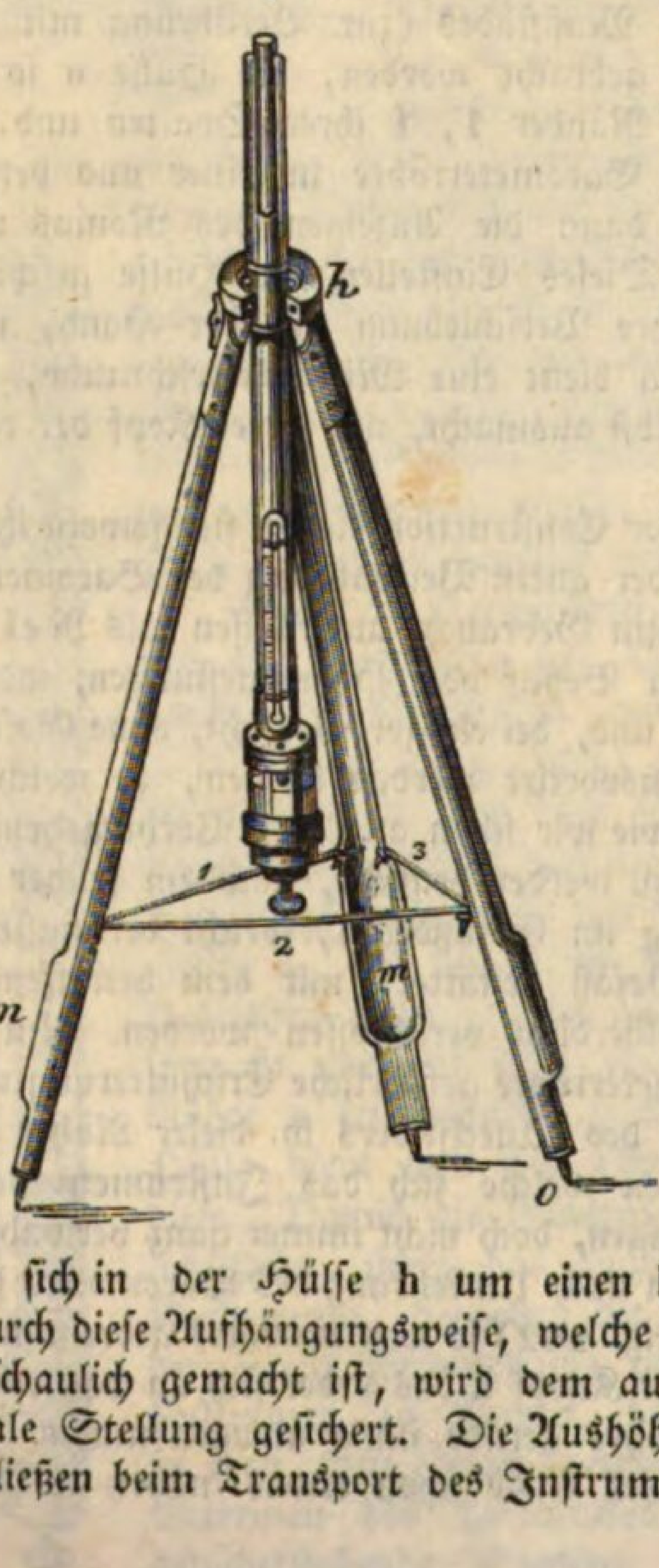
Fig. 207.



Barometer von solcher Construction eignen sich sowohl ihres geringen Umfangs als der guten Verwahrung der Barometerröhre wegen, sehr gut zum Gebrauche auf Reisen (als Reisebarometer) und zum Behuf von Höhenmessungen, indem sie ohne viele Umstände und, bei einiger Vorsicht, ohne Gefahr einer Beschädigung transportirt werden können, zu welchem Ende das Barometer, wie wir schon aus dem Vorhergehenden wissen, nur umgekehrt zu werden braucht, nachdem früher die vorn erwähnte Oeffnung im Gefäßdeckel, welche der äußeren Luft den Zutritt ins Gefäß gestattet, mit dem betreffenden Schraubenstöpsel quecksilberdicht verschlossen worden. Um ja jede stärkere, der Barometerröhre gefährliche Erschütterung und Auf- und Abbewegung des Quecksilbers in dieser Röhre bei heftigern Stößen, gegen welche sich das Instrument beim Transport, z. B. im Wagen, doch nicht immer ganz verwahren läßt, zu verhindern, kann nach Umkehrung des Barometers dessen Bodenschraube w (Fig. 202) so weit einwärts gedreht werden, bis ihr abgerundeter Knopf k das Leder sich an das offene Ende v der Barometerröhre gerade innig anlegen macht. Zu diesem Behufe reicht dieses Ende schon etwas näher an den

Boden des Quecksilbergefäßes (so weit dies nämlich mit der vorn S. 274 ausgesprochenen Bedingung, daß das besagte Ende beim Umkehren des Barometers nie aus dem Quecksilber im Gefäße hervortrete, vereinbar ist), läuft konisch zu und hat einen ebenen Rand. Die Elasticität des Leders und eine mäßige, im Schraubenknopfe k angebrachte Vertiefung gestatten, daß bei zunehmender Temperatur — wo, wegen der im Verhältniß zum Glas viel stärkeren Ausdehnung des Quecksilbers durch die Wärme, die Quecksilbersäule in der Röhre nicht mehr Platz hat — eine entsprechende Menge Quecksilbers aus der Röhre heraustritt, indem es das Leder in die Vertiefung des Knopfes hineindrückt und sich so zwischen dem Röhrenrand und dem Leder einen Durchgang öffnet. Geschähe dies nicht, so müßte das unaufhaltsam sich ausdehnende Quecksilber die Röhre zersprengen. Einen eben solchen Durchgang öffnet sich das Quecksilber aus dem Gefäße in die Röhre hinein, wenn in dieser bei abnehmender Temperatur die Quecksilbersäule sich zusammenzieht. In diesem Falle drückt nämlich das Quecksilber im Gefäße das Leder in die Vertiefung des Schraubenknopfes hinein und tritt um den so frei gewordenen Röhrenrand herum in die Röhre, um den darin durch Zusammenziehen der Quecksilbersäule entstandenen leeren Raum auszufüllen. Wenn dann das Instrument gebraucht werden soll, ist, noch bevor es in die gehörige, aufrechte Stellung umgekehrt wird, durch Zurückdrehen der Bodenschraube w die Oeffnung v der Barometerröhre frei zu machen.

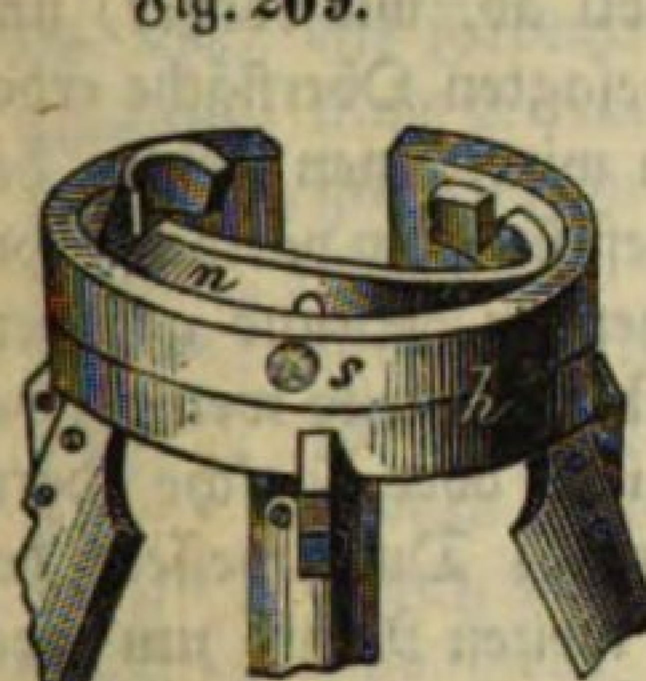
Fig. 208.



Da man auf Reisen und bei Höhenmessungen nicht an jedem Beobachtungsorte einen passenden Aufhängepunkt für das Barometer findet, so pflegt man demselben ein hölzernes Gestelle beizugeben, welches von drei auseinander spreizbaren, in Charnieren (Scharnieren) beweglichen Füßen (Fig. 208) gebildet wird und, wenn die Füße zusammengelegt sind, als ein das Barometer wohl verwahrendes und bequemes Futteral von der Form eines etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken Stockes dient. Das Instrument wird in der Hülse h und zwar mittelst einer in der Mitte seiner Länge angebrachten horizontalen Achse x, x (Fig. 206) aufgehängt, die mit ihren Enden auf einem Metallring n ruhen, der sich in der Hülse h um einen horizontale Zapfen s frei drehen kann. Durch diese Aufhängungsweise, welche im größeren Maßstabe durch Fig. 209 anschaulich gemacht ist, wird dem aufgehängten Barometer eine genau vertikale Stellung gesichert. Die Aushöhlungen m der Untertheile der Gestellfüße schließen beim Transport des Instrumentes das Quecksilbergefäß ein, auf die

Hülse h ist dann eine messinge Kappe und auf das zweite Ende des Gestelles ein die Gestellsfüße zusammenhaltender Metallring aufgeschoben. Die Stäbe

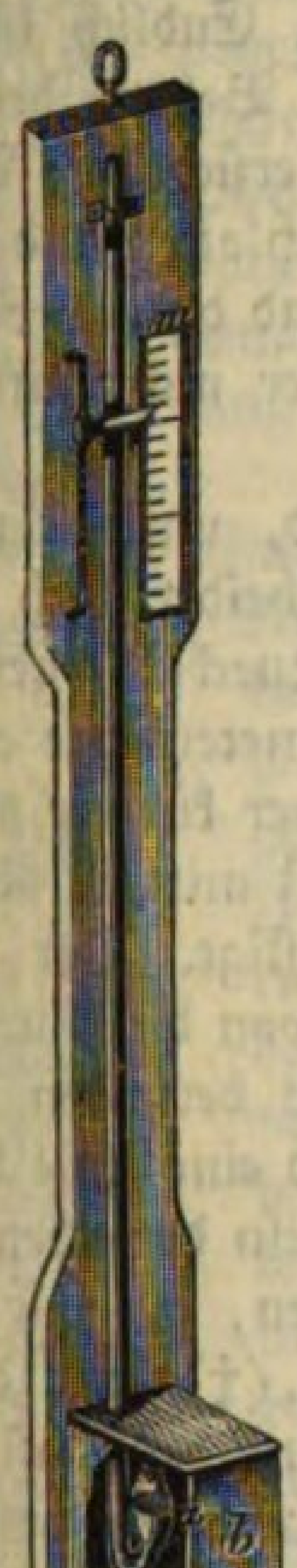
Fig. 209.



1, 2, 3 die sich ein- und aushäkeln, und nach dem Aushäkeln in Furchen an den Füßen versenken lassen, verhindern, daß die Füße weiter auseinangehen; und die Spitzen o verhüten, daß das Gestelle rutscht.

Zu den Gefäßbarometern ist auch das gemeine Birn- oder Flaschenbarometer, auch Wetterglas genannt, zu zählen, welches am meisten verbreitet, ja beinahe zu einem nothwendigen Hausgeräthe geworden ist. Dieses Barometer ist in Fig. 210 abgebildet und unterscheidet sich von dem in Fig. 200 dargestellten Gefäßbarometer dadurch, daß daran das birn- oder flaschenförmige Quecksilbergefäß a und die Röhre ein einziges Stück ausmachen, und daß dessen übrige Einrichtung keine genaue Messung der von dem Luftdrucke getragenen Quecksilbersäule

Fig. 210.



gestattet. Eine solche Messung ist aber auch nicht die Bestimmung des Wetterglases; es ist vielmehr, wie schon der Name zeigt, dazu bestimmt, den Beobachter in den Stand zu setzen, aus den Veränderungen des Luftdruckes Schlüsse auf die bevorstehenden Witterungsverhältnisse ziehen zu können, wozu es keiner ganz genauen Kenntniß der Größe des Luftdruckes bedarf. Man schätzt bei diesem Instrumente die Luftdrucksveränderungen mittelst einer kurzen, auf einem Papier- oder Metallstreifen verzeichneten Längen- (z. B. Zoll-) Scale m, die auf dem Brete, welches die Röhre sammt dem Gefäße trägt, der ersteren zur Seite und parallel befestigt ist. Zum Behufe dieser Befestigung der Scale am gehörigen Orte wird bei vertikaler Stellung des Instrumentes der Stand des Quecksilbers in der Röhre mit jenem in einem andern, eine genaue Messung des Quecksilberstandes gestattenden Barometers verglichen und der die Scale enthaltende Streifen dann auf dem Brete in einer solchen Höhe fixirt, daß die Anzeigen der Scale des Wetterglases und des zweiten zur Vergleichung gebrauchten Barometers übereinstimmen (daß also, wenn z. B. dieses letzt genannte Instrument einen Barometerstand von 28 Zoll angibt, die Kuppe der Quecksilbersäule im Wetterglase auch gerade neben dem mit 28 Zoll bezeichneten Theilstrich der Scale steht), das Wetterglas in diesem Augenblick also ebenfalls das richtige Längenmaß der durch den Luftdruck getragenen Quecksilbersäule anzeigt, da die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäße des Wetterglases dem Anfangspunkt der Scale desselben entspricht.

Nimmt aber nachher der Luftdruck zu oder ab, und tritt mithin in der Röhre des Wetterglases ein Steigen oder Sinken der Quecksilberkuppe und als nothwendige Folge hievon im Birn- oder Flaschengefäße umgekehrt ein Sinken oder Steigen der Quecksilberoberfläche ein, so haben jetzt die Theilstriche der Scale des Wetterglases nicht mehr den nämlichen Abstand von

der Oberfläche des Quecksilbers in der Birne oder Flasche wie vorher (d. h. der mit 27, 28 u. s. w. Zoll bezeichnete Theilstrich steht von der Quecksilberoberfläche in der Birne oder Flasche nicht mehr 27, 28 u. s. w. Zoll ab, wie vorher) und man begeht daher, wenn die Höhe der über der zuletzt besagten Oberfläche erhobenen Quecksilbersäule nach diesen Theilstrichen gemessen wird, einen Fehler, der gerade so viel beträgt, als die Quecksilberoberfläche im Gefäße ihren vorigen (normalen, den Anfangspunkt der Wetterglasscale entsprechenden) Stand geändert hat. Da diese Aenderung unter übrigens gleichen Umständen desto weniger beträgt, je größer das Quadrat des Durchmessers der Birne oder Flasche (dort, wo die Quecksilberoberfläche spielt) gegen das Quadrat des Durchmessers der Röhre ist (wenn z. B. das Quecksilber in der 1 Linie weiten Röhre um zwei Linien sinkt, so wird der aus der Röhre in das z. B. 10 Linien weite Gefäß heraustretende Quecksilbercylinder daselbst in einen Cylinder von $10^2 = 100$ mal größerer Grundfläche, daher von eben so oft mal geringerer Höhe verwandelt, so daß die Quecksilberoberfläche im Gefäße nur ein $^2/_{100} = ^1/_{50}$ Linie steigt), so gibt man, um den besagten Fehler recht klein zu machen, der Birne oder Flasche im Verhältniß zur Röhre eine bedeutende Weite. Endlich ist nur noch zu erwähnen, daß die besagte Birne oder Flasche zum Behufe besseren Schutzes gegen das Anstoßen u. s. w. auf aus der Fig. 210 ersichtliche Weise in einem an dem Barometerbrete eingehäkelten Kästchen eingeschlossen und daß, um die Verunreinigung des Quecksilbers darin durch Staub und dgl. zu verhüten, ihre Mündung oder ihr Hals mit einem zwar staub- aber nicht luftdicht passenden Stöpsel verschlossen ist.

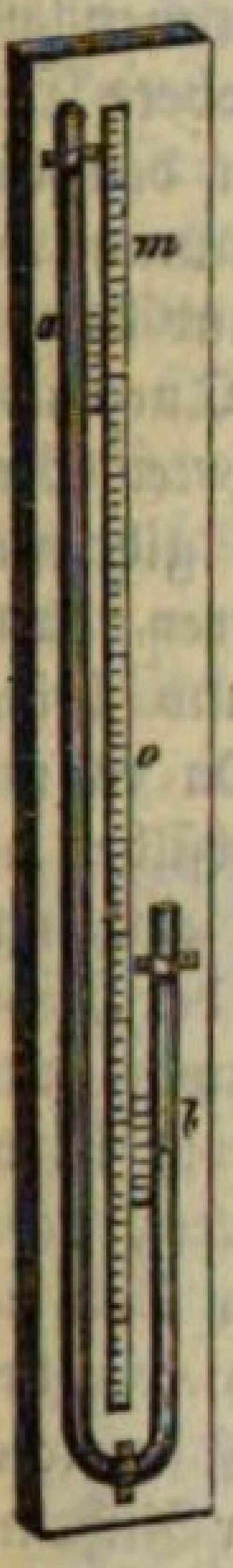
2. Das **Heberbarometer**, wie die Folge zeigen wird, unstreitig das vollkommenste aller bisher betrachteten Barometer, unterscheidet sich von einem Gefäßbarometer dadurch, daß daran die Stelle des Quecksilbergefäßes durch ein heberförmig aufwärts gebogenes Stück der Barometerröhre ersetzt ist. Die Röhre ist dann, wie Fig. 211 zeigt, gestaltet (so daß der kürzere offene Schenkel dem längeren, zugeschmolzenen parallel läuft), und ist mittelst Klammern auf einem entsprechend langen und breiten Brete befestigt. Der senkrechte Abstand der Quecksilberkuppe **a** im längeren Schenkel von der Kuppe **b** im kürzeren zeigt die Größe des Luftdruckes an. Zum Messen derselben dient ein schmaler messingener Maßstab m (etwa drei Linien breit und eine Linie dick), welcher der Barometerröhre parallel und zwischen den Schenkeln derselben auf dem Brete befestigt ist. Diese Befestigung findet aus Gründen, die wir später einsehen werden, nur im Mittelpunkt seiner Länge statt ... (†), und dieser Punkt bildet zugleich den Null- oder Anfangspunkt der Theilung, so daß von diesem Punkt aus nach aufwärts bis zur Kuppe **a** und nach abwärts bis zur Kuppe **b** gezählt wird *).

Das Ablesen des Quecksilberstandes, sowohl im längeren als im kürzeren Schenkel geschieht mittelst Nonien, die an der untern und obern Hälfte des Maßstabes verschiebbar und mit entsprechenden, als Zeiger dienenden Absehen

*) Manchmal findet man den messingenen Maßstab dadurch ersetzt, daß die Theilung in der nämlichen Art, wie bei dem besagten Maßstab, auf der Glasröhre selbst eingerissen ist. Diese Einrichtung ist jedoch unsicher; denn das Einreißen der Theilstriche geschieht während die Röhre liegt und leer ist; wird sie hernach mit Quecksilber gefüllt, und in die aufrechte Stellung gebracht, so rücken, da die elastische Röhre durch das Gewicht des Quecksilbers gedehnt wird, die Theilstriche weiter auseinander.

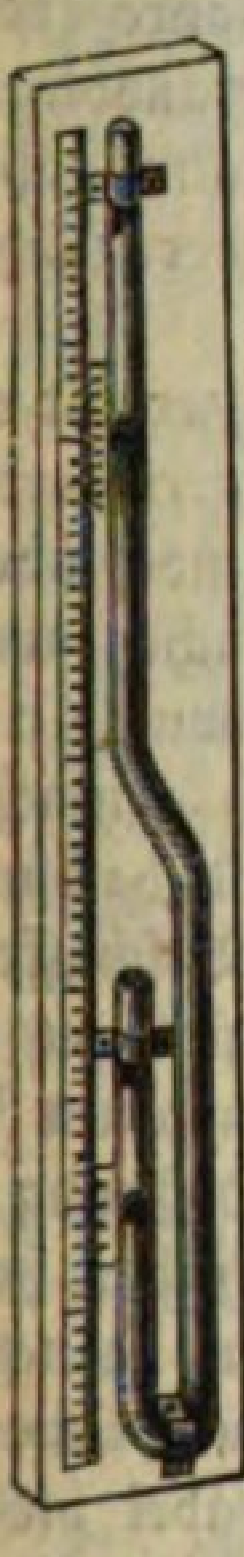
(S. 273) versehen sind. Bei feinen Theilungen wird das Auge durch mit den Nonien vereinigte Mikroskope bewaffnet und in diesem Falle zugleich dem Auge durch das Fadenkreuz im Mikroskope der Platz angewiesen. Damit aber nicht der untere Zeiger nach der einen und der obere nach der entgegengesetzten Seite vom Maßstabe absteht, wie dies bei einer gewöhnlichen heberförmig gebogenen Röhre (Fig. 211) immer der der Fall sein muß, so lange der Maßstab nicht außerhalb der beiden Röhrenschenkel angebracht wird (was wegen des daraus folgenden, zu großen Abstandes der einen Quecksilberkuppe von demselben nicht angeht), und wodurch, wenn beide Zeiger nicht genau parallel gerichtet sind (was unter diesen Umständen schwer zu erreichen und noch schwieriger zu controliren ist), nothwendig ein constanter Fehler bei der Messung des Luftdruckes verursacht würde, so gibt man, dem Beispiele Gay-Lussac's folgend, der Barometerröhre die in Fig. 212 dargestellte Gestalt. Bei einer solchen Röhre stehen, wenn sie sich in vertikaler Stellung befindet, beide Quecksilberoberflächen (die obere und untere) senkrecht unter einander, man kann daher (wie in Fig. 212) den Maßstab möglichst nahe an beide Oberflächen bringen und es sind die erwähnten beweglichen Zeiger nach der nämlichen Seite des Maßstabes gewendet, wodurch das genaue Richten derselben, so wie die Prüfung ihrer richtigen Stellung ungemein erleichtert wird.

Fig. 211.



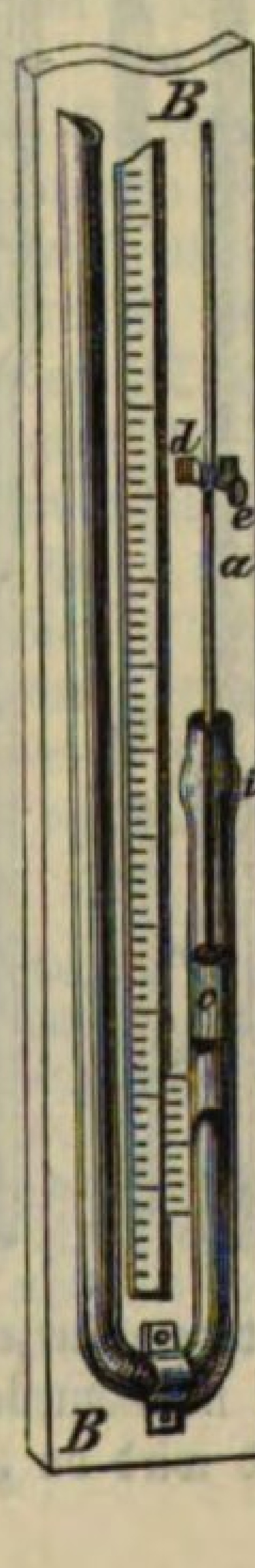
Damit es anstatt des doppelten Ablesens auf dem Maßstabe, nämlich beim untern und beim oberen Quecksilberspiegel in der Röhre nur einer einzigen Ablesung bedarf, wird der Maßstab auch oft beweglich gemacht, so daß er sich, wie bei dem in Fig. 200 dargestellten Gefäßbarometer, mittelst eines in Zähne eingreifenden Getriebes der Röhre parallel auf und nieder bewegen läßt. Man hat dann nur seinen, an das untere Ende fallenden Anfangspunkt mittelst eines daselbst angebrachten Absehens genau bei der Quecksilberkuppe im kürzeren Schenkel einzustellen und mit Hülfe des an seinem Obertheil verschiebbaren Nonius (mit Absehen) den Abstand der beiden Quecksilberkuppen in der Röhre zu messen.

Fig. 212.



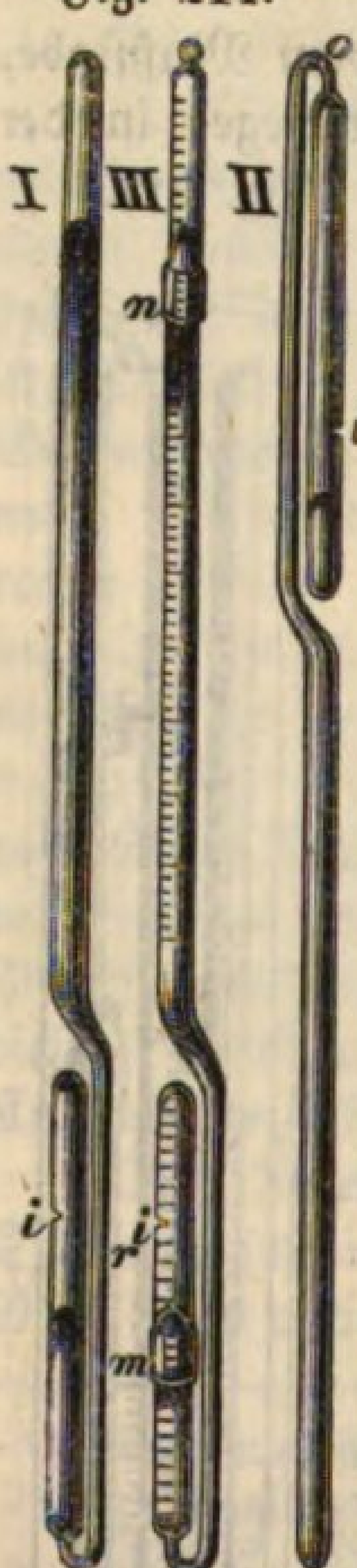
Um das Heberbarometer leicht und sicher transportabel zu machen, wo es sich dann seiner Güte und seines geringen Gewichtes und Umfanges wegen vorzugsweise als Reisebarometer und Höhenmeßinstrument eignet, darf es nur mit einer passenden Vorrichtung zum Absperren des Quecksilbers im kürzeren Röhrenschenkel versehen werden. Diese Vorrichtung besteht (wie man in Fig. 213, ein Heberbarometer mit beweglichem Maßstab darstellend, sieht) aus einem Stängelchen a von Fischbein, das am untern Ende einen elastischen Pfropf c

Fig. 213.



(z. B. aus an der Oberfläche mit umgedrehter Seide vielfach umwickelten Kork) trägt, der, in den kürzeren Röhrenschenkel eingeschoben, diesen Schenkel quecksilberdicht absperrt; der Obertheil von a geht durch eine am Brete **B** befestigte Hülse d, worin er sich mittelst der Stellschraube e einklemmen läßt. Wird nun das Barometer geneigt, bis das Quecksilber an das obere Ende der Röhre gestiegen ist, man schiebt dann den Pfropf c so weit in den kurzen Röhrenschenkel ein, daß er auf der nun nahe an die Krümmung der Röhre getretenen Quecksilberoberfläche in diesem Schenkel aufsteht und klemmt hierauf das Stängelchen a durch die Schraube e ein, so ist das Quecksilber im Barometer unbeweglich abgesperrt, und dieses kann in umgekehrter Stellung sehr leicht transportirt werden. Soll es gebraucht werden, so gibt man ihm wieder (wenigstens nahe) die Stellung, die es beim Absperren hatte, zieht den Pfropf langsam und vorsichtig aus der Röhre heraus und bringt nachher erst das Instrument allmälig in die vertikale Lage. Da es nun manchmal geschieht, daß während des Transportes etwas Quecksilber am Untertheil des Pfropfes zwischen diesen und die Wand der Röhre eindringt, so gibt man, damit dieses Quecksilber nicht mit dem Pfropf aus der Röhre gezogen und verstreut werde, dem kürzeren Schenkel dieser letzteren etwas unter seinem Ende eine kleine Ausbauchung i, welche der mit dem Pfropf in die Höhe gezogenen Quecksilbermenge in die Röhre zurückzufallen gestattet, bevor der Pfropf aus ihr heraustritt. Die beschriebene Sperrvorrichtung läßt sich natürlich auch in dem Falle anbringen, wo die Barometerröhre, wie in Fig. 212 gebogen ist; nur muß das Fischbeinstängelchen dann noch durch eine zweite Hülse, die in vertikaler Richtung etwas unter der ersten angebracht ist, durchgehen, damit man dasselbe beim Einschieben des Pfropfes in die Röhre (oder beim Herausziehen) aus der Ebene der Röhre herausbiegen und so der Krümmung dieser letzteren ausweichen kann, ohne daß der Pfropf aus seiner vertikalen in eine der Röhre gefährliche schiefe Stellung zu treten vermag.

Fig. 214.

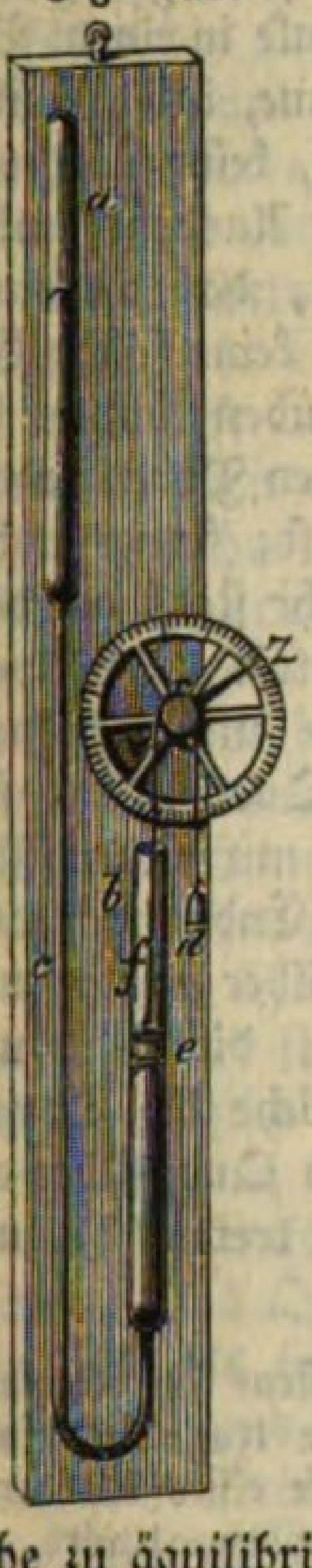


Man erspart aber die ganze Sperrvorrichtung, erhält ein gutes und bequemes Reisebarometer von noch viel geringerem Gewicht und Umfang als die vorigen, und erreicht noch überdieß andere Vortheile...(I, die wir später besprechen werden, wenn man der Barometerröhre die ebenfalls von Gay-Lussac herrührende, in Fig. 214 bei **I** anschaulich gemachte Einrichtung gibt. Die beiden Schenkel der Röhre sind da durch ein angeschmolzenes dünnes Glasrohr r von der Beschaffenheit einer etwas weitern Thermometerröhre vereinigt; es ist auch der kürzere Schenkel zugeschmolzen und hat (etwa um 1/3 seiner Länge vom Ende entfernt) eine haarfeine Oeffnung i, welche wohl die Luft eindringen, aber kein Quecksilber herauslässt. Soll das Barometer transportirt werden, so neigt man es allmälig, bis der längere Schenkel ganz mit Quecksilber angefüllt ist und kehrt es hierauf um. Dabei bleibt der lange Schenkel bis an die Stelle o, wo das dünne Rohr mit dem kurzen Schenkel zusammenhängt, angefüllt und das in diesem Schenkel noch zurückgebliebene wenige Quecksilber fällt an dessen geschlossenes Ende, und wird da zurückgehalten, wie man in Fig. 214 bei **II** sieht. Da das Queck-

silber an der Stelle o schon allein durch die Capillardepression, die es daselbst erfährt, die Krümmung o zu verlassen und an das Ende des kürzeren Schenkels herabzufallen verhindert wird, so bedarf es hiezu nicht erst eines Pfropfes, wie in den Fällen, wo auch der gekrümmte Theil der Barometerröhre weit, also keine zum Zurückhalten des Quecksilbers in diesem Theil hinreichende Depression vorhanden ist. Die besagte Krümmung o darf aber das Quecksilber nicht verlassen, weil sonst die an dessen Stelle getretene Luft beim Umkehren des Instrumentes in die aufrechte Stellung **I** durch den langen Schenkel der Röhre in die Torricelli'sche Leere emporsteigen würde. Das Instrument ist in der Stellung **II** sehr gut transportabel und darf, wenn es gebraucht werden soll, nur vorsichtig wieder in die aufrechte Stellung **I** zurückgebracht werden.

Wird bei der eben beschriebenen Einrichtung die Scale unmittelbar auf die Barometerröhre aufgetragen, so hat man an dieser allein das allercompendioseste Reisebarometer, das sich in einem passenden Futteral überall hin übertragen läßt. Beim Gebrauche hängt man es beim Knopf am Ende des längeren Schenkels auf, und als Nonien können zwei auf die Schenkel aufzusteckende und darauf mit etwas Reibung verschiebbare Hülsen (m, n Fig. 214) dienen, deren jede einen beinahe ihrer ganzen Länge nach und über ihr oberes Ende hinausgehenden Schlitz hat. Neben dem einen Rand des Schlitzes ist die Nonius-Theilung aufgetragen, und der obere, mit dem Anfangspunkt dieser Theilung in einer und derselben Horizontal-Ebene liegende Rand jeder Hülse dient als Absehen, indem bei gehöriger Einstellung der Hülse die Quecksilberkuppe in die Ebene ihres oberen Randes fällt.

Fig. 215.



Schließlich wäre hier noch eines modificirten Heberbarometers zu erwähnen, welches den Namen Radbarometer führt und in Fig. 215 abgebildet ist. Es besteht bei demselben die Röhre gewöhnlich aus zwei weitern wohl kalibrirten, durch eine engere Röhre c verbundenen Stücken a, b, deren Durchmesser ganz gleich und mindestens sechs Linien groß sind*). Auf dem Quecksilber im kürzeren Schenkel schwimmt eine elfenbeinerne oder eiserne Scheibe e, von der ein Faden f um eine kleine Rolle r geht, die auf der drehbaren Welle (Achse) des Zeigers z festgemacht ist. Das am Ende des Fadens f hängende Gewichtchen d hat die Bestimmung, die Scheibe e nahe zu äquilibriren (das Gewicht dieser Scheibe so aufzuheben, daß sie auf

*) Man setzt die Röhre aus diesen Theilen zusammen, weil es außerordentlich schwer wäre, ein einziges Röhrenstück von hinreichender Länge und Weite zu finden, um daraus die in Rede stehende Barometerröhre unter Erfüllung auch der Bedingungen zu verfertigen, daß ihre beiden Schenkel kalibrirt und ganz gleich weit sind.

Das Verbindungsstück macht man aber eng, damit das Instrument weniger Quecksilber faßt, daher ein geringeres Gewicht hat, und weniger kostet. Zugleich wird dadurch erreicht, daß z. B. beim Uebertragen des Barometers das Quecksilber darin nicht so leicht in ganzer Masse hin- und herschwanken kann, was der Röhre durch einen plötzlichen Stoß gegen ihr geschlossenes Ende gefährlich werden könnte.

die Oberfläche des Quecksilbers keinen Druck übt) und den Faden stets gespannt zu erhalten, damit er beim Steigen und Sinken des Quecksilbers und somit auch dieser Scheibe die Rolle r mitnimmt und den Zeiger entsprechend nach der einen und der andern Seite hin dreht. Der Zeiger gibt hiebei auf einem entsprechend getheilten Zifferblatte die Zolle und Linien an, die den in der Größe des Luftdruckes stattfindenden Veränderungen entsprechen. Die Einrichtung, den Schwimmer und den durch ihn in Bewegung gesetzten Zeiger betreffend, macht das Barometer in Verbindung noch mit einem andern passenden Mechanismus geeignet, die Luftdrucksveränderungen nicht blos anzuzeigen, sondern auch aufzuzeichnen (zu registriren), wo es dann einen sogenannten Barometrographen darstellt, dessen detaillirte Beschreibung jedoch außer dem Zwecke dieses Handbuches liegt*).

139. Weitere Bedingungen der Güte und Richtigkeit der Barometer und daraus folgende Vorsichtsmaßregeln bei Verfertigung derselben. Die erste Bedingung, damit die Höhe der Quecksilbersäule in einem Barometer als richtiges Maß des Luftdruckes angesehen werden könne, ist, daß über derselben in der sogenannten Torricelli'sche Leere nämlich, keine Luft und keine Feuchtigkeit enthalten sei, weil diese sonst in Folge ihrer Ausdehnsamkeit (§. 19) dem äußeren Luftdruck entgegen wirken und machen, daß die durch denselben getragene Quecksilbersäule kürzer ausfällt, als wenn keine solche Gegenwirkung stattfände, die äußere Luft also ihren vollen Druck üben könnte. Es enthält aber das Quecksilber zu Folge Absorbtion (§. 23) in seinen Poren immer Luft, wenn es mit dieser einige Zeit in Berührung gestanden ist; ferner adhärirt die Luft, und die in ihr stets vorhandene Feuchtigkeit sehr stark an dem Glase, und es ist daher die zur Verfertigung eines Barometers zu verwendende Röhre an ihrer inneren Fläche immer mit einer Luft- und Feuchtigkeitsschichte überzogen, welche auch beim Einfüllen des Quecksilbers fest haften bleibt. Würde nun die Barometerröhre, nachdem sie mit Quecksilber ganz angefüllt worden, umgekehrt, so daß ihr geschlossenes Ende nach aufwärts gewendet ist, während ihr offenes Ende unter Quecksilber taucht und dieses vom geschlossenen Ende herabsinkt, so müßte sowohl die Luft und Feuchtigkeit, die dem Theil der Röhrenwand adhärirt, welche die Torricelli'sche Leere einschließt, als auch ein Theil der von dem Quecksilber absorbirten Luft und Feuchtigkeit in die Torricelli'sche Leere treten**), und

---

*) Um von der Art, wie die besagte Registrirung geschieht, wenigstens im Allgemeinen eine Vorstellung zu bekommen, denke man sich, der Zeiger z trage an seinem Ende einen kleinen, feinen Bleistift, an dessen Spitze mit Hülfe eines Uhrwerkes gleichförmig und in horizontaler Richtung eine Papierfläche vorbeibewegt wird, auf der durch horizontale Striche die Zolle und Linien verzeichnet sind, innerhalb welche die vorkommenden Barometerstands-Veränderungen immer hineinfallen. Wird ferner durch das nämliche die Papierfläche in Bewegung setzende Uhrwerk der federnde Zeiger mit dem Bleistift, z. B. nach Verlauf einer jeden Stunde einen Augenblick an diese Papierfläche angedrückt, und gleich darauf wieder freigelassen, so zeigen die Punkte, die der Bleistift auf dem Papier zurückläßt, bleibend die Barometerstände an, die von Stunde zu Stunde stattgefunden haben.

**) So lange die vom Quecksilber absorbirte oder dem Glase adhärirende Luft und Feuchtigkeit die unmittelbare Einwirkung des äußeren Luftdruckes erfährt, hindert dieser ihre Entfernung aus dem Quecksilber und vom Glase. In der Torricelli'schen Leere ist dieses Hinderniß natürlich nicht vorhanden.

das Barometer gäbe aus dem vorher angeführten Grunde kein richtiges Maß des Luftdruckes. Um nun diesen Grund der Unrichtigkeit des Barometers zu beseitigen, muß die Barometerröhre, nachdem sie mit Quecksilber gefüllt worden und bevor sie umgekehrt wird, vom unteren geschlossenen Ende angefangen, allmälig der ganzen Länge nach über Kohlenfeuer oder in der Flamme einer Weingeistlampe mit doppeltem Luftzuge so stark erhitzt werden, daß das Quecksilber zum Sieden kömmt, damit hiedurch die Luft und die Feuchtigkeit ausgetrieben wird*). Zu vollständiger Vertreibung der Luft und Feuchtigkeit ist eine mehrmalige Wiederholung dieses Auskochens der Barometerröhre und eine gehörige Uebung hierin nöthig; auch ist dabei unter andern wohl dafür zu sorgen, daß sich kein Quecksilberoxyd bildet, da dieses dem Quecksilber die Eigenschaft gibt, an dem Glase hängen zu bleiben.

In neuester Zeit wurde in Vorschlag gebracht, das Auskochen des Quecksilbers in der Röhre ganz zu unterlassen, dafür diese unmittelbar vor dem Einfüllen des Quecksilbers auf das sorgfältigste zu reinigen, auszutrocknen und zu erhitzen und während dem Erhitzen mittelst eines engen, bis an ihr geschlossenes Ende reichenden Glastrichters das Quecksilber, welches ebenfalls bis zum Sieden (am besten in einer Atmosphäre von Kohlensäure, wo die Bildung von Quecksilberoxyd verhindert wird) erhitzt worden, noch warm einzufüllen. Es gelingt so bei einiger Uebung in der That, das Barometer fast eben so gut von Luft und Feuchtigkeit zu befreien, wie durch das sorgfältigste Auskochen in vorn angegebener Art.

Man hat früher eine ebene Quecksilberoberfläche in der Torricelli'schen Leere als ein sicheres Zeichen der gänzlichen Abwesenheit von Luft und Feuchtigkeit im Barometer angesehen, sich aber durch neuere Versuche überzeugt, daß diese Voraussetzung unrichtig und das Verschwinden der Quecksilberkuppe immer nur Folge der Anwesenheit von etwas Quecksilberoxyd sei, welches sich beim Auskochen des Quecksilbers gebildet hat und in diesem aufgelöst enthalten ist.

Wurde das Barometer auf die beschriebene Weise auch noch so vollkommen luft- und feuchtigkeitsfrei gemacht, so verbleibt es nicht in diesem Zustande. Das Quecksilber absorbirt nämlich an der mit der Luft in Berührung stehenden Oberfläche (im Gefäße, im kürzeren Schenkel der Barometerröhre u. s. w.) bald wieder Luft, diese dringt von der besagten Oberfläche aus allmälig immer weiter in das Quecksilber hinein und gelangt so endlich durch die ganze Quecksilbersäule bis in die Torricelli'sche Leere. Es müssen daher die Barometer, um fortwährend ihrer Güte versichert sein zu können, von Zeit zu Zeit immer wieder von Neuem ausgekocht werden.

Auch indem man ein Barometer, das zum Behufe des Transportirens abgesperrt und umgekehrt worden, wieder aufrichtet und durch Aufheben der Sperrung in den zur Beobachtung geeigneten Stand versetzt, kann bei nicht gehöriger Vorsicht leicht etwas Luft in die Barometerröhre gelangen und darin bis in die Torricelli'sche Leere emporsteigen. Um letzteres zu verhüten, braucht

*) Theils steigen beide, weil sie durch die Hitze ausdehnsamer und im Verhältniß zum Quecksilber noch mehr spezifisch leichter werden, von selbst in Luftblasen durch das Quecksilber empor, theils werden sie von den beim Sieden des Quecksilbers sich bildenden Quecksilberdämpfen immer von der Stelle, wo das Quecksilber gerade siedet, zu der nächst höheren und so nach und nach durch die ganze Röhre empor mechanisch mit fortgerissen.

Fig. 216.



Fig. 217.



man nur, wie Fig. 216 bei einem Heberbarometer anschaulich macht, die Barometerröhre aus zwei Stücken a, b zusammenzuschmelzen, nachdem das eine a vorher am untern Ende zu einem feinen Röhrchen (Haarröhrchen) ausgezogen wurde, welches nach dem Zusammenschmelzen in das andere Stück b etwas hineinreicht. Bei dieser Einrichtung werden kleine Luftblasen (und nur solche können der immer unerläßlichen Aufmerksamkeit der das Barometer handhabenden Person entgehen), welche aus dem Untertheil b der Röhre in die Torricelli'sche Leere emporsteigen wollen, in dem Raume i zwischen dem Haarröhrchen und der Wand des Röhrenstückes b zurückgehalten (indem sie an der Spitze des Haarröhrchens in dem Raum i abgleiten) und können dann durch Umkehren der Barometerröhre leicht wieder in die Biegung dieser letzteren emporsteigen gemacht und aus dem Quecksilber hinausgeschafft werden. Die beschriebene Vorrichtung rührt von einem pariser Glasbläser, Namens Bunten, her, der sie zuerst an den Gay-Lussac'schen Barometern anbrachte, und zwar unmittelbar oberhalb der Stelle, wo, wie Fig. 217 zeigt, der obere Schenkel a der Barometerröhre mit der engeren Röhre b zusammengeschmolzen ist. Daß diese Vorrichtung gleich nützlich auch für andere Barometer sei, leuchtet für sich ein.

Eine zweite Bedingung der Güte und Brauchbarkeit eines Barometers ist, daß das dazu verwendete Quecksilber von Staub und Schmutz frei und nicht durch darin aufgelöste fremde Metalle verunreinigt, sondern chemisch ganz rein sei; denn im entgegengesetzten Falle hängt es dem Glase an, dadurch verliert es an freier Beweglichkeit in der Röhre und es wird die genaue Bestimmung des Standes seiner Oberfläche darin, also das Maß des Barometerstandes sehr unsicher. Ferner können Barometer, die im verschiedenen Grade verunreinigtes Quecksilber, also Quecksilber verschiedenen spezifischen Gewichtes enthalten, unter übrigens gleichen Umständen in ihren Anzeigen nie übereinstimmen (da von Quecksilber verschiedenen spezifischen Gewichtes nur Säulen verschiedener Länge demselben Luftdruck das Gewicht zu halten vermögen), und doch ist eine solche Uebereinstimmung, wie bei allen Meßinstrumenten, auch bei den Barometern unerläßlich. Sie kann nur durch Anwendung von chemisch reinem Quecksilber, welches unter allen Umständen immer eine ganz gleiche chemische Beschaffenheit besitzt, erreicht werden. Sehr häufig befindet sich aber das Quecksilber des Handels nicht in diesem Zustande der Reinheit und es muß daher, bevor es zu einem Barometer benutzt werden kann, erst einem Reinigungsproceß unterworfen werden *).

*) Von Staub und Schmutz, den das Quecksilber aus der Luft, aus den Gefäßen, worin es aufbewahrt wird u. s. w. aufnimmt, kann es leicht dadurch gereinigt werden, daß man es so oft durch immer erneuerte Papiertrichterchen mit sehr feiner Oeffnung in der Spitze laufen läßt, bis an dem Papier kein Schmutz mehr zurückbleibt. Kauft man das Quecksilber aus soliden Materialhandlungen, wohin es unmittelbar aus den Bergwerken gelangt, so enthält es keine fremden Metalle, indem es zum größten Theil bergmännisch als Zinnober (Schwefelquecksilber) gewonnen und aus diesem durch

140. Nöthige Correctionen der durch unmittelbare Beobachtung gefundenen Barometerstände. Die Länge der im Barometer erhobenen Quecksilbersäule hängt nicht allein von der Größe des Luftdruckes, sondern auch noch von andern Einflüssen ab, deren Wirkung daher in Abschlag gebracht werden muß, bevor man aus dem Barometerstande auf die Größe des Luftdruckes einen sichern Schluß machen kann. Diese Einflüsse sind: 1. die ausdehnende Wirkung, welche die Wärme sowohl auf die Quecksilbersäule im Barometer als auf den zum Messen ihrer Länge dienenden Maßstab (d. h. auf die gegenseitigen Abstände seiner Theilstriche) übt; und 2. die Capillardepression (S. 263), die das Quecksilber im Barometer erfährt.

Correction wegen des Wärmeeinflusses auf das Quecksilber. Damit die Barometerstände von dem veränderlichen Einflusse der Temperatur unabhängig und unter einander vergleichbar sind, muß man sie auf eine bestimmte Temperatur, die Normaltemperatur (man sehe (1 auf S. 270) zurückführen (reduziren), d. h. es muß ermittelt werden, wie groß die bei einer Temperatur t beobachtete Länge l der Quecksilbersäule hätte erscheinen müssen, wenn die Beobachtung nicht bei dieser Temperatur t, sondern unter übrigens gleichen Umständen bei der Normaltemperatur (0°) stattgefunden hätte. Wie diese Zurückführung (Reduction) zu machen sei, ergibt sich aus folgender Betrachtung. Gesetzt, man beobachte den Barometerstand bei der Temperatur 0° und fände die Länge der dem Luftdruck das Gleichgewicht haltenden Quecksilbersäule = L (nämlich einer gewissen Anzahl Längeneinheiten), so müßte, wenn die Temperatur zu- oder abnähme, bei unveränderlich bleibender Größe des Luftdruckes die Länge der Quecksilbersäule im Barometer auch zu- oder abnehmen: denn da sich, so wie alle Körper, auch das Quecksilber bei wachsender Temperatur ausdehnt und bei abnehmender Temperatur zusammenzieht, mithin im ersteren Falle weniger dicht, oder spezifisch leichter, im letzteren Falle aber dichter oder spezifisch schwerer wird, so muß, damit die Quecksilbersäule im Barometer der Luft den nämlichen Druck wie bei 0° entgegensetze, im ersteren Falle die Abnahme des spezifischen Gewichtes durch Vermehrung und im letzteren Falle dessen Zunahme durch Verminderung der Länge der Säule ersetzt werden. Nun ändert sich, wie eine

---

Reduction dargestellt wird. Ist das Quecksilber durch beigemischte fremde Metalle verunreinigt, so soll man es, zum Behufe der Reinigung, mit chemisch reiner, jedoch stark verdünnter Salpetersäure lang und wiederholt schütteln. Indessen scheint es, um auf diesem Wege alle fremdartigen Beimischungen zu entfernen, nothwendig, das Quecksilber wenigstens einige Wochen lang mit der Säure in Berührung zu lassen. Nachdem dann die Auflösung der Beimischungen von dem Quecksilber entfernt worden, ist dieses auf das sorgfältigste, zuletzt mit destillirtem Wasser zu waschen und endlich gut zu trocknen.

Ein anderes Mittel, Quecksilber von fremden Metallen zu befreien, besteht in der Umwandlung desselben in Zinnober und Reduction des Metalles aus diesem mittelst Eisenfeilspänen. Jedoch wird das Quecksilber auf diesem Wege eben so wenig als dadurch, daß man es einfach einer Destillation unterwirft, ganz rein erhalten; es ist vielmehr in beiden Fällen immer mit etwas darin aufgelöstem Quecksilberoxyd verunreinigt. Dieses kann aber leicht entfernt werden, wenn man das (durch Reduction aus Zinnober oder durch Destillation gewonnene) Quecksilber mit einer Auflösung von Schwefelwasserstoff oder mit verdünntem Schwefelammonium schüttelt, dann sorgfältig auswäscht und trocknet.

genaue Bestimmung (von Dulong und Petit) lehrt, die bei 0° gemessene Länge L der Quecksilbersäule für jeden Réaumur'schen Temperaturgrad über oder unter Null um ihren 4440sten Theil, also für t° R. um $t \cdot \frac{L}{4440}$; es geht daher die Länge L der Quecksilbersäule, die dem Luftdruck bei 0° das Gleichgewicht hält, bei t° R. über Null (bei $+ t^{\circ}$ R.) in die Länge $L_1 = L + \frac{Lt}{4440}$ und bei t° unter Null (d. i. bis $- t^{\circ}$ R.) in die Länge $L_1 = L - \frac{Lt}{4440}$ über. Man findet mithin aus der Gleichung

$$L_1 = L + \frac{Lt}{4440} \ldots (1),$$

wenn die Länge L der Quecksilbersäule (der Barometerstand) bei 0° bekannt ist, die Länge L_1 derselben (den Barometerstand) für irgend eine andere Anzahl von Temperaturgraden, indem man darin anstatt t diese Anzahl mit dem Zeichen + oder — setzt, je nachdem sie Wärme- oder Kältegrade bedeutet; umgekehrt kann offenbar, wenn der Barometerstand L_1 bei irgend einer Temperatur t bekannt ist, mittelst der Gleichung (1) der der Temperatur 0° entsprechende Barometerstand L bestimmt (d. i. der bei der Temperatur t stattfindende Barometerstand L_1 auf die Normaltemperatur reducirt) werden. Es ist nämlich $L = L_1 : \left(1 + \frac{t}{4440}\right) \ldots (2)$. Verrichtet man die in dieser Gleichung (2) blos angezeigte Division wirklich und läßt diejenigen Glieder des Quotienten hinweg, welche $\frac{t}{4440}$ zur zweiten oder eine höhere Potenz erhoben als Factor enthalten und daher einen sehr kleinen Werth haben, so erhält man anstatt der Gleichung (2) die Gleichung

$$L = L_1 \left(1 - \frac{t}{4440}\right) \ldots (3),$$

welche (wenn darin, wie oben, t mit dem Zeichen + oder — gesetzt wird, je nachdem es Wärme- oder Kältegrade bedeutet) den auf die Normaltemperatur reduzirten Barometerstand L aber nur näherungsweise, jedoch für alle Fälle hinreichend genau angibt. Hätte man z. B. bei $+ 16^{\circ}$ R. den Barometerstand $L_1 = 27$ Zoll 5 Linien oder 329 Linien beobachtet, so fände man nach (3) den auf 0° reduzirten Barometerstand $L = 329''' \left(1 - \frac{16}{4440}\right) = 327{,}8$ Linien, oder für den Fall, daß der z. B. bei $- 5^{\circ}$ R. beobachtete Barometerstand $28''\ 3'''$ oder $339'''$ betrüge, wäre $L = 339''' \left(1 + \frac{5}{4440}\right) = 339{,}4$ Linien.

Es ist für sich klar, daß auch in allen andern Fällen, in welchen (wie unter (1 auf S. 270 gezeigt worden) die Reduction der Längen von Quecksilbersäulen auf die Normaltemperatur nothwendig ist, zu dieser Reduction die Formeln (2) oder (3) dienen.

Für eine Temperatur t nach dem Celsius'schen Thermometer ist in vorstehenden Formeln anstatt 4440 die Zahl 5550 zu setzen, da die Länge L bei 0° für jeden Grad nach Celsius sich um ihren 5550sten Theil ändert.

Um das wiederholte, zeitraubende Rechnen nach diesen Formeln zu ersparen, hat man zum Behuf der Wärmecorrection der Barometerstände Tabellen, welche für jeden bei irgend einer Temperatur beobachteten Barometerstand die auf 0° reduzirte Länge der Quecksilbersäule unmittelbar angeben. Eine solche Tabelle ist am Schlusse des Buches zu finden.

Correction wegen des Wärmeeinflusses auf den Maßstab. Auch die besten Maßstäbe sind immer nur für die Temperatur richtig, bei welcher sie verfertigt (getheilt) wurden. Bei höheren Temperaturen dehnen sie sich nämlich aus, ihre Theilstriche rücken weiter von einander, es gehen auf eine bestimmte Länge weniger solcher Theilstriche; der Maßstab gibt daher diese Länge in demselben Verhältniß zu gering an, in welchem er länger geworden, während natürlich bei niedrigern Temperaturen (als die Verfertigungstemperatur) gerade das Entgegengesetzte stattfinden muß. Es verhält sich demnach irgend eine mit einem Maßstabe bei der Temperatur t gemessene Länge l zu der richtigen Länge x, welche man gefunden haben würde, wenn der Maßstab die Temperatur **T**, bei welcher er verfertigt worden, gehabt hätte, umgekehrt wie die Länge des Maßstabes bei der Temperatur **T** zur Länge desselben bei der Temperatur t .... (*. Gesetzt nun, der Maßstab bestehe, wie dies meistens der Fall ist, aus Messing. Genauen Bestimmungen zu Folge dehnt sich dieses Metall für jeden Grad des Réaumur'schen Thermometers um $\frac{1}{42640}$ seiner Länge bei 0° aus, d. i. ein messingener Maßstab, der bei 0° 42640 Linien lang ist, wird für jeden Temperaturgrad über und unter 0° um eine Linie länger oder kürzer, hat also bei den oben erwähnten Temperaturen **T** und t die Längen 42640 + **T** und 42640 + t (wo natürlich t und **T** das Zeichen + oder — bekommen, je nachdem sie Wärme- oder Kältegrad bedeuten); es besteht daher nach (* die Proportion $l : x = 42640 + T : 42640 + t$, woraus $x = \frac{(42640 + t)\, l}{42640 + T}$ folgt... (**, und diese Formel dient in allen Fällen dazu, um eine mit einem messingenen Maßstab bei irgend einer, von seiner Verfertigungstemperatur **T** verschiedenen Temperatur t bestimmte unrichtige) Länge l auf die wahre Länge x zurückzuführen, oder wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, eine gemessene Länge l in Bezug auf die Ausdehnung des Maßstabes zu corrigiren ... (***. Um nun diese Correction mit den beobachteten Barometerständen vorzunehmen (wie dies dem Vorhergesagten zu Folge nothwendig ist), hat man nur in der Formel (** anstatt l den vorher in Bezug auf die Ausdehnung des Quecksilbers nach Gleichung (3) auf S. 288 corrigirten Barometerstand und für t und **T**, wie in allen andern Fällen, die Temperatur zu setzen, die der Maßstab während der Barometerstandes-Beobachtung hatte, und bei welcher er getheilt wurde. Für Temperaturgrade t und **T** nach dem 100theiligen (Celsius'schen) Thermometer ist, da die Ausdehnung des Messings für einen solchen Grad $\frac{1}{53300}$ beträgt, in obiger Formel anstatt 42640 die Zahl 53300 zu stubstituiren.

Endlich muß hier noch Folgendes bemerkt werden: Die Barometer-Scalen sind meistens nach dem pariser Fuß- oder Meter-Maße getheilt; im erstern Falle sind sie nur für **13° R. (16°, 25 C°)** und im letzteren Falle

nur für 0° richtig, wornach in der Formel (**) in dem einen Fall für **T**, 13 (oder falls die Temperatur nach dem 100theiligen Thermometer angegeben ist 16,25) und in dem andern Falle 0° zu setzen kömmt.

Um die eben besprochenen Correctionen des Barometerstandes (vorzüglich die wegen der Ausdehnung des Quecksilbers, denn die Ausdehnung des Maßstabes wird, wenn es sich nicht um sehr genaue Resultate handelt, vernachlässigt) vornehmen zu können, ist an jedem guten Barometer zugleich ein Thermometer angebracht, welches die bei der Beobachtung stattfindende Temperatur der Luft, somit auch des Maßstabes und des Quecksilbers in der Barometerröhre anzeigt. Indessen haben, wie die Erfahrung lehrt, die Luft und das Quecksilber in der Röhre nur in verschlossenen und gleichförmig warmen, äußerst selten hingegen in freien, luftigen Räumen eine ganz gleiche Temperatur, und man erhält den wahren Wärmegrad des Quecksilbers nur dann, wenn die Kugel des etwa in der halben Höhe der Barometerröhre festgemachten Thermometers in einem kleinen geschlossenen Gefäße unter Quecksilber taucht, und dieses Gefäß aus einem Stücke des nämlichen Rohres gebildet ist, woraus die Barometerröhre verfertigt worden.

Correction des Barometerstandes wegen der Capillardepression. Ist der innere Durchmesser der Barometerröhre kleiner als sechs Linien, so findet immer noch Capillardepression statt (siehe S. 263), deren Einfluß nicht vernachlässigt werden kann und welche bei Gefäßbarometern, wo sie sich nur in der Röhre, mithin als eine dem Luftdruck entgegenwirkende Kraft äußert, macht, daß die Höhe der Quecksilbersäule geringer ist, als sie vermöge der Größe des Luftdruckes eigentlich sein sollte. Bei Heberbarometern hingegen ist in beiden Röhrenschenkeln Depression vorhanden und zwar im offenen Schenkel, wo die Quecksilberoberfläche mit der feuchten Luft in Berührung steht und deswegen immer eine stärkere Convexität besitzt, als in der Torricelli'schen Leere, stets im größeren Maße. Da beide Depressionen sich als einander gerade entgegengesetzt wirkende Kräfte äußern, so geht daraus eine ihrem Unterschiede gleiche Resultirende hervor, welche die Quecksilberoberfläche im offenen Schenkel niederdrückt, also mit dem Luftdrucke wirkt, so daß die im längern Schenkel getragene Quecksilbersäule länger ausfällt, als sie vermöge der Größe des Luftdruckes allein ausfallen sollte. Man muß demnach, um ein richtiges Maß dieses Druckes zu erhalten, die bezüglich des Einflusses der Wärme auf das Quecksilber und den Maßstab bereits corrigirte Barometersäule auch noch in Bezug auf die Capillardepression corrigiren, d. h. die Höhe dieser Säule um den Betrag der Depression vermehren oder vermindern, je nachdem an einem Gefäß- oder an einem Heberbarometer beobachtet worden. Allein diese Correction ist schwerer auszuführen als jede der beiden andern, weil die Größe der Depression nicht blos vom Durchmesser der Röhre, sondern auch vom mehr oder minder sorgfältigen Auskochen des Barometers abhängt, daher bei verschiedenen Barometern verschieden ist. Am genauesten erhält man für ein bestimmtes Barometer die Größe der bei demselben stattfindenden Depression, indem man seinen Stand mit jenem eines Barometers vergleicht, an welchem die Röhre mindestens sechs Linien weit ist, deswegen als von aller Depression frei angenommen werden kann, und überdies alle andern Eigenschaften eines Barometers bester Art besitzt, daher Normalbarometer genannt wird.

In Ermanglung eines Normalbarometers wird die Depression am genauesten mittelst nachstehender Tabelle erhalten, die von Schleyermacher und Eckhart unter gleichzeitiger Rücksichtsnahme auf den Halbmesser der Baro-

meterröhre und auf die Höhe der Kuppe (Convexität) der Quecksilbersäule darin, auf Grundlage eigener Versuche nach der Formel von Laplace berechnet wurde.

mm.	0,1	0,2	0,4	0,6	0,8	1,0	1,2	1,4	1,6	1,8	2,0
0,5	4,975	8,912	12,560	12,616							
1,0	1,262	2,450	4,376	5,581	6,098	6,171					
2,0	0,299	0,595	1,152	1,643	2,037	2,338	2,541	2,658	2,681	2,699	2,712
3,0	0,121	0,242	0,476	0,695	0,839	1,066	1,206	1,316	1,397	1,449	1,473
4,0	0,068	0,120	0,240	0,354	0,460	0,546	0,530	0,702	0,758	0,805	0,838
5,0	0,034	0,069	0,138	0,205	0,247	0,299	0,308	0,390	0,428	0,468	0,476

In dieser Tabelle, worin alle Maße in Millimetern angegeben sind, stellt für einen bestimmten Halbmesser a der Barometerröhre, und für eine bestimmte Höhe h der Quecksilberkuppe jene Zahl die Depression dar, welche vertikal über sich, im Kopfe der Tabelle, den Werth von h, und horizontal neben sich, in der ersten Vertikalspalte, den Werth von a stehen hat. So beträgt z. B. bei einem Röhrenhalbmesser von 4 Millimetern und bei einer Quecksilberkuppe von 0,6 Millim. Höhe die Depression 0,354 Millimeter.

Dem Vorhergehenden zu Folge, ist bei einem Gefäßbarometer die Depression nur für die Quecksilberoberfläche in der Torricelli'schen Leere zu suchen, und zum beobachteten (und rücksichtlich des Wärmeeinflusses bereits corrigirten) Barometerstand zu addiren; bei einem Heberbarometer hingegen muß die Depression sowohl im offenen als im geschlossenen Röhreschenkel bestimmt, und der Mehrbetrag der ersteren vom besagten Barometerstande subtrahirt werden. Handelt es sich nicht um große Genauigkeit, so kann man die Depression auch mittelst der vorn S. 266 mitgetheilten Tabelle bestimmen, bei deren Berechnung die Depression als blos vom Durchmesser der Röhre abhängig angesehen wurde, und bei Heberbarometern, an welchen beide Röhrenschenkel einen gleichen Durchmesser haben, kann dann von der Depression (als in beiden Schenkeln gleich, im entgegengesetzten Sinne stattfindend und sich daher gegenseitig aufhebend) ganz abgesehen werden.

141. Beziehung zwischen der Expansivkraft der atmosphärischen Luft, ihrem Volum, ihrer Dichte und der sie zusammendrückenden Kraft. Genauen Versuchen zu Folge sind bei gleichbleibender Temperatur die Expansivkräfte und die Dichten der Luft den sie zusammendrückenden Kräften direct und die Räume, welche sie dabei einnimmt, diesen Kräften umgekehrt proportional. Von der Richtigkeit dieses Gesetzes, welches zuerst von Mariotte nachgewiesen wurde und daher auch das Mariotte'sche Gesetz heißt, überzeugt man sich leicht mittelst des in Fig. 218 abgebildeten Apparates. a, b sind zwei parallele, unten bei c communicirende und an einer hölzernen Säule A festgemachte Glasröhren. Die (etwa sechs Fuß und darüber) lange Röhre a ist oben offen und hat zur Seite einen auf A verzeichneten (z. B. in Zoll und Linien) getheilten Maßstab. Die bedeutend kürzere (etwa nur einen Fuß lange) Röhre b trägt an ihrem Ende eine mit einem Hahne h versehene Fassung (von Eisen oder Packfong) und neben ihr ist auf A eine Volumscale o r (d. i. eine Scale, an der je zwei aufeinander folgende Theilstriche einen gleichen Volumtheil der Röhre b anzeigen) verzeichnet. Oeffnet man nun den Hahn h, gießt dann bei a so lange Quecksilber ein, bis dieses die kürzere Röhre b ganz erfüllt, öffnet hierauf auch den Hahn i im Verbindungsstücke c, läßt, während daselbst

das Quecksilber ausfließt, in die dabei sich entleerende Röhre b durch den Hahn h atmosphärische Luft einströmen, die vorher von aller Feuchtigkeit und andern fremden Bestandtheilen befreit worden, und schließt die beiden Hähne h und i, wenn das Quecksilber in b genau bis zum Anfangspunkt o der Volumscale gesunken ist; so hat man in der Röhre b ein bestimmtes Volum o r reiner atmosphärischer Luft abgesperrt, welche — da das Quecksilber nach hydrostatischen Gesetzen in beiden Röhrenarmen gleich hoch (bei o und e) stehen muß — durch

Fig. 218.



ihre Expansivkraft allein (denn vom Gewichte dieses Luftvolums kann wegen seiner Unbedeutendheit ganz abgesehen werden) dem äußern, auf die Quecksilberoberfläche in e wirkenden Luftdruck das Gleichgewicht hält. Es ist daher der Druck p der Quecksilbersäule von der Höhe B im Barometer (d. i. der Barometerstand) als das Maß der Expansivkraft E des Luftvoluns o r anzusehen. Wird jetzt in die Röhre a mehr Quecksilber nachgegossen, so steigt auch das Quecksilber im Arme b, die da eingesperrte Luft wird daher in einen kleinern Raum zusammengedrängt und zwar desto mehr, je mehr Quecksilber in den Arm a nachgegossen wird. Gesetzt, man hätte einmal Quecksilber bis f, ein anderes Mal bis g nachgefüllt und das Quecksilber des kürzeren Armes b stünde im erstern Falle bei u, im letzteren bei v, so stellt der Druck p_1 der Quecksilbersäule von der Höhe $B + f u_1$ das Maß der Expansivkraft E_1 der Luft im Raume u r und der Druck p_2 der Quecksilbersäule von der Höhe $B + g v_1$ das Maß der Expansivkraft E_2 der Luft im Raume v r vor, und es besteht die Proportion $E : E_1 : E_2 = p : p_1 : p_2 \ldots 1)$, d. h. die Expansivkräfte, welche die atmosphärische Luft unter der Einwirkung verschiedener, sie zusammendrückender Kräfte äußert, verhalten sich wie diese Kräfte . . . (†).

Vergleicht man die Volume o r, u r und v r, welche das in b abgesperrte Luftquantum unter der Einwirkung der drückenden Kräfte p, p_1 und p_2 einnimmt, so zeigt sich, daß sie untereinander genau im umgekehrten Verhältnisse mit den Höhen der Quecksilbersäulen stehen, unter deren Druck die Luft diese Volume einnimmt, so daß $\frac{1}{or} : \frac{1}{ur} : \frac{1}{vr} = B : B + f u_1 : B + g v_1$ ist. Da sich die Kräfte, womit Quecksilbersäulen von verschiedener Höhe drücken, unter übrigens gleichen Umständen wie diese Höhen verhalten, so hat man ferner $B : B + f u_1 : B + g v_1 = p : p_1 : p_2$, mithin auch $\frac{1}{or} : \frac{1}{ur} : \frac{1}{vr} = p : p_1 : p_2 \ldots 2)$, d. h. die Volume, welche ein und dasselbe Luftquantum unter Einwirkung verschiedener drückender Kräfte einnimmt, verhalten sich umgekehrt wie diese Kräfte... (††). Da endlich jeder Körper desto dichter wird, in ein je kleineres Volum man ihn zusammenpreßt; so ist auch $\frac{1}{or} : \frac{1}{ur} : \frac{1}{vr} = d : d_1 : d_2 \ldots 3)$ (wenn d, d_1 und d_2 die Dichten bezeichnen, welche die Luft in den Volumen o r, u r und v r besitzt) und es folgt nach 2) und 3) $d : d_1 : d_2 = p : p_1 : p_2 \ldots 4)$, d. i. die Dichten der atmosphärischen Luft verhalten sich, wie die sie zusammendrückenden Kräfte.

Um das Stattfinden des Mariotte'schen Gesetzes auch bei Verminderung der Dichte (bei Verdünnung) der atmosphärischen Luft zu beweisen, nehme man eine (mindestens 30 Zoll lange) Röhre a b (Fig. 219), die bei a einen Hahn trägt und mit einer Volumscale versehen ist, tauche sie, nachdem vorher der Hahn geöffnet worden, bis an diesen in ein hinreichend tiefes, Quecksilber enthaltendes Gefäß A, so daß sie ganz mit Quecksilber angefüllt und alle Luft daraus vertrieben ist. Zieht man nun die Röhre wieder aus dem Quecksilber, z. B. bis c empor, läßt dabei durch den Hahn wohlgetrocknete und gereinigte Luft in dieselbe eintreten, und schließt dann den Hahn, so hält die im Raume a c (oder v) abgesperrte Luftmenge durch ihre Expansivkraft E dem äußeren Luftdruck das Gleichgewicht; es ist daher der Druck p der Quecksilbersäule von der Höhe B im Barometer das Maß der Expansivkraft E. Zieht man jetzt die Röhre a b noch weiter aus dem Quecksilber heraus, und zwar zuerst etwa bis d und nachher bis e, so wird zugleich auch eine Quecksilbersäule mit herausgezogen, so daß in der Röhre im ersteren Falle eine Quecksilbersäule, z. B. von der Höhe h und im letzteren von der größern Höhe h_1 über dem äußern Quecksilberspiegel (im Gefäße A) schweben bleibt und die Luft dabei die Räume v_1 und v_2 einnimmt. Es stellt jetzt offenbar der Druck p_1 der Quecksilbersäule von der Höhe $B - h$ das Maß der Expansivkraft E_1 der Luft im Raume v_1 und der Druck p_2 der Quecksilbersäule von der Höhe $B - h_1$ das Maß der Expansivkraft E_2 der Luft im Raume v_2 vor, und es ist daher $E : E_1 : E_2 = p : p_1 : p_2$ . . . (I). Vergleicht man die Räume v, v_1 und v_2, welche die abgesperrte Luftmenge unter den Druckkräften p, p_1 und p_2 einnimmt, so findet man dieselben wieder genau im umgekehrten Verhältnisse mit den Höhen der Quecksilbersäulen stehend, unter deren Druck sie von der Luft erfüllt werden, so daß die Proportion $\frac{1}{v} : \frac{1}{v_1} : \frac{1}{v_2} = B : B - h : B - h_1$ besteht, und man hat ferner ganz aus den nämlichen Gründen, die vorher bei Erweisung des Mariotte'schen Gesetzes für Vermehrung der Dichte (für Verdichtung) der Luft angegeben wurden:

Fig. 219.



$B : B - h : B - h_2 = p : p_1 : p_2$; $\frac{1}{v} : \frac{1}{v_1} : \frac{1}{v_2} = p : p_1 : p_2$ . . (II);

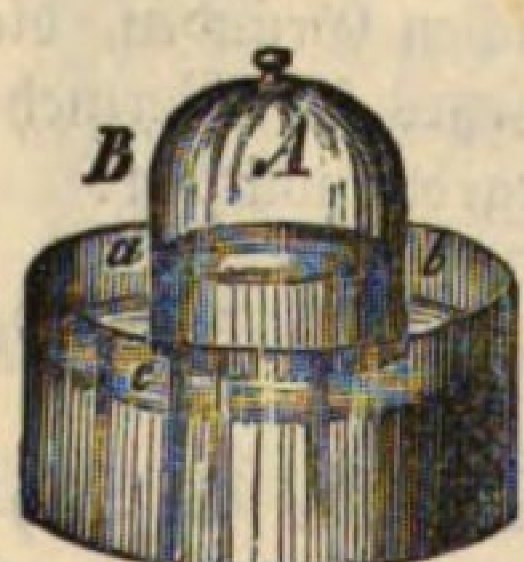
$\frac{1}{v} : \frac{1}{v_1} : \frac{1}{v_2} = d : d_1 : d_2$ . . . (III) (wenn d, d_1 und d_2 die Dichten der Luft in den Räumen v, v_1 und v_2 bezeichnen) und endlich $d : d_1 : d_2 = p : p_1 : p_2$ . . . (IV). Die Proportionen (I) bis (IV) sind ganz gleichbedeutend mit (1) bis (4).

Das Mariotte'sche Gesetz gilt aber nicht nur für so geringe Verdichtungen und Verdünnungen, wie die eben beschriebenen zwei Apparate mit der atmosphärischen Luft vorzunehmen gestatten, sondern bewährt sich (nach weiter ausgedehnten Versuchen, welche mittelst anderer geeigneter Apparate angestellt wurden) auch dann noch vollkommen, wenn die atmosphärische Luft selbst bis auf das 27fache ihrer gewöhnlichen Dichte verdichtet oder auf eine 112mal kleinere Dichte gebracht wird.

Das Mariotte'sche Gesetz gilt ferner nicht blos für die atmosphärische Luft, sondern auch für alle andern Gase*); jedoch für jedes Gas nur bis zu einer gewissen Dichtigkeitsgränze, die von der Natur des Gases und überdies auch von der Temperatur desselben abhängig ist. Mehrere Gase, z. B. Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, beobachten das Mariotte'sche Gesetz, selbst wenn sie durch die stärksten Kräfte zusammengedrückt werden; immer nimmt ihr Volum in dem nämlichen Verhältnisse ab, in welchem die zusammendrückende Kraft wächst. Bei andern Gasen hingegen, wie bei Kohlensäure, Chlor, Ammoniak, schwefliger Säure u. s. w. findet eine solche Proportionalität zwischen der Abnahme des Volums und der Zunahme der drückenden Kraft nur bis zu einer bestimmten Größe dieser letzteren statt; steigt die zusammendrückende Kraft über diese Größe hinaus, so nimmt das Gasvolum in einem rascheren Verhältnisse ab als die drückende Kraft wächst, und bei noch größerer und hinreichend weit getriebener Steigerung dieser Kraft wird das Gas zu einer tropfbaren Flüssigkeit condensirt. Uebrigens bedarf es zu einer solchen Condensirung unter sonst gleichen Umständen eines desto geringeren Druckes, je niedriger die Temperatur des Gases ist**).

142. Anwendungen des Mariotte'schen Gesetzes. Mit Hilfe dieses Gesetzes läßt sich aus dem bekannten Volumen **V**, das ein Gasquantum unter einem bestimmten Drucke **P** hat, leicht das Volum **v** finden, welches dieses Gasquantum unter irgend einem andern Drucke **p** einnehmen würde. Denn nach (2) und (II) auf S. 292 und 293 ist $V : v = p : P$ mithin $v = V \cdot \frac{P}{p}$. Es sei z. B. im Raume **A** (Fig. 220) der Glasglocke **B** bei einem Barometerstande von 27 Zoll 9 Linien oder 333''', 44 Kub. Zoll Wasserstoffgas durch Quecksilber abgesperrt, so daß diese Sperrflüssigkeit in der Glocke bei **ab**, d. i. um $ac = 18'''$ höher als außer der Glocke steht und sich demnach das Gas unter dem Drucke einer Quecksilbersäule von der Höhe $333''' - 18''' = 315'''$ befindet. Um nun das Volum (die Anzahl Kub. Zolle)

Fig. 220.



v zu finden, welche die nämliche Menge Wasserstoffgases bei einem Barometerstande von 28 Zoll oder 336''', also unter dem Drucke einer 336''' hohen Quecksilbersäule einnehmen würde, hat man nach (2) S. 292

$$44 : v = 336 : 315, \text{ mithin } v = \frac{44 . 315}{336} = 41{,}2 \text{ K. Zoll.}$$

Ebenso kann umgekehrt aus der Volumsveränderung, die ein unter einem Drucke stehendes Gas erfährt, die Veränderung in der Größe dieses Druckes bestimmt werden:

*) Man kann sich hiervon ebenfalls mittelst der in Fig. 218 und 219 abgebildeten Apparate überzeugen, indem man durch die Hähne h und a anstatt getrockneter und gereinigter atmosphärischer Luft irgend ein anderes Gas aus einem Behältnisse (z. B. aus einer mit Metallfassung und Hahn versehenen Thier- oder Kautschukblase), das vorher auf dem Schraubengewinde des Hahnes h oder a aufgeschraubt worden, einströmen läßt, und dann ganz so verfährt, wie dies für die atmosphärische Luft beschrieben wurde.

**) Nach Regnault's neuesten Versuchen soll die atmosphärische Luft das Mariotte'sche Gesetz nur für Verdünnungen unter ihren gewöhnlichen Dichtigkeitszustand, nicht aber für Verdichtungen über denselben und im letzteren Falle desto weniger befolgen, je größer ihre Dichtigkeit ist. Ganz so wie die atmosphärische Luft, soll sich auch Stickgas verhalten.

denn geht das Volum V des unter dem Drucke P befindlichen Gases blos durch Veränderung dieses Druckes in v über, so muß P in $p = \frac{PV}{v}$ übergegangen sein.

Auf dem Mariotte'schen Gesetze beruht auch die folgende, eben so sinnreiche als genaue Methode, das Volum eines sehr porösen oder pulverförmigen Körpers nach Abschlag seiner (mit Luft gefüllten) Zwischenräume zu bestimmen. Man denke sich eine beiderseits offene Barometerröhre a b (Fig. 221) am oberen Ende mit einer Erweiterung e versehen, beide durch eine sehr feine, für die Luft durchgängliche Oeffnung o communicirend, die Erweiterung durch eine auf ihren ebenen Rand aufgeschliffene, luftdicht aufsitzende Platte r verschließbar und die Röhre a b mit einer Volumscale versehen. Wird die Röhre bis zur Communications-Oeffnung o in Quecksilber getaucht und hierauf die Erweiterung e mittelst der Platte r luftdicht verschlossen, so steht die (in e) eingeschlossene Luft unter dem Drucke einer Quecksilbersäule von der Höhe b, wenn b den gleichzeitig stattfindenden Barometerstand bedeutet. Zieht man nun die Röhre so weit aus dem Quecksilber heraus, daß die Länge der Quecksilbersäule, welche zugleich mit emporgezogen wird und in der Röhre schwebend bleibt, gerade nur halb so groß ist als der Barometerstand b, so befindet sich die im Apparate eingeschlossene Luft, welche jetzt nicht nur die Erweiterung e, sondern auch den kein Quecksilber mehr enthaltenden Theil der Röhre erfüllt, offenbar nur unter der Hälfte des Druckes, den sie früher zu ertragen hatte, d. i. unter dem Drucke einer Quecksilbersäule von der Höhe $b/_2$, und ihr Volum beträgt somit (dem Mariotte'schen Gesetze zu Folge) gerade das Doppelte des vorigen. Gesetzt, das Quecksilber reiche dabei in der Röhre bis m. Oeffnet man jetzt wieder die Erweiterung e (durch Hinwegnahme der Platte r), taucht die Röhre abermals bis zur Communicationsöffnung o unter Quecksilber, bringt dann den pulverförmigen oder porösen Körper, dessen Volum bestimmt werden soll, in die Erweiterung e, schließt diese wieder mittelst r luftdicht und zieht die Röhre a b hernach so weit aus dem Quecksilber empor, bis die Länge der darin schwebenden Quecksilbersäule wieder genau die Hälfte des Barometerstandes b beträgt, so wird auch jetzt die zuvor in der Erweiterung e enthalten gewesene Luft ihr Volum auf das Doppelte vergrößert haben, kann aber dabei keinen so großen Theil der Röhre a b einnehmen, wie im früheren Falle, wo in der luftdicht verschlossenen Erweiterung e kein poröser oder pulveriger Körper, mithin um das Volum dieses Körpers mehr Luft enthalten war. Es wird daher die Oberfläche der an Länge dem halben Barometerstande gleichenden Quecksilbersäule in a b oberhalb m, z. B. bei n stehen müssen und der Rauminhalt zwischen m, n wird offenbar den Volumunterschied der Luftmengen, die in beiden Fällen die Erweiterung e allein erfüllten, d. i. das Volum v anzeigen, welches der nach e gebrachte poröse oder pulverige Körper nach Abschlag seiner Luft enthaltenden Zwischenräume besitzt. — Da, wenn p das (durch gewöhnliche Wägung zu bestimmende) absolute Gewicht des porösen oder pulverigen Körpers bedeutet, $\frac{p}{v}$

Fig. 221.



(nach 3) §. 17) sein spezifisches Gewicht s und (nach Anmerkung *) S. 238) $\frac{s}{s_1}$ seine Dichte vorstellt (wenn s_1 das spezifische Gewicht des Wassers bedeutet), so erhält man mittelst des eben beschriebenen, von Say erdachten und von Leslie verbesserten Apparates auch sehr leicht die Dichte poröser oder pulveriger Substanzen und zwar weit genauer als nach den in der Hydrostatik angegebenen Methoden, nach welchen dadurch immer ein Fehler begangen wird, daß da die Zwischenräume der betreffenden porösen oder pulverigen Körper mit zum Volum dieser Körper genommen werden (man vergleiche (III) auf S. 226).

Die Anwendung des Mariotte'schen Gesetzes zur Bestimmung der Aenderung, die ein Gasvolum bei Veränderung der Größe des auf ihm lastenden Druckes erfährt oder umgekehrt, ist nur insofern gestattet, als die Temperatur des Gases stets die nämliche bleibt. Denn da die Wärme alle Körper ausdehnt, so muß ein Gas, bei Aenderung seiner Temperatur, auch wenn der auf ihm lastende Druck der nämliche bleibt, sein Volum ändern, und es kann daher aus der Aenderung des Volums auf jene des Druckes oder umgekehrt nur dann sicher geschlossen werden, wenn vorher der Einfluß in Abschlag gebracht worden, den ein etwaiger Temperaturwechsel auf die Volumsänderung geübt hat. Ist das Volum v zu bestimmen, in welches ein unter dem Drucke P und bei der Temperatur T^0 R. befindliches Gasvolum V übergeht, wenn das Gas auf die Temperatur t^0 R. und unter einen Druck p gebracht wird, so gelangt man offenbar zum Ziele, wenn man zuerst das Volum V_1 sucht, in welches das Volum V bei unverändert bleibendem Drucke P blos in Folge der Temperatur-Veränderung des Gases übergehen müßte und hierauf nach dem Mariotte'schen Gesetze das Volum (v) bestimmt, welches aus V_1 beim Uebergange des Druckes P in p wird. Gesetzt, der Werth von V_1 wäre bereits ermittelt, so hätte man demnach aus $v : V_1 = P : p$, $v = \frac{V_1 . P}{p}$ . . .(1. Die Bestimmung von V_1 geschieht aber leicht mit Hülfe des Erfahrungssatzes, daß alle Gase, welche auch immer ihre Natur und materielle Beschaffenheit sei, ohne erheblichen Unterschied sich für jeden Réaumur'schen Thermometergrad über oder unter 0^0 um den 0,004581sten Theil des Volums v_0 ausdehnen oder zusammenziehen, welches sie bei der Temperatur 0^0 besitzen*).

Zu Folge dieses Satzes, den wir vorläufig aus der Wärmelehre, wo er näher erörtert und beleuchtet werden wird, entlehnen, können die oben besagten Gasvolume V und V_1 durch die Ausdrücke $V = v_0 + 0{,}004581 . vT = v_0 (1 + 0{,}004501\ T)$ und $V_1 = v_0 + 0{,}004581\ vt = v_0 (1 + 0{,}004581\ t)$ dargestellt werden (wo v_0 das Gasvolum bei der Temperatur 0^0 bedeutet, ferner T und t einen positiven oder negativen Werth haben, je nachdem sie Temperaturen über oder unter 0^0 bezeichnen) und man hat

$$V : V_1 = 1 + 0{,}004581\ T : 1 + 0{,}04581\ t$$

mithin $V_1 = \frac{(1 + 0{,}004581\ t)\ V}{1 + 0{,}004581\ T}$ . . . (2; aus (2 und (1 folgt

$$v = \frac{(1 + 0{,}004581\ t)\ V . P}{(1 + 0{,}004581\ T) . p}$$ . . . (3, d. i. das vorn in Frage gestellte Volum.

*) Für jeden Grad über oder unter 0^0 nach dem Celsius'schen Thermometer beträgt die Ausdehnung oder Zusammenziehung der Gase den 0,003665sten Theil ihres Volums v_0 bei 0^0.

Mittelst der Gleichung (3 lassen sich offenbar auch folgende Fragen beantworten:

1. Welcher Druck p gehört dazu, damit ein bei der Temperatur T^0 und unter dem Drucke P gemessenes Gasvolum V bei einer anderen Temperatur t^0 in ein gegebenes Volum v übergehe? — Nach (3 ist dieser Druck

$$p = \frac{(1 + 0{,}004581\ t)\ V.P}{(1 + 0{,}004581\ T)\ v} \ldots (4.$$

2. Wie groß ist die Expansivkraft e eines Gases, das unter dem Volum V und bei der Temperatur T^0 die Expansivkraft E besitzt, wenn es in das Volum v und auf die Temperatur t^0 gebracht wird? — Da nach (4 $\frac{p}{P} = \frac{(1+0{,}004581\ t)\ V}{(1+0{,}004581\ T)\ v}$ ist und nach (1) S. 292 die Expansivkräfte sich direct wie die drückenden Kräfte verhalten, mithin $\frac{p}{P} = \frac{e}{E}$ ist, so hat man $\frac{e}{E} = \frac{(1+0{,}004581\ t)\ V}{(1+0{,}004581\ T)\ v}$ und hieraus $e = \frac{(1+0{,}004581\ t)\ VE}{(1+0{,}004581\ T)\ v} \ldots (5.$

3. Welche Veränderung erfährt die Expansivkraft E eines Gases, wenn dasselbe, ohne sein Volum ändern zu können (z. B. in einem Behältnisse unveränderlicher Größe) von der Temperatur T^0 und t^0 gebracht wird? — Bezeichnet e die der Temperatur t entsprechende Expansivkraft, so ist nach Gleichung 5), wenn darin V = v gesetzt wird, $e = \frac{(1+0{,}004581\ t)\ E}{(1+0{,}004581\ T)} \ldots (6.$ Aus (6 und (2 folgt weiter $\frac{e}{E} = \frac{V}{V_1}$, d. h. die Expansivkräfte, die ein Gas bei stets gleichbleibendem Volum unter verschiedenen Temperaturen zeigt, verhalten sich wie die Volume, die das Gas bei diesen Temperaturen, aber unter gleichbleibendem Druck einnehmen würde ... (7.

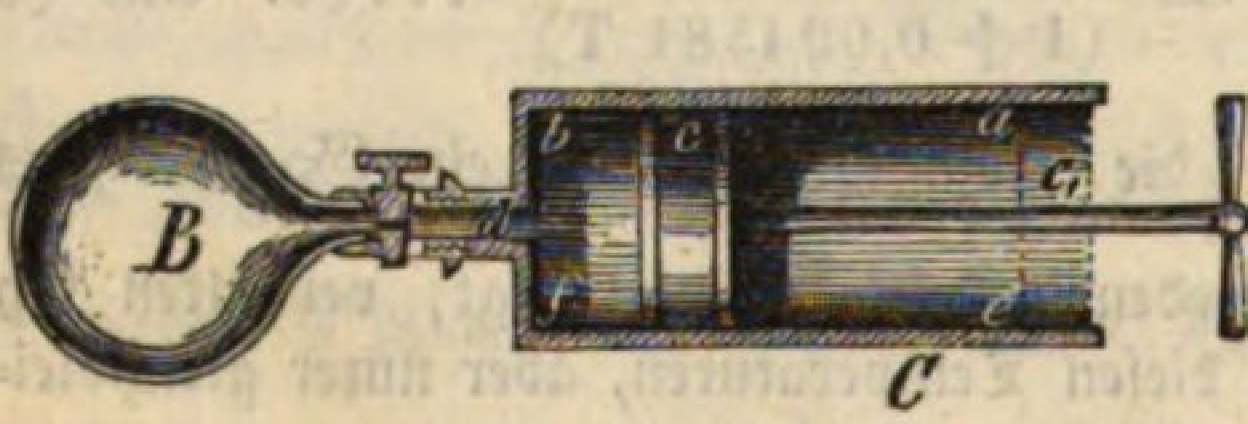
Demnach ändert ein Gas, wenn es in einem, stets die nämliche Größe beibehaltendem Gefäße erwärmt oder erkältet wird, seine Expansivkraft in demselben Verhältnisse, in welchem es bei gleichem Temperaturwechsel sein Volum ändern müßte, wenn es sich in einem Behältnisse von veränderlicher Größe (z. B. in einer mit Flüssigkeit abgesperrten Glocke), aber stets unter demselben Druck befände.

143. Spezifische Expansivkraft der Gase. Die Erfahrung, daß verschiedene Gase bei gleichem äußerem Drucke und gleicher Temperatur eine ungleiche Dichte, also gleiche Expansivkräfte bei ungleicher Dichte besitzen, und daß sie andererseits bei gleicher Dichte ungleich großen Druckkräften das Gleichgewicht halten, mithin eine ungleiche Expansivkraft äußern, beweist, daß die kleinsten Theilchen verschiedener Gase einander auch mit ungleich großer Kraft abstoßen, die Größe dieser Abstoßungskraft (Expansivkraft) daher unter sonst gleichen Umständen von der besondern oder spezifischen Beschaffenheit der Gase abhänge. Man heißt deswegen diese Abstoßungskraft auch spezifische Expansivkraft, und sieht schon aus diesem Begriff allein ein, daß den Gasen desto größere spezifische Expansivkräfte zugeschrieben werden müssen, einem je größeren äußeren Druck sie bei gleicher Dichte und Temperatur das Gleichgewicht zu halten vermögen, oder bei einer je geringeren Dichte sie unter der nämlichen Temperatur schon im Stande sind, denselben

äußeren Druck zu ertragen, so daß die spezifischen Expansivkräfte verschiedener Gase den drückenden Kräften, unter welchen sie bei gleicher Dichte und Temperatur stehen, direct und den Dichten oder spezifischen Gewichten, welche sie unter gleicher Pressung und Temperatur besitzen, umgekehrt proportional zu setzen sind. Da unter gleichen Temperatur-Verhältnissen der Wasserstoff schon bei einer 14mal geringeren Dichte als die atmosphärische Luft dem nämlichen Drucke wie diese das Gleichgewicht zu halten vermag, so muß offenbar die spezifische Expansivkraft des Wasserstoffes 14 mal größer sein als jene der atmosphärischen Luft. Durch Erwärmung der Gase wird ihre spezifische Expansivkraft vermehrt, durch Abkühlung vermindert.

144. Einrichtung und Zweck der Luftpumpe. Auf der Ausdehnsamkeit gasförmiger Stoffe beruht ein nicht nur für wissenschaftliche Arbeiten unentbehrlicher, sondern auch in der Technik (im praktischen Leben überhaupt) bereits eine sehr wichtige Rolle spielender Apparat, der (seit dem Jahre 1650, wo ihn Otto von Quericke in Magdeburg erfand) unter dem Namen „Luftpumpe" bekannt ist und dazu dient, die Menge der in einem gegebenen und abgeschlossenen Raume vorhandenen Luft (innerhalb gewisser Gränzen) beliebig zu vermindern oder zu vermehren, d. h. die Luft in einem solchen Raume zu verdünnen oder zu verdichten. Um von der Einrichtung und Wirkung einer Luftpumpe im Allgemeinen eine richtige Vorstellung zu bekommen, denke man sich einen hohlen Cylinder C (Fig. 222), worin sich ein Kolben oder Stempel c luftdicht hin und her bewegen läßt und der durch einen engen Kanal d mit einem, Luft enthaltenden Behältnisse B in Verbindung steht. Ferner denke man sich eine Vorrichtung angebracht, durch welche die Communication des Cylinders mit den Räumen d und B dicht an der Einmündung von d in den Cylinder abgesperrt und das Innere des Cylinders mit der äußeren Luft so in Verbindung gebracht werden kann, daß, während der Kolben c von dem Ende a e des Cylinders bis an dessen Boden b f geschoben wird, der Raum zwischen c und b f beständig mit der äußeren Luft in Communication bleibt. Angenommen nun, es stehe der Kolben an dem Cylinderboden an, es sei der Cylinder in Communication mit d und B aber außer Communication mit der äußern Luft, und man ziehe den Kolben in die punktirte Stellung c_1 am Ende a e des Cylinders, so wird von der in d und B enthaltenen Luft vermöge ihrer Ausdehnsamkeit so lange in den Cylinderraum a b e f (den wir der Kürze wegen E heißen wollen) einströmen, bis sie sich darin und in d und B gleichförmig vertheilt hat; es ist somit dann in den Räumen B und d weniger Luft enthalten, als vorher, d. h. die Luft in diesen Räumen ist verdünnt (auf eine geringere Dichte gebracht) worden. Setzt man nun die Räume B und d außer Communication mit dem Cylinder, diesen hingegen in Verbindung mit der äußeren Luft und bewegt den Kolben aus der Stellung c_1 bis an den Boden b f, so treibt ersterer alle in E befindliche Luft in den äußeren Raum hinaus. Hebt man jetzt die Verbindung des Cylinders mit der äußeren Luft wieder auf, setzt diesen abermals in Communication mit den Räumen d und B und zieht den Kolben wieder in die Stellung c_1, so tritt von der in d

Fig. 222.



und **B** zurückgebliebenen Luft neuerdings ein Theil in den Cylinderraum **E**, die Luft in d und **B** wird wieder weniger, also dünner als vorher, und so kann durch fortgesetzte Wiederholung der beschriebenen Operation die Luft in den Räumen **B** und d allmälig immer mehr verdünnt (immer mehr auf eine geringere Dichte gebracht) werden. Da mit jedem Zuge des Kolbens von b f aus in die Stellung c_1 die Luftmenge in d und **B** desto mehr vermindert wird, je größer der Cylinderraum **E** im Verhältnisse zum Raum d + **B** ist, so leuchtet ein, daß die Verdünnung der Luft rascher fortschreiten (für jeden Kolbenzug mehr betragen) müsse, wenn unter übrigens gleichen Umständen **E** größer oder bei ein und derselben Größe von **E** der Raum d + **B** kleiner ist.

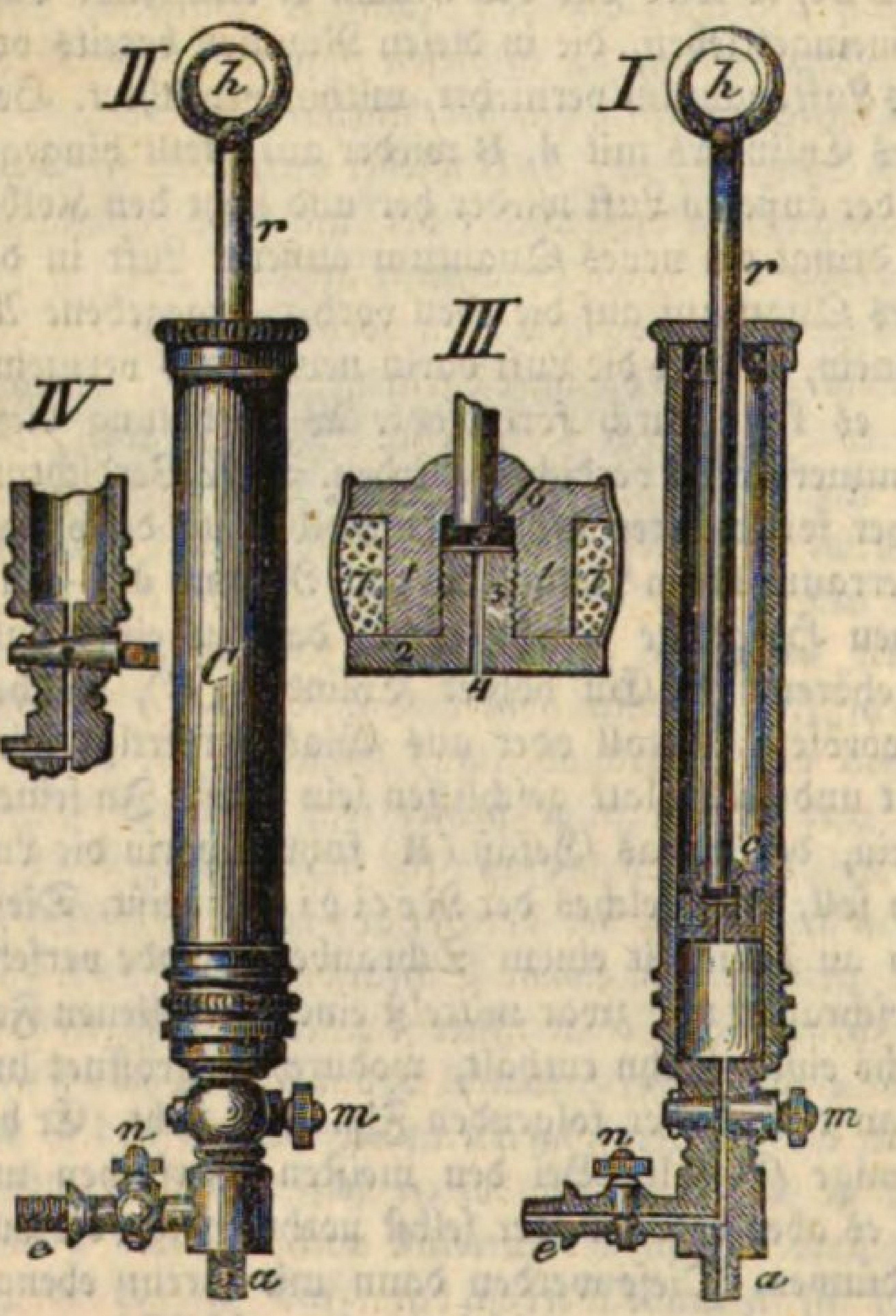
Um einzusehen, wie die Luft in **B** verdichtet werden könne, denke man sich die Räume d und **B** seien bereits mit Luft von irgend einer Dichte angefüllt, ihre Verbindung mit dem Cylinder sei abgesperrt, dieser stehe aber mit der äußern Luft in Communication und der Kolben c befinde sich am Boden b f. Wird nun c in die Stellung c_1 gezogen, so füllt sich der Cylinderraum **E** mit von außen her eindringender Luft; sperrt man dann den Cylinder nach außen ab, setzt ihn aber in Communication mit den Räumen d, **B** und schiebt den Kolben bis an den Cylinderboden b f, so wird das den Raum **E** erfüllende Luftquantum in die Räume d, **B** hineingetrieben, die in diesen Räumen bereits vorhandene Luft wird also um dieses Luftquantum vermehrt, mithin verdichtet. Hebt man jetzt die Communication des Cylinders mit d, **B** wieder auf, stellt hingegen jene zwischen dem Cylinder und der äußeren Luft wieder her und zieht den Kolben in die Stellung c_1 zurück, so dringt ein neues Quantum äußerer Luft in den Cylinder. Treibt man nun dieses Quantum auf die eben vorher angegebene Art wieder in die Räume d und **B** hinein, so wird die Luft darin neuerdings vermehrt, also noch mehr verdichtet, und es kann durch fortgesetzte Wiederholung dieses Verfahrens die Luft in d und **B** immer stärker verdichtet werden. Diese Verdichtung wird offenbar wieder desto rascher fortschreiten (für jeden Kolbenzug desto mehr betragen), je größer der Cylinderraum **E** im Verhältniß zum Raume d + **B** ist.

Aus dem eben beschriebenen Hergange ersieht man, daß zu einer Luftpumpe folgende Hauptheile gehören: 1. Ein hohler Cylinder (C), welcher, Stiefel genannt, aus nicht porösem Metall oder aus Glas verfertigt wird, und inwendig überall gleich weit und sehr glatt geschliffen sein muß. In seinem Boden mündet ein Kanal (d) ein, der in das Gefäß (R) führt, worin die Luft verdünnt oder verdichtet werden soll, und welches der Recipient heißt. Dieser Recipient wird in vielen Fällen an dem mit einem Schraubengewinde versehenen Ende des Kanals (d) festgeschraubt und zwar mittelst einer metallenen Fassung, in die er endigt, und welche einen Hahn enthält, wodurch er geöffnet und abgesperrt werden kann, wie man dies in der folgenden Fig. 225 sieht. Er hat dann gewöhnlich eine kugelförmige Gestalt. Bei den meisten Versuchen und Arbeiten mit der Luftpumpe ist es aber bequem oder selbst nothwendig, die Luft unter gläsernen Glocken zu verdünnen. Diese werden dann mit ihrem ebengeschliffenen Rande luftdicht auf eine horizontale, gleichfalls ebengeschliffene runde Platte t von Glas oder Metall, den sogenannten Teller, aufgesetzt, in dessen Mitte das Ende des Kanals (d) ausmündet (man sehe die folgende Fig. 227). Um das luftdichte Aufsitzen der glockenförmigen Recipienten auf dem Teller um so sicherer zu erreichen, wird ihr Rand gewöhnlich mit etwas Talg eingeschmiert. — 2. Ein Stempel oder Kolben (c), d. i. ein kurzer, massiver Cylinder, der meistens aus stark aneinander gepreßten, kreisrunden Scheiben oder Ringen von in Fett getränktem Leder oder auch von Papier besteht und sich

im Stiefel luftdicht hin und her bewegen läßt. Diese Bewegung geschieht mittelst einer an dem Kolben festgemachten Stange (r) (der Kolbenstange), die am Ende entweder (wie in der folgenden Fig. 223) mit einem Handgriffe (h) versehen ist oder (wie in der Fig. 226) an der einen Seite Zähne hat, in welche ein mittelst einer Kurbel (k) drehbares Zahnrad (z) eingreift. — 3. Eine Vorrichtung, um den Stiefel einmal mit dem Recipienten, ein andermal mit der äußern Luft in Communication setzen zu können. Diese Vorrichtung besteht entweder in einem Hahne oder in Ventilen, und deswegen unterscheidet man auch Hahn= und Ventil=Luftpumpen. Wie der Hahn oder die Ventile eingerichtet, wie sie angebracht sind und wie sie wirken, wird aus der nun folgenden Beschreibung einiger Luftpumpen=Constructionen klar werden, die wegen ihrer Einfachheit und Zweckmäßigkeit am häufigsten im Gebrauche, und vorzüglich zu empfehlen sind.

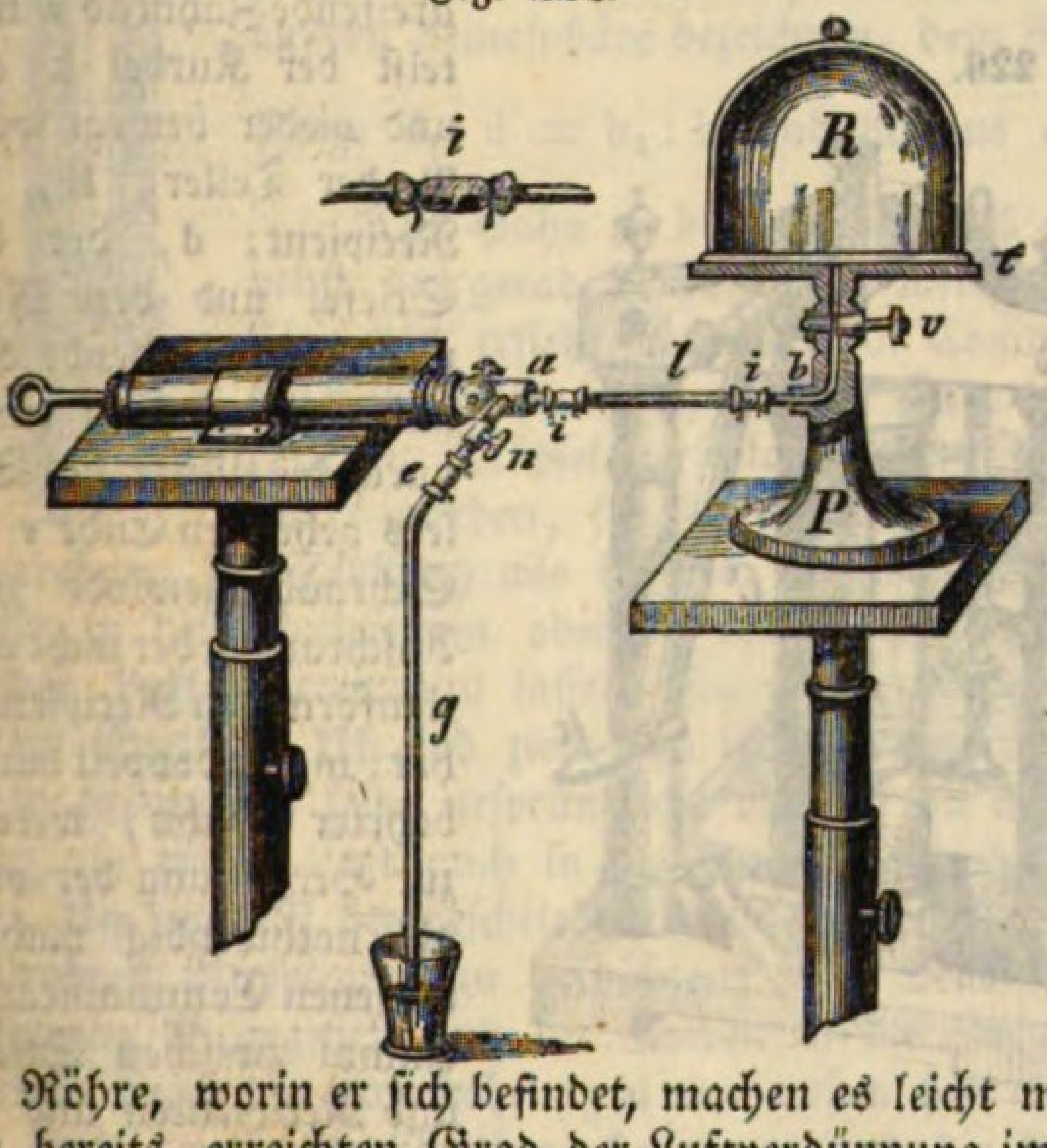
1) Gay=Lussac's Handluftpumpe, die in nur etwas abgeänderter Form durch Fig. 223 im Drittel der natürlichen Größe (bei I im Durchschnitt, bei II in der äußeren Ansicht) dargestellt ist, und bei Versuchen in kleinerem Maßstabe, vorzüglich in chemischen Laboratorien mit Vortheil gebraucht wird. Die Buchstaben C, c, r und h haben die vorn unter 1. und 2. angegebene Bedeutungen. Die Hähne m und n mit auf ihre Länge senkrechten Bohrungen sind in den Stellungen, die sie in der Fig. 223 haben, offen; werden sie um 90° gedreht, so sind sie geschlossen. Der Kolben c besteht (wie man bei III, wo derselbe allein abgebildet ist, sieht) aus einem Messingstücke 1, 1, in welches ein zweites Messingstück 2 mittelst eines Schraubenzapfens 3 eingeschraubt ist, das in der Mitte eine Bohrung 4 hat, auf deren oberer Mündung ein Stück 5 luftdicht gemachten Taffets aufliegt. Der enge Kanal 6 im Messingstücke 1 setzt die Höhlung des letzteren, worin sich das Taffetstück befindet, mit dem äußeren Raume über dem Kolben in Communication. Das Messingstück 1 steckt in einem Ringe von Kork 7, 7, der an der äußeren Fläche ringsherum mit Leder überzogen ist. Indem der Kork etwas streng in den Stiefel hineingeht, drückt er durch seine Elasticität das Leder an die Wand desselben nach allen Seiten hin an, so daß der Kolben überall luftdicht in den Stiefel paßt.

Fig. 223.



Soll nun die Luft in einem Recipienten verdünnt werden, so wird dieser — nachdem die Luftpumpe am besten in aus Fig. 224 ersichtlicher Weise horizontal auf einem Tische oder einem Postamente befestigt worden — bei a angeschraubt, und der Hahn n geschlossen. Zieht man jetzt den Kolben zurück, d. i. gegen A hin, so tritt ein Theil der Luft aus dem Recipienten durch den offenen Hahn m in den Stiefel; dreht man hierauf diesen Hahn um 90°, so daß seine Bohrung gegen ihre vorige Richtung senkrecht steht, mithin (wie man in Fig. 223 bei IV abgesondert sieht) die Communication zwischen Stiefel und Recipienten abgesperrt ist, und schiebt dann den Kolben bis an den Boden des Stiefels vor, so muß aus diesem alle Luft durch das Ventil 5, welches von der Mündung der Bohrung 4 zurückgedrängt wird und durch den engen Kanal 6 im Messingstücke l in die äußere Luft entweichen. Wird dann der Hahn m wieder in seine ursprüngliche Stellung zurückgedreht und der Kolben abermals gegen A gezogen, so tritt ein neuer Theil Luft aus dem Recipienten in den Stiefel, diese muß, wenn man nach abermaligem Drehen des Hahns m in die Stellung IV den Kolben wieder gegen m schiebt, neuerdings durch 5 und 6 entweichen und bei, in dieser Art fortgesetztem Spiel des Kolbens und Hahnes wird natürlich die Luft im Recipienten immer mehr verdünnt werden. Soll die Verdünnung in einem glockenförmigen Recipienten vorgenommen werden, so wird ein auf einem passenden Postamente P (Fig. 224) befestigter Teller t (worauf

Fig. 224.



der betreffende Recipient R steht) mit dem Stiefel durch ein Glasrohr l in Communication gesetzt, welches mittelst aus Kautschukstreifen verfertigter Röhrchen i, i (man sehe das Ende der S. 40) einerseits an a und andererseits an einem in der Mitte des Tellers ausmündenden Kanale b luftdicht befestigt wird. Der Hahn v unter dem Teller dient zum Absperren der Communication des Recipienten mit dem Stiefel. Der Hahn n an der Luftpumpe und die Röhre, worin er sich befindet, machen es leicht möglich, in jedem Augenblick den bereits erreichten Grad der Luftverdünnung im Recipienten zu bestimmen. Denn ist bei e (wieder mittelst eines Kautschukröhrchens) eine oben offene, am untern Ende in Quecksilber tauchende Barometerröhre g befestigt und der Hahn n geöffnet, so wird die Luft in dieser Röhre in gleichem Grade verdünnt wie im Recipienten, der äußere Luftdruck macht das Quecksilber darin in dem Maße höher steigen als die Verdünnung fortschreitet, und man erhält, — wenn h die Höhe der in g gehobenen Quecksilbersäule, b der äußere Barometerstand, mithin b — h der Druck ist, unter dem sich die verdünnte Luft in g und also auch in R befindet — die Dichte d_1 dieser Luft im Verhältniß zur Dichte d der

Grad der Verdünnung aus der nach 4) S. 292 bestehenden Proportion äußeren Luft, d. i. den $d_1 : d = b - h : b$; man hat nämlich $d_1 = d . \frac{b - h}{b}$.

2. Die einstieflige Hahnluftpumpe*), welche durch Fig. 225 im Durchschnitte und durch Fig. 226 in perspectivischer Ansicht dargestellt ist.

Fig. 225.

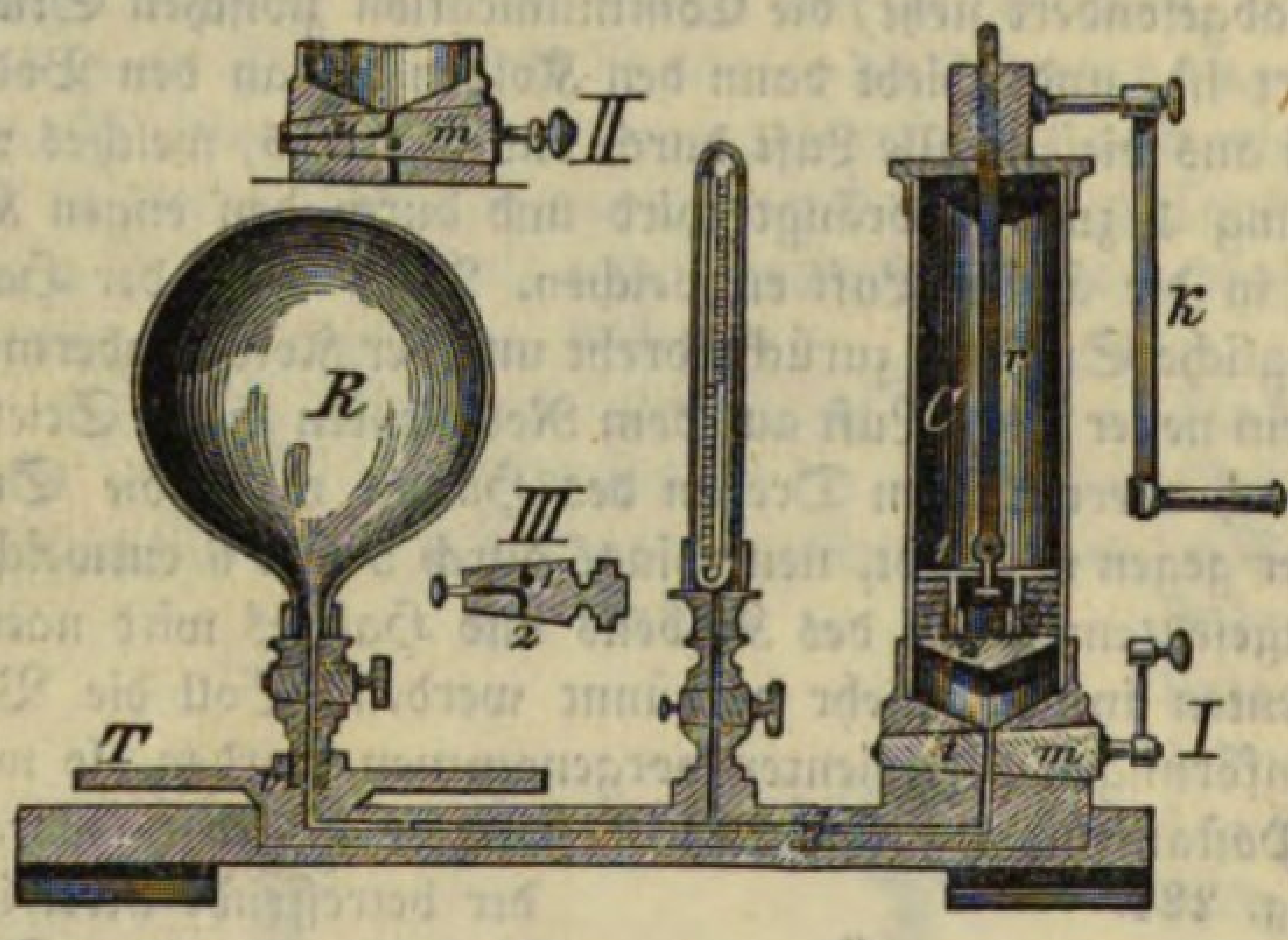
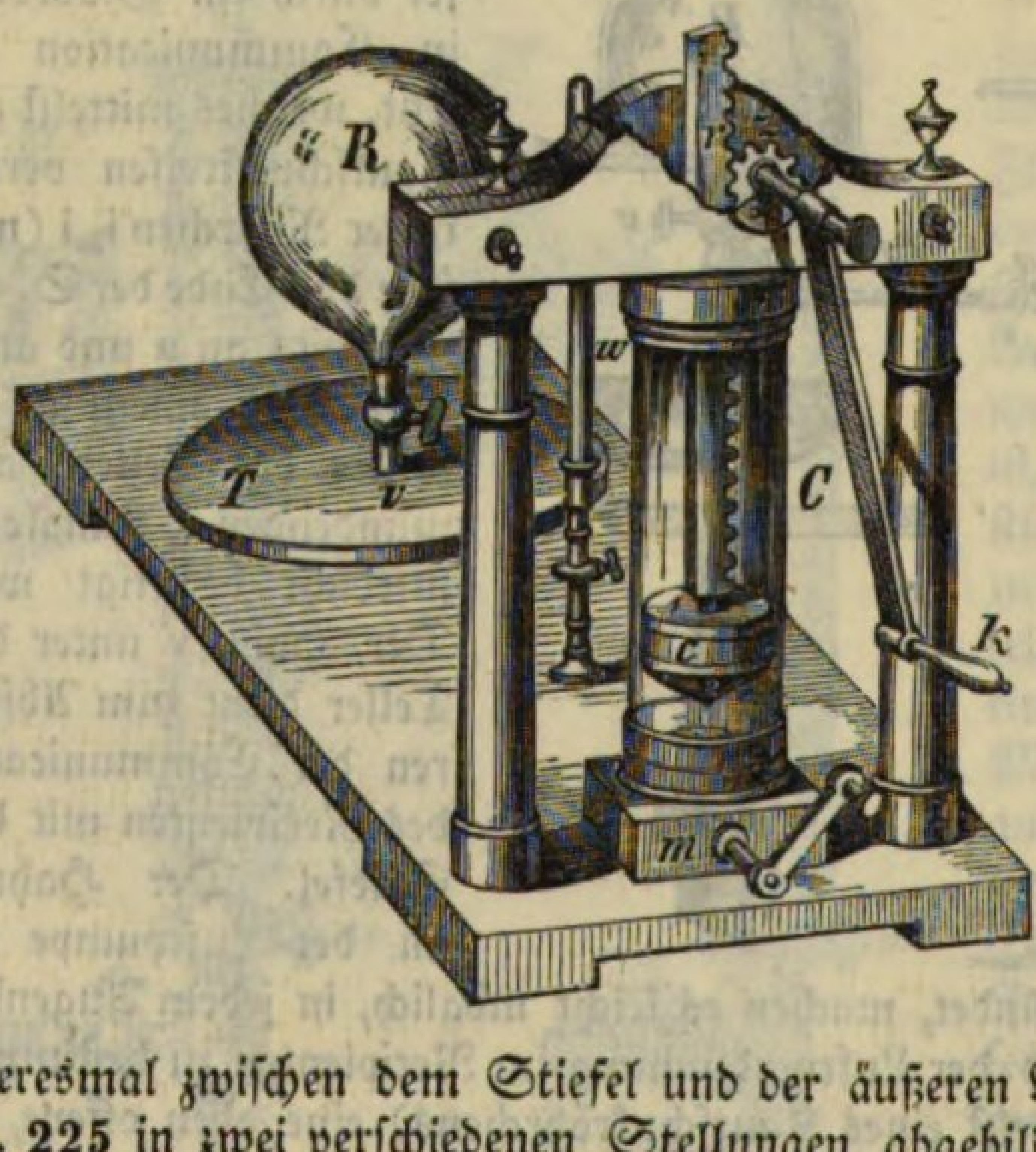


Fig. 226.

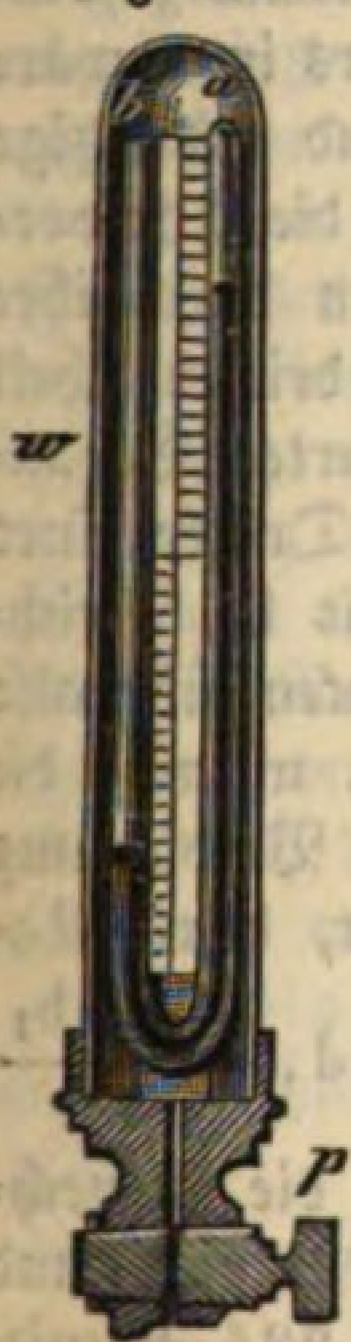


In beiden Figuren sind die nämlichen Theile mit gleichen Buchstaben bezeichnet. C, der Stiefel; c, der Kolben, welcher massiv (nicht durchbrochen und mit keinem Ventile versehen) ist, und aus eingefetteten Lederscheiben besteht, die zwischen zwei zusammengeschraubten Metallplatten 1, 2 fest eingepreßt sind; r, die gezähnte Kolbenstange, die durch das eingreifende Zahnrad z mittelst der Kurbel k auf und nieder bewegt wird; T, der Teller; R, der Recipient; d, der den Stiefel und den Recipienten verbindende Kanal, der an dem einen, durch die Mitte des Tellers gehenden Ende v ein Schraubengewinde zum Anschrauben der nicht glockenförmigen Recipienten hat; m, ein doppelt durchbohrter Hahn, welcher zur Herstellung der vorn als nothwendig nachgewiesenen Communication einmal zwischen Stiefel und Recipienten und ein anderesmal zwischen dem Stiefel und der äußeren Luft dient und bei I uud II Fig. 225 in zwei verschiedenen Stellungen abgebildet ist. Die eine Bohrung i geht senkrecht auf seine Längenachse durch und die zweite Bohrung u liegt in einer auf der Bohrung i senkrechten Ebene und geht von der Seite des Hahnes aus durch das eine Ende desselben. Steht dieser wie bei I in Fig. 225, hat nämlich die Bohrung i eine vertikale Stellung, so herrscht Communication zwischen Stiefel und dem Recipienten und die Luft in letzterem wird beim Emporbewe-

*) Es gibt nämlich auch Luftpumpen mit zwei Stiefeln, welche, wie wir im Folgenden hören werden, wesentliche Vortheile vor den einstiefligen gewähren.

gen des Kolbens verdünnt; wird der Hahn aber um 90° (eine Viertelumdrehung) gedreht, so daß er in die bei **II** (Fig. 225) anschaulich gemachte Stellung kömmt, so ist der Recipient vom Stiefel abgesperrt, dieser letztere aber durch die Bohrung u mit der äußeren Luft in Communication gesetzt und die vorhin aus **R** nach **C** gelangte Luft wird bei Niederbewegung des Kolbens in den äußeren Raum getrieben. w ist ein weites, oben geschlossenes, unten mit einer messingenen Fassung versehenes Glasrohr, worin sich ein abgekürztes Heberbarometer (die sogenannte Barometerprobe) befindet und dessen Inneres durch den Hahn p in oder außer Communication mit dem Kanal d gesetzt werden kann. In Fig. 227 ist die gewöhnlich nur 7 bis 8 Zoll hohe Barometerprobe abgesondert dargestellt. Das Quecksilber füllt den zugeschmolzenen Schenkel a der Barometerröhre a b ganz aus und fängt darin, wenn zwischen w und d Communication

Fig. 227.



herrscht, erst zu sinken an, nachdem die auf das Quecksilber im offenen Schenkel b wirkende Luft schon auf $\frac{1}{4}$ der Dichte der äußern Atmosphäre verdünnt worden. Von diesem Punkte an läßt sich aus dem Stand des Quecksilbers in der Barometerprobe immer der Grad der bereits erreichten Verdünnung in w und somit auch in **R** erkennen; denn man hat, wenn d_1 die Dichte der Luft in w und **R**, d die Dichte der äußern Luft, b_1 den gegenseitigen Abstand der beiden Quecksilberoberflächen in der Barometerprobe und b den Barometerstand in der äußern Atmosphäre bezeichnen, dem Mariotte'schen Gesetze zu Folge $d_1 : d = b_1 : b$ und hieraus $d_1 = d \cdot \frac{b_1}{b}$.

Der Hahn p, bei **III** Fig. 225 abgesondert dargestellt, hat nebst der geraden Bohrung, welche, wie man aus derselben Fig. 225 ersieht, w mit d in Communication setzt, noch eine krumme Bohrung 2, die am Ende des Hahnes mit einem metallenen Stöpsel verschlossen ist. Soll w von d und **R** abgesperrt werden, so gibt man dem Hahne p durch eine Viertelumdrehung die Stellung wie bei **III**. Zugleich gestattet dieser Hahn nach Belieben in den Recipienten oder in den Recipienten und die Barometerprobe wieder Luft eintreten zu lassen. Zu ersterem Behufe dreht man den Hahn in die Stellung **III** und zieht den Stöpsel aus 2 heraus. Bringt man den Hahn hierauf in seine ursprüngliche oder in die mit **III** entgegengesetzte Stellung, so dringt Luft auch in die Barometerprobe ein.

Um mittelst der beschriebenen Luftpumpe die Luft in einem bei v angeschraubten Recipienten zu verdichten, wird dem Wechselhahne m zuerst die Stellung **II** gegeben und der Kolben in die Höhe gezogen, so daß sich der Stiefel durch die Hahnbohrung u von außen her mit Luft füllt; hierauf wird der Hahn m in die Stellung **I** gedreht und die den Stiefel erfüllende Luft durch Niederbewegen des Kolbens in den Recipienten getrieben u. s. f.

Den Grad der bereits erzielten Verdichtung findet man leicht mit Hülfe eines sogenannten Verdichtungs-Manometers, welches in der bequemsten Gestalt aus einer zweimal heberförmig gebogenen Röhre a b c d Fig. 228 von dickem Glase besteht, die bei a mit einem Sperrhahne h und bei d mit einer Fassung versehen ist, womit sie anstatt der Barometerprobe oberhalb des Hahnes p (Fig. 225) festgeschraubt werden kann. Die Schenkel a b und b c enthalten so viel Quecksilber, daß dieses, wenn bei a und d die Luft frei eintreten kann,

etwa in der Höhe m n steht. Der Schenkel a b trägt ferner von m aufwärts, eine Volumscale und der zwischen a b und b c festgemachte Streifen r s ist in Zoll und Linien getheilt. Hat man nun das Manometer anstatt der Barometerprobe an der vorbenannten Stelle festgeschraubt, es werden dann die Hähne h und p geöffnet, so daß durch ersteren die äußere, und durch letzteren die mit dieser gleich dichte Luft im Recipienten auf das Quecksilber wirken kann, mithin dessen Oberflächen m, n gleich hoch stehen, und man sperrt dann den Hahn h ab, so wirkt die Luft im Recipienten auf die im Volum m a eingeschlossene Luft mit einer Expansivkraft, deren Maß der äußere Barometerstand b ist. Wird hierauf durch das Spiel der Pumpe die Luft im Recipienten verdichtet, so nimmt ihre Expansivkraft zu, und die Luft im Röhrenschenkel a wird in einen kleineren Raum zusammengedrückt. Gesetzt, die Oberfläche des Quecksilbers in a wäre hiebei bis m_1 gestiegen, in b aber bis n_1 gesunken und das jetzige Luftvolum m_1 a betrüge $1/3$ des Raumes m a, den die Luft vorher einnahm, so hält jetzt die Luft im Recipienten durch ihre Expansivkraft der (durch Zusammendrücken in den dritten Theil des ursprünglichen Volums) auf das 3fache gesteigerten Expansivkraft (3 b) der Luft in a und überdies dem Drucke einer Quecksilbersäule von der Höhe m_1 n_1, (den wir mit b_1 bezeichnen wollen) das Gleichgewicht; die verdichtete Luft im Recipienten übt also jetzt eine Expansivkraft, deren Maß $3b + b_1$ ist, und man hat, wenn d die Dichte der äußeren Luft oder der Luft im Recipienten vor der Verdichtung und d_1 die Dichte dieser Luft nach erfolgter Verdichtung bedeutet, dem Mariotte'schen Gesetze zu Folge $d : d_1 = b : 3b + b_1$, mithin $d_1 = d \cdot \frac{3b + b_1}{b}$

Fig. 228.

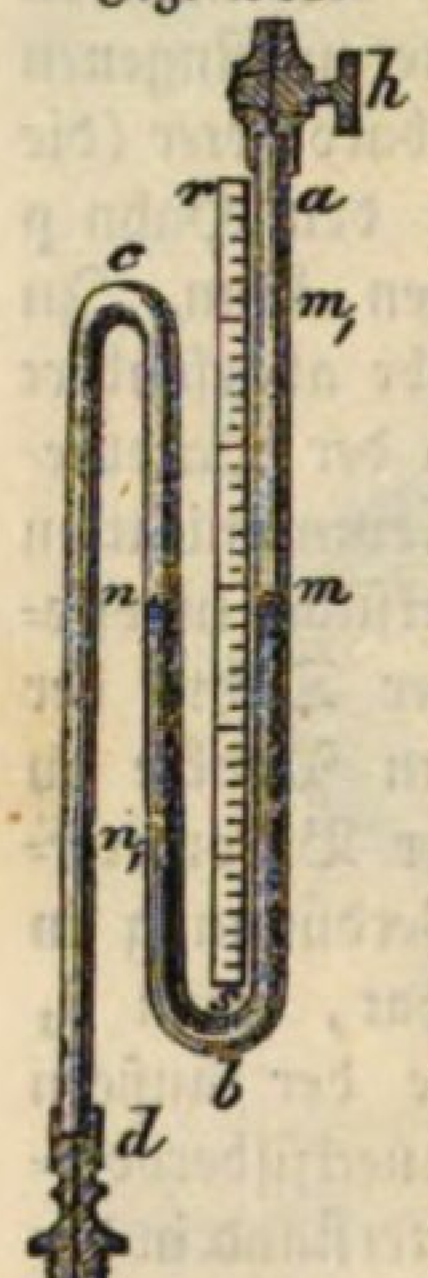
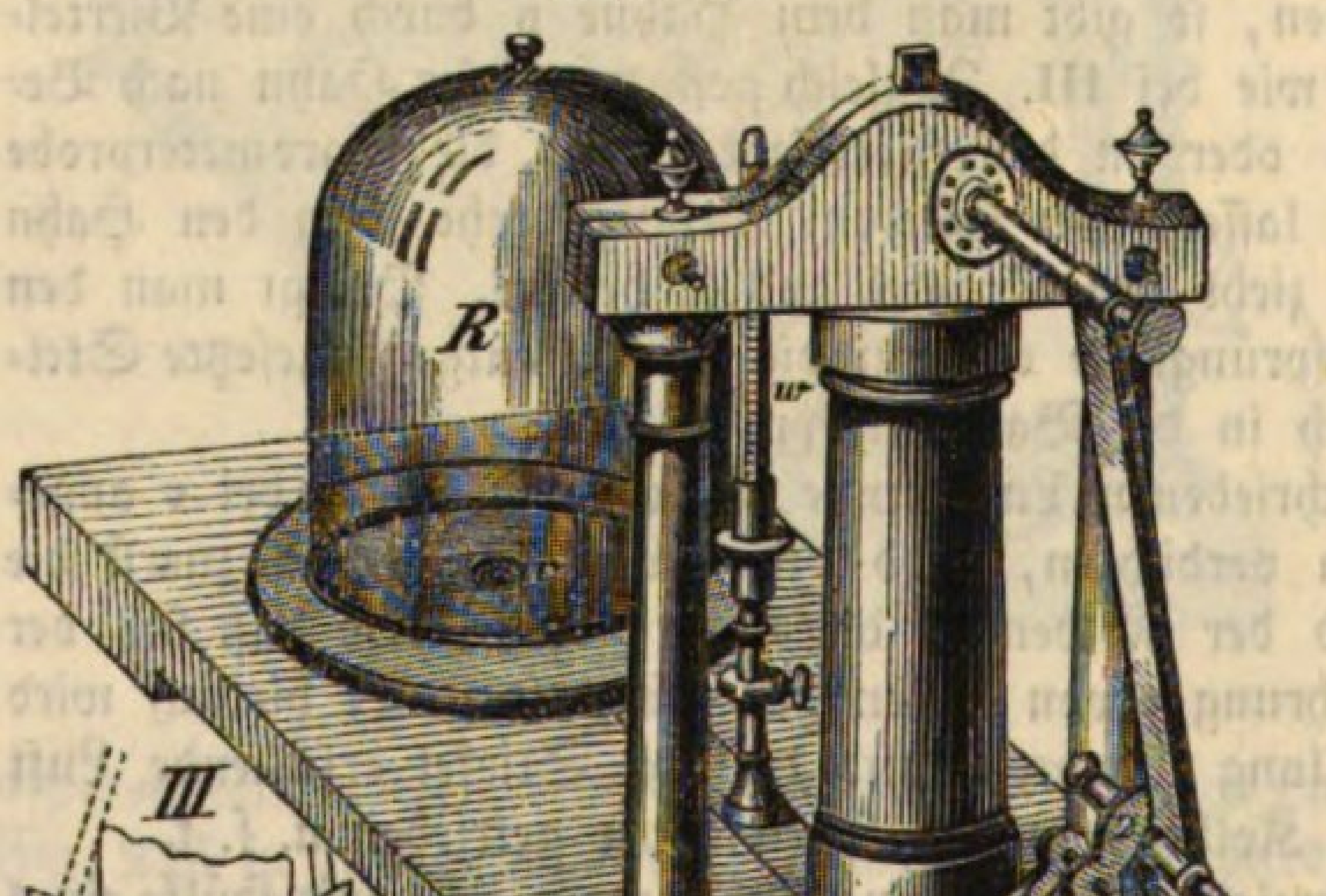


Fig. 229.

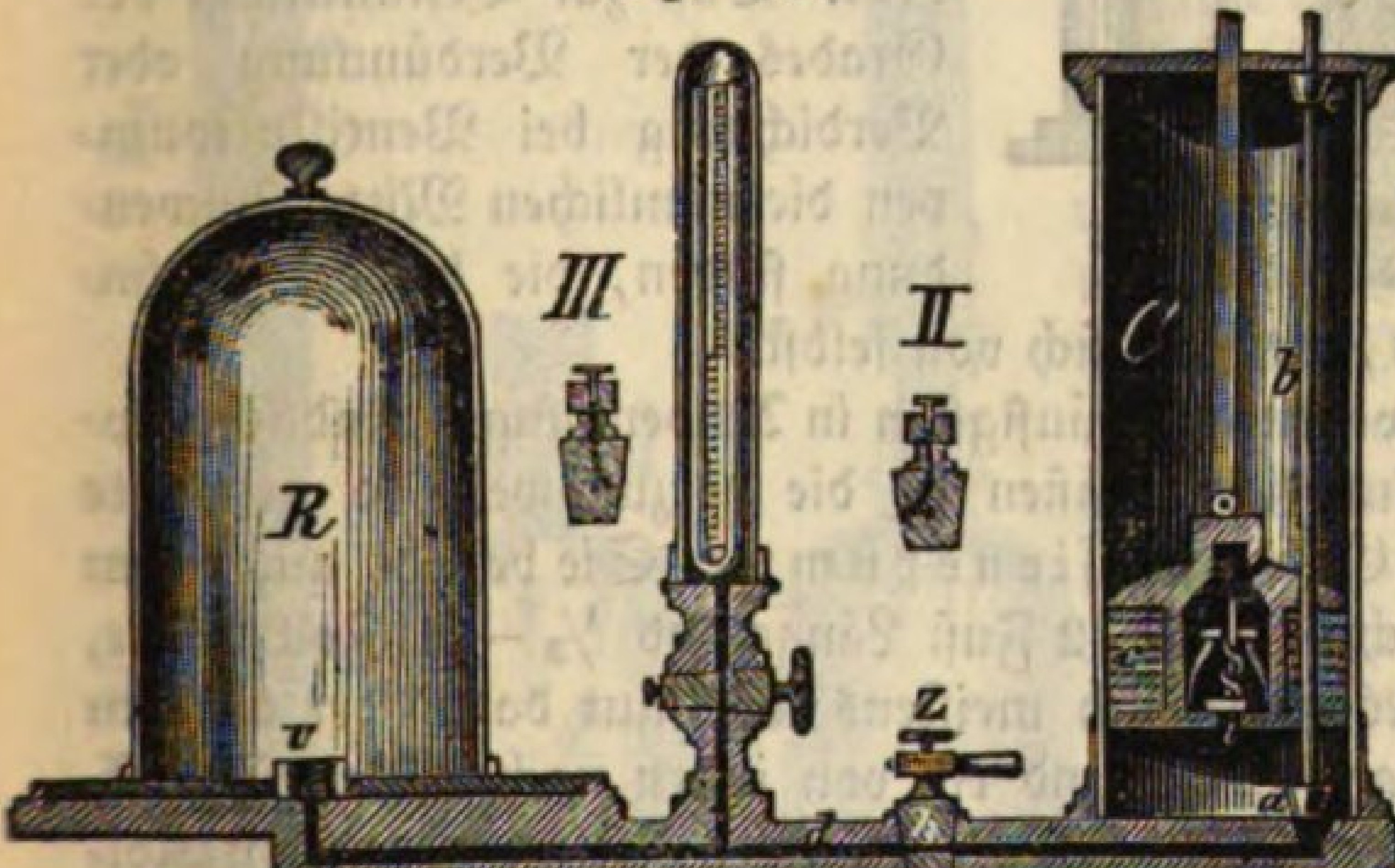


Das vorher öfters erwähnte Drehen des Hahnes m in die abwechselnden Stellungen I und II der Fig. 225 unmittelbar mit der Hand fordert viele Aufmerksamkeit, damit nicht durch unzeitiges oder unpassendes Verstellen dieses Hahnes die mit der Pumpe bereits erreichte Wirkung wenigstens zum Theil wieder aufgehoben werde. Um dieser Aufmerksamkeit enthoben zu sein, ist an den Hahnluftpumpen gewöhnlich eine eigene Vorrichtung angebracht, welche, durch die den Kolben treibende Kurbel in Thätigkeit gesetzt, von selbst die passende Verstellung des Hahnes bewerkstelligt. In Fig. 229 ist eine solche Vorrichtung (Steuerung) anschaulich gemacht. Am obern Ende des zur

leichtern Bewegung des Hahnes m dienenden Hebels 1 dreht sich um einen horizontalen Zapfen ein Messingstück (ein Flügel) 2, 3, der in seinem unteren, breiteren Theile 3 einen Schlitz 4 hat, durch welchen das noch über den Hebel 1 hervorstehende, cylindrische Ende des Hahnkopfes hindurchgeht. Steht nun der Flügel wie in der Fig. 229, wo sich dann der Hahn m in der Stellung II (der Fig. 225) befindet, und man bewegt die Kurbel von rechts nach links, so ergreift sie mit ihrem untern Ende den Flügel am Obertheil 2 und bewegt ihn auf die andere Seite in die bei III Fig. 229 punktirt dargestellte Lage und dreht hiedurch den Hahn m in die Stellung I (Fig. 225). Während diese Drehung geschieht, geht das untere Ende der Kolbenstange leer im Kolben in die Höhe*) und führt diesen erst dann mit sich fort, nachdem der Hahn in der Stellung I angelangt ist. So lange der Kolben im Aufwärtssteigen begriffen ist, gestattet der Schlitz 4 dem Obertheil 2 des besagten Flügels der ihre Bewegung fortsetzenden Kurbel auszuweichen, so daß der Hahn während dem die Stellung I nicht verläßt. Ist aber der Kolben am oberen Ende des Stiefels angekommen, wo die Kurbel sich dann in dem bei III punktirt angedeuteten Stand befindet, und diese wird jetzt von links nach rechts bewegt, so ergreift sie wieder den Flügel bei 2 und führt den Hahn in die Stellung II zurück. Die Kolbenstange fängt wegen des vorerwähnten leeren Ganges im Kolben auch jetzt diesen letzteren, erst nachdem der Hahn die Stellung II eingenommen hat, wieder zu bewegen an, und der Hahnflügel läßt vermöge seines Schlitzes auch während dieser Bewegung die Kurbel, ohne daß eine Verstellung des Hahnes erfolgt, passiren, so lange bis der Kolben am Boden des Stiefels und die Kurbel in der durch die Fig. 229 dargestellten Lage zur rechen Seite des Hahnes angelangt ist, wo dann das Spiel von vorn angeht.

3. Die einstieflige Ventilluftpumpe, welche durch Fig. 230 im Durchschnitt dargestellt ist. Bei derselben wird die Herstellung und Aufhebung der Communication zwischen dem Stiefel C und dem Recipienten R vermittelst des kleinen Kegels a bewerkstelligt, der in die (gleichfalls kegelförmige) Einmündung des Kanals d in den Stiefel luftdicht hineinpaßt und sich am untern Ende einer cylindrischen Stange b befindet, die mit einiger Reibung luftdicht durch den Kolben c geht und oben einen Absatz e hat. Steht der Kolben am Boden des Stiefels auf, so ist der Kegel a in die conische Mündung des Kanals d hineingedrückt und die Communication zwischen Stiefel und Recipienten abgesperrt. Wird der Kolben in die Höhe bewegt, so zieht er die Stange b nur so weit mit empor, daß der Kegel a gerade aus der Mündung des Kanals d heraustritt (ein weiteres Emporziehen der Stange b

Fig. 230.

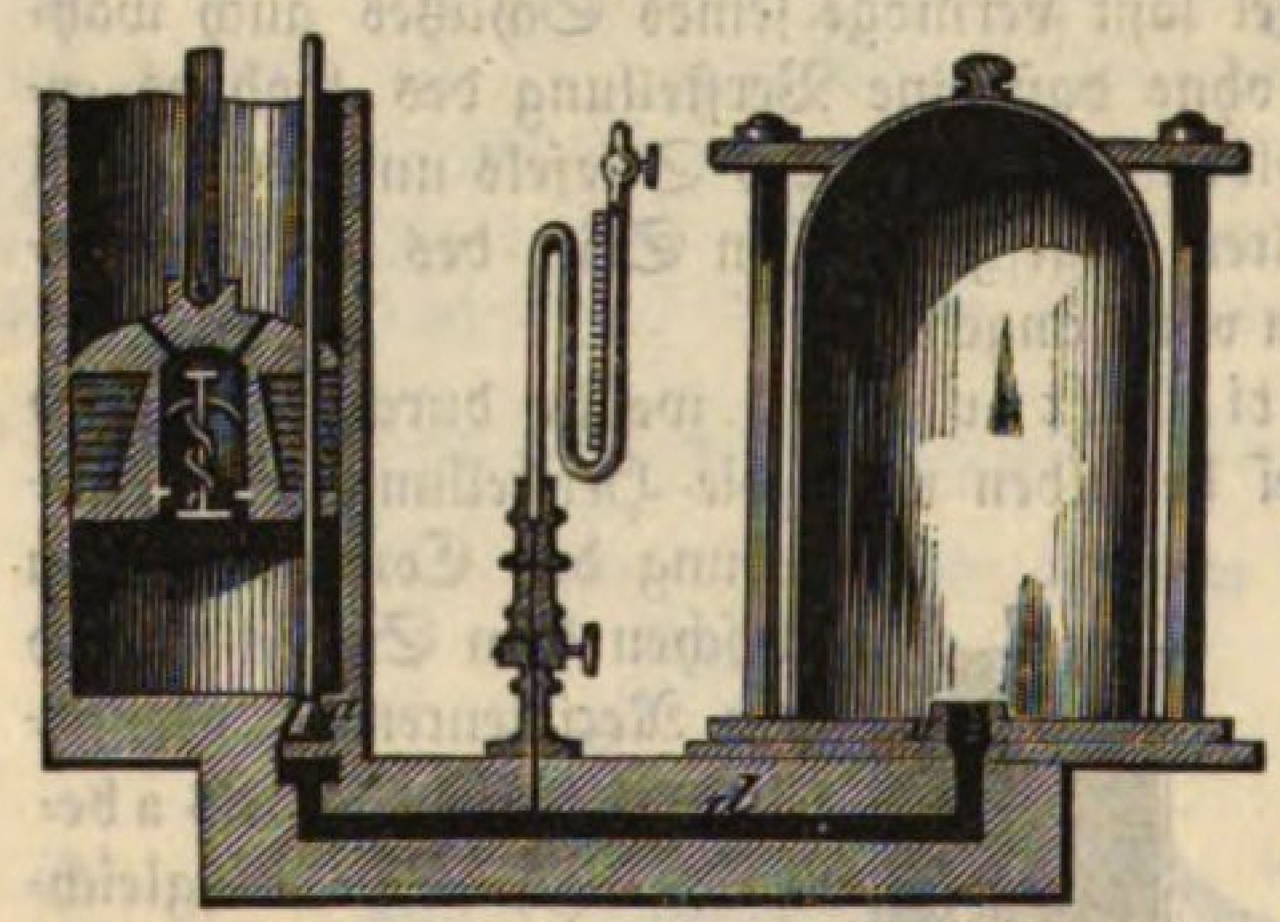


*) Die Einrichtung, welche dieses theilweise Leergehen möglich macht, sieht man in Fig. 225.

wird durch Anstoßen des Widerhaltes e an den Deckel des Stiefels verhindert), es steht jetzt der Stiefel mit dem Recipienten in Verbindung und die Luft im letzteren wird, während der Kolben an der Stange b luftdicht emporgleitet, verdünnt. So wie der Kolben niederzugehen anfängt, schließt der Kegel a sogleich den Kanal d, die aus dem Recipienten in den Stiefel gelangte Luft kann also nicht mehr in den ersteren zurück, sondern wird im Stiefel zusammengedrückt, öffnet in Folge ihrer hiedurch vermehrten Expansivkraft ein im Kolben angebrachtes, von unten nach oben aufgehendes Ventil i und entweicht durch dasselbe in den äußeren Raum. Mittelst des Hahnes h kann man von außen Luft nach Bedürfniß in den Recipienten oder in den Stiefel eintreten lassen. Zu ersterem Behufe dreht man den Hahn in die bei II und zu letzterem Behufe in die bei III abgebildete Stellung und zieht den Stöpsel z heraus. Die beschriebene Ventilluftpumpe kann nur zum Verdünnen der Luft verwendet werden. Eine Ventilluftpumpe zum Verdichten muß so eingerichtet sein, daß die Einmündung des Kanals d in den Stiefel beim in die Höhe Gehen des Kolbens durch den Kegel a geschlossen und beim Niedergehen geöffnet sei; die Klappe im Kolben muß von oben nach unten aufgehen, und in umgekehrter Richtung sich schließen.

Man sieht eine solche blos zum Verdichten geeignete Ventilluftpumpe in Fig. 231 abgebildet. Ihre Wirkung ist aus der bloßen Anschauung der Zeichnung ohne weitere Beschreibung klar. Ballonförmige Recipienten werden in das Gewinde v eingeschraubt, glockenförmige Recipienten hingegen müssen in aus der Figur ersichtlicher Weise auf dem Teller festgeschraubt werden, weil die verdichtete Luft sie sonst hebt. Daß zur Bestimmung des Grades der Verdünnung oder Verdichtung bei Ventilluftpumpen die nämlichen Mittel Anwendung finden, die bei der Hahnluftpumpe beschrieben wurden, versteht sich von selbst.

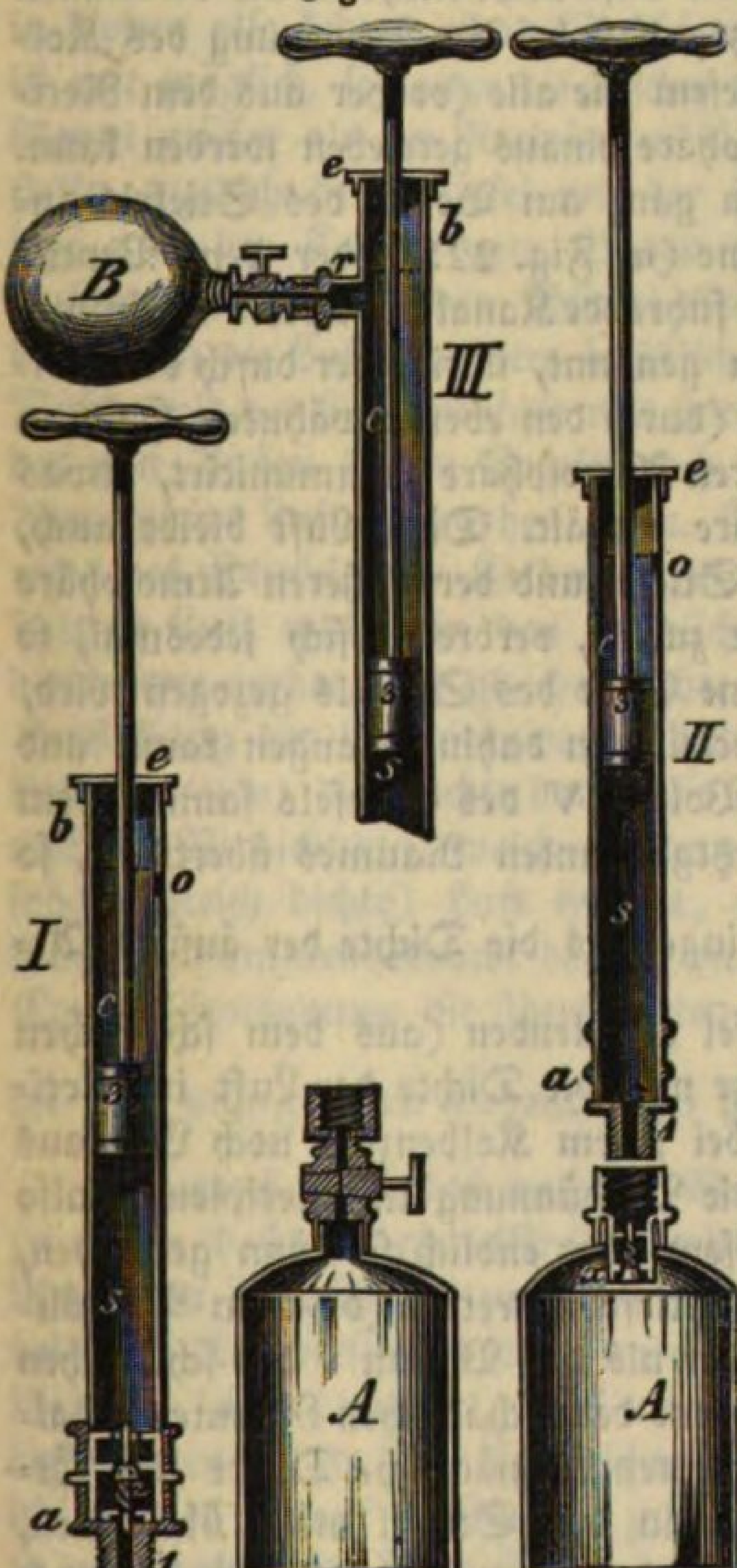
Fig. 231.



Der einfachste und deswegen am häufigsten in Anwendung befindliche Apparat zum Verdichten der Luft in Gefäßen ist die vorzugsweise so genannte und in Fig. 232 dargestellte Compressionspumpe. Sie besteht aus einem hohlen Cylinder c, gewöhnlich von 1 — 2 Fuß Länge und $1/3$ — 1 Zoll Weite, (ein Stück eines Flintenlaufes eignet sich meistens recht gut dazu) der an dem einen Ende a ein Schraubengewinde 1 und ein von innen nach außen sich öffnendes Ventil 2 hat, und in welchem sich ein massiver Kolben 3 mittelst Kolbenstange und Handgriff luftdicht von einem Ende zum andern hin und her bewegen läßt. Am Ende b befindet sich ein Widerhalt oder ein Deckel e, der das Hinaustreten des Kolbens aus dem Cylinder verhindert, und in einer Entfernung von diesem Widerhalt, die nur etwas weniges größer ist als die Länge des Kolbens, befindet sich eine Seitenöffnung o angebracht. Soll nun die Luft in einem Gefäße A comprimirt werden, so muß dieses so eingerichtet sein, daß sich daran das Ende a der Compressionspumpe festschrauben läßt. Ist dieses geschehen, und es wird der Kolben in die bei b punktirt angedeutete Stellung gezogen, so füllt sich, sobald der Kolben die Oeffnung o passirt hat, der

von demselben zurückgelassene leere Raume s durch die Oeffnung o von außen her mit Luft. Bewegt man jetzt den Kolben gegen a, so treibt dieser, wenn er die Oeffnung o abgesperrt hat, die Luft aus s durch das Ventil 2 in das Gefäß A. Wird hierauf der Kolben abermals in die punktirte Stellung bei b gezogen, so dringt durch o eine neue Menge Luft von außen her nach s, (denn der Luft in A verwehrt das in der Richtung von a gegen b hin sich schließende Ventil 2 den Eintritt in den leeren Raum s) diese wird bei abermaliger Bewegung des Kolbens nach a hin wieder in das Gefäß A hineingepreßt und es kann so durch fortgesetztes Hin- und Herbewegen des Kolbens die Luft in dem Gefäße A immer stärker verdichtet werden. Soll die mittelst der Compressionspumpe erzielte Verdichtung in dem Gefäße A auch nach Abschrauben der Compressionspumpe fortbestehen, so muß dieses Gefäß mit einem Hahne versehen sein und dieser vor Abschrauben der Pumpe gesperrt werden, oder die Mündung des Gefäßes A muß (wie bei II Fig. 232) ein von innen nach außen sich schließendes Ventil x enthalten. Ist letzteres der Fall, so kann (wie bei II Fig. 232) an der Compressionspumpe das Ventil 2 fehlen, indem dessen Zweck (aus A keine Luft nach s, wohl aber umgekehrt Luft aus s nach A gelangen zu lassen) durch das Ventil x selbst vollkommen erfüllt wird.

Fig. 232.



Damit die Compressionspumpe auch zum Verdichten anderer Gase dienen könne, gibt man ihr anstatt der bloßen Seitenöffnung o eben daselbst eine kleine, äußerlich mit einem Schraubengewinde versehene Ansatzröhre r (man sehe III Fig. 232). Wird diese mit einem das zu comprimirende Gas enthaltenden Behältnisse B in luftdichte Verbindung gesetzt (z. B. bei r eine mit Metallfassung und Sperrhahn versehene und das betreffende Gas enthaltende Thier- oder Kautchouc-Blase angeschraubt und der Sperrhahn nachher geöffnet), so füllt sich bei jedem Zug des Kolbens nach b der Raum s mit Gas aus B und dieses wird durch den gegen a hin sich bewegenden Kolben in das Gefäß A hineingepreßt.

145. Gränze der durch die beschriebenen Pumpen erzielbaren Verdünnung oder Verdichtung der Luft. Mittelst einer Luftpumpe läßt sich auch bei noch so langer Fortsetzung ihres Spieles nie ein ganz luftverdünnter Raum erzeugen, oder mit andern Worten, es läßt sich die Luft aus einem Recipienten nie ganz entfernen, sondern darin immer nur mehr oder weniger verdünnen. Denn bei jedem Kolbenzuge wird von der in dem Recipienten enthaltenen Luftmenge immer nur ein Bruchtheil entfernt (z. B. die Hälfte, wenn der Rauminhalt des Stiefels dem Rauminhalte des Recipienten sammt dem

diesen mit dem Stiefel verbindenden Canal gleich ist) der Ueberrest bleibt im Recipienten zurück, so daß die ursprüngliche Luftmenge des letzteren durch die nacheinander folgenden Kolbenzüge allmählig wohl auf immer kleiner werdende Bruchtheile (in dem gewählten Beispiele auf $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_{16}$, $^1/_{32}$ u. s. f.) vermindert, nie aber auf Null reducirt werden kann. Dem Gesagten zu Folge läßt sich mittelst einer Luftpumpe kein völlig luftleerer Raum erzeugen; jedoch hat es den Anschein, als könnte man, wenn nur die Luftpumpe lange genug in Wirksamkeit erhalten wird, die Verminderung (Verdünnung) der Luft im Recipienten beliebig weit treiben, so daß die zuletzt darin noch zurückbleibende Luftmenge weniger beträgt als jeder noch so kleine Bruchtheil des ursprünglich vorhanden gewesenen Luftquantums. Aber auch dies ist nicht der Fall; es gibt vielmehr eine Gränze, über welche hinaus sich die Luft nicht mehr weiter verdünnen läßt, und diese Gränze wird dadurch gesetzt, daß bei der Bewegung des Kolbens gegen den Boden des Stiefels aus diesem nie alle (vorher aus dem Recipienten dahin gelangte) Luft in die Atmosphäre hinaus getrieben werden kann. Es bleibt nämlich, wenn der Kolben schon ganz am Boden des Stiefels ansteht, zwischen dem Kolben und dem Hahne (m Fig. 225) oder dem Ventile (a Fig. 230), wodurch der zum Recipienten führende Kanal abgesperrt ist, immer ein kleiner Raum, der **schädliche Raum** genannt, übrig, der durch den Kolben nicht ausgefüllt wird und welcher, da er (durch den eben erwähnten Hahn m oder das Ventil i Fig. 230) mit der äußeren Atmosphäre communicirt, etwas Luft von der Dichte der äußern Atmosphäre enthält. Diese Luft bleibt auch, nachdem die Communication zwischen dem Stiefel und der äußeren Atmosphäre aufgehoben worden, im schädlichen Raume zurück, verbreitet sich jedesmal, so oft der Kolben vom Boden gegen das offene Ende des Stiefels gezogen wird, in diesem, noch bevor die Luft aus dem Recipienten dahin gelangen kann, und wird dadurch so vielmal dünner als das Volum V des Stiefels sammt dem schädlichen Raume das Volum v dieses letztgenannten Raumes übertrifft, so daß der Bruch $\frac{V}{v}$ anzeigt, wie vielmal geringer als die Dichte der äußerer Atmosphäre die Dichte d der jetzt den Stiefel erfüllenden (aus dem schädlichen Raum dahin gelangten) Luft ist. So lange nun die Dichte der Luft im Recipienten größer ist als die Dichte d, muß bei jedem Kolbenzuge noch Luft aus dem Recipienten in den Stiefel dringen, die Verdünnung im Recipienten also immer noch zunehmen. Ist die Luft in diesem aber endlich so dünn geworden, wie die aus dem schädlichen Raume in den Stiefel getretene (d. i. im Verhältniß zur äußeren Atmosphäre so vielmal dünner als das Volum v des schädlichen Raumes in dem Volum V des Stiefels sammt dem schädlichen Raume enthalten ist), so kann, da jetzt die Luft im Recipienten die nämliche Dichte und Expansivkraft besitzt, keine Luft aus letzterem in den Stiefel mehr übertreten, die Verdünnung also nicht mehr weiter getrieben werden. Es läßt sich demnach mittelst einer Luftpumpe die Luft in einem Recipienten höchstens so oftmal verdünnen (dünner machen als die atmosphärische Luft) als das Volum v des schädlichen Raumes in dem Volum V dieses Raumes und des Stiefels enthalten ist, so daß $\frac{V}{v}$ die Gränze der mit einer Luftpumpe erreichbaren Verdünnung angibt und daher mit einem solchen Apparat die Luft desto stärker verdünnt werden kann, je kleiner bei demselben der schädliche Raum im Verhältniß

zum Rauminhalte des Stiefels ist. So wie der Verdünnung wird auch der mittelst einer Luft- oder Compressionspumpe erzielbaren Verdichtung durch den schädlichen Raum eine Gränze gesetzt. Die Verdichtung kann nämlich immer nur so weit getrieben werden, bis die Dichte der Luft im Recipienten so groß geworden, als die Dichte d, welche die den Stiefel erfüllende Luft (von der Dichte der äußeren Atmosphäre) durch Zusammendrücken in den schädlichen Raum erlangt. Um dieses einzusehen, denke man sich, der Stiefel sei mit (darin abgesperrter) Luft von der Dichte der äußeren Atmosphäre gefüllt, diese Luft werde durch Einschieben des Kolbens in den schädlichen Raum zusammengepreßt, dieser enthalte jetzt Luft von gleicher Dichte (und Expansivkraft) mit jener im Recipienten und es werde die Absperrung des schädlichen Raumes von Recipienten aufgehoben, so kann keine Luft aus ersterem in den letzteren übergehen, in diesem also keine weitere Verdichtung stattfinden; denn ein solcher Uebergang ist nur möglich, so lange die Dichte (und Expansivkraft) der Luft im schädlichen Raum größer als im Recipienten ist. Wird jetzt die Absperrung wieder hergestellt, zugleich der Stiefel mit der äußeren Atmosphäre in Communication gesetzt und der Kolben vom Boden des Stiefels zurückgezogen, so kann von Außen keine Luft in den Stiefel eindringen; denn vor Allem verbreitet sich in demselben die Luft aus dem schädlichen Raume, erhält hiedurch wieder einerlei Dichte mit der äußeren Luft und tritt mit dieser ins Gleichgewicht, so daß weder von Außen in den Stiefel noch umgekehrt aus dem Stiefel in die äußere Atmosphäre Luft übergehen kann. Schiebt man jetzt nach abermaliger Absperrung des Stiefels den Kolben gegen dessen Boden, so wird die im Stiefel enthaltene Luft wieder in den schädlichen Raum zusammengedrückt, erlangt hiedurch, wie vorher, eine gleiche Dichte mit der Luft im Recipienten, es kann nach Herstellung der Communication beider Räume in den Recipienten wieder keine Luft eintreten, die Dichte darin also nicht vermehrt werden u. s. f. Es ist demnach die Verdichtung, welche die den Stiefel erfüllende (mit der äußeren Atmosphäre gleich dichte) Luft erfährt, wenn man sich dieselbe in den schädlichen Raum zusammengedrückt denkt, die Gränze, welche mittelst einer Luft- oder Compressionspumpe nie überschritten werden kann, und welche, wenn **V** oder **v** die vorn angegebenen Bedeutungen haben, $= \frac{\mathbf{V}}{\mathbf{v}}$ ist.

Hieraus folgt, daß auch die Verdichtung mittelst der genannten Pumpen zu einem desto höheren Grad getrieben werden kann, je kleiner der schädliche Raum im Verhältnisse zum Rauminhalte des Stiefels ist. Es läßt sich daher bei einer Compressionspumpe durch entsprechende Vergrößerung des schädlichen Raumes leicht bewirken, daß man mittelst derselben die Luft nicht über einen bestimmten Grad hinaus verdichten kann, was in allen Fällen wünschenswerth ist, wo es darauf ankömmt, zu verhüten, daß die betreffenden Gefäße durch zu weit getriebene Verdichtung der Luft darin zerspringen.

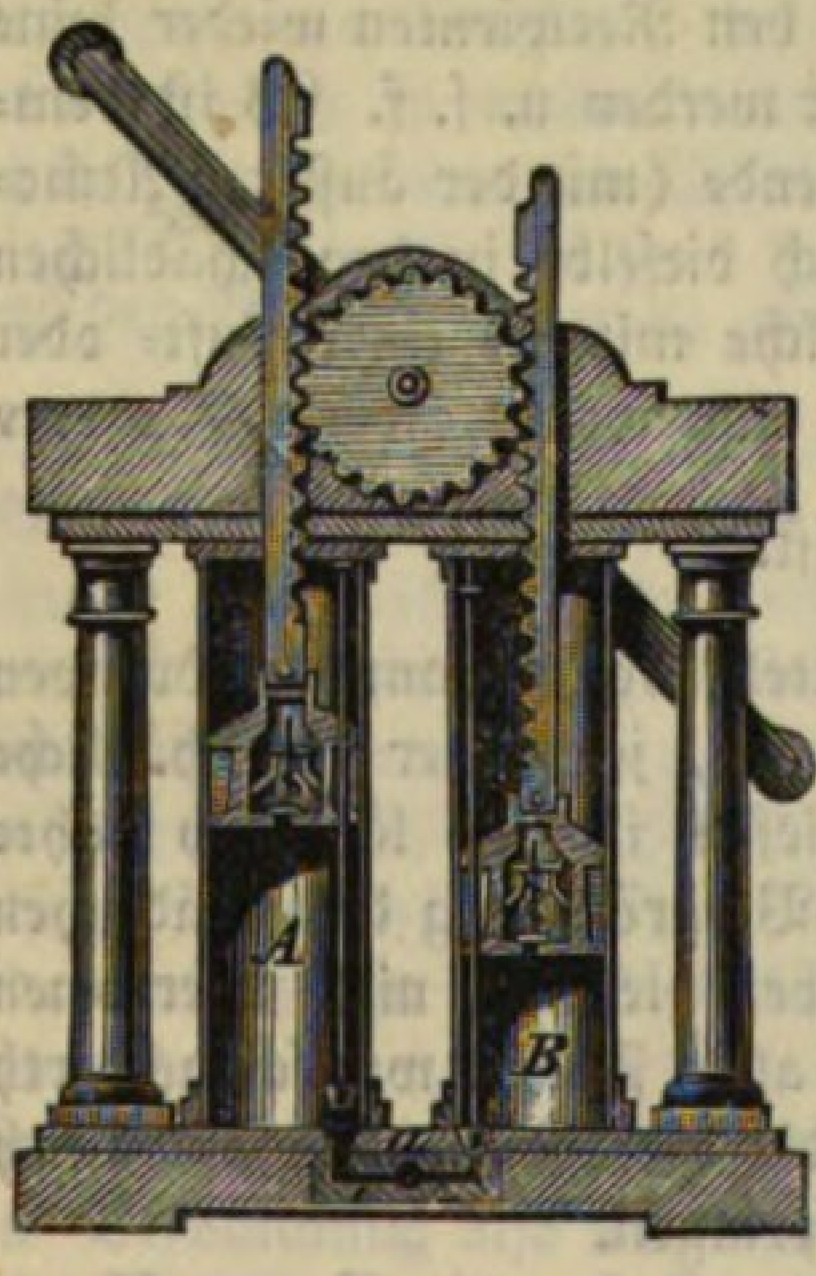
Da, wie im Vorstehenden gezeigt worden, eine Luft- oder Compressionspumpe desto bessere Wirkung thut, je kleiner unter sonst gleichen Umständen ihr schädlicher Raum ist, so muß bei der Construction dieser Apparate für möglichste Verminderung dieses Raumes gesorgt werden, weswegen bei Hahnluftpumpen der Hahn am zweckmäßigsten seinen Platz möglichst nahe am Boden des Stiefels und der Kolben an der untern Fläche eine solche Gestalt (z. B. wie in Fig. **226**) erhält, daß er den Raum bis an den Hahn hin so vollständig als möglich ausfüllt. Bei Luft- oder Compressionspumpen mit Ventilen ist aus

gleichem Grunde dafür Sorge zu tragen, daß die obere Fläche des Ventils, welches den zum Recipienten führenden Kanal schließt, mit der innern Bodenfläche des Stiefels in eine Ebene falle; daß der Kolben an diese Bodenfläche überall sich innigst anschließe, und daß bei den Luftpumpen mit einem Kolbenventile (Fig. 230) die äußere Fläche dieses Ventils so viel möglich mit der untern Kolbenfläche zusammenfalle.

3. **Die zweistieflige zum Verdünnen eingerichtete Ventilluftpumpe***). Einstieflige Luftpumpen verdünnen die Luft im Recipienten nur während sich der Kolben vom Boden des Stiefels entfernt, während der entgegengesetzten Bewegung des Kolbens wird blos die aus dem Recipienten in den Stiefel übergangene Luft aus diesem in die Atmosphäre hinausgetrieben. Hat aber die Luftpumpe, wie in Fig. 232, zwei Stiefeln, es wird abwechselnd immer der eine mit dem Recipienten in und der andere gleichzeitig außer Communication gesetzt und den zwei Kolben stets eine entgegengesetzte Bewegung ertheilt, so daß der Kolben in dem mit dem Recipienten communicirenden Stiefel empor und in dem andern nieder geht, so wirkt stets ein Stiefel verdünnend, und man erzielt den nämlichen Verdünnungsgrad in der Hälfte der Zeit, die bei einer Luftpumpe mit nur einem der beiden (gleich großen) Stiefel erforderlich wäre.

Die nähere Einrichtung und Wirkung einer zweistiefligen Ventilluftpumpe ist bei Ansicht der Fig. 233, die einen vertikalen Durchschnitt durch die Stiefel darstellt, für sich klar. Höchstens dürfte zu erwähnen sein, daß a den Durchschnitt eines Kanals bedeutet, der die zwei Stiefel durch die Kanäle **1**, **2** mit dem vor den Stiefeln zu denkenden (in der Mitte des Tellers festgeschraubten oder auf diesen aufsitzenden) Recipienten in Verbindung setzt.

Fig. 233.



Ein anderer Vortheil, den doppeltstieflige Ventilluftpumpen vor einstiefligen gewähren, besteht darin, daß sie zur Handhabung viel weniger Kraft erfordern als diese. Es ist nämlich beim Emporziehen des Kolbens im Stiefel ein desto größerer Theil des äußeren Luftdruckes zu überwinden, je mehr die Luft im Recipienten bereits verdünnt worden; bei einer zweistiefligen Ventilluftpumpe hilft nun der auch auf den niedergehenden Kolben (unter welchem so lange, bis die Spannkraft der durch ihn comprimirten Luft sein Ventil öffnet, im Verhältniß zur äußern Luft immer Verdünnung herrscht) wirkende Luftdruck zum Theil den Druck überwinden, womit die Luft auf den emporsteigenden Kolben lastet**).

*) Man hat sowohl zweistieflige Hahn- als Ventilluftpumpen; erstere können zum Verdünnen und zum Verdichten, letztere nur zu dem einen oder dem anderen Zweck gebraucht werden. Da man sich, wie schon an einem andern Orte gesagt worden, in den meisten Fällen zum Verdichten der Compressionspumpe (Fig. 232) und zum Verdünnen jetzt fast allgemein der Ventilluftpumpen bedient, so soll hier nur von der zweistiefligen Ventilluftpumpe gehandelt werden.

**) Bei der doppelstiefligen Hahnluftpumpe — welche, gelegentlich gesagt, von der zweistiefligen Ventilluftpumpe sich nur dadurch unterscheidet, daß die Communication je-

Der höchste Verdünnungsgrad, welcher sich mit einer zweistiefligen Ventilluftpumpe erzielen läßt, hängt wie bei einer einstiefligen Pumpe dieser Art auch vom Verhältniß des schädlichen Raumes zum Volum des Stiefels ab. Ist dieses Verhältniß bei beiden Stiefeln nicht das nämliche, so wirken diese nicht gleich stark verdünnend; die Luftpumpe leistet aber immer so viel wie der besser wirkende Stiefel; denn hört auch der eine Stiefel deswegen zu verdünnen auf, weil die beim Einschieben des Kolbens in den schädlichen Raum zusammengedrückte Luft das Kolbenventil nicht mehr zu öffnen vermag, so kann durch diesen Stiefel doch der bis dahin im Recipienten erzielte Verdünnungsgrad nicht mehr vermindert werden (weil das dann immer geschlossen bleibende Ventil im Kolben dieses Stiefels keine Luft von außen her eindringen läßt) und der besser wirkende Stiefel arbeitet so, als wenn er nur allein vorhanden wäre.

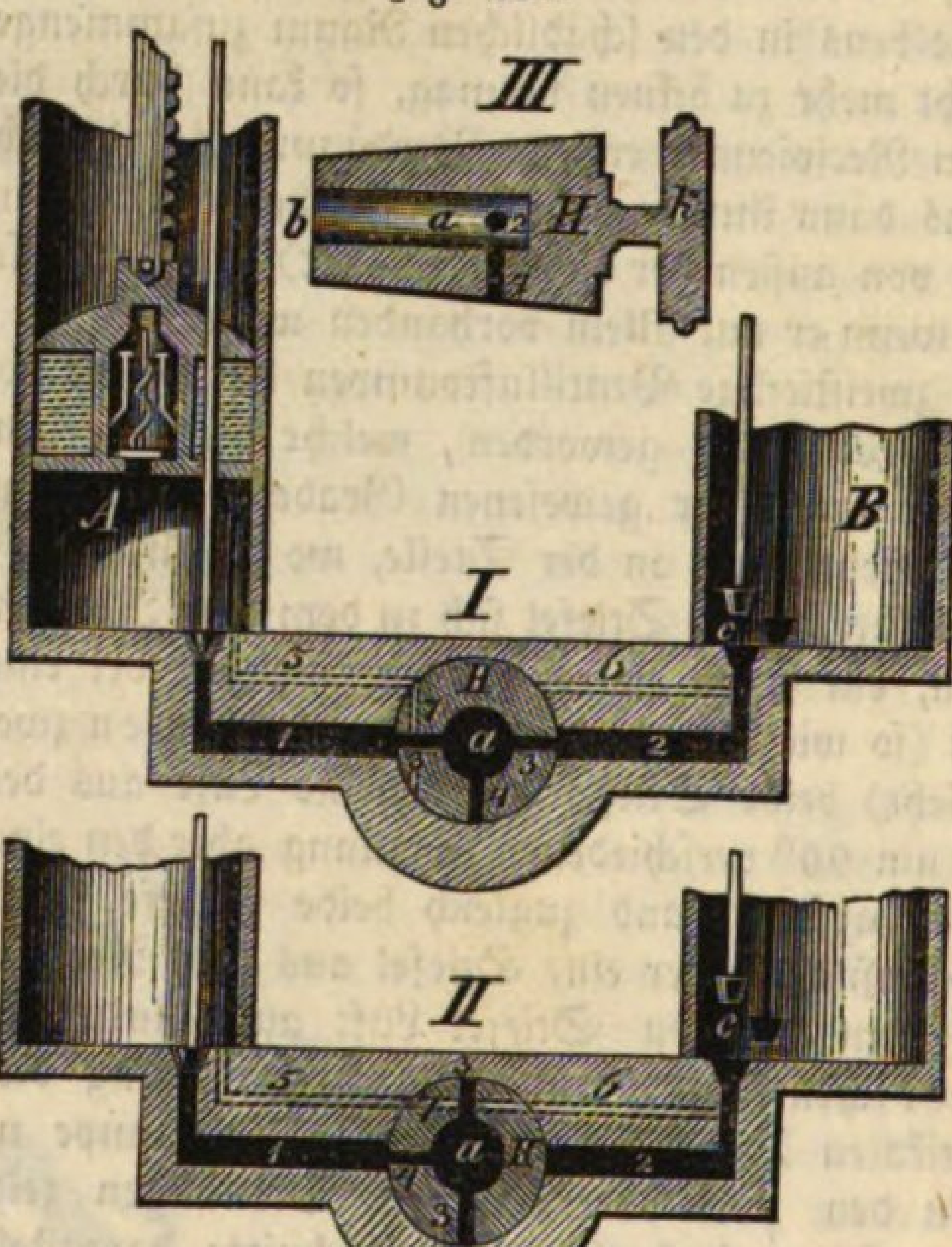
Besonders vortheilhaft sind zweistieflige Ventilluftpumpen durch eine von Babinet erdachte, sinnreiche Verbesserung geworden, welche die Erzielung eines vorher durch Luftpumpen nie erreichbar gewesenen Grades der Verdünnung möglich macht und darin besteht, daß an der Stelle, wo die Arme **1**, **2** (Fig. **233**) des Verbindungskanals der beiden Stiefel sich zu dem zum Recipienten führenden Kanal **a** vereinigen, ein Hahn angebracht ist, welcher bei einer gewissen Stellung gestattet, daß (so wie dies bei einer gewöhnlichen zweistiefligen Ventilluftpumpe geschieht) beide Stiefel abwechselnd Luft aus dem Recipienten aufnehmen, bei einer um 90° verschiedenen Stellung aber den einen Stiefel ganz von dem Recipienten absperrt und zugleich beide Stiefel unter einander in Verbindung setzt, so daß dann der eine Stiefel aus dem Recipienten, der andere hingegen aus dem ersteren Stiefel Luft aufnimmt. Zur nähern Erläuterung der Babinet'schen Verbesserung und ihrer Leistung dient die Fig. **234**, welche im vertikalen Durchschnitt eine Ventilluftpumpe mit dem Babinet'schen Hahne in den zwei vorerwähnten Stellungen zeigt. Dieser Hahn **H** ist im auf seiner Länge senkrechten Durchschnitte dargestellt, und bei **III** sieht man auch einen Längendurchschnitt dieses Hahnes, wenn er sich in der Stellung **I** befindet. **a** ist eine nach seiner Achse gehende Bohrung, deren hinteres Ende **b** sich an den zum Recipienten führenden Kanal anschließt, während in ihr vorderes (gegen den Handgriff **k** gelegenes) Ende die Querbohrungen **3**, **3** und **4** einmünden, welche mit den Kanälen **1**, **2** in einer und derselben Vertikalebene liegen. **5**, **6** ist ein (bei der Stellung **I** des Hahnes durch diesen unterbrochener) Kanal, der sich einerseits in den Stiefel **A**, andererseits aber in den zum Stiefel **B** führenden Kanal **2** öffnet und welcher nicht in der die Kanäle **1**, **2** enthaltenden Vertikalebene, sondern hinter oder vor (wir wol-

---

des der beiden Stiefel einmal mit dem Recipienten, das andere Mal mit der äußeren Luft, anstatt durch Ventile durch zwei Wechselhähne hergestellt wird, deren jeder ganz so eingerichtet und angebracht ist, wie bei der einstiefligen Hahnluftpumpe, — findet dieser Vortheil nicht statt, weil bei derselben, noch bevor ein Kolben niederzugehen anfängt, der Stiefelraum unter diesem Kolben durch Drehen des betreffenden Hahnes immer schon mit Luft von der äußern Dichte angefüllt worden (und auch während der ganzen Niederbewegung des Kolbens angefüllt bleibt), daher dieser nach auf- und nach abwärts einen gleichen Luftdruck erfährt. Daß die zwei Hähne einer doppelstiefligen Hahnluftpumpe gleichzeitig immer um 90° verschiedene Stellungen erhalten müssen, so daß der eine die Stellung **I** (Fig. 225) hat, wenn sich der andere in der Stellung **II** derselben Figur befindet (und umgekehrt), und daß dies mittelst einer ähnlichen Steuerungsvorrichtung wie an der einstiefligen Luftpumpe (Fig 229) leicht geschehen könne, versteht sich von selbst.

len annehmen vor) derselben liegt. Die punktirte Querbohrung **7** im Hahne hebt, wenn dieser in die Position **II** gebracht wird, die Unterbrechung des Kanals **5, 6** auf.

Fig. 234.



Befindet sich nun der Hahn in der Stellung **I**, so tritt (bei Handhabung der Pumpe) der Recipient abwechselnd mit beiden Stiefeln in Communication und die Luft kann wie mit einer gewöhnlichen zweistiefligen Ventilluftpumpe bis zu der durch den schädlichen Raum gesteckten Gränze verdünnt werden. Hat man diese Gränze erreicht (was dann der Fall sein wird, wenn das Quecksilber in der Barometerprobe seinen Stand nicht mehr ändert), und man dreht jetzt den Hahn in die Stellung **II**, wo der Recipient außer Communication mit dem Stiefel **B** gesetzt, aber zwischen diesem und dem Stiefel **A** eine Verbindung durch den Kanal **5, 6** und die Hahnbohrung **7** hergeist, so wird bei fortgesetztem Spiel der Pumpe die Verdünnung noch weit über die besagte Gränze hinaus getrieben werden. Geht nämlich (nach Drehung des Hahnes in die Stellung **II**) der Kolben im Stiefel **A** nieder, so wird die diesen Stiefel erfüllende Luft nicht mehr (wie vor der eben erwähnten Hahndrehung) in dessen schädlichem Raume (sehr nahe) zur Dichte der äußeren Atmosphäre zusammengedrückt, sondern durch den Kanal **5, 7, 6** in den Stiefel **B** hinübergetrieben, und wenn dann beim Niedergange des Kolbens in **B** das Ventil **c** sich schließt, so bleibt im schädlichen Raume von **A** Luft weit geringerer Dichte als die atmosphärische zurück*). Steigt dann der Kolben im Stiefel **A** wieder empor, so verbreitet sich in diesen die in seinem schädlichen Raume zurückgebliebene dünne Luft, erhält dadurch eine viel geringere Dichte als die Luft im Recipienten, es muß daher von dieser wieder in den Stiefel **A** übergehen, also im Recipienten neuerdings Verdünnung stattfinden, und es wird bei fortgesetztem Spiel der Kolben die Verdünnung bis zu einer neuen Gränze getrieben werden,

---

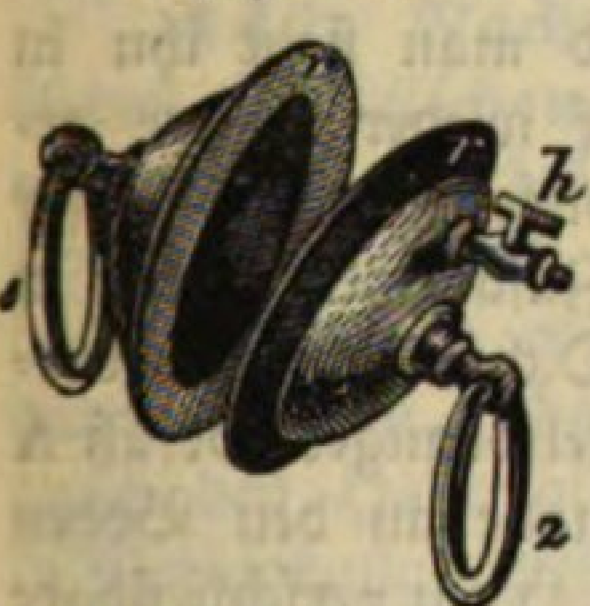
*) Da, wenn der Kolben in **A** seinen untersten Stand erreicht hat, die schädlichen Räume beider Stiefel und der Stiefel **B** von der Luftmenge erfüllt sind, welche, in die besagten zwei schädlichen Räume zusammengepreßt, atmosphärische Dichte besitzt, so ist die nach Absperrung der Klappe **c** im schädlichen von **A** zurückgebliebene Luft im Vergleich mit der atmosphärischen (sehr nahe) so oft Mal dünner, als die Summe (**v**) der zwei schädlichen Räume in dem um diese Räume vermehrten Volum (**V**) des Stiefels **B** enthalten ist. (Wenn der Babinet'sche Hahn in Wirksamkeit ist, gehört auch der Kanal **5, 7, 6** zum schädlichen Raum des Stiefels **A**.)

welche weit über jene hinausgeht, die ohne Babinet'schen Hahn erreicht werden kann*). Die Luft, welche aus dem Stiefel **A** in den Stiefel **B** hinüber getrieben wird, entweicht beim Niedergange des Kolbens in **B** durch das Ventil dieses Kolbens.

146. Einige der vielen instructiven Versuche, die sich mittelst der Luftpumpe anstellen lassen**).

Versuche, die den Druck der Luft darthun. a) Wird die Luft unter dem glockenförmigen Recipienten (**R**, Fig. **230**) verdünnt, so haftet dieser auf dem Teller bei hinreichend starker Verdünnung so fest, daß er weder abgehoben noch verschoben werden kann (während beides sich mit Leichtigkeit bewerkstelligen läßt, so lange die Luft unter und außer demselben eine gleiche Dichte und Ausdehnsamkeit besitzt, somit auf seine innere und äußere Fläche einen gleichen Druck übt). b) Die Guericke'schen Halbkugeln (nach Otto v. Guericke's Wohnort auch die Magdeburg'schen Halbkugeln genannt), d. i. zwei metallene, halbkugelförmige Schalen, deren Ränder **r** luftdicht aneinander passen, lassen sich nur durch eine bedeutende Kraft trennen, wenn in der durch einfaches Aufeinandersetzen derselben gebildeteten Hohlkugel die Luft verdünnt worden. Zum Behufe dieser Verdünnung schraubt man die besagte Hohlkugel mittelst der Röhre c in der Mitte des Luftpumpentellers fest und öffnet den Hahn h. Wird die Hohlkugel, nachdem darin die Luft möglichst stark verdünnt und der Hahn h gesperrt worden, wieder abgeschraubt, so ist, wenn der größte Durchmesser jeder der Schalen nur wenige Zolle beträgt, die Kraft zweier an den Handgriffen **1**, **2** ziehender Menschen nicht hinreichend, diese Schalen von einander zu reißen (was wieder mit Leichtigkeit geschieht, wenn man durch h hat Luft eintreten lassen).

Fig. 235.



c) Wird unter einem cylindrischen Recipienten (am besten von Metall), der oben durch eine mittelst Talg aufgepaßte, ebene Glastafel, oder durch eine darüber gebundene Thierblase luftdicht geschlossen ist, die Luft verdünnt; so wird die Glastafel oder die Thierblase durch den überwiegenden Druck der äußeren Luft zersprengt (eingedrückt). d) Das Quecksilber in einem Barometer, das sich unter einem (entsprechend hohen) Recipienten befindet, fällt desto mehr, je stärker in diesem die Luft ver-

---

*) Gesetzt, es sei $\frac{V}{v} = 100$, so ist die Luft, die, wenn der Kolben im Stiefel **A** emporzusteigen beginnt, den schädlichen Raum dieses Stiefels erfüllt, **100**mal dünner als die atmosphärische und wird (da man den eben besagten schädlichen Raum wegen gleicher Größe beider Stiefel ebenfalls sehr nahe **100**mal kleiner als die Summe dieses Raumes und des Volums des Stiefels **A** annehmen kann), indem sie sich in diesen Stiefel ausbreitet, noch **100**mal, also im Ganzen $100 \times 100 = 10000$mal dünner als die atmosphärische Luft, und dies ist die Gränze der mit Hülfe des Babinet'schen Hahnes erzielbaren Verdünnung, während die nämliche Pumpe ohne Mitwirkung des Hahnes nur beiläufig eine **100**malige Verdünnung gestattet. Eine gute Ventilluftpumpe mit der Babinet'schen Verbesserung bringt das Quecksilber in der Barometerprobe leicht bis auf $^1/_2$, ja selbst bis auf $^1/_4$ Linie hinab, wo hingegen mit guten Luftpumpen gewöhnlicher Construction (ohne Babinet's Hahn) selten ein Quecksilberstand unter **1** Linie erreicht wird, so daß erstere Luftpumpen eine **600 — 1200**, letztere aber nur eine **300 — 400**malige Verdünnung gestatten.

**) Mehrere andere derlei Versuche können erst in der Folge besprochen werden.

dünnt wird (hiedurch erhält die vorn S. 271 gegebene Erklärung des Torricellischen Versuches eine neue Bekräftigung). e) Ist der glocken- oder cylinderförmige Recipient (auf dem Luftpumpenteller) oben mit einem hölzernen Becher versehen, der Quecksilber enthält, so wird dieses bei Verdünnung der Luft unter dem Recipienten von der äußeren Luft durch das Holz gedrückt (Quecksilberregen).

Versuche, welche die Ausdehnsamkeit der Luft, d. i. ihr beständiges Streben, sich in einen größeren Raum auszubreiten, anschaulich machen (indem sie zeigen, daß die Luft sich wirklich desto mehr ausdehnt, je mehr der von außen auf sie einwirkende, ihre Ausdehnung hindernde Druck vermindert oder bei gleichbleibender Größe dieses Druckes ihre Dichte und Ausdehnsamkeit vergrößert wird). f) Eine fest zugebundene, nur wenig Luft enthaltende und deswegen schlaffe Thierblase schwillt unter dem glockenförmigen Recipienten in dem Maße mehr an, als daselbst die Luft stärker verdünnt wird. Bei hinreichend starker Verdünnung zerplatzt die Blase. g) Wird ein Luft enthaltendes, mit der Mündung unter Wasser tauchendes Gefäß unter den glockenförmigen Recipienten gebracht und die Luft in diesem letzteren verdünnt; so verläßt ein Theil der (in einen größeren Raume sich ausbreitenden) Luft das Gefäß und man sieht ihn in Blasen durch das Wasser entweichen. (Läßt man hierauf wieder äußere atmosphärische Luft in den Recipienten eintreten, so treibt diese so lange Wasser in das Gefäß, bis die darin zurückgebliebene Luft durch Zusammendrücken in einen kleineren Raum mit der äußeren Luft auf gleiche Dichte gebracht worden.) h) Wird ein Heronsball, d. i. ein (gewöhnlich) kugelförmiges Gefäß **A** Fig. 236, in dessen Mündung luftdicht eine enge, bis nahe an den Boden reichende, beiderseits offene und oben meistens mit einem Hahn verschließbare

Fig. 236.



Röhre a eingesetzt ist, zum Theil mit Wasser gefüllt, unter den Recipienten der Luftpumpe gebracht und die Luft in diesem verdünnt, so macht die über dem Wasser (in b) eingeschlossene Luft, indem sie sich ausdehnt, das Wasser oben herausspritzen. i) Aus Wasser, Wein, Bier und anderen Flüssigkeiten entwickeln sich unter dem Recipienten der Luftpumpe bei stattfindender Verdünnung unzählige Luftblasen (indem die in den Poren dieser Flüssigkeiten vorhandene Luft sich ausdehnt, somit zum Theil die Poren verlassen muß). Auch aus Holz und andern porösen Körpern sieht man, wenn sie sich in Wasser und unter einem Recipienten befinden, in welchem die Luft verdünnt wird, eine große Menge Luftblasen aufsteigen. Läßt man nachher wieder äußere Luft in den Recipienten eintreten, so drückt diese an die Stelle der entwichenen Luft Wasser in die Poren der erwähnten Körper, so daß dieses im Gefäße auffallend sinkt und manche dieser Körper, die vorher auf dem Wasser schwammen, jetzt darin untersinken, wie dies z. B. mit Buchenholz, Nüssen u. s. w. der Fall ist.

Die unter e) und i) angeführten Versuche liefern zugleich auch einen Beweis für die Porosität der Körper.

k) Mittelst der Luftpumpe läßt sich ferner zeigen, daß alle Körper gleich schwer sind, daher mit gleicher Schnelligkeit zu Boden zu fallen suchen (man sehe S. 105), und daß, wenn z. B. ein Stückchen Papier viel lang-

samer frei herabfällt als ein Stein oder ein Stück Metall, dies seinen Grund blos in dem Widerstande der Luft hat, der von dem Steine oder Metalle leichter als von dem Papierstückchen überwunden werden kann. Wird nämlich in einer langen Glasröhre, — die ein Papier und ein Metallstückchen enthält, mit einer metallenen Fassung sammt Sperrhahne versehen und an der Luftpumpe festgeschraubt worden ist, — die Luft möglichst verdünnt, der Hahn nachher geschlossen, die Röhre abgeschraubt, vertikal gehalten, so daß Papier- und Metallstückchen sich gleichzeitig im untern Ende befinden, und dann rasch gerade in die entgegengesetzte Stellung umgekehrt, so sieht man Papier- und Metallstück darin ganz gleich schnell herabfallen, während, wenn man in die Röhre wieder äußere Luft eintreten läßt, das Papier auffallend hinter dem Metalle zurückbleibt. l) Eine stark aufgeblasene und zugebundene Thier- oder Kautschukblase wird unter dem Recipienten der Luftpumpe bei Verdichtung daselbst viel kleiner. m) Eine in heißem Wasser oder in Aether erweichte Kautschukflasche kann am sichersten dadurch zu einem Ballon von 1—2 Fuß Durchmesser ausgedehnt werden, daß man ihren Hals an einem Hahne eines Recipienten befestigt, worin die Luft stark verdichtet wird und daß man mittelst des Hahnes von Zeit zu Zeit solche verdichtete Luft in die Flasche einströmen läßt.

147. Nachweisung der Schwere der Gase und Bestimmung ihres spezifischen Gewichtes und ihrer Dichte mit Hülfe der Luftpumpe. Daß jedes Gas ein Gewicht hat, mithin schwer ist, ergibt sich aus Folgendem. Wird ein mit einem Sperrhahne versehener, mäßig großer Glasballon, nachdem er an der Luftpumpe festgeschraubt und die Luft darin verdünnt worden, abgewogen und sein Gewicht **P** notirt, man läßt nachher durch den Hahn atmosphärische Luft, oder (etwa aus einer mit dem Ballon in Verbindung gesetzten Thier- oder Kautschukblase) irgend eine andere Gasart in denselben eintreten und wägt ihn jetzt wieder, so zeigt er ein größeres Gewicht P_1. Der Unterschied $P_1 - P$ ist offenbar das Gewicht des in den Ballon eingelassenen Gasquantums.

Bestimmung des specifischen Gewichtes der Gase. Nimmt man zu dem eben beschriebenen Versuch einen gläsernen Ballon, dessen inneres Volum **V** bekannt ist*) und mindestens 250—300 Kub. Zolle beträgt, verdünnt die Luft darin mittelst einer guten Luftpumpe so weit als diese es gestattet (wo man dann den Ballon als luftleer ansehen kann) und bestimmt die Gewichte **P** und P_1, die der Ballon im luftleeren Zustande und nachdem man irgend eine Luftart in denselben hat eintreten lassen, besitzt, mit einer genauen, empfindlichen Wage, so ist $P_1 - P$ das Gewicht der betreffenden Luftart unter dem Volum **V**, mithin $\frac{P_1 - P}{V}$ das Gewicht derselben unter dem Volum = 1 d. i. ihr spezifisches Gewicht. Wird auf diesem Wege das spezifische Gewicht **s** irgend einer Gasart bestimmt, so fällt dieses je nach dem Barometerstande und der Temperatur, bei welchen die Bestimmung geschieht, verschieden groß aus. (Bei höherem Barometerstande muß nämlich das in den luftleer gemachten Ballon eintretende Gas, um sich mit der äußern Luft ins Gleichgewicht setzen zu können, eine größere Dichte annehmen, sein spezifisches Gewicht muß also größer ausfallen, und bei höherer

*) Wie man das Volum des Ballons ermitteln könne, wurde auf Seite 17 unter Ad 1) gelehrt.

Temperatur wird das den Ballon erfüllende Gas weniger dicht sein, demnach ein geringeres spezifisches Gewicht zeigen.) Um nun die spezifischen Gewichte der Gase von diesen veränderlichen Einflüssen unabhängig und unter einander vergleichbar zu machen, reduzirt man das bei irgend einer Temperatur t und irgend einem Barometerstande b gefundene spezifische Gewicht eines Gases immer auf die Normaltemperatur 0° R. und auf einen Normalbarometerstand, als welchen man nach dem Beispiel französischer Physiker gewöhnlich eine Quecksilbersäule von 760 Millimeter = 28,851 wiener Zoll = 28 wiener Zoll 10,22 Linien Höhe und 0° R. annimmt.

Wie sich diese Reduction bewerkstelligen lasse, wird folgende Betrachtung zeigen. Ist **S** das spezifische Gewicht, welches mittelst des Gasquantums vom Volum **V** bei der Temperatur **T**° **R.** und bei dem Barometerstande **B** gefunden wurde, stellt ferner v das Volum vor, welches dem nämlichen Gasquantum bei der Normaltemperatur 0° R. und beim Normalbarometerstand 28,851 wiener Zoll zukäme, und bedeutet endlich x das dieser Temperatur und diesem Barometerstande entsprechende (d. i. das reduzirte) spezifische Gewicht des betreffenden Gases; so hat man offenbar $S:x=v:V$ *) und hieraus $x=\frac{SV}{v}$. Substituirt man nun in dieser Gleichung für v den Werth, den die Formel (3 auf Seite 296 gibt, wenn darin $t=0°$ R., und anstatt der drückenden Kräfte P und p die Barometerstände B und 28,851 wiener Zoll (als das Maß dieser Kräfte im vorliegenden Falle) gesetzt wird, so erhält man

$$x=\frac{S(1+0{,}004581\ T)\ 28{,}851}{B} \dots (\dagger).$$

Bei Bestimmung des spezifischen Gewichtes der Gase ist ferner wesentlich, daß sie rein und namentlich von allem Wasserdunste befreit seien, von dem sie immer mehr oder weniger enthalten und der einen großen Einfluß auf ihr spezifisches Gewicht nimmt. Zu diesem Ende läßt man die betreffenden Gase durch eine mit Chlorcalcium (oder einem andern das Wasser gierig an sich ziehenden Körper) gefüllte Röhre in den vorbesagten Ballon eintreten.

Bei ganz genauen Bestimmungen muß endlich noch berücksichtigt werden: die kleine Menge Luft, welche mittelst der Luftpumpe aus dem Ballon nicht entfernt werden kann und macht, daß das Volum **V**, welches von dem in den Ballon eingetretenen Gase erfüllt wird, etwas kleiner ausfällt, als wenn der Ballon völlig luftleer gewesen wäre **); der Einfluß der Temperatur auf die Größe des Ballons und der Gewichtsverlust, welchen dieser in der Luft erleidet †).

---

*) Denn nach (2) S. 35 ist **VS** das absolute Gewicht des Gasquantums vom Volum **V** und **vx** das absolute Gewicht des nämlichen Gasquantums vom Volum **v**; es ist daher $VS=vx$ und somit $S:x=v:V$.

) Man kann auf die beim Verdünnen mit der Luftpumpe im Ballon zurückbleibende kleine Luftmenge dadurch Rücksicht nehmen, daß man das Volum (V**) des Ballons erst nach erfolgter Verdünnung der Luft darin bestimmt; zu diesem Ende das Wasser oder Quecksilber, womit nach **Ad 1)** auf 17 der Ballon gefüllt werden muß, durch den äußeren Luftdruck hineintreiben läßt, bis die geringe Menge der in dem Ballon zurückgebliebenen Luft auf die Dichte der äußeren gebracht ist, und dann aus dem Gewicht des vom Ballon aufgenommenen Wassers das Volum **V** berechnet.

†) Wie der Temperatureinfluß auf die Größe des Ballons und der Gewichtsverlust dieses letzteren in der Luft sich in Rechnung bringen läßt, kann erst in der Folge gezeigt werden.

Durch solch ein genaues Verfahren wurde das Gewicht eines wiener Kubikfußes atmosphärischer Luft bei 0° R. und 28,851 Barometerstand = 564 wiener Gran, mithin das Gewicht eines wiener Kubikzolles = 0,326 wiener Gran gefunden, so daß die atmosphärische Luft bei dieser Temperatur und diesem Barometerstande nahe 770mal (genauer 769,44mal) leichter als Wasser ist.

Bestimmung der Dichte der Gase. Man vergleicht die Gase in Bezug auf Dichte immer mit der atmosphärischen Luft, deren Dichte man = 1 annimmt, so daß die Dichte eines andern Gases durch die Zahl ausgedrückt wird, welche anzeigt, wie vielmal mehr oder weniger irgend ein Volum dieses Gases wiegt, als ein gleich großes Volum unter gleichen Umständen (d. i. unter gleichem äußeren Drucke und bei gleicher Temperatur) befindlicher atmosphärischer Luft*). Dem zu Folge erhält man die Dichte eines Gases ebenfalls mit Hülfe des vorn besprochenen, an der Luftpumpe anschraubbaren Glasballons (und zwar ohne daß sein inneres Volum bekannt zu sein braucht), indem man den (möglichst) luftleer gemachten Ballon mit dem betreffenden Gase füllt, von dem Gewichte P_1 des gefüllten Ballons das Gewicht P, das er im luftleeren Zustande besaß, subtrahirt und das so gefundene Gewicht $P_1 - P$ des im Ballon enthaltenen Gasquantums durch das Gewicht $P_{11} - P$ dividirt, welches gefunden wird, indem man den abermals luftleer gemachten Ballon bei der nämlichen Temperatur und unter dem nämlichen äußeren Durck, unter welchem vorher seine Füllung geschah, mit atmosphärischer Luft füllt und von dem Gewichte P_{11} des so gefüllten Ballons das Gewicht P des leeren abzieht. ($P_1 - P$ und $P_{11} - P$ sind nämlich die Gewichte gleicher Volume des fraglichen Gases und der atmosphärischen Luft bei gleichem äußeren Druck und gleicher Temperatur, mithin ist $\frac{P_1 - P}{P_{11} - P}$ die Dichte des ersteren Gases).

Da, wenn **S** und **s** die spezifischen Gewichte (die Gewichte der Volumeinheit, z. B. eines Kubikzolles, eines Kub. Centimeters oder dgl.) reiner atmosphärischer Luft und eines anderen Gases bei 0° R. und 28,851 Zoll Barometerstand bedeuten, $\frac{s}{S}$ die Dichte des letzteren Gases vorstellt, so folgt, daß die Dichte irgend einer Luftart auch dadurch ermittelt werden könne, daß man nach dem vorn beschriebenen Verfahren das auf den Normalbarometerstand (28,851 Zoll) reduzirte spezifische Gewicht (Gewicht eines Kubikzolles, eines Kub. Centimeters oder dgl.) der betreffenden Luftart bestimmt und dieses durch das bekannte auf die nämliche Volumeinheit sich beziehende spezifische Gewicht (Gewicht eines Kubikzolles, Kub. Centimeters oder dgl.) der reinen atmosphärischen Luft bei 0° R. und 28,851 Barometerstand dividirt. (Das Gewicht eines wiener Kubikzolles solcher atmosphärischen Luft wurde oben = 0,326 wiener Gran angegeben, und das Gewicht irgend einer andern Volumeinheit läßt sich daraus nach dem Verhältniß dieser Volumeinheit zum wiener Kubikzoll leicht berechnen.)

Handelt es sich um die Lösung der Frage, wie vielmal dichter oder weniger dicht als die atmosphärische Luft bei 0° R. und 28,851 Zoll Druck (oder bei irgend einer andern Temperatur **T** und einem andern Druck **B**) eine Gas-

*) Wie groß dieser Druck und diese Temperatur an und für sich sei, hat auf die Größe der Dichte des betreffenden Gases keinen Einfluß, da die atmosphärische Luft und alle andern Gase bei ihrer Verdichtung ganz die nämlichen Gesetze befolgen.

art bei einer Temperatur t und einem Barometerstande b sei, so ist natürlich das durch den Versuch (z. B. bei t_1° R. und b_1 Barometerstand) gefundene spezifische Gewicht dieser Gasart mittelst der Formel (3 S. 296 zuerst auf das der Temperatur t und dem Drucke b entsprechende spezifische Gewicht zurückzuführen, um dieses nachher durch das spezifische Gewicht der atmosphärischen Luft bei 0° R. und 28,851 Zoll Baromerstand (oder bei T Temperatur und B Druck, und dieses erhält man aus dem bekannten spezifischen Gewichte bei 0° R. und 28,851 Zoll Barometerstand durch Reduction nach der Formel (†) auf S. 316) zu dividiren. Nachstehende Tafel enthält die Dichte der wichtigsten Gase, die Dichte der atmosphärischen Luft unter gleichem Druck und bei der nämlichen Temperatur = 1 gesetzt.

Name des Gases.	Dichte.	Name des Gases.	Dichte.	Name des Gases.	Dichte.
Sauerstoff	1,1026	Chlor	2,4700	Flußsaures Gas .	2,3694
Stickstoff	0,9760	Ammoniak	0,5966	Schwefligs. Gas	2,2470
Wasserstoff	0,0688	Salpetergas . . .	1,0370	» wasserstoff G.	1,1942
Kohlensäure . . .	1,5240	Leuchtgas	0,9710	Chlorwasserstoffgas	1,2474
Kohlenoxydgas . .	0,9706	Sumpfgas	0,5589	Cyangas	1,8064

147. Gewichtsverlust der Körper in der Luft. Im §. 129 und 130 wurde blos aus der Schwere tropfbarer Flüssigkeiten und aus der absolut leichten Verschiebbarkeit ihrer Theilchen durch eine Reihe von Schlüssen gefolgert, daß ein in einer solchen Flüssigkeit befindlicher Körper einen um das Gewicht der von ihm verdrängten Flüssigkeitsmenge größeren Druck in senkrechter Richtung aufwärts als abwärts erfahre, daß er daher von seinem Gewichte so viel verliere, als das von ihm verdrängte Flüssigkeitsquantum wiegt, und daß er in der Flüssigkeit entweder untersinken, an jeder Stelle schweben bleiben oder emporsteigen müsse, je nachdem sein spezifisches Gewicht im Vergleiche mit jenem der Flüssigkeit größer, gleich oder kleiner ist. Da nach S. 269 die Schwere und die absolut leichte Verschiebbarkeit der Theilchen auch den Gasen zukommen, so leidet die besagte Schlußreihe auch auf die Gase volle Anwendung und diese führt nothwendig zu analogen Sätzen wie bei den tropfbaren Flüssigkeiten, nämlich: daß Körper auch in Gasen einen um das Gewicht des verdrängten Gasquantums größeren Druck nach aufwärts als nach abwärts erfahren, mithin so viel von ihrem Gewichte verlieren, als die von ihnen verdrängten Gasmengen wiegen.... (1) und entweder an jeder Stelle schweben bleiben ...(2), mit einer dem Unterschiede ihres Gewichtes und des Gewichtes der verdrängten Gasmenge gleichen Kraft emporsteigen...(3) oder mit dieser Kraft zu Boden fallen . . . (4), je nachdem sie spezifisch eben so schwer, spezifisch leichter oder spezifisch schwerer sind als das sie umgebende Gas.

Aus dem Satze (1) folgt, daß man, um das wahre Gewicht eines Körpers zu erhalten, zu dessen durch Abwägen in der Luft gefundenen, scheinbaren Gewicht noch das Gewicht der von ihm verdrängten Luftmasse addiren müsse. Bei Wägungen kleiner Körper wird wegen Kleinheit des Gewichtes der verdrängten Luftmasse diese Correction in der Regel unterlassen, und aus gleichem Grunde wird auch auf den Gewichtsverlust, den die zum Wägen angewendeten Gewichtseinheiten in der Luft erleiden, fast nie Rücksicht genommen. In den meisten Fällen (wo die besagte Correction überhaupt nothwendig erscheint) begnügt

man sich mit der Berücksichtigung des Gewichtsverlustes des zu wägenden Körpers und bestimmt diesen Verlust (das absolute Gewicht der Luft unter dem Volum des gewogenen Körpers) leicht dadurch, daß man nach Formel (†) S. 316 aus dem bekannten spezifischen Gewichte (x) der Luft bei 0° R. und 28,851 Zoll Druck das spezifische Gewicht (**S**) der Luft für den bei der Wägung beobachteten Thermometer- und Barometerstand (**T**, **B**) berechnet und dieses mit dem Volum des gewogegen Körpers multiplizirt. (Ist dieses Volum nicht bekannt, so läßt es sich bei jeder noch so unregelmäßigen Gestalt der Körpers leicht ermitteln, indem man den Körper in Wasser oder eine andere passende Flüssigkeit taucht und seinen Gewichtsverlust darin bestimmt. Dieser Verlust, = dem Gewichte (V_1 S_1) der Flüssigkeitsmenge vom Volum (V_1) des eingetauchten Körpers, gibt, durch das spezifische Gewicht (S_1) der Flüssigkeit dividirt, offenbar dieses Volum (V_1).

Daß Körper in der Luft von ihrem Gewichte verlieren und daß der Verlust desto mehr beträgt, je dichter die Luft ist, kann dadurch anschaulich gemacht werden, daß man einen kleinen empfindlichen Wagebalken, woran sich, wie in Fig. 237 eine hohle, zugeschmolzene sehr leichte Glaskugel von etwa 2—3 Zoll Durchmesser und ein andererseits aufgehängter kleiner Metallkörper bei gewöhnlicher Dichte der Luft das Gleichgewicht halten, unter den Recipienten der Luftpumpe bringt und die Luft darin verdünnt. Es wird nämlich wegen nothwendiger Abnahme des Gewichtsverlustes der Kugel (eigentlich der Differenz des Gewichtsverlustes der Kugel und des kleinen Metallkörpers) in verdünnter Luft die Kugel desto mehr sinken, je weiter die Verdünnung getrieben wird.

Fig. 237.



Aus dem vorstehenden Satze (3) erklärt sich das Aufsteigen des Rauches und der Wolken in der Luft, der warmen (spezifisch leichteren) Luft in kalter und das Steigen der Luftballone.

Ein **Luftballon** (Aerostat) besteht der Hauptsache nach aus einer sehr leichten, luftdichten, kugel- oder birnförmigen Hülle, die mit einem Gase gefüllt ist, das, während es eine gleiche Expansivkraft wie die atmosphärische Luft besitzt, spezifisch leichter ist als diese, so daß das Gewicht **P** der Hülle sammt dem sie erfüllenden Gase weniger beträgt als das Gewicht **Q** eines gleich großen Volums atmosphärischer Luft. Ein solcher Ballon muß [nach (3)] in der atmosphärischen Luft sich mit einer Kraft **Q** — **P** erheben, welche seine **Steigkraft** darstellt und bei hinreichender Größe des Ballons und Anwendung eines spezifisch sehr leichten Gases zum Füllen, so groß wird, daß der Ballon bedeutende Lasten (einen oder selbst mehrere Menschen, die sich in einer leichten Gondel befinden, welche unter dem Ballon an einem denselben einhüllenden Stricknetze festgemacht ist) mit sich in die Höhe führen kann. Man ertheilt einem Ballon (einer ballonförmigen Hülle) Steigkraft, entweder indem man sie unten offen läßt und die atmosphärische Luft darin mittelst eines unter der Oeffnung angebrachten Feuers gehörig verdünnt (Luftballone dieser Art heißen **Montgolfieren**, weil die Gebrüder **Montgolfier**, Papierfabrikanten zu Annonay, daselbst im Jahre 1783 zuerst einen Ballon durch Erwärmen der Luft darin steigen machten), oder besser, indem man die Hülle mit Wasserstoffgas füllt und dann wohl verschließt, wie dies im August 1783 zuerst Professor **Charles** in Paris that, woher derlei Luftballone auch den Namen **Charlieren**

führen. In neuester Zeit verwendete zuerst der berühmte englische Luftschiffer Green anstatt des Wasserstoffs das aus Steinkohlen erzeugte, bei der Gasbeleuchtung als Leuchtstoff dienende Kohlenwasserstoffgas, was den Vortheil gewährt, daß man leichter einen für dieses Gas als für das viel feinere Wasserstoffgas undurchdringlichen Stoff zur Hülle des Ballons herstellen kann. Für mit Wasserstoff- oder mit Leuchtgas zu füllende Ballone (und nur solche sind zur Luftschifffahrt geeignet) wird die Hülle aus durch Firniß gehörig luftdicht gemachtem Taffet oder, für ganz kleine Luftbälle dieser Art, aus sogenannten Goldschlägerhäutchen verfertigt, während für die erwärmte atmosphärische Luft bei den Mongolfieren Hüllen aus Papier oder Leinwand hinreichende Luftdichtigkeit besitzen. Wasserstoff oder Leuchtgas enthaltende, geschlossene Ballone dürfen mit dem betreffenden Gase nie ganz, sondern nur etwa zu $^3/_4$ ihres Volums angefüllt werden, sonst würden sie in größeren Höhen, wo der dem eingeschlossenen Gase entgegenwirkende Druck der äußeren Luft (aus in einem nächsten Paragraphe folgenden Grunde) bedeutend geringer ist, durch das hieraus nothwendig hervorgehende Streben des eingeschlossenen Gases, sich in einen größeren Raum auszubreiten, zerplatzen gemacht werden. Luftballone dieser Art, welche Menschen mit in die Höhe zu nehmen bestimmt sind, müssen überdies in ihrem Gipfel mit einer Klappe versehen sein, die sich durch den Zug an einer in der vorbesagten Gondel hinabgehenden Schnur öffnen läßt, beim Nachlassen des Zuges aber durch Wirkung einer Feder immer wieder geschlossen wird. Durch Oeffnen dieser Klappe kann der Luftschiffer nicht nur das vorerwähnte Zerplatzen um so sicherer verhüten, sondern mittelst derselben und mit Hülfe von Ballast (am besten Sand, der in der Gondel mitgeführt wird) hat er es auch in seiner Macht, den Ballon nach Bedürfniß sinken oder steigen zu machen, d. h. denselben in senkrechter Richtung zu dirigiren. Sinken muß er, wenn durch die geöffnete Klappe Gas ausströmen gelassen, der Ballon mithin kleiner und im Verhältniß zum Gewichte der von ihm verdrängten Luftmenge schwerer wird, und wieder steigen muß er, wenn er durch Auswerfen von Sand aus der Gondel an Gewicht abnimmt. Alle die verschiedenen Mittel (Segel, Ruder, Reactionsmaschinen u. s. w.), die bisher versucht worden sind, um auch der Bewegung des Luftballons in horizontaler Richtung Meister zu werden, blieben ohne allen günstigen Erfolg. Der Luftballon ist in dieser Beziehung immer noch das Spiel des Windes, der die Richtung seiner horizontalen Bewegung bestimmt, so daß der Luftschiffer den Zweck, seinem Ballon eine bestimmte horizontale Direction zu geben nur dadurch erreicht, daß er sich so lange hebt und senkt, bis er in eine Luftschichte kömmt, wo der Wind die dem Ballon zugedachte Richtung hat.

Die folgende Tabelle, welcher die Annahme zu Grunde liegt, das Wasserstoffgas in dem unreinen Zustande, in welchem es zum Füllen der Luftballone verwendet wird, sei nur 7mal leichter als die atmosphärische Luft, gibt für Charlieren verschiedener Durchmesser die Kräfte an, womit sie in die Höhe zu steigen beginnen.

Durchmesser Fuß.	Steigkraft Pfund.	Durchmesser Fuß.	Steigkraft Pfund.	Durchmesser Fuß.	Steigkraft Pfund.
5	1,2	40	2276	80	19546
10	24,5	50	4542	90	27443
20	255	60	7955	100	37796
30	928	70	12753	200	308221

Diese Steigkräfte sind insofern zu groß, als bei ihrer Berechnung nur die bloße Hülle ohne Rücksicht auf die Ränder ihrer Nähte, auf die Seile u. s. w. in Betracht kam und auch der vorn erwähnte Umstand, daß des Platzens wegen keine Charliere ganz gefüllt werden darf, außer Acht blieb.

148. Ueber die Gestalt und Dichtigkeitsverhältnisse der Erdatmosphäre im Zustande des Gleichgewichtes läßt sich dem Vorhergehenden gemäß Folgendes behaupten: Die Theilchen der nach dem Zeugnisse der Erfahrung die Erde von allen Seiten umgebenden atmosphärischen Luft werden von der Schwere gegen die Erde gezogen, und vermöge der zwischen denselben wirksamen Abstoßungskraft suchen sie sich nach allen Richtungen hin im Raume zu verbreiten. Nach den Seiten hin und nach unten (gegen die Erde zu) werden sie daran durch den Widerstand der nebenan und unterhalb befindlichen Theilchen gehindert, und der Ausdehnung nach aufwärts (von der Erde hinweg) wirkt die Schwere entgegen. In jener Entfernung von der Erde, wo die Schwere der Lufttheilchen und die gegenseitige Abstoßungskraft derselben einander das Gleichgewicht halten, hat die Atmosphäre ein Ende, und ihre äußere Gränzfläche muß als freie Oberfläche einer schweren, außerordentlich leicht verschiebbaren Flüssigkeit (§. 121) so gestaltet sein, daß die Richtungen der Schwere auf ihr senkrecht stehen, sie muß also so wie die Erdoberfläche eine kugelförmige Gestalt haben. Die Erdatmosphäre bildet daher eine kugelförmige, die Erde einhüllende Luftschale; die an ihrer äußeren Gränze (wo, wie eben erwähnt worden, die abstoßende Kraft der Lufttheilchen mit der Schwere derselben im Gleichgewichte steht) befindliche Luftschichte drückt auf die nächstfolgende, diese pflanzt den empfangenen Druck auf die (gegen die Erde hin) anstoßende, dritte Luftschichte fort und drückt auf dieselbe zugleich mit ihrem eigenen Gewichte, die dritte Schichte wirkt auf die angrenzende vierte Schichte durch Uebertragung des empfangenen Druckes und vermehrt diesen wieder durch ihr eigenes Gewicht u. s. w. Demnach erfährt jede mit der Erde concentrische Schichte der Atmosphäre (von den über ihr gelegenen Luftschichten) einen desto größeren Druck, und erhält daher (nach §. 141) eine desto größere Dichte und Expansivkraft, je näher sie der Erdoberfläche ist... (**). Die atmosphärische Luft verdankt demnach die Expansivkraft, welche sie an allen Stellen äußert und welche der Torricelli'sche Versuch nachweist, dem von der Schwere kommenden Druck der darüber liegenden Luftmasse, so daß Torricelli's Versuch auch einen Beweis für die Schwere der atmosphärischen Luft liefert. Auch folgt nach (**), daß an allen vom Mittelpunkte der Erde gleichweit entfernten Orten die Dichten und Expansivkräfte der (im Gleichgewichtszustande und bei einerlei Temperatur gedachten) atmosphärischen Luft, und mithin auch der Druck, den sie übt und die Barometerstände gleich sein von der Erde nach aufwärts aber abnehmen müssen *).

*) Für Orte, die in horizontaler Richtung nicht weit von einander entfernt sind, findet die besagte Gleichheit der Barometerstände wirklich statt; bei größeren Entfernungen verursachen aber die beständigen, in der Atmosphäre vorhandenen Strömungen nicht unbedeutende Differenzen, welche jedoch verschwinden, wenn man aus vielen beobachteten Barometerständen das arithmetische Mittel nimmt. In Folge des beständigen Wechsels der Temperatur, der Winde und der Menge der Wasserdünste in der atmosphärischen Luft ist an einem und demselben Orte der Barometerstand fortwährenden regelmäßigen (periodischen) und zufälligen Schwankungen (Variationen) unterwor-

149. Gesetz, nach welchem die Dichte (mithin auch die Expansivkraft und der Druck) der atmosphärischen Luft mit der Entfernung von der Erdoberfläche abnimmt. Zum Behufe der Ermittelung dieses Gesetzes denke man sich eine von der Erdoberfläche ausgehende vertikale dünne Luftsäule, wovon Fig. 238 einen senkrechten Durchschnitt darstellt und die man sich von xy aus bis an das Ende der Erdatmosphäre fortgesetzt vorstellen muß. Man denke sich ferner diese Luftsäule in lauter gleichgroße horizontale Schichten von so geringer Höhe eingetheilt, daß die Dichte der Luft in jeder einzelnen dieser Schichten als gleichförmig (d. i. an jeder Stelle einer und derselben Schichte als gleich groß) angenommen werden kann. Bezeichnet man für die aufeinanderfolgenden Schichten 1, 2, 3 .... n — 1, n ... die Dichten mit d_1, d_2, d_3 ... d_{n-1}, d_n; die absoluten Gewichte, welche diese Schichte einzeln und der Reihe nach besitzen mit p_1, p_2, p_3 ... p_{n-1}, p_n ..., und endlich die Kräfte, womit jede solche Schichte von der auf ihr lastenden, bis ans Ende der Atmosphäre reichenden Luft-

---

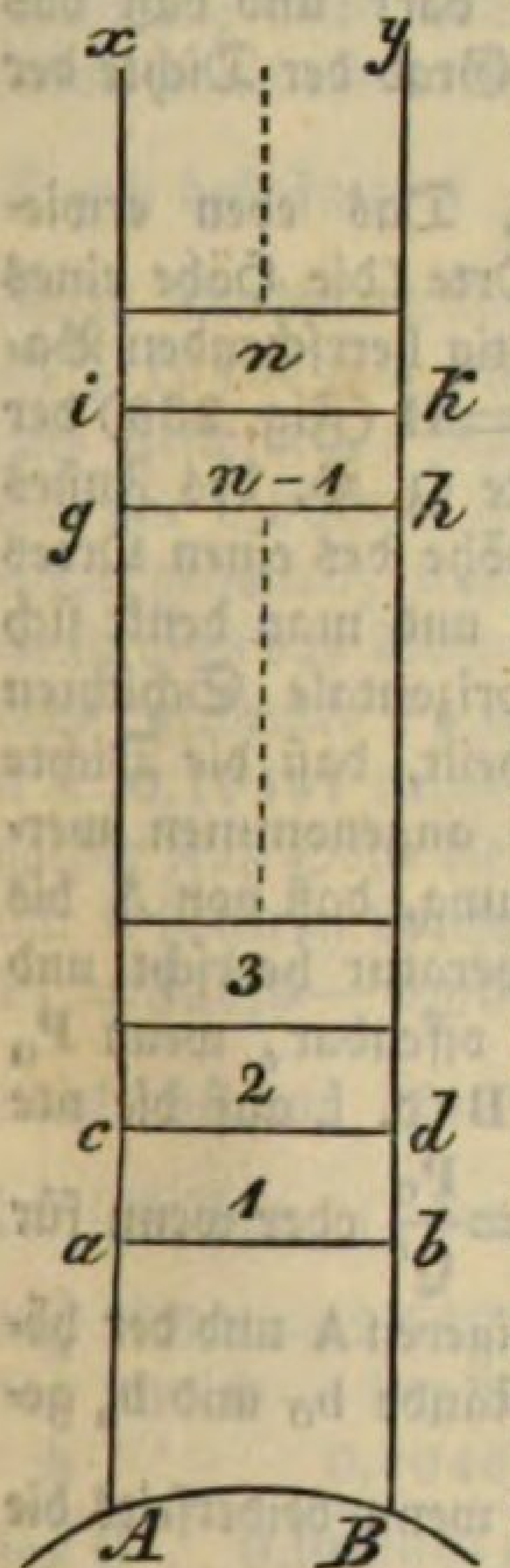
sen. Fast an allen Orten erreicht der Barometerstand täglich zweimal eine größte und eben so oft eine geringste Höhe (ein Maximum und Minimum), und zwar das Maximum einmal zwischen $8\frac{1}{2}$ und $10\frac{1}{2}$ Uhr früh, das anderemal zwischen 9 und 11 Uhr Abends und das erste Minimum zwischen 3 und 5 Uhr früh, das zweite zwischen 3 und 5 Uhr Abends. Im Sommer treten die beiden Wendepunkte des Morgens 1 bis 2 Stunden früher und die zwei Wendepunkte des Abends eben so viel später ein. Der Barometerstand in der Mittagsstunde unterscheidet sich nur um sehr wenig von dem aus 24, von Stunde zu Stunde des Tags gemachten Beobachtungen genommenen arithmetischen Mittel (dem mittleren Barometerstand des Tages); das arithmetische Mittel aus den mittleren Barometerständen der Tage eines Monats und der 12 Monate eines Jahres gibt den mittleren Barometerstand des Monats und des Jahres. Die zufälligen Schwankungen kommen nur in der gemäßigten und kalten Zone und in desto größerem Maße vor, je größer die geographische Breite des Beobachtungsortes ist. Sehr nützlich zur Ermittelung der Barometerstandsveränderungen ist der Barometrograph, von dem vorn S. 284 Erwähnung geschah und im Allgemeinen eine Vorstellung gegeben wurde.

Aus der Annahme, daß die Luft an der Erdfläche auf den Quadratzoll einen Druck von nahe $12\frac{1}{2}$ Pfund übe, und daß die Oberfläche eines erwachsenen Menschen (im Mittel) 12 Quadratfuß betrage, folgt, daß auf dem menschlichen Körper im Durchschnitt ein Druck von 21600 Pfund laste. Wir empfinden diesen Druck nicht, weil er von allen Seiten und durch die in dem Körper enthaltene Luft selbst von innen heraus geübt wird und wir diesen Zustand mit dem, wo dieser Druck fehlt, nicht vergleichen können. Die Veränderungen im Luftdrucke kündigen sich dem Menschen durch eine Veränderung in seinem Befinden an. Gesunde, kräftige Individuen sind nur für größere Luftdrucksveränderungen, — wie sie stattfinden, wenn man aus bedeutend hoch gelegenen Gegenden in tiefliegende (wo der Luftdruck viel geringer ist) kömmt oder umgekehrt, — empfindlich und fühlen sich dabei unbehaglich, matt und beklommen (woraus sich, wenn auch nur zum Theil, das Heimweh der Hochgebirgsbewohner im flachen Lande erklärt).

Die Abnahme der Dichte und Expansivkraft der atmosphärischen Luft nach oben zeigt sich nicht nur an dem Sinken des Barometers, wenn es an einen höher gelegenen Ort gebracht wird, sondern auch z. B. an einer zugebundenen, schlafen Thierblase, welche beim Uebertragen vom Fuße auf den Gipfel eines mäßig hohen Berges anschwillt, als ob man unter den Recipienten der Luftpumpe die Luft um sie herum verdünnt hätte. In einer Höhe von etwa 5 Meilen über der Erdoberfläche hat die Atmosphäre (für deren ganze Höhe, nebenbei gesagt, man näherungsweise 27 geographische Meilen annehmen kann) schon eine so geringe Dichte, wie man sie mit der besten Luftpumpe kaum erzeugen kann.

säule gedrückt wird, mit P_1, P_2, P_3 ... P_{n-1}, P_n ... (so daß z. B. P_1 oder P_{n-1} die Größe des Druckes vorstellt, den die Schichte 1 oder n — 1, d. i. die obere Gränzfläche cd oder ik von der darüber befindlichen Luftsäule erleidet) und vergleicht hierauf irgend eine der höher gelegenen Schichten, z. B. die nte, mit der untersten Schichte 1, so hat man dem Mariotte'schen Gesetze, namentlich dem Satze 4) S. 292 zu Folge $d_1 : d_n = P_1 : P_n$. Da ferner auch $d_1 : d_n = p_1 : p_n$ ist (denn nach (2) S. 35 verhalten sich die absoluten

Fig. 238.



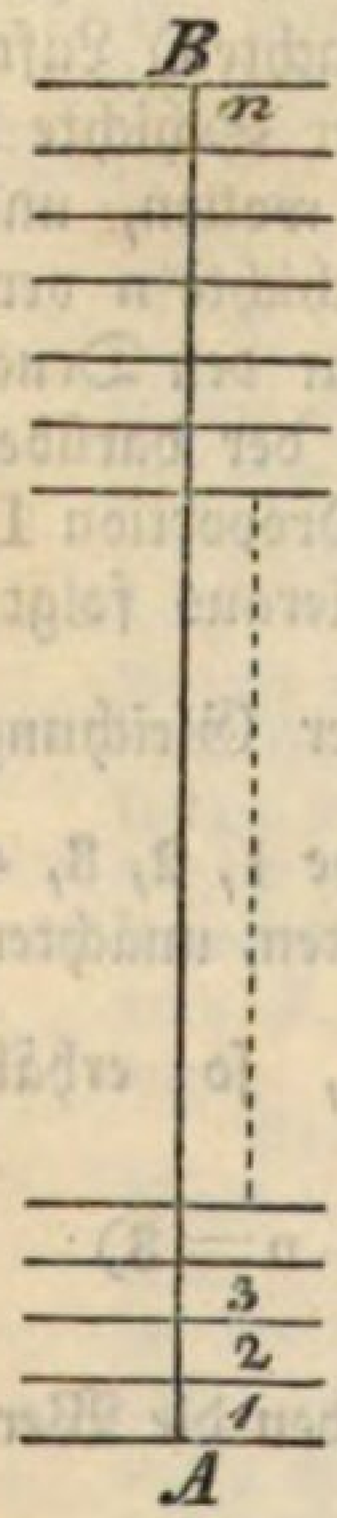
Gewichte zweier Körper von gleichem Volum wie ihre spezifischen Gewichte, diese nach Anmerkung *) auf S. 238 wieder wie ihre Dichten, mithin auch die absoluten Gewichte (p_1, p_n) zweier gleichgroßer Luftschichten wie die Dichten (d_1, d_n) derselben), so ist auch $P_1 : P_n = p_1 : p_n$, oder (nach Verwechslung der mittleren Glieder und nachheriger Addition der Vordersätze zu den Nachsätzen) $P_1 : P_1 + p_1 = P_n : P_n + p_n$ ... 1). Nun stellt aber $P_1 + p_1$, d. i. der um das Gewicht der Schichte 1 vermehrte Druck auf diese Schichte, den Druck der (bis an das Ende der Atmosphäre verlängert gedachten) Luftsäule abxy auf die untere Gränzfläche ab der Schichte 1 vor, welchen Druck wir mit P_0 bezeichnen wollen, und $P_n + p_n$, d. i. der um das Gewicht der Schichte n vermehrte Druck auf diese Schichte macht offenbar den Druck P_{n-1} aus, welchen die Schichte n — 1 von der darüber stehenden Luftsäule erfährt; es geht daher die Proportion 1) in $P_1 : P_0 = P_n : P_{n-1}$ ... 2) über, und hieraus folgt: $P_n = \frac{P_1}{P_0} . P_{n-1}$ ... 3). Gibt man in dieser Gleichung dem Stellenzeiger n nach und nach die Werthe 1, 2, 3, 4 u. s. w. und setzt der Kürze wegen den constanten, unächten Bruch $\frac{P_0}{P_1} = Q$ .... (*) mithin $\frac{P_1}{P_0} = \frac{1}{Q}$, so erhält man: (für n = 1) $P_1 = \frac{P_0}{Q}$; (für n = 2) $P_2 = \frac{P_1}{Q} = \frac{P_0}{Q^2}$ (für n = 3) $P_3 = \frac{P_2}{Q} = \frac{P_0}{Q^3}$; (für n = 4) $P_4 = \frac{P_3}{Q} = \frac{P_0}{Q^4}$ u. s. f. Nun bilden die Werthe $\frac{P_0}{Q}$, $\frac{P_0}{Q^2}$, $\frac{P_0}{Q^3}$, $\frac{P_0}{Q^4}$ u. s. w., — welche eben für die Druckkräfte P_1, P_2, P_3, P_4 ...) gefunden wurden, die auf die nacheinanderfolgenden gleich hohen Luftschichten 1, 2, 3, 4 ..., also in Höhen wirken, welche immer um die nämliche Größe (die Höhe einer der Luftschichten wachsen), mithin die Glieder einer arithmetischen Progression darstellen — die Glieder einer abnehmenden geometrischen Progression (denn da P_1 den Luftdruck auf die Schichte 1 und P_0 den um das Gewicht der Schichte 1 größeren Luftdruck bedeutet, so ist $Q = \frac{P_0}{P_1}$ größer als 1, es sind daher dessen höhere Potenzen an Werth zunehmende, also die für die Druckkräfte P_1, P_2, P_3 ... gefundenen Ausdrücke an Werth abnehmende Größen); es besteht somit das Gesetz: „Die Intensitäten des Luft-

druckes bilden an Orten, deren Höhen sich wie die Glieder einer arithmetischen Progression verhalten, die Glieder einer abnehmenden geometrischen Progression; daher nimmt, wenn man sich in der Luft zu Höhen begibt, die in einem arithmetischen Verhältnisse wachsen, der Barometerstand (als das Maß des Luftdruckes), und (dem Mariotte'schen Gesetze gemäß) die Dichte der Luft in einem geometrischen Verhältnisse ab . . . (†).

Dieses Gesetz gilt aber nur unter der Voraussetzung, daß alle Luftschichten die nämliche Temperatur haben, daß die Abnahme der Intensität der Schwere von unten nach aufwäts vernachlässigt werden darf und daß das Mariotte'sche Gesetz für jeden hier in Betracht kommenden Grad der Dichte der Luft gelte.

150. Höhemessung mittelst des Barometers. Das eben erwiesene Gesetz (†) gestattet, den senkrechten Abstand zweier Orte (die Höhe eines Ortes über dem andern) aus den an beiden Orten gleichzeitig herrschenden Barometerständen auf folgende Weise zu berechnen. Ist $AB = H$ (Fig. 239) der

Fig. 239.



senkrechte Abstand der betreffenden zwei Orte (z. B. des Fußes und Gipfels eines Berges), mithin H die Höhe des einen Ortes über dem anderen (die Höhe des Berges), und man denkt sich die Luftsäule zwischen A und B in n horizontale Schichten (1, 2 ... n) von so geringer Höhe $= h$ getheilt, daß die Dichte in jeder einzelnen Schichte als gleichförmig angenommen werden kann; so hat man unter der Voraussetzung, daß von A bis B hin in der Luft überall die nämliche Temperatur herrscht und die Schwere mit gleicher Intensität wirkt, offenbar, wenn P_0 den Luftdruck in A und P_n diesen Druck in B (d. i. auf die nte Luftschichte) bezeichnet, die Gleichung $P_n = \frac{P_0}{Q^n}$ oder wenn für P_0 und P_n die an beiden Stationen (der niedrigeren A und der höheren B) gleichzeitig herrschenden Barometerstände b_0 und b_n gesetzt werden, $b_n = \frac{b_0}{Q^n}$ woraus $Q^n = \frac{b_0}{b_n}$ und wenn beiderseits die Logarithmen genommen werden, $n \log Q = \log b_0 - \log b_n$ folgt. Durch Multiplication dieser Gleichung mit h erhält man ferner $n\, h \log Q = h\,(\log b_0 - \log b_n)$ und hieraus (da der gemachten Voraussetzung, daß die Luftsäule von der Höhe H in n gleiche Schichten von der Höhe h getheilt worden, zu Folge $n\,h = H$ ist) die zu bestimmende Höhe

$H = \frac{h}{\log Q}(\log b_0 - \log b_n)$ . . . . (I. Der Werth des noch unbekannten Factors $\frac{h}{\log Q}$ dieser Gleichung ergibt sich aus folgender Betrachtung. Da nach (*) S. 323, $Q = \frac{P_0}{P_1}$ ist, $\frac{P_0}{P_1}$ aber den Quotienten der geometrischen Progression darstellt, deren Glieder die Kräfte (P_0, P_1, P_2 . . .) bilden, womit die Luft auf die von A nach B (Fig. 239) hin aufeinander folgenden Luftschichten von der Höhe h drückt (und deren Maß die in diesen Schichten herrschenden Barometerstände sind), so kann man in der Gleichung $Q = \frac{P_0}{P_1}$ anstatt

P_0 und P_1 offenbar je zwei auf unmittelbar nacheinander folgende Luftschichten von der Höhe h wirkende Druckkräfte substituiren, so daß

$Q = \frac{P_0}{P_1} = \frac{P_1}{P_2} = \frac{P_2}{P_3}$ u. s. w. ist, daher der Werth von Q gefunden wird, wenn man den an irgend einem Orte beobachteten Barometerstand, durch den Barometerstand dividirt, der an einem um die Größe h höher gelegenen Orte stattfindet . . . (**) (dies gilt natürlich alles nur unter den vorn gemachten Voraussetzungen, und je kleiner man die Höhe h der vorbesagten Luftschichten annimmt, desto weniger unterscheidet sich der wirkliche Dichtigkeitszustand derselben von dem vorausgesetzten, desto genauer erhält man daher offenbar den Werth des Factors $\frac{h}{\log Q}$). Da bei der Temperatur 0° R. und bei 336,9 pariser Linien Barometerstand das Quecksilber (unter der geographischen Breite von 45°) 10467 mal schwerer ist als trockene atmosphärische Luft, so wird einer (als gleichförmig dicht vorausgesetzten Luftsäule von 0,10467 Fuß Höhe durch eine nur 0,00001 Fuß = 0,00144 Linien hohe Quecksilbersäule des Gleichgewicht gehalten, mithin der Barometerstand um 0,00144 Linien abnehmen, wenn man das Barometer um 0,10467 Fuß höher stellt. Setzt man daher den dem Luftdrucke P_0 entsprechenden Barometerstand = 336,9 pariser Linien und h = 0,10467 pariser Fuß (indem man in einer Luftschichte von nur 0,10467 pariser Fuß Höhe die Dichte als gleichförmig betrachten kann), so ist der in einer um h höheren Luftschichte stattfindende Luftdruck

$P_1 = 326{,}9 - 0{,}00144 = 336{,}89856$ pariser Linien; daher erhält man (mit Rücksicht auf den Satz (*) S. 323) für den fraglichen Factor $\frac{h}{\log Q}$ der Gleichung (I den Werth $\frac{0{,}10467 \text{ paris. Fuß}}{\log 336{,}9 - \log 336{,}89856}$. Da

$\log 336{,}9 = 2{,}5275010110$ und $\log 336{,}89856 = 2{,}5274991547$, daher $\log 336{,}9 - \log 336{,}89856 = 0{,}0000018563$ ist; so hat man

$\frac{h}{\log Q} = \frac{0{,}10467}{0{,}0000018563} = 56386$ pariser Fuß, und erhält durch Substitution dieses Werthes in der Formel (I für die Höhe die H eines Ortes (B) über einem andern Orte (A) die Gleichung $H = 56386 (\log b_0 - \log b_n)$. . . (II, welche, da die Zahl 56386 pariser Fuß bedeutet, diese Höhe in pariser Fußen angibt, wenn darin für b_0 der Barometerstand an dem niedrigeren und für b_n der gleichzeitig herrschende Barometerstand an dem höheren Orte gesetzt wird. Wünscht man die Höhe H in wiener Fußen zu erhalten, so ist in (II anstatt 56386 die Zahl 57942 zu substituiren. Daß die Barometerstände (b_0 und b_n) an beiden Gränzstationen in ganz beliebigen Maßeinheiten (Zollen, Linien, Millimetern n. dgl.) ausgedrückt sein können, leuchtet daraus ein, daß die Differenz $\log b_0 - \log b_n$ den Logarithmus des Quotienten $\frac{b_0}{b_n}$ dargestellt, und daß die Einheit, wornach zwei Größen gemessen werden, die Größe des Quotienten (das Verhältniß) dieser letzteren nicht ändert.

Der Formel (II liegen bekanntlich die Voraussetzungen zu Grunde, daß in allen Höhen die Temperatur der Luft die nämliche und = 0° R. sei und daß die Schwere mit gleicher Intensität wirke. Da nun diese Voraussetzungen in Wirklichkeit nicht stattfinden, indem die Schwere von unten noch oben an In=

tensität abnimmt, so kann mittelst der Formel (II der vertikale Abstand (der Höhenunterschied) zweier Orte nur beiläufig erhalten werden. Die folgende Formel:

$$H = 58152\,(1 + 0{,}0026 \cos 2\,a)\left(1 + \frac{1}{399}(T + t)\right)(\log b_0 - \log b_n)$$

... (III ist nicht nur unabhängig von den erwähnten Voraussetzungen, sondern in derselben ist auch der Einfluß der geographischen Breite und der Luftfeuchtigkeit berücksichtigt und sie gibt den Höhenunterschied zweier Orte in wiener Fußen mit einer Genauigkeit, welche der durch die beste geometrische Messung erzielbaren bis auf eine nicht erhebliche Differenz nahe kömmt. In dieser Formel bedeutet a die geographische Breite, unter welcher die Höhenbestimmung vorgenommen wird, T und t die in Reaumur'schen Graden ausgedrückten gleichzeitigen Temperaturen an der untern und obern Beobachtungsstation, und endlich b_0 und b_n die an diesen Stationen gleichzeitig beobachteten, auf die Temperatur 0_0 R. reduzirten (und in Bezug auf Capillarität und Wärmeeinfluß auf den Maßstab (nach §. 140) corrigirten) Barometerstände. Um sich die Rechnung nach dieser Formel zu erleichtern, suche man durch Addition der Lagarithmen der in der Formel vorkommenden vier Factoren zunächst den Logarithmus von H und mittelst dieses hernach den Werth von H selbst. Anstatt den Logarithmus des Factors $1 + 0{,}0026 \cos 2\,a$ zu suchen und zur Summe der Logarithmen der drei andern Factoren zu addiren, kann man auch, ohne dadurch das Ergebniß der Formel erheblich zu ändern, die Summe der Logarithmen der drei übrigen Factoren so oftmal um 0,00004 vermindern oder vermehren, als die geographische Breite, unter welcher die Höhenbestimmung geschieht, Grade über oder unter 45^0 beträgt. Man hat demnach um die Höhe H eines Ortes über einem andern zu finden, folgende Rechnung zu machen. Man nimmt zuerst die Logarithmen der an beiden Orten gleichzeitig beobachteten und auf 0^0 R. reduzirten Barometerstände und zieht von dem Logarithmus des dem niedrigern Orte angehörigen Barometerstandes den Logarithmus des andern reduzirten Barometerstandes ab. Nun addirt man folgende Zahlen: 1. den Logarithmus der so eben gefundenen Differenz (der Logarithmen der Barometerstände); 2. den Logarithmus der um 399 vermehrten Summe der Lufttemperaturen $(T + t)$, die an beiden Orten im Augenblicke der Barometerstandsbeobachtung herrschten; 3. die decadische Ergänzung von 399, welche $= 0{,}39903 - 3$ ist; 4. den Logarithmus von 58152, der 4,76456 ist. Wird nun noch die Summe der vier Logarithmen um $n \times 0{,}00004$ vermindert oder vermehrt, je nachdem die geographische Breite um n Grade größer oder kleiner als 45^0 ist, so hat man den Logarithmus der gesuchten Höhe H und die demselben in der Logarithmentafel entsprechende Zahl gibt diese Höhe selbst in wiener Fußen an. Uebrigens könnte die Berücksichtigung des Einflusses der geographischen Breite und der vertikalen Erhebung auf die Intensität der Schwere so wie der Luftfeuchtigkeit in den meisten Fällen vernachläßigt werden, weil der Fehler, der aus dieser Vernachläßigung erwächst, gewöhnlich viel geringer ist als andere Fehler, die bei den der Formel zu Grund zu legenden Beobachtungen unvermeidlich begangen werden.

Die barometrischen Höhemessungen machen bekanntlich die Kenntniß des in beiden Stationen, deren Höhe über einander bestimmt werden soll, gleichzeitig herrschenden Barometer- und Thermometerstandes unerläßlich. Diese

Kenntniß kann genau nur durch Barometer- und Thermometerbeobachtungen erlangt werden, welche an den betreffenden zwei Stationen gleichzeitig, also von zwei verschiedenen Individuen mit guten, wohl verglichenen Instrumenten angestellt werden.

Indessen läßt sich die Höhebestimmung, jedoch mit weniger Verläßlichkeit, auch von einem einzigen Beobachter mittelst nur eines Barometers vollführen, und zwar auf folgende Weise. Es wird zuerst der Barometerstand in der untern, hierauf in der obern Station beobachtet und die Zeit dieser Beobachtungen notirt. Nach der Rückkehr aus der obern Station in die untere wird in dieser neuerdings der Barometerstand beobachtet, dann aus diesen zwei Beobachtungen in der untern Station mittelst der zwischen denselben verflossenen Zeit die stündliche Aenderung des Barometerstandes in dieser Station berechnet, und der Betrag derselben vom Augenblick der ersten Barometerbeobachtung in der untern Station bis zur Zeit der Beobachtung an der obern Station zum Ergebniß der ersten Beobachtung und zwar mit dem Zeichen + oder — hinzugesetzt, je nachdem die besagte Aenderung in einer Zu- oder in einer Abnahme besteht, wodurch der in der untern Station gleichzeitig mit der Beobachtung in der obern herrschende Barometerstand annäherungsweise erhalten wird.

Ist es aber nicht thunlich, wieder in die untere Station zurückzukehren, so läßt man auf die erste daselbst angestellte Barometerstandsbeobachtung nach einer Zeit, die mindestens halb so lang ist, als die, welche man braucht, um zur obern Station zu gelangen, eine zweite solche Beobachtung folgen, berechnet aus dem Ergebnisse beider Beobachtungen und der zwischen beiden verflossenen Zeit (durch Interpolation) wieder die stündliche Veränderung des Barometerstandes in der untern Station und findet mittelst dieser Veränderung, wie vorher, den Barometerstand, der in der untern Station zur Beobachtungszeit in der obern Statt hat. Nun bleibt noch die Temperatur zu bestimmen übrig, welche in der untern Station zur Zeit der Beobachtung in der obern herrscht; diese kann jedoch nicht (durch Interpolation) wie beim Luftdruck gefunden, sondern soll aus dem Gange der Wärme des Tages entnommen werden. Man kömmt jedoch der Wahrheit ziemlich nahe, wenn statt der Größe **T+t** in der Formel (**III** 2t gesetzt und die so berechnete Höhe **H** dann um das Quadrat ihres 500sten Theiles vermehrt wird.

Uebrigens erfordern barometrische Höhemessungen, wenn sie genaue Resultate liefern sollen, viele Uebung und Vorsicht und insbesondere eine gute Wahl der Zeit zu ihrer Vornahme. Feuchtes, regnerisches und stark windiges Wetter muß man, da sich bei demselben nur sehr schwer genaue und brauchbare Barometer- und Thermometerbeobachtungen anstellen lassen, möglichst vermeiden. Namentlich machen kalte Winde bei starkem Sonnenschein es unmöglich, die wahre Temperatur des Quecksilbers und der Luft zu erfahren. Es ist am räthlichsten, ruhige und bewölkte Tage, an denen das Thermometer zwischen 8° — 12° R. steht, zu benützen. Bei Höhenmessungen mittelst eines einzigen Barometers ist überdies für die erste Beobachtung an der untern Station die Zeit die beste, wo das Barometer daselbst die diesem Orte zukommende mittlere Barometerstandshöhe zeigt, weil dann die Aenderung des Luftdruckes zwischen beiden an dieser Station angestellten Beobachtungen unbedeutend, ja, was noch wichtiger ist, und sonst seltener eintrifft, fast gleichförmig ist. Nur in Fällen, wo die horizontale Entfernung der beiden

Stationen gering ist, verdient die Zeit, zu welcher das Maximum des Luftdruckes (siehe S. 322) stattfindet, den Vorzug, weil da die Dichte der Luft jener des Quecksilbers am nächsten steht. Ferner sollen die Beobachtungen erst eine oder zwei Stunden nach Sonnenaufgang beginnen und, wo möglich, eben so lange vor Sonnenuntergang beendigt werden.

Schließlich mögen hier noch einige auf die Art, wie die nöthigen Beobachtungen selbst anzustellen sind, bezügliche Bemerkungen Platz finden. Auf dem Wege zum Beobachtungsorte halte man das Barometer stets in einiger Entfernung vom Körper und wo möglich auf dessen Schattenseite. Macht man Halt, so hüte man sich dasselbe auf feuchten Boden oder auf von der Sonne stark erwärmte Felsen oder dgl. zu legen. An der Beobachtungsstation selbst hänge man es an dem zugehörigen Dreifuß (man sehe S. 278) oder an einem in eine Mauer, in einen Fels, einen Baum oder dgl. eingeschlagenen, eisernen Haken vertikal auf und schütze es durch um seinen unteren Theil herumgelegte Steine oder Erdschollen gegen Schwankungen. Es soll immer im Schatten hängen und gegen den Windanfall möglichst gedeckt sein. Den Schatten bietet entweder die Mauer, der Fels, der Baum u. dgl. oder der Dreifuß, woran das Barometer aufgehängt ist, oder ein eigener, zu diesem Behufe aufgespannter Schirm. Nach Aufhängung des Barometers darf nicht sogleich zur Beobachtung an demselben geschritten, sondern es muß noch so lange (bei trübem Wetter und bei in Metall gefaßten Barometern mindestens $^1/_4$, bei heiterer, sonniger Witterung und bei Barometern in hölzerner Fassung wenigstens $^1/_2$ Stunde) gewartet werden, bis man versichert sein kann, daß das am Barometer festgemachte Thermometer die Temperatur des Quecksilbers in der Barometerröhre richtig angibt. Diese Temperatur muß vor Ablesung des Barometerstandes bestimmt werden, damit nicht bei der länger währenden Nähe des Beobachters, welche zum Behufe der genauen Maßstab- und Nonius-Einstellung am Barometer erforderlich ist, das Thermometer stärker als das Quecksilber im Barometer erwärmt und so die Temperatur dieses Quecksilbers unrichtig bestimmt werde. Das Thermometer, womit die Temperatur der Luft gemessen wird, muß an einer beschatteten, der freien Luft, aber nicht einem partiellen Luftstrome, ausgesetzten Stelle, — die 5 bis 6 Fuß über dem Boden sich befindet und nicht kurz vorher von directen Sonnenstrahlen getroffen wurde, auch nicht besonders feucht ist, — aufgehängt werden, so daß es zugleich auch immer wenigstens einige Zolle weit von dem Gegenstande absteht, an dem es aufgehängt worden. Es gehört überdies viel Behutsamkeit dazu, um den wahren Wärmegrad zu finden, weil das Thermometer sogleich seinen Stand ändert, wie die Sonne sich zeigt, oder hinter Wolken tritt und Winde mehr oder weniger lebhaft wehen.

Hat man die erforderlichen Beobachtungen gemacht und die Ergebnisse notirt, so mißt man noch die Höhe der untern Quecksilberoberfläche des Barometers über dem Erdboden, um sie nachher von der berechneten Höhe (**H**) abziehen zu können. Hat man wegen Unzugänglichkeit eines der zwei Punkte, deren Höhe über einander zu bestimmen ist oder aus irgend einem andern Grunde die Instrumente um eine Strecke höher oder niedriger aufstellen müssen, so ist am Schlusse der Beobachtung auch die Höhe dieser Strecke zu schätzen oder durch Nivelliren zu messen, um sie dann bei der aus den Beobachtungen berechneten Höhe **H** gehörig mit in Anschlag bringen zu können.

151. Gleichgewicht gemengter Gase. Die Erfahrung lehrt, daß wenn ungleichartige, auf einander nicht chemisch einwirkende Gase gleichzeitig in einem bestimmten Raume vorhanden sind, das Gemenge derselben eine Spannkraft äußert, welche der Summe der Spannkräfte der ungleichartigen Gemengtheile gleich ist, so daß jedes Gas im Gemenge die nämliche Spannkraft besitzt, als ob es allein den besagten Raum erfüllte. Hieraus folgt, daß jedes dieser Gase gegen das andere sich wie eine äußerst poröse, leicht durchdringliche Masse verhalte, welche demselben, ohne dessen Dichte und Volum zu ändern, gestattet, sich in Folge der zwischen seinen Molekeln thätigen Abstoßung gleichförmig auszubreiten, und daß demnach heterogene, mit einander in Berührung gebrachte Gase im Gleichgewichtszustande gleichförmig gemengt sein müssen. Gase, zwischen welchen keine chemische Action stattfindet, verhalten sich also bei gegenseitiger Berührung ganz passiv gegen einander (ein Satz, der zuerst von Dalton aufgestellt wurde), jedes ist für das andere nur als ein mechanisches Hinderniß zu betrachten, welches das Eindringen der Theilchen des einen Gases in die Zwischenräume des andern (gleichsam durch Verengung des Zuganges) verzögert. Die besagte gleichförmige Mengung tritt selbst in dem Falle ein, wo ein spezifisch leichteres Gas (z. B. Wasserstoff) über einem spezifisch schwereren (z. B. Kohlensäure) lagert und beide nur durch eine enge Oeffnung, oder einen engen Kanal mit einander in Communication stehen (indem z. B. beide Gase in übereinander angebrachten und durch eine enge Röhre in Verbindung gesetzten Gefäßen sich befinden).

152. Diffusion der Gase. Darunter versteht man im Allgemeinen die eben besprochene Erscheinung, daß in Berührung gebrachte Gase, selbst der Wirkung der Schwere entgegen, sich mit mehr oder weniger Schnelligkeit in einander gleichförmig verbreiten (diffundiren). Insbesondere bezeichnet man mit diesem Namen aber die Verbreitung der Gase in einander durch poröse, sie trennende Scheidewände hindurch, welche Verbreitung offenbar mit der in §. 134 besprochenen Endosmose eine große Aehnlichkeit hat. Graham, welcher dieser Klasse von Erscheinungen eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete, gelangte durch seine Untersuchungen zu folgendem Gesetze: Wenn zwei Gase durch eine für dieselben durchdringliche Scheidewand (aus thierischer Blase, gebranntem und nicht glasirtem Thon, aus mit Wasser angerührtem und nachher getrocknetem Gyps u. s. w.) getrennt sind und sich unter gleichem Drucke befinden, so dringt von jedem derselben ein mit der Quadratwurzel aus seiner Dichte im umgekehrten Verhältnisse stehendes Volum (Diffusions-Volum) durch die Scheidewand zu dem andern Gase hinüber, worauf beiderseits wieder Ruhe (Gleichgewicht) stattfindet. So sind z. B. die Diffusions-Volume des Wasserstoffs und der atmosphärischen Luft 3,83 und 1, Zahlen, die mit den Quadratwurzeln aus den Dichten des Wasserstoffes und der atmosphärischen Luft im umgekehrten Verhältnisse stehen. Befinden sich beide Gase nicht unter gleichem Drucke, so tritt schon bevor diesem Gesetze Genüge geleistet ist, Gleichgewicht ein.

153. Gleichgewicht absorbirter Gase. Schon im §. 23 wurde gezeigt, daß tropfbare und poröse Körper von einem Gase, mit dem sie in Berührung stehen, eine gewisse (oft sehr bedeutende) Menge aufnehmen (einsaugen oder absorbiren). Die Ursache hievon ist eine doppelte: 1. die Ausdehnsamkeit des Gases, in Folge welcher dasselbe bei der fortwährenden Tendenz, sich in einen größeren Raum auszubreiten, auch in die Poren des festen oder tropfbaren Körper so lange eindringen muß, bis die Expansivkraft des ein-

gedrungenen (absorbirten) Theiles und des äußeren Gases einander das Gleichgewicht halten, und 2. eine Anziehung (Adhäsion) zwischen den Theilchen des Gases und des absorbirenden Körpers, deren Stärke von der materiellen Beschaffenheit beider Stoffe abhängt. Wäre nur die Ausdehnsamkeit allein thätig, so müßte das absorbirte Quantum immer die nämliche Dichte besitzen wie das äußere Gas. Kömmt aber noch die besagte Anziehung hinzu, welche der Expansivkraft des Gases entgegenwirkt, dieselbe daher schwächt (so daß das in dem absorbirenden Körper enthaltene Gas ein Gas von geringerer spezifischer Expansivkraft darstellt, welches nach §. 143 mit dem äußeren, eine größere specifische Expansivkraft besitzenden Gase nur dann ins Gleichgewicht treten kann, wenn es eine größere Dichte hat als dieses, also bei demselben durch Dichte ersetzt ist, was ihm an spezifischer Expansivkraft fehlt), so muß die Dichte des Gases in den Poren des festen oder tropfbaren Körpers über jene des äußeren Gases so lange gesteigert werden, bis die Expansivkräfte beider Gasmengen gleich geworden sind, und diese Verdichtung ist unter sonst gleichen Umständen offenbar desto größer, je stärker der absorbirende Körper anziehend auf das Gas wirkt. Uebrigens hängt die Gasmenge, welche ein Körper absorbirt, von der Dichte des freien Gases und von der herrschenden Temperatur ab. Wird die Dichte und somit auch die Expansivkraft dieses Gases vermehrt oder vermindert, so muß auch das absorbirte Gas, damit es mit ersterem im Gleichgewichte bleiben kann, an Dichte entsprechend zu- oder abnehmen, und zu diesem Ende von dem porösen Körper ein neues Gasquantum absorbirt oder von der bereits absorbirten Menge ein entsprechender Theil frei gelassen werden. Aendert sich die Temperatur des äußern und des absorbirten Gases in gleichem Grade, so ist der Erfolg verschieden, je nachdem das äußere Gas sich frei ausdehnen kann, oder daran dadurch gehindert wird, daß es in einem nicht großen abgeschlossenen Raume (z. B. in einem abgesperrten Gefäße) enthalten ist. Im ersteren Falle wird die durch Temperaturänderung bewirkte Erhöhung oder Verminderung der Expansivkraft des äußeren Gases durch entsprechende Ausdehnung oder Zusammenziehung desselben im freien Raume wieder aufgehoben, daher der Druck, womit es dem absorbirten entgegenwirkt, unverändert bleibt, während der Druck des absorbirten Gases nach außen bei Erwärmung wächst und bei Erkaltung abnimmt, so daß das frühere Gleichgewicht nicht mehr fortbestehen kann, und eine Erwärmung das Freilassen eines Theils des absorbirten Gases, eine Erkaltung hingegen das Absorbirtwerden eines neuen Gasquantums zur Folge haben muß. Im zweiten Falle, wo nämlich das nicht absorbirte Gas und der absorbirende Körper in einem abgeschlossenen Raume enthalten sind, erfährt, wenn die Temperatur des ganzen Raumes in demselben Grade erhöht oder erniedrigt wird, die Expansivkraft des freien und absorbirten Gasantheils in gleichem Maße eine Steigerung oder Verminderung, es können daher die Mengen beider Antheile sich nicht ändern. Wird aber (durch Erwärmen des Körpers, der das Gas absorbirt enthält) nur der absorbirte Antheil allein auf eine höhere Temperatur gebracht, so muß von demselben, da seine Expansivkraft über jene des freien Gases gesteigert wird, so lange aus dem besagten Körper entweichen (die Menge des absorbirten Gases also ab- und jene des freien zunehmen), bis in beiden Antheilen wieder Gleichheit der Expansivkräfte hergestellt ist. Eine alleinige Erkaltung des absorbirten oder eine alleinige Erwärmung des nicht absorbirten Gasantheils muß natürlich das entgegengesetzte Resultat (d. i. die Zunahme des absorbirten und die Abnahme des freien Gas-

quantums) zur Folge haben. Wie durch Erwärmen oder Erkalten muß auch durch Verdichten oder Verdünnen nur des freien Gases (da hiedurch dessen Expansivkraft ebenfalls erhöht oder vermindert wird) die Menge des absorbirten Gases vermehrt oder vermindert werden.

Die Absorbtion gemengter Gase erfolgt so, als wenn jeder der ungleichartigen Bestandtheile mit der Dichte, die er im Gemenge besitzt, für sich allein mit dem absorbirenden Körper in Berührung stünde, so daß dieser von jedem Bestandtheil eine der Dichte und materiellen Beschaffenheit desselben entsprechende Menge aufnimmt. Enthält ein Körper schon irgend ein Gas absorbirt, und man bringt ihn noch mit einem andern Gase in Berührung, so gibt er einen Theil des bereits absorbirten Gases frei, absorbirt einen Theil des neuen Gases, und sowohl im absorbirten als im freien Gase findet gleichförmige Mengung der ungleichartigen Bestandtheile statt.

Aus dem Vorhergehenden sieht man ein, daß Körper von Gasen, die sie absorbirt enthalten, durch hinreichend starkes Erwärmen und durch Behandlung unter der Luftpumpe befreit werden können; daß man, um eine Flüssigkeit mit einem Gase (z. B. um zum Behufe der Erzeugung künstlicher Mineralwässer, Wasser mit Kohlensäure) stark zu imprägniren, das betreffende Gas über der Flüssigkeit so viel als möglich verdichten und die Verdichtung bei möglichst niedriger Temperatur vornehmen müsse; warum junge Weine oder Biere beim Gähren in luftdicht verschlossenen Gefäßen die Eigenschaft zu moussiren (schäumen) erhalten (sie absorbiren nämlich fast alle durch die Gährung gebildete Kohlensäure, welche aus den verschlossenen Gefäßen nicht entweichen kann, daher auf die Flüssigkeitsoberfläche in Folge starker Verdichtung einen großen Druck übt, und geben den größten Theil dieser Kohlensäure in unzähligen aufsteigenden Bläschen, wie dies beim Champagner und Bouteillenbier der Fall ist, wieder frei, wenn durch Oeffnen des Gefäßes der besagte Druck entfernt wird); warum eine schlaffe, etwa zur Hälfte mit atmosphärischer Luft gefüllte und zugebundene Thierblase bis zum Zerspringen anschwillt, wenn man sie in nassem Zustande etwa 24 Stunden lang in einer großen, mit Kohlensäure gefüllten und über Wasser stehenden Glasglocke beläßt (es wird nämlich die Kohlensäure von dem Wasser der Blase äußerlich absorbirt und im Innern der Blase wieder frei gegeben).

154. Gleichgewicht, durch bewegliche Scheidewände getrennter Gase. Wenn zwei Gase durch eine bewegliche, aber für sie nicht durchdringliche Scheidewand, z. B. durch eine Schichte oder Säule Wassers, Quecksilbers oder einer anderen tropfbaren Flüssigkeit getrennt sind, so kann nur dann Gleichgewicht herrschen, wenn der Druck, den das eine Gas auf die Scheidewand übt, durch einen gleichen Gegendruck von Seite der Scheidewand und des zweiten Gases aufgehoben wird. Ist dieser Bedingung nicht Genüge geleistet, so findet nach der Richtung des größeren Druckes so lange Bewegung (der Gase und der Scheidewand) statt, bis der besagte Druck und Gegendruck ins Gleichgewicht getreten sind. Aus diesem Grunde muß z. B. aus dem S. 314 besprochenen Heronsball, wenn um ihn herum die Luft verdünnt wird, das Wasser so lange herausspritzen, oder, wenn die Röhre a b hoch genug über den Ballon emporragt, in derselben so weit aufsteigen gemacht werden, bis die im Ballon enthaltene Luft durch Erweiterung ihres Raumes an Expansivkraft so abgenommen hat, daß sie mit der Expansivkraft der äußeren, verdünn-

ten Luft und mit dem hydrostatischen Druck der in der Röhre gehobenen Wassersäule ins Gleichgewicht getreten ist.

155. Anwendung der Gesetze der Ausdehnsamkeit und des Druckes der atmosphärischen Luft und anderer Gase zur Erklärung der Wirkung einiger nützlicher Apparate. Es wurde diese Anwendung bis hierher verschoben, um Unterbrechungen des Zusammenhanges bei Erörterung der besagten Gesetze zu vermeiden.

Auf der Wirkung des atmosphärischen Druckes beruhen:

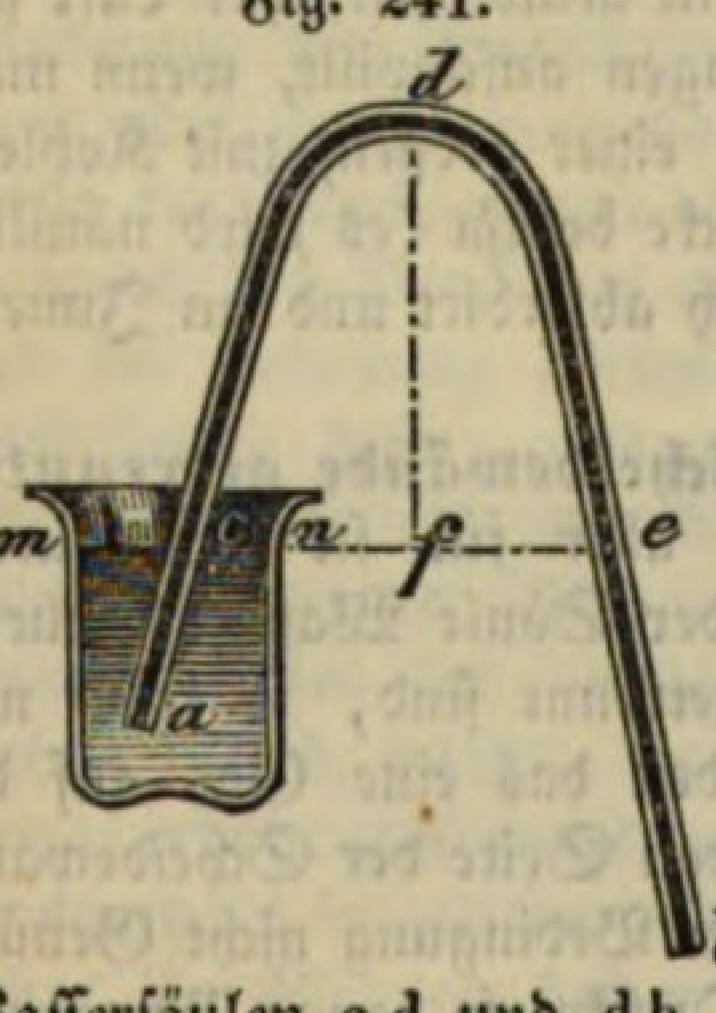
1. Der Stehheber (Fig. 240), d. i. eine wenige Fuß lange, beiderseits offene und oben mit einer größeren Erweiterung c versehene Röhre von Glas oder Blech, mittelst welcher man Flüssigkeiten aus Fässern oder andern Gefäßen heraushebt. Wird nämlich das Ende b in die Flüssigkeit getaucht und bei a mit dem Munde gesogen (d. i. durch Erweiterung der Brusthöhle beim Einathmen aus dem Raume a d Luft in die Lunge aufgenommen), so kann die hiedurch in a d verdünnte Luft der äußeren, auf m n drückenden nicht mehr das Gleichgewicht halten und diese wird im Heber eine Flüssigkeitssäule, z. B. bis e emporgetrieben, welche, wenn man die Saugöffnung a mit dem Daumen verschließt und den Heber aus der Flüssigkeit heraushebt, in diesem durch den auf b wirkenden Luftdruck schwebend erhalten wird, dann übertragen und durch Wegziehen des Daumes von a in Folge ihrer Schwere in ein anderes Gefäß ausfließen gemacht werden kann.

Fig. 240.



2. Der gekrümmte Heber; d. i. eine gebogene (gläserne oder metallene, einige Fuß lange) Röhre a b (Fig. 241) mit ungleichlangen, parallel oder nicht parallel laufenden Schenkeln. Wird der kürzere Schenkel a in eine Flüssigkeit getaucht (wir wollen, um einen bestimmten Fall vor Augen zu haben, annehmen, diese Flüssigkeit sei Wasser), und die ganze Röhre durch Saugen am Ende b oder auf irgend eine andere Art mit Wasser angefüllt, so muß dieses, wenn die Mündung b tiefer als die Oberfläche m n steht, bei b ausfließen, und das Ausfließen muß so lange fortdauern, als n m noch über b steht, und dabei die Mündung a noch unter die Flüssigkeit taucht. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in dem Verhältnisse des auf m n und auf b wirkenden Luftdruckes und des diesem entgegenwirkenden hydrostatischen Druckes der den Heber erfüllenden Wassersäulen c d und d b. Denn denkt man sich den Heber ganz mit Wasser angefüllt, so sucht der auf b wirkende Luftdruck das Wasser in der Richtung von b nach d hin zu bewegen (weil die nur wenige Fuß hohe Wassersäule b d dem Luftdrucke, der nach S. 271 eine 32 Fuß hohe Wassersäule zu tragen vermag, nicht das Gleichgewicht halten kann) und der Luftdruck auf m n strebt aus gleichem Grunde das Wasser von c nach d zu treiben. Da nun dem Luftdrucke bei b die Wassersäule b d mit einer Kraft entgegenwirkt, welche um den Unterschied zwischen dem Drucke der Wassersäule b c und einer gleich hohen Luftsäule größer ist, als die Kraft, womit dem Luftdrucke auf m n durch die

Fig. 241.



Wassersäule cd entgegengewirkt wird (denn die Wassersäulen ed und cd setzen, da sie die nämliche Höhe df haben, der Luft einen gleichen Druck entgegen), so findet auf mn in der Richtung von c nach d ein größerer Druck als auf b nach der Richtung von b nach d hin statt, und das Wasser im Heber muß dieser größeren Kraft folgen, mithin bei b ausfließen. So lange der kürzere Schenkel des vollen Hebers unter die Flüssigkeit taucht, und dessen Höhe (d. i. der senkrechte Abstand der obersten Heberkrümmung von der Flüssigkeitsoberfläche im Gefäße) die Höhe der Flüssigkeitssäule nicht erreicht, welche dem Luftdrucke das Gleichgewicht zu halten vermag, sind die Bedingungen des besagten Ausfließens aus dem längeren Schenkel vorhanden, dasselbe muß also eben so lange fortdauern, und die ganze Wirkung muß (unter diesen Bedingungen) auch bei jeder anderen Flüssigkeit als Wasser stattfinden. Reicht die Mündung des kürzeren Heberschenkels bis an den Boden eines Flüssigkeit enthaltenden Gefäßes, so kann dieses durch Wirkung des Hebers ganz entlehrt werden. Mit zunehmender Tiefe von b unter mn wächst auch die Geschwindigkeit des Ausflusses aus dem Heber. Um das zum Behufe der Anfüllung des Hebers nöthige Saugen am längeren Schenkel bequem vornehmen zu können, oder zu verhindern, daß man beim Saugen etwas von der Flüssigkeit in den Mund bekomme, gibt man dem Heber die Form wie bei I Fig. 242. Während bei o gesogen wird, muß natürlich die Mündung b mit dem Finger zugehalten werden oder mit einem Pfropfe verschlossen sein. Wird nach erfolgter Füllung der ganzen Röhre ab der Finger oder Pfropf entfernt, so beginnt die Wirkung des Hebers. Der bei II Fig. 242 abgebildete Heber dient für Flüssigkeiten, bei welchen, weil sie dem Athmungsprocesse lästige oder schädliche Dämpfe aussenden, das Saugen (bei b oder o) unausführbar ist. Er wird dadurch gefüllt, daß man nach Verpfropfung der Oeffnung b von der mittelst des Hebers abzuziehenden Flüssigkeit so lange in den Trichter d eingießt, bis sie nach hydrostatischem Gesetze (siehe (2 S. 194) auch den zweiten communicirenden Arm ba anfüllt und bei a herauszufließen anfängt. Wird dann das Ende a schnell in die betreffende Flüssigkeit getaucht, und aus b der Pfropf herausgezogen, so tritt der Heber in Wirksamkeit. Auf der Wirkung eines gekrümmten Hebers beruht die Erscheinung an dem in Fig. 243 abgebildeten Vexirbecher. Wird derselbe nämlich so weit mit Flüssigkeit gefüllt, daß diese in dem gekrümmten Heber ab (dessen kürzerer Schenkel a im Innern des Bechers mündet, während der längere b unten im Fuße endigt) bis nahe an den obersten Punkt c reicht, so bedarf es nur einer geringen Neigung des Bechers nach dem kürzeren Schenkel hin, damit die Flüssigkeit auch in den langen Schenkel eindringe und dann in der Gänze unten bei b ausfließe. Wahrscheinlich liegt auch der Grund, warum

Fig. 242.



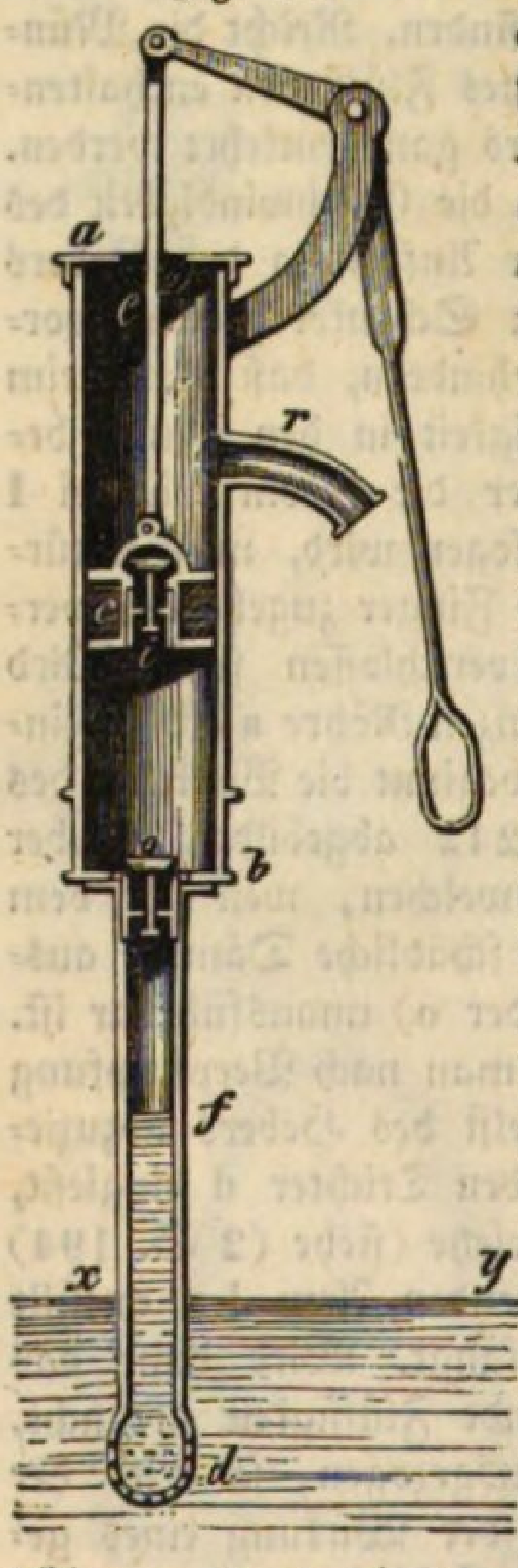
Fig. 243.



gewisse Quellen auf der Erde nur periodisch (immer nur nach gewissen Zeitabschnitten) fließen, darin, daß sich im Innern der Erde ein Wasserbehältniß befindet, welches vermittelst eines, einen gekrümmten Heber darstellenden Kanals mit dem Ausflußorte der Quelle an der Erdoberfläche communicirt. Es kann da natürlich der Heber erst dann zu wirken, mithin die Quelle zu fließen anfangen, wenn das Wasser im vorbesagten Behältnisse durch allmäligen Zufluß eine solche Höhe erlangt hat, daß sich der Heber anfüllt, wo dann die Quelle so lange fließen muß, bis das Behältniß ganz entleert ist.

3. Die Saugpumpe (gewöhnliche Wasserhebpumpe) besteht aus einer metallenen oder hölzernen Röhre a b (Fig. 244) dem sogenannten Stiefel oder Steigrohr, worin sich ein Kolben c luftdicht auf und ab bewegen läßt, der in der Mitte durchbrochen und daselbst mit einer von unten nach oben sich öffnenden Klappe i versehen ist. An den Stiefel schließt sich unten ein höchstens 28 Fuß hohes Rohr (das Saugrohr) b d an, welches mit dem Ende d in das zu hebende Wasser taucht und an der Vereinigungsstelle mit dem Stiefel eine in diesen hinein sich öffnende Klappe (die Saugklappe) o hat. Wird der Kolben (mittelst eines auf das obere Ende der Kolbenstange e wirkenden Hebels oder dgl.) in die Höhe gezogen, so wird die Luft im Stiefel unter dem Kolben verdünnt, es hebt nun die dichtere Luft im Saugrohre die Klappe o, dringt zum Theil in den Stiefel, nimmt dadurch an Dichte ab, und kann dann dem äußeren, auf die Oberfläche x y des zu hebenden Wasses wirkenden Luftdruck nicht mehr das Gleichgewicht halten, so daß dieser das Wasser im Saugrohre, z. B. bis f steigen macht. Wird jetzt der Kolben niederbewegt, so sucht die unter demselben befindliche Luft auszuweichen, schließt dabei die Klappe o (so daß im Saugrohre die Luft ihre vorige Dichte und mithin das Wasser seinen Stand bei f behält), öffnet in Folge der Zusammendrückung (Verdichtung), die sie durch den Kolben erfährt, die Klappe i in diesem und tritt zum Theil in den Stiefelraum über den Kolben. Bei fortgesetzter Auf- und Abbewegung des Kolbens wiederholt sich genau der eben beschriebene Hergang, das Wasser steigt dabei im Saugrohre immer höher, und durch die Kolbenklappe wird stets eine neue Menge Luft aus dem Pumpenstiefel fortgeschafft, bis endlich nach einer gewissen Anzahl von Kolbenzügen das Wasser hoch genug über der Saugklappe o anlangt (da vorausgesetzter Maßen der Abstand dieser Klappe vom Wasserspiegel x y weniger beträgt als die größte Höhe der Wassersäule, die der Luftdruck zu tragen vermag), um beim nächsten Niedergange des Kolbens von diesem erreicht zu werden und durch dessen Klappe über denselben hinauf zu dringen. Wird jetzt der Kolben (und somit auch das darüber stehende Wasser) gehoben, so steigt in den von dem Kolben verlassenen Raum sogleich aus dem Saugrohre wieder Wasser nach, beim nun folgenden Kolbenniedergange dringt dieses wieder durch die Klappe i, und so wächst bei fortgesetztem Spiele des Kolbens die Wasser-

Fig. 244.

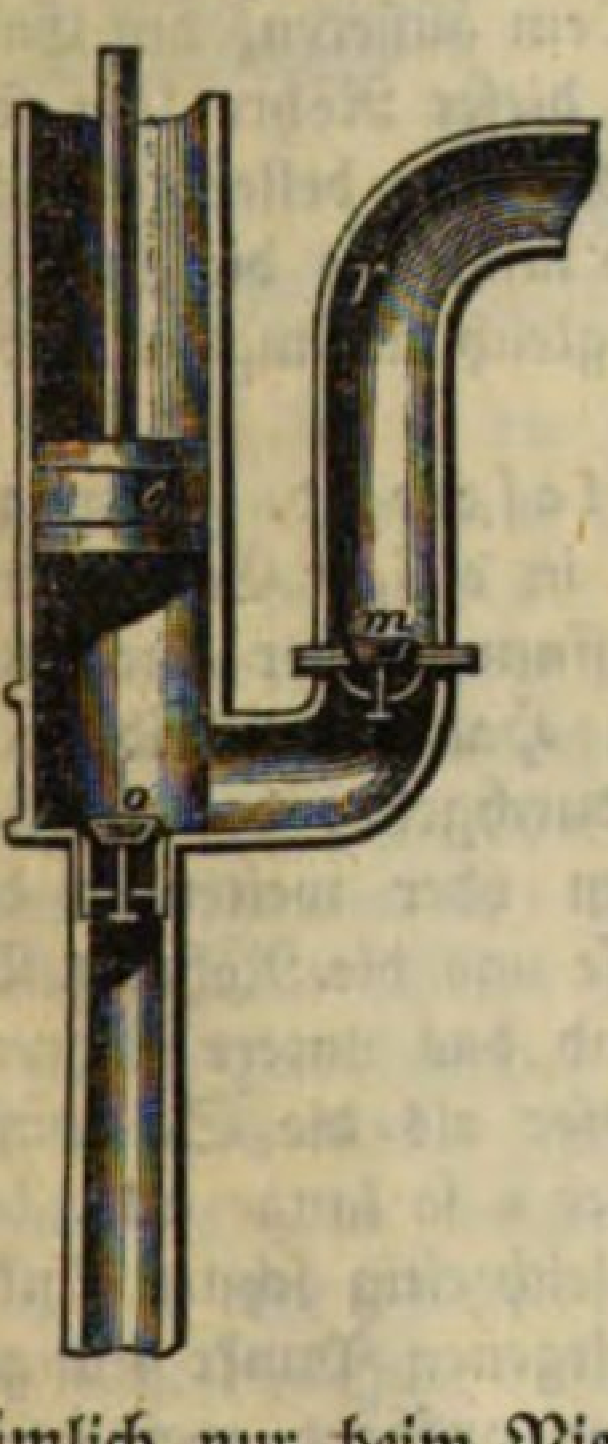


säule über demselben endlich zu einer solchen Höhe an, daß sie die Ausflußröhre r erreicht und bei derselben ausfließt.

Soll die Saugpumpe in der beschriebenen Art wirken, so muß der äußere Luftdruck das Wasser durch die Klappe o zu einer solchen Höhe (h) über den Wasserspiegel xy in den Stiefel hineintreiben, daß es, wenn der Kolben in seine unterste Stellung gebracht wird, über dem Kolben zu stehen kömmt. Ließe sich mit der Saugpumpe, welche, so lange das Wasser noch nicht über das Kolbenventil getreten ist, als Luftpumpe (luftverdünnend) wirkt, unter dem Kolben im Stiefel ein luftleerer Raum erzeugen, so betrüge die besagte Höhe h nahe 32 Fuß, mithin könnte das Saugrohr vom Wasserspiegel xy aus bis an die Klappe o (vorausgesetzt, daß der Kolben in seiner untersten Stellung den Boden des Stiefels erreicht) fast eben so hoch sein. Da sich aber mittelst einer Luftpumpe nie eine Luftleere, sondern immer nur eine von der Größe des schädlichen Raumes abhängige Luftverdünnung erzeugen läßt (§. 145), so muß die Höhe des Saugrohres immer weniger als 32 Fuß und zwar desto weniger (oft nur 24 bis 26 Fuß) betragen, je größer der erwähnte schädliche Raum ist. Der Höhe des Stiefels von der Saugklappe o bis an die Ausflußröhre r wird nur dadurch eine Gränze gesetzt, daß die die Pumpe in Bewegung setzende Kraft (außer der Reibung zwischen Kolben und Stiefel) den Druck der mit dem Kolben zu hebenden (vom Kolben bis zur Ausflußröhre reichenden) Wassersäule überwinden muß. Es kann daher das Steigrohr unter sonst gleichen Umständen desto höher sein, mit je größerer Kraft der Kolben gehoben wird und je kleiner der Querschnitt des letzteren ist.

4. Vereinigtes Saug- und Druckwerk. Zu einem solchen wird jede Saugpumpe, wenn man ihr, wie Fig. 245 zeigt, einen massiven (mit keiner Klappe versehenen) Kolben c gibt und an der Seite des Stiefels, zunächst über der Saugklappe o, eine gekrümmte aufwärts gehende Röhre (Steigröhre) r anbringt, die mit einer vom Stiefel her sich öffnenden Klappe m versehen ist. Das Wasser, welches beim Heben des Kolbens durch die Klappe o in den Stiefel steigt, wird beim Niederdrücken des Kolbens, wobei o sich schließt, durch die Klappe m in die Steigröhre r getrieben. Da m das Wasser aus r nicht mehr in den Stiefel zurück läßt, selbst wenn der Kolben gehoben wird, so wird bei jedem Kolbenniedergange eine neue Menge Wasser in die Steigröhre gepreßt, so daß dieses darin immer höher steigt und endlich oben mit einer der den Kolben niederdrückenden Kraft entsprechenden Geschwindigkeit heraus getrieben wird.

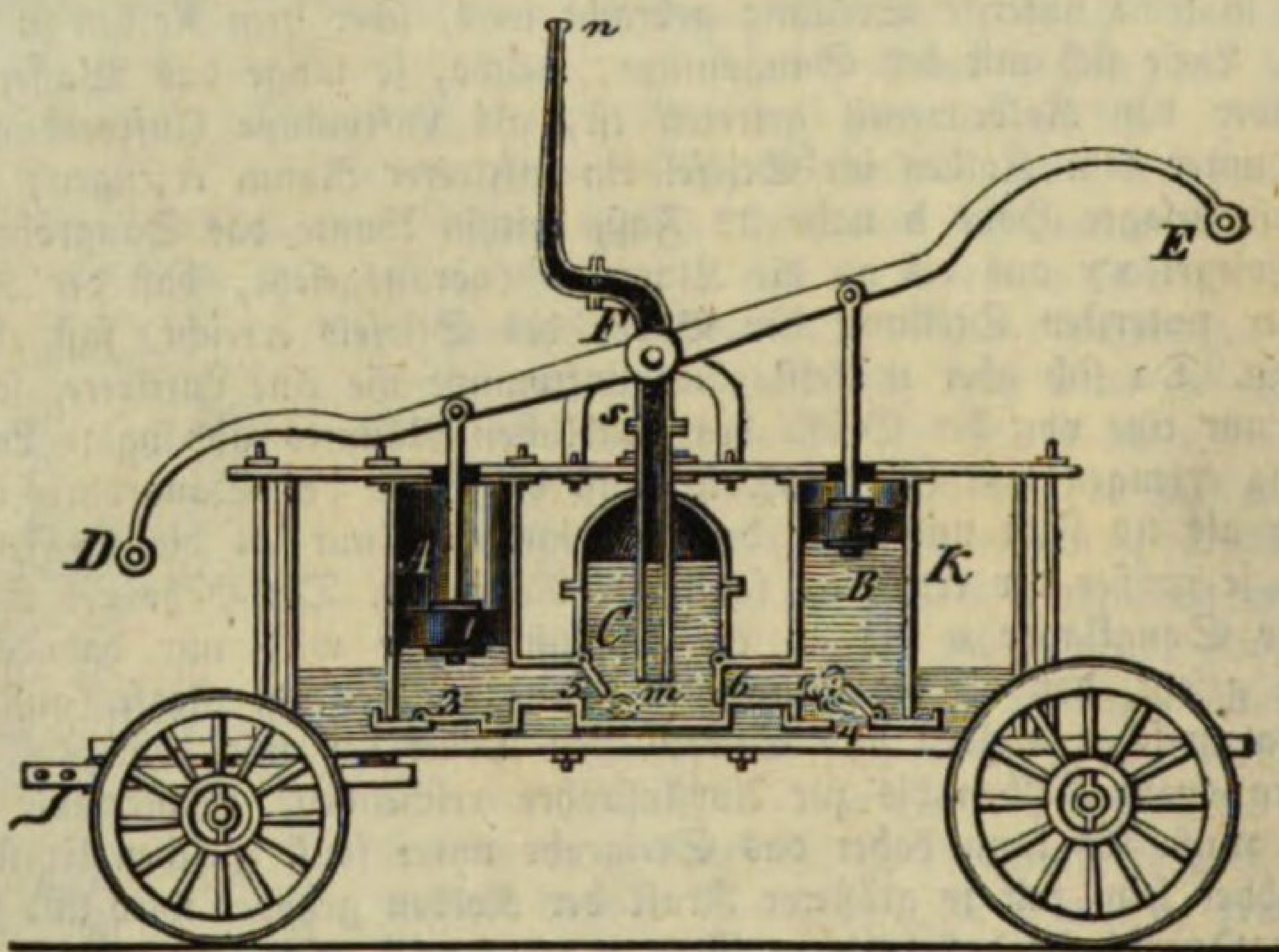
Fig. 245.



Ein so vereinigtes Saug- und Druckwerk (meistens mit ganz kurzem Saugrohre) ist die Handfeuerspritze, die aber nur in Unterbrechungen, nämlich nur beim Niederdrücken des Kolbens, einen Wasserstrahl gibt. Um, wie es zum Löschen eines größeren Feuers immer nothwendig ist, einen ununterbrochenen Wasserstrahl zu erhalten, wird die Feuerspritze (Fig. 246) aus zwei mit einem Heronsball (Windkessel) C vereinigten Druckpumpen A, B

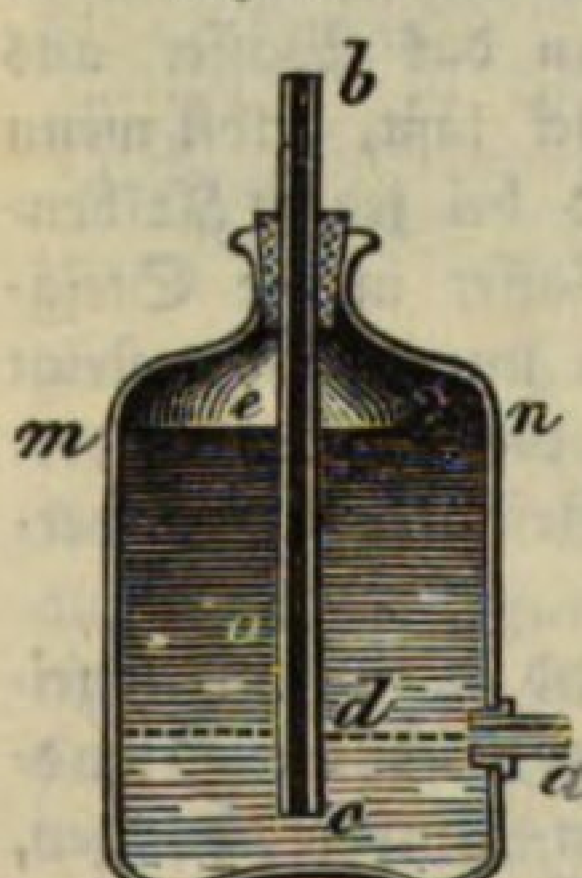
zusammengesetzt. Diese Pumpen pressen, wenn die Kolben 1, 2 vermittelst des in F unterstützten Hebels D, E nach entgegengesetzten Richtungen in Bewegung gesetzt werden, das Wasser, welches sie durch die Bodenklappen 3, 4 aus einem Kasten K, worin sie stehen, aufnehmen, abwechselnd durch die Klappen 5, 6

Fig. 246.



in den Windkessel. Hiedurch wird die in dem Windkessel enthaltene Luft in den oberen Theil desselben zusammen gepreßt und treibt durch den Druck, den sie dann fortwährend auf das Wasser im Windkessel übt, dieses in einem ununterbrochenen Strahle durch die Röhre m n heraus. Dem äußeren, am Ende mit einer engen Ausflußöffnung versehenen Theile s n dieser Röhre läßt sich mit Hilfe eines doppelten Knie- oder eines Kugelgelenkes s jede beliebige Richtung geben und durch Zuhalten der Ausflußöffnung, so lange bis die Luft im Windkessel stark comprimirt ist, kann dem Wasserstrahl gleich anfangs eine bedeutende Tragweite ertheilt werden.

Fig. 247.

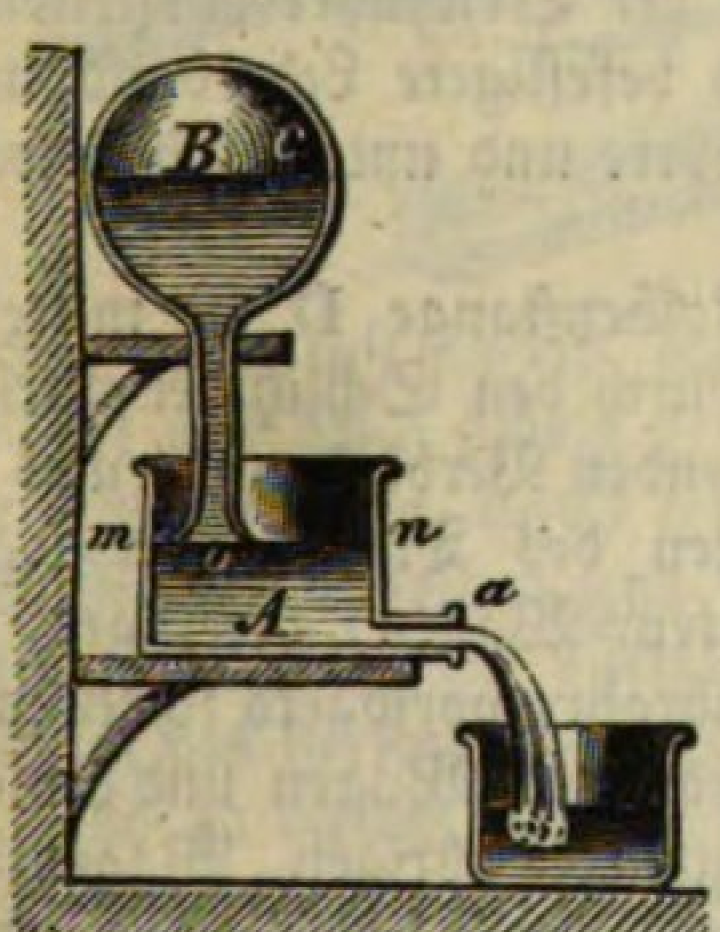


5. Die Mariotte'sche Flasche, d. i. eine gewöhnliche Flasche (Fig. 247), die in einiger Entfernung vom Boden an der Seite eine Oeffnung (oder eine Ausflußröhre) a hat und durch deren Hals eine beiderseits offene Röhre b d luftdicht so hindurchgeht, daß sie sich nach Belieben in die Höhe ziehen oder weiter in die Flasche hineinschieben läßt. Ist diese und die Röhre z. B. bis m n mit Flüssigkeit gefüllt, und das untere Röhrenende c steht (wie in der Figur) tiefer als die Seitenöffnung a, so fließt die Flüssigkeit bei a so lange aus, bis sie in der Röhre, in welcher sie gleichzeitig schnell sinkt, bei dem mit a in gleicher Höhe gelegenen Punkt d angelangt ist, wo sogleich das Ausfließen aufhört, weil dann der auf a und auf die Oberfläche d in der Röhre wirkende Luftdruck dem Drucke der über a und d befindlichen Flüssigkeitsmasse und der Expansivkraft der im Raume e enthaltenen, etwas verdünnten Luft das Gleichgewicht hält. Wird nun

die Röhre so weit in die Höhe gezogen, daß ihr unteres Ende oberhalb a, z. B. bei o steht, so fängt alsogleich das Ausfließen bei a wieder an, und dauert, während von o aus beständig Luftblasen durch die Flüssigkeit in den Raum e emporsteigen, so lange fort, bis die Flüssigkeitsoberfläche in der Flasche bei a angelangt ist. So lange das Röhrenende o noch in die Flüssigkeit taucht, erfolgt der Ausfluß durch a mit constanter, der Druckhöhe d o entsprechender Geschwindigkeit: denn der übrigen oberhalb o stehenden Flüssigkeitsmasse hält der durch die Röhre wirkende Luftdruck das Gleichgewicht. Von dem Moment an, wo das Röhrenende o aus der Flüssigkeit hervortritt, nimmt die Ausflußgeschwindigkeit ab und wird immer kleiner, je mehr die Flüssigkeitsoberfläche in der Flasche sich der Oeffnung a nähert. Wegen der besagten constanten Ausflußgeschwindigkeit und der Möglichkeit, derselben durch entsprechende (höhere oder niedrigere) Stellung der Röhre b c leicht eine verschiedene Größe zu geben, findet die Mariotte'sche Flasche manche Anwendung.

Eine andere nützliche, auf der Wirkung des Luftdruckes beruhende Vorrichtung zur Erzielung eines mit constanter Geschwindigkeit stattfindenden Ausflusses zeigt Fig. 218. Wird die Oberfläche der Flüssigkeit im Gefäße A stets bei derselben Höhe mn erhalten, so muß der Ausfluß bei a, da er dann immer unter der nämlichen Druckhöhe an erfolgt, mit constanter Geschwindigkeit vor sich gehen. Nun fließt aber (da der Halsrand o des Gefäßes B die Flüssigkeitsoberfläche in A gerade berührt), wenn die Oberfläche mn nur etwas sinkt, sogleich aus dem Gefäße B, unter Eindringen der Luft durch o, Flüssigkeit aus und die Oberfläche mn steigt, jedoch nur so lange, bis sie den Hals o erreicht hat: denn dann hält der auf sie wirkende Luftdruck der Flüssigkeit in oB und der Luft in c wieder das Gleichgewicht und der Ausfluß aus B hört auf. Es wird daher die Flüssigkeitsoberfläche in A stets bei gleicher Höhe (im Niveau) mit o erhalten, mithin bleibt für den Ausfluß bei a die Druckhöhe stets die nämliche. Ganz aus demselben Grunde, aus welchem hier die Oberfläche mn immer in gleicher Höhe verbleibt, wird auch bei der auf S. 195 beschriebenen und durch Fig. 142 erläuterten Lampenvorrichtung das Oel im Gefäße B stets bei derselben Höhe erhalten.

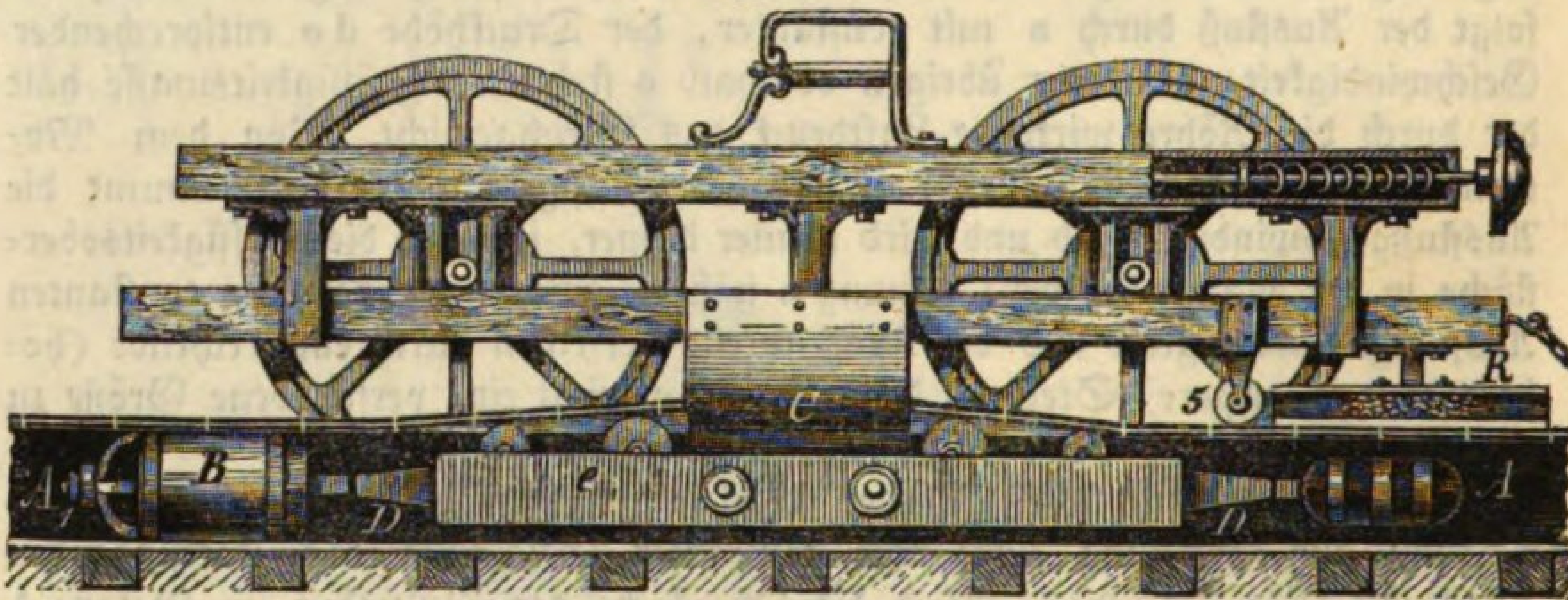
Fig. 248.



Eine sehr sinnreiche Anwendung des Luftdruckes ist die atmosphärische Eisenbahn, bei welcher die Wagenzüge, anstatt mittelst eines Dampfwagens (Locomotivs) durch den atmosphärischen Luftdruck ihre Bewegung erhalten. Das Wesen einer solchen Bahn besteht in Folgendem. In der Mitte der gewöhnlichen Räderschienen liegt der ganzen Bahn entlang eine (aus etwa 6 bis 8 Fuß langen Stücken) zusammengesetzte, gußeiserne Röhre (Treibröhre), in welcher ein luftdicht passender Kolben dadurch fortbewegt wird, daß vor demselben die Luft verdünnt und auf seine Rückseite die äußere atmosphärische Luft einwirken gelassen wird. In Fig. 249 ist A A_1 die Treibröhre und B der Kolben (in vertikalem Längendurchschnitte). Die Treibröhre hat oben ihrer ganzen Länge nach einen Schlitz, der mit einer Klappe luftdicht verschlossen ist, welches aus einem Lederbande besteht, das so lange wie die Treibröhre, an dieser neben dem Schlitze einerseits befestigt

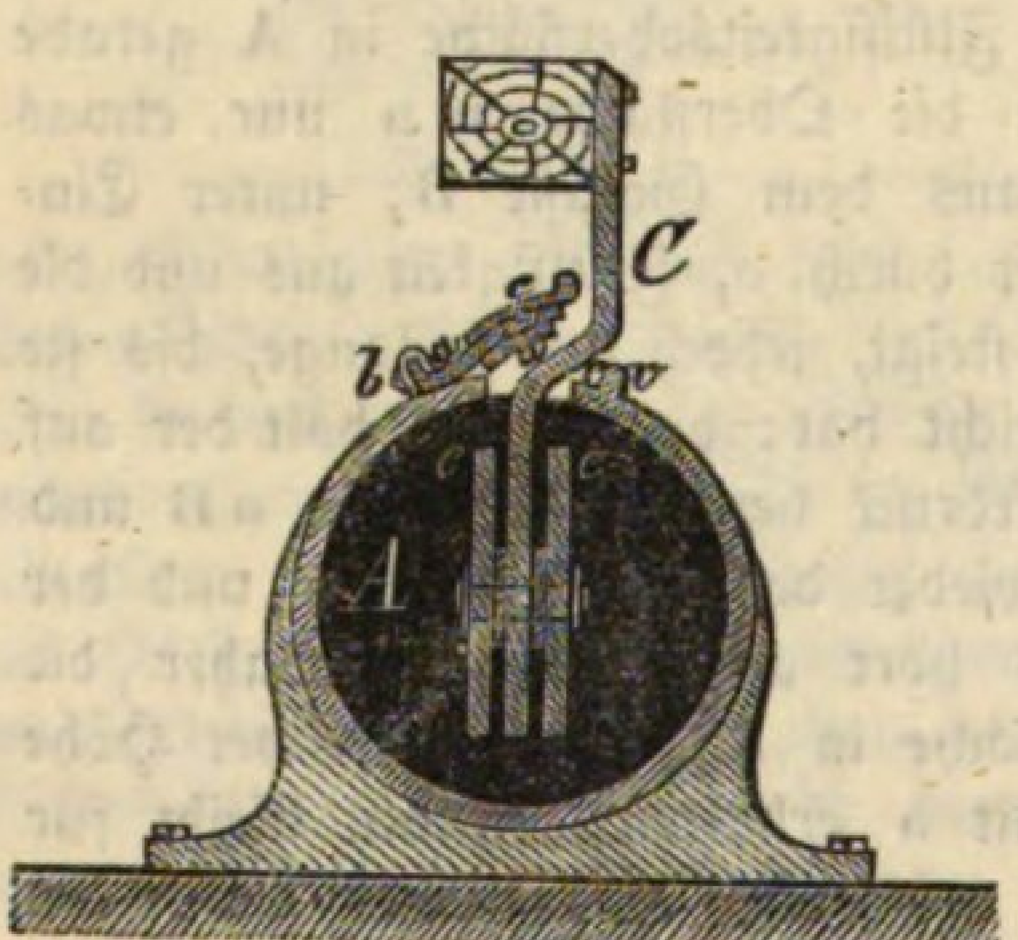
und zwischen zwei dicken Eisenblechstreifen eingeschlossen ist, deren jeder aus neben einander gereihten Stücken besteht. Der obere dieser Streifen ist breiter als der Schlitz, um zu verhindern, daß die äußere Luft das Lederband in die Treibröhre hineindrücke, wenn die Luft darin verdünnt wird, während der

Fig. 249.



untere Blechstreifen die Bestimmung hat, bei Schließung der Klappe den Schlitz gerade auszufüllen und die Treibröhre innerlich auch oben genau cilindrisch zu gestalten. In Fig. 250, einen Querschnitt der Treibröhre darstellend, ist a das bei b befestigete Lederband und c, d sind der obere und untere Eisenblechstreifen.

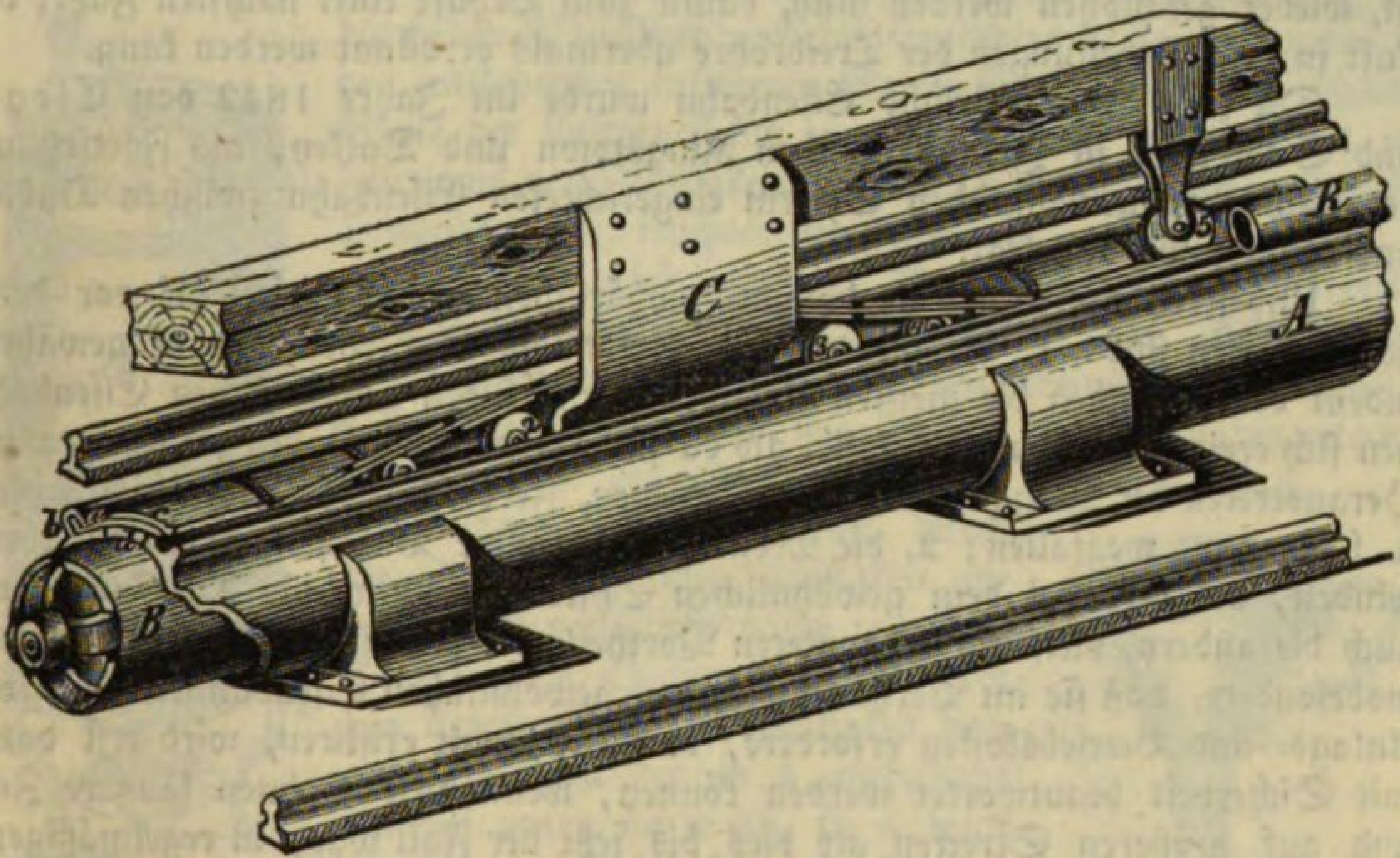
Fig. 250.



An der Kolbenstange D ist mittelst eines eisernen, durch den Schlitz der Treibröhre emporgehenden Verbindungsarmes C der erste Wagen des Trains (der sogenannte Conducteur=Wagen) befestiget, so daß der im Treibrohre vorwärts schreitende Kolben den Conducteur=Wagen und den an diesen angehängten, übrigen Wagenzug mit sich fortführt. Damit der Verbindungsarm C, den die Fig. 250 im Querschnitt zeigt, den Schlitz der Treibröhre frei passiren und die äußere Luft auf die Hinterfläche des Kolbens einwirken, nicht aber in den luftverdünnten Raum A_1 vor dem Kolben dringen kann, wird, während der Kolben und der Arm C fortschreiten, die Schlitzklappe immer nur unmittelbar vor diesem Arm geöffnet und hinter demselben gleich wieder geschlossen (wie man in Fig. 251 sieht, die eine perspectivische Ansicht der Treibröhre von oben darstellt). Es kann daher die äußere Luft fortwährend auf die Hinterfläche des Kolbens drücken, und der Theil der Treibröhre, den der Kolben und der Arm C bereits passirt haben, wird sogleich wieder luftdicht geschlossen und zu einer neuerlichen Luftverdünnung darin geeignet gemacht. Das besagte Oeffnen und Schließen der Schlitzklappe zunächst vor und hinter dem Arm C wird aber durch Rollen 1, 2, 3, 4 bewerkstelligt. Diese Rollen drehen sich zwischen zwei an den Seiten der Kolbenstange befestigten Eisenschienen e, und die erste und letzte Rolle hat einen etwas kleineren Durchmesser als die zwei mittleren. Die Rollen 1, 2 heben die Klappe allmählig so weit in die Höhe, daß der Arm C passiren kann, und die Rollen 3, 4 gestatten ihr nach=

her allmählig in ihre frühere Lage zurückzusinken und den Schlitz wieder zu verschließen (Fig. 251). Damit dieser Verschluß sicher und mit Luftdichtigkeit zu Stande komme, wird die in den Schlitz gesunkene Klappe durch eine hinter dem Arm **C** am Conducteur-Wagen befestigte Rolle 5 kräftig auf den Schlitz

Fig. 251.



nieder- und mit ihrem vorderen Rande in eine Schichte einer Schmiere aus Wachs und Talg hinein gedrückt, welche neben dem Schlitz vorhanden ist und die Rinne **r** (Fig. 250) erfüllt, die, wenn die Klappe aufliegt, einerseits von dem Rande derselben und anderseits von dem Vorsprunge **v** gebildet wird. Da die Schmiere bei der Lufttemperatur starr ist, so muß sie zum Behuf der Herstellung des hermetischen Verschlusses der Klappe immer gehörig erweicht werden und zu diesem Ende befindet sich am Conducteur-Wagen hinter der Rolle 5 eine durch Kohlenfeuer erwärmte Röhre **R** befestigt, welche, indem ein Vorsprung an ihr in die Rinne **r** hinabreicht, die durch das Heben der Klappe aufgerissene Schmiere schmilzt. — Anstatt des beschriebenen Klappenmechanismus, welcher wegen seiner Complicirtheit, des Mangels an Dauerhaftigkeit und vorzüglich des Umstandes wegen Schwierigkeiten macht, daß der dabei unentbehrlichen Schmiere bei größerer Kälte nicht schnell genug die vorbesagte erforderliche Weichheit und Geschmeidigkeit ertheilt werden kann, sollen nach Hallette's Vorschlag über der Treibröhre längs dem Schlitze derselben zwei Schläuche (Röhren) angebracht werden, die aus biegsamem, luft- und wasserdichtem Stoffe verfertigt und mit Luft aufgeblasen sind, so daß sich ihre einander zugekehrten Seiten überall innig berühren und der Schlitz, gleich wie der menschliche Mund durch die Lippen, hermetisch geschlossen wird. Wenn der die Kolbenstange mit dem Conducteur-Wagen verbindende Arm zwischen den beiden (ebenfalls durch Rollen vorher aus einander gedrückten) Luftschläuchen sich fortbewegt, schließen sich diese hinter demselben immer von selbst wieder.

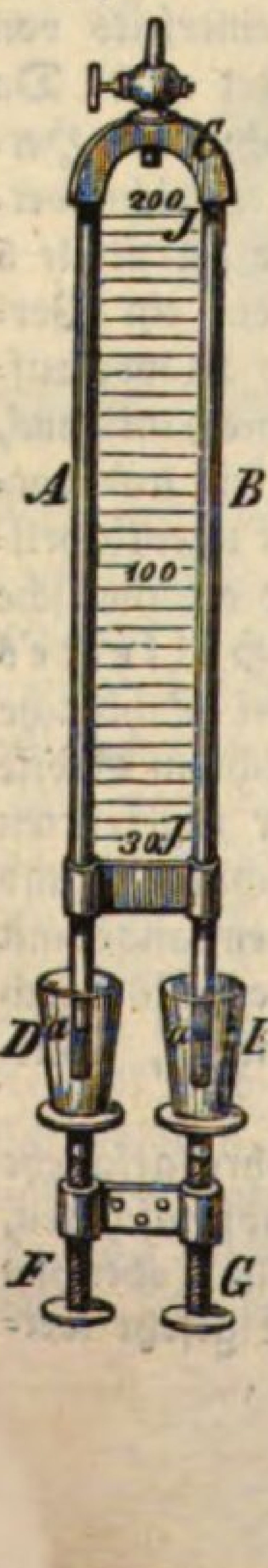
Die Verdünnung der Luft vor dem Kolben in der Treibröhre geschieht mittelst Luftpumpen, welche durch stationäre (feststehende) Dampfmaschinen, die längs der ganzen Bahn von Strecke zu Strecke aufgestellt sind (oder wo es die Localverhältnisse erlauben, durch Wasserkraft) in Thätigkeit gesetzt wer-

den, und wovon jede immer nur einen Theil der ganzen Treibröhre, mit welchem sie durch eine Seitenröhre in Verbindung steht, zu versorgen hat. Jeder solche von einer Luftpumpe zu bedienende Theil der Treibröhre ist von dem nächsten durch eine Klappe eigener Einrichtung abgeschieden, welche von dem fortschreitenden Treibkolben selbst aufgestoßen wird und, nachdem derselbe passirt ist, wieder geschlossen werden muß, damit zum Behufe einer nächsten Fahrt die Luft in den Abtheilungen der Treibröhre abermals verdünnt werden kann.

Die erste atmosphärische Eisenbahn wurde im Jahre **1842** von **Clegg** und **Samuda** in Irland zwischen Kingstown und Dalkey, als Fortsetzung der nach dem gewöhnlichen System eingerichteten Eisenbahn zwischen Dublin und Kingstown angelegt.

Unbestreitbare Vortheile des atmosphärischen Eisenbahnsystems vor dem gewöhnlichen sind: **1.** die viel größere persönliche Sicherheit, die es gewährt, indem bei demselben die meisten Ursachen der auf den gewöhnlichen Eisenbahnen sich ereignenden Unglücksfälle, als da sind: Zusammenstoßen zweier Trains, Heraustreten der Waggons aus den Schienen, Zerbrechen der Locomotiv-Achsen u. s. w. ganz wegfallen; **2.** die Möglichkeit, größere Bahnsteigungen zu überwinden, als dies bei dem gewöhnlichen Systeme thunlich ist. Die Frage, ob auch die andern, vielseitig behaupteten Vortheile der atmosphärischen Eisenbahn, insbesondere, daß sie im Verhältniß zu den gewöhnlichen Eisenbahnen geringere Anlags- und Betriebskosten erfordere, in Wirklichkeit existiren, wird erst dann mit Sicherheit beantwortet werden können, wenn diese Bahnen längere Zeit und auf größeren Strecken als dies bis jetzt der Fall war, in regelmäßigem Betriebe gewesen sein werden.

Fig. 252



Ham's Apparat zur schnellen Vergleichung des spezifischen Gewichtes tropfbarer Körper. **A** und **B** Fig. 252 sind zwei Glasröhren von ¼—¾ Zoll innerem Durchmesser und etwa 2 Fuß Länge; **C** ist eine metallene Verbindungsröhre mit einem Sperrhahne in der Mitte. **D** und **E** sind Gläser, die sich mittelst der Schrauben **F**, **G** heben und senken lassen und zur Aufnahme der zu vergleichenden Flüssigkeiten dienen. **J**, **J** eine wenigstens in **200** gleiche Theile getheilte Scale. In je mehrere Theile die Scale getheilt ist, und je kleinere Theile mittelst Nonien sich ablesen lassen, desto größere Genauigkeit gewährt das Instrument, das folgender Maßen gebraucht wird. Man gieße in jedes der zwei Gläser eine der zwei zu vergleichenden Flüssigkeiten, welche die nämliche Temperatur haben müssen, sauge dann bei dem Hahne so lange die Luft aus den Röhren, bis die leichtere der zwei Flüssigkeiten beinahe das obere Ende der betreffenden Röhre erreicht hat, und bewirke nun mittelst der Schrauben **F**, **G**, daß die Flüssigkeitsoberfläche in beiden Gläsern bis an die an den Röhren vorhandenen Marken **a**, **a** reicht. Die spezifischen Gewichte der zwei Flüssigkeiten werden sich dann umgekehrt, wie die Höhen der in den Röhren erhobenen Flüssigkeitssäulen verhalten.

Die aerostatische Kaffeemaschine. **A** (Fig. 253) ist der cilindrische Körper der Maschine, in welchem sich ein mit dichtem, wohl gereinigtem Flanell überzogener Eisenring **B** in Gestalt eines niedrigen hohlen Cylinders mit Boden aus Flanell wie ein Kolben auf und ab bewegen läßt. Wird in diesen auf dem

Boden von **A** aufstehenden Cylinder der gebrannte und gepulverte Kaffee gebracht, hierauf siedendes Wasser aufgegossen, dieses bei aufgesetztem Deckel auf **A** einige Minuten mit dem Kaffee in Berührung gelassen, dann an der Stelle des Deckels der Haspel **H** aufgestellt, und durch Aufwickeln des bei **a** eingehäkelten Bandes **b** der Cylinder **B** in die Höhe gezogen, so treibt der Luftdruck den Kaffeeextract schnell und ganz klar durch den Flanellboden dieses Cylinders in den unter demselben entstehenden luftleeren Raum hinab. Daß auf ähnliche Weise der Luftdruck sich zur Beförderung des Seihens und Filtrirens von Flüssigkeiten auch bei vielen anderen Zwecken anwenden lasse, leuchtet von selbst ein.

Fig. 253.



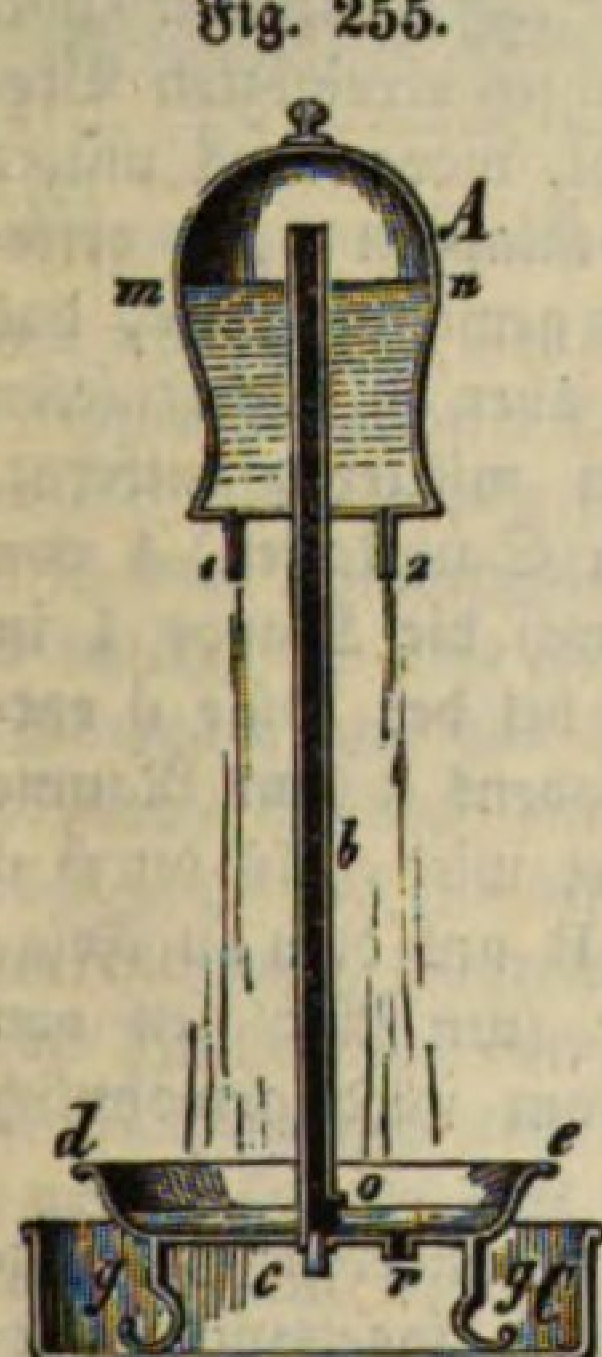
Endlich gehört hierher: Die Wirkung des Zaubertrichters, des intermittirenden Brunnens u. s. w. Wird der aus zwei in einander steckenden und oben vereinigten Trichtern **1, 2** bestehende Zaubertrichter Fig. **254**) in eine Flüssigkeit getaucht, so daß sich der Zwischenraum **a** unter Entweichung der Luft durch die Oeffnung **o** mit Flüssigkeit anfüllt, man verschließt dann mit dem Daumen die Oeffnung **o** und hebt den Trichter aus der Flüssigkeit heraus, so fließt der in **A** enthaltene Antheil unten bei **c** ab, in **a** wird jedoch die Flüssigkeit durch den bei **c** aufwärts wirkenden Luftdruck erhalten. Der Trichter erscheint somit leer, gibt aber dennoch Flüssigkeit, sobald man nach Heben des Daumens durch die Oeffnung **o** den Luftdruck auch von oben auf die Flüssigkeit in **a** einwirken läßt.

Fig. 254.



D e r i n t e r m i t t i r e n d e B r u n n e n besteht aus einem Wasserbehältnisse **A** (Fig. **255**), durch dessen mit mehreren Ausflußröhren **1, 2, 3...** versehenen Boden eine oben offene Röhre **b** luftdicht aufsteigt, deren unteres Ende in der Mitte eines mit Füßen **g, g** versehenen Tellers **d e** befestigt ist und an der Seite einen Ausschnitt **o** hat. Wird der Apparat umgekehrt, durch die mit einem Pfropfe **c** verschließbare Oeffnung das Behältniß **A** etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt, dann die eben erwähnte Oeffnung wieder verpfropft und der Apparat in die aufrechte Stellung der Figur zurückgebracht, so fließt, da der auf das Wasser in **A** durch die Röhren **1, 2...** aufwärts und durch die Oeffnung **o** und die Röhre **b** abwärts wirkende Luftdruck im Gleichgewichte stehen, das Wasser in Folge seines Gewichtes bei **1, 2...** so lange aus, bis es, in dem Teller **d e** sich ansammelnd, die Seitenöffnung **o** verschließt (denn dann wird die über **m n** abgesperrte Luft, indem sie bei fortdauerndem Ausfließen des Wassers in einen größeren Raum tritt, bald so verdünnt sein, daß der bei **1, 2...** aufwärts wirkende Luftdruck ihrer Expansivkraft und dem Drucke des Wassers in **A** das Gleichgewicht zu halten vermag). Hat der Teller **d e** neben der Röhre **b**, z. B. bei **r**

Fig. 255.



eine Oeffnung, durch die das in demselben angesammelte Wasser allmählig (etwa in ein untergestelltes Gefäß C) abrinnen kann, so müssen, sobald hiedurch die Seitenöffnung o wieder frei geworden, mithin der äußeren Luft wieder der Zutritt zur Oberfläche m n gestattet ist, die Röhren 1, 2 . . . neuerdings Wasser geben. Da dieses durch die kleine Oeffnung r nicht so schnell abfließen kann, als es aus 1, 2 . . . dem Teller zufließt, so wird dasselbe bald wieder die Seitenöffnung o bedecken, das Fließen des Wassers aus den Röhren 1, 2 . . . muß wieder aufhören und so dauert dieses abwechselnd bis zu gänzlicher Entleerung des Behältnisses **A** fort.

Apparate, deren Wirkung vorzüglich auf der Ausdehnsamkeit der Gase beruhen, sind unter vielen andern:

Der gemeine Blasebalg (Fig. 256), d. i. ein aus zwei Bretern **a b**, die durch Leder c vereinigt sind, bestehendes luftdichtes Behältniß, dessen innerer Raum durch eine Röhre (der sogenannten Düse) d und durch eine nach einwärts sich öffnende Klappe e an einem der Breter mit der äußeren Luft in Communication steht. Beim Auseinanderziehen der Breter erweitert sich der Blasebalg, die Luft darin wird verdünnt, und es dringt durch die Klappe e dichtere äußere Luft ein, welche beim Zusammendrücken des Blasebalges durch die Düse hinausgetrieben wird. Dieser Balg bläst nur während des Zusammendrückens, gibt also keinen ununterbrochenen Luftstrom und schöpft gewöhnlich auch durch die Düse äußere Luft. Von beiden Uebelständen frei ist der zusammengesetzte Blasebalg (Fig. 257), welcher aus drei durch Leder zu zwei luftdichten Behältnissen vereinigten Bretern 1, 2, 3 besteht, wovon das untere und mittlere mit Klappen 4, 5 versehen, das mittlere gewöhnlich fix, das obere und untere aber in Scharnieren 6, 7 beweglich sind. Wird das untere Bret 3 von dem mittleren entfernt, so dringt durch die Klappe 5 in das untere Behältniß (den Saugkasten) **A** von außen her Luft ein, welche beim Heben des Bodens 3 durch die Klappe 4 in den oberen Behälter **B** getrieben wird und aus diesem bei der Düse d entweicht. Da bei fortgesetztem Auf- und Abbewegen des Bodens 3 dem Raume **B** aus **A** in einer und derselben Zeit mehr Luft zugeführt wird, als durch d entweichen kann; so findet eine Verdichtung im Behälter **B** und dem zu Folge ein ununterbrochener Luftstrom durch d statt, wie er zum Anblasen von Schmiedefeuern u. s. w. erforderlich ist. Dieser Luftstrom wird gewöhnlich durch Belastung des oberen Bodens 1 befördert.

Fig. 256.

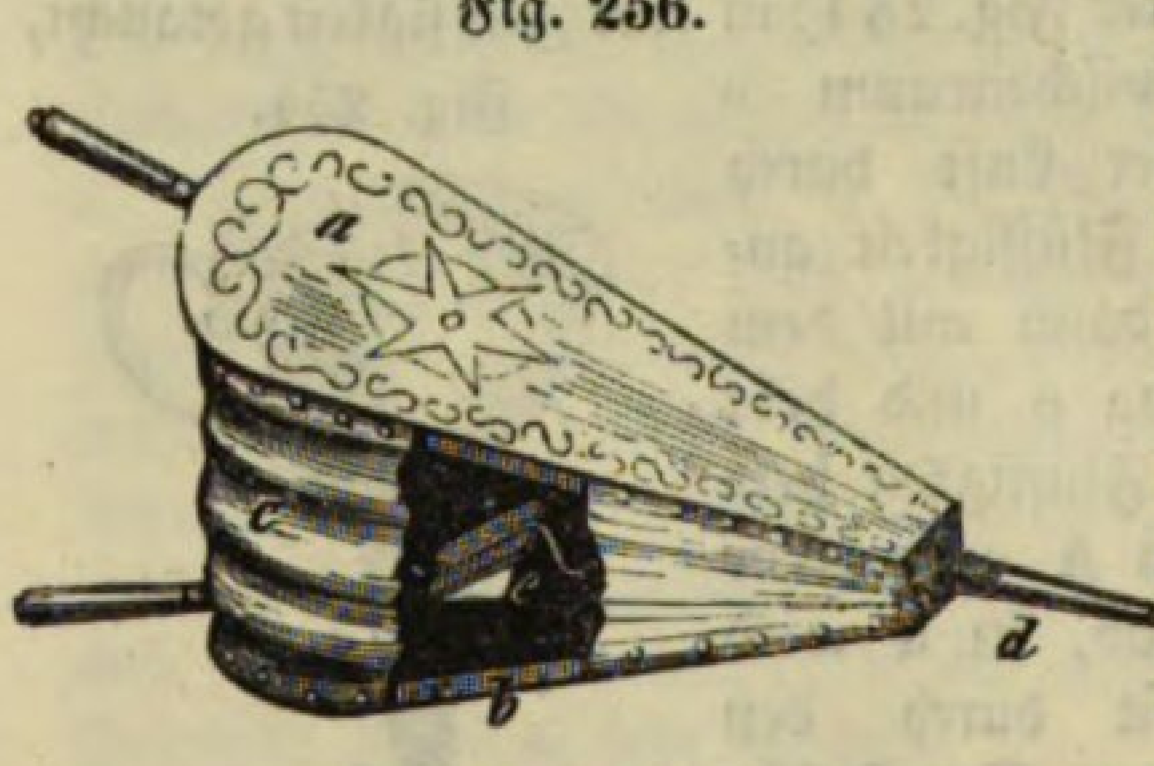
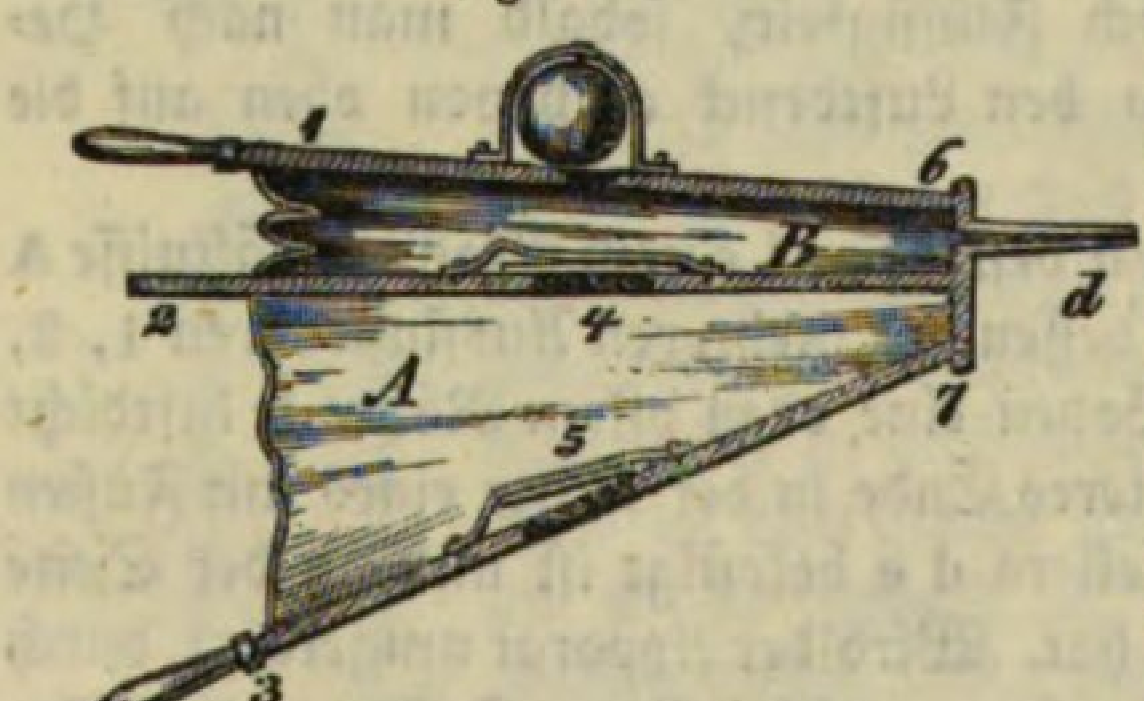


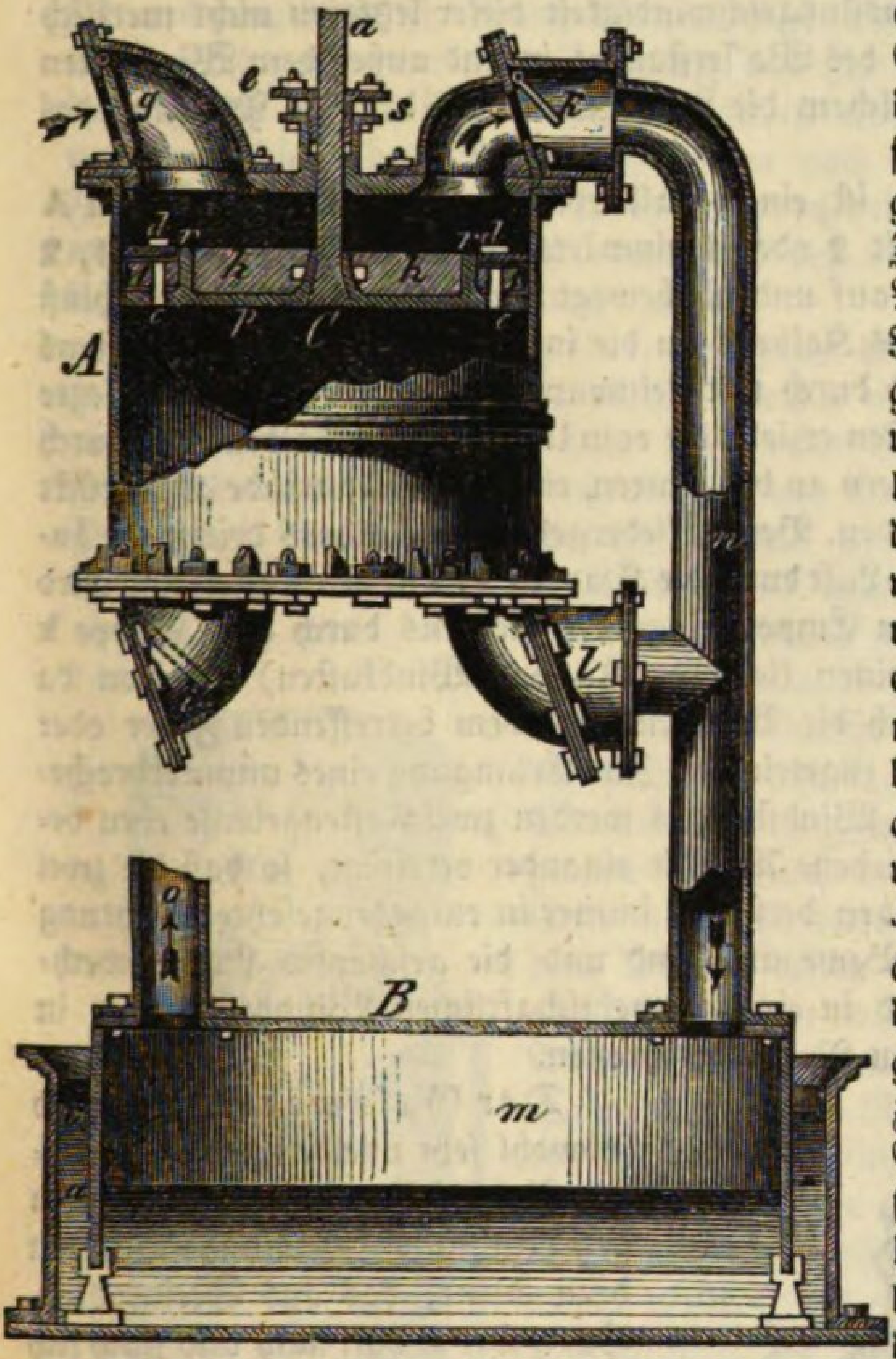
Fig. 257.



Die Gebläse. Für größere Feuer, wie in Hoh- und anderen Schmelzöfen, werden anstatt der meistens unzureichenden Blasbälge, sogenannte Gebläse angewendet. Außer dem schon auf S. 175 beschriebenen Centrifugalgebläse leistet das Cylindergebläse die besten Dienste; man findet

aber auch häufig noch Kastengebläse im Gebrauch. Das Cylindergebläse (Fig. 258) ist ein genau gebohrter gußeiserner Cylinder A, in welchem sich ein Kolben C luftdicht auf und nieder bewegen läßt. Dieser Kolben, dessen

Fig. 258.

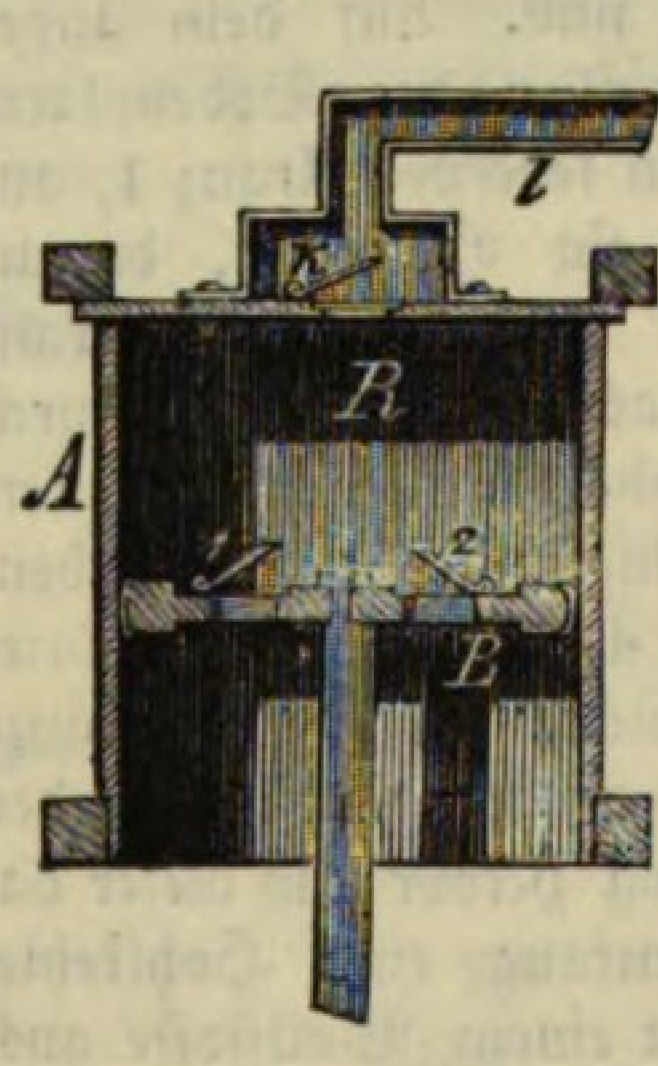


Stange a durch eine im Deckel des Cylinders angebrachte Stopfbüchse s luftdicht hindurchgeht, besteht aus einer eisernen Bodenplatte p mit angegossenen Rippen r, deren Zwischenräume zur möglichsten Verminderung eines schädlichen Raumes mit Holz h, h ausgefüllt sind. Auf dem äußeren Theil c der Bodenplatte liegt ein lederner Kranz l, auf diesem ein Holzring, darauf wieder ein lederner Kranz und das Ganze wird durch einen oben aufliegenden, eisernen Ring mittelst Schraubenbolzen d an die Bodenplatte angedrückt. Die Lederkränze ragen auswendig über den Holzring hervor und dieser hat am Umfang eine Hohlkehle, die mit einem Wollstoffe ausgefüllt ist. Im Zwischenraume zwischen der Deckplatte e der Stopfbüchse und der Kolbenstange befindet sich zum Behufe der Erzeugung eines luftdichten Verschlusses, Werg, das mit Talg und Oel getränkt ist. Durch die Klappe g steht der Raum über, durch die Klappe i der Raum unter dem Kolben mit der äußeren Luft in Verbindung und die ebenfalls mit Klappen versehenen Oeffnungen k, l verbinden den Cylinder mit dem in den Windregulator m führenden Rohre n. Beim Aufsteigen des Kolbens schließt die über demselben befindliche Luft die Klappe g und wird durch die Klappe k und das Rohr n nach m getrieben; zugleich füllt sich der Raum unter dem Kolben durch die Klappe i von außen her mit Luft, die beim Niedergange des Kolbens durch die Klappe l in die Röhre n und von da nach m gepreßt wird, während die Klappe k geschlossen ist, und durch die Klappe g sich der Raum über dem Kolben wieder mit äußerer Luft füllt. Es wird so bei jedem Kolbengange eine neue Quantität Luft dem Windregulator m zugeführt, und aus diesem gelangt die Luft dann durch die Röhre o an den Ort ihrer Bestimmung. Der besagte Regulator, bestehend aus einem unten durch Wasser abgesperrten Behältnisse (dem Windkasten) B, dessen innerer Raum über dem Wasser mindestens 50mal größer ist als der Rauminhalt des Gebläse-Cylinders, macht es möglich, daß durch diesen, ungeachtet der ungleichförmigen Be-

wegung seines Kolbens ein gleichförmiger Windstrom erzielt werde. Die Ungleichheiten, die in der Dichte der Luft im Windkasten durch die ungleichförmige Kolbenbewegung nothwendig erzeugt werden, sind nämlich im Verhältniß zu der großen Menge der den Windkasten erfüllenden Luft beinahe verschwindend klein und können daher die Ausflußgeschwindigkeit dieser letzteren nicht merklich verändern. Der Unterschied a v des Wasserstandes in und außer dem Windkasten bestimmt den Druck, unter welchem die Luft ausströmt, d. i. die Pressung des Windes.

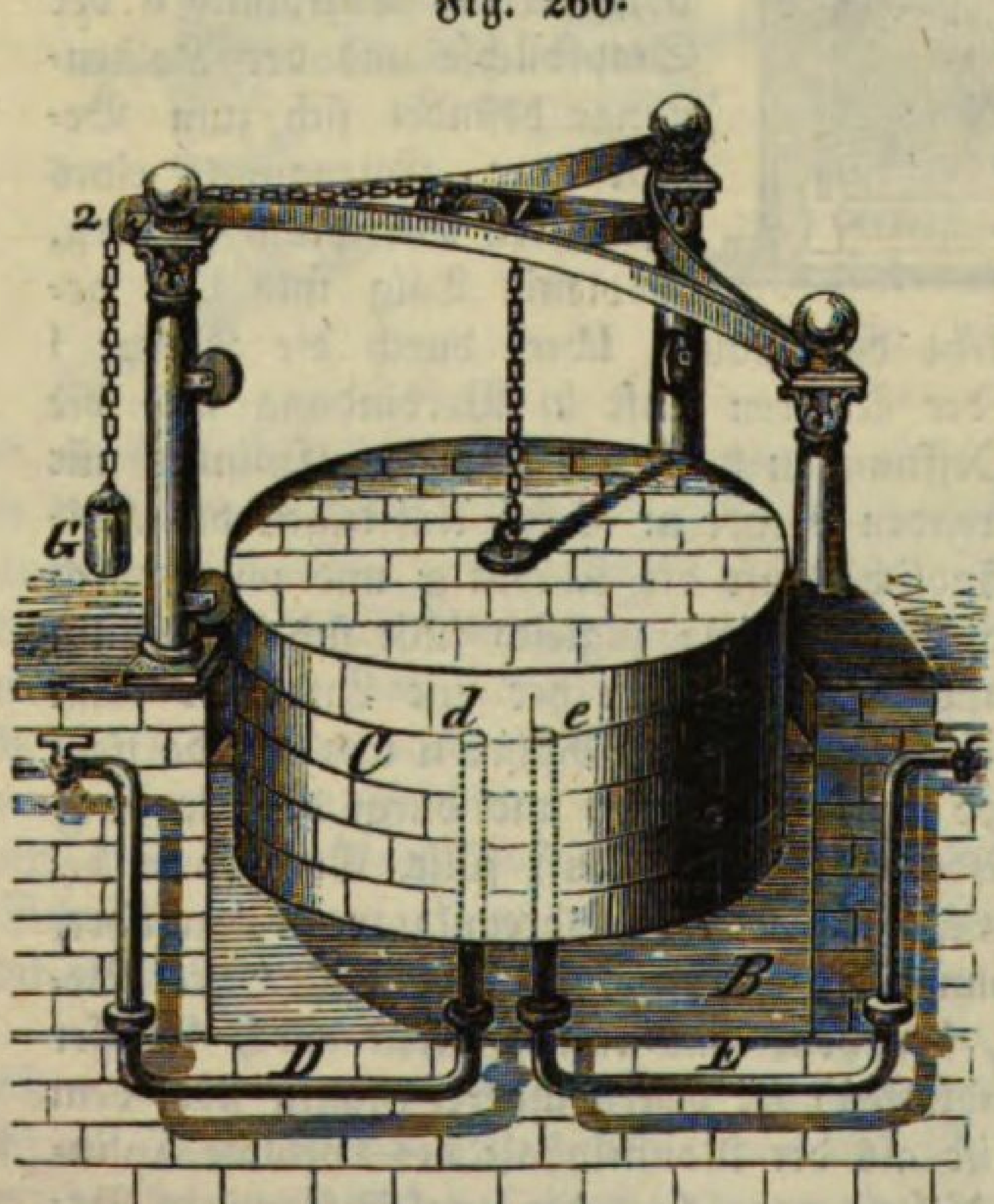
Das Kastengebläse ist ein parallelepipedischer, hölzerner Kasten A (Fig. 259), in welchem ein mit 2 oder 4 einwärts sich öffnenden Klappen 1, 2 versehener Kolben B von Holz auf und ab bewegt wird. Der luftdichte Anschluß dieses Kolbens an die innere Wandfläche des Kastens wird durch mit Leinwand- oder Lederwülsten belegte Leisten erzielt, die vom Umfange des Kolbens aus durch Federn an die glatten, ebenen Kastenwände angedrückt werden. Beim Niedergehen des Kolbens dringt die äußere Luft durch die Klappen 1, 2 in den Kasten und wird beim Emporsteigen des Kolbens durch eine Klappe k in einen kleineren Kasten (Windkasten) und von da durch die Windleitung l dem betreffenden Feuer oder dgl. zugetrieben. Zur Erlangung eines ununterbrochenen Windstromes werden zwei Kastengebläse eben beschriebene Art mit einander vereinigt, so daß die zwei Kolben derselben immer in entgegengesetzter Richtung in Bewegung sind und die geschöpfte Luft abwechselnd in einen gemeinschaftlichen Windkasten oder in einen Regulator pressen.

Fig. 259.



Der Gasometer. So wird (obwohl sehr uneigentlich) ein großes Behältniß genannt, welches in den Leuchtgas-Erzeugungsanstalten dazu dient, das aus Steinkohlen, Harz, Oel o. dgl. nach und nach sich erzeugende und vorläufig gereinigte Leuchtgas anzusammeln und dann durch die nach allen Richtungen hin auslaufenden Gasleitungsröhren den betreffenden Brennern mit der erforderlichen Geschwindigkeit zuzutreiben. Es besteht dieser Gasometer (Fig. 260) in einem, aus zusammengenieteten Eisenblechtafeln gebildeten, oben geschlossenen, unten offenen Cylinder C (sein Durchmesser beträgt meistens bis 40 Fuß und darüber, seine Höhe 20 — 30 Fuß), der an einer Kette hängt, die über Rollen 1, 2 geht und am zweiten Ende ein Gegengewicht G

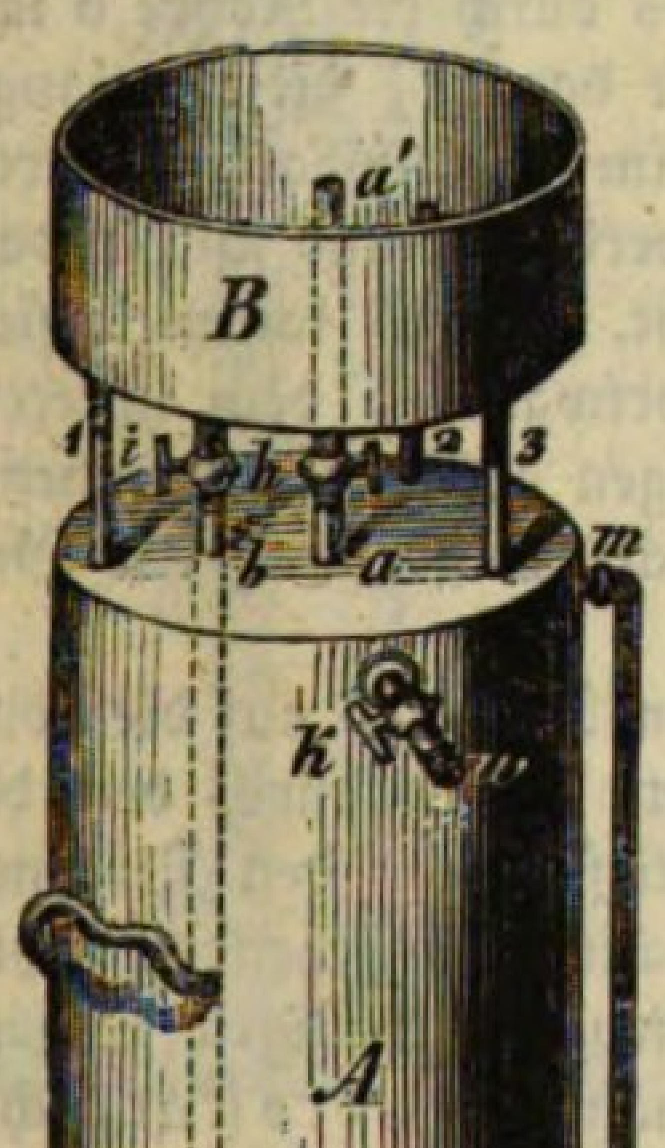
Fig. 260.



trägt. Der untere offene Theil des Cylinders taucht in einen (gewöhnlich gemauerten und in die Erde versenkten) Wasserbehälter (Bassin) **B**, in welchen hinein auch zwei Röhren **D**, **E** gehen, deren Ausmündungen **d**, **e** immer über die Wasseroberfläche des Bassins emporragen, wie tief auch der Cylinder in letzteres eingesenkt ist. Durch die eine dieser Röhren (z. B. durch **D**) wird der Gasometer aus dem Reinigungsapparat her mit Leuchtgas gefüllt (während dem ist die zweite Röhre (**E**) vermittelst eines Hahnes oder dgl. abgesperrt) und durch die andere Röhre (**E**) strömt nach Absperrung von **D** das Gas in Folge des Druckes, den der Cylinder durch sein Gewicht auf dasselbe übt, und welcher sich nach Bedürfniß vermittelst des Gegengewichts **G** reguliren läßt, den Orten zu, wo es verbraucht wird.

Ein anderer Apparat, der gleichfalls den Namen G a s o m e t e r führt (und zwar mit eben so wenig Recht, wie der vorhergehende, weil auch er nur zum Ansammeln und nicht zum Messen der Gase verwendet wird), ist der in Fig. **261** abgebildete, zu physikalischen und chemischen Versuchen sehr bequeme P e p y'sche Gasbehälter. Er besteht aus zwei Cylindern **A**, **B** von Kupfer oder lackirtem Eisenblech; **A** ist oben und unten geschlossen, und **B** oben offen.

Fig. 261.

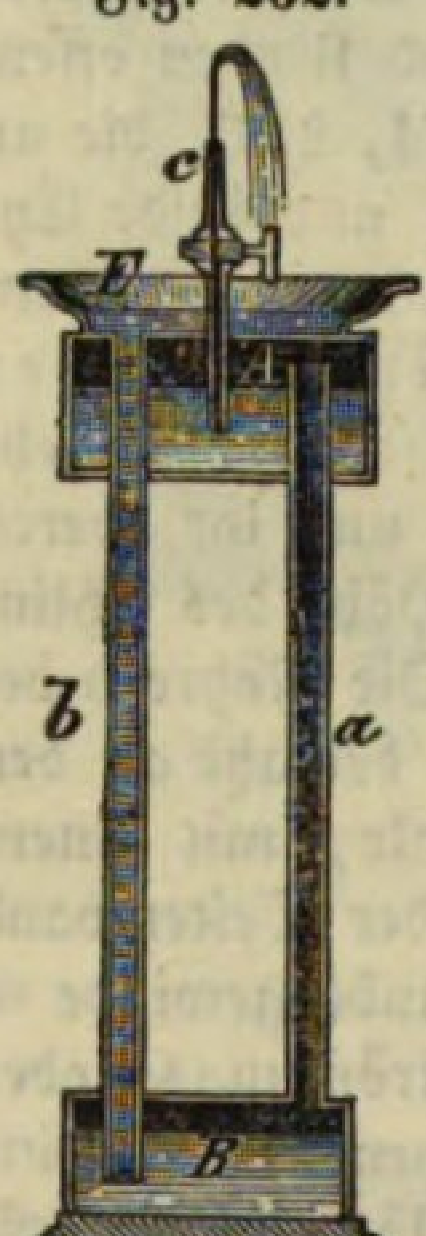


B ruht gewöhnlich auf drei Stützen **1**, **2**, **3**, die an dem Deckel von **A** festgemacht sind, und beide Cylinder können durch zwei Röhren **a**, **b**, je nachdem die Hähne **h** und **i** gedreht werden, i n oder a u ß e r Communication gesetzt werden. Die Röhre **a** geht gerade nur durch den Deckel von **A** und ihr oberes Ende a^1 reicht etwa bis zu $^2/_3$ der Höhe des Cylinders **B** über dessen Boden empor. Die Röhre **b** beginnt am Boden von **B** und geht bis beinahe an den Boden von **A** hinab. Die horizontale, mit einem Hahne **k** versehene Röhre mündet in der Seitenwand des Cylinders **A** ein, und das Schraubengewinde **w** am vorderen Ende dient, um Ausströmungs- oder andere Röhren anschrauben zu können. **c** ist eine etwas weitere, mit einem Schraubenstöpsel verschließbare Röhre, die gegen die Seitenwand von **A** einen spitzigen Winkel bildet. Um nun in den Apparat irgend ein Gas einzufüllen, füllt man zuerst den Cylinder **A** ganz mit Wasser an. Zu diesem Behufe wird die Röhre **c** und der Hahn **h** geschlossen, die Hähne **i** und **k** geöffnet und in den Cylinder **B** Wasser eingegossen. Während dieses durch die Röhre **b** in den Cylinder **A** dringt, entweicht die Luft aus diesem bei **w**. Ist **A** ganz mit Wasser angefüllt, so schließt man sämmtliche Hähne **h**, **i** und **k**, öffnet die Röhre **c** und führt durch sie ein dem Apparat das betreffende Gas zuführendes Rohr ein. In dem Maße als Gas aus diesem Rohre in **A** emporsteigt, fließt Wasser durch **c** um das Zuleitungsrohr herum ab. Da die Röhre **c** äußerlich aufwärts gebogen ist, so kann, wenn nach erfolgter Anfüllung des Cylinders **A** mit Wasser ihr Stöpsel abgeschraubt wird, durch sie keine atmosphärische Luft nach **A** dringen, und das Wasser wird in **A** durch den Druck dieser Luft zurückgehalten. Hat der Gasometer die entsprechende Menge des betreffenden Gases aufgenommen (wo dann **c** wieder geschlossen wird), und man will dasselbe bei

a^1 austreten lassen, um z. B. eine Flasche oder Glocke damit anzufüllen, so füllt man den Cylinder **B** mit Wasser, öffnet die Hähne **h**, **i** und bringt den Hals oder die Mündung der ebenfalls mit Wasser gefüllten Flasche oder Glocke über die Mündung a^1. Indem aus **B** das Wasser durch die Röhre **b** in den Cylinder **A** dringt, wird eine entsprechende Menge Gas aus diesem durch a^1 und zwar mit einer Kraft ausgetrieben, welche von der Höhe der auf die Oberfläche in **A** drückenden Wassersäule abhängt. Soll das Gas bei **w** austreten, (um es z. B. zu Verbrennungsversuchen anzuwenden), so ist anstatt des Hahnes **i** der Hahn **k** zu öffnen. Die zunächst am Boden und Deckel von **A** einmündende und eingekittete Glasröhre **m n** (siehe S. 195) läßt den jedesmaligen Stand des Gases im Cylinder **A** erkennen.

Der Heronsbrunnen, d. i. ein Heronsball **A** (Fig. 262), welcher mit einem andern luftdichten Gefäße **B** durch zwei Röhren **a** und **b** in Verbindung steht, deren eine **a** vom Deckel des Gefäßes **B** durch den Boden des Gefäßes **A** bis nahe an den Deckel dieses letzteren reicht, während die andere **b** durch den ganzen Heronsball geht, einerseits nahe am Boden von **B** endigt und andererseits in einer über dem Gefäße **A** befindlichen tellerartigen Erweiterung **E** ausmündet. Befindet sich in dieser Wasser, so fließt es durch die Röhre **b** ins untere Gefäß **B**, vertreibt die Luft daraus, diese gelangt durch die Röhre **a** über das Wasser im Heronsball, dadurch wird die hier schon vorhandene Luft verdichtet und mithin das Wasser bei **c** hervorspringen gemacht. Dieses sammelt sich wieder im Teller **E**, fließt von da fortwährend dem unteren Gefäße zu, und so dauert das Springen des Heronsbrunnens so lange fort, als der Heronsball noch Wasser und das Gefäß **B** noch Luft enthält.

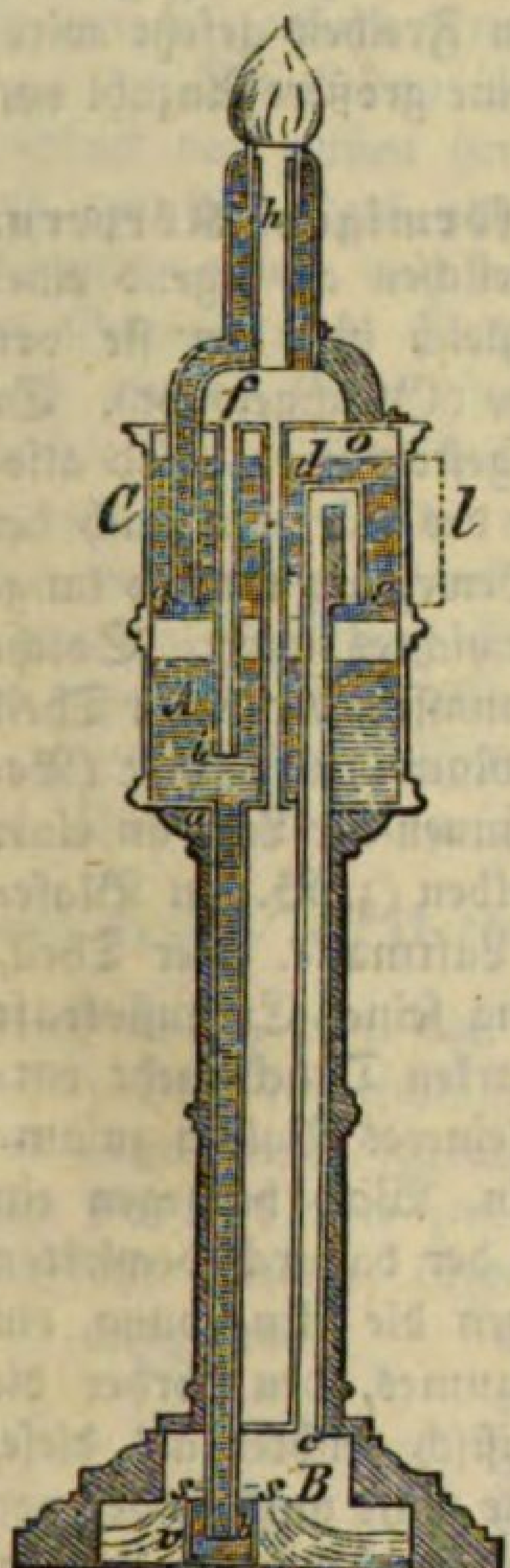
Fig. 262.



Man hat das Prinzip des Heronsbrunnens auf die Construction von Oellampen angewendet, und dadurch den die Flamme speisenden Oelbehälter so tief unter den Brenner hinabgebracht, daß er dem von der Lampe ausgehenden Lichte nicht mehr im Wege steht, also keinen nachtheiligen Schatten verursachen kann. Solcher Art ist Girard's sogenannte hydrostatische Lampe, von welcher hier eine Durchschnittszeichnung (Fig. 263) sammt gedrängter Beschreibung folgt. **A** ist das Behältniß, welches die drückende Oelsäule im Rohre **a b** liefert; das Gefäß **B** enthält die Luft, welche den Druck der Oelsäule in **a b** durch die Röhre **c d e** in den Oelbehälter **C** und zwar zunächst auf dessen Luftgehalt **o** überträgt. So lange also von **a b** ein Druck ausgeht, wird auch die Luft **o** das Oel des Behälters **C** im Rohre **g h** auf eine diesem Drucke entsprechende Höhe steigen machen. Damit dieses Steigen immer gerade bis zum Brenner erfolge und das Oel in der Dochtröhre **h** stets bei gehörigem Stande erhalten werde, muß der besagte Druck eine bestimmte, sich immer gleichbleibende Größe haben, mithin die drückende Oelsäule in **a b** stets die nämliche Höhe behalten. Es muß daher dafür gesorgt sein, daß diese Höhe weder durch Steigen des Oeles in **B** noch durch Sinken desselben im Behältnisse **A** (während des Brennens der Lampe) verändert werden kann. Für die kurze Brenndauer eines Abends wird ersteres durch das enge Gefäß **v** verhindert, welches die untere Mündung der Röhre **a b** umgibt und sich nach wenigen Augenblicken bis an den oberen Rand **s**, **s** mit dem aus **A**

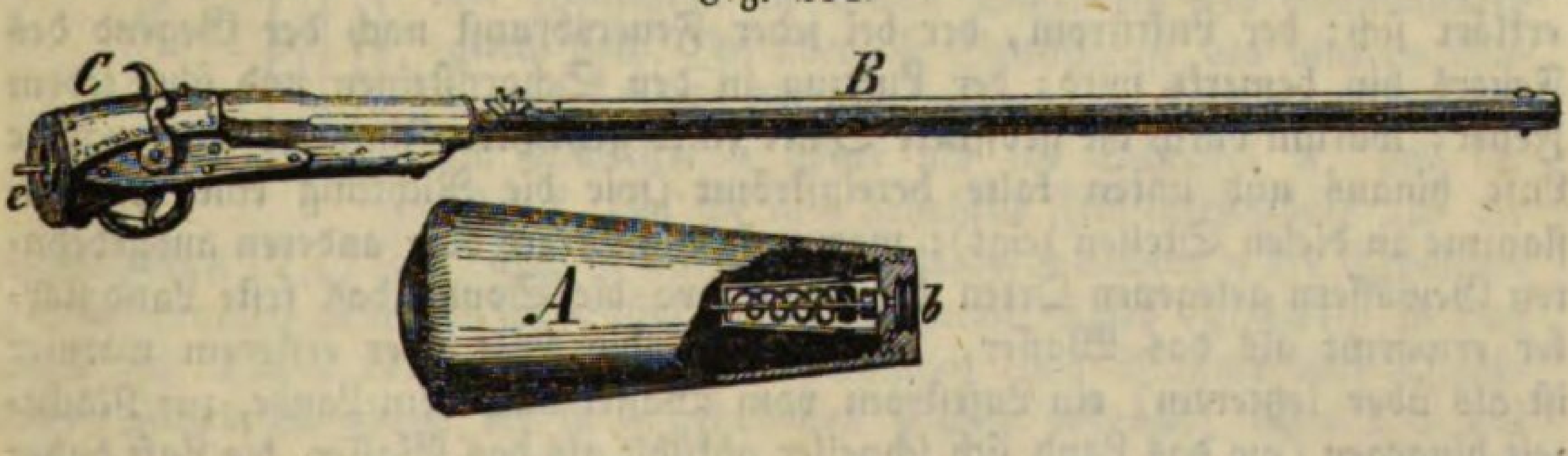
abfließenden Oele füllt, so daß dann alles aus A noch nachkommende Oel über den Rand s, s in den Behälter B abfließt, und dieser Rand von nun an unveränderlich den Anfangspunkt (die Basis) der Oelsäule in ab bildet. Die Veränderung der Länge der Oelsäule ab durch Sinken des Oeles in A wird aber durch die beiderseits offene Röhre fi verhütet, welche in Bezug auf die Ausflußöffnung a im Boden von A gerade so wirkt, wie die Röhre bo bei der vorn beschriebenen Mariotte'schen Flasche (Fig. 247) bezüglich der unter der Mündung o angebrachten Seitenöffnung a, nämlich macht, daß das Oel durch die Mündung a unter der constanten Druckhöhe ai abfließt, der oberste Punkt der auf die Luft in B drückenden Oelsäule also stets mit dem Ende i der Röhre if zusammenfällt und alles über i befindliche Oel blos als Vorrath zum Speisen der besagten Oelsäule zu betrachten ist. Bei der Höhe, welche man den Lampen gewöhnlich gibt, würde der Druck der Oelsäule is (auf die Luft o übertragen) das Oel aus dem Behältnisse C durch die Röhre g zu einer Höhe emporgetrieben, die einen Brenner h von bedeutender Länge voraussetzt. Um nun eine übermäßige Länge des Brenners zu vermeiden, ist die Röhre cde heberförmig umgebogen, was zur Folge hat, daß das Oel in gh gerade um so viel (nämlich um l) weniger steigt, als e unter dem Flüssigkeitsspiegel in C liegt. Die Druckkraft hat dann zuerst eine Oelsäule von der Höhe l zu gewältigen, und nur mit dem Ueberschusse wird das Oel in gh emporgetrieben; es wird also gerade so sein, als ob die Hebung in gh nicht vom Spiegel des Oels in C, sondern von g an wirkte.

Fig. 263.



Die Windbüchse besteht aus einem starken, luftdichten Gefäße A (Fig. 264) von Schmiedeisen oder Kupfer, Flasche genannt, welches mit einer von innen nach außen sich schließenden Klappe a und oberhalb

Fig. 264.



dieser mit einem Schraubengewinde b versehen ist, worin ein mit einem entsprechenden Schlosse C versehener Flintenlauf B festgeschraubt ist. Enthält die Flasche stark comprimirte Luft und der Lauf zunächst am Schlosse eine Kugel, und es wird durch einen Stoß vom Laufe her die Klappe a geöffnet, so daß diese eine kleine Portion verdichteter Luft aus der Flasche heraus und hinter die Kugel gelangen läßt, sich hierauf aber sogleich wieder schließt, so vertritt diese

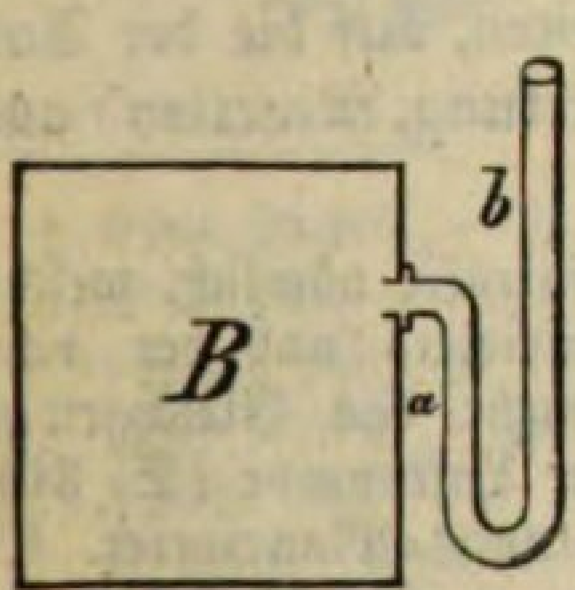
verdichtete Luft die Stelle des durch Verbrennen des Schießpulvers in einem gewöhnlichen Feuergewehr entwickelten Gases und treibt die Kugel mit einer dem Verdichtungsgrade entsprechenden Kraft aus dem Laufe hinaus. Die Verdichtung der Luft in der Flasche geschieht mittelst einer bei b anstatt des Laufes angeschraubten Compressionspumpe gewöhnlich bis auf das 100 — 150 Fache, und das Aufstossen der Klappe a wird durch einen Stift e bewirkt, den eine starke, beim Aufziehen des Schloßhahnes sich spannende Feder gegen die Klappe treibt, sobald sie durch Losdrücken des Hahnes in Freiheit gesetzt wird. Die in der Flasche enthaltene verdichtete Luft reicht für eine größere Anzahl von Schüssen hin.

156. Bedingung der Bewegung in gasförmigen Körpern. So lange in einer Luftmasse der Druck, den die Theilchen an irgend einer Stelle auf ihre Umgebung üben, dem Gegendrucke gleich ist, den sie von der Umgebung erfahren, herrscht in der Luftmasse Ruhe (Gleichgewicht). So wie aber diese Gleichheit des Druckes und Gegendruckes gestört wird, wird alsogleich eine Bewegung der Lufttheilchen von der Seite des stärkeren nach der Seite des geringeren Druckes hin eintreten, und die Bewegung muß so lange fortdauern, als die Ursache der Störung des Gleichgewichtes wirkt. Solche Ursachen sind: die Bewegung eines Körpers in der Luftmasse, der einen Theil derselben vor sich hertreibt und hinter sich einen leeren Raum zurückläßt (Bewegung des Kolbens in einem Gebläse u. s. w.); Verdünnen der Luft an einer Stelle durch Saugen u. s. w.; Zusammendrücken derselben (z. B. im Blasebalg); Aenderung der Temperatur einzelner Theile der Luftmasse. Der Theil, welcher eine Abkühlung und dadurch eine Verminderung seiner Expansivkraft erfährt, kann nämlich der umgebenden Luft keinen so starken Druck mehr entgegensetzen, wie vorher, diese drückt ihn daher in ein kleineres Volum zusammen und nimmt den dadurch frei gewordenen Raum ein. Wird hingegen ein Theil der Luftmasse erwärmt, so nimmt er, in Folge der dadurch bewirkten Vergrößerung der Expansivkraft und des Druckes gegen die Umgebung, ein größeres Volum ein, tritt also in einen Theil des Raumes, den vorher die umgebende Luft eingenommen hat, wird zugleich spezifisch leichter als diese, steigt demnach darin in die Höhe, und die benachbarte Luft muß in den von ihm verlassenen Raum einströmen. Aus diesem Aufsteigen wärmerer Luft in kälterer und dem Zuströmen der letzteren in den von ersterer verlassenen Raum erklärt sich: der Luftstrom, der bei jeder Feuersbrunst nach der Gegend des Feuers hin bemerkt wird; der Luftzug in den Schornsteinen und über jedem Feuer; warum durch die geöffnete Thüre eines geheitzten Zimmers oben warme Luft hinaus und unten kalte hereinströmt (wie die Richtung einer Kerzenflamme an diesen Stellen zeigt); warum in am Meere oder anderen ausgedehnten Gewässern gelegenen Orten bei Tage (wo die Sonne das feste Land stärker erwärmt als das Wasser, mithin auch die Luft über ersterem wärmer ist als über letzterem) ein Luftstrom vom Wasser nach dem Lande, zur Nachtzeit hingegen (wo das Land sich schneller abkühlt als das Wasser, die Luft daher über letzterem wärmer ist als über ersterem) eine Luftströmung in umgekehrter Richtung stattfindet. — Wir werden auf diese und noch mehrere andere aus derselben Quelle fließende Erscheinungen in der Wärmelehre zurückkommen.

157. Ausfluß gasförmiger Körper aus Behältern. Die Gesetze des Ausflusses der Gase aus Behältern lassen sich auf jene zurückführen, wor-

nach tropfbare Flüssigkeiten ausfließen, und welche wir bereits im §. 125 u. s. w. kennen gelernt haben. Befindet sich das in einem Behälter enthaltene Gas unter dem nämlichen Druck, wie die Luft außerhalb des Behälters, so kann z. B. durch eine im Boden oder in einer Seitenwand des Behälters angebrachte Oeffnung weder von innen Gas heraus noch von außen Luft in den Behälter hinein, weil an der Oeffnung Druck und Gegendruck gleich sind, mithin Gleichgewicht herrschen muß. Besitzt aber das innere Gas eine um x größere Expansivkraft als das äußere, so daß an der Ausflußöffnung der Druck von innen um die nämliche Größe x größer ist als der Gegendruck von außen her, so verhält sich die Sache gerade so, als ob außerhalb des Behälters gar keine Luft, im Behälter aber Gas vom Drucke x vorhanden wäre, und man kann diesen Druck so ansehen, als würde er durch das Gewicht einer Gassäule verursacht, welche eine entsprechende Höhe H, in dieser ganzen Höhe eine gleiche und die nämliche Dichte und Expansivkraft, wie die äußere Luft besitzt, und welche daher, wenn diese Dichte mit D bezeichnet wird, gerade wie eine Säule einer tropfbaren Flüssigkeit auf die Flächeneinheit den Druck $HD = x$ . . . (1 übt. Da nun die Geschwindigkeit c, womit eine tropfbare Flüssigkeit aus einer Oeffnung ausfließt (nach §. 125 und 126), durch die Gleichung $c = \sqrt{2gh}$ gefunden wird (worin h die Höhe der über der Ausflußöffnung stehenden Flüssigkeitssäule bedeutet); so hat man auch für die Ausflußgeschwindigkeit c_1 des Gases aus dem Behälter die Gleichung $c_1 = \sqrt{2gH}$ oder mit Rücksicht auf (1 $c_1 = \sqrt{2g\frac{x}{D}}$ . . . (2. Der Werth von x, d. i. das Uebergewicht des Druckes oder der Expansivkraft des im Behälter eingeschlossenen Gases über die Expansivkraft der äußeren Luft wird mittelst eines sogenannten **Manometers** bestimmt, welches Instrument (Fig. 265) in einer zweischenklichen, beiderseits offenen und graduirten Barometerröhre besteht, deren kürzerer, meistens horizontal umgebogener Schenkel a mit dem das Gas einschließenden Behälter B communicirt, und welche bis nahe an die obere Biegung von a Wasser oder, gewöhnlicher, Quecksilber enthält. Hat das Gas im Behälter B eine gleiche Expansivkraft wie die Luft außerhalb desselben, so steht die Flüssigkeit in beiden Schenkeln des Manometers gleich hoch. Ist aber die Spannkraft des inneren Gases größer als die des äußeren, so steht die Flüssigkeit im Schenkel b höher als im Schenkel a, und der Druck, den die in b gehobene Flüssigkeitssäule auf die Flächeneinheit (1 □ Zoll) übt, ist das Maß des Uebergewichtes x der Expansivkraft des inneren über die Expansivkraft des äußeren Gases (§. 137), so daß wenn d die Dichte der manometrischen Flüssigkeit (des Wassers oder Quecksilbers) und k die Höhe der in b gehobenen Säule bedeutet, man $x = kd$ hat; mithin zu Folge (2 die Ausflußgeschwindigkeit $c_1 = \sqrt{2gk\frac{d}{D}}$ ist *).

Fig. 265.



*) Um mittelst obigen Manometers nicht das Uebergewicht der Expansivkraft des inneren über jene des äußeren Gases, sondern die Expansivkraft des ersteren an und für sich zu erhalten, ist der Druck der in b gehobenen Flüssigkeitssäule noch um den Druck zu vermehren, welchen das äußere Gas auf die Flächeneinheit übt. — Zum

Bedeutet A den in □ Fuß ausgedrückten Querschnitt der Ausflußöffnung, so wäre, vorausgesetzt, daß k constant bleibt, die in der Secunde ausfließende Luftmenge $M = A . \sqrt{2 g . \frac{k d}{D}} \ldots 3)$, wenn nicht eben so wie bei tropfbaren Flüssigkeiten auch bei Gasen eine Contraction des ausfließenden Stromes stattfände. Dieser Contraction wegen ist die wirklich ausfließende Luftmenge aber immer kleiner als die nach 3) berechnete (theoretische) und diese ist, um in erstere verwandelt zu werden, mit einem passenden Contractions-Coefficienten n zu multipliziren, so daß man für die in der Secunde durch eine Oeffnung vom Querschnitt A wirklich ausfließende Anzahl M_1 Kubikfuße eines Gases die Gleichung $M_1 = n A \sqrt{2 g \frac{k d}{D}}$ hat. Den neuesten Versuchen zu Folge beträgt dieser Coefficient n für Ausflußöffnungen in dünnen Wänden 0,65; beim Ausfluß durch cylindrische Ansatzröhren 0,93 und durch nicht stark konische Ansatzröhren 0,94.

158. Die Bewegung der Gase in Röhrenleitungen stimmt sehr nahe mit jenen tropfbaren Flüssigkeiten überein. So wie diese erfahren auch die Gase durch Adhäsion an den Röhrenwänden einen Widerstand, der (mit der Länge und dem innern Umfange der Röhre so wie mit dem Quadrate der Geschwindigkeit des Gases in directem und mit dem Querschnitt der Röhre in umgekehrtem Verhältnisse steht und) die Geschwindigkeit des strömenden Gases vermindert. Die am Ende der Röhrenleitung ausströmenden Gasmengen sind unter sonst gleichen Umständen, dem Drucke, unter welchem das Gas im Behälter sich befindet, direct und der Quadratwurzel aus der Länge der Leitungsröhren umgekehrt proportional und verschieden groß, je nachdem das Ausströmen durch ein verengtes Ansatzrohr (Düse) oder durch die frei auslaufende Röhrenleitung geschieht.

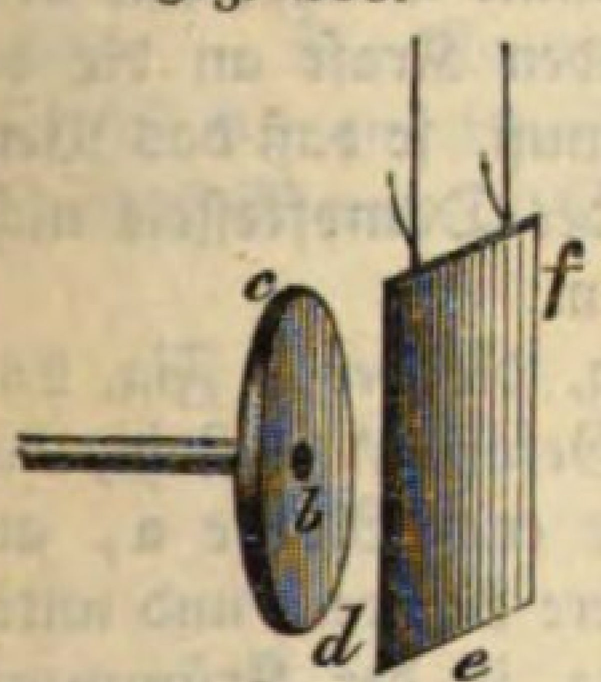
159. Reaction ausströmender Gase. Während ein Gas aus einem Gefäße ausströmt, übt es, so wie dies (nach S. 199) tropfbare Flüssigkeiten thun, und aus dem nämlichen Grunde, wie diese Flüssigkeiten, auf die der Ausflußöffnung gegenüberstehende Wand einen Druck (Rückwirkung, Reaction) aus.

Messen höherer Expansivkräfte der Gase (solcher Expansivkräfte nämlich, welchen die ganze Flüssigkeitssäule des eben besprochenen Manometers und der durch den Schenkel b auf sie wirkende äußere Druck nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermögen) eignet sich recht gut das schon bei der Luftpumpe (S. 304) beschriebene und in Fig. 228 anschaulich gemachte Verdichtungs-Manometer. Befindet sich nämlich, während die Quecksilberoberflächen m, n gleich hoch stehen und der Barometerstand b ist, in dem abgeschlossenen Raume m a trockene, atmosphärische Luft, so daß b eine dem Drucke p, unter welchem sich die Luft befindet, proportionale Größe darstellt, man bringt dann das Ende d mit dem Behälter in Communication, der das Gas enthält, dessen Expansivkraft gemessen werden soll, und angenommen es werde durch diese Expansivkraft die früher im Raume m a enthalten gewesene atmosphärische Luft in einen n mal kleineren Raum zusammengepreßt, zugleich im Schenkel a b eine Quecksilbersäule von der Höhe b_1 getragen, so ist $n b + b_1$ dem Drucke oder der Expansivkraft p_1 proportional, den das Gas im Behälter übt; man hat demnach $p_1 : p = n b + b_1 : b$ oder $p_1 = p . \frac{n b + b_1}{b}$ und erhält, wenn man statt p den aus dem Barometerstande b nach Pfunden berechneten Druck der atmosphärischen Luft auf die Flächeneinheit (auf 1 □ Zoll) setzt, die fragliche Expansivkraft in Pfunden.

Dieser Druck erzeugt, so wie die Reaction tropfbarer Flüssigkeiten (Seite 207—209) eine Bewegung des Behälters, aus welchem die Ausströmung Statt findet (vorausgesetzt, daß er leicht genug beweglich ist), nach einer der Ausflußrichtung entgegengesetzten Seite hin. Hieraus erklärt sich: das Steigen der Raketen; die Bewegung der sogenannten Schwärmer und Feuerräder; das Stoßen der Schießgewehre und das Zurücklaufen der Kanonen beim Abfeuern u. s. w.*)

160. Weitere Betrachtung der Bewegung der Gase und dadurch bedingter Erscheinungen. Wegen des in §. 157, S. 350, erwähnten Einflusses, welchen die Contraction des ausfließenden Gasstromes auf die Ausflußmenge des Gases nimmt, wird die verdichtete Luft aus Blasebälgen, Cylinder- oder andern Gebläsen den anzublasenden Feuern gewöhnlich durch kurze konische, gegen das äußere Ende hin sich verengende Ansatzröhren (sogenannte Düsen) zugeführt. Noch zweckmäßiger wäre die Anwendung von Düsen, deren Gestalt jener des contrahirten Theils des Luftstromes gleicht oder wenigstens sehr nahe kömmt. Es würde dann, insbesondere auch bei vorsichgehenden Veränderungen in der Pressung der Luft, deren Ausflußmenge weniger schwanken. Kurze cylindrische oder prismatische Ansatzröhren vermehren die Ausflußmenge. Es wird da nämlich das Gas durch die Adhäsion an die Röhrenwand gezwungen, an dieser hinzufließen, und die Contraction verschwindet. Eine noch größere Vermehrung der Ausflußmenge weist die Erfahrung bei Anwendung kurzer, konischer, gegen das äußere Ende sich erweiternder Ansätze nach.

Fig. 266.



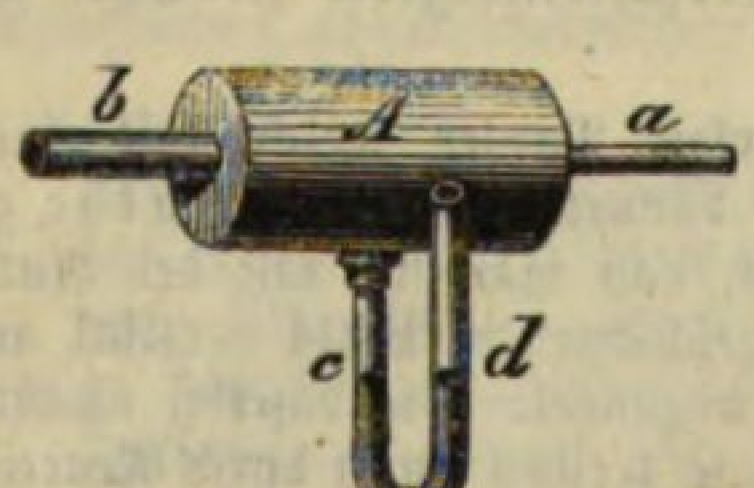
Interessant ist die Erscheinung, welche sich zeigt, wenn (Fig. 266) durch eine Röhre, welche an ihrer Mündung b in eine ebene, am besten runde Platte c d aus Metall, Holz, Pappendeckel oder dgl. endigt, gegen eine andere derlei Platte e f, die hinreichend leicht beweglich (etwa an Fäden aufgehängt) und der ersten Platte c d über eine gewisse Gränze nahe gebracht ist, Luft mit etwas größerer Geschwindigkeit strömen ge-

*) Eine Rakete, — d. i. eine cylindrische Hülse aus starkem Papier, welche mit einem Satz von Pulver und Kohle gefüllt und an einen dünnen Holzstab, Ruthe genannt, befestigt ist, — wird dadurch steigen gemacht, daß man sie, mit der Ruthe nach abwärts gekehrt, an einem in die Erde eingeschlagenen Pfahl vertikal aufhängt und den Satz am untern Ende der Hülse anzündet. Die daselbst ausströmenden, durch Verbrennen des Satzes erzeugten Gase treiben dann durch Reaction gegen das obere Hülsenende, die Rakete (sammt der Ruthe) senkrecht in die Höhe. — Schwärmer sind eine Art kleiner, dünner Raketen, die aus der Hand geworfen werden oder nach dem Zerspringen der eigentlichen Rakete aus diesen herabfallen und dabei durch Reaction immer in einer Richtung bewegt werden, welche der Richtung der nach Entzündung ihres Pulversatzes ausströmenden Gase entgegengesetzt ist. — Die Feuerräder sind Scheiben oder radartige Gestelle von Holz, die an ihrem Umfange gewöhnliche Schwärmer in mehr oder weniger tangentieller Richtung befestigt enthalten, welche, an den vom Umfange des Rades abstehenden Enden entzündet, dieses (durch die Rückwirkung der daselbst austretenden Gase) nach der entgegengesetzten Seite hin um seine Achse rotiren machen. — Daß das Zurückstoßen der Schießgewehre und das Rückwärtslaufen der Kanonen beim Abfeuern in gleicher Weise durch die Kraft bewirkt werde, womit die aus der Mündung des Rohres ausströmenden Pulvergase gegen dessen hinteres Ende (den Boden) drücken, ist nun für sich klar.

macht (z. B. aus dem Munde geblasen) wird. Es wird da die Platte ef durch den bei b austretenden Luftstrom nicht von der Platte cd weggestoßen, sondern mit zunehmender Geschwindigkeit gegen diese Platte bis auf einen schmalen Zwischenraum hinbewegt, durch welchen dann die Luft mit, von b aus abnehmender Geschwindigkeit ausfließt. Die Erklärung dieser beim ersten Anblick überraschenden Erscheinung ist einfach folgende. Indem die bei b ausströmende verdichtete Luft unter Beibehaltung ihrer Strömungsgeschwindigkeit sich in dem größeren Zwischenraume beider Platten ausbreitet und die daselbst vorhanden gewesene Luft mechanisch mit fortreißt, wird die Dichte der Luft in diesem Zwischenraume geringer als jene der die Platten äußerlich umgebenden atmosphärischen Luft, und diese muß daher vermöge des, bei etwas größerer Strömungsgeschwindigkeit und Ausdehnung der Platten nicht unbedeutenden Ueberschusses an Expansivkraft die leicht bewegliche Platte ef der Platte cd zutreiben. Uebrigens ist nicht nothwendig, daß beide Platten gerade Flächen haben, ja die Erscheinung zeigt sich sogar verstärkt, wenn die Platte cd eben und die Platte ef etwas convex ist. Da der Erfahrung gemäß dieselbe Wirkung Statt findet, wenn aus b anstatt irgend eines Gases Wasserdampf gegen ef hin ausströmt; so erhellet von selbst, wie wichtig die Berücksichtigung dieser Wirkung bezüglich des Schließens der Ventile an Dampfkesseln sei. Soviel ist gewiß, daß bei Ventilen, die aus einer größeren, auf einer kleineren Oeffnung in breiterer Fläche aufsitzenden Scheibe bestehen, die Scheibe, sobald der zu stark gespannte Dampf aus dem Ventile auszuströmen beginnt, mit einer sehr bedeutenden Kraft an die betreffende Oeffnung (den Ventilsitz) angedrückt werden muß, so daß das Ventil die beabsichtigte Sicherung gegen das Zerspringen des Dampfkessels nicht gewährt, vielmehr zu diesem Zerspringen beitragen kann.

Hierher gehört endlich auch noch eine Erscheinung, die der in Fig. 267 abgebildete Apparat zeigt, welcher aus einem hohlen Gefäße A besteht, das auf der einen Seite eine enge Röhre a, auf der andern eine viel weitere Röhre b und unten eine heberartig gekrümmte, in der Krümmung Quecksilber enthaltende gläserne Röhre cd (alle drei Röhren sind beiderseits offen) eingesetzt hat. Für gewöhnlich steht das Quecksilber in beiden Schenkeln cd nach der Theorie der Communicationsgefäße und weil da die Quecksilberoberflächen von der Luft in A und von der äußern, bei d einwirkenden Luft einen gleichen Druck erfahren, gleich hoch. Bläst man aber durch die engere Röhre a Luft in das Gefäß A, so wird, da diese, ihre Geschwindigkeit beibehaltend, in der nämlichen Zeit durch die weitere Röhre b in größerer Menge ab als durch die engere a zu fließen kann, in A eine Luftverdünnung erzeugt, und die äußere, dichtere Luft treibt das Quecksilber nach der Seite der Verdünnung hin, macht es also im Schenkel c steigen und in d fallen, während, wenn das Einblasen von Luft nach A durch die weitere Röhre b geschieht, gerade die umgekehrte Bewegung des Quecksilbers erfolgt, indem dann in einer Zeit durch die weitere Röhre b mehr Luft nach A gelangt, als durch die engere Röhre a entweichen kann, mithin in A eine Verdichtung über den äußeren Dichtigkeitsgrad entstehen muß.

Fig. 267.



161. Stoß bewegter Gase gegen ein Hinderniß. Dieser Stoß ist, im Ganzen genommen, nach den nämlichen Principien zu beurtheilen, wie jener des Wassers oder einer andern tropfbaren Flüssigkeit, wovon bereits im §. 128 gehandelt wurde. Nur ist dabei wohl der Umstand nicht zu übersehen, daß kein Gas gegen einen Körper stoßen kann, ohne sich dabei zu verdichten, hiedurch eine Vermehrung seiner Expansivkraft zu erfahren und in Folge dessen auf den Widerstand zurückzuwirken, so daß der Stoß, den ein Gas, zum Stoße, den eine tropfbare Flüssigkeit gegen ein Hinderniß unter sonst gleichen Umständen übt, sich gerade wie der Stoß eines festen, elastischen Körpers zu jenem eines unelastischen verhält (§. 113). Da im ersteren Falle doppelt so viel Bewegung erzeugt oder vernichtet wird als (unter übrigens gleichen Verhältnissen) im letzteren und da man den Stoß des Wassers (§. 128, S. 219) dem Gewichte einer Säule dieses Körpers gleichschätzt, welche die gestoßene Fläche zur Basis und die zur Geschwindigkeit, womit es anstoßt, gehörige Fallhöhe zur Höhe hat; so sollte der Stoß der Luft oder eines andern Gases dem doppelten Gewichte einer Luft- oder Gassäule gleich sein, welche überall die Dichte wie beim Anstoß und die der Bewegungsgeschwindigkeit vor dem Stoße entsprechende Fallhöhe zur Höhe hat. Allein diese Theorie gibt in den meisten Fällen immer nur der Wahrheit mehr oder weniger nahe kommende Resultate, und man ist überhaupt bis jetzt weder auf dem Wege der Rechnung noch der Erfahrung so weit gekommen, daß man die den Stoß luftförmiger Körper betreffenden Probleme in allen Fällen mit erforderlicher Genauigkeit zu lösen vermag. — Die Kenntniß der Gesetze des Luftstoßes ist vorzüglich wichtig in Betreff der zweckmäßigsten Benützung der Kraft des Windes zur Bewegung der Schiffe mittelst Segel und zum Treiben der Windräder (Windflügel).

VIII. Abschnitt.

Hindernisse der Bewegung.

162. Die im Vorhergehenden, an verschiedenen Orten, theoretisch entwickelten Gesetze der Bewegung findet man in der Erfahrung äußerst selten vollkommen bestätigt; diese zeigt fast immer größere oder kleinere Abweichungen von denselben. Die Ursache hievon sind gewisse Hindernisse, welche einzeln oder vereinigt bei jeder Bewegung stets mit ins Spiel treten, gleichsam als die Bewegung verzögernde Kräfte wirken und bei der besagten theoretischen Entwicklung der Bewegungsgesetze ganz außer Acht gelassen wurden. Solche Hindernisse sind vorzüglich die Reibung des sich bewegenden Körpers an andern und der Widerstand, welchen flüssige, den bewegten Körper umgebende und demselben im Wege stehende Stoffe (sogenannte Mittel) diesem Körper entgegensetzen.

163. Reibung. Reibungscoefficient. Alle Körper besitzen in Folge der Porosität auf ihrer Oberfläche Erhöhungen und Vertiefungen, welche durch Glätten und Poliren sich zwar mehr und mehr vermindern, aber, selbst wenn diese Operationen auf den uns erreichbaren höchsten Grad gesteigert werden, doch nicht ganz entfernen lassen. Wird nun ein Körper über oder an einem andern hinbewegt, so dringen die Erhöhungen des einen in die Vertiefungen des

andern ein und es müssen in jedem Augenblicke die ersteren (Erhöhungen) umgebogen, abgebrochen, abgerissen oder aus letzteren (den Vertiefungen) herausgezogen werden. Dies verursacht ein Hinderniß der Bewegung, welches man mit dem Worte **Reibung** bezeichnet, und zu dessen Ueberwindung ein gewisser Kraftaufwand erfordert wird. Der so erforderliche Kraftaufwand ist daher das Maß der Reibung und unter sonst gleichen Umständen größer, wenn die eine der sich reibenden Flächen an der andern hingleiten gemacht, als wenn sie über derselben fortgewälzt wird. Im ersteren Falle muß nämlich das vorerwähnte Umbiegen, Abbrechen oder Abreißen der Erhöhungen, im letzteren blos das Herausziehen derselben aus den Vertiefungen, wozu es einer geringeren Kraft bedarf, bewerkstelligt werden, und man unterscheidet demnach eine **gleitende** und eine **rollende** oder **wälzende** Reibung. Da jene überall Statt findet, wo die Theile der einen Oberfläche parallel mit der andern fortbewegt werden sollen; so ist auch die bei Drehung eines Zapfens oder einer Achse in einem Lager entstehende Reibung eine **gleitende**. Besondere Reibungen entstehen noch, wenn ein Körper auf einer Schneide oscillirt, wie z. B. bei dem Wagebalken, oder wenn ein Körper, wie z. B. eine Magnetnadel, um eine Spitze, auf welcher er aufsitzt, schwingt.

Da man der Erfahrung gemäß den Satz: »**die Reibung ist unter übrigens gleichen Verhältnissen dem Drucke der sich reibenden Flächen gegen einander proportional**"...(†) als ziemlich nahe richtig ansehen kann; so hat man vorzüglich die Frage zu beantworten gesucht, der wievielte Theil dieses Druckes der Reibung (der zu ihrer Ueberwindung erforderlichen Kraft) gleich komme, und nennt den Bruch, mit welchem man das Maß dieses Druckes multipliciren muß, um die Größe der Reibung zu erhalten, den **Reibungscoefficienten**. Beträgt z. B. bei einem Drucke von 270 Pfund die Reibung 90 Pfund, so ist der Reibungscoefficient $= {}^{90}/_{270} = {}^{1}/_{3}$.

164. Gleitende Reibung. Der Coefficient, der dem Satze (†) zu Folge bei sonst unveränderter Beschaffenheit der sich reibenden Körper von der Größe des Druckes dieser Körper gegen einander unabhängig und in den meisten Fällen kleiner als 1 ist, läßt sich nur durch passende Versuche finden. Am einfachsten gelingt dies bei der gleitenden Reibung, wenn man jedem der zwei Körper (A, B), deren Reibung an einander untersucht werden soll, eine ebene Fläche gibt, die eine dieser Flächen (z. B. von A) in eine horizontale Lage bringt,

Fig. 268.



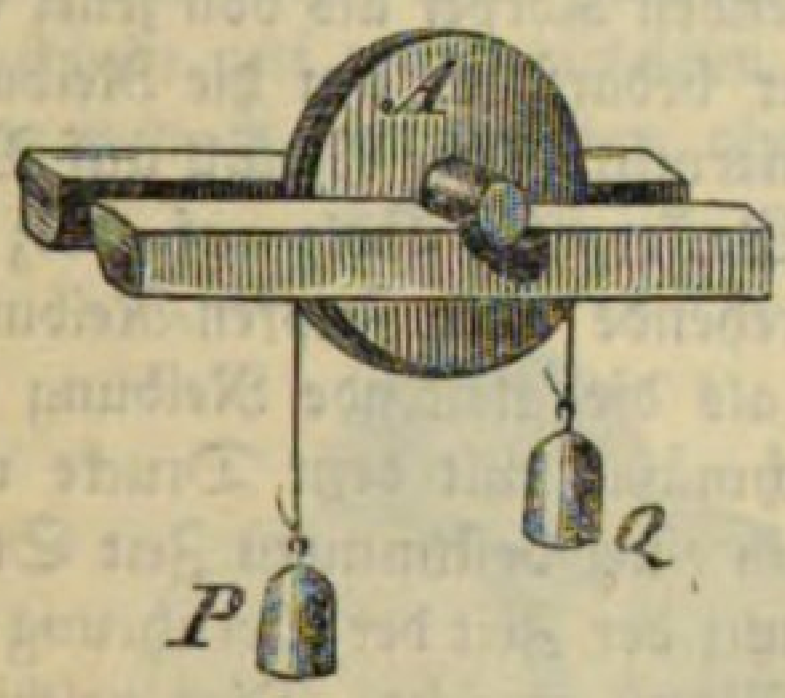
den zweiten Körper B (gleichfalls mit seiner ebenen Fläche) darauf legt, diesen im Erforderungsfalle zum Behufe der Erzeugung eines für die genauere Bestimmung des Maßes der Reibung nöthigen, größeren Druckes mit Gewichten beschwert, eine an demselben befestigte Schnur horizontal über eine Rolle r (Fig. 268) leitet und auf eine Wagschale w am zweiten Ende der Schnur so lange Gewichte auflegt, bis der Körper B auf A hinzugleiten eben anfängt...(††), oder bis diese gleitende Bewegung eine gleichförmige wird...(†††). Die aufgelegten Gewichte, vermehrt um das Gewicht der Wagschale und vermindert um das abgesondert zu bestimmende

Gewicht, welches zur Bewegung der Rolle um ihre Achse, und zum Fortbewegen der Schnur über die Rolle hin erforderlich ist, gibt die Größe der Reibung *) und zwar im Falle...(††) beim Uebergange aus der Ruhe in Bewegung, und im Falle...(†††) während letzterer an.

Der Quotient aus dieser Reibungsgröße in den vom Körper **B** auf **A** geübten Druck (das Gewicht von **B**) ist der Reibungscoefficient.

165. Drehende Reibung. Zur Ermittelung dieses Coefficienten für die drehende oder Zapfen-Reibung wurde eine fixe Rolle **A** (Fig. 269) mit einem um sie gelegten und durch Gewichte **P** und **Q** angespannten Seile angewendet. Die Summe $P + Q$ der Gewichte, bei deren Anbringung die Rolle sich eben zu drehen anfängt, gibt den Druck, ihre Differenz $P - Q$ gibt die Kraft, welche, am Umfange der Rolle wirkend, der Reibung am Umfange des Zapfens das Gleichgewicht hält, und der Quotient $\frac{P-Q}{P+Q} \cdot \frac{a}{b}$ stellt (nach der Theorie der Rolle §. 93) den Reibungscoefficienten für den Uebergang aus der Ruhe in Bewegung dar, wenn a den Halbmesser der Rolle und b den Zapfenhalbmesser bedeutet. Der Reibungscoefficient während der Bewegung ist, den Lehren der Mechanik gemäß, $= \left(\frac{P-Q}{P+Q} - \frac{2s}{gt^2}\right)\frac{a}{b}$, wenn das Gewicht **P** in der Zeit t um den Raum s sinkt. (Am Schlusse des Buches folgen Tabellen der Reibungscoefficienten.)

Fig. 269.



166. Die wälzende oder rollende Reibung ist der Widerstand, der beim Wälzen, d. i. bei derjenigen Bewegung eines Körpers entsteht, wo sich, wie z. B. bei einem Wagenrade, jeder Punkt fortschreitend und drehend zugleich bewegt. Sie ist im Vergleiche mit der gleitenden und drehenden Reibung weit geringer, weil bei derselben die in die Vertiefungen versenkten Erhöhungen nicht umgebogen, abgerissen oder abgebrochen, sondern nur daraus hervorgezogen werden.

167. Gesetze der Reibung. Zahlreiche Versuche, welche in eben angedeuteter Art unter allen Umständen, die auf die Reibung irgend einen Einfluß nehmen können, vorgenommen wurden, haben zu folgenden Gesetzen geführt: **1.** Die oben erwähnte Proportionalität zwischen der Größe der Reibung und dem senkrechten (normalen) Drucke der sich reibenden Flächen gegen einander findet genau nur dann Statt, wenn dieser Druck so groß ist, daß im Vergleich mit demselben der Antheil, den die Adhäsion an der Reibung immer nimmt, als gering und untergeordnet betrachtet werden kann. **2.** Die Reibung ist unter sonst gleichen Umständen unabhängig von der Größe der sich reibenden Flächen (weil bei größerer Ausdehnung dieser letzteren zwar mehrere Erhöhungen und Vertiefungen in einander eingreifen, dieses Eingreifen aber, da bei der Statt findenden Vertheilung des nämlichen Gesammtdruckes unter die

---

*) Denn fände zwischen A und B keine Reibung Statt, so müßte die geringste, auf B horizontal wirkende, mithin nach §. 63 S. 87 von der (vertikalen) Schwerkraft unabhängige Ziehkraft ein Hingleiten des Körpers B auf A bewirken.

Punkte einer größeren Fläche auf jeden Punkt ein geringerer Antheil dieses Druckes kömmt, in gleichem Verhältnisse weniger tief erfolgt). **3.** Die Reibung ist beim Uebergange aus der Ruhe in Bewegung immer größer als während der letzteren, in diesem Falle aber ganz unabhängig von der Geschwindigkeit, wenn diese nicht so groß wird, daß eine die Reibung immer vermehrende Erhitzung der sich reibenden Flächen entsteht. **4.** Die Reibung mit passenden Substanzen, sogenannten Schmiermitteln (Oel, Fett, Graphit, Seife u. s. w.), eingeschmierter Flächen ist (weil hiedurch die Poren oder Vertiefungen ausgefüllt werden) in der Regel geringer als uneingeschmierter und hängt weniger von der Beschaffenheit der sich reibenden Körper als von jener der Schmiermittel selbst ab. Für verschiedene Körper bedarf es, um die Reibung möglichst zu vermindern, auch verschiedener Schmiermittel (für Metall auf Metall ist Oel oder Fett, für Metall auf Stein ist Wasser, für Holz auf Holz ist Seife oder Graphit &c. zu wählen). **5.** Die drehende oder Zapfen-Reibung, welche, wie schon oben erwähnt worden, kleiner als die gleitende Reibung ist, wächst unter übrigens gleichen Umständen gleichmäßig mit dem Drucke und Halbmesser des Zapfens und mit der Anzahl der in einer bestimmten Zeit Statt findenden Umdrehungen. **6.** Die Reibung nimmt mit der Zeit der Berührung zu, so daß sie nach einer gewissen Zeit den größten Werth erreicht. Dies geschieht bei Metall auf Metall fast augenblicklich, bei Holz auf Holz nach einigen Minuten, bei Holz auf Metall aber erst nach Tagen. Uebrigens ist die Reibung größer zwischen gleichartigen Körpern als zwischen ungleichartigen und je rauher die sich berührenden Flächen sind (obwohl auch eine zu große Politur die Reibung vermehren kann); bei mäßiger Glätte ist der Reibungscoefficient $1/3$.

168. Wirkung der Reibung. Multiplicirt man die Größe der Reibung (d. i. das Product aus dem normalen Drucke in den Reibungscoefficienten) mit dem Wege s, den der sich reibende Körper in einer bestimmten Zeit t zurücklegt; so erhält man die Wirkung oder Arbeit der Reibung für diese Zeit, d. i. denjenigen Theil der Arbeit (der mechanischen Leistung) der bewegenden Kraft, welcher in Folge der Reibung in der Zeit t verloren geht. Daß für den Uebergang aus der Ruhe in Bewegung der Weg $s = o$ und für die Zeiteinheit (eine Secunde) gleich der Bewegungsgeschwindigkeit ist (denn die Bewegung wird als gleichförmig vorausgesetzt), begreift sich von selbst *).

---

*) Beispiele. 1. Um einen 500 Pfunde schweren Schlitten auf einer horizontalen und sehr glatten Schneebahn in Bewegung zu setzen, ist bei dem Reibungscoefficienten 0,04 die nöthige Kraft $= 0{,}04 \times 500 = 20$ Pfunde. 2. Wenn der Reibungscoefficient einer auf dem Straßenpflaster fortgezogenen Schleife $= 0{,}45$ und die Belastung dieser Schleife 500 Pfunde beträgt, so ist die erforderliche Arbeit, um diese Schleife 480 Fuß fortzuziehen, $= 0{,}45 \times 500 \times 480 = 10800$ Fußpfunde. (Unter einem Fußpfund ist eine Kraft zu verstehen, welche in der Secunde auf dem Wege von 1 Fuß einen Widerstand von 1 Pfund überwindet, also z. B. in der Secunde 1 Pfund auf die Höhe von 1 Fuß hebt.) 3. Läuft ein 15000 Pfund schweres Wasserrad auf zwei eisernen Zapfen von $1/4$ Fuß Halbmesser in bronzenen, fortwährend geölten Lagern, wo der Reibungscoefficient 0,75 ist; so beträgt für jede Umdrehung, d. i. für den Weg $= 2 \times 1/4 \times 3{,}14$ $(2\pi r)$ die durch die Reibung verloren gehende Arbeit der bewegende Kraft
$2/4 \times 3{,}14 \times 0{,}75 \times 15000 = 1767$ Fußpfunde, und macht das Rad in der Minute 10, mithin in der Secunde $10/60 = 1/6$ Umdrehungen, so ist die zur Ueberwindung der Reibung des Zapfens verloren gehende Arbeit $= 1/6 \times 1767 = 294{,}5$ Fußpfunde.

169. Mittel die Reibung zu vermindern. Diese ergeben sich aus den angeführten Reibungsgesetzen von selbst. Solche Mittel sind z. B. Glätten der sich reibenden Flächen (Gesetz 6); Verminderung des Gewichtes des bewegten Körpers, soviel es andere Rücksichten zulassen (Gesetz 1); Vermeidung der Gleichartigkeit der sich reibenden Körper (Gesetz 6); Anwendung passender Schmiermittel (Gesetz 4); Umwandlung der gleitenden Bewegung in eine rollende oder wälzende (Gesetz 5). Eine solche Umwandlung wird bezweckt: durch den Gebrauch von Walzen zum Fortbewegen bedeutender Lasten, z. B. um ein großes Schiff von Stapel laufen zu lassen, schwere Kaufmannsgüter in Magazinen von einem Orte zum andern hinzuschaffen u. s. w. (man rollt derlei Gegenstände auf unter dieselben geschobenen Walzen weiter); durch die Anwendung von Reibungsrollen oder Frictionsrädern anstatt gewöhnlichen Zapfenlager (es ruht da nämlich, wie Fig. 270 anschaulich macht, der Zapfen z einer sich drehenden Welle W auf den Peripherien dicht hinter einander liegender Rollen oder Räder R, R (Frictionsrollen, Frictionsräder), die sich um, in Lagern laufende Zapfen 1, 2 drehen, oder es lauft der Wellzapfen z der Welle W, wie Fig. 271 zeigt, auf dem Umfange eines einzigen Frictionsrades R und zwischen festen Backen a, b). Durch jede dieser Anordnungen wird, wie die Rechnung und Erfahrung lehrt, die Reibung beträchtlich vermindert.

Fig. 270.

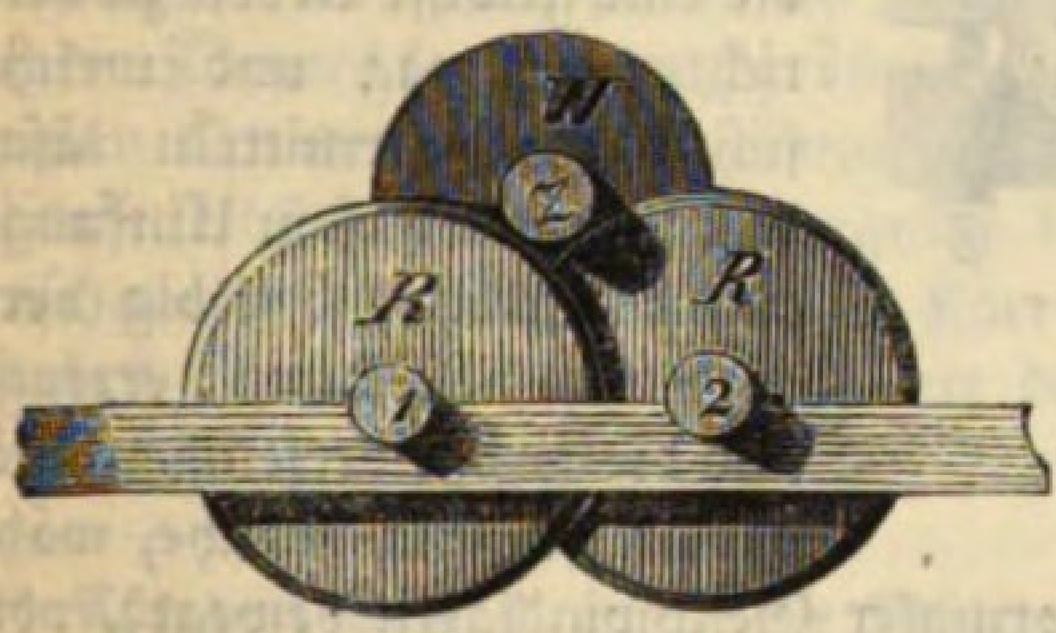


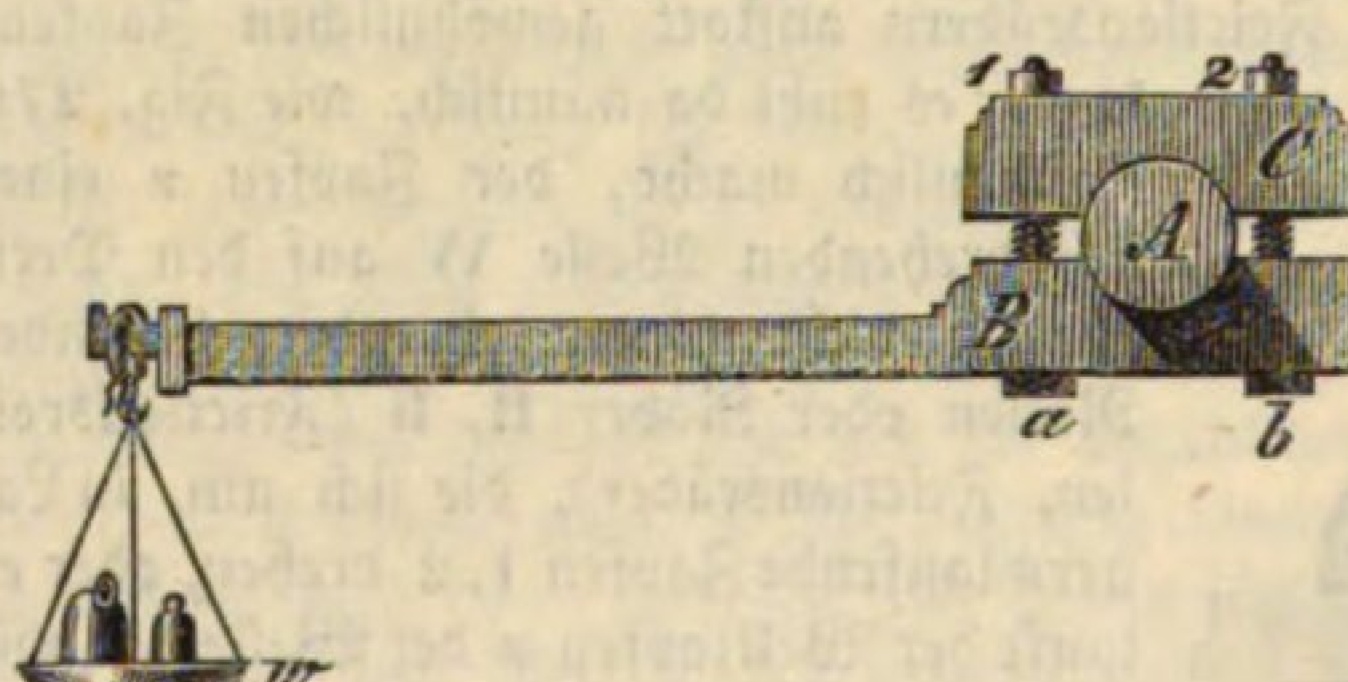
Fig. 271.



170. Nutzen der Reibung. So nachtheilig einerseits die Reibung wegen der durch sie bewirkten Verzehrung eines nicht unbedeutenden Theils der bewegenden Kräfte ist, so gewährt sie andererseits wieder vielfachen und großen Nutzen. Ohne Reibung könnte kein Körper auf einer schiefen Ebene ruhen; wir könnten selbst nicht die geringsten Anhöhen ersteigen; mit den Händen nichts festhalten; Körper weder zusammennageln noch zusammenschrauben oder zusammennähen; kein Knoten und keine Schlinge könnte halten; auf den Eisenbahnen würden die Locomotive weder sich selbst und noch weniger andere Wagenzüge fortbewegen können (das Fortlaufen der Locomotive wird bekanntlich durch die Reibung zwischen dessen Räderkränzen (Räderumfängen) und den Schienen bewirkt, indem nämlich die durch die Dampfkraft um ihre Achsen rotiren gemachten Räder mit dem Umfange sich gleichsam gegen die, diesem Rotiren durch Reibung Widerstand leistenden Schienen stemmen; werden die Schienen mit der Zeit durch Abnützung so geglättet, daß sie den Rädern nicht mehr den erforderlichen Grad der Reibung bieten, so verbleibt das Locomotiv, wenn auch dessen Räder rotiren — da diese auf den Schienen glitschen — doch immer an derselben Stelle); die Reibung allein macht es möglich, daß man Bewegungen mittelst Riemen von einer Scheibe oder Welle auf eine andere übertragen, daß man die größten Schiffe, ohne Anker, blos durch lockeres, höchstens zweimaliges Umwickeln des Schiffseiles um einen am Ufer befestigten Pflock festhalten kann und daß die Kraft eines einzigen Menschen hinreicht, die schwersten Fässer dadurch langsam in den Keller

hinabzulassen, daß er einen, am Kellereingange festgemachten, dann um das Faß geschlungenen und hernach mit dem zweiten freien Ende um einen außerhalb des Kellers befindlichen Pfahl einige Male herumgewickelten Strick allmälig nachläßt. Auf der Reibung beruht endlich die Wirkung des zur Bestimmung der Kraft oder Leistungsfähigkeit einer Dampfmaschine, eines Wasserrades u. s. w. dienenden, sehr nützlichen Apparates, der unter dem Namen **Prony's Zaum** oder **Bremsdynamometer** bekannt ist, und dessen Wesen und Gebrauch aus Folgendem klar werden wird. Gesetzt, es wäre die Leistungsfähigkeit eines Wasserrades zu bestimmen, A (Fig. 272) wäre dessen Welle und diese soll, wenn das Rad im gehörigen (normalen) Gange ist, in der Minute n mal umlaufen; so wird sich dabei am Umfang der Welle eine Kraft äußern, die eine gewisse Arbeit zu verrichten vermag und welche sich dadurch ermitteln läßt, daß man an diesem Umfange eine künstliche, beliebig vermehrbare Reibung erzeugt und die Größe derjenigen Reibung bestimmt, welche, während die Welle n mal umläuft (sich mit normaler Geschwindigkeit bewegt), von der besagten Kraft gerade überwunden werden oder welche vielmehr dieser Kraft gerade das Gleichgewicht halten kann. Die Erzeugung dieser Reibung geschieht nun mittelst **Prony's** Zaum, der in seiner einfachsten Gestalt aus einem Balken **B** und einem mittelst Schraubenbolzen **a, b** gegen denselben schraubbaren, hölzernen Sattel **C** besteht, welche beide (Balken und Sattel) sich an einen cylindrischen Theil der Welle innig anlegen und mittelst der Schraubenmuttern **1, 2** an dieselbe mehr oder weniger andrücken lassen. Werden nämlich in eine am Ende des Balkens oder Hebels **B** aufgehängte Wagschale so viele Gewichte gelegt und zugleich die Schraubenmuttern **1, 2** so angezogen, daß dieser Hebel, während die Welle **A** mit der normalen Geschwindigkeit (n mal in der Minute) umläuft, in horizontaler Stellung verbleibt (von kleinen Schwankungen um diese Stellung herum abgesehen); so hält die am Umfange von **A** Statt findende Reibung **R** der am Hebel **B** wirksamen Kraft **P** das Gleichgewicht, man hat, wenn **r** den Halbmesser von **A** und **p** die Hebelarmlänge von **B** bedeutet, die Gleichung $Rr = Pp$ und daraus die Reibung **R**, mithin auch die sie gerade überwindende, am Umfange der Welle sich äußernde Kraft $= \frac{Pp}{r}$. Unter **P** hat man natürlich die in der Wagschale **w** liegenden Gewichte, vermehrt um das Gewicht der Wagschale und das auf den Aufhängepunkt dieser Schale reducirte Gewicht des Hebels **B** zu verstehen. Multiplicirt man die Kraft $\frac{Pp}{r}$ mit dem Umfang $2r\pi$ der Welle **A** und mit der Anzahl n der in der Minute Statt findenden Umläufe; so erhält man, den Lehren der Mechanik zu Folge, die Leistung oder Arbeit des Wasserrades $= 2\pi n P p$. Dividirt man diesen Ausdruck, vorausgesetzt, daß die betreffenden Werthe für **P** in Wiener Pfunden und für **p** in Wiener Fußen substituirt

Fig. 272.



worden, durch 430, so hat man, da eine Maschinen-Pferdekraft = 430 Wiener Fußpfunde angenommen wird, die Arbeitsgröße des Wasserrades in Pferdekräften ausgedrückt.

171. Widerstand des Mittels. Bewegt sich ein Körper in einer Flüssigkeit (Wasser, Luft rc.); so muß er hiebei dieses Mittel selbst in Bewegung setzen (vor sich her oder nach den Seiten hin u. s. w. treiben). Dies kann nur auf Kosten eines Theiles seiner eigenen Bewegung geschehen, und er erfährt einen Widerstand, dessen Größe offenbar von seiner Größe, Gestalt und Geschwindigkeit und von der Beschaffenheit (Dichte, Grad der Flüssigkeit, Elasticität, Zähigkeit, Zustand der Ruhe und Bewegung) des Mittels abhängt, ohne daß es bisher auf dem Wege der Versuche oder der Rechnung gelungen ist, die Gesetze dieser Abhängigkeit in mit der Erfahrung ganz übereinstimmender Weise festzustellen. Indessen kann man annehmen, daß unter übrigens gleichen Umständen der Widerstand des Mittels 1. mit dem auf der Richtung des bewegten Körpers senkrechten, größten Querschnitte dieses letzteren wachse; 2. daß er dem Quadrate der Geschwindigkeit des bewegten Körpers (oder falls das Mittel selbst eine eigene Bewegung besitzt, dem Quadrate des Unterschiedes zwischen der Geschwindigkeit des Körpers und der ihr parallelen Geschwindigkeit des Mittels) und 3. der Dichte des widerstehenden Mittels direct proportional sei *).

*) Aus dem Satze 1. erhellt die Abhängigkeit der Größe des Mittelwiderstandes von der Gestalt des bewegten Körpers, und man begreift, daß in dieser Beziehung alles die Bewegung des letzteren erleichtern müsse, was zum leichteren Ausweichen (zu leichterer Beseitigung der widerstehenden Flüssigkeitstheilchen) beiträgt. Es erklärt sich daraus: warum man der schweren Masse an einem Pendel eine flache (linsenförmige) Gestalt gibt; warum der Querschnitt eines Schiffes in der Richtung des Kieles nach vorn zu immer abnimmt; warum Schnellsegler ganz anders (lang und schmal) gebaut sein müssen, als für große Ladungen bestimmte Schiffe; warum man nach der Seite oder mit vorwärts geneigtem Kopfe gehend, leichter die Luft durchschneidet (wenn man gegen den Wind geht); warum die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser sich mit solcher Leichtigkeit hin und her bewegen (hiezu trägt nämlich ihr nach vorne zu immer schmäler werdender Körperbau sehr viel bei); warum Windfänge (mit Flügeln versehene Wellen) an Schlag- und Spieluhren oder an andern Maschinen die Bewegung desto mehr mäßigen, je größere Flächen die Flügel (die an und für sich eine verschiedene Größe haben oder gegen die Richtung ihrer Bewegung mehr oder weniger geneigt sein können) der Luft darbieten. Aus dem 2. Gesetze, welches aber nur für mittlere Geschwindigkeiten gilt, bei sehr großen oder sehr kleinen Geschwindigkeiten hingegen in der Erfahrung sich nicht bestätigt, und aus dem 3. Gesetze erklärt sich: warum der Mensch im Wasser durch eine rasche Bewegung der Hände und Füße nach unten (indem das Wasser nicht schnell genug ausweichen kann und gleichsam den Händen und Füßen als Stütze dient) sich schwebend erhält (künstlich schwimmt), während er bei zu geringer Schnelligkeit der besagten Bewegung untersinkt; warum man sich mittelst eines Fallschirmes, d. i. einer, einem Regenschirme, der unten einen Korb trägt, sehr ähnlichen Vorrichtung, in der Luft von beträchtlicher Höhe ohne Gefahr zur Erde herablassen kann (beim Fall des Schirmes mit dem im Korbe befindlichen Menschen entfaltet sich nämlich der erste vermöge des Luftwiderstandes, bietet der Luft eine große Fläche dar und erfährt in dem Maße als er in tiefere, an Dichte immer mehr zunehmende Luftschichten gelangt, einen immer größeren Widerstand, so daß die Fallbeschleunigung aufgehoben wird und der Schirm ganz langsam auf der Erde anlangt; warum Körper im Wasser langsamer als in der Luft, in verdichteter Luft langsamer als in gewöhnlicher und in dieser wieder langsamer als in verdünnter Luft fallen u. s. w.

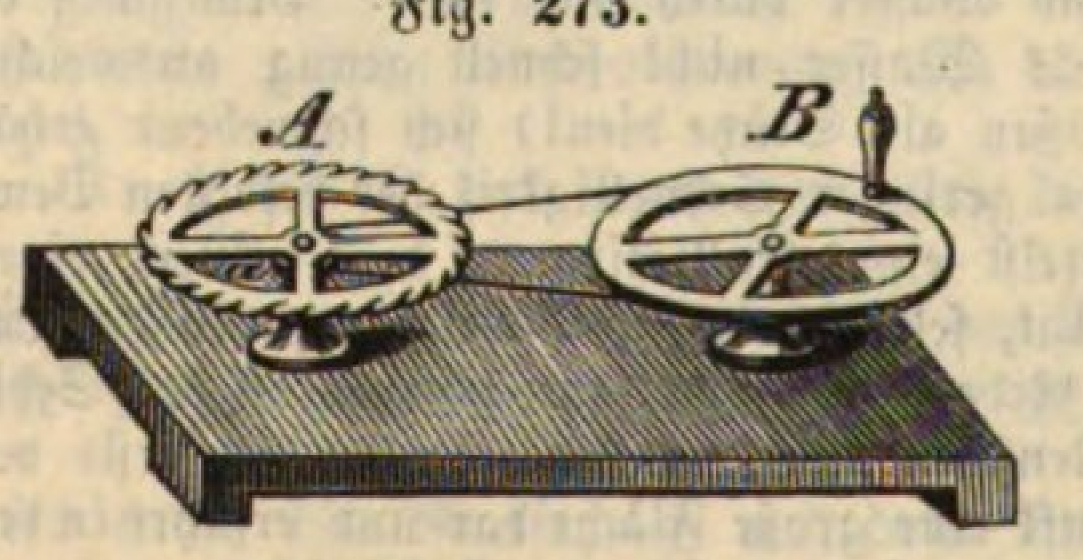
IX. Abschnitt.

Von der Bewegung als Ursache des Schalles.

172. Begriff, Bedingung und Arten des Schalles. Jede Bewegung eines Körpers kann unter gewisser Bedingung zum Schalle, d. h. kann Ursache der eigenthümlichen, durch das Gehörorgan vermittelten Empfindung werden, die man mit dem Worte Schallempfindung oder Schall zu bezeichnen pflegt. Diese Bedingung ist, daß der bewegte Körper gegen einen andern stoße und dadurch einen Impuls erzeuge, welcher durch ihn selbst oder nach Mittheilung an einen oder mehrere andere Körper durch diese ohne zu starke Schwächung seiner Stärke bis zu dem Gehörorgane fortgepflanzt wird. Zur Entstehung eines Schalles gehört daher: 1. ein bewegter (Schall erregender, schallender) Körper, 2. ein Stoff, der den durch diesen Körper erzeugten Impuls zum Gehörorgane fortpflanzt (ein sogenanntes Fortpflanzungsmittel des Schalles oder Schallmittel) und 3. ein gesundes Gehörorgan. — Ein einzelner, das Gehörorgan treffender Impuls erzeugt einen einfachen Schall, der, wenn er stark genug ist, Knall heißt. Folgen mehrere Impulse und durch sie erzeugte einfache Schalle regellos (in ungleichen Zeiten und von verschiedener Beschaffenheit) aufeinander; so können mannigfaltige Schall-Modificationen entstehen, für welche wir die Worte: Geräusch, Lärm, Brausen, Rasseln u. s. w. haben. Eine regelmäßige und so schnelle Folge mehrerer einfacher Schalle, daß diese von einander nicht mehr unterschieden werden können, sondern als ein Ganzes aufgefaßt werden, erscheint als Klang, und ein Klang, der in allen seinen Theilen gleichartig, d. i. nicht aus verschiedenen Klängen bestehend erscheint (also durch eine regelmäßige und schnelle Folge ein Ganzes bildender gleichartiger Schalle erzeugt wird), heißt Ton...(1). Die Lehre von den Tönen, ihrer Erzeugung und Gesetzmäßigkeit macht den wichtigsten und interessantesten Theil der gesammten Schalllehre (Akustik) aus und bildet deswegen auch den Hauptgegenstand der folgenden, über Akustik handelnden Paragraphe.

Daß, so wie eben angegeben wurde, die Schnelligkeit und Regelmäßigkeit des Aufeinanderfolgens der einzelnen Schalle allein den Unterschied zwischen Geräusch, Getöse ꝛc. und Ton begründet, beweist ein einfaches Experiment mit einem (am besten sägeförmig) gezähnten, etwa aus Messing bestehenden Rade A (Fig. 273), welches sich z. B. mittelst einer endlosen Schnur, die über eine kleine Rolle a an der Achse von A und über ein größeres, mit einer Kurbel versehenes Rad B geht, schnell in Rotation versetzen läßt. Hält man nämlich an die Zähne des Rades A ein Kartenblatt an; so vernimmt man, so lange bei langsamen Umlaufen des Rades die einzelnen Stöße der Zähne gegen das Kartenblatt noch deutlich unterschieden werden können, blos ein Geräusch; wird aber die Umlaufsgeschwindigkeit weit genug gesteigert, so daß das Ohr die besagten Stöße nicht mehr von einander zu sondern vermag, so geht das Geräusch in einen Ton über. Den nämlichen Beweis liefert auch Trevelyan's Instru-

Fig. 273.



ment, **Thermophon** genannt. Dasselbe besteht **1.** aus dem **Wackler**, d. i. einem etwa 4'' langen, 1,5'' breiten und 2—3''' dicken, nach Art einer Rinne gestalteten Stücke **AB** (Fig. 274) von Kupfer, Stahl, Eisen oder Messing, welches an dem einen Ende einen 1—2''' dicken und etwa 6'' langen, unten gewöhnlich einen Knopf **a** tragenden Draht **ab** eingeschraubt enthält und mit einer Furche **c** versehen ist, die in der Mitte der convexen Seite, beinahe an der Einschraubungsstelle **b** beginnt, der ganzen Länge nach fortlauft und einen dreiseitig prismatischen, gegen das Ende **B** hin allmälig bis zu einer Breite von etwa 2''' größer werdenden Querschnitt hat; **2.** aus einem bleiernen Prisma **D**, oder (ungewöhnlicher) einem oben abgerundeten Parallelepiped **E**, welches dem Wackler als Unterlage dient. Wird der Bleikörper auf einen Tisch gestellt, der Wackler bei gewöhnlicher Lufttemperatur so darauf gelegt, wie es die Figur zeigt, dann an der einen Seite mit dem Finger niedergedrückt und hierauf gleich wieder freigelassen; so schwankt er auf den Kanten der Furche **c** nach der Richtung seiner Breite einige Male hin und her, man vernimmt dabei jeden der Schläge, welche durch Zusammenstoßen der Furchenkanten mit der Bleimasse erzeugt werden, abgesondert und hört eine Art Klappern, aber durchaus nichts einem Tone Aehnliches. Wird aber der Wackler vor dem Auflegen auf den Bleikörper über einer Weingeistlampe so weit erhitzt, daß er beim Berühren mit dem nassen Finger zischt; so finden diese Schwankungen anhaltend und mit solcher Schnelligkeit Statt*), daß die dabei erzeugten Schläge von einander nicht mehr unterschieden werden können, sondern in ein Ganzes zusammenfließen, und man vernimmt höhere oder tiefere Töne.

Fig. 274.



173. Schall erregende Körper. Einen Knall, Lärm, ein Geräusch u. dgl. können dem über diese Schallmodificationen im vorhergehenden Paragraphe Gesagten zu Folge alle Körper ohne Unterschied erzeugen: denn alle

*) Ueber die Ursache des Andauerns und der größeren Schnelligkeit der Schwankungen des Wacklers in Folge seiner Erhitzung sind verschiedene Ansichten aufgestellt worden, unter denen die folgende, von Faraday herrührende, als die annehmbarste erscheint. Nach dieser erhebt sich das Blei an den zwei Punkten, wo es vom Wackler berührt wird, in Folge der von letzterem ausgehenden Erwärmung, zu Hügeln. Neigt man dann den Wackler zur Seite, so erkaltet der außer Berührung mit demselben gebrachte Bleipunkt, der Hügel sinkt zusammen und der Wackler fällt zurück. Hiedurch wird der andere, ihn unterstützende Bleipunkt frei und sinkt ein, während der erstere Punkt sich wieder zu einem Hügel erhebt und den Wackler abermals nach der andern Seite hinneigt, und so wird dieser fortwährend in regelmäßig (und wegen der Schnelligkeit, womit die Erwärmung und Erkaltung der besagten Bleipunkte abwechselt) sehr rasch auf einander folgenden Wankungen (Oscillationen) erhalten, welche eben so viele Schall erzeugende Impulse verursachen.

Schließlich mag hier noch die Bemerkung Platz finden, daß das Tönen erhitzter Metalle nicht nothwendig einen Wackler der beschriebenen Gestalt voraussetzt, sondern daß diese interessante Erscheinung sich auch recht leicht und gut mittelst eines erhitzten prismatischen, etwa 12' langen, 6—8''' breiten und 2—3''' dicken Stahlstabes hervorbringen läßt, indem man denselben auf der etwas abgestumpften oberen Kante eines Bleiprismas in horizontaler Lage zur Ruhe bringt (balanciren macht) und ihm dann, falls das Tönen nicht von selbst beginnt, an der Auflagstelle einen schwachen Stoß ertheilt.

sind fähig, durch Zusammenstoßen mit andern Impulse zu erregen, welche dann entweder durch sie selbst oder durch das sie umgebende Mittel zum Ohre fortgepflanzt werden. So hört man einen Knall, Lärm oder ein Geräusch u. s. w. beim Schlagen mit dem Hammer gegen einen Stein, beim Zusammenstoßen zweier Bleikugeln, beim Zusammentreffen zweier Wassermassen oder wenn man mit einem Stock auf die Fläche des Wassers schlägt, beim plötzlichen Eindringen der Luft in einen leeren, oder verdünnte Luft enthaltenden Raum, wie er z. B. durch Verbrennen einer mit Knallgas gefüllten Seifenblase, durch schnelles Oeffnen eines Pennals (Federbüchse), durch Zerplatzen einer zusammengedrückten Thierblase, beim Durchschneiden der Luft mittels einer Peitschenschnur, bei der Explosion der Geschütze, beim Donner u. s. w. entsteht.

Zur Erregung eines Tones, welche nach (I) S. 260 mehrere, hinreichend schnell und regelmäßig auf einander folgende Impulse voraussetzt, eignen sich vorzüglich die elastischen Körper, bei denen die, durch einen Stoß oder eine andere vorübergehende Veranlassung aus ihrer gewöhnlichen Lage herausgebrachten Theilchen durch eine Reihe sich schnell und regelmäßig folgender Oscillationen (Schwingungen) um diese Lage herum wieder in dieselbe zurückkehren und dadurch eine eben so große Reihe sich schnell und regelmäßig folgender Impulse auf das angränzende Mittel hervorbringen. Unter der großen Zahl der des Tönens (der Tonerregung) fähigen, elastischen Körper sind die wichtigsten: gespannte Saiten und Membrane (Häute), Stäbe, Streifen und Platten aus Glas, Holz und gewissen Metallen, endlich die atmosphärische Luft, und diese sollen in folgenden Paragraphen vorzüglich als Tonerreger betrachtet werden.

174. Höhe und Tiefe der Töne. Die Schnelligkeit in der Aufeinanderfolge der Impulse bedingt nicht nur (wie schon vorn einmal gezeigt wurde) die Entstehung eines Tones, sondern von dem Grade dieser Schnelligkeit, d. i. von der Anzahl der in einer bestimmten Zeit sich folgenden Impulse, hängt auch diejenige Beschaffenheit des Tones ab, die man mit den Worten „Höhe" und „Tiefe" zu bezeichnen pflegt... (†). Dies kann in einfacher und wissenschaftlicher Weise durch ein von Caignard de la Tour erdachtes und Syrene genanntes Instrument dargethan werden. Man sieht dasselbe durch Fig. 275 in perspectivischer Ansicht und durch Fig. 276 im verticalen Durchschnitte abgebildet. In beiden Figuren sind die nämlichen Theile mit gleichen Buchstaben bezeichnet. a b c d ist eine messingene, cylindrische Büchse von

Fig. 275.

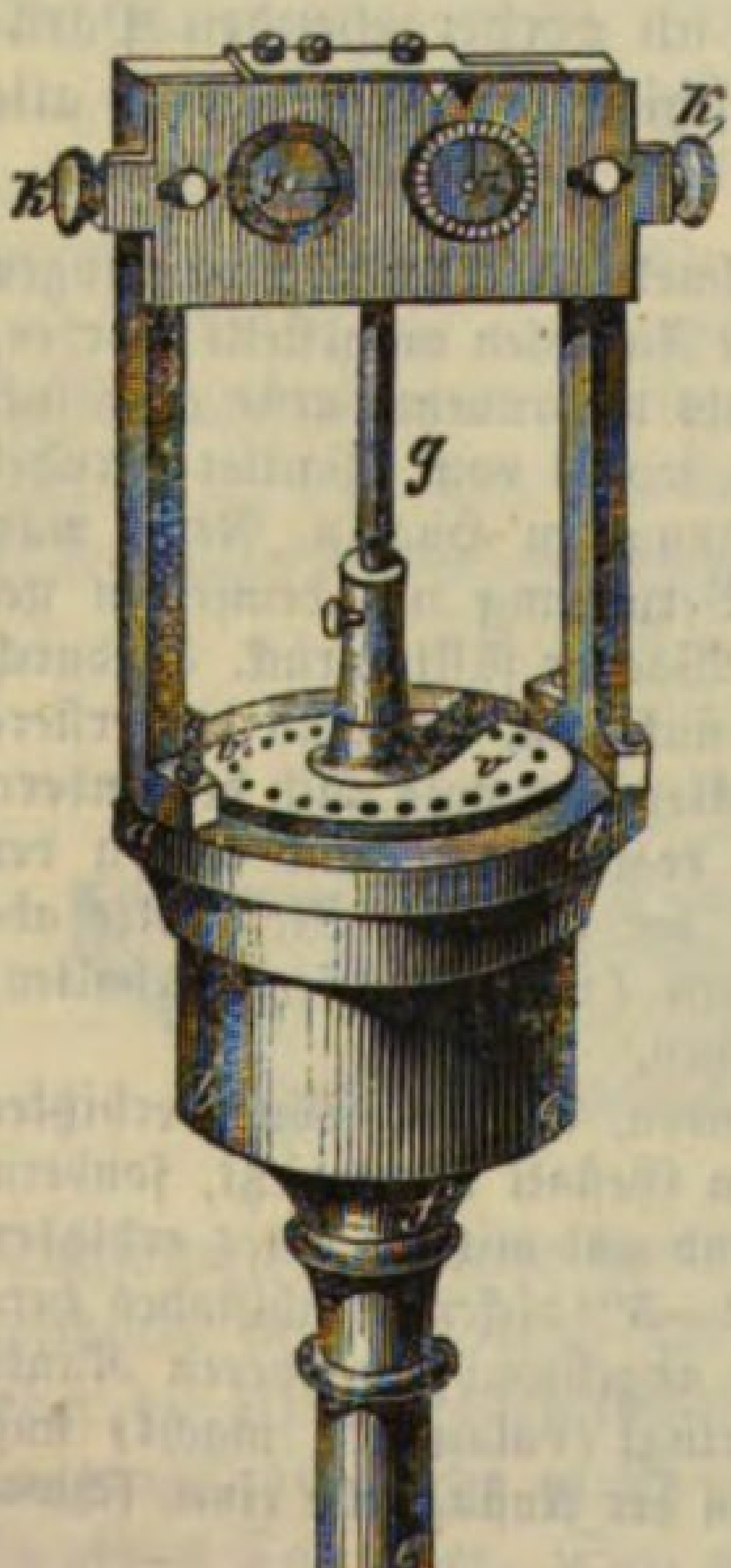
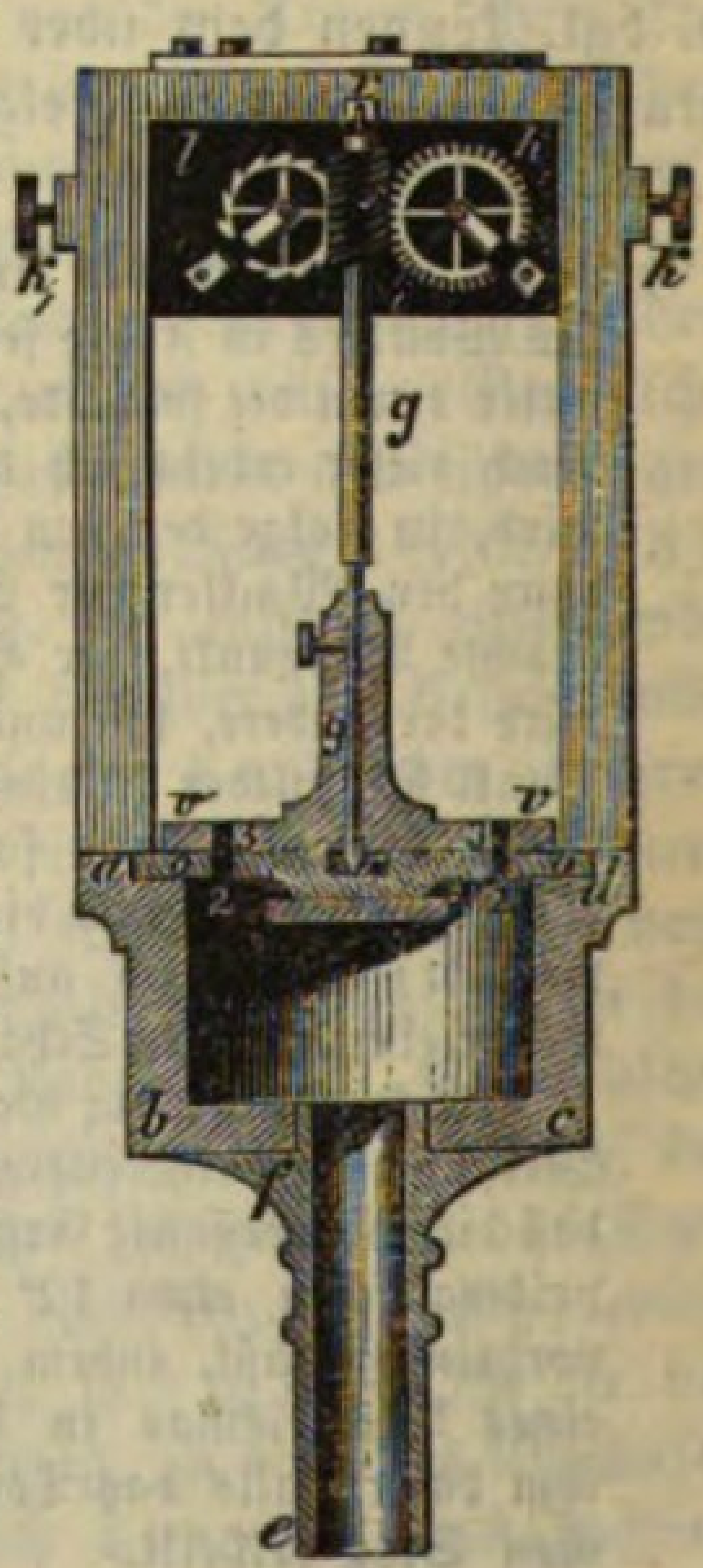
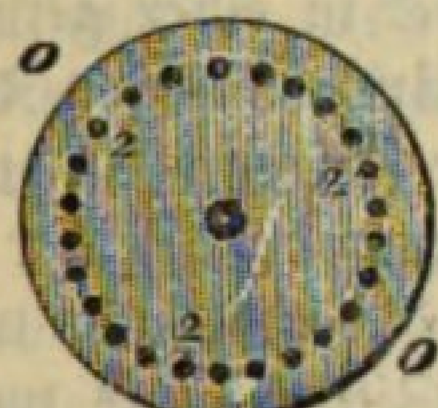


Fig. 276.



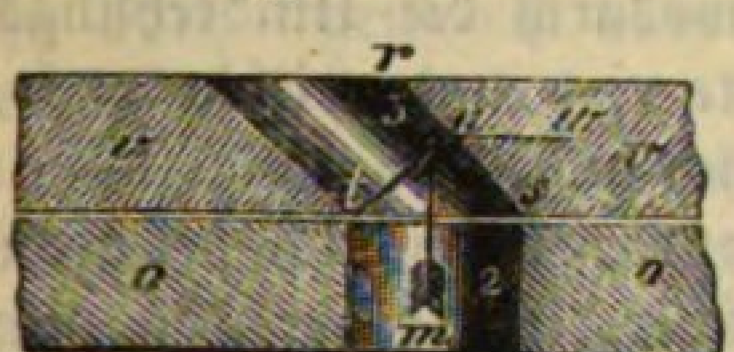
2—3 Zoll Durchmesser und etwa 1 Zoll Höhe, die im Boden eine Röhre e f zum Einblasen von Luft eingeschraubt hat und mit einer an der oberen Fläche ganz ebenen, gut polirten Platte o, o bedeckt ist. Diese, in Fig. 277 abgesondert dargestellte Platte enthält in einem Kreise herum eine Reihe (gewöhnlich 25) senkrecht durchgehender, runder Löcher 2, 2, welche gleich groß sind und gleich weit

Fig. 277.



(meistens etwas mehr als der Durchmesser eines Loches beträgt) von einander abstehen. v, v ist eine zweite Platte, die mit ihrer untern, genau geebneten und polirten Fläche der Platte o, o so nahe steht, als ohne Berührung möglich ist, damit sie sich dieser Platte parallel und ohne merkliche Reibung an ihr um die mittelst Körner r, r sehr leicht bewegliche Achse g frei drehen kann. Die Platte v, v ist auch mit einer kreisförmigen Reihe und zwar von eben so vielen Löchern 3, 3.. als die Platte o, o hat, versehen, die mit den Löchern 2, 2,... in o, o genau coincidiren (zusammenfallen), aber durch v, v nicht senkrecht, sondern schief durchgehen und in Ebenen geneigt sind, die auf der untern Fläche der Platte v, v vertikal stehen und den Kreis, in welchem die Löcher 3, 3 angeordnet sind, tangiren, so daß, wenn man durch die Röhre e, f Luft einbläst, diese nach dem Durchgange durch die Löcher 2, 2, schief gegen die Wände der Löcher 3, 3 stößt und — in Folge Statt findender Zerlegung der schief wirkenden Stoßkräfte in auf die Wände senkrechte Componenten, die aufgehoben werden, und in Componenten, die in die Ebene der Platte v, v fallen — die Platte v, v mit einer je nach der Stärke des Einblasens größeren oder kleineren Geschwindigkeit um die Achse g in Bewegung setzt. (Stellt 2 in Fig. 278 ein Loch in der Platte o, o und 3 ein damit coincidirendes Loch der Platte v, v, ferner der Pfeil m n die

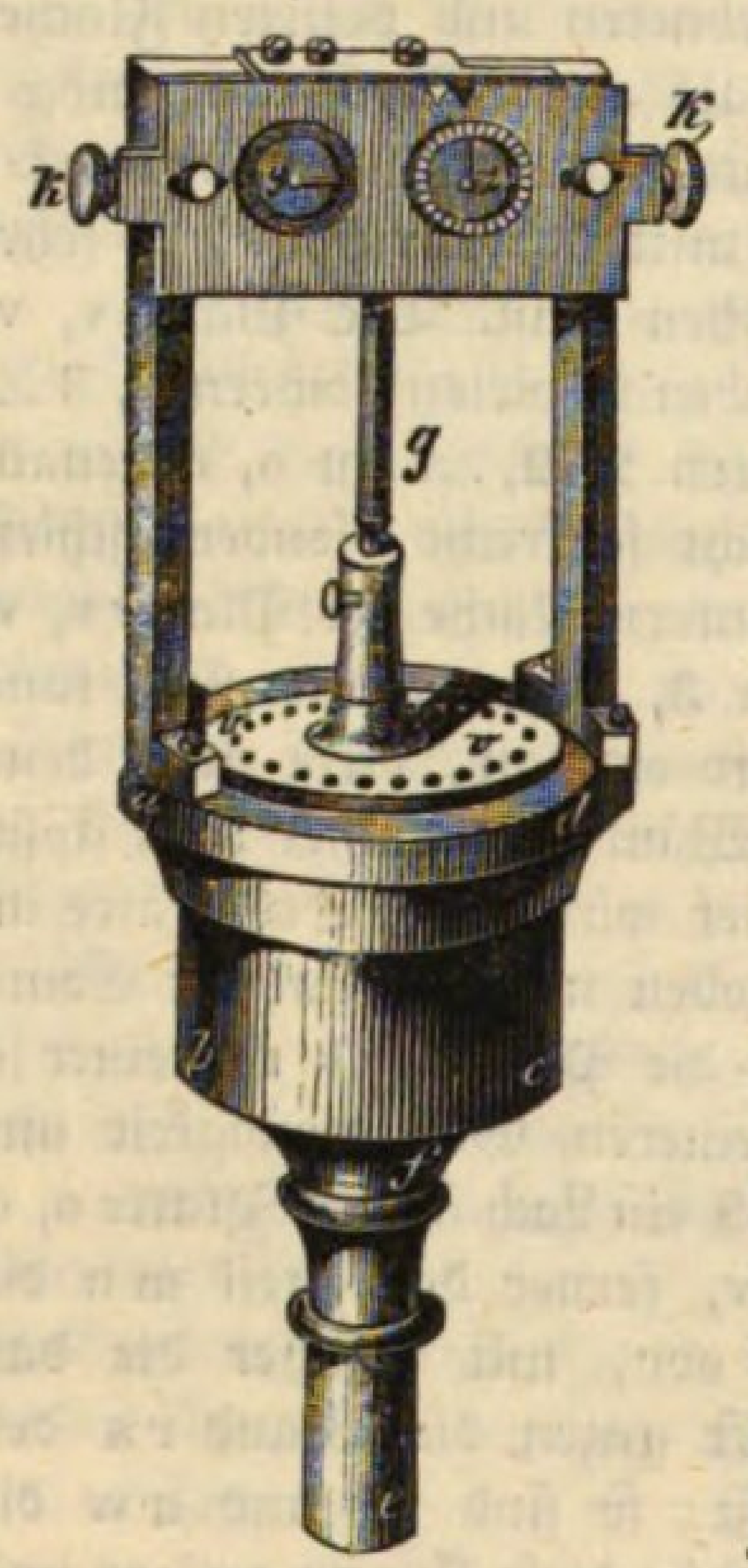
Fig. 278.



Richtung der Kraft vor, mit welcher die das Loch 2 passirende Luft gegen die Wand r s des oberen Loches 3 stößt; so sind t n und n w die Componenten, in welche diese Krafte zerlegt und wovon t n durch den Widerstand von r s aufgehoben wird, während die Componente r w die Platte v, v in der Richtung von n nach w in Bewegung zu setzen sucht.) Während die Platte v, v über die Platte o, o rotirt, kommen abwechselnd die Löcher 3, 3... genau über die Löcher 2, 2... und gleich darauf über die Zwischenräume dieser Löcher zu stehen. Im ersten Falle kann die bei e, f in die Büchse a, b, c, d geblasene Luft durch die Löcher 3, 3 austreten und auf die äußere Luft Impulse üben; im zweiten Falle hingegen sind die Löcher 3, 3 durch die Zwischenräume der Löcher 2, 2 bedeckt, es unterbleibt daher der besagte Luftaustritt und mit ihm auch das Stattfinden von Impulsen auf die äußere Luft. Diese erfährt daher, während die Platte v, v sich einmal um ihre Achse dreht, so viele Impulse als diese Platte Löcher enthält, und man findet die Zahl der Impulse, welche so im Verlaufe einer bestimmten Zeit t auf die äußere Luft geübt werden (und von dieser, auf eine später zu besprechende Weise zu unserem Ohre fortgepflanzt, eine Schallempfindung erregen), wenn man die bekannte Anzahl der Löcher der Platte v, v mit der Zahl der in der Zeit t erfolgten Umläufe dieser Platte multiplicirt. Zur Bestimmung dieser Zahl dient ein eigener, oben an dem Instrumente angebrachter Zählapparat, welcher aus zwei gezähnten Rädern h und l (Fig. 276) besteht, wovon das eine (h) durch die eingreifende, endlose

Schraube x am oberen Ende der Achse g umlaufen gemacht wird und 100 Zähne hat, während das andere, gewöhnlich mit 30 Zähnen versehene Rad (l) durch einen aus der Achse des Rades h hervorstehenden Arm i bei jedem Umlaufe dieses Rades um einen Zahn weiter geschoben wird, mithin erst eine ganze Umdrehung macht, während das Rad h 30 Umdrehungen vollendet. Zeiger y, z (Fig. 275), die an den Achsen der Räder h und l befestigt sind, geben auf passenden Zifferblättern die Anzahl der in einer gewissen Zeit t vor sich gegangenen Umdrehungen der Platte v, v an, und es rückt der Zeiger y bei jedem Umlaufe der Platte v, v und der Zeiger z immer erst nach 100 Umläufen dieser Platte um einen Theilstrich des betreffenden Zifferblattes weiter. Um den Zählapparat genau mit Anfang dieser Zeit t in Thätigkeit und nach Ablauf derselben außer Thätigkeit setzen zu können, dazu dienen die Knöpfe k und k_1. Durch einen Druck gegen den ersteren wird nämlich das Rad h in die endlose Schraube x eingreifen gemacht, durch einen Druck auf den Knopf k_1 hingegen aus demselben ausgerückt und zum Stillstehen gebracht.

Fig. 275.



Setzt man nun die Platte v, v durch schwaches Einblasen von Luft bei e, f anfangs in eine sehr langsame Bewegung; so erfährt die äußere Luft (und durch sie das Ohr) nur in längeren Zeitintervallen auf einanderfolgende Impulse und man vernimmt blos ein Geräusch oder Gebrumme. Bei stärkerem Anblasen, wodurch die Umdrehungsgeschwindigkeit der Platte v, v und mithin auch die Anzahl der Impulse nach außen allmälig zunimmt, nähert sich dieses Gebrumme immer mehr einem Tone, geht endlich bei gewisser Geschwindigkeitsgröße vollkommen in einen solchen über, und dieser Ton nimmt in dem Maße als die Bewegungs-Geschwindigkeit und die Anzahl der Impulse weiter anwächst, continuirlich an Höhe zu; wodurch die oben unter (†) S. 262 ausgesprochenen zwei Sätze bewiesen sind. Den nämlichen Beweis liefert auch der schon vorn einmal besprochene und in Fig. 273 abgebildete Apparat.

Mit einer diesem Apparate der Wesenheit nach ganz gleichen Vorrichtung (das Zahn- und das Treibrad waren dabei in einem sehr stabilen und festen hölzernen Gestelle in vertikaler Ebene beweglich) zeigte Savart zugleich, daß nicht nur bei zu geringer, sondern auch bei zu großer, über eine gewisse Gränze hinausgehender Schnelligkeit in Aufeinanderfolge der Impulse kein reiner Ton wahrgenommen werden kann (bei zu großer Schnelligkeit findet nur eine Art Zischen Statt). Er hielt sich durch die Resultate seiner Versuche zu dem Ausspruche berechtigt, daß zu deutlicher Wahrnehmung und Unterscheidung eines Tones in der Secunde wenigstens 16 und höchstens 48000 Impulse auf das Ohr gehören. Der tiefste und der höchste noch wahrnehmbare Ton wurden nämlich mit dem erwähnten Apparate erhalten, (ersterer) wenn in der Secunde wenigstens 8 und (letzterer) wenn in dieser Zeit nicht mehr als 24000 Zähne des mit entsprechender Geschwindigkeit in Umlauf versetzten Zahnrades an dem gegen die Zähne gehaltenen Kartenblatte vorübergingen, mithin das Kartenblatt, im

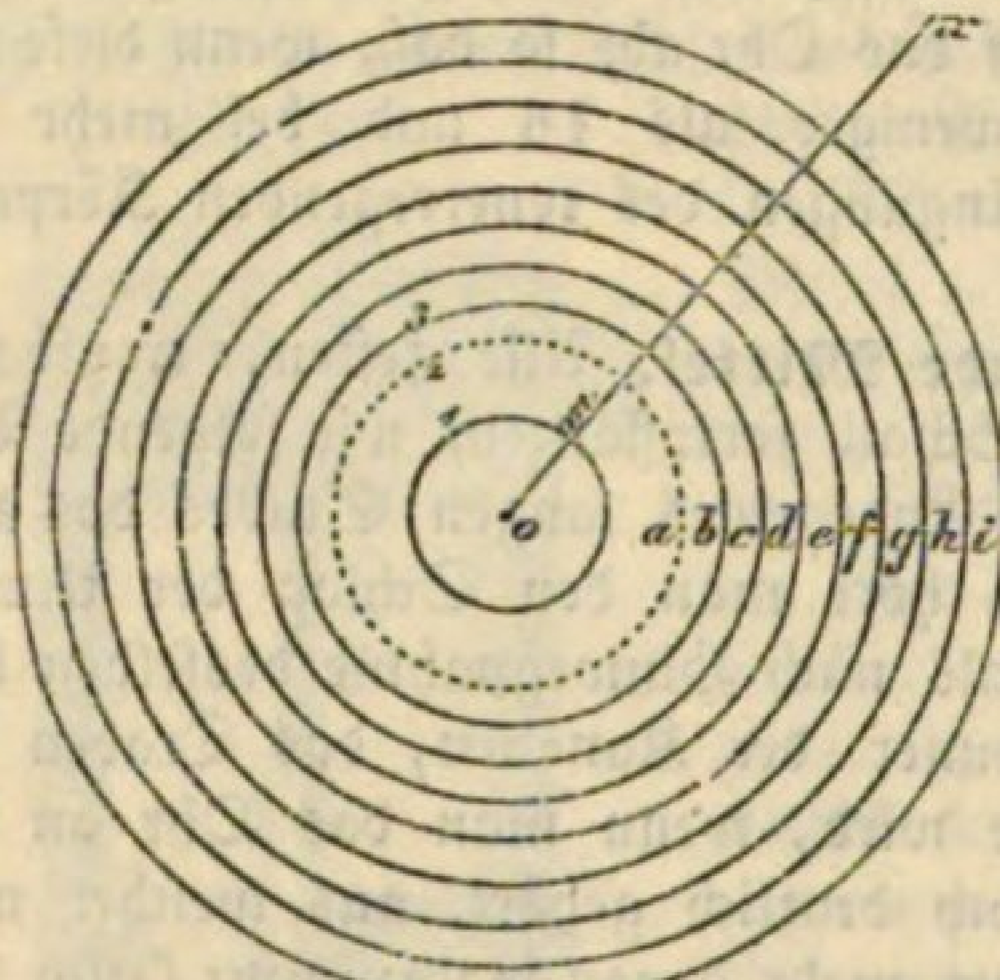
ersten Falle 16 und im letzten 48000 einfache Schwingungen, d. i. Hin- und Hergänge machte, (jeder Hingang und jeder Hergang für sich stellt eine einfache Schwingung vor) daher, wie eine später folgende Betrachtung deutlich machen wird, eben so viele Impulse auf das Ohr veranlaßte. Uebrigens sind diese Gränzen der Wahrnehmbarkeit eines Tones nur relativ; sie hängen nämlich auch von der Stärke der Impulse auf das Ohr ab, so daß, wenn diese nur hinlänglich groß ist, man auch bei weniger als 16 und bei mehr als 48000 Impulsen (oder einfachen Schwingungen des tonerregenden Körpers) noch Töne hört.

175. Den Schall fortpflanzende Mittel. Alle festen, tropfbaren und ausdehnsamen Körper können den Schall fortpflanzen, wie folgende Beispiele darthun. Hält man an das eine Ende eines langen Stabes das Ohr und an das andere eine Taschenuhr, so hört man den Schlag der Unruhe dieser letzteren durch den Stab stärker als nach Hinwegnahme desselben blos durch die atmosphärische Luft; den Donner der Kanonen, das Traben der Rosse im Marsche begriffener Cavallerie wird, wenn man das Ohr an den Erdboden legt, aus einer Entfernung noch deutlich gehört, aus welcher man durch die atmosphärische Luft keine Spur mehr davon wahrnimmt (zum Beweise, daß Stab und Erde nicht nur den Schall fortflanzen können, sondern dies sogar besser thun als die atmosphärische Luft); das Zusammenschlagen zweier Steine unter Wasser hört man auf beträchtliche Distanzen, sowohl innerhalb als außerhalb desselben; Fische kommen auf den Ruf einer Glocke aus der Tiefe eines Bassins an die Oberfläche des Wassers zur Fütterung; ein in einer gläserner Kugel an einem feinen Faden (der nur in sehr geringem Grade den Schall fortzuflanzen fähig ist) frei schwebend aufgehängtes Glöckchen hört man beim Rütteln der Kugel deutlich klingen, wenn diese atmosphärische Luft, irgend ein anderes Gas oder blos Dünste von Wasser oder sonst einer Flüssigkeit enthält.

Das gewöhnlichste Schallmittel ist die atmosphärische Luft und deswegen soll vorzüglich der Hergang bei Fortpflanzung des Schalles durch diese näher betrachtet werden. Den Anfang mag die Betrachtung der Fortpflanzung eines *einfachen* Schalles (Knalles) machen, und es kann dabei als Repräsentant der Schall erregenden Körper am besten eine mit Knallgas (d. i. ein Gemenge aus Sauerstoff und Wasserstoff, zwei Gase, welche die Chemie darstellen lehrt und welche die wesentlichen Bestandtheile des Wassers ausmachen) gefüllte (kugelförmige) Seifenblase dienen, die, angezündet, mit einem Knalle verbrennt und sich dabei zuerst beträchtlich vergrößert (nach allen Seiten hin ausdehnt) und gleich darauf an ihrem Platze unter Bildung eines kleinen Wassertröpfchens einen leeren Raum zurückläßt (sich zu einem Wassertropfen zusammenzieht). Es stelle der Kreis 1 (Fig. 279) eine solche allerseits von Luft umgebene Knallgaskugel (im Durchschnitte) und der punktirte Kreis 2 die Gränze vor, bis zu welcher sie sich beim Verbrennen ausdehnt. Durch diese Ausdehnung, die mit großer Schnelligkeit geschieht, wird die Luft aus dem Raume a zwischen den beiden Kugelflächen 1, 2 in die an die Fläche 2 gränzende, z. B. zwischen den Kugelflächen 2 und 3 enthaltene Schichte b gedrängt, mithin daselbst, weil die Luft elastisch ist und die in der Schichte b schon vorhandene Luft der eindringenden nicht rasch genug ausweichen kann, Verdichtung Statt finden. Verbliebe nun die Knallgaskugel in der Ausdehnung 2, so würde, nach §. 156, die Verdichtung aus der Schichte b in

eine anstoßende Schichte c und so immer weiter in die Schichten d, e, f ... fortrücken; in jeder Schichte aber, indem die Verdichtung aus ihr in die angränzende übergeht, sich wieder der vorige, natürliche Dichtigkeits- und Ruhezustand herstellen, so daß, wenn die Verdichtung in die Schichte c gekommen, in der Schichte b, wenn sie nach d gekommen, in c und wenn sie so fort endlich nach i gekommen wäre, in h und in allen vorhergehenden Schichten b, c, d .... h wieder die natürliche Dichte herrschen und fortbestehen würde. Da aber die Knallgaskugel in der erlangten Ausdehnung 2 nicht verbleibt, sondern sich, wie oben gesagt wurde, nachher in ein Wassertröpfchen zusammenzieht, wodurch in dem von der Fläche 2 eingeschlossenen Kugelraume eine Leere entsteht; so wird, da in diese Leere (nach §. 156) aus der angränzenden Schichte b Luft eindringen muß, in dieser Schichte, während die vorbesagte Verdichtung immer weiter nach außen fortrückt, eine Verdünnung Statt finden, diese wird allmälig in die Schichten c, d, e ... übergehen, in den vorhergehenden Schichten wird sich wieder die natürliche Dichte herstellen, und es muß daher der vorausgegangenen Verdichtung eine ebenfalls in allen Richtungen nach außen fortschreitende Verdünnung folgen. Da ferner zwischen der Ausdehnung und Zusammenziehung der Knallgasblase kein meßbares Zeitintervall verfließt, sondern die Zusammenziehung sich augenblicklich und unmittelbar an die Ausdehnung anschließt; so muß auch die in jeder Schichte entstehende Verdünnung sich unmittelbar an die vorausgegangene Verdichtung anschließen, und es müssen daher (vorausgesetzt, daß die Luft rings um die verbrennende Knallgaskugel von gleicher Beschaffenheit ist, wo dann die Verdichtung und Verdünnung nach allen Richtungen hin in ganz gleichem Maße entsteht und fortschreitet) Verdichtung und Verdünnung in Form concentrischer, hohler, unmittelbar aneinander gereihter und sich immer mehr erweiternder Kugelschalen in der Luft sich fortpflanzen und wenn sie irgendwo mit hinreichender Stärke, d. h. in noch hinreichend starker Abweichung vom natürlichen Dichtigkeitszustande der Luft an das Ohr gelangen, auf dasselbe einen Impuls üben. Diese in der Luft nebeneinander kugelschalenförmig fortschreitende Verdichtung und Verdünnung machen zusammen eine Schallwelle aus, und die Dicke beider Kugelschalen bildet die Länge dieser Welle. Der eben beschriebenen Bildung und Fortpflanzung einer Schallwelle liegt folgende Bewegung der Lufttheilchen zu Grunde. Bei Ausdehnung der Knallgaskugel erhält ein jedes ihr anliegendes Lufttheilchen, z. B. das Theilchen m (Fig. 279) einen Stoß und in Folge dessen eine Bewegung. Diese kann aber nur in der Richtung des Halbmessers mo der Kugel 1 nach außen erfolgen: denn jede Seitenbewegung wird durch die seitwärts gelegenen Lufttheilchen verhindert, die sich vermöge eines erhaltenen gleichen Stoßes mit der nämlichen Kraft wie das Theilchen m und diesem grade entgegen nach den Seiten hin zu be-

Fig. 279.



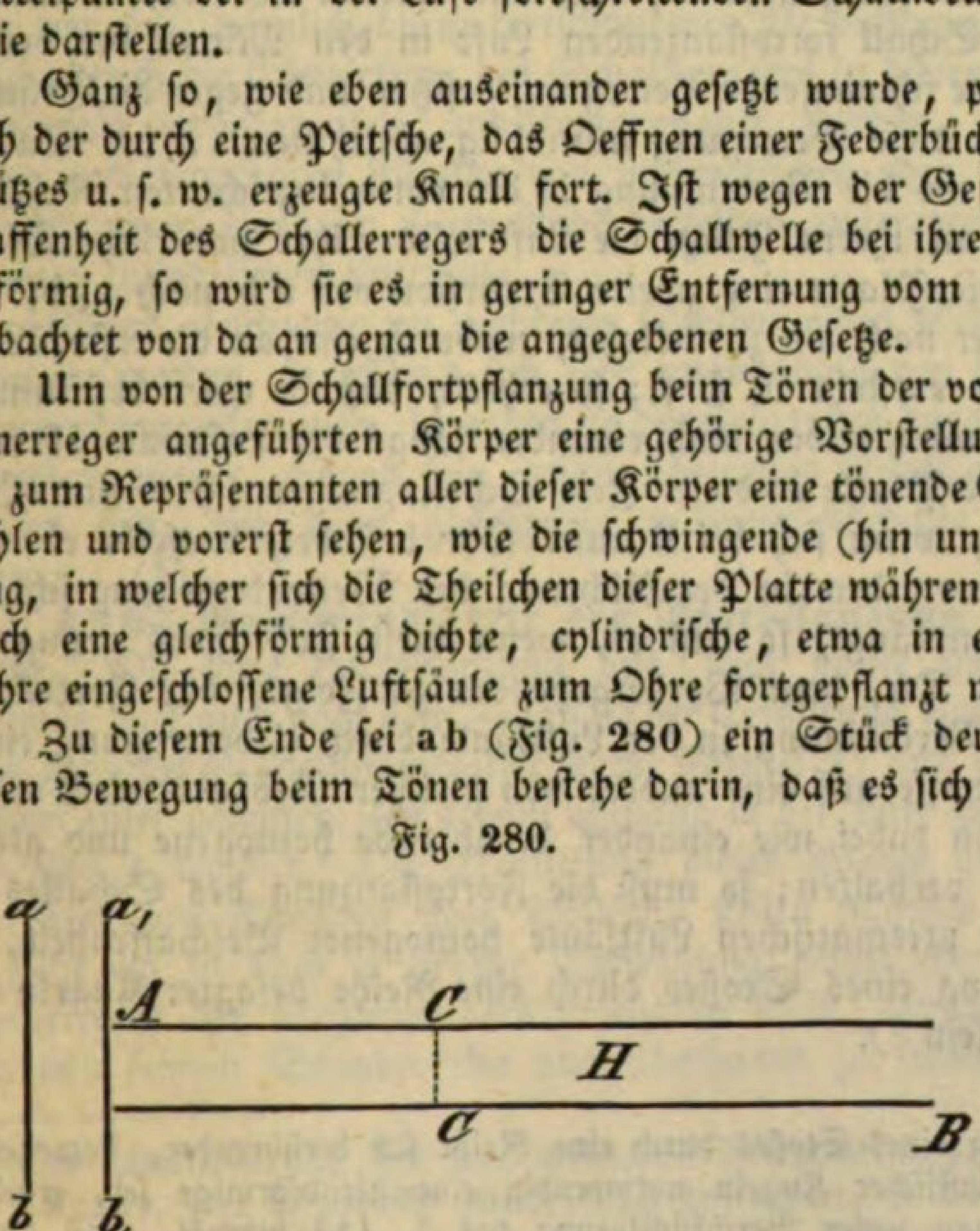
wegen suchen. Das Theilchen m wirkt auf das in der Richtung **o m** gelegene nächste und setzt es in Bewegung, dieses ertheilt wieder dem angränzenden Theilchen Bewegung und so geht dies von Theilchen zu Theilchen weiter, aber immer nur in der Verlängerungsrichtung des Halbmessers **o m**, weil bei allen diesen Theilchen eine Seitenbewegung aus dem vorhin angegebenen Grunde unmöglich ist. Ist dann das Theilchen m nach Abgabe seiner Bewegung an das angränzende wieder zur Ruhe gekommen, und die Knallgaskugel zieht sich hernach zusammen; so muß ersteres eine rückgängige Bewegung in die von der Knallgaskugel zurückgelassene Leere hinein und zwar gleichfalls in der Richtung des Halbmessers **m o** annehmen, und diese rückgängige Bewegung muß sich nach und nach auf alle andern in der Verlängerung **m x** des besagten Halbmessers gelegenen und während dem auch wieder zur Ruhe gekommenen Lufttheilchen fortpflanzen. Da ferner rings um die Knallgaskugel nach den Richtungen aller von o aus gezogenen Radien das Nämliche geschehen muß, wie in der Richtung **o x**, und da diese Radien verlängert zugleich die Radien der mit der Knallgaskugel concentrisch fortschreitenden Schallwelle sind; so erhellt, daß die der Schallfortpflanzung zu Grunde liegende Bewegung der Lufttheilchen eine hin und her gehende (schwingende), daß sie geradlinig sei und daß ihre Fortpflanzung nach den Richtungen der Radien der Schallwelle erfolge, und man kann, da jede Richtung, in welcher die Bewegung der Theile des Schallmittels sich fortpflanzt, ein S c h a l l s t r a h l heißt, einen solchen durch jede von o (dem Mittelpunkte der in der Luft fortschreitenden Schallwelle) aus gezogene gerade Linie darstellen.

Ganz so, wie eben auseinander gesetzt wurde, pflanzt sich in der Luft auch der durch eine Peitsche, das Oeffnen einer Federbüchse, Abfeuern eines Geschützes u. s. w. erzeugte Knall fort. Ist wegen der Gestalt oder sonstigen Beschaffenheit des Schallerregers die Schallwelle bei ihrer Entstehung nicht kugelförmig, so wird sie es in geringer Entfernung vom Erzeugungspunkte und beobachtet von da an genau die angegebenen Gesetze.

Um von der Schallfortpflanzung beim Tönen der vorn als die gewöhnlichen Tonerreger angeführten Körper eine gehörige Vorstellung zu erhalten, wollen wir zum Repräsentanten aller dieser Körper eine tönende Glas- oder Metallplatte wählen und vorerst sehen, wie die schwingende (hin und her gehende) Bewegung, in welcher sich die Theilchen dieser Platte während des Tönens befinden, durch eine gleichförmig dichte, cylindrische, etwa in einer beiderseits offenen Röhre eingeschlossene Luftsäule zum Ohre fortgepflanzt wird.

Zu diesem Ende sei **a b** (Fig. 280) ein Stück der besagten Platte, und dessen Bewegung beim Tönen bestehe darin, daß es sich mehrere Male abwechselnd und schnell aus der Stellung **a b** in die Stellung $a_1\, b_1$ und aus dieser in jene zurück begibt (d. h. daß seine Theilchen in dem Raume $a\, b\, a_1\, b_1$ nach der Längenrichtung der von der Röhre **A B** begränzten Luftsäule **H** hin und her schwingen), ohne daß ein Verweilen in den Stellungen **a b** und $a_1\, b_1$ Statt findet. Bei der Bewegung (Er-

Fig. 280.



cursion) von **a b** bis a_1 b_1 wird nun die die Luft vor sich her treibende Platte aus nach dem Vorhergehenden für sich klarem Grunde die Luftsäule **H** vom Anfange **A** an bis auf eine bestimmte Entfernung **C**, **C** hin verdichten. Da in dem Augenblicke, wo diese Verdichtung längs der Säule **H** (gegen **B** hin) fortzuschreiten und an ihrer Stelle die vorige natürliche Luftdichte sich wieder herzustellen beginnt, die Platte ihren Rückweg nach **a b** antritt und hinter sich eine Verdünnung zurückläßt, die ebenfalls gegen **B** hin fortschreiten muß (nach der Seite kann sich wegen des Widerstandes der Röhre weder die Verdünnung noch die Verdichtung fortpflanzen); so folgt der besagten Verdichtung eine unmittelbar an sie angeschlossene Verdünnung und beide, zusammen eine Welle ausmachend, rücken allmählig längs der Säule **H** gegen das zweite Ende **B** derselben fort. Da die Theilchen des schwingenden Plattenstückes, wenn sich dieses von den Gränzen **a b** und a_1 b_1 seiner Excursion gegen die Mitte derselben, d. i. gegen seine natürliche Lage hin bewegt, immer eine größere und in dieser Lage selbst die größte Geschwindigkeit erlangen (indem wegen continuirlicher Wirkung der Elasticität diese Bewegung eine beschleunigte ist); so wird die Platte während einer Excursion auf die Luftsäule in der Röhre desto schneller und somit stärker verdichtend oder verdünnend einwirken, je mehr sie sich aus den Positionen **a b** und a_1 b_1 der Position in der Mitte dazwischen nähert, und es muß daher in der verdichteten Hälfte der vorbesagten Welle die Verdichtung und in der verdünnten Hälfte die Verdünnung von den Gränzen gegen die Mitte hin zunehmen, oder mit andern Worten, es müssen die Theilchen der den Schall fortpflanzenden Luft in den Mitten der beiden Welle-Hälften die größte schwingende Bewegung besitzen und gegen die Gränzen der Welle-Hälften muß diese Bewegung allmählig abnehmen...(†). Da ferner in dem Momente, wo die Verdünnung in der vorne bezeichneten Richtung vorwärts schreitet und an ihrem Platze die Luft wieder ihre natürliche Dichte zu erlangen anfängt, die Platte eine zweite Excursion von **a b** nach a_1 b_1 beginnt und hierauf wieder nach **a b** zurückkehrt, wodurch eine an die erste Welle sich anschließende zweite entsteht u. s. f.; so erhellt, daß in einer bestimmten Zeit **t** so viele Wellen unmittelbar nach einander längs der Luftsäule **H** fortschreiten müssen, als die Platte in dieser Zeit Schwingungen (Hin- und Hergänge) macht, und daß, wenn sich bei **B** unser Ohr befindet, dasselbe eben so viele Impulse (Stöße von den in der Richtung der Wellenbewegung schwingenden Lufttheilchen) empfängt, so daß es, wenn diese Zahl groß genug ist, einen Ton wahrnimmt. Da, dem Vorhergehenden zu Folge, das Fortrücken jeder Verdichtung und Verdünnung in der Luftsäule durch Uebertragung eines Stoßes von einer Luftmasse auf eine andere von gleicher Größe bewirkt wird, und da sich diese Massen dabei wie einander berührende homogene und gleich große elastische Kugeln verhalten; so muß die Fortpflanzung des Schalles in einer cylindrischen oder prismatischen Luftsäule homogener Beschaffenheit, so wie es die Fortpflanzung eines Stoßes durch eine Reihe besagter Kugeln ist, eine g l e i c h f ö r m i g e sein *).

---

*) Daß die Fortpflanzung eines Stoßes durch eine Reihe sich berührender, homogener und gleich großer, elastischer Kugeln nothwendig eine gleichförmige sei, erhellet hinlänglich, wenn man unter Berücksichtigung des §. 113 bedenkt, daß durch die ganze Kugelreihe alle auf die Fortpflanzung der Bewegung Einfluß nehmenden Umstände überall völlig gleich sind. Weil z. B. die Umstände, welche die Zeit **t** der Fortpflanzung eines Stoßes von der ersten bis zur fünften Kugel bestimmen, genau

So wie die betrachtete Platte muß sich beim Tönen auch jeder andere der schon mehrmals erwähnten Schallerreger verhalten, da die Ton erzeugende Bewegung derselben so wie jene der Platte auch in raschen Hin- und Hergängen (Schwingungen) der Theilchen besteht, und was in einer cylindrischen, an den Seiten abgeschlossenen Luftsäule vor sich geht, findet in ähnlicher Weise auch in freier, den Ton erregenden Körper rings umgebender Luft Statt. Jeder Punkt eines solchen Körpers erzeugt in dieser durch seine Schwingungen oder Hin- und Hergänge auf einander folgende, in der Schwingungsrichtung fortschreitende Verdichtungen und Verdünnungen *), und alle von den einzelnen Punkten des Tonerregers bei einem Hin- und Hergange derselben erzeugten Wellen setzen sich zu einer einzigen, resultirenden Welle zusammen, welche eine Kugelschale bildet (die irgend einen Punkt des Tonerregers zum Centrum hat), dann, auf oben S. 367 angegebene Weise fortschreitend, sich zu einer immer größeren Kugelschale erweitert und, wenn sie irgendwo ans Ohr gelangt, die wirksame Ursache einer Schallempfindung wird. Die Zahl der Hin- und Hergänge der Punkte des schallenden Körpers, d. i. die Anzahl der Schwingungen dieses Körpers bestimmt die Anzahl der wirksamen Wellen, und liegt diese innerhalb der vorne S. 364 angegebenen Gränzen, so entsteht beim Eintreffen der besagten Wellen am Ohre ein Ton, der desto höher ist, je mehrere solche Wellen in einer bestimmten Zeit am Ohre anlangen.

Auf die nämliche Weise, wie in der Luft, geht die Fortpflanzung des Schalles auch in andern ausdehnsamen und auch in festen und tropfbaren Körpern vor sich, nämlich durch fortschreitende Verdichtungen und Verdünnungen, welche durch die Einwirkung des Schallerregers in diesen Körpern vermöge ihrer Elasticität hervorgerufen und fortgepflanzt werden, insbesondere erfolgt in festen und tropfbaren Massen von prismatischer oder cylindrischer Gestalt die Fortpflanzung eines an einem Ende derselben angeregten Schalles ganz so wie in einer cylindrischen Luftsäule.

Wenn gleichzeitig an mehreren Stellen eines Schallmittels Schallwellen angeregt werden, so pflanzt sich jede unabhängig von der andern fort. Treffen sie irgendwo zusammen, so gehen sie durcheinander durch und schreiten dann unverändert weiter, als ob kein Zusammentreffen Statt gefunden hätte. Hieraus erklärt sich, wie man gleichzeitig mehrere Schalle oder Töne vernehmen kann . . . (I).

176. Geschwindigkeit der Fortpflanzung des Schalles in der Luft. Da diese Fortpflanzung aus dem vorne angedeuteten theoretischen Grunde und auch nach dem Zeugnisse der Erfahrung eine gleichförmige ist; so erhält man deren Geschwindigkeit nach Formel 2) auf S. 74, wenn man den binnen einer gewissen Zeit t vom Schalle in der Luft zurückgelegten Weg durch die Zeit t dividirt. Die Ermittlung dieses Weges geschieht am besten durch Abfeuern von Kanonen oder Böllern. Wird nämlich ein Böller abgefeuert, so sieht ein in noch so großer Entfernung befindlicher Beobachter den durch Verbrennen des Schießpulvers erzeugten Blitz, vorausgesetzt, daß er denselben von seinem Standpunkte aus überhaupt zu sehen vermag, in dem Au-

---

die nämlichen sind, wie jene, welche die Fortpflanzungszeiten für je 5 der folgenden Kugeln, also immer für gleiche Wege bestimmen; so muß jede dieser Zeiten gleich t, mithin die Fortpflanzung der Bewegung eine gleichförmige sein.

*) Jede Seitenbewegung wird durch einen gleichen Verdichtungs- oder Verdünnungszustand der Luft zur Seite unmöglich gemacht.

genblicke des Entstehens (weil das Licht die größten irdischen Entfernungen in unmeßbar kleiner Zeit, in einem Momente, durchläuft); den mit dem Blitze gleichzeitig erzeugten Knall aber vernimmt er erst eine kleine Zeit nachher. Diese Zeit, welche der Erfahrung gemäß desto größer ist, je weiter der Beobachter vom Geschütze sich entfernt befindet, hat offenbar der Schall zu seiner Fortpflanzung durch die Luft vom Aufstellungspunkte des Böllers bis zum Standpunkte des Beobachters hin benöthigt; man braucht daher blos den Abstand der beiden Punkte zu messen, durch die besagte, mittelst eines Chronometers gemessene Zeit zu dividiren und hat die fragliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit. Da aber der Wind, ausgenommen wenn er senkrecht gegen die Fortpflanzungsrichtung des Schalles weht, in welchem Falle die Geschwindigkeit des Schalles von jener des Windes ganz unabhängig ist *), durch seine Geschwindigkeit jene des Schalles ändert **); so darf bei dem beschriebenen Versuche der Einfluß des Windes nicht außer Acht gelassen werden. Man beseitigt diesen Einfluß, wenn man an zwei (hinreichend weit von einander entfernten) Punkten **A**, **B** gleichzeitig Böller abfeuert, auf die oben angegebene Art die Zeiten mißt, in welchen der Schall die Entfernung **A B** der zwei Punkte nach entgegengesetzten Richtungen durchläuft, hierauf, indem man so wohl mit der einen als mit der andern dieser Zeiten in die besagte Entfernung hineindividirt, die Geschwindigkeiten findet, mit welchen der Schall von **A** nach **B** und in gerade umgekehrter Richtung fortgepflanzt wurde und aus beiden Geschwindigkeiten, wovon die eine durch den Einfluß des Windes gerade um eben so viel verkleinert, als die andere vergrößert werden mußte, das arithmetische Mittel nimmt. Damit auch jeder störende Einfluß einer ungleichförmigen Erwärmung der Luft beseitigt werde, sollen die beschriebenen Versuche immer zur Nachtzeit angestellt werden. Aus solchen Versuchen hat sich nun ergeben, daß der Schall in trockener Luft und bei einer Temperatur von **0° R.** in der Secunde einen Weg von **1050** Wiener Fuß zurücklegt, daß diese Geschwindigkeit unabhängig davon ist, ob die Fortpflanzung des Schalles in horizontaler Richtung, von unten nach oben oder umgekehrt Statt findet, daß sie bei höheren Temperaturen für jeden Grad über **0°** R. um nahe **2** Wiener Fuß größer angenommen werden könne, und daß die Höhe, Tiefe und Stärke des Schalles auf dieselbe keinen Einfluß habe.

Die Schallgeschwindigkeit kann in manchen Fällen zur Ermittlung von Entfernungen (z. B. jener eines Donnerwetters, welche näherungsweise dem

---

*) Diese Unabhängigkeit läßt sich ganz so beweisen, wie wir dies auf S. 87 für zwei rechtwinklich gegen einander wirkende Kräfte gethan haben. Man darf zu diesem Ende die Linien AB und AC, welche auf der angeführten Seite Kräfte bezeichneten, nur Geschwindigkeiten bedeuten lassen und weiter, ganz so wie es dort geschehen, argumentiren.

**) Geht der Wind nach einer Richtung, die mit jener des Schalles übereinstimmend oder ihr gerade entgegengesetzt ist, so wird die Geschwindigkeit des Schalles um die ganze Geschwindigkeit des Windes im erstern Falle vermehrt und im letztern vermindert. Ist die Richtung des Windes aber schief gegen jene des Schalles, so läßt sich die Geschwindigkeit des erstern immer in zwei Componenten zerlegen, wovon eine zur Schallrichtung rechtwinklig, daher ohne Einfluß ist, die andere aber mit dieser Richtung zusammenfällt und, je nachdem sie mit ihr übereinstimmend oder ihr entgegengesetzt ist, nach Maßgabe ihrer Größe die Geschwindigkeit des Schalles vergrößert oder vermindert.

Producte aus dieser Geschwindigkeit in die in Secunden ausgedrückte Zeit gleichgesetzt werden kann, die von der Wahrnehmung des Blitzes bis zu jener des zugehörigen Donners verfließt) nützlich sein, insbesondere aber zur Bestimmung der Tiefe eines Schachtes, Brunnens oder dgl. dienen. Denn läßt man z. B. in einem Schacht einen Stein hinabfallen und mißt die Zeit T, die von dem Augenblicke an, wo der Stein am Anfange des Schachtes zu fallen beginnt bis zur Wahrnehmung des Schalles verfließt, den der Stein beim Eintreffen am Grunde des Schachtes verursacht; so ist diese Zeit T offenbar aus zwei Theilen zusammengesetzt zu betrachten, nämlich aus der Zeit T_1, die der Stein im freien Falle braucht, um auf dem besagten Grunde anzulangen, und aus der Zeit T_2, welche der durch das Auffallen des Steines am Grunde erzeugte Schall benöthigt, um die ganze Tiefe des Schachtes bis zum Ohre des (am obern Ende des Schachtes befindlichen) Beobachters zu gelangen, so daß $T = T_1 + T_2$ ist. Bezeichnet b die von dem frei fallenden Steine in der Zeit T_1 zurückzulegende Tiefe des Schachtes und g die Acceleration im freien Falle; so hat man (nach Formel $t = \sqrt{\frac{2s}{g}}$ auf S. 105) $T_1 = \sqrt{\frac{2b}{g}}$. Ferner ist, da der Schall sich gleichförmig bewegt und in der Zeit T_2 gleichfalls die Tiefe b zurückzulegen hat, (nach Formel 3) auf S. 74) $T_2 = \frac{b}{1050}$; es folgt daher

$T = \sqrt{\frac{2b}{g}} + \frac{b}{1050}$, woraus die Tiefe b durch Auflösung einer quadratischen Gleichung leicht gefunden wird.

In festen und tropfbaren Körpern pflanzt sich der Schall mit größerer Geschwindigkeit fort, wie in der atmosphärischen Luft oder andern ausdehnsamen Stoffen. Man kann genauen Untersuchungen zu Folge die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles im Eisen $10\frac{1}{2}$ mal, im Zinn $7\frac{1}{2}$ mal, im Silber 9 mal, im Kupfer nahe 12 mal, im Glase 17 mal, im gebrannten Thone 10—12 mal, in den verschiedenen Hölzern 11—17 mal und im Wasser über 4 mal größer als in der atmosphärischen Luft annehmen. Im Sauerstoffgase beträgt sie 1002 Wiener Fuß, im Wasserstoffgase 4012 Wiener Fuß, in Kohlensäure 827 Wiener Fuß, im Kohlenoxydgase 1224 Wien. Fuß und im Oehlgase 992 Wien. Fuß.

177. Reflexion des Schalles. So lange das Schallmittel gleichartig ist, geht nach jeder Richtung, in welcher die der Schallfortpflanzung zu Grunde liegende Bewegung der Theilchen des Schallmittels fortgepflanzt wird, d. i. nach der Richtung eines jeden Schallstrahles, genau das Nämliche vor sich, was beim Stoße gleichförmig dichter, elastischer Kugeln von gleichen Massen (mit welchen die besagten Theilchen verglichen werden können) Statt findet. Jedes Theilchen überträgt durch den Stoß an das nächste von gleich großer Masse seine Geschwindigkeit auf dieses und bleibt dann in Ruhe. Anders verhält sich aber die Sache bei Fortpflanzung des Schalles durch ungleichartige Mittel. Wenn die dieser Fortpflanzung zu Grunde liegende Bewegung an der Gränze zweier ungleichartigen Mittel anlangt, so kann daselbst nicht mehr wie in vorigen Falle die Geschwindigkeit des stoßenden Theilchens durch die Rückwirkung des gestoßenen aufgehoben werden, weil beide (ungleichartigen Mitteln angehörige) Theilchen nicht gleiche Massen haben; sondern es wird, wie die Theorie des Stoßes elastischer Körper

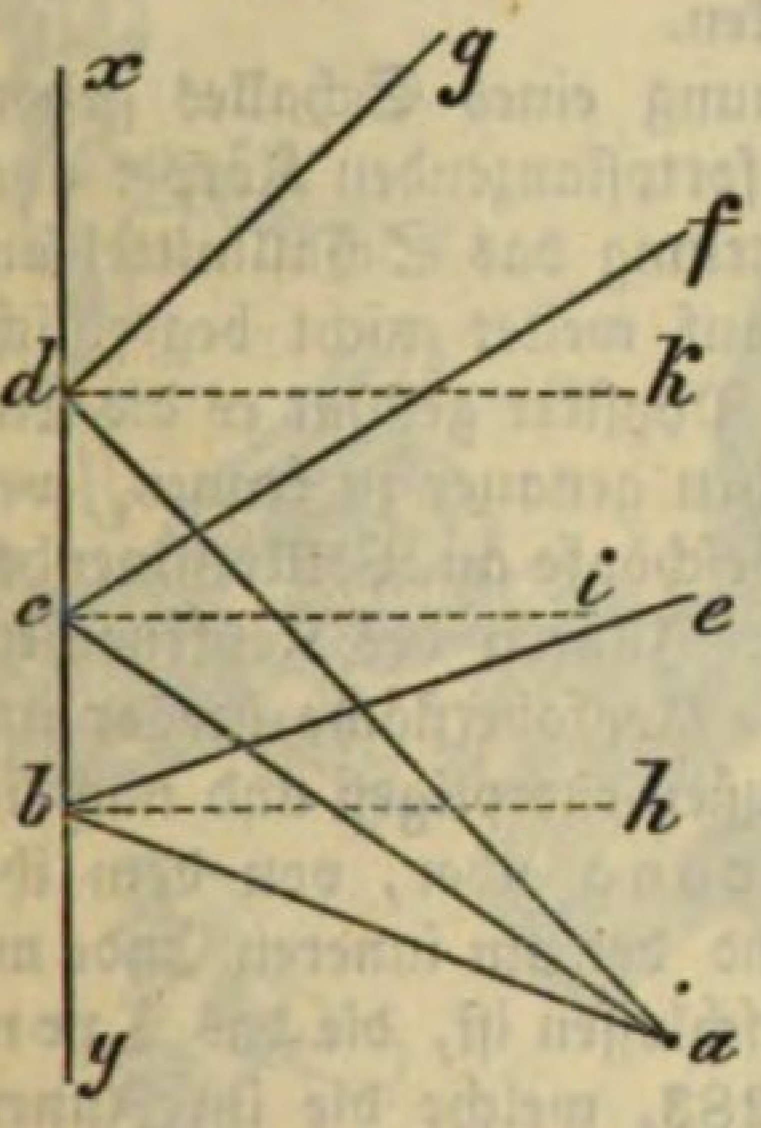
lehrt, entweder das stoßende Theilchen mit einem Ueberreste seiner Geschwindigkeit die ursprüngliche Bewegung fortsetzen und sich mit dem gestoßenen Theilchen in dem nämlichen Sinne bewegen oder beide Theilchen erhalten nach dem Zusammenstoßen eine Bewegung in entgegengesetzten Richtungen. Ersteres tritt ein, wenn die Masse des stoßenden Theilchens größer ist als jene des gestoßenen, d. h. wenn der Schall aus einem dichteren Mittel in ein dünneres übergeht, und letzteres, wenn das umgekehrte Statt findet. In beiden Fällen müssen nothwendig von der Trennungsfläche beider Mittel zwei Bewegungen ausgehen, die eine in das neue Mittel hinein, die andere in das alte Mittel zurück. Um die Nothwendigkeit dessen und die Folgen dieser Bewegungen klar einzusehen, stelle die Linie ab (Fig. 281) einen Schallstrahl, d. i. eine Richtung vor, nach welcher der Schall in irgend einem Mittel sich fortpflanzt. b sei ein an der Gränze dieses Mittels gelegenes Massetheilchen desselben, welches die Bewegung auf ein Massetheilchen c eines andern dichtern Mittels überträgt (c habe demnach eine größere Masse als b); so wird, da in diesem Falle beide Theilchen nach dem Zusammenstoßen im entgegengesetzten Sinne sich bewegen, c in der Richtung nach x hin auf die Theilchen des zweiten Mittels und b in der Richtung gegen a auf die Theilchen des ersten Mittels so wirken, daß von der Gränze der zwei Mittel nach beiden Richtungen cx und ba hin gleichzeitig Verdichtungen ausgehen. Hat aber c eine kleinere Masse als b, was, wenn das zweite Mittel eine geringere Dichte besitzt als das erste, der Fall ist; so bewegt sich nach dem Zusammenstoßen beider Theilchen nicht nur das Theilchen c in der Richtung gegen x hin, sondern es bleibt auch dem Theilchen b in der nämlichen Richtung noch eine Bewegung übrig, und in Folge dieser Bewegungen wird c nach x hin eine Verdichtung und b nach a hin eine Verdünnung veranlassen, so daß von der Gränze der heterogenen Mittel aus in das neue Mittel eine Verdichtung fortschreitet und gleichzeitig in das ursprüngliche Mittel eine Verdünnung zurückkehrt. Was von dem Schallstrahle ab und von seinem Eintrittspunkte b in das heterogene Mittel eben gezeigt wurde, gilt von allen Strahlen einer Schallwelle und ihren Eintrittspunkten in ein heterogenes Mittel. Es wird daher, so oft eine Schallwelle an die Gränzfläche heterogener Mittel gelangt, von da aus immer eine schallfortpflanzende Bewegung nicht nur in das neue Mittel übergehen, sondern auch in das ursprüngliche Mittel zurückkehren. In Bezug auf diese letztere Bewegung sagt man, der Schall werde an der Trennungsfläche heterogener Mittel zurückgeworfen oder reflectirt und, da die gegenseitige Einwirkung der in besagter Trennungsfläche an einanderstoßenden Theilchen des neuen und des vorhergehenden Mittels der Action zu vergleichen ist, welche eine elastische Wand und gegen sie stoßende elastische Kugeln aufeinander üben; so muß die Zurückwerfung des Schalles an der Trennungsfläche heterogener Mittel nach demselben Gesetze, wie die Zurückwerfung elastischer Kugeln von einer elastischen Wand, d. i. so geschehen, daß die Richtungen der von den Punkten der Trennungsfläche in das ursprüngliche Mittel zurückkehrenden Bewegungen und die Richtungen, nach welchen die den Schall fortpflanzenden Bewegungen an die besagten Punkte gelangen, d. h. daß die

Fig. 281.



reflectirten und die directen Schallstrahlen mit den in diesen Punkten errichteten Senkrechten in einerlei Ebene fallen, und mit denselben gleiche Winkel bilden...(†). Bezeichnen die Linien ab, ac, ad ꝛc. (Fig. 282) Strahlen einer von a ausgehenden Schallwelle, und sind b, c, d die Punkte, in welchen sie die Trennungsfläche xy heterogener Mittel treffen; so stellen die Linien be, cf, dg ꝛc., welche mit den in b, c, d... errichteten Senkrechten (Normalen) bh, ci, dk... eben so große Winkel, wie die Linien ab, ac, ad... bilden, die reflectirten Schallstrahlen vor. Aus Vorstehendem erhellt nun von selbst, daß jede Schallwelle an der Trennungsfläche wie immer ungleichartiger Mittel sich gleichsam in zwei Theile theilt, wovon der eine in dem neuen Mittel fortschreitet, der andere aber in das ursprüngliche Mittel zurückkehrt und deren jeder für sich, wenn er in hinreichender Intensität irgend wo zum Ohre gelangt, eine Schallempfindung anregen muß.

Fig. 282.



In der Reflexion des Schalles finden ihre Erklärung: der Nachhall, der Wiederhall oder das Echo, das Rollen des Donners und noch mehrere andere Erscheinungen, die aber passender in einem späteren Paragraphe besprochen werden. Wird eine Schallwelle, nachdem sie das Ohr passirt und durch einen Impuls auf dasselbe eine Schallempfindung angeregt hat, von irgend einem heterogenen Mittel (z. B. einer Wolke, einer Mauer, einer Felsenwand, einer Luftschichte anderer Temperatur u. s. w.) reflectirt, und sie gelangt wegen geringer Entfernung dieses Mittels früher zum Ohre zurück, als dieses zu Folge Erholung von dem besagten ersten Impulse für die Wahrnehmung eines zweiten wieder empfänglich geworden; so fällt die durch die reflectirte Welle erzeugte Schallempfindung mit der früher (durch die directe Welle) erregten theils zusammen, und verstärkt dieselbe, theils schließt sie sich an sie an, so daß hiedurch eine Verlängerung des ursprünglichen Schalles, d. i. ein **Nachhall** Statt findet. Kehrt hingegen der reflectirte Schall wegen größerer Entfernung des reflectirenden Körpers erst dann wieder zum Ohre zurück, nachdem sich dieses schon einige Zeit von dem directen Schalle erholt hat; so vernimmt es den reflectirten Schall abgesondert von dem directen, diesen also gleichsam noch einmal, und es findet ein **Wiederhall** oder **Echo** Statt*).

*) Das Echo kann ein=, zwei=, drei= ... n**silbig** oder zwei=, drei= ... n**fach** sein, je nachdem von mehreren nach einander erzeugten Lauten zwei=, drei= ... n wiederhallen oder **ein** Schall zwei=, drei= ... n mal wiedergehört wird. Bedingung eines n**silbigen** Echo's ist eine so große Entfernung des den Schall zurückwerfenden Mittels, daß das Ohr schon von n directen Lauten erholt ist, wenn der erste dieser Laute in Folge Reflexion zurückkehrt. Spricht man z. B. schnell nacheinander die Laute a b c d aus und der Laut a kehrt zum Ohre zurück, nachdem sich dieses von zwei Lauten erholt hat, so fällt der reflectirte Laut a mit dem direct ausgesprochenen c, der reflectirte Laut b mit dem direct ausgesprochenen d zusammen (a und b werden wegen überwiegender Stärke der directen Laute c, d nicht gehört) und dann folgen, ohne daß ihre Wahrnehmung durch einen directen Laut mehr gestört wird, die reflectirten Laute c, d. Das Echo ist demnach ein

Das Rollen des Donners oder der donnerähnliche Schall, der beim Abfeuern einer Pistole, eines Böllers oder dgl. zwischen Felsen und Bergen oder bei sehr bewölktem Himmel vernommen wird, kömmt von einem mehrfachen Wiederhalle des durch den Blitz (die elektrische Entladung der Gewitterwolke) oder durch die Explosion des Pulvers erzeugten Knalles in Folge Reflexion von den verschieden entfernten Felsen, Bergen oder Wolken.

178. Das Gehörorgan. Zur Wahrnehmung eines Schalles gehört außer einem denselben erregenden und einem ihn fortpflanzenden Körper auch noch ein gesundes Gehörorgan, durch dessen Vermittlung das Schallmittel auf das Gehirn des Hörenden einwirkt und hiedurch auf weiter nicht begreifliche Weise eine Schallempfindung hervorruft. Für den Physiker genügt es die Einrichtung und Functionen dieses Organs beim Menschen genauer zu kennen, welches im Allgemeinen die Gehörorgane aller andern Geschöpfe an Vollkommenheit übertrifft. Die Hauptheile dieses Organs liegen im Innern des Kopfknochens (Felsenknochens), nur die Ohrmuschel ragt über die Kopfoberfläche hervor und bildet das äußere Ohr. Sie geht in einen nach außen knorpligen und nach innen knöchernen Kanal, den sogenannten Gehörgang über, von dem ihre Windungen gleichsam nur eine Ausbreitung sind und der am inneren Ende mit einer damit verwachsenen, sehr elastischen Haut verschlossen ist, die das Trommelfell oder das Paukenfell heißt. In Fig. 283, welche die im Innern des Kopfes gelegenen Hauptheile des menschlichen Ohres von rechts nach links

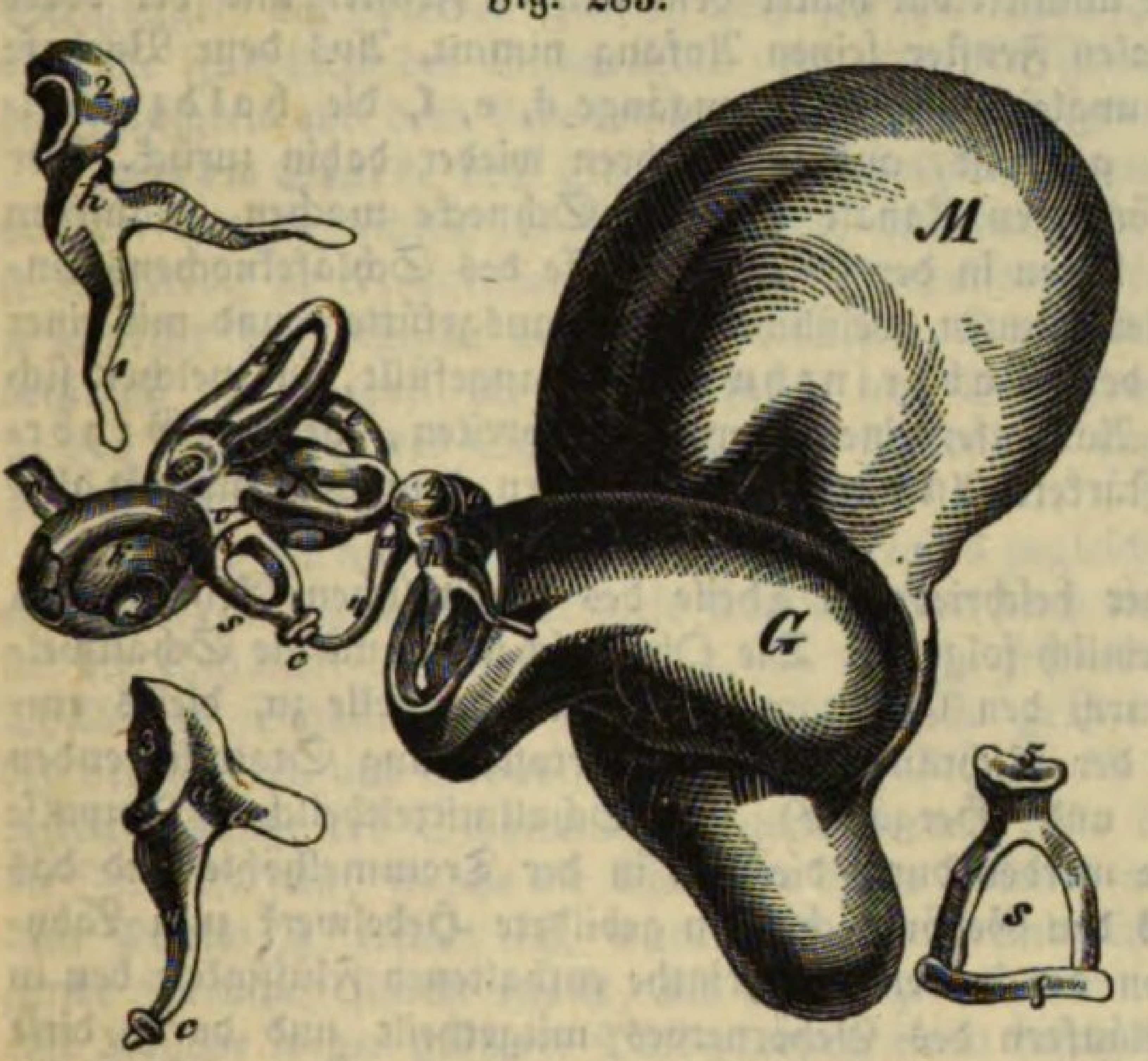
---

zweisilbiges. Zu einem nfachen Echo gehören n den Schall zurückwerfende Körper von in einem solchen Verhältnisse ungleich großen Entfernungen, daß der weiter entfernte den Schall erst dann dem Ohre wieder zurücksendet, wenn es sich von dem Schalle völlig erholt hat, der von dem zunächst weniger entfernten Körper reflectirt worden. Da der Erfahrung gemäß das Ohr gewöhnlich nur etwa 8, selbst das geübteste nicht mehr als 9 einzelne Laute in der Secunde unterscheiden kann, dasselbe also zur Erholung von einem Impuls $^1/_8$, wenigstens $^1/_9$ Secunde braucht; so muß, damit ein einsilbiges Echo entsteht, z. B. von mehreren schnell nacheinander ausgesprochenen Silben die letzte wiederholt werde, der den Schall reflectirende Körper mindestens soweit vom Ohre entfernt sein, daß diese letzte Silbe frühestens $^1/_9$ Secunde nach dem Momente ihres Aussprechens zum Ohre zurückkehrt. Da in der Luft der Schall in der Secunde einen Weg von 1050 Wien. Fuß, mithin in $^1/_9$ Secunde $^{1050}/_9$ Wien. Fuß durchläuft; so muß, damit ein einsilbiges Echo Statt finde, die Schallwelle vom Munde zum reflectirenden Körper hin und von diesem zum Ohre zurück wenigstens $^{1050}/_9$ Wien. Fuß zurückzulegen haben, mithin die Entfernung des reflectirenden Körpers mindestens die Hälfte des Weges, d. i. $^{1050}/_{18}$ oder nahe 58 Wien. Fuß betragen. Bei geringerer Entfernung entsteht nur ein Nachhall. Nach dem eben Gesagten sieht man nun von selbst ein, daß zur Entstehung eines zwei-, drei-...n silbigen Echo's eine Entfernung des reflectirenden Körpers von mindestens zwei-, drei-...n mal 58 Wien. Fuß erforderlich sei, und daß ein zwei-, drei-...nfaches Echo nur dann zu Stande kommen könne, wenn von den dazu nöthigen zwei, drei...n reflectirenden Körpern der erste wenigstens 58, der zweite wenigstens zweimal 58 und... der nte wenigstens n mal 58 Wien. Fuß von dem Orte der Schallanregung entfernt ist.

So sehr ein Echo im Freien ergötzt und gesucht wird, so sehr stört es und muß vermieden werden in Localitäten, in welchen, wie z. B. in Kirchen, Hörsälen, in Concertsälen u. s. w., Reden und Vorträge gehalten oder musikalische Productionen gegeben werden. Das Unebenmachen der Wände dieser Localitäten durch Anbringung von Zierathen oder dgl. ist das gewöhnliche und dem Zwecke ganz entsprechende Mittel. Diese Unebenheiten zersplittern und zerstreuen nämlich nach allen Richtungen die Schallwelle bei der Reflexion so, daß der zum Ohre zurückgelangende Theil derselben nicht mehr die zur Anregung einer Schallempfindung nöthige Stärke hat.

in der Ordnung anschaulich macht, in der sie von außen nach innen aufeinander folgen, ist M die Ohrmuschel von der rückwärtigen, dem Kopfe zugewendeten Seite betrachtet, G der Gehörgang und F das Trommelfell. Hinter dem Trommelfelle, welches den Gehörgang in schiefer Richtung begränzt, so daß es mit denselben oben einen stumpfen und unten einen spitzen Winkel macht, beginnt eine unregelmäßig elliptisch gestaltete, im Mittel 4''' weite Höhle im Kopfknochen, welche, die **Trommelhöhle** genannt, mit einer zarten Schleimhaut ausgekleidet ist, durch einen hinten im Schlunde endigenden Kanal, die sogenannte **Eustachische Röhre** oder

Fig. 283.



Ohrtrompete, mit der Mundhöhle in Verbindung steht (wodurch sie stets Luft von gleicher Spannkraft mit der äußeren erhält) und eine Reihe unter einander vereinigter Knöchelchen einschließt, welche, die kleinsten im menschlichen Körper, zusammen die **Gehörknöchelchen** heißen, einzeln wegen ihrer Gestalt die Namen **Hammer**, **Ambos**, **Linsenförmiges Bein des Silvius** und **Steigbügel** führen und in Fig. 283 sowohl vereint als abgesondert (im Verhältnisse zum übrigen Ohre in etwas größerem Maßstabe) dargestellt sind. Gleiche Theile sind immer mit den nämlichen Buchstaben bezeichnet. Der Hammer h hat die Gestalt eines Winkelhebels; der längere Hebelarm 1 ist mit dem Trommelfelle verwachsen und der kürzere, abgerundete 2 (der Kopf des Hammers) ist in einem Gelenke mit dem Ambose a vereinigt. Dieser ist einem zweiwurzligen Backenzahne ähnlich, hat in seinem mittleren Theile eine Vertiefung 3, welche für den Hammerkopf 2 die Gelenkgrube bildet, und steht durch das linsenförmige Bein c des Silvius an dem Ende der einen Wurzel 4 mit dem Steigbügel s in Verbindung, indem dieses Bein in einer Vertiefung 5 am Obertheil des Bügels liegt, während die zweite kürzere Wurzel 6 frei endigt. Die Fußplatte 8 des Steigbügels schließt eine längliche Oeffnung, die das **eirunde** oder **ovale Fenster** heißt, in der Hinterwand der Trommelhöhle vorhanden ist und in eine zweite Höhle, den sogenannten **Vorhof** führt. Diese Fußplatte ist mit dem ovalen Fenster durch die das Innere der Trommelhöhle auskleidende Schleimhaut so verbunden, daß sie sich aus dem besagten Fenster heraus und etwas in die Trommelhöhle hineinbewegen kann. Dem ovalen Fenster zur Seite befindet sich im Hintergrunde der Trommelhöhle überdies eine zweite Oeffnung, das **runde Fenster** genannt (dieses Fenster ist in der Figur nicht sichtbar, indem es unterhalb des Steigbügels nach rückwärts liegt), welche mit einem feinen Häutchen über-

spannt ist. Dieses trennt die Trommelhöhle von einem knöchernen, spiralförmigen, $2\frac{1}{2}$ Windungen bildenden Kanal k, der die Schnecke heißt und von einer Scheidewand r in zwei übereinander liegende Gänge, die Treppen, getheilt wird, wovon der untere unmittelbar hinter dem runden Fenster und der obere im Vorhofe an dem ovalen Fenster seinen Anfang nimmt. Aus dem Vorhofe gehen auch drei etwas ungleich große Bogengänge d, e, f, die halbzirkelförmigen Kanäle genannt, aus und kehren wieder dahin zurück. Der Vorhof, die halbzirkelförmigen Kanäle und die Schnecke machen zusammen das Labyrinth aus, liegen in der festesten Masse des Schläfeknochens eingeschlossen, sind mit einer dünnen, weißlichen Haut ausgefüttert und mit einer wässerigen Flüssigkeit, dem Labyrinthwasser, angefüllt, in welcher sich unzählige fadenförmige Ausläufer eines Nerven ausbreiten, welcher Gehörnerv heißt und dessen stärkerer Ast durch n zum Gehirn, dem Centralpunkt aller Empfindungen, geht.

Die Functionen der beschriebenen Theile des menschlichen Gehörorgans sind nun höchst wahrscheinlich folgende. Die Ohrmuschel nimmt die Schallwellen auf und führt sie durch den Gehörgang dem Trommelfelle zu, dieses empfängt in Folge der in der Richtung der Schallfortpflanzung Statt findenden Schwingungen (Hin- und Hergänge) der Schallmitteltheilchen Impulse (Stöße), diese Impulse werden durch die Luft in der Trommelhöhle und das daselbst vorhandene, aus den Gehörknöchelchen gebildete Hebelwerk zum Labyrinthe fortgepflanzt, von der in dem Labyrinthe enthaltenen Flüssigkeit den in ihr schwimmenden Ausläufern des Gehörnerves mitgetheilt und durch diese Einwirkung auf den Gehörnerv wird das Hören verursacht. Eigene Muskeln, womit die Gehörknöchelchen versehen sind, dienen dazu, dem Trommelfelle und dem Knöchelchensysteme mehr oder weniger Spannung zu geben, um so einerseits die Wahrnehmung auch ganz schwacher, das Trommelfell treffender Impulse möglich zu machen, anderseits aber das Ohr gegen die nachtheilige Wirkung zu starker äußerer Impulse zu schützen. Ist durch den inneren Hammermuskel, den Spanner, das Trommelfell einwärts gezogen und hiedurch gespannt, und zugleich durch den Steigbügelmuskel die Fußplatte des Steigbügels an das eirunde Fenster angedrückt, so gelangen (aus Gründen, die der folgende Paragraph unter: Ad 2 bei (†) und (††) angibt) die Impulse vom Trommelfelle — sowohl wegen größerer Spannung dieses letzteren, als auch weil sie nicht nur durch die Luft in der Trommelhöhle, sondern auch durch lauter feste Körper, also durch ein einziges und dichteres Mittel bis zur Flüssigkeit im Labyrinthe fortgepflanzt werden — ungeschwächter und intensiver zum Gehörnerv und können, wenn sie auch ursprünglich schwach waren, dennoch eine Schallempfindung hervorrufen. Ist hingegen durch die beiden äußeren Hammermuskel, die Erschlaffer des Trommelfelles, dieses nach außen gedrückt und erschlafft, dadurch zugleich die Fußplatte des Steigbügels vom ovalen Fenster zurückgezogen, so wird die Schallwelle bei ihrer Fortpflanzung zum Labyrinthe nicht nur durch die Schlaffheit des Trommelfelles, sondern auch dadurch bedeutend geschwächt, daß die Gehörknöchelchen mit dem Labyrinthe jetzt keinen ununterbrochenen, festen Schallleiter, kein gleichartiges Schallmittel mehr bilden, und man kann so einen beim Ohr anlangenden, selbst sehr starken Schall ohne Nachtheil vernehmen.

Das Wesentlichste des Gehörorgans ist der Gehörnerv und die Labyrinthflüssigkeit; denn das Trommelfell kann zerrissen und die drei vordern Gehör-

knöchelchen können (etwa in Folge einer Krankheit) zerstört sein und fehlen, ohne daß deshalb das Hörvermögen ganz aufgehoben ist, wofern nur die das runde Fenster verschließende Haut unverletzt geblieben und die Fußplatte des Steigbügels am eirunden Fenster noch festsitzt. Wird aber diese Haut zerrissen oder die Fußplatte des Steigbügels vom eirunden Fenster losgetrennt, so daß die Flüssigkeit aus dem Labyrinthe ausfließt, so erfolgt völlige Taubheit.

297. Stärke des Schalles. Schallempfindungen müssen, abgesehen von der Empfindlichkeit des Gehörorgans, offenbar desto intensiver hervortreten, je stärker die sie erzeugenden Stöße oder Impulse auf dieses Organ sind, und je schneller diese Stöße auf einander folgen. Die Stärke des Schalles hängt demnach ab: 1. von der Beschaffenheit und Bewegung des Schallerregers; 2. von der Natur des Schallmittels und 3. von der Lage des Hörenden gegen den schallenden Körper.

Ad 1. Je mehr Theile des Schallerregers zugleich auf das Schallmittel einwirken... (a), je schneller diese Einwirkungen nach einander folgen (je schneller die Schallerreger schwingen)... (b) und je größere Excursionen dabei die Theile des Schallerregers machen... (c), desto größer wird die Abweichung des verdichteten und verdünnten Theiles der Schallwelle vom natürlichen Dichtigkeitszustande des Schallmittels ausfallen und desto intensiver werden daher die Impulse sein, welche die Theilchen dieses Mittels auf das Ohr üben. Aus dem Punkte (a) erklärt sich, warum eine lange und dicke (mehr Luft verdrängende Peitsche) stärker knallt, als eine kurze und dünne; man sieht ein, daß eine Kanone wegen größerer Pulverladung einen heftigeren Knall geben müsse, als eine Flinte oder Pistole und warum dicke Saiten so starke Töne geben. Aus (b) begreift man die bekannte Ausgiebigkeit hoher (durch schnell auf einander folgende Schwingungen des Tonerregers erzeugter) Töne und aus (c), warum bei Saiteninstrumenten die Töne desto intensiver sind, je mehr man durch stärkeres Aufdrücken mit dem Bogen oder dadurch, daß man denselben mittelst Kolophonium rauher macht, ferner durch stärkeres Greifen oder Schlagen der Saiten (z. B. bei der Harfe, dem Piano-Forte u. s. w.) die Saiten aus ihrer natürlichen Lage bringt.

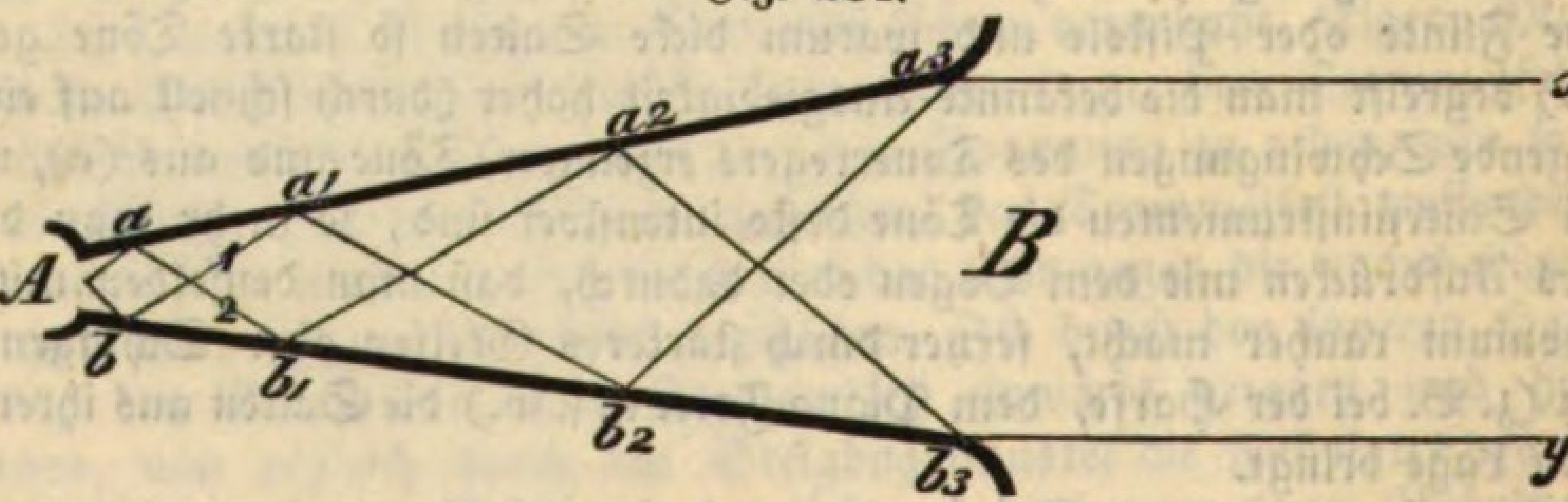
Ad 2. Je dichter das Schallmittel ursprünglich ist und je weniger es den Stößen des Schallerregers ausweichen kann (eine je geringere specifische Expansivkraft es besitzt), desto größer wird unter sonst gleichen Umständen die Dichte des verdichteten Theiles der beim Ohr anlangenden Schallwelle und desto beträchtlicher wird der Dichtigkeitunterschied zwischen diesem und dem verdünnten Theile der Welle sein, desto intensiver werden daher die Impulse auf das Ohr und desto stärker wird somit der Schall ausfallen... (†). Hieraus erklärt sich die geringe Stärke des Schalles in verdünnter Luft, z. B. unter dem Recipienten einer Luftpumpe oder auf hohen Bergen; warum man bei kaltem Wetter (wo die Luft dichter ist) einen Schall stärker und somit weiter hört als bei warmen; warum feste Körper den Schall intensiver fortpflanzen als die Luft.

Geht die Fortpflanzung des Schalles so vor sich, daß, wie z. B. in einer cylindrischen Luftsäule oder in einem prismatischen Stabe von gleichförmiger Dichte, die der Fortpflanzung zu Grunde liegende Bewegung der Theilchen des Mittels immer von einer Schichte auf eine nächste von gleicher Masse übertragen wird; so pflanzt sich diese Bewegung und mithin der Schall auf sehr große Distanzen mit ungeschwächter Intensität fort. Darauf beruht die Wirkung des Communicationsrohres und des Sprachrohres. Ersteres

ist eine beliebig lange cylindrische, ½—1 Zoll weite Röhre, meistens aus Blech, in welcher die Luft einen an dem einen Ende angeregten Schall so ungeschwächt fortleitet, daß man ihn am andern noch so weit entfernten Ende eben so gut hört, als wäre er ganz nahe am Ohre erregt worden. Man macht vielfach sehr vortheilhaften Gebrauch von den Communicationsröhren. So erhält z. B. der Wächter am Mastkorbe auf Schiffen durch eine aus der Kajüte des Kapitäns am Mastbaume emporsteigende Röhre Befehle und theilt auf dem nämlichen Wege rückwärts Nachrichten mit. In großen Fabriken erhalten die Arbeiter in den verschiedenen, zum Theil weit entlegenen Zimmern durch blecherne, etwa fingerdicke, an den Mauern fortlaufende oder in dieselben versenkte Röhren von dem Zimmer des Fabriksleiters aus ihre Instructionen und stellen dahin Fragen. Eine in dem Wagenkasten verborgene, im Innern des Wagens nahe am Sitze beginnende und im Rücken des Kutschers ausmündende Communicationsröhre gestattet eine leichte Verständigung mit diesem. Kamine und Schornsteine können als Communicationsröhren dienen, und die noch engern Schläuche für Luft- oder Dampfheizung pflanzen leicht den Schall zu den entferntesten Gemächern der ausgedehntesten Gebäude fort, weßwegen man die ersteren in Gefängnissen, Correctionshäusern ꝛc. vermeiden muß, weil ihre Mündungen in die einzelnen Zimmer eine Communication mit andern, selbst den entferntesten, zulassen.

Das Sprachrohr, durch AB (Fig. 284) im Längendurchschnitte dargestellt, ist eine konische, meistens nach Art einer Trompete beiderseits etwas er-

Fig. 284.



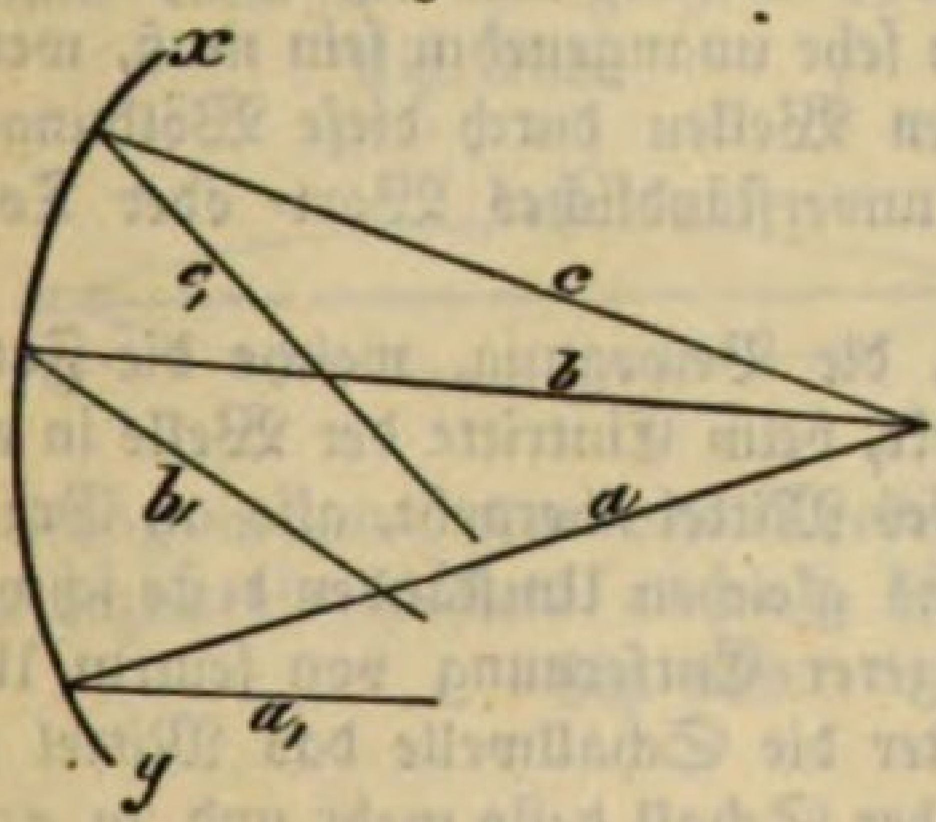
weiterte Röhre, in welcher die von dem redenden Munde am engeren Ende A ausgehenden Schallstrahlen 1, 2 ꝛc. von den glatten Wänden bei $a\ a_1\ a_2\ a_3$ und $b\ b_1\ b_2\ b_3$ wiederholt reflectirt werden, bis sie unter einander parallel (zu einem Cylinder $a_3\ x\ y\ b_3$ gestaltet) austreten, so daß dann der Schall wie in einer cylindrischen Röhre unter Uebertragung der Bewegung von Schichte auf Schichte gleicher Masse zu beträchtlicher Entfernung fast ungeschwächt fortgepflanzt wird. Der Theorie und Erfahrung gemäß kann ein Sprachrohr, damit es möglichst gute Dienste leiste, nicht füglich zu lang sein, und es hängt seine Wirkung von einem richtigen Verhältnisse zwischen den Durchmessern beider Oeffnungen und der Länge ab. Bei einer Länge von 4—6 Fuß macht man diese Durchmesser gewöhnlich 2 und 6—10 Zoll groß.

Bei nach allen Seiten hin Statt findender Fortpflanzung des Schalles, z. B. in freier Luft, wo die Wellen sich kugelförmig immer mehr erweitern, wird die dieser Fortpflanzung zu Grunde liegende Bewegung immer auf eine größere kugelförmige Schichte des Mittels, also auf eine größere Masse übertragen, muß daher im Verhältnisse dieser Masse abnehmen. Da letztere mit der Kugelfläche der sich immer mehr erweiternden Welle wächst, diese Kugelfläche aber dem Quadrate ihres Halbmessers, der ihre Entfernung vom Entstehungs-

oder Ausgangspunkte des Schalles vorstellt, proportional ist; so folgt, daß die den Schall fortpflanzende Hin- und Herbewegung der Theilchen des Mittels, mithin das Vermögen dieses letztern, Impulse auf das Ohr zu üben, und daher die Stärke des Schalles im quadratischen Verhältnisse mit der Distanz der Fortpflanzung abnehmen müsse. In freier Luft wird daher (rings um den Schallerreger) ein Schall desto schwächer vernommen, je weiter das Ohr von der Schallquelle entfernt ist, und wenn diese Entfernung eine gewisse Gränze überschreitet, kann wegen zu geringer Intensität der Welle (der Bewegung der Theilchen des Mittels) der Schall gar nicht mehr wahrgenommen werden.

Wird endlich bei der Schallfortpflanzung die Bewegung der Theilchen des Schallmittels immer von einer größeren auf eine kleinere Masse übertragen, so muß die Intensität dieser Bewegung, mithin auch die (durch die Stärke der Impulse dieser Theilchen auf das Gehörorgan bedingte) Intensität des Schalles stets zunehmen. Dies ist z. B. der Fall, wenn die Schallwelle in einer allmälig sich verengenden Röhre vom weiteren Ende gegen das engere hin fortschreitet... (I) (weil da die Massen der nach einander folgenden Luftschichten in dem Maße kleiner werden als die Weite der Röhre abnimmt), oder wenn die Welle von einer concaven Fläche, wie x y (Fig. 285) reflectirt wird, wo dem vorne S. 373 unter (†) aufgestellten Gesetze zu Folge die Schallstrahlen a, b, c nach der Reflexion convergente Richtungen a_1 b_1 c_1 erhalten und daher zwischen je zwei reflectirten Strahlen, so wie in der vorher erwähnten, sich verengenden Röhre die Bewegung der Theilchen des Mittels immer auf Schichten von geringerer Masse fortgepflanzt, d. h. die Schallwelle stets in einen kleineren Raum zusammengedrängt (concentrirt), also in ihrer Wirkung auf das Ohr verstärkt wird . . . (II).

Fig. 285.



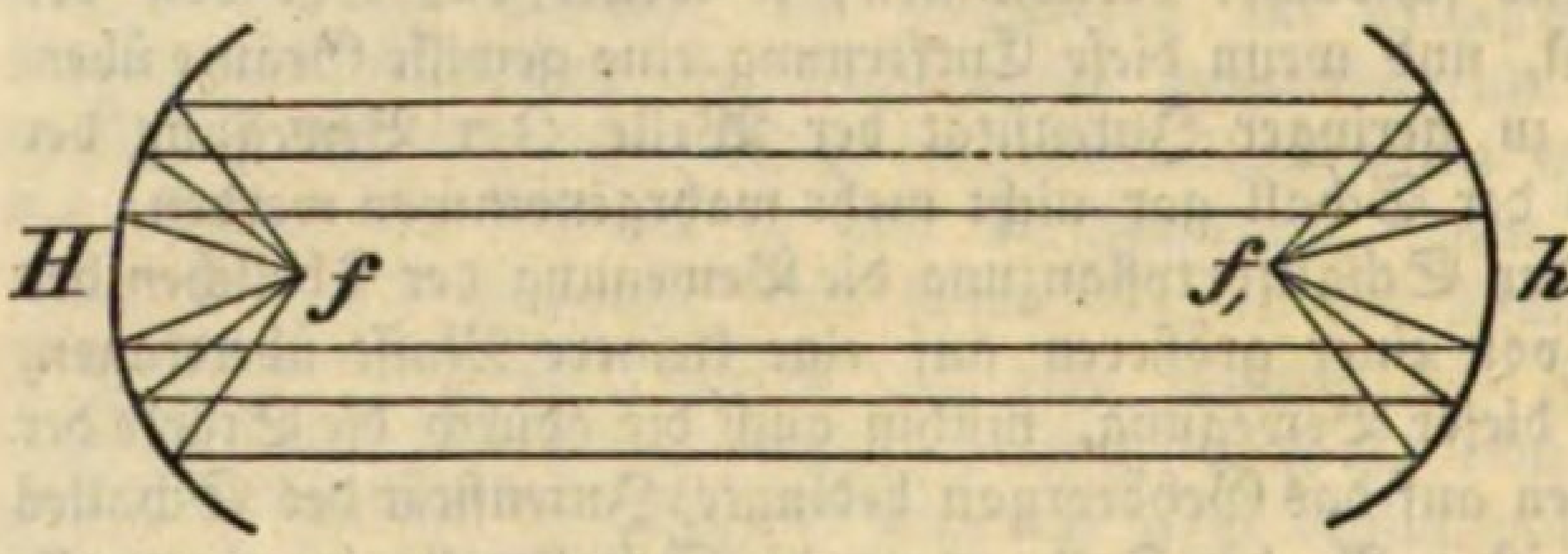
Auf (I) gründet sich die Anwendung des Hörrohrs, d. i. (meistens) eine mehr oder weniger trichterförmige, kurze und gebogene Röhre (Fig. 286), welche, indem ihr engeres Ende a in den Gehörgang gebracht wird, die am weitern Ende eintretende Schallwelle in concentrirtem Zustande dem Ohre zuführt und so einen mäßig starken Schall auch Schwerhörenden vernehmbar macht. Aus (II) erklärt sich, warum man in mit Nischen versehenen Gemächern oder Sälen einen Schall zunächst vor diesen Nischen am intensivsten hört (Fig. 285); warum Jemand, der seinen Mund im Brennpunkte f (Fig. 287) eines Hohlspiegels H hält und ganz leise gegen letztern hin spricht, von einer andern Person, deren Ohr sich im Brennpunkte f_1 eines zweiten, dem ersten selbst in großer Entfernung gegenübergestellten Hohlspiegels h befindet, deutlich vernommen wird, während eine dritte, zwischen f und f_1 befindliche und dem Sprechenden ganz nahe stehende Person nichts wahrnimmt. (Die vom Munde in f divergent ausgehenden Schallstrahlen werden nämlich durch Reflexion von H dem Spiegel h zugesendet und von diesem wieder so zurückgeworfen, daß sie sich in seinem Brennpunkte f_1, mithin im Ohre des Hörenden concentriren. Daß die Reflexion der Schallstrahlen

Fig. 286.



von den Spiegeln in der eben angegebenen Art Statt finden müsse, wird in der Lehre vom Lichte klar werden. Es wird nämlich dort der Beweis geführt werden, daß die mit den Schallstrahlen ganz gleiche Reflexionsgesetze beobachtenden Lichtstrahlen, wenn sie vom Brennpunkte eines Hohlspiegels ausgehen, von diesem parallel zurückgeworfen und wenn sie parallel auf den Hohlspiegel fallen, durch Reflexion in seinem Brennpunkte vereinigt werden.) Daß in Zimmern, Sälen u. s. w. einander gegenüber angebrachte, abgerundete Nischen oder Wölbungen näherungsweise die Stelle der Spiegel vertreten können und man daher das, was vor einer solchen Nische ganz leise gesprochen wird, vor der gegenüberstehenden Nische oder Wölbung noch deutlich wahrzunehmen vermag, leuchtet nun von selbst ein. Man hat daher in Sälen, die für Vorträge oder musikalische Productionen bestimmt sind, mit Anbringung aller Arten von Wölbungen vorsichtig zu sein, weil sonst leicht eine Concentrirung der Schallwellen, also eine Verstärkung des Schalles entsteht, welche den Zuhörern besonders dann sehr unangenehm sein muß, wenn die Vereinigung der verschiedenen reflectirten Wellen durch diese Wölbungen nicht gleichzeitig geschieht, indem dann ein unverständliches Wort- oder Tongewirre nothwendige Folge ist.

Fig. 287.



Da, wie vorne S. 372 gezeigt worden, die Bewegung, welche die Fortpflanzung des Schalles in einem Mittel bewirkt, beim Eintritte der Welle in ein anderes Mittel immer nur zum Theil in dieses Mittel übergeht, also an Größe abnimmt; so muß der Schall unter übrigens gleichen Umständen desto schwächer werden und somit schon in desto geringerer Entfernung von seinem Ursprunge aufhören vernehmbar zu sein, je öfter die Schallwelle das Mittel zu wechseln genöthigt ist, und umgekehrt muß der Schall desto mehr und zu größeren Distanzen seine ursprüngliche Stärke behalten, je gleichartiger das Fortpflanzungsmittel ist... (††). Hieraus erklärt sich: warum das Geläute einer Glocke, die menschliche Stimme u. s. w. zur Nachtzeit, wo die Luft wegen gleichförmiger Erwärmung homogener ist (da am Tage schattige und von der Sonne beschienene Parthien als eben so viele heterogene Mittel abwechseln) stärker und weiter gehört wird; warum der Schall durch die zwei Breter einer Doppelthüre mehr Schwächung erleidet als es durch ein einziges Bret der Fall wäre, das an Dicke jenen beiden sammt der dazwischen befindlichen Luftschichte gleichkömmt; warum Wolle, Moos, Sägespäne, Heu und alle Körper, die viele mit Luft erfüllte Zwischenräume enthalten, den Schall so bedeutend schwächen u. s. w.

Ad 3. Ist das Schallmittel rings um den Schallerreger von gleicher Beschaffenheit und wirkt dieser nach allen Seiten hin gleichzeitig und in gleichem Grade auf dasselbe ein, wie dieß z. B. eine angezündete Knallgasblase in freier Luft thut; so wird der Schall rings um den Erreger in gleichen Entfernungen auch in gleicher Stärke wahrgenommen. Erfährt aber das Schallmittel von dem schallenden Körper nach verschiedenen Richtungen eine ungleich starke Einwirkung;

so hört man in gleichen Distanzen nach der Richtung der stärkeren Einwirkung auch den Schall stärker. So vernimmt man die Stimme eines Sprechenden, den Knall eines Geschützes u. s. w., stets in der Richtung am stärksten, nach welcher hin gesprochen oder das Geschütz abgefeuert wird, weil in dieser Richtung durch die aus dem Munde kommende Luft und die aus dem Geschütze mit Gewalt hervortretenden Gase die äußere atmosphärische Luft am meisten erschüttert wird.

298. Tönen der Saiten. Wird eine Saite (d. i. ein aus Metall, Gedärmen, Seide u. dgl. verfertigter fadenförmiger Körper) an beiden Enden befestigt, hinreichend gespannt, nachher durch einen Zug mit dem Finger (wie bei der Harfe), durch Anschlagen eines Hammers (wie am Clavier) oder durch Streichen mit dem Bogen (wie auf der Violine und den andern Streichinstrumenten) aus ihrer Ruhelage herausgebracht, also ausgedehnt, dann aber sich selbst überlassen; so zieht sie sich in Folge ihrer durch die Spannung erlangten Elasticität wieder zusammen, kehrt durch eine Reihe regelmäßig auf einander folgender Querschwingungen (transversaler Schwingungen) von allmälig abnehmender Schwingungsweite in die Ruhelage zurück und erzeugt so einen Ton, der desto höher ist, eine je größere Dicke und Spannung die Saite besitzt, aus je weniger dichtem Materiale sie besteht und je kürzer sie ist*). Dabei schwingt sie entweder als Ganzes und nimmt dann bei den größten Excursionen aus ihrer Ruhelage a b (Fig. 288) die Gestalt a d b und a c b an, oder sie theilt sich in aliquote gleiche Theile ihrer Länge ab, deren jeder dann für sich und mit den angränzenden Theilen gleichzeitig im entgegengesetzten Sinne schwingt, so daß bei einer Abtheilung in zwei oder drei Theile die Saite in der einen Hälfte der Schwingungszeit die Gestalt a c o e b (Fig. 289) und a c d e f g b (Fig. 290), in der zweiten Hälfte hingegen die punktirte Gestalt annimmt, während die Theilungspunkte (o, d, f) an der besagten Bewegung keinen Antheil nehmen, sondern in Ruhe bleiben, und deßwegen **Schwingungsknoten** heißen. Der Ton einer in Abtheilungen schwingenden Saite hat die der Länge einer Abtheilung

Fig. 288.

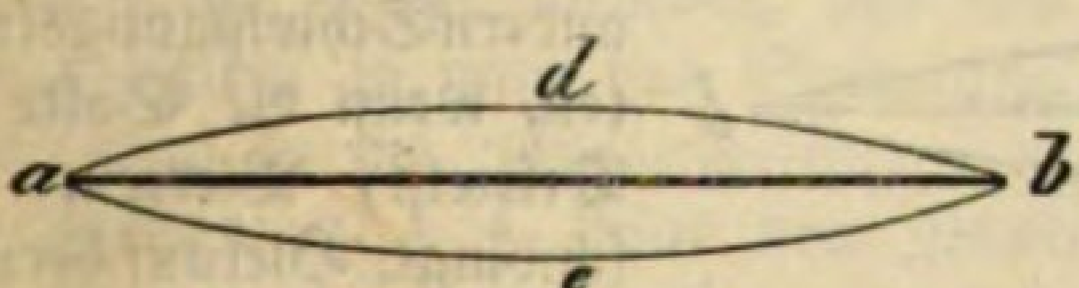


Fig. 289.

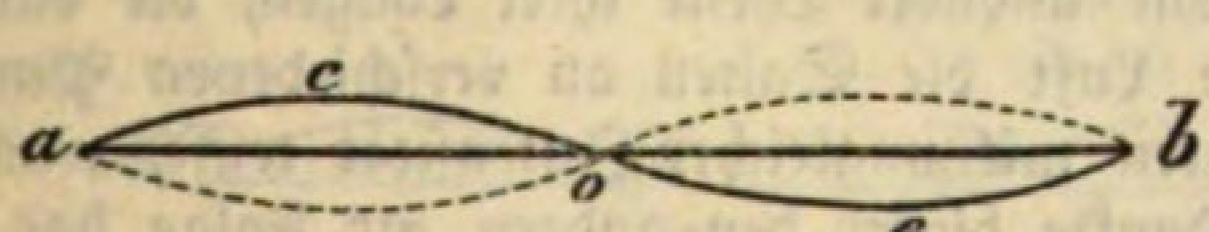


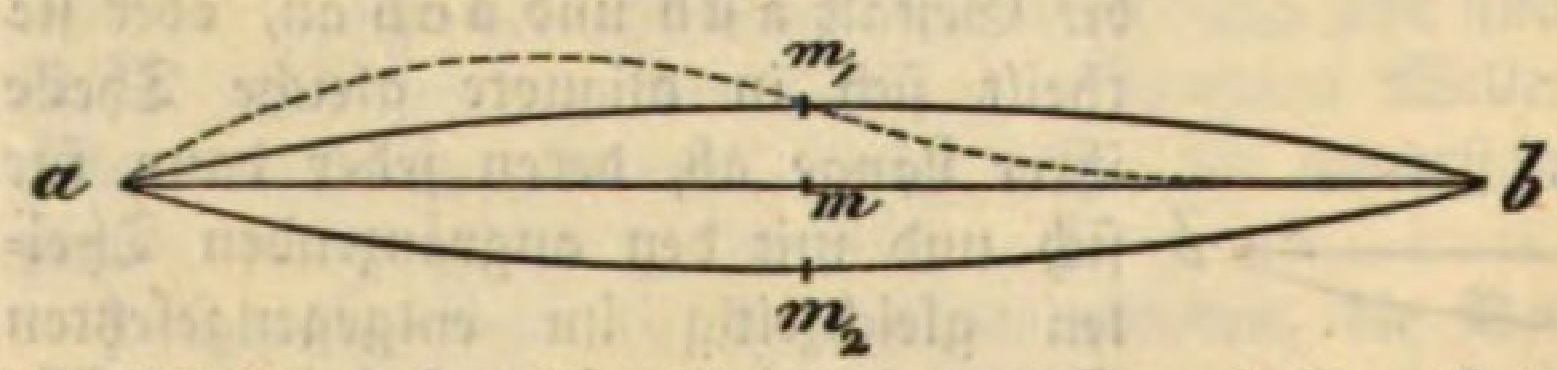
Fig. 290.



*) Bei manchen Saiteninstrumenten, wie bei der Harfe und beim Piano-Forte, sind so viele Saiten von verschiedener Dicke und Spannung und von ungleicher, aber unveränderlicher Länge vorhanden, als verschieden hohe Töne hervorgebracht werden sollen. Bei den Streichinstrumenten und bei der Guitarre, der Zither u. a. hingegen werden die verschiedenen Töne nur wenigen Saiten von ungleicher, aber constanter Spannung und Dicke entlockt, indem man sie mit den Fingern auf das sogenannte **Griffbret** niederdrückt und so ihre Länge entsprechend abändert (da dann nur immer das zwischen dem Finger und dem Stege enthaltene Stück zu schwingen und zu tönen vermag).

entsprechende, d. h. die nämliche Höhe, als wäre die ganze Saite, bei übrigens gleicher Beschaffenheit und Spannung wie vorher, nur so lang wie eine Abtheilung, schwänge aber in der ganzen Länge. Man kann eine Saite leicht zum Schwingen in Abtheilungen, z. B. in Dritteln oder in Vierteln, bringen, wenn man sich dieselbe in drei oder vier gleiche Theile getheilt denkt, sie in dem einen ihrer Enden zunächst gelegenen Theilpunkte mit dem Finger leise berührt und das eine oder das andere Stück nahe am Finger mit einem Bogen streicht. Wurden auf verschiedene Punkte der Saite, auch auf die besagten Theilpunkte, schmale, winkelartig zusammengebogene Papierstreifchen gleichsam wie Reiter aufgesetzt, so werden diese beim Tönen der Saite alle herabgeworfen, mit Ausnahme der auf die Theilpunkte gesetzten, die unbeweglich an ihrem Platze bleiben, zum Beweise, daß diese Punkte selbst nicht in Bewegung sind. Da man einer Saite, besonders einer etwas längeren, durch Streichen mit einem Violinbogen gleichzeitig verschiedentlich hohe Töne entlocken kann, wovon der tiefste ihrer ganzen Länge und die höheren der Hälfte, dem Drittel und dem Viertel derselben entsprechen; so muß sie nicht blos ihrer ganzen Länge nach, sondern zugleich auch in Hälften, Dritteln und Vierteln schwingen können. In der That hindert, wenn z. B. die Mitte m (Fig. 291) der Saite ab zwischen m_1 und m_2 hin und her schwingt, dies nicht das gleichzeitige Schwingen jeder Hälfte so als ob die Mitte befestigt wäre; dasselbe gilt bezüglich der andern Schwingungsknoten, wenn die Saite in Dritteln, Vierteln ꝛc. schwingt. Hierauf beruht die Wirkung der Aeolsharfe, d. i. ein hohler Kasten aus elastischem Holze (Resonanzkasten), auf welchem mehrere gleichgestimmte Saiten neben einander gespannt sind, die, einem Luftzuge ausgesetzt, in den mannigfaltigsten Tönen und Accorden erklingen. Es kömmt dies nämlich von einer Unterabtheilung der Saiten in verschiedene aliquote Theile ihrer Längen, die dadurch bewirkt wird, daß die bewegte Luft die Saiten an verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeitmomenten mit ungleicher Intensität trifft, was ein Zurückbleiben einzelner dieser Punkte hinter den andern zur Folge hat und bezüglich einer Abtheilung der Saite gerade dieselbe Wirkung haben muß, wie wenn die ersteren Punkte in Ruhe gehalten und die letzteren durch geringere Luftstöße in Bewegung gesetzt würden.

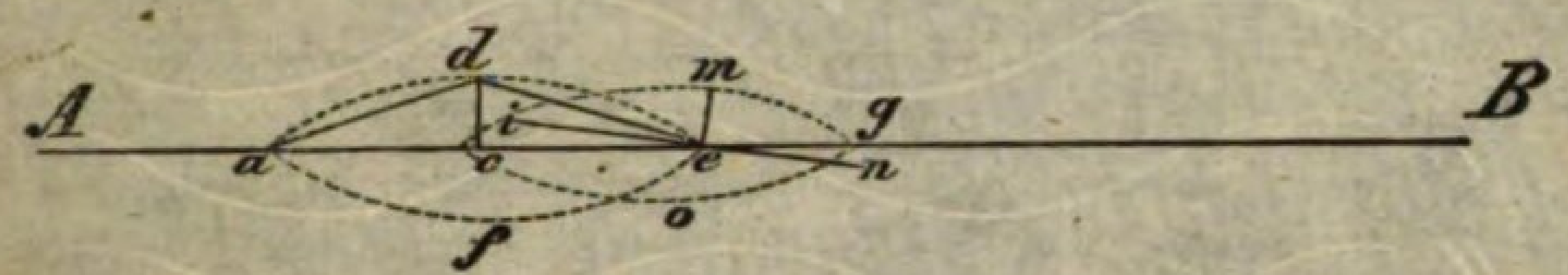
Fig. 291.



299. Stehende Schwingungen. Wie es bei einer Saite zu der erwähnten Unterabtheilung und zur Bildung von Schwingungsknoten komme, wird aus nachstehender Betrachtung klar werden. Ist **AB** (Fig. 292) eine ruhende, gespannte Saite und erhält sie bei c einen Stoß oder raschen Zug von der Richtung und Größe cd, so wird dieser ein Stück ae derselben nöthigen, nach d hin aus der Ruhelage herauszutreten und eine Krümmung anzunehmen, deren Hälften man wegen Kleinheit des Krümmungsbogens durch die geraden Linien ad und de vorstellen kann. Offenbar muß, nachdem die Stoß- oder Ziehkraft zu wirken aufgehört hat, der Punkt d durch die Elasticität (d. i. die Kraft, womit die Theilchen des ausgedehnten Saitenstückes ae wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückzukehren suchen) zugleich nach a und nach e mit gleichen Kräften von den Größen da und de

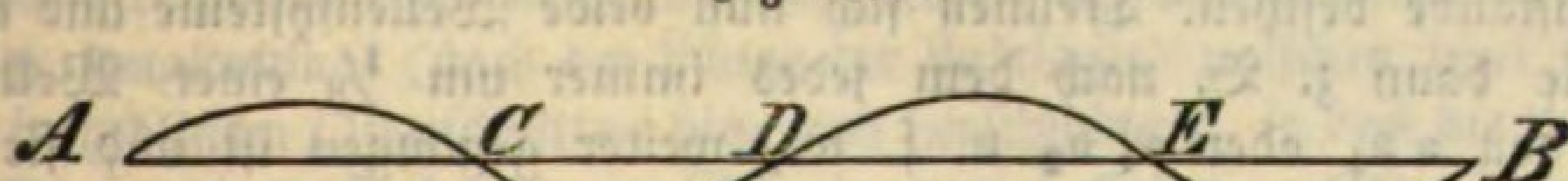
gezogen werden. Jede dieser Kräfte läßt sich in eine mit AB parallele und in eine darauf senkrechte zerlegen, und es sind dann dc und ca die Componenten der ersteren, de und ce aber jene der letzteren Kraft. Da ca und ce als entgegengesetzte gleiche Kräfte sich aufheben, so bleibt nur die doppelte

Fig. 292.



Kraft dc übrig, und diese führt das Saitenstück ade nicht nur in die Lage ace zurück, sondern noch über dieselbe hinaus, so daß es eine der vorigen entgegengesetzte Krümmung afe annimmt, aus dieser Position dann wieder in die Position ade übergeht und endlich nach einer Reihe solcher Hin- und Hergänge in die Ruhelage ace zurückkehrt. Da aber wegen der Spannung der Saite sich keiner ihrer Theile bewegen kann ohne den benachbarten mit in Bewegung zu versetzen, so wird durch die Ausbeugung des Saitenstückes ace nach ade auch e zur Bewegung bestimmt und muß offenbar in Folge der besagten Spannung mit derselben Kraft nach d und nach g hin gezogen werden. Da man die nach d ziehende Kraft in die Componente ei und die darauf senkrechte em, ferner die Zugkraft nach g in die Componente en und die darauf senkrechte em zerlegen kann, ei und en sich wieder aufheben, und nur die doppelte, nach em ziehende Kraft übrig bleibt; so muß das Saitenstück ceg die Ausbeugung cmg erfahren, diese muß in die entgegengesetzte cog übergehen, dann wieder gegen cmg zurückkehren u. s. f. Was vom Punkte e gezeigt worden, gilt ganz so vom Punkte g u. s. w. bis B hin und andererseits in gleicher Weise von den Punkten a bis A; es müssen somit die Ausbeugungen des Saitenstückes ae bis zu beiden Befestigungspunkten A, B fortrücken, so daß die Saite nach Art der Fig. 293 sich allmählig schlangenförmig krümmt. Indem nun diese Wellen-

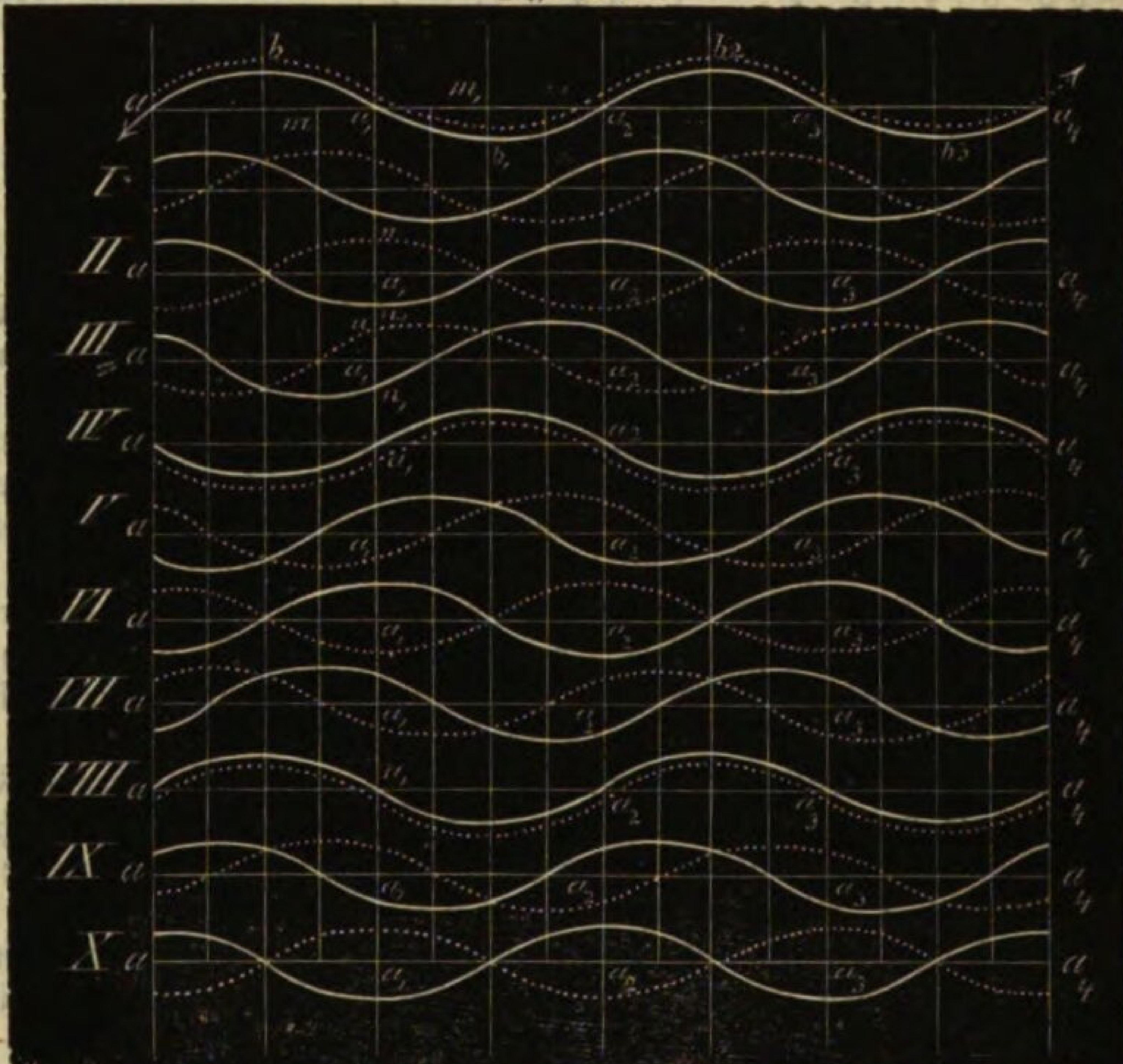
Fig. 293.



bewegung (zwei aneinander grenzende, nach entgegengesetzten Richtungen gehende Ausbeugungen, z. B. AC und CD, pflegt man eine Welle zu nennen) von den Befestigungspunkten der Saite zurückgeworfen (reflectirt) wird und die reflectirten Wellen den diesen Punkten zuschreitenden (directen) Wellen begegnen, entstehen die vorbesagten Schwingungsknoten. Um dies einzusehen, sei in Fig. 294 .... a a_1 a_2 a_3 a_4 .... die Ruhelage eines Stücken einer Saite, die ausgezogene Schlangenlinie a b b_1 b_2 b_3 a_4 stelle das eine der beiden sich begegnenden Wellensysteme, z. B. das directe und die punktirte Schlangenlinie a b b_1 b_2 b_3 a_4 das andere, nämlich das reflectirte vor. Ersteres, von dem vorausgesetzt wird, daß man es durch sich regelmäßig folgende Impulse auf die Saite unterhalte, soll nach a hin und letzteres nach entgegengesetzter Richtung, also gegen a_4 in Bewegung sein; beide wollen wir von dem Augenblicke an zu betrachten beginnen, wo sie gerade zusammenfallen, und in beiden sollen die Wellenhälften, die Ausbeugungen nach der

einen und nach entgegengesetzter Seite, eine ganz übereinstimmende Form haben, so daß je zwei von einem der Grenzpunkte a_1 a_2 a_3 . . . der Wellenhälften gleichweit abstehende Theilchen, z. B. m und m_1 der Saite in dem

Fig. 294.



nämlichen Augenblicke gleich große, in der Richtung aber entgegengesetzte Bewegungszustände besitzen. Trennen sich nun beide Wellensysteme und man betrachtet sie dann z. B. nach dem jedes immer um $\frac{1}{8}$ einer Wellenlänge (d. i. $\frac{1}{8}$ von a a_1 oder a_1 a_2 u. s. w.) weiter gegangen ist und sie sich in den bei **I** bis **X** (Fig. 294) anschaulich gemachten gegenseitigen Positionen befinden: so zeigt sich, daß bei diesem Weitergehen stets (wie man in den eben besagten Positionen deutlich sieht) auf die Punkte a a_1 a_2 a_3 a_4 von beiden Wellensystemen gleichzeitig gleich große und entgegengesetzte Bewegungen, die sich aufheben, übertragen werden, daß diese Punkte daher immer in Ruhe bleiben müssen, also Schwingungsknoten sind, während alle andern Punkte der Saite sich in Bewegung (aus ihrer natürlichen Lage mehr oder weniger hinausgerückt) befinden. So muß z. B. der Punkt a_1 (**II** und **III**) in Ruhe bleiben, weil die Bewegung a_1 n, die er vermöge der punktirten Welle annehmen sollte, durch die gleich große, von der zweiten Welle gleichzeitig auf ihn übertragene entgegengesetzte Bewegung a_1 n_1 aufgehoben wird. Zugleich zeigt der bloße Anblick der Fig. 294, daß in den Positionen **II**, **VI** und **X** alle Theile der ganzen Saite in Ruhe und die anderen Positionen nur allmälige Uebergänge der Saite aus diesen Ruhelagen in Positionen (**IV** und **VIII**) sind, in welchen die auf die Theilchen der Saite von beiden Wellensystemen übertragenen Bewegungen sich summiren, die Ausbeu-

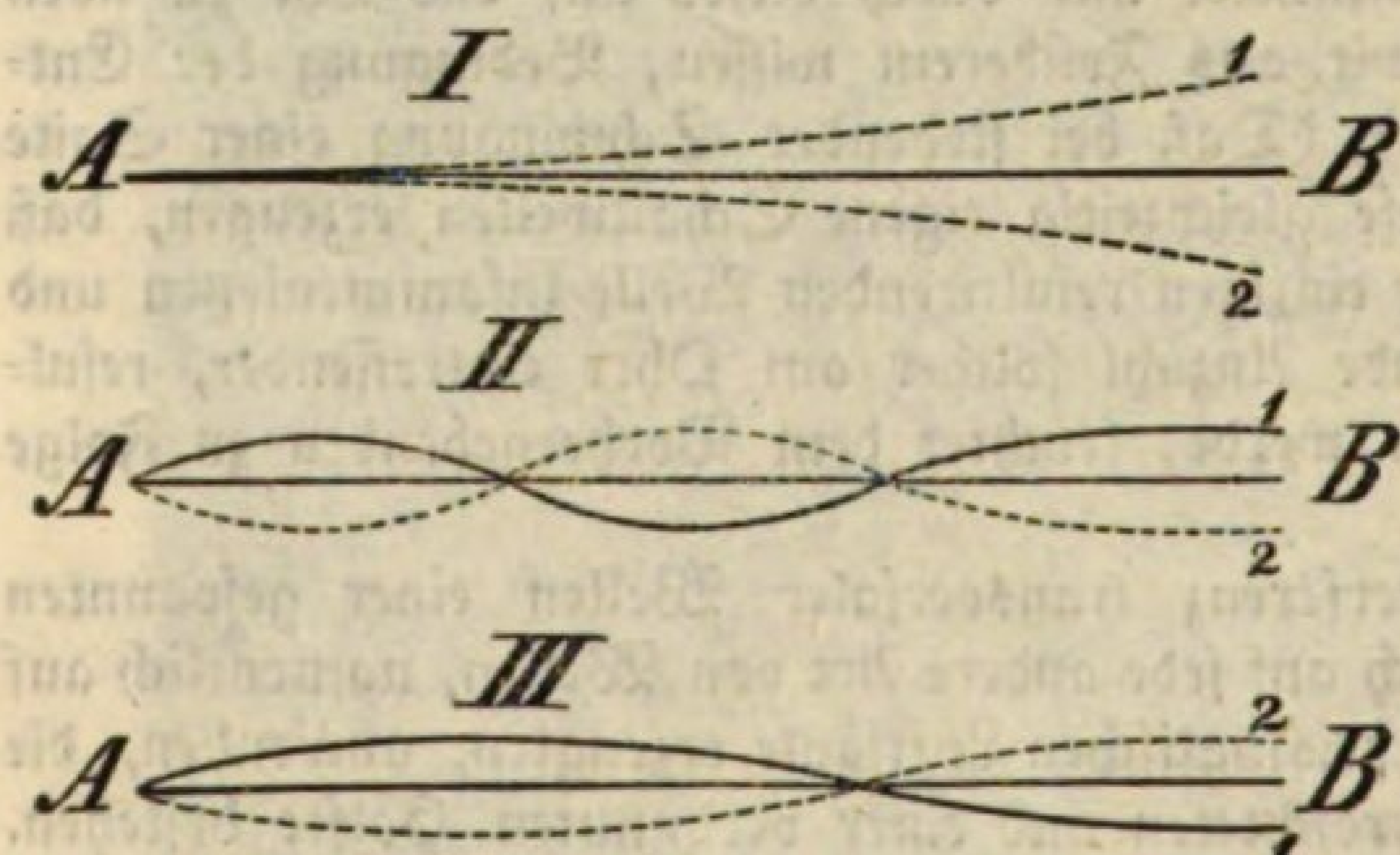
gungen der Saite also am größten ausfallen, so daß in Folge der Begegnung und gegenseitigen Einwirkung (Interferenz) der directen und der reflectirten Wellen die ganze Bewegung der Saite endlich in einem gleichzeitigen Schwingen gleicher, durch Schwingungsknoten getrennter Theile um die Ruhelage herum besteht. Man nennt eine solche Schwingung, da sie auf gewisse Theile der Saite beschränkt und nicht mehr nach der Länge fortschreitend erscheint, eine stehende Schwingung, und nur wenn eine Saite sich in einer derartigen Schwingung befindet, d. h. wenn dieselbe in durch Schwingungsknoten getrennten Unterabtheilungen oder auch in ihrer ganzen Länge um die Ruhelage herum schwingt, kann sie tönen, weil nur dann alle in Bewegung befindlichen Theile derselben gleichzeitig und regelmäßig einander folgende Impulse auf das sie umgebende Schallmittel und durch dieses auf das Ohr zu üben vermögen, was doch, wie wir aus Früherem wissen, Bedingung der Entstehung eines Tones ist... (A). (Daß bei stehender Schwingung einer Saite in Unterabtheilungen alle diese gleichzeitig eigene Schallwellen erzeugen, daß diese Wellen sich dann zu einer einzigen resultirenden Welle zusammensetzen und der Ton durch eine hinreichende Anzahl solcher am Ohre eintreffender, resultirender Wellen hervorgerufen werde, leuchtet dem Vorhergehenden zu Folge für sich ein).

Was hier von der Interferenz transversaler Wellen einer gespannten Saite gezeigt worden, läßt sich auf jede andere Art von Wellen, namentlich auf die in einer cylindrischen oder prismatischen Luftsäule erzeugten, anwenden, die (S. 367—369) aus einer verdichteten und einer verdünnten Hälfte bestehen. Treffen daher in einer Luftsäule zwei einander entgegengehende Züge gleichlanger Wellen, in deren respectiven Hälften die nämliche Verdichtungs- und Verdünnungsbeschaffenheit herrscht, zusammen (der eine Zug soll z. B. aus lauter an dem einen Ende der Luftsäule nach einander angeregten und der andere Zug aus diesen vom zweiten Ende der Luftsäule reflectirten Wellen bestehen); so gestaltet sich durch die Interferenz beider Züge die ganze Luftsäule zu einer continuirlichen Reihe von Stücken, deren jedes so lang wie das andere und so lang wie die Hälfte einer ursprünglichen Welle ist, und in deren jedem die Lufttheilchen longitudinal (nach der Länge der Luftsäule) zwischen zwei beständig in Ruhe befindlichen Querschnitten hin- und herschwingen, so daß die Luftsäule sich ebenfalls in einer stehenden Schwingung befindet...(B). Um die Nothwendigkeit des Entstehens einer solchen Schwingung hier so wie vorhin bei der transversalen Bewegung einzusehen, darf man nur in der Fig. 294 die Ausbeugungen nach aufwärts die verdichteten, die Ausbeugungen nach abwärts aber die verdünnten Hälften der Wellen bedeuten lassen und sich unter den Ordinaten der Ausbeugungs-Curven Bewegungszustände der longitudinal schwingenden Lufttheilchen, also unter den entgegengesetzt (auf- und abwärts) liegenden Ordinaten, derlei entgegengesetzte Zustände denken... (C).

300. Tönen elastischer Stäbe und Streifen. Wird ein elastischer, gerader, gleich dicker und gleichförmig dichter Stab an einem Ende befestigt und hernach durch Streichen mit einem Bogen, durch Schlagen mit einem Hammer, durch den Zug mit der Hand oder durch sonst eine passende Einwirkung aus der Gleichgewichtslage gebracht; so geräth er vermöge seiner Elasticität in transversale Schwingungen, welche, wenn sie schnell genug auf einander folgen, einen Ton erzeugen. Er schwingt dann entweder in seiner ganzen Länge oder in durch Schwingungsknoten getrennten Abtheilungen, und die Höhe der

Töne, die er dabei gibt, steht unter übrigens gleichen Umständen im geraden Verhältnisse mit seiner Dicke und im verkehrten der Quadrate der Länge der schwingenden Stücke. Die Schwingungsknoten entstehen auch hier durch Interferenz der angeregten Wellen nach ihrer Reflexion von den Enden des Stabes und lassen sich dadurch leicht hervorrufen, daß man den Stab am Ende eines passenden aliquoten Theiles (des Drittels, des Viertels u. s. w.) seiner Länge leicht berührt und das längere Stück nahe am Berührungspunkte streicht. Die Beschaffenheit und Entstehungsweise der Wellen ist die nämliche wie bei transversal schwingenden Saiten. In Fig. **295** sind bei **I, II, III** durch die Linien **1, 2** die Excursionen angedeutet, welche die Theile des in **A** befestigten Stabes **A B** aus der Gleichgewichtslage hinaus machen, während dieser der ganzen Länge nach (wo er den tiefsten Ton gibt), mit einem oder mit zwei Knoten schwingt. So wie elastische Stäbe verhalten sich bezüglich tönender Schwingungen auch schmale elastische Streifen. Solche Stäbe oder Streifen finden als Tonerzeuger Anwendung: bei den Spielwerken in Petschaften, Dosen, Taschen- und Stockuhren, wo einseitig festgemachte Stahlfedern verschiedener Länge und Dicke durch aus dem Umfange einer sich drehenden Walze hervorstehende Stifte aus der Ruhelage heraus und zum Schwingen gebracht werden; bei der Mund- oder Wind- und bei der Physharmonika, wo elastische, durch einen Luftstrom in Bewegung versetzte Metallzungen die Töne geben; beim Stabgeläute, wo statt der Glocken Stahlstäbe dienen, die viel wohlfeiler und bequemer unterzubringen sind, sich leicht beliebig stimmen lassen und, durch hölzerne Hämmer angeschlagen, sehr rein und weit vernehmbar klingen; bei den Schlagwerken der Uhren, wo metallene, meistens spiralförmig gebogene Federn die Stelle der Glocken vertreten.

Fig. 295.



Gekrümmte Stäbe schwingen ganz so wie gerade, nur mit dem Unterschiede, daß die Schwingungsknoten, zwischen welche die Krümmung fällt, in Folge dieser einander näher gerückt sind, als dies bei einem geraden Stabe unter übrigens gleichen Umständen der Fall wäre, weswegen der gekrümmte Stab immer einen etwas höhern Ton gibt. Ein solcher Stab ist die Stimmgabel, d. i. ein gabelförmig gebogener Stahlstab (Fig. 296), der an der Krümmung einen Stiel a hat und, mit einer der Zinken b, c angeschlagen, einen gewissen, bei Stimmung musikalischer Instrumente als fester Anhaltspunkt dienenden Ton gibt, wobei er mit zwei in der Krümmung und sehr nahe aneinander liegenden Knoten schwingt.

Fig. 296.



Wird ein elastischer, hinreichend langer und dicker Stab mittelst eines befeuchteten, mit Bims oder Kolophonium bestreuten Lederlappens an einer Stelle der Länge nach gerieben, während man ihn an einer andern Stelle festhält, so geräth er in longitutinale (Längen-) Schwingungen und tönt. An der Reibungsstelle werden

nämlich durch Fortschieben der Theilchen nach der Richtung des Reibens Verdichtungen und zunächst hinter diesen, nämlich dort, von wo die Theilchen weggeschoben werden, Verdünnungen, also Wellen erzeugt ... (†), durch deren Fortpflanzung bis an die Enden des Stabes und Interferirung nach erfolgter Reflection von diesen, eine stehende Schwingung entsteht, bei welcher die Theilchen so wie bei einer in solcher Schwingung befindlichen Luftsäule [s. (B) S. 385] zwischen zwei Knotenflächen sich hin und her (abwechselnd von und gegen einander) bewegen. Die Höhe der durch Längenschwingungen erzeugten Töne hängt bei einer und derselben materiellen Beschaffenheit der Stäbe durchaus nicht von ihrer Dicke ab, ist den schwingenden Längen direct proportional und immer größer als die Höhe jener Töne, welche die Stäbe unter sonst gleichen Umständen bei Querschwingungen geben würden.

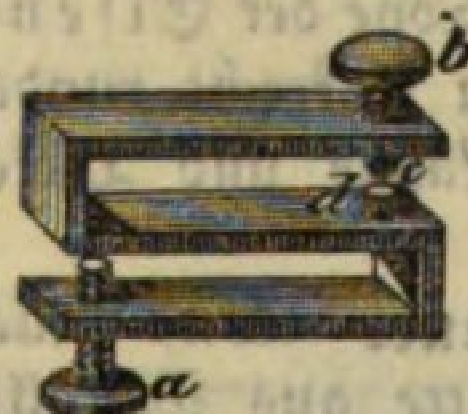
Endlich sind elastische Stäbe auch noch drehender Schwingungen fähig, die reine musikalische Töne erzeugen und am leichtesten bei cylindrischen, an einem Ende festgemachten Stäben angeregt werden, wenn man sie mit dem Violinbogen so streicht, daß sich dieser senkrecht gegen den Stab um einen Theil seines Umfangs herum bewegt und die ergriffenen Theile in der Richtung um die Achse des Stabes eine Strecke weit mit sich fort nimmt. Indem diese Theile dann durch eine Reihe von Schwingungen um die besagte Achse wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückkehren, entsteht ein Ton. Auf solchen drehenden Schwingungen beruhen die Töne der Eisenvioline, d. i. ein Kasten aus elastischem Holz, auf welchem senkrecht runde Eisenstäbchen einerseits befestigt sind, die in Folge ungleicher Länge und Dicke verschieden hohe Töne geben.

301. Tönen elastischer Platten und Membrane. Wird eine ebene oder gekrümmte, durch eigene Steifheit elastische Platte aus Metall, Glas, Holz u. s. w. an einer oder an mehreren Stellen festgehalten, und man bringt dann an einer oder an mehreren anderen Stellen durch Streichen mit dem Violinbogen oder durch sonst eine passende Einwirkung Theile der Platte nach einer auf ihr senkrechten (normalen) Richtung aus der Ruhelage; so entsteht, da die besagten Theile nachher durch transversale Schwingungen wieder in die Ruhelage zurückkehren, an der Stelle der Platte, wo die Einwirkung Statt fand, eine Reihe nach einander folgender Wellen (deren jede, wie bei transversal schwingenden Saiten oder Stäben, von zwei aneinander grenzenden, gleichzeitig nach entgegengesetzten Richtungen über die Ruhelage der Platte hinaus gebeugten Stücken der letzteren gebildet wird). Diese Wellen pflanzen sich nach allen Seiten bis an die Grenzen der Platte fort, werden dort reflectirt, es kömmt so zur Interferenz, und in Folge dieser geräth die Platte in eine stehende, einen Ton erzeugende Schwingung, wobei sich ihre Fläche symmetrisch in vibrirende aliquote Theile abtheilt, die durch gerade oder krumme, einander mannigfaltig durchkreuzende Ruhe- oder Knotenlinien geschieden sind. Diese Knotenlinien lassen sich, bei ebenen Platten, durch darauf gestreuten feinen Sand, der von den bewegten Punkten weggeworfen und an den ruhenden angehäuft wird, sichtbar machen und erscheinen dann als regelmäßige oder symmetrische mehr oder weniger zusammengesetzte Figuren, die man, weil ihre Bildung mit einem Klange verbunden ist, Klangfiguren, oder nach ihrem Entdecker Chladni, Chladnische Figuren nennt. Die Höhe des Tones, den eine in der beschriebenen Art schwingende Platte gibt, hängt von dem Materiale, von der Größe und Dicke der Platte, und unter übrigens

gleichen Umständen von der Anzahl der aliquoten Theile ab, in welchen die Platte schwingt. In letzterer Beziehung ist der Ton desto höher, je größer diese Anzahl und je zusammengesetzter mithin die Klangfigur ist. Da die Figur das Resultat einer Interferenz der durch den Violionbogen oder dgl. an einer Stelle der Platte angeregten und von den Grenzen derselben reflectirten Wellenbewegung ist; da ferner die Stelle, wo die Platte festgehalten wird, immer in Ruhe bleibt, also Ruhe- oder Knotenpunkte enthalten muß: so sieht man ein, daß die Gestalt der Klangfiguren durch die Lage des Punktes, wo die Wellenbewegung angeregt, des Punktes, wo die Platte festgehalten wird, und durch die Art der Begrenzung, d. i. die Gestalt der Platte bestimmt werden muß.

Bei Erzeugung der Klangfiguren bedient man sich am besten möglichst gleichförmig dicker Scheiben von gemeinem, dünnem Fensterglase, denen der beim Zuschneiden entstandene scharfe Rand durch Abschleifen auf einem Sandsteine benommen worden, und zum Aufstreuen eignet sich vorzüglich gut ausgewaschener und getrockneter, feiner Quarzsand. Man hält die Scheibe an der gehörigen Stelle zwischen den Spitzen des Daumens und Mittelfingers mäßig fest, oder spannt sie, was bei größeren Scheiben meistens nothwendig wird, in einem eigenen hölzernen Gestelle (Fig. 297) ein, das mittelst der Schraube a an einen Tisch angeschraubt wird und die Scheibe zwischen dem Ende c der Schraube b und dem darunter befindlichen Stützpunkte d aufnimmt. c und d dürfen nicht dick und müssen mit einem weichen Ueberzuge aus Kork, Leder oder Kautschuk versehen sein. Zum Schwingen wird die Scheibe durch Streichen mit einem senkrecht gegen ihre Ebene angesetzten Violinbogen gebracht, der nur etwa halb so viele Haare hat, als ein gewöhnlicher guter Bogen und vorher stark mit Kolophonium geschmiert worden ist. Die Scheiben können quadratisch, länglich rechteckig, kreisrund elliptisch, drei- oder mehreckig gestaltet sein, und müssen vor dem Bestreuen mit dem Sande immer sorgfältig abgetrocknet werden, damit dieser nicht adhärirt. Man sieht in Fig. 298 einige Klangfiguren abgebildet, wie sie auf quadratischen und länglich rechteckigen, auf runden und ovalen, endlich auf drei- und sechseckigen Tafeln erzeugt werden können, wenn man dieselben an den mit a bezeichneten Stellen festhält oder einspannt und an den mit b markirten Punkten streicht.

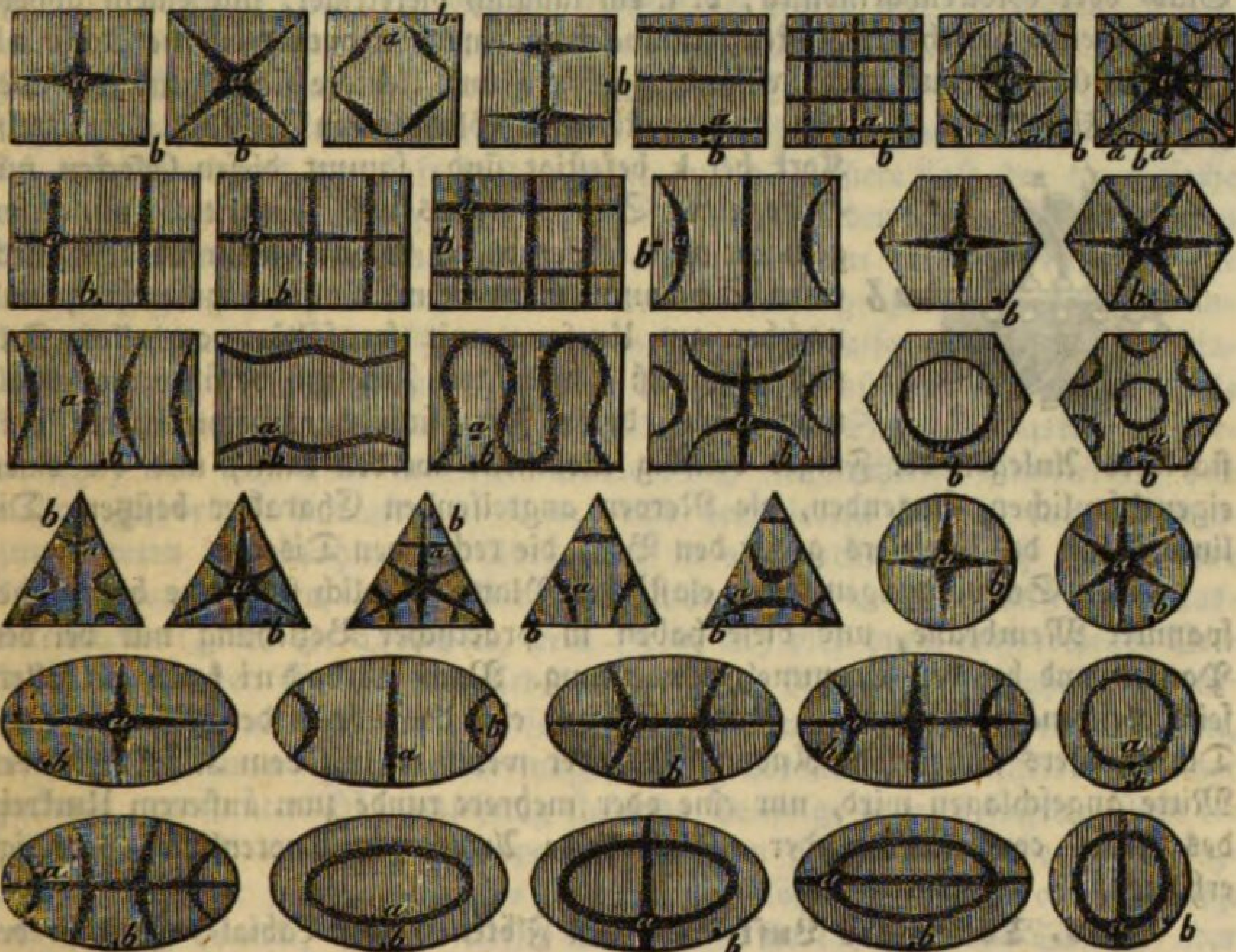
Fig. 297.



Von gekrümmten Tafeln sollen hier nur die Glocken etwas näher betrachtet werden. Diese verhalten sich beim Tönen so wie runde ebene Scheiben in den einfachsten Schwingungsformen, wo nämlich wie z. B. auf der ersten in Fig. 298 abgebildeten Tafel die Knotenlinien sich im Mittelpunkte schneiden. Eine Glocke theilt sich, wenn sie an irgend einer Stelle angeschlagen wird, in vier transversal schwingende Theile, die durch eben so viele, von einander um 90° abstehende und im Knopfe o zusammentreffende Knotenlinien 1, 2, 3, 4 (Fig. 299) geschieden sind, und gibt dann den tiefsten Ton, dessen sie fähig ist. Es können auch sechs, acht oder mehrere Schwingungsknoten, aber immer nur in gerader Anzahl, also eben so viele schwingende Unterabtheilungen der Glocke erzeugt werden, wenn man diese an einer oder einigen passenden Stellen leise berührt und mit dem Violinbogen an einem Punkte des Randes in der Richtung des Durchmessers streicht, der ungefähr die Mitte einer der beabsichtigten Abtheilungen bildet. Wurde die Glocke vorher mit Wasser angefüllt und auf dessen Oberfläche eine dünne Lage sogenannten Hexenmehls (Bärlappensamens) gestreut;

so unterscheidet man während des Streichens mit dem Bogen deutlich die ruhenden, an den Knoten liegenden Stellen, von den übrigen mit den schwingenden Parthien der Glocke in Berührung stehenden Theilen der Wasserober-

Fig. 298.



fläche, die sich in kräuselnder Bewegung (Fig. 299, bei II, eine Ansicht der Glocke von oben darstellend) befinden, kann also auf diese Art die Knotenlinien sichtbar machen. Mit der Zahl derselben wächst unter übrigens gleichen Umständen die Höhe des Tones, den die Glocke gibt. Aendert der Punkt, wo die Glocke mit dem Klöppel angeschlagen wird, den Platz; so fallen ohne Aenderung der Tonhöhe die Knotenlinien, ihre gegenseitige Lage beibehaltend, an andere Stellen. Dies gibt ein Mittel an die Hand, einer Glocke, z. B. einer Thurmglocke, die in einem schwingenden Theile der Länge (Höhe) nach einen Sprung bekommen hat und deswegen nicht mehr rein tönt, sondern wegen des Zusammenstoßens der im Sprunge einander gegenüberstehenden Theile nur klappert, den vorigen Ton wiederzugeben. Man darf zu diesem Behufe nur am Ende des Sprunges ein Loch durchbohren (damit dieser sich nicht mehr weiter fortsetzen kann) und dann die Stelle, wo der Klöppel anschlägt, so wählen, daß der besagte Längensprung mit einer Knotenlinie zusammenfällt und beim Klingen der Glocke daher in Ruhe bleibt.

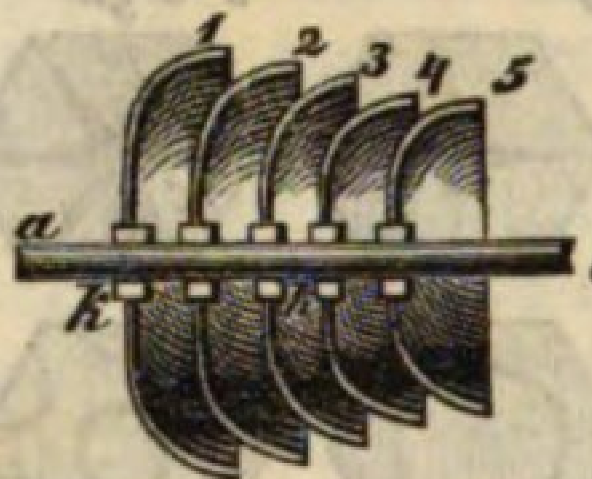
Fig. 299.



Wird eine gläserne Glocke, während sie, auf einer Achse befestigt, mit

dieser umläuft, am Rande mit einem nassen Finger gerieben (bei Glocken aus anderem Materiale muß das Reiben mittelst Leder, Kolophonium u. dgl. geschehen); so entstehen gleichfalls die oben erwähnten vier Knotenlinien, und man erhält den tiefsten Ton, den sie zu geben vermag. Hierauf beruht die Glas- oder Glockenharmonika, d. i. ein länglich viereckiger, mit einem abhebbaren Deckel versehener Kasten, in welchem eine horizontale eiserne Achse a b (Fig. 300), worauf neben einander größere und kleinere flache und verschieden hoch gestimmte Glasglocken 1, 2, 3... mittelst Kork bei k befestigt sind, sammt diesen Glocken mit Hilfe eines Schwungrades und Fußtrittes umlaufen gemacht wird. Werden die Glocken während dem durch einen Schwamm mit reinem Wasser angefeuchtet, und nachher am Umfang mit sorgfältig von allem Fett und Schweiß gereinigten Fingern berührt; so erhält man Töne, deren Intensität durch schwächeres oder stärkeres Anlegen der Finger beliebig modificirt werden kann, und die einen eigenthümlichen, klagenden, die Nerven angreifenden Charakter besitzen. Die linke Hand des Spielers greift den Baß, die rechte den Discant.

Fig. 300.



Den Schwingungen fester elastischer Platten ähnlich sind jene breiter gespannter Membrane, und diese haben in practischer Beziehung nur bei den Pauken und bei den Trommeln Bedeutung. Nach Chladni kann ein allerseits gleichmäßig gespanntes Paukenfell nur eine dasselbe in der Richtung eines Durchmessers schneidende Knotenlinie, oder wenn es mit dem Klöppel in der Mitte angeschlagen wird, nur eine oder mehrere runde zum äußerem Umkreis des Felles concentrische oder endlich beide Arten von Knotenlinien vereinigt erhalten.

302. Tönen der Luft. Bei den Flöten- (oder Labial-) Pfeifen der Orgel und bei allen übrigen sogenannten einfachen (d. i. nicht mit elastischen Plättchen [Zungen] versehenen) Blasinstrumenten (Flöte, Trompete, Posaune, Waldhorn ꝛc.) ist die in der Röhre, welche den Haupttheil des Instrumentes bildet, enthaltene Luftsäule allein der tönende Körper: denn es hängt der Erfahrung gemäß die Höhe des Tones nur von den Dimensionen, der Temperatur und der Schwingungsart dieser Säule und durchaus nicht von dem Materiale der Röhre ab. Dieses übt (durch Rückwirkung in einer Weise, die aus einem folgenden Paragraphe klar werden wird) blos auf jene Qualität des Tones, die mit dem Worte Klang bezeichnet wird, und auf dessen Stärke einen Einfluß. Die Ursache des Tönens der besagten Luftsäule ist eine stehende Schwingung, in welche sie im Allgemeinen dadurch versetzt wird, daß man an dem einen Ende derselben (durch Anblasen u. s. w.) Wellen erregt, die, an das zweite Ende fortschreitend, dort reflectirt werden und sich nachher mit den von der Erregungsstelle aus noch unterwegs befindlichen Wellen interferiren [(B) S. 285]. Die Verdichtungen und Verdünnungen, welche während der stehenden Schwingung der Luftsäule aus dieser am Ende des Blasinstrumentes abwechsend an die äußere Luft gelangen oder (mit andern Worten) die in der stehend schwingenden Luftsäule überall, also auch wo sie an die äußere Luft grenzt, Statt findenden Hin- und Hergänge (longitudinale Schwingungen der Theilchen) erzeugen in der äußeren Luft wieder abwechselnde Verdichtungen und Verdünnungen, d. i. Wellen, die allseitig fortgepflanzt und zum Ohre gelangt, auf dasselbe einwirken. Der Ton, der hiebei entsteht, ist bei cylindri-

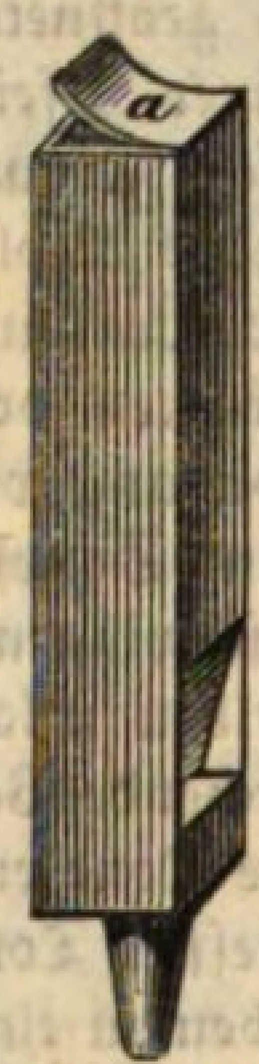
schen und prismatischen Blasinstrumenten, die bedeutend länger als weit sind, (und nur solche sollen, da sie allein Anwendung in der praktischen Musik finden, betrachtet werden) desto höher, je geringer die Länge der als Ganzes schwingenden Luftsäule... (1) und je größer deren specifische Expansivkraft ist... (2). In (1) liegt der Grund, warum bei einem mit Seitenlöchern versehenen Blasinstrumente (Flöte, Klappentrompete u. s. w.) durch das Schließen oder Oeffnen einer verschiedenen Zahl dieser Löcher die Tonhöhe so vielfach abgeändert werden kann. (Das Oeffnen eines solchen Loches hat nämlich bezüglich des Einwirkens der Luft in der Röhre auf die äußere Luft der Hauptsache nach den nämlichen Erfolg, als wäre die Röhre an der Stelle des geöffneten Loches abgeschnitten worden.) Aus (2) erhellt, warum der Ton einer Pfeife unter übrigens gleichen Umständen in warmer (eine größere specifische Expansivkraft besitzender) Luft höher ist, als in kalter, sich also während des Anblasens mit dem Munde erhöht. Aus dem Umstande, daß eine tönende Luftsäule sich in einer stehenden Schwingung befindet, welche Schwingungsknoten voraussetzt, und daß man in dieser Säule durch entsprechende Einwirkung von außen (gehöriges Anblasen u. s. w.) eine verschiedene Anzahl von Schwingungsknoten und mithin eine Abtheilung in verschiedene für sich schwingende Theile bewerkstelligen kann, erklärt sich, warum einem und demselben Blasinstrumente (z. B. der Trompete, dem Horne ꝛc.) blos durch entsprechende Veränderung in der Stärke und Art des Anblasens so verschieden hohe Töne entlockt werden können. Es läßt sich so aber immer nur eine mit dem tiefsten Tone, den das Instrument zu geben vermag, anfangende und mit demselben in einer genauen, constanten Höhebeziehung stehende Tonfolge hervorbringen. Man erhält daher z. B. aus einer Trompete, wenn man durch Hinzugabe oder Wegnahme eines der sogenannten Setzstücke die Röhre verlängert oder verkürzt und dadurch bewirkt, daß der tiefste Ton, dessen sie fähig ist, an Tiefe zu- oder abnimmt, sogleich eine andere Tonfolge, d. h. die Töne derselben stehen zwar zu dem tiefsten Tone in der nämlichen Höhebeziehung wie vorher, aber die correspondirenden Töne beider Folgen sind in der Höhe von einander verschieden. Man kann also durch Anwendung verschiedener Setzstücke einer Trompete und ebenso einem Horn verschiedene Tonfolgen abgewinnen, und hierauf gründet sich das Umstimmen dieser Instrumente in die verschiedenen Tonarten mittelst der besagten Setzstücke (Krummbögen). Bei der Posaune werden diese Krummbögen durch mehr oder weniger starkes Auseinanderziehen oder Zusammenschieben der zwei gabelförmigen Röhrenstücke ersetzt, aus welchen das Instrument besteht, und wovon das untere (das Hauptstück) sich längs der zwei (eingeölten) Schenkeln des obern (den sogenannten Stangen), die es einschließt, verschieben läßt.

Uebrigens hängt die Höhe des besagten tiefsten Tones eines Blasinstrumentes auch wesentlich davon ab, ob es ein offenes oder ein gedecktes, d. h. ob dessen Röhre beiderseits offen, oder an dem von der Anblasstelle entfernterem Ende ganz geschlossen ist. Im ersteren Falle ist unter übrigens gleichen Umständen der tiefste Ton immer gerade um eine Octav höher als im letzteren; bei theilweiser Deckung des besagten Röhrenendes liegt seine Höhe aber zwischen den Höhen der oben bezeichneten zwei Fälle darinnen... (3). Uebrigens stehen die Töne der bei einem offenen und der bei einem gedeckten Blasinstrumente möglichen Tonfolge sowohl unter einander als zu dem tiefsten Tone in einem verschiedenen Höhenverhältnisse. Endlich bewirkt eine trichterförmige Er-

weiterung des offenen Endes der Röhre eine Vermehrung und eine konische Verengung desselben eine Verminderung der Tonhöhe... (4).

Auf (3) gründet sich der Kunstgriff der Waldhornisten, durch mehr oder weniger starkes Einstecken der Hand in das erweiterte Ende des Hornes die Tonhöhen etwas abzuändern, so wie das Tieferstimmen hölzerner Orgelpfeifen indem auf deren offenes Ende unter entsprechender Neigung eine Bleiplatte a (Fig. 301) aufgesetzt wird; und aus (4) erklärt sich das übliche Verfahren, runde, metallene (zinnerne) Orgelpfeifen B (Fig. 302) dadurch höher oder tiefer zu stimmen, daß ihr offenes Ende mittelst des Stimmhornes A passend erweitert oder verengt wird. Ersteres geschieht durch Eintreiben des massiven Kegels a und letzteres durch Auftreiben des hohlen Kegels b.

Fig. 301.



303. Die Anregung des Tones bei Blasinstrumenten erfordert im Allgemeinen, daß an einer Stelle, z. B. an dem einen Ende der in der Röhre des Instrumentes eingeschlossenen Luftsäule eine rasche Folge abwechselnder Verdichtungen und Verdünnungen, d. i. longitutinaler Wellen hervorgerufen werde, damit durch ihre Fortpflanzung an das zweite Ende, durch ihre Reflexion daselbst *) und durch die nachher erfolgende Interferenz der reflectirten Wellen mit den directen (von der Anregungsstelle aus noch unter Wegs befindlichen) in der Luftsäule jene stehende Schwingung zu Stande kömmt, die, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, Bedingung ihres Tönens ist. Das Hervorrufen einer solchen raschen Wellenfolge geschieht aber entweder: 1. indem man in die Röhre Luft so einbläst, daß dieselbe, wie dies bei der gewöhnlichen *Flöte*, bei den *Flöten-* oder *Labialpfeifen* der Orgeln und bei der sogenannten *Hirtenpfeife* der Fall ist, gegen schräg zugeschärfte Ränder einer Oeffnung trifft, sich daselbst bricht, hiedurch in eine hin und her gehende Bewegung (Schwingung) geräth und diese Bewegung den Lufttheilchen in der Röhre mittheilt. (Bei den letzt genannten zwei Pfeifenarten wird die anblasende Luft, der *Wind*, den schräge zugeschärften Rändern durch einen eigens dazu bestimmten engen Canal zugeleitet.) In Fig. 303 ist bei I eine vierseitig prismatische und bei II eine cylindrische (zinnerne) Orgelflötenpfeife im Aufrisse und im Längendurchschnitte abgebildet. Die durch den *Fuß* oder das *Windrohr* a eingeblasene Luft bricht sich, indem sie durch das von den etwas nach einwärts tretenden Lippen (der obern b und der untern c) gebildete, viereckige Mundloch m wieder austritt, an der oberen Lippe und setzt die Luftsäule in dem eigentlichen Pfeifenrohre d in tönende Schwingung. Der Wind gelangt gegen die Oberlippe durch eine feine Spalte i, welche in einem den Fuß und das Pfeifenrohr von einander scheidenden Kerne

Fig. 302.



*) Diese Reflexion wird bei einem offenen Blasinstrumente dadurch bewirkt, daß die Theilchen der eingeschlossenen Luft am offenen Röhrenende dem empfangenen Impulse leichter ausweichen können, was zugleich die Folge hat, daß die an dem besagten Ende anlangende Verdichtung in eine Verdünnung und umgekehrt übergeht.

oder Querstück k zunächst an der Unterlippe belassen ist. Das Anblasen dieser so wie aller Orgelpfeifen geschieht mittelst eines oder mehrerer Blasbälge, welche die geschöpfte Luft in einen hölzernen Kasten (Windkasten) hineintreiben, dessen horizontaler Deckel zugleich den Boden eines zweiten darüber angebrachten Behältnisses (der Windlade) bildet. Letzteres ist durch vertikale Bretchen in so viele unter einander nicht communicirende Fächer (Cancellen) abgetheilt, als die Orgel Pfeifen hat, und von diesen geht immer eine mit dem Fuße luftdicht durch die Decke einer Cancelle hindurch. Da die im Boden der Windlade vorhandenen, in die Cancellen führenden Oeffnungen vermittelst Ventilen geschlossen sind, die durch Niederdrücken der Tasten und Pedale geöffnet werden; so kann die Luft aus dem Windkasten immer nur in jene Cancellen und die in sie einmündenden Pfeifen gelangen, deren Bodenventile durch die betreffenden Tasten oder Pedale geöffnet wurden. Bei der Hirtenpfeife, wovon ein Exemplar durch Fig. 304 im Aufrisse und im Durchschnitte anschaulich gemacht ist, wird die Luft aus dem Munde durch den engen Kanal a, den ein Längenabschnitt des in die Röhre eingesetzten cylindrischen Holzkernes i frei läßt, gegen die schiefen Ränder 1, 2 des Ausschnittes geblasen, bricht sich an diesen Rändern und bringt so die Luftsäule in der Röhre zum Tönen.

Fig. 303.

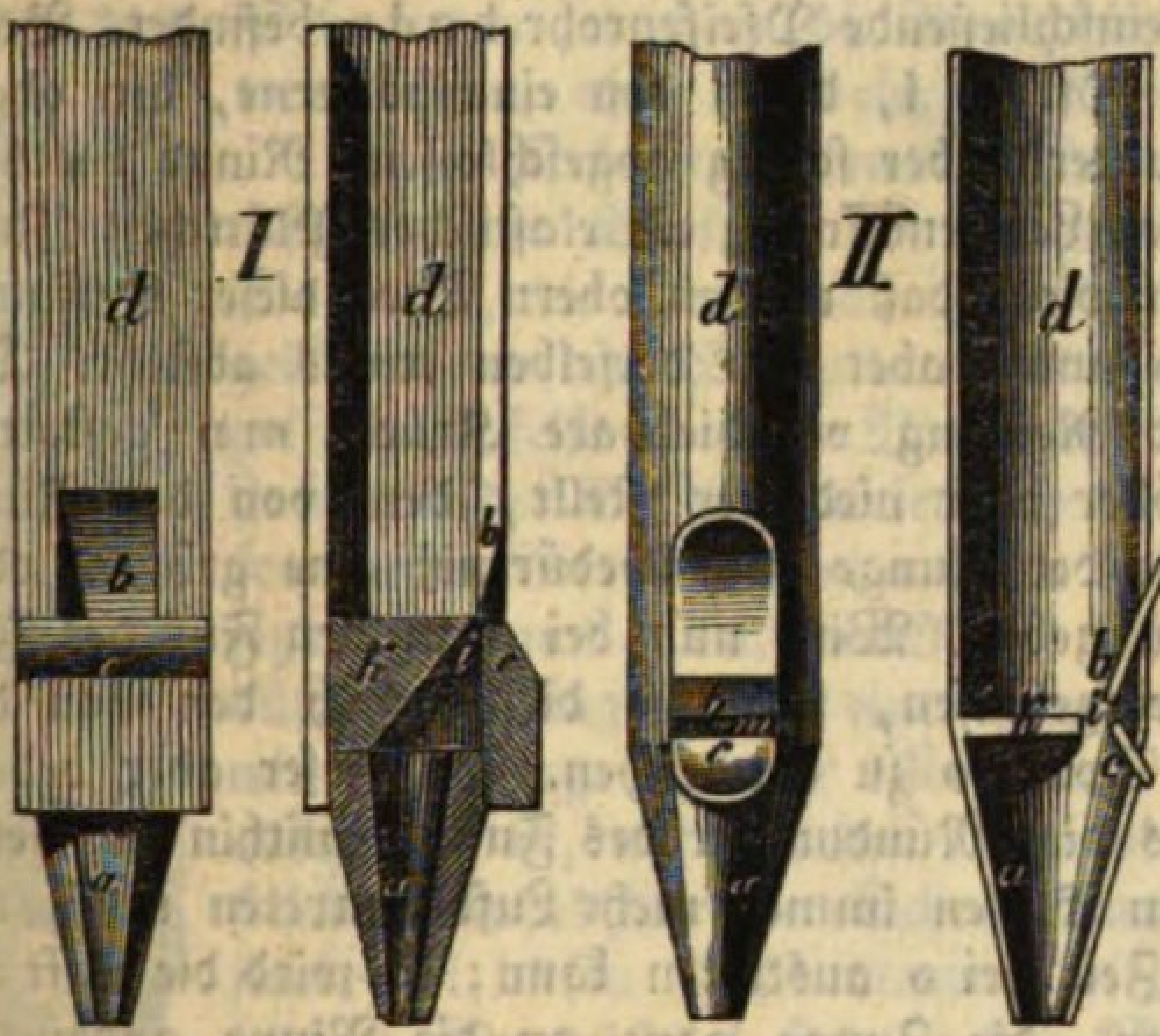


Fig. 304.



2. Indem ein an dem Ende der Röhre schnell und kräftig eingeblasener Luftstrom daselbst die Theilchen der Luftsäule mechanisch mit sich fortreißt, so daß, wie beim Reiben eines elastischen Stabes [siehe...(†) auf S. 387] eine Verdichtung und hinter dieser (an der Stelle nämlich, von welcher die Theilchen fortgerissen wurden) eine Verdünnung, mithin eine Welle entsteht. Dies ist der Fall bei der Trompete, der Posaune, dem Waldhorne und dem Serpent, obgleich die Ansicht, — daß bei diesen Instrumenten die Lippen des anblasenden Mundes, die an den Rand eines kegelartigen, oben halbkugelförmig ausgehöhlten Mundstückes angedrückt werden, wesentlich zur Erzeugung des Tones mitwirken, indem sie durch den zwischen ihnen herausgepreßten Luftstrom selbst in Schwingungen gerathen und durch diese auf die eingeschlossene Luftsäule wirken (wie wir dies sogleich von elastischen Plättchen zeigen werden) — sehr viel für sich hat.

3. Indem durch einen Luftstrom ein elastisches Plättchen (Zunge) in Schwingungen versetzt und durch dieses dann auf die in dem Blasinstrumente eingeschlossene Luftsäule eine Reihe regelmäßig auf einander folgender Stöße

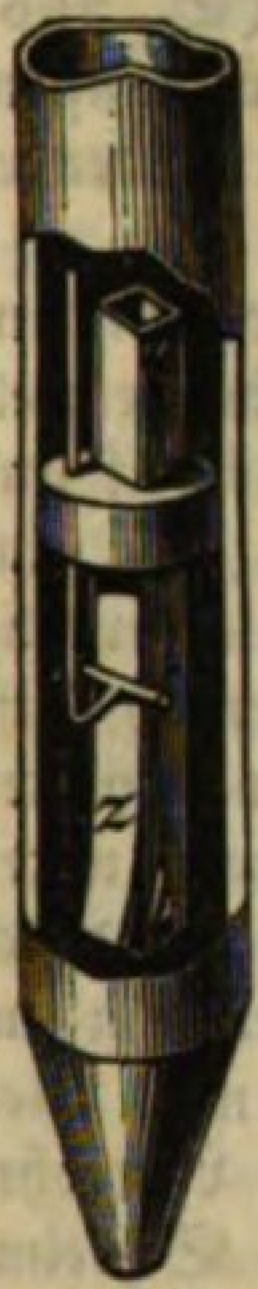
ausgeübt wird, was bei den Rohr- oder Schnarrwerken (Zungenpfeifen) der Orgeln, bei der Clarinette, der Oboe, dem Fagott ꝛc. der Fall ist. Ein Rohrwerk oder eine Zungenpfeife (Fig. 305) besteht aus dem Fuße **a b c**, durch den die Luft eingeblasen wird und über welchem sich das eigentliche, die tönende Luftsäule einschließende Pfeifenrohr **b c d e** befindet. Beide Theile scheidet ein Pfropf **i**, durch den eine hölzerne, am obern Ende offene, am untern aber schräg abgeschlossene Rinne **r s** hindurchgeht, an deren Längenöffnung ein elastisches Plättchen (Zunge) **f** so angedrückt wird, daß es den obern Theil dieser Oeffnung ganz schließt, nach unten aber von derselben etwas absteht. Die im Pfropfe **i** mit Reibung verschiebbare Krücke **m n** gestattet, indem man sie höher oder niedriger stellt, dem von der Rinne abstehenden Stücke der Zunge nach Bedürfniß eine größere oder geringere Länge zu geben. Wird nun bei **a** in den Fuß des Instrumentes Luft eingeblasen, so sucht diese durch den von der Zunge belassenen Spalt **o** zu entweichen. Da dieser aber bedeutend kleiner ist als die Mündung **a** des Fußes, mithin in diesen bei gehörig starkem Blasen immer mehr Luft eintreten muß, als in der nämlichen Zeit bei **o** austreten kann; so wird die Luft im Fuße sich verdichten, die Zunge ganz an die Rinne andrücken und diese verschließen. Die durch die Rinne hindurch gestrichene Luft äußert aber beim Andrange gegen die äußere auf die Zunge sogleich eine Rückwirkung und diese verbunden mit der Elasticität der Zunge macht, daß letztere wieder von der Rinne zurückschnellt. Setzt man das Einblasen von Luft im gehörigen Grade fort, so wird die Zunge vom Neuen angedrückt, schnellt gleich darauf wieder zurück u. s. w. Durch diese abwechselnden Hin- und Hergänge erzeugt sie in der Luft der Rinne und des mit dieser communicirenden Pfeifenrohres Wellen, aus der Interferenz dieser Wellen nach ihrer Reflexion vom Ende des Pfeifenrohres resultirt eine stehende Schwingung und hieraus ein Ton, der in Bezug auf Höhe von der Schnelligkeit, womit die Impulse der schwingenden Zunge auf die Luft nach einander folgen, also von der Schnelligkeit des Schwingens der Zunge, aber auch von der Länge der im Pfeifenrohre schwingenden Luftsäule abhängt, mithin desto höher ist, eine je größere Elasticität und Dicke die Zunge und eine je geringere Länge ihr frei schwingendes Stück und die schwingende Luftsäule besitzt. Da der Ton einer Schnarrpfeife eigentlich aus dem Tone, den die schwingende Zunge, und aus dem Tone, den die Luftsäule in der Röhre für sich allein geben können, zusammengesetzt ist; so folgt, daß beide, Zunge und Luftsäule, in Bezug auf Schnelligkeit immer völlig übereinstimmend (synchronistisch) schwingen, weil sonst ein doppelter Ton entstehen müßte. Diese Uebereinstimmung ist nur dadurch möglich, daß die Luftsäule, deren Schwingungen zunächst durch jene der Zunge bedingt werden, auf die Zunge zurückwirkt und dieselbe entweder schneller oder langsamer schwingen macht, als dies ohnedem (bei ihrem freien Vibriren nämlich) geschehen würde. Aus dieser gegenseitigen Einwirkung zwischen Zunge und Luftsäule entspringt auch die besondere (schnarrende) Beschaffenheit, die den Tönen der Zungenpfeifen immer eigenthümlich bleibt, auch wenn bei denselben der vom Anschlagen der Zunge an die Ränder der Rinne herkommende rauhe und schreiende Charakter des Tones dadurch vermieden ist, daß ein solches An-

Fig. 305.



schlagen unmöglich gemacht worden, zu welchem Behufe die Rinne des Mundstückes die Gestalt eines Parallelepipeds a b (Fig. 306) erhält, in dessen rechteckiger, von scharfen Rändern begrenzter Längenöffnung die ebenfalls rechteckige Zunge z so eingepaßt ist, daß sie diese Oeffnung ausfüllt, beim

Fig. 306.



Schwingen jedoch in die Rinne hinein- und aus derselben heraustreten kann, ohne die besagten Ränder zu berühren.

Den Schnarrpfeifen der Orgeln ähnlich sind in ihrer Einrichtung und Wirkung die Zungen-Blasinstrumente, die (wie die Clarinette, die Oboe, das Fagott und dgl.) mit dem Munde angeblasen werden. Bei allen wird die Stelle des Fußes einer Orgelschnarrpfeife von der Mundhöhle vertreten; so wie in jenem die Luft, die der Blasbalg liefert, so wird in dieser die aus der Lunge kommende Luft verdichtet und die verdichtete Luft setzt bei der Clarinette ein aus spanischem Rohre bestehendes elastisches Blatt, das auf einer Längenspalte eines schnabelartigen Mundstückes eben so wie die Zunge auf der Rinne der besagten Schnarr-Orgelpfeife aufgepaßt ist, und bei der Oboe und dem Fagotte die zwei elastischen Rohrblätter in Schwingungen, aus welchen die Mundstücke bei diesen Instrumenten bestehen. Die zwei Blätter eines solchen Mundstückes sind in der Mitte etwas ausgebogen und so mit einander vereinigt, daß sie eine schmale, ovale Spalte zwischen sich lassen, die beim Vibriren der Blätter in Folge des Anblasens abwechselnd geschlossen und wieder geöffnet wird, so daß die Luft nur in regelmäßig auf einander folgenden Zeitintervallen durchdringen, auf die Luftsäule in Instrumente Impulse üben kann und so diese in tönende Schwingungen versetzen muß. Daß dem zu Folge auch bei der Clarinette, der Oboe, dem Fagotte oder dgl. der Ton durch die Vibrationen der betreffenden elastischen Blätter, so wie bei der Schnarr-Orgelpfeife durch die

Fig. 307.



Zunge, im Charakter (Klang) und in der Höhe modificirt werden müsse, bedarf keiner weitern Erwähnung.

Eben solche regelmäßig einander folgende Impulse auf die Luftsäule in einer Röhre, wie mittelst der eben betrachteten Zungen und elastischen Blätter ausgeübt werden, kann auch eine Wasserstoffgas-Flamme erzeugen, und hierauf beruhen die Töne der sogenannten **chemischen Harmonika**. Zur Hervorrufung dieser Töne wird in eine Flasche **A** (Fig. 307) verkleinertes Zink und verdünnte Schwefelsäure gebracht, in den Hals mittelst eines Korkpfropfes luftdicht eine oben mit enger Ausflußöffnung versehene Glasröhre b eingesetzt, hernach das in der Flasche sich entwickelnde und bei c ausströmende Wasserstoffgas angezündet (mit diesem Anzünden muß jedoch so lange gewartet werden, bis man voraussetzen kann, daß von dem ausströmenden Wasserstoffgase alle in der Flasche vorhanden gewesene atmosphärische Luft mechanisch mit fortgerissen worden sei, weil sonst leicht eine für die Umgebung gefährliche Explosion entstehen könnte) und, wie dies die Figur anschaulich macht, über die Flamme eine 1—2 Zoll weite und einige Fuß lange Röhre **B** aus Glas, Holz, Pappendeckel 2c. gehalten. Man vernimmt dann ein intensives Tönen, welches daher kommt,

daß, — indem die durch Verbrennen des Wasserstoffes sich nach einander erzeugenden Wasserdampfmengen in Folge der bei diesem Verbrennen gleichzeitig entstehenden starken Hitze sich schnell ausdehnen, gleich darauf aber durch die Umgebung wieder abgekühlt und zu Wasser verdichtet werden und so einen leeren Raum zurücklassen — in der Luftsäule der Röhre **B** eben so, wie durch successives Verbrennen einer Reihe von Knallgasblasen (S. 366) eine Aufeinanderfolge von abwechselnden Verdichtungen und Verdünnungen, d. i. Wellen erzeugt werden, aus deren Reflexion und nachher Statt findender Interferenz eine stehende tönende Schwingung hervorgeht.

304. Das menschliche Stimmorgan. In die Classe der Zungenpfeifen gehört auch das menschliche Stimmorgan und es kommen bei demselben in physikalischer Beziehung vorzüglich die Luftröhre, der Kehlkopf und die Mundhöhle zu betrachten. Den Haupttheil bildet der Kehlkopf, d. i. eine im Hintergrunde der Mundhöhle liegende, von oben nach unten allmählig verengte Höhle (ähnlich einer hohlen, gestutzten, mit der Basis nach aufwärts gerichteten dreiseitigen Pyramide) die aus durch Häute vereinigten und durch Muskeln mannigfaltig beweglichen Knorpeln besteht und nach unten in die Lufröhre, d. i. eine fast cylindrische Röhre übergeht, die aus durch häutige Ringe verbundenen, knorpeligen Ringen zusammengesetzt und am untern Ende in zwei Röhren (Bronchien) getheilt ist, deren jede sich nach allen Richtungen hin in das Gewebe der Lunge verzweigt. Kehlkopf und Luftröhre sind mit einer aus der Mundhöhle bis in die Lunge fortgehenden Schleimhaut ausgekleidet. Ersterer steht mit der Mundhöhle durch eine von vorne nach hinten gerichtete Spalte, die Stimmritze, in Communication, die durch die Ränder zweier, in einerlei Ebene und einander gegenüber liegender Membrane, der Stimmbänder, gebildet wird, welche an den Wänden des Kehlkopfes angewachsen sind, aus einem sehr elastischen Fasergewebe bestehen und durch Muskeln in verschiedenem Grade gespannt und einander mehr oder weniger genähert werden können, so daß die Stimmritze enger oder weiter wird. Ueber dem Kehlkopfe befindet sich eine platte, elastische, zungenförmige Haut, Kehldeckel genannt, die blos an der untern Seite befestigt ist, durch Erheben oder Herabsenken gegen die Stimmritze verschiedene Neigungen annehmen kann, und, wenn sie die Stimmritze bedeckt, verhindert, daß Speisen und Getränke in die Luftröhre gelangen. Wird aus der Lunge (dem natürlichen Blasbalge) durch die Luftröhre der Stimmritze Luft ohne Gewalt zugeführt, und die Stimmritze ist so erweitert, daß die Luft frei durch dieselbe passiren kann (wie dies bei dem gewöhnlichen Ausathmen der Fall ist), so entsteht kein Laut. Wird hingegen die Luft aus der Lunge mit Gewalt ausgestoßen, so erfolgt, wenn die Stimmritze weit geöffnet ist, ein regelloser Schall (wie dies beim Husten geschieht); ist aber die Stimmritze durch entsprechende Spannung der Stimmbänder hinreichend verengt, wo dann die Luft gewaltsam durchgetrieben werden muß, so entsteht ein Ton, von welchem, nach den neuesten Untersuchungen Joh. Müllers in Berlin, angenommen werden kann, daß er, wie bei einer Zungenpfeife mit zwei gegeneinander gerichteten elastischen Blättern oder Zungen, durch Vibriren dieser Blätter, deren Einwirkung auf die mit ihnen in Berührung stehende Luftsäule im Munde und Rückwirkung dieser letzteren auf die Blätter erzeugt wird. Dabei vertritt die Luftröhre und die Höhlung des Kehlkopfes die Stelle des Windrohres (Fußes), die Stimmbänder spielen die Rolle der elastischen Blätter

oder Zungen und die Luft in der Mundhöhle repräsentirt die Luftsäule in dem Pfeifenrohre einer Zungenpfeife. Die Höhe des Tones hängt vorzüglich von dem Spannungsgrade der Stimmbänder ab, und wächst mit diesem; wird aber auch durch die Luft in der Mundhöhle mannigfaltig modificirt, und wenn man bedenkt, daß die Spannung der Stimmbänder von gänzlicher Schlaffheit an aufwärts unzähliger Abstufungen fähig ist, daß man durch größeres oder geringeres Oeffnen des Mundes, durch verschiedene Stellung der Zunge die Dimensionen des schwingenden Luftkörpers mannigfaltig abändern, ferner durch völliges oder theilweises Schließen der Lippen das Stimmorgan in eine ganz oder in verschiedenen Graden theilweise gedeckte Pfeife umwandeln kann, daß endlich nach Müllers Versuchen stärkeres oder schwächeres Anblasen der Stimmbänder eine Erhöhung oder Erniedrigung des Tones bewirkt und durch das Schwingen der ganzen Stimmbänder in größeren Excursionen Brusttöne, durch alleiniges Vibriren ihrer feinen Ränder aber Falsettöne erzeugt werden; so wird man den großen Umfang von Tönen, dessen die menschliche Simme fähig ist, wohl erklärlich finden

304. Resonanz. Combinationstöne. Ein tönender Körper kann seine schwingende Bewegung einem mit ihm in Verbindung stehenden andern Körper nicht nur so mittheilen, daß dieser die Bewegung blos fortpflanzt, sondern es kann der letztere Körper dadurch auch selbst zum Tönen gebracht werden, und dies wird geschehen, wenn in Folge der beschränkten Dimensionen des Körpers die in ihm angeregten Wellen von seinen Grenzen reflectirt werden, so daß eine Interferenz mit nachfolgenden directen Wellen eintritt und daraus eine stehende, tönende Schwingung hervorgeht. Wirkt dann der Körper durch diese Schwingung übereinstimmend mit dem Körper, von dem sie angeregt worden, auf das umgebende Mittel ein; so werden beide Einwirkungen sich summiren, das Mittel wird dem zu Folge intensiver auf das Ohr einwirken, und es wird der ursprüngliche Ton verstärkt wahrgenommen werden. Man sagt in diesem Falle, es finde ein Mittönen, Mitklingen oder eine Resonanz Statt. In einem solchen Zustande des Mittönens oder der Resonanz werden eingeschlossene Luft und nicht zu große Massen aus Holz oder andern elastischen Stoffen versetzt, wenn damit ein tönender Körper unmittelbar oder mittelbar in Verbindung steht, und hierauf beruhen die bekannten Mittel, die gewöhnlich zur Verstärkung der Töne dort angewendet werden, wo der tönende Körper beim Schwingen der den Schall fortpflanzenden Luft eine zu geringe Fläche darbietet, als daß er hinreichend viele Theile derselben kräftig erschüttern und so durch sie stark genug auf das Ohr einwirken könnte, was vorzüglich bei Saiten, dann bei der Stimmgabel und andern dünnen elastischen Stäben und Streifen der Fall ist. Eine Stimmgabel, welche, nach dem Anschlagen frei in der Luft gehalten, einen kaum hörbaren Ton gibt, tönt, wenn sie mit dem Stiele auf eine Tischplatte oder einem andern elastischen Körper aufgesetzt oder mit einer Zinke vor die Oeffnung einer Röhre, des Mundes u. s. w. gehalten wird (in Folge der Resonanz der Tischplatte, der Luftmasse in der Röhre, in dem Munde u. s. w.) viel stärker und wohl vernehmlich. Bei der sogenannten Maultrommel und bei der Windharmonika gewinnen die Töne der schwingenden elastischen Plättchen erst durch das Mittönen der Luft (bei ersterem Instrumente) im Munde und (bei letzterem) in dem Kasten, dessen eine Wand die besagten Plättchen eingesetzt enthält, erst die gehörige Stärke, und bei den Saiteninstrumenten ist es das Holz der Resonanzböden oder der Resonanzkästen, über

welchen die Saiten aufgespannt sind, und die in diesen Kästen eingeschlossene Luft, welche durch Mitklingen den an und für sich sehr schwachen Tönen der Saiten die erforderliche Stärke verleihen.

Da, wie wir eben gehört haben, die Verstärkung des Tones eines Körpers durch Mittönen eines andern ein übereinstimmendes Schwingen und eine ganz im Einklange stehende Einwirkung beider Körper auf das Schallmittel voraussetzt; so erhellet, daß bei den zur Resonanz bestimmten Stoffen die Dimensionsverhältnisse und insbesondere die Längen keinesfalls gleichgültig sind, sondern vielmehr so beschaffen sein müssen, daß diese Stoffe zu Folge Einwirkung der tönenden Körper sich (etwa durch passende Unterabtheilung) in mit den Schwingungen dieser Körper übereinstimmende Schwingungsweisen zu versetzen vermögen. Man kann sich von der Richtigkeit dessen am besten mittelst einer Glocke **A** (Fig. 308) überzeugen, welcher zur Seite eine aus zwei in einander verschiebbaren Stücken **1**, **2** bestehende Röhre so angebracht ist, daß man

Fig. 308.

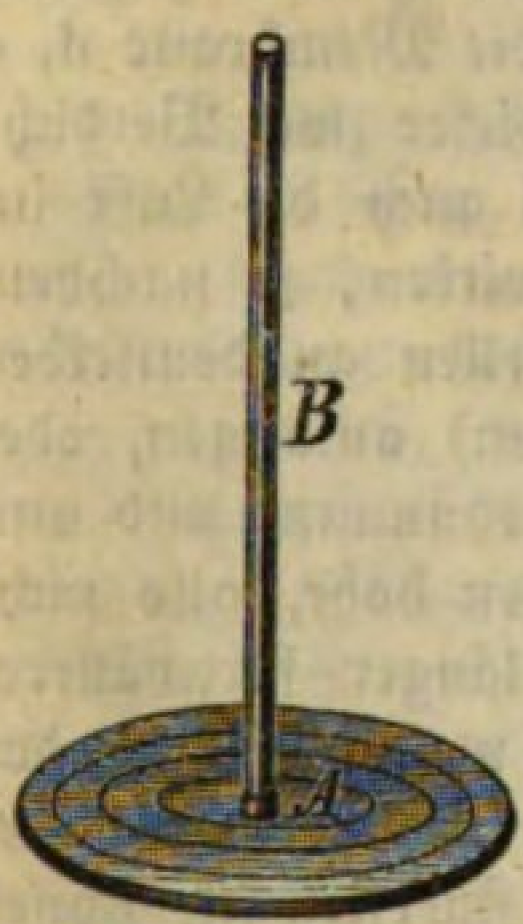


(z. B. vermittelst eines im Gestelle **B** verschiebbaren Stückes **C**) ihre Oeffnung nach Belieben der Glocke nähern oder von derselben entfernen kann. Wird diese durch Streichen mit einem Violinbogen tönen gemacht und so lange gewartet, bis der anfangs starke Ton kaum mehr vernehmbar geworden, und man bringt nachher die Oeffnung der Röhre **B** vor die Glocke, so erscheint der Ton dieser letzteren (zu Folge Mittönens der Luftsäule in **B**) wieder recht laut und zwar am lautesten, wenn dieser Luftsäule durch entsprechendes Auseinanderziehen der beiden Röhrenstücke **1**, **2** eine bestimmte Länge gegeben wurde. Der eben erörterte Einfluß der Dimensionen auf die Wirkung resonirender Körper ist bei Construction der Resonanzböden wohl zu berücksichtigen und enthält den Grund, warum diese oft nicht alle Töne des betreffenden Instruments in gleichem Grade zu verstärken vermögen u. s. w.

Der mitklingende Körper kann auch auf den ursprünglich tönenden zurückwirken und dessen Schwingungsweise modificiren, so daß beide zusammen e i n tönendes System ausmachen, wie wir dies schon vorne bei den Zungenpfeifen gesehen haben und wie die bekannte Erfahrung außer Zweifel stellt, daß die Beschaffenheit und Stärke des Tones einer Trompete, eines Hornes u. dgl. von dem Materiale des Instruments und dem Grad seiner Härtung abhänge, so wie, daß bei der Flöte und den Orgelpfeifen eine bloße Aenderung in dem Materiale (dem Holze, dem Beine, dem Zinne u. s. w.) das Instrument bedeutend verbessern oder verschlechtern könne. Zu weiterer Bestätigung und Beleuchtung des im Vorhergehenden über das Mittönen Gesagten sollen noch folgende Erscheinungen hier angeführt werden: Eine in der Nähe eines Claviers hängende Violine klingt deutlich mit diesem (indem die Schwingungen der Saiten des ersteren auf jene der letzteren durch die Luft übertragen werden). Verbindet man die Resonanzböden zweier über einander (z. B. im ersten und zweiten Stockwerke eines Hauses) stehenden Claviere vermittelst eines hölzernen oder metallenen Stabes; so hört man durch dessen Vermittelung die auf dem einen

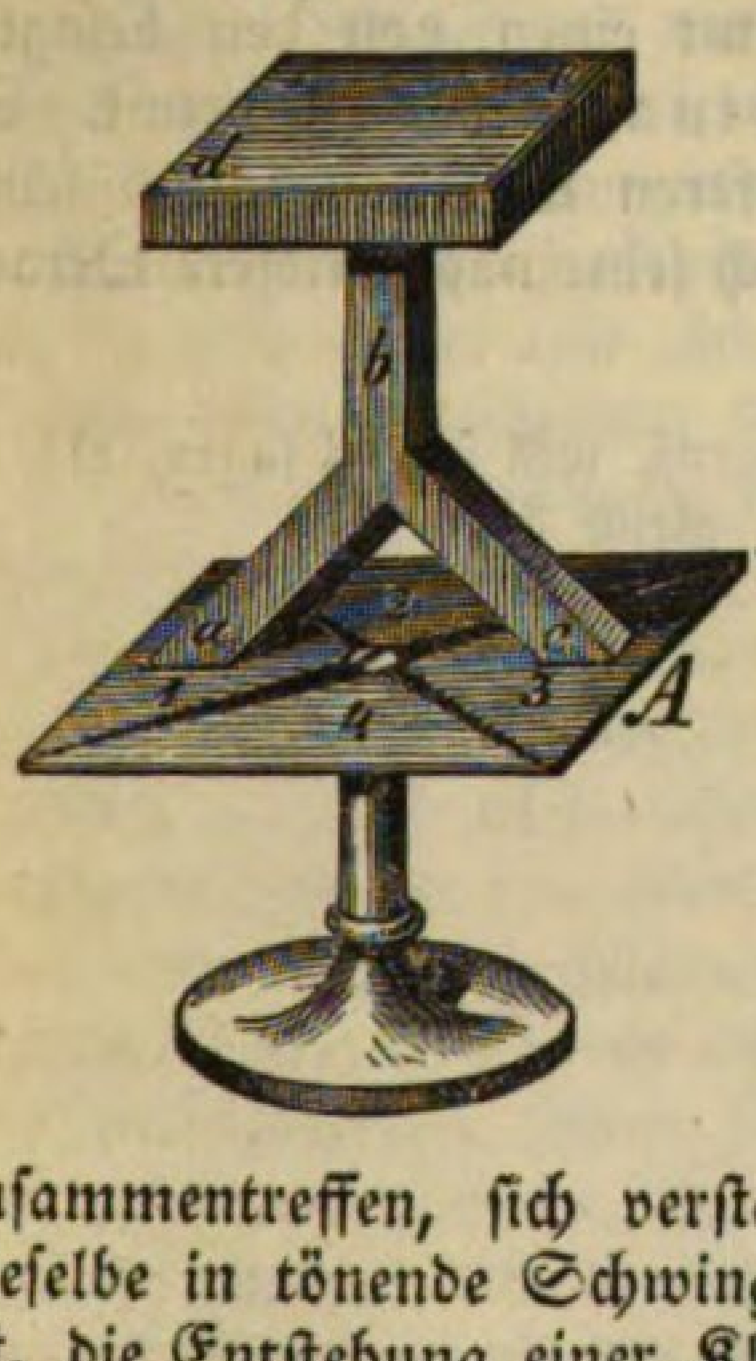
Claviere angeschlagenen Töne ganz deutlich auch auf dem andern. In Orchestern, wo sich unter dem Fußboden ein hohler Raum befindet (wie in den Theatern Italiens) und der Fußboden nur in wenigen Punkten mit dem Gebäude verbunden ist, haben die musikalischen Instrumente vermöge Resonanz dieses Bodens eine auffallend starke Wirkung, und in manchen Localitäten nimmt sich wegen des Mitklingens daselbst vorhandener Gegenstände die menschliche Stimme und die Musik besonders stark und voll aus. (Oft kömmt dies auch daher, daß die von hinreichend nahen Körpern reflectirten Schallwellen mit den direct zu unserem Gehöre gelangenden zusammenfallen und so beide vereinigt auf dieses einwirken.) Schraubt man im Mittelpunkte einer größeren Metallscheibe A (Fig. 309) senkrecht auf ihre Ebene einen Holzstab B fest und setzt diesen nach vorhergegangenem Aufstreuen von Sand auf die Scheibe durch Reiben mittelst eines mit Kolophoniumpulver bestreuten Leder- oder Tuchlappens in tönende Schwingungen; so klingt die Scheibe mit, was durch Entstehung einer Klangfigur beurkundet wird.

Fig. 309.



Das Mitklingen kömmt bei einem desselben sonst fähigen Körpers nicht zu Stande, wenn auf ihn von einem tönenden Körper gleichzeitig entgegengesetzte Bewegungszustände, die sich beim Zusammentreffen (Interferiren) aufheben, übertragen werden. Dies zeigt sich deutlich an einer zweiarmigen Röhre a b c (Fig. 310) aus dünnem Holze oder Pappendeckel, die oben ein mit Papier oder einer Membrane d, e überspanntes Kästchen trägt, wenn man ihre offenen Enden a, c über eine horizontale tönende Platte A und so nahe daran hält, als es ohne Berührung möglich ist. Befinden sich nämlich diese Enden über Theilen der Platte, die gleichzeitig nach einerlei Richtung schwingen, wie dies, wenn die Platte z. B. in vier Unterabtheilungen 1, 2, 3, 4 schwingen gemacht wird, bei den Theilen in 1 und 3 oder in 2 und 4 der Fall ist (denn während die Theile in 1 und 3 nach aufwärts aus der Ebene der Platte heraustreten, thun dies die Theile in 2 und 4 nach abwärts und umgekehrt); so werden in der von der Röhre a b c eingeschlossenen Luftsäule an beiden Enden a und c gleichzeitig einmal Verdichtungen und das andere Mal Verdünnungen erzeugt, es werden beim Fortschreiten dieser Wellen in dem Röhrenstücke b immer Verdichtung mit Verdichtung und Verdünnung mit Verdünnung zusammentreffen, sich verstärken und so, bei der Membrane d, e anlangend, dieselbe in tönende Schwingungen versetzen, was, wenn sie mit Sand bestreut ist, die Entstehung einer Klangfigur außer Zweifel stellt. Zugleich wird zu weiterem Beweise für das Stattfinden eines Mitklingens der Luft und der Membrane deutlich eine Verstärkung des Tones der Platte vernehmlich sein... (I). Hält man aber die Röhrenenden a, c über die Plattenabtheilungen 1, 2 oder 3, 4, in welchen die Theilchen gleichzeitig nach entgegengesetzten Richtungen schwingen; so erfährt die Luft in a eine Verdichtung, wenn in c eine Ver-

Fig. 310.



dünnung entsteht und umgekehrt, es treffen beim Fortschreiten der Wellen im Röhrenstücke b gleichzeitig immer Verdichtungen mit gleich großen Verdünnungen zusammen*) und es kann, da diese sich aufheben, also in der Luftsäule b natürlicher Dichtigkeits- (Ruhe-) Zustand hergestellt wird, auch die Membrane nicht in Bewegung gesetzt werden. In der That bleibt in diesem Falle der Sand auf der Membrane ganz in Ruhe, und man bemerkt auch nicht die geringste Verstärkung des Tones der Platte. Wären die in b gleichzeitig zusammentreffende Verdichtung und Verdünnung nicht gleich groß; so könnte eine die andere nicht aufheben, sondern nur schwächen, und es müßte ein Mitklingen und ein Schwingen der Membrane, aber in geringerem Grade als im Falle (I) Statt finden. — Sowie die Luftsäule in der Röhre b, je nachdem auf sie von der tönenden Platte A abwechselnd gleichzeitig zwei Verdichtungen und zwei Verdünnungen oder eine Verdichtung und zugleich eine Verdünnung und umgekehrt übertragen werden, auf die Membrane d, e stärker oder schwächer einwirkt, als wenn immer nur eine dieser zwei Verdichtungen und Verdünnungen auf die andere folgte, so muß auch die Luft im Ohre mit größerer oder geringerer Intensität auf dieses einwirken, je nachdem die von zwei tönenden Körpern dem Ohre zugesendeten Wellen an demselben gleichzeitig beide mit den Verdichtungen (oder Verdünnungen) anlangen, oder immer die eine mit der Verdichtung, die andere mit der Verdünnung und umgekehrt eintrifft. Auf diese Art entsteht, wenn zwei verschieden hohe, also nicht durch gleichzeitige (isochrone) Schwingungen erzeugte Töne länger fortwähren, jenes periodische Anschwellen und Abnehmen derselben, welches man das Schweben heißt. Folgen die Momente, in welchen die Einwirkung beider Wellen auf das Ohr am meisten übereinstimmend also am stärksten ist, schnell genug auf einander; so erscheinen demselben diese stärkeren Einwirkungen als eine eigene Reihe von Stößen, und man vernimmt einen von den besagten zwei Tönen verschiedenen Ton, den man Combinationston nennt. So hört man z. B. beim Zusammentönen eines tieferen Orgeltones und seiner nächst höheren Quinte als Combinationston zugleich seine nächst tiefere Octave.

*) Eine Verdichtung und eine Verdünnung sind gleich groß, will so viel sagen, als die Abweichung von der normalen Dichte ist in beiden gleich stark.

Zweite Abtheilung.

Von den unwägbaren Stoffen.

I. Abschnitt.

Vom Magnetismus.

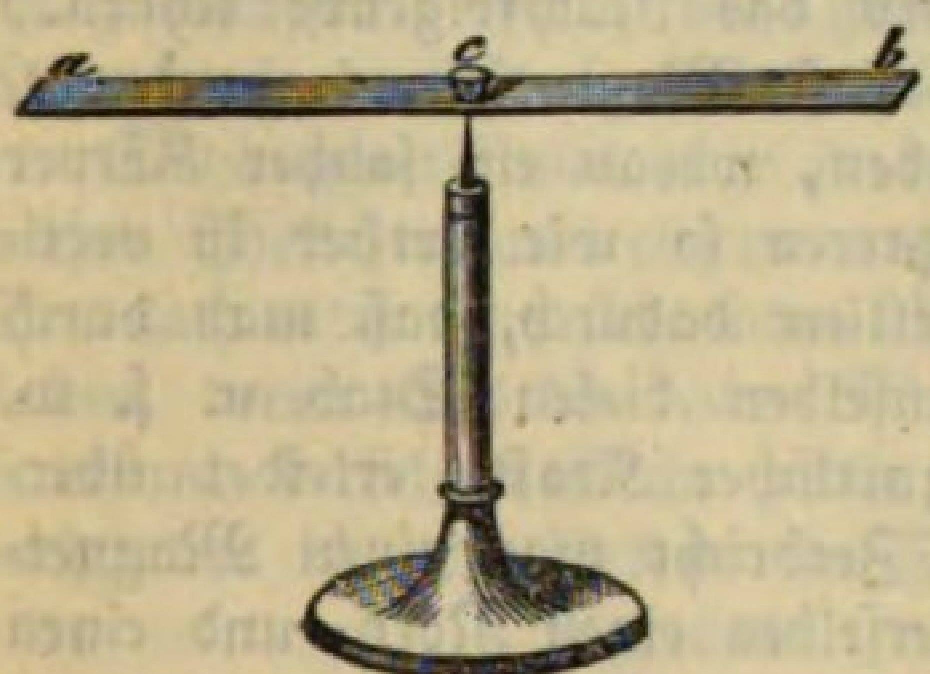
1. Begriff des Magnetismus. Magnete. Einige Körper sind eines Zustandes fähig, in welchem sie die Eigenschaft besitzen, Eisen mit einer gewissen Kraft anzuziehen und festzuhalten (zu tragen). Man nennt diesen Zustand Magnetismus, die Körper, die sich darin befinden, Magnete oder magnetisch, und die anziehende Kraft, die sie gegen das Eisen äußern, magnetische Kraft. (Die weitere Ausdehnung, welche man den Begriffen: Magnetismus, Magnet und magnetische Kraft geben muß, kann erst aus dem Nachfolgenden klar werden.) Seit den ältesten Zeiten weiß man, daß gewisse Eisenerze schon von Natur aus magnetisch sind, und heißt sie deswegen natürliche Magnete oder Magnetsteine. Man kann den Magnetismus aber auch durch Kunst hervorrufen und erhält dann die sogenannten künstlichen Magnete, welche an Stärke (der Anziehungskraft gegen Eisen) die natürlichen Magnete, die immer nur im Verhältniß zu ihrer Größe ganz kleine Eisenmassen zu tragen vermögen, weit übertreffen und, wenn sie die ihnen gegebene Stärke möglichst unverändert und lange behalten sollen, am besten aus Stahl von gehöriger Beschaffenheit und Härte erzeugt werden. Dem weichen (kohlenstofffreien) Eisen läßt sich ebenfalls und zwar sehr leicht und sehr kräftiger Magnetismus ertheilen; derselbe verschwindet aber augenblicklich wieder, sobald das Mittel, wodurch er erzeugt worden, zu wirken aufhört. Gußeisen nimmt nur schwer und in geringerem Grade dauernde magnetische Kraft an. Auch Nickel kann deutlich magnetisch gemacht werden, und ein Gleiches soll bei Kobalt, Chrom und Mangan der Fall sein. Es heißen die genannten Metalle deswegen magnetische Metalle, und nach Faraday's neuesten Untersuchungen gehören zu denselben auch noch Platin, Titan, Cerium und Osmium.

2. Nähere Betrachtung der Erscheinungen, welche Magnete darbieten. 1. Bringt man einen Magnet mit Eisen in Berührung, so haften beide aneinander. Ist er stark genug und wird ihm das Eisen in seiner Stärke angemessenen kleinen Stücken hinreichend nahe gebracht, so zieht er dasselbe gegen sich hin und die Anziehung findet auch dann noch Statt, wenn zwischen dem Magnete und den Eisenstücken andere, fremdartige Substanzen (Glas, Holz u. s. w.) enthalten sind, vorausgesetzt, daß diese Substanzen selbst nicht des Magnetismus fähig sind und daß der Magnet durch ihre Dazwischenkunft nicht zu weit von den Eisenstücken entfernt wird. Auf der Anziehung der Magnete gegen Eisen, Stahl u. s. w. beruht die Anwendung der ersteren, um Theile der letztgenannten Metalle hinter Glas, Holz oder dgl. in Bewegung

zu setzen oder, wenn sie mit andern nicht magnetischen Theilen vermengt sind, davon abzuscheiden. Ein Magnet, mit dem z. B. in einem Gemenge von Eisen-, Messing- und Kupfer-Feilspänen herumgewühlt wird, zieht alles Eisen an sich und läßt die andern Metalle zurück. 2. So wie gegen Eisen, nur in einem anderen Grade, verhalten sich die Magnete auch gegen die übrigen magnetischen Metalle. (Von der in neuester Zeit außer Zweifel gestellten Einwirkung, welche die Magnete auch auf die andern Stoffe üben, kann erst später die Rede sein.) 3. Die magnetische Kraft hat nicht an allen Stellen des Magnetes dieselbe Größe und Richtung. Die Verschiedenheit der Größe wird durch die Ungleichheit der Mengen Eisens (in Gestalt von Feilspänen, Draht oder andern Stücken) dargethan, die der Magnet an verschiedenen Stellen zu tragen vermag, und die Verschiedenheit in der Richtung der magnetischen Kraft folgt aus dem Umstande, daß, wenn man eine dünnwandige Glaskugel, worin ein Stückchen feinen Eisendrahtes liegt, über die Oberfläche eines Magnetes hinführt, das Drahtstückchen sich an einigen Punkten gegen diese Fläche normal an andern schief stellt und wieder an andern Punkten liegen bleibt. Die normale Position findet in der Regel nur an zwei einander entgegengesetzten Stellen Statt, und dort zeigt der Magnet auch zugleich die größte Tragkraft; man nennt diese Stellen die Pole des Magnets. 4. Ein kurzes Eisenstängelchen erlangt, wenn man es mit einem Magnetpole in Berührung oder, falls der Magnet stark genug ist, diesem Pole nur in die Nähe bringt, dadurch das Vermögen, ein zweites solches Eisenstängelchen zu tragen; an letzteres läßt sich bei stärkerer Kraft des Magnetes ein drittes, an dieses wieder ein viertes u. s. f. hängen, zum Beweise, daß die Eisenstängelchen selbst magnetische Kraft erhalten haben. Bei aus Stahl verfertigten künstlichen Magneten, denen man die Gestalt gerader oder hufeisenförmig gebogener Stäbe gibt, und welche, — da sie weit kräftiger und in der besagten Gestalt für die Darstellung der magnetischen Erscheinungen, so wie für die Anwendung viel geeigneter sind, als die natürlichen Magnete, — von nun an allein im Auge behalten werden sollen, liegen die Pole an den Enden (vorausgesetzt, daß der Magnet, wie dies meistens geschieht, durch Streichen des betreffenden Stahlstabes mit einem andern Magnete in einer Weise, die später beschrieben werden wird, erzeugt worden). 5. Macht man einen geraden Magnetstab um eine zwischen seinen Polen hindurchgehende vertikale Achse leicht drehbar, so wendet er sich stets mit einem und demselben Pole gegen Norden und mit dem andern gegen Süden; man nennt deswegen ersteren den Nordpol und letzteren den Südpol des Magnetstabes. Am leichtesten zeigt sich diese Eigenschaft der Magnetpole an einer in den magnetischen Zustand versetzten (magnetisirten) Stahlnadel, welche wie **ab** (Fig. 311) in der Mitte ein Hütchen c hat, womit sie auf einer Spitze, in horizontaler Ebene sehr leicht beweglich, aufsitzt und dann den Namen Magnetnadel führt, den man übrigens auf jeden um eine fixe Achse drehbaren Magnetstab auszudehnen pflegt. 6. Nähert man dem Nordpole eines beweglichen Magnetstabes den Nordpol eines andern, so wird ersterer von letzterem abgestoßen, und ein gleiches gegenseitiges Verhalten zeigen auch die Südpole der zwei Magnete, während hingegen der Südpol des einen von dem Nordpole des andern und umgekehrt angezogen wird. Dem zu Folge muß sich eine frei bewegliche Magnetnadel einem, z. B. von obenher ihr genäherten Magnetstabe immer parallel und so stellen, daß beide nach der nämlichen Seite hin ungleichnamige Pole kehren. Es läßt sich dieses Verhalten

der Pole kurz in dem Satze zusammenfassen: Gleichnamige Magnetpole stoßen einander ab, ungleichnamige ziehen einander an. Man nennt die sich anziehenden Pole auch freundschaftliche und die einander abstoßenden feindschaftliche Pole. Hiernach erkennt man mit Hilfe einer Magnetnadel leicht, ob ein Körper magnetische Polarität besitze und ob ein Pol ein Nord- oder ein Südpol sei. Ist nämlich in dem fraglichen Körper Polarität vorhanden, so muß er, der Magnetnadel hinreichend nahe gebracht, wenigstens an einem ihrer Punkte Abstoßung gegen einen Pol derselben äußern, und der abstoßende Punkt besitzt dann die mit dem abgestoßenen Pole gleichnamige Polarität; eine bloße Anziehung zwischen dem Körper und der Magnetnadel zeigt blos, daß ersterer sich wie weiches Eisen verhalte. 7. Hängt man einen Stahlstab in seinem Schwerpunkte horizontal auf, so daß er, wenn man ihn nach was immer für einer Seite hin dreht, überall in horizontaler Lage ruht, und man magnetisirt ihn nachher; so nimmt er eine bestimmte Ruhe- (Gleichgewichts-) Stellung an, in die er, wenn man ihn aus derselben herausbringt, immer wieder zurückkehrt, und in welcher sein Nordpol nicht nur nach Norden gewendet, sondern auch abwärts gesenkt ist, so daß der Stab mit dem Horizonte einen Winkel bildet, der die magnetische Neigung (magnetische Inclination) genannt wird, und für Wien nahe 65° beträgt. Die Vertikalebene, in welcher die Pole des in der bezeichneten Gleichgewichtsstellung befindlichen Magnetstabes liegen, heißt der magnetische Meridian und schneidet den geographischen Meridian des betreffenden Ortes unter einem Winkel, welcher die magnetische Abweichung (magnetische Declination) heißt. Diese zeigt sich in gleicher Art auch an einer gewöhnlichen Magnetnadel oder an jedem nur in horizontaler Ebene drehbaren Magnetstabe, geht in Wien nach Westen hin und beträgt daselbst nahe 15 Grad. 8. Ist eine Magnetnadel um eine durch ihren Schwerpunkt gehende Achse nur in einer Ebene beweglich, welche auf der Verbindungslinie der Pole eines in seinem Schwerpunkte frei aufgehängten Magnetstabes senkrecht steht, und magnetischer Aequator genannt wird; so bleibt die Nadel in jeder Lage, in die man sie durch Drehung um ihre Achse bringt, in Ruhe, und heißt astatisch. 9. Bringt man eine Stange von weichem Eisen nahe genug an einen kräftigen Magnetstab, so zeigt das Ende, welches einem der Pole dieses letzteren am nächsten ist, den mit diesem Pole ungleichnamigen und das andere den gleichnamigen Pol. Hält man die besagte Stange im magnetischen Meridiane gegen den Horizont unter einem der Inclination des Ortes gleichen Winkel geneigt, so erscheint sie ebenfalls magnetisch; es hat ihr unteres Ende einen Nord- und ihr oberes einen Südpol. Die nämliche Polarität, nur im geringeren Grade nimmt die Stange auch in jeder andern Lage an, nur allein in der Ebene des magnetischen Aequators zeigt sie keinen Magnetismus; dieser erscheint übrigens desto schwächer, je weiter die Stange aus der vorbezeichneten Lage im magnetischen Meridian entfernt und jener im Aequator nahe gebracht wird. Aus einem ähnlichen Verhalten auch anderer Eisenmassen erklärt sich die magnetische

Fig. 311.



Polarität, welche an eisernen Gegenständen, z. B. an gegen eine Wand gelehnten Stangen, an eisernen Säulen, Oefen u. dgl. oft sehr auffallend hervortritt. 10. Die unter 5, 6, 7, 8 und 9 angegebenen Erscheinungen führen zu dem Schlusse, daß die Erde selbst wie ein Magnet wirke und gegen Norden einen mit dem Nordpole einer Magnetnadel, gegen Süden hin aber einen mit dem Südpole der letzteren ungleichnamigen magnetischen Pol besitze. (Inwiefern dieser Schluß gegründet ist, wird das Nachfolgende lehren.) 11. Eisen, Stahl u. s. w. erfahren dadurch, daß sie Magnetismus annehmen, keine Aenderung ihres Gewichtes, und ein Faden, woran ein solcher Körper hängt, wird nach dem Magnetisiren dieses letzteren so wie vorher in verticaler Richtung gespannt. 12. Ein Magnet verliert dadurch, daß man durch Streichen eines Stahlstabes u. dgl. mit demselben diesen Stab u. s. w. magnetisirt, weder an Gewicht noch an magnetischer Kraft, erleidet überhaupt keine Aenderung seines Zustandes. 13. Zerbricht man einen Magnetstab in beliebig viele Stücke, so zeigt jedes derselben einen Nord- und einen Südpol; jenen an dem Ende, welches, so lange der Stab noch ganz war, seinem Nordpole zugekehrt gewesen, und diesen an dem entgegengesetzten Ende. Legt man die Stücke in der ursprünglichen Ordnung an einander, so wirken sie zusammen wieder wie der Stab vor dem Zerbrechen.

3. Theoretische Ansicht der magnetischen Erscheinungen. Die im Punkte 13 des vorigen Paragraphes angeführte Erfahrung, daß, man mag einen Magnet (durch Zerschlagen oder dgl.) in noch so kleine Theile zerlegen, jedes dieser letzteren für sich einen (mit ungleichnamigen Polen versehenen) Magnet darstellt, nöthigt uns, die Ursache der Polarität jedes Magnets in der Polarität von Theilchen desselben zu suchen, die, wenn sich ihre Größe auch nicht bestimmt angeben läßt, doch jedenfalls für unsere Sinne verschwindend klein angenommen werden müssen, und die man *magnetische Elemente* zu nennen pflegt. Da ferner nach Punkt 12 Stahl, Eisen oder andere des Magnetismus fähige Körper beim Streichen oder Berühren mit einem Magnete aus dem unmagnetischen (natürlichen) Zustande in den magnetischen übergehen, ohne daß der Magnet deshalb eine Aenderung seiner Kraft oder seines Zustandes erfährt; so muß der objective Grund des Magnetischwerdens der betreffenden Körper schon ursprünglich in denselben gelegen sein und durch die von außen her einwirkende Kraft des Magnets blos geweckt werden. Fast allgemein sieht man als diesen Grund einen eigenen Stoff an, und ist, um die magnetischen Erscheinungen erklären zu können, genöthigt anzunehmen: 1. Dieser Stoff sei unendlich fein und unwägbar, er sei ein Gemenge der Theilchen zweier ungleichartiger Materien (magnetischer Materien, Magnetismen), wovon die eine der *nördliche* oder *positive* und die andere der *südliche* oder *negative* Magnetstoff (Magnetismus) genannt wird. 2. Zwischen den Theilchen gleichartiger Magnetismen (des Nord- und Nordmagnetismus oder des Süd- und Südmagnetismus) herrsche Abstoßung, zwischen jenen ungleichartiger Magnetismen aber Anziehung. 3. Die Theilchen jedes der beiden Magnetismen seien mit den Körpermolekeln der Magnete durch Anziehung fest verbunden (denn sonst könnte ein Magnet in einem andern nur die magnetischen Materien und nicht auch zugleich ihn selbst [seine Masse] in Bewegung setzen; auch wäre es nicht möglich, daß ein Magnet nichts von seiner Kraft verliert, wenn mittelst desselben ein anderer erzeugt wird). 4. Jeder Körper enthalte von beiden Magnetismen gleichviel und befinde sich im natürlichen Zu-

stande, wenn dieselben darin gleichförmig gemengt sind, weil dann die Action eines jeden Theilchens der positiven Materie durch die gleiche und entgegengesetzte Action eines daneben vorhandenen Theilchens der negativen Materie aufgehoben wird. 5. Durch die Operation des Magnetisirens (indem man mit dem zu magnetisirender Körper einen Magnet in Berührung oder Annäherung bringt) werde eine Trennung (Vertheilung) der ungleichartigen Theilchen des Magnetstoffes bewirkt, diese gehe aber immer nur innerhalb jedes magnetischen Elementes vor sich, so daß der Nordmagnetismus in die eine Hälfte desselben, der Südmagnetismus aber in die andere Hälfte wandert, und nie könne ein solches Theilchen aus einem magnetischen Elemente in ein anderes übertreten. Demnach muß man sich einen Magnet als ein Aggregat kleiner Theilchen vorstellen, deren jedes die beiden Magnetismen getrennt enthält und in deren nach einer und derselben Seite gekehrten Hälften immer gleichartiger Magnetismus vorhanden ist, wie dies der in Fig. 312 abgebildete Magnetstab **AB** anschaulich macht, wo die halb weiß und halb schwarz gezeichneten Rechtecke die besagten kleinen Theilchen (die magnetischen Elemente) und die weißen Hälften die Sitze der einen, die schwarzen Hälften hingegen die Sitze der andern magnetischen Materie darstellen. Man sieht, daß dieser Anordnung zu Folge ein Magnet an seinen Enden immer entgegengesetzte Magnetismen zeigen müsse. Auch erhellt aus dem Vorstehenden, daß jeder Anziehung eines unmagnetischen Körpers durch einen Magnet stets eine Vertheilung der Magnetismen in ersterem vorhergehe, und daß z. B. Eisen von einer Stelle eines Magnetes nur deswegen angezogen werde, weil diese durch den an ihr freien Magnetismus in dem angenäherten Eisen eine Trennung der magnetischen Materien verursacht, auf die in dem näheren Ende der Eisenmasse hervortretende freundschaftliche Materie mit größerer Kraft anziehend als auf die in dem entfernteren Ende freie feindschaftliche abstoßend wirkt und die angezogene Materie die Eisenmolekel nicht verlassen kann, diese also mit sich nehmen muß. Ferner begreift man, daß ein mit einem Magnete in Berührung gebrachtes Stängelchen aus weichem Eisen nur insoferne ein zweites solches Stängelchen und dieses wieder ein drittes u. s. f. tragen könne, als diese Stängelchen vorher durch Vertheilung ihrer Magnetismen (im ersten Stängelchen bewirkt diese Vertheilung der Magnet, im zweiten das erste u. s. w.) selbst zu Magneten geworden sind. Endlich 6. muß angenommen werden, jeder Körper widerstrebe der Trennung der in ihm vorhandenen magnetischen Materien mit einer gewissen Kraft, die man Coercitivkraft heißt, deren Größe von der materiellen Beschaffenheit und von der Temperatur des betreffenden Körpers abhängt und der die Eigenschaft zugeschrieben wird, in dem nämlichen Maße, in welchem sie sich der Trennung der Magnetismen widersetzt, auch nach erfolgter Trennung deren Wiedervereinigung zu verhindern. Die Ursache, warum weiches Eisen so leicht magnetisch wird, nach Entfernung des Magnetisirungsmittels aber augenblicklich wieder in den natürlichen Zustand zurücktritt, während der Stahl den Magnetismus desto schwerer annimmt, denselben aber nachher um so länger behält, eine je größere Härte er besitzt, ist nur in der verschiedenen Größe der Coercitivkraft dieser Körper zu suchen, welche beim Eisen, wenn nicht Null, doch sehr gering, beim Stahle

Fig. 312.

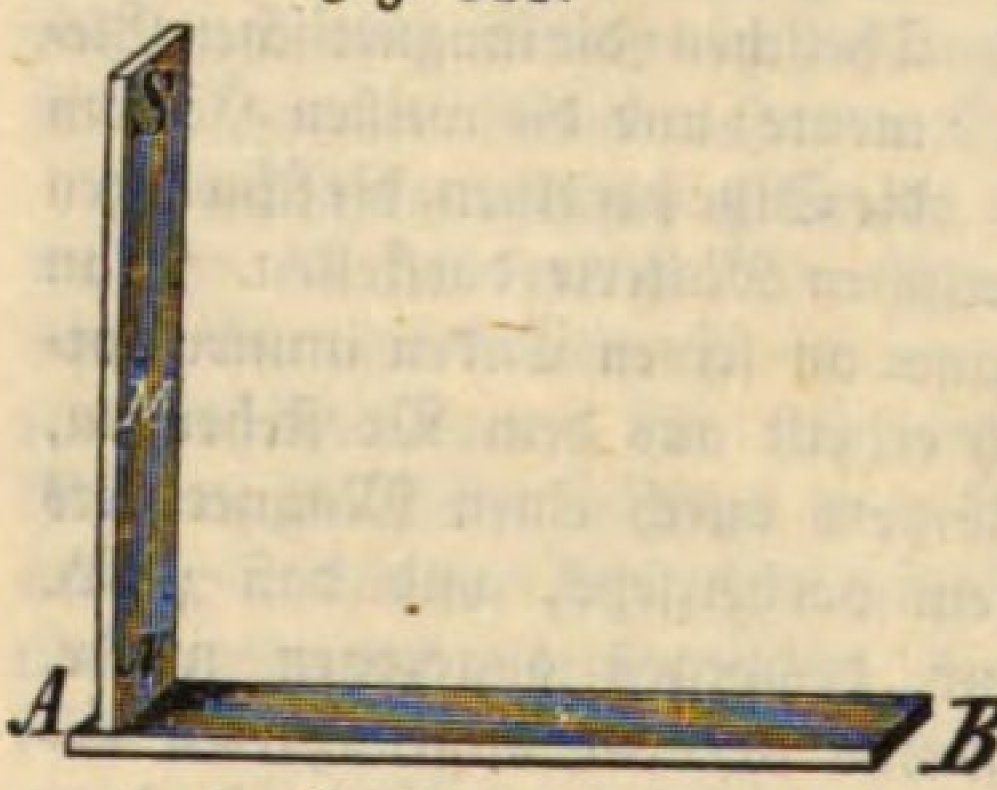
A  B

hingegen sehr bedeutend ist, und mit dessen Härte zunimmt. Wenn ein Körper z. B. Holz, Glas sich nicht magnetisch machen läßt, so kömmt dies nicht etwa daher, daß er die magnetischen Materien nicht enthält, sondern der Grund liegt darin, daß man durch die bisher bekannten Magnetisirungsmethoden die Coercitivkraft nicht zu überwinden vermag.

4. Erzeugung künstlicher Magnete. Wie schon vorne einmal erwähnt wurde, werden künstliche Magnete (wenigstens in den meisten Fällen) am besten aus geraden oder hufeisenförmig gekrümmten Stahlstäben erzeugt. Es geschieht dies am einfachsten und bequemsten durch Streichen derselben mit bereits fertigen künstlichen Magneten, und man kann hiebei vorzüglich zweierlei Verfahrungsarten beobachten, welche die Namen: einfacher Strich und Doppelstrich führen.

Magnetisiren eines geraden Stabes durch den einfachen Strich. Zu diesem Behufe wird auf das eine Ende des betreffenden, horizontal gelegten Stahlstabes **AB** (Fig. **313**) ein Pol **N** eines Magnets **M** aufgesetzt, dann in ununterbrochenem, gleichförmigem und langsamem Zuge an das andere Stabende (**B**) hingeführt und daselbst entweder seitwärts ab- oder über den Stab hinausgezogen. Es zeigt nachher das Ende (**A**) des Stabes (wo der Strich begann) den mit dem streichenden Pole gleichnamigen und das andere Ende (**B**) den ungleichnamigen Pol. Wird dieses Verfahren öfters wiederholt, wobei man jedes Mal den über das zweite Stabende (**B**) hinaus- oder daselbst seitwärts abgezogenen Magnetpol frei durch die Luft (ohne den Stab zu berühren) an das erste Ende (**A**) zurückbringen muß; so erlangt dieser immer mehr magnetische Kraft bis zu einer gewissen, von der Stärke des Streichmagnets und der Beschaffenheit des Stabes abhängigen Anzahl von Strichen, über welche hinaus keine weitere Zunahme des Magnetismus mehr Statt findet.

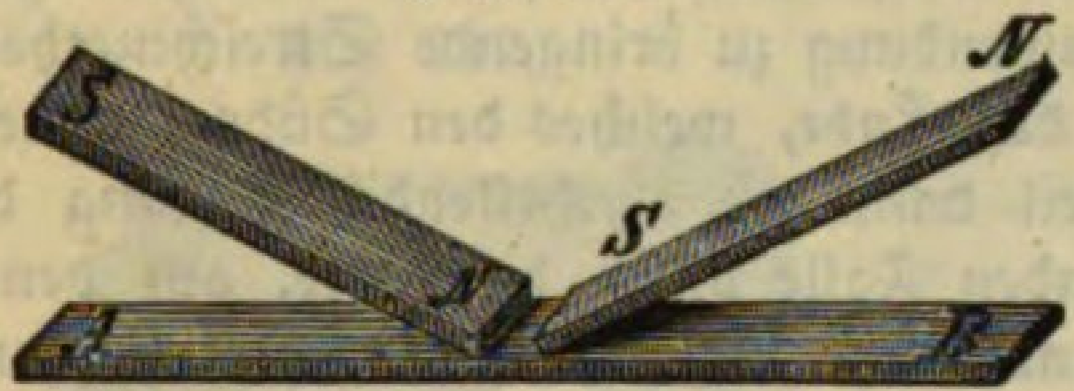
Fig. 313.



Eine andere Art des einfachen Striches besteht darin, daß man den Streichmagnet mit einem seiner Pole, z. B. mit dem Nordpole, in der Mitte des zu magnetisirenden, horizontal liegenden Stabes (am besten unter einer Neigung von 25—30°) aufsetzt, denselben unter Beibehaltung dieser Neigung gegen ein Ende des Stabes hin- und dort abzieht, dann den Magnetpol durch die Luft (etwa auf halbkreisförmigem Wege) wieder in die Mitte des Stabes zurückführt, neuerdings an das nämliche Stabende hinzieht, dieses Streichen der einen Stabhälfte mehrere Male wiederholt und hierauf in ganz gleicher Weise die zweite Hälfte des Stabes und eben so oft als dies bei der ersten geschehen, mit dem andern Magnetpole (dem Südpole) streicht. Es erhält so jede der Stabhälften den Pol, welcher jenem, womit sie gestrichen wurde, entgegengesetzt ist. Man kann sich bei dieser Art des einfachen Striches dadurch die Arbeit bedeutend abkürzen, daß man (wie dies die Fig. **314** anschaulich macht) in der Mitte des zu magnetisirenden Stabes **AB** die entgegengesetzten Pole **N**, **S** zweier, gleich starker Magnete unter der vorbesagten Neigung von 25—30° aufsetzt und mit diesen Polen, indem man den einen an das eine und den zweiten an das andere Stabende hinzieht, dann beide wieder in die Mitte zurückbringt u. s. w., gleichzeitig beide Stabhälften eben so streicht, wie

dies bei dem vorigen Verfahren mit den zwei Polen eines und desselben Magnets nach einander geschieht. Der einfache Strich, besonders in den zwei letzteren Modificationen, ist, wenn er mit kräftigen Magneten ausgeführt wird, sehr geeignet, um Boussolen-Nadeln (von welchen bald nachher die Rede sein wird) und Stahlstäbe, die nicht mehr als 2‴ dick sind, regelmäßig und vollständig zu magnetisiren.

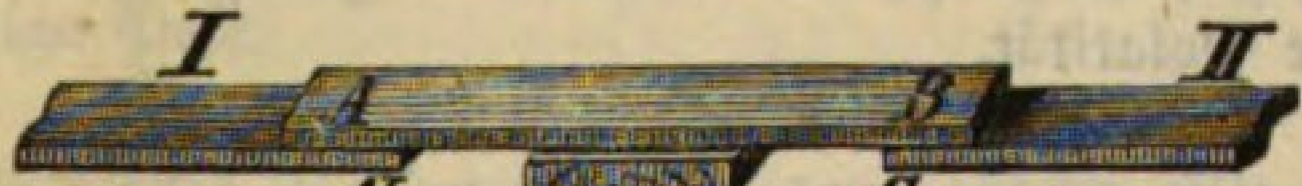
Fig. 314.



Der Doppelstrich, welcher bei Stäben, deren Dicke über 2‴ beträgt, immer anzuwenden ist, weil der einfache Strich für derlei Stäbe nicht zureicht, wird folgender Maßen ausgeführt. Man setzt, so wie bei der zuletzt beschriebenen 3. Art des einfachen Striches auf die Mitte des zu magnetisirenden Stabes die entgegengesetzten Pole zweier möglichst gleich starker Magnete auf, nur gibt man diesen eine noch etwas stärkere Neigung (15—25°), führt sie beide nach dem nämlichen Stabende hin, von da den ganzen Stab entlang bis an dessen zweites Ende, hierauf wieder an das erste Ende zurück, und hebt sie endlich, nachdem sie so hinlänglich oft über die ganze Länge des Stabes hin und her geführt wurden, wieder in der Mitte desselben ab. Es ist bei diesem Verfahren wesentlich, daß die streichenden Pole 2—3‴ weit von einander abstehen, und man kann zu diesem Ende, überhaupt zu bequemerer Ausführung der ganzen Operation, die beiden Streichmagnete in der erforderlichen geneigten Stellung an den Seiten eines hölzernen Dreieckes befestigen oder den bezeichneten Abstand der Pole bleibend dadurch erzielen, daß man zwischen sie ein entsprechend großes Parallelepiped von Holz, Messing oder Blei bringt und dieses zugleich mit den Polen auf dem Stabe hin und her bewegt. Der Doppelstrich, durch welchen jedes Ende des Stabes einen Pol erhält, der dem beim Streichen ihm zuletzt zugeführten Magnetpole entgegengesetzt ist, erzeugt, mit kräftigen Magneten ausgeführt, einen starken Magnetismus, darf aber zum Magnetisiren von Boussolen-Nadeln und Stäben, die zu genauen Untersuchungen bestimmt sind, nicht angewendet werden, weil er fast immer ungleich starke Pole gibt, und leicht Folgepunkte, d. h. außer den zwei Polen an den Enden des Stabes noch andere dazwischen gelegene Pole, veranlaßt.

Sowohl die Wirkung des *einfachen* als des *Doppelstriches* wird dadurch bedeutend beschleunigt und erhöht, daß man, wie Fig. 315 zeigt, die Enden des zu magnetisirenden Stahlstabes **A B** auf die ungleichnamigen Pole **N**, **S** zweier kräftiger Magnete **I**, **II** legt und den Stab, falls er so dünn ist, daß er unter dem Drucke der Streichmagnete sich biegen könnte, in der Mitte durch ein Holzstück a unterstützt. Natürlich müssen die Streichmagnete auf dem Stabe so hingeführt werden, daß sie für sich allein (d. h. wenn die Magnete **I**, **II** nicht vorhanden wären) in dessen Enden Pole erzeugen würden, die jenen, worauf diese Enden ruhen, entgegengesetzt sind; denn nur so erreicht man, was bei Anwendung unterliegender Pole beabsichtigt wird, nämlich: daß die vertheilende Wirkung der Streichmagnete auf den Stahlstab durch jene der besagten Pole unterstützt werde. Da, wie wir oben aus der Richtung einer frei beweglichen

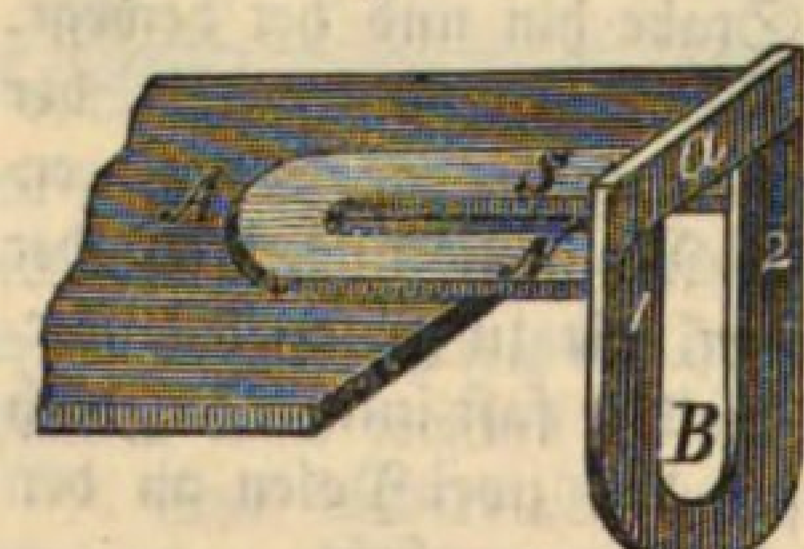
Fig. 315.



Magnetnadel geschlossen haben und die Folge bestätigen wird, die Erde gegen Norden hin einen dem Nordpole eines Magnetstabes und gegen Süden hin einen dem Südpole dieses Stabes freundschaftlichen Pol hat, so wird es bei Magnetisirung eines Stahlstabes immer vortheilhaft sein, diesen so zu legen, daß das Ende, welches durch die in Anwendung zu bringende Streichmethode zum Nordpol wird, nach Norden, und das Ende, welches den Südpol annehmen soll, nach Süden gekehrt ist; weil dann die vertheilende Wirkung der Streichmagnete, so wie im vorhergehenden Falle durch die Pole, auf denen der Stahlstab liegt, durch die Erdpole unterstützt wird. Daß die beste Wirkung erzielt werden müsse, wenn man den zu magnetisirenden Stab von Norden nach Süden und mit dem nördlich gerichteten Ende auf einen Südpol, mit dem südlich gewendeten Ende hingegen auf einen Nordpol legt, und hernach so streicht, daß der Strich in dem ersteren Ende den Nord- und in dem andern den Südpol zu erzeugen sucht, leuchtet bei dem Umstande, daß in diesem Falle die Magnet- und die Erdpole in Uebereinstimmung vertheilend auf den Stab wirken, von selbst ein.

Magnetisiren hufeisenförmiger Stäbe. Dies kann wie bei geraden Stäben auch durch den einfachen oder durch den Doppelstrich mittelst gerader Magnetstäbe geschehen; am schnellsten und vollkommensten wird es aber mit Hilfe eines ebenfalls hufeisenförmig gestalteten Magnets und zwar nach der einen oder andern der zwei folgenden Verfahrungsweisen bewerkstelligt werden. **I. Verfahren.** Man gebe dem hufeisenförmigen Magnete **A** (Fig. 316) auf einem Tische eine feste Lage, so daß seine Pole **N**, **S** etwas über den Tischrand hervorragen, lege an die Endflächen des zu magnetisirenden Stahlstabes **B** ein rechteckiges (mit dem Stabe nahe gleich dickes) Stück **a** aus weichem Eisen, einen sogenannten Anker, setze dann die Stabenden zunächst unter dem Anker bei senkrechter Stellung der Stabschenkel **1**, **2** an die Pole des Magnets an... (†), führe diese Schenkel nachher langsam und gleichmäßig an den Magnetpolen empor, bis sie an der Wölbung (Krümmung) des Stabes diese Pole verlassen haben, bringe hierauf den Stab durch die Luft wieder in der unter (†) angegebenen Weise mit den Magnetpolen in Berührung, führe ihn abermals an diesen Polen empor und über seine Krümmung hinaus u. s. w. Nach mehreren solchen Strichen hat der Stab schon das Maximum*) des Magnetismus, dessen er fähig ist, angenommen und es besitzt jeder Schenkel die mit dem Pole, womit er gestrichen worden, gleichnamige Polarität.

Fig. 316.

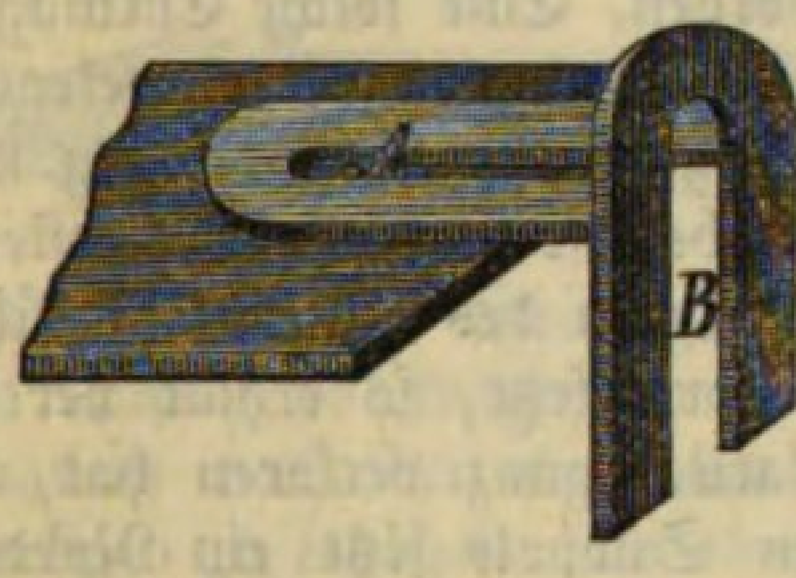


---

*) Ob ein Stab (oder eine Nadel) dieses Maximum erreicht habe (bis zum Sättigungspunkte magnetisirt sei), erkennt man daraus, daß er, wenn man ihn mit stärkeren Magneten in dem nämlichen Sinne, wie vorher, streicht, keinen stärkeren Magnetismus mehr annimmt. Die Stärke seiner magnetischen Kraft beurtheilt man aber entweder a) nach dem Gewichte weichen Eisens, das er zu tragen vermag, oder b) nach der Größe des Winkels, um welchen ein Pol desselben einen Pol einer frei beweglichen Magnetnadel aus der Ruhelage ablenkt, wenn man beide aus bestimmter Distanz und in einer zur Länge der Nadel senkrechten Richtung auf einander einwirken läßt, oder c) nach der Größe der Distanz, aus welcher eine solche Ablenkung um einen gewissen Winkel bewirkt wird, oder endlich d)

2. **Verfahren.** Es besteht darin, daß man, wie in Fig. 317, den Stahlstab **B** zunächst seiner Wölbung an die Pole des Magnets ansetzt, diese durch gleichförmiges Aufwärtsschieben des Stabes längs der Schenkel des letzteren und über deren Endflächen hinaus gleiten macht, den Stab durch die Luft wieder zur Berührung mit den Magnetpolen an seiner Wölbung zurückführt und diese Manipulation oft genug wiederholt. Das Ansetzen eines Ankers an die Schenkel des Stabes ist hier gerade nicht wesentlich, und diese erhalten Pole, die jenen, womit sie gestrichen werden, entgegengesetzt sind. Da es sich vortheilhaft erweist, jeden Schenkel des Stabes an beiden Flächen zu streichen, so kann man bei beiden, in den Fig. 316 und 317 anschaulich gemachten Magnetisirungsarten nach jedesmaligem Aufwärtsziehen des Stahlstabes an den Magnetpolen ersteren umkehren, jeden seiner Schenkel wieder an den nämlichen Magnetpol wie vorher ansetzen (im Falle der Fig. 316 zunächst des Ankers, in Falle der Fig. 317 aber an der Wölbung) und den Stab am Magnete dann abwärts schieben, oder man kann auch zuerst mehrere Striche in dem einen Sinne (nach aufwärts) und hernach eben so viele in dem zweiten Sinne (nach abwärts) vollführen.

Fig. 317.



Man kann, wenn zwei gerade Stäbe zu magnetisiren sind, diese auch nach Art eines einzigen, hufeisenförmigen Stabes behandeln: man legt sie nämlich zu einander parallel auf einen Tisch, verbindet an jeder Seite die Endflächen mit einem Anker, setzt zunächst dem einen der beiden Anker auf die Stäbe die Pole eines senkrecht gestellten Hufeisenmagnetes auf, bewegt diesen der besagten Stellung stets parallel und in langsamem, gleichförmigem Zuge längs der Stäbe hin bis über den zweiten Anker hinaus, führt ihn dann, ohne die Stäbe zu berühren, auf die Stabenden an dem ersten Anker zurück und wiederholt dieses Verfahren mehrere Male. Dabei erhalten die Stabenden, auf welchen die Magnetpole aufgesetzt werden, die mit den aufgesetzten Polen gleichnamige und die entgegengesetzten Enden die ungleichnamige Polarität. Sind mehrere Paare gleicher gerader Stäbe zu magnetisiren, so kann man sie nach der Länge so an einander legen, daß sie zwei parallele Stangen größerer und gleicher Länge bilden und, nachdem die Enden dieser letzteren beiderseits durch Anker vereinigt wurden, ganz so wie mit den vorher besprochenen zwei Stäben verfahren. Trennt man dann die einzelne Stäbe wieder von einander, so zeigen je zwei mit einander in Berührung gewesene Enden derselben ungleichnamige Pole.

Wird ein gerader oder hufeisenförmiger Magnetstab nach einer der beschriebenen Methoden mit einem andern Magnete so gestrichen, daß dadurch in ersterem, wenn er nicht magnetisch wäre, Pole erzeugt würden, die jenen,

---

nach der Anzahl Schwingungen, welche der Stab, wenn man ihn an einem Faden horizontal aufhängt und um den Faden aus seiner Ruhelage etwas herausdreht, in einer gewissen Zeit macht. Ein kräftigerer Magnet trägt nämlich an seinen Polen mehr Eisen, bewirkt aus bestimmter Distanz eine größere Ablenkung der Magnetnadel oder dieselbe Ablenkung aus größerer Distanz und macht in gegebener Zeit mehr Schwingungen. Ueber die Gründe der Punkte b), c) und d) werden uns die folgenden Paragraphe belehren.

welche er wirklich besitzt, entgegengesetzt sind; so wird der ursprüngliche Magnetismus des Stabes entweder zum Theile, oder wenn der Streichmagnet kräftig genug ist, oder das Streichen oft genug wiederholt wird, ganz vernichtet, d. h. durch die entgegengesetzte Action des neuerzeugten ungleichnamigen Magnetismus theilweise oder gänzlich aufgehoben, und man sagt dann, der Stab sei zum Theile oder völlig entmagnetisirt worden. Eine solche Entmagnetisirung findet z. B. Statt, wenn man einen Hufeisenmagnet mit vorgelegtem Anker an einem andern derlei Magnet so streicht, wie es mit Hilfe der Fig. 316 von dem Stahlstabe **B** beschrieben wurde, dabei aber die Schenkel des ersteren Magnets immer an den ihnen ungleichnamigen Polen des letzteren hinführt. Wird das Entmagnetisirungsverfahren zu lange fortgesetzt, so erhält der betreffende Magnet, nachdem er seine vorige Polarität ganz verloren hat, die entgegengesetzte, so daß die Stelle des früheren Südpols jetzt ein Nordpol und umgekehrt einnimmt; es geht also eine Umkehrung der Pole vor sich. Uebrigens nehmen Stäbe, nachdem sie, wohl gar mehrere Male, eine Entmagnetisirung oder Umkehrung der Pole erfahren haben, in der Regel bei weitem keinen so starken Magnetismus mehr an, als unter sonst gleichen Umständen vor dem Entmagnetisiren oder Polumkehren, obwohl ausnahmsweise in manchen Fällen Stäbe erst nach mehrmals erlittener Polumkehrung die größte magnetische Kraft annehmen.

Schließlich soll hier noch in Kürze der sogenannten Transversalmagnete Erwähnung geschehen, um uns in der Folge auf das Wesen derselben beziehen zu können. Werden mehrere gerade Magnetstäbe am Umfang eines Ringes und in der Richtung der Halbmesser desselben so befestigt, daß sie (in der Mitte des Ringes) einen kleinen Raum frei lassen und die daselbst einander gerade gegenüberstehenden Pole ungleichnamig sind, und man zieht hierauf durch diesen Raum einen seiner Größe und Gestalt angepaßten Stahlstab oder Draht mit Reibung hindurch, so erhält dieser so viele nach seiner ganzen Länge hingehende Pole, als Magnetstäbe angewendet wurden, und je zwei einander diamentral gegenüberstehende oder neben einander liegende Pole sind freundschaftlich. In einer solchen Polarität besteht das Wesen eines Transversalmagnets.

5. Die Stärke des durch die beschriebenen Streichmethoden erzielbaren Magnetismus hängt unter sonst gleichen Umständen (bei einer und derselben Streichmethode u. s. w.) von der Kraft der Streichmagnete, von der materiellen Beschaffenheit, Homogenität (Gleichartigkeit), Gestalt und Größe des zu magnetisirenden Stabes ab.

1. Einfluß des Streichmagnets. An und für sich kann man mit einem schwachen Streichmagnete auch nur schwache magnetische Kräfte wecken, also zunächst nur schwache Magnete erzeugen. Allein durch Vereinigung mehrerer solcher schwacher Magnete, indem man sie so an einander legt, daß nach einer Seite alle Nord- und nach der andern alle Südpole neben einander liegen, alle gleichnamigen Pole also zusammenwirken, erhält man stärkere Magnete, mit denen man die andern schwächeren wieder streichen und verstärken kann. Es läßt sich dieses Verstärkungsverfahren, wobei immer einer oder ein Paar der schwachmagnetischen Stäbe nach dem andern mit allen übrigen, zu einem zusammengesetzten Magnete vereinigten Stäben gestrichen wird, so lange fortsetzen, bis alle vorhandenen Stäbe zur Sättigung magnetisirt sind, und auf diese Weise kann mittelst eines einzigen ganz schwachen Magnets aus einer gehörigen Anzahl von Stahlstäben ein sehr kräftiger Magnet zu Stande

gebracht werden. Gerade Magnetstäbe legt man, um sie zu einem zusammengesetzten Magnete zu vereinigen, so wie die Stäbe **a** in Fig. **318** zu einem prismatischen Bündel **AB** zusammen und gibt denselben, indem man an die Enden dieses Bündels Schuhe **1, 2** aus weichem Eisen ansetzt, eine sogenannte *Armatur*, so daß, indem jeder Schuh von Seite der damit in Berührung stehenden Pole eine Magnetisirung durch Vertheilung erfährt, die Nordpole aller Stäbe gleichsam in den einen, und die Südpole in den andern Schuh übertragen werden. Will man die Pole des zusammengesetzten Magnets nach der nämlichen Seite gekehrt haben, entweder um sein Tragvermögen zu erhöhen (weil dann zum Tragen der betreffenden Last gleichzeitig beide Pole benützt werden können) oder um ihn wie einen hufeisenförmigen Magnet zum Magnetisiren hufeisenförmiger Stahlstäbe anzuwenden; so gibt man den Armaturtheilen **1, 2,** nach Art jener in Fig. **317,** hervor stehende Füße **a, b,** und diese werden dann die Pole des ganzen Magnetbündels bilden. Um letzteres gegen die Feuchtigkeit der Luft oder Hände, welche Rost, den größten Feind des Magnetismus, erzeugt, zu verwahren, wird es gewöhnlich in ein hölzernes Gehäuse **A** eingeschlossen.

Fig. 318.

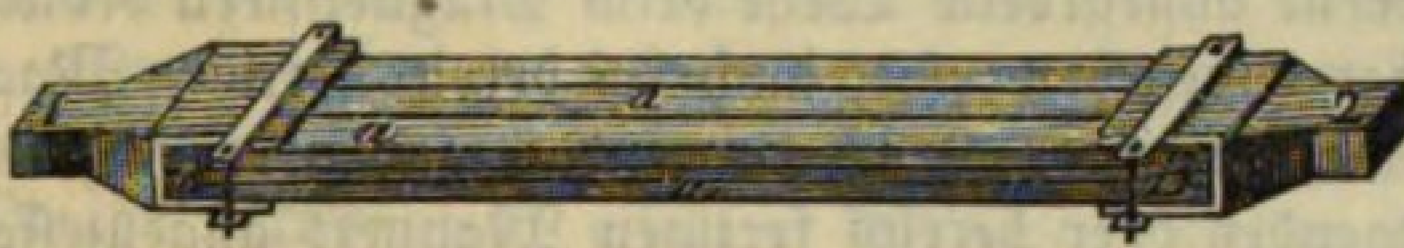
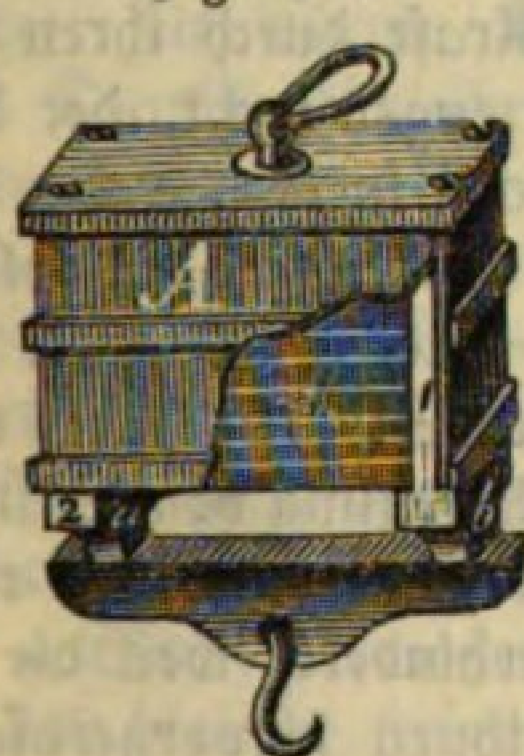
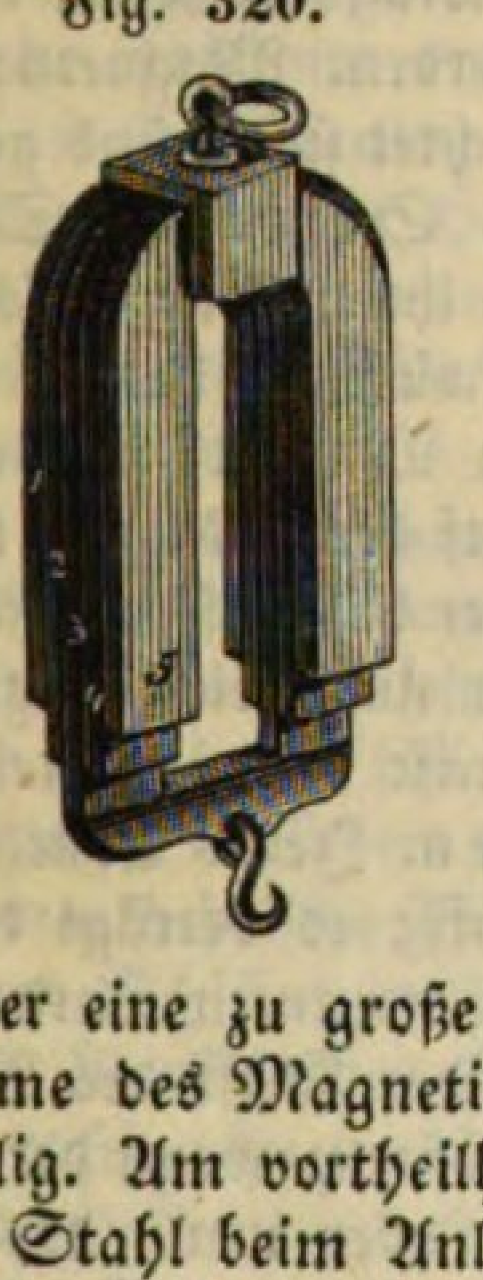


Fig. 319.



Bei Vereinigung mehrerer hufeisenförmiger Magnete (**1, 2, 3, 4, 5** ...) zu einem einzigen kräftigen Magnet nimmt man deren am besten eine ungerade Zahl, gibt dem mittleren die größte Dicke und Länge und läßt die Länge und Dicke der äußeren stufenweise abnehmen, wie Fig. **320** anschaulich macht. Die Enden der mittleren Lamelle (**3**), die jetzt gleichsam Träger auch der Magnetismen der übrigen Lamellen (**1, 2, 4, 5**) wird, sind die Pole des ganzen zusammengesetzten Magnets. Zusammengesetzte Magnete von bedeutender Kraft pflegt man *magnetische Batterien*, wohl auch *magnetische Magazine* zu nennen. Die Kraft eines zusammengesetzten Magnets ist immer geringer als die Summe der magnetischen Kräfte, welche die einzelnen Stäbe vor ihrer Vereinigung besaßen.

Fig. 320.



2. *Einfluß der Beschaffenheit, Gleichartigkeit, Gestalt und Größe des zu magnetisirenden Stabes.* Die zu Magneten bestimmten Stäbe sollen aus gleichförmigem, feinkörnigem und durchaus gleichmäßig hartem Stahle bestehen. Die Härte darf weder eine zu große noch eine zu geringe sein; denn erstere hindert die Annahme des Magnetismus und letztere ist bezüglich der Dauer desselben nachtheilig. Am vortheilhaftesten erweist sich durch Erfahrung der Härtegrad, den der Stahl beim Anlassen bis zur lebhaft blauen oder bis zur grünlich blauen Farbe erhält. Eisenadern, Unterbrechungen und Ungleichartigkeiten in der Masse benehmen dem Stahle die Empfänglichkeit für starken Magnetismus. Die Stäbe sollen ferner an der Oberfläche glatt gefeilt oder geschliffen sein, und es ist gut, wenn ihre Breite ein Mehrfaches der Dicke und letztere nicht

bedeutend, jedoch auch nicht unter ¼ Zoll ist. Bei Hufeisen sollen die Schenkel parallel und einander nahe liegend sein. Zum Behufe der Erzeugung zusammengesetzter Magnete oder magnetischer Batterien müssen die einzelnen zu vereinigenden Stäbe vor dem Magnetisiren genau aneinander passend gemacht werden, so daß sich ihre Flächen möglichst innig berühren. Die Anker aus weichem Eisen, deren man sich auf die vorne angegebene Weise beim Magnetisiren bedient und die man, wie gleich nachher angegeben wird, auch bei bereits fertigen Magneten zur Erhaltung und Stärkung ihrer Kraft anwendet, sollen rücksichtlich der Größe jener des zu erzeugenden oder bereits fertigen Magnets angemessen sein und sich gut, wenn auch nur in einer einzigen Linie, an dessen Endflächen anschließen. Bei gehöriger Beachtung vorstehender Punkte kann ein hufeisenförmiger Stahlstab durch Streichen in einen Magnet verwandelt werden, der das 10-, ja das 20fache seines eigenen Gewichtes trägt; ein gerader Stab kann aber selten weiter als zum Tragen eines seinem eigenen gleichen Gewichtes gebracht werden.

3. Stärkung und Schwächung fertiger Magnete. Magnete sind gleich nach ihrer Erzeugung, und wenn diese unter Anwendung eines Ankers geschah, bevor dieser abgerissen worden, am stärksten. Befindet sich ein Magnet in einer Lage, bei welcher die erdmagnetische Kraft durch ihren vertheilenden Einfluß in jedem seiner Enden einen Pol zu erzeugen sucht, der dem darin schon vorhandenen entgegengesetzt ist, (oder bei welcher in dem Falle, daß der Magnetstab seine beiden Pole nach der nämlichen Seite kehrt, ein solcher Gegensatz für den einen dieser Pole entsteht); so findet in dem Magnete eine theilweise Wiedervereinigung der in ihm getrennt gewesenen Magnetismen, mithin eine Schwächung desselben Statt. Dies wird durch Anlegung von Stücken aus weichem Eisen an die Pole (durch Armirung) oder durch Ansetzen eines Ankers (wenn die Gestalt des Magnets dies erlaubt) verhindert, weil die Armaturen und Anker durch die in Folge Zerlegung in ihnen hervorgerufenen Magnetismen jene des Magnets beschäftigen (binden). Magnete sollen daher nie ohne Armatur oder angelegten Ankern aufbewahrt werden. Magnetnadeln und Magnetstäbe, welche durch den Erdmagnetismus gerichtet sind, sind gewissermaßen durch die Erde armirt. Erschüttern, Fallenlassen, Stoßen oder Schlagen schwächt die Magnete, kann bei größerer Heftigkeit ihren Magnetismus ganz vernichten und ist daher zu vermeiden. Die Rückwirkung des in dem weichen Eisen, welches als Armatur oder Anker mit dem Magnete in Berührung steht, durch Vertheilung erzeugten Magnetismus auf den Magnet trägt sogar zur Verstärkung des letzteren bei, und man kann daher das Eisenquantum, welches ein Magnet zu tragen vermag, allmälig immer um kleine Zugaben bis zu einer gewissen Gränze vermehren, somit seine Kraft allmälig steigern oder, wie man sich auszudrücken pflegt, den Magnet üben. Jedes Abnehmen des Ankers bringt den Magnet um einen Theil seiner Kraft; es beträgt dieser Verlust aber immer weniger, je öfter der Anker bereits abgenommen wurde, so daß endlich ein weiteres Abnehmen keine Veränderung in der Kraft des Magnetes mehr bewirkt. Diese nachtheilige Wirkung ist am größten, wenn der Anker plötzlich und gewaltsam losgemacht (abgerissen) wird, oder wenn das Abnehmen nach der Richtung der Länge der Magnete (oder ihrer Schenkel) geschieht; man soll daher den Anker immer langsam und gleichmäßig, nach der Seite hin und in paralleler Richtung zu den Flächen, woran er haftet, abziehen. — Wärme schwächt den Magnetismus, und Erhitzen bis zum Hellroth-

oder bis zum Weißglühen hebt ihn sowohl bei natürlichen als künstlichen Magneten vollständig auf, so daß sie nach dem Erkalten gar keine magnetische Eigenschaft mehr zeigen. Es verlieren die betreffenden Stoffe dabei aber nicht die Fähigkeit, durch die bekannten Verfahrungsarten wieder zu Magneten zu werden; nur wird bei natürlichen Magneten für immer die Größe der Coercitivkraft vermindert, so daß der nach dem Glühen ihnen wieder ertheilte Magnetismus nicht mehr so fest haftet; künstliche (Stahl-) Magnete erhalten aber durch neuerliches Härten die Fähigkeit magnetisch zu werden im ursprünglichen Grade vollkommen wieder. Uebrigens erfolgt die Aufhebung des Magnetismus durch Hitze allmälig und in dem Maße, als die Temperatur zunimmt, und der Magnet muß, damit er den größten Kraftverlust, den er bei einer bestimmten Temperatur überhaupt erleiden kann, wirklich erfahre, dieser Temperatur längere Zeit ausgesetzt bleiben. Auch Eisen wird, während es hell glüht, von Magneten nicht angezogen; es gibt daher auch für dieses eine Temperaturgränze, über welche hinaus es für den Einfluß des Magnetismus keine Empfänglichkeit mehr besitzt, und eine eben solche Gränze existirt für jedes der andern magnetischen Metalle. Nach Versuchen liegt sie für Kobalt weit über der Weißglühhitze (denn es zeigt sich in den höchsten Temperaturen noch magnetisch); für Chrom liegt die magnetische Gränze etwas unter der Temperatur des Dunkelrothglühens, für Nickel ungefähr bei 280⁰ R. (also nahe unter dem Schmelzpunkte [288⁰ R.] des Zinkes); für Mangan bei 16—20⁰ R., und es ist sehr wahrscheinlich, daß für jeden Körper eine gewisse Temperatur existire, unterhalb welcher er wie das Eisen oder die andern oben genannten Metalle magnetisch ist, so daß alle Stoffe, wenn man sie durch hinreichend starke Abkühlung unter die ihnen eigenen magnetischen Temperaturgränzen herabbringen könnte, wie Eisen von Magneten angezogen werden müßten.

Der Wärme entgegengesetzt wirkt auf die magnetische Kraft das Licht: es soll dieselbe steigern. Ein Theil des weißen Sonnenlichtes, nämlich der bei Zerlegung dieses Lichtes in seine Bestandtheile (worüber der vom Lichte handelnde Abschnitt uns näher belehren wird) violet erscheinende ist sogar unzweifelhaft im Stande, Stahlnadeln in Magnete zu verwandeln. Man darf nur, während die eine Hälfte einer solchen Nadel in Papier gehüllt ist, die andere Hälfte einige Stunden lang der Einwirkung der besagten violeten Strahlen aussetzen, so erhält diese einen Nord- und die zweite, verhüllt gewesene Hälfte einen Südpol.

6. Einrichtung und Anwendung der Magnetnadeln. Eine besonders wichtige Anwendung finden die künstlichen Magnete in Gestalt der Magnetnadeln als wesentliche Bestandtheile der unter den Namen: »Boussolen« oder »Compasse« bekannten Instrumente, welche dem Schiffer zur See, dem Geometer auf dem Lande und dem Markscheider unter der Erde sehr nützliche, ja unentbehrliche Führer sind, dem Seefahrer in jedem Augenblicke die Richtung seines Schiffes in Bezug auf die Weltgegenden angeben, dem Geometer und dem Markscheider sich zu orientiren, Winkel zu messen ꝛc., ersterem seinen Meßtisch schnell in eine erforderliche Lage zu bringen gestatten und überhaupt in allen Fällen die besten Dienste leisten, wo es sich darum handelt, Gegenstände, z. B. Sonnenuhren, Diopter, Fernröhre u. s. w. in der Richtung nach einer bestimmten Weltgegend hin aufzustellen. Die Magnetnadeln, im engeren Sinne des Wortes (siehe S. 402), erhalten gewöhnlich die Gestalt einer Raute (eines Rhombus von geringer Breite und verhältnißmäßig bedeutend (10—20 Mal)

größerer Länge. (Man sieht diese Gestalt in der Fig. 321 bei II, wo eine solche Nadel von oben angesehen dargestellt ist.) Sie werden aus Uhrfederstahl verfertigt, bei der Rothglühhitze gehärtet und dann temperirt, indem man sie von der Mitte aus (bei größerer Länge der Nadel bis etwa zu einem Zolle von jedem Ende) blau anlaufen läßt. Um die Pole leichter unterscheiden zu können, entfernt man nachher durch Abschleifen die blaue Farbe von der einen Hälfte der Nadel und magnetisirt diese dann gewöhnlich so, daß die blaugebliebene Hälfte den Nord- und die blank gewordene (graue) den Südpol erhält. Soll die Nadel um eine vertikale Achse in horizontaler Ebene leicht drehbar sein, so erhält sie, wie schon früher ein Mal erwähnt worden, in der Mitte ein Hütchen c (Fig. 321), das gewöhnlich aus Messing besteht und als Deckel einen an der innern Fläche ausgehöhlten Achat i eingesetzt enthält, mittelst dessen sie auf einer Stahlspitze balancirt. Solche Nadeln heißen Declinations- und weil sie den Haupttheil der Boussolen oder Compasse ausmachen, auch Boussolen- oder Compaß-Nadeln. Eine Nadel, welche die magnetische Neigung anzeigen soll und deswegen eine Inclinationsnadel heißt, wird am einfachsten entweder in ihrem Schwerpunkte an einem ungedrehten Faden aufgehängt, oder wie in Fig. 322 um eine durch ihren Schwerpunkt gehende, horizontale Achse ab leicht beweglich gemacht (indem die spitzen Enden dieser Achse wie Körner in entsprechenden Vertiefungen an den Seitentheilen des an einem Faden hängenden messingenen Rahmens c, d, e laufen. Eine sogenannte astatische Nadel (S. 403), welche sich nur in der Ebene des magnetischen Aequators bewegen kann und daher (aus Gründen, die uns erst aus dem Folgenden begreiflich werden können) in ihrer Stellung und Bewegung vom Erdmagnetismus ganz unabhängig ist, wird durch die in Fig. 323 dargestellte Einrichtung erhalten, wo die Magnetnadel n s sich nur in der Ebene des getheilten Kreises A um eine darauf senkrechte und durch dessen Mittelpunkt gehende Achse bewegen kann, der Kreis sich aber mittelst der in den Umfang der Scheibe B eingreifenden endlosen Schraube 1 unter jeden Winkel gegen den Horizont neigen und mittelst der die Scheibe C drehenden endlosen Schraube 2 um eine vertikale Achse drehen, sich durch diese doppelte Bewegung daher immer senkrecht auf die Richtung der Inclinationsnadel, d. i. in den magnetischen Aequator stellen läßt. Daß dieser Apparat bei horizontaler Lage des Kreises A ein Declinatorium und wenn dieser Kreis vertikal und zur Achse einer Inclinationsnadel parallel gestellt ist, ein Inclinatorium bilde, wird später klar werden. Man kann aber auch eine Nadel dahin bringen, daß sie bei jeder Abweichung vom magnetischen Meridiane

Fig. 321.

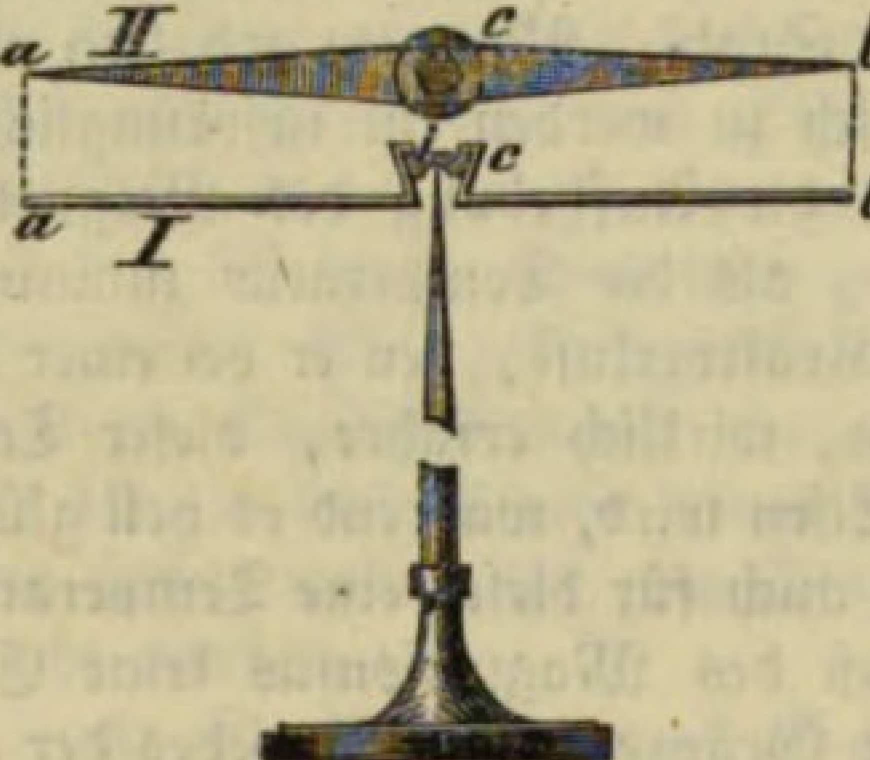
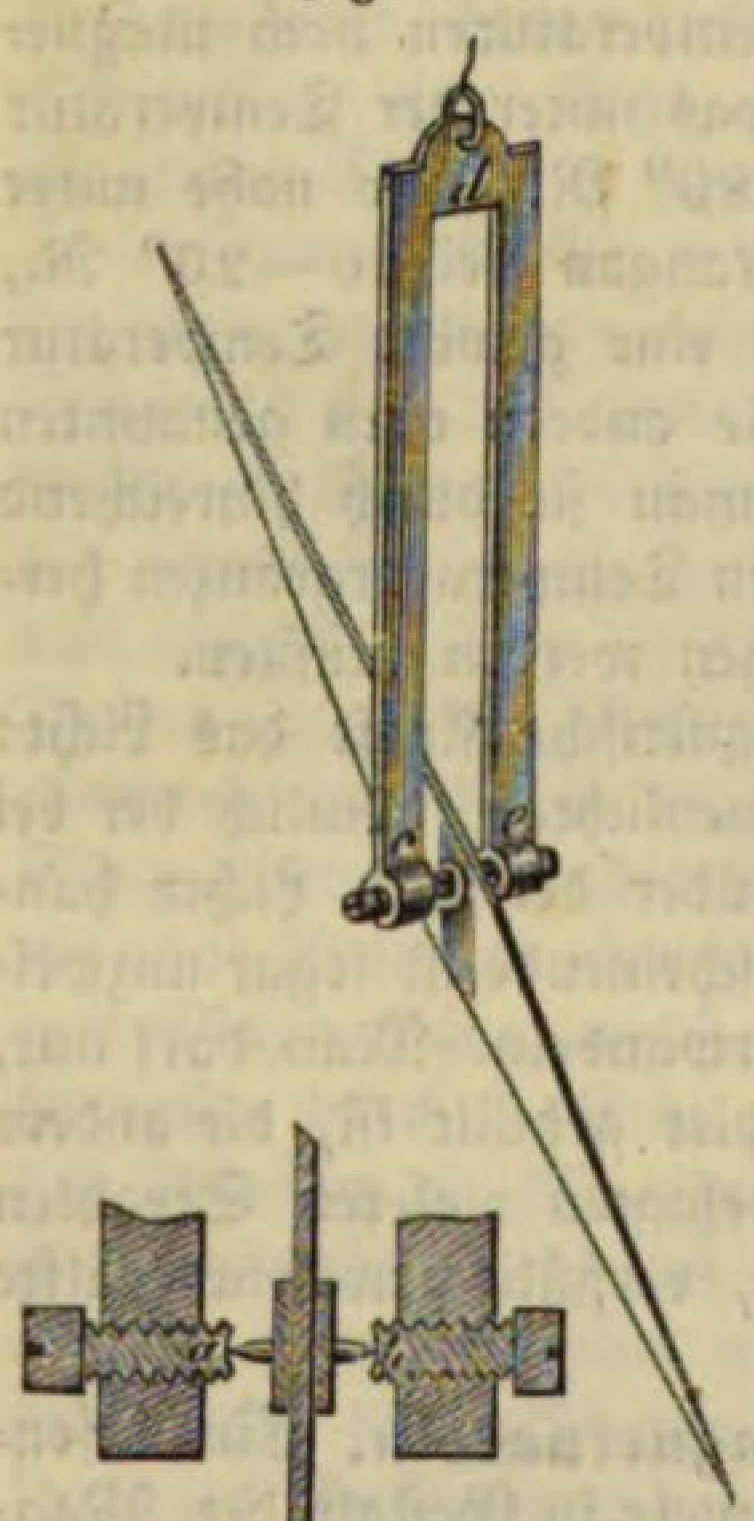


Fig. 322.



in Ruhe bleibt und deßhalb ebenfalls die Benennung astatisch verdient, wenn man mit ihr eine zweite gleich starke Magnetnadel durch ein Stängelchen a aus Holz, Bein oder einem nicht magnetischen Metalle so verbindet, daß beide Nadeln I, II (Fig. 324) die ungleichnamigen Pole nach derselben Gegend hin kehren, und diese Doppelnadel dann an einem Faden aufhängt. Da die nach einerlei Seite hin gewendeten, ungleichnamigen Pole der Doppelnadel von dem Erdmagnetismus gleiche, aber entgegengesetzte, sich also aufhebende Wirkungen erfahren (der eine Pol wird nämlich eben so stark angezogen als der andere abgestoßen); so bleibt auf die Stellung und Bewegung dieser Nadel der Erdmagnetismus ganz ohne Einfluß.

Fig. 323.



Eine auf einer Spitze horizontal über einer Kreiseintheilung schwebende und in einer hölzernen oder messingenen, cylindrischen Büchse (oft nur von der Größe eines Uhrgehäuses) eingeschlossene (Declinations-) Nadel macht das Wesen einer Boussole aus (Fig. 325). Am Boden der Büchse ist in der durch den Mittelpunkt und durch den Nullpunkt der Kreiseintheilung gehenden Vertikalebene eine an den Enden mit N und S bezeichnete Linie gezogen. Diese liegt in der Ebene des magnetischen Meridians, wenn durch entsprechende Drehung der Büchse die frei bewegliche Magnetnadel mit ihr in eine und dieselbe Vertikalebene gebracht ist. Gewöhnlich sitzt die Boussolenbüchse auf einer messingenen Quadrattafel A fest, an welcher zwei einander gegenüber liegende Seiten (Ränder) der besagten Linie N S genau parallel sind (in der Figur ist dieser Parallelismus in Folge eines Versehens nicht vorhanden), so daß, wenn man z. B. eine dieser Seiten an eine auf dem Meßtische gezogene gerade Linie genau ansetzt und die Nadel zur Ruhe kommen läßt, der Winkel, welchen die Nadel mit der Linie N S einschließt, genau die Abweichung der auf dem Meßtische gezogenen Linie vom magnetischen Meridiane anzeigt. Der um den Punkt c drehbare Hebel a b dient zum Unbeweglichmachen (Sperren) der Nadel. Diese wird nämlich durch das Hebelende b an die die Boussolenbüchse bedeckende Glasscheibe angedrückt, wenn man mittelst der Schraube d den Hebelarm a c niederdrückt. Bei Boussolen von größerem Durchmesser (5 — 6 Zoll) sind oben an der Büchse nach Art der (Fig. 326) Diopter a, b festgemacht, deren Visirpunkte in der durch die Linie NS gehenden Vertikalebene liegen, und es ist die Büchse unten so eingerichtet, daß sie auf ein Stativ gesetzt und leicht horizontal um ihren Mittelpunkt ge-

Fig. 324.

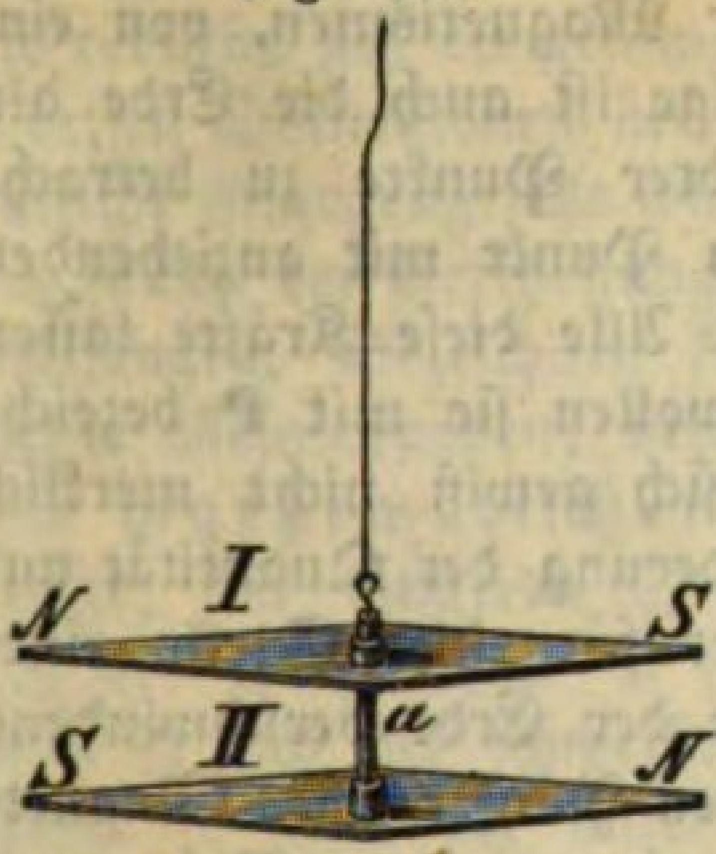
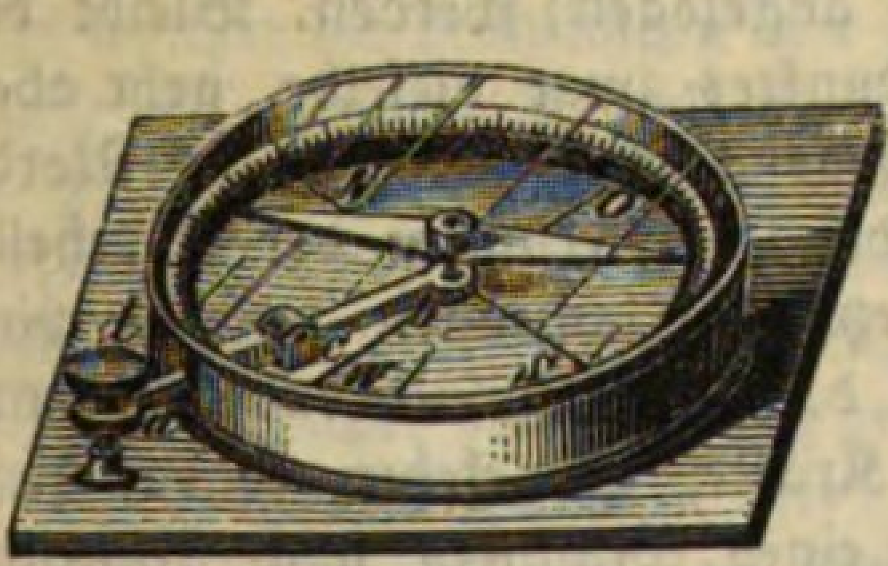
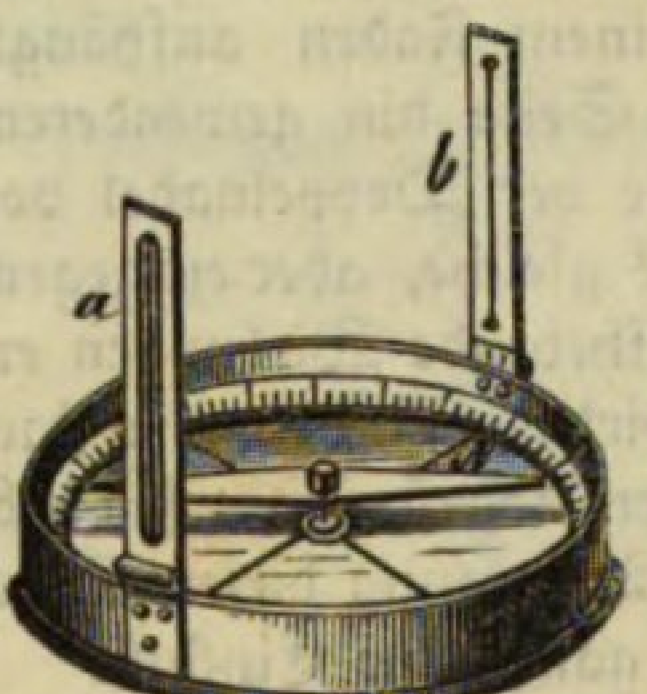


Fig. 325.



dreht werden kann. In dieser Gestalt dient die Boussole allein, ohne irgend einem anderen Instrumente, recht gut zum flüchtigen Aufnehmen. Zu diesem Behufe dreht man sie nämlich auf einem gehörigen Standpunkte so lange, bis durch die Diopter das betreffende Object erblickt wird und läßt dann die Magnetnadel zur Ruhe kommen. Der Grad der Kreiseintheilung, auf den diese hinweiset, bezeichnet die Größe des Winkels, den die Visirlinie nach dem gewählten Objecte mit dem magnetischen Meridiane bildet. Diesen Winkel zeichnet man sich in Zahlen auf, visirt nun nach einem neuen Objecte, und fährt so fort. Die Benennung Compaß ist im Allgemeinen gleichbedeutend mit Boussole. Der sogenannte Schiffscompaß ist nur dadurch unterschieden, daß dabei die Nadel auf einer runden leichten Pappscheibe, worauf ein Stern mit 32 gleichweit von einander abstehenden Spitzen gezeichnet ist und welche Windrose heißt, befestigt und das Nadelgehäuse, wie vorne S. 98 beschrieben wurde, in zwei gegen einander rechtwinklich beweglichen Ringen aufgehängt ist. An den besagten Spitzen sind die Haupt- und Nebenhimmelsgegenden angemerkt und der Nordpol der Nadel fällt mit dem Nordpunkt der Windrose zusammen.

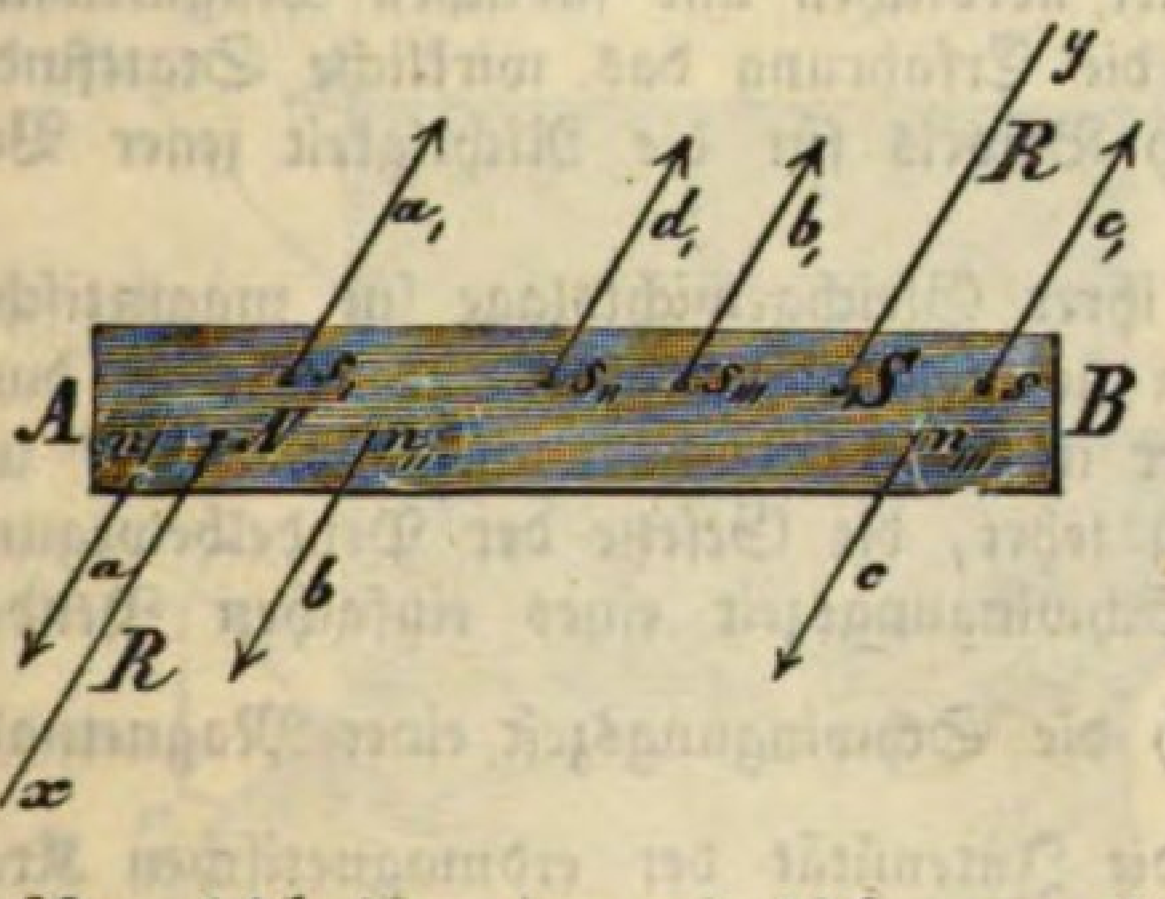
Fig. 326.



7. Wirkung der Erde auf einen Magnet. Aus dem Vorhergehenden wissen wir, daß die Erde sich wie ein Magnet verhalte, und daß man sich einen Magnet als ein Aggregat magnetischer Elemente zu denken habe, in deren jedem gleiche Quantitäten entgegengesetzter Magnetismen, von einander abgeschieden, wirksam auftreten. Dem zu Folge ist auch die Erde als ein Inbegriff unzähliger, mit Magnetismus begabter Punkte zu betrachten, wovon die einen auf jeden außer ihr gelegenen Punkt mit anziehenden und die andern mit abstoßenden Kräften einwirken. Alle diese Kräfte lassen sich offenbar zu einer einzigen Resultirenden (wir wollen sie mit **P** bezeichnen) zusammensetzen, deren Richtung und Größe sich gewiß nicht merklich ändert, wenn man den afficirten Punkt, ohne Aenderung der Quantität und Beschaffenheit seines Magnetismus, an was immer für einer Stelle eines Körpers annimmt, dessen Ausdehnung gegen jene der Erde verschwindend klein ist, so daß alle mit Nordmagnetismus begabten Punkte eines Magnets von der Resultirenden der erdmagnetischen Kräfte nach parallelen Richtungen und in dem nämlichen Sinne afficirt (z. B. angezogen) werden. Bleibt die Quantität des Magnetismus des afficirten Punktes zwar dieselbe, geht aber die Qualität seines Magnetismus in die entgegengesetzte (z. B. der Nord- in den Südmagnetismus) über; so erfolgen die Einwirkungen der Erdtheilchen auf diesen Punkt in gerade entgegengesetzten Richtungen und es wird daher auch die Gesammtwirkung der Erde, d. i. die Resultirende sämmtlicher auf denselben wirkender erdmagnetischen Kräfte, umgekehrt, so daß diese Resultirende auf alle südmagnetischen Punkte eines Magnets nach Richtungen agirt, welche unter einander und mit den Richtungen der Einwirkung auf die nordmagnetischen Punkte parallel, im Verhältniß zu diesen letzteren Richtungen aber entgegengesetzt sind. Es wirken demnach von der Erde aus auf einen Magnet zwei Systeme von Kräften; die Richtungen der Kräfte jedes Systems sind unter einander und zu den Richtungen der Kräfte des andern Systems parallel, gehen aber in dem einen Systeme alle nach einer

und in dem andern Systeme nach der entgegengesetzten Seite hin, so daß, wenn **AB** (Fig. 327) ein Magnet ist, und die Pfeile a, b, c ... Richtungen von Kräften des einen Systems (z. B. von Kräften, womit die Erde auf die mit Nordmagnetismus begabten Punkte n_1 n_2 n_3 ... des Magnetes wirkt) bezeichnen, die Pfeile a_1, b_1, c_1 ... Richtungen von Kräften des andern Systems, d. i. von Kräften, welche die Erde auf die südmagnetischen Punkte s_1 s_2 s_3 ... des Magnets übt) vorstellen können. Wir wollen der Kürze halber die Kräfte des ersteren Systems Nordkräfte und jene des letzteren Südkräfte heißen. Da parallele nach einerlei Seite hin wirkende Kräfte (nach §. 66) eine Resultirende haben, welche der Summe dieser Kräfte gleich ist, eine mit diesen parallele Richtung hat und als deren Angriffspunkt der Mittelpunkt der parallelen Kräfte angesehen werden kann; da ferner dem Vorhergehenden zu Foge in jedem Magnete eben so viel Nord- als Südmagnetismus inwohnt (indem jedes einzelne Elementartheilchen eines Magnets Nord- und Südmagnetismus in gleichen Mengen enthält), mithin die Summe sämmtlicher Nordkräfte der Summe aller Südkräfte gleich ist: so reducirt sich die gesammte magnetische Action der Ende gegen einen Magnet (dessen Dimensionen im Verhältniß zu jenen der Erde verschwinden) auf zwei gleiche entgegengesetzt wirkende Kräfte, deren Angriffspunkte in Bezug auf die Lage von der Vertheilungsweise des Magnetismus in dem betreffenden Magnete abhängen. Bezeichnen **N** und **S** für beide einander gleiche und entgegengesetzte Resultirenden, deren jede **R** heißen mag, diese Angriffspunkte, welche die m a t h e m a t i s c h e n P o l e des Magnets bilden und, wie die Rechnung zeigt, bei längeren Stäben immer gegen die Enden zu liegen müssen, und ist der Magnetstab in seinem Schwerpunkte aufgehängt oder unterstützt, so daß er sich als schwerlos betrachten aber nach allen Richtungen frei drehen läßt: so kann der unter der Einwirkung des Erdmagnetismus stehende Stab nur dann in Ruhe (im Gleichgewichte) sein, wenn er eine Lage angenommen, bei welcher die Richtungen **N**x und **S**y in die Verlängerungen der Verbindungslinie der Punkte **N** und **S** fallen. Da diese Verbindungslinie, welche die m a g n e t i s c h e A c h s e des Magnetstabes heißt, dann den Richtungen der erdmagnetischen Kräfte parallel ist, so zeigt die magnetische Achse einer nach allen Seiten hin frei drehbaren, (in ihrem Schwerpunkte aufgehängten) Magnetnadel immer die Richtung des Erdmagnetismus (der Resultirenden **P** sämmtlicher erdmagnetischen Kräfte) an (bei dünnen, durch Längenstriche vorsichtig magnetisirten Stäben liegt diese Achse der Längerichtung des Stabes parallel), demnach ist für jeden Ort die Richtung des gesammten Erdmagnetismus **P** immer der Ebene des magnetischen Meridians parallel ... (†) und bildet mit dem Horizont einen der magnetischen Neigung des Ortes gleichen Winkel. Auch ersieht man aus der Gleichheit der zwei Resultirenden **R** und aus dem Gegensatze in den Richtungen derselben, daß die magnetische Kraft der Erde für sich allein einem, wenn auch völlig frei beweglichen Magnet

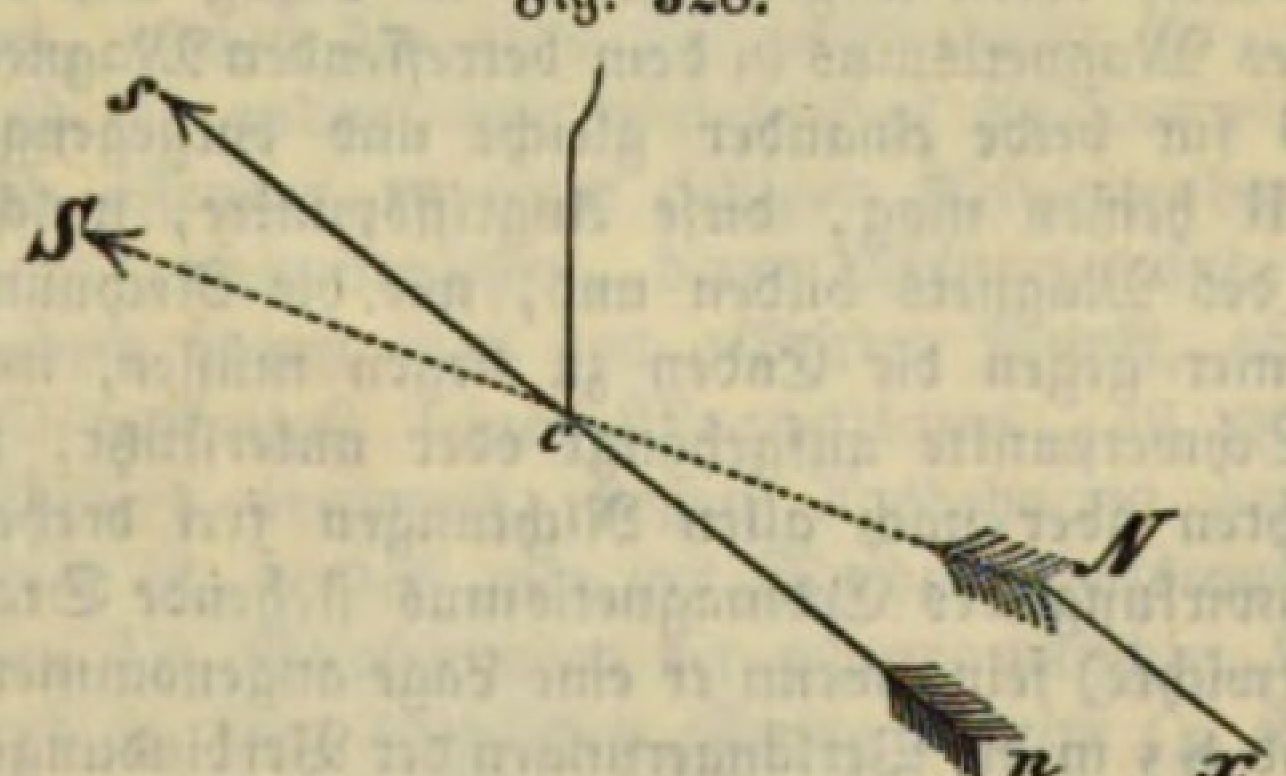
Fig. 327.



keine fortschreitende, sondern (vorausgesetzt, daß er sich nicht schon in der vorbezeichneten Gleichgewichtslage befindet) nur eine drehende Bewegung zu ertheilen vermag und daß der Erdmagnetismus weder auf das Gewicht eines Magnets noch auf die Richtung, nach welcher er zu Boden fällt, Einfluß nehmen könne. Da alle diese Folgerungen nur aus der Voraussetzung entspringen, daß jeder Magnet gleichviel nördlichen und südlichen Magnetismus enthält, so ist der Umstand, daß die Erfahrung das wirkliche Stattfinden dieser Folgerungen bestätigt, zugleich Beweis für die Richtigkeit jener Voraussetzung.

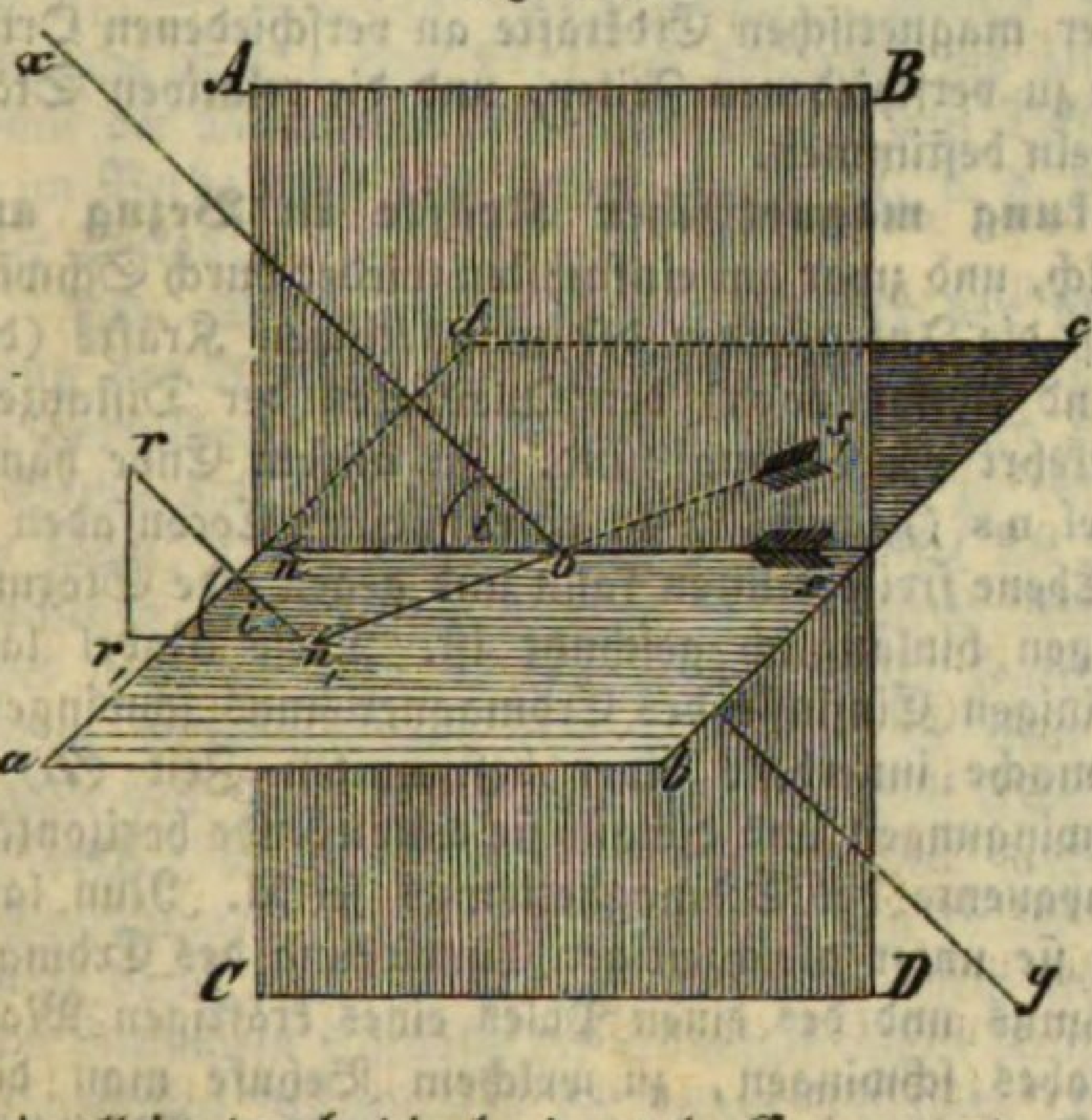
Wird eine Magnetnadel aus ihrer Gleichgewichtslage im magnetischen Meridiane herausgebracht und dann sich selbst überlassen, so kehrt sie durch eine Reihe von Oscillationen wieder in diese Gleichgewichtslage zurück und beobachtet dabei, wie die Erfahrung lehrt, die Gesetze der Pendelbewegung, so daß die auf S. 119 für die Schwingungszeit eines einfachen Pendels aufgestellte Formel $t = \pi \sqrt{\frac{l}{g}}$ auch die Schwingungszeit einer Magnetnadel repräsentirt, wenn man darin g die Intensität der erdmagnetischen Kraft (welche bei der Nadel so wie die Schwere beim Pendel die Bewegung bewirkt) und l eine, für die nämliche Nadel constante Größe bedeuten läßt... (†††). Schwingt die Nadel in der Ebene des magnetischen Meridians frei um eine horizontale Achse, so thut sie dies nach (†) S. 417 unter dem Einflusse der ganzen Kraft des Erdmagnetismus; die Schwingungen einer nur in horizontaler Ebene beweglichen Nadel (einer Declinationsnadel) hingegen erfolgen nur unter der Wirkung der horizontalen Componente der gesammten erdmagnetischen Kraft ... (††). Ist nämlich **n s** (Fig. 328) die Richtung der magnetischen Achse einer um die horizontale Achse c in der Ebene des magnetischen Meridians zur Ruhe gekommenen und darin frei beweglichen Magnetnadel, und man bringt sie in dieser Ebene in eine von n s verschiedene Lage, z. B. **NS**, so kann man sich die ganze, die Nadel afficirende magnetische Erdkraft **P** auf **N** und zwar nach der zu **n s** parallelen Richtung **N x** wirkend denken, und begreift, daß diese Kraft die Nadel in die Gleichgewichtslage **n s** ebenso zurückführen müsse, wie die Schwere ein Pendel aus einer schiefen Richtung in die vertikale zurückbringt. Eine Inclinationsnadel erhält demnach ihre Richtung durch die totale erdmagnetische Kraft. Daß hingegen eine aus der Gleichgewichtslage gebrachte Declinationsnadel wieder in diese Lage nur durch die horizontale Componente des Erdmagnetismus zurückgeführt (eine Declinationsnadel nur durch die besagte Componente gerichtet) werde, wird aus Folgendem einleuchten. Es sei **A B C D** (Fig. 329) eine zum magnetischen Meridiane parallele und **a b c d** sei eine horizontale Ebene. Der Pfeil **n s** stelle eine nur in der Ebene **a b c d** um eine durch o gehende vertikale Achse bewegliche Magnetnadel (eine Declinationsnadel) in ihrer Gleichgewichtslage (im magnetischen Meridiane) vor und die in der Ebene **A B C D**

Fig. 328.



liegende Linie x y repräsentire die Richtung des Erdmagnetismus, mithin der Winkel x o n die Inclination i. Bringt man nun die Magnetnadel in der Horizontalebene a b c d in die Stellung n_1 s_1 und denkt sich die ganze die Nadel afficirende magnetische Erdkraft P auf n_1 wirkend; so kann diese der

Fig. 329.



Größe und Richtung nach durch die Linie n_1 r vorgestellt werden, welche in einer zu A B C D parallelen Ebene liegt und mit der Horizontalebene a b c d einen der Inclination i gleichen Winkel r n_1 r_1 bildet. Zerlegt man die Kraft $P = n_1 r$ in zwei Componenten $r r_1$ und $r_1 n_1$, so daß $r r_1$ auf a b c d senkrecht steht und $r_1 n_1$ in diese Ebene hineinfällt: so bleibt erstere auf die Bewegung der nur in der Ebene a b c d bewegliche Magnetnadel ganz ohne Einfluß; diese wird einzig und allein durch die horizontale Componente $r_1 n_1$ zur Rückkehr in die Lage n s angetrieben und die Größe dieser Componente ergibt sich aus dem rechtwinkligen Dreiecke $r r_1 n_1$, indem $r_1 n_1 = n_1 r \cos. i = P . \cos. i$ ist .... (†).

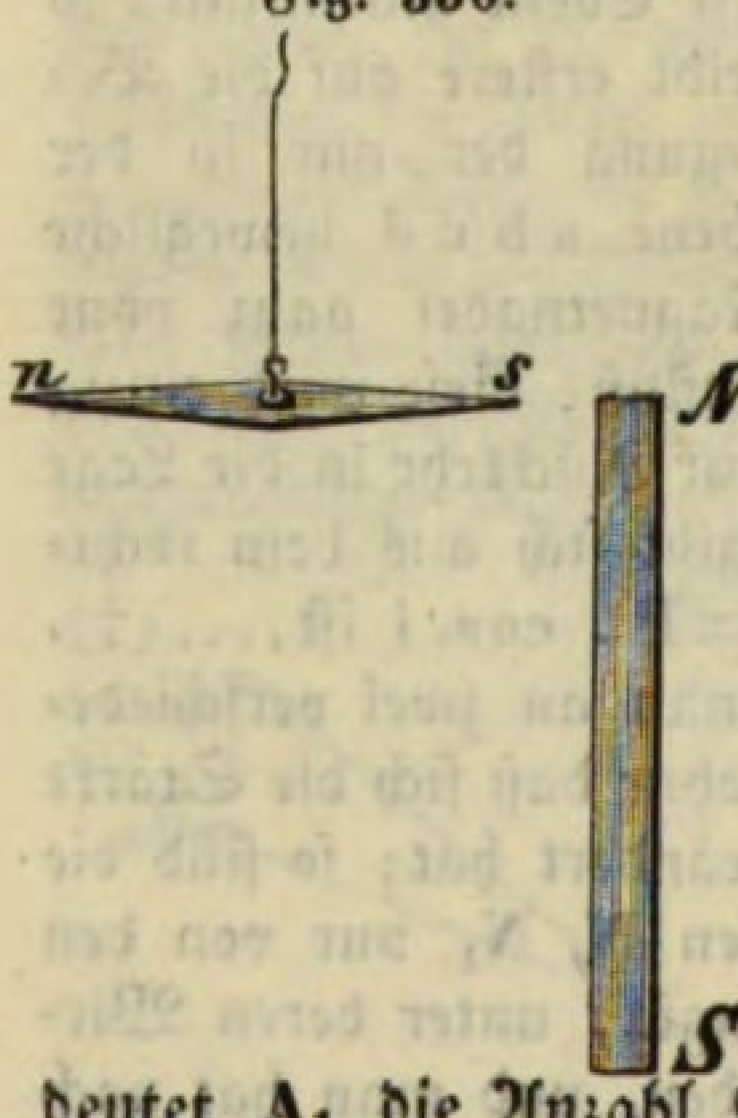
8. Maß der magnetischen Kräfte. Läßt man an zwei verschiedenen Orten eine und dieselbe Magnetnadel schwingen, ohne daß sich die Stärke ihres Magnetismus von einem Orte zum andern geändert hat; so sind die Schwingungszeiten T, T_1 und die Schwingungszahlen N, N_1 nur von den Intensitäten J, J_1 der erdmagnetischen Kräfte abhängig, unter deren Wirkung die Schwingungen an beiden Orten Statt finden, und man hat nach (†††) S. 418, (5) S. 120 und (7) S. 121, $T^2 : T_1^2 = J_1 : J$ ... (1) und $N^2 : N_1^2 = J : J_1$ ... (2). Da, wenn die schwingende Nadel eine Inclinationsnadel ist, J und J_1 die an den erwähnten Orten sich äußernden, totalen erdmagnetischen Kräfte P, P_1, wenn die Nadel hingegen eine Declinationsnadel ist, die horizontalen Componenten $P \cos. i$, und $P_1 \cos. i_1$ bedeuten; so folgt mit Bezug auf (1) und (2), daß beim Schwingen einer Inclinationsnadel die totalen erdmagnetischen Kräfte den Quadraten der Schwingungszeiten umgekehrt und den Quadraten der Schwingungszahlen direct, beim Schwingen einer Declinationsnadel aber dem besagten Quadraten dividirt durch die Cosinus der Inclination an den betreffenden Orten in der angegebenen Weise proportional sind .... (3).

Schwingen an einem und demselben Orte gleichzeitig Nadeln von ungleich starken magnetischen Kräften M, M_1, so sind, da die Nadeln und die Erde gegenseitig auf einander einwirken und die Intensität des Erdmagnetismus in beiden Fällen die nämliche ist, die magnetischen Actionen der Erde auf die Nadeln offenbar den Intensitäten der in diesen vorhandenen Magnetismen direct proportional, und es bestehen zu Folge (†††) S. 418 die nämlichen Proportionen, wie oben unter 1) und 2), vorausgesetzt; daß J, J_1

die Intensitäten der Magnetismen, T, T_1 die Schwingungszeiten und N, N_1 die Schwingungszahlen beider an einem und demselben Orte gleichzeitig oscillirenden Nadeln bezeichnen. Es sind demnach die besagten Intensitäten den Quadraten der Schwingungszeiten umgekehrt und den Quadraten der Schwingungszahlen der Nadeln direct proportional. Durch Schwingungsversuche kann man also das Verhältniß der magnetischen Erdkräfte an verschiedenen Orten oder an dem nämlichen Orte zu verschiedenen Zeiten, und die relativen Stärken verschiedener Magnetnadeln bestimmen.

9. Gesetz der Wirkung magnetischer Kräfte in Bezug auf die Entfernung. Es läßt sich, und zwar am einfachsten wieder durch Schwingungsversuche, erweisen, daß die Intensitäten der magnetischen Kräfte (der magnetischen Anziehungen und Abstoßungen) den Quadraten der Distanzen, auf welche sie wirken, umgekehrt proportional sind. Zu diesem Ende hängt man eine kleine Magnetnadel n s (Fig. 330) an einem feinen Coconfaden so auf, daß sie in horizontaler Ebene frei oscilliren kann und gegen jede Störung von Seite der Luftströmungen hinlänglich geschützt ist. Diese Nadel läßt man zuerst unter dem alleinigen Einflusse des Erdmagnetismus schwingen; sie mache innerhalb einer bestimmten Zeit (Z) A Schwingungen und die auf sie einwirkende horizontale Componente des Erdmagnetismus sei M. Nun lasse man sie unter gleichzeitiger Einwirkung des Erdmagnetismus und des einen Poles eines kräftigen Magnetstabes schwingen, zu welchem Behufe man diesen Stab in der Ebene des magnetischen Meridians so aufstellt, daß sein Nordpol N dem freundschaftlichen Pole s der Nadel in bestimmter Entfernung (D_1) gegenübersteht, (der Magnetstab N S muß so lang sein, daß der Abstand der Pole s N im Verhältniß zur gegenseitigen Entfernung der Pole s S sehr klein ist, man also die Wirkung dieser letzteren Pole (s S) auf einander ohne merklichen Fehler vernachlässigen kann).

Fig. 330.



Bedeutet A_1 die Anzahl Schwingungen, welche die Nadel jetzt in der Zeit Z macht und M_1 die magnetische Action des Stahlmagnetes auf die Nadel, also $M + M_1$ die Kraft, womit die Erde und der Magnet die Nadel afficiren; so hat man dem Vorangegangenen zu Folge: $M : M + M_1 = A^2 : A^2_1$ oder nach Subtraction der Vordersätze von den Nachsätzen $M : M_1 = A^2 : A^2_1 - A^2 \ldots$ (I). Bringt man hierauf den Stahlmagnet N S unter sonst gleichen Umständen in eine größere Distanz D_{11} gegen die Nadel n s und läßt diese wieder schwingen; so wird sie in der Zeit Z eine andere Anzahl A_{11} Schwingungen machen. Es muß demnach auf die Nadel, da die Einwirkung des Erdmagnetismus auf dieselbe unverändert bleibt, der Stahlmagnet eine andere Action M_{11} üben, und man hat aus den nämlichen Gründen wie vorher, $M : M + M_{11} = A^2 : A^2_{11}$ oder $M : M_{11} = A^2 : A^2_{11} - A^2 \ldots$ (II).

Aus (I) und (II) folgt $M_1 : M_{11} = A^2_1 - A^2 : A^2_{11} - A^2 \ldots$ (III), und da der auf die angegebene Art ausgeführte Versuch für $A^2_1 - A^2$ und $A_{11}{}^2 - A^2$ Zahlen gibt, die sich sehr nahe umgekehrt wie die vorbezeichneten Distanzen D_1 und D_{11} verhalten, demnach $A_1{}^2 - A^2 : A_{11}{}^2 - A^2 = D_{11}{}^2 : D_1{}^2$ ist; so folgt $M_1 : M_{11} = D_{11}{}^2 : D_1{}^2$, d. h. die von dem Pole eines Magnetstabes auf eine Magnetnadel aus verschiedenen Distanzen ausgehenden Kräfte

verhalten sich verkehrt wie die Quadrate dieser Distanzen. Hätte z. B. die Nadel **ns** in einer Minute unter dem alleinigen Einflusse des Erdmagnetismus 15, hingegen unter gleichzeitiger Einwirkung des Erdmagnetismus und Magnetpoles **N** aus der Distanz von 4 Zoll 41 und aus der doppelten Distanz (8 Zoll) 24 Schwingungen gemacht; so wäre $A_1{}^2 - A^2 = 41^2 - 15^2 = 1456$ und $A_{11}{}^2 - A^2 = 24^2 - 15^2 = 351$, mithin $M_1 : M_{11} = 1456 : 351$ oder sehr nahe $= 4 : 1$ oder $2^2 : 1$; es verhalten sich also die Kräfte (M_1 und M_{11}), womit der Magnetpol **N** auf die Nadel aus Distanzen (D_1 und D_{11}) wirkt, die im Verhältnisse $1 : 2$ stehen, wie $2^2 : 1$, d. h. umgekehrt, wie die Quadrate dieser Distanzen.

10. Maß der relativen Stärke der Magnete und der Bestimmung der Anordnung des Magnetismus an den verschiedenen Punkten derselben. Um zwei Magnete (sie mögen Kürze halber **I** und **II** heißen) in Bezug auf ihre Stärke mit einander zu vergleichen, stelle man zuerst den einen, z. B. den Magnet **I**, nach Art des im vorigen Paragraphe besprochenen Magnetstabes **NS** in gewissem Abstande einer Schwingungsnadel (von der Art wie **ns** in Fig. 330) gegenüber und beobachte die Anzahl a_1 Schwingungen, welche letztere in einer Zeit **Z** vollbringt, bringe nachher den Magnet **II** unter ganz gleichen Umständen genau an die Stelle, wo vorher der Magnet **I** sich befand, und beobachte wieder die Anzahl a_{11} Schwingungen, welche die Nadel **ns** jetzt in der nämlichen Zeit **Z** macht. Es besteht dann, wenn **a** die Anzahl Schwingungen, welche die Nadel in der Zeit **Z** unter alleinigem Einflusse der erdmagnetischen Kraft **m** macht und m_1, m_{11} die magnetischen Intensitäten der beiden Magnete (**I**, **II**) bedeuten, offenbar die Proportion $m_1 : m_{11} = a_1{}^2 - a^2 : a_{11}{}^2 - a^2 \ldots$ (**IV**). Sie wird genau durch die nämliche Schlußfolge erhalten, welche vorne zur Proportion (**III**) führte, wenn man nur berücksichtigt, daß die verschiedenen Wirkungen, welche zwei ungleich starke Magnetstäbe aus derselben Distanz auf eine Magnetnadel üben, ganz den Actionen zu vergleichen sind, die ein und derselbe Magnet auf die Nadel aus zwei verschiedenen Entfernungen äußert.

Um das Gesetz der Anordnung des Magnetismus (der durch die Erfahrung nachgewiesenen Abnahme der Stärke des Magnetismus von den Enden eines Magnetstabes gegen seine Mitte hin) zu erörtern, bringe man den betreffenden Stab **NS** (Fig. 331) in vertikaler Stellung in den magnetischen Meridian einer kleinen Schwingungsnadel **ns**, verrücke denselben, ohne ihn aus seiner vertikalen Stellung im Meridian der Nadel herauszubringen, nach und nach in der Richtung von **N** nach **S** hin, so, daß immer ein anderer Querschnitt 1, 2, 3... der Nadel horizontal und stets in gleicher Entfernung gegenüber liegt, beobachte bei jeder solchen Stellung des Stabes die Anzahl Schwingungen, welche die Nadel in einer gewissen Zeit vollbringt, und berechne aus diesen Daten, indem man die verschiedenen Querschnitte des Stabes als eben so viele Pole ungleich starker und in gleichen Distanzen von der Nadel aufgestellter Magnete betrachtet, die magnetischen Intensitäten an diesen Querschnitten.

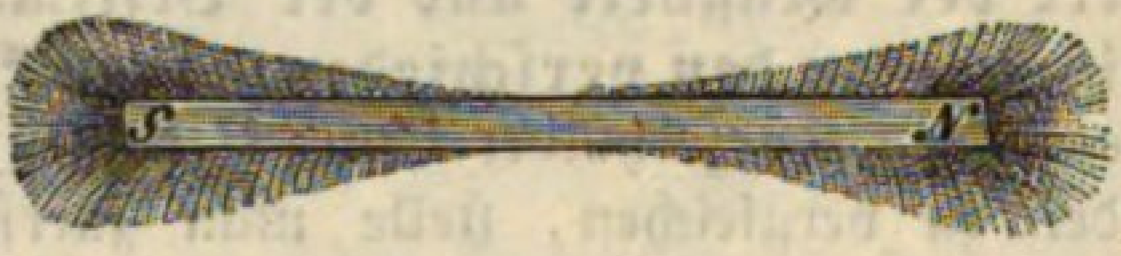
Fig. 331.



Bei solchen Versuchen zeigt sich den Polen des Stabes gegenüber die größte Beschleunigung der Schwingungen der Nadel und diese Beschleunigung nimmt von den Polen des Magnetstabes gegen seine Mitte zu

immer ab; wenn die Nadel dieser Mitte selbst gegenüber steht, schwingt sie gerade so schnell, als ob der Stab gar nicht da wäre, zum Beweise, daß die Kraft eines Magnetstabes von seinen Polen gegen die Mitte hin immerfort abnehme und in der Mitte selbst Null sei, was man auch dadurch anschaulich machen kann, daß man den Magnetstab in Eisenfeilspäne taucht. Diese werden nämlich an den Enden desselben in größter Menge hängen bleiben, gegen seine Mitte hin wird deren Menge immer abnehmen, und die Mitte selbst wird ganz von Eisenfeilspänen frei sein, so daß der Stab das Aussehen wie Fig. 332 hat. Jede Stelle, wo ein Magnet keine magnetische Kraft zeigt, heißt ein Indifferenzpunkt. Bei ungleichförmig magnetisirten Stäben liegen die Indifferenzpunkte nicht in der Mitte, und wenn der Stab Folgepunkte (S. 407) hat, enthält er auch mehrere Indifferenzpunkte.

Fig. 332.

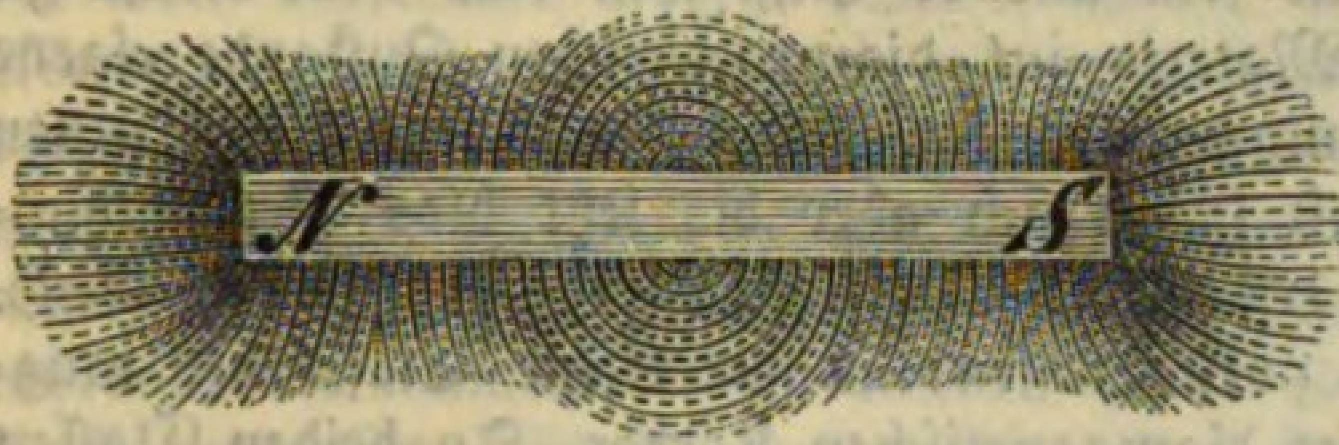


Die erwähnten Schwingungsversuche lehren auch alles, was vorne an verschiedenen Orten über die Stärke der Magnete, die Punkte, die darauf Einfluß nehmen, die Anordnung des Magnetismus in Magneten u. s. w. mitgetheilt wurde (man vergleiche vorzüglich die S. 410—412). Sie bestätigen endlich, daß, wie auch andere Beobachtungen zeigen, durch regelmäßiges Streichen erzeugte Magnetstäbe auf magnetische Theilchen in ihrer Umgebung dergestalt einwirken, als ob alle magnetischen Nordkräfte auf der einen, alle Südkräfte hingegen auf der andern Hälfte des Stabes gelagert und zwar der größte Theil dieser Kräfte an den Enden desselben zusammengedrängt wäre, und rechtfertigen die Annahme, daß die Gesammtwirkungen der Nord- und Südkräfte in zwei Punkten der Achse des Stabes concentrirt sind, die dessen Enden sehr nahe und in gleichen Abständen von denselben liegen, und welche Punkte man gewöhnlich die Pole des Stabes nennt.

11. Magnetische Curven. Wird eine sehr kleine, um ihren Schwerpunkt nach allen Seiten frei bewegliche Magnetnadel in die Nähe eines magnetischen Körpers gebracht, so nimmt sie eine bestimmte stabile Gleichgewichtsstellung an, welche von ihrer Lage gegen den Körper und von dessen magnetischem Zustande abhängt. Denkt man sich nun die Nadel nach allen Richtungen hin um den magnetischen Körper herum immer in andere Positionen gegen diesen gebracht, so daß der eine ihrer Pole stets den Platz erhält, welchen früher der andere einnahm; so bilden die Richtungen der Nadel in den nach einander folgenden Gleichgewichtsstellungen die Tangenten einer krummen Linie, welche eine magnetische Curve heißt. Jedem Magnete gehört ein System magnetischer Curven an, die von seinen Polen ausgehen und um denselben in sich immer mehr erweiternden Bögen herumlaufen. Faraday nennt die Aeußerungen der magnetischen Kraft in den magnetischen Curven Magnetkraftlinie und Körper, welche von Magnetkraftlinien durchschnitten werden, diamagnetische Körper ... (*). Man kann die magnetischen Curven bei einem Magnetstabe sichtbar machen, wenn man ihn horizontal unter eine Papierfläche oder eine dünne Glasplatte legt, die über seine Enden einige Zolle weit hinausreicht und (am besten mittelst eines Siebes) feine Eisenfeilspäne gleichförmig darauf streut. Jedes Eisenspänchen vertritt da in Folge einer von Seite des Stabes bewirkten Magnetisirung durch Vertheilung (wovon später) die Stelle einer kleinen, in der Gleichgewichtslage befindlichen

Magnetnadel und die Reihen aneinander hängender Eisentheilchen zeigen deutlich den Lauf der magnetischen Curven, die man in Fig. 333 an dem Magnetstabe N S abgebildet sieht.

Fig. 333.



12. Verhalten der sogenannten nicht-magnetischen Stoffe gegen Magnete. Diamagnetismus. Schon seit Coulomb weiß man, daß kleine frei schwebende Nadeln aus was immer für einem organischen oder unorganischen Stoffe, zwischen die entgegengesetzten Pole starker Magnete gebracht, immer eine bestimmte Stellung annehmen und beim Schwingen durch diese Pole bedeutend beschleunigt werden, woraus folgt, daß alle, auch die sogenannten unmagnetischen Substanzen von Magneten eine gewisse Einwirkung erfahren. Ueber die eigentliche Art und das Wesen dieser Einwirkung hat in der neuesten Zeit Faraday eine nähere Aufklärung gegeben und seine Untersuchungen haben zu folgenden Resultaten geführt. Substanzen die nach dem vorne S. 401 aufgestellten Begriff eines magnetisches Körpers unmagnetisch heißen, erlangen, wenn sie von Magnetkraftlinien durchschnitten werden, d. h. diamagnetisch sind (*), einen eigenthümlichen (diamagnetischen) Zustand. In diesem Zustande nehmen sie, vorausgesetzt, daß sie eine längliche Gestalt, z. B. Stabform haben und frei beweglich sind, zwischen den Polen kräftiger Magnete eine Stellung an, die zu der von Pol zu Pol oder längs der Magnetkraftlinie gehenden (axialen) Linie winkelrecht (äquatorial) ist, und dabei kann jedes Ende des Stabes gleichgültig nach jeder Seite der axialen Linie gehen. Zugleich wird der Schwerpunkt des betreffenden Körpers von jedem Pole des Magnets (mit einer von der Distanz des Poles abhängigen, also bei gleicher Distanz beider Pole vom Schwerpunkte mit gleicher Kraft) abgestoßen, diese Abstoßung findet bei jeder auch nicht länglichen Gestalt des Körpers Statt, und auch ein einziger Magnetpol bewirkt sowohl die äquatoriale Richtung als die Abstoßung. Viele diamagnetische Substanzen äußern überdies auf Licht gewisser Beschaffenheit eine eigene Wirkung; hievon kann jedoch erst in der Lehre vom Lichte näher gesprochen werden. Diese besondern Eigenschaften zeigen im diamagnetischen Zustande alle Stoffe mit Ausnahme der magnetischen und der gasförmigen Körper, auch wenn erstere in Gefäßen oder Hüllen, vorausgesetzt, daß diese selbst aus nicht-magnetischen Substanzen bestehen, eingeschlossen und wie immer fein vertheilt sind. Die äquatoriale Richtung und die Abstoßung findet am stärksten bei Wismuth, Antimon und kieselborsaurem Bleioxyde oder schwerem Glase Statt, und die eigenthümliche Wirkung auf das Licht äußern im diamagnetischen Zustande nach dem kieselborsauren Bleioxyde am auffallendsten Terpentinöl, Zucker, Weinsäure und weinsteinsaure Salze.

Aus Vorstehendem ergeben sich folgende Schlüsse: 1. Die Magnetkraftlinien machen die sogenannten magnetischen Substanzen nicht magnetisch; denn diese äußern im diamagnetischen Zustande gar keine vertheilende magnetische Wirkung und es findet zwischen ihnen und magnetischen Körpern keine Anziehung, sondern nur Abstoßung und zwar ohne Polarität, d. h. ohne Bezug auf einen bestimmten Pol eines Magnetes Statt (jeder Pol stößt nämlich die betreffende Substanz, ja beide Pole stoßen sie zugleich und mit gleicher

Stärke ab). Es muß daher die Molecular-Constitution der Stoffe, wenn sie sich im diamagnetischen Zustande befinden, spezifisch verschieden sein von jener des magnetischen Eisens oder eines andern magnetischen Körpers; der diamagnetische Zustand muß ein neuer Zustand sein und es muß ihm eine neue Kraft zu Grunde liegen, d. h. die der Materie im diamagnetischen Zustande eigene Kraft und ihre Wirkungsweise muß neu sein. Ueber die Natur dieses neuen Zustandes und dieser neuen Kraft lassen sich aber bis jetzt blos Vermuthungen aufstellen (deren wir jedoch erst in der Electricitätslehre gedenken können).
2. Alle Substanzen zerfallen in zwei Classen: in die kleine Classe der magnetischen und die große Classe der diamagnetischen Körper. In beiden Classen ist der Contrast so groß und direct, daß, wo die Körper der einen Classe angezogen werden, jene der andern Abstoßung erfahren und wenn ein Stab aus einem Stoffe der ersteren Classe eine bestimmte Lage annimmt, ein der zweiten Classe angehörender Stab sich rechtwinklig auf diese Lage stellt.
3. Alle Materie scheint eben so der Magnetkraft wie der Schwere unterworfen zu sein; denn was die Magnetkraft nicht in der gewöhnlichen Weise ergreift, wird von derselben in der neuen (diamagnetischen) Art afficirt.

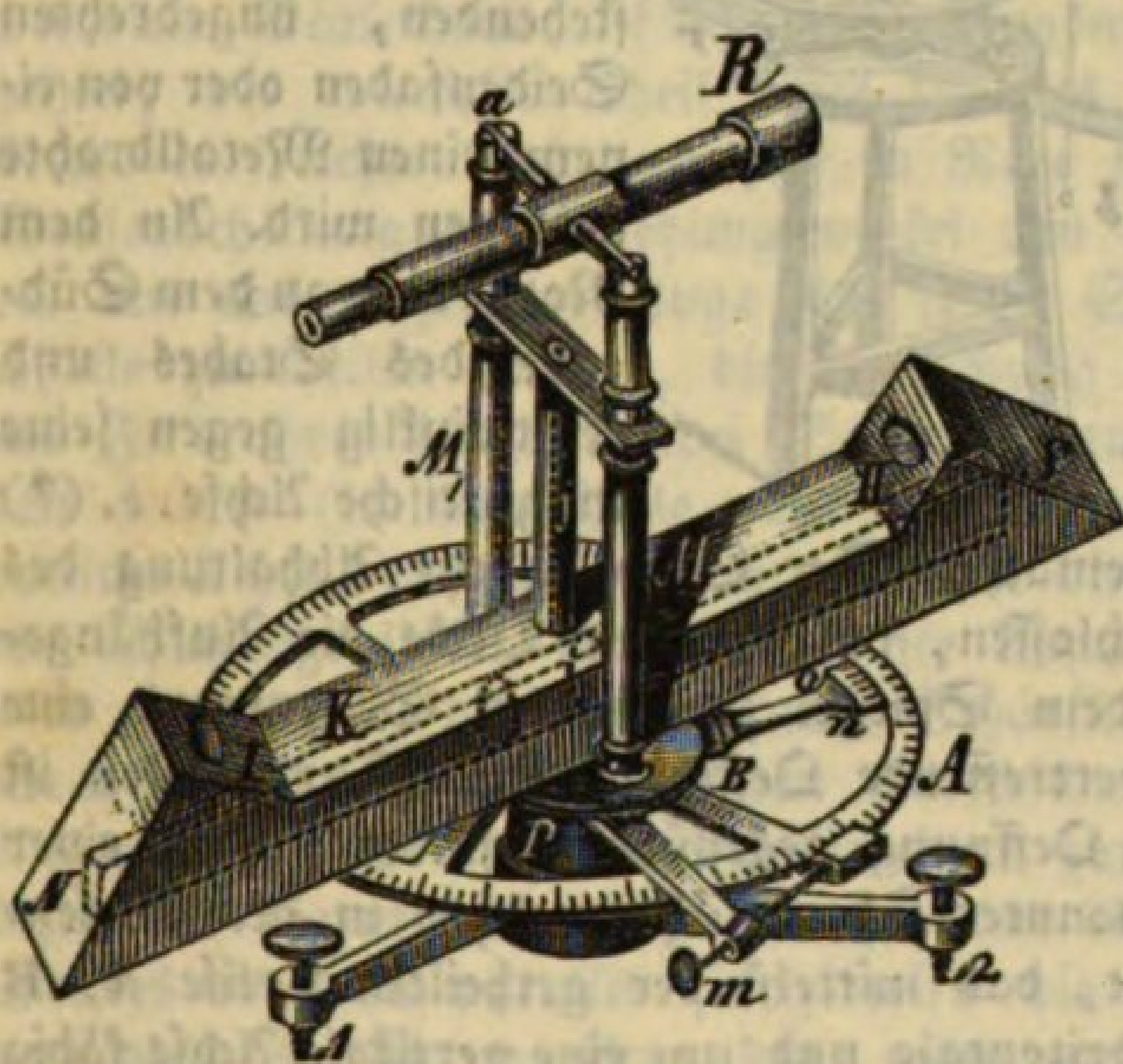
Plückers Untersuchungen zu Folge kann ein und derselbe Körper nach Umständen einmal wie ein magnetischer, das andere Mal wie ein diamagnetischer sich verhalten, so daß nach seiner Ansicht die magnetischen und diamagnetischen Kräfte nebeneinander bestehen können, während nach Faraday beide Kräfte gerade entgegengesetzte, einander neutralisirende Zustände hervorrufen. Vermöge Plückers Versuchen nehmen die magnetischen Kräfte nämlich mit der Entfernung von den Polen des Magnetes langsamer ab als die diamagnetischen und deswegen stellt sich ein Stoff, wenn er den beiden Magnetpolen möglichst nahe ist, äquatorial, nimmt hingegen bei größerer Distanz der Pole eine axiale Stellung an.

13. Nähere Bestimmung der Richtung und Größe der erdmagnetischen Kraft. Aus dem §. 7 wissen wir bereits, daß die Achse einer in ihrem Schwerpunkte frei aufgehängten und zur Ruhe gekommenen Magnetnadel die Richtung des Erdmagnetismus anzeige. Diese ist daher durch die Lage dieser Achse gegeben, und wird wie diese Lage durch die Winkel, welche die besagte Achse mit dem geographischen Meridiane und mit dem Horizonte des Beobachtungsortes einschließt, d. h. durch die magnetische Declination und Inclination bestimmt. Zu genauerer Bestimmung beider dienen eigene Instrumente, welche Declinatorien und Inclinatorien heißen. Ohne in eine nähere Beschreibung der verschiedenen complicirten Constructionen und des viele Vorsichten und Berichtigungen erheischenden Gebrauches dieser Instrumente eingehen zu können, wollen wir hier nur kurz und blos im Allgemeinen eine der vorzüglicheren Einrichtungen zuerst eines Delinatoriums und nachher eines Inclinatoriums andeuten. Ersteres Instrument besteht im Wesentlichen aus einem längeren Magnetstabe, der horizontal in einem entsprechend langen, viereckigen Glaskasten schwebt und an einem feinen Faden aufgehängt ist, welchen eine aus der obern Wand des Kastens vertikal emporsteigende Glasröhre einschließt. Der Kasten läßt sich über einem horizontal gestellten, getheilten Kreise und diesem Kreise parallel um eine durch dessen Mittelpunkt gehende vertikale Achse drehen und über der Fadenröhre ist ein Fernrohr angebracht, welches in einer Vertikalebene um eine horizontale Achse beweglich ist, deren Enden von zwei,

mit dem Glaskasten unveränderlich vereinigten Säulen getragen werden. Hat man nun den Apparat so aufgestellt, daß das Fernrohr sich in der Ebene des geographischen Meridians bewegt (was durch Richten des Fernrohrs auf ein weit entferntes Object (Merkzeichen), welches sich entweder in diesem Meridiane selbst oder in einer bekannten Lage gegen denselben befindet, leicht bewerkstelligt werden kann) und dreht dann den Glaskasten und mit diesem auch das Fernrohr um die vorbesagte Vertikalachse, bis die Länge- (magnetische) Achse des Magnetstabes mit der Länge- (optischen) Achse des Fernrohrs in die nämliche Vertikalebene fällt: so gibt der auf dem getheilten Kreise gemessene Winkel, um welchen das Fernrohr aus dem geographischen Meridiane herausgedreht wurde, die magnetische Declination an.

Man sieht ein Declinatorium der beschriebenen Art, das Gambey'sche nämlich, in Fig. **334** abgebildet. **A** ist der durch Stellschrauben **1, 2, 3** horizontal stellbare getheilte Kreis; **N S** der an dem Faden hängende Magnetstab; **K** und **f** Kasten und Röhre, welche Stab und Faden einschließen. Ersterer besteht hier aus Holz oder Messing und ist nur bei **I** und **II** vermittelst daselbst eingesetzter Glasscheiben durchsichtig. **M, M** sind die Säulen, welche die horizontale Achse **a** des Fernrohrs **R** tragen. Kasten **K** und Säulen **M M**$_1$ sind auf einer kreisrunden Platte **B** fixirt, die sich auf dem Postamente **P** um eine vertikale Achse in einer zum Kreise **A** parallelen Ebene drehen läßt (die feinere Bewegung erhält sie vermittelst der Micrometerschraube **m**).

Fig. 334.



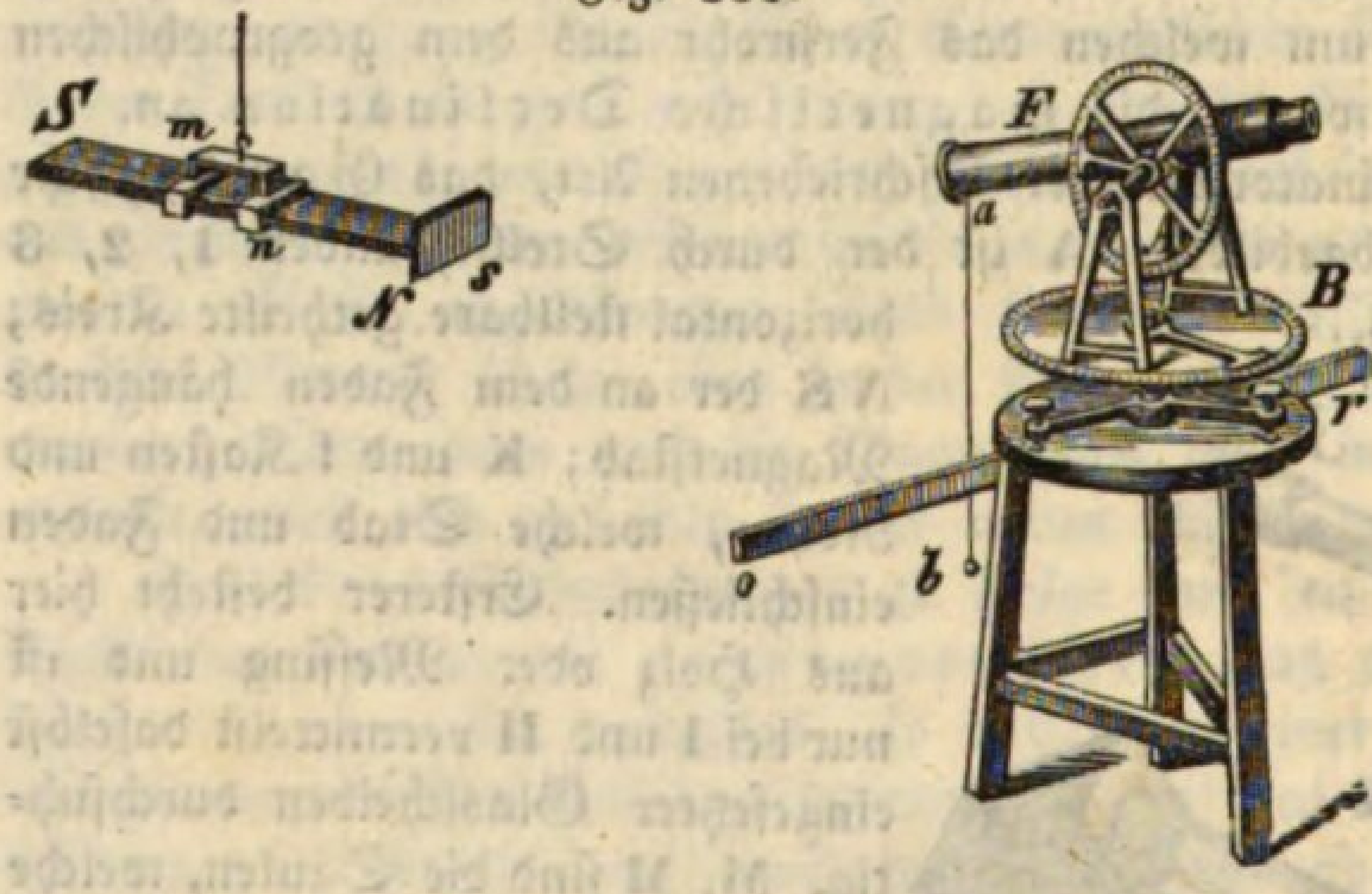
Zum Behufe genauer Beurtheilung, wann die magnetische Achse des Stabes **N S** mit der optischen Achse des Fernrohrs in eine und dieselbe Vertikalebene fällt, ist die Richtung der ersteren Achse am Stabe markirt und zu diesem Zwecke an jedem seiner Enden entweder ein feiner Längenstrich angebracht, oder ein kupferner Ring angelöthet, der in der Richtung der magnetischen Achse des Stabes einen Spinnefaden oder einen sehr feinen Platindraht ausgespannt enthält, und im Fernrohre ist senkrecht auf dessen optische Achse ein durch dieselbe gehender Faden gespannt. Sieht man mit diesem Vertikalfaden im Fernrohre, wenn das Objectiv des letzteren den Enden des Magnetstabes zugekehrt wird, die Striche oder Fäden an diesen Enden genau zusammenfallen, so liegen die magnetische Achse des Stabes **N S** und die Längenachse des Fernrohrs in der nämlichen Vertikalebene. Die Winkel, um welche die Platte **B**, mithin Kasten und Fernrohr in horizontaler Richtung gedreht werden, gibt ein aus **B** wagrecht hervorstehender, am Ende mit einem Nonicus **n** versehener Arm **o** an.

Wo es sich bei Bestimmung der magnetischen Declination um keine große Genauigkeit handelt, kann, wie schon vorne angedeutet worden, der früher beschriebene und in Fig. **323** abgebildete Apparat als Declina-

torium dienen. Man darf an demselben nur den Kreis **A** horizontal und so stellen, daß der in Gedanken durch den Nullpunkt der Theilung gelegte Durchmesser in die Ebene des geographischen Meridians fällt, so zeigt der Bogen, den die Längenrichtung der Nadel **n s** vom Mittelpunkte der Theilung aus abschneidet, die Declination des Ortes an.

Die genauesten Declinations-Bestimmungen gestattet das **Gauß'sche Magnetometer**. Es besteht aus einem mehrere (5—25) Pfunde schweren, prismatischen Magnetstab **N S** (Fig. 335), dessen Mitte in einem messingenen Schiffchen **m n** steckt, welches von einem an der Decke eines Saales befestigten, 7 Fuß langen und aus 200 zu einander paralleler Coconfäden bestehenden, ungedrehten Seidenfaden oder von einem feinen Metalldrahte getragen wird. An dem Nord- oder an dem Südende des Stabes und rechtwinklig gegen seine magnetische Achse... (*) ist ein kleiner Planspiegel **s** festgemacht. Der Stab ist zur Abhaltung des Luftzuges in einem Kasten eingeschlossen, durch dessen Decke die Aufhängefäden gehen, und welcher an der dem Spiegel zugekehrten Seitenwand eine diesen letztern an Größe etwas übertreffende Oeffnung hat. (Der Kasten ist in der Figur weggelassen.) Dieser Oeffnung gegenüber befindet sich in einer Entfernung von 16 Fuß ein sogenannter Theodolith (welcher in der Wesenheit aus einem Fernrohre **F** besteht, das mittelst der getheilten Kreise **A, B** meßbarer Bewegungen um eine horizontale und um eine vertikale Achse fähig ist), so aufgestellt, daß die Achse des Fernrohrs bei horizontalem Stande desselben höher liegt als die Ebene, in welcher sich der Magnetstab **N S** bewegen kann, das Fernrohr demnach etwas nach abwärts geneigt werden muß, um gegen die Mitte des Spiegels **s** gerichtet zu sein. Am Fuße des Theodolithen ist eine 4 Fuß lange, in Millimeter getheilte horizontale Scale **o r** rechtwinklig gegen den magnetischen Meridian befestigt und derjenige Theilstrich der Scale, welcher mit der optischen Achse des Fernrohrs in der nämlichen Vertikalebene liegt, wenn sich diese Achse im magnetischen Meridian befindet (und hier der Kürze wegen der Mittelpunkt der Scale genannt werden soll), wird durch einen genau über die Mitte des Objectivglases herabhängenden, mit einem Gewichtchen beschwerten feinen Faden (das Loth) **a, b** bezeichnet. Die Scale ist in einer solchen Höhe befestigt, daß das Bild eines Theils derselben im Spiegel durch das Fernrohr gesehen wird. Sieht man nun durch das auf die Mitte des Spiegels gerichtete Fernrohr den durch die Mitte dieses letzteren gehenden vertikalen Faden (des Fadenkreuzes), den Mittelpunkt der Scale und den Faden des Lothes **a, b** sich gegenseitig decken; so ist die Vertikalebene, worin sich optische Achse des Fernrohrs befindet, auf der Ebene des Spiegels senkrecht, mithin nach (*) der magnetischen Achse des Stabes **N S**

Fig. 335.

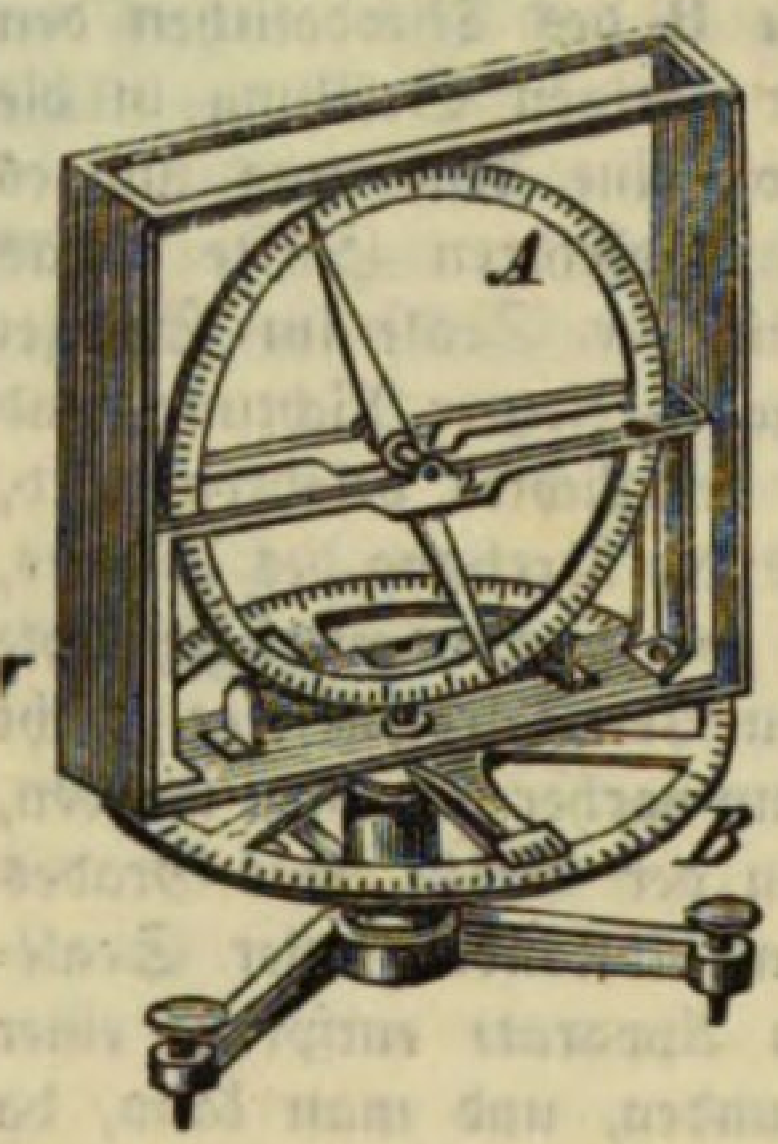


parallel, und man hat, um die magnetische Declination zu erhalten, nur den Winkel zu messen, den die besagte Vertikalebene mit dem geographischen Meridiane bildet, zu welchem Ende man das Fernrohr auf einen in diesem Meridiane befindlichen Punkt richtet und auf dem Horizontalkreise **B** des Theodolithen den Bogen abliest, um welchen das Fernrohr aus der vorigen Stellung in die jetzige bewegt werden mußte. Erfährt die Declination eine Aenderung und es dreht sich der Magnetstab mit der dem Fernrohre zugekehrten Hälfte etwas nach rechts oder nach links, so bewegt sich das Bild der Scale im Spiegel bezüglich des Fadenkreuzes im Fernrohre nach entgegengesetzter Richtung, und es beträgt aus Gründen, über die uns die Theorie des Lichtes belehren wird, die Bewegung des Scalebildes bedeutend mehr als die Drehung des Stabes, so daß alle Abweichungen des letzteren von der Lage, wo seine magnetische Achse in der durch die optische Achse des Fernrohrs gehenden Vertikalebene liegt, leicht mit größter Genauigkeit gefunden werden können, wenn vorher berechnet worden, wie viele Scaletheile auf einen Drehungswinkel von der Größe eines Grades gehen, der wievielte Theil eines Grades also dem Abstande zweier Scalestriche entspricht. Bei dem hier in Rede stehenden Apparate entspricht einer Scaleabtheilung ein Drehungswinkel von 22 Secunden, und man kann, da ein nur etwas geübtes Auge eine solche Scaleabtheilung leicht noch in zehn Theile zu theilen vermag, die Abweichung des Stabes von der Vertikalebene des Fernrohres bis auf zwei Secunden ausmitteln, kann also, indem man den früher (in dem Falle nämlich, wo magnetische Achse des Stabes und optische Achse des Fernrohrs in eine und dieselbe Vertikalebene fielen) bestimmten Drehungswinkel um die besagte Abweichung nach Erforderniß vermehrt oder vermindert, den Winkel aufs Schärfste bestimmen, welchen die Achse des Stabes mit dem geographischen Meridiane macht. Um das Fernrohr jeden Augenblick wieder in die Vertikalebene zurückbringen zu können, in der die Achse des Fernrohrs sich befindet, wenn diese und die magnetische Achse des Stabes einander parallel sind, wird die besagte Vertikalebene durch einen vertikalen Strich markirt, den man auf der dem Theolithen gegenüberstehenden Wand des Saales und in der Richtung der einmal in dieser Ebene beobachteten magnetischen Achse des Magnetstabes anbringt, und welcher die Mire genannt wird. So oft der vertikale Faden im Fernrohre die Mire genau deckt, befindet sich die optische Achse des letzteren und die magnetische Achse des Stabes in einer und derselben Vertikalebene. Damit die Mire mit gleicher Deutlichkeit im Fernrohre erscheine wie die Theilstriche der Scale, muß sie von diesem doppelt so weit entfernt sein, als der Spiegel. Der Magnetstab muß sich daher in der Mitte zwischen dem Theodolithen und der die Mire enthaltenden Wand befinden.

Zur Bestimmung der magnetischen Neigung dient ein eigenes Instrument, welches Inclinatorium heißt und aus einem genau vertikal stellbaren, getheilten Kreise **A** (Fig. 336) besteht, an dessen Seiten sich zwei Stützen **1**, **2** befinden, welche die Pfannen für die horizontale Achse einer Magnetnadel enthalten. Diese Achse muß genau durch den Mittelpunkt des getheilten Kreises und durch den Schwerpunkt der Nadel gehen und äußerst leicht beweglich sein. Es ist vortheilhaft, wenn dieser Kreis sich über einem zweiten, horizontalen getheilten Kreise **B** um eine vertikale Achse drehen läßt, weil man dann die Nadel um so leichter genau in den magnetischen Meridian

und zu einem gleich nachher zu erwähnenden Zweck in eine darauf senkrechte Ebene stellen kann. Befindet sich die Nadel in ersterer Stellung, so zeigt der Bogen, welchen ihre magnetische Achse von dem in die Horizontalebene gestellten Nullpunkte des Kreises **A** aus abschneidet, die magnetische Neigung an.

Fig. 336.



Die Construction eines solchen Instrumentes ist äußerst delicat, weil es schwer hält, eine Magnetnadel genau in ihrem Schwerpunkte zu unterstützen und um eine horizontale Achse sehr beweglich zu machen. Aus diesem Grunde und vermöge der ganzen Einrichtung des Instrumentes kann mit demselben die Inclination weit weniger genau bestimmt werden als mittelst der Declinatorien die Declination.

Man kann die magnetische Neigung auch durch Schwingungsversuche bestimmen, indem man nämlich die Nadel des eben beschriebenen Apparates oder eine andere gehörig justirte Inclinationsnadel zuerst in der Ebene des magnetischen Meridians und nachher in einer darauf senkrechten Ebene um ihre Gleichgewichtslage herum schwingen läßt. In ersterer Ebene wird die Nadel durch die ganze erdmagnetische Kraft bewegt, in letzterer Ebene kann sie hingegen (wie der Anblick der früheren Figur 329, worin **ABCD** die Ebene des magnetischen Meridians **n**, **r** die Größe der gesammten erdmagnetischen Kraft **P** und **i** die magnetische Inclination vorstellt, deutlich zeigt) nur von der vertikalen Componente rr_1 dieser Kraft afficirt werden. Da aus dem rechtwinkligen Dreiecke rr_1n_1 diese Componente $rr_1 = rn_1 \sin. i$ sich ergibt, und da nach Satz (3) auf S. 419 die Quadrate der Anzahl Schwingungen, welche eine Magnetnadel in gleichen Zeiten unter dem Einflusse verschiedener magnetischer Kräfte macht, den Intensitäten dieser Kräfte direct proportional sind; so hat man, wenn **N** und **n** die Anzahl Schwingungen bedeutet, welche die im Eingange besagte Inclinationsnadel während einer bestimmten Zeit **Z** in der Ebene des magnetischen Meridians und dann in einer darauf senkrechten Ebene vollendet, $N^2 : n^2 = n_1 r : n_1 r \sin. i$, und hieraus die magnetische Inclination mittelst der Gleichung $\sin. i = \frac{n^2}{N^2}$.

Wie sich die Intensitäten, welche die ganze erdmagnetische Kraft an verschiedenen Orten oder an einem und demselben Orte zu verschiedenen Zeiten besitzt, vergleichen (relativ messen) lassen, ist oben S. 419 gezeigt worden. Gauß hat aber auch gelehrt, die erdmagnetische Kraft auf ein absolutes Maß zurückzuführen. Ohne hier in ein näheres Detail der äußerst sinnreichen und scharfsinnigen Methode dieses Gelehrten eingehen zu können, weil sie sich ohne höhere mechanische Kenntnisse nicht vollständig begreiflich machen läßt, die Bestimmung des absoluten Maßes der erdmagnetischen Kraft auch außer dem Zwecke dieses Buches liegt, mag nur bemerkt werden, daß nach dieser Methode zunächst die Größe der horizontalen Competente des Erdmagnetismus erhalten werde, aus dieser aber (da nach Fig. 329 $n_1 r = \frac{n_1 r_1}{\cos. i}$

ist) durch Division mit dem Cosinus der Inclination sich leicht die Größe der ganzen erdmagnetischen Kraft bestimmen lasse.

14. Verschiedenheit und Aenderung der magnetischen Declination, Inclination und Intensität mit dem Orte und mit der Zeit. Hierüber lehren die bisherigen Untersuchungen Folgendes: Sowohl die magnetische Declination als auch die Inclination und die Intensität hat an verschiedenen Orten eine verschiedene Größe. Die Abweichung des Nordpols vom geographischen Meridiane ist überdies entweder eine westliche, wie in ganz Europa, oder eine östliche, wie im westlichen Asien, und an sehr vielen andern Orten ist sie Null. Man nennt eine Linie, welche auf der Erdoberfläche Orte von gleicher magnetischer Declination verbindet, eine isogonische Linie. Es gibt auf der Erde eine um diese herumgehende, in sich selbst zurückkehrende, aber nicht kreisförmige Linie, welche lauter Punkte mit einander verbindet, in denen die magnetische Neigung = o ist. Diese Linie, welche der magnetische Aequator der Erde heißt, durchschneidet den astronomischen (irdischen) Aequator in zwei Punkten und entfernt sich von diesem im Maximum 11,5°. Nördlich vom magnetischen Erdäquator ist die Inclination ein nördliche (d. h. neigt sich der Nordpol der Nadel unter den Horizont) und südlich davon ist die Neigung eine südliche (neigt sich der Südpol unter den Horizont). Mit der Entfernung nach beiden Seiten hin wächst im Allgemeinen die Inclination, und es scheint auf der Erdfläche auch einzelne Punkte zu geben, an welchen die Inclination 90° beträgt, d. h. ein in seinem Schwerpunkte aufgehängter Magnetstab vertical steht, mithin die horizontale Componente des Erdmagnetismus verschwindet. Eine Linie, welche Orte gleicher Inclination mit einander verbindet, heißt eine isoclinische Linie. Die magnetische Intensität nimmt auf der Erde vom Aequator gegen die beiden Pole hin zu; allein die Linien, welche Orte, in denen die magnetische Intensität eine gleiche Größe hat, mit einander verbinden, und isodynamische Linien heißen, laufen weder dem astronomischen nach dem magnetischen Aequator der Erde parallel, sondern bilden Curven eigenthümlicher Art. Man hat eigene Karten, entweder der ganzen Erdfläche oder einzelner Theile derselben, worauf durch die verzeichneten isogonischen, isoclinischen und isodynamischen Linien die Gesetzmäßigkeit der Bestimmungsstücke (Declination, Inclination und Intensität) der erdmagnetischen Kraft anschaulich gemacht sind. Diese Bestimmungsstücke sind aber nicht beständig, sondern an jedem Orte fortwährend regelmäßigen und unregelmäßigen Veränderungen (Variationen) unterworfen. Die ersteren, denen ein Gesetz zu Grunde liegt, zerfallen wieder in sogenannte seculäre, d. i. solche, die erst nach einer langen Reihe von Jahren in die Augen fallen, aber im Laufe der Zeit sehr beträchtlich werden, und in periodische, welche nach den Jahres- und Tageszeiten wechseln. Die unregelmäßigen Variationen oder Störungen des Erdmagnetismus sind zum Theil örtlichen Ursachen, zum Theil aber auch Einflüssen zuzuschreiben, welche ihre Wirksamkeit über sehr ausgedehnte Theile der Erde erstrecken und wohin vorzüglich das Erscheinen eines Nordlichtes, dann Erdbeben und vulkanische Ausbrüche gehören. Was die seculären Variationen anbelangt, so war in ganz Europa die Abweichung des Nordpols der Magnetnadel vom astronomischen Meridiane im sechzehnten Jahrhunderte eine östliche; von da an näherte sich die Nadel immer mehr diesem Meridiane. Die Abweichung wurde endlich Null und ging sodann in eine westliche über, die bis zu einem Maximum zunahm, hierauf (etwa vor 20 Jahren) aber

wieder abzunehmen anfing und noch gegenwärtig in dieser Abnahme begriffen ist, so daß man mit Grund erwarten kann, es werde an allen Orten Europas der magnetische Meridian mit dem geographischen wieder einmal zusammentreffen (wie dies 1663 in Paris geschah) und die magnetische Abweichung werde dann wieder eine östliche werden.

In Betreff secularer Variationen der magnetischen Neigung weiß man nur so viel, daß diese gegenwärtig in Europa fortwährend abnimmt und gegen Ende dieses Jahrhunderts ihren kleinsten Werth erreichen dürfte.

Bezüglich periodischer Variationen der magnetischen Abweichung, von der man schon lange wußte, daß sie täglichen, ja stündlichen Aenderungen unterliege, führten vielseitige und auf das sorgfältigste angestellte Beobachtungen, insbesondere mit dem Gauß'schen Magnetometer, zu folgenden Gesetzen. Täglich bewegt sich der Nordpol einer hinreichend empfindlichen Magnetnadel ein oder mehrere Male von einem östlichsten Stande zu einem westlichsten, d. i. in unseren Gegenden, wo die Abweichung eine westliche ist, vom Minimum der Abweichung zum Maximum. Die Abweichung erreicht also täglich mehrere Male ein Minimum und ein Maximum. Die Maxima und Minima befolgen hinsichtlich der Zeit, wann sie Statt finden, und der Größe der dazwischen liegenden Oscillationen feste Normen. Im Sommer gibt es in der Regel nur ein Maximum und ein Minimum, und zwar stellt sich ersteres bald nach Mittag und letzteres zwischen 6 und 9 Uhr Morgens ein. Beide Wendepunkte rücken im Winter dem Mittag näher; in dieser Jahreszeit gibt es an einigen Orten auch noch ein zweites Maximum und Minimum, und zwar tritt dieses Maximum bald nach Mitternacht und das Minimum in den späten Abendstunden ein. Die Größe des Schwingungsbogens ändert sich mit der Jahreszeit und ist im Sommer viel größer als im Winter, er scheint auch größer an Orten von größerer geographischer Breite und in Binnenländern größer als auf Inseln.

Auch die Inclination ist periodischen Variationen unterworfen; allein sie sind bei weitem noch nicht mit der Genauigkeit beobachtet worden wie jene der Abweichung. Nach den von Kreil in Prag angestellten stündlichen Beobachtungen der Inclination erlangt diese in der Regel täglich drei Maxima und eben so viele Minima. Das erste Maximum tritt im Sommer zwischen 8 und 9, im Winter zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags ein, um Mittag findet das erste Minimum Statt. Das zweite Maximum tritt das ganze Jahr hindurch um 3 Uhr Nachmittag und das zweite Minimum in den späten Abendstunden ein; um oder nach Mittermacht ergibt sich das dritte Maximum, das in manchen Monaten die beiden andern übersteigt, und in den Morgenstunden erfolgt hierauf das dritte Minimum.

Ueber die periodischen Variationen der Intensität des Erdmagnetismus hat man nur für wenige Orte genaue Beobachtungen. Im Allgemeinen sind diese Variationen viel weniger regelmäßig als jene der Abweichung, und es ist ein tägliches Maximum außer allen Zweifel gestellt. Die Wendestunden liegen auch hier in den kürzeren Wintertagen näher am Mittag als in den längeren Sommertagen.

Die eben aufgezählten jährlichen und täglichen Variationen stehen offenbar in einem innigen Zusammenhange mit der Sonnenwärme und werden vielleicht einzig und allein durch diese erzeugt. Zur Lösung der Frage: „Wie verursacht die Sonnenwärme diese Variationen?" wird die Electricitätslehre einige

Materialien liefern. Hier soll vorläufig nur angeführt werden, wie sich nach Dove die vorne S. 413 besprochene Thatsache, daß Wärme den Magnetismus schwächt, im Allgemeinen mit den Variationen der Bestimmungsstücke des Erdmagnetismus in Beziehung bringen läßt. Da des Morgens die Ostseite der Erde stärker erwärmt wird als die Westseite, so muß die magnetische Wirkung von ersterer Seite her vermindert und von letzterer her gesteigert werden, der Nordpol der Nadel muß mithin Vormittags mehr nach Westen rücken, d. h. die Declination zunehmen. Während des Tages erfährt die Erde im Süden eine stärkere Erwärmung als im Norden; deswegen nimmt auch von Vormittag an die magnetische Inclination immerfort ab, die Intensität der erdmagnetischen Kraft hingegen muß, da aus dem nämlichen Grunde, aus welchem sie auf der einen Seite der Inclinationsnadel eine Schwächung erleidet, auf der andern eine Verstärkung derselben Statt findet, von Früh an zunehmen. Da bei Nacht die Wärmeveränderungen geringer sind als bei Tage, im Winter und bei umwölktem Himmel geringer als im Sommer und bei heiterem Wetter; so müssen auch die Variationen des Erdmagnetismus am Tage, im Sommer und an reinen Tagen größer sein als zur Nachtszeit, im Winter und bei umwölktem Himmel u. s. w.

15. Aufhebung (Compensation) des Einflusses naher Eisenmassen auf die Richtung einer Magnetnadel. Der bedeutende Einfluß, welchen auf die Richtung und Bewegung einer Magnetnadel in der Nähe befindliches Eisen aus Gründen nehmen muß, die dem Vorhergehenden zu Folge für sich klar sind, macht es nothwendig, daß bei magnetischen Beobachtungen jede Störung von Seite des Eisen oder anderer magnetischer Körper völlig verhindert werde. Deswegen sind die in den letzteren Paragraphen besprochenen Beobachtungen zur Bestimmung der Richtung und Intensität des Erdmagnetismus in eigenen, eisenfreien und von Eisen hinreichend weit entfernten Localitäten, sogenannten magnetischen Observatorien anzustellen, und bei den Beobachtungen der Magnetnadel zur See, welche nicht nur zunächst für die Orientirung der Schiffe nöthig sind, sondern auch das meiste Materiale zur Vervollständigung unserer für die Schifffahrt so höchst wichtigen Kenntnisse der magnetischen Abweichungslinien auf dem Erdballe liefern, muß der Einfluß wohl berücksichtigt und wo möglich aufgehoben oder compensirt werden, den auf diese Beobachtungen das Eisen übt, welches in bedeutender Menge auf den Schiffen verschiedentlich vertheilt immer vorhanden ist. Glücklicher Weise gibt es ein Mittel diesen Einfluß zu compensiren, welches der Hauptsache nach in Folgendem besteht. Man bestimmt zuerst mittelst des Schiffscompasses die Declination außerhalb des Schiffes (am Ufer oder einem andern von allem Eisen hinreichend weit entfernten Orte), bringt dann den Compaß wieder zurück an seinen Platz im Schiffe und untersucht, indem man das Schiff nach allen Richtungen dreht, bei welcher dieser Richtungen die Declination (die der Compaß jetzt zeigt) von der vorher (am Ufer u. s. w.) bestimmten am meisten verschieden ist. Eine auf diese Richtung des Schiffes senkrechte und durch die Mitte des Compasses gezogene Linie enthält dann irgendwo den Mittelpunkt der magnetischen Anziehung des Schiffseisens, und es ist einleuchtend, daß, wenn man in der Verlängerung dieser Linie auf der Seite des Compasses, die der Spindel der senkrechten Ankerwinde (des Kabestans), welche der Erfahrung gemäß die größte und oft die alleinige Störung des Compasses verursacht, entgegengesetzt ist, in entsprechender, durch Versuche zu

ermittelnder Entfernung von diesem eine Eisenmasse (eine vertikale Stange oder eine Platte von Schmiedeisen) anbringt, die Compaßnadel die nämliche Declination wie außerhalb des Schiffs zeigen werde, mithin der Einfluß des Schiffseisens compensirt sei.

16. Ueber den Ursprung des Erdmagnetismus sind von Euler, Halley, Tob. Mayer, Hansteen, Biot, Barlow und Ampere verschiedene, mitunter sehr complicirte Theorien aufgestellt worden. Alle diese Theorien, worunter jene von Barlow und Ampere, die den Erdmagnetismus als Erzeugniß electrischer Ströme ansehen (und auf diese Theorie werden wir in der Electricitäts-Lehre wieder zurückkommen), anfangs vielen Anklang fand, wurden in neuester Zeit von Gauß ganz in den Hintergrund gedrängt, indem dieser Gelehrte blos auf Grundlage der Voraussetzung einer Scheidung der magnetischen Stoffe in den Theilchen der Erde aus den bereits gewonnenen Resultaten der Beobachtungen über die Bestimmungsstücke des Erdmagnetismus eine Theorie ableitete, nach deren Principien sich schon jetzt der magnetische Zustand der Erde für jeden ihrer Punkte mit befriedigender Annäherung an die Wahrheit vorherbestimmen läßt. Wenigstens liefern solche Vorherbestimmungen für alle Gegenden, für welche genaue Beobachtungen der Richtung und Intensität des Erdmagnetismus bereits vorhanden sind, Ergebnisse, die mit den Daten dieser Beobachtungen sehr nahe übereinkommen. Die fernere Ausbildung und Bestätigung dieser Theorie, in welche hier, ohne die gesteckten Gränzen dieses Buches und die Vorkenntnisse, die beim Gebrauche desselben vorausgesetzt werden können, zu überschreiten, nicht weiter eingegangen werden kann, muß von der mit der Zeit gewiß Statt findenden Ausdehnung sorgfältiger Beobachtungen der Bestimmungsstücke des Erdmagnetismus über immer größere Theile der Erdfläche erwartet werden.

II. Abschnitt.

Electricität.

17. Wesen der Electricität. Alle Körper können unter gewissen Bedingungen in einen Zustand versetzt werden, der am allgemeinsten dadurch charakterisirt ist, daß die in demselben befindlichen Körper die Eigenschaft besitzen, beliebige andere leichte oder wenigstens leicht bewegliche Stoffe schon aus einiger Entfernung an sich zu ziehen und nach erfolgter Berührung wieder abzustoßen. Man nennt sowohl diesen Zustand (der durch die besagte Abstoßung sich wesentlich von dem magnetischen Zustande unterscheidet), als auch die Körper, welche denselben angenommen haben, electrisch [weil er zuerst am Bernsteine wahrgenommen wurde, dessen griechische Benennung ἤλεκτρον (electron) ist]; diesen Zustand hervorrufen, heißt man electrisiren, und den Inbegriff aller von dem electrischen Zustande abhängigen Erscheinungen, so wie auch das Agens, welches als die letzte Ursache derselben betrachtet wird, bezeichnet man mit dem Worte Electricität *).

18. Weitere Eigenschaften und Erscheinungen an electrischen Körpern. Die Körper zeigen, wenn sie im gehörigen Grade electrisirt sind,

*) Vorläufig soll hier nur angedeutet werden, daß man sich dieses Agens als eine unendlich feine, unwägbare, den electrischen Körpern anhaftende Materie denkt.

außer der vorerwähnten Anziehung und Abstoßung auch noch andere Eigenschaften, die sich am einfachsten dadurch nachweisen lassen, daß man eine reine, trockene, 1—2″ dicke und einige Fuß lange Stange oder Röhre von Glas der Länge nach mittelst eines wollenen Lappens oder (am besten) mittelst eines mit sogenanntem Amalgam *) bestrichenen Lederfleckes reibt. Die geriebene Röhre oder Stange wird nämlich nicht nur auf einem Tische liegende Papierschnitzel, Sägespäne, Stückchen von Flittergold oder an Seidenfäden hängende Kügelchen aus Hollundermark oder Kork u. dgl. anziehen und gleich nachher wieder abstoßen, wenn man sie denselben nähert, sondern bei hinreichender Stärke der Reibung und Massivität der Stange oder Röhre zeigt diese im Finstern auch einen dem reibenden Lappen folgenden bläulichen Lichtschein, gibt, wenn man nach dem Reiben sich irgend einer geriebenen Stelle derselben mit dem Finger nähert, an diesen einen hellen, knisternden Funken ab, verbreitet bei längere Zeit fortgesetztem Reiben einen eigenthümlichen, jenem des Phosphors ähnlichen Geruch und verursacht, dem Gesichte genähert (durch Anziehung und Abstoßung der feinen Härchen auf der Haut) eine Empfindung als wäre man in ein Spinnengewebe gerathen. Noch andere Eigenschaften und Erscheinungen, welche electrische Körper darbieten, können erst später besprochen werden. Als Kennzeichen des electrischen Zustandes eignet sich von den eben angeführten Erscheinungen jedoch am besten jene der Anziehung und Abstoßung, weil sie unter Anwendung passender Vorrichtungen, welche Electroscope heißen, aber erst in einem folgenden Paragraphe beschrieben werden können, schon bei den schwächsten Graden der Electricität deutlich hervortritt.

19. Mittheilung und Leitung der Electricität. Berührt man mit einem electrisirten Körper einen andern noch im unelectrischen (natürlichen) Zustande befindlichen, so zeigt auch dieser nachher mehr oder weniger Electricität, und eben so viel Electricität als dieser jetzt besitzt, hat jener verloren. Man sagt daher, es sei von dem einen Körper dem andern Electricität mitgetheilt worden. Bei dieser Mittheilung verhalten sich aber die Körper in Bezug auf die Leichtigkeit, mit welcher sie die Electricität annehmen und abgeben, sehr verschieden. Manche, wie Glas, Harz, Seide rc. nehmen von dem electrischen Körper die Electricität nur an der Berührungsstelle an und halten sie daselbst mit Hartnäckigkeit fest; sie können die Electricität also durch ihre Masse nicht fortleiten und heißen deßwegen Nichtleiter oder Isolatoren. Bei andern Stoffen hingegen, wie bei den Metallen, geglühter Kohle, Theilen lebender Thier- oder Pflanzenkörper rc. verbreitet sich die an dem Orte, wo sie mit dem electrischen Körper berührt wurden, aufgenommene Electricität sogleich über ihre ganze Oberfläche und sie heißen darum Leiter der Electricität. Sie geben die Electricität auch sehr leicht her, und es kann ihnen dieselbe, selbst wenn die ableitende Ursache nur an einer einzigen Stelle auf sie einwirkt, mit Leichtigkeit vollständig entzogen werden, während ein Nichtleiter die Electricität nur an der Stelle abgibt, an welcher er mit einem andern Körper berührt wird. Hiernach erklärt sich, warum wohl Glas oder Harz, nicht aber Metall durch Reiben electrisch gemacht werden kann, wenn man es unmittelbar in der Hand hält (diese entzieht nämlich die durch Reiben erzeugte Electricität dem Glase oder Harze nur an der Berührungsstelle, dem Metalle aber in seiner ganzen Aus-

*) Ein Gemische aus Zinn, Zink und Quecksilber. Mehr darüber folgt bei der Beschreibung der Electrisirmaschine.

dehnung). Man pflegt die Nichtleiter auch schlechte Leiter und die Leiter dann gute Leiter zu nennen. Zu ersteren gehören unter andern auch noch Wolle, Haare, atmosphärische Luft und andere Gase in trockenem Zustande, ganz trockenes Holz, Schwefel, fette Oele, und den letzteren sind auch noch zuzuzählen: Erze, Graphit, Wasser und viele andere flüssige Körper (Salzsäure, Salpetersäure), feuchtes oder unvollkommen getrocknetes Holz, Papier, Hollundermark, feuchtes Erdreich, feuchte Luft. In feuchter Luft gehen daher die oben angeführten und viele der weiterhin noch zu beschreibenden Versuche nicht wohl von Statten. Ein guter Leiter, der allerseits von schlechten Leitern umgeben ist, heißt isolirt und kann nur in diesem Zustande electrisch sein. Uebrigens gibt es, wie die Erfahrung lehrt, rücksichtlich der Leitungsfähigkeit für Electricität in der Körperwelt unzählige Abstufungen, so daß sich zwischen Leitern und Nichtleitern keine Gränze ziehen, sondern vielmehr von den besten Leitern zu den vollkommensten Nichtleitern ein allmäliger Uebergang nachweisen läßt. Deswegen unterscheidet man oft auch sogenannte Halbleiter für Electricität und versteht darunter solche Stoffe, die, wie Marmor und Alabaster, dann Knochen, Horn und Leder, wenn sie längere Zeit mit feuchter Luft in Berührung gewesen, ein Verhalten zeigen, das zwischen jenem der Leiter und Nichtleiter gleichsam in der Mitte steht. Auch ist die Leitungsfähigkeit für Electricität von der Intensität dieser letzteren abhängig, und Körper, die für starke Electricitätsgrade sich als Leiter bewähren, sind für hinreichend schwache Aeußerungen der Electricität Isolatoren.

20. Sitz der Electricität in Leitern. Ein mit Electricität versehener, isolirter Leiter ist nur an seiner Oberfläche, nicht aber in seinem Innern electrisch. Dies ersieht man daraus, daß wenn man eine isolirte (z. B. auf einem Glasfuße ruhende) metallene Kugel **A** (Fig. 337) in zwei halbkugelförmige metallene Hüllen **1**, **2**, die mit isolirenden (gläsernen) Handgriffen **h**, **h** versehen sind, einschließt, dann der ganzen Metallmasse Electricität mittheilt und hernach mittelst der Handgriffe **h**, **h** die Hüllen entfernt, ohne damit die Kugel **A** wieder zu berühren, diese ganz im natürlichen Zustande gefunden wird, die Hüllen sich hingegen electrisch zeigen.

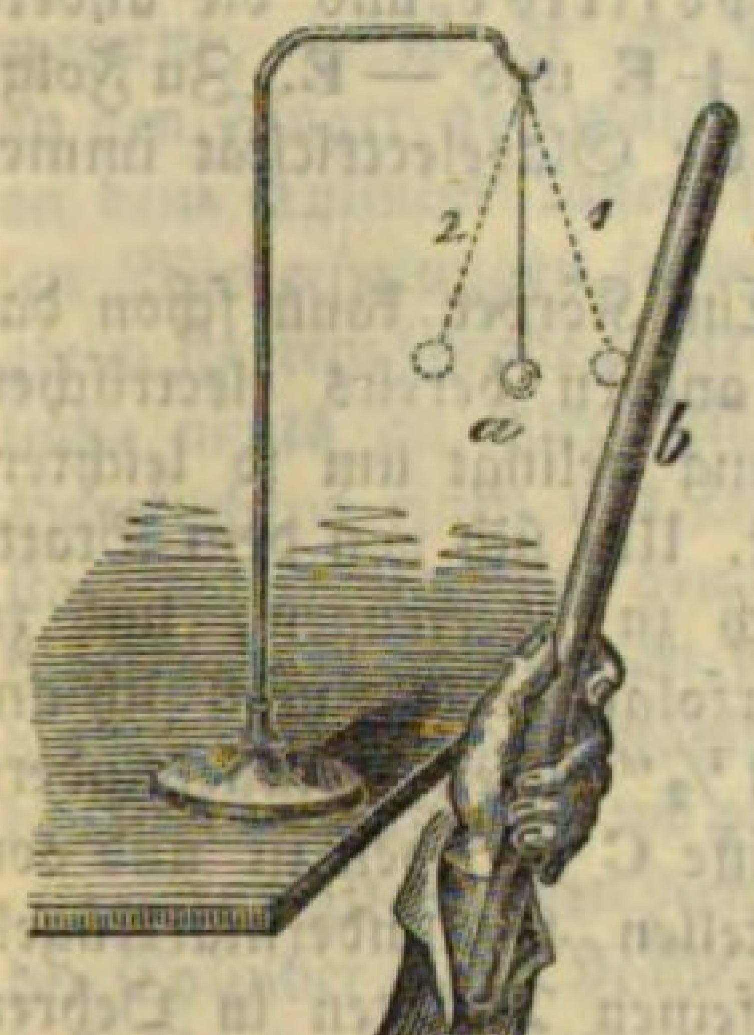
Fig. 337.



21. Verschiedenartigkeit der Electricität. Es gibt zweierlei electrische Zustände, wie folgende Versuche darthun. Nähert man einem (3—4''' im Durchmesser haltenden) Hollundermarkkügelchen **a** (Fig. 338), das durch einen Seidenfaden, woran es hängt, isolirt ist und so ein sogenanntes Kugelelectroscop darstellt, eine mit einem Tuch- oder Lederlappen geriebene, glatte Glasstange **b**, so wird es von dieser angezogen; sobald es aber mit dem Glase in Berührung gekommen ist (punktirte Stellung **1**) von demselben sogleich wieder (in die Stellung **2**) abgestoßen und flieht nun, wenn man ihm die Stange nähert, dieselbe fortwährend. Offenbar hat das Kügelchen bei Berührung der Glasstange von dieser Electricität aufgenommen und wird nur deswegen abgestoßen, weil die in dasselbe übergangene Electricität von der im Glase zurückgebliebenen abgestoßen wird, und die abgesto-

ßene Electricität in Folge ihres Haftens an dem Molekeln des Kügelchen (siehe Anmerkung *) S. 432) dieses mit fortnimmt. Wird hierauf dem Hollundermarkkügelchen, nachdem ihm vorher durch Berühren mit dem Finger alle Electricität benommen wurde, eine geriebene Harz- (z. B. Siegellack-) Stange genähert; so erfolgt, wie beim ersten Versuche, anfangs wieder Anziehung und nach Statt gehabter Berührung des Kügelchens mit dem Harze Abstoßung des ersteren. Wird hingegen dem Hollundermarkkügelchen, nachdem ihm vorher Electricität der geriebenen Glasstange mitgetheilt worden, eine geriebene Siegellackstange oder, nachdem es durch Berührung mit einer geriebenen Harzstange von dieser Electricität aufgenommen hat, die geriebene Glasstange dargeboten, so findet keine Abstoßung, sondern immer nur Anziehung des Kügelchens Statt. Diesen Versuchen zu Folge steht, wenn man der Kürze halber die durch Reiben des Glases erzeugte Electricität „Glaselectricität" und die durch Reiben von Harz hervorgerufene Electricität »Harzelectricität" heißt, der Satz fest: *Glaselectricität und Glaselectricität, desgleichen Harzelectricität und Harzelectricität stoßen einander ab; Glaselectricität und Harzelectricität aber ziehen sich gegenseitig an*...(†); und dieser Satz beweiset evident, daß Glas- und Harzelectricität von einander *wesentlich verschieden*, daß sie *ungleichartig* sind (indem die eine dort anzieht, wo die andere abstößt). Da nach dem Zeugnisse der Erfahrung jede Electricität, die bis jetzt in was immer für einem Körper und durch was immer für ein Verfahren erzeugt werden konnte, sich stets entweder wie Glas- oder wie Harzelectricität verhält (ein mit Glas- oder mit Harzelectricität versehenes Hollundermarkkügelchen abstößt), so gibt es nur zwei verschiedene Electricitäten. Aus (†) folgt, daß, wenn irgend ein electrisirter Körper einen andern electrischen abstößt, beide *gleichartige* (*gleichnamige*) hingegen, wenn sie sich anziehen, beide *ungleichartige* (*ungleichnamige*) Electricitäten besitzen.

Fig. 338.



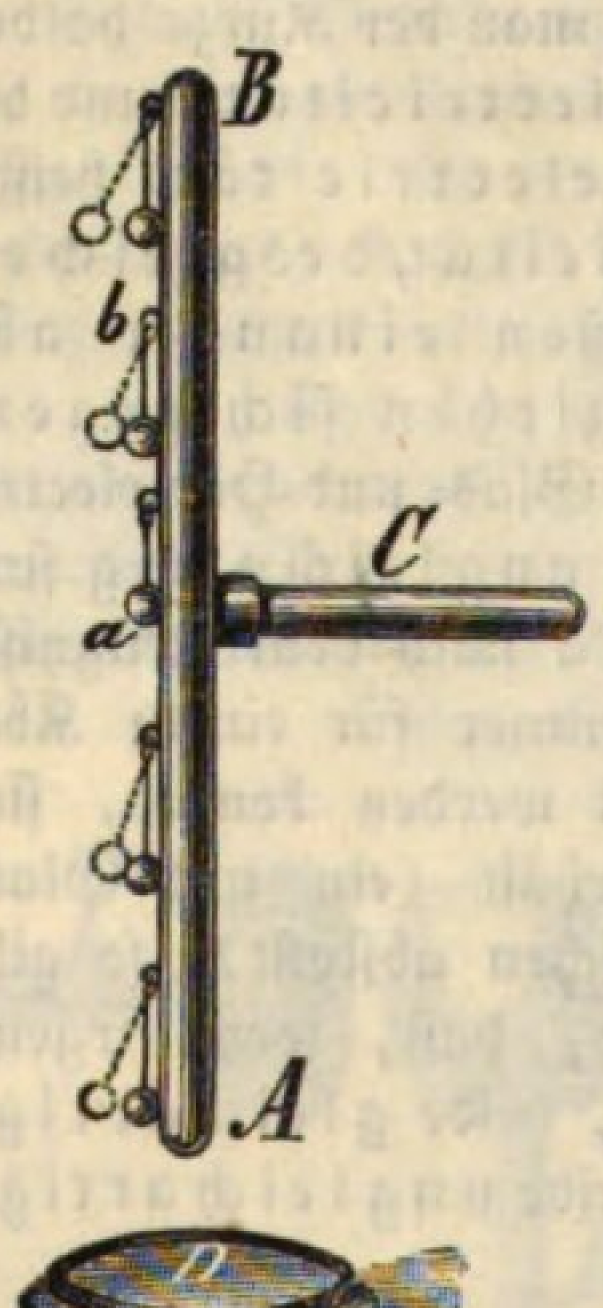
Es ergibt sich nun von selbst die Anwendung des Kugelelectroscopes zur Ermittlung, ob ein Körper electrisch sei, und ob er Glas- oder Harzelectricität besitze. Wird nämlich das im natürlichen Zustande befindliche Kügelchen von dem betreffenden Körper angezogen, so ist dieser jedenfalls electrisch. Um auch über die Art der Electricität entscheiden zu können, muß dem Kügelchen vorher Glas- oder Harzelectricität ertheilt und untersucht werden, ob es jetzt von dem zu prüfenden Körper Anziehung oder Abstoßung erfahre; im ersteren Falle ist dieser Körper mit dem Kügelchen ungleichartig, im letzteren gleichartig electrisch.

Die Glas- und die Harzelectricität stehen mit einander in einem solchen Gegensatze, daß die eine die Wirkung der andern theilweise oder ganz aufzuheben vermag. Zum Beweis dessen braucht man nur einem isolirten Leiter zuerst Electricität der einen und dann allmälig immer mehr Electricität der andern Art mitzutheilen. Es wird da nämlich der dem Leiter zuerst ertheilte (z. B. Glas-) electrische Zustand fortwährend abnehmen, endlich ganz verschwinden, so daß der Leiter sich völlig unelectrisch zeigt, und nachher in

den ungleichartigen (Harz-) electrischen Zustand übergehen. Da sich demnach die beiden Electricitäten wie entgegengesetzte Größen verhalten, die sich nach Maßgabe ihrer Quantität aufheben; so nennt man, dem Gebrauche in der Mathematik gemäß, auch die eine Electricität die positive und die andere die negative und braucht für dieselben die Zeichen + E und — E. Zu Folge eines allgemeinen Uebereinkommens betrachtet man die Glaselectricität immer als die positive.

21. Electrisirung durch Vertheilung. Ein Körper kann schon dadurch electrisch gemacht werden, daß man einen andern bereits electrischen Körper in seine Nähe bringt, und diese Electrisirung gelingt um so leichter, ein je besserer Electricitätsleiter der erstere Körper ist. Um sich von dem Stattfinden einer solchen Electrisirung recht augenscheinlich zu überzeugen, und zu gleich die Gesetze kennen zu lernen, nach welchen sie erfolgt, bedient man sich am besten eines an den Enden wohl abgerundeten, 1 — 1 ½″ dicken Metallcylinders AB (Fig. 339), der mit einem gläsernen Handgriffe C versehen ist und von den Enden gegen die Mitte hin an mehreren Stellen Hollundermarkkügelchen a, a... trägt, die an feinen Drähten in Oehren b, b... frei beweglich aufgehängt sind, so daß sie lauter kleine Pendel bilden. Hält man nämlich diesen Cylinder in vertikaler Stellung und in einiger Entfernung über einen intensiv electrischen Körper, z. B. über eine durch starkes Reiben mit einem Katzenfelle kräftig negativ electrisirte Harztafel (Harzkuchen) D, so zeigen sich folgende Erscheinungen: 1. Die kleinen Pendel werden vom Cylinder (in die punktirten Lagen) abgestoßen, zum Beweis, daß der Cylinder und die Kügelchen gleichartig electrisch geworden sind. 2. Nähert man nun den Pendeln an den Enden des Cylinders eine durch Reiben positiv electrisirte Glasstange, so stößt diese das Pendel bei A ab und zieht jenes bei B an. Es besitzt somit das dem Harzkuchen zugekehrte Ende des Cylinders + E und das davon abgewendete — E. Der Cylinder ist daher von dem Harzkuchen nicht durch Mittheilung electrisirt worden; denn sonst könnte er nur — E, wie der Harzkuchen selbst und nicht auch + E enthalten. 3. Entfernt man den Cylinder, ohne ihn mit der Hand oder einem andern Körper berührt zu haben, vom Harzkuchen, so hört die vorherbestandene Abstoßung wieder auf und es ist an Cylinder und Pendeln jede Spur von Electricität verschwunden; was abermals beweiset, daß die von dem Harzkuchen bewirkte Electrisirung nicht durch Mittheilung geschehen sei, indem sonst der electrische Körper die empfangene Electricität auch noch nach Entfernung ihrer Quelle enthalten müßte. 4. Wird der Cylinder, während er in der Nähe des Harzkuchens an dem einen Ende + E und an dem andern — E zeigt, irgendwo mit dem Finger berührt, so geht in diesen ein Funke über, und der Cylinder hat hiedurch seine — E verloren (denn er stößt nun das Pendel am obern Ende B und die in der Nähe befindlichen Pendel nicht mehr ab, ist also an diesen Stellen nicht mehr electrisch, und keines der noch Abstoßung erfahrenden Pendel zeigt bei der Untersuchung — E); seine + E ist aber nicht nur nicht verloren gegangen, sondern vielmehr intensiver geworden (denn das Pendel,

Fig. 339.



am Ende A und die andern ihm nahen Pendel, welche, wenn man sie so wie jenes vorher mit der geriebenen Glasstange prüfte, sich ebenfalls positiv electrisch zeigten, werden jetzt vom Cylinder auffallend stärker abgestoßen als früher). Wird der Cylinder hierauf weit genug vom Harzkuchen entfernt, so ist er an seiner ganzen Oberfläche positiv electrisch und gibt an den Finger abermals einen Funken ab. 5. Die beschriebenen Erscheinungen an dem Cylinder lassen sich beliebig oft hervorbringen, ohne daß sie bei diesen Wiederholungen schwächer ausfallen, wenn nur der Harzkuchen immer in gleich starkem Grade electrisch bleibt. 6. Der Harzkuchen verliert durch diese Versuche nichts an Electricität. 7. Wendet man anstatt des negativ electrischen Harzkuchens einen mit kräftiger +E geladenen Körper, z. B. eine größere, stark positiv electrisch gemachte und durch einen gläsernen Fuß isolirte Metallkugel an; so findet man bei Wiederholung der angeführten Versuche Resultate, die sich von den aufgezählten nur dadurch unterscheiden, daß im Cylinder und in den Pendeln überall, wo vorher +E auftrat, jetzt —E erscheint und umgekehrt.

Aus allen diesen Resultaten ergeben sich nun nachstehende Folgerungen: Da der Cylinder in der Nähe des Harzkuchens zugleich +E und —E äußert, ohne daß dieser ihm Electricität mittheilt oder überhaupt eine Veränderung seines eigenen electrischen Zustandes erleidet; so müssen die +E und —E im Cylinder schon vor Annäherung des Harzkuchens vorhanden gewesen und durch die Wirkung der Electricität dieses letzteren aus der Ferne her nur geweckt worden sein. — Da ferner nach Beseitigung des Harzkuchens die beiden entgegengesetzten Electricitäten des Cylinders wieder verschwinden und dieser in den völlig unelectrischen (natürlichen) Zustand zurückkehrt, bei abermaliger Annäherung des Harzkuchens aber sogleich wieder +E und —E zeigt; so erscheint der natürliche Zustand der Körper (denn ganz so wie der Cylinder AB verhalten sich dem Harzkuchen oder einem andern electrischen Körper gegenüber auch alle andere Stoffe) als das Resultat der Vereinigung entgegengesetzter Electricitäten, und die Electrisirung, welche, so wie vom Harzkuchen in dem Cylinder AB, von irgend einem electrischen Körper in einem andern nicht electrischen Stoffe aus der Ferne her bewirkt wird, besteht blos in der Trennung oder Vertheilung entgegengesetzter Electricitäten, die in diesem Stoffe vereinigt vorhanden sind und daher in ihrer Wirkung sich aufheben, weswegen die beschriebene Electrisirung aus der Ferne her auch Electrisirung durch Vertheilung heißt. — Der durch sie hervorgerufene Zustand ist ein durch Fernwirkung des electrisirenden Körpers gleichsam erzwungener Zustand (denn er verschwindet mit Entfernung dieses Körpers wieder) und hat offenbar seinen Grund in der auch in die Ferne sich erstreckenden Abstoßung gleichnamiger und Anziehung ungleichnamiger Electricitäten, wie die Erscheinung beweist, daß der durch Vertheilung electrisirte Körper an dem Ende (B), welches von dem vertheilend einwirkenden Körper (D) weiter entfernt ist, mit der Electricität dieses letzteren gleichnamige an dem andern nähern Ende (A) aber ungleichnamige besitzt und daß dem durch Vertheilung electrisirten Körper bei Berührung mit dem Finger nur allein die mit der Electricität des vertheilenden Körpers gleichnamige Electricität entzogen werden kann (indem die ungleichnamigen Electricitäten beider Körper durch ihre Anziehung sich gegenseitig binden). — Daß endlich nach erfolgter Berührung des durch Vertheilung electrisirten Körpers (AB) und dessen Entfernung aus der Nähe des electrisirenden die in ersterem zurückgebliebene, mit der Electricität des letztern ungleichnamige Electricität die

ganze Oberfläche des electrisirten Körpers einnimmt, zeigt, daß, so wie die positive und negative Electricität sich mit einander zu vereinigen streben, jede allein sich immer weiter auszubreiten sucht. — Ein electrischer Körper kann nur auf eine gewisse Distanz um sich herum vertheilend wirken, und man nennt die Sphäre, innerhalb welcher er eine solche Wirkung in noch merklichem Grade hervorzubringen vermag, seine electrische Atmosphäre.

Nun erklärt sich die Anziehung, welche ein electrischer Körper gegen einen in seiner Nähe befindlichen unelectrischen ausübt. Sie kommt daher, daß die Electricität des ersteren in letzterem Körper durch Vertheilung +E und —E hervorruft, davon die ihr ungleichnamige Electricität, welche in dem zugekehrten, also näheren Theil des durch Vertheilung electrisirten Körpers ihren Sitz nimmt, stärker anzieht, als sie die gleichnamige Electricität in dem entfernteren Theile abstößt (und die angezogene Electricität den Körper, an dessen Molekeln sie haftet, mit sich nimmt). Auch die Electrisirung durch Mittheilung erscheint als Folge einer vorhergegangenen Vertheilung: der electrische Körper bewirkt nämlich bei Annäherung an den durch Mittheilung zu electrisirenden in diesem eine Vertheilung und indem bei nachheriger Berührung seine Electricität mit der durch Vertheilung hervorgerufenen ungleichnamigen sich vereinigt, bleibt an dem berührten Körper eine Electricität zurück, welche mit jener des ursprünglich electrischen Körpers gleichnamig ist.

22. Wesen der Electricität. Ueber den eigentlichen, mit dem Namen Electricität bezeichneten und bis jetzt immer noch unbekannten Grund der beiden entgegengesetzten electrischen Zustände, in welche durch geeignete Behandlung alle Körper versetzt werden können, sind verschiedene Hypothesen aufgestellt worden, unter welchen sich vorzüglich eine geltend machte, so daß bis auf den heutigen Tag die meisten Physiker sich für sie entschieden. Es ist dies die von dem Engländer Robert Symmer herrührende sogenannte dualistische Hypothese, die als Ursache des positiven und negativen electrischen Zustandes zwei außerordentlich feine, unwägbare Materien (die positive und die negative Electricität) betrachtet, von welchen angenommen wird, daß sie in allen Körpern und in jedem noch so kleinen Theile derselben vorhanden seien und sich darin mit größerer oder geringerer Leichtigkeit bewegen können, daß jede derselben aus gleichartigen Theilchen bestehe, die sich gegenseitig abstoßen, daß aber die Theilchen der einen Materie auf die ihnen ungleichartigen Theilchen der andern anziehend wirken, und daß die Abstoßung sowohl als die Anziehung sich in die Ferne erstrecke. Befinden sich in einem Körper die Theilchen der einen Materie gleichförmig gemengt mit Theilchen der andern, so werden die zwischen den gleichartigen Theilchen Statt findenden Abstoßungskräfte durch die Anziehungskräfte, womit die ungleichartigen Theilchen auf einander wirken, aufgehoben, beide Materien binden sich gegenseitig und befinden sich in einem Gleichgewichtszustande, in welchem sie für die Sinne ganz unwahrnehmbar sind, so daß der betreffende Körper völlig unelectrisch (von natürlicher Beschaffenheit) erscheint. Ist aber in einem Körper dieses Gleichgewicht gestört, d. h. enthält derselbe an irgend einer Stelle mehrere Theilchen der einen als der andern Materie, so befindet sich dieser Ueberschuß im ungebundenen (freien) Zustande, äußert in Folge der zwischen seinen Theilchen vorhandenen Abstoßung auf die nicht leitende Umgebung, welche die Theilchen dieser Abstoßung Folge zu leisten und sich zu bewegen hindert, einen Druck und tritt dadurch, so wie durch freie Uebung von Absto-

ßung oder Anziehung gegen die Theilchen anderer gleichartiger oder ungleichartiger electrischer Materie in das Bereich sinnlicher Wahrnehmung; der Körper erscheint daher an der betreffenden Stelle electrisch und zwar positiv oder negativ, je nachdem daselbst die positive oder negative Materie in dem besagten Ueberschusse vorhanden ist. Der erwähnte Druck, welchen die in der Bewegung gehinderten, ungebundenen electrischen Materien üben, macht das aus, was man electrische Spannung nennt. — Nach der dualistischen Hypothese besteht also das Electrisiren der Körper in der Aufhebung der gleichförmigen Mengung und des aus dieser Mengung entspringenden Gleichgewichtszustandes der zwei ungleichartigen electrischen Materien; insbesondere geschieht beim Electrisiren durch Vertheilung diese Aufhebung, indem die in einem Körper frei vorhandene positive oder negative Electricität in jedem andern Körper die Theilchen der mit ihr gleichartigen electrischen Materie zurückdrängt und die Theilchen der ungleichartigen an sich zieht, vorausgesetzt, daß der Körper den electrischen Materien in seinem Innern Bewegung gestattet (ein Electricitätsleiter ist). Die Anziehung ungleichnamig und die Abstoßung gleichnamig electrischer Körper folgt aus der vorausgesetzten gegenseitigen Anziehung der Theilchen ungleichartiger und Abstoßung der Theilchen gleichartiger electrischer Materien, und es bedarf zur Erklärung dieser Erscheinungen nicht der Annahme, daß die Electricitäten an den Körpern durch Anziehung zu deren Materie haften; denn ist eine oder die andere Electricität einen Körper zu verlassen durch denselben von allen Seiten umgebende schlechte Leiter gehindert, so kann sie offenbar schon deswegen einer von Außen her Statt findenden Anziehung oder Abstoßung nicht folgen, ohne die Materie des Körpers mit zu bewegen.

23. Einrichtung und Gebrauch der Electroscope. Schon aus dem Vorhergehenden ist bekannt, daß man Electroscope diejenigen Vorrichtungen nennt, mittelst welchen sich entscheiden läßt, ob ein Körper Electricität enthalte und ob diese positiv oder negativ sei. Auch haben wir bereits den Gebrauch des Kugelelectroscops kennen gelernt; dieses ist aber nur dann anwendbar, wenn es sich um stärkere Electricität handelt, welche Kraft genug hat, die Masse des Kügelchens in merkliche Bewegung zu versetzen. Ein weit empfindlicheres und zur Untersuchung des electrischen Zustandes recht bequemes Instrument ist das Bennet'sche oder Goldblatt-Electroscop (Fig. 340). Es besteht

Fig. 340.



aus zwei gleich langen, schmalen Blattgoldstreifen 1, 2, die an dem untern Ende eines glatten Messingdrahtes so aufgehängt sind, daß sie im unelectrischen Zustande ihrer ganzen Länge nach sich decken. Der Messingdraht geht durch den Obertheil eines gläsernen, allseitig geschlossenen (cylindrischen, flaschenartigen oder kugelförmigen) Gefäßes B, welches die Blättchen gegen den störenden Luftzug schützt, endigt oben in eine polirte Kugel oder in eine polirte, an den Rändern wohl abgerundete Platte, Collectorplatte genannt, aus dem nämlichen Metalle, und ist zum Behufe vollkommener Isolirung mittelst zweier Stöpseln a, b von Kork oder Seide in einer Glasröhre fest gemacht, welche, da das Glas für sich nicht hinlänglich isolirt, inwendig dick gefirnißt und äußerlich so weit mit einem Schellack-Ueberzuge versehen ist, daß dieser aus der Metallfassung, in welche die Röhre eingekittet ist, beiderseits wenig-

stens 1'' hervorragt. Sehr gut ist es, wenn man die Luft im Gefäße stets trocken erhält, was leicht durch etwas Chlorcalcium geschehen kann, das man in eine Vertiefung des dann gewöhnlich aus Holz bestehenden Fußes dieses Gefäßes oder in eine in diesem Fuße vorhandene und dicht schließende Schieblade bringt, die mit dem innern Raume des Gefäßes durch einige, in dessen Boden angebrachte kleinere Bohrungen in Communication steht. Die Anwendung dieses Instruments beruht bei Untersuchung schwacher Electricitätsgrade auf der Mittheilung, und bei Prüfung stärkerer Electricitäten auf der electrischen Vertheilung. Berührt man nämlich mit einem schwach electrischen Körper die Collectorplatte (oder Metallkugel), so wird dieser somit auch dem Drahte und den Goldblättchen Electricität mitgetheilt, diese stoßen sich als gleichnamig electrisch ab und weichen deshalb unter einem Winkel auseinander, welcher um so größer ausfällt, je stärker die den Goldblättchen mitgetheilte Electricität ist und den man mittelst eines unter den Goldblättchen angebrachten Gradbogens messen kann. Einen stärker electrischen Körper braucht man nur in die Nähe der Collectorplatte zu bringen und die Goldblättchen werden schon divergiren. Es geht in diesem Falle eine Vertheilung des natürlichen Zustandes der Collectorplatte, des Drahtes und der Goldblättchen vor sich; die mit der Electricität des zu prüfenden Körpers ungleichnamige wird angezogen und begibt sich in die diesem Körper näheren Parthien der besagten Leiter; die gleichnamige Electricität hingegen wird in die entfernteren Goldblättchen getrieben und macht diese divergiren.

Das Divergiren der Goldblättchen, wenn ein Körper dem Electroscope genähert oder damit in Berührung gebracht wird, beweist also, daß dieser Körper electrisch sei. Fand Berührung Statt, so fahren die Goldblättchen auch nach Entfernung des electrischen Körpers (mit der durch Mittheilung empfangenen Electricität) zu divergiren fort. Wurde hingegen der electrische Körper dem Electroscope nur genähert, so verschwindet mit Entfernung dieses Körpers sogleich alle Divergenz der Blättchen, indem diese, der Draht und die Collectorplatte zu Folge Wiedervereinigung der in denselben durch Vertheilung getrennten Electricitäten in den natürlichen Zustand zurückkehren. Wird aber vor Entfernung des angenäherten electrischen Körpers die Collectorplatte mit dem Finger berührt und dadurch die mit der Electricität dieses Körpers gleichnamige, freie Electricität, welche die Blättchen divergiren machte, abgeleitet; so hört das Divergiren auf, stellt sich jedoch augenblicklich wieder ein, sobald man den electrischen Körper entfernt. Die Goldblättchen divergiren aber jetzt mit der, der Electricität dieses Körpers ungleichnamigen Electricität, welche nach dessen Entfernung in den Leitern des Electroscops ungebunden und frei zurückbleibt. Man kann demnach die Blättchen eines Goldblatt-Electroscops entweder dadurch mit einer bestimmten Electricität, z. B. mit $+E$ divergiren machen, daß man die Kugel oder Collectorplatte mit einem gleichnamig electrischen ($+E$ enthaltenden) Körper berührt, oder indem man einen mit ungleichnamiger Electricität (mit $-E$) geladenen Körper dem Electroscope bis zum Eintritt der Divergenz der Blättchen nähert, nun die Kugel oder Collectorplatte mit dem Finger berührt und hernach den electrischen Körper wieder entfernt. Auf das Verhalten eines electrischen Körpers gegen die mit einer bestimmten Electricität divergirenden Goldblättchen gründen sich aber einfache Verfahrungsweisen, um zu ermitteln, ob der electrische Körper $+E$ oder $-E$ enthalte, und diese Verfahrungsweisen werden sich aus folgender Betrachtung von selbst

ergeben. Divergiren die Blättchen mit +E und man nähert der Kugel oder Collectorplatte einen ebenfalls positiv electrischen Körper (z. B. eine mit Wollzeug- oder Leder geriebene Glasröhre); so nimmt die Divergenz zu, weil zu der in den Blättchen bereits vorhandenen +E noch diejenige gleichnamige Electricität hinzukömmt, welche die Glasröhre durch Zersetzung eines der Stärke ihrer Electricität entsprechenden Theils des in dem Electroscops-Leitern enthaltenen Vorrathes neutralisirter (durch gegenseitige Bindung den natürlichen Zustand constituirender entgegengesetzter) Electricitäten hervorruft. Nähert man aber dem Electroscope allmälig eine mit Wollzeug oder Pelzwerk geriebene Siegellackstange, so wird bei der von dieser Stange bewirkten Vertheilung in die Goldblättchen durch Abstoßung negative Electricität getrieben und diese wird, da ihr Betrag bei weiterer Annäherung der Stange fortwährend zunimmt, die den Blättchen ursprünglich ertheilte +E immer mehr, endlich vollständig neutralisiren und nachher in den auf diese Art in den natürlichen (unelectrischen) Zustand versetzten Blättchen frei auftreten; die Blättchen werden somit anfangs immer stärker, endlich ganz zusammenfallen, hierauf aber wieder auseinander gehen. Die nämliche Erscheinung muß bei Entfernung der Siegellackstange Statt finden, weil dabei die durch diese Stange in den Blättchen hervorgerufene —E allmälig wieder verschwindet und die Blättchen daher zuerst aus den negativ electrischen in den natürlichen und nachher allmälig in ihren ursprünglichen positiv electrischen Zustand übergehen. Macht man die Goldblättchen von allem Anfange mit —E divergiren, so tritt natürlich die vorbesagte Vermehrung der Divergenz...(I) bei Annäherung einer Siegellackstange, hingegen die anfängliche Verminderung, die darauffolgende Aufhebung und das endliche Wiedererscheinen der Divergenz...(II) bei Annäherung der geriebenen Glasstange also die unter (I) angeführte Erscheinung ein, wenn Goldblättchen und angenäherter Körper gleichnamig, hingegen findet die unter (II) erwähnte Erscheinung Statt, wenn sie ungleichnamig electrisch sind. Demnach kann man die Beschaffenheit der Electricität eines Körpers dadurch kennen lernen, daß man entweder durch Berührung des Electroscopes mit diesem Körper, oder falls er stark genug electrisch ist, durch bloße Annäherung desselben an die Collectorplatte und nachheriges Berühren dieser Platte mit dem Finger den Goldblättchen Electricität ertheilt, (welche im ersteren Falle gleichnamig und im letzteren ungleichnamig mit jener des zu untersuchenden Körpers ist) und dann auf die oben angegebene Weise aus dem Verhalten der Blättchen gegen eine angenäherte, durch Reiben electrisirte Glasröhre oder Siegellackstange die Beschaffenheit der Electricität der Blättchen erforscht, oder auch indem man mittelst der besagten Glasröhre, Siegellackstange oder dgl. die Goldblättchen vorläufig mit einer bestimmten Electricität divergiren macht, hernach den zu untersuchenden Körper der Collectorplatte nähert und die dabei Statt findende Veränderung in der Divergenz der Goldblättchen beobachtet.

Außer den beschriebenen zwei Electroscopen sind noch am häufigsten im Gebrauche: das Volta'sche oder Strohhalm- und das Henley'sche oder Quadranten-Electroscop. Ersteres unterscheidet sich von dem Goldblatt-Electroscope nur dadurch, daß es anstatt der Goldblättchen am untern Ende des von der Collectorplatte herabgehenden Drahtes zwei dünne Strohhalme hat, die mittelst Ringelchen von sehr feinem Drahte (auf in Fig. 341

anschaulich gemachte Weise) möglichst leicht beweglich aufgehängt sind; steht aber dem Goldblatt=Electroscop an Empfindlichkeit nach.

Das Quadraten=Electroscop, welches sich nur zur Schätzung kräftiger Electricitätszustände, wie sie sich mittelst der später zu beschreibenden Electrisirmaschine erzeugen lassen, geeignet ist, besteht (Fig. 342) gewöhnlich aus einem dünnen Holzstängelchen a b, das an dem einen Ende a eine kleine Korkkugel trägt, am andern Ende b aber im Mittelpunkte eines getheilten Halbkreises so befestigt ist, daß es an der diesen letzteren tragenden Holzsäule m, n — wenn sich die ganze Vorrichtung im unelectrischen Zustande befindet — vertikal und der Säule parallel herabhängt, im Falle, daß diese aber Electricität empfängt, von derselben in einer dem Halbkreise parallelen Ebene abgestoßen wird, man daher den Abstoßungswinkel messen und nach dessen Größe die Stärke der Electricität schätzen kann.

Fig. 341.



Fig. 342.



Mittelst eines Goldblatt= oder Strohhalm=Electroscops läßt sich auch die Eigenschaft ungleichnamiger Electricitäten, sich gegenseitig zu binden und zu neutralisiren, so wie der oben beschriebene Hergang bei der Electrisirung durch Vertheilung recht augenfällig darthun. Zu ersterem Behufe nehme man zwei Strohhalm=Electroscope von ganz gleicher Einrichtung und Größe, theile der Collectorplatte des einen mittelst geriebenen Harzes so lange — **E** und der Collectorplatte des andern abgesondert mittelst geriebenen Gases + **E** mit, bis die Strohalm=Paare in beiden Instrumenten (also das eine Paar mit + **E** und das andere mit — **E**) um einen gleichen Winkel divergiren. Verbindet man dann beide Collectorplatten mittelst eines dünnen, sonst vollständig isolirten Drahtes; so fallen augenblicklich die Strohhalme in beiden Electroscopen zusammen, zum Beweis, daß die vorher wirksam gewesenen Electricitäten durch Vereinigung unwirksam gemacht (neutralisirt) worden sind. Wurden aber die Halme in dem einen Electroscop, z. B. mit der — **E** bis zu einer größeren Divergenz geladen, als in dem andern mit der + **E**, so bleibt nach Verbindung der beiden Instrumente mittelst des Drahtes ein Ueberschuß von negativer Electricität zurück, welcher sich in beiden Electroscopen verbreitet und sich durch eine gleiche, aber im Verhältniß zur früheren, geringere Divergenz der zwei Strohhalmpaare kund gibt. Theilt man endlich beiden Instrumenten nur positive oder nur negative Electricität mit, so bleiben sie nach Verbindung mittelst des Drahtes wie vorher electrisch. Man ersieht aus diesen Ergebnissen zugleich, daß die entgegengesetzten Electricitäten, um sich neutralisiren zu können, in dem Verhältnisse vorhanden sein müssen, in welchem sie, über gleichartige und gleich große leitende Massen verbreitet, gleich starke Spannungen äußern (z. B. wie oben Strohhalme um gleiche Winkel divergiren machen). Um den Hergang bei der electrischen Vertheilung nachzuweisen, verbinde man die Collectorplatten zweier Goldblatt= oder Strohhalm=Electroscope mittelst eines an einem gläsernen Handgriffe gehaltenen Drahtes und bringe dem einen Electroscope einen electrischen Körper hinreichend nahe, so wird man finden, daß die Blättchen oder Halme in beiden Instrumenten mit Electricität der nämlichen Beschaffenheit, wie jene des angenäherten Körpers divergiren. Hebt man jetzt durch Entfer=

nung des Drahtes die leitende Verbindung der Collectorpatten auf und entfernt nachher auch den electrischen Körper; so fahren die Blättchen oder Halme desjenigen Electroscops, welchem dieser Körper näher war, in gleichem Grade wie vorher zu divergiren fort, und zeigen die mit der Electricität des Körpers gleichnamige (von diesem durch Vertheilung hervorgerufene und durch Abstoßung zurückgedrängte) Electricität. In dem andern Electroscope hingegen fallen die Blättchen oder Halme zusammen, gehen aber sogleich wieder auseinander und erweisen sich dann mit dem besagten Körper ungleichnamig electrisch. (Bei Entfernung dieses Körpers wird nämlich die von demselben nach bewirkter Vertheilung angezogene, seiner eigenen entgegengesetzte Electricität frei, ein Theil derselben neutralisirt die ungleichnamige Electricität, womit auch die Blättchen oder Strohhalme des letztgedachten Electroscops früher divergirten und der Ueberschuß treibt nachher diese Blättchen oder Halme wieder auseinander.) Stellt man endlich die vorher bestandene leitende Verbindung beider Electroscope neuerdings her, so verschwindet in beiden Instrumenten zu Folge gänzlicher Neutralisirung der darin vorhandenen, entgegengesetzten Electricitäten alle Divergenz.

24. Nähere Betrachtung der Electricitäts-Erregung durch Reiben. Durch Reiben werden immer beide Electricitäten hervorgerufen, so daß der eine der sich reibenden Körper jederzeit + E und der andere — E enthält, und beide Electricitäten treten in dem Verhältnisse hervor, in welchem sie sich völlig zu neutralisiren vermögen. Man überzeugt sich hievon unter andern, wenn man die obere, wohl geschliffene Fläche der Collectorplatte eines Goldblatt-Electroscopes mit der gleichfalls wohl geebneten Fläche eines Nichtleiters, z. B. einer Glas- oder Harzscheibe reibt. Es wird dabei keine oder nur eine äußerst geringe Divergenz der Blättchen Statt finden; nach der Trennung beider Scheiben wird aber die eine deutlich + E und die andere — E zeigen. Offenbar erfolgt während des Reibungsprocesses an den äußersten Oberflächen der sich reibenden Körper die Zersetzung eines Theiles der zum natürlichen Zustand neutralisirt vorhandenen Electricitäten (der natürlichen Electricität); warum sich aber der positive Bestandtheil nur auf dem einen, der negative nur auf dem andern der beiden Körper ansammelt, ist bis jetzt noch nicht erklärt. Welcher von den sich reibenden Körpern + E und welcher — E erhält, hängt von der Natur dieser Körper, von der Beschaffenheit ihrer Oberfläche und von der Art der Reibung ab. So wird z. B. polirtes Glas negativ electrisch, wenn man es mit einem Katzenfelle oder Fuchsschwanze, hingegen positiv, wenn man es mit Wolle oder Seide reibt; matt geschliffenes Glas erhält in beiden Fällen — E, durch Reibung mit Metall oder Schwefel jedoch + E. Harz (Siegellack) wird, man mag es mit Katzenfell, Fuchsschwanz, Seide oder Wolle reiben, immer negativ electrisch. Von zwei kreuzweise an einander geriebenen Seidenbändern ganz gleicher Beschaffenheit erhält stets das der Länge nach geriebene + E und das nach der Quere geriebene — E.

Die Menge der durch Reiben hervorgerufenen Electricität hängt außer der materiellen Beschaffenheit der Körper auch von der Temperatur derselben, von der Größe der sich reibenden Flächen und meistens auch von der Größe des beim Reiben Statt findenden Druckes ab; beim Glase ist dieser letztere ohne Einfluß. Die Ausscheidung von Electricität durch Reibung kann höchstens nur so weit gesteigert werden, bis das Bestreben der (durch den Reibungsproceß) geschiedenen Electricitäten, sich wieder zu vereinigen, mit der beim Reiben wirk-

samen zersetzenden Kraft und dem Widerstande ins Gleichgewicht getreten ist, welchen dieser Vereinigung der Grad geringerer Leitungsfähigkeit der betreffenden Körper für die Electricität entgegensetzt. Stärkere Electrisirung kann durch Reiben nur dann bewirkt werden, wenn wenigstens einer der sich reibenden Stoffe ein schlechter Leiter ist, und alles was die Leitungsfähigkeit dieses letzteren vermehrt, z. B. Feuchtigkeit, vermindert die Anhäufung der getrennten Electricitäten, und setzt der Electrisirung eine frühere Gränze.

25. Electrisirmaschine. Um durch Reibung anhaltend kräftigere Electricität zu erzeugen und dieselbe zum Behufe geeigneter Verwendung ansammeln zu können, bedient man sich der sogenannten Electrisirmaschinen. Eine solche Maschine besteht im Wesentlichen aus einem Körper, der gerieben wird, einem, welcher reibt (das Reibzeug) und einem isolirten Leiter (dem Conductor), welcher die durch Reiben erregte Electricität aufnimmt. Der zu reibende Körper ist entweder ein hohler Cylinder oder eine runde, nach Art der Spiegelgläser überall gleich dicke, beiderseits wohlpolirte, von oberflächlich liegenden Sandkörnern und Blasen freie Scheibe aus weißem hartem Kaliglas, welches nur geringen Kaligehaltes wegen aus der Luft nicht leicht Feuchtigkeit aufnimmt (wenig hygroscopisch ist). Das Reibzeug besteht bei den Cylindermaschinen gewöhnlich aus einem, bei den Scheibenmaschinen aus 2 oder 4 mit Roßhaaren fest ausgestopften Lederkissen, die zur Rückseite eine Holzplatte haben, und auf deren Vorderseite ein Amalgam aus Quecksilber, Zinn und Zink (am besten das Kienmaier'sche Amalgam, welches aus 2 (Gew.) Theilen Quecksilber, 1 Thl. Zinn und 1 Thl. Zink erhalten wird) mit etwas Schweinefett oder Talg gemengt gleichförmig aufgestrichen ist. Indem die amalgamirte Lederfläche mittelst einer auf die Rückseite des Kissens wirkenden Feder mäßig stark an die convexe Fläche des Cylinders oder an die ebenen Seitenflächen der Scheibe angedrückt und der betreffende Glaskörper um eine horizontale Achse gedreht wird, findet die die Electricität erregende Reibung Statt. Der Conductor ist ein dem Glaskörper nahe stehender, durch Füße von massiven (nicht hohlen) Glasstangen isolirter und in allen Theilen wohl abgerundeter, gut polirter Leiter aus mit Staniol überzogenem Holze oder (besser) aus Messingblech; er hat gewöhnlich Kugel- oder Cylinderform und einen oder zwei Arme, die sehr nahe an die geriebene Glasfläche reichen und an ihren Enden (den Saugern) meistens mit dieser Fläche zugekehrten Spitzen versehen sind. Indem die durch Reibung mit + E geladenen Parthien des Glaskörpers nacheinander an den in der electrischen Atmosphäre dieses Körpers befindlichen Armen des Conductors vorbeibewegt werden, erfährt letzterer eine Zerlegung seines natürlichen Zustandes in + E und — E, seine — E verbindet sich mit der + E der eben an den Armen vorübergehenden Parthien des Glaskörpers und versetzt sie wieder in den natürlichen Zustand (diese Verbindung wird durch die vorerwähnten Spitzen an den Saugern begünstigt), die + E des Conductors hingegen wird frei und er erscheint mit derselben geladen. Da diese + E an Quantität der im Glase durch Reibung erzeugten und nachher durch die — E des Conductors neutralisirten + E gleichkömmt; so muß die electrische Ladung des letzteren offenbar in dem Maße immer mehr anwachsen, als bei fortgesetztem Drehen des Glaskörpers den Conductor-Armen mehrere mit + E geladene Parthien dieses Körpers dargeboten werden (die Parthien, welche durch die vorbesagte Verbindung ihrer + E mit der — E des Conductors in den unelectrischen Zustand zurück versetzt

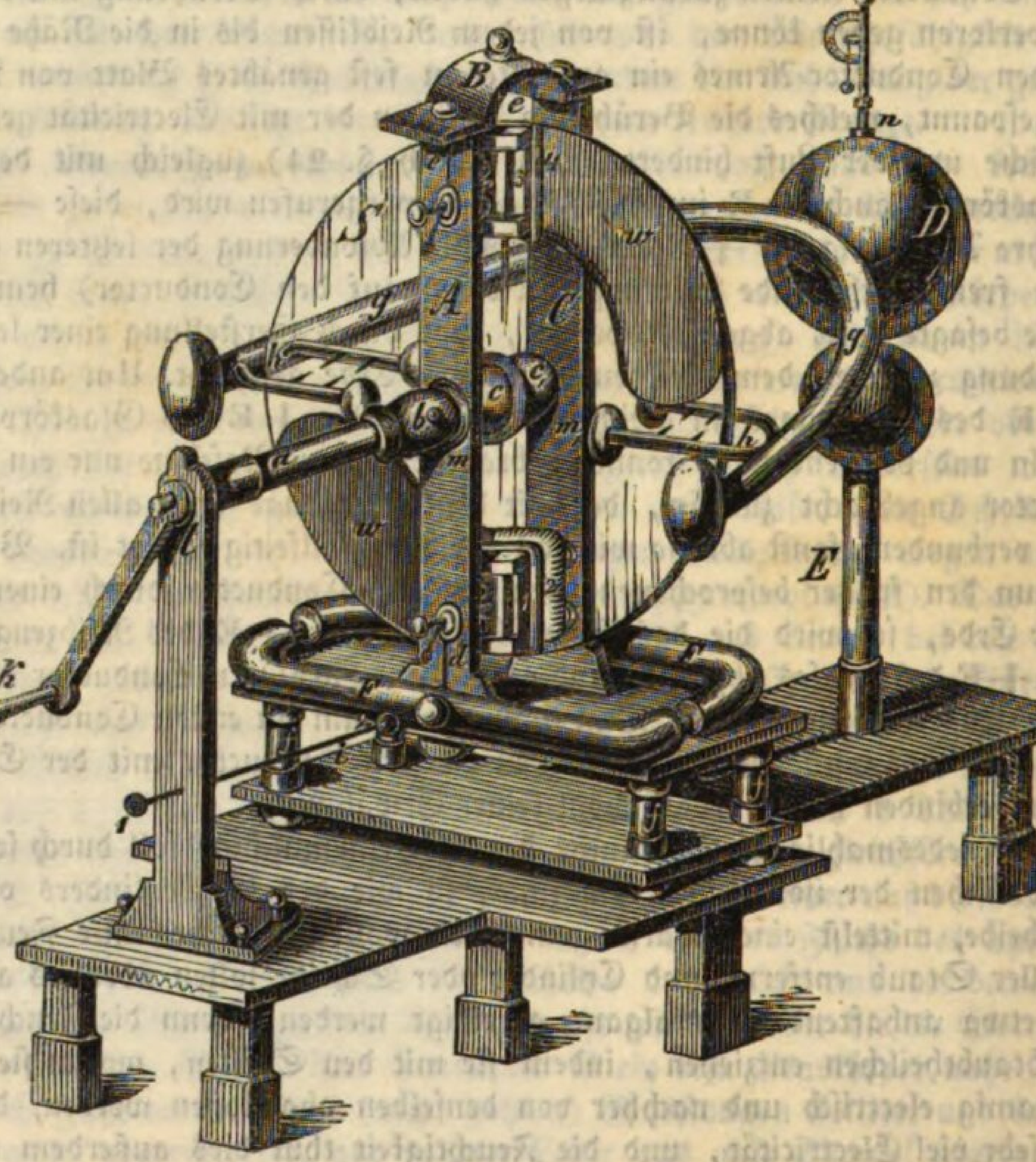
wurden, erfahren natürlich, wenn sie abermals das Reibzeug passiren, eine neuerliche Ladung mit + E). Damit von der durch Reiben erregten Electricität des Glases auf dem Wege, den die geriebenen Stellen vom Reibzeuge bis zu den Conductor-Armen zurückzulegen haben, durch Berührung mit der Luft nichts verloren gehen könne, ist von jedem Reibkissen bis in die Nähe des betreffenden Conductor-Armes ein an ersterem fest genähtes Blatt von Wachstaffet gespannt, welches die Berührung zwischen der mit Electricität geladenen Glasfläche und der Luft hindert. Weil (nach §. 24) zugleich mit der + E im Glaskörper auch — E im Reibzeuge hervorgerufen wird, diese — E aber durch ihre Anziehung zur + E des Glases die Absonderung der letzteren (eigentlich die freie vertheilende Wirkung derselben auf den Conductor) hemmt; so muß die besagte — E abgeleitet werden, was durch Herstellung einer leitenden Verbindung zwischen dem Reibzeuge und der Erde geschieht. Um andererseits die — E des Reibzeuges in gleicher Weise wie die + E des Glaskörpers ansammeln und verwenden zu können, braucht an der Maschine nur ein zweiter Conductor angebracht zu sein, der mit dem Reibzeuge (mit allen Reibkissen) leitend verbunden, sonst aber so wie das Reibzeug allseitig isolirt ist. Vereinigt man nun den früher besprochenen (den ersten) Conductor durch einen Leiter mit der Erde, so wird die das freie Auftreten der — E des Reibzeuges hindernde + E des Glases abgeleitet und es tritt am zweiten Conductor die — E des Reibzeuges kräftig hervor. Daß man dann, um im ersten Conductor + E von großer Spannung zu erhalten, den zweiten Conductor mit der Erde leitend zu verbinden habe, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Vor jedesmahligem Gebrauche der Electrisirmaschine soll durch sorgfältiges Abwischen der isolirenden Glasfüße, so wie des Glascylinders oder der Glasscheibe, mittelst eines warm gemachten wollenen Tuches alle Feuchtigkeit und aller Staub entfernt und Cylinder oder Scheibe sollen überdies auch von allem etwa anhaftenden Amalgam gereinigt werden; denn die Feuchtigkeits- und Staubtheilchen entziehen, indem sie mit den Stellen, woran sie haften, gleichnamig electrisch und nachher von denselben abgestoßen werden, der Maschine sehr viel Electricität, und die Feuchtigkeit thut dies außerdem noch im größeren Maße durch ihre die isolirende Eigenschaft der besagten Füße aufhebende gute Leitungsfähigkeit, und weil anstatt der abgestoßenen Feuchtigkeitstheilchen sich aus der Luft immer wieder neue an die Maschine absetzen. Bei größerer Luftfeuchtigkeit geben deswegen Maschinen, die in trockener Atmosphäre sehr kräftig sind, nur äußerst schwache Wirkungen, und es reicht da, um sie wirksamer zu machen, auch das erwähnte Abwischen nicht hin, sondern man muß die ganze Luft in der nächsten Umgebung austrocknen und, so lange die Maschine im Gange ist, trocken erhalten, was sich leicht mittelst eines oder zweier kleiner Blechöfen erzielen läßt, die mit Circulationsröhren versehen sind und, in der Nähe der Maschine aufgestellt, dieser, vorzüglich ihrem Cylinder oder ihrer Scheibe fortwährend warme (beim Durchzuge durch die Circulationsröhren angewärmte) Luft zuführen.

Die Fig. 343 zeigt eine größere Scheibenelectrisirmaschine mit all den oben angegebenen Bestandtheilen in einfacher und zweckmäßiger Zusammenstellung. Die Scheibe S (von etwa 3‴ Dicke und 18 bis 60″ Durchmesser) hat in der Mitte ein Loch, durch welches die mit einer Kurbel k versehene Drehachse a b geht. Auf dieser ist die Scheibe dadurch fest gemacht, daß sie mit der einen Fläche an dem auf der Achse fixirten halbkugelförmigen Stücke c aus

hartem, wohl ausgetrocknetem und überfirnißtem Holze anliegt und an dasselbe durch ein ähnliches Holzstück c_1 angedrückt wird, welches auf einem in die Achse

Fig. 343.



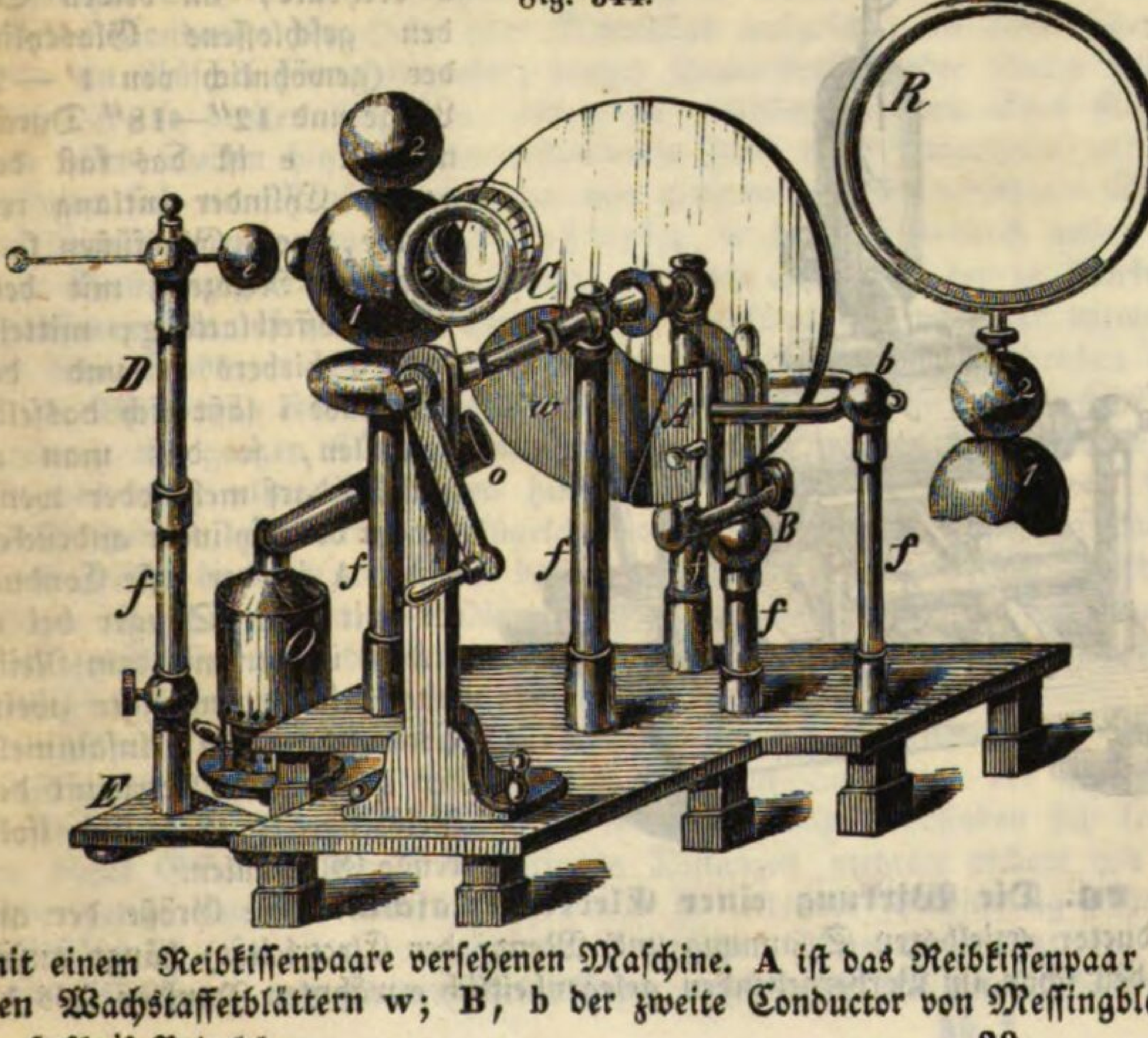
geschnittenen Gewinde gegen die zweite Fläche der Scheibe geschraubt ist. Die der Scheibe zugewendeten ebenen Flächen beider Holzstücke sind durch einen Ueberzug von Leder weich und elastisch gemacht, damit die Scheibe ohne Gefahr des Zerspringens zwischen denselben fest eingepreßt werden kann. Die Achse a b dreht sich in den Lagern l m und besteht an dem vordern Theile a der Isolirung wegen aus Glas übrigens aus Eisen; bei kleineren Maschinen auch aus Holz. Das Reibzeug ist aus zwei Paaren amalgamirter Lederkissen 1, 2 und 3, 4 von oben beschriebener Einrichtung gebildet, die in der Richtung eines Durchmessers der Scheibe an den inneren Flächen des durch gläserne Füße f f isolirten Holzgestelles A B C, gegen die Scheibe hin verschiebbar, angebracht sind und an die letztere mittelst Federn mäßig stark angedrückt werden. Diese Reibkissen reichen vom Umfange der Scheibe aus etwa durch ein Drittel oder die Hälfte des Halbmessers derselben, sollen mindestens 1″ und nicht über 2″ Breite haben, (weil sonst das Amalgam über die reibende Fläche sich nicht gleichförmig ausbreiten läßt, eine ungleichförmige Ausbreitung aber nachtheilig ist, indem jede Stelle des Reibzeuges, welche nicht reibt, den durch Zersetzung erzeugten entgegengesetzten Electricitäten Gelegenheit zur

Wiedervereinigung bietet) und sind mittelst eines gewöhnlich in das Gestell **A B C** eingelassenen, dicken Metalldrahtes d, e unter einander leitend verbunden. Bei w, w sieht man die an den Lederkissen festgenähten Wachstaffet-Blätter. **D** ist der erste Conductor, getragen von der Glassäule **E**; g, g sind seine Arme, und h, h_1 die an den Enden derselben angebrachten, gabelförmigen Sauger. Die zwei Schenkel jedes Saugers greifen um die Scheibe so weit herum, als die geriebene Zone dieser letzteren reicht, und tragen an der inneren Seite die der Scheibe zugekehrten Spitzen. Bei n steckt in einer Vertiefung das zur Schätzung der electrischen Spannung am Conductor dienliche (S. 442 beschriebene) Quadranten-Electroscop. **F**, **F** ist der zweite Conductor, bestehend aus in sich zurückkehrenden Röhren von Messingblech, die um das Holzgestell **A B C** unten herum liegen. Durch Vereinigung mit dem vorerwähnten Drahte d, e steht dieser Conductor mit dem Reibzeuge in leitender Verbindung; ist aber sonst, so wie das Gestelle **A B C** und die Reibkissen durch Glasfüße f, f.... isolirt. Der in zwei Kugeln 1, 2 endigende Draht i dient, um durch Anhängen einer Kette oder einer aus feinen Drähten bestehenden Schnur das Reibzeug mit der Erde leitend zu verbinden; zugleich aber auch, um aus dem zweiten Conductor auf später anzugebende Weise starke Funken ziehen zu können.

W i n t e r in Wien, der sehr kräftige Electrisirmaschinen verfertigt, zieht es vor, selbst bei großen Scheiben nur ein einziges Reibkissenpaar anzuwenden und macht die Sauger, mit Ausnahme der Spitzen daran, die aus Metall bestehen, immer aus hartem Holze. (Die Sauger an der in Fig. 343 abgebildeten Maschine sind dieser Art.)

Die Figur 344 zeigt die Anordnung der Haupttheile einer solchen nur

Fig. 344.

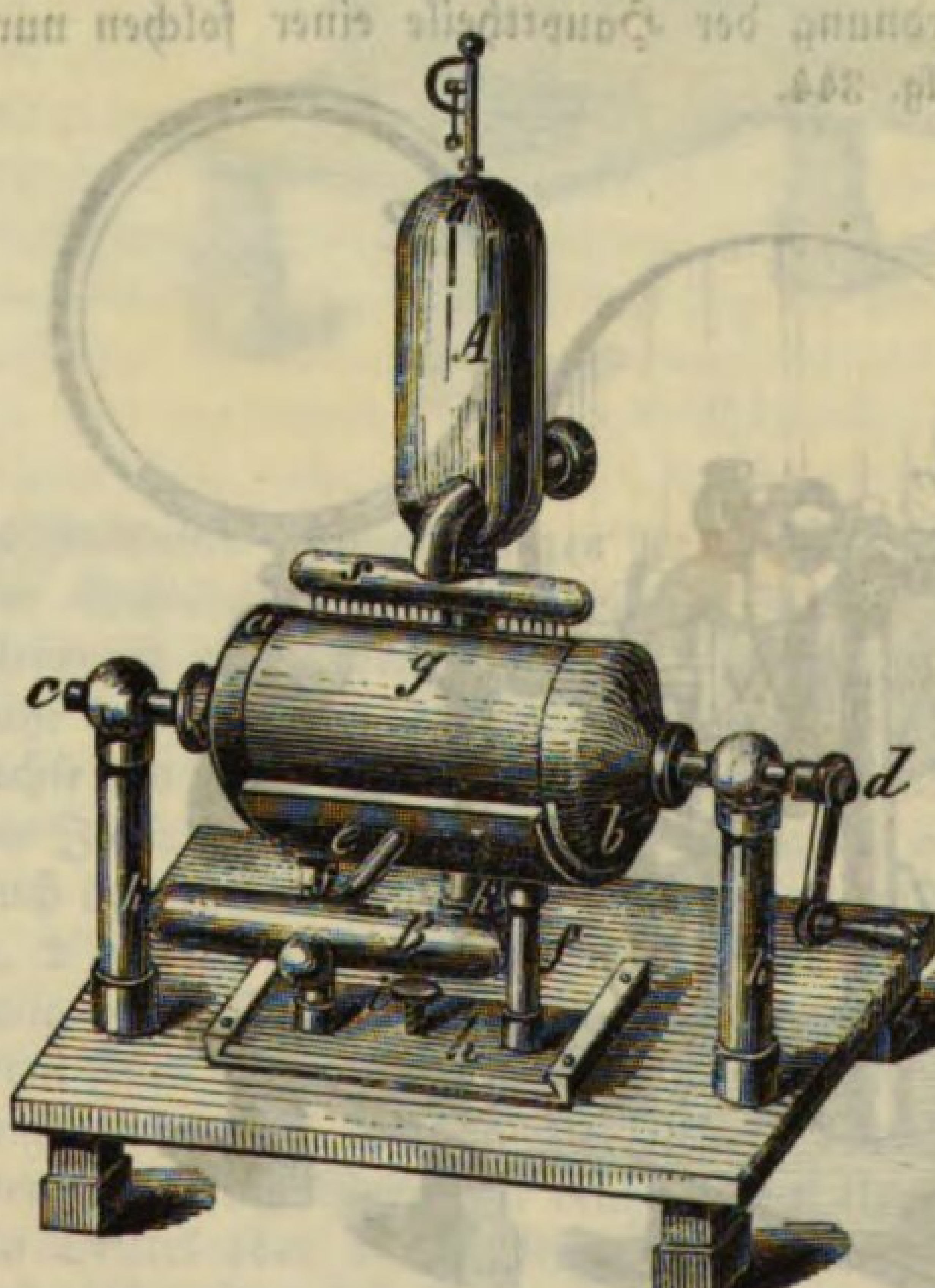


mit einem Reibkissenpaare versehenen Maschine. **A** ist das Reibkissenpaar mit den Wachstaffetblättern w; **B**, b der zweite Conductor von Messingblech;

C der hölzerne Sauger. Der erste Conductor besteht bei dieser Maschine aus den messingenen Kugeln 1, 2, auf welche, um der Oberfläche des Conductors die erforderliche Größe zu geben, ein weit über die Scheibe hinaus emporragender, mit Zinn- oder andern Metallfolien überzogener und überall wohl abgerundeter Holzring R aufgesteckt ist. Winter findet nämlich diese in Fig. 344 abgesondert anschaulich gemachte Einrichtung, bei welcher ein großer Theil des Conductors der untern, immer feuchten Atmosphäre des Experimentators entrückt ist, für die Wirkung der Maschine vortheilhaft. f, f... sind isolirende Glasfüße. Auch sieht man zugleich in dieser Figur bei O einen der vorn erwähnten kleinen Blechöfen zum Anwärmen und Trockenerhalten der Scheibe und ihrer nächsten Umgebung angebracht.

Cylinder-Electrisirmaschinen stehen den Scheibenmaschinen an Leistung nach, weil die Cylinder, wie sie zu solchen Maschinen aus den Glashütten bezogen werden, nie eine vollkommen cylindrische Oberfläche haben, daher bei ihrer Drehung das Reibzeug sich nicht überall so gleich innig anschmiegen kann, wie dies bei den aus völlig ebenem und überall gleichdickem Spiegelglase bestehenden Scheiben der Fall ist. Uebrigens wird bei einem Cylinder immer nur eine seiner Flächen (die äußere convexe nämlich) gerieben, bei einer Scheibe hingegen findet die Reibung gleichzeitig an beiden Seitenflächen Statt; eine Scheibe gestattet daher bei mäßigem Durchmesser die Reibung einer viel größeren Glasfläche, mithin die Entwicklung von weit mehr Electricität als ein Cylinder unter sonst gleichen Umständen. Man sieht eine Cylindermaschine in Figur 345 abgebildet. a, b ist der um die Achse c, d drehbare, an beiden Enden geschlossene Glascylinder (gewöhnlich von 1′—2′ Länge und 12″—18″ Durchmesser). e ist das fast den ganzen Cylinder entlang reichende, von Glasfüßen f, f getragene Reibzeug mit dem Wachstaffetblatte g; mittelst des Schiebers h und der Schraube i läßt sich dasselbe verstellen, so daß man es nach Bedarf mehr oder weniger an den Cylinder andrücken kann. A ist der erste Conductor mit dem Sauger bei s, und B ist der mit dem Reibzeuge leitend vereinigte zweite Conductor (zum Ansammeln der negativen Electricität des Reibzeuges); k, k sind isolirende Glassäulen.

Fig. 345.



26. Die Wirkung einer Electrisirmaschine (die Größe der am Conductor erzielbaren Spannung und Menge der Electricität) hängt außer von den schon im Vorhergehenden gelegenheitlich erwähnten Punkten (als da

sind: die Dimensionen, Härte und Glätte des geriebenen Glaskörpers, die Güte des Amalgams, eine möglichst gleichförmige Ausbreitung desselben auf den Kissen des Reibzeuges, die Größe des letzteren und sein inniges Anschließen an den Glaskörper) auch noch von der mehr oder weniger vollständigen Isolirung der betreffenden Theile durch die Glasfüße und Wachstaffetblätter und von der Größe des Conductors ab. Auf einem größeren Conductor kann sich bei fortgesetztem Betriebe der Maschine allerdings mehr Electricität ansammeln; allein, da mit der Menge und Spannung dieser Electricität und mit der Größe der Berührungsfläche, die der Conductor der Luft darbietet, auch die Menge der Electricität wächst, welche aus dem Conductor durch die Glasfüße und in die Luft abgeleitet wird; so darf die Größe der Oberfläche des Conductors nicht über eine gewisse Gränze hinaus gehen, weil sonst der Verlust, den dieser aus den besagten Gründen in einer bestimmten Zeit erleidet, der Electricitätsmenge, die er in der nämlichen Zeit von dem geriebenen Glase empfängt, schon gleich kommt, bevor noch seine Electricität eine bedeutende Spannung erreicht hat, nach Eintritt dieser Gleichheit aber keine Spannungszunahme mehr Statt finden kann.

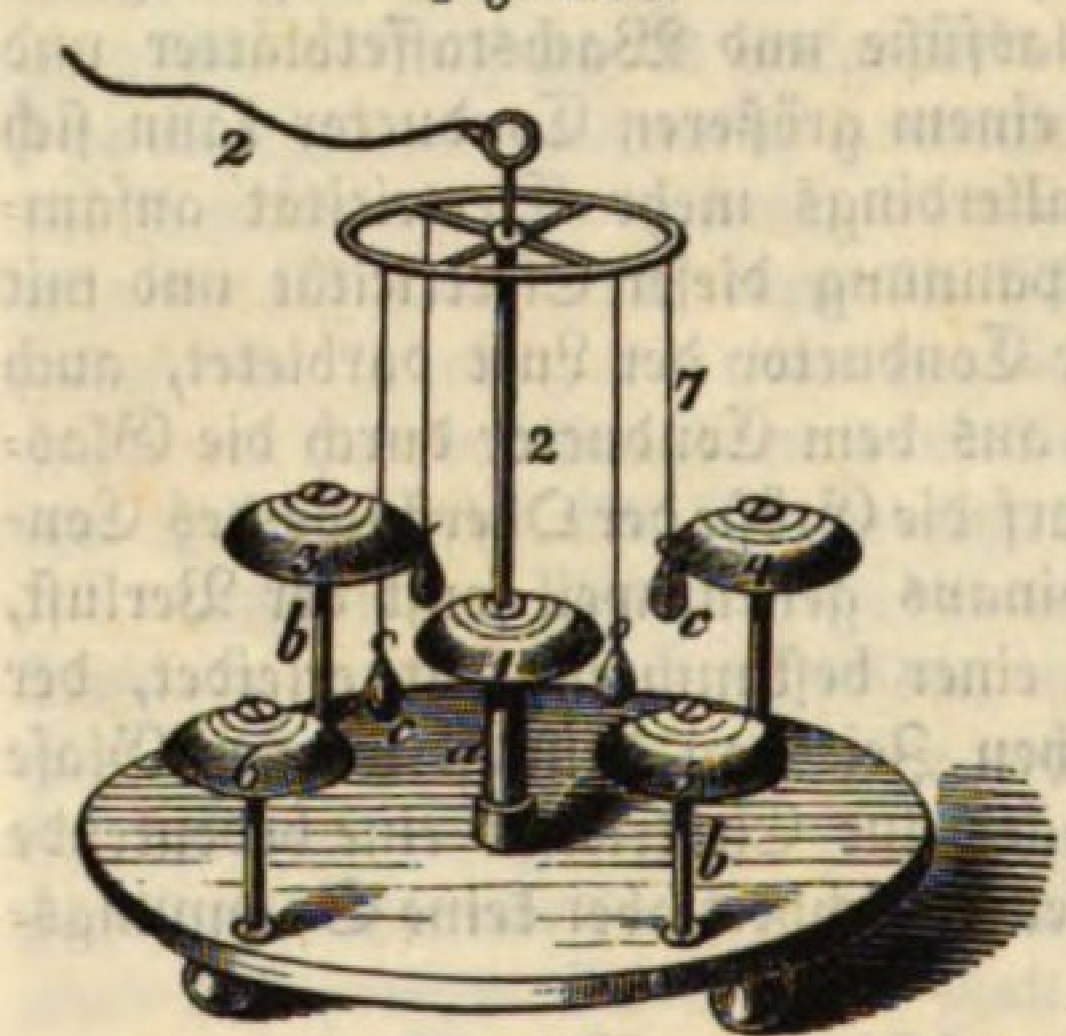
27. Anwendung der Electrisirmaschinen. Mittelst einer guten Electrisirmaschine lassen sich in nachstehend angedeuteter Weise alle im Vorhergehenden bereits besprochenen und auch noch viele andere Erscheinungen, Wirkungen und Eigenschaften der Electricität in großem Maßstabe darthun.

1. Nachweisung der electrischen Anziehung und Abstoßung. An Seidenfäden hängende Kork- oder Hollundermarkkügelchen werden von dem Conductor einer in Thätigkeit gesetzten Electrisirmaschine schon aus beträchtlicher Entfernung angezogen und nachher wieder abgestoßen. — Wird auf den Conductor ein Holz- oder Metallstab aufgesetzt, an dessen oberem Ende ein Büschel herabhängender, langer Papierstreifen oder Haare festgemacht ist; so breiten sich diese, indem sie einander und den Stab fliehen, nach allen Seiten hin (die Papierstreifen in Form eines Parapluies) aus. — Befindet sich ein Mensch auf einem mit gläsernen Füßen versehenen Schämel (einem sogenannten Isolirschämel), so daß er hiedurch außer leitende Verbindung mit der Erde gesetzt, mit dem Conductor der in Wirkung begriffenen Electrisirmaschine aber leitend vereinigt ist (indem er entweder mit dem Conductor selbst oder mit einem von demselben ausgehenden Leiter in Berührung steht); so zeigt er sich in Folge Electrisirung durch Mittheilung am ganzen Körper electrisch und das Sträuben seiner Haare, so wie das nach allen Richtungen hin Statt findende Wegfliegen von Papierschnitzelchen, Hollundermarkkügelchen oder dergleichen, die er auf flacher Hand hält, beweisen deutlich, daß mit gleichartiger Electricität versehene Körper einander fliehen. — Die electrische Anziehung und Abstoßung macht man gewöhnlich auch durch das electrische Glockenspiel, den electrischen Tanz und den electrischen Hagel anschaulich.

Electrisches Glockenspiel. Wird ein von einer isolirenden Stütze a (Fig. 346) getragenes Glöckchen 1 mit dem Conductor der Electrisirmaschine (z. B. durch Drähte 2, 2) leitend vereinigt, befinden sich ferner um dieses Glöckchen herum in geringen Distanzen mehrere andere mit der Erde (etwa durch Metallfüße b, b...) in leitender Verbindung stehende Glöckchen 3, 4, 5, 6.... und es ist zwischen jedem dieser letzteren und dem Glöckchen 1 ein kleiner Metallkörper c (Klöppel) an einem Seidenfa-

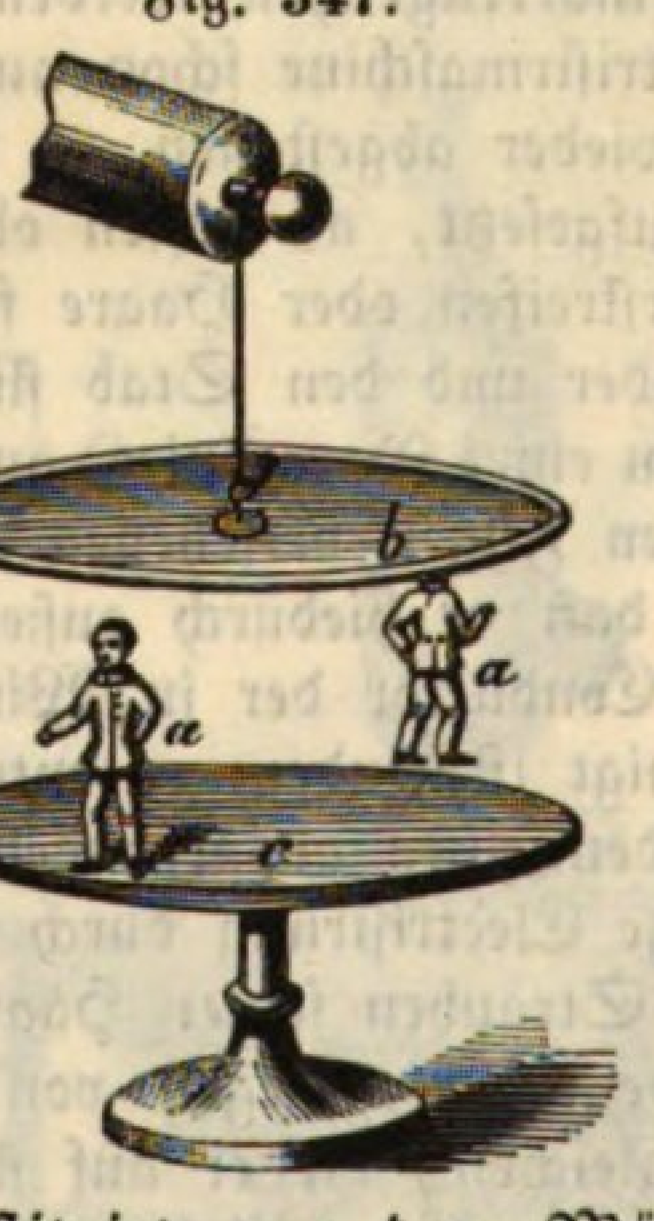
den 7 isolirt und leicht beweglich aufgehängt; so werden, wenn man die Electrisirmaschine in Wirkung setzt, alle Klöppel von der durch Mittheilung electrisch gewordenen Glocke 1 angezogen und schlagen gegen dieselbe. Dabei erhalten sie von dieser Glocke 1 Electricität, werden dann von derselben als mit ihr gleichnamig electrisch zurückgestoßen, bewegen sich in Folge dessen und der gleichzeitig zwischen ihnen und den unelectrischen Glocken 3, 4, 5, 6.... stattfindenden Anziehung gegen diese letzteren hin, treten, indem sie die von der Glocke 1 empfangene Electricität an die Glocken 3, 4, 5, 6 und durch deren leitende Stützen an die Erde abgeben, wieder in den natürlichen Zustand zurück, werden nachher abermals von der durch die Maschine fortwährend in electrischer Spannung erhaltenen Glocke 1 angezogen und s. f., so daß sie immer abwechselnd an die Glocke 1 und an die Glocken 3, 4, 5, 6 anschlagen und selbe klingen machen.

Fig. 346.



Electrischer Tanz. Bei diesem wird ein Männchen a (Fig. 347) aus Hollundermark oder Papier, welches man zwischen zwei über einander angeordneten Metallplatten, wovon die obere b mit dem Conductor einer in Wirksamkeit erhaltenen Electrisirmaschine und die untere c mit der Erde in leitende Verbindung gesetzt ist, gebracht hat, ganz aus demselben Grunde von der einen Platte gegen die andere auf- und abbewegt, aus welchem bei dem electrischen Glockenspiele jeder der Klöppel c zwischen der mittleren Glocke 1 und einer der Glocken 3, 4, 5, 6 hin- und hergetrieben wird (das unelectrische Männchen wird nämlich von der electrischen Platte b angezogen, nimmt bei Berührung derselben Electricität auf, erfährt dann von ihr Abstoßung gegen die Platte c hin, verliert an dieser die von b erhaltene Electricität wieder, wird nun als natürlich electrisch abermals von der Platte b angezogen u. s. f.). Substituirt man dem Männchen mehrere Hollundermarkkügelchen, so springen diese, gerade wie vorher das Männchen, zwischen den Platten b, c hin und her und man hat dann den sogenannten electrischen Hagel*). Um zu verhindern, daß die von der oberen Platte b abgestoßenen Hollun-

Fig. 347.



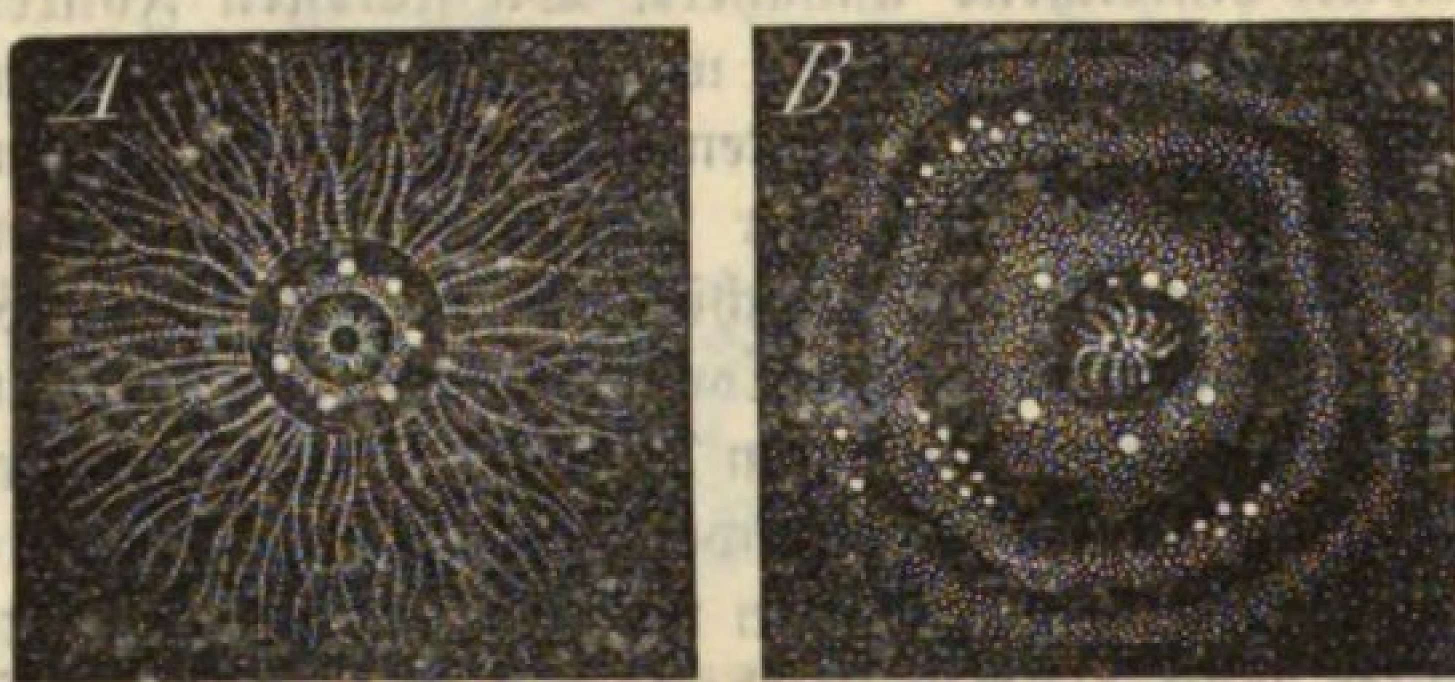
*) Diesen Namen erhielt die Erscheinung, weil das Geräusch, welches die zwischen den Platten auf- und abspringenden Kügelchen verursachen, dem Geräusche nicht unähnlich ist, das man oft unmittelbar vor Ausbruch eines Hagelwetters in den Wolken wahrnimmt, und welches nach Volta's Theorie des Hagels von einer ähnlichen Hin- und Herbewegung der Hagelkörner zwischen zwei über einander gelagerten und im entgegengesetzten electrischen Zustande befindlichen Wolken hergeleitet wird. Mehr hierüber an einem andern Orte.

dermarkkügelchen aus dem Raume zwischen beiden Platten b, c herausgetrieben werden, macht man gewöhnlich die eine zum Deckel und die andere zum Boden eines Glascylinders.

2. Das electrische Licht. Man bekommt sowohl von dem ersten als auch von dem zweiten Conductor glänzende Funken, wenn man demselben, während der andere mit der Erde in leitender Verbindung steht, die Hand oder sonst einen Electricitätsleiter hinreichend annähert. Die stärksten Funken werden unter übrigens gleichen Umständen erhalten, wenn man einen mit dem zweiten Conductor oder mit dem Reibzeuge in leitende Verbindung gesetzten, sonst aber isolirten Electricitätsleiter in gehöriger Entfernung dem ersten Conductor darbietet. Je kräftiger die Electrisirmaschine wirkt, aus desto größerer Entfernung springen die Funken von dem Conductor auf den besagten Electricitätsleiter über, so daß man nach der größten Distanz, aus welcher dieses Ueberspringen von Funken noch statt findet und welche die Schlagweite heißt, die Kraft einer Electrisirmaschine zu schätzen pflegt. Die Schlagweite ist der Erfahrung gemäß unter sonst gleichen Verhältnissen in dünnerer Luft größer als in dichterer und am größten im luftleeren, als Nichtleiter anzusehenden Raume; sie hängt übrigens von der Gestalt und Ausdehnung des Conductors an der Stelle, wo der Funke aus ihm gezogen wird, und des Leiters ab, auf den er überspringen soll. Die längsten Funken bekommt man, wenn dieser Leiter eine größere (mehrere Zolle im Durchmesser haltende) Metallkugel ist und der Funke damit aus einem dünneren Theile des Conductors, am besten aus einer am Conductor angebrachten kleineren Messingkugel (von 1 — 1½ Zoll Durchmesser) gezogen wird. In der (früheren) Fig. 344 ist e ein solcher zum Ziehen langer Funken geeigneter Leiter, der von einer Glasstange D und dem verstellbaren Postamente E getragen wird. — Die mit vielen Ausbeugungen versehene, gebrochene Lichtlinie, welche ein langer Funke in der Luft bildet, rührt daher, daß dieser in Folge seiner Schnelligkeit die schlecht leitende Luft vor sich verdichtet, und dann den verdichteten Stellen immer ausweichen und seine Richtung verändern muß. — Die Farbe des electrischen Lichtes ändert sich mit der materiellen Beschaffenheit und der Dichte des Gases, durch das es geht: in atmosphärischer Luft gewöhnlicher Dichte ist es weiß und glänzend, in verdünnter Luft hingegen schön blaßroth, wie man leicht mittelst der Luftpumpe und eines gläsernen Recipienten zeigen kann, welcher zwei einander gegenüberstehende Messingkugeln enthält, indem man nach Verdünnung der Luft in diesem Recipienten die eine Kugel mittelst eines aus dem Recipienten hervorstehenden Drahtes mit dem Conductor der Maschine leitend vereinigt, während die andere (durch den Luftpumpen-Teller) mit der Erde in leitender Verbindung steht. Wird am Conductor der Maschine eine Metallspitze angebracht, so sieht man an dieser zu Folge des Ausströmens positiver Electricität im Dunkeln einen Lichtbüschel. Es wird durch eine solche Spitze zugleich die electrische Spannung des Conductors bedeutend geschwächt, und es müssen daher, um eine solche Schwächung zu verhindern, an allen leitenden Theilen der Electrisirmaschinen Spitzen und (mit diesen ähnlich wirkende) scharfe Ecken oder Kanten wohl vermieden werden. An einer am zweiten Conductor oder am Reibzeuge angebrachten Spitze erscheint im Dunkeln die ausströmende negative E nicht als Büschel, sondern als Stern und zeigt sich auch hiedurch von der + E verschieden. (Die Verschiedenheit beider Electricitäten gibt sich überdies auch an den sogenannten Lichtenberg'schen Figu-

ren fund, welche leicht erhalten werden, wenn man auf einen Harzkuchen einen Metallring legt, auf diesen von der Electrisirmaschine Funken überspringen läßt, dann den Ring wegnimmt und den Harzkuchen mit Lycopodium-, feinem Schwefel- oder Mennigpulver bestaubt. Je nachdem + E oder — E dem Ringe zugeleitet wurde, bildet das Pulver auf der bestaubten Stelle eine strahlige oder eine strahlenlose Figur der Art, wie man in Fig. 348 bei A und B abgebildet sieht.)

Fig. 348.



Mittelst Metallspitzen läßt sich die rothe Farbe des electrischen Lichtes im luftverdünnten Raume sehr schön zeigen. Wird nämlich eine (etwa 3 bis 4 Fuß lange und zwei Zoll weite) Glasröhre, die an beiden Enden mit metallenen Fassungen versehen ist, und von diesen ausgehende, einander zugekehrte (1—2″ lange) Metallspitzen enthält, möglichst luftleer gemacht, (zu welchem Behufe sie sich mit der einen Fassung, die einen Hahn hat, an der Luftpumpe festschrauben läßt,) dann die eine Fassung mit dem Maschinen-Conductor, die andere aber mit der Erde leitend vereinigt, und die Electrisirmaschine in Thätigkeit versetzt; so erscheint die ganze Röhre mit electrischem Lichte erfüllt. — Auf dem Umstande, daß die Electricität bei ihrer Fortpflanzung durch einen Leiter nur dort leuchtend (als Funke) erscheint, wo dieser durch die Luft durch Glas oder eine andere schlecht leitende Substanz unterbrochen ist, beruht die electrische Illumination. Sind nämlich auf einer Röhre oder Tafel von Glas Staniolstückchen sehr nahe an einander so aufgeklebt, daß ihre Enden sich nicht ganz berühren, und die Unterbrechungsstellen eine gewisse Figur (z. B. auf der Röhre eine Spirale und auf der Tafel einen Buchstaben, Namen oder dgl.) bilden; so erscheint, wenn man von dem Maschinen-Conductor Funken auf den Anfang der Staniolblättchen-Figur überschlagen läßt, während deren Ende mit der Erde oder dem Reibzeuge in leitender Verbindung steht, diese Figur glänzend beleuchtet.

3. Der phosphorartige Geruch und die eigenthümliche Empfindung, als wäre man mit dem Gesichte in ein Spinnengewebe gerathen, wird in der Nähe einer im Gange befindlichen Electrisirmaschine recht deutlich wahrgenommen. Eben so treten

4. die Erscheinungen der electrischen Vertheilung, welche in §. 21 beschrieben wurden, auffallend hervor, wenn das eine Ende des in Fig. 339 abgebildeten Cylinders A, B dem Conductor angenähert wird.

5. Die Mittheilung der Electricität und das verschiedene Leitungsvermögen der Körper für diese werden auf in die Augen springende Weise durch die Erscheinungen nachgewiesen, daß ein auf dem Isolirschämel befindlicher und durch einen Draht mit dem Maschinen-Conductor in Verbindung gesetzter Mensch eben so stark electrisch wird, wie dieser; daß ein Maschinen-Conductor nur dann Electricität zeigt, wenn er allerseits mit Glas, Harz, hinreichend trockener Luft, u. dgl. umgeben ist; hingegen bei noch so starkem Drehen der Maschine ganz unelectrisch bleibt,

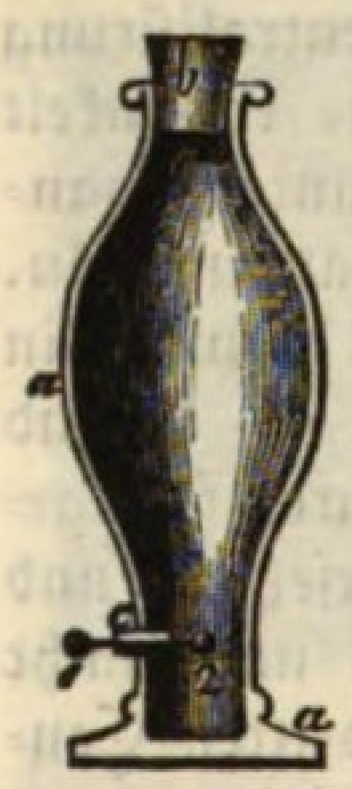
oder die empfangene E schnell verliert, je nachdem er durch Metall mit der Erde vereinigt oder mit feuchter Luft in Berührung ist.

6. Der Gegensatz der beiden Electricitäten (ihre Eigenschaft sich wechselseitig zu neutralisiren) wird durch den Umstand dargethan, daß, wenn die beiden isolirten Conductoren einer Maschine unter einander z. B. durch einen Draht leitend vereinigt sind, in keinem derselben, selbst während des lebhaftesten Ganges der Maschine, auch nur eine Spur von E wahrgenommen wird. Offenbar findet durch den Draht eine fortwährende Neutralisirung der beiden Electricitäten statt, welche am Glase und Reibzeuge entwickelt werden, und welche sich im Falle, wo Conductor und Reibzeug unter einander nicht leitend verbunden, und auch sonst isolirt sind, auf diesen ansammeln. Die in jedem Augenblicke am Glase frei werdende + E zersetzt nämlich in der nächsten Schichte des Conductors den natürlichen Zustand in + E und — E, verbindet sich mit der — E und neutralisirt sie; die hiedurch frei gewordene + E der besagten Schichte wirkt ganz in gleicher Art zersetzend und neutralisirend auf die angränzende zweite Schichte des Conductors und macht auch in dieser ein + E frei, welches wieder in der nächsten oder dritten Conducorschichte (durch Zersetzung des natürlichen Zustandes und Verbindung mit dem dadurch entstehenden — E) + E hervorruft, und so geht dieß successive von Schichte zu Schichte den ganzen Conductor und den mit ihm vereinigten, zum Reibzeuge führenden Drahte entlang weiter. Es scheint demnach als ob die am Glase entwickelte + E durch den Conductor und den besagten Draht fortströmte, und man heißt deshalb eine solche Fortpflanzung von Trennungen und Verbindungen entgegengesetzter Electricitäten einen electrischen Strom. Da ganz in ähnlicher Art durch die am Reibzeuge (an den Stellen nämlich, wo dieses das Glas berührt) frei werdende — E auch eine Fortpflanzung von Zersetzungen des natürlichen Zustandes und Vereinigung entgegengesetzter Electricitäten in den auf einander folgenden Schichten des Reibzeuges und des dasselbe mit dem Conductor verbindenden Drahtes veranlaßt werden muß, so daß die besagte — E des Reibzeuges von diesem aus zum Conductor hin sich zu bewegen scheint; so sieht man, daß in dem vorausgesetzten Falle (wo der Conductor und das Reibzeug durch einen Draht oder überhaupt durch einen Leiter vereinigt sind,) diesen, wenn die Maschine in Thätigkeit ist, gleichzeitig zwei electrische Ströme durchziehen, ein positiver in der Richtung vom Conductor zum Reibzeuge, und ein negativer in umgekehrter Richtung. In der gegenseitigen Neutralisirung der bei dieser Doppelströmung einander begegnenden, ungleichartigen Electricitäten (der + E und — E) liegt der Grund, warum die Maschine von keiner dieser letzteren auch nur eine Spur zeigt. Daß bei einer im Gange befindlichen Electrisirmaschine durch jeden Leiter, der den Conductor mit der Erde verbindet, ein positiver, und durch jeden Leiter, der vom Reibzeug zur Erde führt, ein negativer Strom geht, bedarf nun kaum einer Erwähnung.

7. Wärme-Wirkungen der Electricität. Durch den electrischen Funken kann Aether, Alcohol, Colophoniumpulver, Knallgas u. s. w. entzündet und eine eben ausgeblasene Kerze wieder angezündet werden. Aether oder Alcohol gießt man zu diesem Ende in ein Metallgefäß und nähert die Flüssigkeitsoberfläche, während das Gefäß mit der Erde leitend verbunden ist, dem Conductor oder einem andern mit diesem vereinigten Leiter. Das Colophoniumpulver streut man auf etwas Baumwolle oder Werg, welches auf

Metall liegt, oder um einen Metallkörper, am besten um eine mit einem Stiele versehene Kugel (von etwa 1'' Durchmesser) gewickelt ist, und läßt dann auf die Kugel, während ihr Stiel mit der Erde oder (besser) mit dem Reibzeuge der Electrisirmaschine in leitender Verbindung steht, von dem Conductor Funken überspringen. Auf der Entzündung des Knallgases durch den electrischen Funken beruht die electrische Pistole Fig. 349. Sie besteht aus

Fig. 349.



einem kleinen, mit einem Korkpfropfe b verschließbaren Metallgefäße a, in welches nahe am Boden ein in zwei kleine Kugeln 1, 2 endigender Draht hineingeht. Damit dieser das Gefäß nirgends leitend berühre, ist er in ein Glasröhrenstückchen c und dieses in der Wand des Gefäßes a mittelst Siegellack eingekittet. Bringt man nun in das Gefäß Knallluft, d. i. ein Gemenge von Sauer- und Wasserstoff, (was am einfachsten dadurch bewerkstelligt wird, daß man die atmosphärische Luft im Gefäße a mit Wasserstoff mengt, und zu diesem Behufe dieses über die Mündung einer Flasche hält, aus welcher auf in §. 303. Seite 395 angegebene Weise erzeugtes Wasserstoffgas aufsteigt,) verschließt nachher das Gefäß mit dem Korkpfropfe, und läßt auf die Kugel einen electrischen Funken überschlagen; so springt dieser von der Kugel 2 auf die derselben gegenüberstehende Gefäßwand durch die Knallluft über, entzündet diese, und der Korkpfropf wird mit heftigem Knalle aus dem Gefäße hinausgetrieben.

8. Physiologische Wirkungen. Springt (z. B. vom Maschinen-Conductor) ein electrischer Funke auf die Hand oder irgend einen andern Theil des menschlichen Körpers über, oder wird diesem, während er sich (auf dem Isolirschämel) im electrischen Zustande befindet, mittelst eines angenäherten Leiters ein Funke entzogen; so verursacht dies einen stechenden Schmerz und, je nach der Intensität des Funkens, eine schwächere oder stärkere Erschütterung. — Wird mittelst einer Spitze der Zunge Electricität zugeleitet, so nimmt man eine deutliche Geschmacksempfindung wahr: + E erzeugt einen säuerlichen und — E einen brennenden, alkalischen Geschmack. — Hieher gehört auch der im Vorhergehenden besprochene phosphorähnliche Geruch, und eben so der schwächere oder stärkere Knall, welchen der electrische Funke beim Durchgange durch Luft oder durch einen andern schlechten Leiter immer erzeugt, und welcher dadurch entsteht, daß der Funke auf seinem Wege die Theilchen des schlechten Leiters zur Seite schiebt und so diesen heftig erschüttert (in schallerregende Bewegung versetzt). — Noch andere Wirkungen der E auf den menschlichen oder thierischen Körper, die so genannten medicinischen Wirkungen nämlich, liegen außer dem Bereiche dieses Buches.

9. Chemische Wirkungen. Nimmt man ein mit Wasser gefülltes Glasrohr, in welches durch die Enden, wasserdicht, zwei gläserne Haarröhrchen, die sehr feine Platindrähte eingeschmolzen enthalten, so hineingehen, daß die inneren, aus den Haarröhrchen kaum merklich hervortretenden zwei Drahtspitzen im Wasser sehr nahe (etwa ½'''—1''') einander gegenüberstehen, verbindet die außerhalb des Glasrohres befindlichen Drahtenden leitend, das eine mit dem Conductor, das andere mit dem Reibzeuge einer Electrisirmaschine und setzt dann diese in Gang; so wird das Wasser von der durch dasselbe aus dem einen Draht zu dem andern übergehenden E an den Uebergangspunkten in seine Bestandtheile, Sauerstoff und Wasser-

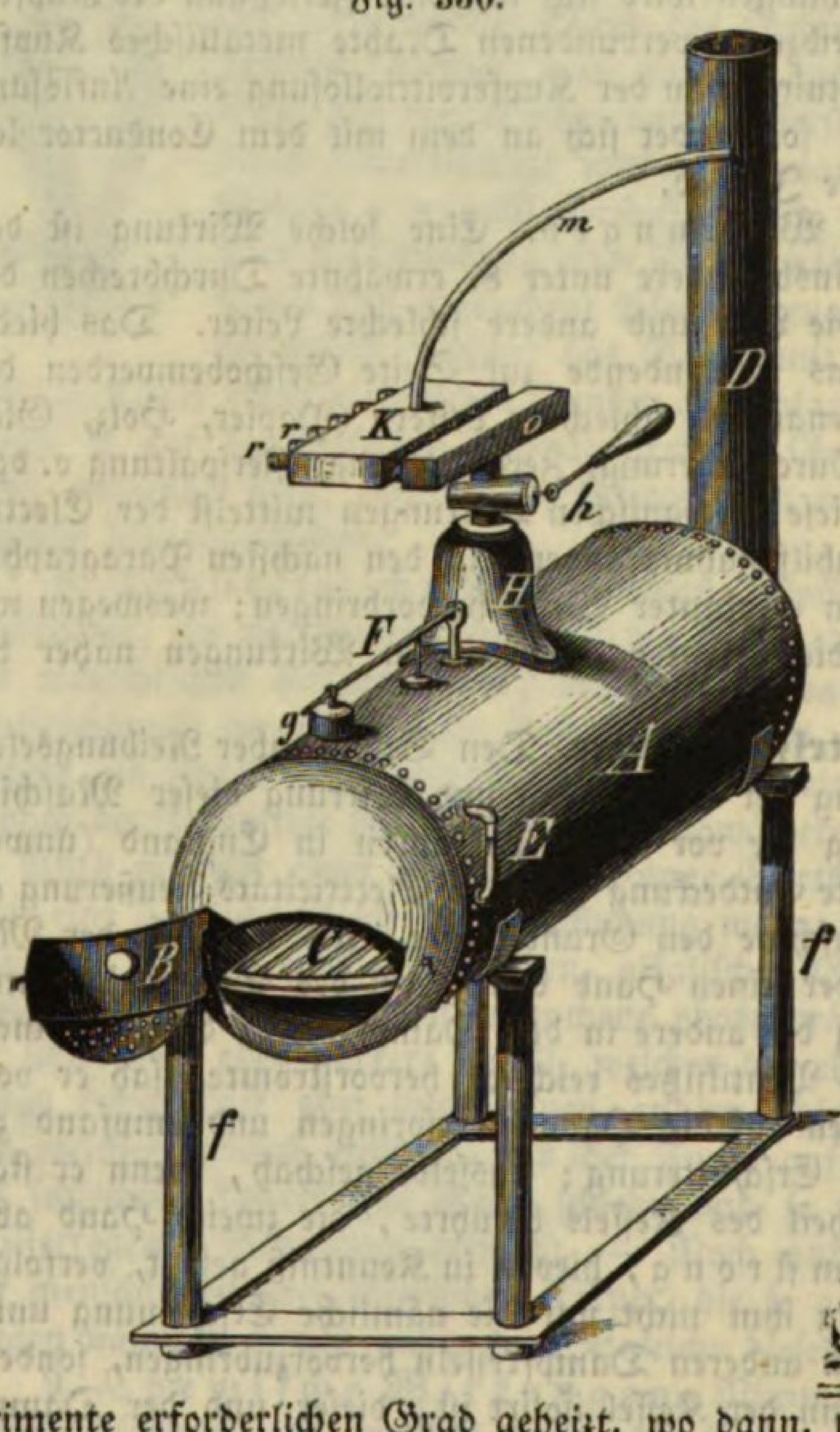
stoff, zersetzt, die sich daselbst in kleinen Bläschen entwickeln. — Ein anderer, noch leichter ausführbarer und die chemische Wirkung der Reibungselectricität beweisender Versuch ist folgender: Man lege auf eine Glasplatte zwei Platindrähte, wovon der eine einerseits mit dem Conductor und der andere mit dem Reibzeuge der Electrisirmaschine in leitender Verbindung steht, verbinde die zwei andern auf der Glasplatte in einiger Entfernung einander gegenüber liegenden Enden dieser Drähte durch eine schmale (mittelst eines Pinsels o. dgl. auf das Glas aufgetragenen) Lage einer Auflösung von Kupfervitriol in Wasser, und setze dann die Electrisirmaschine in Bewegung. Nach wenigen Umdrehungen wird sich in Folge Zersetzung des Kupfervitriols an dem mit dem Reibzeuge verbundenen Drahte metallisches Kupfer ausgeschieden zeigen. Substituirt man der Kupfervitriollösung eine Auflösung von Jodkalium im Wasser, so scheidet sich an dem mit dem Conductor leitend vereinigten Platindrahte Jod ab.

10. Mechanische Wirkungen. Eine solche Wirkung ist das im Vorhergehenden öfter, insbesondere unter 8. erwähnte Durchbrechen des electrischen Funkens durch die Luft und andere schlechte Leiter. Das hiebei auf dem Wege des Funkens stattfindende zur Seite Geschobenwerden der Theilchen hat bei den letztgenannten schlechten Leitern (Papier, Holz, Glas u. s. w.) nicht selten eine Durchlöcherung, Zersplitterung, Zerspaltung o. dgl. zur Folge. Es lassen sich diese mechanischen Wirkungen mittelst der Electrisirmaschine aber nur unter Zuhilfenahme anderer in den nächsten Paragraphen zu beschreibender Apparate in eclatanter Weise hervorbringen; weswegen wir erst bei diesen Apparaten die besagten mechanischen Wirkungen näher besprechen wollen.

28. Die Hydroelectrisirmaschine. Den Schluß über Reibungselectricität mag die Beschreibung der Einrichtung und Wirkung dieser Maschine bilden, zu deren Entstehung die vor wenigen Jahren in England (unweit Newcastle) zufällig gemachte Entdeckung kräftiger Electricitäts-Aeußerung an dem Kessel einer Dampfmaschine den Grund legte. Als nämlich der Maschinenwärter daselbst mit der einen Hand den Hebel des Sicherheitsventils ergriff, während er zufällig die andere in den Dampf hielt, der aus einem Risse in der Verkittung des Ventilsitzes reichlich hervorströmte, sah er vom Hebel einen lebhaften Funken auf die Hand überspringen und empfand zugleich im Arme eine heftige Erschütterung; dasselbe geschah, wenn er statt des Hebels irgend einen Theil des Kessels berührte, die zweite Hand aber dem Dampfe aussetzte. Armstrong, hievon in Kenntniß gesetzt, verfolgte diese Entdeckung; es gelang ihm nicht nur die nämliche Erscheinung unter ähnlichen Umständen auch an anderen Dampfkesseln hervorzubringen, sondern er fand auch bald, daß wenn der Kessel isolirt ist, dieser und der Dampf, während dem Ausströmen immer entgegengesetzte (der Dampf unter gewöhnlichen Umständen stets positive) Electricität zeigen; daß die Electricitäts-Erregung dort Statt findet, wo der Dampf eine Reibung erfährt und unter sonst gleichen Verhältnissen mit der Stärke dieser Reibung, mit der Größe der Kesselfläche und mit der Spannung des Dampfes im Kessel wächst, und daß bei Berücksichtigung dieser und anderer günstiger Punkte ein Kessel von etwa 3′ Länge und 1′,5 Durchmesser mehr Electricität entwickelt als die größte Electrisirmaschine. Faraday's Untersuchungen setzten es außer allen Zweifel, daß als die Quelle dieser Electricität nicht, wie man anfangs

meinte, die Bildung oder die Condensation des Dampfes, sondern einzig und allein die Reibung anzusehen sei, welche die vom Dampfe aus dem Kessel mechanisch mit fortgerissenen oder in ihm durch vorhergegangene Abkühlung erzeugten Wassertheilchen an den Rändern der Ausflußöffnung erfahren...(†); sie lehrten, daß die Wirkung bei reinem Wasser am stärksten sei, bei Zusatz von Säuren, Salzen rc. rc. abnehme oder ganz aufhöre, daß bei Anwesenheit von Oel oder Wachs im Kessel der Dampf — **E** zeige u. s. f. Dies alles führte endlich zur Construction der Armstrong'schen Hydroelectrisirmaschine und zu jener Einrichtung derselben, welche in Fig. 350, ein in

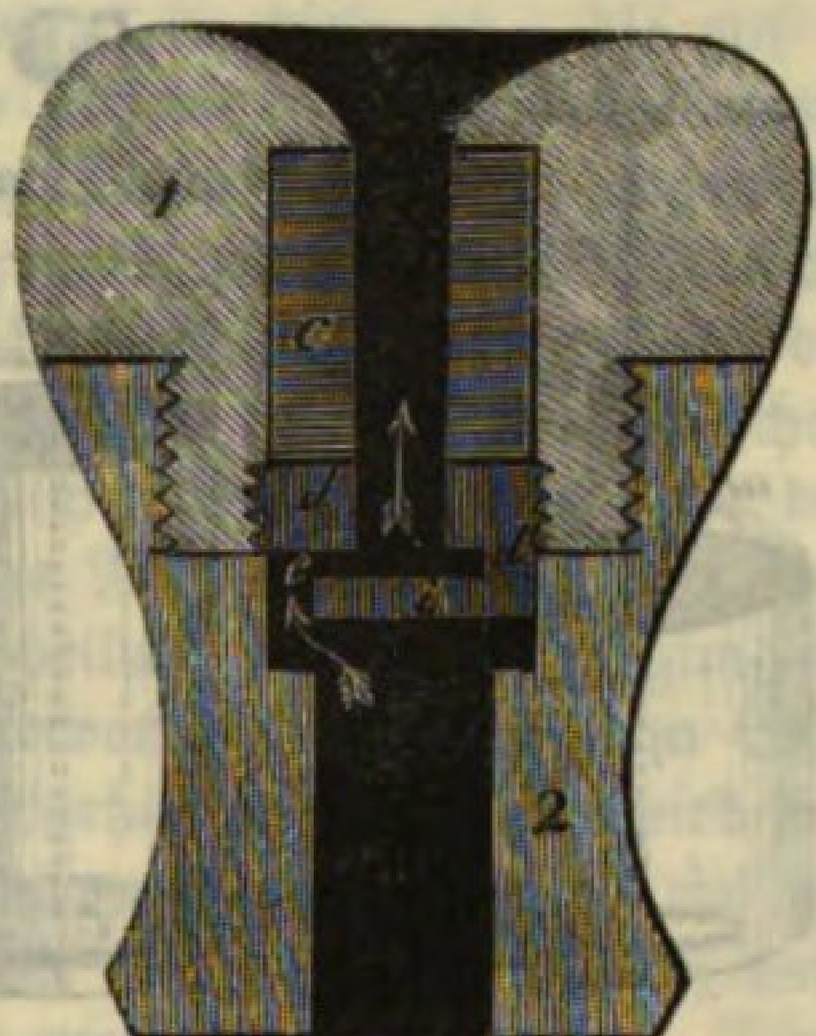
Fig. 350.



London selbst verfertigtes Exemplar darstellend, anschaulich gemacht ist. **A** ist ein eiserner Dampfkessel von nahe 3′ Länge und 18″ Durchmesser, der auf gläsernen Füßen f, f, ruht, die Heizung im Innern hat (das Brennmateriale wird durch die Heizthüre **B** auf den Rost **C** aufgegeben) und an welchem alle, dem Abflusse der Electricität günstigen, schärferen Ecken und Kanten möglichst vermieden sind. **D** ist ein vom Heizraume ausgehendes Eisenblechrohr, das als Schornstein dient und sich durch Aufsatzröhren weit genug verlängern läßt, um den Rauch und die andern für Electricitäts-Versuche nachtheiligen Verbrennungs-Producte aus dem Locale, wo experimentirt werden soll, durch ein Fenster o. dgl. wegzuführen. Ist der Kessel zu dem für die beabsichtigten Experimente erforderlichen Grad geheizt, wo dann, um die Ableitung von Electricität durch die erwähnten Verbrennungsproducte zu verhindern, alles noch im Brande befindliche Materiale aus dem Heizraume zu entfernen ist; so werden die besagten Aufsatzröhren wieder abgenommen. **E** ist ein Wasserstands-Anzeiger (Wasserglas S. 195) und **F** das Sicherheitsventil, bei welchem sich das Gewicht g am Hebel so weit herausrücken läßt, daß es sich erst öffnet, wenn der Dampf im Kessel eine Spannung von 7 — 8 Atmosphären hat (auf den □ Zoll nahe einen Druck von 90—100 Pfd. übt). **H** ist ein auf dem Kessel festgemachter, mit dessen Dampfraume communicirender, messingener Hut, der oben in ein, mittelst eines Hahnes h absperrba-

res kurzes Rohr (ebenfalls aus Messing) endigt, auf welchem ein System von 6 Dampfausströmungs-Röhren r, r ... und zwar mit dem alle diese Röhren unter einander verbindenden, weiteren Rohre o aus Gußeisen festgeschraubt ist. Die Röhren r, r ... gehen alle wasserdicht durch einen Kasten **K** aus Messingblech hindurch, der mit kaltem Wasser gefüllt ist, damit der Dampf, bevor er an ihren Enden ausströmt, zum Theil condensirt (in Wasser verwandelt) wird, was nach dem oben unter (†) Angeführten die Electricitäts-Erregung bedeutend erhöht. Die den Kasten **K** mit dem Schornstein verbindende Röhre m dient den Dämpfen zum Abzuge, welche in **K** durch die, bei der Dampfcondensation sich entbindende und die vom Kessel ausgehende Wärme gebildet werden. Die Ausströmungsröhren r, r bestehen übrigens aus Eisen; jede hat aber am Ende einen Kopf aus Messing angeschraubt, der, wie ein durch Fig. 351 in natürlicher Größe dargestellter Durchschnitt zeigt, aus zwei zusammengeschraubten Theilen 1, 2 besteht, und in welchem ein der Länge nach durchbohrter Cylinder c aus hartem Holz und unter diesem ein gleichfalls in der Mitte durchbohrter und eingeschraubter, kleiner Cylinder d aus Messing steckt, der unten bei e von der Seite her so eingefeilt ist, daß seiner Bohrung in einiger Entfernung eine mit einem Abschnitte versehene, sonst runde Messingplatte i gegenüber steht. Der ausströmende Dampf muß daher durch die Röhren r, r ... den mit Pfeilen bezeichneten Weg nehmen, was die (die Electricitäts-Erregung bedingende) Reibung entsprechend vermehrt. Hat nun der Dampf im Kessel die gehörige Spannung erreicht, und man öffnet den Hahn h, so strömt er aus den Ausflußöffnungen der besagten Röhren mit Gewalt aus, der Kessel gibt je nach der Größe der Dampfspannung mehr oder weniger kräftige und lange Funken und der ausströmende Dampf zeigt gleichfalls starke, aber zu jener des Kessels entgegengesetzte Electricität. Wird diese dadurch abgeleitet, daß man den Dampfstrom in gehöriger Entfernung von den Ausflußöffnungen mittelst eines mit vielen Metallspitzen versehenen Conductors auffängt, der mit dem Erdboden in leitender Verbindung steht; so erscheint der Kessel um so kräftiger electrisch: er gibt dann bei einer Dampfspannung von 6 Atmosphären **10 — 14** Zoll lange, dem menschlichen Körper sehr empfindliche Funken und ladet in weniger als einer Minute eine große electrische Batterie (wie sie später beschrieben werden wird) vollständig. Hat vorerwähnter Conductor (am besten ein zu einem länglichen Rechteck zusammengebogener, ringsherum mit nach einwärts gekehrten Spitzen besetzter Messingstab) einen Glasfuß, so daß er sich isoliren läßt; so kann man auch die Electricität des Dampfes auffangen und zum Experimentiren verwenden, hat dann aber zum Behufe besserer Wirkung den Kessel mit dem Erdboden leitend zu verbinden. Wegen der Anwesenheit der Holzcylinder als reibenden Körper in den Ausflußköpfen der Röhren r, r ... ist die Electricität des Kessels, vorausgesetzt, daß er reines Wasser enthalte, negativ und jene des Dampfes positiv; bringt man aber in die Ausströmungsröhren

Fig. 351.

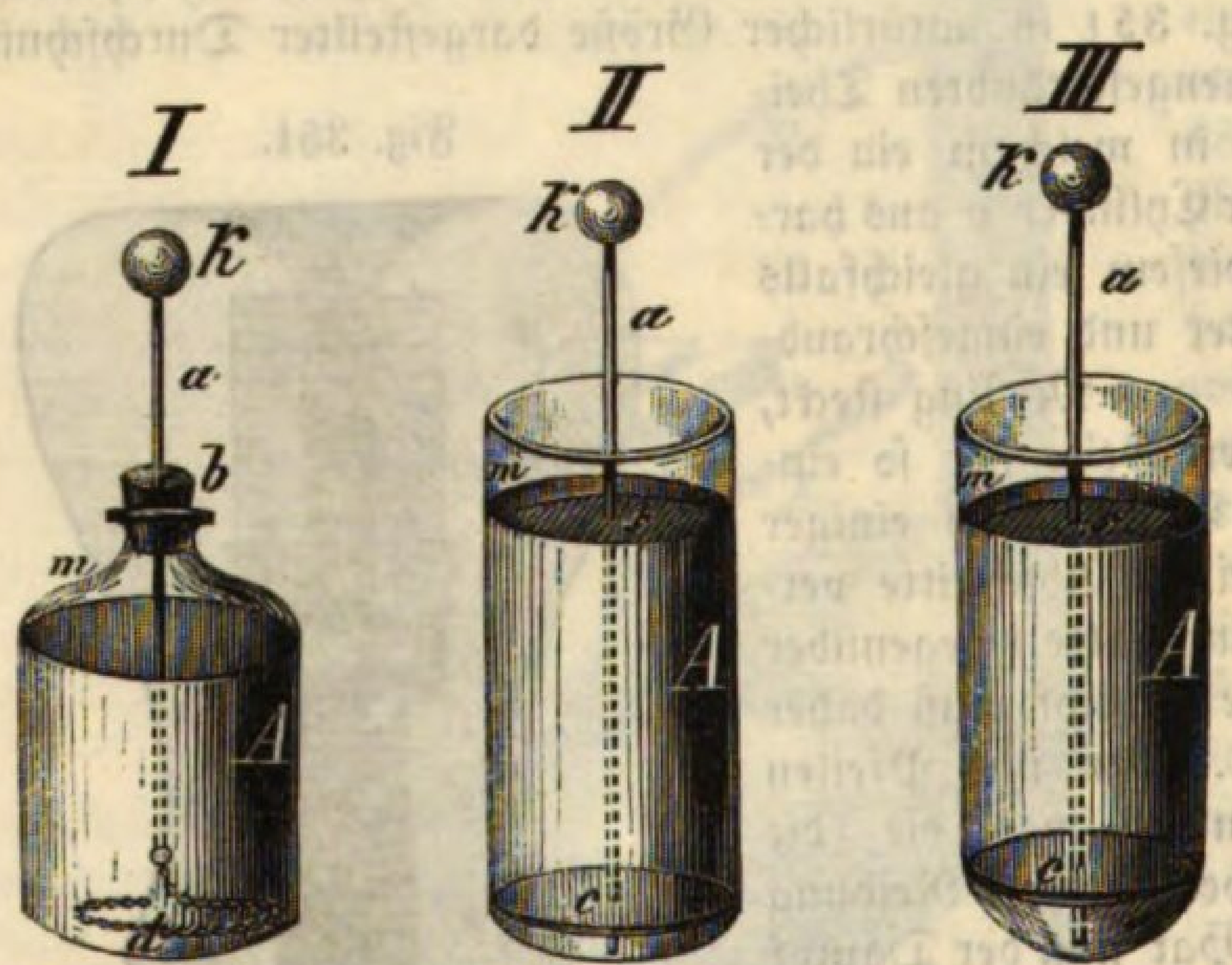


etwas Terpentinöl, so findet gleich das Umgekehrte Statt: der Kessel zeigt sich positiv und der Dampf negativ electrisch.

Apparate, deren Wirkung auf electrischer Vertheilung beruht.

29. Die electrische Flasche, auch Verstärkungs-Flasche, Leidnerflasche, oder Kleist'sche Flasche genannt. Versieht man die innere und äußere Fläche einer gewöhnlichen Glasflasche (I. Fig. 352), eines hohlen, unten verschlossenen Glascylinders (II. Fig. 352) oder eines umgekehrten Glassturzes (III. Fig. 352) mit dünnen Ueberzügen (Belegungen) von Metall, so

Fig. 352.



daß oben an der Mündung ringsherum ein Rand (m) von 1—3 Zoll Breite frei bleibt, und läßt durch die Mündung einen Metalldraht (oder eine dünne Metallröhre) a gehen, der von einem mit Siegellack überzogenen, daher isolirenden Korkpfropf (b) oder von einer Scheibe s aus Kork, Pappendeckel o. dgl. aufrecht erhalten wird, am obern Ende eine Metallkugel (Knopf) k trägt und unten etwa durch eine metallene Scheibe (c) oder eine angehängte, auf dem Boden des Glases sich ausbreitende Kette (d) mit der inneren Belegung an mehreren Stellen in Berührung steht; so hat man die sogenannte electrische Flasche. Bei Glascylindern und Glasstürzen bestehen beide Belegungen aus aufgeklebtem Staniol (Zinnfolie); bei gewöhnlichen Flaschen, wo der enge Hals das Aufkleben von Staniol auf der inneren Fläche nicht gestattet, wird diese dadurch mit dem erforderlichen Metallüberzuge versehen, daß man sie zuerst mit einer dünnen Schichte einer Lösung von arabischem Gummi überzieht (indem man die Lösung in der Flasche herumschwenkt und nachher wieder ausgießt), dann Messing- oder andere Metallspäne in die Flasche bringt, darin so lange herumschüttelt, bis sie mit der besagten Gummischichte überall in Berührung gekommen und daran kleben geblieben sind, und den Ueberschuß nachher aus der Flasche entfernt. Die von den Belegungen frei belassenen Ränder (m) sind gewöhnlich mit Firniß oder mit in Weingeist aufgelöstem Siegellack oder Schellack überstrichen, weil sich sonst in Folge der hygroscopischen Beschaffenheit des Glases auf diese Ränder aus der Luft Feuchtigkeit ablagern und diese eine nachtheilige Leitung der **E** von einer Belegung zur andern herstellen würde.

30. Wirkung der Flasche. Setzt man die eine, z. B. die innere Belegung (sie möge der Kürze halber **A** heißen), mit dem Conductor einer in

Wirksamkeit befindlichen Electrisirmaschine, die andere Belegung **B** aber mit der Erde durch Electricitätsleiter in Verbindung (z. B. indem man den Knopf **k** an den Conductor bringt, während man die Flasche an der äußeren Belegung (**B**) in der Hand hält); so geht vom Conductor auf die Belegung **A** + **E** über und breitet sich auf der ganzen Belegung gleichmäßig aus. Dieser Uebergang dauert so lange fort, bis die Repulsivkraft der übergegangenen und die Spannkraft der auf dem Conductor angehäuften Electricität ins Gleichgewicht getreten sind, und es sollte die Belegung **A**, da sie gleichsam nur die Fortsetzung des Conductors bildet, eine ganz gleiche electrische Spannung erhalten, wie dieser (es sollte sich eine eben so große Menge freier + **E** auf der Belegung anhäufen als auf jedem mit **A** gleich großem Flächenstücke des Conductors). Allein die auf **A** übergegangene + **E** wirkt durch das Glas hindurch vertheilend auf den natürlichen Zustand der zweiten Belegung **B** ein .... (†) und ruft auf dieser + **E** und — **E** hervor. Die + **E** hievon wird von der auf **A** angehäuften + **E** abgestoßen und fließt durch den die Belegung **B** mit der Erde verbindenden Leiter in diese ab; die auf **B** hervorgerufene — **E** hingegen wirkt anziehend auf die + **E** der Belegung **A** und bindet diese **E**, so daß sie fast ihre ganze Repulsivkraft *) gegen die + **E** des Conductors verliert, daher das oben erwähnte Gleichgewicht nicht mehr fortbestehen kann und eine neue Menge + **E** vom Conductor auf die Belegung **A** übergehen muß. Es befindet sich dann auf dieser Belegung schon mehr + **E** angehäuft als auf jedem mit **A** gleich großen Flächenstücke des Conductors. Da die neue auf **A** übergegangene Menge + **E** auch wieder durch — **E** gebunden wird, die sie durch Vertheilung auf der Belegung **B** ganz in der vorher auseinander gesetzten Weise hervorruft; so kann vom Conductor abermals + **E** auf die Belegung **A** übergehen u. s. f. Es wird sich daher auf dieser Belegung nach und nach immer mehr + **E** und auf der Belegung **B** in gleichem Verhältnisse immer mehr — **E** anhäufen; die Flasche wird, wie man sich auszudrücken pflegt, immer mehr g e l a d e n **). Diese Anhäufung (Ladung) erreicht aber natürlich eine Gränze, sobald die auf **A** angesammelte freie **E** durch ihre Spannung der am Conductor erzielbaren Spannung gleich geworden ist. Nach der Anmerkung *) werden nämlich die auf **A** allmälig übergegangenen Mengen von + **E** durch Anziehung von Seite der auf **B** zu Folge Vertheilung hervorgerufenen Mengen entgegengesetzter **E** nicht vollständig gebunden; sondern es bleibt von jeder

---

*) Obgleich die Entfernung der beiden Belegungen sehr gering ist; so kann doch die gegenseitige Bindung ihrer Electricitäten keine vollständige sein: es muß, damit die E der einen Belegung völlig gebunden werde, auf der andern Belegung ein Electricitäts-Ueberschuß, also freie E vorhanden sein

**) Ist die Flasche isolirt, so daß die auf der äußeren Belegung durch Vertheilung hervorgerufene + E nicht abfließen kann; so wird diese durch gleichzeitige Anziehung gegen die an der äußeren Belegung ebenfalls hervorgerufene — Electricität) die bindende Wirkung der letzteren gegen das vom Maschinen-Conductor übergegangene + E der inneren Belegung hemmen und die oben dargethane Anhäufung von Electricität in der Flasche wird nicht stattfinden können. Daß die Ladung einer Leidnerflasche, wenn die äußere Belegung mit dem Conductor der Electrisirmaschine und die innere mit der Erde leitend verbunden wird, im entgegengesetzten Sinne, d. i. so erfolgen müsse, daß die erstere Belegung mit + E und letztere mit — E sich geladen zeigt, erhellet bei Anpassung des oben für den umgekehrten Fall angestellten Raisonnements von selbst.

übergegangenen Menge, ein wenn auch nur sehr kleiner Theil frei. Es wächst sonach die Menge freier + E auf A und daher die daselbst sich äußernde Gesammtspannung mit der vom Conductor dahin übergegangenen Electricität *). Die Stärke der möglichen Ladung einer Leidnerflasche hängt demnach unter sonst gleichen Umständen von der Größe ihrer Belegungen und von der (die Stärke der am Conductor erzielbaren Spannung vorzüglich bedingenden) Kraft der Electrisirmaschine ab. . . . . (1).

Die auf beiden Belegungen angesammelten entgegengesetzten Electricitäten dringen zu Folge gegenseitiger Anziehung beiderseits bis zu einer gewissen (von ihrer Spannung abhängigen) Tiefe in die Masse des Glases ein, und hat dieses eine zu geringe Dicke, um der besagten Anziehung hinreichenden Widerstand zu leisten, so vereinigen sie sich durch dasselbe hindurch: die Flasche wird dabei durchlöchert und hört auf, geladen zu sein. . . . (2). Die Entladung der Flasche findet auch durch Vereinigung ihrer entgegengesetzten Electricitäten über den von den Belegungen frei belassenen Rand hin statt, wenn dieser zu schmal ist. Es gehört daher, damit einer Leidnerflasche das der Größe ihrer Belegungen und der Kraft der angewendeten Electrisirmaschine entsprechende Maximum der Ladung ertheilt werden könne, eine hinreichende Dicke des Glases und eine hinlängliche Breite des die Belegungen trennenden Randes dazu . . . . (3).

Entladung der Flasche. Verbindet man die äußere Belegung und den Knopf oder Draht der Flasche irgendwo durch einen guten Leiter mit einander; so vereinigen sich in dem Augenblicke, wo diese Verbindung hergestellt wird, die an der inneren und äußeren Glasfläche haftenden Electricitäten . . . (††) durch den Leiter hindurch; es geht durch diesen daher ein electrischer Strom von einer der Ladungsstärke der Flasche entsprechenden und mit ihr wachsenden Intensität . . . . (4) und die Flasche findet sich dann vollkommen entladen (im unelectrischen Zustande). Stehen der Entladung gleichzeitig mehrere Wege durch verschiedene Leiter offen; so vertheilt sich der electrische Strom in selbe nach Verhältniß ihrer Leitungsgüte. Wird von einem, mit der äußeren Belegung der geladenen Flasche in Berührung gebrachten Leiter ein abgerundeter oder am besten eine Metallkugel tragender Theil (er heiße der Kürze halber m) dem Flaschenknopfe k allmälig angenähert; so erscheint bei einem gewissen Abstande von m und k (in der Schlagweite) zwischen beiden ein Funke, indem die entgegengesetzten Electricitäten der zwei Glasflächen bis auf einen kleinen Rückstand durch die zwischen m und k befindliche Luftschichte zu einander übergehen. Der bei diesem Uebergange, dem sogenannten Entladungs-Schlage, erscheinende Funke ist natürlich weit stärker, als der des Conductors, daher auch von einem stärkeren Schalle (Knalle) begleitet, und die Flasche ist dann zum größten Theil entladen. Das Wenige, was von der Ladung noch zurückgeblieben ist, verschwindet allmälig bei weiterer Annäherung des Leiters bis zur Berührung des Knopfes. Die Größe des Abstandes, bei welchem diese (unvollständige) Entladung erfolgt, hängt unter sonst gleichen Umständen offenbar von der Stärke der

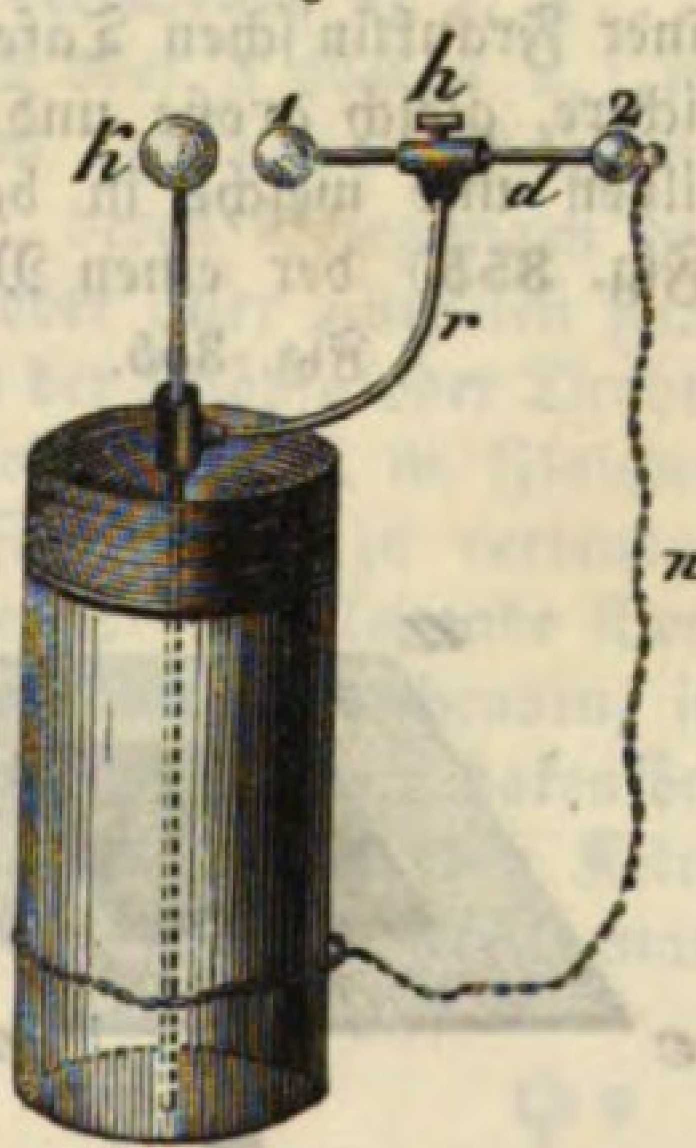
---

*) Die besagte Anwesenheit freier E auf der inneren Belegung ist dadurch außer Zweifel gesetzt, daß man aus dem Knopfe einer geladenen, außer Verbindung mit der Electrisirmaschine gesetzten Leidnerflasche bei Annäherung des Fingers einen Funken erhält.

Ladung ab, (je stärker nämlich letztere, d. i. je größer die Menge der an den Glasflächen einer und derselben Flasche angehäuften Electricitäten ist,) einen desto größeren Widerstand können diese im Streben nach Vereinigung, vermöge ihrer Spannkraft, überwinden; eine desto dickere Luftschichte können sie daher durchbrechen. Man kann übrigens die Flasche allmälig auch dadurch entladen, daß man durch abwechselndes Berühren der einen und der andern Belegung mittelst eines Leiters diesen Belegungen immer das kleine Uebergewicht an freier Electricität entzieht, welches die eine Belegung (nach Anmerkung *) auf S. 459) in Bezug auf die andere stets besetzt .... (†) und welches dadurch anschaulich gemacht werden kann, daß man sowohl dem Knopfe (also der inneren Belegung) der Flasche, als auch ihrer äußeren ein an einem Seidenfaden frei herabhängendes Hollundermarkkügelchen annähert. Dort, wo freie **E** vorhanden ist, wird das Kügelchen abgestoßen, während das zweite Kügelchen sich mit der anderen Belegung in Berührung bringen läßt und an derselben verbleibt. Leitet man nachher, z. B. mittelst des Fingers, diese freie **E** ab; so hört die Abstoßung bei dem ersteren Kügelchen auf, tritt aber zugleich bei dem letzteren ein, und man kann so durch abwechselndes Berühren des Knopfes und der äußeren Belegung mit dem Finger die Abstoßung abwechselnd des einen und des anderen Kügelchens bewirken.

31. Lane's Flasche. Aus vorstehender Betrachtung erhellt der Nutzen der Lane'schen Flasche (Fig 353). Es ist dies eine gewöhnliche Leidnerflasche, bei welcher an dem Drahte des Knopfes eine krumme Glasröhre r befestigt ist, deren oberes Ende eine Hülse h trägt, woran sich ein anderer, beiderseits mit Knöpfen 1, 2 versehener Draht d horizontal verschieben und mittelst eines Schräubchens feststellen läßt. Verbindet man die äußere Belegung, z. B. mittelst einer Kette n, (die man einerseits um die Flasche schlingt, oder auf deren Ende man letztere stellt o. dgl.) mit dem Drahte d und ladet hernach die Flasche durch ihren Knopf k; so wird diese sich dann von selbst entladen, wenn die Spannung der an ihren Flächen angehäuften Electricitäten so weit angewachsen ist, daß diese die Luftschichte zu durchbrechen vermögen, welche die Knöpfe k und 1 von einander trennt. Man wird daher bei dieser Selbstentladung einen durch die Kette und jeden in ihr oder überhaupt zwischen die äußere Flaschenbelegung und den Knopf 2 eingeschalteten Leiter gehenden, desto kräftigeren Strom erhalten, je größer der Abstand des Knopfes 1 von k ist. Andererseits kann man aus der Größe des Abstandes der Knöpfe k und 1, bei welchem die Flasche sich selbst entladet, die Stärke der Ladung beurtheilen, indem nach Lane's Untersuchungen die Schlagweite einer Flasche der Quantität der darin angehäuften Electricität proportional ist.

Fig. 353.

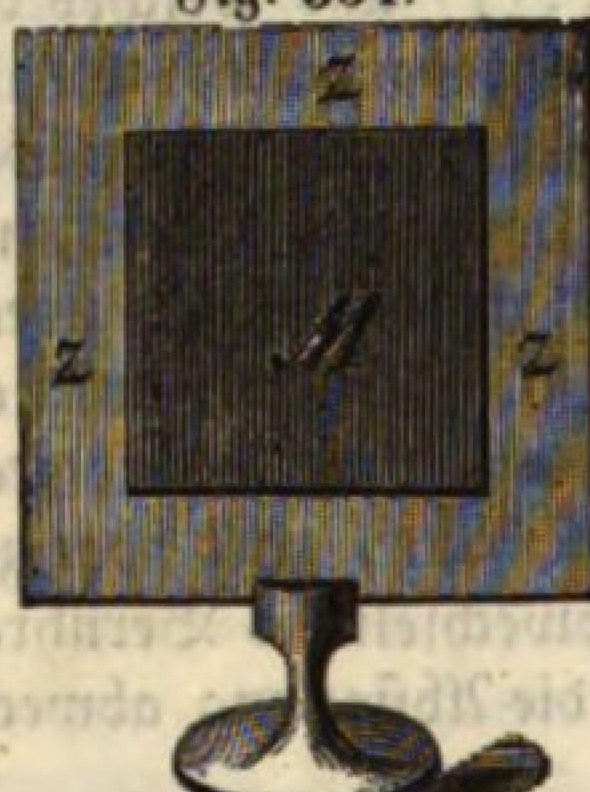


Mit Hilfe der Leidnerflasche lassen sich wegen der beträchtlichen Electricitäts-Verstärkung, die sie gestattet, viele der im §. 27 angeführten Erscheinungen und Wirkungen der Electricität weit kräftiger und in die Augen springender darthun, als mittelst der Electrisirmaschine allein, und andere,

im Nachfolgenden angedeutete Electricitäts-Wirkungen können nur unter Anwendung hinlänglich großer Leidnerflaschen hervorgebracht werden.

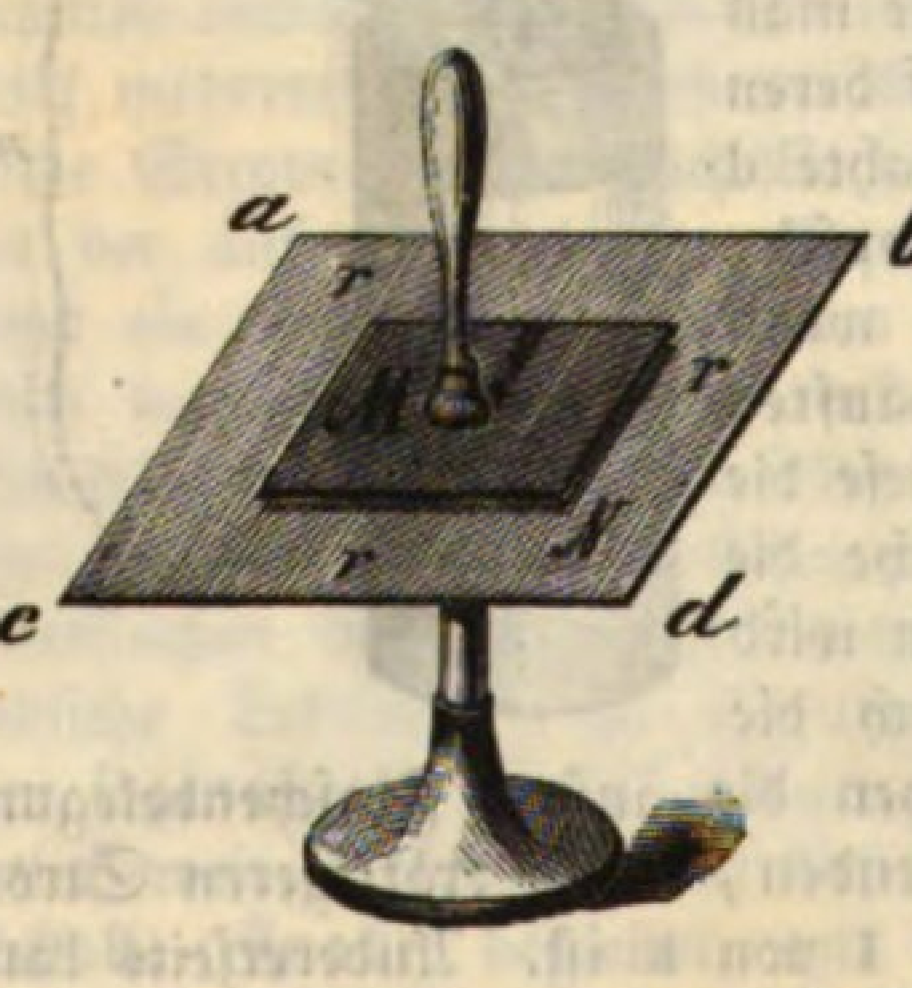
32. Franklin's Tafel. Offenbar trägt es zum Wesen der bei der Leidnerflasche beschriebenen Electricitäts-Erscheinungen nicht im geringsten bei, daß die Glasmasse, welche die beiden Metallbelegungen von einander trennt und isolirt, die Flaschen- oder Cylinderform besitzt, und es wird eine Vorrichtung — die aus einer ebenen, etwa viereckigen Glastafel (Fig. 354) besteht, deren beide Flächen bis auf einen ringsherum gehenden,

Fig. 354.



2—3 Zoll breiten Rand z mit Zinnfolien M, N belegt ist, und welche Vorrichtung eine Franklin'sche Tafel heißt, — ganz die Erscheinungen und Wirkungen einer Leidnerflasche zeigen, nachdem man die eine Belegung z. B. M mit dem Conductor einer Electrisirmaschine und die zweite mit der Erde in leitender Verbindung gesetzt hat. M wird dann positive, N negative Electricität angesammelt enthalten, durch Verbindung von N mit M mittelst eines guten Leiters wird die Tafel entladen; diese Entladung erfolgt (ganz wie bei der Lane'schen Flasche) nach hinlänglicher Steigerung der Ladung auch von selbst, wenn der von der einen Belegung ausgehende Leiter (L) mit seinem zweiten, abgerundeten Ende (e) von der andern Belegung um die Schlagweite absteht u. s. w. . . . . (I). Mittelst einer Franklin'schen Tafel, bei welcher anstatt aufgeklebter Zinnfolien zwei dickere, gleich große und vom Glase trennbare Metallplatten die Belegungen bilden und welche in bequemster Gestalt dadurch erhalten wird, daß man (Fig. 355) der einen Metallplatte N mittelst eines gläsernen Trägers eine

Fig. 355.

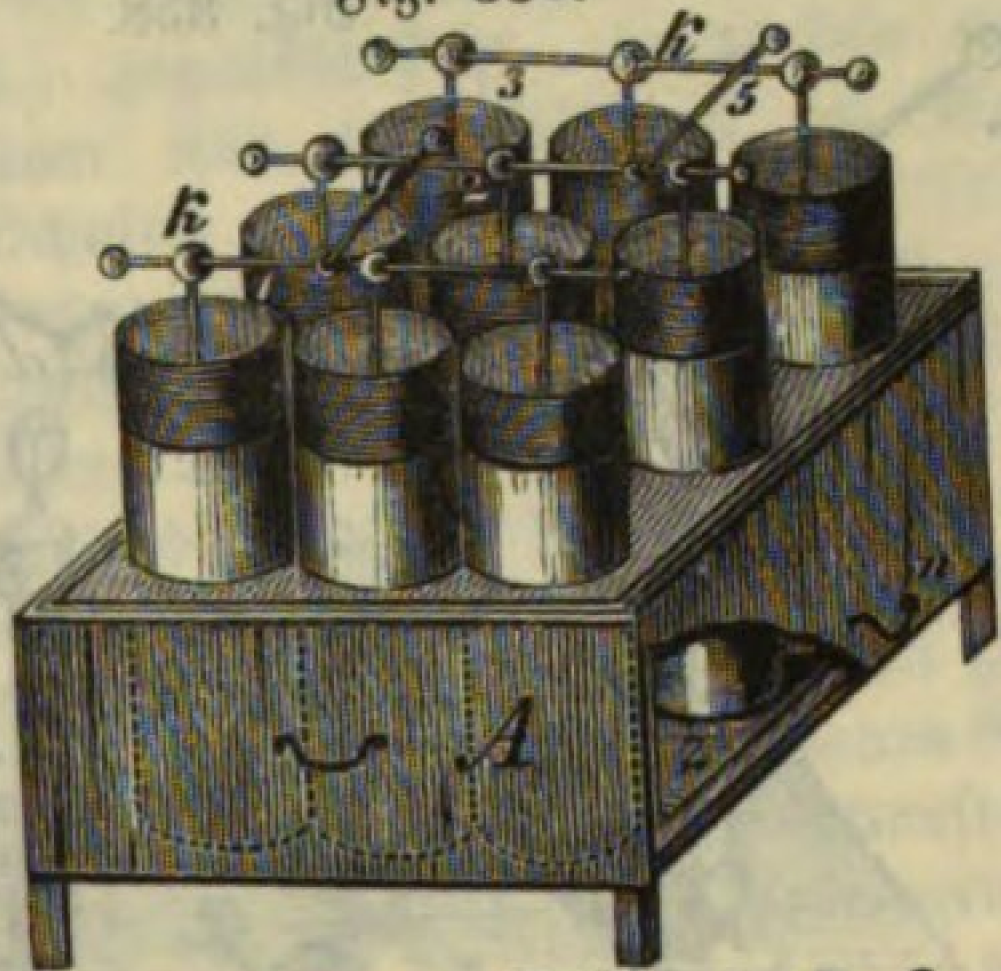


horizontale Lage gibt, auf sie die Glastafel a b c d und auf diese die, mit einem isolirenden Griffe versehene zweite Metallplatte M legt, läßt sich leicht die vorn S. 460 ausgesprochene Behauptung nachweisen, daß die Electricitäten einer geladenen Leidnerflasche ins Glas eindringen und daran haften, also im Glase ihren Sitz haben. Hebt man nämlich bei der eben beschriebenen Franklin'schen Tafel, nachdem sie vorher geladen worden, mittelst des Griffes die Platte M und nachher von der Platte N die Glastafel a b c d ab; so findet man nicht nur die zwei Metallplatten, sondern auch die beiden Flächen der Glastafel entgegengesetzt electrisch, und setzt man, nachdem den Platten N und M ihre Electricität genommen worden, die Franklin'sche Tafel in der vorher bestandenen Art wieder zusammen, so zeigt sie sich abermals geladen.

33. Electrische Batterie. Anstatt sehr großer Leidnerflaschen, — wie sie zu vielen Zwecken erfordert werden und welche wegen der verhältnißmäßig geringen Dicke, die das Glas, (damit durch dasselbe die oben S. 459 unter (†) erwähnte Vertheilung gehörig vor sich gehen könne,) immer haben muß, sehr gebrechlich und kostspielig sind, — wendet man gewöhnlich mehrere kleinere

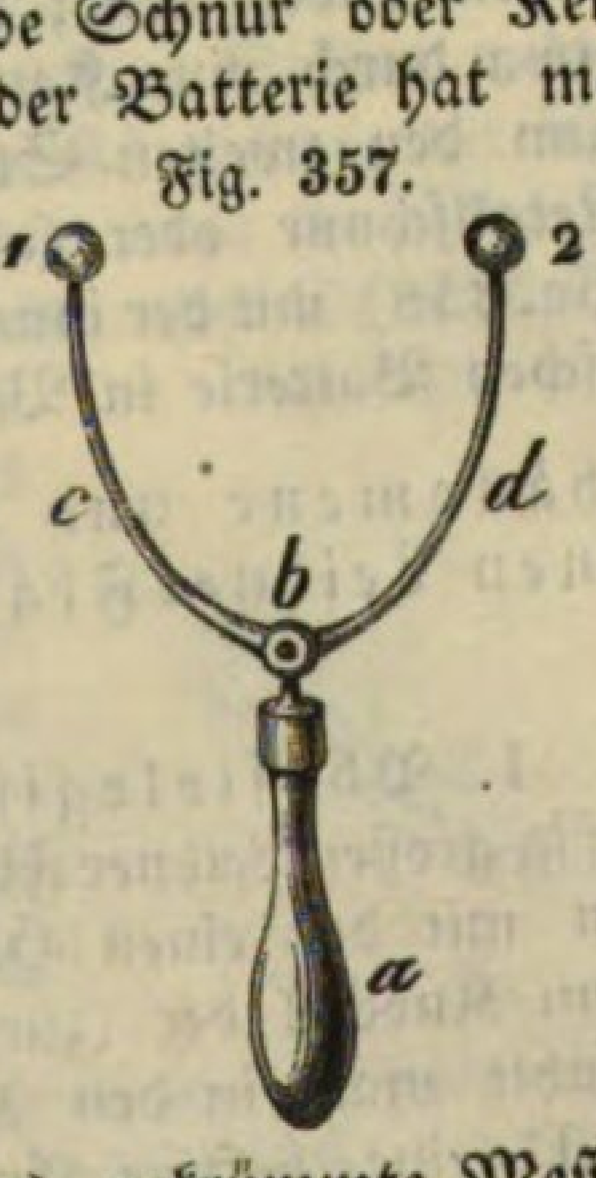
Leidner Flaschen in Vereinigung an, welche dann eine sogenannte **electrische Batterie** bilden. Diese gewährt, wenn sie hinreichend **viele** kleinere Flaschen enthält, zugleich den Vortheil, daß sie, je nachdem mehrere oder wenigere der (übrigens auch einzeln anwendbaren) Flaschen unter einander vereinigt werden, die Stelle sehr verschieden großer Leidner Flaschen vertritt. Es wird die besagte Vereinigung dadurch am leichtesten möglich gemacht, daß man die zur Batterie bestimmte Anzahl (z. B. von neun oder zwölf) Flaschen, wie dies die Fig. 356 zeigt, reihenweise (zu dreien oder vieren) nebeneinander in einen hölzernen Kasten A stellt, dessen Boden innerlich in seiner ganzen Ausdehnung mit Zinnfolie (z) überzogen ist, die Knöpfe k der Flaschen jeder Reihe mit einander durch runde, an den Enden mit abschraubbaren Kugeln versehene Metallstäbe 1, 2, 3 leitend verbindet und an diesen Stäben ähnliche Stäbe 4, 5 .... anbringt, mittelst welcher sich wieder die Stäbe 1, 2, 3 .... leitend verbinden lassen. Durch die Zinnfolie (z) stehen nun die äußeren Belegungen aller Flaschen in leitender Verbindung, und mittelst der Stäbe 1, 2, 3 .... und 4, 5 .... können die inneren Belegungen von 2 oder 3 oder 4 u. s. w. oder aller Flaschen unter einander leitend verbunden (zu **einer** Belegung vereinigt) werden. Man erhält so gleichsam Flaschen, deren Belegungen den Summen der Belegungen zweier, dreier u. s. w. oder aller einzelnen Flaschen gleich sind und hat, um sie zu laden, nur einen der Knöpfe oder Drähte der auf die angegebene Weise vereinigten 2 oder 3 oder 4 u. s. w. Flaschen durch einen Leiter mit dem Conductor der Electrisirmaschine zu verbinden die betreffende äußere Belegung aber dadurch mit der Erde in leitende Verbindung zu setzen, daß man an dem aus dem Kasten A hervorstehenden, in einen Knopf endigenden und innerlich die Zinnfolie z berührenden, hakenförmigen Draht n eine auf den Fußboden hinabreichende Schnur oder Kette aus Metall anbringt. Zum Behufe des Entladens der Batterie hat man nach Aufhebung ihrer Verbindung mit der Electrisirmaschine nur den Draht n mit einem der Knöpfe oder Drähte der vereinigten Flaschen durch einen passenden Leiter zu verbinden.

Fig. 356.



34. Auslader. Bei der Entladung einer Batterie, so wie einer einzelnen Leidner Flasche leisten die sogenannten **Auslader** sowohl in Bezug auf Gefahrlosigkeit als auch Bequemlichkeit sehr gute Dienste; wir wollen deswegen gleich hier Veranlassung nehmen, die gebräuchlichsten derselben zu beschreiben. Der in Fig. 357 abgebildete Auslader oder Entlader besteht aus einem gläsernen Griff a, an welchem zwei in einem Charnier b bewegliche, an den Enden mit Kugeln 1, 2 versehene (am besten) gekrümmte Messingstäbe c, d festgemacht sind. Um mit diesem Apparate z. B. eine Leidner

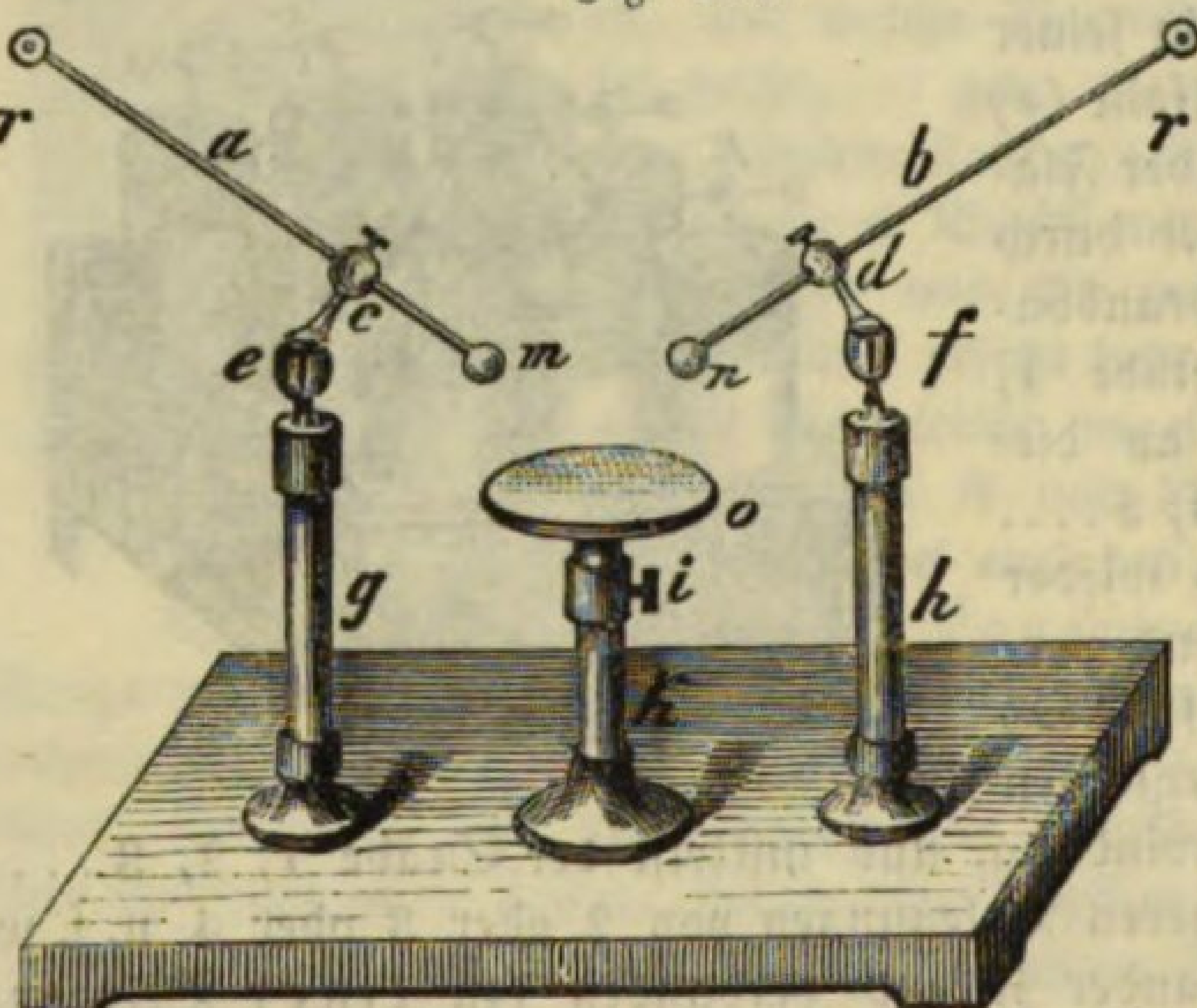
Fig. 357.



Flasche zu entladen, faßt man ihn beim isolirenden Griffe a, berührt mit einer der Kugeln 1, 2 die äußere Belegung und mit der andern den Knopf oder den ihn tragenden Draht der Leidner Flasche, nachdem man vorher durch entsprechendes Oeffnen der beiden Arme den Kugeln 1, 2 den gehörigen Abstand von einander gegeben hat. Andere Anwendungen dieses Entladers werden sich im Nachfolgenden gelegenheitlich ergeben.

Durch besondere Bequemlichkeit für viele Versuche empfiehlt sich der durch Fig. 358 anschaulich gemachte Henley'sche allgemeine Auslader. a, b sind runde, in den Kugeln c, d mit stärkerer Reibung verschiebbare und darin mittelst Schräubchen feststellbare Messingstäbe. Die Träger der Kugeln c, d lassen sich mittelst Charnieren oder Kugelgelenken bei e, f in Vertikalebenen oder nach allen Richtungen bewegen, so daß man den Stäben a, b jede beliebige Neigung und den an ihren Enden befindlichen Knöpfen m, n sehr verschiedene Stellungen und Abstände geben kann. Diese Knöpfe lassen sich abschrauben, so daß die Drähte a, b dann an diesen Stellen in Spitzen endigen. g, h sind Säulen aus massivem Glase, welche die Stäbe a, b isoliren, und o ist ein oben mit Glas bedecktes oder auf sonst eine andere Art isolirend gemachtes Tischchen, das sich in dem Fuße k mittelst der Schraube i in verschiedener Höhe feststellen läßt. Derjenige Gegenstand, durch welchen hindurch die Entladung einer Leidner Flasche oder einer electrischen Batterie gehen soll, wird zwischen die Knöpfe m, n hinein und mit denselben in Berührung gebracht, wobei in vielen Fällen das Tischchen o als Unterlage oder Träger des betreffenden Gegenstandes dient; hierauf setzt man einen der Stäbe a, b an dem Ende r (etwa durch eine Kette, oder Metallschnur) mit der äußern Belegung und dann den zweiten Stab, ebenfalls bei r, wieder mittelst einer Kette, einer Metallschnur oder (am besten) mittelst des vorher beschriebenen Ausladers (Fig. 358) mit der inneren Belegung der betreffenden Leidner Flasche oder electrischen Batterie in Verbindung.

Fig. 358.



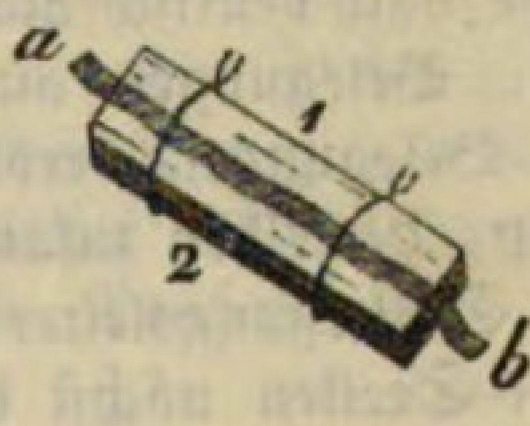
Phänomene und Wirkungen, die sich mit einer stark geladenen Leidner Flasche oder electrischen Batterie hervorbringen lassen.

1. **Physiologische Wirkung.** Leitet man die Entladung einer nur mäßig großen Leidner Flasche durch den menschlichen Körper, am besten indem man mit der einen Hand die äußere Belegung anfaßt und hierauf mit einem Knöchel der (zur Faust geballten) andern Hand den Knopf berührt; so fühlt man in den Armgelenken (bei stärkeren Entladungen selbst in der Brust) eine heftige Erschütterung, einen electrischen Schlag. Ein solcher Schlag wird von einer großen Zahl Menschen auf einmal empfunden,

wenn sie sich einander die Hände reichen und der erste der so gebildeten Kette die äußere Belegung, der letzte hierauf den Knopf der Flasche anfaßt. Sehr starke Entladungsschläge sind gefährlich, verursachen Lähmung und Blutspeien und können für Menschen, ja selbst für größere Thiere schädlich werden.

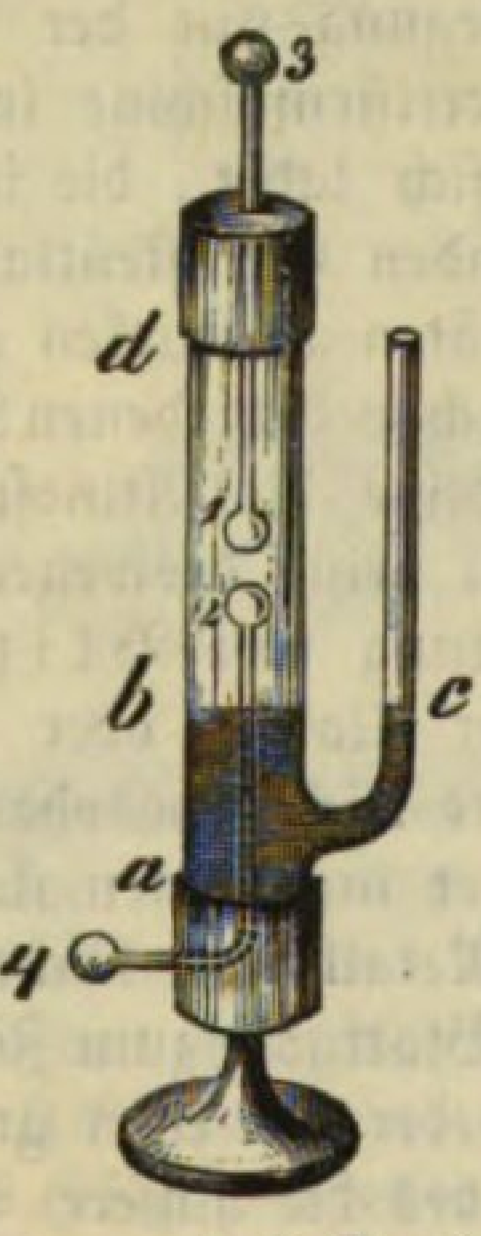
2. Licht- und Wärme-Erscheinungen. Kräftige Leidner Flaschen und Batterien geben bei der Entladung ausnehmend große und glänzende Funken. — Sehr artig ist die blitzähnliche Erscheinung, die eine nach ....(1) S. 462 zur Selbstentladung vorgerichtete Franklin'sche Tafel zeigt, woran jene Zinnfolie-Belegung, welcher das am angeführten Orte mit (e) bezeichnete Ende des Entladungsleiters (L) gegenübersteht, durch sehr viele (gewöhnlich nach auf einander senkrechten und den Rändern der Belegung parallelen Richtungen geführte) Schnitte so bis auf das Glas hinein durchschnitten ist, daß sie nach allen Seiten hin zahlreiche Unterbrechungsstellen enthält. Setzt man nun diese zerschnittene Belegung mit der Erde und die andere Belegung mit dem Conductor einer Electrisirmaschine in leitende Verbindung, so sieht man, während die Tafel sich ladet, die in die Erde abfließende + E in schwachen, bei jeder erfolgenden Selbstentladung der Tafel aber die zu einander übergehenden Electricitäten in starken glänzenden Funken an den besagten Unterbrechungsstellen nach verschiedenen Richtungen in zickzackförmigen Linien (wie sie die beim Blitze die Atmosphäre durchbrechende Electricität verfolgt) überschlagen. Man heißt deswegen die zur Hervorbringung dieser Erscheinung dienliche Vorrichtung eine Blitztafel. — Leitet man den Entladungsschlag einer Leidner Flasche oder einer Batterie über Zucker, Kreide, Schwerspath oder andere leicht phosphorescirende Körper, so leuchten sie dann im Dunkeln. — Leitet man einen starken Schlag durch einen dünnen Draht oder Streifen aus Metall (am leichtesten kommt man mit Eisendraht und schmalen Streifen aus Blattgold zum Ziele); so schmelzen sie. Der Draht kann zu diesem Ende entweder an einer großen Lane'schen Flasche (Fig. 351) in einer Unterbrechung des die äußere Belegung mit dem Drahte d verbindenden Leiters eingeschaltet und die Flasche dann zur Selbstentladung gebracht werden, oder man kann seine Enden um die mit Knöpfen m, n versehenen Enden des Henley'schen Ausladers (Fig. 358) fest herumwickeln, und durch diesen eine gewöhnliche kräftige Leidner Flasche oder eine Batterie entladen. Er kommt in lebhaftes Glühen und zerfällt dann in geschmolzene, weithin auseinander fahrende Kügelchen; bei schwächeren Entladungsschlägen erwärmt er sich blos. Den etwa 3—4″ langen Blattgoldstreifen klemme man zwischen zwei mit Seide oder Draht fest zusammengebundenen Glasplatten (1, 2 Fig. 359) ein, lege diese dann auf den Tisch o des Ausladers (Fig. 358), bringe die Knöpfe m, n des letzteren mit den über die Glasplatten etwas hervorstehenden Enden a, b des Goldstreifens in Berührung und entlade nun durch den Auslader die betreffende Leidner Flasche oder Batterie, wo sich dann das Gold oxydirt und in das Glas eingeschmolzen zeigt. — Leitet man den Strom einer stärkeren Flasche oder einer Batterie durch gepulvertes Colophonium oder Schießpulver, das man zu diesem Behufe auf das Tischchen o des Henley'schen Ausladers zwischen die einander hinreichend nahe gestellten Enden der Drähte a, b streut; so wird dasselbe durch den über-

Fig. 359.



springenden Funken entzündet. Bei Schießpulver muß der Strom aber dadurch verlangsamt werden, daß man in der Leitung zwischen Auslader und Flasche oder Batterie irgend wo einen schlechteren Leiter z. B. eine kurze nasse Seidenschnur einschaltet; sonst wird das Pulver nur umhergeworfen. — Die Entzündung des Colophonium-Pulvers bringt man am leichtesten dadurch zu Stande, daß man damit Baumwolle oder Werg imprägnirt, mit diesem dann den einen Knopf des in Fig. 356 abgebildeten Ausladers umhüllt und hernach mittelst desselben eine kräftige Leidner Flasche so entladet, daß man den andern Knopf zuerst mit der äußern Belegung in Berührung bringt und hierauf den wollumhüllten dem Knopfe der Flasche nähert. — Ausdehnsame und tropfbare Flüssigkeiten erfahren durch kräftige Funken plötzlich eine starke Ausdehnung. Läßt man einen solchen in der von a bis b und c (Fig. 360) mit einer gefärbten Flüssigkeit, von b bis d mit atmosphärischer Luft oder einem andern Gase gefüllten zweiarmigen Communicationsröhre aus Glas von einer der Kugeln 1, 2 auf die andere überspringen (indem man nämlich die Knöpfe 3, 4 mit den Belegungen der Leidner Flasche leitend verbindet); so wird das besagte Luft- oder Gasquantum so expandirt, daß die farbige Flüssigkeit im engern Arme c auffallend steigt. — Das Wasser wird so stark ausgedehnt, daß die festesten Glasröhren zerspringen, wenn sie damit ganz angefüllt sind und von einem hineingesteckten Draht auf einen nahe gegenüberstehenden andern ein kräftiger Entladungsfunke überspringt. Dieser durchlöchert selbst dicken Pappendeckel oder eine Glasplatte, und es wird dies am besten bewerkstelligt, wenn man das Papendeckelblatt oder die Glasplatte in aufrechter Stellung zwischen die Enden m, n des Henley'schen Ausladers und mit ihnen in Berührung bringt. Bei Glasplatten müssen die Kugeln dieser Enden abgeschraubt sein, so daß letztere spitzig sind.

Fig. 360.



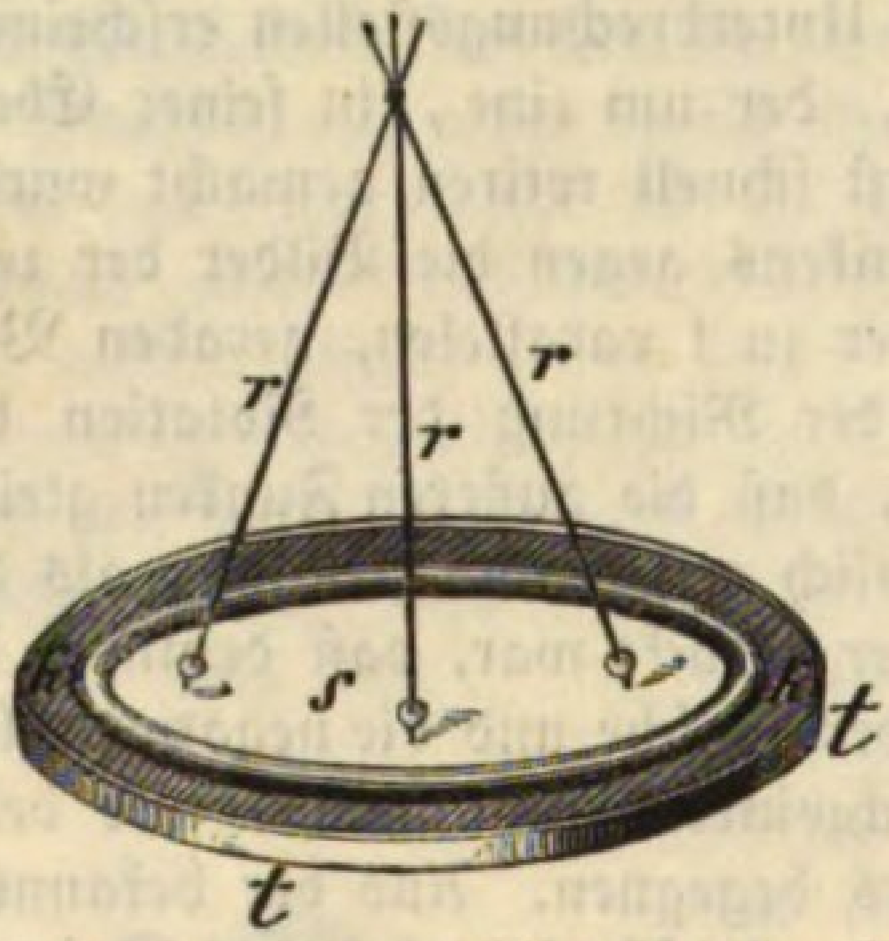
35. Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der Electricität. Schon lange wußte man, daß die Electricität sich mit ungeheurer Geschwindigkeit fortpflanze, so daß sie meilenlange Drähte in einem Momente durchläuft. Mit Hilfe der Leidner Flasche hat der englische Physiker Wheatstone diese Geschwindigkeit gemessen, und gefunden, daß sie (d. i. der Weg, den die Electricität in einer Secunde zurücklegt) in Kupferdraht 61000 österreichische Meilen betrage. Folgendes wird sein Verfahren dabei der Hauptsache nach deutlich machen. Bei Entladung einer Leidner Flasche gehen von den zwei Belegungen aus gleichzeitig zwei entgegengesetzte Ströme durch den die Belegungen verbindenden Leiter (Schließungsleiter) und treffen in der Mitte desselben zusammen. Es folgt dies aus der Erscheinung, daß, wenn der Schließungsleiter von einem sehr langen Drahte gebildet wird, der an zwei Stellen nächst den Belegungen und auch in der Mitte zwischen diesen Stellen unterbrochen ist, bei Entladung der Flasche zuerst und gleichzeitig an jeder der zwei Unterbrechungsstellen nächst den Belegungen und später an der Unterbrechungsstelle in der Mitte des Drahtes ein Funke überspringt. Daß dem aber so sei, davon lieferte Wheatstone den wegen der bekannten,

ungemein großen Geschwindigkeit der electrischen Strömung so schwer herstellbaren Beweis auf nachstehende höchst scharfsinnige Weise. Er ordnete die 3 Unterbrechungsstellen des Schließungsdrahtes so an, daß sie in eine gerade Linie, (die wir der Kürze halber l heißen wollen,) fielen, und betrachtete die bei Entladung der Flasche an diesen Unterbrechungsstellen erscheinenden Funken in einem ebenen Metallspiegel, der um eine, in seiner Ebene gelegene und der Linie l parallele Axe äußerst schnell rotiren gemacht wurde. Es zeigte sich da das Bild des mittleren Funkens gegen die Bilder der zwei äußern merklich verschoben, so daß es aus der zu l parallelen, geraden Verbindungslinie der zwei letzteren Bilder in der Richtung der Rotation des Spiegels herausgerückt erschien, zum Beweis, daß die äußeren Funken gleichzeitig, der mittlere Funke aber später, nämlich erst dann entstand, als der Spiegel in seiner Drehung schon wieder weiter gerückt war, daß demnach die positive Electricität nach der negativen Seite der Flasche und die negative Electricität nach der positiven mit gleicher Geschwindigkeit hinströme und beide einander in der Mitte des Schließungsleiters begegnen. Aus der bekannten Länge des Schließungsdrahtes, aus der Drehungsgeschwindigkeit des Spiegels und aus der Größe der Verschiebung des mittleren Bildes, welche sich nach dem in der Lehre vom Lichte vorkommenden Satze, „daß der Winkel, um welchen in einem rotirenden Spiegel das Bild eines fixen Punktes um die Rotationsachse sich dreht, doppelt so groß ist, als der Winkel, um den der Spiegel gleichzeitig gedreht wird" leicht bestimmen läßt, folgt nun die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des electrischen Stromes durch eine einfache Rechnung. Da nämlich der von Wheatstone als Schließungsleiter angewendete Kupferdraht von einer Unterbrechungsstelle nächst den Belegungen bis zur andern $\frac{1}{2}$ englische Meile, also bis zur Mitte $\frac{1}{4}$ englische Meile lang war, der Spiegel in der Secunde 800 Umdrehungen machte, daher 800×360 Winkelgrade zurücklegte und die Verrückung des Bildes des mittleren Funkens gegen die Bilder der äußeren $\frac{1}{2}$ Grad betrug; so entstand der mittlere Funke gerade um den Zeittheil später, welchen der Spiegel zur Drehung um $\frac{1}{4}$ Grad brauchte, d. i. um $\frac{1}{800 \times 360 \times 4}$ Secunde. Die Electricität durchläuft daher in dieser Zeit $\frac{1}{4}$ englische Meile und wird somit in 1 Secunde im Kupfer einen Weg zurücklegen, d. h. eine Geschwindigkeit (x) haben, die sich nach dem Satze, „die in bestimmten Zeiten zurückgelegten Wege sind den Zeiten proportional, aus der Proportion $x : \frac{1}{4} = 1 : \frac{1}{800 \times 360 \times 4}$ $= 800 \times 360 = 288000$ englische oder 61000 österreichische Meilen ergibt. Wenn dieses Resultat wegen der großen Schwierigkeit einer scharfen Messung der Drehungsgeschwindigkeit des Spiegels und der Verschiebung des Funkenbildes auch nur als ein beiläufiges angesehen werden kann, so beweist es doch, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Electricität ungeheuer groß sei. Uebrigens hat auf sie offenbar auch die materielle Beschaffenheit des Leiters Einfluß.

36. Das Electrophor. Dieser von Wilke erfundene, und von Volta wesentlich verbesserte Apparat (Fig. 361) besteht aus einem, einige Linien dicken und 1—2 Fuß im Durchmesser haltenden Harzkuchen k, welcher in einen leitenden Teller (die Form) t, aus Blech oder aus mit Zinn-

folie überzogenem Holz oder Pappendeckel, gegossen ist, und eine möglichst ebene Oberfläche hat, worauf eine etwas kleinere Scheibe (der Deckel) s mit abgerundetem oder nach aufwärts umgebogenem Rande platt aufsitzt, die, um sie isolirt abheben zu können, mit Seidenschnüren r oder mit einem im Mittelpunkte festgemachten gläsernen Handgriffe versehen ist, und aus Metall oder gleichfalls aus mit Zinnfolien überzogenem Holze oder Pappendeckel besteht. Reibt oder schlägt man die Oberfläche des Harzkuchens — welcher durch inniges Zusammenschmelzen gewöhnlich von 8 Theilen Colophonium, 1 Theil Schellack und 1 Theil venetianischem Terpentin, Ausgießen der noch flüssigen Masse in den Teller und Entfernen aller Blasen und Unebenheiten von der noch warmen Oberfläche mittelst eines angenäherten, unten ebenen, heißen Eisenkörpers (einer Art Bügeleisens) zu Stande gebracht wird, — mit einem Fuchsschwanze oder einem Katzenpelze; so wird sie (nach §. 24) negativ electrisch. Setzt man nachher den Deckel s, ihn an den Seidenschnüren oder an der gläsernen Handhabe fassend, auf den Harzkuchen so auf, daß er nirgends die Form berührt, sondern von dieser ringsherum mindestens 1 Zoll weit absteht; so zeigt er freie — E, (es kann zwar die — E des Harzkuchens in den Deckel, da dieser den schlechtleitenden Kuchen nur in wenigen, durch dessen Rauheit und Unebenheit dargebotenen Hervorragungspunkten berührt, nicht merklich übergehen; sie ruft aber in demselben durch Vertheilung + E und — E hervor und macht letztere durch Bindung der ersteren frei). Diese freie — E, so wie überhaupt jede Spur von E verschwindet sogleich wieder aus dem Deckel, wenn man ihn, ohne daß er vorher mit einem Leiter in Berührung gekommen ist, vom Kuchen abhebt (weil sich da die durch Vertheilung im Deckel hervorgerufenen entgegengesetzten Electricitäten, dem vertheilenden Einflusse entzogen, wieder zum natürlichen Zustand vereinigen); findet aber vor dem Abheben des Deckels dessen Berührung mit einem Leiter Statt, wobei stets ein Funke auf diesen überspringt, so zeigt der ganze Deckel freie positive Electricität....(1), (es ist nämlich, da durch diese Berührung die freie — E des Deckels abgeleitet wird, die eben besagte Wiedervereinigung nicht mehr möglich, sondern es tritt die + E im Deckel ungebunden hervor). Die angeführten Erscheinungen zeigen sich ganz in der nämlichen Weise, auch wenn der Harzkuchen sich nicht in einer leitenden Form befindet. Diese bewirkt nur, daß der Kuchen durch das Schlagen oder Reiben mit dem Pelzwerke stärker negativ electrisch wird. Die dabei an der obern Kuchenfläche sich entwickelnde negative Electricität zersetzt nämlich den natürlichen Zustand der Form in + E und — E, die — E fließt zu Folge Abstoßung in die Erde ab und die + E, welche sich zum Theil in die untere Fläche des Kuchens hineinzieht, bindet die negative Electricität an der obern Fläche dieses letzteren zum Theil und macht sie da urch fester am Harze haften, und es können durch fortgesetztes Reiben und Schlagen allmälig immer neue Mengen von — E auf dem Kuchen erzeugt und daselbst angehäuft werden.

Fig. 361.



Das eben besagte Festhalten der Electricität am Harze ist Ursache, warum die beschriebenen Versuche mit dem Deckel sich öfters ohne Aenderung des Erfolges wiederholen lassen ....(2) und der ganze Apparat längere Zeit hindurch eine gleich stark bleibende Quelle von Electricität darstellt, was ihm den Namen Electrophor d. i. Electricitäts-Träger verschaffte. Das Electrophor behält seine Wirksamkeit besonders dann sehr lange, wenn man auch in der Zeit, wo es nicht gebraucht wird, den Deckel auf dem Kuchen liegen läßt, weil da der von der +E der untern Kuchenfläche ungebunden gebliebene Theil der —E der obern Fläche von der im Deckel durch Vertheilung hervorgerufenen positiven Electricität festgehalten und nach Außen abzufließen gehindert wird. *)

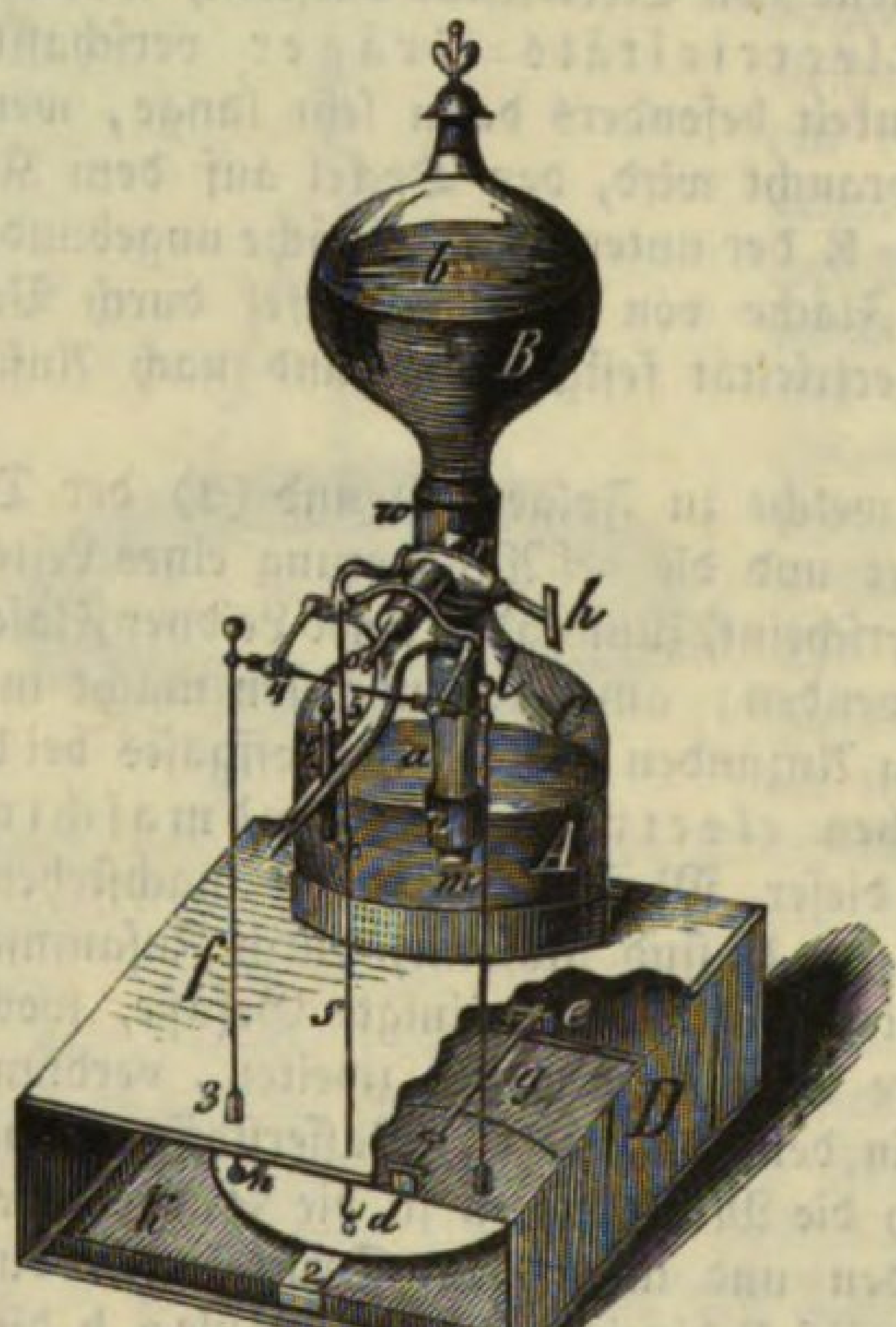
Man kann die freie Electricität, welche zu Folge (1) und (2) der Deckel nach und nach immer wieder liefert und die bei Annäherung eines Leiters an denselben als überspringender Funke erscheint, zum Laden einer Leidner Flasche und zu manchen anderen Zwecken verwenden; am gewöhnlichsten macht man aber Gebrauch von diesem Funken zum Anzünden des Wasserstoffgases bei der noch häufig in Anwendung befindlichen electrischen Zündmaschine. Von der Einrichtung und Wirkung dieser Maschine gibt die nachstehende Figur 362 eine deutliche Vorstellung. **A**, **B** sind gläserne, durch Zusammenschrauben zweier Messingfassungen bei **w** luftdicht vereinigte Gefäße, wovon ersteres, mindestens bis über die untere Mündung **m** des zweiten, verdünnte Schwefelsäure und oberhalb dieser, in dem Raume **C**, Wasserstoffgas eingeschlossen enthält, welches mittelst durch die Mündung **m** in die Säure hineingeworfener Zinkstückchen erzeugt worden und unter dem Drucke einer durch seine Spannkraft gehobenen, in das Gefäß **B** hineinreichenden Säule **a**, **b** dieser Säure steht. **r** ist eine, mit dem Raume **C** communicirende Röhre mit einer feinen Mündung **o**, aus welcher bei Oeffnung des Hahnes **h** das Wasserstoffgas in einem dünnen Strahle ausströmt. **D** ist ein hölzerner Kasten, worauf die Glasgefäße festgemacht sind und der ein kleines Electrophor enthält, dessen Deckel **d** durch ein Glasstängelchen **g** in einer Charniere **e** mit der Form des Kuchens **k** isolirt vereinigt ist und, indem er sich in dieser Charniere dreht, mittelst einer am Hahne **h** entsprechend befestigten Seidenschnur **s** in dem Augenblick vom Kuchen abgehoben wird, wo man durch Drehen dieses Hahnes das Wasserstoffgas aus **o** ausströmen läßt. Da der Deckel beim Auf-

---

*) Dem Harzkuchen läßt sich beim Electrophor auch eine mehrere Linien dicke, ebene Glasplatte substituiren, die an der obern Fläche mit einer dünnen Schichte von Collodium überzogen ist. Dieser erst in neuester Zeit aus Amerika her bekannt gewordene Stoff wird durch Auflösen von Schießbaumwolle in mit Alkohol versetztem Aether als eine beinahe wasserhelle, schleimige Flüssigkeit erhalten, welche, mit dem Pinsel auf die Glastafel aufgestrichen, daselbst nach Verflüchtigung des Auflösungsmittels und nach mehrmaliger Wiederholung des Anstriches, die erwähnte dünne Schichte zurückläßt, die durch Reiben mit Pelzwerk sehr stark und bleibend negativ electrisch wird. Die mit dieser, für die Electricitätslehre gewiß auch noch in anderer Beziehung nützlich werdenden Substanz auf Glas gemachten Anstriche lassen sich davon nach dem Trocknen als äußerst dünne und leichte, ganz durchsichtige und Regenbogenfarben spielende Häutchen ablösen, welche wasser- und wasserstoffgasdicht sind und wegen der letzteren Eigenschaft in Verbindung mit ihrer außerordentlichen Leichtigkeit sich auch ganz vorzüglich für kleine Luftballone (Chalieren) als Hüllen eignen, die sehr leicht dadurch erhalten werden, daß man die innere Fläche eines Glasballons mit der Collodium-Lösung überzieht und den Ueberzug nach erfolgter Trocknung von der Glasfläche ablöst.

heben an den Knopf n des Drahtes n f l stößt, welcher mittelst Glasröhrchen 3, 4, durch die er geht, in Bezug auf den Kasten D und die Messingfassungen isolirt und oben bei 5 unterbrochen ist; so theilt er demselben beim Oeffnen des Hahnes seine Electricität mit, diese entflammt, als Funke von der Spitze 5 nach der gegenüberstehenden Spitze überspringend, das gleichzeitig zwischen diesen Spitzen durchströmende Wasserstoffgas, und dieses zündet das Kerzchen 8 an. Damit, wenn nachher der Hahn h wieder geschlossen und dabei der Deckel wieder auf den Harzkuchen niedergelassen wird, die zu Folge Vertheilung hervorgerufene — E durch Berührung mit einem Leiter abgeleitet werde, der Deckel somit für eine folgende Entzündung des Wasserstoffs abermals freie + E enthalte, ist am Rande der Oberfläche des Harzkuchens und an der Form des letzteren ein schmaler Zinnfolie-Streifen 2 so festgeklebt, daß der auf den Kuchen niedergelassene Deckel diesen Streifen berührt und daher durch ihn und die Form mit der Erde in leitende Verbindung tritt. Damit das bei fortgesetztem Gebrauche der Maschine allmälig verschwindende Wasserstoffgas wieder ersetzt werde, muß man von Zeit zu Zeit frische Zinnstückchen in die Säure bringen, oder man befestigt, um dessen enthoben zu sein, am Halse des Gefäßes B oberhalb der Mündung m eine kurze Zinkröhre z, mit welcher beim Abnehmen des Wasserstoffgases und gleichzeitigen Steigen der Säure im Gefäße A, diese immer von selbst in Berührung tritt und damit so lange in Berührung bleibt, bis das neu entwickelte Wasserstoffgas die Flüssigkeitsoberfläche in A wieder unter z herabgedrückt (und in B entsprechend steigen gemacht) hat, wo dann natürlich die weitere Gasentwicklung wieder aufhört.

Fig. 362.



37. Der Condensator, ein von Volta erfundenes, sehr nützliches Instrument, dient dazu, um die Anwesenheit von Electricität nachzuweisen, welche eine zu geringe Spannung besitzt, als daß sie von Electroscopen allein angezeigt werden könnte. Er besteht in seiner bequemsten, für die meisten Bedürfnißfälle ausreichenden und daher gebräuchlichsten Einrichtung, (wo mit dem eigentlichen Condensator zugleich ein zu seiner Anwendung immer erforderliches Electroscop vereinigt ist), aus einem gewöhnlichen Goldblatt-Electroscope, auf dessen Collectorplatte A (Fig. 363) sich eine zweite, eben so große und gleichgestaltete Platte (der Deckel) B aufsetzen läßt, die aus dem nämlichen Metalle, wie A besteht und mit einem isolirenden Handgriffe h (von Glas oder Harz) versehen ist. Collectorplatte und Deckel sind an den beim Aufsetzen des letzteren mit einander in Berührung kommenden Flächen

genau eben geschliffen und gleichförmig mit einer dünnen Schichte Schellack-firniß (der während die Platten heiß sind, mittelst eines Pinsels aufgetragen wird) überzogen.

Fig. 363.



Die Wirkung und der Gebrauch des Condensators ergibt sich nun aus Folgendem: Bringt man einen electrischen z. B. + **E** enthaltenden Körper **C** mit der untern Fläche der Collectorplatte **A** oder mit dem Knopfe (k) eines gewöhnlich aus dieser Platte hervorstehenden Metallstiftes in Berührung, während der Deckel **B** abgehoben ist; so geht aus dem besagten Körper **C** in die Platte **A** und in die Goldblättchen so lange Electricität über, bis die übergegangene Menge, die wir mit + e bezeichnen wollen, und das in **C** zurückgebliebene Quantum (+ E_1) eine gleiche Spannung besitzen, daher im Gleichgewichte stehen. Angenommen, diese Spannung wäre wegen des zu schwachen ursprünglichen Electricitätsgrades von **C** zu gering, um eine gegenseitige Abstoßung der Goldblättchen bewirken zu können; so zeigt das Electroscop die doch vorhandene Electricität des Körpers **C** nicht an. Sitzt aber der Deckel **B** auf der Collectorplatte; so wirkt die in letztere übergegangene + e durch die, die beiden Platten trennende Harzschichte vertheilend auf die natürliche Electricität des Deckels und zerlegt sie in + e_1 und — e_1, + e und — e_1 ziehen einander an, + e_1 aber wird von + e abgestoßen. Berührt man den Deckel an seiner obern Fläche irgendwo mit dem Finger; so leitet dieser die + e_1 ab, es wirkt dann die Anziehung zwischen + e und — e_1 ganz frei und beide Electricitätsmengen binden sich gegenseitig, so daß die + e in der Collectorplatte und in den Goldblättchen, indem sie hiedurch ihre vorige Spannung (Wirkung nach außen) zum bei weitem größten Theil verliert (Siehe *) auf S. 459), der im Körper **C** zurückgebliebenen + E_1 nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermag, daher von dieser ein neuer Theil z. B. + e_{11} in die Collectorplatte und in die Goldblättchen übergehen muß. Dieser wirkt wieder vertheilend auf den Deckel, wird bei abermaliger Berührung des letzteren mit dem Finger aus dem oben angeführten Grunde ebenfalls gebunden, es muß dann ein 3. Antheil der + **E** des Körpers **C** in die Collectorplatte und in die Goldblättchen übergehen und so kann darin von dieser Electricität allmälig immer mehr und mehr angehäuft (diese Electricität immer mehr verdichtet, oder c o n d e n s i r t werden), so daß dieselbe, wenn sie durch Abheben des Deckels in Freiheit gesetzt wird, eine zum Divergirenmachen der Goldblättchen hinreichende Spannung besitzt. Sollte dies jedoch nach längerer Fortsetzung des beschriebenen Verfahrens noch nicht der Fall sein, so berühre man mit dem abgehobenen Condensator-Deckel den Deckel eines zweiten condensirenden Electroscops und den Collector dieses letzteren mit dem Finger. Dadurch wird die in dem ersteren Deckel condensirte, zu jener des zu untersuchenden Körpers entgegengesetzte Electricität, in dem zweiten Deckel neuerdings condensirt und es tritt nach Abheben dieses in der zugehörigen Collectorplatte die mit jener des besagten Körpers gleichnamige Electricität in dem nämlichen Grade wie im zweiten Deckel stärker condensirt, also mit noch größerer Spannung in den Goldblättchen als bei dem ersten Condensator hervor. Die Erzielung einer solchen verstärkten Condensation gleichsam durch Vereinigung zweier Con-

densatoren ist der Zweck der sogenannten zusammengesetzten Condensatoren oder der **Duplicatoren**.

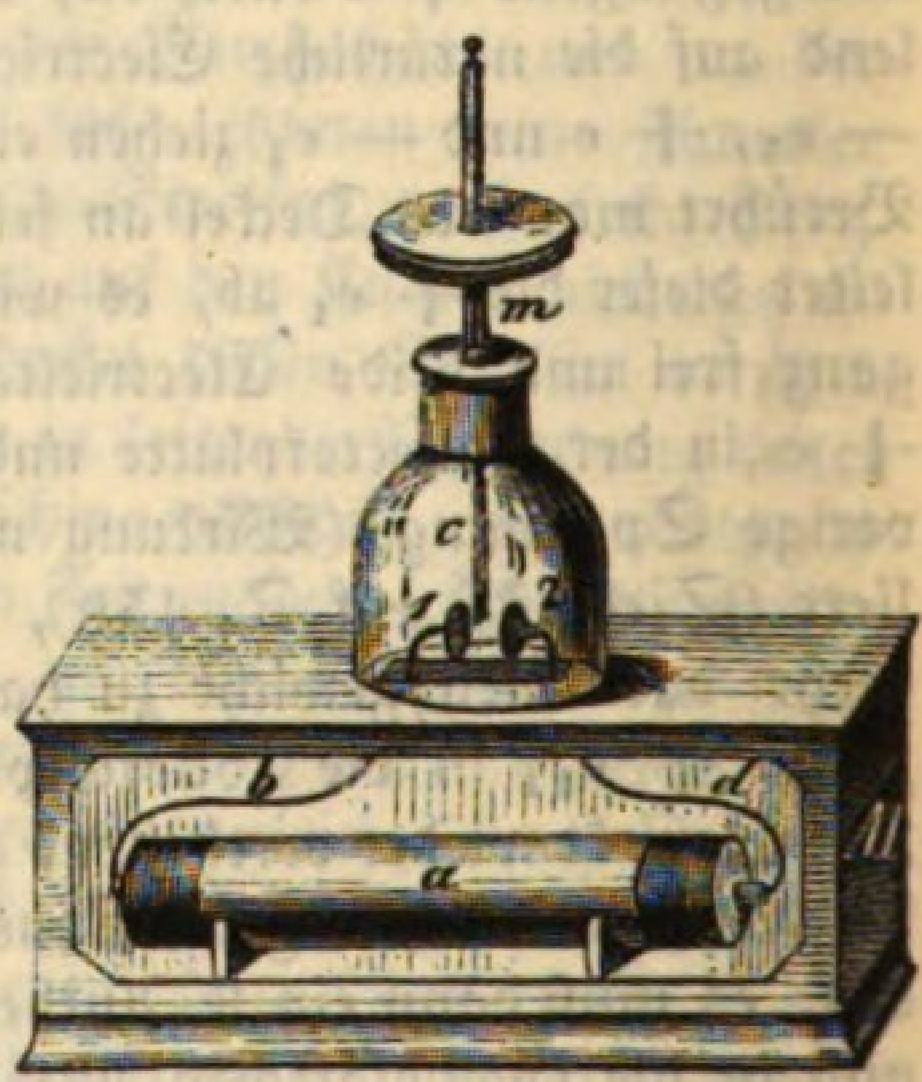
Die absolute Wirkung des eigentlichen Condensationsapparates (der condensirenden Platten) ist offenbar desto größer, 1.) je weniger von der jedes Mal in den Collector übergegangenen **E** (durch den Deckel) ungebunden bleibt, d. h. je größer seine vom gegenseitigen Abstande der condensirenden Platten (von der Dicke der Firnißschichte) abhängige condensirende Kraft ist, deren Maß durch das Verhältniß der besagten übergegangenen und der ungebunden bleibenden Electricitäts-Mengen dargestellt wird; und 2.) je mehr **E** der Collector den zu untersuchenden electrischen Körpern entzieht, wenn diese mit ihm allein in Berührung gebracht würden, je größer unter übrigens gleichen Umständen also die Oberfläche des Collectors ist.

Besonders empfindlich, d. i. zur Entdeckung der schwächsten Grade von Electricität tauglich, und bequem, weil man zugleich die Beschaffenheit der aufgefundenen Electricität (ob sie + oder — sei) erfährt, ist der beschriebene Condensator, wenn das Electroscop daran statt zweier Goldblättchen nur ein einziges, etwas längeres enthält, dessen unteres Ende, wie in Fig. 364 und 365, gerade in der Mitte zwischen zwei entgegengesetzt aber gleich stark und bleibend electrischen Körpern frei herabhängt (das Nähere über diese Körper kann erst in der Folge angegeben werden); denn theilt man dem Blättchen irgend eine, wenn auch nur sehr wenig gespannte Electricität mit, so wird diese von demjenigen der besagten Körper, der die ihr gleichnamige Electricität besitzt, abgestoßen, und von dem andern (ungleichnamig electrischen) gleichzeitig angezogen und bewegt sich gegen den letzteren hin. Daß man, wenn der Deckel hinweg und die Collectorplatte ungefirnißt gedacht wird, ein Electroscop hat, welches alle anderen an Empfindlichkeit weit übertrifft, leuchtet von selbst ein. Es führt dann dieses Instrument, auf welches wir später wieder zurückkommen werden, nach seinem Erfinder den Namen: das **Bohnenberger'sche** oder das **Fechner'sche** Electroscop, je nachdem es die in Fig. 364 dargestellte, oder die noch weit vorzüglichere in Fig. 365 anschaulich gemachte Einrichtung (die beide, wie gesagt, erst später erklärt werden können) hat.

Fig. 364.



Fig. 365.



Schließlich mag noch bemerkt werden, daß die condensirenden Metallplatten (der eigentliche Condensator) auch vom Electroscope getrennt sein können; dann spielt die untere (auf einem Tisch oder dgl. aufliegende) Platte die Rolle des Deckels, die obere hingegen jene des Collectors und muß, nach vollendeter Condensirung der Electricität in ihr, an dem isolirenden Hand-

griffe abgehoben und gleich einem anderen (stärker electrischen und) auf Electricität zu prüfenden Körper an ein Electroscop gebracht werden. Anstatt durch eine Firnißschichte trennt man die Metallplatten auch durch eine dünne Luftschichte, indem man die obere Platte auf 3 kleine und gleichhohe Harzkügelchen setzt, die in Form eines Dreieckes auf der unteren Platte angeschmolzen sind. Den Metallplatten können auch 2 dünne, genau ebene Glasplatten substituirt werden, die nur auf einer Seite mit Staniol überzogen und mit den unbedeckten Flächen aufeinander gelegt sind. Die Nützlichkeit und Wichtigkeit des Condensators wird sich in der unmittelbar folgenden Lehre von der Berührungs-Electricität vielfach herausstellen.

38. Berührungselectricität. Je zwei ungleichartige Körper werden schon bei der bloßen wechselseitigen Berührung (beim Contacte) electrisch, und zwar der eine positiv und der andere negativ. Man nennt die so erregte Electricität „Berührungs- oder Contact-Electricität", oder weil diese Erregungsart zu Folge einer Entdeckung Galvani's (welche bei anderer Gelegenheit näher besprochen werden wird,) zuerst von Volta nachgewiesen wurde, auch Galvanische oder Volta'sche Electricität. Als Ursache derselben sieht man eine eigene Kraft an, die ihren Sitz an den Berührungsstellen hat, daselbst, so lange die Berührung dauert, beständig eine zersetzende Wirkung auf den natürlichen Zustand der sich berührenden Körper äußert und alle dadurch hervorgerufene + E auf den einen, alle — E aber auf den anderen dieser Körper treibt. Man heißt sie deshalb electromotorische Kraft und die Körper, durch deren Contact Electricität entsteht, Electromotoren. Es wird diese Kraft auch mit dem Namen Galvanismus oder Voltaismus bezeichnet, unter welchen man jedoch gewöhnlicher den Inbegriff aller ins Bereich der Berührungselectricität gehörigen Erscheinungen versteht.

39. Directe Nachweisung der Contact-Electricität. Hierzu werden, da die Spannung dieser Electricität je nach der Natur der Electromotoren (der Erreger) verschieden stark, immer aber nur sehr gering ist, kräftige Electromotoren, (die sich nur unter den Leitern der Electricität finden) und für electrische Spannung sehr empfindliche Prüfungsmittel erfordert. Als Erreger eignen sich nun am besten heterogene Metalle, unter den gemeinen derselben vorzüglich Zink und Kupfer, und man verfährt bei dem betreffenden Versuche, der in seiner Wesenheit den sogenannten Volta'schen Fundamentalversuch darstellt, in folgender Weise. Man bringt an dem Fechner'schen Electroscope statt der (gewöhnlich messingenen) Collectorplatte A eine solche Platte aus Kupfer von etwa 2 Zoll Durchmesser an und setzt auf diese eine gleichgroße, auf der einen Seite mit einem isolirenden Handgriffe (einem mehrere Zolle langen Stiele aus Schellack oder aus mit Harz überzogenem Glase) versehene Zinkplatte so auf, daß sie die Kupferplatte deckt und das Ganze das Aussehen eines Condensators hat, von welchem es sich in der That auch nur durch den Abgang des Firnißüberzuges an den in Berührung stehenden (gleichfalls ganz eben geschliffenen) Flächen der Platten unterscheidet. Hebt man die Zinkplatte parallel zur Kupferplatte, also so ab, daß beide gleichzeitig an allen Punkten außer Berührung kommen . . . . (1); so zeigt das Goldblatt (natürlich als Electricität der Kupferplatte) — E an. Entfernt man hierauf diese Electricität durch Berührung der Kupferplatte mit dem Finger und berührt letztere dann mit der indessen beständig am isolirenden

Handgriffe frei in der Luft gehaltenen Zinkplatte .... (2); so weist das Electroscop als Electricität des Zinkes + E nach *).

Ganz in gleicher Weise kommt man auch mit einem (dem Fechner'schen Instrumente an Empfindlichkeit nachstehenden) Bohnenberger'schen Electroscope zum Ziele; nur müssen da die Kupfer- und Zinkplatte (aus später klar werdendem Grunde) einen etwas größeren Durchmesser haben. Beträgt dieser mindestens 4—5 Zoll; so genügt selbst ein gewöhnliches Goldblatt-Electroscop, welches sonst (bei kleineren Platten) die Contact-Electricität nur nach gehöriger Verstärkung mittelst des Condensators anzuzeigen vermag. In diesem Falle ist der Versuch in der Art anzustellen, daß man sowohl die Kupfer- als auch die Zinkplatte mit einem isolirenden Handgriff versieht, mittelst dieser Handgriffe die Platten ihren ganzen Flächen nach mit einander in Berührung bringt, dann unter der oben bei (1) angegebenen Vorsicht wieder trennt und nun jede für sich an dem Condensator untersucht. Hiebei muß man aber das in Berührungbringen und Trennen der Platten mehrere (10—20) Male wiederholen, (nachdem sie vorher immer wieder in den unelectrischen Zustand versetzt worden,) dann die jedes Mal in dem einen Metalle (z. B. dem Zinke) frei gewordene Electricität an die Collectorplatte des Condensators übertragen und nach so erzielter hinreichender Verstärkung dieser Electricität ganz in gleicher Weise auch mit den Electricitäts-Mengen verfahren, die bei den besagten einzelnen Berührungen und Trennungen im zweiten Metalle (dem Kupfer) entwickelt werden .... (3). Die eben beschriebene Anwendung eines gewöhnlichen Goldblatt-Electroscopes gewährt sogar den Vortheil, daß die Gleichheit des Winkels, — um welchen die zwei Goldblättchen das eine Mal durch die Electricität der Zink- und das andere Mal durch jene der Kupferplatte, divergiren gemacht werden **), zugleich die jedesmalige Gleichheit der durch den Contact in den beiden Platten hervorgerufenen und abgeschiedenen Mengen von + E und — E augenscheinlich darthut.

---

*) Man kann aber auch, um die + E des Zinkes darzuthun, an dem Electroscope die kupferne Collectorplatte mit einer aus Zink vertauschen und auf diese eine Platte aus Kupfer aufsetzen, wo dann beim Abheben der letzteren mittelst isolirenden Handgriffes das Goldblatt + E anzeigt. Das Vertauschen der ursprünglichen, messingenen Collectorplatte einmal mit der Kupfer- und das andere Mal mit der Zinkplatte, so wie das gleichzeitig erforderliche, abwechselnde Anbringen des isolirenden Handgriffes immer an einer dieser Platten, wird leicht ausführbar, wenn die besagte messingene Collectorplatte sich von dem das Goldblatt tragenden Drahte abschrauben läßt und die ihr zu substituirenden Platten von Kupfer und Zink in ihrer Mitte mit einer Schraubenmutter versehen sind, so daß jede auf dem erwähnten Drahte und ein isolirender Handgriff immer gleichzeitig in der andern festgeschraubt werden kann. Warum der Contact heterogener Metalle, welcher sowohl bei der oben unter (2) besprochenen Berührung der Kupfer- mit der Zinkplatte als auch bei der besagten Vertauschung der Collectorplatten an den Zusammenschraubungsstellen statt findet, ohne merklichen Einfluß auf die beschriebenen Anzeigen des Electroscopes bleibt, wird das Nachfolgende lehren .... (†).

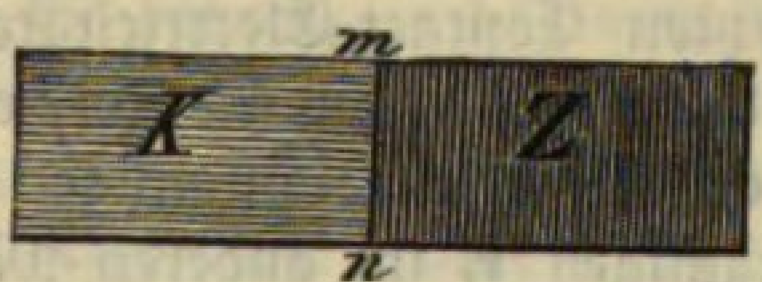
**) Dieser Winkel läßt sich mittelst eines unterhalb der Blättchen und in der Ebene, in welcher ihr Divergiren erfolgt, angebrachten Gradbogens, (wie ihn die frühere Fig. 363 bei m zeigt,) leicht schätzen, und es können demselben, so lange er nur wenige Grade beträgt, der Erfahrung gemäß, die dem Electroscope mitgetheilten Electricitätsmengen proportional angenommen werden. Es dient bei dieser Einrichtung das Electroscop daher zum Messen der Electricität und heißt dann mit Recht Electrometer.

Werden bei den vorstehenden Versuchen die einander zugekehrten Flächen der Erreger-Platten nicht in der Gänze, sondern nur zum Theil in Berührung gebracht; so sind die Aeußerungen der Contact-Electricität nach Aufhebung des Contactes schwächer, nehmen mit der Größe der in Berührung gestandenen Flächenstücke ab und sind völlig unmerklich, wenn der Contact nur in wenigen Punkten Statt fand, oder wenn die eine Platte nicht parallel zur andern abgehoben wurde, weil in diesem letzteren Falle auch nur die vor der gänzlichen Trennung der Platten übrigbleibende Berührung derselben in sehr wenigen Punkten als wirksam anzusehen ist . . . . (4).

Die nach aufgehobenem Contacte in der Zink- und Kupferplatte vorhandenen Electricitäten werden aber nicht etwa erst durch diese Aufhebung, sondern schon während des Contactes erzeugt; treten aber, so lange letzterer fortdauert, darum nicht merklich hervor, weil sie sich gegenseitig binden. Dies folgt aus dem Umstande, daß man den Platten, während sie sich berühren, abwechselnd bald der einen bald der anderen, kleine Electricitätsmengen entziehen kann, so wie es den Bedingungen, unter welchen Electricitäten sich gegenseitig binden, gemäß ist, was eine geladene Leidner Flasche beweist, aus deren Belegungen sich auch abwechselnd immer geringe Quantitäten freier **E** ableiten lassen. Nur sind die aus den Platten ableitbaren Electricitätsmengen einzeln außerordentlich gering, so daß sie erst nach Ansammlung in einem passenden Verdichtungsapparate merklich werden . . . . (5).

Ferner geht die Electricitäts-Erregung beim Contacte nicht blos im Augenblicke seines Eintrittes, etwa in Folge von Druck, Reibung ꝛc. vor sich, sondern die Ursache dieser Erregung bleibt so lange wirksam als der Contact dauert. Dies beweist ein schon von Volta angestellter Versuch mit einer Doppelplatte, die (Fig. 366) zur Hälfte aus Kupfer **K**, uud zur Hälfte aus Zink **Z** besteht, welche Metalle bei **m**, **n** an einander gelöthet sind. Faßt man nämlich die Doppelplatte beim Zink und prüft dann das Kupfer mittelst des Condensators; so zeigt dieser negative, bei Prüfung des Zinkes hingegen, während die Kupferplatte in der Hand gehalten wird, positive Electricität an, und der Erfolg ist stets der nämliche, man mag das Experiment noch so oft und nach noch so langen Zwischenzeiten wiederholen . . . . (6).

Fig. 366.



40. Erklärung der vorstehenden Erscheinungen und nähere Betrachtung des Herganges bei Erregung der Contact-Electricität. (Was hier von Zink und Kupfer gesagt wird, gilt natürlich in ähnlicher Weise von allen anderen Electromotoren.) Kommt ein isolirtes, unelectrisches Stück Zink mit einem isolirten, unelectrischen Stücke Kupfer in Contact; so bewirkt die electromotorische Kraft in jedem dieser Stücke an der Contactstelle eine Zersetzung des natürlichen Zustandes (der neutralen Electricität), treibt von den so geschiedenen Electricitäten alle positive auf dem Zinke, alle negative aber auf dem Kupfer zusammen, und dies geht so fort, bis die wechselseitige Anziehung dieser entgegengesetzten Electricitäten mit der sie scheidenden electromotorischen Kraft ins Gleichgewicht getreten ist. Es erhält demnach das Zink eine gewisse (von der Stärke dieser Kraft abhängige, mit ihr ab- und zunehmende) Menge positiver und das Kupfer eine gleich große Menge negativer Electricität. Beide drängen sich (zu Folge ihrer gegenseitigen Anziehung) an den Contactstellen zusammen, können diese aber wegen der daselbst thätigen, ihrer

Vereinigung widerstrebenden, electromotorischen Kraft, (welche hier ganz so wirkt, wie bei einer geladenen Leidnerflasche das nicht leitende Glas,) nicht überschreiten und binden sich wechselweise so, daß nur äußerst geringe Antheile derselben frei über die betreffenden Metalle verbreitet sind. [Man sehe *) S. 459.] Die electromotorische Kraft bedingt daher auf beiden Metallen die Existenz freier Electricitäten von gewissen Dichten (z. B. $+e$ und $-e_1$) mithin auch einer bestimmte Differenz [$+e-(-e)=e+e_1$] der letzteren, und diese Differenz der Dichten (electrische Differenz) ist, den Bedingungen wechselseitiger electrischer Bindung gemäß, offenbar der ganzen, durch die electromotorische Kraft an den Contactstellen abgeschieden erhaltenen Electricitätsmenge, sonach auch der Stärke dieser Kraft selbst proportional .... (†).

Es erklärt sich nun, warum die zwei in Rede stehenden Metalle, während sie sich berühren, nur ganz schwache, bloß durch Condensatoren nachweisbare, nach Aufhebung der Berührung aber (weil da die eben besagte bindende Wirkung aufhört und die ganzen, durch die electromotorische Kraft getrennten Electricitätsmengen frei auf die Oberfläche der isolirten Metalle treten) weit stärkere, auch mit weniger empfindlichen Prüfungswerkzeugen wahrnehmbare electrische Spannungen zeigen. Da an wenigen Berührungspunkten auch nicht viel Electricität gebunden vorhanden sein kann; so begreift man auch, daß mit der Größe der Fläche, in welcher der Contact Statt findet, die gebundene (nach Aufhebung des Contactes frei werdende) Electricität zu- und abnehmen müsse. [S. 475 unter (4).]

Wird einem der zwei Metalle, während sie durch Contact electrisch erregt sind, irgend eine Electricität (von außen her) mitgetheilt; so verbreitet sich diese, ungehindert die Contactstellen passirend, (denn die daselbst thätige, dem Uebergange der Electricität von einem Metalle in das andere widerstrebende electromotorische Kraft ist mit dem Getrennterhalten der entgegengesetzten Contact-Electricitäten beschäftigt) über beide Metallstücke gerade wie über jeden anderen Leiter, vermehrt so den freien Theil der in dem einen Stücke vorhandenen gleichnamigen Contact-Electricität, neutralisirt jenen der ungleichnamigen **E** im anderen Metalle theilweise oder ganz und tritt mit dem im letzteren Falle etwa noch bleibenden Ueberschusse auch an diesem Metalle frei hervor .... (††). Darum zeigt das Electroscop bei der unter (2) S. 474 angeführten Berührung des kupfernen Collectors mit der Zinkplatte unzweifelhaft die + **E** der letzteren an; denn diese **E** kann ungehindert durch die Berührungsstelle in den Collector übergehen und durch Neutralisirung der verhältnißmäßig nur sehr geringen Menge freier — **E**, welche in dieser Platte zu Folge besagter Berührung vorhanden ist, nicht merklich geschwächt werden. Eben so kann das auf Seite 474 in der Anmerkung besprochene Zusammenschrauben heterogener Metalle den Erfolg des Volta'schen Fundamentalversuches nicht wesentlich beeinträchtigen, weil dabei die nach Abheben der oberen Platte in der unteren frei gewordene Contact-Electricität die Zusammenschraubungsstellen ungestört passirt und die freie **E**, welche durch den daselbst Statt findenden Contact hervorgerufen wird, weit überwiegt. Andererseits leuchtet aber auch ein, daß es in vielen Fällen bei subtilen und genauen electrischen Untersuchungen mittelst des Condensators zur Verhütung von Täuschungen nöthig sein wird, an letzteren jede Berührung ungleichartiger Stoffe zu vermeiden.

Denkt man sich von den zu Anfang des Paragraphs in Betracht gezo-

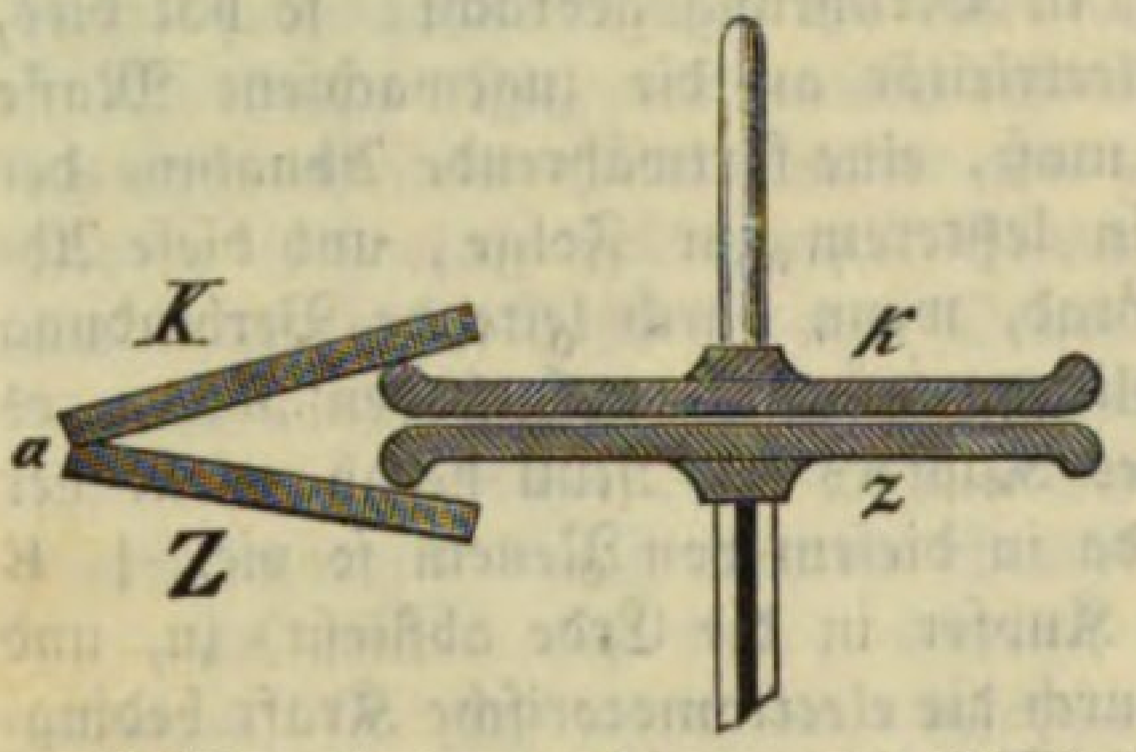
genen, sich berührenden, sonst aber isolirten zwei Stücken aus Zink und Kupfer das eine, z. B. das Kupferstück, immer mehr vergrößert oder mit einem beständig größer werdenden Leiter (unter in Bezug auf Electricitätserregung durch Contact indifferenten Umständen) in Berührung gebracht; so hat dies, — weil da eine Mittheilung freier Electricität an die zugewachsene Masse von Seite des Kupfers vor sich gehen muß, eine fortwährende Abnahme der Dichte und Spannung der freien **E** in letzterem zur Folge, und diese Abnahme erreicht offenbar den höchsten Grad, wenn durch leitende Verbindung des Kupfers mit der Erde dessen Isolirung gänzlich aufgehoben wird: es sinkt da die Dichte der freien — **E** des Kupfers auf Null herab; jene der freien + **E** des Zinkes nimmt aber (da in diesem von Neuem so viel + **E** frei werden muß, als — **E** aus dem Kupfer in die Erde abfließt) zu, und zwar so lange, bis sie die Größe der durch die electromotorische Kraft bedingten electrischen Differenz [man sehe (†) S. 476] erreicht hat, wo sich dann nichts mehr ändern kann, wenn auch die leitende Verbindung des Kupfers mit der Erde noch so lange fortdauert, weil die Electricität des Zinkes durch die Thätigkeit der genannten Kraft an dem Uebergange in das Kupfer und an dem Entweichen in die Erde gehindert wird .... (†††). (Eben so müßte nach dieser Schlußweise offenbar das Zink alle freie Electricität verlieren und jene im Kupfer ein der electrischen Differenz gleiches, constantes Maximum der Dichte erreichen, wenn dieses Metall isolirt und das Zink mit der Erde in leitende Verbindung gesetzt würde.)

Entzieht man nun dem isolirten Metalle (dem Zinke) durch seine Vereinigung mit irgend einem Leiter (**L**) Electricität; so wird diese durch die Thätigkeit der electromotorischen Kraft sogleich wieder ersetzt .... (a) (es bewirkt diese Kraft nämlich abermals in beiden Metallen Zersetzung des natürlichen Zustandes und Abscheidung entgegengesetzter Electricitäten so lange, bis die eine den besagten Ersatz hergestellt hat, während die andere, in das nicht isolirte Metall getriebene, der Erde zugeflossen). Ist der erwähnte Leiter (**L**) die Collectorplatte eines Condensators, (welche Platte, um jede Electricitätserregung durch deren Contact mit dem Leiter **L** zu verhindern, auch aus Zink bestehen muß), so wird dieser (natürlich eine leitende Verbindung seines Deckels mit der Erde vorausgesetzt) sich so weit laden müssen, bis die freie **E** auf der Collectorplatte die nämliche Dichte hat, als die freie **E** auf dem mit dieser Platte vereinigten Erreger zu Folge electromotorischer Thätigkeit überhaupt erreichen kann, und die Goldblättchen des mit dem Condensator vereinigten Electromotors werden nach Abhebung des Condensator-Deckels eine der bewirkten Ladung entsprechende Divergenz zeigen .... (b). Hieraus und aus dem oben unter (a) Gesagten erklärt sich der stets ganz gleiche Erfolg des auf S. 475 beschriebenen Volta'schen Versuchs.

Besteht der Condensator-Deckel aus Kupfer (der nämlichen Rücksicht wegen, aus welcher die Collectorplatte aus Zink gewählt wurde), und man bringt mit demselben die Kupferseite des in Rede stehenden Erregerpaares in Berührung, während dessen Zinkseite die mit ihr gleichartige Collectorplatte berührt, beide Erreger auch unter sich im innigen Contacte stehen, übrigens aber isolirt sind, (welche Anordnung die Fig. 367 zeigt), wo **Z**, **K** die bei **a** sich berührenden Erreger aus Zink und Kupfer, und **z**, **k** die mit diesen gleichartigen Condensatorplatten vorstellen); so wird die freie + **E** des **Z** in der Platte **z**, die freie — **E** des **K** aber in der Platte **k** und zwar in beiden

Platten an der sie trennenden Harzschichte bis zu der unter (b) bezeichneten Gränze condensirt, und der Condensator erfährt eine Ladung, welche,

Fig. 367.



(wie man bei Anwendung der für dieses Instrument auf S. 471 gegebenen Theorie auf den vorliegenden Fall leicht einsieht) der electrischen Differenz des Erregerpaares proportional ist, mithin deren relatives Maß darstellt ... (c) und welche sich, wenn man nach Entfernung des Erregerpaares vom Condensator den Deckel dieses letzteren abhebt, durch eine Divergenz der Goldblättchen kund gibt, die eben so groß ist, wie im vorigen unter (b) betrachteten Falle, wo der Kupfertheil des Erregerpaares mit der Erde in leitender Verbindung gedacht wurde *).

Aus diesem Resultate folgt zunächst die Richtigkeit der oben unter (†††) S. 477 gemachten Voraussetzung, und hält man damit die unter (†) S. 476 gezogenen Schlüsse zusammen; so ergibt sich, daß die durch ein gegebenes Erregerpaar bewirkte Condensator-Ladung (es mögen beide Erreger mit den Condensatorplatten in Berührung oder einer derselben mit der Erde in leitender Verbindung stehen) seiner electrischen Differenz proportional und auch zugleich das relative Maß der Stärke der electromotorischen Kraft sei.... (d).

41. Gesetze der Voltaelectrischen Erregung. Die im Vorhergehenden beschriebenen Versuche (natürlich auch auf die andern Electromotoren außer Zink und Kupfer ausgedehnt und demgemäß, so wie nach den sonstigen, für die Electricitätserregung durch Contact wichtigen Umständen modificirt) führten zu folgenden Gesetzen und Hauptergebnissen **).

1. Bei einem gegebenen Erregerpaare ist die electrische Differenz, d. h. der Unterschied der mit den betreffenden Zeichen + oder — genommenen Dichten der freien Electricitäten der Erreger eine constante Größe, unabhängig davon, ob die Erreger groß oder klein sind und in welchem Größeverhältniß sie unter einander stehen; ob sie sich in vielen Punkten, in nur wenigen oder auch nur in einem einzigen Punkte berühren; ob sie beide isolirt sind oder einer davon mit der Erde in leitender Verbindung steht, und ob sie endlich blos die durch ihren Contact erregte Electricität enthalten oder außer-

---

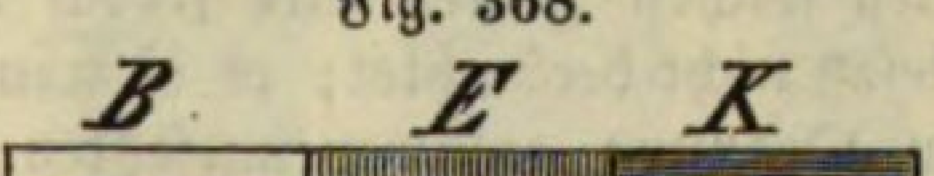
*) Am bequemsten lassen sich die unter (b) und (c) besprochenen Versuche anstellen, wenn man die Collectorplatte z (aus Zink) selbst zu den einen Erreger und einen damit in Contact gebrachten Draht oder Streifen aus Kupfer zum zweiten Erreger macht. Hält man den Draht oder Streifen, während er mit dem einen Ende den Zinkcollector berührt, in der Hand; so hat man den Fall (b); biegt man ihn aber zu einen Bogen, so daß er mit einem Ende dem Zinkcollector und mit dem andern den Kupferdeckel des Condensators berührt, während man ihn an einem etwa in seiner Mitte angebrachten isolirenden Handgriffe hält, so hat man den zweiten Fall (c).

**) Wo diese Versuche entweder keine oder nicht verläßliche Resultate gaben, z. B. weil in manchen Fällen die Dichten und Spannungen der freien Voltaelectricitäten sich so gering zeigten, daß zu ihrer Beobachtung und Vergleichung selbst die wirksamsten einfachen Condensatoren nicht mehr hinreichten u. s. w., wurden bei Feststellung der anzuführenden Gesetze und Hauptergebnisse zusammengesetzte Condensatoren (§. 37) und andere Mittel in Anwendung gebracht, deren Besprechung aber theils hier zu weit führen würde, theils erst später Vorkommendes voraussetzt.

dem in ihnen auch noch eine andere (mitgetheilte, durch Reibung oder sonst ein Mittel hervorgerufene) Electricität vorhanden ist.

2. Der electrische Zustand, in welchen ein Körper durch Berührung mit einem andern versetzt wird, hängt wesentlich von der Beschaffenheit des letzteren ab, und es lassen sich alle chemisch einfachen und auch viele chemisch zusammengesetzte Electricitätsleiter so in eine Reihe, welche den Namen Spannungsreihe führt, zusammenstellen, daß je ein Glied darin durch Contact mit einem nachfolgenden Gliede negativ, also letzteres positiv und daher in Berührung mit einem vorhergehenden Gliede positiv, dieses aber negativ electrisch wird; daß ferner die electrische Differenz für je zwei Glieder der Reihe desto größer ist, je weiter sie darin auseinander stehen, und daß diese Differenz immer der Summe der Differenzen aller Zwischenglieder gleichkommt .... (1). Die wichtigsten der in die Spannungsreihe gehörigen Stoffe, welche Leiter erster Ordnung genannt werden, während die dem Gesetz dieser Reihe sich nicht fügenden Electricitätsleiter Leiter zweiter Ordnung heißen, sind und zwar in der oben besagten Aufeinanderfolge: Sauerstoff, Kohle, Platin, Gold, Quecksilber, Silber, Antimon, Kupfer, Wismuth, Eisen, Zinn, Blei, Zink, Wasserstoff. Es wird sonach z. B. Eisen im Contacte mit Kupfer positiv und letzteres negativ; in Berührung mit Zink aber negativ, dieses hingegen positiv electrisch, und die electrische Differenz ist eine größere zwischen Zink und Platin als zwischen Zink und Kupfer. Der unter (1) ausgesprochene letzte Satz des 2. Gesetzes folgt aus der Erfahrung, daß die electrische Differenz der Endglieder einer beliebigen Folge einander berührender Leiter der ersten Ordnung gerade so groß ist, als ob diese beiden Endglieder in unmittelbarem Contacte stünden und alle Zwischenglieder fehlten .... (2). In der That erhält man an dem in der früheren Fig. 367 dargestellten Zink-Kupfer-Condensator stets eine gleich starke Ladung (die nämliche Divergenz der Goldblättchen nach Abhebung des Deckels), man mag den Zink-Collector z. B. mit einem in der Hand gehaltenen Kupferstreifen unmittelbar oder mit einem aus Blei, Eisen und Kupfer zusammengesetzten Streifen **BEK** (Fig. 368), und zwar mit dem Bleiende **B** berühren. In diesem Falle wird nämlich der Condensator [nach (d) S. 478 und (††) S. 476] nicht blos durch die, der electrischen Differenz **Z B** zwischen Zink und Blei entsprechende freie **E** geladen, sondern es fließen demselben auch die freien Electricitäts-Mengen zu, welche den, durch gleichzeitige electromotorische Thätigkeit an den Contactstellen **a** und **b** hervorgerufenen electrischen Differenzen **BE** und **EK** zwischen Blei und Eisen und dann zwischen Eisen und Kupfer entsprechen, (da eben nach (††) S. 476 von den an **B, E** und **K** frei auftretenden Electricitäten die negativen in der Richtung von **B** nach **K** und die positiven in umgekehrter Richtung sich über den zusammengesetzten Metallstreifen wie über einen gleichartigen Leiter verbreiten, somit erstere der Hand und der Erde, letztere aber dem Collector ungehindert zufließen können), so daß die Condensator-Ladung der Summe der electrischen Differenzen **ZB + BE + EK** proportional ist. Nun wird aber dem Vorhergehenden zu Folge diese Ladung durch die Erfahrung eben so groß nachgewiesen, wie in dem Falle, wo die Berührung des Zink-Collectors mit dem Kupferstreifen unmittelbar geschieht und daher die Condensator-Ladung der electrischen Diffe-

Fig. 368.



renz **ZK** zwischen Zink und Kupfer allein proportional ist; es besteht daher die Gleichung **ZB + BE + EK = ZK**, die den obigen Satz (1) darstellt. Aus dem Erfahrungsergebnisse (2) erhellet auch, daß die electrische Differenz, welche heterogene Metalle bei bloßer Berührung unter einander annehmen, durch Zusammenlöthen derselben nicht geändert werde, und daß eine Kette, die aus was immer für einer Zahl im Contacte stehender und beliebig wechselnder Leiter der ersten Ordnung gebildet ist, sich gar nicht electrisch zeigen könne, wenn ihr erstes und letztes Glied von der nämlichen materiellen Beschaffenheit sind .... (3). Die oben aufgezählten Glieder der Spannungsreihe sind lauter chemisch einfache Stoffe; wir wissen aber bereits aus dem 2. Spannungsgesetze, daß darin auch viele chemisch zusammengesetzte Körper einen Platz finden. Dies ist z. B. mit Eisenoxyd, Braunstein, Schwefelblei, Schwefeleisen u. s. w. der Fall.

Was die Electromotoren anbelangt, welche den Bedingungen der Spannungsreihe nicht entsprechen, also nur Leiter zweiter Ordnung sind; so genügt es hier blos die electromotorische Wirkung einiger derselben, namentlich einiger Flüssigkeiten, als: des Wassers, einiger Säuren, Salz- und alkalischer Lösungen auf Metalle, vorzüglich auf Zink, Kupfer, Silber und Platin insoweit herauszuheben, als es zum gehörigen Verständniß des Folgenden nöthig ist. Das Wesentliche dessen, was in dieser Beziehung (theils durch Versuche mit dem Condensator, theils auf anderem Wege) festgestellt worden ist, läßt sich kurz in Nachstehendem zusammenfassen. Zink wird in Berührung mit jeder der eben genannten Flüssigkeiten negativ und die Flüssigkeit positiv electrisch. Kupfer wird durch Wasser und manche Salzlösungen ebenfalls negativ erregt, nur weit schwächer als Zink; in andern Lösungen wird es positiv. Schwefelsäure und Salpetersäure im verdünnten Zustande machen Zink, Eisen und Kupfer im abnehmenden Grade negativ .... (a), Gold und Platin aber positiv electrisch. In concentrirter Salpetersäure werden Platin, Gold, Kupfer, Eisen positiv und Zink, aber nur äußerst schwach, negativ. Platin scheint überhaupt mit allen Säuren und Salzauflösungen positiv electrisch zu werden. In ähnlicher Weise findet nun auch electrische Erregung der übrigen Leiter der ersten Ordnung durch Leiter der zweiten Ordnung und umgekehrt Statt. In allen solchen Fällen wird jedoch das oben unter (2) S. 479 ausgesprochene Gesetz nicht beobachtet; es ist nämlich in einer aus Leitern der ersten und zweiten Ordnung zusammengesetzten Kette die Größe der electrischen Differenz ihrer Endglieder nicht mehr allein von der Natur der letzteren, sondern auch von der Natur, der Anzahl und Aufeinanderfolge der Zwischenglieder abhängig, und eine solche Kette, worin das erste und letzte Glied gleichartig sind, kann anstatt, dem angeführten Gesetze gemäß, ganz unelectrisch zu sein, sogar eine stärkere electrische Ladung zeigen, als die in der Kette enthaltenen Leiter erster Ordnung allein, unter einander im Contacte, je erreichen können. Dieses Verhalten macht die Construction voltaelectrischer Ketten mit sehr großer electrischer Differenz der Endglieder, (d. h. worin die Endglieder freie entgegengesetzte Electricitäten in sehr stark verdichtetem Zustande enthalten) möglich. **Wie**, wird für alle künftig vorkommenden Fälle aus dem hier folgenden, mit Kupfer und Zink (als Leiter der ersten Ordnung) und verdünnter Schwefelsäure (als Leiter zweiter Ordnung) durchgeführten Beispiele klar werden. Es stelle in Fig. 369 K_1 Kupfer, Z_1 Zink, S_1 verdünnte Schwefelsäure und K_2 wieder Kupfer vor. Bringt man das Ende K_1 dieser Kette mit der einen

und das Ende K_2 mit der andern der zwei aus Kupfer bestehenden Platten eines Condensators in Verbindung; so zeigt dieser, obgleich die Kette mit demselben Stoffe schließt, mit dem sie anfängt, (also nach dem Gesetze (2) ganz unelectrisch sein sollte) sogar eine stärkere electrische Ladung, als Kupfer und Zink für sich allein überhaupt zu bewirken vermag. Die Ursache hievon liegt darin, daß zu den durch die Berührung von K_1 und Z_1 hervorgerufenen freien Electricitäten, wovon die negative (sie werde mit $-e$ bezeichnet) in K_1 auftritt und die positive $(+e)$ aus dem Zinke sich durch die Schwefelsäure S_1 hindurch frei über K_2 verbreiten kann, noch die Electricitäten hinzukommen, die beim Contacte der Schwefelsäure mit dem Zinke Z_1 und dem Kupfer K_2 frei werden. Dem K_1 fließt nämlich vom Zinke auch die aus dessen Contact mit S_1 entspringende $-e_1$ (des Zinkes) und die durch Berührung von S_1 mit K_2 erzeugte freie $+e_2$ des ersteren zu, und nach K_2 gehen noch ungehindert die aus dem Contacte von Z_1 mit S_1 resultirende $+e_1$ des letzteren und die vom Contacte des K_2 mit S_1 herkommende $-e_2$ des ersteren über, so daß in K_1 die Electricitäten $-e$, $-e_1$, $+e_2$ und in K_2 die Electricitäten $+e$, $+e_1$, $-e_2$ vorhanden sind, oder wenn man, (da zu Folge (a) S. 480 die Dichtigkeiten $-e_2$ und $+e_2$ kleiner sind als $-e_1$ und $+e_1$,) die nach partieller Neutralisirung des $-e_1$ durch $+e_2$ und des $+e_1$ durch $-e_2$ bleibenden Reste mit $-\varepsilon$ und $+\varepsilon$ bezeichnet, die angehäufte Electricität in K_1 die Dichte $-e-\varepsilon=-(e+\varepsilon)$ und jene in K_2 die Dichte $+(e+\varepsilon)$ (Fig. 369) besitzt, mithin die electrische Differenz zwischen K_1 und K_2 $(e+\varepsilon)-[-(e+\varepsilon)]=2(e+\varepsilon)$ beträgt, während die, durch Kupfer und Zink allein erreichbare Differenz nur $2e$ ist.

Fig. 369.



Verbindet man mit der betrachteten Combination eine zweite ganz gleiche oder reiht man, was offenbar gleichbedeutend ist, an K_2 wieder Zink Z_2, verdünnte Schwefelsäure S_2 und Kupfer K_3 an (Fig. 370); so strömt die Electricität $-(e+\varepsilon)$, welche das Kupfer K_2 zu Folge Volta'scher Erregung in der Combination II. erhält, durch S_1, Z_1 dem Kupfer K_1 zu, vermehrt die darin ohnehin schon vorhandene $-(e+\varepsilon)$ auf $-2(e+\varepsilon)$, und die durch die electromotorische Thätigkeit der Combination I. entwickelte, freie $+(e+\varepsilon)$ in K_2 geht ungehindert durch Z_2 und S_2 nach dem Kupfer K_3 über und steigert die $+(e+\varepsilon)$, welche dieses Metall, zu Folge der vorbesagten Erregung in II. schon enthält, auf $+2(e+\varepsilon)$, so daß die Dichte der freien negativen Electricität in $K_1=-2(e+\varepsilon)$ und jene der freien positiven in $K_3=+2(e+\varepsilon)$, mithin die electrische Differenz der Endglieder der Kette $=+4(e+\varepsilon)$ ist. Bei Anreihung einer Combination III. (Fig. 371) fließt natürlich die im K_3 angehäufte freie $-(e+\varepsilon)$ dieser Combination wieder nach K_1 und die durch die Thätigkeit der Combinationen I. II. in K_3 hervorgerufene $+2(e+\varepsilon)$ strömt zu der im Kupfer K_4 zu Folge electromotorischer Thätigkeit der Combination III. vorhandenen hinzu und es steigt daher die Dichte der freien Electricität in K_1 auf $-3(e+\varepsilon)$ und in K_4 auf $+3(e+\varepsilon)$, somit die electrische Differenz der Endglieder der Kette auf $6(e+\varepsilon)$, und

Fig. 370.

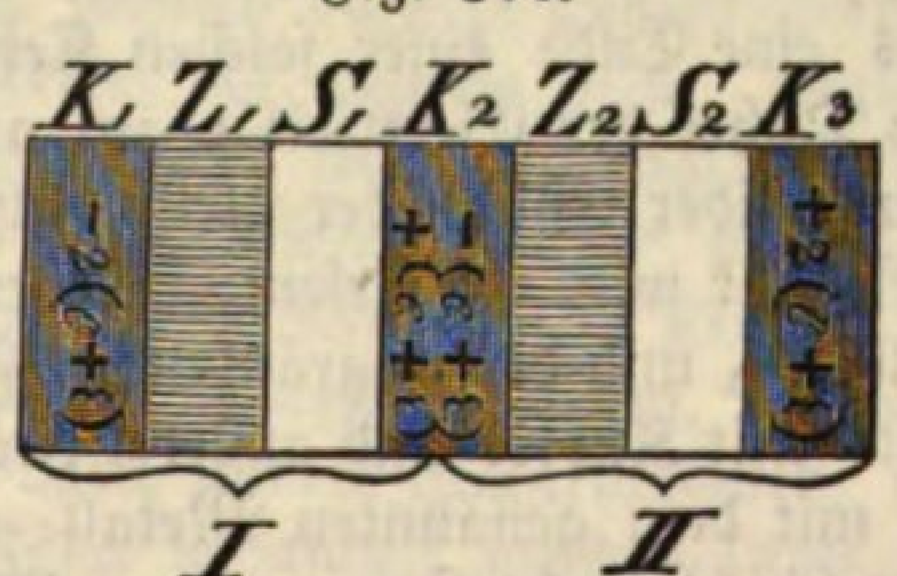
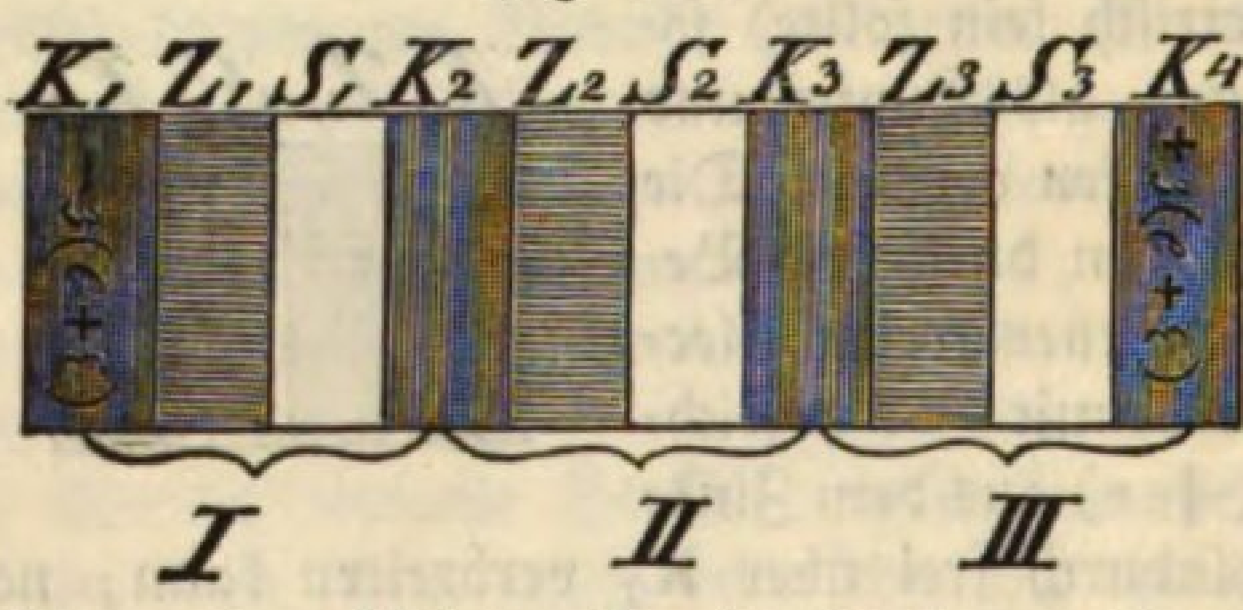


Fig. 371.



man sieht schon, daß bei einer aus 4, 5, ... n solchen Combinationen zusammengesetzten Kette die Dichten der Electricitäten in den Endgliedern $+ 4(e+\varepsilon)$ und $- 4(e+\varepsilon)$, $5(e+\varepsilon)$ und $- 5(e+\varepsilon)$, ... $n(e+\varepsilon)$ und $- n(e+\varepsilon)$, daher die electrischen Differenzen dieser Glieder $8(e+\varepsilon)$ $10(e+\varepsilon)$ .... $2n(e+\varepsilon)$ betragen müssen, daß demnach die besagten Dichten überhaupt mit der Anzahl der zur Kette verbundenen Combinationen (mit Schwefelsäure abwechselnder Kupfer-Zinkpaare) in geradem Verhältnisse stehen und nur von dieser Anzahl abhängen ...(†) und daß der, mittelst einer derartig zusammengesetzten Kette erreichbare Verdichtungsgrad entgegengesetzter Electricitäten unbegränzt sei. Da, wenn die in der Kette vorhandenen freien Electricitäten abgeleitet werden, die beständig thätige electromotorische Kraft sie augenblicklich wieder ersetzen muß; so ist eine gehörig zusammengesetzte electrische Kette eine sehr ergiebige und anhaltende Quelle beider Electricitäten: ja sie wäre unerschöpflich, wenn sich gewisse später zu besprechende Umstände, welche der Wirksamkeit der Kette über kurz oder lang ein Ende machen, ganz beseitigen ließen. Daß die electrische Kraft der Säule übrigens je nach der Natur der Stoffe, aus welchen sie besteht, verschieden ist, bedarf nach dem im vorhergehenden Gesagten keiner weiteren Erwähnung. Offenbar ist sie unter sonst gleichen Umständen größer, wenn man z. B. anstatt Kupfer, Platin oder Kohle anwendet, weil Zink und Platin oder Zink und Kohle in der Spannungsreihe weiter auseinander stehen als Zink und Kupfer, daher eine größere electrische Differenz annehmen als das letztgenannte Paar; hingegen kleiner, wenn bei denselben Zink-Kupfer-Paaren anstatt verdünnter Schwefelsäure Wasser den Leiter zweiter Ordnung bildet, weil diese Flüssigkeit die besagten Metalle schwächer electrisch anregt, als die erstere. Es folgt nach (††) S. 477 von selbst, daß wenn man das eine Ende einer solchen Kette mit der Erde in leitende Verbindung setzt, die Dichte der Electricität am anderen (isolirten) Ende der electrischen Differenz beider Endglieder gleich, also doppelt so groß werden müsse, als vorher. Offenbar wird an diesem Sachverhalte durch Weglassung des vereinzelten Metalls K_4 und der angränzenden Flüssigkeitsschichte S_3, so daß die Kette einerseits mit Kupfer und andererseits mit Zink endigt, nichts wesentlich geändert, da mit dem genannten Metall- und Flüssigkeitsgliede aus der Kette nur die ohnehin schwache Erregung wegfällt, welche dieses Flüssigkeitsglied mit den zwei angränzenden Metallen bewirkt, übrigens S_3 und K_4 der auf Z_3 sich ansammelnden Electricität nur als Leiter dienen. Die beiden Enden einer zusammengesetzten Kette nennt man ihre Pole und zwar das Ende, an welchem die freie $+ E$ verdichtet erscheint, den positiven Pol (auch den Zinkpol, weil dort nach der eben besprochenen Hinweglassung der einzelnen Metallplatte und der angrenzenden Flüssigkeitsschichte das Zink die Kette schließt) und das andere Ende, welches die verdichtete $- E$ enthält, den negativen Pol oder Kupferpol....(c).

42. Electrische Säulen. Volta'sche Batterien. Die einfachste und auch älteste Form einer zusammengesetzten electrischen Kette ist die einer Säule, welche erhalten wird, wenn man eine Anzahl gleich großer Kupfer- und Zink-

platten so übereinander legt, daß immer auf eine Kupferplatte eine Zinkplatte (oder umgekehrt) folgt und jedes Kupfer-Zinkpaar von dem nächsten durch eine mit Wasser, einer Koch- oder anderen Salzlösung oder einer verdünnten Säure getränkten Papp-, Tuch- oder Filzscheibe getrennt ist. Es ist bequem, die für eine solche electrische Säule, welche nach ihrem Erfinder Volta vorzugsweise die Volta'sche Säule heißt, bestimmten Metallplatten paarweise (immer eine Kupfer- und eine Zinkplatte) zusammenzulöthen und die Säule, um ihr die gehörige Standfestigkeit zu geben, sie auch nach Bedürfniß isolirt anwenden oder an dem einen Ende mit der Erde leitend verbinden zu können, zwischen Stäben von Glas (damit nämlich durch diese die Plattenpaare nicht unter einander in leitende Verbindung gesetzt werden) und auf einem isolirten Stative aufzubauen, wie dies die Fig. 372 und 373 zeigen, wo (in Fig. 373 in größerem Maßstabe) k, k.... die Kupfer- z, z.... die Zinkplatten, l, l.... die mit einer der genannten Flüssigkeiten durchnäßten Tuch- oder Pappscheiben, b einen isolirenden Untersatz und s.... die Glasstäbe vorstellen.

Der Uebelstand, daß bei dieser Säule, wenn die Anzahl der Erregerpaare (der Volta'schen Elemente) eine größere ist, die Flüssigkeit durch das Gewicht der oberen Paare aus den untern Papp- oder Tuchscheiben ausgepreßt wird, längs der Säule an ihrer Oberfläche herabrinnt, und durch Herstellung einer leitenden Verbindung zwischen den einzelnen Plattenpaaren die Wirkung der Säule bedeutend schwächt oder sogar aufhebt, nebstdem auch noch vorzüglich der Umstand, daß die Papp-, Tuch- oder Filzscheiben nur sehr wenig Flüssigkeit enthalten können, die Wirksamkeit der Säule daher (und der Grund hievon wird später klar werden) nur von kurzer, in vielen Fällen nicht hinreichender Dauer sein kann, führten bald zu andern Formen der zusammengesetzten Kette, in welchen diese, obgleich jede Aehnlichkeit mit einer Säule fehlt, dennoch den Namen „electrische oder Volta'sche Säule" beibehielt, gewöhnlicher und treffender aber Volta'sche Batterie genannt wird. Wir wollen von diesen Formen, da sie in der letzteren Zeit wieder durch andere Constructionen, von denen aber erst in der Folge gehandelt werden kann, in den Hintergrund gerückt, ja beinahe ganz verdrängt worden sind, hier nur einige wenige beschreiben; es sind:

Fig. 372.

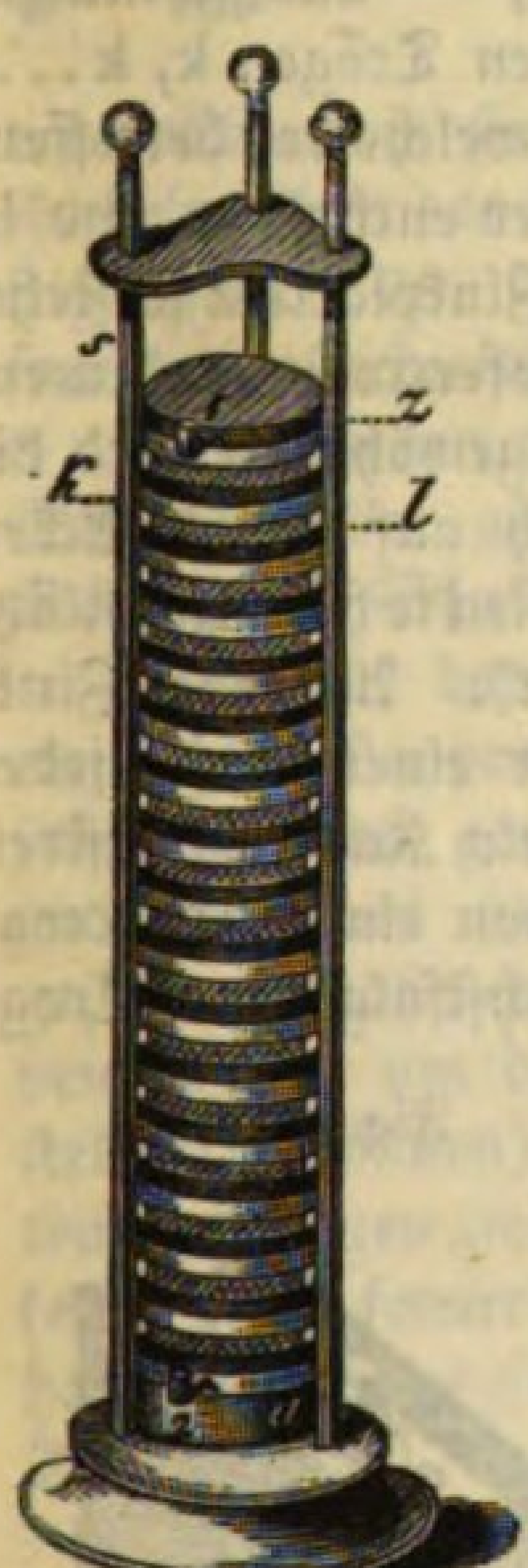


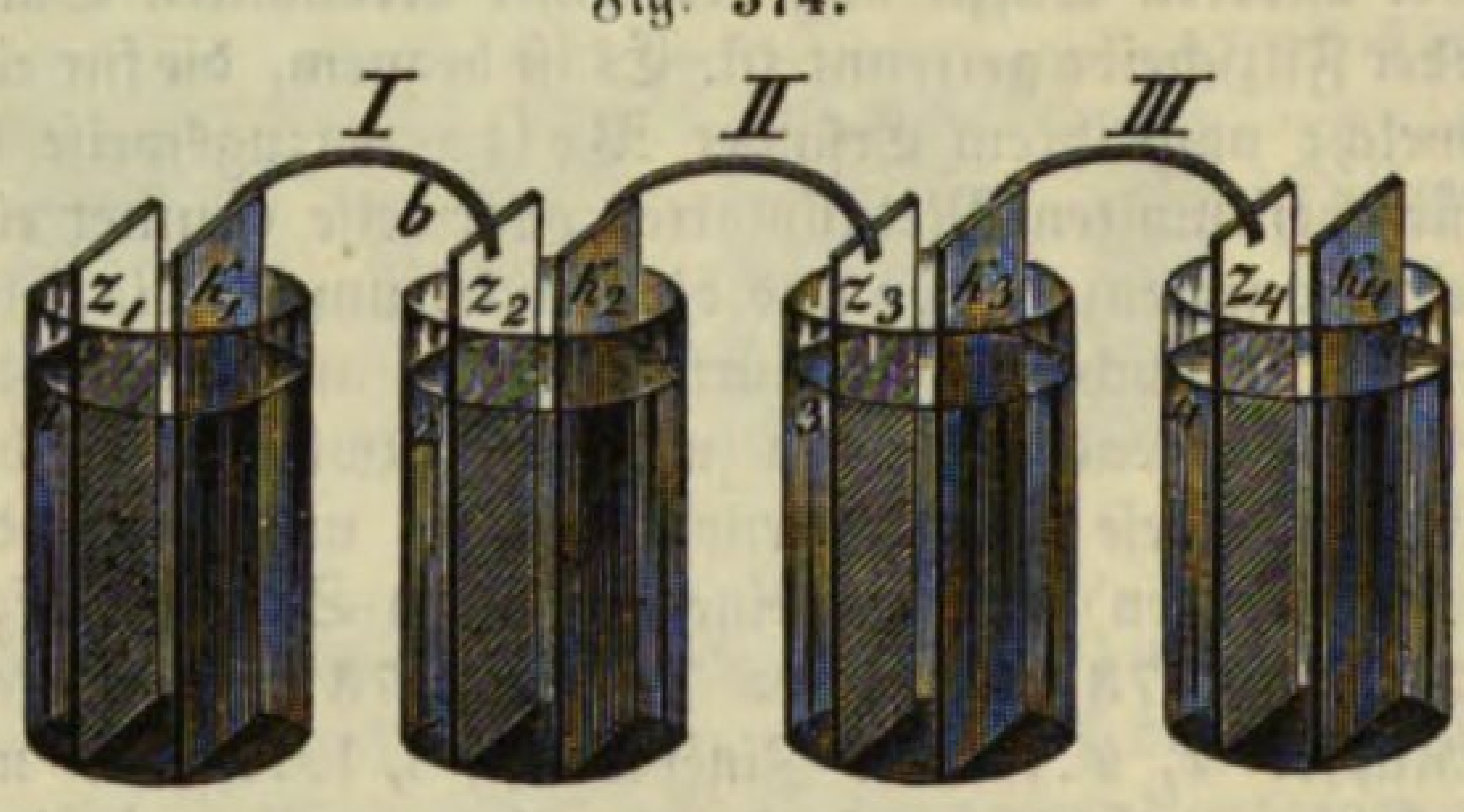
Fig. 373.



1. Der Becherapparat. Er besteht, wie Fig. 374 zeigt, aus einer Anzahl gläserner (runder oder länglich viereckiger) Gefäße (Becher) 1, 2, 3, 4...., wovon jedes mit der zur Batterie bestimmten Flüssigkeit entsprechend weit angefüllt ist, ferner eine Kupfer- und eine Zinkplatte $k_1\,z_1$, $k_2\,z_2$, $k_3\,z_3$, $k_4\,z_4$.... enthält, welche aus der Flüssigkeit hervorstehen und sich (in einem und demselben Becher) nirgends berühren, unter einander aber so im Contacte stehen, daß die Kupferplatte des einen Bechers immer mit der Zinkplatte des nächstfolgenden durch einen Kupferblechbogen b vereinigt ist. Man sieht, daß hier ganz dieselbe Anordnung vorhanden ist, wie bei der Säule der Fig. 372, nämlich Kupfer-Zinkpaare (Ele-

mente) I, II, III ... u. s. w. oder $k_1\ z_2$, $k_2\ z_3$, $k_3\ z_4$ u. s. w., deren jedes von dem nächstfolgenden durch eine Flüssigkeitsschichte (die Paare I, II durch die Flüssigkeit im Becher 2, die Paare II, III durch die Flüssigkeit im Becher 3 u. s. w.) getrennt ist. Die Pole sind die Zinkplatte z_1 und die Kupferplatte k_4 und zwar erstere der negative oder Kupferpol und letztere der positive oder Zinkpol, wie aus dem oben unter (c) Gesagten erhellt.

Fig. 374.



2. Der Oersted'sche Trogapparat, bei welchem die Kupferplatten der Säule selbst die Gefäße zur Aufnahme des flüssigen Leiters bilden. Er besteht, — wie man in Fig. 375 sieht, die einen solchen, 5 Elemente in hölzernem Postamente zählenden Apparat vorstellt, — aus schmalen, parallelopipedischen Trögen k, k.... von Kupferblech, welche den betreffenden flüssigen Leiter enthalten und in deren jedem eine Zinkplatte z so steht, daß sie den Kupfertrog an keinem Punkte berührt (gewöhnlich wird die Berührung durch auf die 4 Ecken der Zinkplatte gesteckte hölzerne Klötzchen a verhindert). An jeder Zinkplatte und an der einen Seite jedes Kupfertroges ist ein Kupferblechstreifen 1 und 2 festgelöthet, und es wird in der Richtung von einem Endtroge gegen den andern hin jede Zinkplatte immer mit dem nächstfolgenden Troge dadurch in Contact gebracht, daß man den an der Platte und den am Troge angelötheten Kupferstreifen mittelst einer über beide gesteckten federnden Metallklammer b in innige Berührung bringt, wie dies die Fig. 376 an einem abgesonderten Zink-Kupferpaare deutlicher zeigt. Die Verbindung immer einer Zinkplatte mit dem nächsten Kupfertroge wird häufig auch dadurch bewerkstelligt, daß ein an der Zinkplatte festgelötheter und zweimal rechtwinklig umgebogener Kupferblechstreifen m (Fig. 377) mit dem Ende in einen an der Seite des Troges befestigten

Fig. 375.

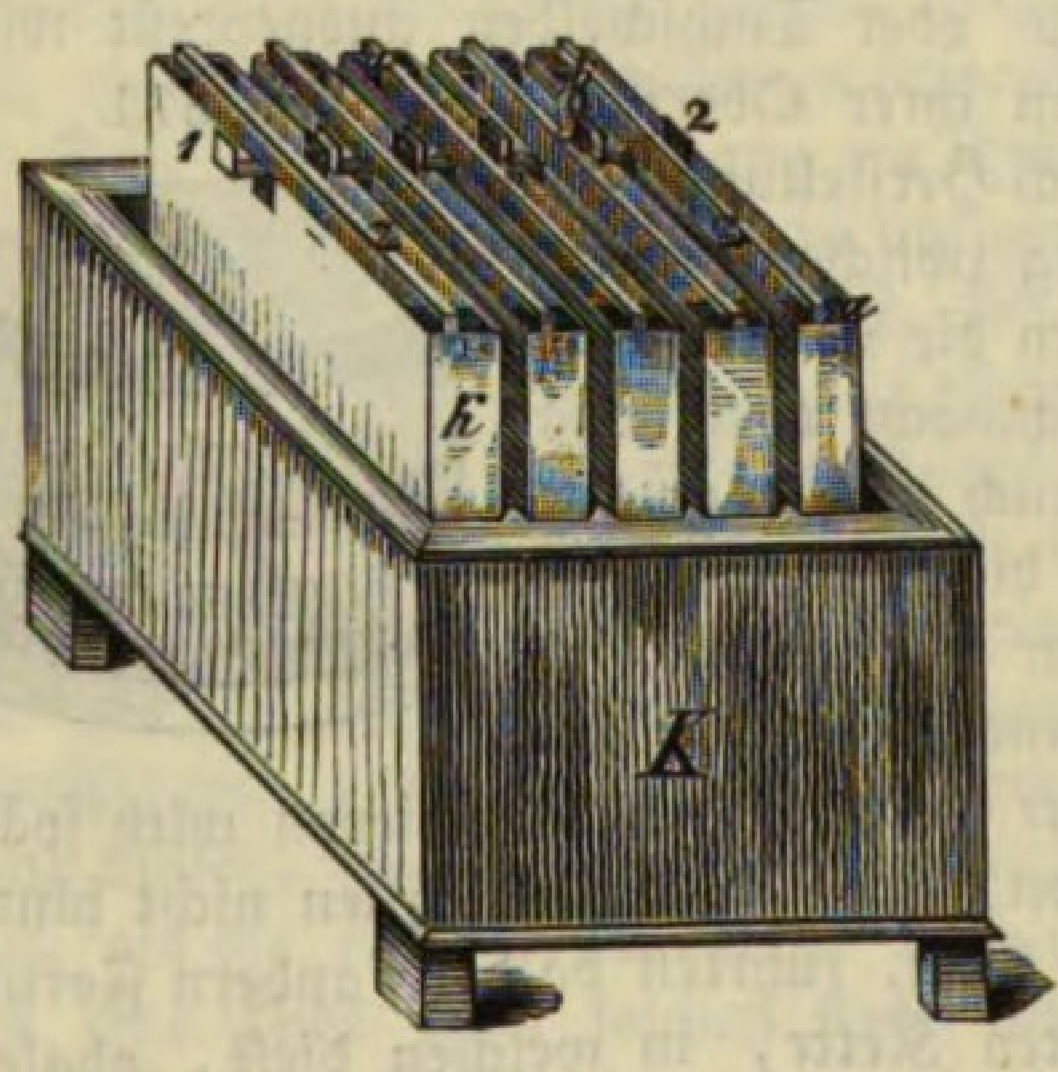


Fig. 376.

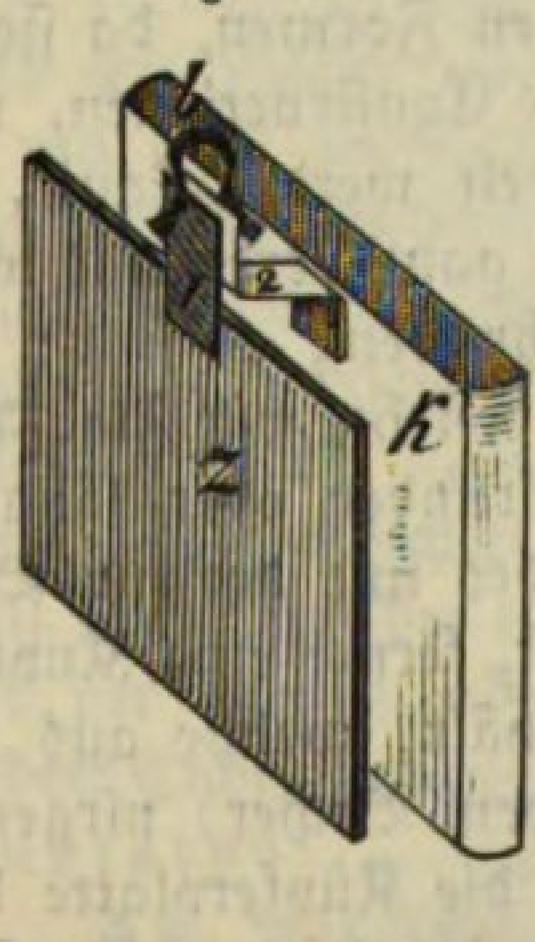
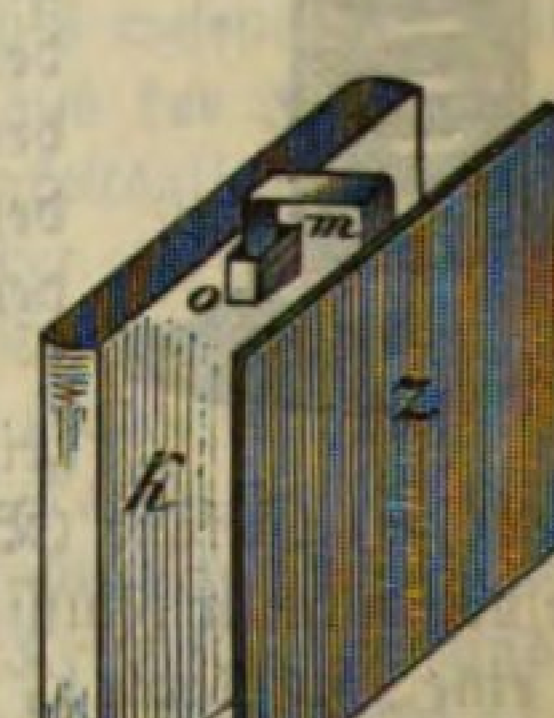


Fig. 377.



(hart angelötheten) kleinen kupfernen Napf oder Becher o gesteckt und unter darin enthaltenes Quecksilber getaucht wird. Daß die besprochenen Bögen oder Streifen, die zur Verbindung des Zink- und Kupfertheils jedes Volta'schen Elementes dienen, auch aus einem andern Metalle als Kupfer bestehen könnten und dieses andere Metall eben so wenig als das Quecksilber in den eben erwähnten Näpfen eine Aenderung in der Wirkung der Säule verursachen würde, ist nach (2) und (3) S. 479 und 480 für sich einleuchtend.

3. Wollaston's Trogapparat. Bei diesem sind die Kupferplatten k doppelt so groß, als die Zinkplatten z und um die untere Kante dieser letzteren herumgebogen; jede Zinkplatte ist von der sie umgebenden Kupferplatte durch etwa an den Ecken zwischen beide eingesetzte Holzklötzchen a geschieden und hängt mit der um die nächste Zinkplatte herumgebogenen Kupferplatte durch einen angelötheten Metallbogen b zusammen (Fig. 378). Alle so gebildeten Elemente sind an einer Holzleiste l (durch Festschrauben der Bögen b an derselben) befestigt (Fig. 379) und lassen sich demnach zusammen gleichzeitig in einen mit Zellen 1, 2, 3.... versehenen und den flüssigen Leiter enthaltenden Trog T aus Porzellan, Steingut oder glasirtem Thone versenken, und eben so nach gemachtem Gebrauche der Säule wieder gleich schnell aus dem Troge herausheben.

Fig. 378.

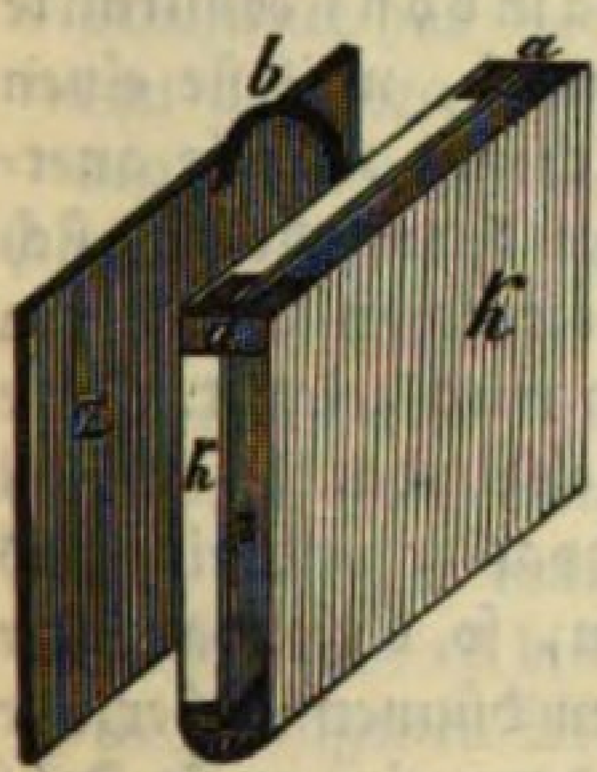
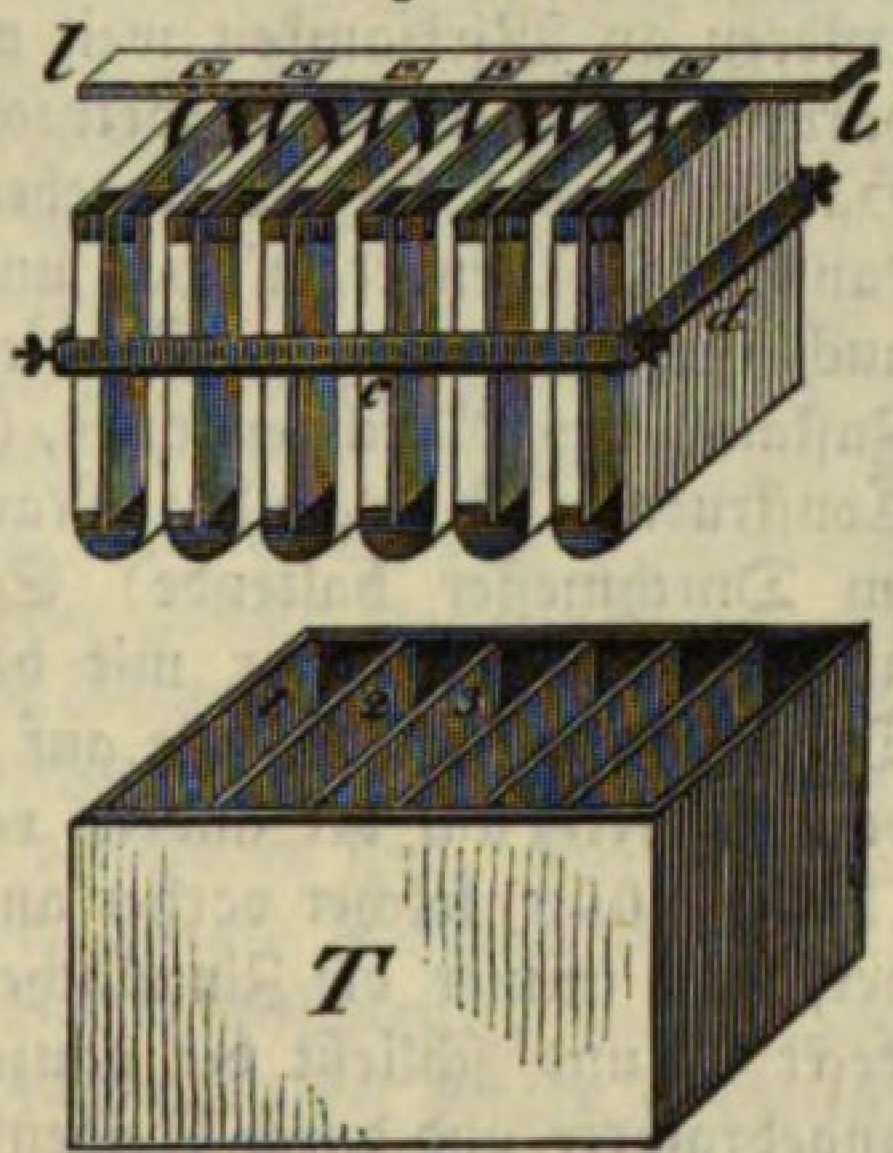


Fig. 379.



Ist jede der umgebogenen Kupferplatten von der nächsten durch eine Lage compacten Pappendeckels oder doppelt genommenen Kartenpapiers getrennt, an jedes Ende des ganzen Systems ein Bretchen angelegt, und werden diese Bretchen (mittelst eines aus 4 Holzstäben gebildeten, horizontal über die Bretchen hingehenden Rahmens c, d, dessen zwei Längenstäbe c, c an den Enden Schrauben haben, um den einen Querstab d näher oder weniger nah an den zweiten stellen zu können) so gegen einander gezogen, daß die Pappendeckel- oder Kartenpapierlagen zwischen den Kupferplatten möglichst fest eingepreßt sind, man senkt dann ferner die ganze Plattenreihe in einen, den flüssigen Leiter enthaltenden Trog (natürlich ohne Zellen) ein; so hat man den Faraday'schen Trogapparat.

Je zwei in den betrachteten Batterien vorhandene Metallplatten, die nur durch die verdünnte Schwefelsäure mit einander leitend verbunden sind, (wie dies z. B. bei jedem in einem und demselben Glasgefäße stehenden Zink-Kupfer-Paare der durch Fig. 374 dargestellten Batterie oder mit jedem Kupfertroge und der darin befindlichen Zinkplatte an der Batterie Fig. 375 nach Hinwegnahme der zur leitenden Verbindung der einzelnen Gefäße und der einzelnen Tröge dienenden Bögen oder Klemmen b der Fall ist) bilden, wie wenn sie einander unmittelbar berühren, eine einfache electrische Kette; denn da Zink und Kupfer im Contacte mit verdünnter Schwefelsäure nach (a) S. 480 negativ electrisch werden, Kupfer aber schwächer als Zink; so überwiegt die

freie + E, welche die Schwefelsäure durch die Berührung mit dem Zinke erhält, und welche dem Kupfer zufließt, die durch eben diese Flüssigkeit im Kupfer erregte — E, und im letzteren muß daher nach Neutralisirung dieses — E noch freie + E übrig bleiben, so daß von den zwei nur durch die Säure leitend verbundenen Metallen an den von Flüssigkeit freien Stellen das Zink freie — E und das Kupfer freie + E zeigt....(1).

43. Trockene electrische Säulen. Außer den bisher besprochenen (wegen der Anwendung einer Flüssigkeit als wesentlichen Bestandtheil dabei) sogenannten nassen electrischen Säulen wurden auch mehrere trockene (aus lauter festen Körpern bestehende) gebaut, von welchen, obgleich sie alle den ersteren an Wirksamkeit weit nachstehen, doch die von Zamboni construirte darum einer genaueren Betrachtung unterzogen werden muß, weil sie einen Hauptheil des im Vorhergehenden bereits als sehr nützlich und wichtig anerkannten Bohnenberger'schen und Fechner'schen Electroscopes ausmacht und sich auch vorzugsweise zum Studieren des Verhaltens der electrischen Säule im Zustande des Gleichgewichtes, (wovon später die Rede sein wird) eignet. Ihre Construction ist folgende: Man leimt eine (gewöhnlich kreisrunde, 1—2 Zoll im Durchmesser haltende) Scheibe aus unächtem Goldpapier und eine aus unächtem Silberpapier mit den Papierflächen zusammen, so daß man eine Doppelscheibe erhält, die auf der einen Seite mit einem dünnen Ueberzuge von Kupfer-, auf der andern von Zinn versehen ist, reiht dann eine große Zahl (500—2000) solcher vorher an der Luft getrockneten Doppelscheiben so aneinander, daß immer die Zinnfläche der einen die Kupferfläche der nächstfolgenden deckt *) und schließt die ganze Reihe, welche mittelst zweier an den Enden angebrachter und durch Seidenschnüre gegen einander gezogener Metallscheiben zusammengehalten wird, um den nachtheiligen Einfluß der feuchten Luft abzuhalten, luftdicht in ein innerlich gefirnißtes Glasrohr ein, das beiderseits Metallfassungen hat, die mit den Metallscheiben in leitender Verbindung stehen. Die eine Fassung bildet dann den positiven und die andere den negativen Pol der Säule, und beide Pole äußern eine sehr merkliche und gleich starke electrische Spannung, wie die Divergenz der Goldblättchen an einem gewöhnlichen Electrometer zeigt, wenn man mit demselben das eine und hierauf das andere Ende einer solchen auch nur aus 100 Scheibenpaaren bestehenden Säule untersucht, während immer ihr zweites Ende in der Hand gehalten wird. Die von den Polen auf was immer für eine Art abgeleitete Electricität wird natürlich durch die fortwährende electromotorische Thätigkeit im Innern der Säule immer wieder ersetzt, (obgleich dies wegen des geringeren Leitungsvermögens des offenbar die Stelle der Flüssigkeit nasser Batterien vertretenden Papiers

*) Diese große Zahl der in der bezeichneten Weise angeordneten Doppelscheiben wird am schnellsten dadurch zu Stande gebracht, daß man gleich ganze Bögen Silber- und Goldpapiers mit den Papierseiten zusammenleimt, dann die so erhaltenen Doppelbögen übereinander schichtet — immer die Zinkfläche des einen mit der Kupferfläche des folgenden der ganzen Ausdehnung in Berührung gebracht — hernach mittelst eines scharfen Hohleisens auf ein Mal ein Dutzend Doppelscheiben herausschlägt und stets das folgende Dutzend mit seiner untersten Scheibe auf die oberste des vorher erhaltenen Dutzends legt. Anstatt der Doppelscheiben aus Gold- und Silberpapier können auch bloß Scheiben aus, auf der nicht metallischen Seite mit feingepulvertem schwarzen Braunstein eingeriebenen Silberpapier angewendet werden, die man so über einander legt, daß immer eine Silber- (Zinn-) Fläche mit einer Braunsteinfläche in Berührung kommt.

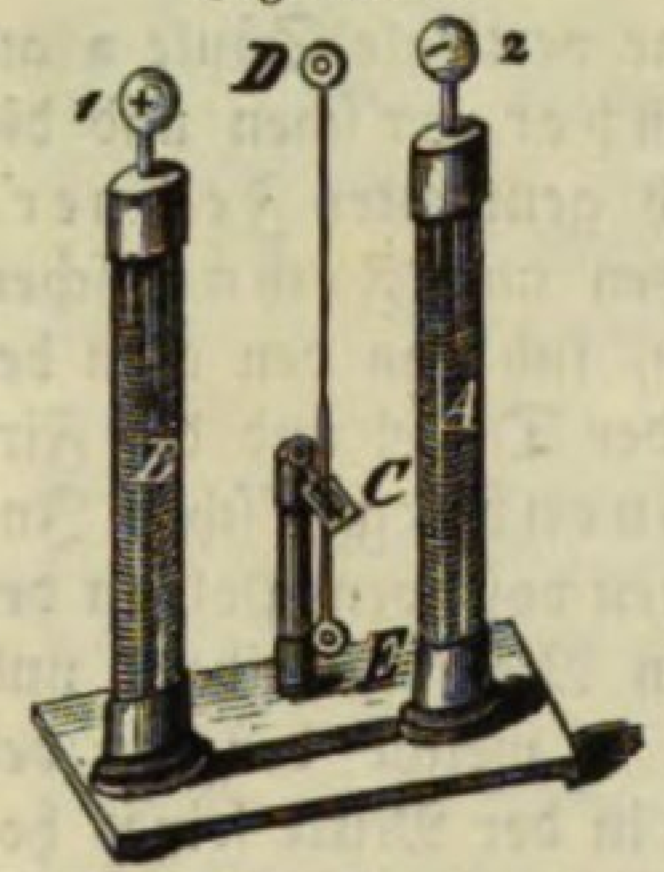
viel langsamer geschieht als bei diesen Batterien,) so daß die Pole der trockenen Säule lange Zeit hindurch Sitze entgegengesetzter und gleich stark verdichteter Electricitäten sind.

Eine solche Zamboni'sche Säule ist nun die kleine vertikale Säule a an dem in der früheren Fig. 364 dargestellten Bohnenberger'schen und die horizontale Säule a an dem durch Fig. 365 anschaulich gemachten Fechner'schen Condensator (oder an den Bohnenberger'schen und Fechner'schen Electroscopen, welche, wie wir von S. 472 her wissen, sich von den eben besagten Condensatoren nur dadurch unterscheiden, daß der Deckel und der Firnißüberzug an der Collectorplatte fehlt. Bei dem Bohnenberger'schen Instrumente hat die trockene Säule a den einen, z. B. den positiven Pol an der von der obern Metallfassung der Glasröhre getragenen Messingscheibe 1 und den andern (also den negativen) an der Scheibe 2, in welche der von der untern Metallfassung der Glasröhre ausgehende (und in der Mitte seines horizontalen Theiles mit einer Schraube an dem hölzernen Postamente des ganzen Apparates befestigte) Messingstreifen b oben endigt, und die Papierscheiben in a haben nur einige Linien Durchmesser. An der Stelle des Metallstreifens b findet man oft eine zweite, mit a ganz gleiche trockene Säule angebracht, und es bilden dann die von den oberen Röhren-Fassungen beider Säulen getragenen Metallscheiben die entgegengesetzten Pole, während die untern Fassungen durch einen Metallstreifen leitend verbunden sind. Bei dem Fechner'schen Apparate (Fig. 365) enthält die horizontale Zamboni'sche Säule a 800—1000 Doppelscheiben von ungefähr 2 Zoll Durchmesser, und die entgegengesetzten Pole werden durch die an den Fassungen der Röhre in Gelenken beweglichen Drähte b, d auf die (ovalen) Messingscheibchen 1, 2 übertragen, welche auch in Gelenken an den obern Enden dieser Drähte beweglich sind, so daß man denselben größere oder kleinere Entfernung von einander und verschiedene Neigungen geben kann. Man begreift, daß bei beiden Instrumenten wegen Gleichzeitigkeit und gleicher Stärke der Anziehung, welche die entgegengesetzten Pole der Säule auf das in der Mitte zwischen beiden herabhängende Goldblättchen üben, keine Bewegung dieses letzteren erfolgen kann, so lange es sich im unelectrischen Zustande befindet, daß sich dasselbe aber, sobald es irgend woher freie Electricität erhält, sogleich gegen dasjenige der Scheibchen 1, 2 hin bewegen muß, welches den mit dieser Electricität ungleichnamigen Pol bildet, indem es dann nicht bloß von diesem Pole angezogen, sondern gleichzeitig auch von dem andern abgestoßen wird. Eine Bewegung des Goldblättchens nach dem + Pol hin ist daher ein Beweis der Anwesenheit von freier — E und eine Bewegung gegen den — Pol von freier + E im Goldblättchen. Beide Apparate besitzen, wie wir bereits an einem andern Orte gehört haben, eine außerordentliche Empfindlichkeit, welche, wie wir erst jetzt einsehen können, vorzugsweise von der Stärke der Zamboni'schen Säulen, übrigens aber auch von der Dicke und Breite des Goldblättchens abhängt, weil ein dünneres und schmäleres Blättchen des geringeren Gewichtes wegen leichter beweglich ist, und doch nicht weniger freie Electricität aufnimmt, da diese sich vorzüglich an den Kanten desselben zusammendrängt.

Schließlich mag auch noch eine andere Anwendung der Zamboni'schen Säulen, d. i. zur Bewegung eines Pendels, in Kürze Erwähnung finden. Man stellt nämlich zwei solche Säulen A, B (Fig. 380) (jede aus etwa 2000 Doppelscheiben gebildet,) aufrecht so nebeneinander, daß bei der einen der

positive und bei der andern der negative Pol oben ist, verbindet die zwei untern entgegengesetzten Pole mittelst eines Metallstreifens leitend, (wodurch gleichsam

Fig. 380.



eine einzige Säule von 4000 Scheibenpaaren mit nach aufwärts gekehrten Polen erhalten wird) und bringt in die Mitte zwischen diese (an den Kugeln 1, 2 sich äußernde) Pole ein wohl äquilibrirtes, um eine durch den gläsernen Träger C isolirte Achse sehr leicht bewegliches Pendel D, E aus Metall. Wird das obere Ende dieses Pendels aus der besagten Mitte (wo es wegen gleich starker Anziehung von Seite beider Kugeln in Ruhe bleibt,) etwas heraus und der einen z. B. den + Pol enthaltenden Kugel 1 näher als der andern gebracht; so erfährt es von ersterer eine stärkere Anziehung, bewegt sich an dieselbe hin, nimmt von ihr + E auf, wird dann als gleichnamig electrisch abgestoßen und von dem — Pol (von der Kugel 2) angezogen. An diesem angelangt verliert es seine + E (in Folge Neutralisirung derselben durch das — E der Kugel 2,) nimmt dafür — E auf, wird nun von der Kugel 2 abgestoßen, dagegen von der Kugel 1 angezogen, bewegt sich somit wieder gegen diese hin u. s. w. Das Pendel schwingt daher zwischen den beiden Kugeln 1, 2 hin und her, und diese Bewegung dauert Monate, ja oft Jahre lang mit wechselnder Geschwindigkeit fort, hört zeitweilig auf, beginnt dann von selbst wieder, bis sie endlich, wenn mit der Zeit die Säulen ganz unthätig geworden, für immer unterbleibt. *)

44. Gesetze der electrischen Spannung an Volta'schen Batterien. Aus der im §. 41 angestellten theoretischen Betrachtung und aus dem 2. Spannungsgesetze S. 479 wissen wir bereits, daß die Dichten der an den Polen einer allseitig isolirten Volta'schen Batterie im Spannungszustande vorhandenen, freien Electricitäten mit der Anzahl der Paare im geraden Verhältnisse stehen, also bei n solchen Paaren + n e und — n e betragen, wenn + e und — e die Dichten der Glieder eines einzigen Paares bedeuten....(a); daß, wenn der positive Pol mit der Erde leitend verbunden ist, die Dichte am negativen — 2 n e und im entgegengesetzten Falle die Dichte am positiven Pole + 2 n e sei, und daß alle diese Werthe unter sonst gleichen Umständen nur von der Anzahl, keineswegs aber von der Größe der Electromotoren abhängen.

Um nun auch eine genauere Einsicht in den electrischen Zustand der zwischen den Polen enthaltenen Volta'schen Paare und zwar zuerst bei einer isolirten

*) Diese Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Pendels machten bald die anfangs gehegte Hoffnung, mittelst desselben eine gleichförmig gehende Uhr erhalten zu können, zu Nichte, und sie kommen von dem Wechsel in der Größe des Electricitäts-Verlustes, den die Pole der Säule durch das Pendel und die Luft erleiden. Hat man dem Pendel eine solche Beschaffenheit gegeben, daß durch dasselbe und durch die Luft, bei einem mittleren Feuchtigkeitszustande der letzteren, den Polen immer gerade so viel Electricität entzogen wird, als die electromotorische Thätigkeit in der Säule zu ersetzen vermag, so gehen, so lange dieser Feuchtigkeitszustand dauert, die Pendel-Oscillationen stets mit gleicher Geschwindigkeit und ununterbrochen vor sich. Nimmt die Feuchtigkeit der Luft, und mithin die durch sie bewirkte Ableitung der Electricität ab: so werden die Oscillationen schneller. Im entgegengesetzten Falle werden sie langsamer, und bei zu großer Feuchtigkeits-Zunahme bleibt das Pendel von selbst stehen; kann aber bei wieder abnehmender Feuchtigkeit von selbst abermals in Bewegung kommen.

Batterie zu gelangen, darf man sich nur diese allmälig, von einem Paare angefangen, durch successive Hinzugabe immer eines neuen der folgenden Glieder aufgebaut denken und dabei Schritt für Schritt den electrischen Zustand der bereits an einander gereihten Glieder betrachten, indem man stets im Auge behält, daß die Electricität, welche aus einem oder dem anderen Theile eines Volta'schen Paares auf was immer für eine Weise abgeleitet wird, durch die darin beständig fortdauernde electromotorische Thätigkeit sogleich wieder ersetzt werden muß. Der Vereinfachung der Betrachtung wegen soll nur die durch den Contact von Kupfer und Zink entwickelte freie E berücksichtigt und die zwischen diesen Metallen und der verdünnten Schwefelsäure stattfindende Electricitäts-Erregung, welche im Verhältniß zu jener zwischen den Metallen selbst ohnehin gering ist, ganz außer Acht gelassen werden, so daß die genannte Flüssigkeit als bloßer Electricitätsleiter angesehen wird. Nimmt man an, bei Kupfer in Berührung mit Zink sei die Dichte der freien Electricität des ersteren — e und des letzteren + e, und bezeichnet die in der Batterie nacheinander folgenden Glieder aus Kupfer mit K_1, K_2, $K_3 \ldots$, aus Zink mit Z_1, Z_2, $Z_3 \ldots$ und aus verdünnter Schwefelsäure mit S_1, S_2, $S_3 \ldots$; so stellt für die Combination $K_1\,Z_1\,S_1\,K_2$, wenn das zunächst unter jedem Buchstaben Stehende die Electricitäts-Dichte des durch den Buchstaben bezeichneten Gliedes der Batterie bedeutet, das Schema:

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 \\ -e & +e & +e & +e \end{matrix} \quad \ldots\ldots \text{(I)}$$

den electrischen Zustand der Combination dar, da das aus der Berührung des Zinkes Z_1 mit dem Kupfer K_1 entspringende + e des ersteren durch Mittheilung auch auf S_1 und K_2 übergeht. Kommt die Zinkplatte Z_2 hinzu; so hat man das Schema:

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 \\ -e & +e & +e & +e & +e \\ -e & -e & -e & -e & +e \end{matrix} = \begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 \\ -2e & 0 & 0 & 0 & +2e \end{matrix} \quad \ldots\ldots \text{(II)},$$

indem K_2 sein + e auch dem Z_2 mittheilt, überdies Z_2 und K_2 zu Folge ihres Contactes selbst + e und — e erhalten und dieses — e des K_2 auch in die Leiter S_1, Z_1 und K_1 übergeht, ferner das + e und — e des Z_1, S_1 und K_2 sich neutralisiren (gegenseitig vernichten). Nach weiterer Hinzufügung von S_2, K_3 wird die Batterie und der electrische Zustand ihrer einzelnen Glieder durch

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 & S_2 & K_3 \\ -2e & 0 & 0 & 0 & +2e & +2e & +2e \end{matrix}$$

repräsentirt; da das + 2e des Z_2 auch dem S_2 und K_2 zufließt, sonst aber an der vorigen Anordnung nichts geändert wird. Reiht man aber noch Z_3 an; so nimmt dieses von K_3 + 2e auf, es resultirt ihm ferner aus seiner Berührung mit K_3 noch ein + e, so daß es dann + 3e hat, und das dem K_3 aus derselben Berührung erwachsende — e verbreitet sich über alle Glieder S_2, Z_2, K_2 u. s. f. bis nach K_1. Das die electrische Anordnung in der Batterie darstellende Schema ist daher nun:

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 & S_2 & K_3 & Z_3 \\ -2e & 0 & 0 & 0 & +2e & +2e & +2e & +2e \\ -e & -e & -e & -e & -e & -e & -e & +e \end{matrix} =$$

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 & S_2 & K_3 & Z_3 \\ -3e & -e & -e & -e & +e & +e & +e & +3e \end{matrix} \quad \ldots\ldots \text{(III)};$$

denn bei Z_2, S_2, K_3 wird von den $+2e$ immer ein $+e$ durch das neu hinzukommende $-e$ vernichtet.

Fährt man mit der Vermehrung der Glieder der Batterie in der nämlichen Art fort; so bekommt man

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 & S_2 & K_3 & Z_3 & S_3 & K_4 \\ -3e & -e & -e & -e & +e & +e & +e & +3e & +3e & +3e, \end{matrix}$$

(da das $+3e$ von Z_3 sich über S_3 und K_4 verbreitet), und

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 & S_2 & K_3 & Z_3 & S_3 & K_4 & Z_4 \\ -3e & -e & -e & -e & +e & +e & +e & +3e & +3e & +3e & +3e \\ -e & -e & -e & -e & -e & -e & -e & -e & -e & -e & +e \end{matrix} =$$

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 & S_2 & K_3 & Z_3 & S_3 & K_4 & Z_4 \ldots\ldots (IV), \\ -4e & -2e & -2e & -2e & 0 & 0 & 0 & +2e & +2e & +2e & +4e \end{matrix}$$

indem K_4 zu Folge des Contactes mit Z_4 wieder $-e$ empfängt, das durch S_3, Z_3.... bis K_1 hin an alle Glieder mitgetheilt wird, zugleich dem Z_4 aus der Berührung mit K_4 auch $+e$ zuwächst.

Ferner ergibt sich auf demselben Wege für eine Batterie aus 5 Paaren das Schema:

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 & S_2 & K_3 & Z_3 & S_3 & K_4 & Z_4 & S_5 & K_5 & Z_5 \ldots (V), \\ -5e & -3e & -3e & -3e & -e & -e & -e & -e & -e & -e & +3e & +3e & +3e & +5e \end{matrix}$$

und für eine Batterie aus 6 Paaren das Schema:

$$\begin{matrix} K_1 & Z_1 & S_1 & K_2 & Z_2 & S_2 & K_3 & Z_3 & S_3 & K_4 & Z_4 \\ -6e & -4e & -4e & -4e & -2e & -2e & -2e & 0 & 0 & 0 & +2e \end{matrix}$$

$$\begin{matrix} S_5 & K_5 & Z_5 & S_6 & K_6 & Z_6 & \ldots\ldots (VI), \text{ u. s. w.} \\ +2e & +2e & +4e & +4e & +4e & +6e & \end{matrix}$$

Der Anblick aller dieser Anordnungen von (I) bis (VI) bestätigt nicht nur die unter (a) S. 488 gemachte Angabe, sondern stellt zugleich für den electrischen Zustand im Innern der Batterie folgendes Gesetz heraus: Die Electricitäts-Dichten der Kupferplatten lassen sich vom Kupferpole angefangen der Reihe nach bis an den Zinkpol hin durch $-ne$, $-(n-2)e$, $-(n-4)e$, $-(n-6)e$ u. s. f. ausdrücken und die Dichten der Electricität in der 1sten, 2ten, 3ten u. s. w. Zinkplatte werden in der Richtung vom Zink- zum Kupferpole hin nacheinander durch ne, $(n-2)e$, $(n-4)e$, $(n-6)e$ u. s. f. dargestellt, wenn n die Anzahl der in der Batterie vorhandenen Volta'schen Paare bedeutet. Man sieht auch, daß bei einer geraden Anzahl Paare sich immer die 3 Glieder in der Mitte der Batterie im natürlichen Zustande befinden. Daß die freien Electricitäts-Mengen, welche aus der Einwirkung der verdünnten Schwefelsäure auf die Metalle hervorgehen und welche bei der obigen Betrachtung unberücksichtigt blieben, die eben festgestellten Resultate nur insoweit modificiren können, als sie eine Erhöhung der Electricitäts-Dichten in der Batterie bewirken, bedarf wohl nicht erst bemerkt zu werden. Steht der eine z. B. der negative Pol der Batterie mit der Erde in leitender Verbindung, so findet sich, während der andere Pol bekanntlich $+E$ von der größten durch die Batterie erreichbaren Dichte zeigt, auch an allen übrigen Punkten bis an den negativen Pol hin, (der jetzt gar keine Electricität besitzt), nur $+E$ und es nimmt ihre Dichte von Electromotor zu Electromotor in der Rich-

tung gegen diesen Pol in arithmetischem Verhältnisse ab, und in gleichem Verhältnisse nimmt die Dichte der — E vom negativen zum positiven Pol hin ab, wenn dieser mit der Erde leitend verbunden und ersterer isolirt ist.

Die Richtigkeit dieses Sachverhaltes läßt sich durch eine ähnliche Betrachtung, wie im vorigen Falle, (der die allseitige Isolirung der Batterie voraussetzte) theoretisch darthun; sie kann aber auch auf dem Versuchswege und zwar am leichtesten mit einer Zambonischen Säule nachgewiesen werden. Zu diesem Ende setze man eine solche Säule, an welcher etwa je von der hundertsten Doppelscheibe eine Zunge immer desselben Metallpapiers aus der cilindrischen Oberfläche hervorsteht, z. B. mit dem + Pol auf die Collectorplatte eines Electrometers und berühre die zweite Zunge, von unten an gerechnet, mit dem Finger. Es bildet so das erste (unterste) Scheibenhundert gleichsam eine kleine Säule für sich, an der das eine Ende mit dem Electrometer und das andere (durch den Finger) mit der Erde in leitender Verbindung steht, und es empfängt das Electrometer demnach Electricität aus einer Quelle, worin dieselbe hundert Mal so stark verdichtet ist, als in jeder einzelnen aus Kupfer, Zinn, Papier, Kupfer gebildeten und an einem Ende mit der Erde leitend verbundenen Erreger-Combination. Notirt man die Größe des Winkels, um welchen die Goldblättchen divergiren und berührt dann die 3. Zunge, welche das obere Ende einer aus zweihundert Doppelscheiben bestehenden Säule bildet, hierauf die vierte, fünfte, sechste Zunge u. s. f.; so zeigen die Divergenzen der Goldblättchen + E von doppelt, 3mal, 4mal, 5mal u. s. w. größerer Dichte an, als im ersten Falle. Es stehen also, ganz im Einklange mit der Theorie, die Dichtigkeitszunahmen der + E in geradem Verhältnisse zur Anzahl gleichartiger Elemente der Säule. Auch an allen übrigen Punkten der letzteren findet sich nur positive Electricität, und die Dichte derselben nimmt gegen den — Pol hin in arithmetischem Verhältnisse ab. Dreht man hierauf die Säule um, so daß jetzt der — Pol auf der Electrometerplatte ruht, wiederholt die nämlichen Experimente wie vorhin und in derselben Aufeinanderfolge; so erhält man der Reihe nach ganz dieselben Divergenz-Größen an den Goldblättchen wie zuvor; nur divergiren diese jetzt mit — E, so daß also in der Säule, wenn ihr + Pol mit der Erde in leitender Verbindung steht, die Dichte der Electricität am — Pol ebenfalls der Anzahl der zur Säule vereinigten gleichartigen Elemente proportionirt ist, die Säule nur — E enthält und die Dichte dieser — E vom — Pol gegen den + Pol hin in arithmetischem Verhältnisse abnimmt.

Um den eben geführten experimentellen Beweis auch mit einer nassen Säule zu führen und überhaupt das electrische Verhalten einer solchen Säule im Zustande des Gleichgewichtes (der Spannung) durch Versuche darzuthun, muß, — da eine solche Säule nicht so leicht, wie eine trockene, aus jener großen Zahl von Volta'schen Paaren zusammengesetzt werden kann, welche in der Regel erforderlich ist, damit die Pole auf ein Goldblattelectrometer merklich einwirken —, immer neben den Goldblattelectrometer ein recht wirksamer Condensator zu Hülfe genommen und eine Säule von einer Form und Einrichtung gewählt werden, welche gestattet, jedes einzelne und jede beliebige Zahl ihrer Glieder durch Leitungsdrähte mit dem Condensator zu verbinden. Die Versuche geben dann ganz die vorher angeführten Resultate. Ueberdieß bestätigen sie vollkommen die S. 482 unter (c) aufgestellten Ergebnisse der Theorie betreffend den Einfluß der Anzahl und Natur der Volta'schen Paare auf die electrische Kraft (Spannung) der Säule, und zeigen ferner,

daß die Größe dieser Kraft auch von der Beschaffenheit des flüssigen Leiters abhänge (was seinen Grund in der schon an einem andern Orte besprochenen, ungleichen electromotorischen Einwirkung der verschiedenen Flüssigkeiten auf die Metalle hat) aber unabhängig sei von der Größe der Flächen, in welchen die Leiter der Säule einander berühren, (weil nämlich die Stärke der electrischen Erregung an den Contactstellen nicht durch die Anzahl der Contactpuncte, sondern lediglich nur durch die Natur der im Contacte stehenden Stoffe bestimmt wird).

45. Electrischer Strom Volta'scher Ketten. Werden die beiden Glieder einer einfachen Kette, (also bei den einfachen Ketten, deren auf S. 485 besonders Erwähnung geschah, die zwei mit der Flüssigkeit in Berührung stehenden Metalle) oder die beiden Pole einer Säule durch einen Leiter (Schließungsleiter) verbunden, — was *die Kette schließen* heißt —; so erfolgt in ähnlicher Weise, wie bei leitender Verbindung der inneren und äußeren Belegung einer Leidner Flasche oder des ersten Conductors und des Reibzeuges einer in Gang gebrachten Electrisirmaschine, in der ganzen Kette eine Ausgleichung (Neutralisirung) der im Spannungszustande vorhandenen, ungleichnamigen Electricitäten, und es entstehen hiedurch zwei nach entgegengesetzten Richtungen gehende Ströme, ein *positiver* und ein *negativer*. Da die zu Folge der besagten Neutralisirung verschwundenen Electricitäten durch die fortwährend thätige, electromotorische Kraft immer ersetzt werden; so erneuern sich diese Ströme stets wieder, und dies geschieht bei nassen Säulen so schnell, daß dieselben völlig ununterbrochen erscheinende und (unter günstigen Umständen) lange Zeit hindurch andauernde Ströme liefern. (Eine trockene Säule, namentlich die Zambonische, braucht, um sich immer wieder zu laden, eine verhältnißmäßig längere Zeit, weil bei derselben wegen der schlechteren Leitungsfähigkeit des Papiers im Vergleiche mit Säuren und wässerigen Lösungen das Ersetzen der neutralisirten Electricitäten weit langsamer vor sich geht.) Um nicht fortwährend zu Unterscheidungen zwischen dem *positiven* und *negativen* Strome genöthigt zu sein, faßt man allgemein immer nur ersteren ins Auge, und meint, so oft von einem electrischen Strome ohne weiterem Beisatze die Rede ist, stets bloß den positiven. Da in einem nur aus Kupfer und Zink bestehenden Volta'schen Elemente durch die electromotorische Kraft die + E vom Kupfer zum Zink getrieben wird (§. 40); so hat in jedem solchen Elemente der bei Vereinigung der beiden Glieder desselben durch einen Schließungsleiter entstehende Strom die Richtung vom Kupfer zum Zink, mithin im Schließungsleiter vom Zink zum Kupfer . . . . (1). In einer aus Zink, aus Kupfer (oder dessen häufig angewendeten Stellvertreter, Platin oder Kohle) und aus einer Flüssigkeit gebildeten einfachen Kette, circulirt, wenn die genannten festen Glieder derselben außerhalb der Flüssigkeit mit einander unmittelbar oder vermittelst eines Schließungsleiters in Contact gebracht sind, zu Folge der durch die Flüssigkeit hindurch stattfindenden Ausgleichung der aus diesem Contacte resultirenden entgegengesetzten Electricitäten ein Strom, der in dem festen Volta'schen Elemente vom Kupfer oder dessen Stellvertreter zum Zink und von diesem durch die Flüssigkeit zum Kupfer zurück geht. Gleichzeitig circulirt aber mit diesem Strome noch ein zweiter, welcher zu Folge Ausgleichung der durch die Berührung der Flüssigkeit mit den festen Electromotoren entwickelten Electricitäten entsteht und bei Ketten, deren flüssiger Bestandtheil die festen in ähnlicher Weise electrisch

anregt, wie die verdünnte Schwefelsäure das Zink und das Kupfer, mit ersterem Strome dieselbe Richtung verfolgt, also mit ihm wirkt. (Von diesen Electricitäten wird nämlich die, nach (a) S. 480, in der Flüssigkeit und im Kupfer oder dessen Stellvertreter enthaltene, kraft electromotorischer Thätigkeit vom Zink dahin getriebene + E immer durch den Schließungsleiter wieder zum Zink zurückkehren.) Wäre hingegen die electrische Anregung der festen Electromotoren durch die Flüssigkeit und umgekehrt von der Art, daß die letztere negativ und die ersteren positiv (und zwar Zink in stärkerem Maße als Kupfer oder dessen Stellvertreter) electrisch würden; so müßten die bei Schließung der Kette entstehenden zwei Ströme offenbar entgegengesetzte Richtung haben mithin einander entgegenwirken .... (†). Man ersieht hieraus neuerdings, daß die Beschaffenheit des flüssigen Leiters von großem Einflusse auf die Wirksamkeit des electrischen Stromes einfacher und zusammengesetzter Volta'scher Ketten sein müsse .... (††), da, wie nun von selbst einleuchtet, in letzteren der Strom von jedem negativen Gliede (Kupfer, Platin, Kohle u. s. w.) der vorhandenen einfachen Ketten zum positiven und im Schließungsleiter vom positiven Pole der Säule zum negativen geht.

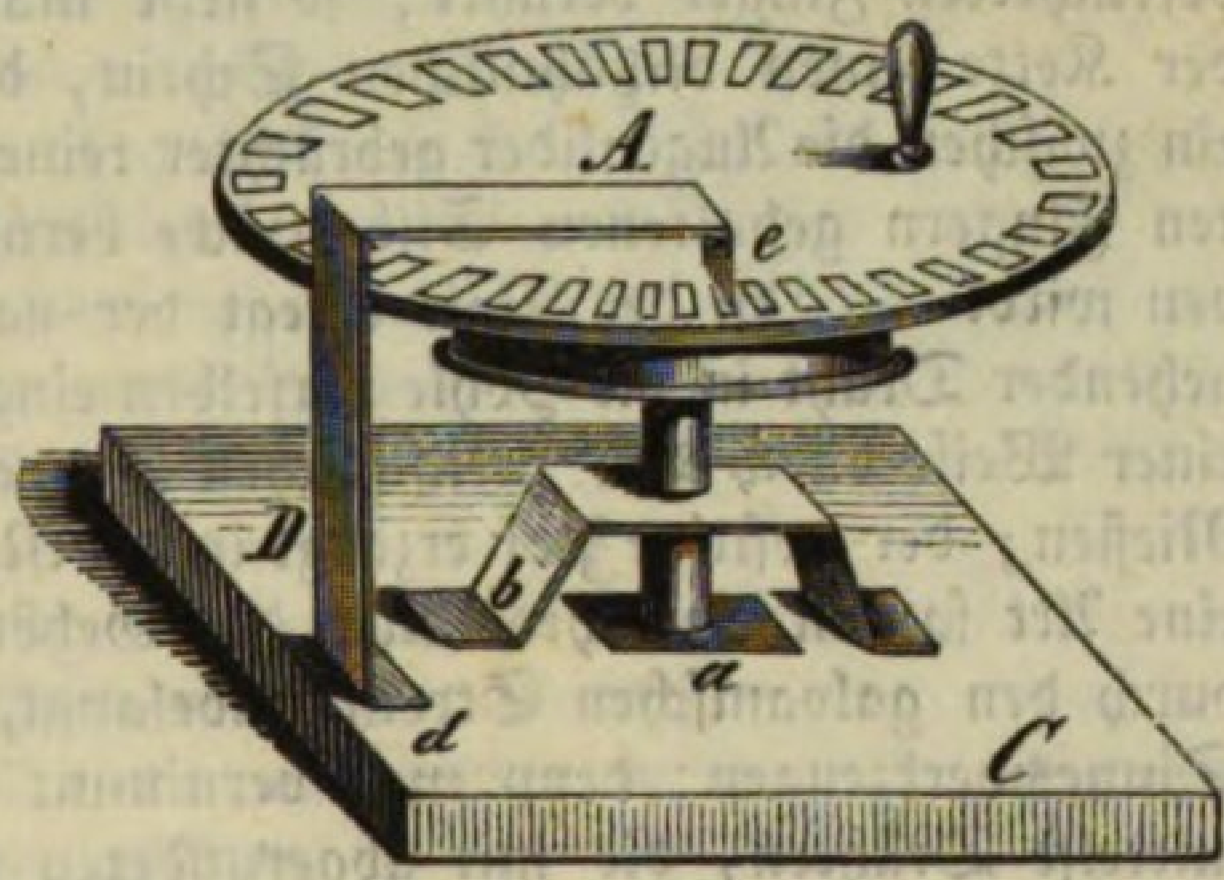
46. Quantität und Intensität des electrischen Stroms. In einer geschlossenen einfachen Kette hängt die Menge der in einer bestimmten Zeit in Bewegung gesetzten Electricität d. i. die Quantität des electrischen Stromes offenbar von der nach dem Maße ihrer Stärke die Electricität hervorrufenden electromotorischen Kraft und von der Schnelligkeit ab, womit die zu Folge dessen geladene Kette sich entladet und die entladene Kette ihre frühere Ladung immer wieder annimmt. Da sich der bewegten Electricität in jedem Leiter ein gewisses Hinderniß der Bewegung, der sogenannte Leitungswiderstand entgegenstellt, und da dieser Widerstand in Flüssigkeiten viel größer ist als in den die Electricität weit besser leitenden Metallen (oder andern in Voltaschen Ketten ihre Stelle vertretenden festen Körpern); so wird, einen metallenen Schließungsleiter (eine vollkommen leitende Schließung) vorausgesetzt, der flüssige Bestandtheil der Kette nicht im Stande sein, in einer bestimmten Zeit alle Electricität durchzulassen, welche in der nämlichen Zeit von den festen Bestandtheilen der Kette aus, (vermöge der in denselben ununterbrochen stattfindenden electromotorischen Thätigkeit und des ihnen eigenen großen Leitvermögens) möglicher Weise in Bewegung gesetzt werden könnte, und man begreift, daß die Quantität des electrischen Stromes bei einer einfachen Kette unter sonst gleichen Umständen mit dem Leitvermögen ihres flüssigen Bestandtheils und mit der Ausdehnung der festen Electromotoren d. i. der Flächen zunehmen müsse, in welchen letztere mit ersterem in Berührung stehen, weil, je größer diese Flächen sind, auch desto mehr Uebergangspunkte aus den festen Leitern in den flüssigen und umgekehrt der bewegten Electricität dargeboten werden. Mit der Dicke der, die festen Electromotoren trennenden Schichte des flüssigen Leiters nimmt hingegen die Stromquantität ab, weil mit dieser Dicke der Leitungswiderstand in der Flüssigkeit wächst .... (1). Wird mit einer einfachen Kette eine gleiche zweite, dritte, vierte u. s. w. zu einer Säule vereinigt und diese dann in der nämlichen Art wie vorher geschlossen; so hat der Strom keine größere Quantität als bei einer einzelnen dieser einfachen Ketten: denn es wachsen zwar, wie wir von früher her wissen, mit der Anzahl der durch Flüssigkeitsschichten getrennten Volta'schen Paare die Dichten der an den Polen der Kette angehäuften Electricitäten

und somit auch ihre Spannungen, zugleich nimmt aber in dem nämlichen Verhältnisse auch der durch diese Schichten erzeugte Leitungswiderstand zu, so daß bei zwei, drei, vier u. s. w. solchen Paaren eine zwei-, drei-, viermal u. s. w. größere Spannung als bei einem einzigen erforderlich ist, um dieselbe Electricitätsmenge durch die Kette zu treiben, und daher die Vermehrung der Volta-schen Paare einer Kette nicht zur Vergrößerung der Quantität des Stromes beitragen kann, wohl aber durch Erhöhung der electrischen Spannung in der Kette jene Eigenschaft desselben wesentlich begründet, die man seine Intensität (Stärke) nennt. Die Folge wird lehren, daß diese Intensität unter übrigens gleichen Umständen der Anzahl der Volta'schen Paare proportionirt ist. Wir werden an einem andern Orte auf beide Eigenschaften des electrischen Stromes, seine Quantität und seine Intensität wieder zurückkommen; begreifen jedoch schon jetzt, daß die Effecte, welche ein Strom von großer Intensität, aber geringer Quantität in Körpern hervorbringt, auf die er einwirkt, von jenen verschieden sein müssen, welche durch einen Strom von bedeutender Quantität, aber geringer Intensität erzeugt werden, in ähnlicher Weise, wie bekanntermaßen die Wirkungen des Wasserdampfes verschieden sind, je nachdem er in geringer Menge, aber großer Spannung, oder umgekehrt mit schwacher Spannung, jedoch in beträchtlicher Menge in Bewegung ist. (In ersterem Falle wird er z. B. einem Körper, gegen den er trifft, eine bedeutende Geschwindigkeit ertheilen, ihn aber binnen gegebener Zeit — durch die Wärme nämlich, die er vor und bei seiner Condensirung zu Wasser abgibt — nur wenig erwärmen können, und im letzteren Falle kann gerade das Umgekehrte stattfinden.)

47. Physiologische Wirkungen des Voltaelectrischen Stromes. Berührt man die beiden Pole einer electrischen Säule gleichzeitig mit den Fingern, nachdem diese, um die Haut besser leitend zu machen, (am besten mit Salzwasser) etwas angefeuchtet worden; so empfindet man einen eigenthümlichen Nervenreiz, der sich mit jeder erneuerten Schließung der Kette wiederholt, vorzüglich mit der Zahl der Elemente dieser letzteren (also mit der Intensität des Stromes) an Stärke bis zu einen in die Arme hinauf reichenden, sehr empfindlichen Schlag zunimmt und selbst bei einer geringen Anzahl von Elementen bis zur Unerträglichkeit gesteigert werden kann, wenn man durch oftmals wiederholtes Schließen und Oeffnen der Kette die Eindrücke rasch auf einander folgen macht, während man, um die Zahl der Eintrittspunkte des Stromes in den menschlichen Körper zu vermehren, größere, mit den Polen der Säule durch Drähte verbundene Metallstücke (am bequemsten metallene, beiderseits geschlossene und abgerundete Cylinder, die an dem einen Ende mit Klemmen zum Einspannen von Drähten versehen sind und Conductoren heißen) in den befeuchteten Händen hält. Zu dieser oftmaligen und raschen Wiederholung des Oeffnens und Schließens der Kette eignet sich aber besonders gut das von Neef construirte und in Fig. 381 S. 495 dargestellte Blitzrad. **A** ist eine horizontale Kupferscheibe von etwa 6'' Durchmesser und **1—2'''** Dicke, die sich um eine vertikale kupferne Achse **B** dreht, welche durch den auf dem Brete **C** befestigten metallenen Bügel **b** aufrecht erhalten wird und mit dem unteren, konischen Ende in einer mit Kupfer ausgefütterten und etwas Quecksilber enthaltenden Vertiefung **a** läuft. Nahe dem Rande hat die Scheibe **36** Oeffnungen, welche die Richtung der Halbmesser, eine Breite von **3** bis **4½'''** und eine Länge von **10** Linien haben, mit glattem Holze genau aus-

gefüllt, und nur durch schmale metallische Zwischenräume von einander getrennt sind. D ist ein etwa 6''' breiter und $^1/_2$''' dicker Kupferstreifen, der bei d auf dem Brete C festgemacht ist und mit dem zweiten, nach abwärts gebogenen Ende e auf der Fläche der Scheibe A ruht. Wird nun einer der zwei von den Polen der electrischen Säule ausgehenden Leitungsdrähte in das Quecksilber der Vertiefung a getaucht, der andere hingegen mit dem Kupferstreifen D vereinigt, und man dreht die Scheibe A, während man die zwei oben beschriebenen Conductoren, — wovon der eine durch Draht mit dem Quecksilber in a communicirt, der andere mit dem Streifen D leitend verbunden ist, — in den Händen hält; so wird, so oft das Ende e dieses Streifens einen der metallischen Zwischenräume passirt, welche die mit Holz ausgefüllten Oeffnungen scheiden, die Kette durch den menschlichen Körper geschlossen und so oft es über das Holz in einer solchen Oeffnung hingeht, wird diese Schließung wieder aufgehoben. Da dies bei jeder Umdrehung der Scheibe 36mal geschieht und in jeder Secunde sich leicht mehrere Umdrehungen bewerkstelligen lassen; so kann eine sehr schnelle Aufeinanderfolge abwechselnder Schließungen und Unterbrechungen der Kette erzielt werden, und es gestattet so dieser Apparat durch Beschleunigung der Umdrehung seiner Scheibe bei entsprechender Vergrößerung und Vermehrung der Volta'schen Paare eine beliebige Steigerung der beschriebenen Stromwirkung. Man empfindet den electrischen Schlag aber nicht bloß bei jedem Schließen, sondern auch bei jedesmaligem Oeffnen der Kette; ersterer heißt der Schließungsschlag und letzterer, der jedoch immer weit schwächer ist, der Trennungsschlag. Während die Kette durch den menschlichen Körper geschlossen ist, erfährt dieser von dem ihn passirenden Strome keine merkliche Wirkung, außer bei kräftigen, aus vielen Elementen gebildeten Säulen, welche an den Eintrittsstellen des Stromes in den Körper das Gefühl einer Art Brennens verursachen. Einfache Ketten erzeugen keine merklichen Zuckungen oder Schläge in den Händen, aber eine eigenthümliche Geschmacksempfindung, wenn man von den Electromotoren Leitungsdrähte, einen über und den andern unter die Zunge gehen läßt. Eine solche Empfindung wird auch leicht mittelst eines Silberlöffels und eines Zinkstückes hervorgerufen. Bringt man nämlich den breiten Theil des ersteren auf die Zunge und berührt mit der Zungenspitze das Zink, während es an einer andern Stelle mit dem Löffelstiel in Contact steht; so nimmt man sogleich einen stechend säuerlichen Geschmack wahr, der nicht dem Zinke angehört, weil er mit Aufhebung des besagten Contactes verschwindet. Im Kleinen läßt sich die physiologische Wirkung des Galvanischen Stromes an einem Blutegel zeigen, der auf eine Silber- oder Kupfermünze gebracht wird, die in der Mitte einer etwas größeren Zinkplatte liegt. So oft er, im Begriffe herunter zu kriechen, mit dem Zinke in Berührung kommt und so die Kette schließt, prallt er convulsivisch zurück.

Fig. 381.

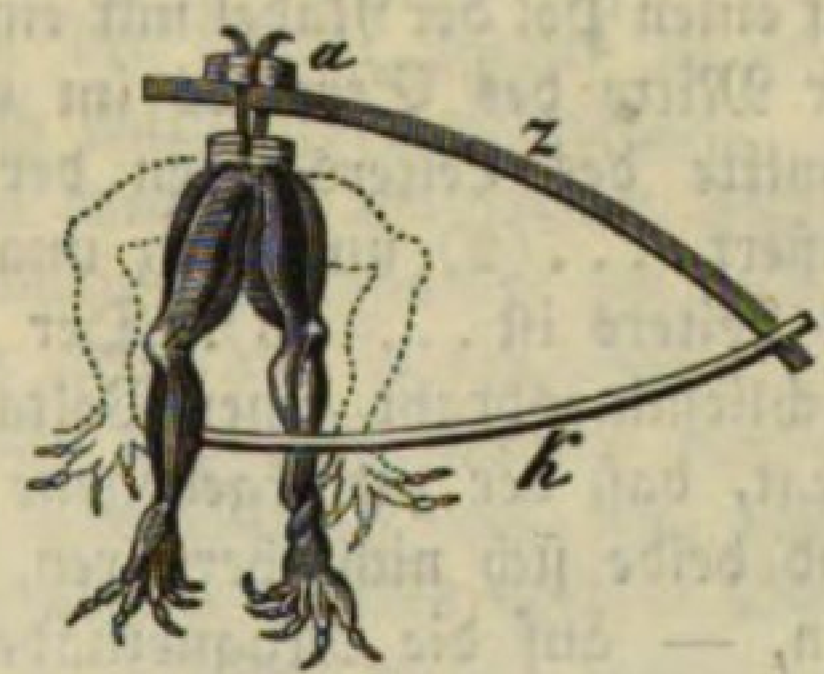


Bringt man das Auge in den Schließungsbogen einer galvanischen Säule, indem man z. B. den einen Pol mit einem zwischen den Zähnen (am besten mit einem Augenzahne) festgehaltenen Metallstücke und den andern mit dem befeuchteten Finger berührt; so sieht man bei jedem Schließen und Oeffnen der Kette einen blitzähnlichen Schein, der sich auch immer einstellt, wenn ein zwischen die Augenlider gebrachter reiner Zinkstreifen mit einem von feuchten Fingern gehaltenen Silberstücke berührt oder diese Berührung aufgehoben wird. — In der Nase erregt der negative Pol, wenn ein von ihm ausgehender Draht in die Höhle derselben eingeführt und die Kette sonst in irgend einer Weise durch den menschlichen Körper geschlossen wird, einen Reiz zum Nießen; der positive Pol erzeugt in der Nase Abstumpfung und zuweilen selbst eine Art sauren Geruches. Auch das Gehörorgan macht, was die Afficirbarkeit durch den galvanischen Strom anbelangt, keine Ausnahme von den übrigen Sinneswerkzeugen: denn man vernimmt ein eigenthümliches Geräusch, sobald mittelst Drähten, die mit abgerundeten Enden tief in die Ohren eingeführt sind, eine aus etwa 40 Paaren bestehende Säule geschlossen wird.

Die Reizbarkeit der Nerven und Muskeln durch den galvanischen Strom dauert in manchen Theilen des menschlichen und thierischen Körpers, vorzüglich bei kaltblütigen Thieren auch noch einige Zeit nach dem Tode fort, erlischt aber dann für immer. Sie bietet daher oft ein verläßliches Mittel der Unterscheidung des wahren vom bloßen Scheintode und ist auch Ursache, warum Scheintodte oder Ohnmächtige nicht selten durch galvanische Schläge wieder ins Leben zurückgerufen werden. Froschschenkel, woran die Nerven bloßgelegt sind, besitzen selbst mehrere Stunden lang, vorzüglich aber während der ersten 20—30 Minuten nach der Tödtung des Thieres, einen so hohen Grad electrischer Erregbarkeit, daß sie zu den empfindlichsten Mitteln der Wahrnehmung galvanischer Strömung gezählt werden können. Diese große Erregbarkeit der Froschschenkel hat auch zufällig im Jahre 1790 die erste Veranlassung zur Entdeckung der Electricitätsentwicklung durch Contact gegeben (§. 38). Im Arbeitszimmer des damaligen Professors der Anatomie zu Bologna, Aloysius Galvani, lagen nämlich auf einem Tische unweit von einer Electrisirmaschine mehrere enthäutete Frösche, und als einer derselben von ungefähr mit der Spitze eines Messers an dem Crural- (Schenkel-) Nerve berührt und zugleich aus dem Maschinenconductor ein Funke gezogen wurde, sah man die Schenkelmuskeln sich convulsivisch zusammenziehen. Zum Behufe weiterer Verfolgung dieser eben so überraschend als interessant und wichtig erschienenen Thatsache präparirte nun Galvani eigens mehrere Frosch-Hintertheile, hing sie, um ihr Verhalten gegen die atmosphärische Electricität zu erfahren, mittelst kleiner kupferner, durch das Rückenmark gestochener Haken an einem eisernen Gitter auf, und erhielt abermals die besagten Muskel-Contractionen, jedoch nur, wenn die Froschschenkel auch mit dem Eisen des Gitters in Berührung kamen. Dies, verbunden mit den Resultaten noch anderer Versuche, führte ihn endlich zur Annahme, daß die Muskeln und Nerven Sitze einer eigenen, thierischen, (aus dem Organismus entspringenden,) Electricität seien, und daß die erwähnten Zuckungen in Folge electrischer Ausgleichungen entstehen, die hier zwischen den Muskeln und Nerven durch den aus dem Kupferhaken und dem Eisen gebildeten Leiter hindurch in ähnlicher Weise, wie bei einer Leidner Flasche zwischen beiden Belegungen durch den sie verbindenden Leiter, statt finden. Alexander Volta, Pro-

fessor zu Pavia, welcher Galvani's Versuche mit aller Aufmerksamkeit und mit kritischem Blicke wiederholte, fand aber bald (im J. 1797), daß die besagten Zuckungen sich nur dann deutlich und stärker einstellen, wenn der die Nerven und Muskel des präparirten Frosches verbindende, äußere Leiter aus zwei verschiedenen, einander berührenden Metallen besteht, und sah sich hiedurch, so wie durch die Ergebnisse noch anderer Versuche veranlaßt, die Hypothese Galvani's umzukehren, nämlich nicht den Froschkörper als Quelle (Erreger) und die Metalle als bloße Leiter der vorausgesetzten Electricität zu betrachten, sondern vielmehr anzunehmen, daß diese durch den Contact der beiden ungleichartigen Metalle erregt und durch den Froschkörper als Leiter nur in Bewegung gesetzt werde, übrigens völlig identisch mit dem gewöhnlichen electrischen Fluidum sei, welche Ansicht auch bald zur allgemein herrschenden wurde. Die Präparirung des Froschkörpers zu den Versuchen, wie sie Galvani und Volta anstellten, geschieht in folgender Weise. Man durchschneidet das eben getödtete Thier oberhalb der Hinterfüße, zieht von dem abgeschnittenen unteren Theil rasch die Haut ab und nimmt, indem man die Spitze der Schere unter die beiden Schenkelnerven bringt, welche auf jeder Seite der Wirbelsäule als weiße Fäden erscheinen, mit zwei Schnitten die zwei oder drei untersten Rückenwirbel weg, so daß die Schenkelnerven bloßliegen und, wie man in Fig. 382 sieht, die unteren Glieder nur durch sie mit dem obern Wirbelknochen a zusammenhängen. Diese Figur macht zugleich anschaulich, wie Volta den, seine Theorie begründenden Versuch anstellte. An dem die Nerven und Muskel der Schenkel verbindenden Leiter besteht der Theil Z aus Zink, der andere Theil K aus Kupfer, und beide Metalle müssen an den Stellen, wo sie einander und den Froschkörper berühren, eine reine metallische Oberfläche haben. Die Punktirung zeigt die Bewegung der Füße bei eintretender Muskelcontraction.

Fig. 382.



48. Wirkungen des electrischen Stromes auf die Magnetnadel. Der electrische Strom ertheilt den Körpern, durch die er geht, magnetische Kraft, der zu Folge sie, so lange der Strom in ihnen andauert, unter andern Eigenschaften, welche wir erst später zum Gegenstande einer nähern Betrachtung machen können, auch die besitzen, auf Magnete bewegend einzuwirken, so daß leicht bewegliche Magnetnadeln durch den in der Nähe an ihnen vorübergehenden Schließungsdraht einer hinlänglich starken Volta'schen Kette aus der Ruhelage abgelenkt werden und dahin erst nach Oeffnen der Kette oder hinreichender Entfernung des Schließungsdrahtes wieder zurückkehren. Die Richtung dieser von Professor Oersted in Kopenhagen im Jahre 1820 zuerst beobachteten und gewürdigten Ablenkung ist verschieden, je nachdem der besagte Draht über, unter oder neben der freischwebenden Magnetnadel, und im letzteren Falle, je nachdem er auf der einen oder andern Seite an ihr vorübergeführt ist. Es lassen sich die in allen diesen Fällen der Erfahrung gemäß stattfindenden Ablenkungsrichtungen nach Ampere in folgender bildlichen Regel zusammenfassen: Der Nordpol der Magnetnadel wird immer gegen die linke Hand einer menschlichen

Figur abgelenkt, welche man sich in den Draht so hineingelegt denkt, daß der Strom von ihren Füßen zum Kopf geht und ihr Gesicht der Magnetnadel zugekehrt ist....(1). Diese Regel macht es möglich, bei bekannter Richtung des Stromes die Richtung der Ablenkung einer Magnetnadel durch denselben leicht vorher zu sehen, und umgekehrt aus letzterer Richtung jene des ablenkenden Stromes im Drahte zu bestimmen. Die Wirkung des electrischen Stromes auf die Magnetnadel zielt dahin, dieser eine gegen seine Richtung senkrechte Stellung zu geben, und wenn die Nadel diese Stellung nicht annimmt, so kommt dies nur daher, daß die Richtkraft des Erdmagnetismus sie daran hindert; denn führt man den Draht auf was immer für eine Art senkrecht gegen die ursprüngliche Gleichgewichtslage der Nadel an der Drehaxe dieser letzteren vorbei und leitet den Strom so durch ihn, daß der Nordpol im Sinne der Ampere'schen Regel links gegen die Stromrichtung steht; so findet keine Ablenkung statt, die Nadel behauptet vielmehr ihre Stellung mit um so größerer Stabilität (indem sie, daraus verrückt, schneller in dieselbe zurückkehrt, als wenn der Strom nicht vorhanden ist), und bei jeder andern relativen Lage zwischen Nadel und Draht stellt sich erstere wirklich immer senkrecht gegen die Richtung des Stromes, wenn sie astatisch, also der Richtkraft des Erdmagnetismus nicht unterworfen (S. 403), oder wenn der Strom so stark ist, daß gegen seine Wirkung jene dieser Kraft verschwindet. Uebrigens wirkt, wie die Beobachtung lehrt, der electrische Strom rings um sich herum auf einen Pol der Nadel mit einer Kraft, die mit dem Abstande dieses Pols von der Mitte des Stromes im umgekehrten Verhältnisse steht, in jedem Querschnitte des Leiters, den der Strom durchzieht, sich mit gleicher Stärke äußert....(2) und ganz unabhängig von der materiellen Beschaffenheit dieses Leiters ist....(3). Der Satz (2) folgt aus der Erfahrung, daß der Schließungsdraht einer Volta'schen Kette, — wenn man ihn so zusammenbiegt, daß der zurückgebogene Theil mit dem vorwärtsgehenden parallel läuft und beide sich nicht berühren, aber auch nur sehr wenig von einander abstehen, — auf die Magnetnadel nicht einwirkt. (Es müssen hier nämlich die magnetischen Kräfte der erwähnten zwei Drahttheile einander aufheben; daher nicht bloß entgegengesetzt, sondern auch gleich sein.) Die im Satze (3) ausgesprochene Unabhängigkeit der magnetischen Kraft des Stromes von der Natur des Stromleiters ergibt sich aus dem gleichen Verhalten dieser Kraft in allen vorher betrachteten Fällen, wenn der besagte Leiter aus verschiedenartigen Stoffen zusammengesetzt ist.

Das nun über die Einwirkung des electrischen Stromes auf die Magnetnadel Vorgetragene reicht hin, um die Einrichtung und Wirkung jener Instrumente verständlich zu machen, welche dazu dienen, theils bloß um das Vorhandensein electrischer Ströme mit Sicherheit zu erkennen, theils um die Stärke dieser Ströme zu messen, und den gemeinschaftlichen Namen Galvanometer führen. Nachdem das Wichtigste über diese Instrumente, ohne die man in der Electrodynamik (Lehre von der Electricität in Bewegung) kaum wenige Schritte ungehemmt vorwärts thun kann, hier mitgetheilt sein wird, werden wir auf andere Wirkungen des electrischen Stromes übergehen und erst später am geeignetsten Orte auf dessen magnetische Eigenschaften zurückkommen.

49. Der Multiplicator. Dieses kurz nach Oersteds wichtiger Entdeckung von Schweigger und gleichzeitig auch von Poggendorff erdachte Instrument dient zur Auffindung selbst der schwächsten electrischen Ströme, und gründet sich auf die Verstärkung, welche die Wirkung eines electrischen Stromes auf eine Declinationsnadel offenbar dadurch erfahren muß, daß derselbe, anstatt ihn durch einen geradlinigen Draht an der Nadel vorüber zu leiten, durch einen Draht geführt wird, der in mehreren unter sich und zur Ebene des magnetischen Meridians parallelen Windungen um die Nadel herumläuft. Es wirken da nämlich, wie aus der Ampere'schen Regel (I) S. 498 einleuchtet, alle diese Windungen, und zwar sowohl mit ihren über und unter der Nadel hingehenden als auch mit den auf- und absteigenden Theilen in gleichem Sinne ablenkend auf die Nadel, so daß sich die Wirkungen derselben summiren, mithin die ablenkende Kraft des Stromes, obgleich seine eigentliche Stärke unverändert bleibt, mit der Anzahl der Drahtwindungen zunimmt, und die Magnetnadel in Bewegung setzen kann, wenn er auch hiezu an und für sich, d. i. ohne diese Vervielfältigung (Multiplication) seiner Wirkung viel zu schwach gewesen wäre. Die Größe der ablenkenden Kraft eines solchen gleichsam multiplicirenden Drahtgewindes wächst übrigens nicht genau im Verhältnisse der Anzahl der Windungen, weil sich diese nicht alle in gleiche Abstände von der Nadel bringen lassen; auch wird dieser Anzahl und daher der besagten Verstärkung oder Vervielfältigung durch den Leitungswiderstand des Drahtes (worüber mehr in der Folge), so wie durch den Umstand eine Gränze gesetzt, daß bei zu vielen Windungen die letzteren derselben nothwendig über jene größte Entfernung von der Nadel hinaus zu liegen kommen, aus welcher sie auf diese noch merklich einzuwirken vermögen.

Das Drahtgewinde wird (am besten) aus möglichst eisenfreiem Kupferdraht gemacht, der, um die einzelnen Windungen von einander zu isoliren, und den Uebergang der strömenden Electricität aus einer in die andere nach der Seite hin unmöglich zu machen, mit Seide dicht übersponnen und auf einen länglich-rechteckigen Rahmen aus Holz oder Metall und von solchen Dimensionen aufgewickelt ist, daß im Gewinde gerade nur der nöthige Spielraum für die Bewegungen der Nadel bleibt. Es gelingt so, die Windungen alle möglichst nahe an die Nadel zu bringen, was natürlich die Empfindlichkeit des Instrumentes sehr erhöht. Die Enden des Drahtes bleiben von Seide frei und werden zur Aufnahme des Stromes entweder unmittelbar mit dessen Quelle verbunden, oder es taucht jedes in ein abgesondertes Näpfchen, das etwas Quecksilber enthält. Beide Näpfchen sind gewöhnlich schon am Gestelle des ganzen Instrumentes angebracht und nehmen den betreffenden, ihnen meistens durch andere Drähte zugeleiteten Strom auf. An ihrer Stelle finden sich auch oft nur 2 kleine messingene Säulchen, in deren jedem sich mittelst Klemmschrauben immer eines der Enden des Multiplicatordrahtes und einer der andern den Strom zuführenden Drähte festmachen läßt.

Die Figur 383 zeigt einen zweckmäßig eingerichteten Multiplicator im Viertel der natürlichen Größe; b ist ein viereckiger Rahmen aus gut überfirnißtem Messing oder auch aus hartem Holze (Bux- oder Ebenholz), welcher bei a den Draht in möglichst parallel neben einander laufenden Windungen und in mehreren Lagen über einander enthält, und worin eine nahe 2 Zoll lange, magnetisirte Stahlnadel 1 schwebt, die an einem ungedreh-

ten Seidenfaden (Coconfaden) s hängt, welcher oben an einer senkrechten Schraube c festgemacht ist und unten durch eine in der Mitte der obern Drahtlagen belassene Lücke geht, die gerade groß genug ist, um die Nadel in den Rahmen einführen zu können. Die Nadel steckt in einer Hülse aus spiralförmig gewickeltem feinem Messingdrahte, und in einer mit dieser vereinigten gleichen Hülse steckt, wie Fig. 384 anschaulich macht, parallel eine zweite unmagnetische Nadel 2, die als Zeiger dient und über einer Kreistheilung spielt, welche auf einer mit lackirtem Papier überzogenen Kupferscheibe verzeichnet ist. Die Kupferscheibe ruht auf den Rändern des oben und unten etwas über das multiplicirende Drahtgewinde hervorstehenden Rahmens und hat, um sie, nachdem die Magnetnadel sich bereits im Innern dieses Drahtgewindes befindet, unterhalb des Zeigers einschieben zu können, einen bis an ihren Mittelpunkt gehenden Einschnitt e. Mittelst der Schraube c, die sich im Deckel des zur Abhaltung des Staubes und Luftzuges dienenden Glascylinders **A** dreht, läßt sich die Nadel etwas heben oder senken, um sie immer in die zu ihrer freien Bewegung erforderliche Lage, oder, durch Herablassen des Zeigers auf die getheilte Kupferplatte (etwa beim Transport des Instrumentes), zur Ruhe bringen zu können. Beim Gebrauch des Multiplicators wird die mit Stellschrauben f versehene Scheibe **B** aus Messing oder hartem Holze auf eine feste, von den Erschütterungen des Fußbodens unabhängige Unterlage (am besten auf einen in eine Mauer eingelassenen Träger) so gestellt, daß die Drahtwindungen der durch den Erdmagnetismus gerichteten Magnetnadel parallel laufen, welche Stellung dann erreicht ist, wenn der Zeiger auf den Nullpunkt der Kreistheilung einspielt. Um nun diese Stellung immer leicht und mit Schärfe erreichen zu können, ohne das ganze, einmal festgestellte Instrument wieder verrücken zu müssen, ist die Einrichtung getroffen, daß derjenige Theil **D** oben in der Mitte der Scheibe **B**, welcher den drahtumwickelten Rahmen und den ihn einschließenden Glascylinder trägt, sich mittelst der Getriebschraube g um eine senkrechte Axe drehen läßt. Damit die beim Heben der Nadel durch die Schraube c dem Coconfaden ertheilte Drehung ohne Senkung der Nadel wieder aufgehoben werden kann, läßt sich auch die messingene Mutter dieser Schraube im Deckel des Glascylinders **A** horizontal und mit Reibung herumdrehen. **h**, **h** endlich sind die früher besprochenen Quecksilbernäpfchen.

Fig. 383.

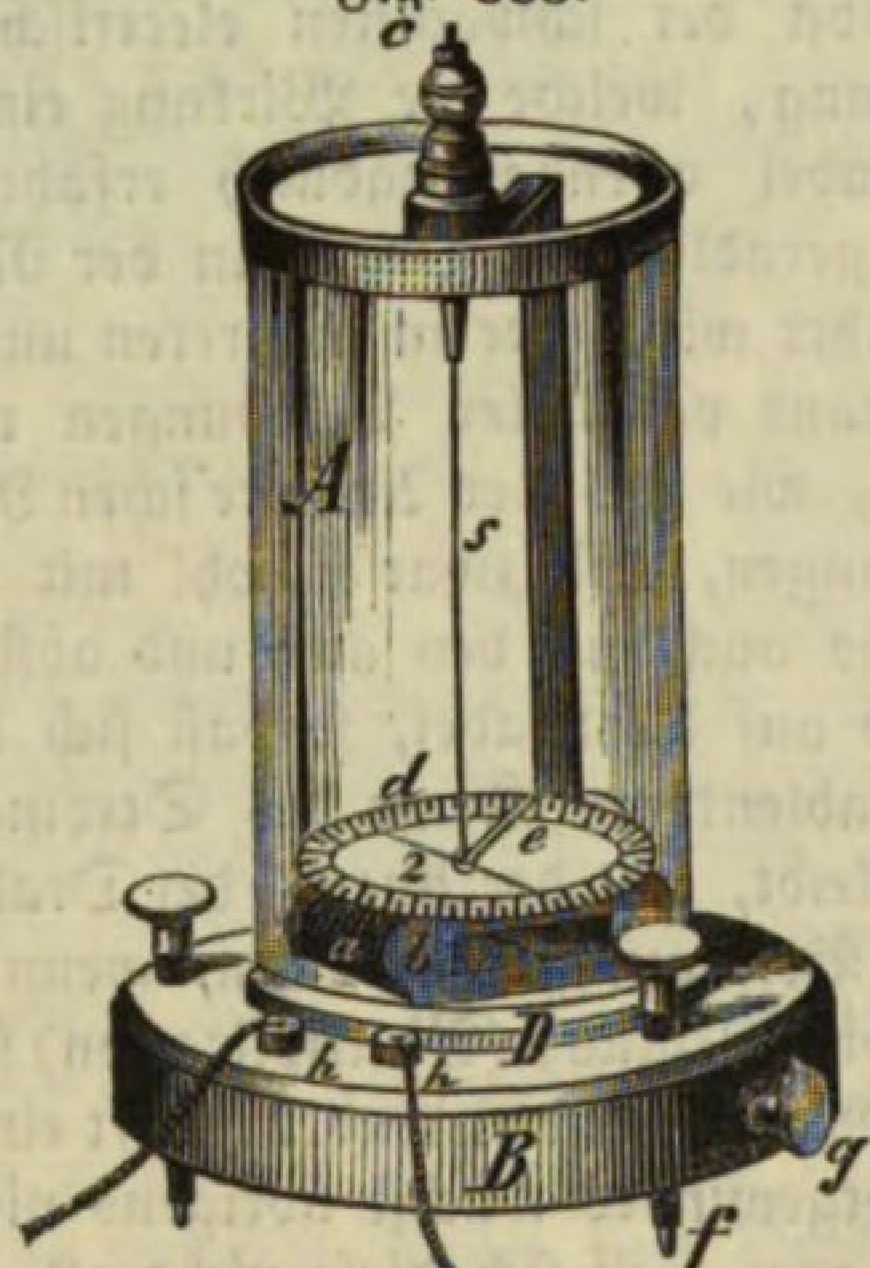
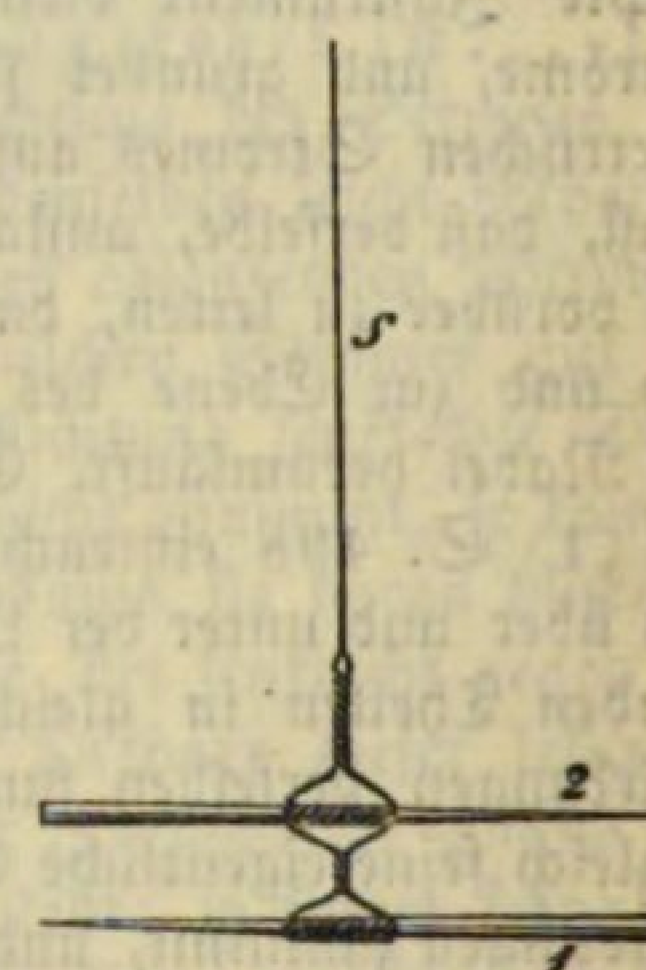


Fig. 384.



Die Empfindlichkeit des Multiplicators wird noch beträchtlich erhöht, wenn man bei demselben, wie dies zuerst der italienische Physiker Nobili

that, anstatt einer einfachen Magnetnadel eine astatische Doppelnadel von der in Fig. 324 auf S. 415 dargestellten Einrichtung so anbringt, daß die eine Nadel im Innern des Drahtgewindes, die zweite aber über demselben schwebt. Man erhält diese wichtige Verbesserung auch an dem eben vorher beschriebenen Instrumente, wenn daran der unmagnetische Zeiger 2 durch eine mit der Nadel 1 gleich große, aber in Bezug auf die Pole umgekehrt gerichtete Magnetnadel, (die dann zugleich auch die Rolle des Zeigers spielt), ersetzt wird. Wurde für gleiche magnetische Stärke beider Nadeln und für genauen Parallelismus ihrer magnetischen Axen, so viel möglich gesorgt; so ist die der ablenkenden Kraft des electrischen Stromes entgegenwirkende Richtkraft des Erdmagnetismus fast Null, und es muß der ersteren Kraft, welche nur noch die Torsion des Fadens zu überwinden hat, die Doppelnadel um so leichter folgen, als diese Kraft jetzt von den Drahtwindungen aus gleichzeitig und zu Folge der Ampere'schen Regel ganz in dem nämlichen Sinne auf beide Nadeln einwirkt. Uebrigens kann die erdmagnetische Richtkraft selbst bei Multiplicatoren mit einfacher Nadel auf eine fast beliebig kleine Größe herabgesetzt und dadurch dem Instrumente der höchste Grad von Empfindlichkeit gegeben werden, wenn man in gehöriger Entfernung davon, und in der Ebene des magnetischen Meridians, einen kräftigen Magnetstab wagrecht so anbringt, daß seine Pole im Vergleich mit denen der Nadel die verkehrte Lage haben; weil dann der Einfluß des Erdmagnetismus durch die entgegensetzte Wirkung des Magnetstabes auf die Nadel aufgehoben wird.

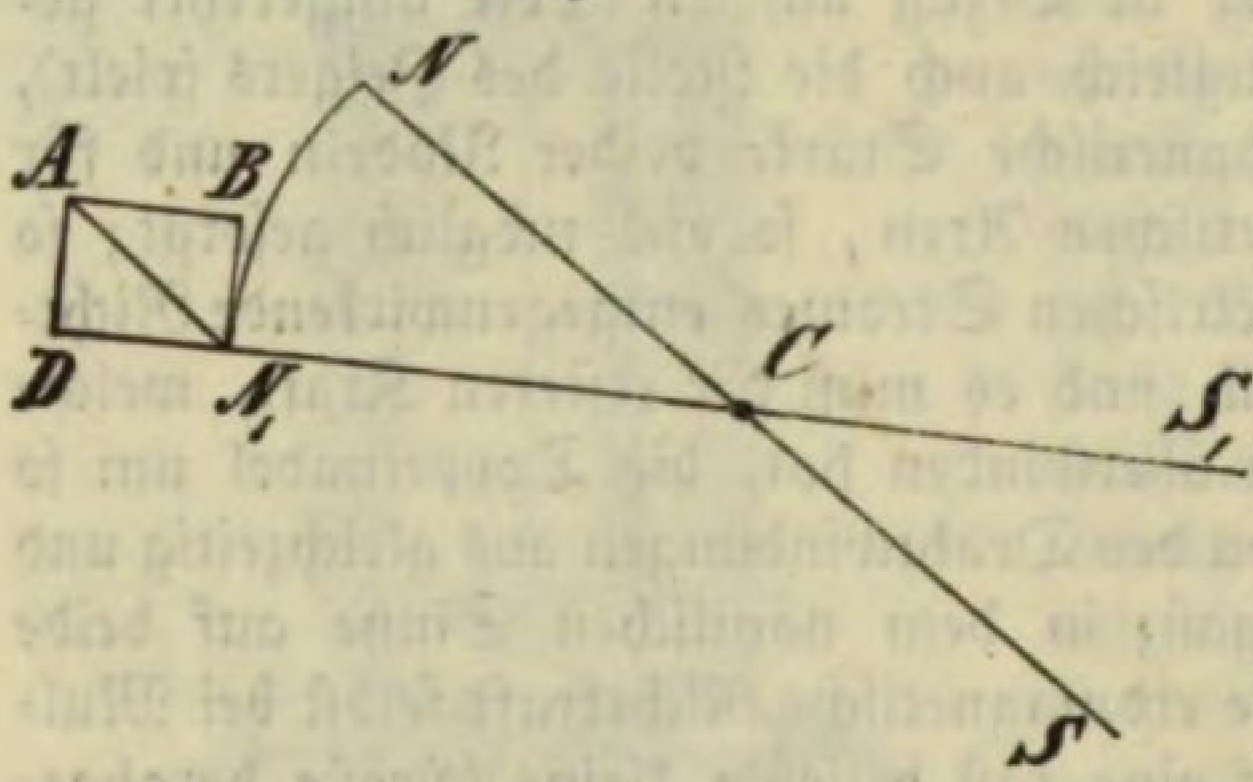
Man macht zuweilen das Gewinde der Multiplicatoren aus zwei nebeneinander laufenden Drähten, so daß zwei abgesonderte, auf die Nadel ganz gleich wirkende Gewinde vorhanden sind. Man kann dann entweder den electrischen Strom nur durch ein Gewinde oder nach einander in dem nämlichen Sinne durch beide Gewinde gehen lassen, oder gleichzeitig durch jedes Gewinde einen besonderen Strom, und zwar beide Ströme nach entgegengesetzten Richtungen leiten, um im letzteren Falle zu unterscheiden, welcher der stärkere ist, überhaupt um den Unterschied ihrer Kräfte auf die Nadel einwirken zu machen. Ein solches Instrument heißt deshalb dann **Differenzialgalvanometer**.

Die Multiplicatoren können, wie nun hinlänglich klar ist, bei gehörigem Empfindlichkeitsgrade zur Entdeckung selbst der schwächsten Spuren wo immer entspringender electrischer Ströme und, was sich von selbst versteht, auch zur Bestimmung der Richtungen dieser Ströme, aber keineswegs unmittelbar zur Messung der Stärke ihrer magnetischen Kräfte dienen; weil die durch die Ströme bewirkten Ablenkungen der Multiplicatornadel in keinem, auf theoretischem Wege leicht ermittelbaren Verhältnisse zu den Größen der ablenkenden Kräfte stehen. Es läßt sich zwar dieses Verhältniß empirisch (durch Versuche) für jeden Multiplicator besonders bestimmen und die Kreistheilung (in Fig. 383 auf der mit Papier überzogenen Kupferscheibe) so ausführen, daß die Ablenkungswinkel der Nadel unmittelbar das Stärke-Verhältniß der Kräfte angeben, welche die Ablenkungen bewirkten; allein es bleibt ein solches Meßwerkzeug doch immer nur ein beschränktes, und deswegen wollen wir gleich zu jenen vollkommeneren derartigen Werkzeugen übergehen, welche unter den Namen: **Sinusbussole** und **Tangentenbussole** bekannt sind.

50. Die Sinusbussole. Folgende Betrachtung wird eine gehörige Einsicht in das Wesen dieses wichtigen, von **Pouillet** herstammenden und

von **Poggendorff** verbesserten Instrumentes geben. Wir wissen aus §. 7, daß eine aus dem magnetischen Meridiane abgelenkte Declinationsnadel durch die horizontale Componente des Erdmagnetismus wieder in diesen Meridian zurückgetrieben wird. Bedeutet nun **N S** (Fig. 385) die Ruhestellung einer

Fig. 385.



solchen Nadel im magnetischen Meridian, $N C N_1$ den Winkel, um welchen sie in ihrer horizontalen Schwingungsebene aus dem Meridiane abgelenkt worden, und N_1 **A** die Größe der horizontalen Componente des Erdmagnetismus (deren Richtung also in die besagte Schwingungsebene fällt, und, wie ebenfalls aus dem §. 7 erhellt, zum magnetischen Meridiane parallel ist); so wird die Nadel in die ursprüngliche Ruhelage durch eine Kraft von der Größe $N_1 B$ zurückgetrieben. Zerlegt man nämlich die horizontale erdmagnetische Kraft $N_1 A$ in zwei Componenten, wovon die eine $N_1 D$ in die verlängerte Richtung $N_1 S_1$ der abgelenkten Nadel fällt, und die andere $N_1 B$ auf dieser Richtung senkrecht steht; so kann $N_1 D$ zur Zurückführung der Nadel in die Stellung **N S** offenbar nichts beitragen, und die dabei allein wirksame Kraft ist $N_1 B = N_1 A \sin. N_1 A B = N_1 A \sin. N_1 C N$ (weil wegen des Parallelismus von $N_1 A$ und **N S** der Winkel $N_1 A B$ dem Ablenkungswinkel $N_1 C N$ der Nadel gleich ist). Es ist demnach, bei der Unabhängigkeit der Größe der Componente $N_1 A$ von der Größe des Ablenkungswinkels, die Kraft, welche eine aus dem Meridiane abgelenkte Declinationsnadel wieder in denselben zurückzuführen sucht, dem Sinus des Ablenkungswinkels proportinal....(†). Wird nun eine Declinationsnadel durch die Kräfte (x, x_1) zweier electrischer Ströme abgelenkt und einmal durch die Kraft x um den Winkel a, das andere Mal durch die Kraft x_1 um den Winkel a_1 abgelenkt erhalten; so sind offenbar auch diese ablenkenden Stromkräfte, (da sie mit den Kräften, welche in beiden Fällen die Nadel in die ursprüngliche Stellung zurückzuführen suchen, im Gleichgewichte stehen) den Sinus der Ablenkungswinkel proportional, so daß $x : x_1 = \sin. a : \sin. a_1$ ist....(††), vorausgesetzt, daß diese Stromkräfte in beiden Fällen, während sie die Nadel abgelenkt erhalten, auf letztere, bei übrigens gleichen Umständen auch unter ganz gleichen Richtungen gegen dieselbe einwirken ...(†††).

Ein electrischer Strom, der durch das Drahtgewinde eines Multiplicators geht, wirkt auf die Pole der in dem Gewinde schwebenden Magnetnadel (wie aus §. 48 auf S. 498 erhellt) nach einer gegen die Ebene der Windungen, (d. i. jeder einzelnen der unter einander parallel vorausgesetzten Windungen) senkrechten Richtung, mit einer Kraft, welche am größten ist, wenn die magnetische Axe der Nadel sich in derselben Ebene befindet, (die Kraft also senkrecht gegen diese Axe wirkt,) mit der Ablenkung der Nadel aus der Ebene der Windungen abnimmt, und desto schwächer ist, einen je größeren Winkel mit diesem die besagte Axe der Nadel bildet, (in je schieferer Richtung die Wirkung auf diese Axe erfolgt). Könnte man nun in jedem Falle, wo die Nadel durch einen electrischen Strom aus ihrer gewöhnlichen Ruhelage abgelenkt erhalten wird, immer machen, daß die Multiplicator-Windun-

gen, so wie bei dieser Ruhelage, der magnetischen Axe der Nadel parallel sind (die ablenkende Kraft also senkrecht gegen diese Axe wirkt); so würde in allen Fällen der Strom nicht bloß die ihm mögliche stärkste ablenkende Kraft auf die Nadel üben, sondern dies auch immer nach, gegen die letztere senkrechter Richtung thun; es wäre somit die unter (†††) ausgesprochene Bedingung erfüllt, und es könnten die magnetischen Kräfte zweier oder mehrerer Ströme den Sinus der Winkel proportional gesetzt werden, um welche sie einzeln die Multiplicatornadel ablenken. Dieses jedesmalige Parallelstellen der Drahtwindungen mit der magnetischen Axe der Nadel läßt sich aber immer leicht erzielen, wenn der das Drahtgewinde des Multiplicators enthaltende Rahmen um eine durch den Mittelpunkt der Kreistheilung des Instrumentes gehende Axe drehbar ist, und man hat dann nur bei jeder Ablenkung der Nadel durch einen electrischen Strom diesen Rahmen aus der Stellung, wo die Ebene der Drahtwindungen mit dem magnetischen Meridian gleichlaufend war, so lange der abgelenkten Nadel nachzudrehen, bis der besagte Parallelismus erreicht (gleichsam nach endlicher Ueberwindung der Stromkraft durch die mit der Entfernung der Nadel aus dem Meridiane immer wachsende Richtkraft des Erdmagnetismus alle Abweichung der Nadel von der Ebene der Windungen wieder verschwunden) ist. Der Sinus des Winkels, um welchen so der Rahmen gedreht wurde, ist offenbar das relative Maß der magnetischen Kraft des Stromes.

Nach Vorstehendem ist nun leicht einzusehen, daß sich der oben beschriebene und durch die dortige Fig. 383 anschaulich gemachte Multiplicator sehr leicht in eine Sinusbussole umwandeln lasse und daß es hiezu, da der Multiplicator-Rahmen daran ohnehin mittelst der Getriebschraube g schon gedreht werden kann, nur eines fixen Punktes unmittelbar über dem Rahmen und der Kreistheilung bedürfe, welcher, indem er während der Drehung der beiden letzteren seine Stellung unveränderlich beibehält, den Winkel erkennen läßt, um welchen Windungen und Nadel aus dem magnetischen Meridiane verrückt worden sind. Aber auch wenn ein solcher fixer Punkt nicht vorhanden ist, kann mit dem besagten Multiplicator der in Rede stehende Winkel und zwar dadurch gemessen werden, daß man, nachdem Windungen und Nadel mit einander gleichlaufend gemacht worden, den Strom unterbricht und auf der Kreistheilung den Bogen beobachtet, welchen die Nadel beschreibt, während sie in ihre ursprüngliche Lage (in die Ebene des magnetischen Meridians) zurückkehrt.

Uebrigens läßt sich auch jeder andere gute Multiplicator, an welchem die zum Drehen des Drahtgewinde-Rahmens dienliche Vorrichtung, wie sie dem in Fig. 383 abgebildeten Instrumente eigen ist, fehlt, als Sinusbussole gebrauchen, wenn man ihn auf eine um eine verticale Axe drehbare und mit einer Kreistheilung versehene Scheibe stellt, wobei weder ein Zusammenfallen der Drehaxe der Nadel mit jener der Scheibe, noch ein vollkommener Parallelismus der Drahtwindungen unter sich oder zur magnetischen Axe der Nadel, und eben so wenig eine bestimmte Form der Windungen erforderlich ist, wofern nur die Lage der Nadel gegen die Windungen und die Abweichung der zwei genannten Drehaxen von einander constant bleiben.

Man begreift, daß der oben unter (†††) gestellten Bedingung auch noch in vielfacher anderer Weise, als in der vorn betrachteten, Genüge geleistet werden kann, indem immer nur durch entsprechende Drehung des Drahtge-

windes dafür zu sorgen ist, daß bei allen Versuchen, welche zur Vergleichung (relativen Messung) der magnetischen Kräfte gewisser Ströme vorgenommen werden, die Nadel gegen das Drahtgewinde (die Richtung des Stromes) die nämliche, bestimmte Stellung hat. Zu diesem Behufe braucht man bloß bei jedem der vergleichenden Versuche das Drahtgewinde aus der Ebene des magnetischen Meridians so weit herauszudrehen, daß die magnetische Axe der durch den Strom abgelenkten Nadel mit der Ebene der Drahtwindungen immer denselben bestimmten Winkel bildet. Daß dann der Sinus des Winkels, um welchen die Nadel aus dem magnetischen Meridiane in einem Falle abgelenkt erscheint, das relative Maß der magnetischen Kraft des in diesem Falle dem Versuche unterworfenen Stromes sei, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung.

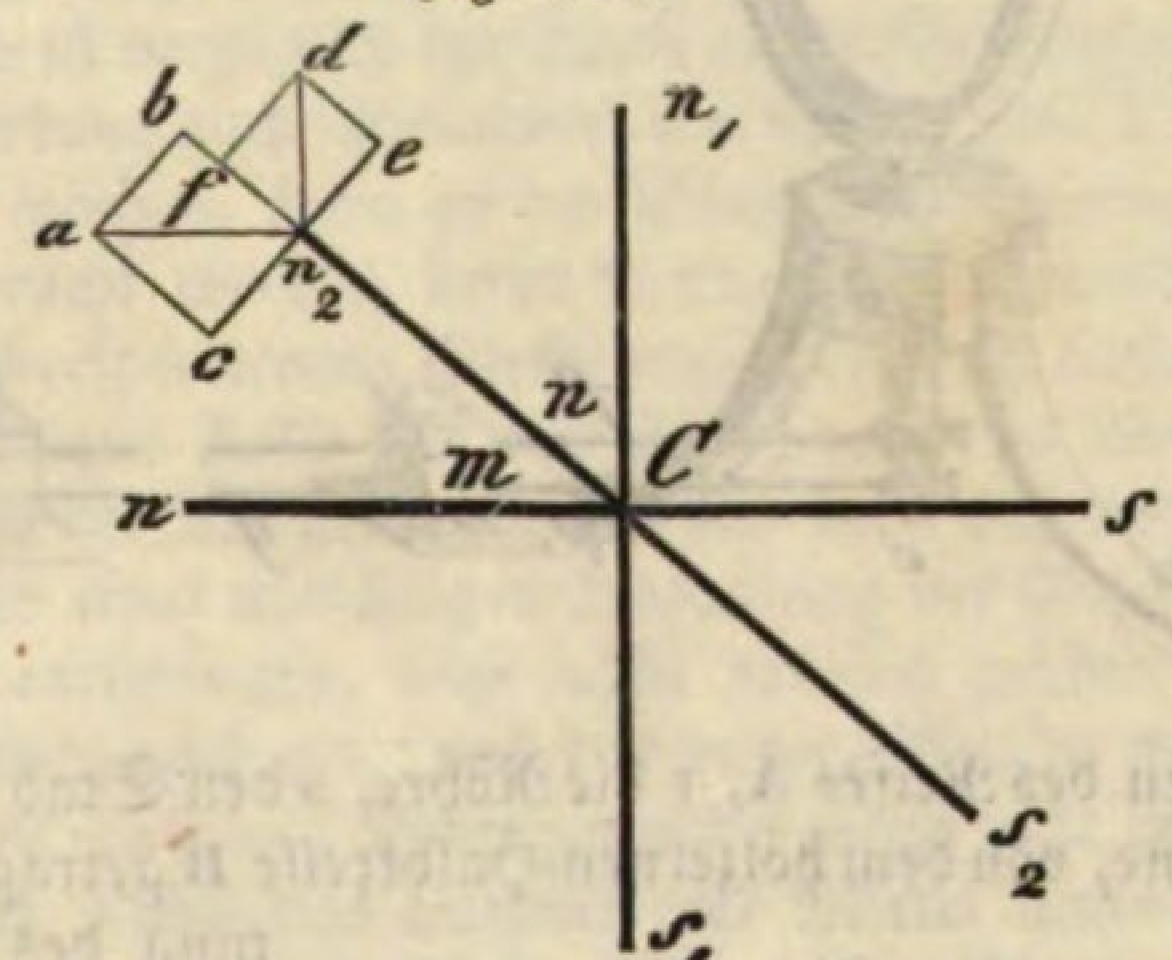
Die Sinusbussole, in der wesentlich verbesserten vollkommenen Einrichtung, die ihr Poggendorff gegeben und in welcher sie vom Mechaniker Kleiner zu Berlin auf das Präciseste ausgeführt wird, vereinigt Vorzüge in sich, die dieses Instrument als galvanometrisches Werkzeug ganz vorzüglich empfehlen. Bei dem Poggendorff'schen Instrumente ist die Nadel nicht, wie sonst gewöhnlich, eine Doppelnadel, sondern besteht aus einem cylindrischen, 34''' langen, 1''' dicken Magnetstab, und die Windungen sind, statt aus einem einfachen Drahte, aus zwei parallel, oder besser zusammengedreht neben einander fortlaufenden Drähten gebildet, die somit ganz gleich auf die Nadel wirken. Diese Einrichtung macht es möglich, mit der Bussole, welche von Pouillet als nur zur Messing schwacher Ströme anwendbar bezeichnet wird, die magnetischen Kräfte von Strömen der verschiedensten Intensität zu messen. Denn läßt man den Strom, nachdem der eine der beiden Drähte durch einen Hilfsdraht um ein Gewisses verlängert wurde, sich in beide Drähte theilen, und zwar so, daß er sie einmal in gleichen und das andere Mal in entgegengesetzten Richtungen durchziehen muß; so bekommt man eine Summe und eine Differenz von Wirkung, deren Verhältniß nur von dem Verhältnisse der Längen (der Leitungswiderstände) der Drähte, nicht aber von der Intensität des Stıomes abhängt und daher, wenn es für Eine Intensität experimentell bestimmt worden, bei ungeänderten Zweigdrähten für alle Strom-Intensitäten giltig bleibt. Wären nur Ströme zu vergleichen, wovon der eine für den, der Nadel eigenen Empfindlichkeitsgrad zu schwach, der andere hingegen zu stark ist; so hätte man nur den ersteren mit der Summe und den letzteren mit der Differenz der Zweigwirkungen zu messen und das gefundene Verhältniß mit dem (oben besagten, experimentell bestimmten) Verhältnisse zwischen dieser Summe und Differenz zu multipliciren. Sind beide Ströme zu schwach oder zu stark, so geschieht natürlich die Messung beider ganz einfach, in erstern Falle mit der Summe und im zweiten mit der Differenz der Zweigwirkungen. Uebrigens lassen sich an dem Instrumente auch mit Leichtigkeit Drahtgewinde von verschiedener Länge und Dicke der Drähte einsetzen, wovon wir den Nutzen erst später gehörig einsehen können. Für gewöhnlich reichen 4 Windungen eines Drahtes von 0,66 Millimeter (0,3 Wien. Linien) Durchmesser hin.

51. Die Tangentenbussole. Mittelst dieses ebenfalls von Pouillet zuerst angewendeten Meßinstrumentes wird das relative Maß der magnetischen Kräfte electrischer Ströme nach dem Satze erhalten, daß diese Kräfte den Tangenten der Winkel direct proportional sind, um welche die Magnetnadel des Instrumentes durch die betreffenden Ströme aus dem

magnetischen Meridiane abgelenkt wird, woher der Name Tangentenbussole sich rechtfertigt. Zur Begründung dessen und der anzugebenden Einrichtung des Instrumentes diene Folgendes:

Durchläuft ein electrischer Strom einen kreisförmig gebogenen Draht (der Länge nach) und befindet sich in der Mitte des Kreises ein Magnetpol; so vereinigen sich die magnetischen Kräfte, womit sämmtliche Elemente des Drahtringes auf den Pol einwirken, zu einer Resultirenden, welche senkrecht gegen die Ebene des Ringes gerichtet und der Größe nach der Summe aller gleichzeitig in demselben vorhandenen Stromtheile proportional ist. Gehört der besagte Pol einer Magnetnadel an, die ihren Drehpunkt im Mittelpunkte des Ringes und im Verhältnisse zum Durchmesser des letzteren eine sehr geringe Länge hat; so wird die gedachte Resultirende bei den verschiedenen Stellungen, welche die Nadel durch die Bewegung um ihren Drehpunkt annehmen kann, offenbar keine merkliche Aenderung erfahren. Gesetzt nun, der Drahtring sei in den magnetischen Meridian gebracht, die Nadel zu Folge der Richtkraft des Erdmagnetismus in der Ebene des Ringes zur Ruhe gekommen, und man leite jetzt den electrischen Strom durch den Ring; so wird die gedachte Resultirende die Nadel aus ihrer Ruhelage, welche durch n s Fig. 386 vorgestellt werden soll, ablenken und sie senkrecht gegen die Ebene des Ringes zu stellen suchen, welche Lage wir mit $n_1\ s_1$ bezeichnen wollen. Da die Nadel aber gleichzeitig durch den Erdmagnetismus in die ursprüngliche Stellung n s zurückgezogen wird; so muß sie jene Zwischenlage, es sei diese $n_2\ s_2$, annehmen, in welcher sie von der ablenkenden Kraft des Stromes, und von der Richtkraft der Erde eine gleiche Einwirkung erfährt, so daß die wirksamen Theile beider Kräfte im Gleichgewichte stehen. ....(1) Stellt n_2 a die horizontale Componente des Erdmagnetismus vor (welche, wie wir aus Früherem wissen, die Richtkraft der Nadel und zu n s parallel ist) und bezeichnet n_2 c jenen Theil dieser Componente, der, nach (†) S. 419, bei Zurückführung der Nadel in den Meridian der allein wirksame ist; repräsentirt ferner n_2 d die Größe der auf n s, mithin auch auf n_2 a senkrechten Stromkraft und n_2 e jenen Theil dieser Kraft, der, nach ihrer Zerlegung in eine zu $n_2\ s_2$ parallele Componente (n_2 f) und eine darauf senkrechte, also zu n_2 c entgegengesetzte (n_2 e), nur allein die Nadel zur Bewegung nach $n_1\ s_1$ antreiben kann; so muß, damit der Bedingung (1) Genüge geleistet werde, $n_2 c = n_2 e$ sein.

Fig. 386.



Es ist aber nach (†) S. 502 $n_2 c = n_2 a \sin. m$, ferner

$$n_2 e = n_2 d \sin. n_2 d e = n_2 d \sin. n = n_2 d \cos. m,$$ und hieraus folgt

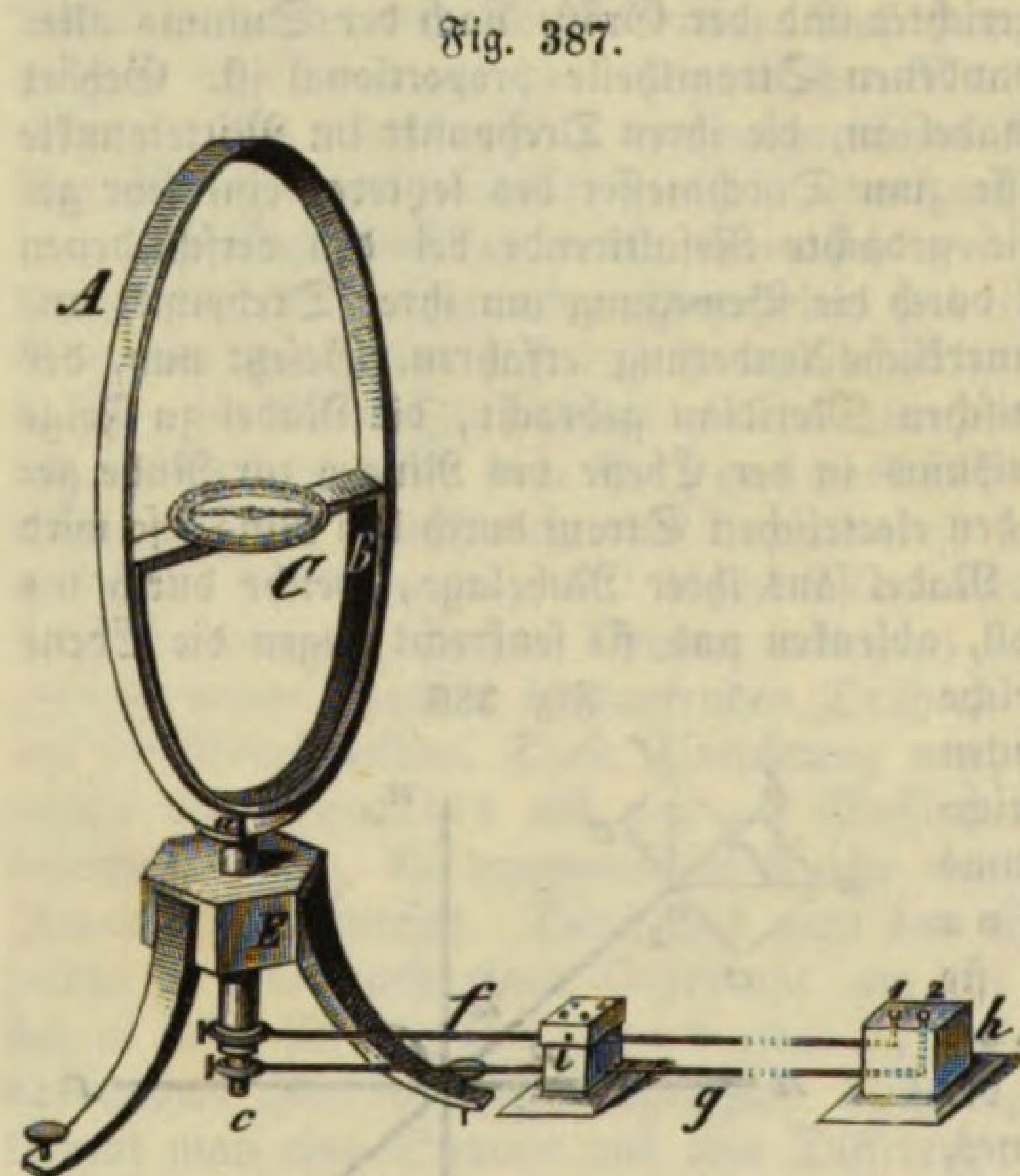
$$n_2 d = \frac{n_2 e}{\cos. m} = n_2 a \frac{\sin. m}{\cos. m} = n_2 a \operatorname{tg.} m.$$

Bei einem andern, durch einen Strom von größerer oder geringerer magnetischer Kraft bewirkten Ablenkungswinkel r würde man für diese Kraft den

Ausdruck n_2 a tg. r finden; es sind daher die Intensitäten der magnetischen Kräfte zweier oder mehrerer electrischer Ströme den Tangenten der Winkel direct proportional, um welche sie die Magnetnadel aus der Ebene des in den magnetischen Meridian gestellten Drahtringes ablenken .... (2).

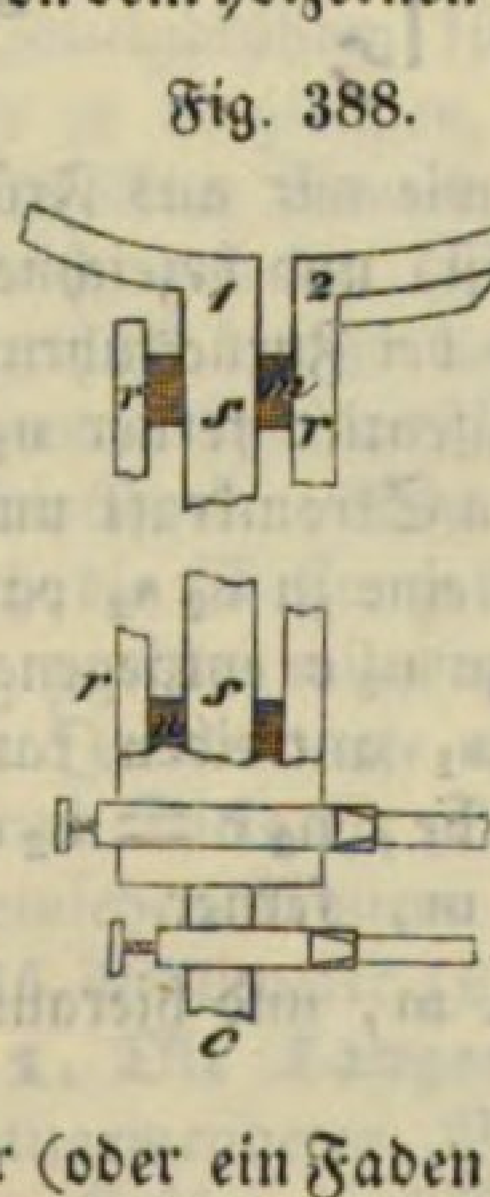
Dieser Satz liegt nun der Tangentenbussole zu Grunde, welche in Fig. 387 und zwar in der von Weber angegebenen Gestalt abgebildet ist.

Fig. 387.



A stellt einen etwa $^3/_4$'' breiten und $^1/_4$'' dicken Reif aus Kupfer oder auch aus Messing vor, durch welchen, nachdem er in den magnetischen Meridian gestellt worden, der Strom geleitet wird. Die Zuleitung des letzteren in den Reif geschieht durch einen kupfernen, cylindrischen Stab, die Ableitung durch eine solche Röhre; indem diese das eine, und der Stab das andere absteigende Ende des unten bei a nicht geschlossenen Reifes bildet. Der Stab geht durch die Röhre hinab, steht unten bei c aus ihr hervor, und beide sind von einander mittelst bei a und nächst c in die Röhre eingesetzter Ringe aus Holz oder Bein isolirt, was man alles deutlich in Fig. 388 sieht, wo 1, 2 die Enden des Reifes A, r die Röhre, s den Stab und m, n die Holzringe bedeuten. C ist eine, von dem hölzernen Halbkreise B getragene Bussolenbüchse, worin (der Abhaltung des Luftzuges wegen, unter Glas,) auf einer mit dem Mittelpunkte des Reifes A zusammenfallenden Spitze die Magnetnadel schwebt. Da die Länge dieser Nadel nur $^1/_5$, höchstens $^1/_4$ vom Durchmesser des Reifes A betragen darf, (weil sonst die oben gemachte Voraussetzung, die Resultirende der Kräfte aller Stromtheile ändern sich nicht merklich mit der Stellung der Nadel, unrichtig ist) eine genaue Messung des Ablenkungswinkels aber einen getheilten Kreis nothwendig macht, dessen Halbmesser viel größer ist als die halbe Länge dieser Nadel; so wird mit letzterer ein ihr genau paralleler, sehr leichter Zeiger aus Kupfer (oder ein Faden aus Glas) vereiniget, der sie an Länge 3—4mal übertrifft und mit seinen Enden an der Kreistheilung spielt. Damit der Reif A immer leicht und ohne Verrückung des ganzen Instrumentes in den magnetischen Meridian gestellt werden kann, ist es gut, daß sich derselbe mit seinen

Fig. 388.



absteigenden Theilen a, c in dem hölzernen Dreifuße E um eine vertikale, in der Ebene des Reifes liegende und durch seinen Mittelpunkt gehende Axe drehen lasse. Diese Einrichtung gewährt zugleich den Vortheil, das Instrument auch als Sinusbussole benützen und die nach dem einen Principe ausgeführten Messungen nach dem andern controliren zu können. Die (etwa $\frac{1}{2}$—1''' dicken) Kupferdrähte f, g dienen zur Verbindung des Instrumentes mit der Stromquelle; der obere ist mit der Röhre r, der untere mit dem durch sie hindurch gehenden Stabe s und zwar jeder mittelst eines auf den betreffenden Theil r oder s aufgesteckten Metallringes leitend vereinigt. Beide Drähte laufen nahe an einander parallel, und haben eine gleiche Länge von wenigstens 3 Fuß, damit ihre entgegengesetzten Wirkungen auf die Nadel, während der Strom durch sie zu- und abfließt, genau gleich sind, sich somit aufheben und die Stromquelle weit genug entfernt ist, um nicht selbst merklich auf die Nadel einwirken zu können. Die Drähte können auch zu einen Strang zusammengewunden sein; dann muß aber vorher jeder, der Isolirung von dem andern wegen, einen Seidenüberzug erhalten haben. Zur Vereinigung derselben mit der Stromquelle dienen die zwei, zu ihren Enden führenden und mit Quecksilber gefüllten Vertiefungen 1, 2 in dem Holzblocke h, der zugleich, so wie der Holzblock i, die Drähte in ihrer Lage erhält.

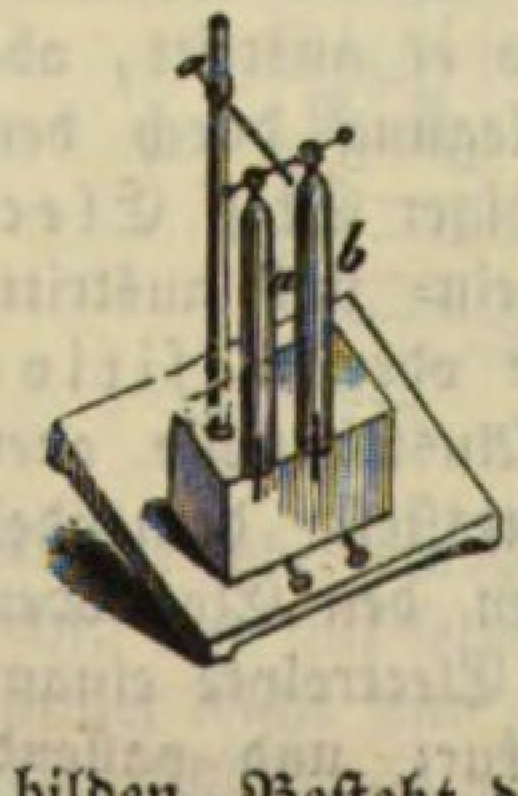
Die beschriebene Tangentenbussole ist vorzüglich für starke electrische Ströme berechnet. Um bei derselben die Einwirkung auch schwächerer Ströme auf die Nadel noch merklich und vergleichbar zu machen, kann an der Stelle des kupfernen Reifes eine kreisförmige Rinne angebracht werden, deren Vertiefung ein multiplicirendes Gewinde aus mit Seide übersponnenem Kupferdrahte enthält, dessen Enden in ähnlicher Weise, wie im vorigen Falle mit der Stromquelle in Verbindung gesetzt sind. Beim Gebrauche der Tangentenbussole hat man sich wohl gegen die Fehler zu verwahren, die aus einer unrichtigen Einstellung des Zeigers auf den Nullpunkt der Kreistheilung entspringen, was leicht dadurch geschieht, daß man den zu messenden Strom einmal nach einer und das andere Mal in entgegengesetzter Richtung durch den Reif oder das Drahtgewinde gehen läßt und aus den beobachteten Ablenkungen der Nadel das arithmetische Mittel nimmt.

52. Chemische Wirkungen des electrischen Stromes. Electrolyse. Wird ein electrischer Strom von angemessener Intensität lange genug durch gewisse chemisch-zusammengesetzte Körper geleitet; so erfahren diese, vorausgesetzt, daß sie sich im flüssigen Zustande (herbeigeführt durch eine entsprechende Temperatur oder ein Auflösungsmittel) befinden, eine Zerlegung: ein Bestandtheil oder eine Parthie der Bestandtheile wird an der Stelle, wo der Strom in die Flüssigkeit eintritt und der andere Bestandtheil oder die andere Parthie der Bestandtheile dort, wo er austritt, abgeschieden. Nach Faraday's Vorschlag heißt die Zerlegung durch den electrischen Strom Electrolyse, ein der Electrolyse fähiger Stoff Electrolyt, die Stellen, wo der Strom am Electrolyt ein- und austritt, heißen Electroden, und zwar führt die Eintrittstelle oder positive Electrode insbesondere den Namen Anode und die Austrittstelle oder negative (dem negativen Strom zugleich als Eintrittsstelle dienende) Electrode den Namen Kathode. (Den Raum zwischen den Electroden kann man, besonders wenn diese, wie meistens, durch im Electrolyte einander gegenüberstehende Metallflächen gebildet werden, kurz und passend Zersetzungszelle nennen.) Die Bestandtheile, in welche der Electrolyt

zerfällt, heißen Jonen; das Jon, welches an der Anode auftritt, wird Anion, das an der Kathode auftretende Kation genannt. Nicht immer kommen die Jonen so, wie sie der electrische Strom aus dem Electrolyten abscheidet, sondern oft dadurch verändert zum Vorschein, daß sie entweder mit den als Electroden dienenden Zu- und Ableitern des Stromes oder mit Stoffen chemisch verbunden sind, mit welchen der Electrolyt vor der Zerlegung vereinigt war. Der eigentliche Erfolg der Electrolyse ist in einem solchen Falle gleichsam versteckt, und es erscheinen blos secundäre Zersetzungsresultate. Ersteres kann dadurch verhindert werden, daß man als Electroden Leiter wählt, welche nicht den zur chemischen Verbindung erforderlichen Verwandtschaftsgrad zu den Jonen besitzen (S. 23), und man reicht in dieser Beziehung fast in allen Fällen mit Electroden von Platin aus.

Den zur Electrolyse geeignetsten Strom liefert eine Volta'sche Batterie; aber auch der Strom einer einfachen Kette und jener einer Electrisirmaschine kann chemische Zersetzungen bewirken; der letztere steht hierin den Strömen electrischer Ketten wegen seiner viel geringeren Quantität immer weit nach. Die meisten, wenn nicht alle der die Electricität leitenden zusammengesetzten Flüssigkeiten sind, in die Zersetzungszelle gebracht, durch den Volta'schen Strom zerlegbar, nur nicht alle gleich leicht. So wird z. B. eine Jodkaliumlösung schon durch die Kraft eines jeden einfachen Volta'schen Paares zersetzt, mit etwas Schwefelsäure versetztes Wasser bedarf zur Zerlegung schon einer kräftigeren Kette und reines Wasser wird nur durch den Strom starker galvanischer Batterien zerlegt. Wir wollen hier gerade das Wasser und dann eine wässerige Salzlösung wählen, um daran beispielsweise den näheren Hergang bei der electrochemischen Zersetzung zu zeigen. Werden zwei Drähte aus Platin einander gegenüber in Wasser getaucht und dieselben mittelst anderer Drähte mit den Polen einer Volta'schen Batterie verbunden, so daß die Kette geschlossen ist; so beginnt an den Platindrähten eine Gasentwicklung, welche lebhafter vor sich geht, wenn vorher das Wasser durch Zusatz von etwas Schwefelsäure für den electrischen Strom leitungsfähiger gemacht wurde, wenn die Electroden statt aus Drähten aus breiteren Streifen von Platin bestehen, welche dem Strom mehrere Eintrittspunkte in den Electrolyten bieten und wenn die Electroden einander näher sind, weil der Strom in einer dünneren Flüssigkeitsschichte einen geringeren Leitungswiderstand erfährt. Gibt man den besagten Electroden in dem (gewöhnlich gläsernen) Gefäße, worin sich das zu zersetzende Wasser befindet, eine aufrechte Stellung (indem man sie

Fig. 389.



z. B. wie Fig. 389 zeigt, durch den Boden des Gefäßes gehen läßt) und stürzt über jede derselben eine oben geschlossene und gleichfalls mit Wasser gefüllte Glasröhre a, b; so können die in Blasen emporsteigenden Gase aufgefangen werden. Bei der Untersuchung charakterisirt sich das von der positiven Electrode (der Anode) kommende Gas als Sauerstoff das von der negativen Electrode (Kathode) her entwickelte aber als Wasserstoff, und die Volume beider stehen, einen geringen, durch ungleiche Absorbtion von Seite des Wassers veranlaßten Verlust abgerechnet, in dem nämlichen Verhältnisse, in welchem sie, gemengt und nachher angezündet, Wasser bilden. Besteht die Anode statt aus Platin, aus Zink, Eisen oder einem andern Metall, das sich mit dem Sauerstoffe unmittelbar chemisch verbinden

kann (direct oxydirbar ist); so entwickelt sich kein Sauerstoffgas, sondern dieses verbindet sich gleich bei der Ausscheidung aus dem Wasser mit dem Metalle. In ähnlicher Weise erfolgt auch die Zerlegung sehr vieler anderer zusammengesetzter Körper durch den Strom Volta'scher Batterien. So gibt Salzsäure an der Anode Chlor, an der Kathode Wasserstoff, und Kali gibt an der ersteren Electrode Sauerstoff und an der letzteren Kalium ab.

Bei der electrochemischen Zerlegung der Salze (z. B. des Glaubersalzes) scheidet sich die Säure (die Schwefelsäure) an der positiven und die Basis (das Natron) an der negativen Electrode ab. Oft wird aber zugleich auch die Säure oder die Basis zersetzt und zwar zu Folge einer secundären Wirkung von Seite der Bestandtheile des von dem Strome ebenfalls zerlegten Auflösungsmittels. So erscheint, wenn eine Auflösung von Kupfervitriol (schwefelsaurem Kupferoxyd) der Electrolyse unterworfen wird, an der Kathode reines, metallisches Kupfer .... (1), weil der daselbst ausgeschiedene Wasserstoff des zersetzten Wassers das von der Schwefelsäure getrennte Kupferoxyd reducirt (sich mit dem Sauerstoffe dieses Oxydes zu Wasser verbindet). Solche secundäre oder indirecte Zerlegungen finden auch bei Stoffen, die keine Salze sind, z. B. bei der Salpetersäure, Statt, wo der Wasserstoff des in dieser Säure immer vorhandenen Wassers mit einem Theile ihres Sauerstoffes Wasser bildet, und dadurch die Ausscheidung von salpetriger Säure veranlaßt. Andere Beispiele von Electrolysen, die secundäre Zersetzungsresultate liefern, werden wir in dem Folgenden ohnehin näher zu besprechen haben ....(2). Bei vielen Stoffen gelingt die Electrolyse nur in Folge ähnlicher secundärer Wirkungen.

Der electrische Strom bewirkt aber nicht bloß chemische Zerlegungen, sondern ist auch sehr geeignet, das Zustandekommen chemischer Verbindungen zu begünstigen. So werden, Platin und Gold ausgenommen, fast die sämmtlichen andern Metalle, zur positiven Electrode eines entsprechend kräftigen Stromes gemacht, in ganz reinem Wasser und bei Ausschluß der Luft oxydirt, was sonst bekanntermaßen nicht der Fall ist, und chemisch reines Zink, welches von (mit Wasser) verdünnter Schwefelsäure gar nicht angegriffen wird, erfährt, in Berührung mit Kupfer oder Silber, (zum positiven Ende einer electrischen Kette gemacht,) eine sehr rasche Zerstörung, indem es durch den Sauerstoff des zersetzten Wassers schnell oxydirt und das gebildete Oxyd von der Säure immer gleich aufgelöst wird.

53. Erklärung des Herganges bei der Electrolyse. Wir wissen aus den §§. 38, 40 und 41, daß ungleichartige Körper, wenn sie mit einander in Berührung treten, entgegengesetzt electrisch werden und eine bestimmte electrische Differenz annehmen, daß sie in diesem Zustande so lange verharren, als die Berührung dauert, und daß derselbe nicht durch die Größe-Verhältnisse der betreffenden Körper, sondern einzig und allein durch ihre materielle (chemische) Beschaffenheit bedingt wird. Dies Alles berechtigt zu den Schluß, daß auch die unendlich kleinen, ungleichartigen Theilchen (Atome), durch deren Nebeneinanderlagerung und Verbindung man sich die chemisch zusammengesetzten Körper gebildet denkt, (§. 10 S. 23), so lange diese Nebeneinanderlagerung dauert, im entgegengesetzt electrischen Zustande sich befinden *).

---

*) Die besonders durch Berzelius ausgebildete, electrochemische Theorie geht noch weiter, indem sie annimmt, die entgegengesetzten Electricitäten, welche aus der wechselseitigen Berührung ungleichartiger Elementar-Körpertheilchen ent-

Da nun (um den in Rede stehenden Gegenstand an einem Beispiele deutlich zu machen) in einem Atome Wasser immer ein Atom Sauerstoff neben einem Atome Wasserstoff gelagert gedacht wird, und nach dem Gesetze der Spannungsreihe (S. 479) der Sauerstoff beim Contacte mit Wasserstoff negative, letzterer aber positive erregt wird; so muß im Wasser (einem Aggregate aus lauter neben einander gelagerten Wasseratomen) fortwährend jedes Sauerstoffatom negativ, und jedes Wasserstoffatom positiv electrisch sein. Befindet sich daher Wasser zwischen den Polen einer Volta'schen Kette, z. B. in einem Zersetzungsapparate zwischen den als positive und negative Electrode dienenden Platinplatten; so werden die Wasseratome von diesen Platten angezogen, und werden sich zu Folge dieser, so wie der unter ihnen selbst stattfindenden Anziehung, und vermöge der den Flüssigkeitstheilchen eigenen, großen Beweglichkeit so ordnen, daß alle Sauerstoffatome gegen die positive und alle Wasserstoffatome gegen die negative (Electroden- oder Pol-) Platte gekehrt sind, wie es die Fig. 390 versinnlicht, worin **A**, **B** Theile der besagten Platten, die Kreise 1, 2, 3 .... Wasseratome, die weißen Hälften O_1, O_2, O_3.... derselben Sauerstoffatome und die schraffirten H_1, H_2, H_3 .... Wasserstoffatome vorstellen.

Fig. 390.



An den Electroden- oder Pol-Platten ist nämlich immer freie Electricität im Spannungszustande vorhanden *), und dem zu Folge wirken sie anziehend

springen, seien die Grundursache aller chemischen Verbindungen, so daß eine solche Verbindung als bloße Folge der gegenseitigen Anziehung besagter Electricitäten und die chemische Anziehung (Affinität) als mit der electrischen identisch betrachtet wird. Wenn gleich diese Theorie noch nicht ganz außer allen Zweifel gestellt ist, so kann ihr doch keineswegs der hohe Werth abgesprochen werden, daß sie eine große Zahl wichtiger Thatsachen auf eine, wenn auch nicht immer mit der Erfahrung völlig übereinstimmende, doch mit derselben wenigstens nie im Widerspruche stehende Art in Zusammenhang bringt. Daß eine chemische Verbindung auch nicht die geringste Spur freier Electricität zeigt, kann keinen Einwurf gegen die electrochemische Theorie bilden, weil die entgegengesetzten Electricitäten der ungleichartigen Elementartheilchen bei der großen Nähe, in welche diese in der Verbindung sich befinden, einander fast vollständig binden und die etwa an den Theilchen noch frei gebliebene + E und — E deswegen nicht bemerklich sein kann, weil die positiven und negativen Theilchen gleichförmig vertheilt sind, man daher bei Untersuchung des Körpers eben so viel + E als — E empfängt.

*) Denn bei einer galvanischen Kette, deren Schließungsbogen einen mehr oder weniger unvollkommenen Leiter enthält (und solche sind alle Flüssigkeiten) können, des in ihr herrschenden Leitungswiderstandes wegen, nie die ganzen Mengen freier, entgegengesetzter Electricitäten, welche durch die electromotorische Thätigkeit in einer bestimmten Zeit hervorgerufen werden, in der nämlichen Zeit zu einander übergehen und sich neutralisiren; es muß mithin in der geschlossenen Kette freie angehäufte (gespannte) Electricität vorhanden sein. In der That findet sich in allen geschlossenen Ketten noch durch einen zweiten Schließungsbogen ableitbare und auf den Condensator wirkende Electricität vor, und die Erfahrung lehrt, daß die Anhäufung (Spannung) dieser Electricität dort am größten ist, wo sie, wie im vorliegenden Falle, beim Uebergange in das Wasser auf den stärksten Widerstand stößt.

auf die mit ihnen entgegengesetzt electrischen Elemente des Wassers. Ueberwiegt diese Anziehung jene der Atome unter einander; so entreißt je ein kleinstes Theilchen der positiven Platte **A** einem angränzenden Wasserstoffatome H_1 das mit ihm verbundene Sauerstoffatom O_1, ersteres (H_1) verbindet sich dafür mit dem Sauerstoffatome O_2 des folgenden Wassertheilchens **2** (wieder zu Wasser), das dadurch ausgeschiedene Wasserstoffatom H_2 entzieht dem Wasseratome 3 seinen Sauerstoff O_3, und so geht dies bis an die Platte **B** hin fort, an welcher endlich das Wasserstoffatom H_5 des ihr nächsten der betrachteten Wasseratome (und zwar in Folge Verbindung von H_4 mit O_5) ausgeschieden wird *). Es findet demnach auf der ganzen Strecke zwischen den beiden Platten **A**, **B** beständig Zersetzung und gleich darauf folgende Wiederbildung von Wasser Statt, während an der positiven Platte Sauerstoff- und an der negativen Wasserstofftheilchen ausgeschieden werden, die sich mit den respectiven Platten chemisch zu verbinden streben; da aber eine solche Verbindung (wegen Mangel des hiezu erforderlichen Verwandtschaftsgrades zwischen diesen Stoffen und dem Platin) nicht möglich ist, sich nur an dieselben anlegen, so daß die positive Platte sich mit einer Sauerstoff-, die negative mit einer Wasserstoffschichte überzieht ....(3), und alle nachher sich noch ausscheidenden Sauerstoff- und Wasserstofftheilchen keine freien Metallstellen mehr finden, an denen sie (durch Anziehung) festgehalten werden könnten, daher ihre Electricitäten an die entgegengesetzt electrischen Gasschichten auf den Platten abgeben und dann in Gasform sich entwickeln (als Gasbläschen aufsteigen).

Man begreift nun von selbst, daß die electrochemische Zersetzung aller andern Electrolyte durch einen dem eben beschriebenen ganz ähnlichen Hergang erfolge, daß, wenn dem einen oder beiden der an den Electroden sich abscheidenden Bestandtheile eine hinreichende Verwandtschaft zu den Electroden oder zu andern an denselben vorhandenen Stoffen eigen ist, diese verwandten Stoffe sich chemisch verbinden werden, und daß so eine chemische Verbindung selbst zwischen Stoffen zu Stande kommen könne, die unter andern Umständern den dazu nöthigen Grad von chemischer Verwandtschaft nicht besitzen (da die aus dem entgegengesetzt electrischen Zustande, in welchem die betreffenden Stoffe bei der Electrolyse einander dargeboten werden, entspringende Anziehung mit der besagten Verwandtschaft wirkt, sie also unterstützt). Man nennt, aus nun für sich klarem Grunde, jenen Bestandtheil einer Verbindung, welcher bei ihrer Electrolyse sich an der positiven Electrode ausscheidet,

---

*) Um einzusehen, wie das Wasserstoffatom eines Wassertheilchens dem gleichen Atome des folgenden Wassertheilchens ein Sauerstoffatom, also wie das Atom H_1 dem Atome H_2 das Atom O_2 oder das Atom H_2 dem Atome H_3 das Atom O_3 u. s. f. entreißen könne, braucht man nur zu bedenken, daß vor der Losreißung des Atoms O_1 von H_1 durch die Wirkung der Platte A_1 die Kraft, womit jedes Sauerstoffatom ein angränzendes Wasserstoffatom und umgekehrt jedes Wasserstoffatom ein angränzendes Sauerstoffatom anzieht, für alle Atome gleich groß, daß also die Anziehung des Atoms H_1 zwischen den Atomen O_1 und O_2, jene von O_2 zwischen H_1 und H_2 u. s. w. gleich getheilt ist, daß daher, nachdem die besagte Losreißung erfolgt und hiedurch die anziehende Wirkung von O_1 auf H_1 aufgehoben worden ist, dieses Atom H_1 offenbar eine größere Anziehung (Affinität) zu O_2 äußern müsse, als das Atom H_2. Eben so leuchtet ein, daß die Affinität zwischen H_2 und O_3 nicht mehr jener zwischen O_3 und H_3 gleich, sondern größer als diese sein werde, sobald nach Verbindung von H_1 mit O_2 die anziehende Wirlung dieses letzteren Atoms (O_2) weggefallen ist.

den electronegativen, und jenen der an der negativen Electrode entbunden wird, den electropositiven Bestandtheil dieser Verbindung, und es lassen sich alle einfachen Stoffe so in eine Reihe zusammenstellen, daß jedes Glied darin in Bezug auf jedes folgende sich electronegativ, in Bezug auf jedes vorangehende aber electropositiv verhält. Diese Reihe ist offenbar keine andere als die im §. 41 besprochene Spannungsreihe, beginnt mit dem Sauerstoffe, endigt mit dem Kalium und ist in ihrer ganzen Ausdehnung folgende: Sauerstoff, Schwefel, Selen, Tellur, Stickstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor, Phosphor, Arsenik, Kohlenstoff, Chrom, Molybdän, Bor, Vanadin, Wolfram, Antimon, Tantal, Niobium, Ilmenium, Pelopium, Titan, Silicium, Osmium, Gold, Iridium, Rhodium, Ruthenium, Platin, Palladium, Quecksilber, Silber, Kupfer, Uran, Wismuth, Blei, Cerium, Lanthan, Didim, Erbium, Therbium, Yttrium, Kobalt, Nickel, Eisen, Cadmium, Zink, Wasserstoff, Mangan, Circonium, Alumnium, Thorium, Beryllium, Magnesium, Calcium, Strontium, Barium, Lithium, Natrium, Kalium. Demnach ist Sauerstoff der electronegativste und Kalium der electropositivste unter allen einfachen Stoffen. Letztere haben aber ihre Stellung in dieser Reihe bei weitem nicht alle zu Folge directer Versuche erhalten, vielmehr wurde dieselbe bei den meisten nur aus ihrem chemischen Verhalten abgeleitet und ist keineswegs überall als ganz erwiesen anzusehen.

Die gegebene, von Grotthuß herrührende Erklärung des Herganges bei electrochemischen Zersetzungen führt zu dem Schlusse, daß die Leitung der Electricität durch einen Electrolyten in einer fortwährenden Uebertragung der in jedem Atome desselben ursprünglich vorhandenen Electricitätsmenge von Atom zu Atom bestehe, und daß daher die Quantitäten des Electrolyts, die zersetzt werden, mit den dabei durch ihn geleiteten Electricitätsmengen im innigen Zusammenhange stehen .... (4). Es ist wahrscheinlich, jedoch noch keineswegs ausgemacht, daß Flüssigkeiten den electrischen Strom nur in so ferne leiten, als sie durch denselben zersetzt werden, oder, mit andern Worten, daß bei denselben die Leitung Folge der Zersetzung und durch diese bedingt ist.

54. Das electrolytische Gesetz. Leitet man den Strom einer starken Volta'schen Batterie durch einen Wasserzersetzungsapparat (Fig. 389 S. 508); so wird darin in einer bestimmten Zeit (z. B. von 5 Minuten) eine gewisse Menge Gas erhalten (eine gewisse Menge Wasser zersetzt). Wird noch ein Wasserzersetzungsapparat in die Kette eingeschaltet, der Strom also genöthigt, zwei solche Apparate nach einander zu durchlaufen; so erhält man jetzt in jedem derselben während der nämlichen Zeit von 5 Minuten weit weniger Gas als vorher, die Gasmengen in beiden Apparaten sind aber ganz gleich. Führt man den Strom derselben Batterie durch drei hinter einander angeordnete Wasserzersetzungsapparate; so beträgt das nach 5 Minuten angesammelte Gasquantum in jedem einzelnen der drei Apparate wieder bedeutend weniger als im zweiten Falle, und bei noch weiterer Vermehrung der Wasserzersetzungsapparate wird bald die Wasserzersetzung so schwach werden, daß die Gasmengen sich nicht mehr messen lassen. So lange sie aber noch meßbar sind, werden sie sich immer in allen Apparaten gleich groß zeigen, und dies wird stets der Fall sein, an welchen Stellen auch die Zersetzungsapparate in die Kette eingeschaltet worden, ob die Electroden gleiche oder ungleiche Oberflächen haben, aus Drähten oder Platten von Platin bestehen, ob die letzteren eben oder gekrümmt sind, ob sie einander parallel oder nicht parallel gegenüber

stehen, vom Strome rechtwinklig oder schief durchschnitten werden, ob endlich die Wasserschichte zwischen den Platten dicker oder weniger dick und das Wasser mehr oder weniger angesäuert ist. Aus diesem Allem folgt, daß mit jeder neuen, in die Kette eingeschalteten Wasserschichte dem Strome auch ein neuer, ihn schwächender Widerstand zuwächst, daß aber ein Strom von bestimmter Stärke auch eine bestimmte zersetzende Kraft besitzt, die er durch die Eigenschaft kund gibt, in festgesetzter Zeit eine gewisse Menge Wasser zu zerlegen....(1) und welche, gerade so, wie seine magnetische Kraft [(2) S. 498] in jedem Querschnitt des Schließungsbogens der Kette eine gleiche Größe hat.... (2).

Leitet man den electrischen Strom durch einen Wasserzersetzungsapparat und nachdem er diesen verlassen hat, noch durch einen andern Electrolyten; so sind die Gewichtsmengen der an den Electroden sich abscheidenden Bestandtheile des letzteren mit den Gewichtsmengen der Bestandtheile des in gleicher Zeit zersetzten Wasserquantums chemisch äquivalent, und das nämliche Verhältniß zeigt sich zwischen den Bestandtheilen einer beliebigen Folge von Electrolyten, die ein und derselbe Strom bei successiver Durchwanderung zersetzt: die Gewichtsmengen aller dieser in einerlei Zeit ausgeschiedenen Bestandtheile sind einander chemisch äquivalent *). Dieses wichtige, von Faraday aufgefundene Gesetz der festen electrolytischen Action berechtigt, — besonders bei Berücksichtigung der Thatsachen, welche zu der oben unter (1) gezogenen Folgerung führten — dem electrischen Strome eine gewisse Electricitäts-Quantität zuzuschreiben und diese nach der Gewichtsmenge eines durch den Strom ausgeschiedenen Bestandtheils irgend eines Electrolyten, oder (was zu Folge Anmerkung * einerlei ist) nach der gesetzten Gewichtsmenge des Electrolyten selbst zu beurtheilen und zwar ohne Berücksichtigung der Zeit, in welcher die besagte Ausscheidung oder Zersetzung erfolgte. Nimmt man zugleich auch diese Zeit in Betracht, so erwächst hieraus die Vorstellung der Stärke oder Intensität des Stromes. Ist also durch einen electrischen Strom z. B. eine gewisse Menge Wasser zerlegt worden; so ist eine gewisse Electricitätsmenge durch das Wasser gegangen; der Strom war aber um so stärker, in einer je kürzeren Zeit diese Menge Wassers zerlegt wurde, oder je größer die in bestimmter Zeit zersetzte Wassermenge ist.

55. Messen der Stromstärken. Die eben erörterte Beziehung zwischen der durch einen Strom zerlegten Menge eines Electrolyten und der

---

*) Sind z. B. die Electrolyten, welche der Strom nacheinander durchläuft, Wasser, geschmolzenes Chlorsilber und geschmolzenes Chlorblei; so erhält man als Resultat ihrer Zersetzung in einerlei Zeit auf je 1 Gewichtstheil Wasserstoff, 8 Sauerstoff, 35,4 Chlor (und zwar von jedem der zwei Chlormetalle), 108 Silber und 103,8 Blei; dies sind aber die Gewichtsmengen, in welchen die genannten Stoffe sich in chemischen Verbindungen gegenseitig ersetzen d. i einander chemisch äquivalent sind. Das electrolytische Gesetz gilt übrigens nicht bloß für binäre (nur zwei Bestandtheile enthaltende) Verbindungen, wie die in dem Beispiele gewählten Stoffe es sind, sondern ebenfalls für quaternäre Verbindungen (Verbindungen der zweiten Ordnung), und läßt sich (wie der Chemiker von selbst begreift) auch so ausdrücken: ein und derselbe Strom zersetzt von verschiedenen Electrolyten in einerlei Zeit Gewichtsmengen, die sich wie die chemischen Aequivalente dieser Electrolyten verhalten. Die allgemeine Gültigkeit dieses Gesetzes liefert zugleich den kräftigsten Beweis, daß ein durch den Strom zersetzbarer Leiter nur so viel Electricität durchlassen kann, als der die Zersetzung erfahrenden Menge desselben entspricht. [(4) S. 512.]

Quantität und Intensität des Stromes, so wie der Umstand, daß das Wasser leicht zersetzbar, immer in derselben Quantität zu haben und daß die zersetzte Quantität desselben durch Auffangen der entbundenen Gase in einer graduirten d. i. mit einer Volumscale versehenen Glasröhre leicht zu messen ist, (kennt man aber das Volum der Gase, so ergibt sich aus diesem und ihrer bekannten Dichte leicht das Gewicht derselben und der zersetzten Wassermenge,) machen den mit einer solchen Glasröhre versehenen Wasserzersetzungsapparat zu einem guten und bequemen Strommesser, als welcher er, nach Faraday, den Namen Volta-Electrometer oder Voltameter führt und in Fig. 391 (wo r die graduirte Röhre und 1, 2 die Platin-Electroden vorstellen) anschaulich gemacht ist. Offenbar sind die Stromstärken den in gleichen Zeiten und unter sonst gleichen (wesentlichen) Verhältnissen entbundenen Gasmengen direct proportional. Es ist nur zu bemerken, daß die Anwesenheit dieses Instrumentes im Schließungskreise der Stromquelle durch den Leitungswiderstand, den es übt, auf die Stärke des bestehenden Stromes selbst einen großen Einfluß nimmt, und noch keinen sichern Schluß auf die Kraft gestattet, welche eine gegebene Volta'sche Batterie auszuüben vermag, wenn das Volta-Electrometer aus dem Schließungskreise entfernt wird. Da bei genauer Vergleichung der durch electrische Ströme bewirkten Wasserzersetzungen mit den durch dieselben Ströme hervorgebrachten Ablenkungen der Galvanometer-Nadel die (mittelst des Galvanometers gemessenen) magnetischen Kräfte dieser Ströme (S. 501) den durch sie in gleichen Zeiten zersetzten Wassermengen, somit auch ihren Intensitäten direct proportionirt gefunden werden; so geben offenbar die in den §§. 50 und 51 als zum Messen der magnetischen Stromkräfte dienlich beschriebenen Galvanometer auch das Maß der Stromstärken. Diese sind also bei der Sinusbussole den Sinus und bei der Tangentenbussole den Tangenten der durch die betreffenden Ströme bewirkten Ablenkungen der Magnetnadel proportionirt.

Fig. 391.



56. Chemischer Vorgang in der geschlossenen Volta'schen Kette selbst. Dem Vorhergehenden zu Folge ist der beim Schließen einer einfachen oder zusammengesetzten Volta'schen Kette entstehende Strom nicht bloß im Schließungsleiter, sondern gleichfalls in der Kette selbst vorhanden und muß daher auch eine seiner zersetzenden Kraft entsprechende Quantität der Flüssigkeit zerlegen, womit die Volta'schen Elemente der Kette in Berührung sind. Die Erfahrung weist dies wirklich überall nach. In einer aus Zink, Kupfer und verdünnter Schwefelsäure gebildeten Kette entwickelt sich an allen Kupferplatten Wasserstoff und es lagert sich auf denselben eine Schichte davon ab, während alle Zinkplatten sich mit Zinkoxyd überziehen. Ist in den Schließungsbogen ein Galvanometer eingeschaltet; so sieht man, daß der Strom mit fortschreitender Zersetzung des flüssigen Leiters an Stärke auffallend immer mehr abnimmt und nach Kurzem entweder ganz verschwunden oder auf ein oft noch längere Zeit unverändert fort dauerndes Minimum herabgesunken ist . . . . (1). Bringt man in den Stromkreis einen Wasserzersetzungsapparat, und vergleicht die Zinkmenge, die in einer der Zersetzungszellen der Volta'schen Kette verbraucht (oxydirt) wird und welche, da

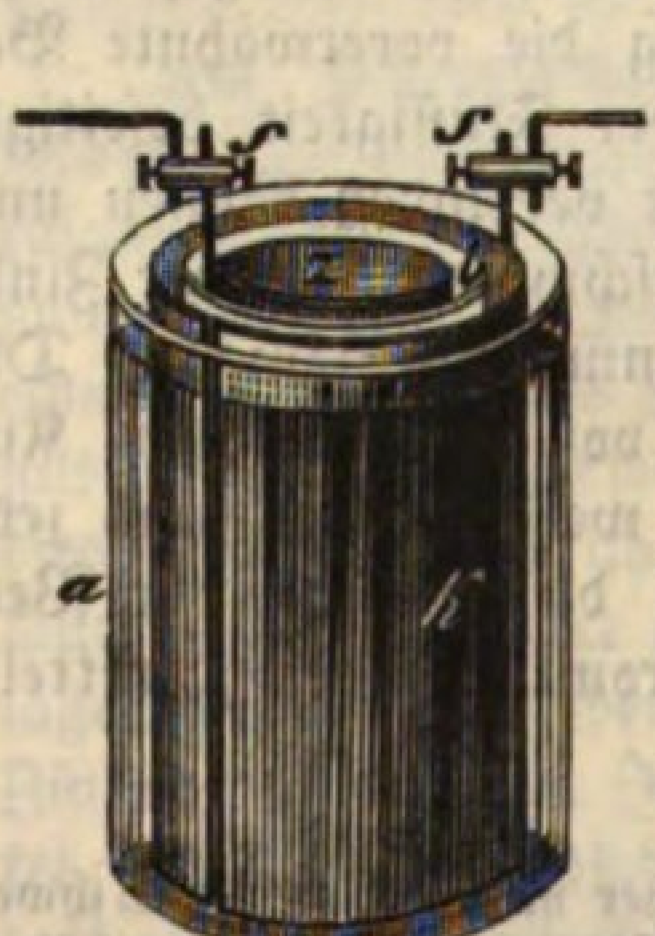
nach §. 55 der Strom im ganzen Kreise überall die nämliche Stärke hat, in allen diesen Zellen gleichviel betragen soll, mit der während derselben Zeit im Wasserzersetzungsapparate zerlegten Wassermenge; so findet man dieselbe (die Zinkmenge) keineswegs in allen Zellen gleich groß, und überall weit größer als sie nach dem Faraday'schen Gesetze der chemischen Aequivalente sein sollte. Der allgemeinen Gültigkeit eben dieses Gesetzes wegen kann dies nur von localen, vom electrischen Strome ganz unabhängigen chemischen Actionen herkommen .... (†). Die Ursachen, aus welchen die Zersetzung der Flüssigkeit in der Kette eine solche Abnahme der Stromstärke bewirkt, sind aber folgende: 1. Die Oxydschichten, welche die Zinkplatten, und die Wasserstoffschichten, welche die Kupferplatten überziehen, vermehren sehr beträchtlich den Leitungswiderstand in der Kette; 2. die Schwefelsäure (des flüssigen Leiters) verbindet sich mit dem gebildeten Zinkoxyde zu schwefelsaurem Zinkoxyd, dieses wird dann durch den Strom wieder zerlegt, es setzt sich auf dem Kupfer metallisches Zink ab, (welches aus dem am Kupfer sich abscheidenden Zinkoxyde durch den daselbst ebenfalls entwickelten Wasserstoff reducirt wird) und aus dem Contacte dieses Zinkes mit dem Kupfer entspringt ein neuer Strom, der mit dem ursprünglichen Strome in der Kette die entgegengesetzte Richtung hat, ihn daher schwächt. 3. Ein eben solcher dem ursprünglichen Strome entgegengesetzter und denselben schwächender, secundärer Strom entsteht auch aus der Berührung des Kupfers mit dem darauf sich ablagernden Wasserstoffe, welcher nach der Spannungsreihe sich gegen Kupfer noch mehr positiv verhält als Zink. Um daher die aus der Zersetzung des flüssigen Leiters der Kette entspringende rasche Abnahme der Stromstärke zu verhindern und einen Volta'schen Strom von, längere Zeit hindurch constant bleibender Stärke zu erhalten, ist vor Allem dafür zu sorgen, daß sich nicht mehr Zinkoxyd bilde, als gerade der zersetzenden Kraft des Stromes entspricht, und somit nicht verhindert werden kann; man hat demnach jener localen, chemischen Action zu steuern, welche aus der Verunreinigung des käuflichen Zinkes mit Kohlenstoff und Eisen hervorgeht, indem dort, wo diese Gemengtheile an der Oberfläche des Zinkes zugleich mit diesem und mit der Flüssigkeit in Berührung stehen, electrische Ströme entspringen, welche die Oxydation des Zinkes vermehren. Werden die Zinkplatten an der ganzen Oberfläche amalgamirt d. i. mit Quecksilber überzogen *); so ist durch diesen überall ganz gleichartigen Ueberzug die vorerwähnte Berührung der heterogenen festen Theile zugleich mit der Flüssigkeit beseitigt, (Eisen und Kohle, die sich mit dem Quecksilber nicht verbinden können und vielleicht zum größten Theil ausgeschieden werden, verschwinden von der Zinkoberfläche), daher die besagte locale chemische Action unmöglich gemacht. Die in 1. als stromschwächend nachgewiesene Ablagerung von Zink auf den Kupferplatten kann dadurch lange Zeit hintangehalten werden, daß man jede Zinkplatte von jener Kupferplatte, mit der sie durch die Flüssigkeit in Verbindung steht (der sie durch die Flüssigkeit den Strom zusendet), mittelst

*) Dieses Amalgamiren gelingt leicht, wenn man auf die vorher mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure gereinigten Platten etwas Quecksilber bringt und dasselbe, etwa mittelst eines Hasenlaufes, durch Reiben gleichförmig ausbreitet. Noch viel schneller kommt man zum Ziele, indem man die Platten in senkrechter Richtung in Quecksilber versenkt, auf dessen Oberfläche sich einige Linien hoch Salzsäure befindet, und nachher gleich wieder herauszieht.

einer porösen Scheidewand (am besten aus thierischer Blase oder aus gebranntem, aber unglasirtem Thone) trennt, welche zwar ungehindert den Strom, jedoch nur schwer und äußerst langsam die Flüssigkeit durchläßt, so daß der in dieser aufgelöste, an der Zinkplatte sich bildende Zinkvitriol (schwefelsaure Zinkoxyd) erst nach sehr langer Zeit in merklicher Menge zum Kupfer gelangen, mithin daselbst nicht eher Zersetzung desselben und Ablagerung von Zink eintreten kann. Die Ablagerung einer, in ähnlicher Weise nachtheiligen Wasserstoffgas-Schichte auf den Kupferplatten oder den ihre Stelle vertretenden andern electronegativen Gliedern der Kette wird verhindert, entweder indem man diesen, ohne dadurch ihre electromotorische Wirksamkeit oder die Stromleitung zu vermindern, an der Oberfläche eine solche Beschaffenheit gibt, daß die an derselben ausgeschiedenen Bläschen von Wasserstoffgas daran nicht hängen bleiben können, sondern gleich nach der Ausscheidung in der Flüssigkeit emporsteigen (und in die Luft übergehen) müssen .... (†), oder aber dadurch, daß man die electronegativen Glieder der Kette mit einem Electrolyten umgibt, durch dessen gleichfalls vor sich gehende Zersetzung ein Stoff ausgeschieden wird, welcher, indem er selbst oder einer seiner Bestandtheile sich mit dem an den besagten Gliedern auftretenden Wasserstoffe chemisch verbindet, denselben wegschafft, ohne daß das Produkt dieser Verbindung, durch Contact mit diesen Gliedern, deren electromotorische Wirksamkeit oder Stromleitung verringert .... (††).

57. Die constanten electrischen Ketten. Auf die eben erläuterten Mittel, aus einer Volta'schen Kette Alles zu entfernen, was die oben besagte Schwächung ihres Stromes bewirkt, gründet sich die Einrichtung der sogenannten constanten (einen Strom von constanter Stärke liefernden) electrischen Ketten, die, nach den Erfindern, unter den Namen der Daniell'schen, der Grove'schen, der Bunsen'schen und der Smee'schen Kette so allgemeine Aufnahme gefunden haben, daß seit ihrer Erfindung die früheren nassen (hydroelectrischen) Ketten aus der Wissenschaft und aus der Praxis fast gänzlich verschwunden sind. Das Folgende enthält die Beschreibung nur der einfachen constanten Ketten, indem sich die Verbindung derselben zu zusammengesetzten Ketten leicht vorstellen läßt.

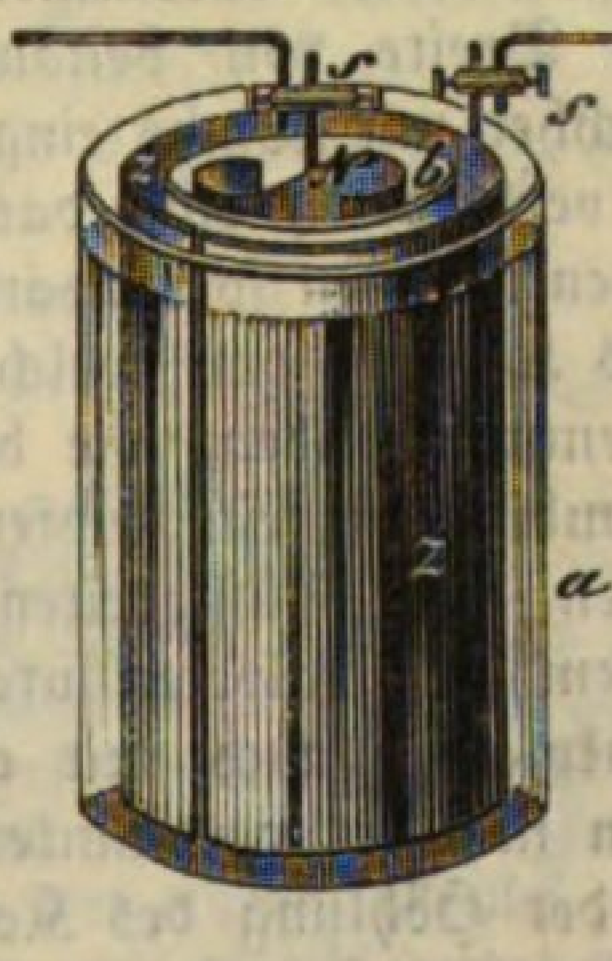
Fig. 392.



Die Daniell'sche constante Kette (Fig. 392) ist eine Zink-, Kupfer-Kette und besteht im Wesentlichen gewöhnlich aus einem Glascylinder a, worin eine cylindrisch zusammengebogene, blank gescheuerte Kupferplatte k steht, die einen unten geschlossenen, gleichförmig porösen Cylinder b aus feinem, gutgebranntem, aber nicht glasirtem Thone einschließt, in welchem sich wieder eine cylindrisch gebogene, gut amalgamirte Zinkplatte z befindet. Der Thonbecher (die Thonzelle) ist mit verdünnter Schwefelsäure und der Raum im Glasgefäße außerhalb dieser Thonzelle ist mit einer gesättigten Lösung von Kupfervitriol (schwefelsaurem Kupferoxyd) in Wasser gefüllt. Bei dieser Kette, deren Schließung am bequemsten mittelst kupferner oder messingener Schraubenklemmen s, s geschieht, die an, von dem Zink- und von dem Kupfergliede emporstehenden und daran festgenieteten oder festgelötheten Kupferdrahtstücken festgeklemmt sind und zugleich

Drähte, welche mit den der Wirkung des Stromes auszusetzenden Körpern in Verbindung stehen, (überhaupt die Enden des betreffenden Schließungsbogens aufnehmen können) wird die unter (††) angegebene Bedingung dadurch erreicht, daß der zu Folge Zersetzung des vorhandenen Wassers an der Kupferplatte ausgeschiedene Wasserstoff sich sogleich mit dem Sauerstoffe des (ebenfalls durch den Strom von der Schwefelsäure getrennten) Kupferoxydes wieder zu Wasser verbindet, indem das dabei aus dem Oxyde reducirte und auf dem Kupfergliede der Kette sich ablagernde reine Kupfer, wegen seiner Gleichartigkeit mit diesem Gliede dessen electromotorische Thätigkeit nicht stören, auf die Stromleitung aber deswegen nur einen günstigen Einfluß üben kann, weil es die Oberfläche des besagten Gliedes immer metallisch blank erhält. Damit jedoch diese günstige Wirkung in gleichem Grade fortdauern könne, muß die Vitriollösung immer gesättigt erhalten werden, zu welchem Behufe der Lösung des Kupfervitriols Stücke dieses ungelösten Salzes entweder von Zeit zu Zeit oder gleich anfangs im Ueberschusse zuzusetzen sind, die sich dann nach und nach in dem Maße auflösen, als Kupfer aus der Lösung ausgeschieden wird. Da die Schwefelsäure in der Thonzelle das an der Zinkplatte sich ablagernde (durch den Sauerstoff des zersetzten Wassers gebildete und durch die Amalgamirung ohnehin auf das Minimum reducirte) Zinkoxyd auch immer gleich auflöst und entfernt; so behalten die Metallplatten und die Flüssigkeiten der Kette im Wesentlichen ihre ursprüngliche Beschaffenheit und somit der Strom seine ursprüngliche Stärke (er bleibt constant). In Betreff der Dauer dieser Constanz wirkt der Umstand günstig, daß zu Folge Endosmose (§. 134, S. 268) die aus dem Kupfervitriol frei werdende Schwefelsäure ziemlich rasch in die Thonzelle hinüberwandert, Kupfervitriol- und Zinkvitriollösung aber durch die poröse Scheidewand nur sehr langsam zu einander übergehen. Daß bei einer aus mehreren einfachen Daniell'schen Ketten zusammengesetzten Batterie an den einzelnen Plattenpaaren und in den Flüssigkeitsschichten genau das Nämliche vor sich gehe, was eben für die einfache Kette dargethan wurde, und daß man zum Behufe einer solchen Zusammensetzung nur immer die Schraubenklemme an der Zinkplatte einer einfachen Kette mit einer ähnlichen Klemme an der Kupferplatte einer folgenden einfachen Kette durch einen (in Fig. 392 punktirt angedeuteten) Drahtbogen c zu verbinden brauche, so wie, daß eine solche Verbindung jede beliebige Stellung der betreffenden einfachen Ketten gegen einander gestatte, begreift Jedermann.

Fig. 393.



Die constante Grove'sche Zink-, Platin-Kette, in recht entsprechender Form (Fig. 393), unterscheidet sich von der Daniell'schen Kette dadurch, daß die Thonzelle b mit Salpetersäure (je concentrirter desto besser) gefüllt ist, in welche eine Platte p ganz dünnen Platinbleches taucht (der man, um ihr eine größere Ausdehnung und die zum Aufrechtstehen nöthige Steifheit zu geben, so krümmen kann, daß sie von oben angesehen einem lateinischen *S* gleicht) und die cylindrisch gebogene, amalgamirte Zinkplatte z um die Thonzelle herum im Glase a und in verdünnter Schwefelsäure steht. Bei dieser Kette wird der an der Platinplatte sich abscheidende Wasserstoff des zersetzten

Wassers immer durch einen Theil des Sauerstoffes der Salpetersäure entfernt, mit dem er wieder Wasser bildet, während die des Sauerstoffs beraubten Antheile der Säure als irrespirable salpetrigsaure Dämpfe in die Luft übergehen. Um diese den Experimentator in oft unerträglicher Weise molestirenden Dämpfe zu verhüten, kann ohne Nachtheil für die Kraft der Kette anstatt Salpetersäure Chromsäure (eigentlich ein Gemische von chromsaurem Kali und Schwefelsäure) angewendet werden. Es verbindet sich dann der Wasserstoff mit einem Theile des Sauerstoffs der Chromsäure und in der Flüssigkeit bleibt schwefelsaures Chromoxyd-Kali zurück. Grove hat seiner Kette ursprünglich eine Einrichtung gegeben, bei welcher die Thonzelle einen länglich viereckigen Trog darstellte, die Zinkplatte in der nämlichen Gestalt um diesen Trog herumgebogen, das Platin als ebene Platte in demselben und das Ganze in einem ebenfalls rechtwinkligem Troge von Glas oder Porzellan enthalten ist. Allein man hat diese Form der Platinkette bald verlassen und die vorher beschriebene angenommen, weil sie einfacher ist und die dabei erforderlichen cylindrischen Thonzellen leichter zu verfertigen und weniger gebrechlich sind als die rechtwinkligen. Die Verbindung Grove'scher einfacher Ketten zu zusammengesetzten geschieht in gleicher Art wie bei den Daniell'schen Ketten.

Die Bunsen'sche constante Kette weicht im Wesentlichen nur darin von der Grove'schen ab, daß bei derselben das electronegative Glied statt aus Platin aus einem hohlen Kohlencylinder besteht, der dadurch erhalten wird, daß man ein gleichförmiges Gemenge von vollständig ausgeglühten, fein gepulverten Coaks mit etwa der doppelten Quantität ebenfalls fein gepulverter, möglichst backender Steinkohlen in einer eisenblechernen Form (einer cylindrischen Büchse, die in der Mitte einen Cylinder aus Schachtelholz enthält und im Raume zwischen diesem und ihrer Wandung mit dem Kohlengemenge angefüllt ist) bei mäßigem Feuer glüht, die erhaltene poröse, lockere Masse noch in der Form mit concentrirter Zuckerlösung tränkt und endlich, nach erfolgter Trocknung, in einem mit Kohlenstücken angefüllten, feuerfesten Gefäße einer mehrstündigen Weißglühhitze (etwa in einem Töpferofen) aussetzt. Ein so zu Stande gebrachter Kohlencylinder läßt sich vermöge seiner bedeutenden Festigkeit im Erforderungsfalle auf der Drehbank und mit der Raspel noch vollkommener gestalten, wird namentlich am obern Rand, (in der Breite von beiläufig einem Zoll) etwas konisch gedreht und daselbst nachher mit Wachs eingelassen, um das Eindringen der Salpetersäure daselbst zu verhindern, ohne das Leitvermögen merklich zu schwächen, und erhält dann einen auf den so präparirten Rand fest aufgesteckten, ebenfalls konischen Reif aus Kupfer, von welchem, zum Behufe des Schließens der Kette mittelst Klemmschrauben, wie bei den Zink- und Kupfergliedern der Daniell'schen Combination, ein Kupferdrahtstück emporragt. Die Anordnung der Electromotoren und Flüssigkeiten der Kohlenkette ist die, daß der Kohlencylinder in einem die Salpetersäure enthaltenden Glasgefäße, die cylindrisch gebogene Zinkplatte (auch mit einem emporragenden Kupferdrahtstücke versehen) in dem mit der verdünnten Schwefelsäure gefüllten Thoncylinder, dieser aber in der Höhlung des Kohlencylinders steht. Die Zusammensetzung einfacher Ketten zu einer Batterie ist nun für sich klar. Der oben erwähnte Reif kann auch aus Zink verfertigt und (Fig. 394) mit der Zinkplatte z durch einen Zinkbogen b vereinigt werden; dann geschieht die eben besagte Zusammen-

setzung, indem man den Zinkreif a der in einen Thonbecher versenkten Zinkplatte immer auf den Kohlencylinder k in dem nächsten Glasgefäße aufsteckt.

Fig. 394.



Die Smee'sche constante Kette enthält nur eine Flüssigkeit, nämlich verdünnte Schwefelsäure, und neben Zink als zweiten Electromotor dünnes Silberblech, welches an der ganzen Oberfläche mit Platinmohr (sehr fein zertheiltem Platin) gleichförmig überzogen ist *). Beide Metalle tauchen, ohne durch eine poröse Scheidewand getrennt zu sein, in die verdünnte Säure, die sich in einem Gefäße aus Glas oder Porzellan befindet. Um bei Leitung des Stromes durch die Flüssigkeit beide Flächen der platinirten Silberplatte wirksam zu machen (§. 46), ist letztere zwischen zwei, mit ihr und unter einander gleich großen Zinkplatten befestigt und zwar am besten so, wie es die Fig. 395 zeigt, wo l eine Holzleiste bedeutet, in deren Mitte die Silberplatte s mittelst zweier von ihr ausgehender und am Ende mit Schraubengewinden versehener Kupferstiften a, b festgeschraubt ist, während die zwei Zinkplatten 1, 2 an den Seiten dieser Leiste ins Holz eingelassen, darin durch die gabelförmige Messingklammer m festgehalten und zugleich unter einander leitend (gleichsam zu einer einzigen doppelt so großen Platte) verbunden sind. Die Schraubenklemmen k, z, wovon k zugleich die Schraubenmutter für den Stift a und z einen Theil der Klammer m bildet, dienen zum Schließen der Kette. Bei Zusammenstellung der einfachen Ketten zu einer Batterie hat man dann natürlich nur immer die Klemme k jeder einfachen Kette mit der Klemme z der nächstfolgenden durch einen Kupferdraht d zu verbinden, wie Fig. 396 anschaulich macht.

Fig. 395.

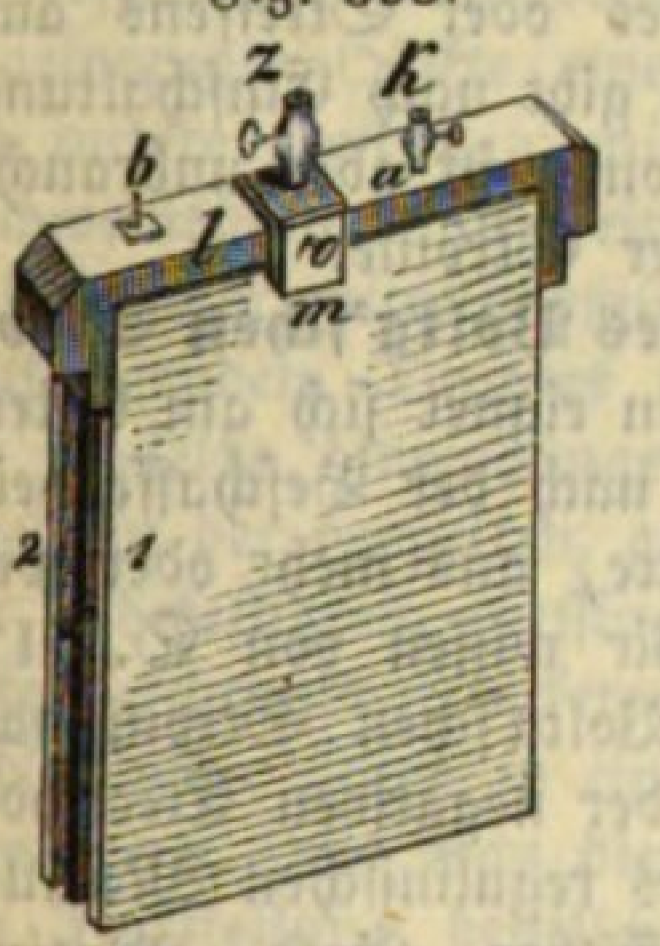
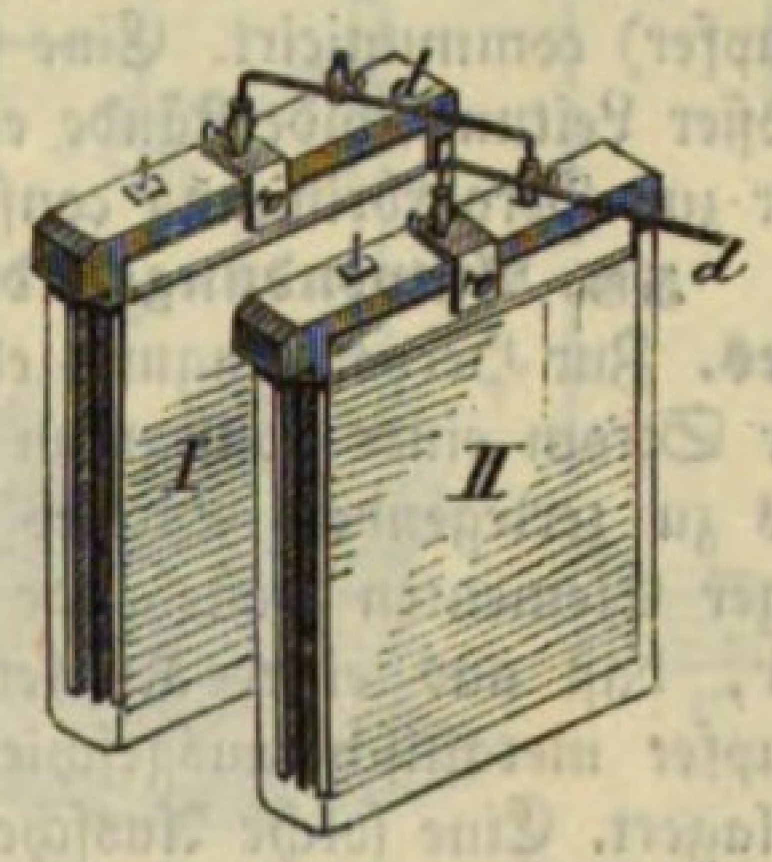


Fig. 396.



Bei der Smee'schen Kette ist es der lockere Ueberzug von Platinmohr, welcher die unter (†) S. 516 angegebene Bedingung der Strombeständigkeit

*) Dieser Ueberzug wird durch Zersetzung von Platinchlorid mittelst des Stromes einer electrischen Kette erhalten, wenn man die betreffende Silberplatte in einer stark gesäuerten Lösung dieses Salzes zur negativen Electrode des Stromes macht (in die Lösung taucht und mit dem negativen Pol der Kette leitend verbindet). Der hierbei auf der Platte entstehende schwarze, lockere Ueberzug haftet nicht fest, so daß die Platte nicht abgewischt, sondern nur abgespült werden darf, wird nur dann gleichmäßig, wenn die zweite Electrode durch eine gleich große, der ersteren parallel und in derselben Höhe gegenüberstehende Platte gebildet wird, und entsteht immer vorzugsweise auf der dieser zweiten Electrode zugewendeten Fläche, weswegen man die zu präparirende Platte, um auf beiden Flächen einen gleich starken Ueberzug zu erzielen, zu gehöriger Zeit umkehren muß.

erfüllt (das Anhängen des Wasserstoffs an dem electronegativen Gliede verhindert); für die Beseitigung der aus der Zersetzung des sich bildenden Zinkvitriols resultirenden Ursache des Abnehmens der Stromstärke ist nicht gesorgt, kann aber durch Anbringung poröser Diaphragmen (Zwischenwände) ebenfalls gesorgt werden. In der That tragen solche Diaphragmen zur Erhöhung der Strombeständigkeit auch der Smee'schen Kette merklich bei; ihre Anwendung (bei welcher jede Silberplatte in eine länglich-rechteckige, zwischen die zwei zugehörigen Zinkplatten hinein passende Thonzelle zu versenken ist,) muß jedoch natürlich schon der ursprünglichen Stärke des Stromes schaden, (weil sie eine größere gegenseitige Entfernung der genannten Platten nöthig macht, überhaupt eine bedeutende Erhöhung des Leitungswiderstandes in der Kette verursacht), und dieses Nachtheiles wegen verzichtet man gewöhnlich auf den hier verhältnißmäßig geringeren Vortheil der porösen Zelle bei der Smee'schen Combination. Schlüßlich soll nur noch einer Verbesserung der Daniell'schen Batterie durch Weatstone erwähnt werden, nach welcher die poröse Thonzelle, anstatt in dieselbe die Zinkplatte und verdünnte Schwefelsäure zu bringen, mit flüssigem Zinkamalgam gefüllt wird, mit welchem das Kupferglied immer der nächsten einfachen Kette (etwa vermittelst eines in das Amalgam eingetauchten Drahtes oder Streifens aus Kupfer) communicirt. Eine solche Zinkamalgam-Kette gibt nach Einschaltung großer Leitungswiderstände einen sehr constanten Strom; ist aber unbrauchbar zur Hervorbringung constanter und zugleich starker Ströme.

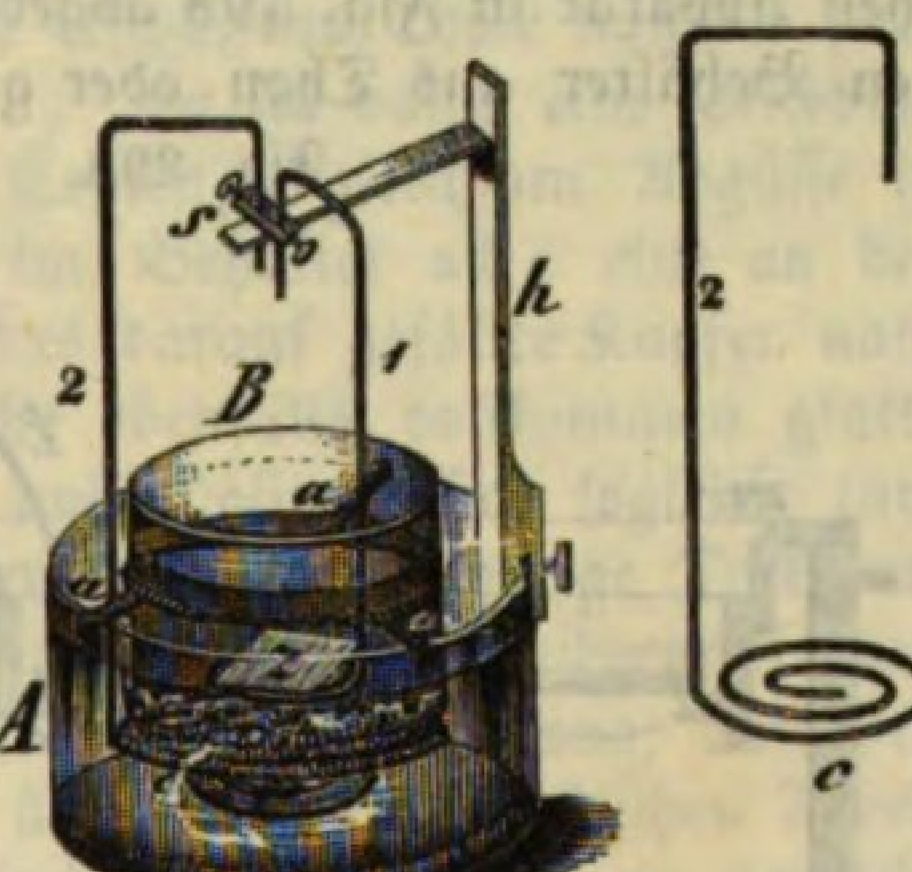
58. Anwendungen der zersetzenden Kraft des Volta'schen Stromes. Zur Hervorbringung electrochemischer Zersetzungen eignet sich am besten der Strom einer constanten Kette, und es sind, je nach der Beschaffenheit des zu zerlegenden Stoffes und der Natur der Kette, aus mehr oder weniger Elementen bestehende Ketten erforderlich. Wir wissen von S. 517 her, daß aus einer Kupfervitriollösung durch den Volta'schen Strom das Kupfer metallisch ausgeschieden wird und sich auf der negativen Electrode ablagert. Eine solche Ausscheidung und Ablagerung des regulinischen Metalls findet auch bei Lösungen von Zinn-, Blei-, Zink-, Silber-, Gold-, Platin- und andern Salzen Statt und wenn die Ausscheidung langsam und ohne gleichzeitiger Ablagerung von Wasserstoff vor sich geht, so bildet sich auf der negativen Electrode aus dem abgeschiedenen Metalle ein gleichförmiger, zusammenhängender Ueberzug, der unter gewissen Umständen fest und dauernd an der Electrode haftet, unter andern Umständen aber sich als compacte Masse von derselben ablösen läßt. Hierauf gründen sich die im Nachfolgenden beschriebenen, eben so wissenschaftlich interessanten als technisch wichtigen Methoden, auf galvanischem Wege Gegenstände in Metall abzuformen, zu verzinnen, zu verkupfern, zu versilbern, zu vergolden, zu verplatiniren, zu bronziren, mit Farben zu überziehen, Stahl und andere Metalle zu ätzen u. s. w.

1. Die Galvanoplastik d. i. die wahrscheinlich von Jacobi in Petersburg und Spencer in Liverpool gleichzeitig entdeckte Kunst, durch den galvanischen Strom Gegenstände in Kupfer abzuformen. Die einfachste Art des Verfahrens dabei besteht darin, daß man den abzuformenden Gegenstand gleichsam zum negativen Glied einer einfachen Daniell'schen Kette macht, (oder mit demselben in der Kupfervitriollösung leitend vereinigt). Dieser Gegenstaud muß an der Oberfläche, wenn er es nicht schon ist, so weit leitend gemacht werden, als

die Kupfer-Ablagerung gehen soll und falls seine ganze Oberfläche die Electricität leitet, an jenen Stellen nicht leitend gemacht werden, die von Kupfer frei zu bleiben haben. Das besagte Leitendmachen z. B. von Gypsabgüssen, Wachs- oder Stearin-Abdrücken u. s. w. geschieht am besten dadurch, daß man auf die betreffenden Stellen mittelst eines zarten Pinsels feines Pulver von geschlemmtem Graphit oder ganz feines Metallpulver in möglichst dünner (hauchartiger) und gleichförmiger Schichte aufträgt (Gyps muß vor dem Auftragen von Graphit mit Wachs eingelassen werden, damit er keine Flüssigkeit einsaugen kann,) und um gewissen Stellen das Leitvermögen zu nehmen, überzieht man sie mit Stearin oder Wachs. Besteht das abzuformende Object aus Metall, so muß man dasselbe, bevor es in die Kupfervitriollösung gebracht wird, mit Olivenöl einreiben und dann wieder mit weichem Fließpapier abwischen, (so daß die Oberfläche fett bleibt, ohne durch die Fettschichte ihre Form und Schärfe nur im geringsten zu ändern,) weil sich sonst die Kupfercopie nicht ablösen läßt.

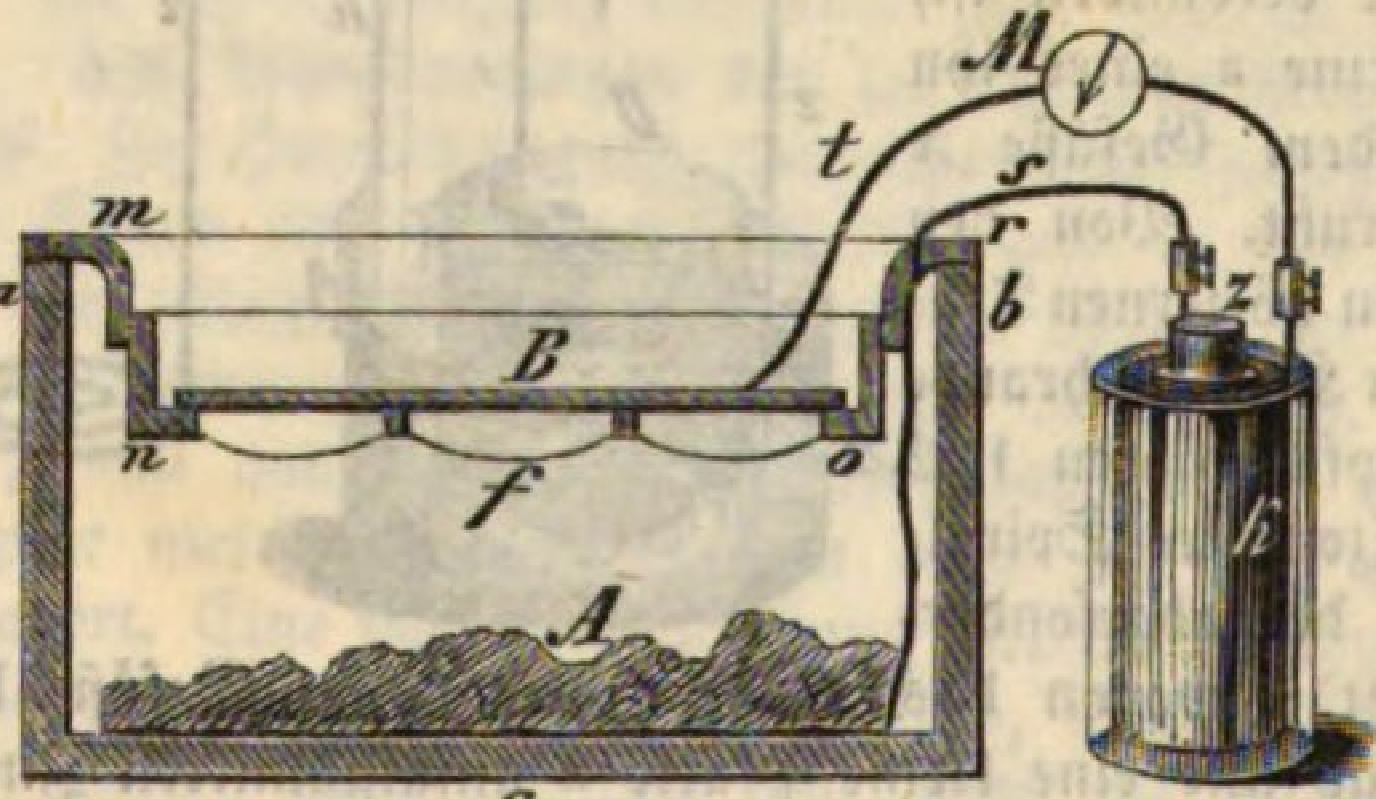
Zur galvanischen Abformung oder Vervielfältigung von Denkmünzen, Siegeln oder anderer kleiner Gegenstände ist der in Fig. 397 abgebildete Apparat sehr bequem. **A** ist ein Glasgefäß; **B** ein beiderseits offener Glascylinder (etwa die obere, abgesprengte Hälfte eines Zuckerglases), dessen untere Oeffnung mit einer Rinds- oder Schweinsblase flüssigkeitsdicht verbunden ist, und welcher mittelst dreier Arme **a** eines ihn umfangenden Drahtes auf dem Gefäße **A** (in dasselbe hineinhängend) ruht. Von den zwei, in der doppelten, an dem hölzernen Träger **h** befestigten, messingenen Klemmschraube **s** festgeschraubten dickeren Kupferdrähten **1**, **2** endigt jeder unten in ein horizontales Spiralgewinde **c**, (wie man dies in der abgesonderten Darstellung deutlich sieht), wovon das des Drahtes **1** im Gefäße **B** nahe über der Thierblase hängt und eine kleine Platte **z** amalgamirten Zinkes aufliegen hat, während jenes des Drahtes **2** im Gefäße **A** nahe unter der Thierblase und ihr parallel schwebt und die mit Kupfer zu überziehende Medaille o. dgl. trägt. **A** enthält sehr stark verdünnte Schwefelsäure; **B** ist bis über die Thierblase hinauf mit gesättigter Kupfervitriollösung gefüllt; die Spirale des Drahtes **2** (und dieser selbst, so weit er in die Vitriollösung taucht) ist, um die Ablagerung von Kupfer daran zu verhindern, gleichförmig mit Siegellack, Wachs oder Stearin überzogen, mit Ausnahme einer oder weniger Stellen an der Spirale, durch welche die Medaille o. dgl. mit letzterer (der Spirale) in leitender Verbindung steht. Zum Gelingen (des ein und auch mehrere Tage dauernden Versuches) ist noch erforderlich, daß der Strom durch hinreichend starke Verdünnung der Schwefelsäure und entsprechende Entfernung der zwei Drahtspiralen von der Thierblase und somit von einander (was durch Verstellen der Drähte in der Schraubenklemme **s** leicht geschehen kann) ganz schwach und die Vitriollösung durch genügenden Zusatz von Kupfervitriolstücken stets gesättigt erhalten werde, und daß die Stellen, wo die Medaille o. dgl. mit der Spirale in leitender Berührung steht und wo die Ablagerung immer am stärksten ist, öfters ge-

Fig. 397.



wechselt werden. Ein zu starker Strom erzeugt einen körnigen, nicht fest zusammenhängenden, brüchigen Kupferniederschlag. Endlich hat man von Zeit zu Zeit die Kupfervitriollösung, um sie in allen Schichten gleich concentrirt zu erhalten, mittelst eines Glas- oder Holzstabes umzurühren und die Zinkplatte vom gebildeten Oxyde zu reinigen oder ganz zu erneuern, wenn sie stark zerfressen sein sollte. Zu galvanoplastischer Behandlung größerer Gegenstände ist bei dem Umstande, daß die Menge des in einer gewissen Zeit sich ablagernden Kupfers von der Stärke des Stromes abhängt, der beschriebene Apparat, obgleich er sich in beliebig großem Maßstabe ausführen läßt, nicht ausreichend, und man muß Apparate anwenden, bei welchen die Ablagerung des Kupfers in einem für sich bestehenden Gefäße vor sich geht, worin die Kupfervitriollösung mit einer einfachen oder zusammengesetzten constanten Kette so in Verbindung gesetzt ist, daß der mit Kupfer zu überziehende Gegenstand die negative und eine, demselben gegenüber angebrachte und an Größe ziemlich gleichkommende Kupferplatte die positive Electrode bildet (indem nämlich der Gegenstand mit dem negativen und die Kupferplatte mit dem positiven Pol der Kette leitend verbunden wird). Man sieht einen solchen Apparat in Fig. 398 abgebildet, wo a b c einen mit Kupfervitriol gefüllten Behälter aus Thon oder gut ausgepichtem Holze, **A** den mit Kupfer zu überziehenden Gegenstand, **B** die als + Electrode dienende Kupferplatte, welche von einem in dem Behälter hineingehängten, hölzernen Rahmen m n o r getragen wird, **K Z** die constante Kette und s, t die diese Kette mit den Electroden **A, B** verbindenden Drähte bedeuten. **M** ist eine in den Schließungsbogeneingeschaltete Bussole, um aus der Ablenkungsgröße der Magnetnadel jeden Augenblick die Stärke des Stromes beurtheilen und darnach (durch Aenderung des Verdünnungsgrades der Schwefelsäure in den Zinkzellen der Kette oder durch Veränderung des gegenseitigen Abstandes der beiden Electroden u. s. w.) Sorge tragen zu können, daß der Strom stets möglichst constant bleibe, was immer, vorzüglich aber bei galvanoplastischer Behandlung größerer Gegenstände, Bedingung des guten Gelingens der Operation ist. Da die Kupferplatte **B** durch den an ihr (als + Electrode) sich ausscheidenden Sauerstoff oxydirt und das so gebildete Kupferoxyd von der in der Kupfervitriollösung vorhandenen, freien Schwefelsäure stets wieder aufgelöst wird (weswegen es gut ist, vor Beginn der Operation der Vitriollösung etwas Schwefelsäure zuzusetzen); so behält diese Lösung fortwährend den nämlichen Sättigungsgrad, ohne daß man Zusatz von festem Kupfervitriol nöthig hat. Um zu verhindern, daß von dem besagten Oxyde, welches als lockeres, braunrothes oder schwärzliches Pulver die Kupferplatte **B** überzieht, auf den Gegenstand **A** herabfalle, — wodurch das hier sich ablagernde Kupfer körnig, nicht fest genug zusammenhängend und spröde würde und was sich durch Verschwinden der hellrothen Fleischfarbe kund gibt, welche

Fig. 298.



diesem Kupfer bei gehörigem Gange der Operation immer eigen, daher ein sicheres Kennzeichen eines solchen Ganges ist —, wird der Rahmen **m n o r** unterhalb mit Leinwand oder Flanell (**n f o**) überspannt. Der ganze Rahmen ist aber entbehrlich, wenn man das mit Kupfer zu bedeckende Modell **A** und die Kupferplatte in dem Behälter **a b c** aufrecht einander gegenüber stellt; eine horizontale Lage verdient aber immer den Vorzug, weil sich da das gefällte Kupfer auf dem Modelle gleichförmiger vertheilt.

Die Galvanoplastik ist, wie man nach dem wenigen hier darüber Mitgetheilten nun schon von selbst einsieht, einer sehr ausgedehnten künstlerischen und technischen Anwendung fähig, indem keine der andern bisher bekannten Methoden, Copien durch Abguß oder Abdruck zu erhalten, eine solche Sicherheit, Schärfe und Genauigkeit gewährt, als eben die galvanoplastische. Man erhält durch sie die getreuesten Copien noch so fein gravirter oder geätzter Platten und erspart dabei alles, die andern Methoden kostspielig machende und die Wahrheit der Copie immer mehr oder weniger beeinträchtigende Nacharbeiten oder Ciseliren. (Um die an dem Originale vertieften Stellen auch vertieft und die erhabenen wieder erhaben zu erhalten, muß natürlich die zuerst erzeugte, in Bezug auf diese Stellen umgekehrt beschaffene Copie nachher statt des Originals in den Apparat gebracht werden, wo sie dann eine beliebige Anzahl mit dem Originale ganz identischer Copien, gleichsam Abgüsse in Kupfer, liefert.) Ist die negative Electrode im Behälter **a b c** eine an der Oberfläche wohlpolirte Kupferplatte, so stellt das darauf gefällte Kupfer nach der Ablösung eine auf der abgetrennten Fläche ebenfalls vollkommen glatte Platte dar, die ohne weiterem Schleifen und Poliren sich sogleich zum Graviren eignet. Hat die abgelagerte Kupferschichte die gehörige Dicke erlangt, so springt sie beinahe von selbst los, wenn vorher die übergreifenden Ränder abgefeilt worden sind. Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß eben so wie gravirte Platten auch getriebene und überhaupt alle plastischen Arbeiten (Büsten, Statuen u. s. w.) als Originale dienen können, wenn sie nicht untergearbeitet oder so geformt sind, daß die Copie oder ein darüber angefertigter Abguß aus Gyps, Wachs oder Stearin, der dann am besten als Modell dient, sich nicht abheben ließe.

Die Galvanoplastik findet noch ferner die nützlichste Anwendung: Zur Verfertigung kupferner Matrizen für einzelne Lettern oder ganze Stereotypplatten (durch Fällung des Kupfers unmittelbar auf die Lettern oder den Letternsatz selbst), und man kann nachher in die Matrizen Letternmetall hineingießen oder den Satz selbst in galvanischem Kupfer anfertigen. — Zum Copiren aller Arten von Holzschnitten anstatt der Methode des Clichirens. So z. B. braucht man die Stempel für Lettern oder die dem Buchdrucker, Buchbinder u. s. w. nöthigen Ornamente jetzt nur in Holz zu schneiden, um dann auf galvanischem Wege Matrizen und mittelst dieser die Typen und Ornamente selbst aus Kupfer zu erhalten. Gleich leicht lassen sich Formen zum Tapeten- und Kattundruck herstellen u. s. f. Hier mag gelegenheitlich erwähnt werden, daß bei Modellen aus nicht metallischen Substanzen die geringe Leitungsfähigkeit der äußerst dünnen Metall- oder Graphitschichte, womit sie überzogen werden, es nöthig mache, dieser Schichte möglichst viele Berührungspunkte mit dem, zum negativen Pol der Batterie führenden Leiter zu geben, was in den meisten Fällen durch Umgeben des Modells mit einem ganz dünnen Blei- oder Kupferstreifen erreicht wird, der sich den Flächen leicht

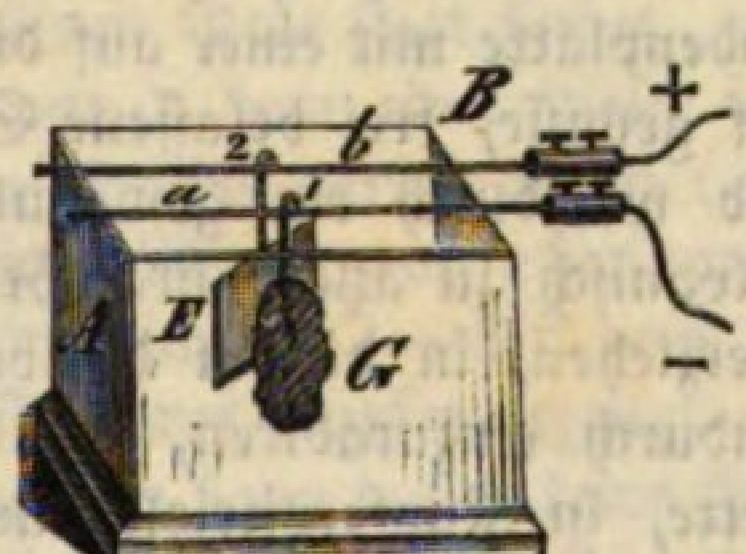
anschmiegen und mit dem Graphit- oder Metallüberzuge überall in innige Berührung bringen läßt. — Zur Vervielfältigung einer Zeichnung oder eines Gemäldes durch Kupferdruck (v. Kobells Galvanographie). Zu diesem Ende entwirft man die betreffende Zeichnung mittelst einer aus Spicköl und Mennig gebildeten, oder einen andern die Electricität leitenden Farbe auf einer wohl polirten reinen oder silberplattirten Kupferplatte, so daß das blanke Silber die höchsten Lichter, das mehr oder weniger gedeckte die Schatten gibt, und fällt dann auf die das Gemälde enthaltende Fläche galvanisch Kupfer. Ist dabei eine hinreichend dicke Kupferplatte zu Stande gebracht (und man kann die Verdickung dadurch sehr beschleunigen, daß man, nachdem sich der erste Ueberzug als ununterbrochenes Ganzes gebildet hat, auf diesem während der fortdauernden galvanoplastischen Operation allmälig zugleich Kupferfeilspäne aufstreut); so gibt sie unmittelbar in einer Kupferdruckpresse die beabsichtigten Abdrücke. Nach Palmer verschafft man sich ähnliche Druckplatten auf folgende Weise: Man überzieht eine glatte, vorher geschwärzte Kupfertafel mit einer dünnen Wachsschichte, bringt auf diese durch irgend ein Verfahren die gewünschte Zeichnung, radirt an den betreffenden Stellen mittelst einer hakenartigen Stahlnadel das Wachs bis zu der den Lichtern und Schatten entsprechenden Tiefe heraus, bringt dann die so behandelte, vorher noch mit einem Graphitüberzuge versehene Tafel in den galvanoplastischen Apparat und die darin zu Stande gebrachte Platte in die Druckerpresse. Palmer gab dieser seiner Methode, bei der er vorzüglich den Ersatz der Holzschnitte im Auge hatte, den Namen Glyphographie. — Zum Ueberziehen gläserner Gefäße mit Kupfer, um sie dann an den überzogenen Stellen ohne Gefahr des Zerspringens dem offenen Feuer aussetzen zu können. Man reibt zu diesem Behufe die betreffenden Stellen, nachdem sie vorher durch Einwirkung der Flußspathsäure rauh und matt gemacht worden, mit Graphit ein, und verfährt weiter wie mit einem andern, mit galvanischem Kupfer zu überziehenden Gegenstande u. s. f.

Galvanisches Versilbern, Vergolden, Verplatiniren, Verzinnen, Verzinken und Bronziren. Da diesen Operationen die nämlichen Principien zu Grunde liegen, wie der Galvanoplastik; so können wir uns hier im Allgemeinen bloß auf die Angabe der dazu geeignetsten Salzlösungen und der geringen Unterschiede in der Einrichtung der erforderlichen Apparate beschränken. Zur galvanischen Versilberung, Vergoldung und Verplatirung kleinerer Gegenstände kann auch der in der früheren Fig. 397 abgebildete Apparat dienen; nur bringt man, um mit einer kleineren Quantität der betreffenden kostspieligeren Flüssigkeiten auszureichen, diese in das innere Gefäß **B**, (dem man auch eine andere, dem Bedürfnisse nach passendere Gestalt z. B. eine größere Höhe und einen kleineren Durchmesser geben kann,) und hängt dann in derselben das zu versilbernde, zu vergoldende oder zu verplatinirende Object an einem dünnen, mit seinem zweiten Ende in der Schraubenklemme **s** festgemachten Platindraht auf, während das äußere Gefäß die verdünnte Schwefelsäure und auf der Spirale des gleichfalls in **s** befestigten Kupferdrahtes **l** die amalgamirte Zinkplatte enthält. Als Flüssigkeit in das Gefäß **B** eignet sich recht gut zur Versilberung eine Lösung von salpetersaurem Silberoxyd-Ammoniak (durch Auflösen von pulverisirtem Höllenstein in Aetzammoniakflüssigkeit (3 Drachmen des ersteren auf 2 Unzen der letzteren bereitet), zur Vergoldung eine möglichst neutrale, sehr verdünnte Goldchloridlösung (1 Gewichtstheil Goldchlorid auf 160 Gewichtstheile destillirten Wassers), und

zur Verplatinirung endlich eine in gleichem Grade verdünnte und eben so säurefreie Lösung von Chlorplatin in Wasser. Man kann so in wenigen Minuten Gegenstände aus Kupfer, Messing, Bronze und Pakfong versilbern, dieselben Metalle und überdieß noch Silber, Eisen und Stahl vergolden (letztere zwei, nachdem sie früher verkupfert worden), endlich Kupfer, Messing und Silber verplatiniren, und die erhaltenen dünnen und ganz reinen Metallüberzüge widerstehen dem wiederholten Reiben mit Leder und mit dem Polirstahle. Die der Versilberung, der Vergoldung oder der Verplatinirung zu unterwerfenden Gegenstände sind vorher sorgfältig von Oxyd und Fett zu reinigen, was am besten dadurch bewerkstelligt wird, daß man sie einige Augenblicke in schwach gesäuertem Wasser liegen läßt und während dem mit einem Zinkstücke berührt, dann mit reinem Wasser abspült, und mit weicher Leinwand abtrocknet, wohl auch mit feinem Thon- oder Kreidepulver putzt. Bei der galvanischen Operation selbst nimmt man den betreffenden Gegenstand etwa von Minute zu Minute aus der Flüssigkeit heraus, spült ihn in reinem Wasser ab, trocknet ihn hierauf mit feinem Linnenzeuge, bringt ihn wieder in die Flüssigkeit und wiederholt dies so oft, bis der beabsichtigte Metallüberzug die gehörige Gleichförmigkeit und Dicke erreicht hat.

In Fällen, wo man mit dem vorher besprochenen Apparate aus den nämlichen Gründen, wie bei der Galvanoplastik, nicht ausreicht, kann der in Fig. 399 dargestellte Anwendung finden, wo **A B** ein gläsernes oder porzellanenes Gefäß bedeutet, welches die zu den galvanischen Operationen dienenden Flüssigkeiten enthält, ferner **a**, **b** zwei auf dem Gefäßrande aufaufliegende, von einander getrennte Dráhte oder Stangen aus Kupfer sind, wovon die eine **a** mit dem negativen Pole einer in der Nähe aufgestellten einfachen oder zusammengesetzten, constanten Kette, der andere **b** mit dem positiven Pole verbunden ist, und ersterer den der Operation zu unterwerfenden Gegenstand **G**, letzterer aber einen Blechstreifen oder eine Platte **E** trägt, welche die positive Electrode bildet, und, so wie die zwei Dráhte **1**, **2** immer aus gleichem Metall mit jenem bestehen müssen, welches durch den Strom gefällt werden soll.

Fig. 399.



Bei der Versilberung und Vergoldung lösen sich, während der Proceß fortschreitet, die als positive Electrode dienenden Streifen oder Platten (**E**) auf und ersetzen in der Flüssigkeit immer wieder das Silber und Gold, welches aus derselben gefällt worden. Bei Ausführung der in Rede stehenden Operationen im größeren Maßstabe wendet man auch statt der oben angegebenen Metallsalzlösungen vortheilhafter folgende Flüssigkeiten an: zum Versilbern eine durch Kochen und nachheriges Filtriren eines Gemisches von 1 Gewichtstheil Cyansilber, 10 Gewichtstheilen Blutlaugensalz und 100 Gewichtstheilen Wasser erhaltene klare Lösung; zum Vergolden eine Flüssigkeit, die durch Auflösen von 1 Gewichtstheil Goldchlorid in 100 Gewichtstheilen Wasser, welches 10 Gewichtstheile Blutlaugensalz enthält, Erhitzen der Lösung bis nahe zum Sieden und nachheriges Filtriren bereitet wird, und zum Verplatiniren eine sehr verdünnte Lösung von Natriumplatinchlorid, welche man durch Auflösen eines Gemenges aus gleichen Gewichtstheilen Platinchlorids und reinen Kochsalzes im 100—200fachen Gewichte destillirten Wassers erhält; die besten

Dienste leistet aber eine in der Siedhitze bereitete Lösung von Platin=Salmiak in Wasser, wenn sie dann nach Zusatz einiger Tropfen Ammoniak=Flüssigkeit noch etwas warm angewendet wird.

Die galvanische Verzinnung, Verzinkung, Verbleiung und Bronzirung unterscheiden sich von den beschriebenen Verfahrungsarten wesentlich nur durch die in Anwendung zu bringenden, spezifischen Flüssigkeiten. Zur Verzinkung nehme man eine, durch anhaltendes Kochen von Zinnasche in Aetzkalilauge bereitete Lösung von Zinnoxydkali; für die Verzinkung und Verbleiung empfiehlt sich eine Auflösung von Zinkoxyd und Bleioxyd (Bleiglätte) im wässerigem Aetzkali. Das galvanische Verzinken findet vorzüglich für Eisen, um dasselbe gegen das Rosten zu schützen, sehr nützliche Anwendung und das so mit einer dünnen Zinkhaut überzogene Metall führt dann den Namen: galvanisirtes Eisen. Zur Bronzirung dient endlich eine Flüssigkeit, welche durch Auflösen von soviel Cyankalium in 5000 Theilen Wasser, daß die Lösung 4° Beaumé hat, und nachherigen Zusatz von 30 Theilen Cyankupfer und 10 Theilen Zinnoxyd bereitet wird.

Das galvanische Aetzen gründet sich auf die am Schlusse des §. 52 und unter (††) S. 509 auseinandergesetzte Thatsache, daß die durch den Volta'schen Strom ausgeschiedenen Stoffe mit den Electroden sich chemisch verbinden, wenn die Bedingungen dazu vorhanden sind. Erfolgt wirklich eine solche Verbindung und eignet sich ein anderer, nächst der betreffenden Electrode vorhandener Stoff die Producte dieser Verbindung an; so wird die Electrode allmälig immer mehr zerstört. Wird dieses Zerfressen dadurch, daß man die Electrodenplatte mit einer auf die eben bezeichnete Art unzerstörbaren Substanz bis auf gewisse, frei belassene Stellen überzieht; so werden bloß diese angegriffen und wie durch ein gewöhnliches Aetzmittel zerfressen. Um eine Kupferplatte galvanisch zu ätzen, braucht man sie nur mit dem sogenannten Aetzgrunde zu überziehen, in diesem die beabsichtigte Zeichnung bis auf das blanke Metall hindurch einzuradiren, und sie nachher, als positive Electrode einer constanten Kette, in Kupfervitriollösung einer andern als negative Electrode dienenden blanken Kupferplatte gegenüber zu stellen. Während diese sich mit Kupfer überzieht, wird an den radirten Stellen durch den Sauerstoff des zersetzten Wassers, Kupferoxyd gebildet und dieses von der im Kupfervitriole frei gewordenen Schwefelsäure immer wieder aufgenommen und entfernt. — Eine Eisen- oder Stahlplatte **P** wird Behufs galvanischer Aetzung nach vorhergegangener Zubereitung an einem, mit dem positiven Pole der constanten Kette verbundenen Drahte in die eine, mit schwacher Kochsalzlösung gefüllte Zelle **I** eines Behälters (aus Glas oder Porzellan) **AB** Fig. 400 gehängt, der durch eine senkrechte, poröse Scheidewand **C** (aus thierischer Blase, Thon o. dgl.) in der Mitte abgetheilt ist und in seiner zweiten Zelle **II** Kupfervitriollösung, in dieser aber eine gleichgültige Kupferplatte **Q** enthält, die, der Eisen- oder Stahlplatte parallel, an einem mit dem negativen Pole der Kette in Verbindung stehenden Drahte hängt. Die poröse Scheidewand kann auch wegbleiben; dann muß jedoch der ganze Behälter mit Kochsalzlösung gefüllt und die negative Electrode durch eine zweite Eisen- oder Stahlplatte gebildet werden. — Beim Aetzen von Silber dient als Aetzflüssigkeit am vortheilhaftesten eine Lösung aus schwefelsaurem Natron oder schwefelsaurem Silber, und als

Fig. 400.



negative Electrode darin ist dann natürlich eine Silberplatte anzuwenden. Den Proceß hat man in allen Fällen so lange fortzusetzen, bis die geätzten Linien tief genug erscheinen. Durch eine genaue Regulirung der Entfernung und des Winkels, unter welchen die sich gegenüberstehenden Platten einander dargeboten werden, kann man die Tiefe der Tinte beliebig treffen, ja sie sogar örtlich ungleich stark machen (wie z. B. bei einer Landschaft, wo Vorder- und Hintergrund verschieden dunkel erscheinen müssen). Eben so läßt sich an einzelnen Stellen eine ungleiche Stärke durch größere oder geringere Annäherung einer entsprechend gestalteten, negativen Electrode leicht und sicher hervorbringen. Durch diese Mittel hat man die Aetzung vollkommen in seiner Gewalt, und es fällt bei gehöriger Aufmerksamkeit und Sorgfalt die Glätte und Tiefe der Linien viel reiner und regelmäßiger aus als nach dem gewöhnlichen Aetzverfahren. Ebenso in industrieller wie in wissenschaftlicher Beziehung interessant sind die schönen, regenbogenartigen und mannigfaltigen andern Farben, die sich auf den wohl gereinigten, (am besten) polirten Oberflächen der Metalle oder mit metallischen Ueberzügen versehener Körper (z. B. auf versilbertem, vergoldetem u. s. w. Porzellan) dadurch erzeugen lassen, daß man auf denselben Lösungen gewisser Metallsalze oder auch bestimmte andere Flüssigkeiten durch den Volta'schen Strom zersetzt, indem z. B. die betreffende metallische Oberfläche mit einem Pole einer hinreichend kräftigen Batterie verbunden und die Spitze eines mit dem zweiten Pole vereinigten Drahtes dieser Oberfläche gegenüber in einer Distanz von etwa $\frac{1}{2}'''$ angebracht wird. Die Farben, welche als mit der Spitze concentrische Ringe erscheinen, fallen verschieden aus, je nachdem die besagte Verbindung mit dem positiven oder negativen Pole statt findet, und entstehen bei gewissen Metallen und Flüssigkeiten nur in dem einen dieser beiden Fälle. Man erhält z. B. auf einer mit dem + Pol verbundenen (also positiven) Silber-, Gold- oder Platinfläche mit einer Lösung von essigsaurem Blei (die betreffende Flüssigkeit muß die Metallfläche immer 1—2''' hoch bedecken) in Regenbogenfarben schillernde Ringe; essigsaures Kupfer erzeugt auf negativem Silber ähnliche Ringe, auf positiven hingegen kann damit keine Färbung hervorgebracht werden, und die Farben des Silbers im vorigen Falle und in diesem sind (wegen Verschiedenheit der in beiden Fällen sich ablagernden Stoffe) verschieden. Läßt man den von dem einen Pole der Batterie ausgehenden Draht in mehrere, der Metallfläche gegenüberstehende Spitzen endigen; so bilden sich eben so viele, einander verschiedenartig durchkreuzende Ringsysteme, die Farbenerscheinung verliert dadurch zwar an Regelmäßigkeit, wird aber um so mannigfaltiger und ändert mit der Anzahl und Gruppirung der Spitzen ihr Aussehen. Die Farben widerstehen im Allgemeinen mehr oder weniger der Reibung, werden durch Erhitzen in überraschender Weise belebt und ertragen einen ziemlichen Grad von Hitze. Becquerel hat dieser von Nobili im Jahre 1826 entdeckten electrochemischen Färbung in neuester Zeit eine große Ausdehnung und eine solche Vervollkommnung gegeben, daß sie, vorzüglich in der Methode Metalle mit Oxyden zu überziehen, bereits mehrseitig in die Industrie übergangen ist. Ohne uns hier in eine Auseinandersetzung der Becquerel'schen Arbeit einlassen zu können, mag hier nur beispielsweise des Verfahrens gedacht werden, eiserne, stählerne oder messingene Gegenstände mit Blei- oder Eisensuperoxyd zu überziehen, um sie entweder gegen Rost zu schützen oder ihnen eine gefälligere (dem Messing z. B. eine bronzeartige) Farbe zu geben. Der Ueberzug mit Bleioxyd wird erhalten, wenn man in eine poröse Thonzelle eine

Flüssigkeit bringt, welche durch Auflösen von 200 Grammen Aetzkali in 2 Litres destillirten Wassers, nachherigen Zusatz von 150 Grammen Bleiglätte, Kochen und Absetzenlassen bereitet worden, die Thonzelle in einem Glaßgefäße mit durch Salpetersäure stark gesäuertem Wasser (die Säure soll mindestens $\frac{1}{20}$ Gewichtstheil des Wassers betragen) umgibt, in diese verdünnte Säure eine Platinplatte, in die Flüssigkeit der Thonzelle aber den zu überziehenden, vorher wohl gereinigten und polirten Gegenstand taucht, letzteren mit dem positiven und die Platinplatte mit dem negativen Pole einer constanten electrischen Kette in Verbindung bringt. Während an der negativen Electrode sich reichlich Wasserstoff entwickelt, verwandelt der an die positive Electrode (an den zu überziehenden z. B. eisernen Gegenstand) sich begebende Sauerstoff das daselbst befindliche Bleioxyd in Bleisuperoxyd, welches sich auf dem besagten Gegenstande ablagert, demselben adhärirt, und einen bräunlichschwarzen Ueberzug bildet, der das Poliren mit Englischroth und mit dem Blutsteine verträgt, dabei einen ziemlich lebhaften Glanz annimmt und selbst beim Biegen des Gegenstandes nicht abspringt. Zur Erlangung eines Eisensuperoxyd-Ueberzuges kömmt in die Thonzelle eine ammoniakalische Auflösung von Eisen, die durch Auflösen von schwefelsaurem Eisenoxydul (Eisenvitriol) in Wasser und Zusatz von Ammoniakflüssigkeit erhalten wird. Der entstandene braunrothe Ueberzug läßt sich mit Leder und Englischroth poliren, und wenn die Oberfläche vorher gehörig vorbereitet worden, verträgt er auch den Polirstahl. Eine andere, gleichfalls von Becquerel in Vorschlag gebrachte und zuerst in Angriff genommene technische Anwendung der chemischen Kraft des Volta'schen Stromes ist dessen Benützung zum Probiren der Erze und zum Ausbringen der Metalle aus denselben. Sie gründet sich ganz auf dieselben Principien, welche durch die vorhergehenden Beispiele nun hinreichend erläutert sein dürften. Die bei den Versuchen bis jetzt gewonnenen Resultate berechtigen zur Hoffnung einer günstigen Lösung der durch Becquerel gestellten Aufgabe.

Schließlich verdienen noch einige Erscheinungen hier Erwähnung, die sich aus den über die zersetzende Wirkung des electrischen Stromes bisher vorgetragenen Grundsätzen erklären. Es sind folgende: Der Kupferbeschlag der Schiffe wird durch stellenweise auf demselben angebrachtes Zink vor Zerstörung durch das Seewasser geschützt, (weil das im Contacte mit Zink negative Kupfer sich mit dem ebenfalls negativen Sauerstoff des durch den Strom der gebildeten Zink-Kupferkette zersetzten Wassers nicht verbinden, sich nicht oxydiren kann). — Eiserne Nägel, womit Kupferblech z. B. bei Bedachungen festgenagelt ist, werden an der immer feuchten Luft sehr schnell durch Rost zerstört (da Eisen durch Berührung mit Kupfer positiv electrisch wird, sich daher den Sauerstoff der durch die Eisen-Kupferkette zerlegten Luftfeuchtigkeit aneignet). Aus gleichem Grunde erklärt sich, warum gelöthete Gefäße durch Flüssigkeiten zuerst an den Löthstellen angegriffen werden; warum Quecksilber sich leichter oxydirt, wenn es mit andern Metallen gemischt, als wenn es rein ist; warum sich in metallenen Leitungsröhren aus kalkhältigem Wasser dort am meisten Kalk absetzt, wo sie zusammengelöthet sind u. s. w.

59. Licht- und Wärmewirkungen des Volta'schen Stromes. Im Momente, wo man die Pole einer Volta'schen Batterie leitend verbindet oder die leitende Verbindung aufhebt, entsteht ein glänzender Funke (Schließungsfunke, Trennungsfunke), dessen Stärke weniger von der Anzahl als von der Größe der Plattenpaare abhängt, mithin nicht so sehr Spannung als Menge

der Electricität voraussetzt. Die Funken vieler und großer Paare sind ihres hellen Glanzes wegen selbst in einer Lichtflamme noch sichtbar. Die Helligkeit des Funkens kann durch Amalgamiren des Drahtendes, an welchem er überspringt, bedeutend erhöht werden, (weil da ein Theil des Quecksilbers verbrennt). Ein lebhaftes Funkensprühen erhält man mittelst des auf S. 495 beschriebenen Blitzrades, wenn es in die Kette eingeschlossen und in schnelle Bewegung versetzt wird. Schließungsleiter, die ein zu geringes Leitvermögen oder einen zu kleinen Querschnitt haben, um den Strom unverzögert durchzulassen, erwärmen sich. Diese Erwärmung steigt bei Metalldrähten, wenn sie im Verhältnisse zur Kraft der Batterie kurz und dünn genug sind, bis zum lebhaftesten Weißglühen, ja bis zum Schmelzen derselben und richtet sich ebenfalls mehr nach der Größe als nach der Anzahl der Plattenpaare. Platindrähte gerathen in eine für das Auge kaum erträgliche Weißgluth und schmelzen endlich ab; Eisen- und Stahldrähte verbrennen, nachdem sie ebenfalls weißglühend geworden, mit lebhaftem Funkensprühen. Im höchsten Grade intensiv ist das Licht und die Hitze, welche zwischen Kohlenspitzen entstehen, die mit den Polen einer hinreichend groß- und vielplattigen Batterie durch Drähte in Verbindung gesetzt, einander bis zur Berührung genährt und nachher wieder soweit außer Berührung gebracht worden, daß der Strom noch von der einen zur andern übergeht. Dieses Entfernen (nach bereits eingetretenem Erglühen der Spitzen) muß allmälig geschehen, und läßt sich bei sehr starken Batterien auf mehrere Linien ja Zolle steigern, ohne daß der Strom unterbrochen wird. Dabei erscheint zwischen den Spitzen ein durch glühende Kohlentheilchen gebildeter, leuchtender Bogen, dessen Lichtglanz jenem der Sonne nahe kömmt, und in welchem selbst die am schwersten schmelzbaren Substanzen schmelzen. Zu gehörigem Gelingen dieser Versuche müssen Stücke aus vollkommen ausgeglühten Holzkohlen gleichförmigen Gefüges oder (noch besser) aus jener Masse genommen werden, aus welcher die Kohlenglieder der Bunsen'schen constanten Kette bestehen, und dieselben müssen mit den Polen der Batterie an möglichst vielen Punkten in Verbindung stehen.

Bei Hervorbringung der eben beschriebenen Licht- und Wärmephänomene zeigt sich vorzüglich die ausgezeichnete Wirkung der constanten Batterien und unter diesen besonders der Grove'schen und Bunsen'schen, indem sie hierin bei viel geringerer Anzahl und Größe der Elemente die größten anderen Volta'schen Batterien vollkommen ersetzen und in Bezug auf die mögliche Dauer des Phänomens natürlich weit übertreffen. Ein einziges Bunsen'sches Element mit 3″ hoher und 4″ breiter Zinkplatte erhält einen 1″ langen Platindraht von der Dicke eines Pferdehaares und feine Kohlenspitzen constant im Glühen. Eine Kette aus 6 Elementen macht einen 6″ langen Platindraht von der Dicke einer feinen Stricknadel lebhaft glühend und erzeugt zwischen Kohlenspitzen einen Lichtbogen von dem Auge unerträglichem Glanze. Mit 20 — 30 Kohlen-Zinkpaaren der gewöhnlichen Dimensionen kömmt ein 2—3 Fuß langer Eisendraht von Nr. 6 fast augenblicklich zum Weißglühen und zerfällt gleich darauf in unzählige glühende Kügelchen. Stahlfedern zersprühen in Funken und Quecksilber beginnt im Augenblicke des Eintauchens der Poldrähte mit lebhafter Flamme zu brennen.

Das selbst zum Lesen hinreichende Licht, welches längere und dickere, durch den Volta'schen Strom weiß glühend erhaltene Platindrähte verbreiten, hat Grove zur Beleuchtung in Kohlengruben vorgeschlagen, um, da sich diese

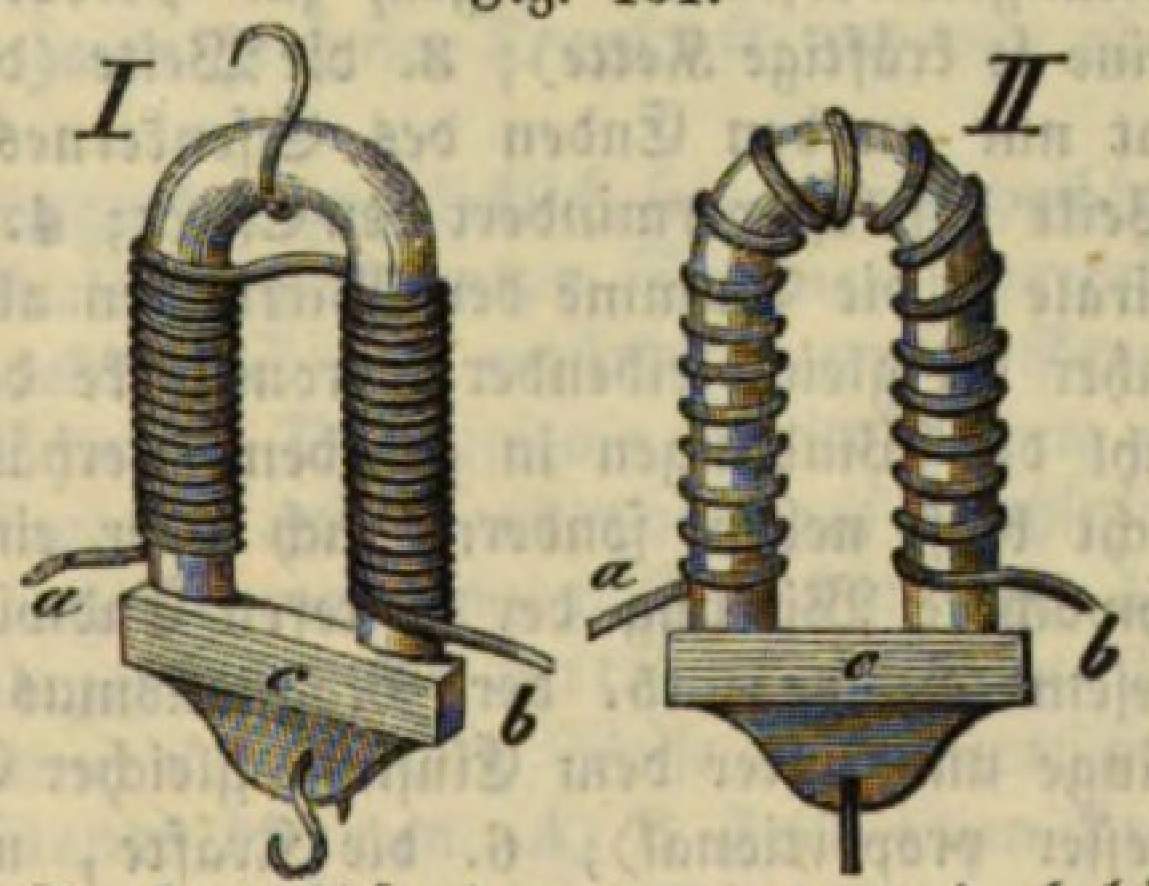
Drähte in Glasballone o. dgl. hermetisch einschließen, also mit der Luft in den Gruben außer Berührung bringen lassen, die schrecklichen Unglücksfälle zu verhüten, welche aus der Entzündung des unter dem Namen des schlagenden Wetters in Kohlenbergwerken häufig vorkommenden Knallgases durch die Grubenlichter so oft entspringen. Dieser so wie von anderen Seiten her gemachte Vorschläge, die Anwendung des zwischen Kohlenspitzen erscheinenden Lichtglanzes zur Beleuchtung auf Leuchtthürmen betreffend, sind jedoch bis jetzt auf eine den nothwendigen Anforderungen der Praxis genügende Weise noch nicht wirklich in Ausführung gebracht worden. Mit dem günstigsten Erfolge hingegen wendet man bereits im Großen das Erglühen- und Verbrennenmachen der Drähte insbesondere des Eisendrahtes durch den galvanischen Strom zum Sprengen der Felsen, vorzüglich unter Wasser, an, und es wird zu diesem Ende in den, aus dickem Kupferdrahte bestehenden Schließungsleiter der Batterie ein kurzes Stück dünnen Eisendrahtes eingeschaltet, dieses in das Bohrloch versenkt, darin mit der nöthigen Menge Pulver bedeckt, übrigens das Bohrloch mit Sand angefüllt und dann die Kette geschlossen, wobei der verbrennende Draht das Pulver entzündet. Die beiden in das Bohrloch versenkten Kupferdrahtstücke müssen natürlich von einander vollkommen isolirt (das eine z. B. mit Papier wohl umwickelt) sein. Man kann einen und denselben Schließungsdraht in der angegebenen Art durch mehrere nach einander angeordnete Bohrlöcher leiten und so an verschiedenen Stellen gleichzeitig Sprengungen bewirken. Eine Batterie aus 4 Kohlen-, Zink- oder eben so vielen Platin-, Zink-Elementen ist dazu gewöhnlich hinreichend.

Den neuesten Versuchen zu Folge ist die Wärmeentwicklung in einem und demselben Metalldrahte dem Quadrate der Stärke des galvanischen Stromes direkt proportional, und bei Drähten aus verschiedenen Metallen und von ungleicher Länge und Dicke stehen die in der nämlichen Zeit und bei derselben Stromstärke entwickelten Wärmemengen mit der Länge des Drahtes und dem seiner Substanz eigenthümlichen Leitungswiderstande im geraden, mit seinem Durchmesser aber im verkehrten quadratischen Verhältnisse. Die höchste Temperatur, die einem Drahte in der Luft durch einen constanten Strom überhaupt ertheilt werden kann, ist dem eben besagten (specifischen) Leitungswiderstande und dem Quadrate der Stromstärke direkt, dem Kubus des Durchmessers verkehrt proportionirt und von der Länge des Drahtes ganz unabhängig.

60. Magnetisirende Kraft des electrischen Stromes. Der electrische Strom beurkundet seine magnetische Kraft nicht bloß durch Einwirkung auf bereits geweckten Magnetismus (§. 48), sondern vermag auch in Körpern, die des Magnetismus fähig sind, diesen hervorzurufen. Wird ein von einem hinreichend kräftigen galvanischen Strome durchzogener Draht mit Eisenfeilspähnen in Berührung gebracht, so bleiben diese an demselben hängen, (so lange der Strom darin fortdauert), und führt man den Draht an einem Stabe aus Stahl oder weichem Eisen in einer zu dessen Länge nicht parallelen, am besten gegen dieselbe senkrechten Richtung vorbei, so erhält der Stahlstab bleibenden, der Eisenstab aber nur vorübergehenden, d. i. mit dem Aufhören des Stromes wieder verschwindenden Magnetismus, und zwar zeigt das Ende, welches nach der linken Hand eines mit dem Strome schwimmend und das Gesicht dem Stabe zuwendend gedachten Menschen gekehrt ist, den Nord- und das andere den Südpol. Um diese Wirkung auf den Stab ausgiebiger

zu machen, muß man mehrere in gleichem Sinne wirkende Ströme an demselben vorbei oder den nämlichen Strom immer nach gleicher Richtung um denselben herumführen. Letzteres läßt sich dadurch leicht bewerkstelligen, daß der Strom durch ein schraubenartiges Drahtgewinde geleitet wird, in dessen Höhlung der betreffende Stab steckt, jedoch ohne die Windungen zu berühren. Man kann auf diese Art aus weichem Eisen Magnete erzeugen, welche an Stärke alle Stahlmagnete weit übertreffen und Electromagnete, oder weil sie nur so lange dauern, als der Strom währt, auch temporäre Magnete genannt werden. Um solche Magnete von großer Tragkraft zu erhalten, braucht man nur einen dicken, hufeisenförmig gebogenen, cylindrischen Stab aus wohl ausgeglühtem, ganz weichem Eisen auf die in Fig. 401 bei I anschaulich gemachte Weise mit dickem Kupferdrahte zu umwinden, der mit Seide überzogen ist, damit der Strom nicht seitwärts aus einer Windung in die nächste oder in das Eisen übertreten kann, sondern immer nach der Länge des Drahtes fortgehen muß. (Geschieht das Umwinden so, daß, wie bei II Fig. 401, die einzelnen Windungen einander nicht berühren, so braucht der Draht nicht mit Seide überzogen zu sein, wohl aber der Eisenstab, und es ist gut, diesen noch außerdem zu überfirnissen.) Werden dann die Drahtenden a, b mit den Polen einer hinreichend kräftigen electrischen Kette vereinigt; so kann der magnetisch gewordene Eisenstab, wenn er lang und dick genug und mit hinlänglich dickem Drahte umwickelt ist mittelst eines an seine ebenen Schenkelflächen sich innig anschmiegenden Ankers c aus weichen Eisen Lasten von mehreren Tausend Pfunden tragen, und behält einen Theil seiner magnetischen Kraft selbst noch nach Unterbrechung des Stromes, aber nur so lange, bis der Anker mit Gewalt abgerissen oder überhaupt von dem Hufeisen getrennt worden, wo dann aller Magnetismus wieder verschwunden ist (nur wenn der Eisenstab nicht aus ganz weichem Eisen besteht, bleibt er noch nach Entfernung des Ankers etwas magnetisch.) Ein cylindrischer Eisenstab, der 1′ lange und 1,5″ dicke Schenkel hat, und wie bei I in Fig. 401 mit 1,5‴ dickem Kupferdrahte umwickelt ist, wird durch ein einziges Grove'sches Element zu einem Magnet von 100—150 Pfund Tragkraft. Die magnetisirende Wirkung des Volta'schen Stromes hängt nur von seiner Quantität ab; man wendet daher zur Erzeugung von Electromagneten immer nur eine einfache, am besten Grove'sche oder Bunsen'sche Kette an. Zur Erzielung größerer Effecte mit entsprechend größeren Electromotoren, (die man, hier nebenbei gesagt, sich leicht dadurch verschaffen kann, daß mehrere kleinere der betreffenden einfachen Ketten durch metallische Verbindung der Zinkplatten unter einander und eine eben solche Verbindung der Platin- oder Kohlenglieder zu einer einzigen einfachen Kette vereinigt werden muß man aber den Strom, da derselbe bei einfachen Ketten stets eine sehr geringe Intensität hat, durch dicke, nur einen sehr kleinen Leitungswiderstand leistende Drähte um das Eisen herumführen. Man kann jedoch auch mit Strömen geringerer Quantität, aber größerer Intensität große Wirkungen erreichen, wenn durch

Fig. 401.



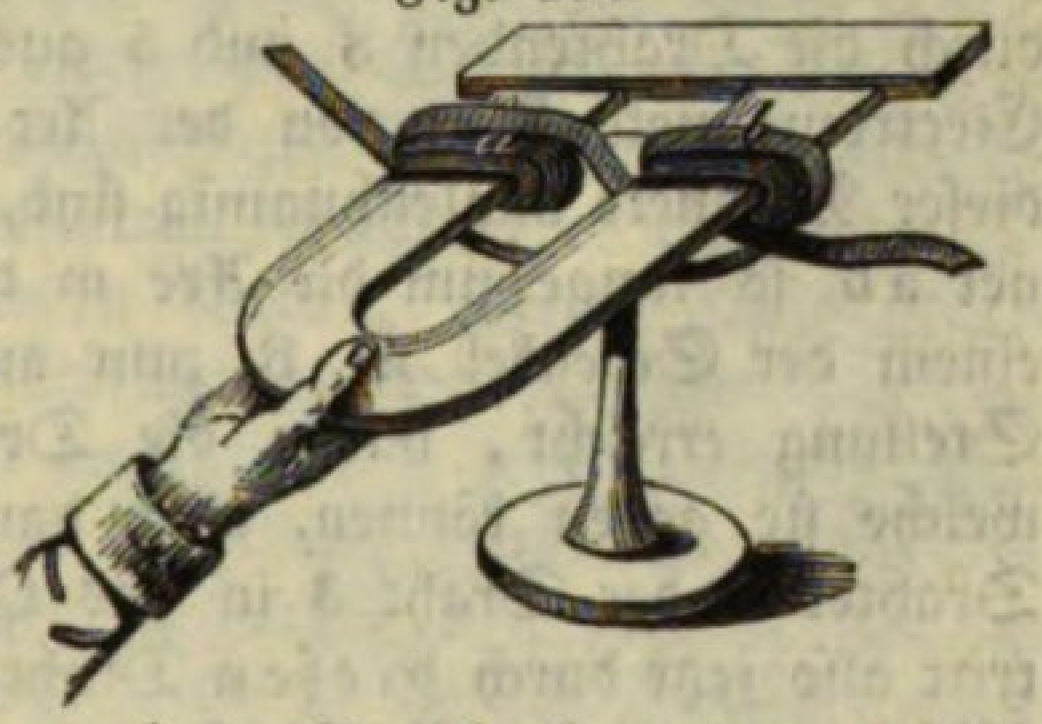
eine größere Zahl von Drahtwindungen, also durch öfteres Herumleiten des Stromes um das Eisen gleichsam ersetzt wird, was ihm an Quantität abgeht. Die größere Intensität des Stromes gestattet sowohl diese Vermehrung der Windungen als auch die Anwendung eines weniger dicken Drahtes, da ein intensiverer Strom auch einen größeren Leitungswiderstand zu überwinden vermag. Zur Bestimmung der Pole eines Electromagnetes dient die Regel: in einer links gewundenen Drahtspirale enthält immer die dem Eintritte des Stromes nähere Hälfte den Nord- die andere den Südpol, und in einer rechts gewundenen Schraube findet das Gegentheil statt. Genaue, von Jacobi und Lenz durchgeführte Untersuchungen haben über die Umstände, von welchen die Stärke des durch Volta'sche Ströme in weichem Eisen hervorgerufenen Magnetismus abhängt, Folgendes gelehrt: 1. Die Stärke dieses Magnetismus wächst in geradem Verhältnisse mit der Stärke des angewendeten Stromes; 2. die Dicke des Drahtes der Spirale ist bei gleicher Anzahl der Drahtwindungen und der nämlichen Stärke des sie durchziehenden Stromes ganz gleichgültig (nur erfordern dickere Drähte, ihres geringeren Leitungswiderstandes wegen, zur Hervorbringung eines gleichstarken Stromes keine so kräftige Kette); 3. die Weite (der Durchmesser) der Drahtwindungen hat nur an den Enden des Eisenkernes einigen Einfluß, und eine größere Weite daselbst vermindert den Effect; 4. die Totalwirkung der ganzen Drahtspirale ist die Summe der Wirkungen aller einzelnen Windungen, (es nimmt daher bei gleichbleibender Stromstärke der erregte Magnetismus mit der Anzahl der Windungen in geradem Verhältnisse zu, nur wenn die Windungen nicht bloß neben, sondern auch über einander liegen, verursacht die etwas schwächere Wirkung der weiteren Endwindungen eine kleine Abweichung von diesem Gesetze); 5. der Magnetismus, den Eisenstäbe von der nämlichen Länge und unter dem Einflusse gleicher Ströme annehmen, ist ihrem Durchmesser proportional); 6. die Kräfte, womit zwei Electromagnete oder ein Electromagnet und weiches Eisen, ohne in Berührung zu sein, also aus der Ferne einander anziehen, sind bei gleichen Abständen den Quadraten der magnetischen Ströme direkt proportional.

Auch die Maschinenelectricität besitzt im Zustande der Bewegung magnetisirende Kraft, (so wie sie auch ablenkend auf die Magnetnadel wirkt, was ein Multiplicator zeigt, von dessen Drahtenden das eine mit dem Conductor und das andere mit dem Reibzeuge vereinigt ist); denn entladet man eine Leidner Flasche durch einen Draht, der spiralförmig um ein Glasröhrchen gewickelt ist, worin sich eine Stahlnadel befindet, so ist diese nachher magnetisch, und dasselbe geschieht durch den Strom der Electrisirmaschine, vorausgesetzt, daß die Drahtspirale an mehreren Stellen unterbrochen ist, so daß daselbst Funken überspringen.

Hufeisenförmige Electromagnete sind sehr leicht zu verschaffende und kräftige Mittel zur schnellen Erzeugung starker Stahlmagnete, und man hat zu diesem Ende mit einem Electromagnete die betreffenden Lamellen oder Stäbe von Stahl nur nach den in §. 4 S. 406 auseinandergesetzten Streichmethoden zu behandeln. Noch schneller und vollständiger kömmt man aber bei Erzeugung von Stahlmagneten mittelst des Volta'schen Stromes nach dem von Elias angegebenen Verfahren zum Ziele, wornach die zu magnetisirende Stahlstange ihrer ganzen Länge nach durch einen schmalen, aber dicken Ring hin und her geschoben wird, welcher aus 20—30 von einander isolirten Win-

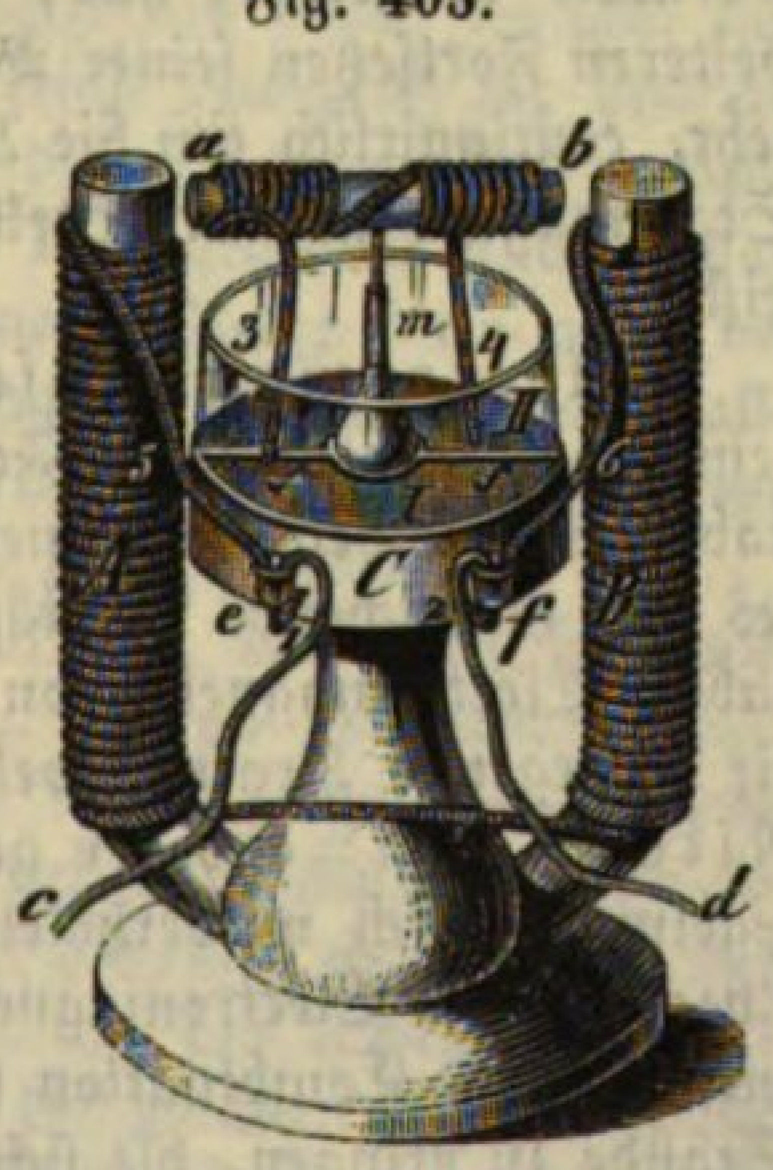
bungen dicken Kupferdrahtes oder eines Bandes aus Kupferblech (bei letzterem läßt sich die Isolirung einfach durch Zwischenlagen von geleimten Papier herstellen) gebildet und von dem Strome einer Platin- oder Kohlen-Zinkkette durchzogen ist. Hat der Stab die Hufeisenform, so muß das Hin- und Herschieben bei vorgelegtem Anker aus weichem Eisen geschehen, und es ist nach Böttger am vortheilhaftesten, beide Schenkel des Hufeisens gleichzeitig der Wirkung des Stromes auszusetzen, indem man dieselben durch eine doppelte, ∞förmig gewundene Kupferbandspirale, wie sie Fig. 402 zeigt, hin und her bewegt und nachher die Kette öffnet. Der Stab hat schon nach ein- höchstens zweimaligem Hin- und Herbewegen das Maximum des Magnetismus, dessen er fähig ist, angenommen, und man gewinnt auf diese Art, falls sonst Alles, namentlich die Breite und Länge der Bandspirale zur Stärke der in Anwendung gebrachten Batterie in gehörigem Verhältnisse steht, Stahlmagnete von zuvor kaum geahnter Tragkraft und von absolut gleicher Polstärke.

Fig. 402.



Der Umstand, daß ein Electromagnet augenblicklich seine Pole wechselt, sobald die Richtung des die Drahtspirale durchlaufenden Stromes umgekehrt wird, (so daß an der Stelle des Nordpols der Südpol entsteht, wenn der Strom statt an dem einen an dem anderen Ende dei Drahtspirale eintritt) führte zur Anwendung der Kraft, womit Electromagnete auf einander oder auf Stahlmagnete einwirken, um rotirende Bewegungen hervorbringen. Das durch Fig. 403 im Drittel der natürlichen Größe dargestellte, von Ritchie construirte Apparatchen ist recht geeignet, im Kleinen die Art und Weise zu verdeutlichen, in welcher solche Bewegungen zu Stande kommen. A, B stellt einen fixen, hufeisenförmigen und a, b einen um die verticale Axe m leicht beweglichen, geraden Electromagnet vor, welche beide durch den mittelst der Drähte c, d den Quecksilbernäpfchen e, f zugeleiteten Strom erzeugt werden, indem diese Näpfchen durch die sie tragenden Drähte 1, 2 mit dem Quecksilber im hölzernen Behälter C communiciren, und die herabhängenden Enden 3, 4 der Drahtspirale von a, b in dieses Quecksilber, die Enden 5, 6 der Windungen von A, B aber in die Näpfchen tauchen. Der Behälter C ist durch eine in der Richtung von dem einen Schenkel des Hufeisens A B zum andern hingehende hölzerne Wand s in zwei nicht leitend verbundene Abtheilungen I, II geschieden, wovon die Abtheilung I durch den Draht 1 mit dem Näpfchen e, die andere II durch den Draht 2 mit dem Näpfchen f in Verbindung steht, und deren jede so mit wohlgereinigtem Quecksilber] gefüllt ist, daß die converen Oberflächen in beiden Abtheilungen zwar,|die Scheidewand überragen, aber längs dieser ganzen Wand doch noch von einander getrennt sind. Hat man nun dem Stabe a, b eine solche Stellung

Fig. 403.

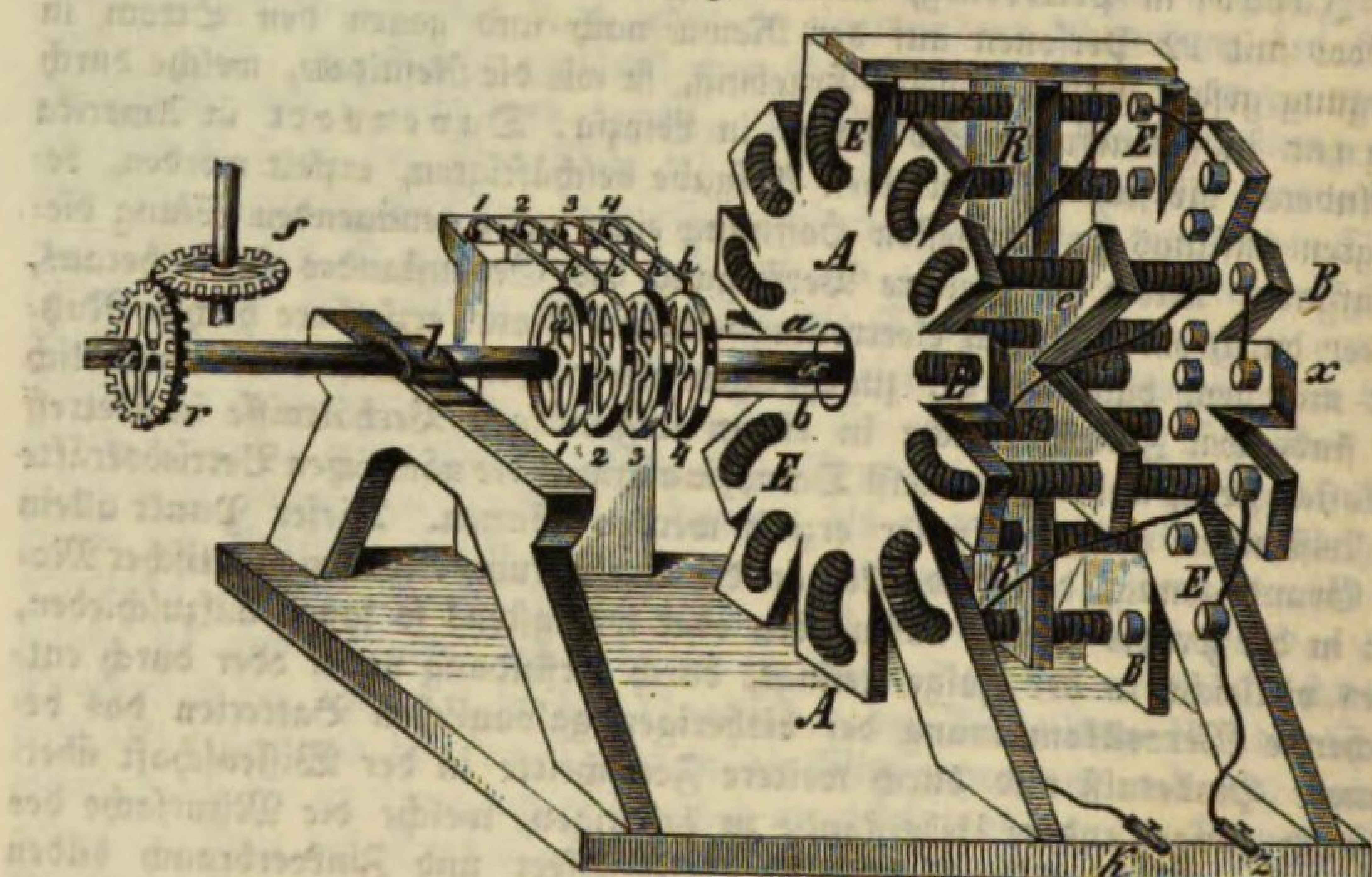


gegeben, daß, während seine Enden nahe den Schenkeln A, B stehen, von den herabhängenden Drähten 3, 4 jeder in einer andern Abtheilung des Behälters C mit der Spitze zunächst der Scheidewand ganz wenig unter die Oberfläche des Quecksilbers taucht, (der Draht 3 in der Abtheilung I und der Draht 4 in der Abtheilung II) und man schließt nachher eine einfache constante Kette mittelst der ebenfalls in die Näpfchen e, f tauchenden Drähte c, d; so werden die zwei Stäbe AB und ab gleichzeitig zu Electromagneten (indem z. B. der positive Strom durch die Drahtenden 4 und 6 ein- und durch die Drahtenden 3 und 5 austritt). Gesetzt die Drahtwindungen beider Electromagnete seien von der Art, daß die einander nahe stehenden Pole dieser Magnete ungleichnamig sind, sich also anziehen; so muß sich der Magnet ab so lange um die Axe m drehen, bis er in die gerade Richtung von einem der Schenkel A, B zum andern gekommen ist. Indem er aber diese Stellung erreicht, haben die Drähte 3, 4 eben die Scheidewand s (über welche sie gehen können, ohne daran zu streifen) passirt, es taucht statt des Drahtes 4 der Draht 3 in das Quecksilber der Abtheilung II, der Strom tritt also jetzt durch diesen Draht in die Windungen von ab ein, und hat sonach darin die im Vergleich mit vorher umgekehrte Richtung. Dem zu Folge gehen die Pole des Stabes ab in die entgegengesetzten über, werden dann von den nahen, unverändert gebliebenen Polen des Magnetes AB nicht mehr angezogen, sondern abgestoßen, und der Electromagnet ab setzt daher seine bereits begonnene Bewegung fort, bis er wieder in die Vertikalebene der Schenkel A, B gekommen ist. Da bei Ankunft in dieser Stellung (und er wird in dieselbe nicht bloß durch die besagte Abstoßung, sondern auch durch die Anziehung gebracht, welche jeder seiner Pole von jenem freundschaftlichen Pole des Stabes A, B erfährt, gegen den ihn die Abstoßung treibt) die Drähte 3, 4 eben wieder die Scheidewand s passirt und die Abtheilungen von C gewechselt haben, mithin der Strom seine Richtung und der Magnet ab seine Pole abermals umgekehrt hat; so wird letzterer neuerdings durch Abstoßung zum weiteren Fortsetzen seiner Bewegung angetrieben, und er muß, da dies so fort geht, continuirlich um die Axe m rotiren. Es versteht sich von selbst, daß ein Stahlmagnet an der Stelle des Electromagnetes AB die nämlichen Dienste leistet.

Electromagnetische Motoren. Bei Erwägung, — daß man es, dem Vorhergehenden zu Folge, durch Anwendung hinlänglich großer Eisenstäbe, entsprechende Vermehrung der Windungen eines gehörig dicken Drahtes und hinreichende Verstärkung der electrischen Batterie ganz in der Macht habe, Electromagnete von fast unbegränzter Stärke zu erzeugen, und daß die bewegende Kraft, welche (wie das oben beschriebene Apparatchen von Ritchie zeigt) aus der gegenseitigen Einwirkung von Electromagneten bei regelmäßig sich wiederholender Polwechslung resultirt, mit der Stärke und Anzahl dieser Electromagnete zunehmen müsse, — scheint es möglich, durch entsprechende Combination fixer und beweglicher Electromagnete Maschinen zu Stande zu bringen, die sich, so wie z. B. Dampfmaschinen, mit Vortheil als Motoren auf Eisenbahnen oder zum Betriebe anderer Maschinen anwenden lassen. Der erste, der eine solche Anwendung des Electromagnetismus (des durch den electrischen Strom erzeugten Magnetismus) als bewegende Kraft im Großen in Anregung brachte, war Schultheß in Zürich; der Tod hinderte ihn jedoch an der Ausführung. Diese versuchte in größerem Maßstabe

zuerst Jacobi in Petersburg, und er construirte eine Maschine, durch welche ein Boot mit 12 Personen auf der Newa nach und gegen den Strom in Bewegung gesetzt wurde. Dieses Ergebniß, so wie die Resultate, welche durch Wagner in Frankfurt, Stöhrer in Leipzig, Davenport in Amerika und Andere, die sich mit derselben Aufgabe beschäftigten, erzielt worden, berechtigten anfangs zu der besten Hoffnung einer ganz genügenden Lösung dieser Aufgabe. Allein die weitere Verfolgung des Gegenstandes stellte heraus, daß der durch einen solchen electromagnetischen Motor erzielbare höchste Nutzeffect mit dem dabei in der zugehörigen electrischen Batterie unvermeidlich statt findenden Zinkverbrauche in einem ungünstigen Verhältnisse in Betreff der Kosten stehe, und daß mittelst Dampfmaschinen die nämlichen Betriebskräfte und Leistungen weit wohlfeiler erzielt werden können. Dieser Punkt allein war Grund genug, den Gedanken an die Einführung electromagnetischer Motoren in die Praxis wieder aufzugeben oder wenigstens so lange aufzuschieben, bis es vielleicht in der Folge gelingt, durch Erfindung neuer oder durch entsprechende Vervollkommnung der bisherigen galvanischen Batterien das bezeichnete Hinderniß und durch weitere Fortschritte in der Wissenschaft überdies noch einige andere Uebelstände zu beseitigen, welche die Mitursache des angegebenen Mißverhältnisses zwischen Nutzeffect und Zinkverbrauch bilden und bis jetzt gleichfalls noch nicht entfernt werden konnten .... (†). Obgleich nun die in Rede stehenden Maschinen den gehofften Nutzen für die Gewerbe und die Industrie nicht gewähren, so bleibt es doch immer interessant und in Rücksicht auf die oben ausgesprochene Erwartung von der Zukunft sogar wichtig, das Wesen einer solchen Maschine kennen zu lernen, und es soll deswegen hier eine der bisher bekannt gewordenen besseren Einrichtungen beschrieben werden. In Fig. 404 sind **A, B** zwei starke, unbeweglich feststehende Holzscheiben, deren jede ein System fixer, hufeisenförmiger Electromagnete **E, E** .... mit durch die Scheiben hindurchgehenden und innerhalb derselben einander zugekehrten Polen enthält. **R** ist ein hölzernes Rad, welches um die in den Lagern l, l laufende Axe x, x möglich leicht beweglich ist, und ein System gerader Electromagnete e, e .... trägt, die mit dieser Axe parallel und in zwei zu derselben concentrischen Reihen **I, II** angeordnet sind, so daß beim Rotiren des Rades die Magnetpole der inneren Reihe **I** an allen der Axe x, x näheren (inneren) Polen der Electromagnete **E, E**.... und alle Pole der äußeren Magnetreihe **II** an allen ihnen gegenüberstehenden, von der besagten Axe abgewendeten (äußeren) Polen der Magnete **E, E** .... ganz nahe vorüberziehen. Die Drahtwindungen auf den, den fixen Magnetsystemen in **A, B** angehörigen Eisenstäben **E, E** .... sind aus einem einzigen, von jedem solchen Eisenstabe immer auf den nächst folgenden und von dem letzten Stabe in **A** auf die Stäbe in **B** übergehenden Kupferdrahte gebildet, der mit den Schraubenklemmen k und z anfängt und endigt, und eben so bildet auch auf den Electromagneten e, e .... des beweglichen Systems die Windungen nur ein einziger von jedem der geraden Eisenstäbe auf den nächst folgenden übergehender Kupferdraht. Beide Drähte sind um die betreffenden Eisenstäbe nach solchen Richtungen herumgewunden, daß bei den, in einem und demselben Vertikalkreise nach einander folgenden Polen der bei Durchleitung eines Volta'schen Stromes durch die Drähte entstehenden Magnete immer Nord- und Südpole regelmäßig abwechseln und daß bei jenen Stellungen des beweglichen Magnetsystems, wo jeder Electromagnet

Fig. 404.

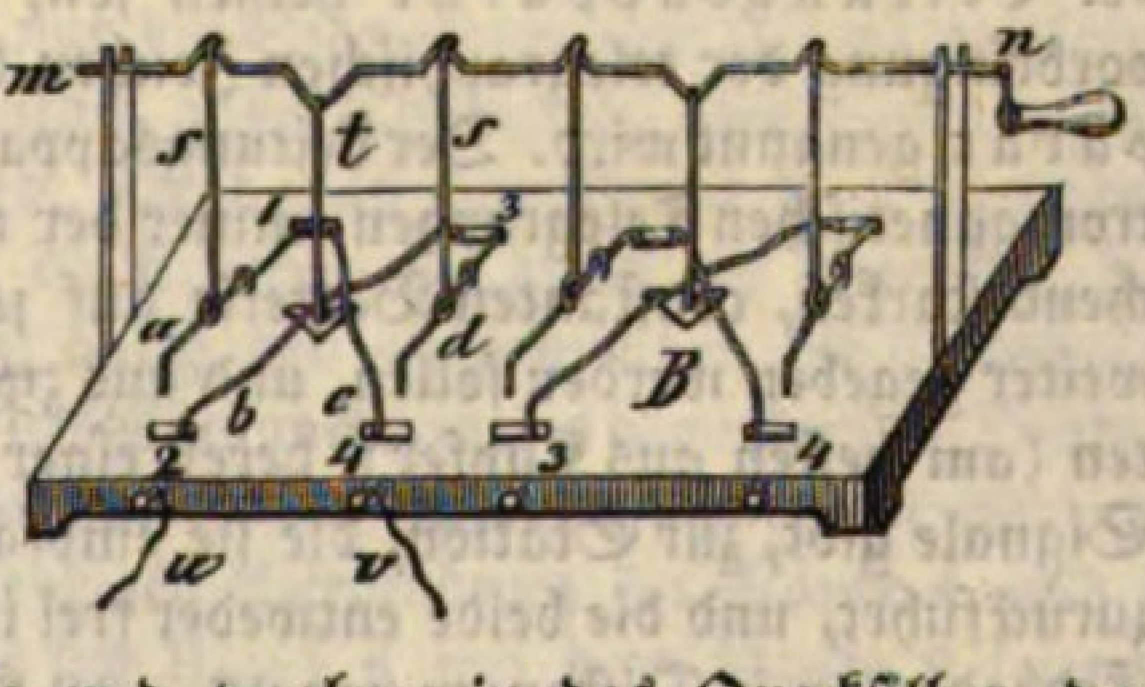


desselben gerade zwischen zwei den fixen Systemen angehörigen Polen steht, alle einander zugewendeten (fast bis zur Berührung nahen) Pole gleichnamig sind. Es wird dann jeder der geraden Magnete von den zwei fixen Polen, zwischen denen er sich befindet, abgestoßen, und bewegt sich zu Folge dessen und der von den nächsten zwei, den seinen entgegengesetzten Polen der fixen Systeme ausgehenden Anziehungskraft gegen diese zwei Pole hin. Findet im Momente des Ankommens daselbst die Umkehrung der Stromrichtung und somit auch der Polaritäten in dem beweglichen Magnetsysteme Statt, so wird jeder Magnet desselben durch abermalige Abstoßung zur Fortsetzung seiner Bewegung gegen das nächste fixe Pol-Paar angetrieben, und dabei die besagte Abstoßung wieder durch die von diesem Paare ausgehende Anziehung unterstützt, so daß das bewegliche Magnetsystem um die Axe x, x in Rotation versetzt und erhalten wird, wenn die besagte Umkehrung der Stromrichtung regelmäßig bei jedesmaligem Anlangen der Magnete e, e.... gerade zwischen Polen der Magnete E, E.... vor sich geht, während die Stromrichtung in den zwei fixen Systemen stets unverändert bleibt. Dieses regelmäßige Umkehren der Richtung des Stromes wird aber durch eine eigene, den Namen Commutator führende, Vorrichtung bewirkt, welche hier aus vier messingenen Scheiben oder Rädern 1, 2, 3, 4 besteht, die so auf der Rotationsaxe x, x feststecken, daß jedes mittelst Holz oder Bein von dieser Axe und auch das Paar 1, 2 von dem Paare 3, 4 völlig isolirt ist, jedoch das Rad 1 mit dem Rade 2 und das Rad 3 mit dem Rade 4 (etwa durch eine gemeinschaftliche metallene Nabe bei jedem Paare) leitend verbunden ist. An jedem dieser Räder ist der Umfang in so viele gleiche Bogenstücke getheilt, als während eines ganzen Umlaufs des beweglichen Magnetsystemes Umkehrungen der Stromrichtung erfordert werden, und die an der Stelle immer jedes zweiten solchen Bogenstückes eines und desselben Rades angebrachten Ausschnitte sind so mit Bein ausgefüllt, daß die Peripherie des Rades ein ununterbrochener Kreis ist, der aus regelmäßig abwechselnden leitenden (metallenen) und nicht leitenden (beinernen) gleich großen Bogenstücken besteht. Diese Bogenstücke, wovon die nicht

leitenden in der Figur schwarz dargestellt sind, haben an den 4 Rädern eine solche gegenseitige Stellung, daß von den einerseits auf den Peripherien der Räder gleitenden und andererseits in den Näpfen 1, 2, 3, 4 unter Quecksilber tauchenden, metallenen Hebeln h, h.... beim Rotiren der Axe x, x die Hebel der Räder 1, 3 gleichzeitig leitende, die Hebel der Räder 2, 4 aber nicht leitende Bogenstücke und umgekehrt durchläufen. Sind nun die Näpfe 1, 4 und eben so die Näpfe 2, 3 unter einander durch Drähte d, e leitend vereinigt, taucht ferner in einen der ersteren Näpfe (z. B. in den Napf 4) ein von dem positiven Pole einer electrischen Kette und in einen der Näpfe 2, 3 (z. B. in den den Napf 3) ein von den negativen Pole kommender Draht, und ist endlich von den Enden des die Windungen aller beweglichen Electromagnete bildenden Drahtes das eine a an dem Rade 1 und das zweite b an dem Rade 4 festgelöthet; so geht bei der in der Figur dargestellten Position der vier Räder der (positive) Strom aus dem Napf 4 durch den in denselben tauchenden Hebel in das Rad 4, gelangt von da durch das Drahtende b in die Windungen, aus diesen durch das Ende a, durch die Räder 1, 2 und den Hebel des letzteren Rades in den Napf 2 und endlich aus diesem durch den Draht e und den Napf 3 zum negativen Pol der Kette. In dem Augenblicke aber, wo zu Folge fortschreitender Rotirung der Räder die betreffenden Hebel auf die nächsten (mit Sternen bezeichneten) Bogenstücke übergehen, nimmt der Strom die zur vorigen gerade umgekehrte Richtung, nämlich aus dem Napf 4 durch den Draht d, den Napf 1, das Rad 1, das Drahtende a in die Windungen, aus diesen durch das Drahtende b, die Räder 4 und 3, den Hebel des letzteren Rades und den Napf 3 zum negativen Pol der Kette. Beim Uebertritt der Hebel wieder auf die nächst folgenden Bogenstücke bekömmt der Strom seine vorige Richtung wieder u. s. w. Bei einem solchen, im physikalischen Kabinete des hiesigen k. k. polytechnischen Institutes vorhandenen Motor mit 12 beweglichen Magneten von 17″ Länge und 1″ Durchmesser reichen zwei Grove'sche Elemente zur Erzeugung der Electromagnete der fixen Systeme und zwei eben solche Elemente für das bewegliche Magnetsystem hin, das letztere ununterbrochen in raschem Rotiren zu erhalten. Daß sich diese Bewegung mittelst Winkelräder r, s oder durch sonstige passende Mittel leicht auf andere Maschinen übertragen ließe, bedarf kaum einer Erwähnung.

Wir nehmen hier Gelegenheit noch einen Commutator zu beschreiben, der in allen andern Fällen, wo es sich um rasch und regelmäßig auf einander folgende Umkehrungen (Wechselungen) der Stromrichtung handelt, recht gute Dienste leistet und sehr einfach ist. Er wird durch Fig. 405 dargestellt und besteht aus einem Bretchen mit Vertiefungen 1, 2, 3, 4, die Quecksilber enthalten. In den Vertiefungen 1 und 3 haben die zwei parallelen, (durch einen Nichtleiter vereinigten) dicken Kupferdrähte a, d und die zwei sich kreuzenden, im Kreuzungspunkte aber nicht berührenden dicken Kupferdrähte b, c ihre Drehpunkte. Die andern Enden aller dieser Drähte sind unter rechten Winkeln abwärtsgebogen und tauchen in das Quecksilber der Vertiefungen 2 und 4. Führt man nun in die Vertiefung 1 einen z. B.

Fig. 405.



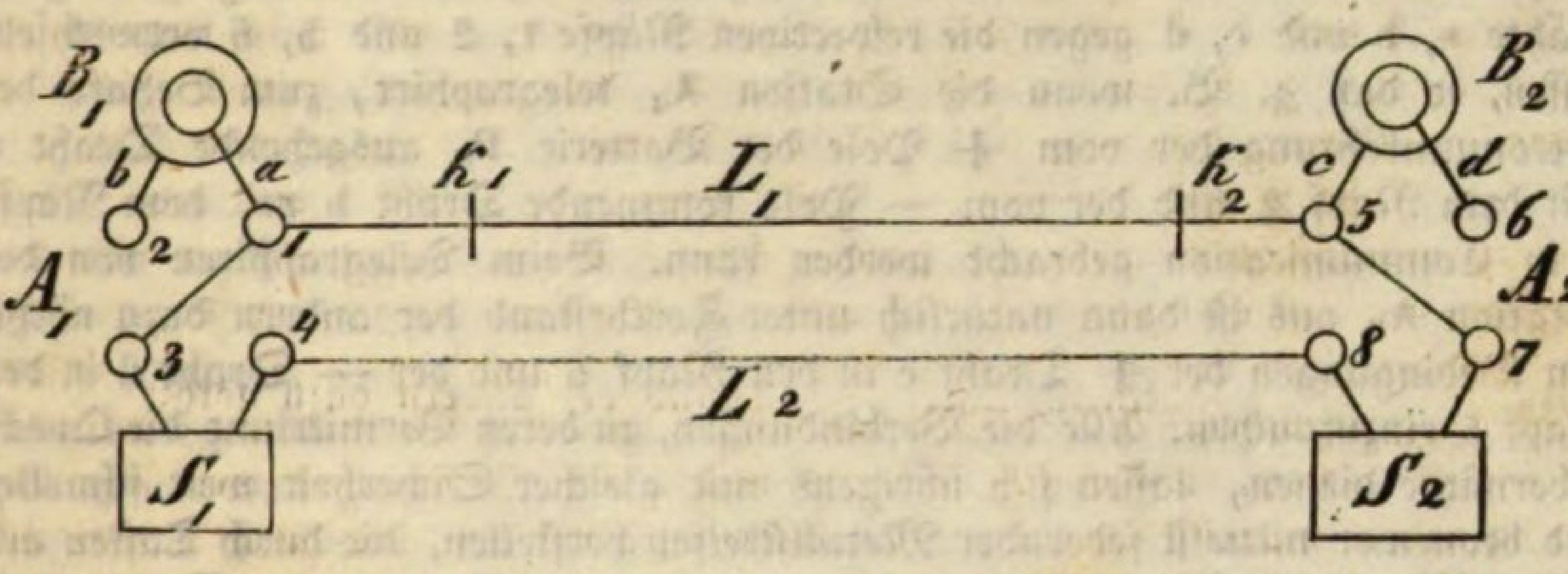
von + Pole einer Stromquelle und in die Vertiefung 3 einen vom — Pole kommenden Draht ein, und dreht die Krummzapfen-Welle m n, so werden mittelst der nicht leitenden Verbindungsstängelchen s, s, t aus dem Quecksilber in 2 und 4 abwechselnd einmal die Drähte a, d und das andere Mal die Drähte b, c ausgehoben. Im ersteren Falle geht der positive Strom durch die Drähte c und v, der negative aber durch b und u weiter, und im letzteren Falle muß der positive Strom seinen Weg durch die Drähte a und u und der negative durch d und v nehmen, so daß jeder Strom seine Richtung gewechselt hat. Von ganz gleicher Einrichtung und Wirkung ist die zweite Abtheilung B des Apparates, so daß das Ganze einen Doppelcommutator vorstellt. Mit Commutator gleichbedeutend ist der Name Gyrotrop.

Electromagnetische Telegraphie. Eine bereits völlig ins praktische Leben übergegangene, höchst wichtige Anwendung fand der Electromagnetismus in der Telegraphie, indem die ungeheure Geschwindigkeit des electrischen Stromes (§. 35) und die Eigenschaften desselben, Magnetnadeln oder andere leichtbewegliche Magnete aus ihrer Gleichgewichtslage abzulenken und weiches Eisen magnetisch zu machen, jetzt schon beinahe allgemein mit dem glänzendsten Erfolge zum Telegraphiren (Geben verständlicher Zeichen in weite Fernen) benützt werden. Die electromagnetischen Telegraphen gewähren in Bezug auf Schnelligkeit, Sicherheit und Bequemlichkeit der Mittheilungen, in Bezug auf Anlags- und Unterhaltungskosten u. s. w. sehr bedeutende Vortheile; ihr größter Werth liegt aber in ihrer Unabhängigkeit von allen Witterungs-Hindernissen (Regen, Schnee, Nebel ꝛc.), welche den Gebrauch der sonst ausschließlich in Anwendung gewesenen optischen Telegraphen so oft und nicht selten auf längere Zeit unmöglich machen. Ohne hier in eine Betrachtung aller, seit Entdeckung der electromagnetischen Telegraphie durch Gauß und Schilling von Canstadt zur Ausführung oder in Vorschlag gebrachten electromagnetischen Telegraphen eingehen zu können, wollen wir nur die zwei Hauptsysteme derselben (nämlich jenes, wobei die Zeichen durch Ablenkungen leicht beweglicher Stahlmagnete gegeben werden und das, an welchem die Seele des Signalisirungs-Apparates ein Electromagnet bildet) an einzelnen Repräsentanten erläutern, und als solchen für ersteres System den im österreichischen Staate eingeführten Bain'schen, für letzteres aber den Morse'schen Telegraphen wählen, der auf allen telegraphischen Linien Amerikas in Anwendung ist und sich überall auch als ausgezeichnet bewährt.

Jeder electromagnetische Telegraph besteht aus zwei Haupttheilen, wovon der eine Alles enthält, was die Erzeugung des galvanischen Stromes und seine Fortleitung von einer Station zur nächsten anbelangt und der Kürze halber Leitungsapparat heißen soll, der andere aber zur eigentlichen Hervorbringung der telegraphischen Zeichen dient und Signal- oder Zeichenapparat genannt wird. Der Leitungsapparat ist der Wesenheit nach bei allen electromagnetischen Telegraphen immer der nämliche und besteht aus einer entsprechend starken, constanten Batterie auf jeder Station, von welcher aus Signale weiter gegeben werden sollen, und aus zwei hinreichend dicken und isolirten Drähten (am besten aus Kupfer), deren einer den Strom von der Station, welche die Signale gibt, zur Station, die sie empfängt, und der andere zur ersteren wieder zurückführt, und die beide entweder frei in der Luft (etwa 10—15 Fuß über dem Erdboden an in Distanzen von 20—30 Klafter aufgerichteten hölzernen Pfählen von Pfahl zu Pfahl) oder unter der Erde fortgeleitet sind, und im letzteren Falle

müssen sie mit einem gut isolirenden, durch die Erdfeuchtigkeit nicht leidenden Ueberzuge versehen, oder in Röhren aus Glas, noch besser aus Gutta-Percha eingeschlossen sein. Es seien A_1 A_2 Fig. 406, zwei aufeinander folgende Stationen einer Telegraphen-Linie. Jede dieser Stationen muß, damit sie sowohl Signale

Fig. 406.

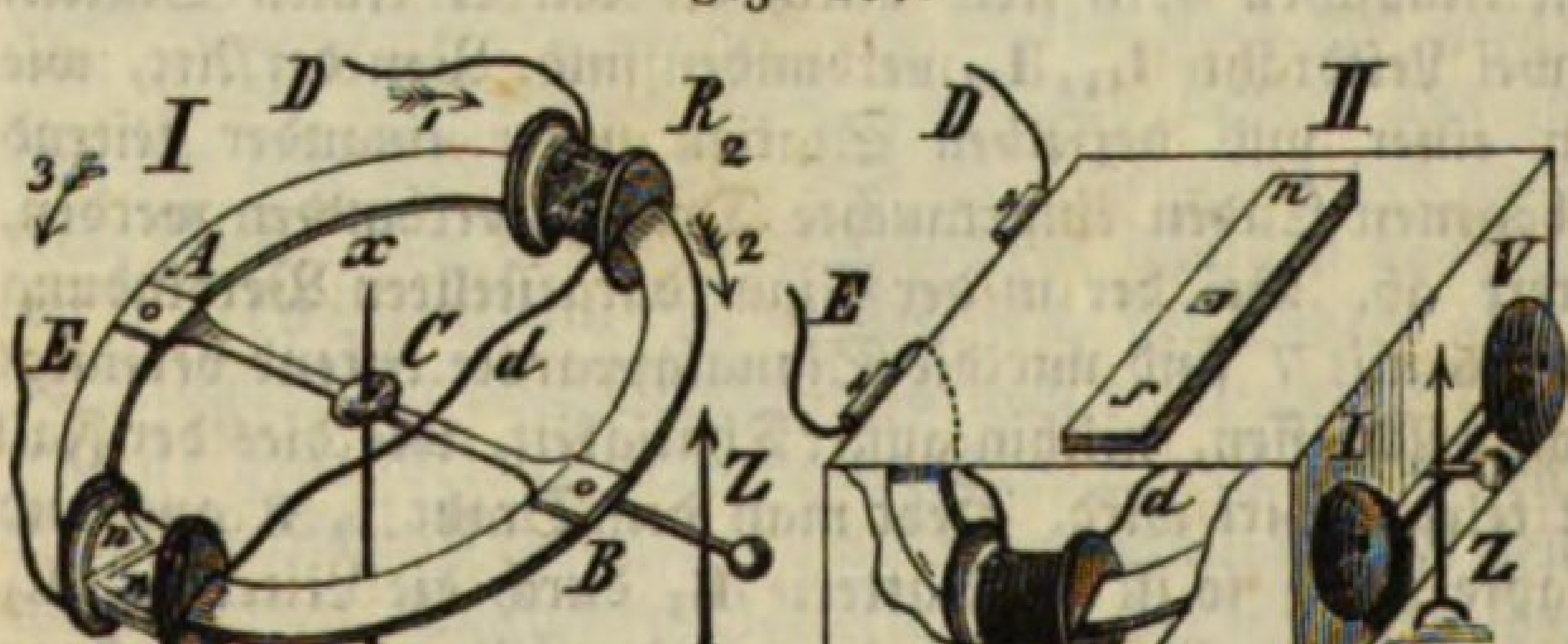


geben als solche empfangen könne, eine constante Batterie und einen Signalapparat enthalten. Gesetzt B_1, B_2 stelle die betreffenden Batterien und S_1, S_2 die Signalapparate vor. (Auf den meisten insbeson dere auch auf den österreichischen Telegraphen-Linien werden Smee'sche Batterien angewendet, und es ist dann an diesen in ähnlicher Art wie bei Wollastons Trogapparat, Fig. 379, die Einrichtung getroffen, daß sich alle Elemente gleichzeitig aus der Säure ausheben und ebenso auf ein Mal wieder in dieselbe einsenken lassen, damit die Batterie, während der Zeit, wo sie nicht gebraucht wird, der zerstörenden Wirkung der Säure entzogen werden, in jedem Augenblicke aber wieder zum Gebrauch hergerichtet sein kann.) Wenn der von der einen Station ausgehende Strom auf der andern einen Stahlmagnet ablenken oder einen Electromagnet erzeugen soll; so muß sich offenbar abwechselnd die Batterie B_1 der Station A_1 mit dem Signalapparat S_2 die Station A_2 und umgekehrt die Batterie B_2 der letzteren Station mit dem Signalapparat S_1 der ersteren schnell in leitende Verbindung setzen lassen. Zu diesem Behufe dienen die mit den Batterien und Signalapparaten auf die aus der Figur ersichtliche Weise leitend vereinigten Quecksilbernäpfchen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, wovon die Näpfchen 1, 5 und die Näpfchen 4, 8 stets durch die von der einen Station zur andern gehenden zwei Leitdrähte L_1, L_2 verbunden sind. Von der Art, wie die übrigen Näpfchen einer und derselben Station unter einander leitend (durch mit den umgebogenen Enden eingetauchte Drähte) verbunden werden, hängt dann das Weitere ab. Bei der in der Figur dargestellten Verbindung von 1 mit 3, dann von 5 mit 7 sind nur die Signalapparate leitend vereinigt die Batterien aber nicht geschlossen, mithin außer Thätigkeit, wie dies der Fall sein muß, wenn nicht telegraphirt wird. Hebt man den Draht 1, 3 aus und verbindet dafür die Näpfe 2, 4; so ist die Batterie B_1 durch die Leiter L_1, L_2 und durch den Signalapparat S_2 (d. i. durch den an demselben die Ablenkung des Stahlmagnetes oder die Erzeugung des Electromagnetes bewirkenden Draht) geschlossen, und es kann von der Station A_1 nach A_2 hin signalisirt werden. Wird hingegen unter Belassung der vorigen Verbindung der Näpfe 1 und 3 der Draht 5, 7 ausgehoben und dafür der Napf 6 mit dem Napfe 8 leitend verbunden; so ist die Kette B_2 durch die Leiter L_1, L_2 und den Signalapparat S_1 geschlossen und man kann von der Station A_2 aus nach A_1 hin telegra-

phiren. Dieser Wechsel von Verbindungen genügt, wenn es sich bloß um Erregung und Aufhebung eines Stromes handelt, wie zur Erzeugung des Electromagnetes beim Morse'schen Telegraphen. Ist aber auch eine Umkehrung der Richtung des Stromes erforderlich, wie beim Bain'schen Telegraphen zur Bewerkstelligung der Ablenkungen des Stahlmagnetes nach der einen und nach der andern Seite hin; so müssen sich auch noch die Stellungen der Poldrähte a, b und c, d gegen die respectiven Näpfe 1, 2 und 5, 6 verwechseln lassen, so daß z. B. wenn die Station A_1 telegraphirt, zum Behufe der Stromumkehrung der vom + Pole der Batterie B_1 ausgehende Draht a mit dem Napf 2 und der vom — Pole kommende Draht b mit dem Napfe 1 in Communication gebracht werden kann. Beim Telegraphiren von der Station A_2 aus ist dann natürlich unter Fortbestand der andern dazu nöthigen Bedingungen der + Draht c in den Napf 6 und der — Draht d in den Napf 5 einzutauchen. Alle die Verbindungen, zu deren Vermittlung die Quecksilbernäpfe dienen, lassen sich übrigens mit gleicher Sicherheit weit schneller und bequemer mittelst federnder Metallstreifen herstellen, die durch Tasten auf kleine Metallplättchen niedergedrückt werden, welche an den Stellen der Quecksilbernäpfe festgemacht sind. Es ist nothwendig, diese Plättchen und auch die mit ihnen in Berührung kommenden Enden der federnden Streifen aus Packfong, Silber oder (noch besser) aus Platin zu verfertigen, damit sie sich nicht oxydiren können, und daher beim Niederdrücken der Streifen auf die Plättchen zwischen beiden stets eine für die Stromleitung unerläßliche metallische Berührung statt findet. Einer der Leitdrähte L_1, L_2 läßt sich, wie dies zuerst Steinheil gethan hat, vollkommen durch die, die Stationen trennende Erdstrecke ersetzen; nur muß diese Strecke an ihren Enden von in die Erde versenkten größeren Kupferplatten begränzt sein, welche dem Strome als Ein- und Austrittflächen dienen. Hat die Erde z. B. den Draht L_1 zu ersetzen; so ist dieser ganz in der Nähe der Batterien (etwa an den Stellen k_1, k_2) abgebrochen und die Stücke 1 k_1 und 5 k_2 stehen mit den an diesen Stellen in die Erde versenkten Kupferplatten in Verbindung.

Die Signal-Apparate. Bei dem Bain'schen Telegraphen hat der Signal- oder Zeichen-Apparat den Haupttheilen nach (und nur auf diese kann hier eingegangen werden) die in Fig. 407 anschaulich gemachte Einrichtung. A, B sind zwei halbkreisförmige, in einer und derselben Horizontalebene liegende, magnetische Stahllamellen, die an dem Messingstücke ACB festgemacht, mit diesem um eine Verticalare x, y möglichst leicht beweglich sind,

Fig. 407.



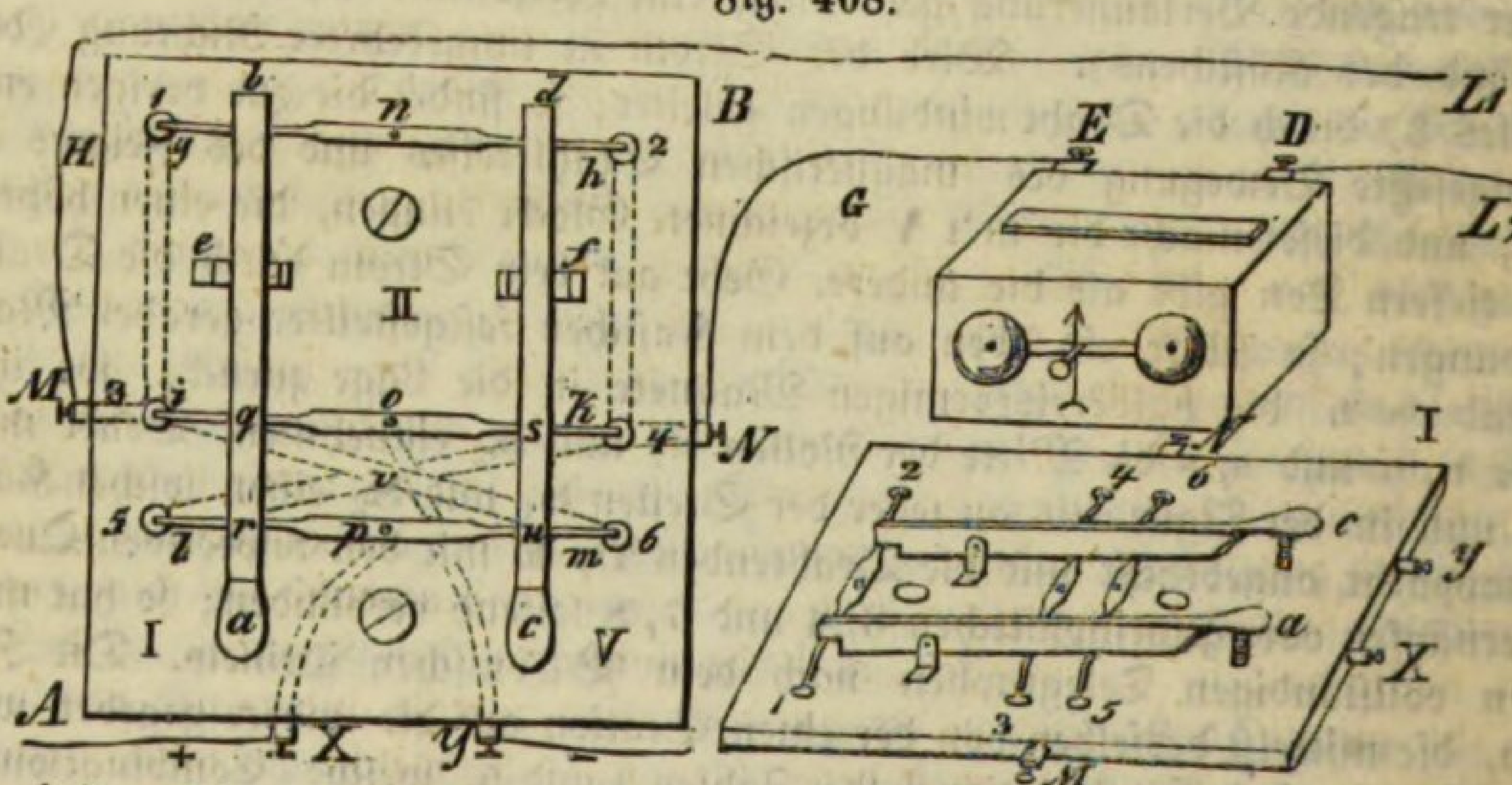
und einander die gleichnamigen Pole zukehren. Die Anordnung ihrer Pole ist auch aus der Figur ersichtlich, wo n, n die Nord- und s, s die Südpole bedeuten. R_1 und R_2 sind zwei horizontal liegende, unbewegliche Multiplicatorrollen, d. i. messingene oder auch hölzerne Rollen (Spulen), deren jede eine große Anzahl Windungen aus dünnem, mit Seide übersponne-

nem Kupferdrahte enthält. (In der Figur ist bei I die eine Rolle ohne, die andere mit den Drahtwindungen und letztere gleichsam durchscheinend dargestellt, damit man sowohl die Beschaffenheit der Rollen und der Windungen als auch die Anordnung der Magnetpole deutlich sehe.) Die Windungen gehen auf beiden Rollen nach der nämlichen Richtung und sind durch das Drahtstück d zu einem ununterbrochenen Ganzen vereinigt, welches in die Enden **D, E** auslauft. Werden diese Enden mit den Polen einer electrischen Kette in Verbindung gesetzt und hat der die Drahtwindungen dann passirende Strom eine solche Richtung (z. B. nach Pfeil 1), daß er die Nordpole n, n nach links, mithin die Südpole s, s nach rechts ablenkt; so werden, die ersteren und die letzteren aus ihrer Ruhelage in den Rollen nach der nämlichen Richtung (des Pfeiles 2) herausgetrieben, der magnetische Stahlkreis dreht sich in dieser Richtung um x, y, ein an der Verlängerung des Metallstückes **A C B** festgemachter vertikaler Zeiger **Z** bewegt sich gegen die Glocke bei **I** und schlägt mit einem aus seiner Mitte hervorragender Knopf an dieselbe, (siehe in der Figur die Zeichnung **II**, welche eine perspectivische Ansicht des beschriebenen Apparates, in einem Kästchen eingeschlossen, darstellt; die erwähnte, den Zeiger tragende Verlängerung geht durch eine horizontale Spalte in der Vorderwand des Kästchens). Wird der Strom in umgekehrter Richtung (des Pfeiles 3) durch die Draht windungen geleitet; so findet die zur vorigen entgegengesetzte Bewegung des magnetischen Stahlkreises und des Zeigers **Z** statt, und dieser macht die mit **V** bezeichnete Glocke klingen, die einen höhern oder tiefern Ton gibt als die andere. Geht gar kein Strom durch die Drahtwindungen; so führt ein oben auf dem Kästchen festgestellter gerader Magnetstab s n die halbkreisförmigen Magnete in die Lage zurück, wo ihre Pole n, n und s, s die Mitte der Rollen R_1 und R_2 einnehmen. Denkt man sich nun in der Figur 406 an jeder der Stellen S_1 und S_2 einen solchen Kästchenapparat angebracht und die Drahtenden **D, E** mit den respectiven Quecksilbernäpfen oder Platinplättchen 3, 4 und 7, 8 leitend verbunden; so hat man einen vollständigen Telegraphen nach dem B a i n'schen Princip. Die Zeichen, die mittelst desselben von der einen Station auf die andere gegeben werden können, sind Combinationen der Zahlen I und 5, welche (Combinationen) dadurch erhalten werden, daß der den Signalapparat beobachtende Beamte so oft I oder 5 niederschreibt als der Zeiger **Z** an die mit **I** oder an die mit **V** bezeichnete Glocke schlägt, und dann Buchstaben, Worte oder auch ganze Sätze darstellen. Die Bezeichnung der Glocken mit **I** und **V** ist willkürlich, aber zweckmäßig, weil diese Zeichen sich auffallend von einander unterscheiden und daher nicht leicht durch ihre Verwechslung Irrungen entstehen können. Das Anschlagen an die Glocken dient zugleich am Tage, um den betreffenden Beamten aufmerksam zu machen, daß eine Telegraphirung stattfinden wird. In der Nachtzeit geschieht dieses Aufmerksammachen mittelst eines Weckers, der in der Nähe des Signal-Apparates so angebracht ist, daß an demselben durch die erste Bewegung des Zeigers **Z** ein Sperrhaken ausgelöst und hiedurch das Weckeruhrwerk ablaufen gemacht wird. Die schon oben erwähnte Tasten-Vorrichtung (das Tastbret), durch welche bei Herstellung der erforderlichen Leitungsverbindungen die Quecksilbernäpfe und die in dieselben einzutauchenden Drähte ersetzt werden, hat eine solche Einrichtung, und steht mit dem Zeichen-Apparat und der Batterie der Station so in Verbindung, daß, wenn nicht telegraphirt wird, eine ununterbrochene metallische Leitung zwischen allen

Stationen einer gewissen Strecke der Telegraphenlinie hergestellt, an jeder Station aber die Batterie aus der Leitung ausgeschlossen ist. So wie man eine Taste (es befinden sich an jedem Tastbrete deren zwei) niederdrückt, tritt an der Station, wo dieses geschieht, die Batterie mit in den Schließungskreis der Leitung und jenachdem man die linke oder die rechte Taste in Wirksamkeit gesetzt, wird der kreisförmige Doppelmagnet des Signal-Apparates an allen Stationen nach links oder nach rechts abgelenkt, und gibt durch den Schlag an die betreffende Glocke dem Manipulations-Beamten das Zeichen, daß telegraphirt werden wird. Als zweites Zeichen folgt dann das sogenannte Stationszeichen, d. h. jenes der für alle Stationen festgesetzten Zeichen, aus dem erkannt wird, welcher Station die Telegraphirung gilt, und es ist dieses Zeichen zugleich die Aufforderung für den Beamten der betreffenden Station, durch das Zurückgeben seines Stationszeichens die Anwesenheit an seinem Platze und seine Aufmerksamkeit kund zu geben. Ist dies geschehen, so beginnt dann erst die eigentliche Telegraphirung.

Die Figur 408 erläutert die Einrichtung und Wirkung des Tastapparates genauer. **I** ist eine perspectivische Ansicht und **II** ein Grundriß desselben.

Fig. 408.



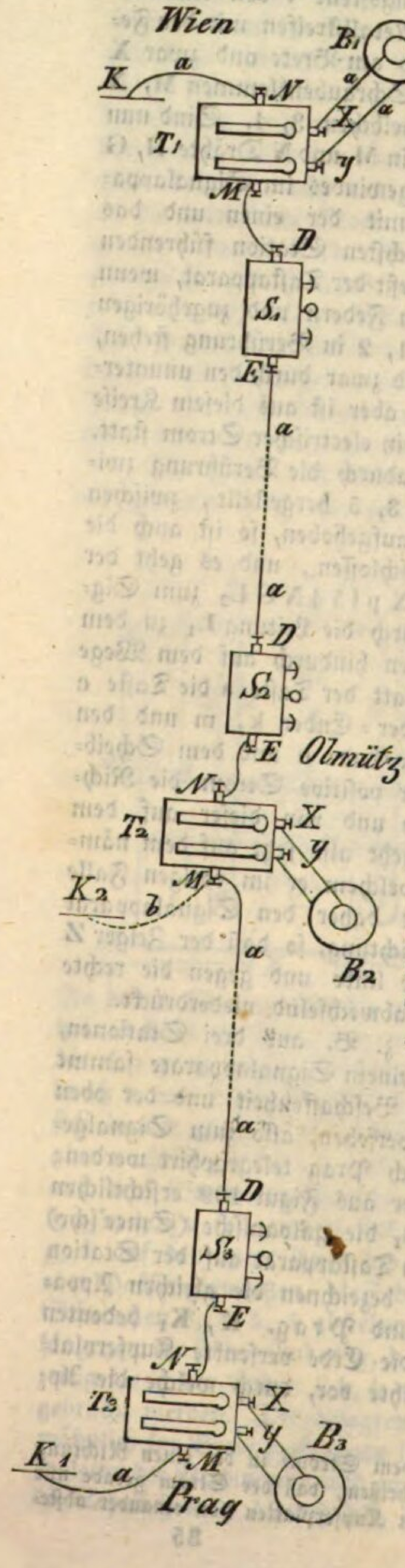
In beiden Figuren sind die nämlichen Theile mit gleichen Buchstaben bezeichnet. **A B** ist ein Bret, worauf sich zwei hölzerne Hebel, **a b** und **c d** befinden, die ihre horizontalen Drehaxen bei **e**, **f** haben und deren Enden (Tasten) **a**, **c** durch darunter angebrachte Spiralfedern in der Höhe gehalten werden, und sich immer gleich wieder erheben, wenn sie niedergedrückt worden, der Druck aber nachläßt. **g h**, **i k** und **l m** sind 3 Federn aus Pakfong, die bei **n**, **o**, **p** auf dem Brete angeschraubt, übrigens so gekrümmt und an den Tasten bei **b**, **q**, **r**, **d**, **s**, **u** festgemacht sind, daß bei erhobenen Tasten **a**, **c** die Feder-Enden **g**, **h** auf den unter ihnen ins Bret eingelassenen Scheibchen 1, 2 aus Platin oder Pakfong aufsitzen, die Feder-Enden **i**, **k** und **l**, **m** aber von den ähnlichen Scheibchen 3, 4, 5, 6 abstehen, und daß beim Niederdrücken der Tasten **a**, **c** hingegen die Feder-Enden **g**, **h** von den Scheibchen 1, 2 abgehoben und gleichzeitig die Feder-Enden **i**, **k**, **l**, **m** mit den Scheibchen 3, 4, 5, 6 in Berührung gebracht werden. Die besagten 6 Scheibchen stehen untereinander durch (gewöhnlich im Brete verborgene in der Figur punktirt angezeigte) Metallstreifen in leitender Verbindung und zwar die Scheibchen 1, 3 durch den Streifen **g i**, die Scheibchen 2, 4 durch **h k**, 3 und 6 durch **i m**, endlich 4, 5 durch **k l** (die

Streifen i m und k l sind natürlich an der Kreuzungsstelle v von einander isolirt.) Die Schraubenklemmen X, Y sind durch Metallstreifen mit den Federn l m und i k an ihren Befestigungspunkten p, o am Brete und zwar X mit l m und Y mit i k leitend verbunden, und die Schraubenklemmen M, N stehen in ähnlicher Verbindung mit den Pakfongscheibchen 3, 4. Sind nun in X und Y die Poldrähte der Batterie, hingegen in M und N Drähte H, G eingeklemmt, wovon G zu dem Ende E des Drahtgewindes im Signalapparat der nämlichen Station führt, während H mit der einen und das Drahtgewind-Ende D mit der zweiten der zur nächsten Station führenden Leitungen L_1 L_2 (Fig. 406) vereinigt ist; so schließt der Tastapparat, wenn seine Tasten nicht niedergedrückt, mithin von allen Federn und zugehörigen Scheibchen bloß die Feder g h mit den Scheibchen 1, 2 in Berührung stehen, nur den Leitungskreis mit der nächsten Station und zwar durch den ununterbrochenen Leiter N 4 2 h n g 1 3 M, die Batterie aber ist aus diesem Kreise ausgeschlossen, und es findet daher von dieser aus kein electrischer Strom statt. Wird hingegen die Taste a niedergedrückt und dadurch die Berührung zwischen den Feder-Enden i, l und den Scheibchen 3, 5 hergestellt, zwischen dem Feder-Ende g und dem Scheibchen 1 aber aufgehoben, so ist auch die Batterie in den vorbesagten Leitungskreis eingeschlossen, und es geht der (positive) Strom von ihr aus in der Richtung X p l 5 4 N G L_2 zum Signalapparat der nächsten Station, von diesem durch die Leitung L_1 zu dem Tastapparat der Ausgangsstation und durch diesen hindurch auf dem Wege M 3 l 0 Y zur Batterie zurück. Drückt man anstatt der Taste a die Taste c nieder, so daß die Berührung zwischen den Feder-Enden k, m und den Scheibchen 4, 6 hergestellt, zwischen dem Feder-Ende h und dem Scheibchen 2 aber aufgehoben wird; so nimmt der positive Strom die Richtung X p m 6 3 M H L_1 zur nächsten Station und von dieser auf dem Wege L_2 G N 4 k o Y zur Batterie zurück. Er geht also jetzt auf dem nämlichen Wege zur nächsten Station hin, auf welchem er im vorigen Falle von dieser Station zurückgegangen ist, passirt daher den Signalapparat derselben in der gegen die vorige umgekehrten Richtung, so daß der Zeiger Z dieses Apparates immer abwechselnd gegen die linke und gegen die rechte Glocke getrieben wird, wenn man die Tasten abwechselnd niederdrückt.

Gesetzt nun eine Telegraphenlinie bestehe z. B. aus drei Stationen, (etwa Wien, Olmütz, Prag), deren jede mit einem Signalapparate sammt Tastbret und Batterie (von der beschriebenen Beschaffenheit und der oben gewählten Bezeichnung der einzelnen Theile) versehen, also zum Signalgeben eingerichtet ist, und es soll von Wien nach Prag telegraphirt werden; so müssen die Apparate dieser Stationen in der aus Figur 409 ersichtlichen Art verbunden sein. In dieser Figur stellen B_1 die galvanische (Smee'sche) Batterie, S_1 den Zeichenappparat und T_1 den Tastapparat auf der Station Wien vor, B_2, S_2, T_2 und B_3, S_3, T_3 bezeichnen die gleichen Apparate der andern zwei Stationen Olmütz und Prag. K, K_1 bedeuten zwei an diesen letztgenannten Stationen in die Erde versenkte Kupferplatten *), und die Linien a, a.... stellen Drähte vor, durch welche die Ap-

*) Es wird nämlich vorausgesetzt, daß die Erde dem Strome in der einen Richtung als Leiter diene. Dies will aber nicht etwa heißen, daß der Strom gerade nur durch die Erdstrecke gehe, um welche die beiden Kupferplatten von einander abste-

Fig. 409.



parate einer und derselben Station und die Stationen unter einander in leitender Verbindung stehen. Die übrigen Buchstaben endlich haben ganz die nämliche Bedeutung, wie in den früheren Figuren 407 und 408. Soll nun von einer der Gränzstationen z. B. von Wien aus telegraphirt werden, so hat man daselbst vor Allem die Batterie herzurichten (deren Metallplatten, welche, wie vorn S. 539 erwähnt worden, aus der Säure ausgehoben sind, wenn nicht telegraphirt wird, in diese Flüssigkeit einzusenken). Hierauf wird auf die andern Stationen hin durch einige Male abwechselndes Niederdrücken der Tasten des Tastapparates, (was ein eben so oft abwechselndes Hin- und Hergehen des Zeigers am Zeichenapparate jeder Station und Anschlagen an die Glocken zur Folge hat) das die betreffenden Beamten aufmerksam machende Zeichen (das Alarmzeichen) gegeben. Zur Nachtzeit ist auf jeder Station immer der mit dem Zeichenapparate vereinigte Wecker so eingestellt, daß derselbe bei der Bewegung des besagten Zeigers ausgelöst wird und dann den zum Wecken der etwa schlummernden Beamten nöthigen Lärm macht. Nach dem Alarmzeichen gibt die Station, welche die telegraphische Depesche abzusenden hat (also in unserem Beispiele Wien), ihr Stationszeichen und hierauf das Zeichen derjenigen Station z. B. Olmütz, für welche diese Depesche bestimmt ist. Der Beamte zu Olmütz gibt dann zum Beweise, daß er auf den Empfang der Depesche vorbereitet sei, sogleich sein Stationszeichen nach Wien zurück, nachdem er zuvor seine

hen; man hat sich vielmehr vorzustellen, daß die zwei Kupferplatten die Electroden bilden, durch welche einerseits die positive, andererseits die negative Electricität von den Polen der Batterie in die Erde abfließt, und daß, indem die abgeflossenen Electricitäten durch die fortdauernde electromotorische Thätigkeit in der Batterie sogleich ersetzt werden, (zu Folge des Gesetzes der constanten electrischen Differenz an den Polen) der Ersatz immer wieder abfließt u. s. f., in der Batterie und in den von dieser zu den besagten Electroden führenden Leitern eine continuirliche Strömung unterhalten werde. Daß diese Electroden deswegen aus größeren Platten bestehen, damit den Electricitäten der schnelle Uebergang in die weniger gut leitende Erde durch eine größere Anzahl Eintrittspunkte erleichtert sei, bedarf wohl nicht erst einer Erwähnung.

Batterie zurechtgemacht und in der Klemme M des Tastapparates T_2 anstatt des nach Prag führenden Drahtes a einen Draht b festgemacht hat, welcher mit der an seiner Station in die Erde versenkten Kupferplatte K_2 in Verbindung steht. Ist dies Alles geschehen, so erfolgt die eigentliche Telegraphirung von Wien aus. Hätte die Station Olmütz sich statt mit Wien mit Prag in Rapport zu setzen; so wäre natürlich der in der Klemme M des Tastapparates T_2 festgemachte, nach Prag führende Leitungsdraht darin zu belassen, hingegen in der Klemme D des Zeichenapparates S_2 anstatt des Wiener Leitungs-Drahtes der zur Kupferplatte K_2 führende Draht b einzuklemmen. Bei Belassnng der ursprünglichen Leitungsverbindung kann von der mittleren Station (Olmütz) gleichzeitig nach beiden Seiten hin (nach Wien und Prag) telegraphirt werden. Ist die Telegraphirung, bei welcher Wort für Wort vor sich gegangen und nach jedem Worte immer etwas ausgesetzt wird, zu Ende; so erfolgt das Schlußzeichen, welches, wenn keine andere Bestimmung getroffen ist, in dem Alarmzeichen besteht.

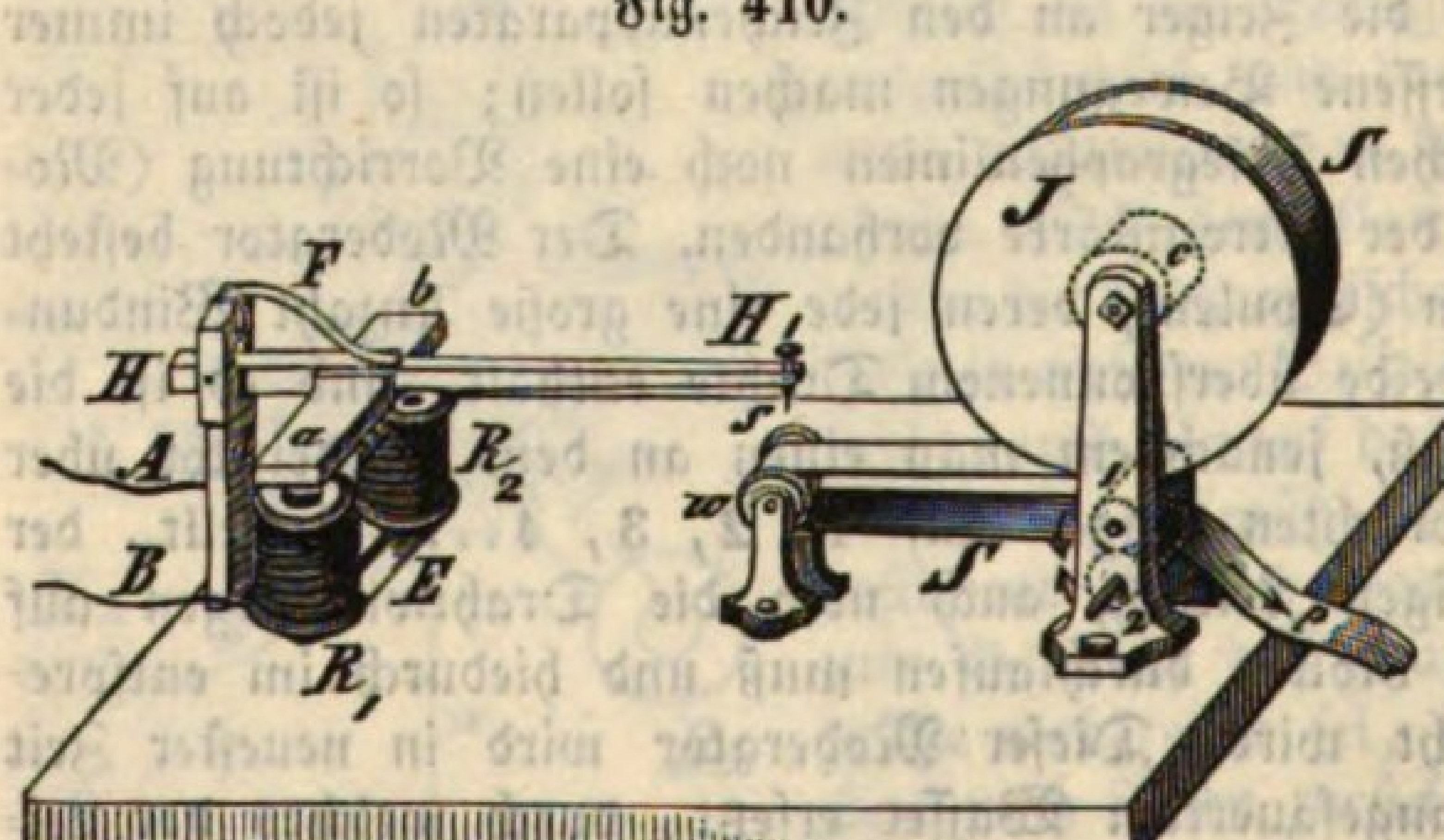
Die Batterie auf jeder Station ist so stark, daß sie für die ganze Telegraphenlinie ausreicht. Da aber ihr Strom, — wenn er eine kürzere und daher einen geringeren Widerstand leistende Leitungsstrecke (nicht die ganze Telegraphenlinie, sondern nur einen Theil derselben z. B. bloß die Strecke zwischen zwei aufeinander folgenden Stationen) zu durchlaufen hat, oder wenn die Batterie erst neu zusammengestellt worden u. s. w. — eine größere Stärke besitzt, die Zeiger an den Zeichenapparaten jedoch immer gleich ruhige und gemessene Bewegungen machen sollen; so ist auf jeder Station der österreichischen Telegraphenlinien noch eine Vorrichtung (Moderator) zum Mäßigen der Stromstärke vorhanden. Der Moderator besteht aus 10 hölzernen Rollen (Spulen), deren jede eine große Anzahl Windungen von feinem, mit Seide übersponnenem Drahte enthält, und es ist die Einrichtung getroffen, daß, jenachdem man einen an dem Moderator über einem Zifferblatte angebrachten Zeiger auf 1, 2, 3, 4.... einstellt, der Strom außer der übrigen Leitung auch noch die Drahtwindungen auf 1, 2, 3, 4.... solchen Rollen durchlaufen muß und hiedurch im entsprechenden Grade geschwächt wird. Dieser Moderator wird in neuester Zeit durch ein Gefäß mit angesäuertem Wasser ersetzt, durch welches der Leitungsdraht hindurch geht, aber darin unterbrochen ist. Mittelst einer eigenen Vorrichtung kann man die zwei unter Wasser befindlichen, aus Platin bestehenden Enden des unterbrochenen Drahtes mehr oder weniger von einander entfernen, so daß der Strom eine dickere oder dünnere Wasserschichte passiren muß. Da Flüssigkeiten bedeutend schlechtere Electricitätsleiter sind als Metalle und daher dem Strome einen viel größeren Widerstand entgegensetzen als diese; so reicht schon eine geringe Vermehrung des gegenseitigen Abstandes der besagten Drahtenden hin, die Stärke des Stromes in eben dem Grade zu vermindern, als dies geschieht, wenn er die Drahtgewinde einiger der oben erwähnten Rollen zu durchlaufen genöthiget ist.

An einem früheren Orte wurde bereits mitgetheilt, daß die Wörter der Telegraphen-Sprache beim Bain'schen Zeichenapparate durch Combinationen der Zahlen 1 und 5 gebildet werden können. Allein die Combination der vielen, verschiedenen, für die Correspondenz erforderlichen Wörter aus nur zwei Zeichen bleibt immer schwierig, mindestens sehr zeitraubend; man

hat sich daher noch zwei andere Zeichen gebildet. Man unterscheidet nämlich, ob der Zeiger Z des Zeichenapparates an der Glocke, an die er anschlägt, nur einen Augenblick oder einige Zeit verweilt (und er verweilt offenbar so lange als die Taste, durch deren Niederdrücken er gegen die Glocke getrieben wurde, niedergedrückt bleibt) und läßt das längere Verweilen an der mit I bezeichneten Glocke 2, an der mit V bezeichneten Glocke aber 6 bedeuten, während ein nur augenblickliches Verweilen an ersterer Glocke das Zeichen 1 und an letzterer das Zeichen 5 gibt. Mit diesen vier Zeichen 1, 2, 5 und 6 reicht man aber vollkommen aus. Denn läßt man von den 16 verschiedenen Amben: 11, 12, 15, 16, 21, 22, 25, 26, 51, 52, 55, 56, 61, 62, 65, 66, welche sie geben, jede einen Buchstaben bedeuten; so stellen die 16 Buchstaben das ganze Alphabet dar und es lassen sich aus denselben alle Wörter bilden, wenn der Rechtschreibung das die Verständlichkeit übrigens nicht beirrende Opfer gebracht wird, daß man zwischen b und p; c und z; d und t; f, v und w; g, k und q; h und ch keinen Unterschied macht.

Morse's Signalapparat. Nach dem Systeme des Amerikaners Morse werden, wie aus dem Vorhergehenden bekannt, die Zeichen mittelst eines Electromagnetes gegeben; der Signalapparat selbst hat, den Haupttheilen nach, folgende, in Figur 410 anschaulich gemachte Einrichtung. E ist ein hufeisenförmig gebogener, auf der Unterlage in aufrechter Stellung festgemachter Eisenstab; R_1, R_2 sind zwei auf dessen Schenkel aufgesteckte, messingene oder hölzerne Spulen, wovon jede eine große Zahl Windungen aus mit Seide übersponnenem Kupferdrahte enthält. Der Draht geht, nachdem er oft genug um die Spule R_1 gewickelt ist, auf die Spule R_2 über und ist dann auch um diese in der nämlichen Richtung, und nahe eben so oft herumgewickelt, so daß die Windungen auf beiden Spulen ein zusammenhängendes Ganzes bilden, das einerseits bei A und andererseits bei B endigt, und der Eisenstab E in einen starken Electromagnet verwandelt wird, wenn man die Enden A, B mit einer entsprechenden Volta'schen Batterie in leitende Verbindung bringt. a, b stellt einen Anker aus weichem Eisen vor, der am Hebel H, H_1 befestigt ist, welcher sich um den Drehpunkt d leicht bewegt und durch die Stahlfeder F so in der Höhe gehalten wird, daß der Anker a, b sich den Schenkelenden des Eisenstabes nahe, mit denselben aber nicht in Berührung befindet, und daß auch die am Hebelende H_1 befestigte, stumpfe Stahlspitze s vom Umfange der unter ihr angebrachten metallenen Walze w etwas absteht. Diese in dem Gestelle G, G leicht drehbare Walze hat in der Mitte eine um sie herumlaufende seichte Nuth, welche mit der Spitze s correspondirt. J ist eine Rolle, die aus zwei an den Mittelpunkten durch einen kurzen, dünnen Cylinder c vereinigten, kreisrunden Schei-

Fig. 410.



ben gebildet ist, sich in dem Gestelle mit größerer Reibung bewegt und (zwischen den beiden Scheiben) einen sehr langen, etwa 1,5 Zoll breiten Streifen S sogenannten endlosen Papieres in vielen Windungen aufgewickelt enthält. Dieser Streifen geht in einer aus der Figur deutlich ersichtlichen Weise um die Walze w herum (sein Herabgleiten von derselben nach der Seite hin wird durch Vorsprünge an ihren Enden verhindert) und nachher zwischen den Leitwalzen 1, 2 hindurch, welche, wenn sie durch Wirkung eines Gewichtes, oder (besser) durch eine Uhr nach den Richtungen der beigesetzten Pfeile gegen einander gedreht werden, den zwischen ihnen eingepreßten Papierstreifen langsam und möglichst gleichförmig im Sinne des Pfeiles p vorwärts ziehen, wobei dieser Streifen sich von der Rolle J allmälig abwickelt und die Walze w (durch Reibung an ihrem Umfange) mit in Bewegung versetzt.

Wird nun der Eisenstab E durch einen, die Drahtwindungen der Spulen R_1 R_2 passirenden Strom zum Magnet; so zieht er den Anker a, b an sich, und dem zu Folge drückt die Spitze s am Hebelende H_1 das Papier auf der Walze w in die Nuth dieser letzteren hinein, die gerade nur so tief ist, daß das Papier einen bleibenden Eindruck empfängt, aber nicht durchstochen wird. Wird hierauf der Strom unterbrochen und hiedurch dem Eisenstabe E sein Magnetismus wieder genommen; so führt die Stahlfeder F den Anker a, b und die Spitze s in ihre vorige Stellung, (wo ersterer mit dem Eisenstab E und letztere mit dem Papiere auf der Walze w außer Berührung steht) zurück, bei neuerlicher Schließung der Kette erfolgt abermals Anziehung des Ankers und Eindrücken des Papiers u. s. f. Ziehen während dem die Walzen 1, 2 den Papierstreifen S über die Walze w hin continuirlich vorwärts; so erscheinen die Eindrücke der Spitze s auf demselben als vertiefte Punkte oder Striche, je nachdem man den Strom nur Augenblicke oder längere Zeittheile hindurch auf den Eisenstab E hat einwirken lassen, und diese Punkte und Striche (letztere von verschiedener Länge) sind die Zeichen, durch deren Combinirung die Wörter der telegraphischen Sprache gebildet werden. Damit zugleich mit dem Beginne der Bewegung des Hebels H, H_1 auch jene des Papierstreifens anfange, ist die Einrichtung getroffen, daß ersterer in dem Augenblicke, wo er (zu Folge Anziehung des Ankers durch den Electromagnet) seine Bewegung beginnt, an dem oben erwähnten (die Walzen 1, 2 treibenden) Uhrwerke einen Sperrhaken auslöst, der dann so lange ausgelöst bleibt, als die Telegraphirung dauert, und erst nachher wieder in das Uhrwerk eingreifen gemacht wird. Es ist noch zu bemerken, daß die Spitze s und der Anker a, b am Hebel so angeordnet sein müssen, daß wenn der Anker angezogen und die Spitze in die Nuth der Walze w hineingedrückt wird, ersterer mit dem Electromagnete nicht völlig in (unmittelbare) Berührung kommen kann, weil sonst der magnetische Kreis ganz geschlossen und dann die geringe Kraft der Feder F nicht hinreichend wäre, nach Unterbrechung des Stromes den Anker wieder vom Electromagnete loszureißen (S. 531). Ferner ist es nothwendig, daß auch die Leitwalze 2 eine um ihre Mitte herumlaufende Nuth habe, damit die von der Spitze s auf dem Papierstreifen erzeugten Eindrücke bei dessen Durchgang zwischen den Walzen 1, 2 nicht wenigstens theilweise wieder aufgehoben oder undeutlich gemacht werden.

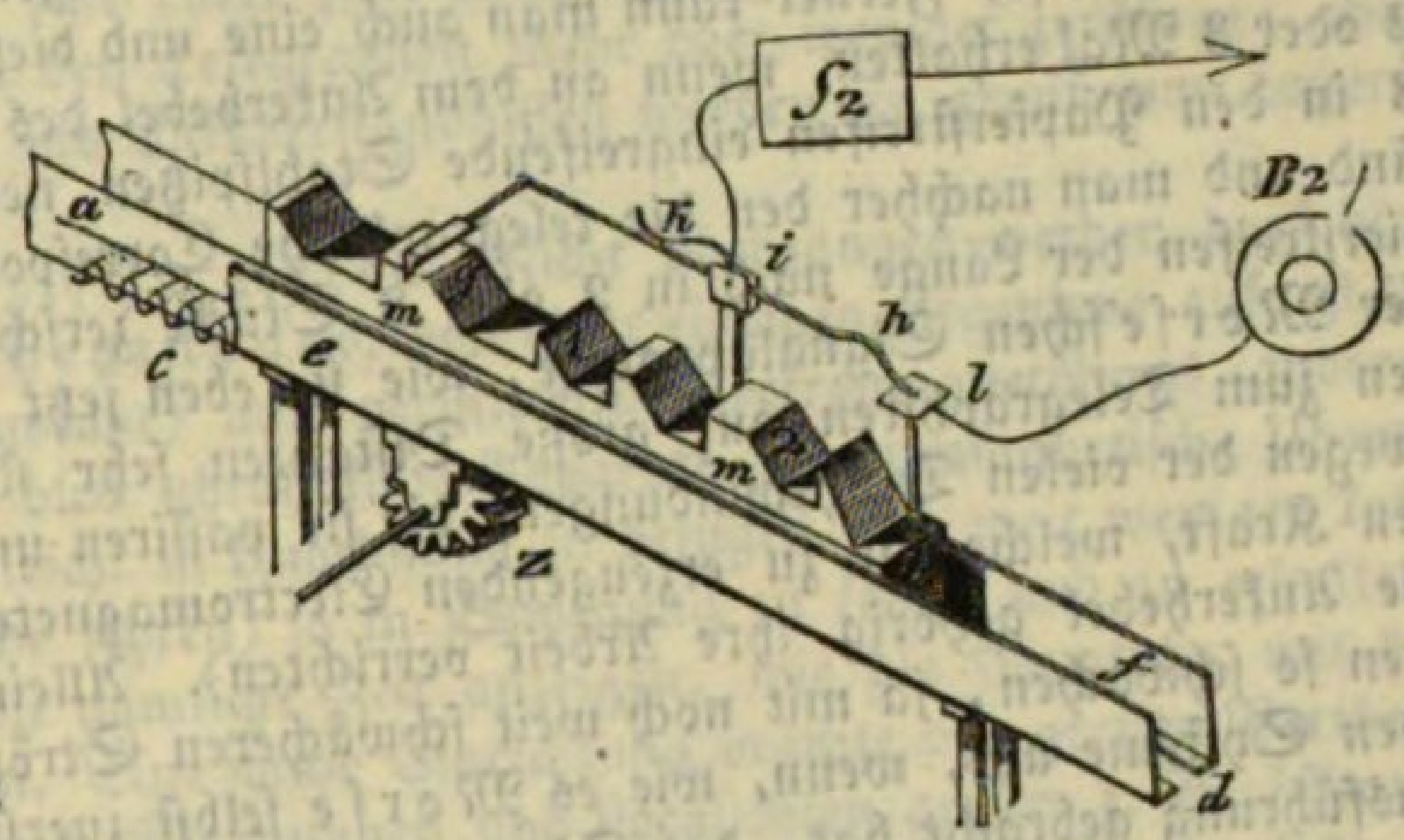
Um nun von der ganzen Anordnung auf einer mit Morse'schen Signalapparaten versehenen Telegraphenlinie eine gehörige Vorstellung zu erhalten, darf man sich nur in der früheren Figur 409 an die Stelle der Bain'schen

Zeichenapparate S_1, S_2 und S_3, Morse'sche gebracht, und statt der Drahtenden D, E an den ersteren Apparaten die Drahtenden A, B der letzteren mit den betreffenden, die Stationen verbindenden Leitungsdrähten (in der durch die Figur dargestellten Weise) vereinigt denken. Man reicht dann an den Tastapparaten mit einer der zwei Tasten aus, weil keine Umkehrung der Stromrichtung erforderlich ist, und es lassen sich deswegen auch den beschriebenen Tastapparaten T_1, T_2 und T_3 leicht einfachere, nur mit einer Taste versehene Apparate substituiren, die gleichfalls so eingerichtet sind, daß bei erhobener Taste die Leitung zwischen allen Stationen unter Ausschluß sämmtlicher Batterien hergestellt, bei niedergedrückter Taste aber in diesen Leitungskreis auch die Batterie jener Station mit eingeschlossen ist, auf welcher die Taste niedergedrückt worden. Die leichte Ausführbarkeit und die Einrichtung eines solchen eintastigen Apparates ist nach dem Vorausgegangenen Jedermann von selbst begreiflich. Eben so leuchtet ein, daß beim Telegraphiren von Wien nach Prag oder Olmütz (um bei der vorn als Beispiel gewählten Telegraphenlinie stehen zu bleiben) genau die nämlichen Leitungsverbindungen zwischen den Stationen und mit den Batterien herzustellen sind, die beim Bain'schen System angegeben wurden, und daß man dann beim Telegraphiren selbst, auf der Station, von welcher die Depesche ausgeht, die Taste nur abwechselnd niederzudrücken und wieder auszulassen hat, um die Electromagnete und ihre Hebel an den betreffenden andern Stationen in Wirksamkeit zu setzen: denn bei jedem Niederdrücken wird die electrische Kette geschlossen, der von der telegraphirenden Station ausgehende Strom durchläuft die Drahtwindungen um die Hufeisenstäbe der Signalapparate, die Anker und Ankerhebel werden angezogen, bleiben es so lang, bis durch Auslassen der Taste die Kette wieder geöffnet (der Strom wieder aufhören gemacht) wird u. s. w. Ein nur momentanes Niederdrücken der Taste hat natürlich auf jedem der betreffenden Papierstreifen einen vertieften Punkt und ein, längere Zeit währendes Niederdrücken einen Strich zur Folge, dessen Länge mit dieser Zeit wächst. Als Alarmzeichen dienen am Tage die wohl vernehmlichen Schläge selbst, welche beim Anstoßen der Anker an die Pole der sie anziehenden Electromagnete entstehen, weswegen der eigentlichen Telegraphirung auch immer einige solche sonst bedeutungslose Schläge vorausgeschickt werden, und zur Nachtzeit wird durch den Ankerhebel zugleich mit der früher besprochenen Uhr auch ein damit in Verbindung gesetzter Wecker ausgelöst. Nachträglich mag hier über diese Uhr noch bemerkt werden, daß sie der vielen Reibungen wegen, die sie zu überwinden hat, einer größeren Triebkraft bedarf, daher nur füglich eine Gewichtuhr sein kann, woran das Gewicht 10—15 Pfund beträgt.

Anstatt das beim Telegraphiren nöthige abwechselnde Herstellen und Unterbrechen des Stromes mit der Hand und mittelst der Taste am Tastapparate zu bewirken, kann dies in weit mehr Sicherheit und Regelmäßigkeit gewährender Art auch mit Hilfe einer eigenen mechanischen Vorrichtung und zwar der Hauptsache nach folgendermaßen geschehen. Man setzt die zu telegraphirenden Worte und Sätze aus eigens von Messing verfertigten telegraphischen Lettern zusammen, indem man letztere in einer gleichfalls messingenen, im Querschnitte rechteckigen Rinne a, b (Fig. 411) aneinander reiht. Diese Rinne hat unten der ganzen Länge nach eine gezähnte Stange c, und läßt sich in eine etwas weitere, an der untern Fläche mit einer Längenspalte d versehene Rinne e, f so einsetzen, daß die gezähnte Stange durch die Spalte hervortritt und in ein Zahnrad z eingreift, welches, wenn es durch eine Uhr

in Bewegung gesetzt wird, die Rinne mit den Lettern in der Rinne e f gleichförmig fortschiebt. Die Lettern sind prismatische, oben mit scharfen und flachen Zähnen 1 und 2 versehene Messingstücke m, m....., und es gleitet, während a, b in e f fortgeschoben wird, über diese Zähne das abwärts gekehrte, schneidige Ende g eines Hebels g h hin, der seinen Drehpunkt in i hat und an welchem der Arm g i aus einem Nichtleiter der Electricität, der Arm i h hingegen aus Metall (Pakfong) besteht. Ersterer Arm wird stets durch eine Feder k niedergedrückt und letzterer berührt mit seinem federnden Ende h ein Metallstück l, wenn und so lange beim Fortrücken der Lettern das Hebelende g auf den höchsten Punkten der Letternzähne gleitet; tritt aber sogleich wieder außer Berührung mit l, sobald das Ende g zu Folge Wirkung der Feder k in die Vertiefungen der Lettern einsinkt.

Fig. 411.



Wird nun auf jeder, zum Absenden telegraphischer Depeschen bestimmten Station ein solcher Letternapparat in den Leitungskreis entsprechend eingeschaltet; so ersetzt er nicht bloß das Tastbret vollkommen, sondern gewährt auch überdieß die vorn erwähnten Vortheile. Denkt man sich z. B. auf der Station Olmütz (Fig. 409) an die Stelle des Tastbretes T_2 einen Letternapparat gebracht, den Hebel desselben am Drehpunkte i mit dem Drahtende E des (Morse'schen) Signalapparates S_2, ferner das Metallstück l mit dem einen Pole der Batterie B_2, den andern Pol dieser letzteren aber mit den nach Prag gehenden Leitungsdraht in leitende Verbindung und die Rinne mit den Lettern durch die betreffende Uhr in Bewegung gesetzt; so müssen offenbar an den Morse'schen Signalapparaten der Stationen Wien und Prag auf den Papierstreifen Punkte oder Striche erscheinen, jenachdem das Hebelende g über eine scharfe oder flache Letternerhöhung hingleitet, weil sobald dieses Ende g auf einer solchen Erhöhung anlangt, das Hebelende h mit dem Metallstücke l in Berührung kömmt, mithin durch den Hebelarm i h die Kette geschlossen und der Strom hergestellt, dieser aber auch so lange unterhalten wird, als g auf einer Erhöhung und daher h mit l in Berührung bleibt.

Da auf der Station, welche telegraphirt, immer nur der Letternapparat und nie gleichzeitig der Schreibapparat (der Morse'sche Signalapparat), hingegen auf der Station, welche die telegraphische Depesche empfängt, umgekehrt immer nur der Schreib- und nie zugleich auch der Letternapparat in Thätigkeit ist; so reicht ein einziges Uhrwerk zum Betriebe beider Apparate hin, wenn die Einrichtung getroffen ist, daß sich an diesem Uhrwerke abwechselnd der eine Apparat ein- und der andere ausrücken läßt. — Da man, gleich nachdem der ganze in der Rinne a b enthaltene Lettersatz unter dem Hebelende g hingegangen ist, eine zweite solche Rinne mit einem neuen Lettersatze in die Rinne e f und mit dem Zahnrade z in Eingriff bringen kann, so daß

der zweite Letternsatz dem ersten in der Bewegung durch die Rinne e f unmittelbar folgt; so lassen sich sehr schnell, beliebig lange Sätze telegraphiren (während ein Satz telegraphirt wird, setzt man den folgenden aus den Lettern zusammen u. s. f.) Ferner kann man auch eine und dieselbe Depesche gleichzeitig 2 oder 3 Mal erhalten, wenn an dem Ankerhebel des Signalapparates 2 oder 3 in den Papierstreifen eingreifende Stahlspitzen neben einander angebracht sind und man nachher den die telegraphische Correspondenz enthaltenden Papierstreifen der Länge nach in 2 oder 3 Stücke zerschneidet. Bei Anwendung der Morse'schen Signalapparate, wie sie eben jetzt beschrieben wurde, werden zum Telegraphiren auf große Distanzen sehr starke Ströme erfordert (wegen der vielen Drahtwindungen, die sie passiren und wegen der bedeutenden Kraft, welche die zu erzeugenden Electromagnete haben müssen, damit die Ankerhebel gehörig ihre Arbeit verrichten). Allein man reicht auch mit eben so schwachen, ja mit noch weit schwächeren Strömen als beim Bain'schen Systeme aus, wenn, wie es Morse selbst zuerst in Vorschlag und zur Ausführung gebracht hat, der Signalapparat auf jeder Station einen Theil des Schließungskreises einer eigenen, gewöhnlich nicht geschlossenen Volta'schen Kette bildet, mit der Leitung der Telegraphenlinie aber gar nicht in Verbindung steht und durch Hin- und Hergänge einer Magnetnadel, (welche mittelst eines von der telegraphirenden Station kommenden schwachen Stromes erzeugt werden) das abwechselnde Schließen und Wiederöffnen der besagten Separatkette so bewerkstelligt wird, wie es zur gehörigen Wirksamkeit des Signalapparates erforderlich ist. Uebrigens läßt sich auch eine solche Einrichtung treffen, daß die Batterie, welche auf jeder Station neben dem Signalapparat ohnehin vorhanden und, während die Station eine Depesche empfängt, ohnedies nicht in Thätigkeit ist, immer auch die Rolle der in Rede stehenden Separatbatterie spielen kann. Am sichersten und vollkommensten wird in der electromagnetischen Telegraphie der Zweck durch eine solche Verbindung des Bain'schen und Morse'schen Systems erreicht, daß der Morse'sche Signalapparat zum eigentlichen Telegraphiren (Geben der telegraphischen Zeichen) und der Bain'sche Signalapparat dazu verwendet wird, um mittelst seines runden Doppelmagnetes das besagte abwechselnde Schließen und Oeffnen jenes Kreises zu bewerkstelligen, zu welchem der erstere (Morse'sche) Signalapparat mit der Batterie an der nämlichen Station vereinigt ist. Zu den andern aus dem Vorhergehenden einleuchtenden Vortheilen, die eine derartige Verbindung beider Systeme bringen muß, kömmt noch hinzu, daß beide Signalapparate einander gegenseitig controlliren können. — Den Schluß dieses Gegenstandes mögen einige Worte über den Einfluß der Gewitter auf die electromagnetischen Telegraphen bilden. Wenn Gewitterwolken über die Telegraphenlinie hinziehen, so rufen sie in den Leitungsdrähten oft so starke Strömungen hervor, daß durch diese der Signalapparat in Thätigkeit gesetzt wird und Zeichen zu geben anfängt. Im ersten Augenblick scheint dies eine Quelle vieler Irrungen sein zu können; wenn man aber bedenkt, daß den durch ein Gewitter am Signalapparate bewirkten Zeichen jene regelmäßige, ruhige Aufeinanderfolge gänzlich mangeln muß, die bei den wirklichen telegraphischen Zeichen stets vorhanden ist, und daß beim ordentlichen Telegraphiren der eigentlichen Depesche immer das Alarmzeichen, dann das Zeichen der Station, von der und auf welche hin telegraphirt wird, voraus geht, welche Zeichen eine Gewitterwolke natürlich nicht geben kann; so sieht man, daß

bei gehöriger Achtsamkeit der Stationsbeamten wirkliche Täuschungen durch Gewitter nicht leicht vorkommen werden. Gewitter können das Telegraphiren stören, unsicher, ja für eine kurze Zeit ganz unmöglich machen, sie können bei heftigerem Ausbruche den Telegraphen mehr oder weniger zerstören; aber Ursache von Irrungen und Mißverständnissen werden sie gewiß nur äußerst selten sein.

Electromagnetische Uhren. Nicht übergangen werden darf hier der geniale Gedanke Wheatstone's, von einer einzigen, irgendwo aufgestellten richtigen Uhr (Hauptuhr) aus vermittelst Electromagnetismus andere, wo immer angebrachte, blos uhrähnliche Apparate (electromagnetische Uhren, die ganz einfach, nicht leicht in Unordnung zu bringen und weit weniger kostspielig sind, als wirkliche Uhren) so in Bewegung zu setzen und zu erhalten, daß sie immer genau die nämliche Zeit anzeigen, wie die Hauptuhr, mit der sie in Verbindung stehen. Eine solche Einrichtung brächte den großen Vortheil, daß man in den einzelnen Wohnungen und Localitäten großer z. B. öffentlicher Gebäude oder auch ganzer Städte keine eigentlichen Uhren benöthigte, sondern für alle diese Localitäten mit einer einzigen guten Uhr ausreichte, das Aufziehen und Richten der Uhren ersparte und doch überall genau dieselben Zeitanzeigen erhielte u. s. w. Eine Wheatstone'sche electromagnetische Uhr hat kein Gangwerk, d. h. alle jene Theile einer gewöhnlichen Uhr nicht, welche gewöhnlich die bewegende Kraft liefern und ihre Wirkung reguliren, sondern besteht nur aus einem Zifferblatte mit Secunden-, Minuten- und Stundenzeigern und einer kleinen Anzahl in einandergreifender Räder, welche von der Welle des Secundenzeigers die Bewegung zum Stundenzeiger in ähnlicher Art fortpflanzen, wie dies bei einem gewöhnlichen Schlagwerke geschieht. Ein kleiner Electromagnet wirkt auf ein eigenthümlich eingerichtetes Rad an der Welle des Secundenzeigers, so daß, so oft der temporäre Magnetismus im Electromagnete hervorgerufen oder wieder verschwinden gemacht wird, das Rad und somit auch der Secundenzeiger um den 60sten Theil seines Umlaufes weiter rückt, und daß, wenn von Secunde zu Secunde ein electrischer Strom her- und wieder eingestellt wird, das besagte an und für sich todte Zeigerwerk ganz die Functionen einer vollkommenen Uhr verrichten muß. Der Mechanismus, welcher bewirkt, daß die Zeiger der Hauptuhr und jeder electromagnetischen Uhr gleichzeitig und vollkommen übereinstimmend sich bewegen, ist der Wesenheit nach folgender: An der Steigrad-Welle der Hauptuhr ist ein kleines messingenes Rad mit 60 Zähnen festgemacht, deren Zwischenräume mit Elfenbein so ausgefüllt sind, daß der Umfang des Rades ganz ununterbrochen ist und 60 messingene, mit eben so vielen beinernen abwechselnde Bogenstücke von gleicher Größe enthält. Eine sehr leichte Messingfeder, die an einem Stück Elfenbein festgeschraubt und auch sonst ganz isolirt ist, ruht mit ihrem freien Ende auf dem Umfange des in Rede stehenden Rades und das fixe Ende ist durch Kupferdraht mit dem einen Ende der Drahtwindungen des Electromagnetes an dem Zeigerwerke vereinigt, während ein anderer am Uhrgestelle festgemachter Kupferdraht zu dem zweiten Ende der Windungen des Electromagnetes geht. Eine aus nur wenigen Elementen bestehende, galvanische Batterie von constanter Kraft ist irgendwo in die Kette eingeschaltet, so daß diese durch Wirkung des vorerwähnten Messingrades an der Steigrad-Welle der Hauptuhr periodisch, alle Secunden ein Mal, geöffnet und wieder geschlossen wird, indem die besagte Feder immer eine halbe Secunde

lang auf einer der elfenbeinernen und die nächste halbe Secunde hindurch auf einer der metallenen Abtheilungen des Radumfanges ruht. Dadurch empfängt und verliert der an der electromagnetischen Uhr vorhandene Electromagnet in der einen Hälfte jeder Secunde seine Kraft, in der zweiten Hälfte aber gewinnt er sie und setzt hiebei das Zeigerwerk der letztgenannten Uhr durch einen Mechanismus in Bewegung, welcher der Hauptsache nach aus dem Anker des Electromagnetes und aus einem damit so in Verbindung gebrachten Stemm- oder Treibkegel besteht, daß letzterer, in die Zähne eines Rades an der Secundenzeiger-Welle des Zeigerwerkes eingreifend, dieses Rad so oft um einen Zahn weiter treibt, als der Anker in Folge seines Gewichtes beim Oeffnen der galvanischen Kette vom Electromagnete abfällt und bei darauf folgender Schließung der Kette sich wieder an dessen Pole anlegt. Die galvanische Kette kann zu beliebiger Länge ausgedehnt und es kann daher durch eine und dieselbe Batterie eine beliebige Anzahl electromagnetischer Uhren im übereinstimmenden Gange erhalten werden. Es wäre nur dafür zu sorgen, daß die Kraft der Batterie mit dem Leitungswiderstande in allen Theilen der Kette in jenem günstigen Verhältnisse stehe, bei welchem mit dem geringsten Kraftaufwande der größte Effect erzielt wird.

61. Rotation eines Magnetes um einen galvanischen Strom. Aus den im §. 48 besprochenen Versuchen, (die Einwirkung eines electrischen Stromes auf die Magnetnadel betreffend,) so wie aus allen Abänderungen, welche bei diesen Versuchen in Bezug auf die Lage des vom Strome durchzogenen Drahtes und auf die Stellung der Nadel gegen den letzteren vorgenommen wurden, geht hervor, daß ein geradliniger Strom die Pole einer Magnetnadel immer nach Richtungen zu bewegen suche, die senkrecht auf der Ebene stehen, welche die Stromrichtung und den betreffenden Pol einschließt; daß der Nordpol in Bezug auf die Stromrichtung stets links, der Südpol rechts getrieben werde, und daß die Kraft, womit dies geschieht, die nämliche bleibe, der Magnetpol mag sich um den Strom herum wo immer befinden, wenn nur sein Abstand von diesem stets derselbe ist. Diese Ergebnisse führten zu dem Schlusse, daß ein beweglicher Magnet einen feststehenden Stromleiter umkreisen müsse, wenn der diesen Leiter durchziehende Strom auf den einen Magnetpol stärker einzuwirken vermag, als auf den andern. Die Richtigkeit dieses Schlusses läßt sich experimentell auf verschiedene Weise, unter andern mittelst der in Fig. 412 abgebildeten Vorrichtung darthun. A ist ein gläsernes Gefäß von etwa 1 1/2″ Durchmesser, das bis nahe an den Rand mit Quecksilber gefüllt ist, in welches in der Mitte der Oberfläche ein dicker Kupferdraht k ungefähr 1‴ tief eintaucht. r ist ein Ring aus Kupferblech, der oben in dem Glasgefäße steckt und mit seinem untern Rande ringsherum auf der Quecksilberoberfläche aufsitzt. m ist ein kleiner cylindrischer Stahlmagnet, der durch ein am untern Ende angeschraubtes mit ihm gleich dickes Platinstück im Quecksilber aufrecht so schwimmen gemacht wird, daß sein oberes Ende 1—2‴ über den Quecksilberspiegel hervorragt. Sobald man den Draht k mit dem einen und den Ring r mit dem andern Pole eines kräftigen Volta'schen Paares in Verbindung bringt (die Kette schließt); beginnt der Magnet

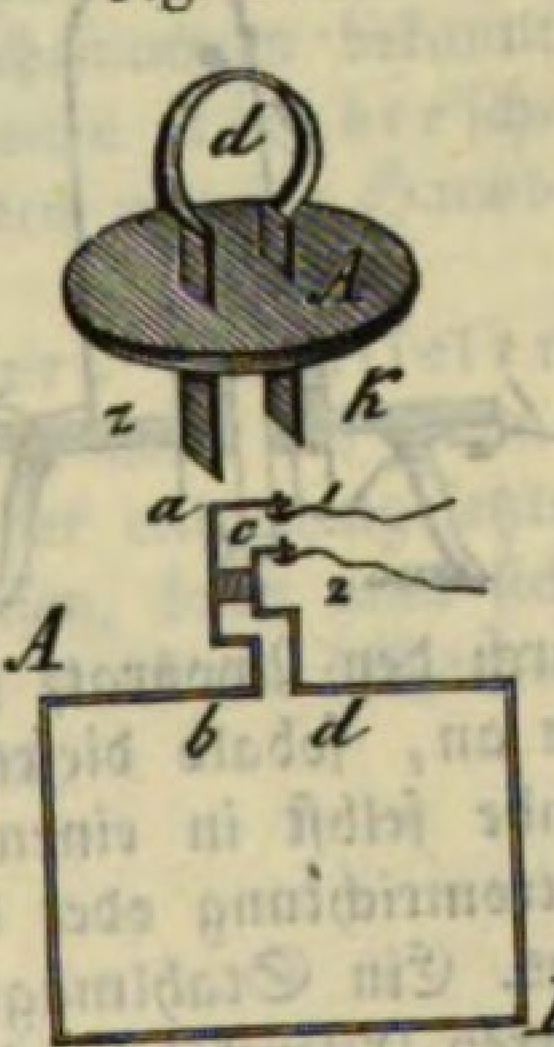
Fig. 412.



m, da der Strom unter den obwaltenden Umständen nur auf den einen seiner Pole einwirken kann, um den Draht herum zu kreisen. Durch Umkehrung des Stromes (etwa mittelst des vorn S. 537 beschriebenen Gyrotropes) wird auch die Richtung der Bewegung umgekehrt.

62. Richtung und Rotation eines Volta'schen Stromes durch Wirkung eines Magnetes oder des Erdmagnetismus. Da der Strom auf einen Magnet richtend und bewegend einwirkt; so war nicht zu zweifeln, daß umgekehrt solche Wirkungen ebenfalls von Seite eines Magnetes auf einen Strom geübt werden. In der That vermögen Magnete leichtbewegliche, von Strömen durchzogene Leiter zu richten und auf verschiedene Art in Bewegung, namentlich auch in Rotation zu versetzen. Die Richtung eines solchen Leiters durch Wirkung eines Magnetes oder des Erdmagnetismus läßt sich mittelst verschiedener Vorrichtungen nachweisen, von denen wir hier nur folgende betrachten wollen. A (Fig. 413) ist eine Scheibe von Korkholz, in welcher ein Stück Zink z und ein Stück Kupfer k stecken, die durch einen Kupferdraht d vereinigt sind. Macht man die Korkscheibe auf gesäuertem Wasser schwimmen, (wo dann ein Strom vom Kupfer zum Zink durch d geht) und nähert man dem Drahte allmälig an verschiedenen Punkten den einen Pol eines Magnetes; so erfolgt bald Anziehung bald Abstoßung des Drahtes. Ueberläßt man die Vorrichtung sich selbst; so stellt sie sich immer so, daß die den Kupferdraht einschließende Ebene mit dem magnetischen Meridiane einen rechten Winkel bildet und kehrt, aus dieser Stellung herausgebracht, immer wieder in dieselbe zurück. Ganz die nämlichen Erscheinungen zeigt das in der Figur 413 dargestellte Rechteck A B aus Kupferdraht, wenn die von einander isolirten Enden a b und c d mit den abwärts gerichteten Stahlspitzen in etwas Quecksilber enthaltende, metallene Näpfchen 1, 2 tauchen. Werden diese Näpfchen, worin die besagten Spitzen auf kleinen wagrechten Glasplättchen ruhen, und zwar das eine mit dem positiven, das andere mit dem negativen Pole eines kräftigen Volta'schen Paares verbunden; so stellt der Erdmagnetismus das (um die Spitzen nun sehr leicht bewegliche) Drahtrechteck sogleich senkrecht auf die Ebene des magnetischen Meridians, und ein genäherter Magnetpol übt auf dasselbe die oben bezeichneten Anziehungen und Abstoßungen. Kehrt man die Stromrichtung um, so macht im ersteren Falle das Rechteck eine halbe Umdrehung und kommt dann nach einigen Oscillationen wieder zur Ruhe.

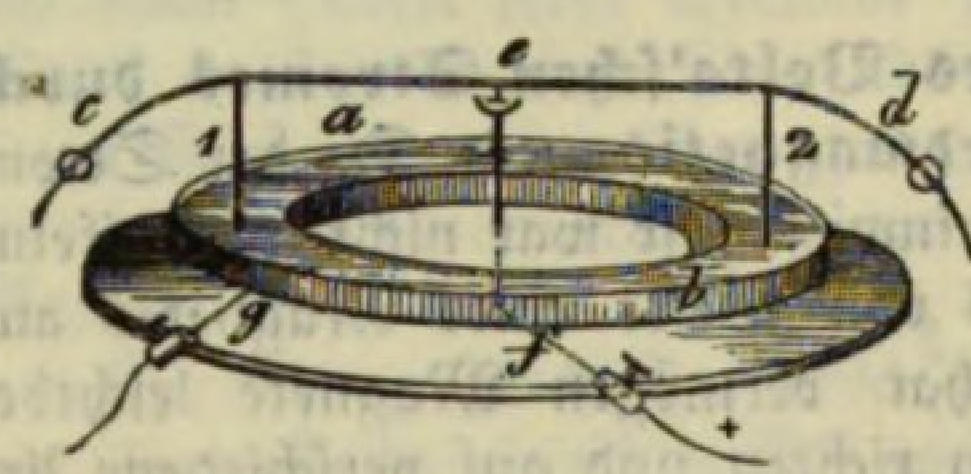
Fig. 413.



Die **Rotation eines electrischen Stromes durch Wirkung des Erdmagnetismus** zeigt der Apparat in Fig. 414, wo a, b eine kreisförmige, in sich zurückkehrende Rinne aus Kupfer darstellt, die mit gesäuertem Wasser gefüllt ist, und c, d einen horizontalen, an den abwärts gebogenen Enden mit kleinen Kugeln beschwerten Draht bedeutet, der mittelst einer Spitze e auf dem mit einem Glasplättchen belegten Boden eines Quecksilbernäpfchens ruht und durch zwei herabgehende Drahtstücke 1, 2 in das gesäuerte Wasser der Rinne taucht (die besagten Kugeln haben nur die Aequilibrirung des Drahtes und die Herab-

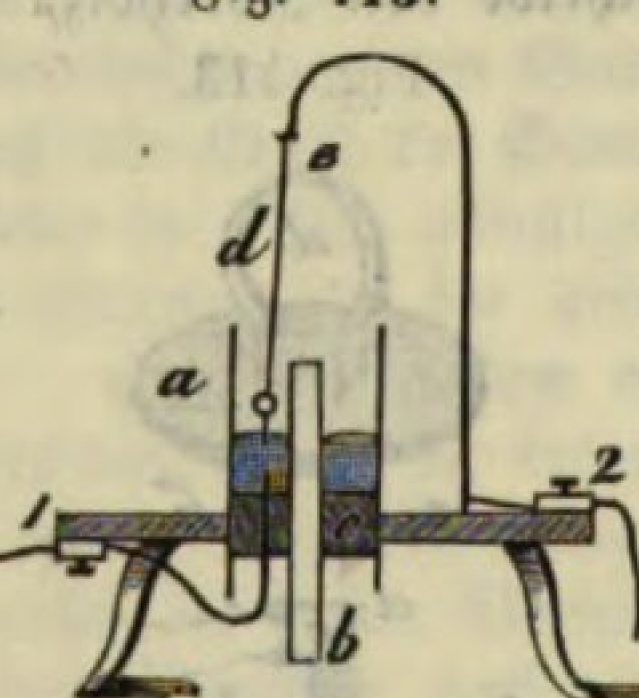
bringung seines Schwerpunktes unter die Spitze e zum Zwecke). Läßt man nun einen Strom z. B. durch den das Quecksilbernäpfchen tragenden Draht f ein- und durch den Draht g austreten; so gelangt dieser Strom durch die beiden Arme des Drahtes c, d nach entgegengesetzten Richtungen in das Wasser und der Draht c, d rotirt, so lange der Strom auf diese Weise den Apparat durchzieht. Tritt der Strom durch den Draht g ein, so erfolgt das Rotiren in umgekehrter Richtung.

Fig. 414.



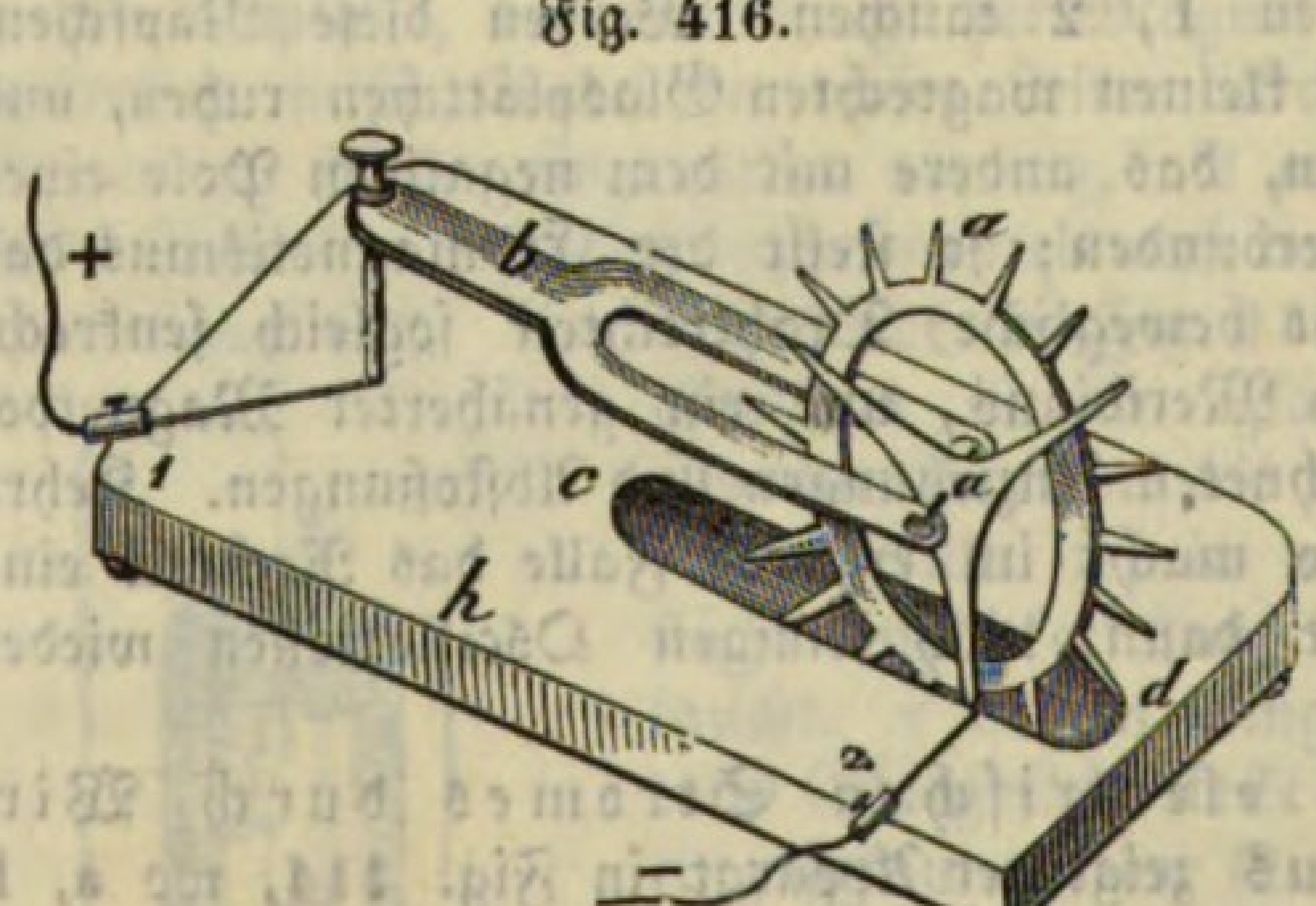
Das Rotiren des Stromes um einen Magnet gelingt sehr leicht mit Hilfe folgender Apparatchen. a (Fig. 415) ist ein, unten mit einem Korkpfropfe c verschlossenes Glasröhrenstück; b ein Stäbchen aus weichem Eisen, das durch die Mitte des Pfropfes geht; a enthält $\frac{1}{2}$ — 1'' hoch Quecksilber, über welches das Eisenstäbchen emporsteht. d ist ein dünner Platindraht, der oben bei e, allerseits leicht beweglich eingehängt ist, mit seinem untern Ende nur äußerst wenig in Quecksilber taucht und durch ein in der Nähe dieses Endes angeschmolzenes Glaskügelchen stets außer Berührung mit dem Stäbchen b gehalten wird. Leitet man durch Verbindung der Klemmen 1, 2 mit den Polen einer einfachen Kette einen Strom durch den Apparat, so fängt der Platindraht d um das Stäbchen b zu kreisen an, sobald dieses durch Anhalten eines Magnetpoles an sein unteres Ende selbst in einen Magnet verwandelt worden. Mit dem Wechseln der Stromrichtung oder des Magnetpoles wechselt auch die Richtung des Rotirens. Ein Stahlmagnet leistet an der Stelle des durch Vertheilung magnetisirten Eisenstäbchens natürlich die nämlichen Dienste, nur gestattet letzteres leichter das Wechseln der Pole.

Fig. 415.



— Bei dem in Figur 416 abgebildeten, das Barlow'sche Rädchen genannten Apparatchen können zur Erzeugung der rotirenden Bewegung eines Stromleiters gleichzeitig zwei entgegengesetzte Magnetpole angewendet werden. a ist ein kupfernes Sternrädchen, dessen stählerne Axe in Einschnitten an den einander zugekehrten Seiten zweier Vertiefungen ruht, die an den Enden der kupfernen Gabel b angebracht und groß genug sind, um einige Tröpfchen Quecksilber aufzunehmen. Das Rädchen taucht mit einer oder zwei der Spitzen an seinem Umfange ganz wenig in Quecksilber, womit eine trogartige Vertiefung c, d in der Holzplatte h angefüllt ist. Bringt man nun einerseits die Gabel b und andererseits das Quecksilber in c, d mit den Polen einer einfachen Kette in leitende Verbindung (wozu die Klemmschraube 1 und die durch einen Draht mit c, d com-

Fig. 416.

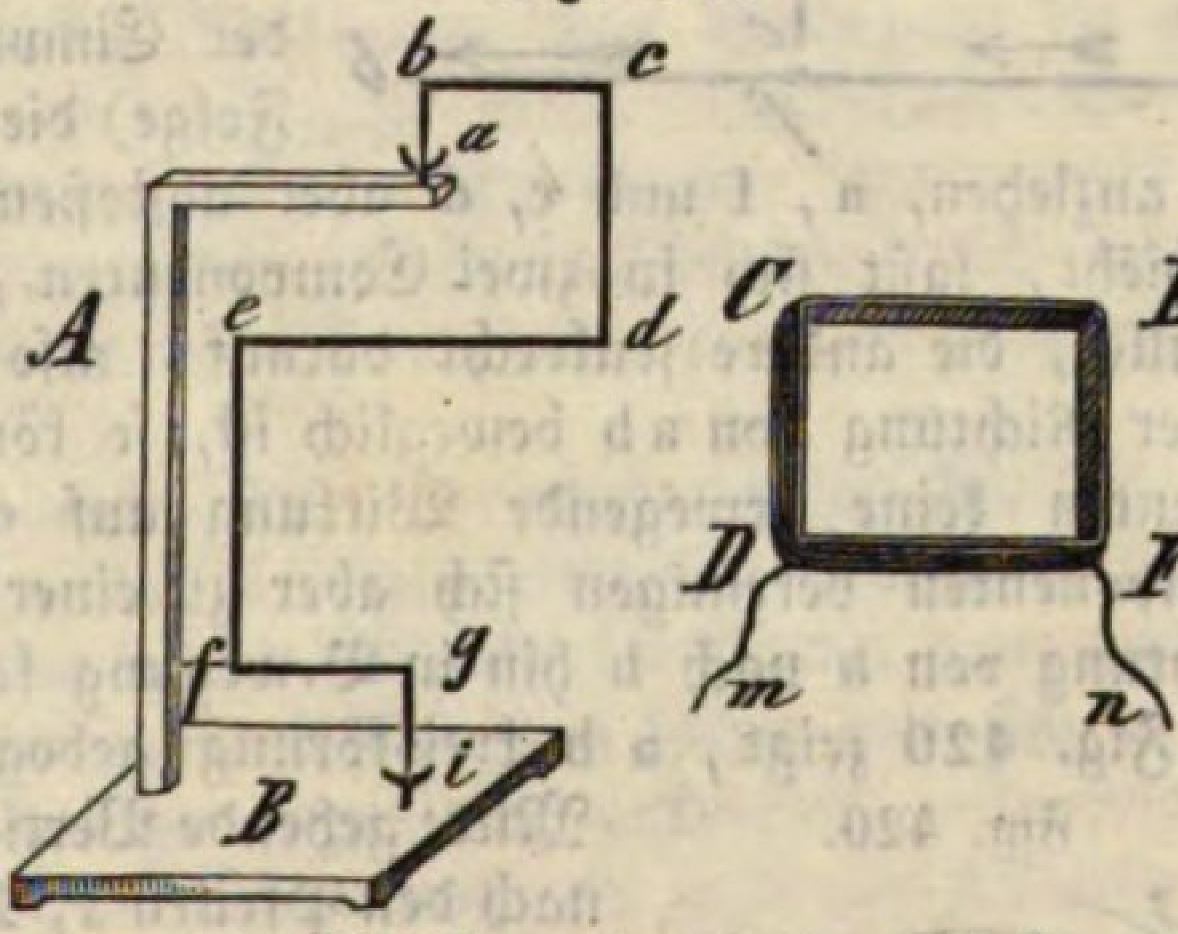


municirende Klemmschraube 2 dienen) und nahe an die zwei Seiten des Rädchens entgegengesetzte Magnetpole, so rotirt dieses letztere, indem jede Sternspitze desselben, weil sie beim Eintauchen in das Quecksilber die Kette schließt und so einen leicht beweglichen Theil des Stromleiters bildet, von beiden Magnetpolen fortgetrieben wird. Häufig findet man die Einrichtung getroffen, daß durch den, das Rädchen passirenden Strom gleichzeitig ein kleiner mit Drahtwindungen umgebener hufeisenförmiger Eisenstab in einen Electromagnet verwandelt wird, dessen Pole die Stelle der Stahlmagnetpole vertreten. Er ist dann so auf der Holzplatte h festgemacht, daß seine Schenkel die Vertiefung c, d einschließen und das Rädchen sich gerade in der Mitte zwischen seinen Polen befindet. Daß auch die Umkehrung der Stromrichtung oder der Wechsel der Magnetpole die Umkehrung der Rotationsrichtung zur Folge habe, errathet Jedermann von selbst.

63. Wirkung electrischer Ströme auf einander. Die Wirkung electrischer Ströme auf einander wurde von Ampère entdeckt, und das Meiste dessen, was über diese interessante Classe von Erscheinungen bekannt ist, verdankt man diesem Gelehrten. Ohne hier in die ganze Ampère'sche Theorie eingehen zu können, wollen wir im Nachfolgenden nur die Hauptgrundsätze derselben durch Versuche erläutern.

Die gegenseitige Wirkung geradliniger, paralleler Ströme erfolgt nach dem Gesetze: Zwei parallele Ströme üben auf einander Anziehung oder Abstoßung, jenachdem sie einerlei oder entgegengesetzte Richtungen haben. Um dies durch einen Versuch zu beweisen, kann man sich der in Fig. 417 abgebildeten Vorrichtung bedienen. A, B ist ein hölzernes Gestelle und a b c d e f g i ein Kupferdraht, der mittelst stählerner Spitzen an den Enden in den, Quecksilber enthaltenden Näpfchen a, i auf Glas ruht und daher um diese Spitzen sehr leicht beweglich ist. CDEF bedeutet einen kleinen hölzernen Rahmen, der auf seinem Umfange einen mit Seide übersponnenen, dünnen Kupferdraht mehrere Male herumgewunden, also ein multiplicirendes Drahtgewinde enthält, wovon m, n die Enden sind.

Fig. 417.



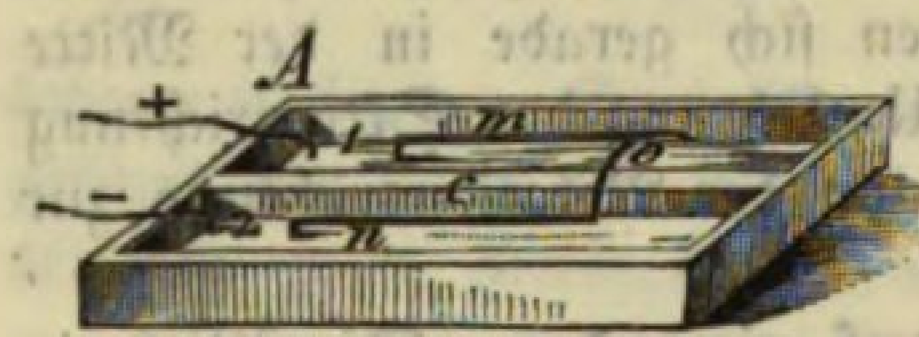
Wird nun, indem man die Näpfe a, i mit den Polen einer Kette verbindet und in den Schließungsleiter zugleich das Drahtgewinde des Rahmens einschaltet, ein Strom durch den Draht a b c d e f g i und durch das besagte Drahtgewinde geleitet, und der Rahmen so neben den Draht a b c d e f g i gehalten, daß CD parallel zu c d ist; so wird c d von CD angezogen oder abgestoßen, jenachdem in beiden der Strom einerlei oder entgegengesetzte Richtungen hat.

Zwei geradlinige sich kreuzende Ströme suchen einander parallel zu stellen (es findet zwischen denselben ebenfalls Anziehung oder Abstoßung statt, jenachdem sich beide zum und vom Kreuzungspunkte bewegen oder der eine Strom nach diesen Punkt hingeht, während der andere sich von demselben entfernt.) Man überzeugt sich von der Richtigkeit

dessen, wenn man (bei der in Fig. 417 abgebildeten Vorrichtung die Seite C E des Rahmens so unter das Drahtstück e, d bringt, daß beide mit einander einen Winkel bilden, und ein Mal der Strom in C, E nach derselben Gegend wie in e, d geht, ein anderes Mal aber die umgekehrte Richtung hat.

Die Theile eines und desselben geradlinigen Stromes stoßen einander ab. Man überzeugt sich hievon leicht mittelst des in Fig. 418 anschaulich gemachten Apparatchens. A ist ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß, das zwei durch eine Scheidewand c getrennte Abtheilungen

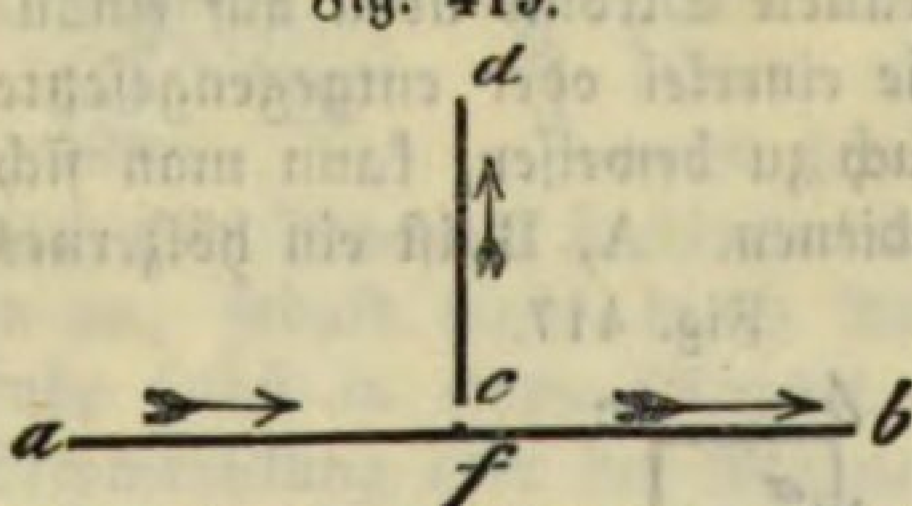
Fig. 418.



enthält. m o n stellt einen mit Seide übersponnenen Kupferdraht vor; er ist so gebogen, daß er beide Abtheilungen mit einander verbindet, und seine horizontalen, auf dem Quecksilber schwimmenden Arme sind bis auf die abwärts gebogenen und ins Quecksilber tauchenden Enden mit Wachs überzogen. Werden nun die von den Polen einer Kette kommenden Drähte 1, 2 in der Verlängerung der besagten Arme in die beiden Abtheilungen versenkt; so entfernt sich der Draht m o n von 1, 2, auf der Quecksilberoberfläche fortgleitend.

Rotation eines Stromes durch Wirkung eines andern. Stellt a, b Fig. 419 ein Stück eines fixen Leiters vor, durch den von a nach b hin ein Strom geht, ist ferner c, d ein Stück eines andern Leiters, der in der Richtung von c nach d von einem Strome durchzogen wird und parallel zu sich selbst leicht beweglich ist; so werden (dem Gesetze der Einwirkung sich kreuzender Ströme zu Folge) die Stromtheile f, b und c, d einander anziehen, a, f und c, d aber abstoßen. Jede der Kräfte, womit dies geschieht, läßt sich in zwei Componenten zerlegen, wovon die eine zu a, b parallel, die andere senkrecht darauf, also mit c d parallel ist. Da c d nur in der Richtung von a b beweglich ist, so können die auf a b senkrechten Componenten keine bewegende Wirkung auf c d üben; die mit a b parallelen Componenten vereinigen sich aber zu einer Resultirenden, welche c d in der Richtung von a nach b hin in Bewegung setzt, und es muß offenbar, wenn, wie Fig. 420 zeigt, a b kreisförmig gebogen und c d um eine, durch seine

Fig. 419.



Mitte gehende Verticalaxe e drehbar ist, c d im Kreise nach den Pfeilen 1, 2 herumgetrieben werden, vorausgesetzt, daß der Strom darin von e gegen die Enden c, d und in a, b in der Richtung der Pfeile 3, 4 geht. Man kann diese Rotationsbewegung mittelst des in der früheren Fig. 414 dargestellten Apparates experimentell nachweisen, bei welchem in dem Drahte c d ein Strom in der erforderlichen Weise von e aus gegen die Enden hin circulirt. Den Kreisstrom bekömmt man dadurch, daß man das Gefäß mit einem Ring R umgibt, der (Fig. 421) aus mehreren Windungen eines mit Seide überzogenen Kupferblechstreifens gebildet ist, dessen Enden m, n mit einer

Fig. 420.

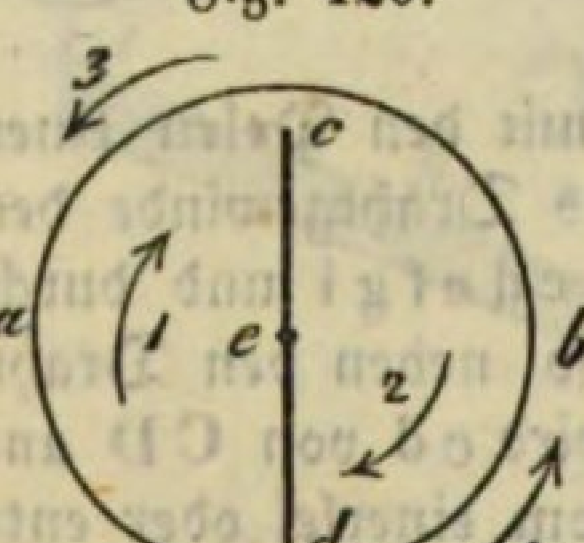


Fig. 421.



Stromquelle in Verbindung gesetzt werden. (Der horizontale Draht c e d rotirt zwar, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, schon unter alleinigem Einflusse des Erdmagnetismus; allein die Wirkung des Stromes in dem Spiralbande überwiegt die des Erdmagnetismus bedeutend, was schon daraus hervorgeht, daß die Richtung der Rotation sich ändert, je nachdem der Strom bei m oder n in das Spiralband eintritt.)

§ 64. Ampère's Theorie des Magnetismus. Das im Vorhergehenden betrachtete gegenseitige Verhalten der Magnete und electrischen Ströme, so wie die übrigen Erscheinungen des Electromagnetismus, welchen Ampère zum besondern Gegenstand seines Studiums machte, führten diesen Gelehrten zu der Hypothese, ein Magnet verdanke seine magnetischen Eigenschaften nicht einer vorausgegangenen Trennung oder Weckung eigener (magnetischer) Materien, sondern geschlossenen electrischen Strömen, welche seine kleinsten Massetheilchen (Molekel) fortwährend umkreisen. Nach Ampère ist eine unendlich dünne Magnetnadel (die man sich als eine Aneinanderreihung einzelner Molekel zu denken hat) ein System auf einander folgender electrischer Ströme, welche die Molekel in unendlich kleinen, in sich zurückkehrenden Bahnen umkreisen, auf der gemeinschaftlichen Verbindungslinie der Molekel senkrecht stehen und die letzteren zu Mittelpunkten haben, und ein Magnetstab ist als der Inbegriff unendlich vieler solcher gleich langer und paralleler Nadeln zu betrachten oder (da die Elementarströme jedes seiner Querschnitte sich zu einen resultirenden, den Querschnitt umkreisenden Strom zusammensetzen lassen) als ein System in sich zurückkehrender, paralleler Ströme anzusehen. Es wird vorausgesetzt, daß je zwei Theilchen dieser Elementarströme in der Richtung der sie verbindenden geraden Linie aufeinander wirken, daß sie sich anziehen oder abstoßen, jenachdem die Richtungen ihrer Bewegung die nämlichen oder entgegengesetzt sind, und daß jeder dieser elementaren Ströme nach der linken Seite seiner Richtung (eines im Kreisstrome schwimmend und das Gesicht dessen Mittelpunkt zuwendend gedachten Menschen) sich wie ein magnetischer Nord- und nach der rechten Seite hin, wie ein magnetischer Südpol äußere.

Das Magnetisiren bestünde nach dieser Hypothese in der Weckung solcher Elementarströme oder in einer solchen Anordnung der bereits vorhandenen, daß dieselben (welche bei natürlichem Zustande der Körper ganz unregelmäßige, mannigfaltig sich durchkreuzende Richtungen haben und sich in ihrer Wirkung nach außen mehr oder weniger gegenseitig aufheben), alle einander gleichlaufend werden, also in gleichem Sinne und mit vereinten Kräften nach außen wirken. Nach Ampère's Theorie ist auch der Erdmagnetismus das Resultat electrischer Ströme, welche in der Richtung von Ost nach West und parallel mit dem magnetischen Aequator die Erde umkreisen. — So äußerst sinnreich diese Hypothese ist, so hat sie doch vor der Annahme eigener magnetischer Stoffe keinen Vorzug, denn sie fordert statt dieser die Annahme selbstständig fortbestehender electrischer Ströme in einer Weise, welche mit dem allgemeinen Verhalten der Electricitätsleiter (und solche sind ja die des Magnetismus fähigen Metalle) nicht in Einklang zu bringen ist. Auch kennt man sonst keinen Fall des selbstständigen Fortbestehens electrischer Ströme; immer muß eine electromotorische Kraft vorhanden sein, die sie in Bewegung erhält. Ja es gibt sogar Versuche, die sich nach

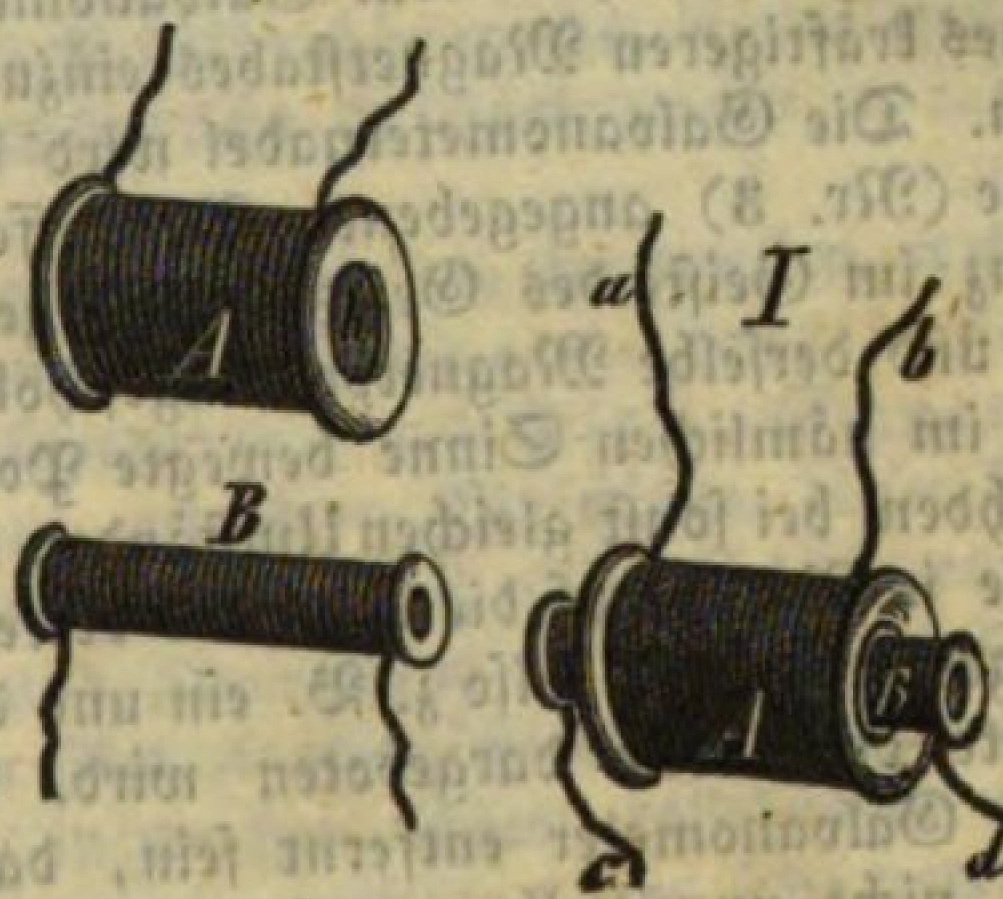
Ampère's Hypothese nicht genügend, unter Annahme eigener magnetischer Principien aber ganz entsprechend erklären lassen.

§. 65. Erregung electrischer Ströme durch Vertheilung (Induction). Faraday hat im Jahre 1831 die höchst wichtige Entdeckung gemacht, daß sowohl ein electrischer Strom als auch der Magnetismus durch Wirkung in die Ferne in benachbarten Leitern electrische Ströme hervorrufe. Man nennt den (in einer Vertheilung bestehenden) Act des Hervorrufens Induction, heißt die hervorrufenden Ströme primäre oder inducirende, die hervorgerufenen hingegen secundäre oder inducirte, auch Inductions-Ströme und unterscheidet eine voltaelectrische und eine magnetoelectrische Induction, jenachdem diese (die Induction) durch einen Volta'schen Strom, oder durch Magnetismus bewirkt worden. Die magnetoelectrische Induction läßt sich übrigens sehr leicht auf die Voltaelectrische zurückführen, wenn man den inducirenden Magnet nach Ampère als einen von electrischen Strömen umkreisten Körper betrachtet. Folgendes enthält die Hauptgesetze der Induction, die Nachweisung und Anwendung derselben: 1. Jeder electrische Strom erzeugt im Momente, wo er entsteht oder aufhört, in jedem benachbarten Electricitätsleiter einen electrischen Strom, welcher immer nur einen Augenblick dauert, und mit dem primären Strome entgegengesetzte oder einerlei Richtung hat, jenachdem er der Entstehung des letzteren oder dem Aufhören desselben seinen Ursprung verdankt. 2. Wird ein Leiter, durch welchen ein electrischer Strom geht, einem anderen Leiter rasch genähert oder von demselben rasch entfernt; so entsteht auch in dem letzteren (Leiter) ein electrischer Strom, der wieder nur von momentaner Dauer und in der Richtung mit dem primären Strome entgegengesetzt oder übereinstimmend ist, jenachdem er bei dessen Annäherung oder bei der Entfernung desselben entstand. 3. Jeder Pol eines in Bewegung gesetzten Magnetes erzeugt in einem benachbarten Leiter einen momentanen Strom, dessen Richtung auf jener der Bewegung senkrecht steht und gerade entgegengesetzt der Richtung ist, nach welcher ein Volta'scher Strom den besagten Leiter durchlaufen müßte, um durch seine Wirkung auf den Magnet den betreffenden Pol in dem nämlichen Sinne zu bewegen, in welchem die durch mechanische Mittel ihm ertheilte Bewegung vor sich gegangen *). 4. Der im weichen Eisen entstehende oder verschwindende Magnetismus wirkt auf benachbarte Electricitätsleiter gerade so, als ob diesen letzteren ein mit dem entstehenden gleichnamiger Pol genähert oder von denselben ein mit dem verschwendenden Pole gleichnamiger Pol entfernt worden wäre. 5. In allen diesen Fällen bleibt der Erfolg derselbe, wenn man anstatt den Leiter des primären Stromes oder den Magnet zu bewegen (anzunähern oder zu entfernen), diese in Ruhe beläßt und dafür den secundären Leiter auf gleiche Art in Bewegung setzt (annähert oder entfernt).

*) Dieser Regel zu Folge geht z. B. der secundäre Strom von Ost nach West, wenn der Nordpol eines Magnetes von Süd nach Nord gegen den Leiter bewegt wird, weil durch diesen letzteren ein Volta'scher Strom von West nach Ost gehen müßte, damit er den Nordpol eines Magnetes von Süd nach Nord in Bewegung setzen kann. Auch ergibt sich aus der Regel, daß zwei secundäre Ströme, wovon der eine durch den Nord- und der andere durch den Südpol eines Magnetes unter sonst gleichen Umständen hervorgerufen wurde, entgegengesetzte Richtungen haben, eben so wie zwei Ströme, wovon der eine durch Annäherung und der zweite durch Entfernung desselben Magnetpoles inducirt worden.

§. 66. Nachweisung der Inductionsgesetze. Damit diese Gesetze entschieden und deutlich hervortreten, müssen die Inductions-Wirkungen nach dem Principe der Multiplication (§. 49 u. s. w.) verstärkt und zu diesem Ende als Leiter sowohl für den primären wie für den secundären Strom Gewinde aus mit Seide übersponnenem Drahte angewendet werden. Man erhält solche, zugleich für die Anwendung sehr bequeme Gewinde am besten dadurch, daß derlei übersponnener Draht (aus Kupfer) in vielen neben und über einander laufenden Lagen auf hölzerne Spulen oder Rollen aufgewickelt wird. **A** und **B** (Fig. 422) stellen zwei, solche Drahtgewinde enthaltende Rollen (Inductionsrollen) vor. Ist die Höhlung h der einen Rolle (**A**) so weit, daß sich in dieselbe die zweite Rolle (**B**) einschieben läßt; so kann mittelst beider Rollen die Nachweisung der Inductionsgesetze in folgender Weise geschehen:

Fig. 422.



1. Gesetz. Man stecke die Rolle **B** in die Rolle **A** (wie dies in der Figur bei **I** anschaulich gemacht ist) und verbinde die Enden a, b des Drahtes auf **A** mit einem empfindlichen Galvanometer. Werden nachher die Enden c, d des Drahtes der Rolle **B** mit den Polen einer galvanischen Kette vereinigt; so zeigt die Galvanometernadel einen durch das Drahtgewinde **A** gehenden (secundären) Strom an, und die Nadel kehrt dann sogleich wieder in ihre ursprüngliche Gleichgewichtslage zurück. Wird hierauf (durch Trennen eines der Drahtenden c, d von der Kette) der Stromkreis geöffnet; so erfährt die Nadel abermals eine Ablenkung und diese ist wieder nur momentan, der vorigen aber gerade entgegengesetzt *).

2. Gesetz. Dasselbe zeigt sich unzweideutig, wenn die Rolle **B**, während ihr Draht die galvanische Kette schließt, rasch in die Höhlung h der Rolle **A** eingeschoben und nachher wieder herausgezogen, oder umgekehrt verfahren wird. In jedem Falle weist die Nadel des mit dem Drahtgewinde auf **A** vereinigten Galvanometers in diesem Gewinde einen inducirten Strom nach. Beide Ströme dauern nur so lange als die Bewegung des besagten Einschie-

*) Ganz das Nämliche erfolgt, wenn beide Drahtgewinde auf einer und derselben Rolle so enthalten sind, daß die Windungen des einen Gewindes mit den Windungen des andern abwechseln, was dadurch erreicht wird, daß man auf eine Rolle gleichzeitig zwei neben einander laufende Drähte, deren jeder mit Seide übersponnen ist, aufwickelt. Um die multiplicirende Wirkung der Gewinde zu begreifen, darf man nur bedenken, daß jede einzelne Windung des vom primären Strome durchzogenen Drahtes in jeder Windung des zweiten Gewindes einen secundären Strom hervorrufe, daß alle diese secundären Ströme die nämliche Richtung haben, im Galvanometer zusammentreffen und so durch ihre Summe auf die Magnetnadel einwirken, daß diese Wirkung daher nahe im Verhältniß des Productes der Windungszahlen beider Gewinde größer ausfallen müsse, als in dem Falle, wo unter sonst gleichen Umständen der inducirende (primäre) und der inducirte (secundäre) Leiter geradlinige Drähte sind . . (†) Ein Magnet wirkt wie ein System paralleler electrischer Ströme (siehe S. 557 und 558).

bens und Herausziehens, und haben entgegengesetzte Richtungen. Daß die eine dieser Bewegungen der anderen immer erst folgen darf, nachdem die Galvanometernadel wieder zur Ruhe gekommen, versteht sich von selbst.

3. Gesetz. Zur Nachweisung dieses Gesetzes braucht man nur in die Höhlung h der (mit dem Galvanometer verbundenen) Rolle **A** den einen Pol eines kräftigeren Magnetstabes einzuschieben und nachher wieder herauszuziehen. Die Galvanometernadel wird dabei zwei Ströme von der in dem Gesetze (Nr. 3) angegebenen Beschaffenheit anzeigen. Diese Ströme werden ganz im Geiste des Gesetzes entgegengesetzte Richtungen haben, jenachdem ein und derselbe Magnetpol eingeschoben oder herausgezogen wird, jenachdem der im nämlichen Sinne bewegte Pol ein Nord- oder ein Südpol ist und jenachdem bei sonst gleichen Umständen die Drahtwindungen auf der Inductionsrolle in Bezug auf die Lage des betreffenden Poles von rechts nach links oder umgekehrt gehen, also z. B. ein und derselbe Pol, auf der einen oder andern Seite der Rolle dargeboten wird. Diese Rolle muß natürlich so weit vom Galvanometer entfernt sein, daß der zum Versuch dienende Magnetstab nicht unmittelbar auf die Galvanometernadel einwirken kann. Auch sieht man ein, daß zwar beide Magnetpole inducirend wirken, daß aber nur die überwiegende Wirkung des dem Drahtgewinde näheren Poles hervortritt, daß keine Induction stattfinden könne, wenn bei der Bewegung des Magnetes zu oder von dem Drahtgewinde die Abstände beider Pole gegen letzteres einander stets gleich bleiben und daß beim Durchziehen des ganzen Magnetes durch die Rolle zwei inducirte Ströme entgegengesetzter Richtung erscheinen müssen.

4. Gesetz. Bringt man in die oft erwähnte Höhlung h einen Stab oder (besser) Drahtbündel aus weichem Eisen (am entsprechendsten der Art, daß Stab oder Bündel diese Höhlung ganz ausfüllt, wie bei I und II in Fig. 423 anschaulich gemacht ist), nähert hierauf dem einen Ende des so erhaltenen Eisenkernes in der Richtung seiner Achse oder von der Seite her einen hinreichend starken Magnetpol und entfernt diesen dann wieder; so hat man alle Bedingungen zur Constatirung des fraglichen Gesetzes. Es zeigt nämlich der in dem Eisenkerne zu Folge Vertheilung entstehende gleichnamige Pol (die Wirkung des gleichzeitig hervorgerufenen gleichnamigen Poles wird, wenigstens zum größten Theile, durch die entgegengesetzte Wirkung des angenäherten Poles aufgehoben) und das Verschwinden der Polarität des Eisenkernes bei nachheriger Entfernung des Magnetpoles von diesem den nämlichen Einfluß auf die Galvanometernadel, wie wenn der Magnetpol selbst in die Höhlung h eingeschoben und nachher wieder herausgezogen wird.

Fig. 423.



Werden gleichzeitig beiden Enden des Eisenkernes die zwei ungleichnamigen Pole (eines Hufeisenmagnetes oder zweier gerader Magnetstäbe) angenähert, oder davon entfernt; so tritt die Induction um so kräftiger hervor, weil die zwei ungleichnamigen Polen in den bezüglich ihrer Lage nach entgegengesetztem Sinne gewickelt erscheinenden Drahtwindungen Ströme induciren, die einerlei Richtung haben, sich in ihrem Effecte also summiren.

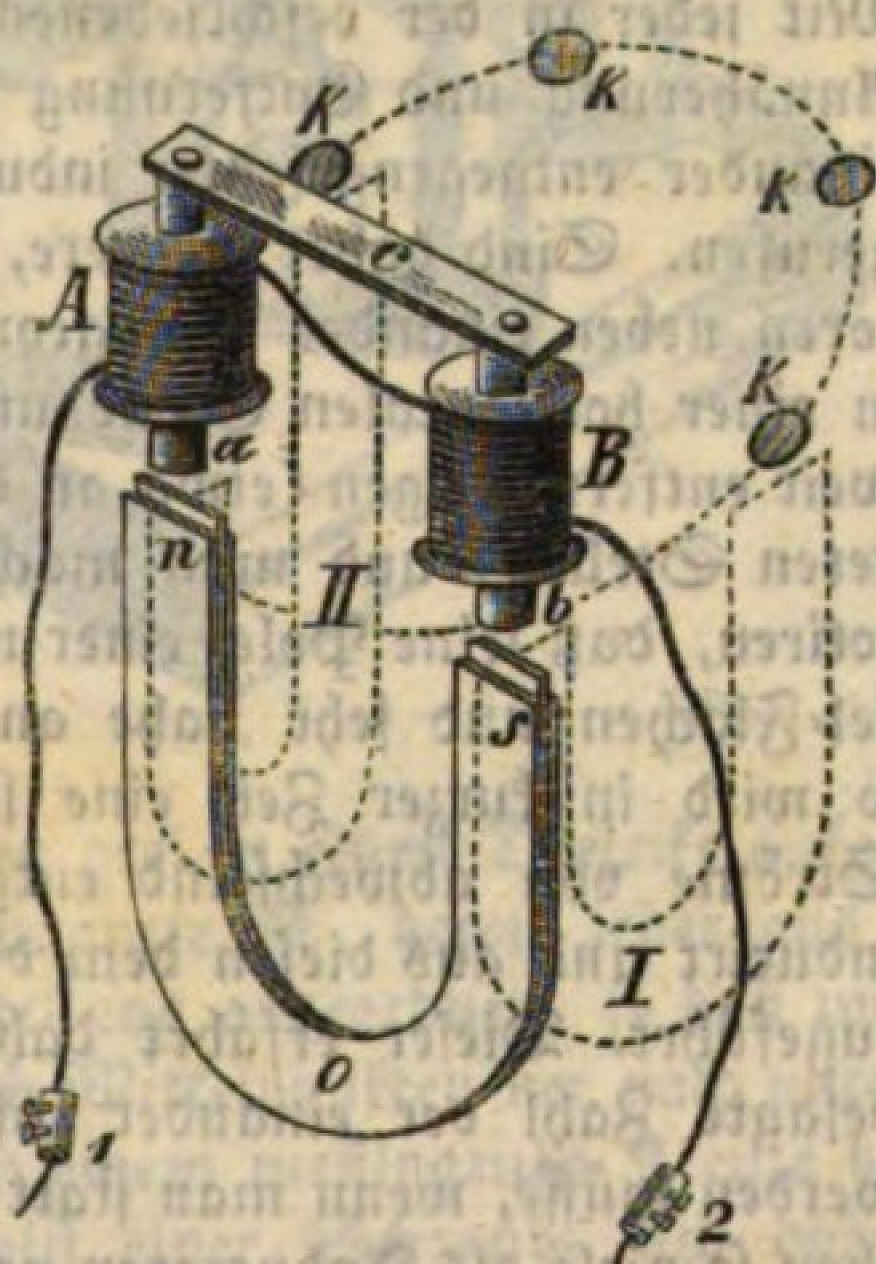
5. Gesetz. Daß man zu dessen Nachweisung nur die Rolle **B** oder

den besprochenen Magnetstab in Ruhe zu belassen, hingegen die Rolle **A** in Bewegung zu setzen habe, leuchtet für sich ein *).

§. 67. Wirkungen der inducirten Ströme. Die inducirten Ströme bringen alle Wirkungen der Volta'schen (primären) Ströme hervor, so daß sie, durch kräftige Inductionsmittel erregt und durch Multiplication noch weiter gehörig verstärkt, glänzende Funken, starke Glühphänomene, electrolytische und electromagnetische Erscheinungen, empfindliche Erschütterungen u. s. w. erzeugen.

Am sichersten, eclatantesten und zugleich auch am bequemsten erzielt man alle diese Effecte mittelst einer sogenannten magneto-electrischen Rotationsmaschine. Unter den verschiedenen, von Pixii, Saxton, Clarke, v. Ettingshausen u. a. m. erdachten Maschinen dieser Art soll hier die den Leistungen nach vorzüglichste, vom Mechaniker Stöhrer in Leipzig construirte in ihrer Einrichtung und Anwendung beschrieben werden. Bei dieser, so wie bei allen derartigen Rotationsmaschinen sind magneto-electrische Inductionsströme, die durch, in weichem Eisen entstehenden und verschwindenden Magnetismus erzeugt werden, wirksam (man sehe unter 4. S. 360). Folgende vorläufige Betrachtung wird das Verständniß des Wesens und Wirkens der Maschine erleichtern. Es stelle n o s (Fig. 424) einen kräftigen, hufeisenförmigen Stahlmagnet und A, B zwei, viele Drahtwindungen enthaltende Inductionsrollen (§. 66) vor, in welchen Kerne a, b aus weichem Eisen stecken, die einerseits durch ein anderes weiches Eisenstück c zu einem Ganzen vereinigt sind, so daß dieses dem Magnete n o s als Anker dienen kann. Die Windungen auf den Rollen seien aus einem und demselben sehr langen, mit Seide übersponnenen Drahte gebildet und gehen auf beiden Rollen in entgegengesetzter Richtung. Der zuerst hinreichend oft z. B. von rechts nach links um die eine Rolle herumgewickelte Draht sei dann auf die zweite Rolle hinüber geleitet und auch eben so oft um diese, aber von links nach rechts herumgewickelt worden. Die beiden Enden des Drahtgewindes seien ferner in metallenen Schraubenklemmen 1, 2 festgemacht. Denkt man sich nun den Magnet unter dem Inductor (d. i. dem Anker mit den Inductionsrollen) so hinbewegt, daß der eine Pol (z. B. n) dem einen Ankerschenkel (z. B. a)

Fig. 424.



*) Ein durch Induction erzeugter Strom kann wieder einen andern induciren, dieser einen dritten u. s. w. hervorrufen, und es kann die Induction auch innerhalb eines und desselben Leiters geschehen, so daß der inducirende und der inducirte Strom den nämlichen Leiter durchfließen. So entsteht in jedem Drahtgewinde, womit eine Volta'sche Kette geschlossen ist, ein je nach der Zahl der Windungen mit mehr oder weniger Kraft auftretender inducirter Strom, sobald die Kette geschlossen oder geöffnet wird. Man nennt einen solchen durch einen primären in dem nämlichen Leiter hervorgerufenen secundären Strom, nach Faraday, einen Nebenstrom.

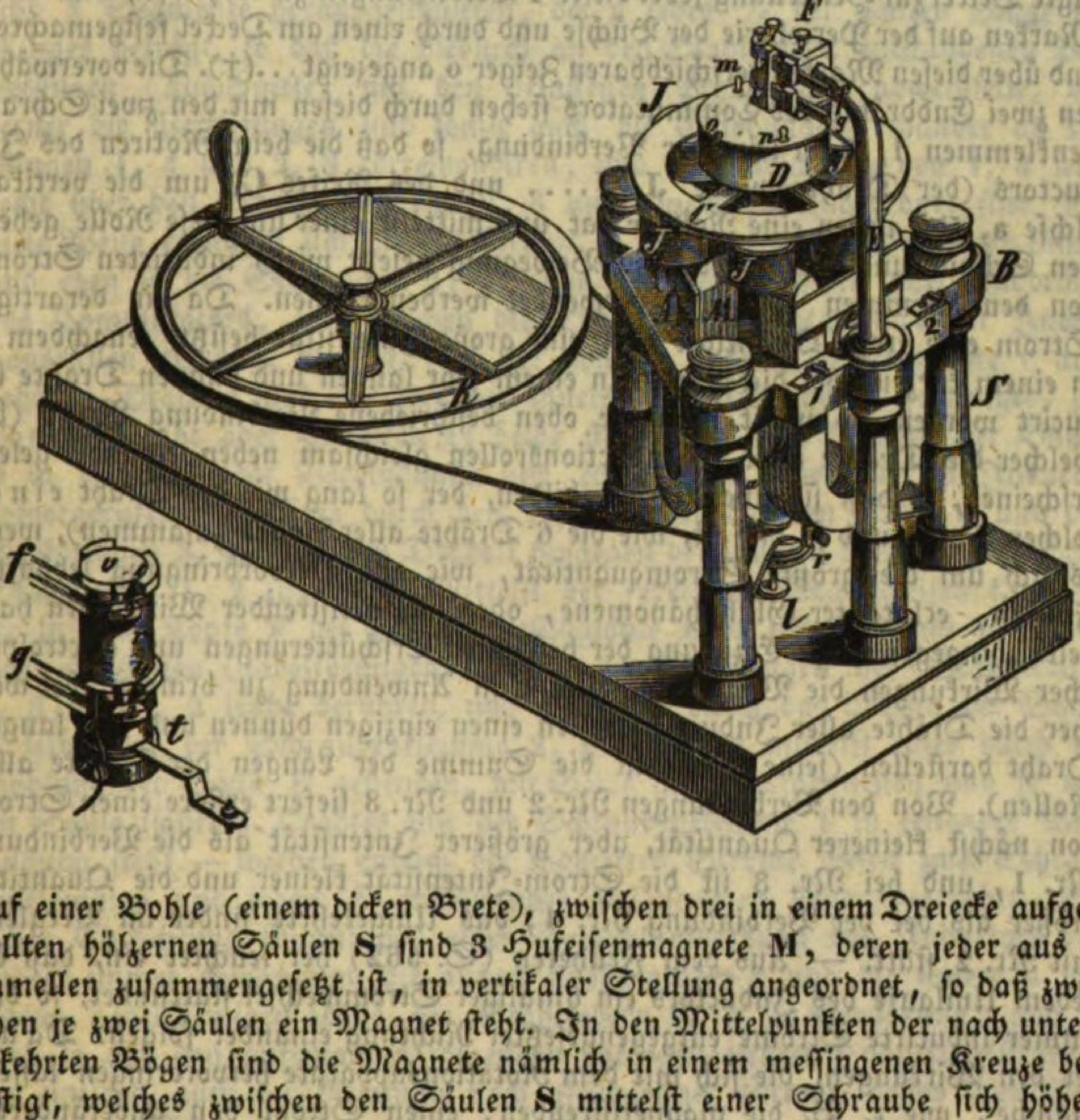
und der zweite Pol (s) dem andern Schenkel (b) rasch genähert wird, (indem man z. B. den Magnet in die Stellung, die er in der Figur hat, aus der in derselben Figur punctirt angedeuteten Stellung I von rechts nach links bewegt); so wird in dem Inductordrahte ein Strom inducirt, der (nach 3. S. 360), in den Gewinden beider Rollen die nämliche Richtung hat. Wird hierauf der Pol n vom Ankerschenkel a und der Pol s vom Schenkel b rasch entfernt (indem man den Magnet aus seiner Stellung in die punctirte Stellung II bewegt); so entsteht im Inductordrahte wieder ein inducirter, mit dem vorigen gleich starker Strom, dessen Richtung in den Gewinden beider Rollen abermals übereinstimmend, aber jener des ersteren Stromes entgegengesetzt ist *). Beide Ströme durchziehen auch jeden Leiter, durch welchen man die Klemmen 1, 2 mit einander verbindet, so daß, wenn dieser Leiter ein ununterbrochener Draht ist, derselbe eine Magnetnadel successive nach entgegengesetzten Seiten hin ablenkt. Wird der zur Verbindung der Klemmen angewendete Draht irgendwo unterbrochen, so springt während jeder der beschriebenen Bewegungen des Magnetes an der Unterbrechungsstelle von einem Drahtende auf das hinreichend nahe gebrachte andere ein lebhafter Funke über, und nimmt man in jede Hand ein Ende des unterbrochenen Verbindungsdrahtes, so verspürt man sowohl bei der Annäherung der Magnetpole an die Ankerschenkel als bei deren Entfernung davon eine Erschütterung u. s. w. Mit jeder in der beschriebenen Art stattfindenden Wiederholung der besagten Annäherung und Entfernung der Magnetpole wird natürlich ein neues Paar einander entgegengesetzter inducirter Ströme in dem Inductordrahte hervorgerufen. Sind daher mehrere, dem in der Figur dargestellten gleiche Inductoren neben einander so angeordnet, daß die untern Flächen der Ankerschenkel in einer horizontalen Ebene und in einem Kreise, ferner von einander gleichweit entfernt liegen (etwa an den in der Figur durch kleine Kreise k angedeuteten Stellen) und man macht den Magnet nos in aufrechter Stellung so rotiren, daß seine Pole, einer nach dem andern, unter den besagten Ankerschenkel-Flächen und sehr nahe an denselben im Kreise sich rasch herumbewegen; so wird in kurzer Zeit eine sehr große Zahl schnell nach einander folgender Ströme von abwechselnd entgegengesetzter Richtung in den Drahtgewinden inducirt und aus diesen dem die Schraubenklemmen 1, 2 vereinigenden Leiter zugeführt. Dieser erfährt daher die Wirkung aller dieser Ströme. Daß die besagte Zahl der einander rasch folgenden, inducirten Ströme noch größer werden müsse, wenn man statt nur eines Hufeisenmagnetes mehrere, am besten eben so viele als Inductoren vorhanden sind, nach einander unter den Induc-

*) Diese Ströme werden durch drei zusammenwirkende Ursachen erzeugt, nämlich: 1. Durch unmittelbare Einwirkung des Magnetes auf das Drahtgewinde des Inductors. 2. Durch den im Anker bei Annäherung und Entfernung des Magnetes entstehenden und verschwindenden Magnetismus und 3. durch Einwirkung des in jeder einzelnen Drahtwindung entstehenden Stromtheiles auf die übrigen Windungen. Die beiden letzteren Ursachen sind die bei weitem überwiegenden. Das Bestehen der letzten Ursache, welches wir bisher noch nicht nachgewiesen haben, folgt unzweifelhaft schon aus dem Umstande, daß man bei Unterbrechung des Stromes eines Volta'schen Elementes, welches mit einer aus vielen, nahe an einander liegenden und durch Seide isolirten Windungen bestehenden Drahtspirale geschlossen ist, auch dann noch einen hellen Funken erhält, wenn dieses Element, durch einen kurzen Draht derselben Dicke und materiellen Beschaffenheit entladen, keinen Funken zu geben vermag.

toren-Schenkeln rotiren macht und daß sich der Wesenheit nach alles gleich bleibe, wenn man das Magnetsystem fest und die Inductoren um eine gemeinschaftliche Vertikalaxe über den in einem Kreise angeordneten Magnetpolen rotiren macht, bedarf wohl nicht erst einer Erwähnung.

Nach diesen Prämissen wird es nun nicht schwer sein, die oben erwähnte und in Fig. 425 abgebildete Stöhrer'schen Rotationsmaschine zu begreifen

Fig. 425.



Auf einer Bohle (einem dicken Brete), zwischen drei in einem Dreiecke aufgestellten hölzernen Säulen **S** sind 3 Hufeisenmagnete **M**, deren jeder aus 6 Lamellen zusammengesetzt ist, in vertikaler Stellung angeordnet, so daß zwischen je zwei Säulen ein Magnet steht. In den Mittelpunkten der nach unten gekehrten Bögen sind die Magnete nämlich in einem messingenen Kreuze befestigt, welches zwischen den Säulen **S** mittelst einer Schraube sich höher und niedriger stellen läßt, und mit den Schenkeln gehen die Magnete durch eine von den Säulen getragene starke Holzplatte **AB** und sind darin auf und ab verschiebbar. Die 6 Polflächen aller 3 Magnete liegen in horizontaler Ebene in der Peripherie eines Kreises und stehen gleichweit von einander ab. Sechs Inductionsrollen **J, J...** (bestehend aus Spulen von Holz, die viele Windungen aus 1 Millimeter dickem, mit Seide übersponnenem Drahte enthalten) stecken auf Eisenkernen, die mit den obern Enden in dem Reife **C** aus weichem Eisen, den 6 Magnetpolen correspondirend, festgeschraubt sind. Die 12 Drahtenden der 6 Inductionsgewinde laufen von unten her in die Messingbüchse **D**, und können darin, indem man den Deckel der Büchse mittelst der emporragenden Zäpfchen m, n nach einer oder der andern Seite hin mehr oder weniger dreht, auf 4 verschiedene Arten unter sich und mit dem (nachher zu beschreibenden und seitwärts separat abgebildeten) Commutator verbunden

werden. Die Verbindung Nr. 1 vereinigt die 2 Drahtenden jeder einzelnen Inductionsspirale mit den zwei Enddrähten des Commutators; die Verbindung Nr. 2 vereinigt je zwei nacheinander folgende Spiralen, so daß eine Spirale die Fortsetzung der andern bildet; die Verbindung Nr. 3 vereinigt je drei Spiralen mit dem Commutator und die Verbindung Nr. 4 vereinigt die zwei äußersten Drahtenden aller 6 unter sich verbundenen und nach einander folgenden Spiralen mit den 2 Drähten des Commutators. Wie weit und in welchem Sinne der besagte Deckel zur Herstellung jeder dieser 4 Verbindungen zu drehen sei, wird durch Marken auf der Peripherie der Büchse und durch einen am Deckel festgemachten, und über diesen Marken verschiebbaren Zeiger o angezeigt...(†). Die vorerwähnten zwei Enddrähte des Commutators stehen durch diesen mit den zwei Schraubenklemmen 1, 2 in leitender Verbindung, so daß die beim Rotiren des Inductors (der Drahtgewinde J, J.... und des Reifes C) um die vertikale Achse a, (die unten eine Rolle r hat und mittelst einer um diese Rolle gehenden Schnur und des Rades K in Bewegung gesetzt wird) inducirten Ströme von den Klemmen 1, 2 aus verwendet werden können. Da ein derartiger Strom eine große Quantität oder eine große Intensität besitzt, jenachdem er in einem kurzen aber dicken oder in einem sehr langen und dünnen Drahte inducirt worden; so wählt man die oben beschriebene Verbindung Nr. 1 (bei welcher die Drähte aller 6 Inductionsrollen gleichsam neben einander gelegt erscheinen, so daß sie einen Draht bilden, der so lang wie der Draht einer solchen Rolle, und so dick ist, wie die 6 Drähte aller Rollen zusammen), wenn es sich um die größte Stromquantität, wie zur Hervorbringung lebhafter Funken, eclatanter Glühphänomene, oder magnetisirender Wirkungen handelt; hingegen ist zu Erzielung der heftigsten Erschütterungen und electrolytischer Wirkungen die Verbindung Nr. 4 in Anwendung zu bringen, bei welcher die Drähte aller Inductionsrollen einen einzigen dünnen und sehr langen Draht darstellen (seine Länge ist die Summe der Längen der Drähte aller Rollen). Von den Verbindungen Nr. 2 und Nr. 3 liefert erstere einen Strom von nächst kleinerer Quantität, aber größerer Intensität als die Verbindung Nr. 1, und bei Nr. 3 ist die Strom-Intensität kleiner und die Quantität größer als bei der Verbindung Nr. 4; das Umgekehrte findet im Vergleich mit Nr. 2 statt. — Aus dem Früheren (S. 562) her leuchtet ein, daß bei jedem Umlaufe des Inductors ein 6maliger Stromwechsel stattfindet, so daß immer inducirte Ströme entgegengesetzter Richtung einander folgen. Da unter den Wirkungen, die sich mit dem Rotationsapparate hervorbringen lassen, manche, wie z. B. die magnetisirenden, einen Strom von unveränderter Richtung erfordern (weil sonst der durch den einen Strom eben eingeleitete Effect durch den entgegengesetzten Strom wieder aufgehoben würde), und die anderen Wirkungen eben so gut durch Ströme einerlei, wie entgegengesetzter Richtung erzeugt werden; so war es nothwendig dafür zu sorgen, daß die einander folgenden entgegengesetzten Ströme in einen ununterbrochenen, nach der nämlichen Richtung fortlaufenden umgewandelt werden, was durch den am obern Ende der Rotationsaxe a angebrachten Commutator bewerkstelligt wird, welcher der Rotationsmaschine zur Seite noch abgesondert und im vergrößerten Maßstabe anschaulich gemacht ist. Er besteht aus einem Messingrohre r, das an jedem Ende einen Stahlring 3 und 4 aufgelöthet hat. Innerhalb des Rohres r und von demselben durch Holz o. dgl. isolirt, befindet sich ein zweites Messingrohr o, welches beiderseits über r etwas hervorragt

und an den Vorsprüngen zwei mit dem Rohre aus einem Stücke gedrehte Streifen von gleichem Durchmesser mit der äußeren Röhre r trägt, auf welchen zwei den ersteren Stahlringen 3, 4 ganz gleiche und dieselben nirgends berührende Ringe 1, 2 festgelöthet sind. Beide Messingröhren und die sie trennende Isolatoren sind mit Siegellack fest an einander gekittet, das ganze System ist auf das obere Ende u der Rotationswelle a aufgesteckt und läßt sich darauf mittelst eines durch beide Messingröhren gehenden Schräubchens in beliebiger Stellung befestigen. Aus jedem der vorbesagten Stahlringe sind 3 Segmente herausgeschnitten, deren jedes $1/6$ der ganzen Länge des Ringes beträgt, so daß die hiedurch an den Stahlringen entstandenen Vertiefungen (Ausschnitte) mit den belassenen Erhöhungen abwechseln, daß ferner die Vertiefungen und somit auch die Erhöhungen einander an den Ringen 1, 4 und 2, 3 correspondiren, und die Ausschnitte von 1, 4 senkrecht über den Erhöhungen von 2, 3 und umgekehrt angeordnet sind. Auf diese Weise ergänzen sich die Stahlringe 1, 3 zu einem vollständigen Ringe und eben so die Stahlringe 2, 4. Die vorn angeführten zwei Enddrähte des Commutators, mit welchen die Enden der Drahtgewinde der Inductionsrollen vereinigt werden, sind der von der äußeren Messingröhre r ausgehende Draht s und der mit der inneren Messingröhre o vereinigte, geplättete Draht oder Streifen t; beide stehen mit dem Innern der Büchse D in entsprechender Verbindung, und es werden daher die im Inductor hervorgerufenen Ströme durch den Draht s der äußeren Röhre r und den Stahlringen 3, 4, durch den Draht t hingegen der inneren Röhre o und ihren Stahlringen 1, 2 zugeleitet. Mittelst der federnden Stahlstreifen f, g, — die in dem Kopfe F der hohlen Messingsäule E so festgeschraubt sind, daß ihre geschlitzten (gabelförmigen) Enden die Erhöhungen der Stahlstreifen 1, 3 und 4, 2 leicht berühren, und wovon f, durch das Metall der Säule E selbst mit der Schraubenklemme 2, g hingegen mittelst eines durch die Höhlung der Säule E gehenden, mit Seide gut übersponnenen und so von der Säule isolirten Drahtes mit der Schraubenklemme 1 in leitender Verbindung steht, — werden endlich die inducirten Ströme diesen zwei Schraubenklemmen und jedem sie miteinander verbindenden Leiter zugeführt. Bei dieser Einrichtung kömmt von einer Sechstelumdrehung des Inductors zur andern immer abwechselnd die äußere Messingröhre r und die innere o mit jedem gabelförmigen Ende der Stahlfedern f, g in Berührung, und es wird so aus den aufeinander folgenden entgegengesetzten Inductionsströmen ein einziger, auch der Richtung nach gleichartiger Strom, dessen Austrittspunkte die Schraubenklemmen 1, 2 bilden.

Von den Experimenten, die sich mit der beschriebenen Maschine anstellen lassen, sollen hier nur die nachstehenden, wichtigsten angeführt werden. 1. Stellt man den oben unter (†) erwähnten Zeiger o auf die mit Nr. 1 bezeichnete Marke an der Büchse D; so erhält man am Commutator stark knallende, sehr glänzende und nach allen Richtungen weithin sprühende Funken, besonders wenn die Federn f und g, dort, wo sie den Commutator berühren, mit etwas Oel benetzt wurden. Diese Funken entzünden einen mit Terpentinöl oder Weingeist getränkten Papierspan oder Docht augenblicklich und machen im Finstern nahe Gegenstände deutlich unterscheidbar. 2. Ein zwischen die Schraubenklemme 1, 2 eingeschalteter Platindraht von $1/8$ Linie Dicke und 2 Zoll Länge wird zum lebhaftesten

Weißglühen gebracht. 3. Ein Hufeisen mit 5″ langen und 0·5″ dicken Schenkeln, welches mit 4 Lagen spiralförmig herumgewickelten und mit Seide übersponnenen Drahtes bedeckt ist, wird durch den Strom der Maschine zu einem Electromagnet, welcher bei langsamen Rotiren der Maschine 10, bei schnellerem 15 — 20 Pfunde trägt. Bei der Stellung des Zeigers auf Nr. 2 oder Nr. 3 werden die vorstehenden Wirkungen ebenfalls nur in geringerem Grade erhalten. 4. Weiset der Zeiger auf Nr. 4, so wird in einem Zersetzungsapparate mit Platinelectroden von nahe ½ □ Zoll Oberfläche in 1½ — 2 Minuten 1 Kubikzoll Knallgas erhalten. 5. Die einander hinreichend genäherten Spitzen in den Inductionsstrom gebrachter Stücke von gut ausgeglühter Lindenkohle glühen und verbrennen (selbst unter Wasser) mit einem dem Auge kaum erträglichen und ein großes Zimmer vollständig erfüllenden Lichte. 6. Die Funken, welche man beim Stande des Zeigers auf Nr. 4 am Commutator erhält, werfen nur wenige Strahlen um sich, haben dafür aber einen solchen Lichtglanz, daß man dabei die feinste Schrift lesen kann. 7. Die Erschütterungen, die verspürt werden, wenn man in jeder Hand einen mit einer der Schraubenklemmen 1, 2 leitend verbundenen Conductor hält, sind schon bei ganz langsamen Rotiren des Inductors und wenn die Magnete durch Verbindung ihrer Pole mittelst an den Seiten angelegter Anker ganz geschwächt sind, äußerst empfindlich und werden bei schnellerem Rotiren oder allmäligen Abwärtsschieben der Anker gegen die Wölbung der Magnete hin ganz unerträglich.

§. 68. Stärke und practische Wichtigkeit inducirter Ströme. Nach Untersuchungen von Lenz ist die durch einen Magnet in einem Drahtgewinde hervorgerufene electromotorische Kraft dem inducirenden Magnetismus proportional, der Summe der electromotorischen Kräfte aller einzelnen Windungen gleich und von der Größe der Windungen, so wie von der Dicke und vom Stoffe des Drahtes unabhängig. Da bei einer Drahtrolle der inducirende Magnet nie auf alle (von ihm verschieden entfernte) Windungen in ganz gleichem Maße einwirken kann; so läßt sich die in einer solchen Rolle durch magnetische Induction geweckte Kraft auch nur näherungsweise der Anzahl der Drahtwindungen proportional setzen.

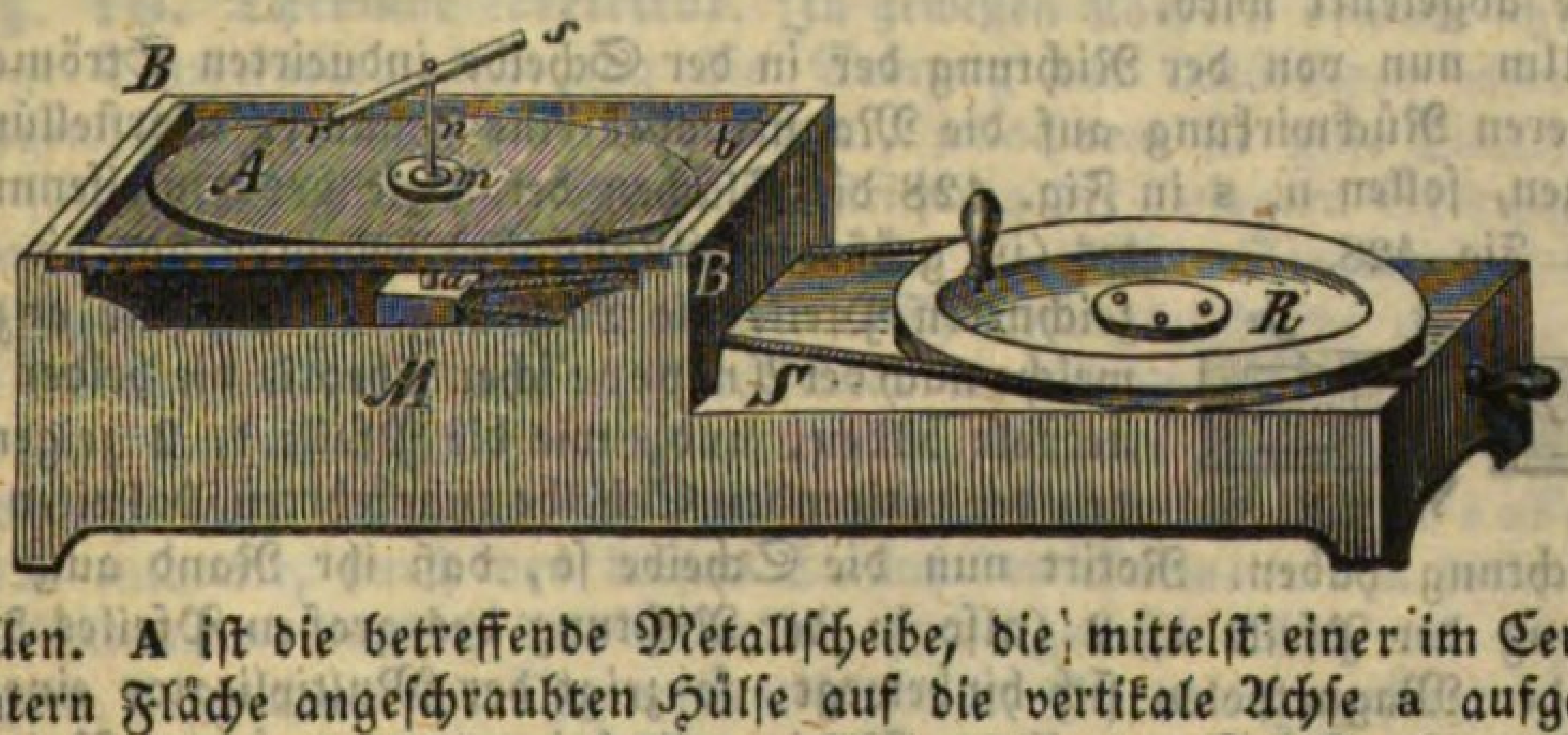
Was die practische Wichtigkeit inducirter Ströme anbelangt, so ergibt sich diese schon aus folgenden Andeutungen. Jeder primäre Strom wird in dem Augenblicke, wo er entsteht, durch den in dem Leiter, welchen er durchzieht, inducirten entgegengesetzten Strom (Nebenstrom), geschwächt; während seines Verschwindens beim Oeffnen der Kette hingegen wird er durch den dabei im besagten Leiter inducirten Strom der nämlichen Richtung verstärkt. Darum ist der Schlag und der Funke, den man beim Schließen einer Volta'schen Kette mittelst eines hinreichend langen Drahtes erhält, immer schwächer, als Schlag und Funke, die unter gleichen Umständen beim Oeffnen der Kette entstehen. Wegen der inducirenden Wirkung, welche die Windungen einer Drahtspirale gegenseitig auf einander üben, ist der erwähnte Funke und Schlag weit stärker, wenn der als Schließungsleiter angewendete lange Draht zu einer Spirale (oder auf eine Rolle) gewunden, als wenn er geradlinig belassen ist, und ein in die Spirale eingesetzter Kern aus weichem Eisen (am besten ein Bündel überfirnißter Eisendrähte) muß die besagten Effecte noch mehr erhöhen, da dann die inducirten Ströme, die beim Oeffnen der Kette durch das Verschwinden des

Magnetismus im Eisenkerne und des primären Stromes im Drahte in diesem letzteren hervorgerufen werden, übereinstimmend wirken. Wird mit einer, gehörig viele Windungen enthaltenden Drahtrolle sammt Eisenkern auch noch ein Stromunterbrecher (z. B. das Neef'sche Blitzrad S. 495) vereinigt, wodurch ein sehr schnell und oftmals nach einander folgendes Schließen und Oeffnen der Kette bewerkstelligt und eine große Reihe durch Induction sehr verstärkter Ströme erhalten werden kann (die in ihren Wirkungen übereinstimmen und je nach der Schnelligkeit, womit der Stromunterbrecher wirkt, mehr oder weniger einen einzigen ununterbrochenen Strom darstellen); so lassen sich mit einfachen und schwachen Volta'schen Ketten eben so kräftige Erschütterungen, starke Funken, chemische Zersetzungen, Glüh- und Verbrennungsphänome, wie sie sonst nur durch zusammengesetzte und kräftige Ketten erzielt werden können, hervorbringen. — In der Gegenwirkung, welche bei den S. 534 besprochenen electromagnetischen Motoren der primäre Strom durch inducirte und Nebenströme erfährt, ist auch zum Theil der Grund des geringen Nutzeffectes dieser Motoren zu suchen. Von den magneto-electrischen (durch Magnetismus inducirten) Strömen hat man vorzüglich, jedoch bis jetzt noch nicht mit völlig entsprechendem Erfolge, in der electrischen Telegraphie Anwendung zu machen versucht. Stöhrer in Leipzig, Dujardin in Lille u. a. m. suchten dabei die constanten Volta'schen Batterien durch eigens construirte magnet-electrische Apparate zu ersetzen.

69. Inductionsphänomene, erzeugt durch, unter Einwirkung von Magneten bewegte Leiter. Arago machte im Jahre 1825 die Entdeckung, daß die horizontalen Schwingungen einer Magnetnadel, wenn sie über einer nahe darunter angebrachten Kupferscheibe vor sich gehen, ohne an Dauer zu verlieren, eine geringere Amplitude haben, als wenn diese Scheibe nicht vorhanden ist, und daß eine ruhende aber leicht bewegliche Magnetnadel durch eine unter ihr rotirende horizontale Kupferscheibe nach der nämlichen Richtung mit dieser in Rotation versetzt werde.

Wie das Kupfer, nur dem Grade nach verschieden, wirken auch andere Metalle. Eisen übertrifft hierin alle. Sehr gut und leicht läßt sich die besagte Rotation der Magnetnadel mittelst des in Fig. 426 abgebildeten Apparates

Fig. 426.



darstellen. **A** ist die betreffende Metallscheibe, die mittelst einer im Centrum der untern Fläche angeschraubten Hülse auf die vertikale Achse a aufgesteckt ist und darauf durch Reibung festsitzt. Nahe über der Scheibe befindet sich eine horizontale Glastafel b, die in dem rechteckigen Holzrahmen **B**, **B** eingeschnitten ist, welcher am Obertheil des übrigen hölzernen Maschinengestelles **M** in Falzen ruht. Auf der Glastafel und zwar gerade über dem Mittelpunkt

der Metallscheibe A ist eine in dem Messingscheibchen m steckende Stahlspitze n aufgestellt, auf welcher eine Magnetnadel r s sehr leicht beweglich schwebt. Wird nun mittelst des Rades R und der dieses Rad und eine an der Vertikalachse a vorhandene Rolle umfangenden Schnur S die Metallscheibe A in schnelle Rotation versetzt, so sieht man auch bald die Magnetnadel r s dieser Rotation folgen. Daß letzteres nicht durch die über der rotirenden Scheibe nothwendig entstehende Luftbewegung bewirkt werde, dafür bürgt die zwischen Scheibe und Magnetnadel angebrachte Glastafel und der Umstand, daß unmagnetische Nadeln, anstatt der Magnetnadel angewendet, von der rotirenden Scheibe nicht afficirt werden und diese Scheibe unter sonst ganz gleichen Umständen, je nach ihrer materiellen Verschiedenheit die gedachte Wirkung auf die Magnetnadel in verschiedenem Grade äußert.

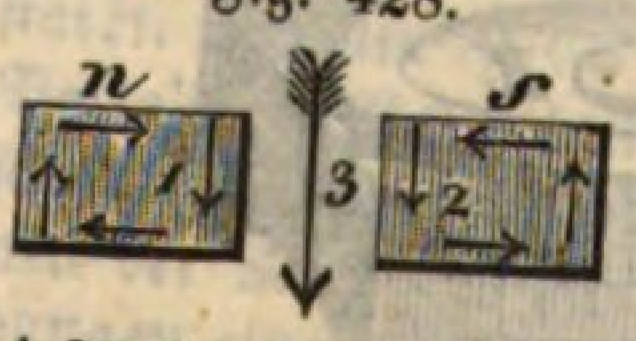
Die Erklärung der in Rede stehenden Erscheinungen ist im Allgemeinen folgende: Die Magnetnadel inducirt in der ihr nahen Metallscheibe (in den Parthien derselben, denen sie, während ihres Schwingens oder indem die Scheibe rotirt, genähert und entfernt wird) electrische Ströme, diese wirken auf die Nadel (auf die nach Ampere's im §. 64 berührten Ansicht in der Nadel selbst vorhandenen Ströme) zurück und erzeugen hierdurch die oben angegebenen Wirkungen. Daß eine solche Induction wirklich statt findet, beweist folgender Versuch Faraday's: Bringt man eine um eine horizontale Achse a b (Fig. 427) bewegliche Kupferscheibe k so zwischen die Pole n, s eines Hufeisenmagnetes M, daß ihr Rand r in die Ebene der beiden Pole oder nicht weit unter- (wie in der Figur) oder oberhalb dieser Ebene sich befindet, setzt ferner mit dem wohl amalgamirten Rand r der Scheibe einen metallenen Collector in Berührung, der mit dem einen Drahtende eines empfindlichen Multiplicators vereinigt ist, während das zweite Multiplicator-Drahtende mit der metallenen Scheibenachse a b in leitender Verbindung steht, und macht dann die Scheibe k schnell rotiren; so erfährt die Multiplicatornadel eine bleibende Ablenkung, deren Richtung von jener der Rotation abhängt, so daß bei Umkehrung dieser letzteren auch die Multiplicatornadel in entgegengesetztem Sinne abgelenkt wird.

Fig. 427.



Um nun von der Richtung der in der Scheibe inducirten Ströme und von deren Rückwirkung auf die Magnetnadel eine genauere Vorstellung zu erlangen, sollen n, s in Fig. 428 die Flächen der Pole des Hufeisenmagnetes (in größerem Maßstabe) bedeuten und die eingezeichneten Pfeile die Richtung der Ströme anzeigen, welche nach der Ampere'schen Theorie die beiden Magnetpole bilden, und, wie die Pfeile 1, 2 zeigen, an den der rotirenden Scheibe zugekehrten Polseiten einerlei Richtung haben. Rotirt nun die Scheibe so, daß ihr Rand auch in der Richtung der Pfeile 1, 2 (also in der Richtung des großen Pfeiles 3) zwischen den Magnetpolen sich hinbewegt, so zeigt der Multiplicator einen von der Mitte der Scheibe zu ihrem Rande und bei entgegengesetzter Rotationsrichtung einen vom Rande der Scheibe gegen ihre Mitte hin gehenden Strom an. Offenbar muß auch, wenn kein die Achse und den Rand der Scheibe leitend verbindender (Multiplicator-) Draht vorhanden ist, in der rotirenden

Fig. 428.



Scheibe durch die Magnetpole eine Störung des electrischen Gleichgewichtes (eine Induction) und da die zusammenhängende Masse der Scheibe selbst immer die Wiederausgleichung dieser Störung gestattet, die Hervorrufung secundärer electrischer Ströme bewirkt werden. Es werden daher auch in der zwischen den Magnetpolen frei rotirenden Scheibe inducirte Ströme auftreten und zwar haben diese Ströme in dem Falle, wo das Rotiren im Sinne des Pfeiles 3 vor sich geht, die in Fig. 429 durch kleine Pfeile angedeutete, im Falle des umgekehrten Rotirens aber die entgegengesetzte Richtung. Wirkte auf die Scheibe anstatt der *beiden* Magnetpole bloß *einer* derselben, so würde die Wirkung von der vorigen offenbar nur der Intensität nach verschieden sein. Eben so leuchtet ein, daß in dem Falle, wo über der rotirenden Scheibe eine Magnetnadel (n, s Fig. 430) schwebt und der Nordpol n derselben von der Mitte gegen den Rand der Scheibe gehende Ströme inducirt, die durch den Südpol s erregten Ströme die umgekehrte Richtung (vom Rande gegen die Mitte der Scheibe) haben müssen; daß diese Ströme zusammen wie ein einziger Strom wirken werden, der unter der Nadel von ihrem Südpole zum Nordpol hin geht und daß daher, der *Ampere*'schen Regel (§. 88), zu Folge die Nadel nach der Richtung abgelenkt werden müsse, nach welcher die Scheibe rotirt. Das unausgesetzte Fortdauern dieser ablenkenden Wirkung, so lange als die Scheibe rotirt, hat natürlich bald das Rotiren der Magnetnadel selbst zur Folge. Die im Eingange des §. angeführte Verminderung der Amplituden über einer Kupfer- oder andern Metallscheibe horizontal schwingender Magnetnadeln erklärt sich einfach, wenn man erwägt, daß die Wirkung und Rückwirkung zwischen Nadel und Scheibe ganz die nämliche sein müsse, ob erstere sich dreht und letztere ruht oder ob erstere in Ruhe ist und letztere in mit der vorigen Bewegungsrichtung entgegengesetztem Sinne gedreht wird.

Fig. 429.

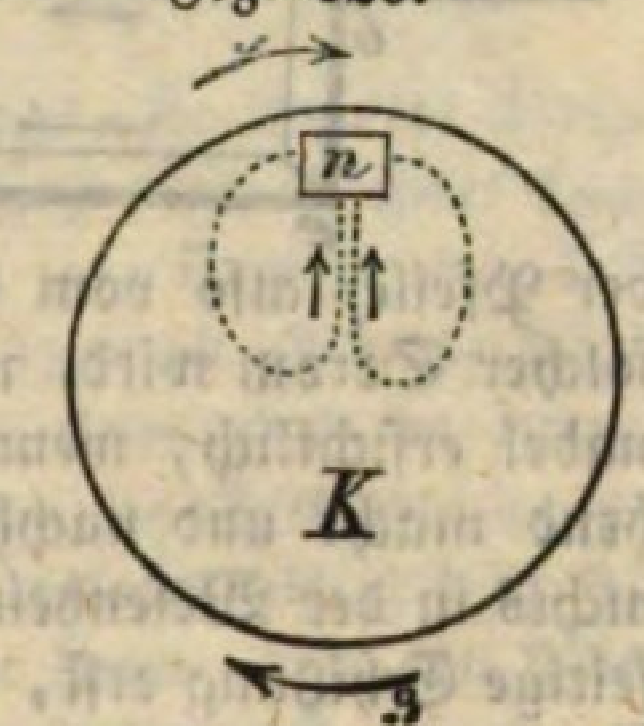
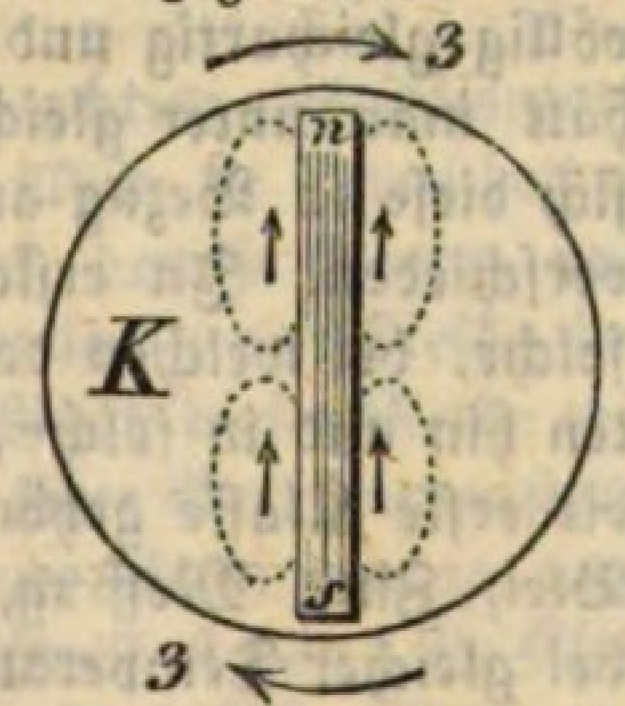


Fig. 430.

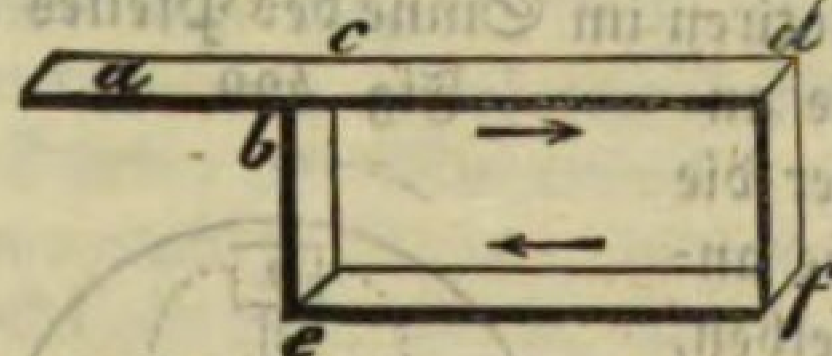


§. 70. Thermoelectricität. In gewissen Körpern bewirkt schon eine gehörige Temperaturveränderung die Störung des natürlichen electrischen Gleichgewichtes, so daß dieselben nachher, jenachdem sie gute Electricitäts-Leiter sind und zugleich der Wiederausgleichung der besagten Störung auch sonst noch Raum gegeben ist, Erscheinuugen electrischer Strömung, oder im entgegengesetzten Falle, Electricität im Spannungszustande zeigen. Man nennt die durch Wärme erregte Electricität im Allgemeinen *Thermoelectricität*; faßt aber insbesondere unter diesem Namen im engeren Sinne die Erscheinungen der electrischen Strömung zusammen, welche, wie *Seebeck* im J. 1821 entdeckte, durch den bloßen Einfluß der Wärme in den besten Electricitätsleitern, namentlich den Metallen, hervorgerufen wird, und bezeichnet dann zum Unterschiede die Thermoelectricität im Spannungszustande mit der Benennung *Pyroelectricität*.

Thermoelectrische Strömung. Erhält ein Metallstück an verschiedenen Stellen ungleiche Temperaturen, so bilden die rücksichtlich ihres Wärmezustandes heterogenen Metall-Parthien bei passender Aneinanderreihung

eine electrische Kette, und es entsteht, wenn diese Kette durch einen entsprechenden Leitungsbogen desselben oder eines andern Metalles u. s. w. geschlossen ist, ein electrischer Strom. Wird ein größeres Stück eines Streifens oder Drahtes aus Kupfer zu einem Rechtecke zusammengebogen (Fig. 431), das

Fig. 431.



hervorstehende Ende a stark (am besten bis zum Glühen) erwärmt und dann mit demselben das zweite Ende b in Berührung gebracht; so zeigt eine innerhalb des Bogens (zwischen den Seiten c d und e f) oder nahe über oder unter demselben schwebende Magnetnadel einen in der Richtung der Pfeile, also vom heißen zum kalten Ende gehenden Strom an. Ein eben solcher Strom wird, noch weit besser, aus der Ablenkung einer Multiplicatornadel ersichtlich, wenn man das eine Ende des Kupferdrahtgewindes rothglühend macht und nachher an das andere kalte Drahtende andrückt. Es ändert nichts in der Wesenheit des Erfolges, wenn in beiden Fällen die besagte einseitige Erhitzung erst, nachdem die Berührung der Bogenenden a, b oder der Enden des Multiplicatordrahtes hergestellt worden, vorgenommen wird, oder wenn man im letzteren Falle den Versuch anstatt mit den Drahtenden des Multiplicators selbst, mit Metallstücken anstellt, welche mit diesen Enden völlig gleichartig und mit denselben vereinigt sind *). Aehnliche Resultate erhält man unter gleichen Umständen auch mit andern Metallen, nur zeigen sich diese in Bezug auf Richtung und Stärke des thermoelectrischen Stromes verschieden. In ersterer Rücksicht theilen sie sich in zwei Klassen, nämlich in solche, bei welchen der (positive) Strom von der erhitzten Stelle nach der kalten hin und in solche, bei welchen er in entgegengesetzter Richtung geht. In die erste Klasse gehören Platin, Gold, Silber, Kupfer; in die zweite Zinn, Blei, Zink, Messing, Antimon und Wismuth. In Hinsicht auf Stromstärke bei gleicher Temperatur-Differenz folgen in abnehmender Reihe die eben angeführten Metalle also aufeinander: Wismuth (das stärkste), Antimon, Zink, Silber, Platin, Kupfer, Messing, Gold, Blei, Zinn. Bei demselben Metalle richtet sich die Intensität des thermoelectrischen Stromes nach der Größe der Temperaturdifferenz.

§. 71. Thermoelectrische Ketten aus verschiedenen Metallen. Weit kräftigere thermoelectrische Ströme, als sie irgend ein einziges Metall zu liefern vermag, erhält man durch aus verschiedenen Metallen zusammengesetzte, geschlossene Ketten und Hervorrufung entsprechender Temperaturdifferenzen in denselben vorzüglich an den Vereinigungsstellen der verschiedenen Metalle. Werden zwei Stücke (Stäbe, Streifen 2c. 2c.) ungleichartiger Metalle so mit einander vereinigt, (am besten durch Zusammenlöthen), daß sie eine geschlossene Kette bilden, so entsteht in dieser, so oft verschiedene Punkte derselben und insbesondere beide Vereinigungsstellen ungleiche Temperaturen erhalten, ein electrischer Strom, dessen Intensität bei derselben Metallcombination mit der Temperaturdifferenz wächst, und welcher so lange dauert als diese. Recht augenfällig und leicht läßt sich dies mittelst der in Fig. 432 abgebildeten Vorrichtung zeigen. w, w_1 ist ein etwa 6″ langer, ½″ breiter

*) Die Multiplicatoren für thermoelectrische Versuche müssen aus Gründen, die erst später klar werden können, nur wenige Windungen (30—100) eines 0·3 oder 0·4 Linien dicken Drahtes haben.

und 2''' dicker Wismuthstab, an dessen Enden ein eben so breiter, dünner und zweimal rechtwinklig gebogener Kupferstreifen k festgelöthet ist; Stab und Streifen sind von einander gerade weit genug entfernt, um dazwischen auf einem kleinen Fuße a eine Magnetnadel n, s freischwebend aufstellen zu können. Stellt man nun diese Combination so, daß die Längenkanten des Wismuthstabes der Ebene des magnetischen Meridians und mithin auch der Richtung der Magnetnadel parallel sind; so wird, so lange alle Punkte dieses Systems die nämliche Temperatur haben, die Nadel unverrückt in ihrer Lage verbleiben. Sobald aber in der Wismuth-Kupferkette eine Temperatur-Differenz eintritt, namentlich eine der Löthstellen merklich erwärmt oder abgekühlt wird, erleidet die Magnetnadel eine Ablenkung in dem einen oder im entgegengesetzten Sinne, jenachdem die Löthstelle w oder w_1 die Erwärmung erfährt, oder anstatt einer Erwärmung eine Abkühlung derselben Löthstelle bewirkt wird. Anstatt mit dem besagten Kupferstreifen kann man den Wismuthstab bei w und w_1 auch mit den Enden des Kupferdrahtes eines passenden Multiplicators zusammenlöthen und eine dieser Löthstellen erwärmen oder abkühlen. Die Multiplicatornadel wird dann den thermoelectrischen Strom um so auffallender anzeigen.

Fig. 432.



Auch andere Metallcombinationen, als die eben betrachtete aus Wismuth und Kupfer, geben wirksame thermoelectrische Ketten; allein sie unterscheiden sich in Bezug auf die Richtung und Stärke des Stromes, den sie liefern, und es lassen sich, in Rücksicht auf Stromrichtung, die Metalle in eine Reihe der Art zusammenstellen, daß wenn was immer für ein Glied dieser Reihe mit einem der folgenden Glieder zu einer Kette vereinigt und seine Berührungsstelle mit diesem folgenden Gliede erwärmt wird, der entstehende Strom immer vom ersteren Gliede zum letzteren geht. In einem solchen Verhältnisse stehen z. B. Wismuth, Platin, Silber, Zinn, Blei, Messing, Kupfer, Gold, Zink, Eisen, Antimon.

Was die Stärke des Stromes anbelangt, so werden alle andern thermoelectrischen Combinationen von der Wismuth-Antimon-Kette übertroffen. Löthet man das eine Ende eines Wismuthstäbchens mit dem einem Ende eines Antimonstäbchens zusammen und verbindet die freien Enden beider Stäbchen mit den Drahtenden eines passenden Multiplicators; so erhält man schon bei einer geringen Erwärmung oder Abkühlung der Löthstelle eine bedeutende Ablenkung der Multiplicatornadel. Durch Aneinanderreihung und Vereinigung mehrerer solcher einfacher Ketten (thermoelectrischer Elemente) aus Wismuth- und Antimonstäbchen, der Art, daß bei abwechselnder Folge dieser Stäbchen das freie Wismuthende des einen Elementes, mit dem freien Antimonende des zweiten Elementes, und das Wismuthende der so erhaltenen Combination wieder mit dem freien Antimonende des dritten Elementes und so fort zusammenlöthet, übrigens jedes Stäbchen von den andern isolirend getrennt ist, und daß alle geraden (bei fortlaufender Nummerirung mit geraden Zahlen zu bezeichnenden) Löthstellen nach einer und alle ungeraden Löthstellen nach der entgegengesetzten Seite gekehrt sind (wie Fig. 433 zeigt, wo w Wismuth und a Antimon bedeutet), entsteht eine sogenannte thermoelectrische Säule oder Thermosäule, welche, da die bei Erwärmung oder Abkühlung der nach der nämlichen Seite gewendeten Löthstellen stattfindenden Erregungen sich gegenseitig unterstützen, je nach der Anzahl der einzelnen in ihr vereinigten Ele-

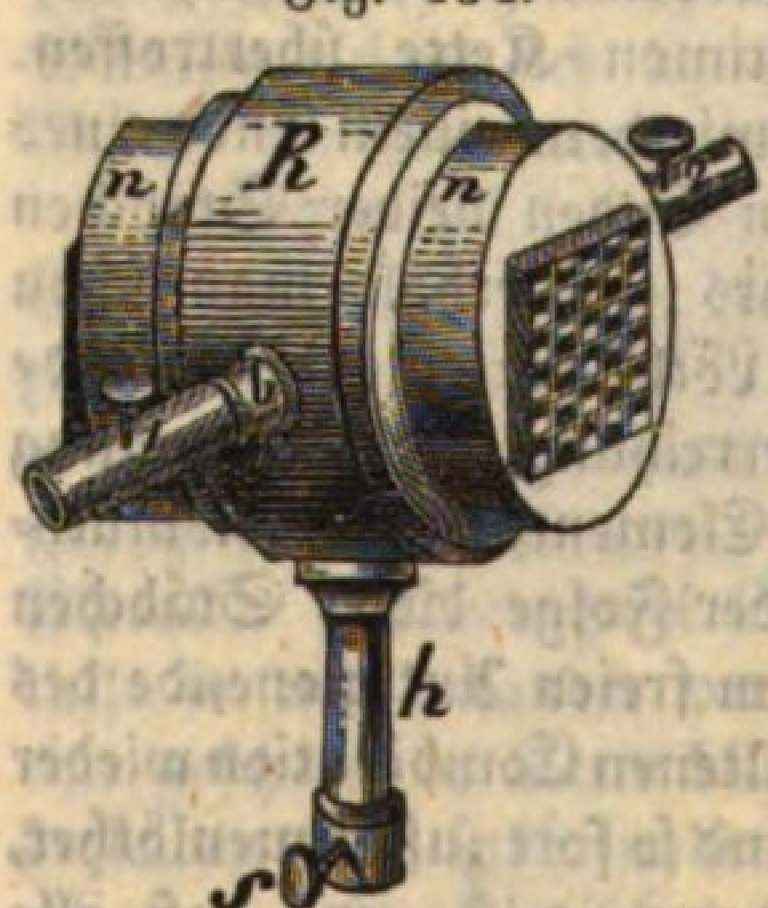
mente diese an thermoelectrischer Wirksamkeit mehr oder weniger übertreffen muß. Setzt man die Enden w_1, a_1 der Säule mit dem Multiplicator in Verbindung, erwärmt zu gleichem Grade zuerst eine, dann zwei, nachher drei u. s. f. der nach einer Seite gekehrten Löthstellen, während die andern beständig bei derselben niedrigeren Temperatur erhalten werden, ertheilt ein anderes Mal allen einerseits liegenden, z. B. allen ungeraden Löthstellen, eine constant bleibende Temperatur, den geraden Löthstellen hingegen successive Temperaturen, die sowohl von dieser constanten, als unter einander verschieden sind; so zeigen sich die aus den erfolgenden Ablenkungen der Multiplicatornadel abgeleiteten Intensitäten der correspondirenden Ströme bei der ersten Versuchsreihe der Anzahl der erwärmten Löthstellen und bei der zweiten Versuchsreihe den Temperaturdifferenzen der geraden und ungeraden Löthstelleu proportional. Diesem nach ist die Thermosäule in Verbindung mit dem Multiplicator ein wahres Differenzialthermometer (Instrument zum Messen von Temperaturunterschieden), und sie kann durch Zusammensetzung aus hinreichend vielen Wismuth-Antimon-Elementen und anderweitige zweckmäßige Einrichtung zu dem empfindlichsten Instrumente dieser Art gemacht werden, so daß sich damit die geringsten Temperaturveränderungen (von $^1/_{6000}$ Grad nach R.) erkennen und die subtilsten Wärmemessungen vornehmen lassen. Das Nähere über die Anwendung und Leistungen dieses von Melloni Thermo-Multiplicator benannten Instrumentes wird in der Wärmelehre vorkommen. Hier soll nur noch im Wesentlichen seine zweckmäßigste Einrichtung besprochen werden.

Fig. 433.



§. 72. Einrichtung des Thermo-Multiplicators. Die Construction der Thermosäule, so wie sie Nobili angegeben, und wie sie sich als die beste bewährt, ist aus den Figuren 434 und 435 deutlich zu entnehmen. Die Fig. 434 stellt eine solche aus 55 Wismuth-Antimon-Elementen bestehende, von Ilgmann in Breslau verfertigte Säule in natürlicher Größe und perspectivischer Ansicht dar; und in Fig. 435 ist bei **A** die Gestalt der Wismuth- und Antimonstäbchen und bei **B** die Art anschaulich gemacht, wie sie an den Enden zu Wismuth-Antimon-Elementen, diese zu Reihen **I, II, III** rc. rc. und die Reihen zur ganzen Säule (durch Zusammenlöthen) vereinigt sind. Ueberall ist Wismuth schraffirt und Antimon weiß dargestellt. Die Reihe **I** ist mit der Reihe **II** unten bei m zusammengelöthet, und die Vereinigung der Reihe **II** mit **III** dadurch bewerkstelligt, daß die Stäbchen 1, 2 an den untern Enden in der Art, wie bei m zusammengelöthet sind. Die Stäbchen sind 13''' lang, 0·7''' breit und an der dicksten Stelle 0·35''' dick *); die Isolirung

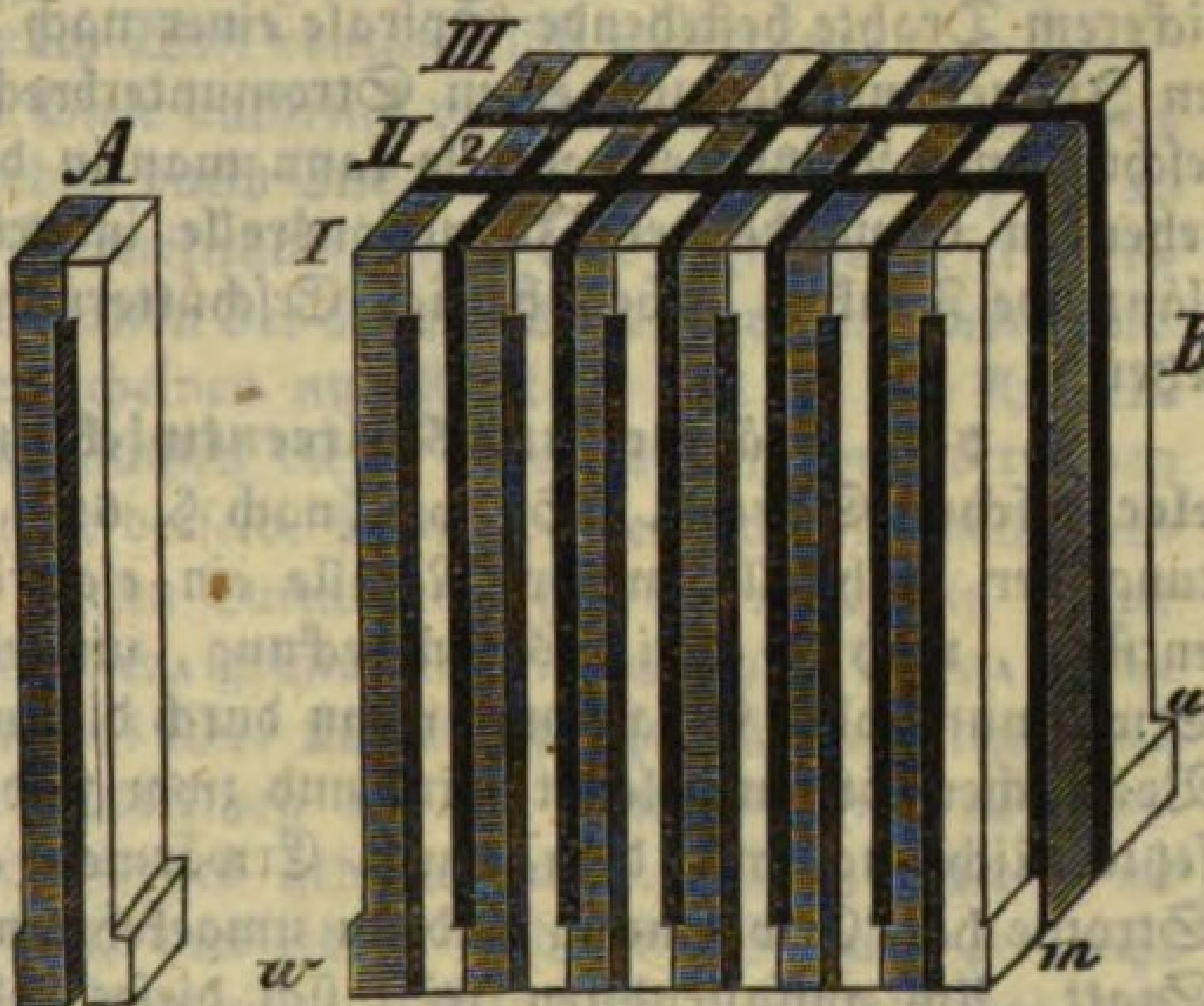
Fig. 434.



*) Wegen des geringeren Leitungsvermögens des Wismuths und Antimons und des daraus entspringenden größeren Leitungswiderstandes müssen die betreffenden Stäbchen kurz und verhältnißmäßig dick sein und kann auch die größte Empfindlichkeit der Säule unter sonst gleichen Umständen nur durch eine mäßig große Anzahl von Wismuth-Antimon-Elementen erreicht werden.

der einzelnen Stäbchen und der Reihen von einander (außer halb der Löthstellen) ist durch dünne, in den Figuren schwarz angedeutete Harzschichten, womit alle Zwischenräume ausgefüllt sind, bewerkstelligt. Der so zu Stande gekommene compacte, prismatische Metallkörper ist mit Harz in einem Messingringe R festgekittet, durch welchen, von ihm mittelst Beinhülsen b isolirt, zwei mit Klemmschrauben versehene Messingstifte 1, 2 hindurch gehen, die mit den zwei äußersten Halbelementen der Säule, der eine mit dem von Wismuth w_1 und der andern mit dem aus Antimon a_1 in leitender Verbindung stehen. Mittelst der, eine Klemmschraube s enthaltenden Hülse h am Ringe R läßt sich die Säule auf einem passenden Träger befestigen und mittelst auf die Ringabsätze bei n aufschiebbarer Messingdeckel nach Außen hin schützen. Zugleich haben diese Absätze die Bestimmung, das Aufstecken cylindrischer oder nach außen conisch sich erweiternder Röhren (Reflectoren, wovon in der Wärmelehre) zu gestatten. Der Multiplicator hat am zweckmäßigsten ganz die auf Seite 499 — 501 beschriebene Einrichtung; nur besteht, wie schon oben bemerkt worden, das multiplicirende Gewinde aus kürzerem und dickerem Drahte. Uebrigens richtet sich Behufs der Erzielung der möglich besten Wirkung die Länge und Dicke dieses Drahtes nach dem Materiale desselben, und nach der Beschaffenheit der Säule, insbesondere der Größe des Leitungswiderstandes in derselben. Mehr hierüber wird einer der nächstfolgenden Paragraphe lehren.

Fig. 435.



§. 73. Weitere Wirkungen thermoelectrischer Ströme. Außer der besprochenen Wirkung auf die Magnetnadel, können thermoelectrische Ströme, ganz so wie Volta'sche, auch Erschütterungen, Licht- und Wärmeerscheinungen, chemische Zersetzungen u. s. w. bewirken. Wird eine Wismuth-Antimon-Säule von 25 — 30, aus massiven (etwa 3″ langen ½″ breiten und ¼″ dicken) Stäben bestehenden Elementen mit den nach der einen Seite gekehrten Löthstellen in kochendes Wasser getaucht, während die Löthstellen auf der entgegengesetzten Seite mittelst kalten Wassers, Eis oder einem Kälte erzeugenden Gemische (aus Eis oder Schnee und Salz) auf sehr niedriger Temperatur erhalten (eine zu diesem Zwecke recht entsprechende und bequeme Anordnung zeigt Fig. 436, wo A eine messingene Schale bedeutet, worin mittelst einer untergesetzten Weingeistlampe Wasser sieden gemacht wird und in welcher die eine Seite der Säule S steht, deren Metallhülle h oben eine trichterförmige Erweiterung B zur Aufnahme des Eises, kalten Wassers u. s. w. trägt, welche bei w ihr Wismuth und bei a ihr Antimonende hat); so bekömmt man bei Schließung der Kette einen Strom, welcher einen Eisenkern in einer Drahtspirale zum Electromag-

Fig. 436.



net macht und beim Durchgange durch einen dünnen Platindraht, diesen eine Temperaturerhöhung ertheilt, die sich an einem empfindlichen Thermomultiplicator, wenn der besagte Platindraht einer Seite der Thermosäule recht nahe gebracht wird, deutlich kund gibt. Schaltet man in den Stromkreis die aus dickerem Drahte bestehende Spirale einer nach Art der in Fig. 422 abgebildeten Inductionsrolle und einen Stromunterbrecher (nach Art des auf S. 495 beschriebenen Blitzrades) ein, so kann man in dem aus dünnerem Drahte bestehenden Gewinde der Inductionsrolle inducirte Ströme erhalten, welche glänzende Funken, geben heftige Erschütterungen erzeugen und Wasser zersetzen.

§. 74. Wärme- und Kälteentwicklung an Löthstellen durch den electrischen Strom. So wie (nach §. 69) durch Erwärmung oder Erkaltung der Löthstelle zweier Metalle ein electrischer Strom erzeugt wird, so entsteht, nach Peltier's Entdeckung, umgekehrt an der besagten Löthstelle Erwärmung oder Erkaltung, wenn durch die zusammengelötheten Metalle ein Volta'scher Strom geleitet wird und zwar findet, wenn dieser die entgegengesetzte Richtung mit dem durch Erwärmen entstehenden thermoelectrischen Strome hat, Erwärmung und im umgekehrten Falle Erkaltung der Löthstelle Statt. Am auffallendsten zeigt sich dieses Phänomen an einer Verbindung von Wismuth und Antimon und man kann dasselbe leicht mittelst der in

Fig. 437.



Fig. 437 abgebildeten Vorrichtung nachweisen. Das etwa $^{3}/_{4}''$ weite Glasgefäß k schließt zwei an einander gelöthete Stäbchen aus Wismuth w und Antimon a ein, welche 1—$1^{1}/_{2}'''$ dick und in den Kugelhälsen a, b luftdicht so eingekittet sind, daß die Löthstelle die Mitte von k einnimmt. Die gebogene, einerseits in das Gefäß k einmündende und andererseits offene (und trichterförmig erweiterte) enge Röhre R enthält unten an der Krümmung eine kleine Säule m n gefärbten Weingeistes, übrigens so wie das Gefäß k Luft. Werden die aus den Gefäßhälsen hervorragenden Metallenden mit den Polen einer auch nur schwachen Volta'schen Kette leitend verbunden, so sinkt oder steigt (zu Folge Ausdehnung oder Zusammenziehung der Luft in dem Apparate) die Weingeistoberfläche m, jenachdem der Draht vom positiven Pol mit dem Antimon oder mit dem Wismuth vereinigt worden.

§. 75. Beziehung der thermoelectrischen Ströme zum Erdmagnetismus. Auf Seite 430 (unten) wurde der Satz ausgesprochen, daß die periodischen (jährlichen und täglichen) Variationen des Erdmagnetismus in einem innigen Zusammenhange mit der Sonnenwärme stehen und vielleicht einzig und allein durch diese erzeugt werden. Nachdem über Thermoelectricität nun Vorgetragenen sieht man ein, daß in der Erde, in welcher die in Berührung stehenden, ungleichartigen, metallischen und anderen Leiter zahllose thermoelectrische Ketten bilden, durch die Sonne, die stets nur einen und in den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten immer einen andern Theil der Erde und in einem anderen Maße erwärmt, Thermo-Ströme verschiedener Richtung und Stärke hervorgerufen werden und daß diese Ströme vermöge ihrer magnetischen Kraft wesentlich Einfluß auf den Erdmagnetismus nehmen und Variationen in der Aeußerung desselben bedingen müssen. Barlow und

Ampere betrachten (wie schon im §. 16 S. 432 angedeutet worden) den gesammten Erdmagnetismus als die magnetische Wirkung Volta'scher Ströme, welche aus dem in der Erdrinde überall vorhandenen (durch den eben erwähnten Contact zahlloser ungleichartiger Leiter gebildeten) Volta'schen Ketten entspringen und die Erde von Ost nach West continuirlich umkreisen.

§. 76. Pyroelectricität. Viele natürlich vorkommende und auch viele durch Kunst erzeugte Krystalle werden durch Erwärmen electrisch, so daß sie an gewissen Stellen entgegengesetzte Electricitäten zeigen und daß jede dieser Stellen, der sogenannten Pole, beim Erkalten des Krystalls die Electricität wechselt. Nach den bisherigen Erfahrungen scheinen nur Krystalle mit an den Axenenden unsymmetrisch angeordneten Flächen dieses sogenannten pyroelectrischen Zustandes fähig zu sein und es tritt derselbe besonders deutlich an durchsichtigen, hellgefärbten und innerlich reinen Turmalinen hervor, wenn ein solcher Krystall, am besten von nelkenbrauner, grüner oder rosenrother Farbe, in der Mitte mit einer Zange gefaßt, etwas über 25° R. gleichmäßig erwärmt und nachher das eine oder andere Ende desselben an den Collector eines empfindlichen (Bohnenberger'schen) Electroscopes gehalten wird. Man findet so an demselben zwei entgegengesetzte Pole (an jedem Ende einen), und zerbricht man nachher den Krystall, so zeigt jedes einzelne Stück für sich Polarität, und die Electricitäten an den von einander getrennten Bruchflächen sind entgegengesetzt. Bei Krystallen mit mehreren Axen von oben bezeichneter Beschaffenheit erscheinen auch mehr als zwei pyroelectrische Pole. Außer dem Turmalin zeigen sich unter den allgemeiner bekannten natürlich vorkommenden Krystallen auch Kalkspath, Schwerspath, Topas, Bergkrystall, schwefelsaurer Strontian, kohlensaures Blei, Flußspath (rother und blauer), Amethyst, Granat, Diamant u. s. w., und unter künstlich gebildeten Krystallen jene der Weinsteinsäure, des Zuckers, des schwefelsauren Eisens, Bleizuckers, kohlensauren und weinsauren Kali ꝛc. ꝛc. pyroelectrisch.

§. 77. Leitungswiderstand. Der electrische Strom erfährt in jedem Theile seiner Leitung (des Weges, den er durchläuft) einen gewissen Widerstand, dessen Größe von der materiellen Beschaffenheit und von den Dimensionen des betreffenden Leitungstheiles (auch von seiner Temperatur) abhängt. Dies beweist der Umstand, daß ein in den Schließungskreis einer electrischen Kette von völlig constanter Stromstärke (und in dieser Beziehung empfehlen sich vorzüglich thermoelectrische Ketten, bei welchen der Strom so lange unveränderlich stark ist, als die denselben erzeugende Temperaturdifferenz constant erhalten wird) eingeschaltetes Galvanometer sogleich eine Zu- oder Abnahme der Stromstärke anzeigt, jenachdem man Theile der Stromleitung aus dem Schließungskreise wegnimmt oder in denselben neue einschaltet, und daß die Aenderung in der Stromstärke je nach der Natur und den Dimensionen der weggenommenen oder neu eingeschalteten Leiter verschieden groß ist. Die Summe der in allen Theilen des Stromkreises einer electrischen Kette auftretenden Widerstände macht nun den so genannten Leitungswiderstand der Kette aus.

Um solche Gesammtwiderstände geschlossener Ketten so wie die einzelnen Widerstände in den verschiedenen Bestandtheilen derselben (in den Electromotoren, den festen und flüssigen Leitern und in den porösen Scheidewänden oder Diaphragmen) messen und der Größe nach unter einander vergleichen zu können, bedarf es einer passenden Maßeinheit und als solche wurde

der Widerstand in einem Kupferdrahte angenommen, der überall eine gleiche Dicke, 1 Meter Länge und 1 Millimeter Durchmesser, (also 0·785 □ Millimeter Querschnitt) hat und welcher Normal-Draht genannt werden kann.

Denkt man sich nun, jedes Glied des Stromkreises einer electrischen Kette werde durch einen Draht ersetzt, der dieselbe materielle Beschaffenheit und Dicke wie der Normaldraht und eine solche Länge besitzt, daß er dem Strome einen gleichen Widerstand, wie das durch ihn ersetzte Glied leistet; so stellt, — unter der Voraussetzung (deren Richtigkeit aus Späterem erhellen wird), der Widerstand in einem Metalldrahte sei unter übrigens gleichen Umständen dessen Länge proportional, — die Zahl, welche die Länge des Ersatzdrahtes in Metern angibt, das Maß des Widerstandes in dem betreffenden durch diesen Draht ersetzten Gliede dar, und die Summe der die Länge aller einzelnen Ersatzdrähte bezeichnenden Zahlen ist das Maß des Widerstandes im gesammten Stromkreise der Kette *). Man nennt den in eben erklärter Weise durch die Länge eines bestimmten Kupferdrahtes ausgedrückten Widerstand, den reducirten Leitungswiderstand und die betreffende Drahtlänge selbst, die reducirte Länge ... (†).

§. 78. Das Ohm'sche Gesetz. Ohm hat für den Zusammenhang zwischen der Stromstärke **S**, der gesammten electromotorischen Kraft **E** einer Kette und dem (reducirten) Leitungswiderstande **W** im ganzen Stromkreise derselben den einfachen Ausdruck $\mathbf{S} = \frac{\mathbf{E}}{\mathbf{W}}$ ... (1) festgestellt, welcher daher das Ohm'sche Gesetz heißt. Es folgt derselbe aus dem Ausdrucke $\mathbf{E} = \mathbf{WS}$ ... (2), der seine Begründung schon in der offenbar ganz naturgemäßen Annahme findet, daß die Ursache eines electrischen Stromes, die electromotorische Kraft, in demselben Verhältnisse mächtiger sei, in welchem sie bei bestimmtem Leitungswiderstande einen stärkeren Strom erzeugt, und in welchem der Leitungswiderstand, bei dem sie einen Strom von bestimmter Stärke zu liefern vermag, größer sein kann. Uebrigens läßt sich das Ohm'sche Gesetz auch sehr leicht experimentell beweisen. Der Beweis zerfällt in zwei Theile.

1. Theil des Beweises: Bei gleicher electromotorischer Kraft ist die Stromstärke dem reducirten Gesammtwiderstande verkehrt proportional ... (I). Um dies darzuthun, leite man den Strom eines constanten, etwa Bunsen'schen Elementes (S. 518) zuerst blos durch die Tangentenbussole, dann aber der Reihe nach durch in den Stromkreis eingeschaltete, verschieden, z. B. m_1, m_2, m_3 und m_4 Meter lange Stücke eines 1 Millimeter dicken Kupferdrahtes **), beobachte in allen diesen Fällen die Ablenkungswinkel der Magnetnadel an der Tangentenbussole und suche die diesen Winkeln entsprechenden Tangenten. Angenommen, die Werthe der letzteren wären der Reihenfolge nach a_1, a_2, a_3, a_4 und a_5

---

*) Hier muß als Ergebniß der Erfahrung angeführt werden, daß, wenn bei einer bestimmten Beschaffenheit der Stromquelle und des Stromkreises einem Leiter des letzteren, unbeschadet der Stromstärke, sich ein anderer Leiter substituiren läßt, (ersterem also äquivalent ist) diese Aequivalenz nur in so ferne unbedingt auch für jede andere Beschaffenheit der Stromquelle und des Stromkreises gelte, als beide Leiter fest, namentlich metallisch sind, im Stromkreise bloß an feste Leiter gränzen und keine Temperaturveränderung erfahren.

**) Längere Drähte müssen, um sie bequem anwenden zu können, mit Seide übersponnen und auf eine Rolle oder sonst passend zusammen gewunden sein.

gefunden worden, so repräsentiren diese Werthe die respectiven Stromstärken, während, wenn x den reducirten Leitungswiderstand im Elemente und in den verschiedenen Theilen der Bussole bedeutet (und wir wollen diese Widerstände zusammen den Widerstand des Elementes heißen) die Größen x, $x + m_1$, $x + m_2$, $x + m_3$, $x + m_4$ die reducirten Leitungswiderstände immer des gesammten Stromkreises in allen fünf gedachten Fällen darstellen. Ist nun der obige Satz (I) wahr, so müssen die Proportionen:

$$a_1 : a_2 = x + m_1 : x; \quad a_1 : a_3 = x + m_2 : x; \quad a_1 : a_4 = x + m_8 : x$$
u. s. w.

gelten; man muß daher aus allen diesen Proportionen für x den nämlichen Werth erhalten und es müssen, wenn dieser Werth, der $= w$ gefunden worden sein soll, oben anstatt x gesetzt wird, die Zahlen a_1, a_2, a_3, a_4 und a_5 sich umgekehrt, wie die Zahlen w, $w + m_1$, $w + m_2$, $w + m_8$ und $w + m_4$ verhalten, was bei speciellen Versuchen auch wirklich eintrifft.

Beispiel. Bei einem von Pouillet angestellten Versuche betrugen die in den Stromkreis eines bloß durch die Tangentenbussole geschlossenen, constanten Elementes successive eingeschalteten Kupferdraht-Längen 0, 5, 10, 40, 70 und 100 Meter, die respectiven Ablenkungswinkel wurden = 62·00, 40·20, 28·30, 9·45, 6·00 und 4·15 Grade beobachtet; ihre Tangenten sind 1·880, 0·849, 0·543, 0·172, 0·105 und 0·074. Für x ergaben sich aus den einzelnen vorerwähnten Proportionen die Werthe: 4·11, 4·06, 4·03, 4·14, 4·09 Meter, deren Mittelwerth 4·08 ist. Es sind daher 4·08, 4·08 + 5, 4·08 + 10, 4·08 + 40, 4·80 + 70 und 4·08 + 100 Meter die Werthe der reducirten Leitungswiderstände, welche sich bis auf so kleine Differenzen umgekehrt wie die Tangenten 1·880, 0·849, 0·543, 0·172, 0·105 und 0·074 verhalten, daß die Richtigkeit des obigen Satzes (I) nicht bezweifelt werden kann.

2. Theil des Beweises: Bei gleichem Gesammtleitungswiderstande ist die Stromstärke der electromotorischen Kraft proportional ... (II). Dieser Satz ergibt sich aus in folgender Art anzustellenden Versuchen. Man schließe ein constant wirkendes Volta'sches Element (z. B. wieder ein Kohlenelement) durch die Tangentenbussole und einen 1 Millimeter dicken Kupferdraht von der Länge l, messe den Ablenkungswinkel a der Bussolennadel, und bestimme nun den reducirten Leitungswiderstand r des Elementes. Zu diesem Behufe schalte man in den Stromkreis noch eine solche Länge l_1 des besagten Kupferdrahtes ein, daß die Stromstärke genau auf die Hälfte herabsinkt und ziehe dann von l_1 (was dem Satze I zu Folge den vorigen Gesammtwiderstand verdoppelt hat, also selbst das Maß dieses Widerstandes ist) die Drahtlänge l ab. Die Differenz $l_1 - l$ ist offenbar der Widerstand des Elementes. Bringt man nun in den Stromkreis hinter dem ersten Elemente ein zweites gleich starkes Element an, dessen Widerstand in eben angegebener Weise bestimmt und $= l_2$ gefunden worden sein soll, nimmt dann aus dem Stromkreise eine Drahtlänge $= l_2$ heraus (um den Gesammtwiderstand auf seine vorige Größe zurück zu führen); so steigt die durch Einschaltung des Drahtes l_1 auf die Hälfte herabgesetzte Stromstärke wieder auf ihre frühere Größe. Es erzeugt demnach die durch Anwendung des zweiten Elementes verdoppelte electromotorische Kraft auch die doppelte Stromintensität.

§. 79. Der Leitungswiderstand eines Metalldrahtes ist seiner Länge direkt und dem Flächeninhalte seines Querschnittes umgekehrt proportional. Dies wird dadurch bewiesen, daß die Größe, um welche die Stromstärke eines constanten Elementes bei Einschaltung eines Drahtes in den Stromkreis abnimmt, auf das Zweifache, Dreifache u. s. w. steigt, wenn

der besagte Draht durch einen zweimal, dreimal u. s. w. längeren der nämlichen Dicke und Beschaffenheit ersetzt wird; die ursprüngliche Stromstärke aber unverändert bleibt, wenn der zweimal, dreimal u. s. w. längere Ersatzdraht auch einen zweimal, dreimal u. s. w. größeren Querschnitt hat. Der Widerstand eines Drahtes bleibt daher unverändert, wenn Länge und Querschnitt des letzteren in dem nämlichen Verhältnisse zu- oder abnehmen ... (††). Nimmt man nun, wie es im §. 77 geschah, eine bestimmte Länge (1 Meter) und einen bestimmten Querschnitt (0·785 □ Millimeter) eines Drahtes als Längen- und als Querschnittseinheit an; so ist [(†) S. 576] für einen andern Draht derselben materiellen Beschaffenheit die reducirte Länge $r = \frac{l}{q}$, wenn für diesen Draht l die Länge und q den Querschnitt (durch die eben besagten Einheiten gemessen) darstellen. Enthält daher eine Kette mehrere Drähte oder andere ähnliche metallische Leiter aus demselben Stoffe, aber von ungleichen Dimensionen, so ist deren reducirter Gesammtwiderstand $R = \frac{l}{q} + \frac{l_1}{q_1} + \frac{l_2}{q_2} + \ldots$, wenn $l, l_1, l_2 \ldots$ die Längen und $q, q_1, q_2 \ldots$ die Querschnitte dieser Leiter bedeuten ... (III).

§. 80. Ausdehnung des Ohm'schen Gesetzes auf die Fälle, wo der Schließungsleiter einer Stromquelle Flüssigkeiten als Zwischentheile enthält, und diese Flüssigkeiten nur durch Berührung mit Metallflächen, wie dies gewöhnlich Statt findet, in den Stromkreis eingreifen. Die Erfahrung lehrt, daß selbst in allen Fällen, wo ein Metall und eine Flüssigkeit in gegenseitiger Berührung nicht electromotorisch auf einander einwirken, eine solche (electromotorische) Wirkung augenblicklich eintritt, sobald sie während ihres Contactes nach einander von einem Strome durchzogen werden, und daß diese Wirkung auf die Erzeugung eines Stromes hinziele, dessen Richtung jener des geleiteten Stromes entgegengesetzt ist. Die Ursache dessen liegt in der Veränderung, welche die mit der Flüssigkeit in Berührung stehenden Metallflächen dadurch erleiden, daß die Bestandtheile (Jonen), in welche die Flüssigkeit durch den Strom zerlegt wird, sich auf den, als Electroden fungirenden Metallflächen ablagern, sich mit den Metallen entweder chemisch verbinden oder wenigstens deren Oberflächen überziehen und so die Metalle in Bezug auf einander in ungleichartige Zustände versetzen, aus welchen eine electrische Differenz und, dieser zu Folge, der oben besagte entgegengesetzte Strom entspringt.

Diese Zustände, welche man, so wie den sie erzeugenden Vorgang, die Polarisation der Metalle nennt, beginnen mit dem die Flüssigkeit passirenden Strome, dauern so lange, als dieser und, falls er nicht zu kurze Zeit gewährt hat, auch noch einige Zeit nach seinem Erlöschen fort. Von letzterem überzeugt man sich leicht, wenn die gleichartigen Electroden eines Wasserzersetzungsapparates, nachdem durch denselben längere Zeit ein electrischer Strom geleitet und dieser hierauf unterbrochen worden, mit einem Galvanometer vereinigt werden. Man erhält da sogleich die Anzeichen eines Stromes, dessen Richtung jener des vorigen entgegengesetzr ist, und der offenbar seinen Grund nur darin haben kann, daß die Anode mit dem auf ihr abgesetzten Sauerstoffe das negative und die Kathode im Contacte mit Wasserstoff das positive Glied einer Kette bildet. Dem Vorstehenden zu

Folge erwächst aus der Polarisation der Leiter eine der electromotorischen Kraft der Kette (der ursprünglichen Stromquelle) entgegenwirkende selbständige electromotorische Kraft, welche daher von ersterer in Abzug zu bringen ist, und es muß, damit bei einem auch flüssige Leiter enthaltenden Schließungskreise einer Stromquelle nach der Ohm'schen Formel die wahre, wirklich thätige Stromstärke erhalten werde, diese Formel in die Formel

$$S = \frac{E - P}{W + F} \ldots \text{(II)}$$

umgestaltet werden, wo **S** die Stromstärke, **E** die gesammte electromotorische Kraft der Stromquelle, **W** die Summe aller in ihr und in den metallischen Leitern des Schließungskreises gelegenen Leitungswiderstände, **P** die Summe aller Polarisationen und **F** die Summe aller Leitungswiderstände der Flüssigkeiten des Stromkreises bedeutet. Die Richtigkeit dieser Formel **II** beweist der Umstand, daß sie die unter was immer für, in jedem Schließungskreise vorausgesetzter Beschaffenheit sich ergebenden Erscheinungen ganz genau darstellt, und es zeigt sich hiebei, daß die Polarisation **P** bloß von der materiellen Beschaffenheit der im Contacte befindlichen Metalle und Flüssigkeiten, nicht aber von der Stromstärke und eben so wenig von der Größe der Metallflächen oder von dem Concentrationsgrade der Flüssigkeiten abhänge *).

§. 81. Abhängigkeit des Leitungswiderstandes von dem specifischen Leitvermögen. Bestimmung des letzteren. Der Widerstand, den ein Draht einem electrischen Strome leistet, hängt nicht bloß von seinen Dimensionen (Länge und Querschnitt), sondern auch von dem in seiner materiellen Beschaffenheit begründeten, eigenthümlichen (specifischen) Leitvermögen ab. Dies beweist die Aenderung, die in der Stromstärke einer constanten Kette augenblicklich eintritt, sobald man in deren Leitungskreise einem Drahte einen anderen substituirt, der die nämlichen Dimensionen wie der erstere besitzt, aber materiell von demselben verschieden ist.

Zur Ermittlung des Verhältnisses, in welchem bezüglich des specifischen Leitvermögens die verschiedenen Metalle z. B. Kupfer und Silber unter einander stehen, wurde in den metallischen Schließungskreis einer constanten Kette ein Stück Kupferdrahtes von bestimmter Länge l und Dicke d eingeschaltet und die der Stromstärke entsprechende Ablenkung der Nadel eines an einem anderen Orte in den Stromkreis eingeschalteten Galvanometers beobachtet. Hierauf wurde das Kupferdrahtstück aus dem Schließungskreise wieder entfernt und an dessen Stelle ein Silberdrahtstück von solcher Länge l_1 eingeschal-

*) Die Formel (II) zeigt auch, warum in einem Stromkreise nicht unbedingt ein Metalldraht einer Flüssigkeitssäule äquivalent gesetzt werden kann (man sehe die Anmerkung auf Seite 576). Sei R der Widerstand eines mit der Flüssigkeit, worauf sich F und P beziehen, äquivalenten Drahtes, so ist wegen nothwendiger Gleichheit der Stromstärken in beiden Fällen,

$$\frac{E - P}{W + F} = \frac{E}{W + R}; \text{ also } W + R = \frac{E(W + F)}{E - P} \text{ und}$$

$$R = \frac{E(W + F)}{E - P} - W = \frac{EF + WP}{E - P},$$

aus welchem Ausdrucke folgt, daß sich der Widerstand des Drahtes mit den Werthen von E und W ändert und nur dann für jede solche Aenderung constant (= F) bleibt, wenn P = o d. h. keine Polarisation vorhanden ist.

tet *), daß die Galvanometernadel wieder die vorige Stromstärke zeigte. Wurde nun, nach Satz (††) auf S. 578, der Silberdraht auf gleichen Querschnitt mit dem Kupferdrahte reducirt d. h. die Länge l_{11} ermittelt, bei welcher der Silberdraht von reducirtem Querschnitte den nämlichen Widerstand leistet, wie früher; so verhalten sich die Leitkräfte des dem Versuche unterworfenen Kupfers und Silbers wie $1 : l_{11}$ oder wie $1 : \frac{l_{11}}{l}$, indem von zwei Drähten verschiedener materieller Beschaffenheit, aber gleichem Querschnitte offenbar jener $\frac{l_{11}}{l}$ mal fähiger sein muß, die Electricität zu leiten, welcher bei $\frac{l_{11}}{l}$ mal größerer Länge den nämlichen Widerstand leistet, wie der andere.

Durch solche und andere ähnliche Versuche fand man die in der folgenden Tabelle für die wichtigsten Metalle zusammengestellten Verhältnißzahlen der Leitkräfte und der diesen letzteren natürlich umgekehrt proportionirten eigenthümlichen Leitungswiderstände:

Metall		Leitkraft.	Leitungswiderstand
Kupfer	bei 0° R.	1·000	1·000
Silber	» » »	1·362	0·732
Gold	» » »	1·035	0·966
Platin	» » »	0·142	7·063
Eisen	» » »	0·178	5·637
Messing	» » »	0·277	3·610
Packfong	» » »	0·089	11·286
Quecksilber	» » »	0·026	38·476

Der specifische Leitungswiderstand ist bei Berechnung der reducirten Länge eines metallischen Leiters wohl in Betracht zu ziehen: es muß nämlich, wenn der betreffende Leiter aus einem anderen Metalle als Kupfer (dessen Widerstand als Maßeinheit der eigenthümlichen Widerstände angenommen wird) besteht, der Quotient $\frac{l}{q}$ [(III) S. 578], der sich aus der Division der wirklichen Länge dieses Leiters durch seinen wirklichen Querschnitt ergibt, noch mit der Zahl, welche anzeigt, wie viel mal größer oder kleiner der Leitungswiderstand des Materials des Leiters als jener des Kupfers unter sonst gleichen Umständen ist, d. h. mit dem eigenthümlichen Leitungswiderstande dieses Materials multiplicirt werden. Denn $\frac{l}{q} = r$ stellt die in Metern ausgedrückte Länge eines mit dem Normaldrahte (§. 77) einen gleichen Querschnitt besitzenden Kupferdrahtes dar, welcher dem fraglichen Leiter äquivalent wäre, wenn dieser ebenfalls aus Kupfer bestünde. Besteht dieser hingegen aus einem andern Metalle z. B. Packfong, welches unter übrigens gleichen Verhältnis-

*) Diese Einschaltungen lassen sich leicht mittelst zweier Schraubenklemmen bewerkstelligen, die nach Art jener in Fig. 424 mit 1, 2 bezeichneten, an den Enden des irgendwo durchschnittenen Schließungsdrahtes der Kette festgemacht und in welche auch die Enden des einzuschaltenden Drahtes eingeklemmt werden.

sen der Electricität einen 11·286mal größeren Widerstand leistet als Kupfer; so muß offenbar der dem Packfongleiter äquivalent sein sollende Kupferdraht vom Normalquerschnitte eine 11·286mal größere Länge haben, als wenn dieser Leiter aus Kupfer bestünde, die wahre reducirte Länge desselben daher $11{\cdot}286 \times \frac{l}{q}$ sein.

§. 82. Leitungswiderstand der Flüssigkeiten. So wie bei Metallen ist auch bei Flüssigkeiten der Leitungswiderstand der Länge des Leiters direkt und dem Querschnitte desselben umgekehrt proportional . . . (A). Dies folgt (eben so, wie nach §. 79 für Metalle) aus dem Umstande, daß, wenn in den Schließungskreis einer constanten Kette eine Schichte irgend einer Flüssigkeit eingeschaltet wird, die Stromstärke in dem nämlichen Verhältnisse abnimmt, in welchem die Länge der Schichte bei unverändertem Querschnitte derselben wächst, daß hingegen die Stromstärke sich nicht ändert, wenn der Querschnitt der Schichte in gleichem Verhältnisse wie deren Länge zunimmt *). Flüssigkeitsschichten von gleicher Länge und gleichem Querschnitte, aber verschiedener materieller Beschaffenheit ändern die Stromstärke in verschiedenem Grade, was in der ungleichen specifischen Leitungsfähigkeit der Flüssigkeiten seinen Grund hat.

§. 83. Bestimmung des reducirten Widerstandes der Flüssigkeiten und ihrer eigenthümlichen Leitkräfte. Der reducirte Widerstand einer im Schließungskreise zwischen Metallen eingeschalteten Flüssigkeit wird gefunden, wenn man auf dem Versuchswege einen ihr äquivalenten (unbeschadet der Stromstärke substituirbaren) Draht ermittelt und den reducirten Widerstand dieses Drahtes bestimmt. Die Ausführung beider Operationen ist nach dem Vorhergehenden für sich klar. Der Werth, den man so erhält, rührt theils von dem Widerstande, den der Strom in der Flüssigkeit selbst erfährt und theils von der Polarisation her, aus welcher eine dem Strome entgegenwirkende electromotorische Kraft entspringt. Aus den nach Abschlag der Polarisationen für die reducirten Widerstände der Flüssigkeiten erhaltenen

---

*) Das Einschalten der Flüssigkeitsschichten in den Stromkreis, so wie das Abändern ihrer Längen und Querschnitte läßt sich am leichtesten und besten mittelst eines länglichen prismatischen Troges aus schlecht leitendem Materiale bewerkstelligen, in welchem, senkrecht auf seine Länge, zwei gleichartige, durch seinen ganzen Querschnitt reichende und einander parallele Metallplatten stehen, die mit den Polardrähten der Kette vereinigt sind und wovon die eine an einem Ende des Troges festgestellt ist, die andere aber sich gegen diese hin verschieben läßt. In den Trog wird die betreffende Flüssigkeit gebracht und die Abänderung der Länge und des Querschnittes der so in den Stromkreis eingeschalteten Flüssigkeitsschichte wird durch gegenseitiges Entfernen oder Annähern der als Electroden dienenden Metallplatten und durch entsprechende Veränderung des Höhenstandes der Flüssigkeit im Troge erzielt. Bei dem Versuche selbst zeigt es sich, daß, wenn nur eine, einige Linien lange (respective dicke) Flüssigkeitsschichte die Metallplatten trennt, diese Schichte einen größeren Widerstand leistet als jede mit ihr gleich dicke Schichte, die nachher noch eingeschaltet wird. Dieser größere Widerstand hat seinen Grund in der Polarisation der Metallplatten, die durch die Flüssigkeit bewirkt wird. Läßt man aber bei Messung der Längen der nach und nach zwischen die Platten gebrachten längeren Flüssigkeitsschichten, die mit den Platten in unmittelbarer Berührung stehenden dünnen Schichten, zusammen etwa von 2''' Dicke, außer Acht, so findet man genau das oben unter (A) ausgesprochene Gesetz.

Werthen ergeben sich dann auf eine wieder aus dem Vorhergehenden für sich klare Weise die eigenthümlichen Leitkräfte und Leitungswiderstände dieser Flüssigkeiten.

Nachstehende Tabelle enthält diese Größen für einige Flüssigkeiten, die Leitkraft des Kupfers = 1 gesetzt *).

Name der Flüssigkeit.	Leitkraft.	Leitungswiderstand.
Verdünnte Schwefelsäure (36° B.)	0·000000850	11780
Gesättigte Kochsalzlösung . .	0·000000429	23290
Kupfervitriollösung	0·000000074	135400
Reines Wasser	0·00000000689	145137910

§. 84. Bestimmung des Werthes der Polarisation. Diese Bestimmung, deren Kenntniß schon aus dem eben Vorhergesagten und aus dem Inhalte des §. 80 als nothwendig erscheint, kann folgender Maßen geschehen: Man bringe die Stromstärke der (constanten) Kette, welche in ihrem Schließungskreise die Flüssigkeit im Contacte mit den betreffenden Metallen enthält, durch Einschaltung von Kupferdraht in entsprechender Länge auf eine bestimmte Größe, so daß die Galvanometernadel eine gewisse Ablenkung z. B. von a^0 zeigt, und vermindere nachher durch weitere Einschaltung gleichen Kupferdrahtes die Stromstärke auf b^0; es sei hiezu die reducirte Drahtlänge l erforderlich. Hierauf entferne man aus dem Stromkreise die vorbesagte Flüssigkeit, so wie jede Spur der durch sie bewirkten Polarisation, bringe durch Einschaltung von Kupferdraht die Stromstärke zuerst wieder genau auf a^0 und dann durch weitere Einschaltung eines entsprechenden Drahtstückes, dessen reducirte Länge l_1 sein soll, auf die Größe b^0. Es verhält sich nun die bei Einschluß der Flüssigkeit wirksam gewesene electromotorische Kraft E der Kette zu jener E_1 nach Ausschluß dieser Flüssigkeit, wie $l : l_1$ . . . (M) und es stellt mithin die Differenz $l_1 - l$ den proportionalen Werth der Polarisation d. h. die Kraft des aus der betreffenden, durch einen Strom von a^0 bewirkten Polarisation hervorgerufenen Gegenstromes dar.

Die Richtigkeit des Satzes (M) aber ergibt sich wie folgt: Wird eine constante Kette für sich allein mit der Tangentenbussole vereinigt, und bedeuten L_1 und $L_1 + L_2$ die reducirten Längen der zwei Drähte, durch deren Einschaltung in den Schließungskreis die Stärke des Stromes ein Mal auf

---

*) Nach Marianini's Versuchen ist, wenn die Leitkraft des reinen Wassers = 1 angenommen wird, dieselbe für: Salpetersäure 358, Schwefelsäure 239, Salzsäure 164, Essigsäure 87, Citronensäure 85·71, salzsaures Platin 418, salzs. Gold 307, salpeters. Silber 298, schwefels. Kupfer 258, essigs. Kupfer 154, Eisenvitriol 62·26, schwefels. Zink 51, Aetzammoniak 26·45, Salmiak 150, schwefels. Kali 80, Salpeter 78·3, Glaubersalz 74·2, essigs. Natron 64·9, essigs. Kali 59·2, kohlens. Natron 69·2, Alkohol 0·323 u. s. w. Dabei waren die Salze in 100 Theilen reinen Wassers aufgelöst. Es stellte sich übrigens bei diesen und andern von Förstemann und Pfaff unternommenen Versuchen im Allgemeinen heraus, daß unter den Flüssigkeiten die Säuren das größte und Auflösungen von Alkalien und neutralen Salzen das geringste Leitvermögen besitzen, und daß dieses bei Salzauflösungen im Verhältnisse der Menge des aufgelösten Salzes wächst. Mit der Temperatur ändert sich auch das Leitvermögen der Körper: bei manchen, z. B. den Metallen, wird dieses Vermögen durch Temperaturerhöhung geschwächt, bei andern verstärkt und zwar bei verschiedenen Körpern in verschiedenem Grade.

A_1 und das andere Mal noch weiter und zwar auf a_1 Grade herabgebracht wird; so hat man, wenn E_1 die electromotorische Kraft und L den reducirten Gesammtwiderstand der Kette außerhalb der eingeschalteten Drähte bezeichnet, nach der Ohm'schen Formel (1) auf S. 576 für die Stromstärken der Kette in beiden Fällen die Ausdrücke

$$\text{tang. } A_1 = \frac{E_1}{L + L_1} \text{ und tang. } a_1 = \frac{E_1}{L + L_1 + L_2},$$

aus welchen sich

$$L + L_1 = \frac{\text{tang. } a_1}{\text{tang. } A_1 - \text{tang. } a_1} \text{ und } E_1 = \frac{\text{tang. } A_1 \text{ tang. } a_1}{\text{tang. } A_1 - \text{tang. } a_1} L_2$$

ergibt. Stellen für eine andere constante Kette die Buchstaben e_1, l, l_1 und l_2 die nämlichen Größen vor, welche bei der ersteren Kette mit E_1, L, L_1 und L_2 bezeichnet wurden, so ergibt sich auf gleichem Wege wie vorher

$$l + l_1 = \frac{\text{tang. } a_1}{\text{tang. } A_1 - \text{tang. } a_1} \text{ und } e_1 = \frac{\text{tang. } A_1 \text{ tang. } a_1}{\text{tang. } A_1 - \text{tang. } a_1} . l_2$$

und es ist demnach $E_1 : e_1 = L_2 : l_2$ d. h. die electromotorischen Kräfte verhalten sich wie die reducirten Längen der Drahtstücke, durch deren Einschaltung in dem einen und in dem andern Falle die Stromstärke immer von A_1 auf a_1 herabgebracht wird. Daß und wie man nach diesem Satze die verschiedenen Ketten in Bezug auf ihre electrischen Kräfte unter einander vergleichen könne, ist nun für sich klar. Eine solche Vergleichung hat für die electromotorischen Kräfte der Ketten von Daniell, Grove und Bunsen die Verhältnißzahlen 0·58, 1 und 1 gegeben.

§. 85. Einfluß der Anzahl und Größe der Elemente auf die Wirkung einer electrischen Kette. Hat man eine, durch einen Leiter geschlossene einfache Volta'sche Kette und bedeutet e deren electromotorische Kraft (nach Abzug der aus der Polarisation entspringenden Gegenkraft), L den (versteht sich reducirten) Widerstand der Kette, und l jenen im Schließungsleiter; so ist die Stromstärke $s = \frac{e}{L + l} \ldots$ (I). Werden n solche einfache Ketten zu einer Batterie vereinigt und diese durch den nämlichen Leiter, wie vorher die einfache Kette geschlossen; so stellt offenbar n e die gesammte electromotorische Kraft der Batterie, n L den Gesammtwiderstand in dieser dar und es ist ihre Stromstärke $s_1 = \frac{n e}{n L + l} \ldots$ (II). Werden hingegen die n einfachen Ketten so verbunden, daß aus allen positiven Gliedern ein einziges großes positives und aus allen negativen Gliedern ein einziges großes negatives Glied gebildet wird (indem man, wenn z. B. die n Ketten Zink-Kupferketten sind, alle n Zinkplatten zu einer einzigen großen Zink- und alle n Kupferplatten zu einer einzigen großen Kupferplatte vereinigt), hat die Flüssigkeitsschichte zwischen diesen großen Kette-Gliedern die nämliche Dicke, wie vorher zwischen den Gliedern jeder der einfachen Ketten, und wird endlich die großgliedrige einfache Kette wieder mit demselben Leiter, wie in den vorigen Fällen geschlossen; so ist die electromotorische Kraft, weil sie nicht von der Größe der Electromotoren abhängt, wieder e, wie bei jeder einzelnen der n einfachen Ketten; der Widerstand in der Kette aber ist wegen des n mal größeren Querschnittes der letzteren n mal kleiner als bei

einer der n Ketten, mithin $\frac{L}{n}$. Demnach ergibt sich bei der gebildeten großgliedrigen Kette die Stromstärke $s_2 = \frac{e}{\frac{L}{n} + l} = \frac{n e}{L + n l}$ . . . . (III).

Die 3 Formeln (I), (II) und (III) gehen unter der Voraussetzung, l sei so groß, daß im Vergleiche damit L, mithin umsomehr $\frac{L}{n}$ und ferner auch n L als sehr kleine Größen vernachlässigt werden können, in die Ausdrücke $s = \frac{e}{l}$, $s_1 = \frac{n e}{l}$ und $s_2 = \frac{e}{l}$ über. Es ist daher sehr nahe $s_1 = n s$ und $s_2 = s$; d. h. bei sehr großem Widerstande im Schließungsleiter wird die Wirkung der electrischen Kette nur durch die Vermehrung der Anzahl der Elemente, und zwar mit dieser Vermehrung in gleichem Verhältnisse, keineswegs aber durch Vergrößerung der Erregerplatten gesteigert. Ist hingegen die Größe l so klein, daß sich dieselbe und auch sogar n l im Vergleiche mit L vernachlässigen läßt, so ist sehr nahe

$$s = \frac{e}{L}, \; s_1 = \frac{n e}{n L} = \frac{e}{L} \text{ und } s_2 = \frac{n e}{L};$$

mithin $s_1 = s$ und $s_2 = n s$. Demnach bewirkt bei einem sehr kleinen Widerstande im Schließungsleiter die Vermehrung der Elemente keine Steigerung des Effectes der Kette; dieser wächst aber in gleichem Verhältnisse wie die Größe der Erregerplatten. Es ist daher im betrachteten Falle der Effect einer zusammengesetzten Volta'schen Kette gleich jenem eines einzigen Gliedes derselben. Die Vergleichung verschiedener Volta'scher Batterien in Bezug auf diesen Effect geschieht einfach durch Schließung derselben mittelst der Tangentenbussole, deren Widerstand gegen jenen in der Stromquelle selbst vernachlässigt werden kann. So wie die Tangenten der Ablenkungswinkel der Bussolennadel verhalten sich natürlich die correspondirenden Effecte.

Diese Betrachtungen leiden natürlich auch Anwendung auf thermoelectrische Ketten, in welchen, weil sie gewöhnlich nur aus Metallverbindungen bestehen und keine Flüssigkeiten enthalten, nur ein verhältnißmäßig geringer Leitungswiderstand vorhanden ist.

Nimmt die Zahl n der Elemente ohne Ende zu, so nähert sich, weil da in der Formel

$$s_1 = \frac{n e}{n L + l} = \frac{e}{L + \frac{l}{n}}$$

der Bruch $\frac{l}{n}$ immer kleiner wird, der Werth von s_1 immer mehr dem Werthe $\frac{e}{L}$, kann demselben daher durch gehörige Vergrößerung von n beliebig nahe gebracht werden, ihn aber nie erreichen oder wohl gar übertreffen. Demnach ist, bei einem bestimmten Widerstande l im Schließungskreise einer Batterie, der größte durch Vermehrung der Elemente derselben erzielbare Effect stets kleiner als $\frac{e}{L}$ d. i. als der Effect, den ein einziges Element der Batterie gibt, wenn es durch einen Leiter geschlossen ist, dessen Widerstand an und für sich oder in Bezug auf jenen in der Kette selbst vernachlässigt werden kann. Hätte man zur Erreichung eines gewissen

Zweckes eine Stromstärke nöthig, die den einer bestimmten Batterie entsprechenden Werth $\frac{e}{L}$ übersteigt; so läßt sich diese Stärke nie durch Vermehrung der Elemente dieser Batterie, sondern nur durch eine andere Batterie erreichen, bei welcher e größer oder L kleiner als bei der vorigen oder beides zugleich der Fall ist. Da der Leitungswiderstand im Innern einer Volta'schen Batterie unter sonst gleichen Umständen in dem nämlichen Verhältnisse abnimmt, in welchem die Berührungsflächen zwischen Platten und Flüssigkeit wachsen, so kann bloß durch Vergrößerung dieser Flächen (der Erregerplatten) die Wirkung der Batterie nicht nur größer als $\frac{e}{L}$, sondern (bis zu einer durch die Natur der Flüssigkeit selbst bestimmten Grenze) beliebig groß gemacht werden.

Wird der Widerstand L im Stromkreise einer Kette durch Hinzubringung eines neuen Widerstandes L_1 vergrößert, so nimmt die Stromstärke ab und wird, wenn sie früher $\frac{E}{L}$ war, jetzt $= \frac{E}{L + L_1}$, wo E die gesammte electromotorische Kraft bedeutet). Es verhalten sich daher in beiden Fällen die Stromstärken wie $\frac{1}{L} : \frac{1}{L + L_1} = L + L_1 : L = 1 + \frac{L_1}{L} : 1$. Je kleiner nun L_1 im Verhältnisse zu L, je kleiner also der Werth des Bruches $\frac{L_1}{L}$ ist, desto mehr nähert sich das Verhältniß der Stromstärken jenem der Gleichheit und entfernt sich desto weiter davon im umgekehrten Falle. Einen je größeren Widerstand ein Strom bereits überwunden hat, desto weniger verliert er demnach an Stärke, wenn ein neuer Widerstand hinzukömmt. Hingegen nimmt die Stärke eines bei ursprünglich geringem Widerstande erzeugten Stromes in sehr starkem Verhältnisse ab, wenn er nachher einen Leiter von größerem Widerstande passirt.

Aus dem eben Erwiesenen folgt, daß man bei allen die Vergleichung oder Messung von Leitungswiderständen betreffenden Untersuchungen, wozu Ströme erfordert werden, die für Widerstands-Differenzen möglichst empfindlich sind, eine Stromquelle anwenden müsse, in welcher ein sehr geringer Widerstand vorhanden ist, weswegen zu solchen Untersuchungen der Strom einer thermoelectrischen Kette oder der in einer Drahtspirale inducirte Strom jenem einer Volta'schen Kette immer weit vorzuziehen ist.

§. 86. Bedingungen der Erreichung der größten Stromstärke durch eine aus gegebenem Materiale zu construirende Volta'sche Batterie. Aus einer gegebenen Quantität von Zink- und Kupferblech oder andern zu den Erregerplatten bestimmten Materialien läßt sich eine Batterie entweder von wenigen und größeren oder von mehr und kleineren Elementen construiren. Um mit derselben bei gegebenem Widerstande des Schließungsleiters die möglich größte Stärke zu erreichen, muß sie aus einer gewissen Anzahl n Elementen bestehen, welche Anzahl zu bestimmen ist. Bedeutet e die electromotorische Kraft, L den Widerstand der Kette, wenn sie nur aus einem einzigen, das ganze gegebene Materiale enthaltenden Elemente bestünde, und l den Widerstand im Schließungsleiter; so ist bei n Elementen der Widerstand in jedem Elemente (von nmal

kleinerer, einen nmal größeren Widerstand begründenden Fläche) nL, somit n^2L der Gesammtwiderstand in der Batterie, und man hat die Stromstärke

$$s = \frac{ne}{n^2 L + l} = \frac{e}{nL + \frac{l}{n}} \quad \ldots . (\dagger).$$

Die größte Stromstärke wird demnach durch jenen Werth von n erzielt, für welchen der Nenner $nL + \frac{l}{n}$ des obigen Bruches am kleinsten wird. Setzt man anstatt dieses Werthes irgend einen andern n_1; so ist offenbar $n_1 L + \frac{l}{n} > nL + \frac{l}{n}$ und es muß die Differenz $n_1 L + \frac{l}{n_1} - \left(nL + \frac{l}{n}\right)$ oder der ihr gleiche Ausdruck

$$(n_1 - n)L + \left(\frac{1}{n_1} - \frac{1}{n}\right) l = (n_1 - n)\left(L - \frac{l}{n n_1}\right)$$

immer positiv sein, was unter der Voraussetzung $n_1 > n$ nur, wenn auch $L - \frac{l}{n n_1}$ positiv, mithin $\frac{l}{n n_1} < L$ ist, hingegen unter der Voraussetzung $n_1 < n$ nur, wenn $L - \frac{l}{n n_1}$ negativ, mithin $\frac{l}{n n_1} > L$ ist, stattfindet. Da, wenn man sich n, von 0 an immer fort zunehmend denkt, der Bruch $\frac{l}{n n_1}$ fortwährend abnimmt, und da nach Vorstehendem, $\frac{l}{n n_1} < L$ oder $\frac{l}{n n_1} > L$ wird, je nachdem n_1 einen größeren oder kleineren Werth als n erhält; so muß offenbar für $n_1 = n$, $\frac{l}{n n_1} = \frac{l}{n^2} = L \ldots . (\dagger\dagger)$, folglich $n = \sqrt{\frac{l}{L}}$ sein. Zur Erzielung der größten Stromstärke muß daher die Batterie aus so vielen Elementen bestehen, als die der Größe $\sqrt{\frac{l}{L}}$ am nächsten kommende ganze Zahl Einheiten hat. Da nach Gleichung $(\dagger\dagger)$ $l = n^2 L \ldots . (\dagger\dagger\dagger)$ ist; so geht obige Formel $(\dagger)$, durch Substitution der Werthe für n und n^2L, in die Formel

$$s = \frac{ne}{2l} = \frac{e}{2l}\sqrt{\frac{l}{L}} = \frac{e}{2\sqrt{lL}} \text{ über.}$$

Aus der Gleichung $(\dagger\dagger\dagger)$ folgt, weil n^2L den Gesammtwiderstand der Batterie und l den Widerstand im gesammten Schließungsleiter darstellt, der Satz: das jene, aus gegebener Menge des Materials construirte Volta'sche Batterie den stärksten Strom gebe, bei welcher der eigene Gesammtwiderstand dem Gesammtwiderstande des Schließungsleiters gleich ist . . . . (I).

Schließt man die so construirte Batterie mit einem Leiter, dessen Widerstand sehr klein ist und vernachläßigt werden kann; so ist nach Formel $(\dagger)$ ihre Stromstärke $s = \frac{ne}{n^2L} = \frac{e}{nL}$, oder wenn für n der oben gefundene Werth $\sqrt{\frac{l}{L}}$ gesetzt wird, $s = \frac{e}{\sqrt{lL}}$, also gerade doppelt so groß als bei Anwendung des Schließungsleiters vom Widerstande l.

Jede Batterie erleidet während sie wirksam ist zu Folge der in ihr stattfindenden chemischen Vorgänge eine Abnutzung, deren Betrag, da sie in jeder Batteriezelle gleich und nur von der Stromstärke abhängig ist, bei sonst gleichen Umständen mit der Anzahl der Zellen, daher mit der Elementen-Zahl der Batterie wächst. Handelt es sich also darum, bei einer Batterie die größte Wirkung mit dem geringsten Kostenaufwande zu erreichen, so wird jene (nach der im Vorstehenden gegebenen Theorie zu construirende) Batterie in ökonomischer Beziehung die vortheilhaftere sein, die aus weniger Elementen besteht.

§. 87. Betrachtung der Multiplicatoren und Galvanometer in Bezug auf Leitungswiderstand.

Bezeichnet W den Leitungswiderstand in allen Theilen einer geschlossenen Kette, das multiplicirende Drahtgewinde eines eingeschalteten Galvanometers oder Multiplicators ausgenommen; e die electromotorische Kraft der Kette; l die Länge einer Windung des multiplicirenden Drahtgewindes; n die Anzahl der Windungen; q den Querschnitt des Drahtes und w den eigenthümlichen Leitungswiderstand des Stoffes, aus welchem der Draht besteht: so stellt (§. 79 und 81) $\frac{l w}{q}$ den Leitungswiderstand in einer Drahtwindung mithin $\frac{n l w}{q}$ jenen aller Drahtwindungen dar, und man hat, dem Ohm'schen Gesetze zu Folge, für die Stromstärke in jeder Windung den Ausdruck $\frac{e}{W + \frac{l w}{q}}$.

Da die Kraft, womit ein Drahtgewinde auf die Magnetnadel wirkt, der in dieser Windung herrschenden Stromstärke proportional ist; so kann die Action einer Drahtwindung auf die Magnetnadel durch $\frac{e h}{W + \frac{l w}{q}}$ repräsentirt werden, wenn h eine von der Gestalt der Windungen und vom Magnetismus der Nadel abhängige Größe bedeutet, und es ergibt sich unter der Voraussetzung, daß jede Windung mit gleicher Stärke auf die Nadel einwirkt, (welche Voraussetzung zwar nie verwirklicht wird [§. 49], hier aber die Betrachtung, ohne deren Resultate im Wesentlichen zu ändern, sehr erleichtert) für die Gesammtwirkung K aller n Windungen, also des ganzen Multiplicators auf die Magnetnadel die Formel

$$K = \frac{n e h}{W + \frac{n l w}{q}} \quad \ldots . \text{(a)}.$$

Bedeutet G das Gewicht des Multiplicatordrahtes und d seine Dichte, so ist $G = n l q d$, hiernach $q = \frac{G}{n l d}$ und nach Substitution dieser Werthe in die vorige Formel (a)

$$K = \frac{n e h}{W + \frac{n^2 l^2 w d}{G}} \quad \ldots . \text{(b)}.$$

Wenn $\frac{l\,w}{q}$ den Leitungswiderstand in einer der n Drahtwindungen ausdrückt, die man sich aus der Masse Draht vom Gewichte G gemacht denkt, so stellt $\frac{l^2\,w\,d}{G} = \frac{l^2\,w\,d}{n\,l\,q\,d} = \frac{l\,w}{n\,q} = R$ den nmal kleineren Widerstand vor, der im Drahte für den Fall statt finden würde, daß aus seiner ganzen Masse G nur eine einzige Windung (von gleicher Länge und daher nmal größerem Querschnitt als vorher) gemacht würde, und die Formel (b) geht in die Form

$$K = \frac{n\,e\,h}{W + n^2 R} \;.\;.\;.\;.\; (c)$$

über. Wendet man nun auf diesen Ausdruck die nämlichen Schlüsse an, wie dies im §. 86 auf die Formel $s = \frac{n\,e}{n^2 L + l}$ geschehen; so zeigt es sich, daß der Werth von K ein Maximum, d. i. die Action des multiplicirenden Gewindes auf die Nadel am größten wird, wenn

$$W = n^2 R = \frac{n\,l\,w}{q} \;.\;.\;.\;.\; (d)$$

ist, d. h. wenn der Multiplicatordraht so gewählt wird, daß der Gesammtwiderstand $\left(\frac{n\,l\,w}{q}\right)$ aller Windungen, dem Widerstande (W) in dem ganzen übrigen Theile des Stromkreises (in der Kette und allen Theilen des Schließungsleiters mit Ausnahme des Multiplicators) gleich kommt.

Es ist daher zur Erzielung der möglich größten Einwirkung auf die Magnetnadel, je nach Verschiedenheit der Stromquellen und ihrer Schließungsleiter, auch eine verschiedene Beschaffenheit des multiplicirenden Drahtgewindes nothwendig. Demnach erfordern Volta'sche (hydroelectrische) Ketten, bei welchen wegen der Flüssigkeiten, die sie enthalten, der Leitungswiderstand immer mehr oder weniger groß ist, aus langen und dünnen Drähten bestehende, (und daher ebenfalls große Widerstände leistende) Multiplicatorgewinde, während die thermoelectrischen Ketten, deren innerer Leitungswiderstand nie groß sein kann, multiplicirende Gewinde aus kurzen und dicken Drähten erheischen (§. 76). Die in jedem Falle entsprechende Länge und Dicke des Multiplicatordrahtes wird durch die bei gegebenem Stoffe und Gewichte der Drahtmasse aus der Formel (d) sich ergebende Windungsanzahl $n = \sqrt{\frac{W}{R}}$ bestimmt, bei welcher dann, zu Folge der Formel (c) die Action auf die Nadel $= \frac{e\,h}{2\sqrt{W\,R}}$ ist.

§. 88. Atmosphärische Electricität. In der Luft, auch bei ganz heiterem Himmel, und in den Wolken ist immer mehr oder weniger freie Electricität vorhanden. Dieses beweisen für die unteren Luftregionen Beobachtungen mittelst der Luftelectroscope (empfindliche Electroscope, bei welchen ein viele Schuhe weit emporragender, oben zugespitzter Draht als Collector dient) für die höheren Regionen und für die Wolken hingegen Versuche, welche (von Franklin, de Romas u. a.) durch Steigenlassen papierner Drachen angestellt wurden, die an ihrem obersten Punkte eine Metallspitze trugen und

deren Schnur durch Feuchtigkeit, oder durch einen, ihrer ganzen Länge nach eingeflochtenen Draht leitend gemacht, am unteren Ende aber durch Befestigung an einer Seidenschnur isolirt war. Aus diesem unteren Ende erhielt de Romas bei sehr heiterer Witterung electrische Funken, welche starke Erschütterungen hervorbrachten, (die Luftelectricität bei heiterem Himmel ist in der Regel immer positiv und nimmt, je nach der Tages- und Jahreszeit und zwar ziemlich gesetzmäßig zu und ab,) und als der Drache in beträchtlicher Höhe an eine Gewitterwolke gelangte, bekam er einen Funkenstrom von 10 Fuß Länge und 1 Zoll Dicke. Dies und die Aehnlichkeit der Eigenschaften und Wirkungen des Blitzes mit jenen des Funkens einer kräftigen Electrisirmaschine oder einer starken Leidner-Flasche bei der Entladung (zickzackförmige Bahn durch die Luft, Durchbrechen und Zersplittern anderer schlechter Leiter, Entzündung brennbarer Stoffe, Erschütterungen u. s. w.) beweisen hinlänglich, daß ein solcher Funke und der Blitz nur dem Grade nach verschieden sind. In der That ist ersterer (der Blitz) nichts anders als ein sehr kräftiger, electrischer Funke, der von einer Wolke durch die Luft auf eine andere Wolke oder auf die Erde überspringt (im letzteren Falle sagt man es schlage ein). Der heftige Knall, welcher beim Durchbrechen dieses Funkens durch die schlechtleitende Luft entsteht, bildet den Donner, dessen Rollen von der ungleichen Entfernung der durch den Blitz auf seinem Wege erschütterten Stellen und von der Vervielfältigung des besagten Knalles, durch Reflexion an verschieden entfernten Wolken, Bergen u. s. w. herkömmt. Die Zeit, die von der Wahrnehmung des Blitzes bis zu jener des Donners verfließt, hängt von der Entfernung des Beobachters von dem Orte in der Atmosphäre ab, wo die electrische Entladung vor sich geht.

Als die vorzüglichsten Quellen der atmosphärischen Electricität (die übrigens gewiß auch noch andere Ursachen hat) sieht man die Verbrennungsprocesse auf der Erde und die Dampfbildung hauptsächlich aus dem Wasser der Meere an, hiezu veranlaßt durch die Erfahrung, daß alle gasförmigen Verbrennungsproducte und aller bei Abscheidung des Wassers von Salzen sich bildende Wasserdampf auffallend positiv electrisch sind (während die verbrennenden Stoffe und die zurückbleibenden Flüssigkeiten negativ electrisch erscheinen). Die electrische Spannung in der Stärke, wie sie Bedingung der kräftigen Entladung beim Blitze ist, entspringt sicherlich erst aus der Verdichtung des Dampfes zu Wasser und aus der ungemeinen Raschheit, womit diese Verdichtung bei Entstehung und Vergrößerung der Wolken fortschreitet.

Auch bei der bekannten Erscheinung des so oft die Hoffnungen des Landmannes vernichtenden Hagels spielt, nach Volta's Ansicht, die Electricität eine Hauptrolle. Bei Erklärung dieses Phänomens sind vorzüglich zwei Punkte ins Reine zu bringen, nämlich a) woher im Sommer (in welcher Jahreszeit allein es in der Regel nur hagelt) die enorme Kälte komme, die zur Entstehung der großen Eismassen erforderlich ist, welche in Körnern von der Größe einer Linie bis 6 Zoll Durchmesser niederfallen und b) wie die Hagelkörner, nachdem sie bei ihrer Bildung in der oberen Luftregion eine Größe erreicht haben, bei der sie vermöge ihres Gewichtes herab fallen sollten, noch so lange in der Luft erhalten werden können, bis sie zu oft Pfunde schweren Massen angewachsen sind.

Nach Volta's Hageltheorie steigen die Wolken im Sommer in hohe und trockene Luftregionen, werden daselbst von der Sonne beschienen, erfahren so eine sehr rasche Verdünstung an ihrer oberen Fläche und hiedurch, da zur Dunstbildung viel Wärme erforderlich ist, welche hier der betreffenden

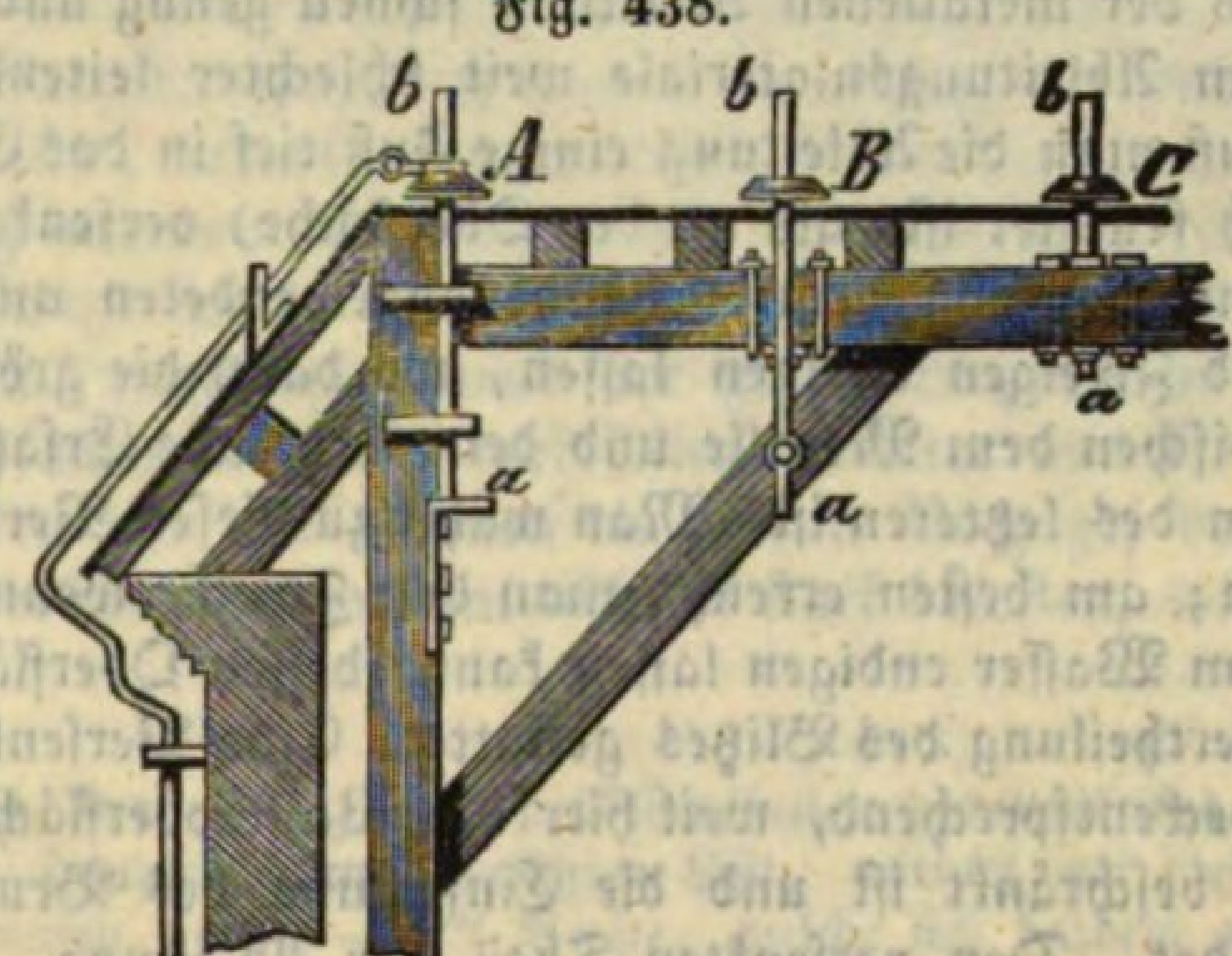
Wolke selbst entzogen wird, eine so starke Erkaltung, daß ein Theil des fein zertheilten Wassers, aus welchem die Wolke besteht, gefriert. Die gebildeten, in die Höhe steigenden Dünste werden in den kälteren Luftschichten, in welche sie gelangen, (durch Abkühlung) wieder zu fein zertheiltem Wasser, zu einer Wolke, verdichtet. Da die beiden, nun über einander schwebenden Wolken sich im entgegengesetzten und zwar die untere im negativ, und die obere im positiv electrischen Zustande befinden; so werden die durch die Verdünstung in der untern Wolke gebildeten Eiskörner zwischen beiden Wolken aus dem nämlichen Grunde, wie beim sogenannten electrischen Hagel (S. 450) die Hollundermarkkügelchen zwischen den Platten b, c (Fig. 347), auf und nieder bewegt. Indem sie hierbei durch die an ihren Oberflächen aus den Wolken fortwährend sich absetzenden und selbst in Eis übergehenden Wassertheile allmälig an Masse immer mehr zunehmen, erreichen sie endlich ein Gewicht, bei welchem sie zwischen den Wolken durch deren Electricitäten nicht mehr zurückgehalten werden können, und fallen dann herab. So sinnreich und annehmbar erscheinend diese Ansicht auch ist, so stehen derselben doch noch manche mit ihr nicht vereinbare Thatsachen entgegen. Ueberhaupt gibt es bis jetzt keine, alle Erscheinungen beim Hagel genügend und in Uebereinstimmung erklärende Theorie.

§. 89. Blitzableiter. Kaum hatte Franklin das im vorigen §. bezeichnete Wesen des Blitzes außer Zweifel gestellt, so führte ihn diese seine schöne Entdeckung sogleich zu der höchst nützlichen Erfindung der Blitz- oder Wetterableiter. Es sind dies Vorrichtungen, durch welche der aus einer Wolke hervorbrechende Blitz auf einem bestimmten Wege ohne Schaden der Gebäude, Schiffe, Menschen u. s. w. zur Erde geleitet wird, und welchen die aus der völligen Gleichheit des Blitzes mit einem sehr kräftigen electrischen Funken sich ergebende Voraussetzung zu Grunde liegt, daß der Blitz unter mehreren ihm dargebotenen Leitern immer dem besseren und bei sonst gleicher Beschaffenheit den nächsten Leiter aufsuche und diesem ohne nachtheiligen Einfluß auf den Leiter selbst und auf dessen Umgebung folge, wenn ersterer, vermöge hinreichend großen Querschnittes, der Wolkenelectricität ein ungehindertes Abfließen in die Erde gestattet. Demnach besteht ein Blitzableiter in der Wesenheit gewöhnlich 1) aus einer oder mehreren über die höchsten Punkte des zu schützenden Gebäudes emporragenden Metallstangen, Auffangstangen genannt, und 2) aus einer von diesen Stangen ununterbrochen in die Erde herabgehenden metallenen Leitung, der sogenannten Ableitung.

Die Auffangstangen haben den Zweck, mit ihren oberen in die Luft ragenden Enden die der mit electrischen Entladungen drohenden Wolken nächsten und besten Leitpunkte des Gebäudes zu bilden, die dann der Wahrscheinlichkeit nach vor allen anderen Punkten vom herabfahrenden Blitze getroffen werden. Diese Stangen müssen daher (3—4 Fuß) über die Schornsteine und alle anderen höchsten Punkte des Gebäudes emporgehen und oben mit scharfer Spitze versehen sein, weil diese die Electricität leichter aufnimmt (§. 25). Man verfertigt die Stange aus Schmiedeisen, gibt ihr eine conische oder pyramidale Gestalt, eine der Beschaffenheit des Gebäudes entsprechende Länge (die jedoch nie über 3 Klafter betragen soll, weil sonst die Befestigung der Stange, so daß sie vom Winde nicht umgeworfen werden kann, kaum möglich, mindestens sehr schwierig ist); ihre Dicke nimmt vom untern, auf dem Gebäude,

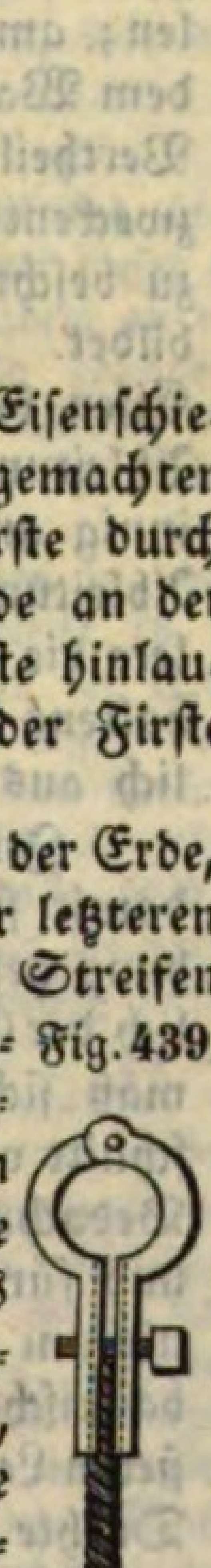
gewöhnlich auf der Dachfirste aufsitzende Ende bis zum obern allmälig von etwa 2 Zoll bis zu ½ Zoll ab, und am dünneren Ende hat sie eine kupferne, im Feuer stark vergoldete oder ganz aus Platin bestehende Spitze aufgeschraubt (damit die Spitze nicht durch Rosten zerstört oder schlecht leitend gemacht werden kann). Da nach der auf zahlreiche Erfahrungen sich gründenden Ansicht des französischen Akademikers Charles die schützende Wirkung einer Auffangstange sich nur auf einen Umkreis erstreckt, dessen Halbmesser dem Doppelten der Stangenhöhe gleich ist; so müssen größere Gebäude mehrere und zwar so viele und in der Art angeordnete Auffangstangen erhalten, daß je zwei nicht weiter als um das Doppelte der Summe ihrer Höhen von einander abstehen und kein Gebäudetheil, insbesondere keiner der höheren, außer der Wirkungssphäre der ihm nächsten Auffangstange bleibe. Was die Befestigung der Auffangstangen auf den Gebäuden anbelangt, so macht die Fig. 438, in welcher a b diese Stangen in oben abgebrochenem Zustande bedeuten, bei A, B und C drei verschiedene Arten derselben ohne weitere Erklärung verständlich. Eine große Festigkeit gewährt die Einrichtung, wo die Auffangstange auf dem Rücken des Daches mittelst eines Sattels aufsitzt (der aus zwei an der Stange gegen das untere Ende hin und mit ihr in einerlei Ebene angeschraubten, nach abwärts divergirenden, starken Eisenschienen und mehreren andern an diesen unter rechten Winkeln festgemachten horizontalen Querschienen besteht), und in der Richtung der Firste durch zwei geneigte Stangen gestützt ist, deren jede mit dem einen Ende an der Auffangstange und mit dem anderen an der gewöhnlich über die Firste hinlaufenden, ebenfalls eisernen Ableitstange festgeschraubt oder aber in der Firste selbst befestigt ist.

Fig. 438.



Ableitung. Zur leitenden Verbindung der Auffangstange mit der Erde, und wenn ein Gebäude mehrere solche Stangen benöthigt, auch dieser letzteren untereinander, werden Stangen oder besser Flachschienen aus Eisen, Streifen aus Kupferblech oder Seile aus Kupfer- oder Messingdraht angewendet. Die einzelnen Stücke der Ableitung aus Eisen oder aus Kupferstreifen werden, mit ihren rein und eben gefeilten Enden, sowohl an den Auffangstangen als an einander mittelst Schrauben und Muttern, die Kupferstreifen wohl auch nur durch Zusammennieten, befestigt, und es ist gut, zwischen die zusammenzuschraubenden Theile an den Verbindungsstellen wohl gereinigte Bleistreifen einzulegen, weil diese dann, dem Drucke der Schrauben nachgebend, eine völlig ununterbrochene und andauernde metallische Verbindung sichern. Bei einer Drahtseilableitung geschieht die Befestigung derselben an der Auffangstange am besten mittelst eines am unteren gut abgerundeten Ende der Stange festgemachten Scharnierstückes, in welchem das Seilende eingeklemmt ist. (Fig. 438 und 439.)

Fig. 439.



Andere Zusammenfügungen werden bei einem Drahtseile, da man sich dasselbe in der zur ganzen Ableitung erforderlichen Länge immer leicht aus einem ununterbrochenen Stücke verschaffen kann, nicht nothwendig. Die Ableitung ist von den Auffangstangen aus, auf dem kürzesten Wege, am besten auf der Wetterseite, in die Erde herabzuführen, und wird auf dem Dache selbst von eisernen, 3—6 Zoll hohen Stützen getragen, in deren oberem, gabelförmigem Ende sie liegt und darin mittelst eines über ihr durch die Gabelzinken gesteckten Querbolzens festgehalten wird. So weit die Ableitung dem Rücken des Daches entlang geht, werden diese Stützen mittelst auf der Firste sitzender Sättel, auf den Dachabhängen aber durch Einschlagen in den Dachstuhl selbst befestigt. Der an den Gebäudewänden herablaufende Theil der Ableitung kann seine Befestigung durch eben solche (aber horizontale) Stützen oder durch bloße Klammern erhalten, die in die Wände eingetrieben werden. Damit der Blitz aus der metallenen Ableitung schnell genug und sicher in den, im Verhältnisse zum Ableitungsmateriale weit schlechter leitenden Erdboden abfließen könne, muß man die Ableitung einige Fuß tief in das Erdreich, (welches dort gewöhnlich feuchter ist, als an der Oberfläche) versenken und darin in mehreren horizontalen, von dem Gebäude abgewendeten und divergirend laufenden Aesten und Zweigen endigen lassen, wo dann die größere Anzahl Berührungspunkte zwischen dem Metalle und dem Erdreiche Ersatz für das schlechtere Leitvermögen des letzteren ist. Man wählt zu diesen Versenkungen die feuchtesten Stellen; am besten erreicht man den Zweck, wenn man die Ableitung in fließendem Wasser endigen lassen kann, dessen Oberfläche eine leichte und völlig freie Vertheilung des Blitzes gestattet. Eine Versenkung in einen Brunnen ist nicht zweckentsprechend, weil hier die Wasseroberfläche zur besagten Vertheilung viel zu beschränkt ist und die Einfassung des Brunnens sogar einen Widerstand bildet. Den versenkten Theil der Ableitung, insbesondere, wenn diese aus Eisen besteht, macht man gewöhnlich aus Blei, indem man um das untere Ableitungsende einen entsprechend breiten und langen Streifen aus Tafelblei innig anliegend herumwickelt und dann durch Zerschneiden des vom besagten Ableitungsende entfernteren Theils dieses breiten Streifens in mehrere schmälere die oben erwähnten Aeste oder Zweige bildet. Zum Behufe besseren Feuchthaltens der Umgebung dieser Aeste und Zweige wird dieselbe zunächst gewöhnlich aus Holzkohlenklein gebildet.

In Betreff der Dicke, welche die besprochenen Ableitungen haben müssen, damit sie, ohne zerstört, geschmolzen oder auch nur auf einen für die Umgebung gefährlichen Grad erhitzt zu werden, selbst den kräftigsten Blitz unschädlich der Erde zuzuführen vermögen, darf man den bisherigen Erfahrungen gemäß sicher annehmen, daß in allen Fällen für Ableiter aus Eisen ein Querschnitt von $\frac{1}{4}$ □ Zoll, für Streifen aus Kupferblech von der Dicke des zu Bedachungen gewöhnlich verwendeten, eine Breite von 2—3 Zoll hinreiche und für Messingdrahtseile ist nach v. Yelin eine solche Dicke als das Minimum anzunehmen, daß eine Seillänge von etwa 10 Fuß das Gewicht eines baierischen Pfundes hat. (Bei Drahtseilen aus Kupfer weicht wegen des größeren Leitvermögens des letzteren eine geringere Dicke hin.) Mehrere dünnere Drähte sind wenigeren und dickeren Drähten vorzuziehen, weil in letzteren häufiger unganze, die gute Leitung unterbrechende Stellen vorkommen, als in ersteren und man bei mehreren Drähten sicherer sein kann, daß einer den Fehler des anderen unschädlich mache.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Blitz, wenn er in ein Gebäude einschlägt, immer die hervorragenden Kanten, Ecken und Spitzen an den höchsten Stellen des Gebäudes trifft. Es ist daher wegen der Unsicherheit, woher der erste Anfall aus der Gewitterwolke kommt, gut, wie schon Raimarus vorgeschlagen hat, die Ableitung die ganze First des Daches entlang, über die Schornsteine hin, (in welche der Blitz, wegen der aus ihnen aufsteigenden, ihm als Leiter dienenden dunstreichen Rauchsäule so häufig fährt), und wenn Ecken, Frontispice, hervorragende Altane oder dgl. vorhanden sind, auch über deren Gipfel und Rand zu führen (auch jede größere Metallmasse am Gebäude muß in Verbindung mit der Ableitung gesetzt werden, weil der zur Erde fahrende Blitz in solchen Massen secundäre electrische Ströme erzeigt, die, wenn ihnen kein Abfließen in die Erde möglich gemacht ist, ebenso gefährlich werden können, wie der Blitz selbst). Bei der eben besagten metallischen Bewaffnung *) der hervorragenden Stellen des Gebäudes, welche, auch beim Vorhandensein von Auffangstangen, doch immer die einzige vollkommene Sicherung des Gebäudes bleibt, bedarf es dann auch keiner Auffangstange, weil die besagte Bewaffnung nun den niederfahrenden Blitz auffängt, und so ganz die Rolle der Auffangstange spielt **).

Bei Weglassung der Auffangstangen wird der ganze Blitzableiter und die Aufstellung desselben einfacher und weit wohlfeiler. Ableiter aus Kupferstreifen oder Drahtseilen haben vor den eisernen die großen Vorzüge, daß sie Dächer und Mauern der Gebäude bei weitem nicht so stark belasten, wie die

---

*) Am leichtesten geschieht diese Bewaffnung an den Nebentheilen des Gebändes, über welche sich nicht leicht die Hauptableitung hinführen läßt, mittelst mit dieser in Verbindung gesetzter Bleistreifen von 3 — 6‴ Breite, welche sich bequem an die Firstziegel und an die Ecken anfügen und an die Schornsteine u. s. w annageln lassen. Auch über die First des Daches können solche Streifen geführt werden, die durch Antreiben an alle Fügungen der Firstziegel und Einschlagen am besten bleierner Nägel in den Kalk der Fugen befestigt werden.

**) Man schreibt zwar der Auffangstange gewöhnlich auch noch die Function zu, daß sie durch ihre Spitze die Electricität der Gewitterwolke unmerklich ableite (d. h. das, — indem sie von den, durch vertheilende Wirkung dieser Wolke in der Erde hervorgerufenen Electricitäten die negative Electricität leicht ausströmen lasse, — die positive Electricität der Wolke allmälig neutralisirt werde) und so einen starken, mindestens Schrecken verursachenden Wetterschlag gänzlich abwehre. Aber die Erfahrung steht mit dieser Voraussetzung nicht im Einklange: denn häufig schlägt der Blitz in die Spitzen der Auffangstangen, und man findet dann das Gewitter dadurch nicht geschwächt, auch ist nicht einzusehen, wie die verhältnißmäßig kleine Electricitätsmenge, welche aus der Spitze ausströmen kann, auf die große, im enormen Spannungszustande in der Wolke vorhandene Electricitätsquantität in der angegebenen Art schwächend einzuwirken vermöge, ohne durch diese unter Anziehung stattfindende Einwirkung die Wolke gerade um so eher zur momentanen Entladung zu veranlassen. Die andererseits häufig herrschende Ansicht, Auffangstangen seien schädlich, weil sie durch die eben erwähnte Anziehung, welche von ihnen ausgeht, die Gewitterwolken heranziehen, wird dadurch entkräftet, daß, der Erfahrung gemäß, Gebäude, die mit Auffangstangen versehen sind, nicht häufiger vom Blitze getroffen werden, als andere, wo keine solchen Stangen vorhanden sind; daß ferner die Anziehung auch des besten Ableiters seiner geringen Masse wegen sich nicht weit genug erstrecken könne, um entferntere Wolken herbeizulocken oder die Richtung ihrer Entladung zu bestimmen; daß endlich für den Fall, der Ableiter wäre wegen Nähe der Gewitterwolke wirklich den Blitz anzuziehen im Stande, dieser dann nur um so sicherer schadlos der Erde zugeführt würde.

massiven Stangen oder Schienen aus Eisen; daß sie leicht alle durch die Ecken und Vorsprünge des Gebäudes gebotene Biegungen annehmen, während sich vorzüglich die Eisenstangen nur im Feuer oder kalt nur durch solche Gewalt mit diesen Biegungen versehen lassen, daß sie dabei nicht selten Risse bekommen, die das allmälige Rosten der Stange durch und durch und die Zerstörung derselben an den betreffenden Stellen zur Folge haben. Kupferstreifen und Drahtseile können ferner ohne die zur Aufstellung eiserner Ableiter immer erforderlichen besondern und kostspieligen Gerüstungen auf jedem nicht allzu weitläufigen Gebäude von einem geschickten Schlosser leicht in einem Tage angelegt und in eben so leichter und wohlfeiler Art stets in gutem Stande erhalten werden; und endlich sind auch die Einrichtungskosten, vorzüglich bei Ableitern aus Drahtseilen, viel geringer.

Den Schluß über Blitzableiter sollen noch folgende allgemeine Bemerkungen machen. Kein Theil eines Blitzableiters braucht, vorausgesetzt, daß letzterer die gehörige Einrichtung, namentlich in seiner ganzen Ausdehnung die nöthigen Dimensionen hat, isolirt zu werden. An mit Metall gedeckten Gebäuden kann die Bedeckung des Daches selbst die Ableitung für letzteres bilden und eben so können die metallenen Wasserrinnen der Gebäude, wenn anders durch sie auch die anderen Bedingungen einer guten Ableitung erfüllt sind, zu dieser letzteren benützt werden. Blitzableiter aus Strohseilen, welche La Postolle empfahl, sind ein Unding, was nach den vorhergehenden Betrachtungen schon aus dem einzigen Umstande erhellet, daß Strohseile, weit entfernt gute Leiter zu sein, vielmehr den Isolatoren sehr nahe stehen.

§. 90. Hagelableiter. Als solche wurden, offenbar in der Voraussetzung, daß Volta's Hageltheorie die richtige ist, in die Luft emporragende und mit der Erde leitend verbundene Eisenstangen vorgeschlagen. Diese müßten, sollen sie ihren Zweck erfüllen, entweder die Bildung des Hagels in den Wolken durch Ableitung der Electricität aus diesen unmöglich machen, oder, wenn er bereits gebildet ist, das Herabfallen desselben in der Gegend, wo sie errichtet sind, verhüten. Ersteres können sie nicht leisten, weil ihre die Electricität ableitende Wirkung sich nicht bis zu jenen hochschwebenden Wolken zu erstrecken vermag, in welchen die Bildung des Hagels stattfindet. Ist aber der Hagel gebildet und es senken sich die hagelschweren Wolken so tief herab, daß für deren, die Eiskörner in ihnen zurückhaltende Electricität die besagten Eisenstangen als Ableiter wirksam werden können, so muß dies offenbar ein um so sichereres Herabfallen dieser Körner zur nothwendigen Folge haben, so daß die Eisenstangen dann vielmehr Zu- als Ableiter des Hagels sind. So wie diese theoretischen Gründe, sprechen gegen die in Rede stehenden Hagelableiter auch die Ergebnisse der Erfahrung, welche lehrt, daß die mit solchen Ableitern versehenen Felder nicht weniger vom Hagel heimgesucht werden, als die andern und daß es in Wäldern und Städten eben so oft, wie auf den besagten Feldern hagelt, obgleich die unzähligen Bäume in ersteren, und die vielen Blitzableiter, Thurmspitzen u. s. w. in letzteren, den Wolken ihre Electricität ungleich besser entziehen müßten, als dieses durch die möglich größte Zahl von Hagelableitern geschehen kann. Noch weit ungünstiger ist die Theorie und die Erfahrung den Hagelableitern aus Strohseilen, die ebenfalls empfohlen wurden und, vorzüglich in einigen Gegenden Italiens, noch heut zu Tage Anhänger zu haben scheinen.

§. 91. Kurze Betrachtung noch anderer, jedoch für technische Zwecke minder wichtiger Electricitätsquellen. Es sind dies:

1. Druck. Jede durch Zusammendrücken eines Körpers bewirkte Annäherung seiner Theile ist mit Electricitätsentwicklung verbunden. Vorzüglich zeigt sich dies am Kalkspathe, welcher, wenn man ihn auch nur zwischen den Fingern zusammendrückt, am Electroscope positiv electrisch erscheint. Werden zwei Körper an einander gedrückt, so zeigen sich nachher beide und zwar entgegengesetzt electrisch, vorausgesetzt, daß sie, wenn auch nur in Bezug auf Temperatur, ungleichartig sind, und, falls sie zu den schlechten Electricitätsleitern gehören, beim Aneinanderdrücken an isolirenden Handgriffen gehalten wurden. So wird z. B. eine mit einem angeklebten Siegellackstücke als Handgriff versehene Korkscheibe durch Andrücken an Kautschuk deutlich positiv und letzterer zugleich negativ electrisch und von zwei gegen einander gedrückten Korkstücken, wovon das eine vorher erwärmt worden, zeigt dieses — E, das andere + E. Die Menge der durch Druck frei werdenden Electricität hängt von der Materie, der Leitfähigkeit, der Temperatur, der Oberflächenbeschaffenheit der zusammengedrückten Körper, und von der Stärke des Druckes ab; sie nimmt namentlich mit letzterem zu.

2. Trennung der Körpertheile. Spaltet man ein Glimmerblatt an einem Ende, klebt an jedes der zwei an diesem Ende getrennten Blätter ein Siegellackstück fest, und vollführt mittelst dieser Siegellackstücke (als Handgriffe) die gänzliche Trennung der beiden Blätter; so zeigt dann am Electroscope das eine Blatt + E und das andere — E. Wie Glimmer verhalten sich alle krystallisirten Körper, die regelmäßige Theilbarkeit besitzen. Auch das beim Zerstoßen des Zuckers, der Kreide u. s. w. im Dunkeln oft deutlich wahrnehmbare Licht ist electrischer Natur.

3. Chemische Verbindung und chemische Scheidung. Jeder solche Proceß (I. Abth. §. 10) ist von Electricitätsentwicklung begleitet. Zum Belege dessen können aus den unzähligen, in der Natur und in den Laboratorien Statt findenden derartigen Processen hier nur einige beispielsweise angeführt werden. Bei der Verbrennung der Körper (d. i. bei der chemischen Verbindung derselben mit Sauerstoff oder einem andern Zündstoffe) erhält der verbrennende Körper immer die eine und der das Verbrennen einleitende und unterhaltende Zündstoff, so wie das Verbrennungsproduct die entgegengesetzte Electricität. So wird Kohle beim Verbrennen negativ und die dabei sich bildende Kohlensäure positiv electrisch. Bringt man einen, am oberen Ende brennenden Cylinder aus gutleitender Kohle am untern Ende in größerer Fläche mit der Collectorplatte eines guten Condensators und gleichzeitig auch den Deckel des letzteren mit der Erde in leitende Verbindung; so zeigt sich der Condensator bald mit — E geladen, während derselbe deutlich + E zeigt, wenn man den oben brennenden und am untern Ende mit der Erde leitend verbundenen Kohlencylinder so unter eine horizontale, mit dem messingenen Collector in Berührung gebrachte Messingplatte hält, daß die aufsteigende Kohlensäure (das Verbrennungsproduct) gegen diese Platte trifft, (natürlich wieder unter ableitender Berührung des Condensator-Deckels). In ähnlicher Weise läßt sich zeigen, daß bei Verbrennung des Wasserstoffes dieser negative und der Sauerstoff positive E erhalte. Ueberhaupt wird der Erfahrung gemäß der Sauerstoff, so oft er sich mit einem andern Körper verbindet, immer positiv und mithin letzterer negativ electrisch.

Auch bei chemischen Scheidungen findet Electricitätsentwicklung Statt, welche sich gleichfalls durch entsprechende Versuche am Condensator nachweisen läßt. So zeigt sich bei Abdampfung der Lösungen von Alkalien in Wasser der Dampf positiv und das zurückbleibende Alkali negativ electrisch, und bei sauren Lösungen ist das Umgekehrte der Fall, während beim Verdampfen von reinem, destillirtem Wasser keine Electricitätsentwicklung Statt findet.

Die in Rede stehende, bei chemischen Vorgängen unzweifelhaft immer vor sich gehende Electricitätserregung führte zu der von Fabroni zuerst aufgestellten, von Parrot, Wollaston, Faraday und vorzüglich von de la Rive vertheidigten Hypothese, daß die Quelle der galvanischen Electricität nicht in dem Contacte der betreffenden Stoffe und der durch diesen Contact geweckten electromotorischen Kraft, sondern in den chemischen Wirkungen liege, welche in den Volta'schen Ketten statt finden. Nach dieser chemisch-electrischen Hypothese ist die in jeder geschlossenen Volta'schen Kette vor sich gehende chemische Action der Flüssigkeiten und Metalle auf einander u. s. w. die Ursache und nicht die Wirkung des electrischen Stromes und selbst die Electricitätserregung, wie sie der Volta'sche Fundamentalversuch nachweist, wird als Folge einer chemischen Einwirkung des Sauerstoffs der Luft auf das Zink angesehen.

Widersprüche, in welche die Vertheidiger dieser chemisch electrischen und jene der Contacthypothese gegeneinander geriethen, waren Veranlassung zu einem lange und hartnäckig geführten Streit. Obgleich bis auf den heutigen Tag die Gelehrten sich noch keineswegs alle für die eine oder die andere der beiden Hypothesen entschieden haben, so zählt doch die Contacthypothese unstreitig die meisten und gewichtigsten Physiker zu ihren Anhängern, weswegen wir hier auch nicht weiter in das eigentliche Wesen der chemisch-electrischen Hypothese eingehen.

4. Vegetations- und Lebensproceß. Pouillet will an vielen Pflanzen, während ihres Keimens und Wachsens in isolirten Gefäßen, Electricitätsentwicklung am Condensator beobachtet haben, und zur Zeit der lebhaftesten Vegetation sah man Pflanzen sogar Funken von sich geben. Die Haare von Katzen, Pferden und anderen Thieren, ja selbst von jungen Personen sind ohne äußere Veranlassung oft so stark electrisch, daß sie zu Folge Abstoßung sich sträuben. Eine vorzüglich ergiebige Quelle thierischer Electricität ist der Organismus gewisser Fische, welche deswegen auch electrische Fische heißen. Als solche sind bis jetzt vorzüglich bekannt:

1) Der Zitterrochen (**Raja Torpedo**), der Zitteraal (**Gymnotus electricus**) und der Zitterwels (**Silurus electricus**), wovon der erste im mittelländischen und atlantischen Meere, selten in der Nordsee, der zweite in den Landseen von Südamerika und der dritte im Nile und andern Flüssen Afrika's zu Hause ist. Nur die zwei ersten wurden bis jetzt genauer untersucht. Sie sind mit eigenen Organen versehen, die in der Beschaffenheit und Anordnung ihrer Bestandtheile eine große Aehnlichkeit mit einer galvanischen Säule haben, und electrische Ströme liefern, welche ganz so wie die Volta'schen Ströme kräftige Erschütterungen, Licht-, Wärme- und magnetische, inducirende und chemische Wirkungen hervorbringen. Es besteht das Organ in der Wesenheit aus einer Menge polygonaler oder rundlicher Säulchen, welche durch, wahrscheinlich zur Isolirung der einzelnen Säulchen dienende, dichte Membrane von einander getrennt sind, und deren jedes aus einer großen Zahl,

über einander geschichteten Blättchen gebildet ist, zwischen welchen gleichsam wie in den Zellen einer Volta'schen Batterie eine gallertartige Flüssigkeit enthalten ist.

Der Zitterrochen hat zwei solche Organe, die vom Kopfe an, der Hälfte des Körpers entlang und zu beiden Seiten des Rückgrades unmittelbar unter der Haut liegen, und die einzelnen Säulchen haben die Richtung vom Rücken gegen den Bauch hin. Der Zitteraal besitzt 4 electrische Organe, die sich fast den ganzen Körper entlang bis ans Ende des Schwanzes erstrecken, und bei denen die einzelnen Säulchen diese nämliche Richtung haben.

Berührt man den Zitterrochen mit der Hand an irgend einem Theile der Haut, so erhält man einen Schlag. Dieser ist bei gleichzeitiger Berührung des Thieres am Rücken und am Bauche so stark, daß er durch eine Kette von mehreren, ja 20, sich die Hände gebenden Personen noch deutlich fühlbar hindurchgeht, besonders, wenn die Berührung mittelst Metallplatten (am besten Silberplatten, um Oxydirung zu verhüten) geschieht, welche von den berührenden Personen in den Händen gehalten werden und eine große Berührungsfläche mit den genannten Theilen des Fischkörpers gestatten. Um die andern oben aufgezählten Wirkungen des thierelectrischen Stromes hervorzubringen ist die Berührung des Fisches an den besagten Stellen, am besten, wenn er vorher gereizt worden, mittelst Silberplatten vorzunehmen, die an isolirenden Handhaben gehalten werden, und mit demjenigen Körper (einem Multiplicator, einer Drahtspirale, die einen Eisenkern enthält, einen Zersetzungsapparat u. s. w.) in leitender Verbindung stehen, durch den der Strom geführt werden soll.

Noch weit stärkere electrische Kraftäußerungen als der Zitterrochen gibt, offenbar der größeren Ausdehnung seines electrischen Apparates wegen, der Zitteraal. Sie gehen, was beim Zitterrochen nicht der Fall ist, auch durch eine dünne Luftschichte von einem Leiter zum andern über, wobei dann ein Funke erscheint. Die kräftigste Wirkung erhält man bei Berührung des Zitteraals einerseits nahe am Kopfe und andererseits am Ende des Schwanzes. Mit der Abweichung von diesen Stellen nimmt auch die Wirkung ab.

III. Abschnitt.

Vom Lichte.

§. 92. Begriff des Lichtes und dessen Wirkung im Allgemeinen. Licht ist die objective (außer uns gelegene) Ursache des Sehens (der Wahrnehmung der Gegenstände vermittelst des Gesichtsorganes). Zum Sehen eines Gegenstandes ist nämlich nebst dem Gesichtsorgane und der Gegenwart dieses Gegenstandes noch erforderlich, daß letzterer sich in einem gewissen Zustande befindet, den man das Leuchten oder die Helligkeit des Gegenstandes nennt und in welchen er durch das Licht versetzt wird. In diesem Zustande bringt er dann vermittelst der Augen in uns die eigenthümliche Empfindung des Sehens hervor. Außerdem übt aber das Licht auch noch erwärmende und chemisch wirkende Kraft und ist Bedingung der Existenz oder wenigstens des Gedeihens unzähliger Thier- und Pflanzenkörper.

§. 93. Natur des Lichtes. Ueber die eigentliche Natur des Lichtes konnte man bis jetzt noch nicht zur Gewißheit gelangen. Unter den Hypothesen, die hierüber seither aufgestellt wurden, hat die von Huyghens, Descartes und Euler geschaffene, in neuerer und neuester Zeit von Young, Fresnel, Fraunhofer, Herschel, Airy, Cauchy, Neumann u. s. w. ausgebildete, sogenannte Vibrations- oder Undulations-Hypothese heut zu Tage so entschieden den Vorrang erhalten, daß wohl nur sehr wenige Physiker mehr sich nicht zu dieser Hypothese bekennen. Nach der Vibrations-Hypothese entsteht das Sehen dadurch, daß die Theilchen der leuchtenden (gesehenen) Körper sich in einer vibrirenden (schwingenden) Bewegung befinden, welche durch ein eigenes, den ganzen Weltraum erfüllendes, elastisches Mittel, Aether genannt, bis zu unserem Auge, durch den auch in diesem Organe vorhandenen Aether zum Sehnerv fortgepflanzt, dadurch auf diesen eingewirkt und so die Empfindung des Sehens hervorgerufen wird. Von dem Aether wird vorausgesetzt, daß er ein unendlich feiner Stoff sei, welcher alle Körper durchdringt und die Zwischenräume der Molekel einnimmt, wohl Trägheit, aber keine Schwere besitzt und der Bewegung der Planeten und anderer Weltkörper kein Hinderniß in den Weg setzt; daß seine Theilchen auf einander abstoßend, (vielleicht zugleich auch anziehend) wirken und durch ähnliche Molecularkräfte auch mit den kleinsten Theilchen der Körper in Wechselwirkung stehen; daß die Aethertheilchen durch die ponderable Materie (die Körper) in Bewegung gesetzt werden können und daß, — wenn ein Theil des Aethers eine Bewegung erhält, dieser die Bewegung den zunächst liegenden Theilen mittheilt und so die Bewegung den für elastische Flüssigkeiten geltenden mechanischen Gesetzen zu Folge nach allen Richtungen wellenförmig fortgepflanzt wird, — die Aethertheilchen senkrecht auf die Richtung der Wellenfortpflanzung schwingen (es finden zwar auch Aetherschwingungen in der Richtung der Fortpflanzung Statt; dieselben verschwinden aber gegen die ersteren in Beziehung auf Wirkung). Das Weitere über diese Hypothese wird später, bei der Detailerklärung der Haupt-Lichtphänomene, nachdem wir diese werden kennen gelernt haben, folgen.

§. 94. Verschiedenheit der Körper in Bezug auf Licht. Körper, welche durch sich selbst (ohne dazu eines anderen Körpers zu bedürfen) die Empfindung von Helligkeit oder Licht hervorzubringen vermögen, heißen selbstleuchtende. Solche sind die Sonne, die Fixsterne, vielleicht auch die Kometen, dann die brennenden und phosphorescirenden Körper (faules Holz, die Johanneskäferchen 2c.) und die Electricität in Gestalt von Funken. Körper hingegen, welche für sich allein nicht hell erscheinen (nicht sichtbar sind), wenn auch das Auge auf sie gerichtet ist, heißen dunkel; wenn sie aber zu Folge Anwesenheit eines andern, im Zustande der Helligkeit befindlichen Körpers sichtbar werden, nennt man sie beleuchtet.

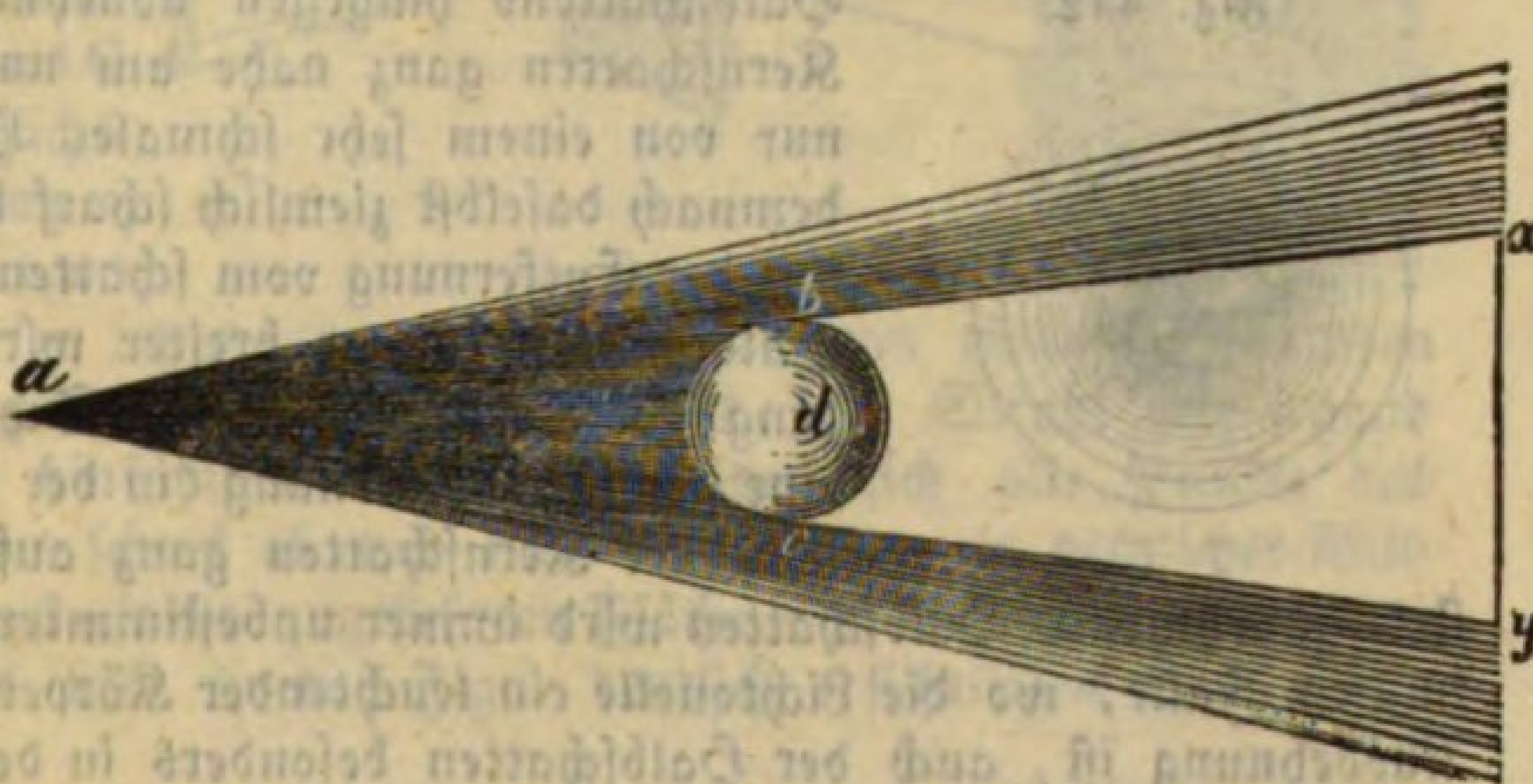
Manche Körper lassen die Wirkung des Lichtes durch sich hindurch, hindern daher das Sehen und die Beleuchtung anderer Gegenstände nicht, wenn sie sich zwischen diesen und dem Auge befinden und werden deswegen durchsichtig genannt, wie die Luft, Wasser, Glas; während die Körper bei entgegengesetztem Verhalten undurchsichtig heißen, wie die Metalle in dickeren Schichten u. s. w. Die Durchsichtigkeit hat verschiedene Grade; weniger durchsichtige Körper nennt man durchscheinend. Dies sind alle undurchsichtigen Stoffe in hinreichend dünnen Schichten.

§. 95. Richtung der Fortpflanzung des Lichtes. Befindet sich ein undurchsichtiger Körper so zwischen einem leuchtenden Punkte und unserem Auge, daß eine von ersterem (dem leuchtenden Punkte) zu letzterem (dem Auge) gezogene gerade Linie durch den undurchsichtigen Körper geht; so macht dieser den leuchtenden Punkt unsichtbar, verhindert also, daß die Wirkung des Lichtes von ihm ins Auge gelange. Dies, so wie die bekannte Erfahrung, daß man nicht durch eine krumme Röhre (aus undurchsichtigem Materiale) und eben so wenig durch drei Oeffnungen hindurch sehen könne, die in drei, etwas entfernt hintereinander stehenden Metallplatten angebracht sind, ausgenommen in dem Falle, wo diese Oeffnungen in gerader Linie liegen, beweist hinlänglich, daß die Wirkung des Lichtes in einem und demselben (überall gleichartigen) durchsichtigen Mittel nach gerader Richtung vor sich gehe, oder daß, wie man sich auszudrücken pflegt, das Licht sich geradlinig fortpflanze. Jede gerade Linie, nach welcher eine Lichtfortpflanzung vor sich geht, heißt ein Lichtstrahl. Da ein leuchtender Punkt bei jeder Lage des Auges gegen ihn gesehen wird, vorausgesetzt, daß das Licht nicht durch die Dazwischenkunft eines undurchsichtigen Körpers oder auf irgend eine andere Art aufgehalten werde, so muß die Wirkung des Lichtes sich nach allen Richtungen fortpflanzen und es stellt daher jede von einem leuchtenden Puncte ausgehende gerade Linie einen Lichtstrahl dar.

Aus der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes folgt nun unter Andern nothwendig:

1. Daß es hinter jedem undurchsichtigen Gegenstande, der sich in dem von einer Lichtquelle beleuchteten Raume befindet, und zwar auf der von der Lichtquelle abgewendeten Seite des Gegenstandes, Stellen geben müsse, in welche das Licht der besagten Quelle nicht gelangen kann und welche Schatten heißen. Ist die Lichtquelle bloß ein leuchtender Punkt, wie a in Fig. 440, so kann von derselben kein einziger, der nach allen Richtungen ausfahrenden (in der Zeichnung durch die geraden Linien dargestellten) Lichtstrahlen in den conischen Raum b c x y gelangen, welcher durch die den Umfang der undurchsichtigen Kugel d berührenden Strahlen (wie durch a x und a y) begränzt wird, und welcher, wenn er nicht von einer andern Quelle her Licht erhält, ganz finster erscheinen muß. (Finsterniß ist nämlich Abwesenheit alles Lichtes.) Man nennt einen Schattenraum, welcher gleich dem Raume b c x y von der betreffenden Lichtquelle gar keinen Strahl empfängt, so wie jeden Theil und Durchschnitt desselben Kernschatten.

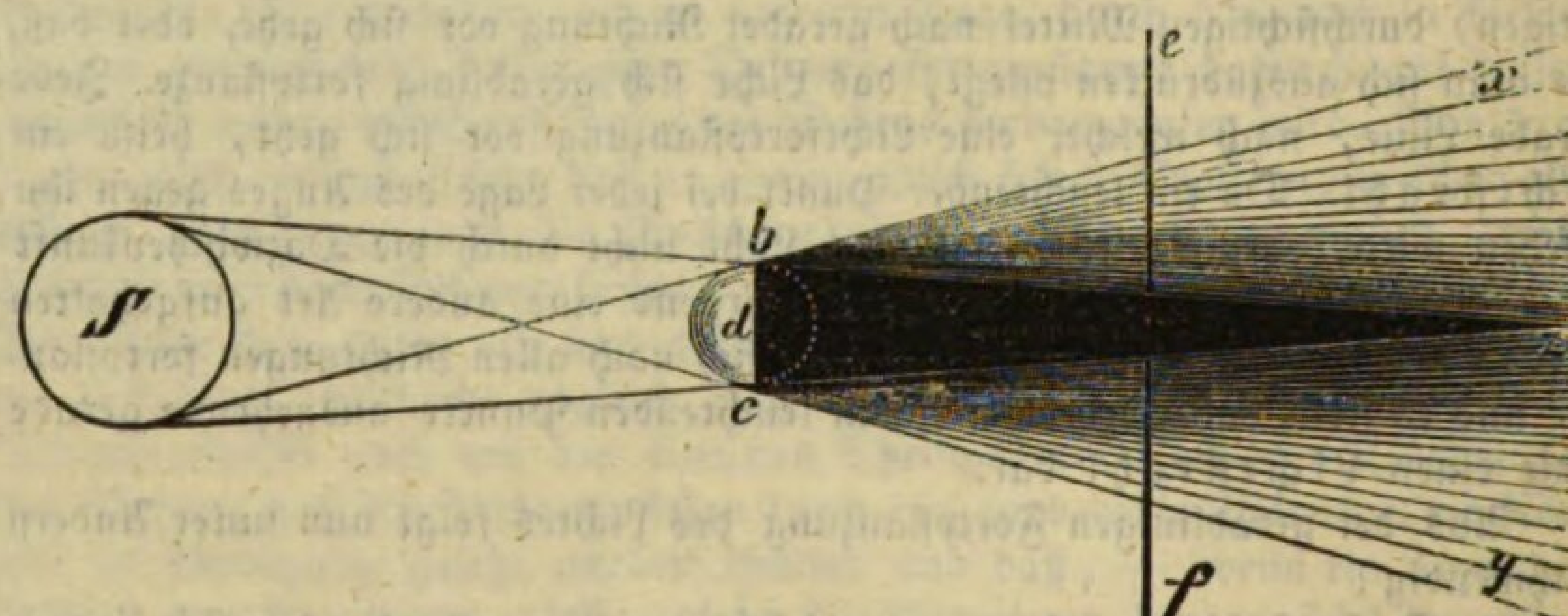
Fig. 440.



Ist die Quelle des Lichtes ein leuchtender Körper z. B. eine leuchtende Kugel (S in Fig. 441); so besteht der hinter dem undurchsichtigen Körper (z. B. wieder einer Kugel d) gebildete Schatten b c x y immer aus einem

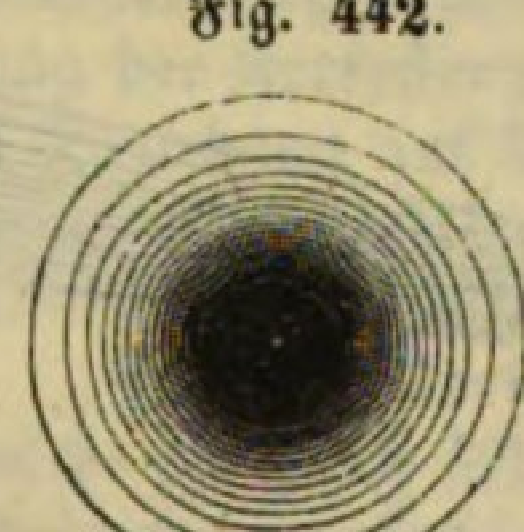
Theile, in welchen von keinem Punkte des leuchtenden Körpers Licht kommen kann, d. h. aus einem Kernschatten — (dies ist in der Figur der Kegelraum b c z) und dann aus einem Theile, welcher von einigen Punkten des leuchtenden Körpers Licht empfängt, von andern aber nicht, welcher den Kernschatten umgibt, weniger dunkel und nicht so wie dieser überall gleich dunkel erscheint, sondern vom Kernschatten nach auswärts an Dunkelheit allmälig immer mehr abnimmt, und endlich in den von allen Punkten der Lichtquelle beleuchteten Raum unmerklich übergeht. In der Figur 441 ist b x z und z c y der Halbschatten und die Figur 442 stellt den Gesammtschatten dar, wie er mit einem

Fig. 441.



Schirme e, f aufgefangen, erscheinen würde. Man sieht, daß mit der Entfernung vom leuchtenden Körper der Querschnitt des Kernschattens zu-, jener des Halbschattens hingegen abnehmen müsse; daß der Kernschatten ganz nahe am undurchsichtigen Körper nur von einem sehr schmalen Halbschatten umgeben, demnach daselbst ziemlich scharf begränzt sei, während mit der Entfernung vom schattenwerfenden Körper der Halbschatten immer breiter wird, mithin die Begränzung des Kernschattens an Schärfe abnimmt. Ueber eine gewisse Entfernung (in der Figur über z) hinaus hört der Kernschatten ganz auf und der an Breite stets zunehmende Halbschatten wird immer unbestimmter und schwächer. Daß in dem Falle, wo die Lichtquelle ein leuchtender Körper von kaum merklicher Ausdehnung ist, auch der Halbschatten besonders in der Nähe des schattenwerfenden Körpers unmerklich sein, also wie bei einem einzigen Punkt als Lichtquelle nur ein Kernschatten erscheinen werde, ist für sich klar. Eben so leuchtet ein, daß, der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes gemäß, die Form des Schattens durch die Gestalt und Größe des leuchtenden und des schatten werfenden Körpers, durch die Stellung des ersteren gegen den letzteren, so wie durch die Beschaffenheit (Krümmung) und Lage der ihn auffangenden Fläche bestimmt werde . . . (†) und daß bei bekannter Größe, Form und Lage der genannten Körper die Gestalt und Lage des Schattens sich immer geometrisch construiren lasse. Ferner hängt offenbar das Verhältniß der Länge des Schattens zu jener des schattengebenden Gegenstandes unter übrigens ganz gleichen Umständen blos von der Stellung der Lichtquelle gegen den letzteren ab, und

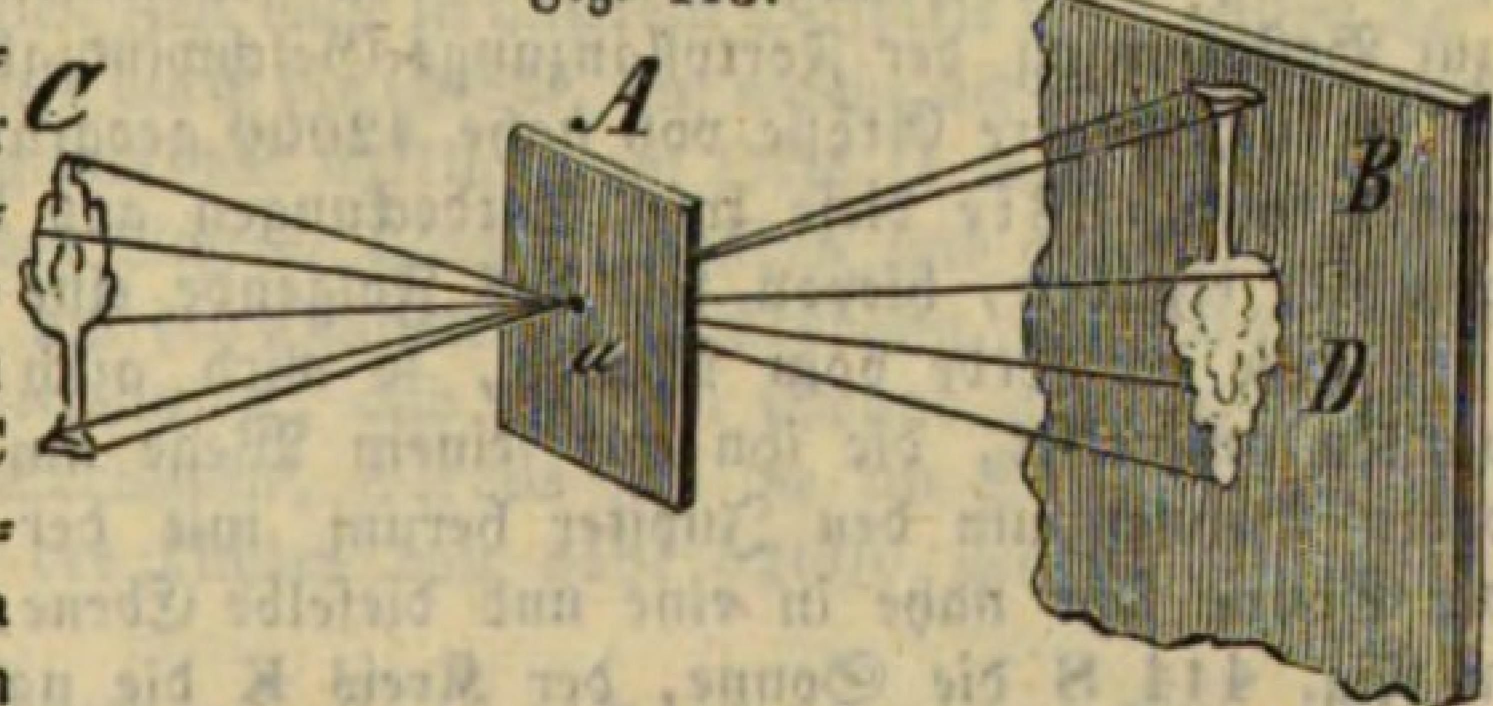
Fig. 442.



es wird daher z. B. die Länge L des Schattens, den ein von der Sonne beschienener Baum oder Thurm o. dgl. auf den Boden wirft, sich zur Höhe x dieses Baumes oder Thurmes o. dgl. ebenso erhalten, wie die Länge l des Schattens, den ein in der Nähe des Baumes oder Thurmes o. dgl. vertikal aufgestellter) Stab gleichzeitig am Boden gibt, sich zur Länge λ des Stabes verhält, so daß $L : x = l : \lambda$ ist, und man kann daher, — da sich die beiden Schattenlängen L, l messen lassen, — mittelst eines Stabes von bekannter Länge λ, etwa mittelst eines Maßstabes, leicht die unbekannte Höhe x des Baumes oder Thurmes o. dgl. finden. Auf dem oben unter (†) erwähnten Zusammenhange zwischen Lichtquelle, schattengebenden Körper u. s. w. beruht das Abnehmen der Schattenrisse, und das chinesische Schattenspiel. Eine andere Anwendung der Schatten, zum Messen der Lichtstärke leuchtender Körper nämlich, wird später an einem passenderen Orte besprochen werden *).

2. Die Erscheinungen in der dunklen Kammer, welche darin bestehen, daß in einem verfinsterten Zimmer an der, einem Fensterladen, worin eine sehr kleine (punktähnliche) Oeffnung angebracht ist, gegenüber befindlichen Wand die Gegenstände, jedoch in umgekehrter Stellung, deutlich abgebildet erscheinen, welche außerhalb des Zimmers und in hinreichend stark beleuchtetem Zustande der besagten Wand und Oeffnung gegenüber vorhanden sind. Da nämlich, wenn in Fig. 443 A den Fensterladen des verfinsterten Zimmers, a die sehr kleine Oeffnung darin und B ein Stück der dieser Oeffnung gegenüberstehenden Wand bedeutet, von jedem Punkte des außer dem Zimmer stehenden Baumes C nur ein scharfbegränzter Lichtstrahl durch die Oeffnung a auf die Wand B gelangen und an die Stelle dieser letzteren, wo ein solcher von einem bestimmten Punkte des Baumes ausgehender Strahl eintrifft, kein Strahl von irgend einem andern Punkte hinkommen kann; so bilden sich alle Punkte des Baumes neben einander scharf ab und man sieht daher ein deutliches Bild D der ganzen dem Fensterladen zugekehrten Fläche von C auf B, nur umgekehrt, wie dies aus dem in der Figur deutlich ersichtlichen Gange der

Fig. 443.



*) Schattenrisse sind genaue Umrisse undurchsichtiger Körper, insbesondere genaue Figuren der Profile menschlicher Gestalten, welche durch Bezeichnung der Gränzen des Schattens erhalten werden, den ein solcher Körper auf eine Ebene wirft, vorausgesetzt, daß die Lichtquelle blos ein leuchtender Punkt ist und eine diesem Punkt und den undurchsichtigen Körper verbindende, bis zur beschatteten Ebene verlängerte gerade Linie auf letzterer lothrecht steht; ferner daß, falls das Licht von einem leuchtenden Körper kömmt, dieser keine große Ausdehnung habe und der schattengebende Gegenstand dann möglichst nahe an der beschatteten Ebene sich befinde. Bei dem chinesischen Schattenspiele werden von undurchsichtigen Körpern genaue Schattenfiguren dadurch in verschiedenen Größen und Bewegungen erscheinen gemacht, daß man die Entfernung und sonstige Lage der Lichtquelle gegen den betreffenden undurchsichtigen Körper in entsprechender Weise verschieden abändert.

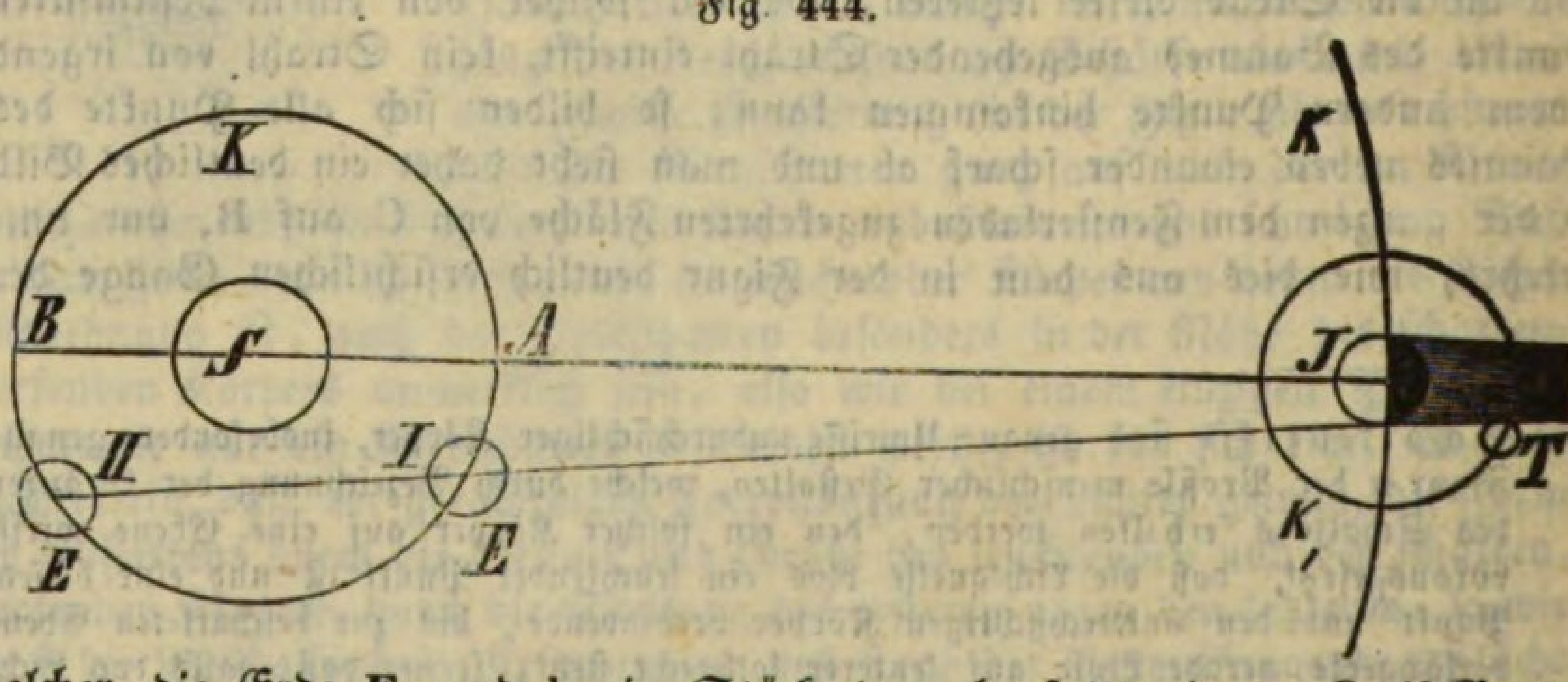
Strahlen nothwendig folgt. In dem Maße als die Oeffnung a im Fensterladen an Größe zunimmt, können auf jeden Punkt der Wand **B** von mehreren außerhalb **A** gelegenen leuchtenden Punkten Strahlen gelangen, also an einer und derselben Stelle mehrere verschiedene Bilder entstehen, die sich gegenseitig stören, so daß die Bilder in der dunkeln Kammer immer undeutlicher werden, je größer man die Oeffnung a macht, und, wenn letztere eine gewisse Größe erreicht, gänzlich verschwinden.

Auf die geradlinige Fortpflanzung des Lichtes gründet sich endlich die ganze so wichtige Lehre von der Perspective, d. i. die Lehre, die Gegenstände und ihre einzelnen Theile so zu zeichnen, wie sie uns erscheinen, in deren Grundsätze einzugehen jedoch der beschränkte Umfang dieses Buches nicht gestattet.

§. 96. Geschwindigkeit der Fortpflanzung des Lichtes. Das Licht braucht zu seiner Fortpflanzung Zeit. Zwei Beobachter, die sich in verschiedenen Entfernungen von einem Gegenstande befinden, der plötzlich leuchtend wird, werden denselben nicht in dem nämlichen mathematischen Zeitpunkte erblicken, sondern der entferntere später. Diese Zeitdifferenz ist aber bei den größten Unterschieden der Entfernungen, die auf der Erdoberfläche vorkommen, völlig verschwindend klein, tritt jedoch in dem unermeßlich ausgedehnten Himmelsraume deutlich hervor, und wurde zuerst von Römer aus den Verfinsterungen der Jupiters-Trabanten nachgewiesen. Diese Verfinsterungs-Beobachtungen führten den genannten Astronomen zugleich auch zur Bestimmung der Fortpflanzungs-Geschwindigkeit des Lichtes, für welche er die ungeheuere Größe von nahe 42000 geographischen Meilen in der Secunde fand. Wie diese zwei Entdeckungen aus den besagten Verfinsterungen sich ergaben, hievon soll das Folgende eine Vorstellung geben.

Wie die Erde vom Monde, so wird auch der Jupiter von 4 Trabanten umkreiset, die ihn auf seinem Wege um die Sonne begleiten und deren Bahnen um den Jupiter herum mit der Bahn dieses letzteren um die Sonne sehr nahe in eine und dieselbe Ebene fallen. Es stelle demnach in Fig. 444 **S** die Sonne, der Kreis **K** die nahe kreisförmige Bahn, in

Fig. 444.



welcher die Erde **E**, und k ein Stück der ebenfalls einem Kreise nahe kommenden Bahn vor, in welcher der Jupiter **J** um die Sonne läuft; ferner bezeichne der Kreis k_1 die Bahn eines der 4 Trabanten des Jupiters um diesen letzteren herum und **T** den Trabanten selbst. Da der Jupiter, wie alle Planeten, an und für sich ein dunkler Körper ist, der sein Licht von der Sonne empfängt; so wirft er nach der von dieser abgewendeten Seite einen Schatten,

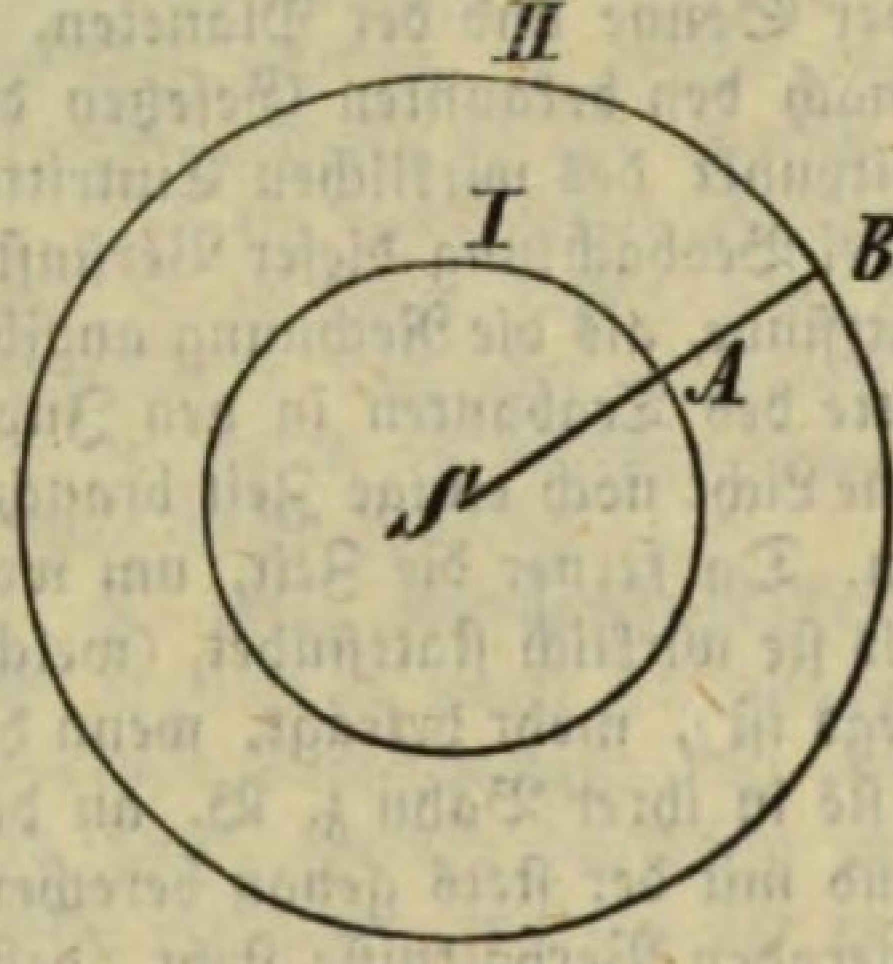
wovon U einen Theil vorstellen soll. In diesen Schatten wird nun der Trabant T und ebenso jeder der andern 3 Trabanten beim Umlaufe um den Jupiter eintreten, und dadurch, da die Trabanten gleich dem Jupiter selbst nur sichtbar sind, wenn sie von der Sonne Licht empfangen, verfinstert werden. Nach den bekannten Größen der Sonne und der Planeten, so wie ihrer gegenseitigen Entfernungen, und nach den bekannten Gesetzen der Planeten-Bewegung läßt sich immer der Zeitpunkt des wirklichen Eintrittes einer solchen Verfinsterung genau berechnen. Bei Beobachtung dieser Verfinsterung zeigt sich jedoch, daß sie immer später stattfinde, als die Rechnung angibt, zum Beweis, daß das gerade vor dem Eintritte des Trabanten in den Jupiters-Schatten vom ersteren zuletzt ausgegangene Licht noch einige Zeit braucht, um zum Beobachter auf der Erde zu gelangen. Da ferner die Zeit, um welche die Verfinsterung später beobachtet wird, als sie wirklich stattfindet, (welche hindurch also das Licht zur Erde herab unterwegs ist), mehr beträgt, wenn die Erde vom Jupiter weiter entfernt ist, (wenn sie in ihrer Bahn z. B. an der Stelle II statt an der Stelle I sich befindet) und mit der stets genau berechenbaren Entfernung der Erde vom Jupiter im geraden Verhältnisse steht (desto mehr beträgt, je mehr sich die Erde bei der nämlichen Stellung des Jupiters aus ihrer geringsten Entfernung von demselben in A ihrem größten Abstande davon in B nähert); so folgt, daß die Bewegung des Lichtes eine gleichförmige sei, und es gibt die Division des vom Lichte in einer bestimmten Zeit durchlaufenen Weges durch diese Zeit (also in unserem Beispiele die Division der Entfernung des Ortes II von I durch die Größe, um welche die Verspätung der beobachteten Verfinsterung gegen die wirkliche am Orte II mehr beträgt als an I) die Geschwindigkeit des Lichtes. Nach zahlreichen und genauen Untersuchungen braucht das Licht, um den Halbmesser der Erdbahn, d. i. 20½ Millionen geogr. Meilen zu durchlaufen, also von der Sonne auf die Erde zu gelangen, 8 Minuten 13 Secunden, woraus sich die im Eingange des §. angegebene Geschwindigkeit des Lichtes von nahe 42000 geogr. Meilen in der Secunde ergibt.

Diese Geschwindigkeit übertrifft daher jene des Schalles beinahe 1 Million Mal, und die Geschwindigkeit, mit welcher die Erde ihren Lauf um die Sonne macht, über 10000 Mal. Demungeachtet braucht das Licht, — um von dem nächsten Fixsterne, dessen Entfernung zwar, so wie die Entfernung der Fixsterne überhaupt, nicht bekannt ist, den Lehren der Astronomie zu Folge aber nicht weniger als 4 Billionen Meilen betragen kann, — zu uns zu gelangen, 3 Jahre und 45 Tage. Da es sicherlich Sterne gibt, von welchen, ihrer ungeheueren Entfernung wegen, das Licht erst nach Jahrhunderten auf der Erde ankommt; so müßten, wenn auch alle Sterne plötzlich vernichtet würden, unzählige derselben doch noch Jahre und wieder unzählige andere noch Jahrhunderte lang den Erdbewohnern sichtbar bleiben.

§. 97. Stärke der Erleuchtung. Die Stärke der Erleuchtung (Beleuchtung) einer Fläche durch eine Lichtquelle hängt bei unveränderter Beschaffenheit der letzteren von der Dichte der auf dieser Fläche anlangenden Lichtstrahlen, d. i. von der Menge der Lichtstrahlen ab, welche die Flächeneinheit treffen, ist offenbar dieser Dichte direct proportional und daher desto geringer, je größer die Fläche ist, auf welcher die nämliche Menge von Lichtstrahlen sich ausbreitet...(†). Ist S (Fig. 445) ein leuchtender Punkt, (eine Lichtquelle von sehr kleiner Ausdehnung), welcher sein Licht einmal über die Oberfläche einer Kugel I vom Halbmesser S A, in deren Centrum er sich befindet, und ein anderes Mal über die Oberfläche einer andern, mit der ersteren concentrischen Kugel II vom Halb-

messer **SB** verbreitet, und stellen **J** und J_1 die Intensitäten vor, womit in den Oberflächen **O**, O_1 der kleineren und der größeren Kugel die Flächenheit

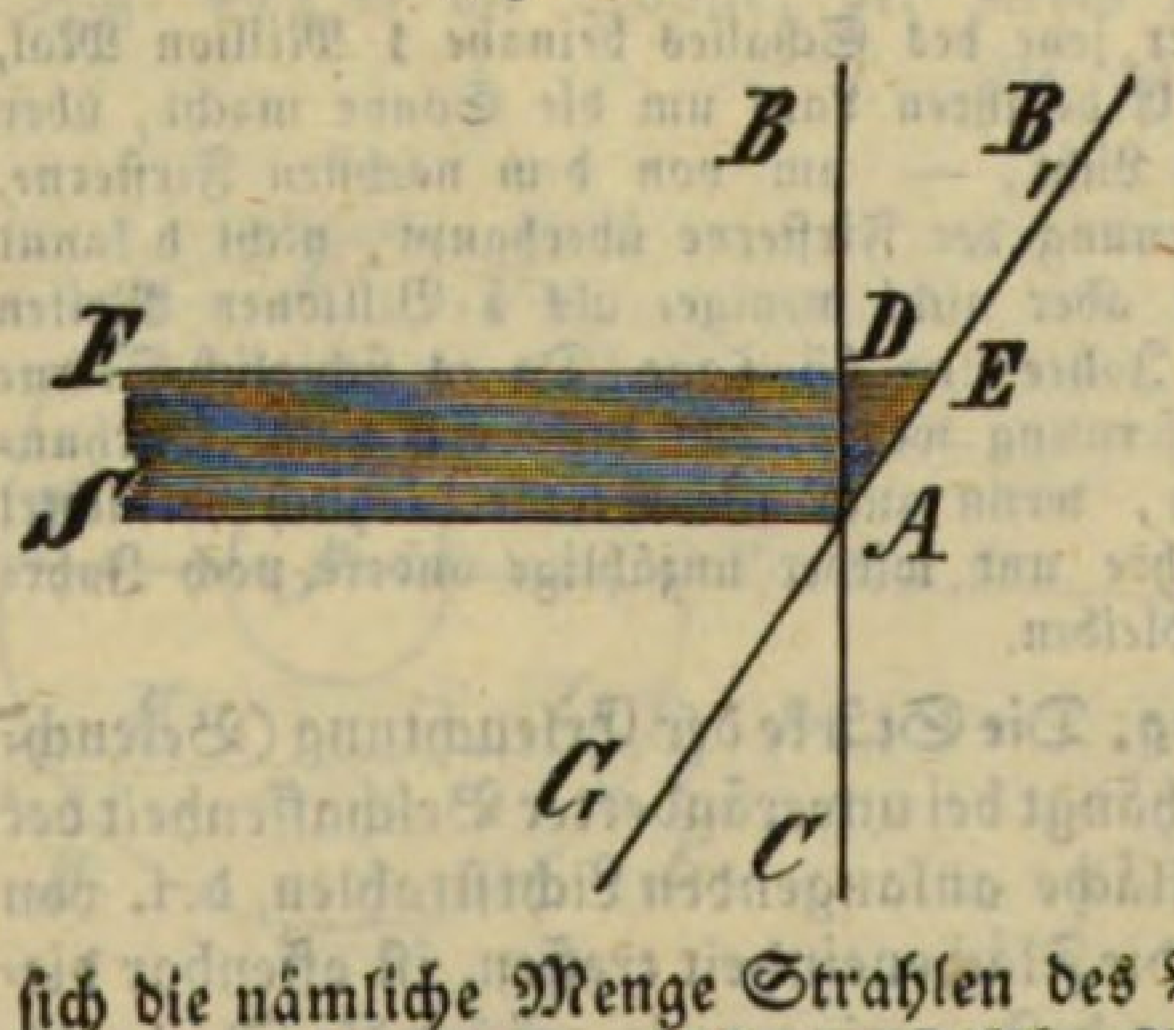
Fig. 445.



(und jeder einzelne Punkt) beleuchtet wird; so hat man nach (†) $J : J_1 = O_1 : O$. Da ferner $O_1 : O = \overline{SB}^2 : \overline{SA}^2$ ist, (weil die Oberflächen der Kugeln deren Halbmesser proportional sind), und **SB**, **SA** zugleich die Entfernungen der beleuchteten Flächeneinheiten (oder Punkte) darstellen; so folgt: $J : J_1 = \overline{SB}^2 : \overline{SA}^2$ und hiernach, daß die Stärke, womit das Licht einer gegebenen Lichtquelle die Flächenheit oder ein anderes bestimmtes Flächenstück beleuchtet (oder kurz ausgedrückt, die Intensität des Lichtes einer gegebenen Lichtquelle) in dem nämlichen Verhältnisse abnimmt, in welchem das Quadrat der Entfernung des besagten Flächenstückes wächst, so daß dieses unter sonst gleichen Umständen, 4mal, 9mal, 16mal u. s. w. schwächer beleuchtet wird, wenn man seine Entfernung von der Lichtquelle auf das Doppelte, Dreifache, Vierfache der ursprünglichen Entfernung vergrößert. Wenn daher von zwei Lichtquellen die eine aus einer, 2, 3 . . . nmal größeren Entfernung, als jene der andern ist, eine eben so starke Erleuchtung, wie diese bewirkt, so muß sie offenbar eine 4, 9, . . . n^2mal größere Leucht- oder Erleuchtungskraft besitzen als die zweite Lichtquelle . . . (††).

Außer von der Entfernung der Lichtquelle hängt die Stärke der Beleuchtung einer Fläche unter sonst gleichen Umständen auch noch von dem Winkel ab, unter welchem das Licht die Fläche trifft und ist dem Sinus dieses Winkels proportional . . . (†††). Zum Beweise dessen sei **SA** (Fig. 446) ein, von

Fig. 446.

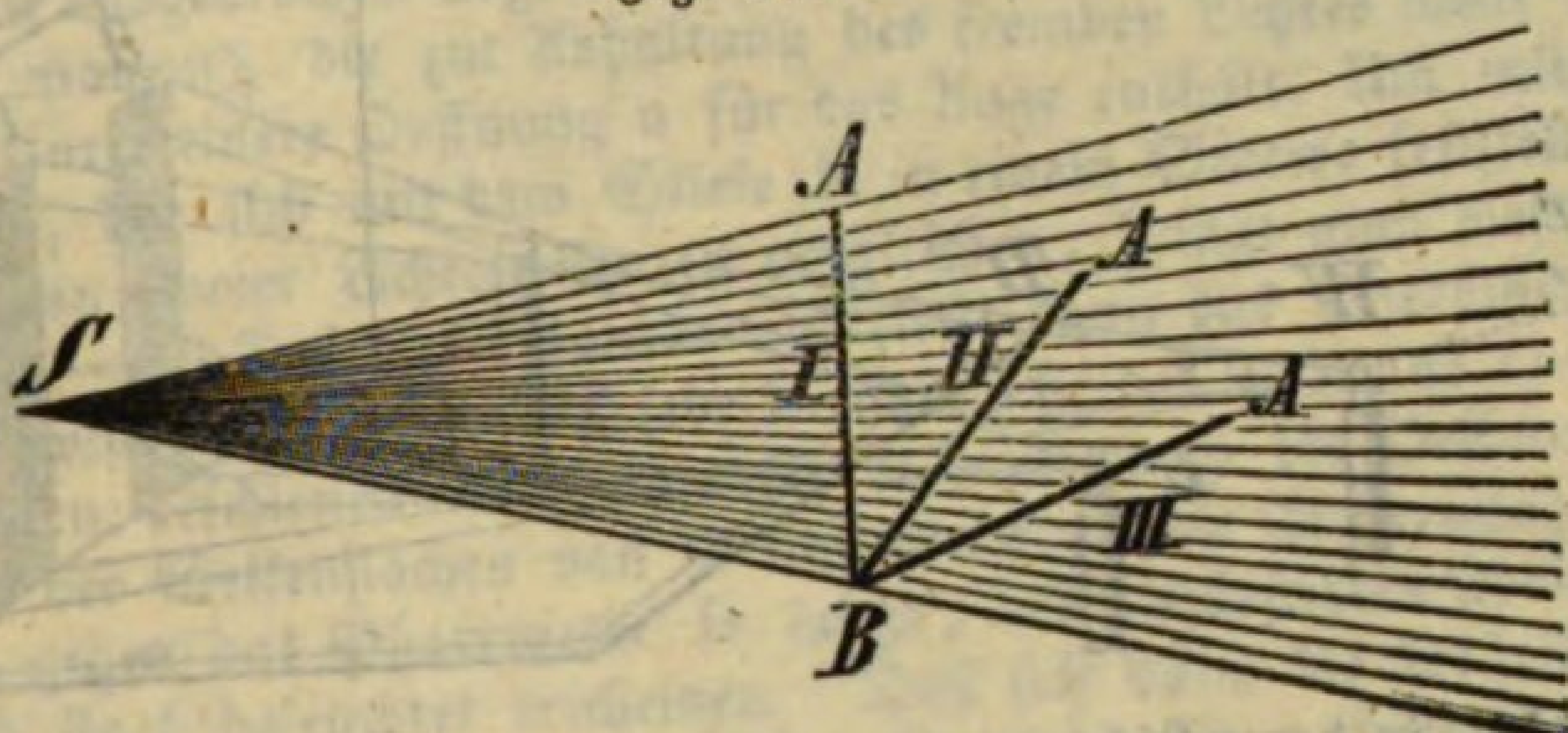


einem leuchtenden Punkte herkommender und auf die Ebene **BC** senkrecht auffallender Strahl, und **AD** sei ein so kleines Stück dieser Ebene, daß man alle vom leuchtenden Punkte auf dasselbe gelangenden Strahlen als zu **SA** parallel annehmen kann, es also von einem Bündel **SADF** paralleler Strahlen getroffen wird. Bringt man die Ebene **BC**, indem man sich dieselbe um eine in ihr vorhandene und durch **A** gehende Axe gedreht denkt, in die schiefe Lage $B_1\ C_1$; so breitet sich die nämliche Menge Strahlen des Bündels **SADF**, die vorher auf **AD** fiel, jetzt über dem größeren Flächenstücke **AE** aus, und es ist somit $J : J_1 = AE : AD$, wenn **J** und J_1 die Intensitäten der Beleuchtung im ersteren und im letzteren Falle bedeuten. (†) Denkt man sich nun die Ebene **BC** durch in ihr senkrecht gegen die Drehaxe gezogene gerade Linien in lauter unendlich schmale Streifen getheilt, so verhalten sich offenbar je zwei Streifenstücke, welche in den nacheinanderfolgenden Lagen **BC** und $B_1\ C_1$ der beleuchteten

Ebene dieselbe Lichtmenge empfangen, wie **AE : AD** und daher hat man, weil **AE : AD** = **1 : sin. DEA** und **sin. DEA = sin. SA**C_1 ist, **J** : J_1 = **1 : sin. SA**C_1 d. i. der oben unter (†††) ausgesprochene Satz.

Daß eine Fläche desto schwächer beleuchtet werde, in eine je schiefere Lage man sie gegen die Lichtquelle bringt, wird im Allgemeinen aus der Figur 447

Fig. **447.**

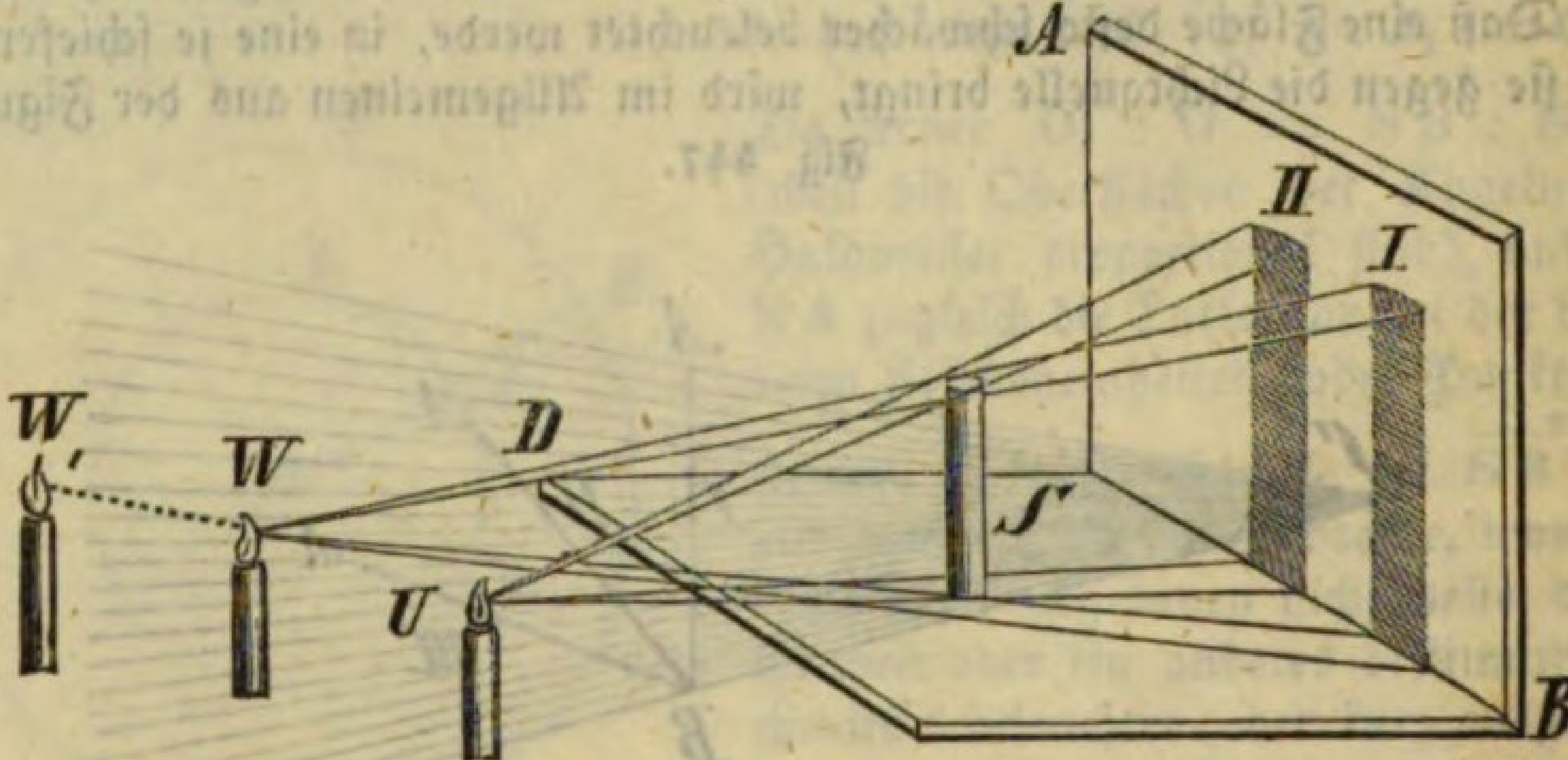


deutlich, aus welcher man ersieht, daß eine (durch die Linie **AB** im Durchschnitt dargestellte) Fläche, wenn man sie aus der senkrechten Lage **I** successive in immer schiefere Lagen **II, III** u. s. w. bringt, von der Lichtquelle **S** nicht mehr alle die Strahlen, wie in der Lage **I**, sondern deren immer weniger empfängt, eine je schiefere Stellung sie erhält.

§. 98. Messen der Erleuchtungskräfte der Lichtquellen. Photometrie. Jener Zweig der Lichtlehre (der Optik), welcher das Messen der Erleuchtung zum Gegenstande hat, namentlich die Erleuchtungskräfte verschiedener Lichtquellen mit einander zu vergleichen und ihr Verhältniß durch Zahlen auszudrücken lehrt, heißt Photometrie, und die zu derlei Messungen dienlichen Instrumente oder Vorrichtungen heißen Photometer. Hier ist nun der Ort, zwei photometrische Verfahrungsarten zu besprechen. Die eine Verfahrungsart, welche von Bouguer, Lambert und nachher von Rumfort vorgeschlagen wurde, gründet sich 1) auf den Satz, daß der Schatten (der Kernschatten), den ein undurchsichtiger Körper wirft, unter übrigens gleichen Umständen desto weniger dunkel erscheinen müsse, je stärker der Raum erleuchtet ist in den er fällt, so daß man aus einem gleichen Grade der Dunkelheit zweier Schatten auf eine gleichstarke Erleuchtung der Räume schließen kann, in welche diese Schatten fallen, und 2) auf der Anwendung des oben unter (††) abgeleiteten Satzes. Das Verfahren selbst besteht in Folgendem. Man bringt in einem verfinsterten Zimmer die zwei in Bezug auf Erleuchtungskraft zu vergleichenden Lichtquellen (seien diese z. B. eine Unschlitt- und eine Wachskerze **U** und **W**) vor eine vertikale, mit gleichförmig weißem Papier überzogene Ebene **AB** (Fig. 448) in gleiche Entfernung von derselben auf eine horizontale Fläche **D**, und zwischen die Kerzen und die Ebene **AB** einen schmalen undurchsichtigen Körper (etwa einen dünnen Holzstab) **S**. Es wirft nun der Körper **S** auf die Papierfläche **AB** zwei Schatten **I, II**, wovon der eine (**I**), in den blos von der Kerze **U** und der andere **II** in den blos von der Kerze **W** beleuchteten Raum fällt. Erscheinen die beiden Schatten in gleichem Grade dunkel (um dieß desto sicherer beurtheilen zu können, ist es gut die Kerzen in eine solche Distanz gegen einander zu bringen, daß die zwei Schatten sich beinahe berühren), so sind beide besagten Räume gleichstark

erleuchtet und die zwei Kerzen besitzen gleiche Erleuchtungskräfte (gleiche Lichtstärken). Zeigt sich aber z. B. der Schatten II weniger dunkel als I; so sendet

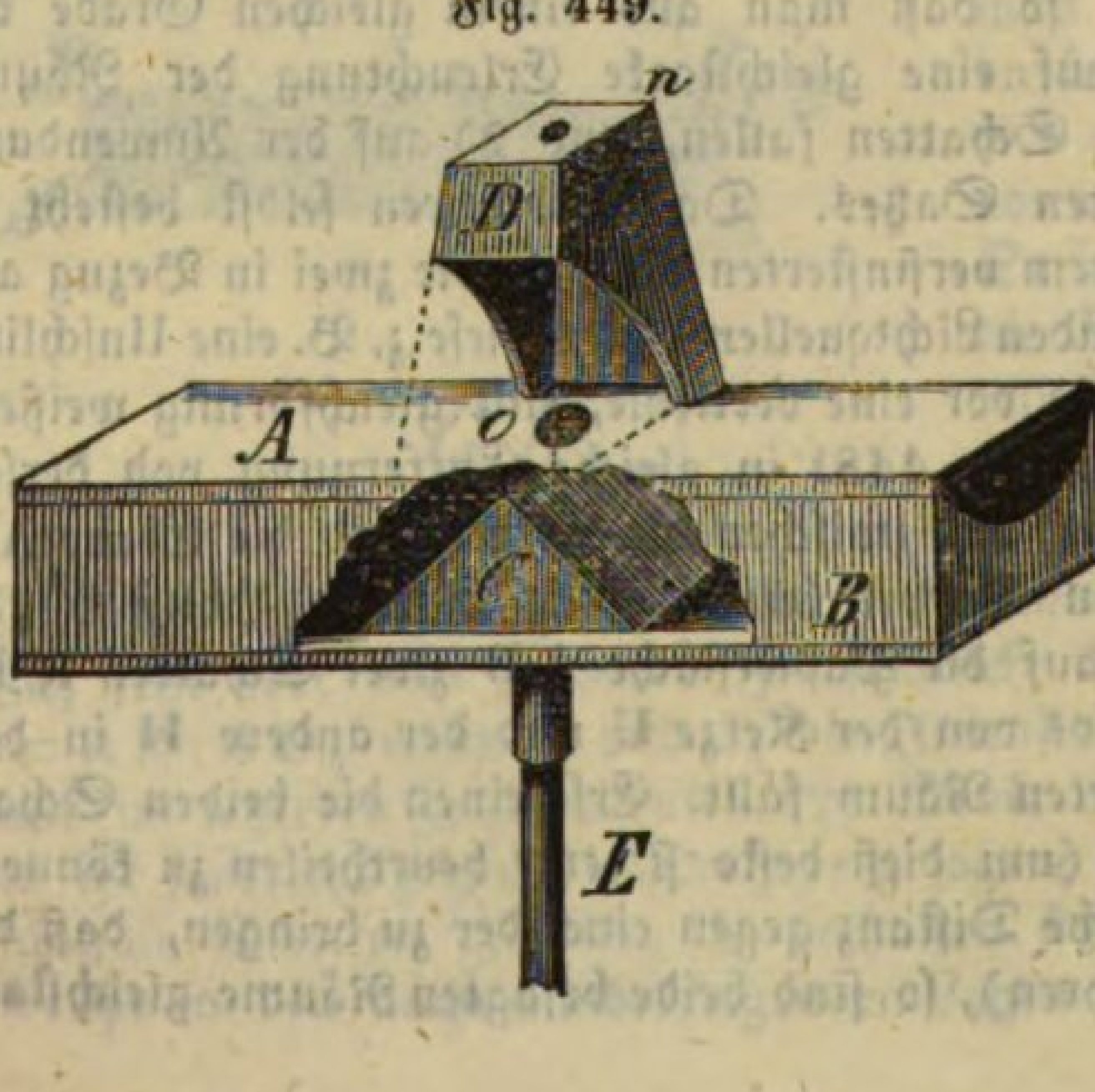
Fig. 448.



die Kerze **W**, in deren Lichtraum der Schatten **II** fällt, stärkeres Licht aus, als die Kerze **U**, und man muß erstere Kerze weiter von **A B** weg z. B. nach $\mathbf{W_1}$ rücken, damit beide Schatten ganz gleich dunkel erscheinen (von beiden Kerzen gleich intensives Licht auf die Papierebene **A B** gelangt). Es verhalten sich dann zu Folge obigen Satzes (††) die Leuchtkräfte der zwei Kerzen wie die Quadrate ihrer jetzigen Entfernungen gegen **A B** (von der Berührungslinie der beiden Schatten aus gemessen).

Beim Gebrauch dieses Photometers, welches gewöhnlich Rumfords's Namen trägt, obgleich schon Lambert eine gleiche Meßmethode anwendete, dürfen die Lichtquellen nicht allzunahe an AB stehen, damit nicht der den eigentlichen Schatten umgebende Halbschatten die Beurtheilung der Dunkelheit der Schatten erschwere und unsicher mache. Um die Gleichheit der Erleuchtungen verläßlich beurtheilen zu können, müssen ferner die Erleuchtungen gleichfarbig sein. Indessen kann man in jedem Falle den aus der Unsicherheit unseres Auges in Betreff der erwähnten Beurtheilung entspringenden Fehler dadurch möglichst vermindern, daß man die eine Lichtquelle zuerst so nahe an AB rückt, bis man die von dieser Quelle bewirkte Erleuchtung als ein wenig zu stark erkennt, hierauf die nämliche Lichtquelle von AB entfernt, bis die von der andern Quelle ausgehende Erleuchtung etwas überwiegend erscheint und dann das arithmetische Mittel aus beiden Entfernungen als die wahre Distanz der in Rede stehenden Lichtquelle nimmt.

Fig. 449.



Noch sicherer und bequemer läßt sich die Vergleichung der Erleuchtungen mittelst Ritchie's Photometer bewerkstelligen. Dasselbe besteht aus einem länglichen, viereckigen, außen und innerlich geschwärzten Kästchen **A B** (Fig. 449), dessen Enden halbkreisförmige Oeffnungen haben, durch welche das Licht das genau in der Mitte befindliche, oben rechtwinklige, hölzerne, an den Seitenflächen mit ganz gleich weißem Papiere überzogene Prisma **C** und dessen Seiten-

flächen beleuchtet. In der oberen Wand des Kästchens ist eine kreisrunde Oeffnung o von etwa $^2/_3$ der Breite dieser Wand so angebracht, daß die rechtwinklige Kante des Prismas C als Durchmesser der Oeffnung erscheint, und über dieser letzteren befindet sich eine vierkantige oder runde, innen ebenfalls geschwärzte Röhre D, (diese Röhre und unterhalb derselben auch das Kästchen AB sind vorn ausgebrochen abgebildet, um das Prisma C und die Oeffnung o sichtbar zu machen), die zur Abhaltung des fremden Lichtes dient und am obern Ende eine kleinere Oeffnung n für das Auge enthält. Um mittelst dieses Apparates, der sich mit dem Stiele E in einem Stative feststellen läßt, die Intensitäten zweier Lichtquellen zu vergleichen, bringt man diese in gleicher Höhe 20 — 30 Fuß aus einander und stellt dann das Photometer in die gerade Linie zwischen beide, so daß jede Seitenfläche des Prismas C von einer der Lichtquellen beschienen wird, beobachtet nun durch die Oeffnung n die Erleuchtung der Seitenflächen von C und verändert die Entfernung der zwei Lichtquellen gegen das Photometer so lange, bis die besagten Seitenflächen völlig gleich stark beleuchtet erscheinen. Daß sich dann die Stärken der in Versuch genommenen Lichtquellen, wie die Quadrate ihrer Entfernungen von den durch sie beleuchteten Papierflächen verhalten, bedarf wohl keiner Erwähnung mehr.

Während des Versuches soll man nicht nach den Lichtquellen hinsehen, weil hiedurch das Auge zur Beurtheilung geringer Erleuchtungsunterschiede unfähig wird und man dann demselben mindestens einige Zeit Erholung gönnen muß, bevor die Arbeit fortgesetzt werden kann. Hat man mehrere Lichtquellen zu vergleichen, so gewährt es eine große Beschleunigung und Erleichterung der Arbeit, wenn man eine gut und stets gleichmäßig stark brennende Lampe (am besten eine Pumplampe mit Uhrwerk), in unverändert belassener Stellung gegen die eine Papierfläche im Photometer als Vergleichpunkt für alle andern zu untersuchenden Lichtquellen anwendet, und diese dann nacheinander durch einen Gehilfen in die entsprechenden Entfernungen gegen die zweite Papierfläche des Prismas C verstellen läßt.

§. 99. Zurückwerfung (Reflexion) des Lichtes. Das Licht pflanzt sich nur in einem ganz gleichartigen Mittel geradlinig fort; bei jedem Uebergange in ein anderes im Verhältnisse zum vorigen ungleichartiges Mittel erfährt es im Allgemeinen eine Aenderung seiner Richtung und Intensität. An der Gränzfläche ungleichartiger Mittel wird nämlich von den daselbst anlangenden Lichtstrahlen immer ein Theil in das erstere (alte) Mittel zurückgeworfen (reflectirt) und der andere tritt in das folgende (neue) Mittel ein. Beide Theile gehen, von der Grenzfläche der Mittel aus, nach einer andern als der ursprünglichen Richtung des Strahles weiter, wenn dieser schief an die besagte Fläche trifft. Hier soll vorläufig nur der zurückgeworfene Theil einer nähern Betrachtung unterworfen und der in das neue Mittel eintretende noch ganz außer Acht gelassen werden. Ist die reflectirende Fläche glatt, so wird das Licht regelmäßig d. h. nicht merklich verändert und ganz in der Beschaffenheit und Anordnung der Strahlen zurückgeworfen, in welcher es an der Fläche ankam, so daß dasselbe, wenn es nachher ins Auge gelangt, darin die nämliche Wirkung hervor bringt, als wäre es von der Lichtquelle (die es der reflectirenden Fläche zugesendet hat) unmittelbar dahin gekommen und man daher diese Lichtquelle selbst sieht. Ist die zurückwerfende Fläche hingegen rauh, so wird durch die Rauheiten das Licht nach allen Richtungen durcheinander geworfen (zerstreut), so daß von den Punkten dieser Fläche, wie von jenen eines leuchtenden Körpers nach allen Richtungen Strahlen ausfahren und

man daher ganz so, wie diesen auch die reflectirende Fläche sehen muß, wenn von den besagten Strahlen einige das Auge treffen. Körper, die das Licht regelmäßig reflectiren, machen uns demnach die Gegenstände sichtbar, welche ihnen das Licht zusenden, und heißen Spiegel (die regelmäßige Zurückwerfung selbst wird spiegelnde Zurückwerfung oder Spiegelung genannt); während durch das zerstreut zurückgeworfene Licht (zu Folge sogenannter zerstreuender oder strahlender Reflexion) nur die zurückwerfenden Körper sichtbar werden. Daß die Ursache dieses Unterschiedes der Körper in Bezug auf Lichtreflexion aber wirklich nur in der Beschaffenheit ihrer Oberfläche (ob diese glatt oder rauh ist) liege, beweist der Umstand, daß jeder rauhe und (durch zerstreutes Licht) selbst sichtbare Körper, sogleich spiegelnd wird, wenn man ihn an der Oberfläche polirt, während jeder Spiegel durch Rauhmachen seiner Oberfläche die spiegelnde Eigenschaft verliert. Da keine durch die Natur erzeugte oder auf das vollkommenste künstlich polirte Fläche absolut glatt ist, sondern jede immer noch (wenn auch sehr feine, nur durch starke Vergrößerungsgläser oder andere Mittel nachweisbare) Rauhheiten d. i. Erhöhungen und Vertiefungen besitzt (ja schon der Porosität wegen besitzen muß); so gibt es auch keinen vollkommenen Spiegel, d. h. keinen Körper, der alles Licht, das er überhaupt reflectirt, regelmäßig zurückwirft und daher bloß das Bild der ihm Licht zusendenden Quelle zeigt, selbst aber nicht sichtbar ist. In der That wird jede spiegelnde Fläche selbst gesehen, wenn das auf sie fallende Licht hinreichend stark ist, so daß auch der geringe aliquote Theil desselben, der zerstreut zurückgeworfen und unserem Auge zugeführt wird, in diesem das Sehen hervorzurufen Intensität genug besitzt. Einem vollkommenen (natürlich nur in der Idee existirenden) Spiegel am nächsten kommen: die Oberfläche reinen Quecksilbers und anderer ruhig stehender Flüssigkeiten; weiße, möglichst polirte Metallplatten (die besten Metallspiegel erhält man nach Simons durch Zusammenschmelzen von 2 Gewichttheilen Kupfer und 1 Gewichttheil Zinn, oder auch aus 32 Kupfer, 15 Zinn, 1 Messing und 1 Arsenik); ferner wohl polirte und auf der andern Seite gut geschwärzte Glasplatten oder (besser) polirte Platten aus in der ganzen Masse schwarzem Glase, nur geben diese schwarzen Spiegel, da von denselben nur ein geringer Antheil des auffallenden Lichtes reflectirt, alles andere Licht aber absorbirt wird, lichtarme, düstere Bilder. Die gewöhnlichen Spiegel, die aus weißen, an der Rückseite mit Zinnamalgam belegten (foliirten) Glasplatten bestehen und eigentlich Metallspiegel sind, da vorzüglich die rückwärtige, metallische Belegung die Bilder erzeugt, stehen deswegen allen vorerwähnten Spiegeln nach, weil die durch regelmäßige Reflexion des Lichtes auch von der vorderen Glasfläche entstehenden Bilder mit den von der Metallfolie kommenden theilweise zusammenfallen und diese hiedurch an Deutlichkeit und Schärfe verlieren. Von dem Vorhandensein dieser doppelten Bilder kann man sich leicht überzeugen, wenn man eine Kerzenflamme vor den Spiegel bringt und in schiefer Richtung nach deren Bilde in letzterem hinsieht, welches dann deutlich doppelt erscheint. Bei manchen Amalgamspiegeln sieht man so, wegen wiederholter Reflexion von der hintern gegen die vordere Fläche und zurück, 4 und mehrere Bilder eines und desselben Gegenstandes. Dieser doppelten oder mehrfachen Bilder wegen sind foliirte Spiegel zu genaueren optischen Versuchen und Apparaten nicht geeignet.

§. 100. Gesetze der Reflexion des Lichtes. Ist in Figur 450 A ein Punkt der das Licht zurückwerfenden Fläche, SA die Richtung eines in dem Punkte A eintreffenden Lichtstrahles, stellt FF_1 den Durchschnitt der reflectirenden Fläche, falls sie eben ist, für den entgegengesetzten Fall aber den Durchschnitt der Ebene vor, welche diese Fläche in dem Punkte A tangirt, und ist ferner EA eine auf der Ebene FF_1 im Punkte A errichtete Senkrechte; so heißt SA der einfallende Strahl, A der Einfallspunkt, EA das Einfallsloth, eine durch SA und EA gelegte Ebene die Einfallsebene und der Winkel SAE, den der einfallende Strahl mit dem Einfallslothe macht, der Einfallswinkel. Bedeutet die gerade Linie AX die Richtung des von A reflectirten Strahles, so nennt man eine durch diesen Strahl und das Einfallsloth EA gelegte Ebene die Reflexionsebene, und den Winkel EAX, den der reflectirte Strahl mit dem Einfallslothe EA bildet, den Reflexionswinkel. Mit Anwendung dieser Benennungen lassen sich die Gesetze, nach welchen die Reflexion des Lichtes erfolgt, kurz in folgenden zwei Sätzen zu sammenfassen: 1) Der reflectirte Strahl liegt immer in der erweiterten Einfallsebene und zwar im Vergleiche mit dem einfallenden Strahle auf der andern Seite des Einfallslothes; 2) der Reflexionswinkel ist stets dem Einfallswinkel gleich. Diese Gesetze lassen sich leicht mittelst eines von Cauchoix angegebenen und in Fig. 451 abgebildeten Apparates nachweisen. K ist ein vertikaler, mit Gradtheilung versehener und von einem Fußgestelle getragener Kreis, an welchem hin zwei metallene Arme I, II sich bewegen lassen, die um eine durch das Centrum des Kreises gehende und auf dessen Ebene senkrecht stehende Axe drehbar sind, und an den äußeren Enden senkrecht aus der Kreis-Ebene hervorragende Platten 1, 2 tragen, deren jede, in gleichem Abstande von dieser Ebene ein ganz kleines Loch (o und o_1) hat. Es mögen diese hinter dem Kreise drehbaren Arme kurz die Laufer heißen. Vor dem Centrum C des Kreises befindet sich ein polirtes Spiegelglas G, dessen Lage man durch Stellschrauben so reguliren kann, daß es auf der Kreisebene senkrecht steht, mithin horizontal wenn diese vertikal ist, (wovon man sich überzeugt, indem man auf die obere Fläche des Glases eine Wasserwage stellt und sieht, ob diese eine horizontale Stellung der besagten Fläche anzeigt, nachdem der Kreis durch Richtung nach irgend einem senkrechten Gegenstande, z. B. dem Rahmen eines Fensters oder der Seitenkante eines Gebäudes u. s. w., vertikal gestellt worden). Auf dem Glase endlich und vor dem Mittelpunkte des Kreises ist ein ebener Metallstreifen

Fig. 450.

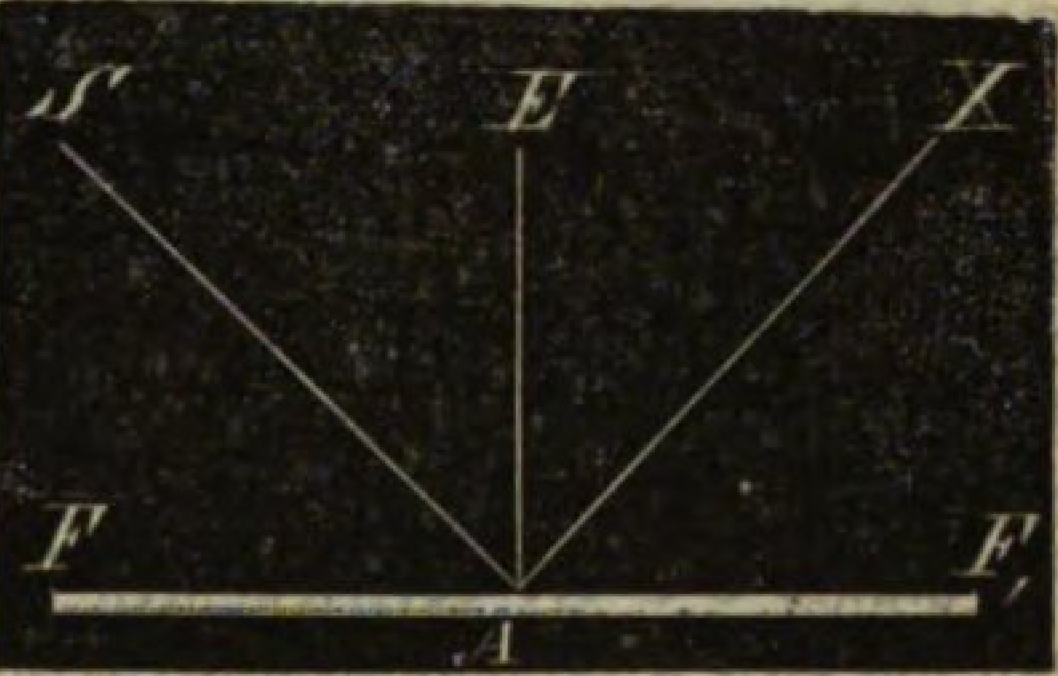
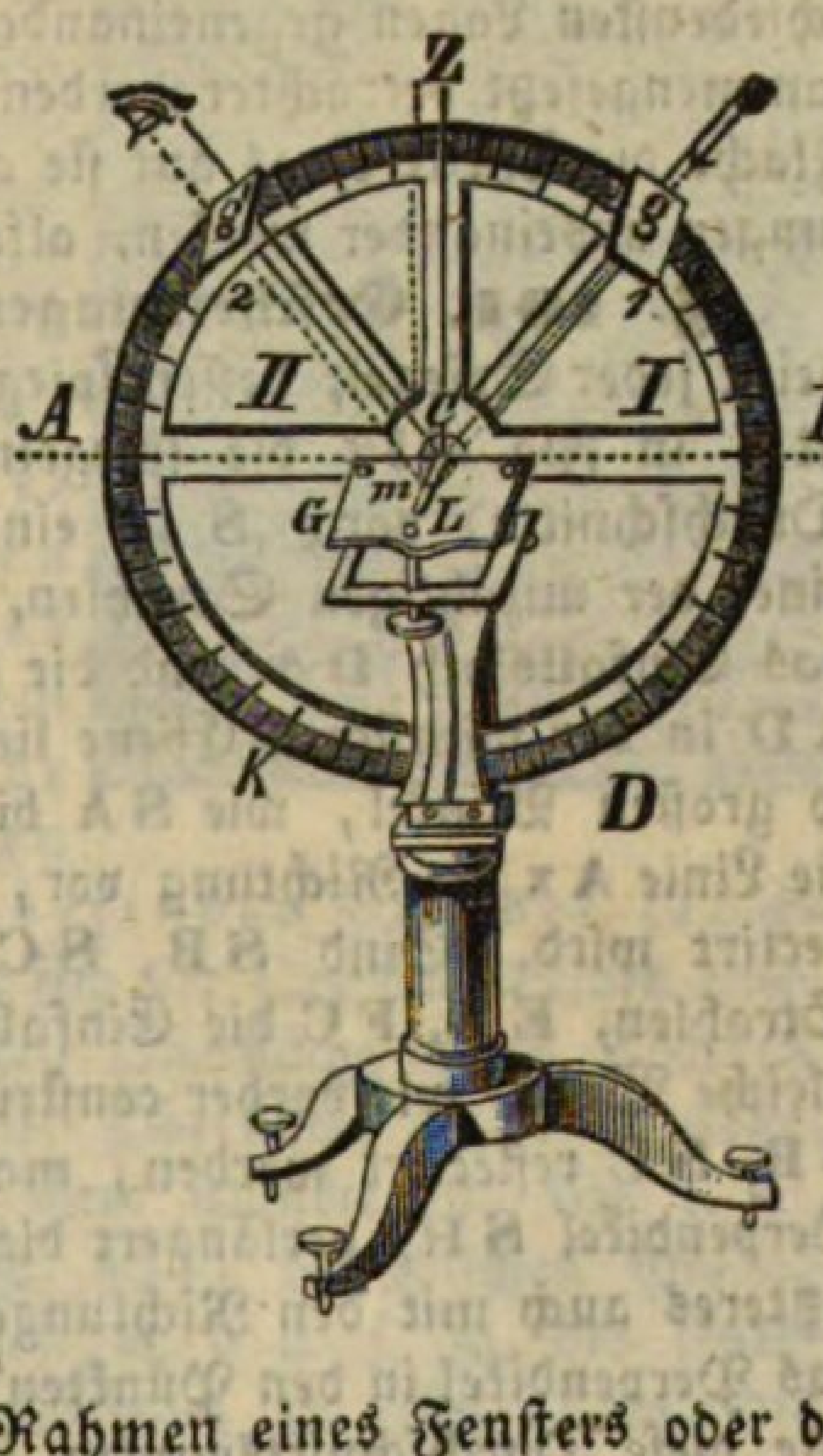


Fig. 451.



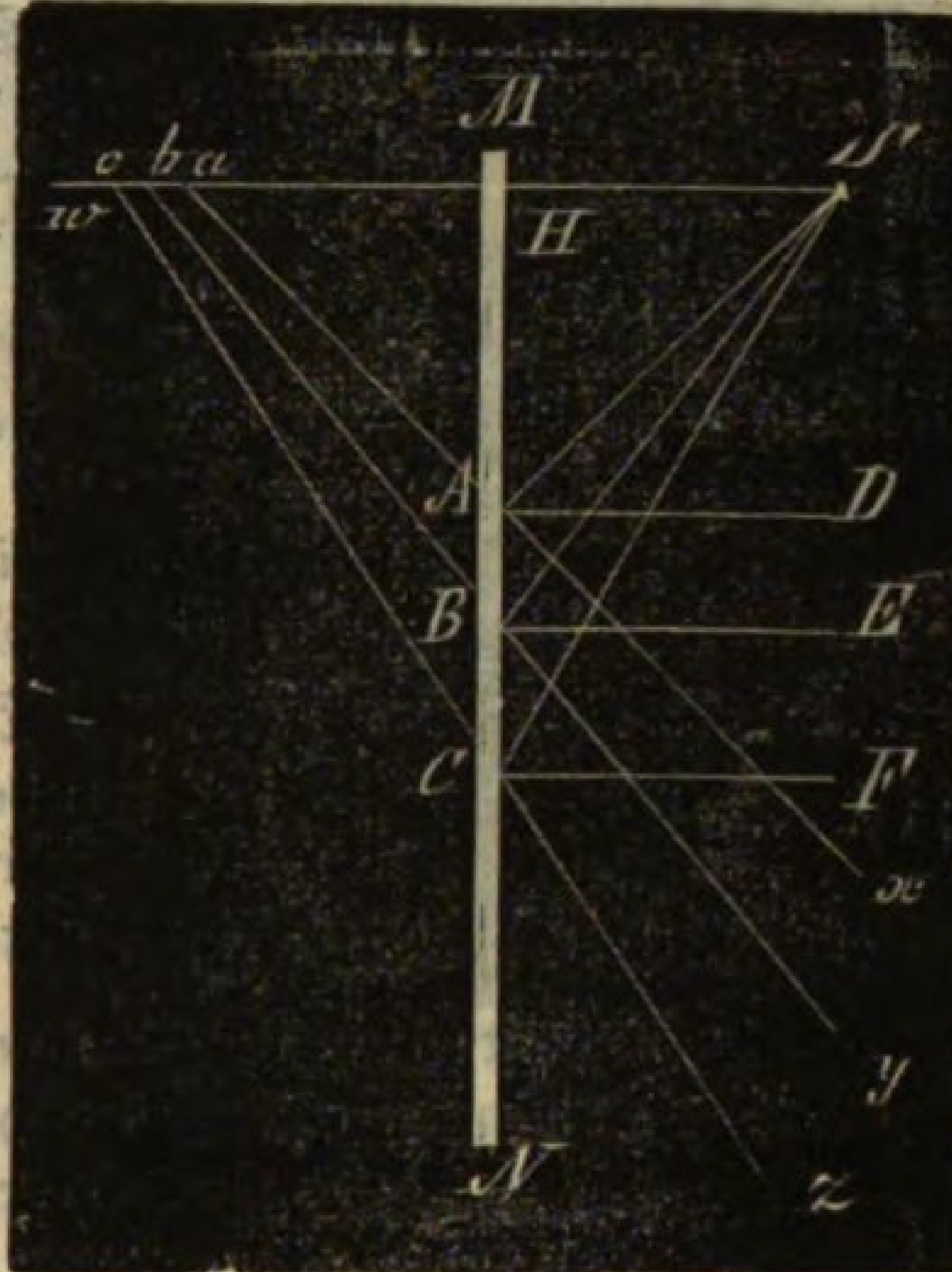
festgemacht, so daß sein scharfschneidiger Rand CL auf dem Glase eine gerade Linie darstellt, welche in die verlängerte Richtung der Drehaxe der beiden Laufer fällt, also wie diese auf der Kreisebene senkrecht steht. Auf der Linie CL befindet sich ein Strich m so angebracht, daß derselbe mit den zwei ganz kleinen (punktähnlichen) Löchern o und o_1 der Laufer in einer und derselben, zum Kreise parallelen Ebene liegt. Nun bringt man den Apparat an ein offenes Fenster und sorgt dafür, daß direktes Sonnenlicht durch die Oeffnung des einen Laufers (z. B. o des Laufers I) und auf das Glas G gelangen kann, hierauf verstellt man den Laufer II, bis man beim Durchsehen durch die Oeffnung o_1 desselben das Bild des Loches o genau am Rande der scharfen Kante CL des vorerwähnten Metallstreifens sieht. Die Erfahrung zeigt, daß sich diese Bedingung immer erfüllen läßt, und daß dann der Strich m auf CL immer den Einfallspunkt des durch das Loch o gehenden Strahles bildet. Mithin liegen dieser (der einfallende) und der von m aus durch o_1 gehende (der reflectirte) Strahl in einer und derselben auf der zurückwerfenden Fläche senkrechten Ebene (in der Einfallsebene), und dies ist das erste Reflexionsgesetz. Da ferner die beiden Strahlen auf der Axe CL des getheilten Kreises zusammentreffen, so werden ihre Neigungen gegen die Glasoberfläche durch die Bogen B o und A o_1 gemessen, deren Werth sich auf der Kreiseintheilung ablesen läßt, indem man von dem horizontalen Durchmesser AB des Kreises ausgeht. Hierbei ergibt sich für alle mögliche Lagen der Laufer, daß der einfallende und der reflectirte Strahl mit der zurückwerfenden Fläche stets gleiche Winkel bilden, woraus bei bloßem Anblicke der vorigen Fig. 450 auch die Gleichheit des Einfalls- und des Reflexionswinkels erhellt, welche in dem zweiten Reflexionsgesetze ausgesprochen ist.

Wenn man bedenkt, daß eine rauhe Fläche aus unzähligen in den verschiedensten Lagen gegeneinander gestellten, äußerst kleinen Flächenstücken zusammengesetzt betrachtet werden kann; so sieht man ein, daß eine solche rauhe Fläche die Theile eines auf sie auffallenden Strahlenbündels nach allen Richtungen auseinander werfen, also das Licht zerstreuen müsse.

§. 101. Erscheinungen bei ebenen Spiegeln. Eben oder plan heißt jeder Spiegel, dessen spiegelnde Fläche eine Ebene ist. Es stelle die Linie MN in Fig. 452 die spiegelnde Fläche eines Planspiegels (im vertikalen Durchschnitte) vor; S sei ein leuchtender Punkt vor dieser Fläche und SA einer der unzähligen Strahlen, die ersterer der letzteren zusendet. Zieht man das Einfallsloth DA und die gerade Linie Ax so, daß dieselbe mit SA und AD in der nämlichen Ebene liegt und mit dem Einfallslothe AD einen eben so großen Winkel, wie SA bildet, so stellt, den Reflexionsgesetzen gemäß, die Linie Ax die Richtung vor, in welcher der Strahl SA vom Spiegel reflectirt wird. Sind SB, SC, andere von S auf den Spiegel gelangende Strahlen, EB, FC die Einfallslothe für dieselben, und By, Cz, die auf gleiche Weise, wie vorher construirten Richtungen, nach welchen die Strahlen SB, SC reflectirt werden, man fällt nun vom leuchtenden Punkte S ein Perpendikel SH, verlängert dieses hinter den Spiegel nach w hin und thut letzteres auch mit den Richtungen der reflectirten Strahlen so lange, bis sie das Perpendikel in den Punkten a, b, c schneiden; so läßt sich beweisen, daß alle diese Durchschnittspunkte in einen einzigen Punkt zusammenfallen, der eben so weit hinter dem Spiegel liegt, als der leuchtende Punkt vor dem Spiegel sich befindet, und zwar ist der Beweis folgender. Da $\angle DAx = \angle SAD$

(der Reflexionswinkel = dem Einfallswinkel) ist, so sind auch die Ergänzungen dieser Winkel je zu 90° gleich; es ist daher $\angle NAx = \angle SAH$; ferner ist $\angle NAx = \angle aAH$ (sie sind Scheitelwinkel), mithin auch $\angle SAH = \angle aAH$. Da die Dreiecke SHA und aHA die Winkel SHA und aHA als rechte Winkel gleich und die Seite AH gemeinschaftlich haben; so sind sie congruent, und mithin ist aH = SH...(1). Auf ganz gleichem Wege ergibt sich, daß das Δ SBH mit Δ bBH und Δ SCH mit Δ cCH congruent, folglich auch bH = SH...(2) und cH = SH... (3) sein müsse, und es folgt sonach aus (1), (2) und (3) aH = bH = cH = SH d. h. alle oben besagten Durchschnittspunkte fallen in einen einzigen Punkt zusammen, dieser liegt in der Richtung einer vom leuchtenden Puncte auf den Spiegel gezogenen Senkrechten, hinter dem Spiegel und in der nämlichen Entfernung von diesem wie der leuchtende Punkt.

Fig. 452.



Man sieht nun schon ein, daß in diesem Durchschnittspuncte die hinter den Spiegel verlängerten Reflexions-Richtungen aller vom leuchtenden Punkte S dem Spiegel zugesendeten Strahlen zusammentreffen müssen, wie es die Fig. 453 zeigt. Gelangen einige dieser Strahlen nach ihrer Reflexion in das Auge eines Beobachters, so erscheinen sie demselben, zu Folge der Gewohnheit, in gerader Richtung zu sehen, von ihrem scheinbaren, gemeinschaftlichen Durchschnittspunkte herzukommen und er versetzt in letzteren Punkt S_1 hin den leuchtenden Punkt S. Dieser scheinbare leuchtende Punkt heißt das Bild des wahren leuchtenden Punktes, und es steht somit der Satz fest: Ein Planspiegel gibt von jedem vor ihm befindlichen leuchtenden Punkte ein Bild, welches sich hinter dem Spiegel, in der vom leuchtenden Punkte auf die spiegelnde Ebene gezogene Senkrechten und eben so weit von dieser Ebene entfernt befindet, als der leuchtende Punkt...(†).

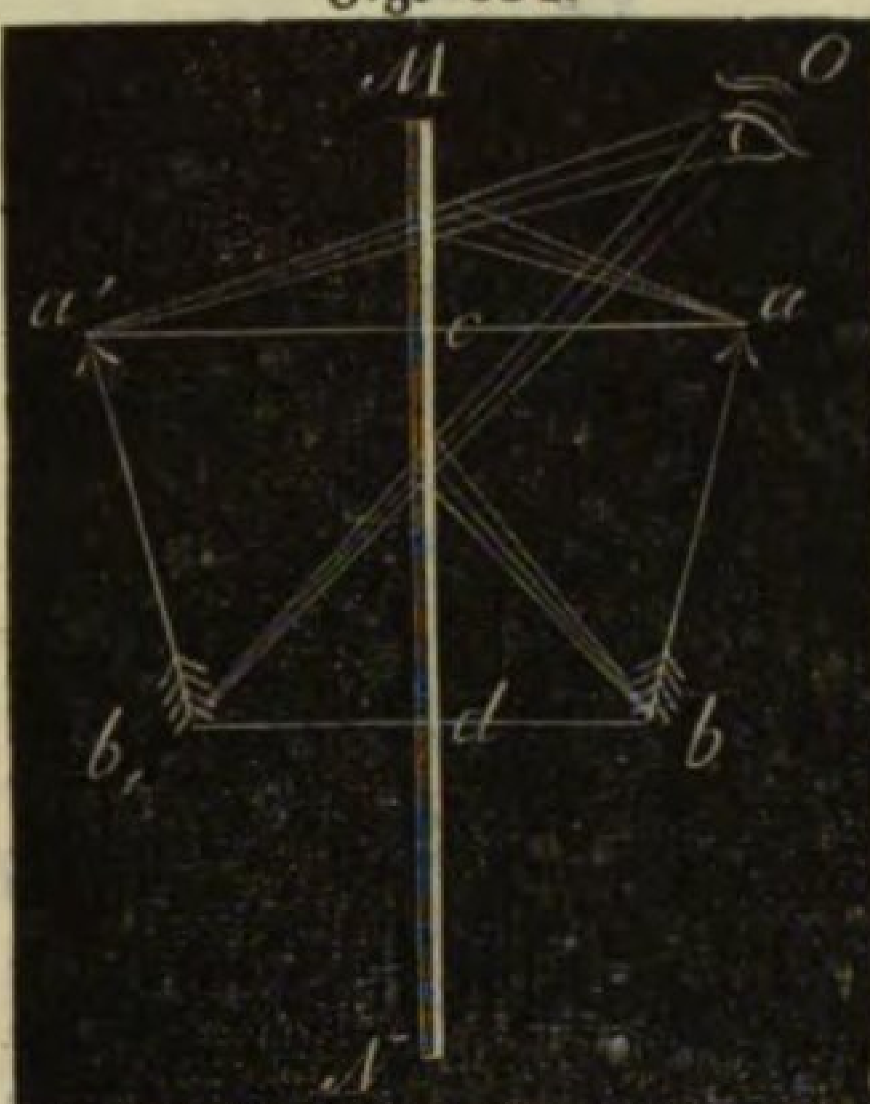
Fig. 453.



Nach diesem Satze läßt sich der Ort des Bildes eines jeden Punktes der einem Planspiegel zugekehrten Oberfläche eines Körpers, mithin die Lage und Gestalt des Bildes dieser Oberfläche selbst angeben, da dieses Bild der Inbegriff der Bilder aller ihrer Punkte ist. Um z. B. das Bild des vor dem Planspiegel MN (Fig. 454) befindlichen Pfeiles ab zu construiren, hat man von allen Punkten a, b u. s. w. des letzteren Perpendikel ac, bd u. s. w. auf den Spiegel zu fällen und die Verlängerung ca_1, db_1 u. s. w. eines jedem derselben hinter den Spiegel dem vor den Spiegel fallenden Stücke ac, bd u. s. w. gleich zu

machen. Der Inbegriff der Endpunkte a_1, b_1 u. s. w. der Perpendikel-Verlängerungen, (der Pfeil a_1 b_1) ist dann offenbar das Bild. Man sieht zugleich in der Figur den Gang von einigen der Strahlen, welche dem Auge in o das Bild a_1 b_1 sichtbar machen.

Fig. 454.

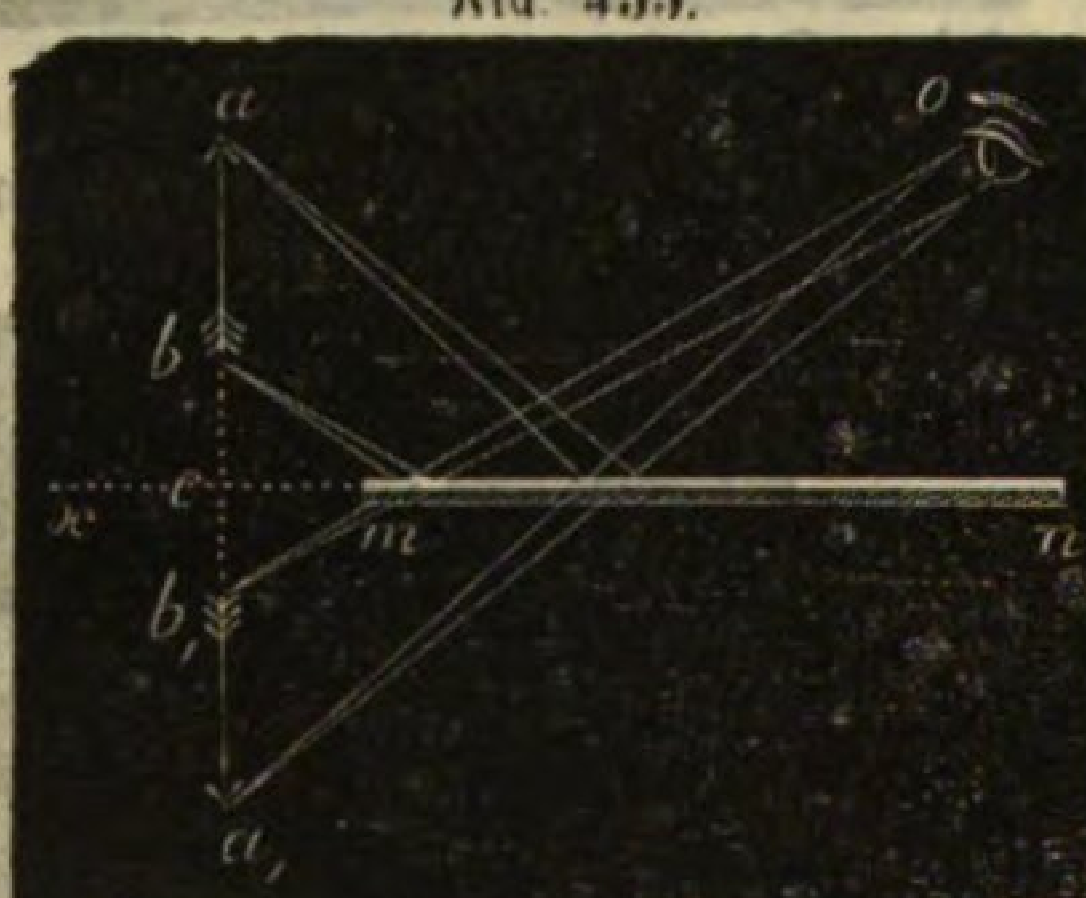


Diese und jede ähnliche Construction zeigt, daß das Bild eines Gegenstandes in einem Planspiegel aufrecht und mit dem Gegenstande in gleicher Größe erscheinen müsse, die Anordnung der Theile in Bezug auf rechts und links aber im Bilde gerade die umgekehrte gegen jene des Gegenstandes sei.

Es mögen hier noch einige Beispiele die Entstehung und Construction der Bilder leuchtender Punkte und Gegenstände in Planspiegeln erläutern.

1. Construction des Bildes eines seitwärts von einer ebenen spiegelnden Fläche mn (Fig. 455) befindlichen Gegenstandes ab (z. B. eines am Ufer eines Baches stehenden Baumes). Man fälle von den einzelnen Punkten des betreffenden Gegenstandes Perpendikel auf die nach der Seite des Gegenstandes (nach x) hin erweitert gedachte spiegelnde Fläche, schneide von den Verlängerungen der Perpendikel hinter diese Fläche Stücke ab, welche den vor die Fläche fallenden Perpendikelstücken gleich sind, so werden nach Satz ... (†) die Endpunkte der Abschnitte die Stellen bezeichnen, wo die Bilder der betreffenden leuchtenden Punkte erscheinen. Demnach sieht das Auge, wenn $a_1 c = a c$, $b_1 c = b c$ ist und diese Linien alle senkrecht auf nx stehen, das Bild von a in a_1 und von b in b_1 u. s. w. Der bloße Anblick der Figur zeigt, daß das Bild des seitwärts vom Spiegel befindlichen Objectes nur dann gesehen werden kann, wenn das Auge vor der spiegelnden Fläche oder auf jener Seite außerhalb derselben sich befindet, die der Seite, wo das Object steht, entgegengesetzt ist, und daß man überhaupt das Bild eines leuchtenden Punktes in einem Planspiegel nur bei jener Stellung des Auges vor dem Spiegel sehen könne, bei welcher die Verbindungslinie des Auges mit dem Punkte, wo das Bild vorhanden ist (mit dem Endpunkte des vom leuchtenden Punkte auf den Spiegel gefällten und hinter denselben gleichweit verlängerten Perpendikels) durch die spiegelnde Fläche geht.

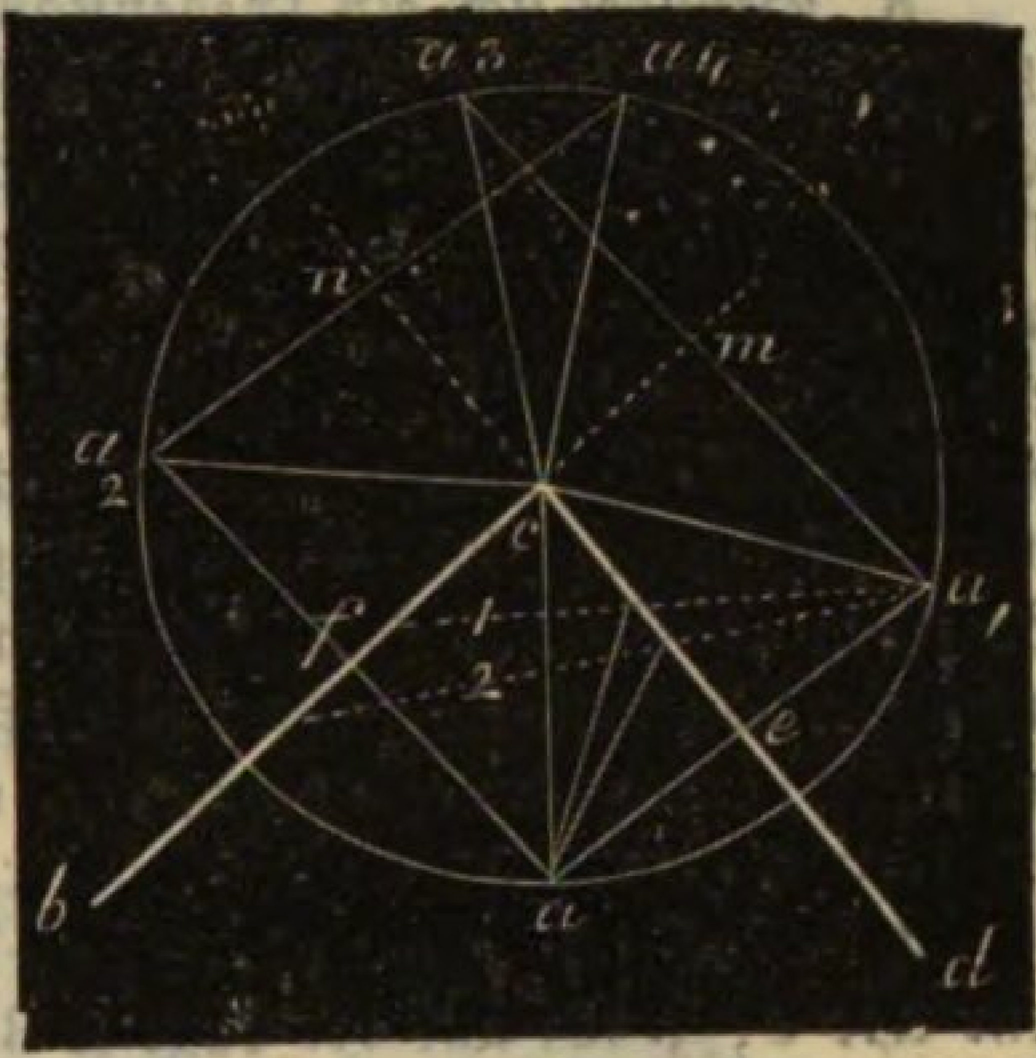
Fig. 455.



2. Befindet sich ein leuchtender Punkt a (Fig. 456) zwischen zwei unter einem Winkel bcd gegen einander geneigten, ebenen spiegelnden Flächen bc und dc, so entsteht nicht blos hinter jeder dieser Flächen ein Bild, nämlich a_1 und a_2, wenn $a a_1$ und $a a_2$ auf dc und bc senkrecht stehen, ferner $a e = a_1 e$ und $a f = a_2 f$ ist; sondern es müssen, — da jedes dieser Bilder für die gegenüberstehende spiegelnde Fläche, a_1 für bc und a_2 für cd, gleichsam die Stelle wieder eines leuchtenden Punktes vertritt, (indem z. B. die

Fläche b c die von c d reflectirten Strahlen 1, 2 so empfängt, als kämen sie von dem Bilde a_1 her u. s. w.) — hinter beiden Spiegelflächen mehrere Bilder zu Stande kommen (nämlich von a_1 in a_3 und von a_2 in a_4 wenn die Linien $a_1 a_3$ und $a_2 a_4$ auf den spiegelnden Ebenen b c und d c oder ihren Erweiterungen senkrecht stehen, ferner $a_3 m = a_1 m$ und $a_4 n = a_2 n$ ist, u. s. w.). Nun folgt aus der Congruenz der Dreiecke $a_2 c f$ und $a c f$, worin $a_2 f = a f$, $f c$ gemeinschaftlich und $\angle a_2 f c = \angle a f c = 90^0$ ist, die Gleichung $a_2 c = a c$, und eben so folgen, da die Dreiecke $a c e$ und $a_1 c e$, dann $a_1 c m$ und $a_3 c m$ ferner $a_2 c n$ und $a_4 c n$ nach dem nämlichen Satze, wie die vorher betrachteten Dreiecke $a_2 c f$ und $a c f$ congruent sind, die Gleichungen $a c = a_1 c$, $a_1 c = a_3 c$, $a_4 c = a_2 c$ u. s. f. Es sind demnach die Entfernungen $a_1 c$, $a_2 c$, $a_3 c$, $a_4 c$ .... aller Bilder vom Durchschnittspunkte c gleich der Entfernung a c des leuchtenden Punktes davon, und es liegen daher alle Bilder in der Peripherie eines aus c mit dem Halbmesser a c beschriebenen Kreises. Es läßt sich leicht zeigen, daß diese Bilder und der leuchtende Punkt um die Durchschnittslinie der beiden Spiegel herum symmetrisch angeordnet liegen müssen und daß die Zahl der Bilder immer $= \frac{360^0}{bcd} - 1$, d. h. um 1 kleiner ist, als der Quotient, der erhalten wird, wenn man 360^0 durch die Anzahl Grade des Neigungswinkel der Spiegel dividirt, daß die Bilderzahl daher mit der Abnahme dieses Neigungswinkels wächst . . . (†). Daß das in Bezug auf Zahl und Anordnung der Bilder Gesagte in gleicher Weise gilt, wenn statt eines leuchtenden Punctes ein leuchtender Gegenstand innerhalb des Winkels der beiden Spiegel sich befindet, versteht sich von selbst. Die äußerst schönen symmetrischen und regelmäßigen Figuren, welche das sogenannte Kaleidoscop zeigt, entspringen aus der Winkelspiegel-Wirkung. Es besteht nämlich das Kaleidoscop aus einer Röhre, welche zwei parallelogrammisch geschnittene Planspiegel enthält, die so gegen einander geneigt sind, daß der Neigungswinkel ein Sechstel, Achtel, Zehntel u. s. w. von vier Rechten (360^0) beträgt und die Spiegel in einer mit der Axe der Röhre zusammenfallenden Linie einander schneiden. An dem einen Ende trägt die Röhre einen Deckel, welcher in der Mitte nur eine kleine Oeffnung zum Hineinsehen mit einem Auge hat und an dem andern Ende ist sie mit zwei Glasscheiben geschlossen, welche parallel, gegen die Röhrenaxe senkrecht sind und zwischen sich verschiedenartige und bunte, am besten durchsichtige oder durchscheinende Körperchen enthalten, die beim Drehen der Röhre sich immer in andere Stellungen legen und so, da von jedem derlei Körperchen eine um die Röhrenaxe symmetrisch angeordnete Reihe von Bildern entsteht, die vorerwähnten mannigfaltigsten, schönen und regelmäßigen Figuren verursachen, wenn sie auch noch so unregelmäßig gestaltet und unter einander gemengt sind. Damit das Auge beim Durchsehen nicht durch die außer der Röhre liegenden Gegenstände gestört werde, soll die äußere der besagten zwei Glasscheiben etwas mattgeschliffen

Fig. 456.

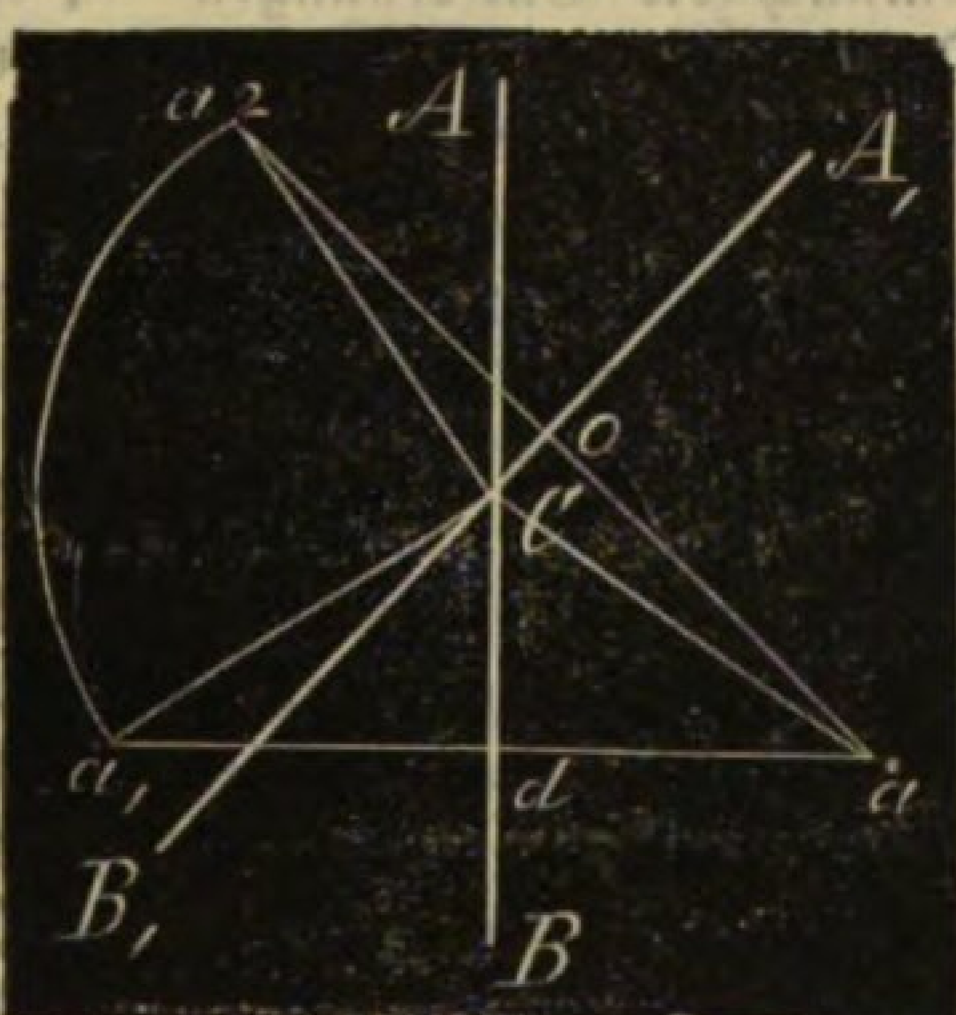


sein. Daß das Auge die Bilder der seitwärts von den spiegelnden Flächen befindlichen Körperchen sehen müsse, ist nach dem oben unter 1. Vorgetragenen für sich klar.

3. Befindet sich ein Gegenstand zwischen zwei einander parallel gegenüber stehenden (unter dem Winkel Null gegen einander geneigten) spiegelnden, ebenen Flächen; so sollte das ebenfalls zwischen den Spiegeln befindliche Auge in diesen unendlich viele, in gerader Linie regelmäßig hinter einander angeordnete Bilder sehen, weil die von dem Gegenstande den Spiegeln zugesendeten Strahlen fortwährend zwischen diesen abwechselnd hin und her geworfen werden. Allein da das Licht durch Reflexion geschwächt wird und zwar desto mehr, eine je öftere Reflexion es erfährt; so sind die hinter den Spiegeln zu Stande kommenden entfernteren Bilder dem Auge nicht mehr merklich. Die besagte unendlich große Anzahl Bilder folgt auch aus der oben unter (†) aufgestellten Formel, wenn man darin den Neigungswinkel $bcd = 0$ setzt.

4. Wird die spiegelnde Ebene A B C (Fig. 457) um eine in ihr gelegene Axe C, z. B. aus der Lage A B in die Lage $A_1 B_1$ gedreht; so beschreibt das Bild a_1 eines vor A B befindlichen leuchtenden Punktes a einen Kreisbogen $a_1 a_2$ um diese Axe, dessen Halbmesser der Entfernung des Punktes a von genannter Axe gleich ist, und es ist der Drehungswinkel des Bildes doppelt so groß als jener des Spiegels d. h. es ist $a_2 C a_1 = 2 B_1 C B$.

Fig. 457.



Man hat nämlich, da $a a_1$ auf A B und $a a_2$ auf $A_1 B_1$ senkrecht steht, ferner $ad = a_1 d$ und $ao = a_2 o$ ist, die Winkel $aCB (= aCd) = a_1 CB$, und $aCB_1 = a_2 CB_1$, mithin $a_2 CB_1 - a_1 CB = aCB_1 - aCB$. Addirt man beiderseits BCB_1 hinzu, so erhält man $a_2 CB_1 + B_1 CB - a_1 CB = aCB_1 - aCB + B_1 CB$ oder $a_2 CB - a_1 CB = B_1 CB + B_1 CB$ d. i. $a_2 C a_1 = 2 B_1 CB$, was zu erweisen war. Dieser Satz wurde schon im §. 35 bei Beschreibung der Wheatston'schen Methode, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Electricität zu bestimmen, mit der Bemerkung vorausgesetzt, daß er seinen Beweis in der Lehre vom Lichte finden werde.

Auf den Gesetzen der Reflexion des Lichtes an ebenen, spiegelnden Flächen beruhen mehrere für den Physiker wichtige Instrumente und auch manche blos zur Unterhaltung dienende Vorrichtungen. Zu ersteren gehören: der Heliostat, das Reflexionsgoniometer, der Spiegelsextant, der künstliche Horizont; und zu letzteren: das Zauberperspectiv, und der Operngucker.

1) Der Heliostat. Zu vielen optischen Untersuchungen braucht man in einem verfinsterten Zimmer Sonnenstrahlen, die darin eine gewisse, von jener der direkt dahin gelangenden verschiedene Richtung haben und unveränderlich bei derselben erhalten werden. Man bringt zu diesem Ende vor einer Oeffnung im Fensterladen des verfinsterten Zimmers einen Planspiegel an und gibt demselben gegen die einfallenden Sonnenstrahlen

eine solche Stellung, daß diese von ihm in der erforderlichen Richtung durch die erwähnte Oeffnung ins Zimmer hinein zurückgeworfen werden. Nun aber ändert sich in jedem Augenblicke der Stand der Sonne und mithin auch die Richtung, nach welcher die Strahlen auf den besagten Planspiegel auffallen, durch denselben reflectirt und ins Zimmer hineingeleitet werden. Es ist daher auch fortwährend die Stellung des Spiegels der Veränderung des Sonnenstandes entsprechend abzuändern, um die Strahlen im Zimmer bei der ihnen einmal ertheilten Richtung zu erhalten. Beides, nämlich das Leiten der Strahlen ins Zimmer nach gewisser Richtung und das Erhalten derselben bei letzterer, erreicht man mit einer für viele Zwecke hinlänglichen Genauigkeit durch die in Fig. 458 abgebildete Vorrichtung. AB ist eine starke, 4eckige Messingplatte, die an dem Fensterladen angeschraubt wird und in welcher sich die mittlere, kreisförmige, in der Mitte mit einer runden Oeffnung E zum Einlassen der Strahlen versehene Scheibe CD, ohne herausfallen zu können, leicht drehen läßt. Dieses Drehen wird mittelst eines in die Zähne am Umfange von CD eingreifenden und mit einem rânderirten Kopfe k versehenen Triebes a bewerkstelligt. Die kreisförmige Scheibe CD hat ferner an der rückwärtigen Seite, nahe am äußeren Rande, in einem Charnier s einen 4eckigen Planspiegel PQ befestigt, welcher daher immer zugleich mit CD um eine auf der Ebene der Messingplatte AB senkrechte, mithin horizontale Linie (x) gedreht wird. In Fig. 459 eine Ansicht des Apparates von rückwärts in größerem Maßstabe darstellend, sieht man die Charnierbefestigung des Spiegels und zugleich auch, daß man letzteren durch Drehen der Schraube ohne Ende mn jede beliebige Neigung gegen die Platte AB, also jede beliebige Bewegung um eine horizontale und zur Ebene von AB parallele Linie ertheilen könne. Der kreisrunde Charniertheil o hat nämlich am Umfange Zähne, in welche die vorerwähnte Schraube ohne Ende bei n eingreift. Indem man nun dem Spiegel durch Drehung um die Linie (x) eine solche Stellung gibt, daß seine spiegelnde Fläche gerade der Sonne zugewendet und seine Mitte mit der Sonne und der Oeffnung E in einer Ebene ist, und demselben hierauf mittelst der Schraube mn eine passende Neigung gegen den Fensterladen gibt, erhält man einen durch E ins Zimmer nach bestimmter Richtung eintretenden Strahl und kann durch sehr sanftes und hinreichend oft wiederholtes Weiterdrehen beider Schrauben den Sonnenstrahl sehr nahe unverrückt in der ihm gegebenen Richtung erhalten. Um des beständigen Fortrückens des Spiegels mit der Hand enthoben zu sein und den Spiegel ununter-

Fig. 458.

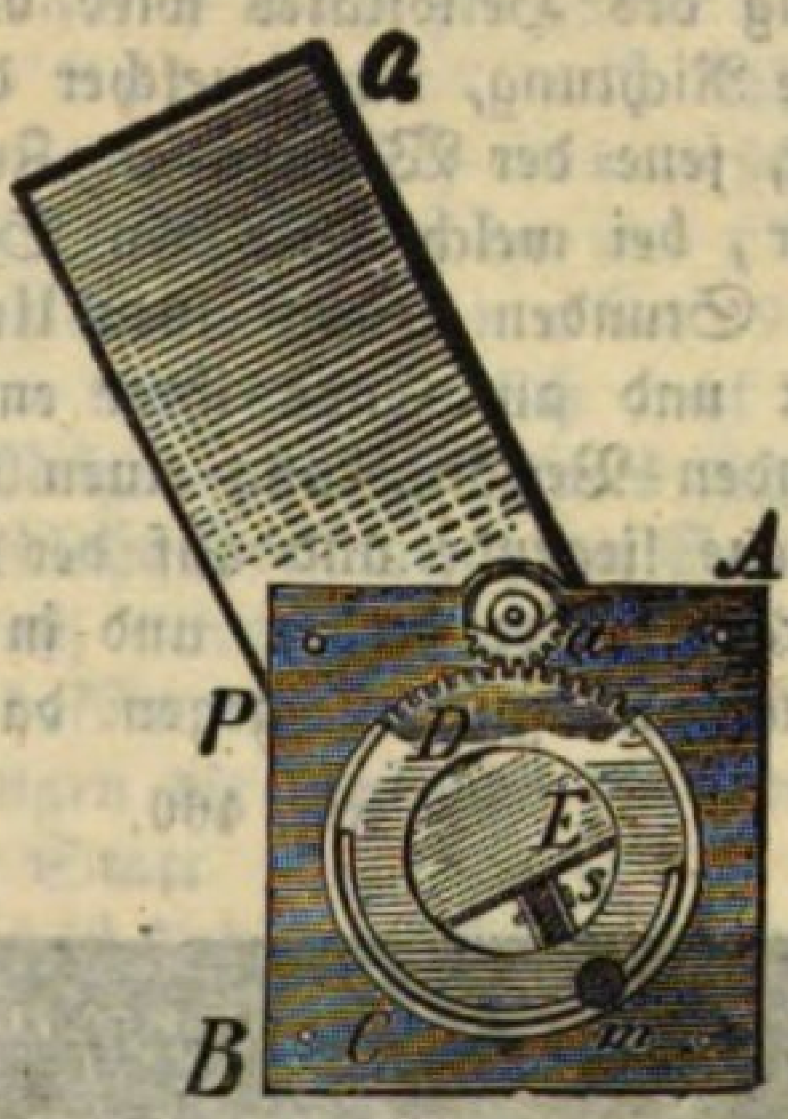
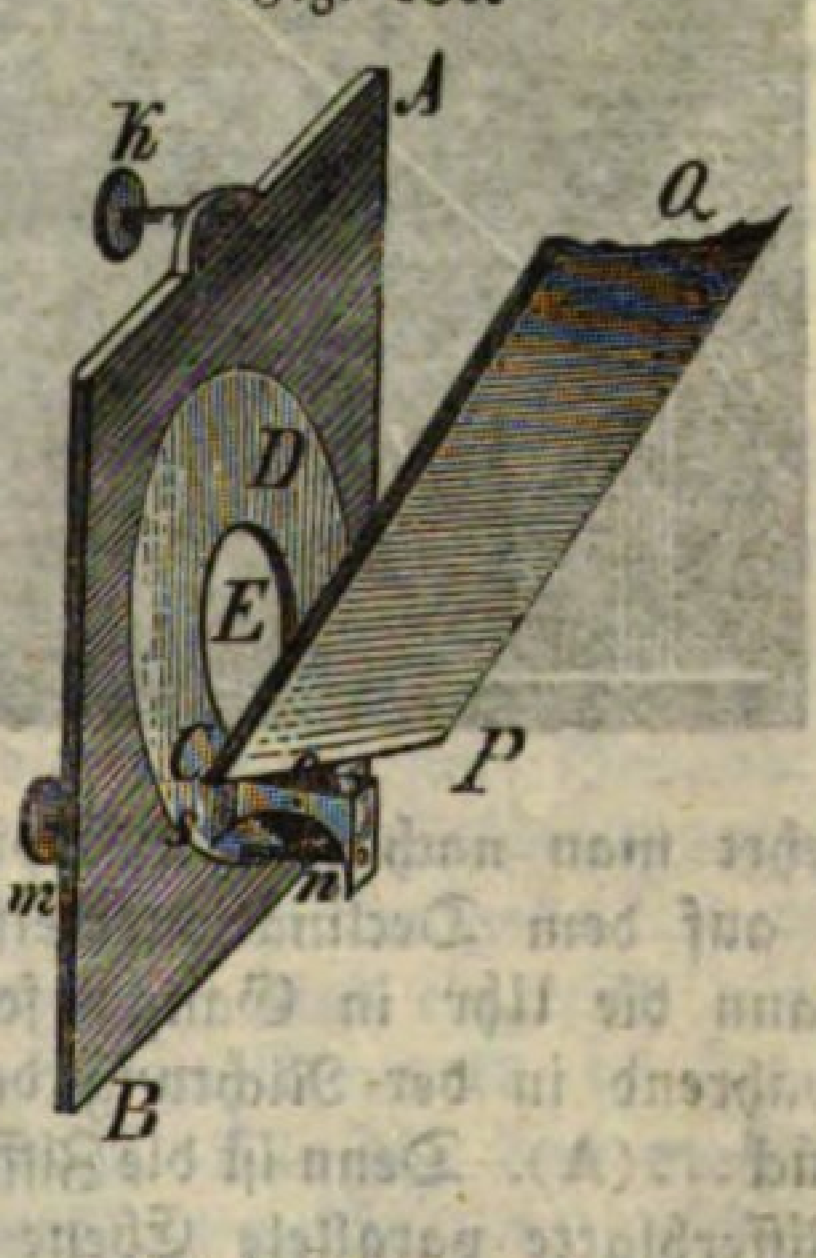
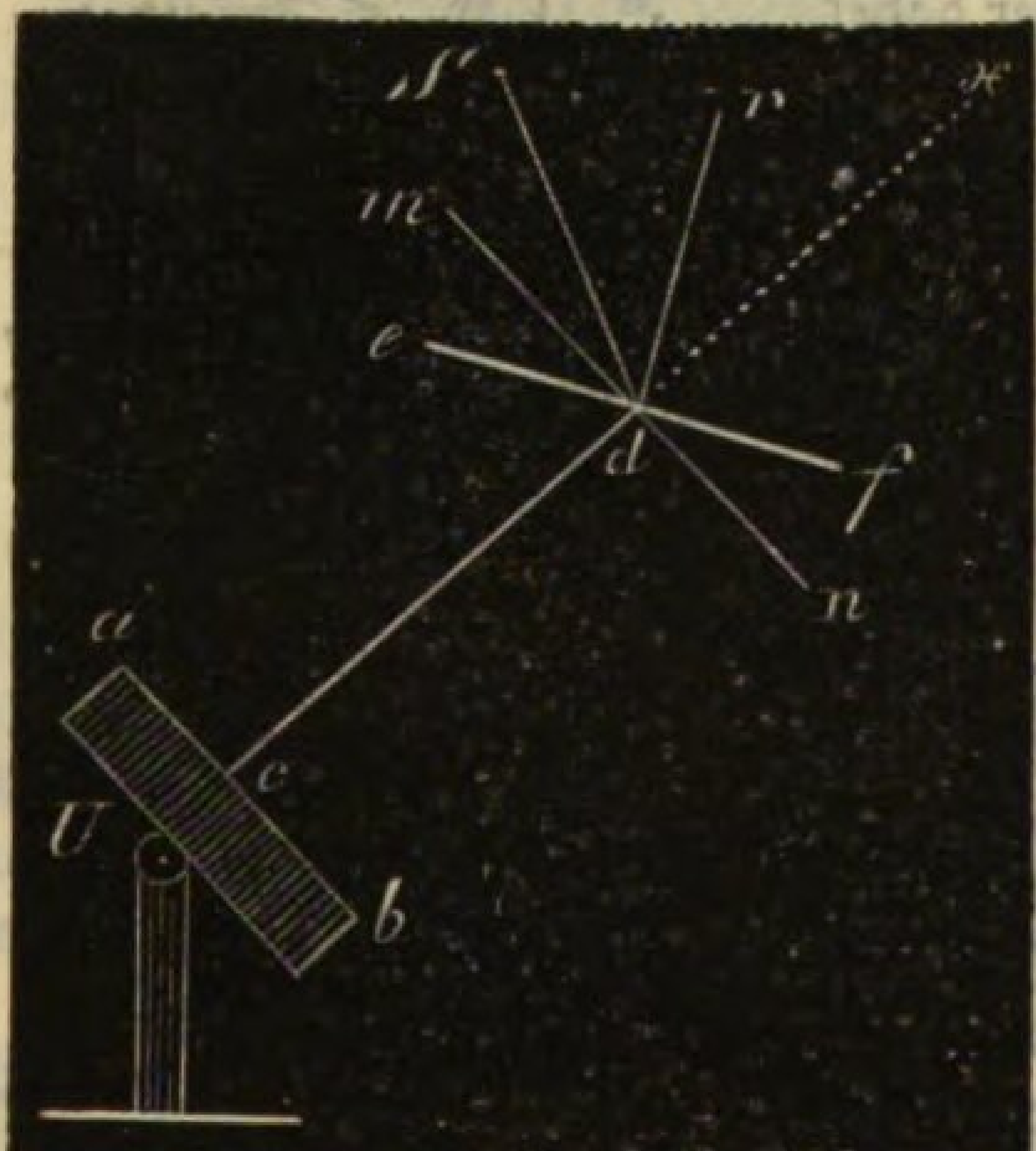


Fig. 459.



brochen und ganz gleichförmig der Sonne folgen zu machen, ertheilt man demselben die erforderliche Bewegung durch ein Uhrwerk, womit er vereinigt ist, und erhält so einen Apparat, der den Namen **Heliostat**, welchen man wohl auch der früher beschriebenen Vorrichtung gibt, vorzugsweise verdient. Der Beschreibung eines solchen Apparates muß des gehörigen Verständnisses derselben wegen Folgendes vorausgeschickt werden. Es ist völlig genügend, wenn der mit dem Uhrwerke in Verbindung stehende Spiegel die Sonnenstrahlen immer nur nach einer einzigen, fixen Richtung zurückwirft, weil man ihnen dann mittelst eines zweiten Spiegels, mit welchen man sie nach der Reflexion vom ersten Spiegel auffängt, leicht jede beliebige andere Richtung geben kann. Die einfachste Einrichtung des Heliostates wird dadurch möglich, daß die vorerwähnte, einzige fixe Richtung, nach welcher der Uhrwerk-Spiegel die Sonnenstrahlen reflectirt, jene der Weltaxe ist. Zu einer solchen Einrichtung bedarf es nur einer Uhr, bei welcher die den Stundenzeiger tragende Achse anstatt in 12, in 24 Stunden genau einen Umlauf macht, ferner die Richtung der Weltaxe hat und am Ende ihrer entsprechend weit über das Zifferblatt hinausgehenden Verlängerung einen Planspiegel trägt, der sich um eine in seiner Ebene liegende und auf der Zeigeraxe senkrechte, mithin dem Uhrzifferblatte parallele Axe drehen und in jeder, der auf diese Art möglichen, verschiedenen Neigungen gegen das Zifferblatt feststellen läßt. In Fig. 460,

Fig. 460.



welche die Wesenheit dieser Anordnung im Durchschnitte nach der den Spiegel tragenden Axe anschaulich macht, ist U das Uhrwerk, a b dessen Zifferblatt, c die Stundenzeigeraxe, c d ihre Verlängerung und e f der um die, dem Zifferblatte parallele Axe d drehbare Spiegel. Wird nun die Uhr so gestellt, daß die Ebene ihres Zifferblattes dem Aequator, mithin die Zeigeraxe c d der Weltaxe parallel ist, wird ferner der Spiegel gegen die Ebene des Zifferblattes unter einem Winkel geneigt, der um die Hälfte der Declination, welche die Sonne zu der Zeit hat, wo der Heliostat angewendet wird, kleiner oder größer als 45° ist, jenachdem die besagte Declination eine nördliche oder südliche ist, kehrt man nachher den Spiegel so gegen die Sonne, daß seine Drehaxe d auf dem Declinationskreise der Sonne senkrecht steht ... (1) und setzt dann die Uhr in Gang; so wirft der Spiegel die Sonnenstrahlen fortwährend in der Richtung der Weltaxe, also in der Richtung von d x zurück ... (A). Denn ist die Zifferblattebene dem Aequator parallel, m n eine dem Zifferblatte parallele Ebene und S d ein auf den Spiegel fallender Sonnenstrahl; so muß, wenn dieser in der Richtung der Weltaxe, d. i. nach d x zurückgeworfen werden soll, erstlich die Einfalls- und Reflexionsebene, nämlich die Ebene S d x auf dem Aequator senkrecht stehen, d. h. in die

Ebene des Declinationskreises der Sonne fallen (weil auch die Weltaxe auf dem Aequator senkrecht steht und der reflectirte Strahl die Richtung dieser Axe haben soll), und dieser Bedingung ist auf die oben unter (1) angegebene Art Genüge geleistet; zweitens muß, vorausgesetzt, daß in der Figur e f und m n die Linien vorstellen, in welchen der Spiegel und das Zifferblatt von der Einfalls- oder Reflexionsebene S d x durchschnitten werden, der Winkel n d x oder n d f + f d x ein Rechter sein. Ist aber d x wirklich die Richtung des reflectirten Strahles, und d r das Einfallsloth; so hat man, wegen Gleichheit des Einfallswinkels S d r und des Reflexionswinkels r d x,

$f d x = e d S = e c m + m d S = n d f + m d S$, folglich

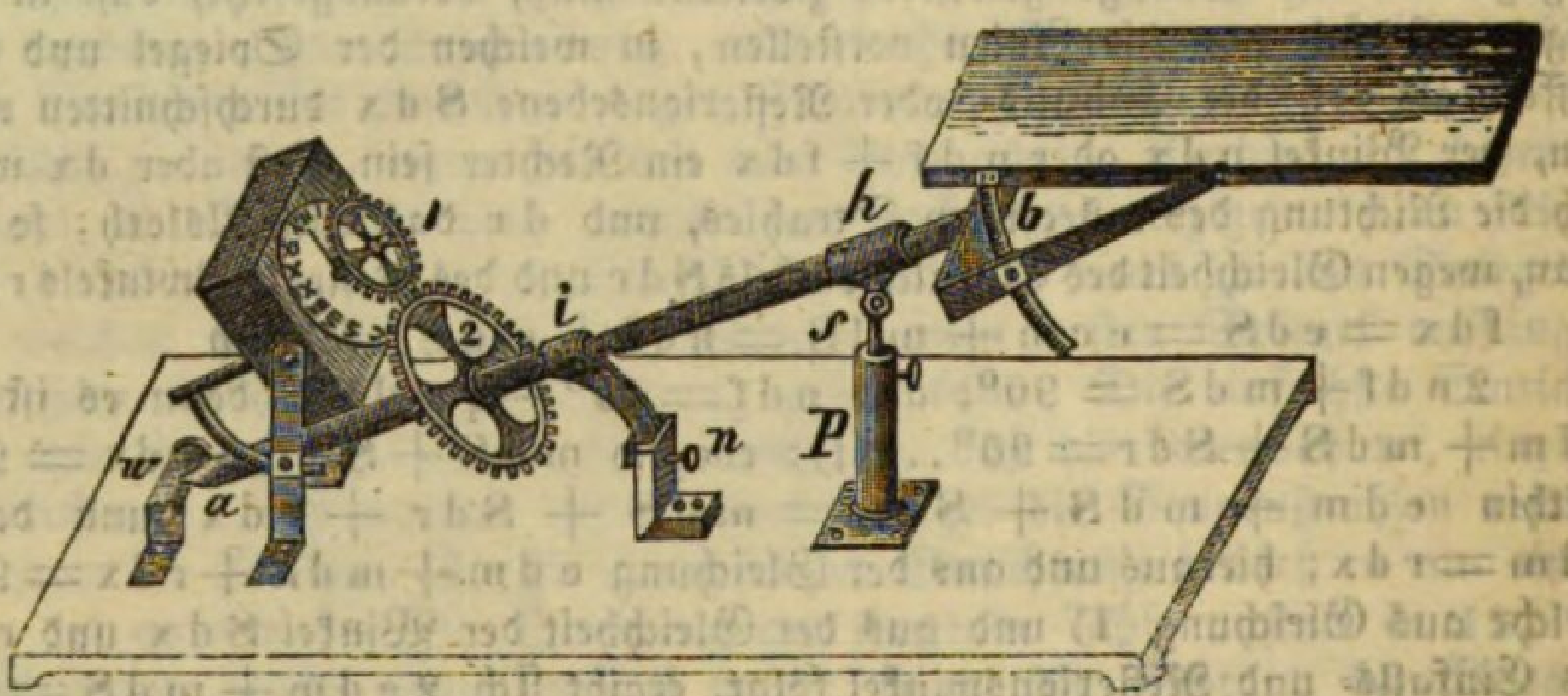
$2 n d f + m d S = 90^0$; also $n d f = 45^0 - \frac{1}{2} m d S$; (denn es ist $e d m + m d S + S d r = 90^0$ ... (I): eben so $m d S + S d r + r d x = 90^0$, mithin $e d m + m d S + S d r = m d S + S d r + r d x$ und daher $e d m = r d x$; hieraus und aus der Gleichung $e d m + m d S + r d x = 90^0$, welche aus Gleichung (I) und aus der Gleichheit der Winkel S d x und r d x als Einfalls- und Reflexionswinkel folgt, ergibt sich $2 e d m + m d S = 90^0$ oder wegen $e d m = n d f$, $2 n d f + m d S = 90^0$ und endlich $n d f = 45^0 - \frac{1}{2} m d S$). Da nun der Winkel n d f die Neigung des Spiegels gegen die Ebene des Uhrzifferblattes und m d S die nördliche Declination der Sonne darstellt, man ferner leicht nachweisen kann, daß, wenn die Declination der Sonne eine südliche ist, m d s das Zeichen + bekömmt; so findet bei Erfüllung der oben unter A angegebenen Bedingungen die Reflexion des Sonnenlichtes in der Richtung der Weltaxe wirklich Statt.

Zum Behufe der Anwendung des Apparates ist daher zuerst die Uhr mit der, die Verlängerung der Stundenzeigeraxe bildenden Spiegelaxe so aufzustellen, daß, während diese letztere Axe in der Meridian-Ebene des Ortes liegt, wo der Apparat angewendet wird, das Uhrzifferblatt gegen den Horizont unter einem der Aequatorshöhe dieses Ortes gleichen Winkel geneigt ist, und hierauf ist der Spiegel, nachdem seine Ebene die erforderliche, oben unter (1) ausgesprochene Neigung gegen die Ebene des Zifferblattes erhalten hat, so nach der Sonnenscheibe zu kehren, daß deren Mittelpunkt in einer durch die verlängerte Zeigeraxe gehenden und auf der Spiegelfläche senkrecht stehenden Ebene liegt. Letzteres läßt sich sicher und leicht bewerkstelligen, wenn an der Axe des Zifferblattes noch ein Zeiger vorhanden ist, der gegen die Neigungsaxe des Spiegels (die in der Figur mit d bezeichnete Axe) senkrecht steht: denn dann hat man nur, vorausgesetzt, daß die Bezifferung des Uhrblattes gehörig orientirt, d. h. die Zahl 12 in der Ebene des Meridians befindlich ist, den besagten Zeiger so zu richten, daß er auf der Uhr die eben stattfindende wahre Sonnenzeit anzeigt.

Die Stelle der Vierundzwanzigstundenuhr, die oben als zum Heliostat erforderlich angegeben wurde, kann auch eine gewöhnliche Zwölfstundenuhr vertreten, wenn diese an die Stundenzeigeraxe ein Zahnrad aufgesteckt hat, welches in ein zweites doppelt so viel Zähne enthaltendes Rad eingreift, das auf der den Spiegel tragenden Axe, die, abgesondert vom Uhrwerke, der Zeigeraxe parallel in eigenen Lagern ruht, festgemacht ist. Die Fig. 361 macht dieß und zugleich auch einen sehr einfachen Mechanismus anschaulich, welcher die oben beschriebene Einstellung des Uhrzifferblattes, des Spiegels und der denselben tragenden Axe in leichter Weise gestattet. w ist eine kleine, um eine horizontale Axe drehbare Walze, welche das eine Lager der Spiegelaxe

a b bildet, deren unteres, körnerartig gestaltetes Ende in einer Vertiefung am Umfange von w ruht. h ist eine die Axe a b umschließende und ihr zweites

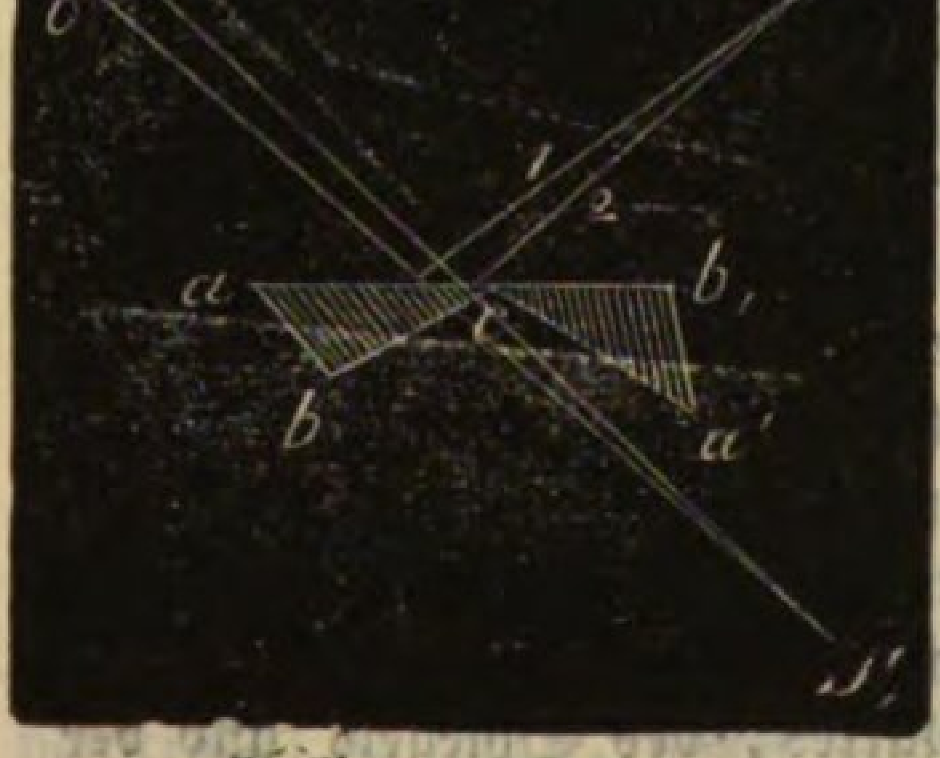
Fig. 461.



oberes Lager bildende Messinghülse, die in einem Gelenke s mit einem prismatischen, im Postamente P höher und niedriger stellbaren Stabe vereinigt ist. Eine zweite, die Axe a b umschließende Hülse i, welche in der Richtung des mittelst der Schraube n in vertikaler Ebene verstellbaren Kreisbogens beweglich ist, dient blos dazu, dieser Axe eine festere Lage zu geben. Anstatt der gezähnten Räder 1, 2 können auch zwei Rollen substituirt werden, wovon die eine einen doppelt so großen Durchmesser hat als die andere und welche beide von einer gemeinschaftlichen Schnur ohne Ende umfangen sind. In diesem Falle kann nicht nur, so wie in dem vorigen, die Uhr der Axe a b zur Seite stehen, sondern ihr Zifferblatt, ohne daß der Heliostat seinen Zweck zu erfüllen aufhört, auch eine vertikale Stellung bekommen, so daß eine ganz gewöhnliche Stockuhr verwendbar ist. Endlich braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß der Spiegel des Heliostats ein Metallspiegel sein soll, weil ein gläserner Spiegel wegen der mehrfachen Bilder, die er gibt, den ganzen Apparat zu feineren und genaueren optischen Versuchen unbrauchbar macht.

2. **Wollaston's Goniometer.** Unter den auf der Reflexion des Lichtes beruhenden und deßhalb Reflexionsgoniometer genannten Instrumenten zum Messen der von zwei spiegelnden Flächen gebildeten, ebenen Krystallwinkel verdient das am häufigsten in Anwendung befindliche Goniometer von Wollaston einen der ersten Plätze. Folgendes wird die Theorie und das Wesen dieses sinnreichen Instrumentes deutlich machen. Es sei a b c Fig. 462 der Durchschnitt eines Krystalls, a c b der zu messende Winkel, und seine Kante stehe auf der Ebene des Papiers senkrecht; ferner seien 1, 2 ... Strahlen, die von einem leuchtenden Punkte S auf die eine der den zu messenden Winkel einschließenden Flächen z. B. auf a c und zwar sehr nahe an der Winkelkante auffallen und nach o hin reflectirt werden.

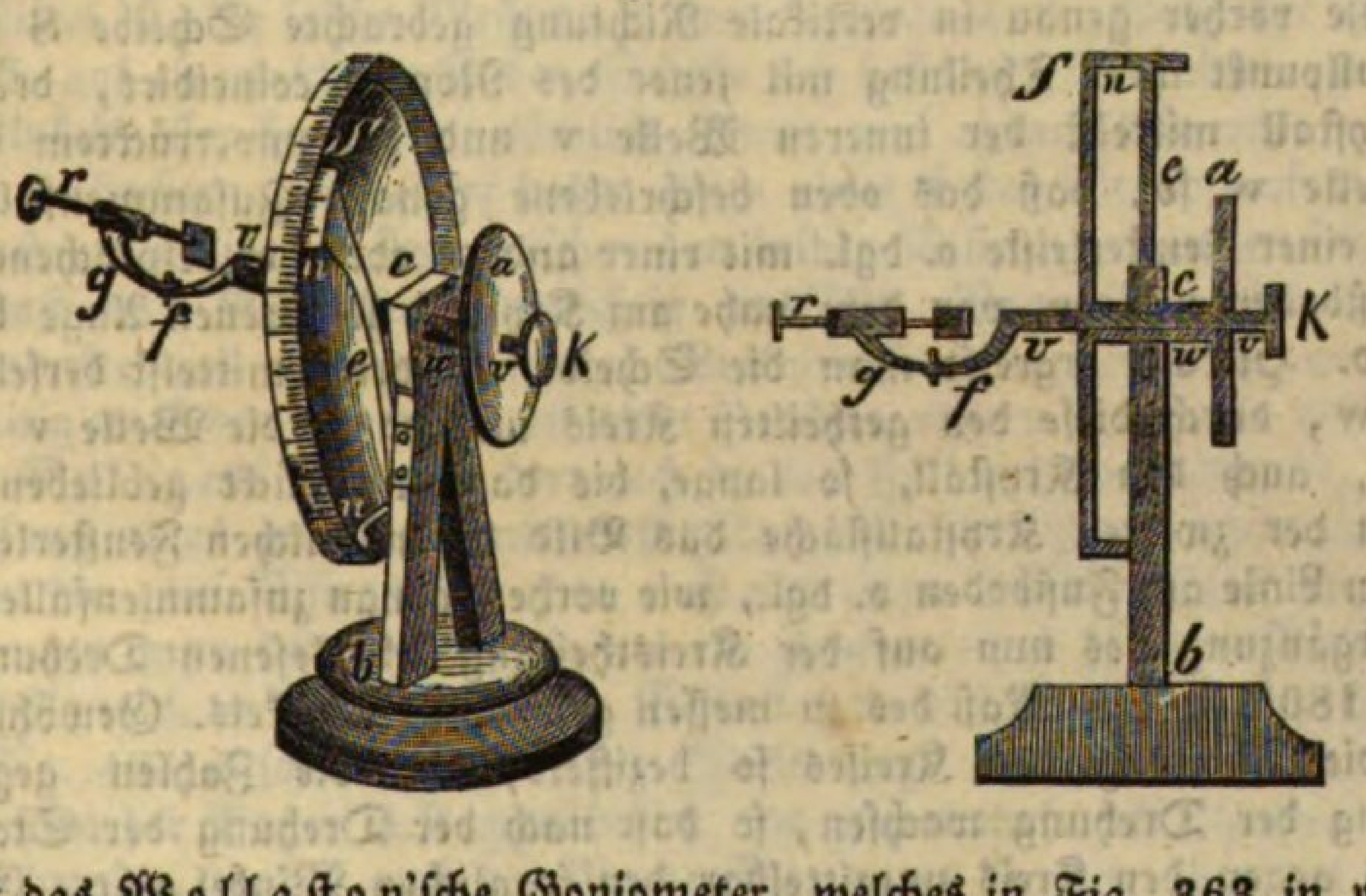
Fig. 462.



Befindet sich in ihrer Richtung, z. B. in o, das Auge des Beobachters, so sieht dieser das Bild von **S** an dem Platze S_1, wo es mit einem bestimmten Punkte (z. B. des Fußbodens im Zimmer, wo der Versuch vor sich geht), zusammenfällt. Wird nun der Krystall um die Kante c des zu messenden Winkels so lange gedreht, bis die zweite diesen Winkel einschließende Fläche b c genau in die Lage der Verlängerung von a c kommt, der Krystall also die Stellung $c\,b_1\,a_1$ hat; so erscheint, vorausgesetzt, daß das Auge seinen Standpunkt in o nicht verändert hat, zu Folge jetzt stattfindender Reflexion der von **S** auf $c\,b_1$ sehr nahe an c auffallenden Lichtstrahlen, das Bild von **S** wieder in S_1. Man hat aber nun offenbar den Krystall um den Winkel $b\,c\,b_1$ gedreht, welcher 180° weniger dem zu messenden Winkel gleich ist, so daß man $a\,c\,b = 180^0 - b\,c\,b_1 \ldots (1)$ hat. Man hat demnach, um das Maß eines ebenen, von spiegelnden Flächen gebildeten Winkels eines Krystalles (oder andern Körpers) zu erhalten, letzteren in eine solche Lage zu bringen, daß man in einer dieser Flächen das Bild eines vor derselben befindlichen leuchtenden Punktes (oder Gegenstandes) nahe an der Kante des zu messenden Winkels, in einer auf dieser Kante senkrechten Ebene und an einer bestimmten Stelle hinter dieser Fläche sieht, hierauf ist bei unverrückter Stellung des Auges der Krystall so lange um die besagte Kante zu drehen, bis die zweite der erwähnten Krystallflächen durch Spiegelung das Bild des nämlichen leuchtenden Punktes (oder Gegenstandes) wieder ganz nahe der nämlichen Kante und an derselben Stelle hinter der Fläche, wie im vorigen Falle, zeigt (was ein Beweis ist, daß diese Fläche jetzt in der Erweiterung der ersteren Fläche liegt, mithin der Winkel, um welchen der Krystall gedreht wurde und jener, um dessen Maß es sich handelt, zusammen = 180° sind) und endlich hat man den gemessenen Drehungswinkel von 180° abzuziehen. Die Differenz ist offenbar das gesuchte Maß.

Es handelt sich daher nur noch um eine Vorrichtung, welche diese Operationen mit Sicherheit und Bequemlichkeit auszuführen gestattet, und eine

Fig. 463.



solche ist das Wollaston'sche Goniometer, welches in Fig. 363 in perspectivischer Ansicht und im Vertikaldurchschnitte nach der Axe m n abgebildet ist. Es besteht in seiner einfachsten Gestalt aus einer kreisrunden vertikalen, am Umfange getheilten Scheibe **S** mit zugehörigen Nonius n, die sich mittelst

einer horizontalen Welle w und der mit ihr vereinigten, rånderirten Scheibe a im Ständer b c drehen läßt, während der mittelst des Armes e am Ständer befestigte Nonius n fix bleibt. Durch eine in der Welle w der Länge nach vorhandene Bohrung geht concentrisch eine andere Welle v hindurch, die an dem einen Ende einen ränderirten Knopf k zum Drehen derselben trägt, an dem zweiten, auf der andern Seite der Scheibe S aus deren Ebene hervorragenden Ende aber einen Bogen f festgemacht hat, an dessen Ende wieder ein zweiter, um eine gegen die Welle v senkrechte Axe mit Reibung drehbarer Bogen g vorhanden ist. In einer federnden Hülse am Ende dieses Bogens läßt sich ein rundes Stäbchen r streng hin und her schieben und drehen, an dessen der Scheibe S zugekehrtem Ende der betreffende Krystall mit etwas Wachs angeklebt wird. Die Welle v ist in der Welle w mit solcher Reibung eingeschlossen, daß sie mitgenommen wird, wenn man die Welle w dreht, sich jedoch auch unabhängig von letzterer, (wenn diese nämlich festgehalten wird) leicht drehen läßt. Mit der Welle v zugleich drehen sich auch die durch ein Scharnier vereinigten Bögen f, g.

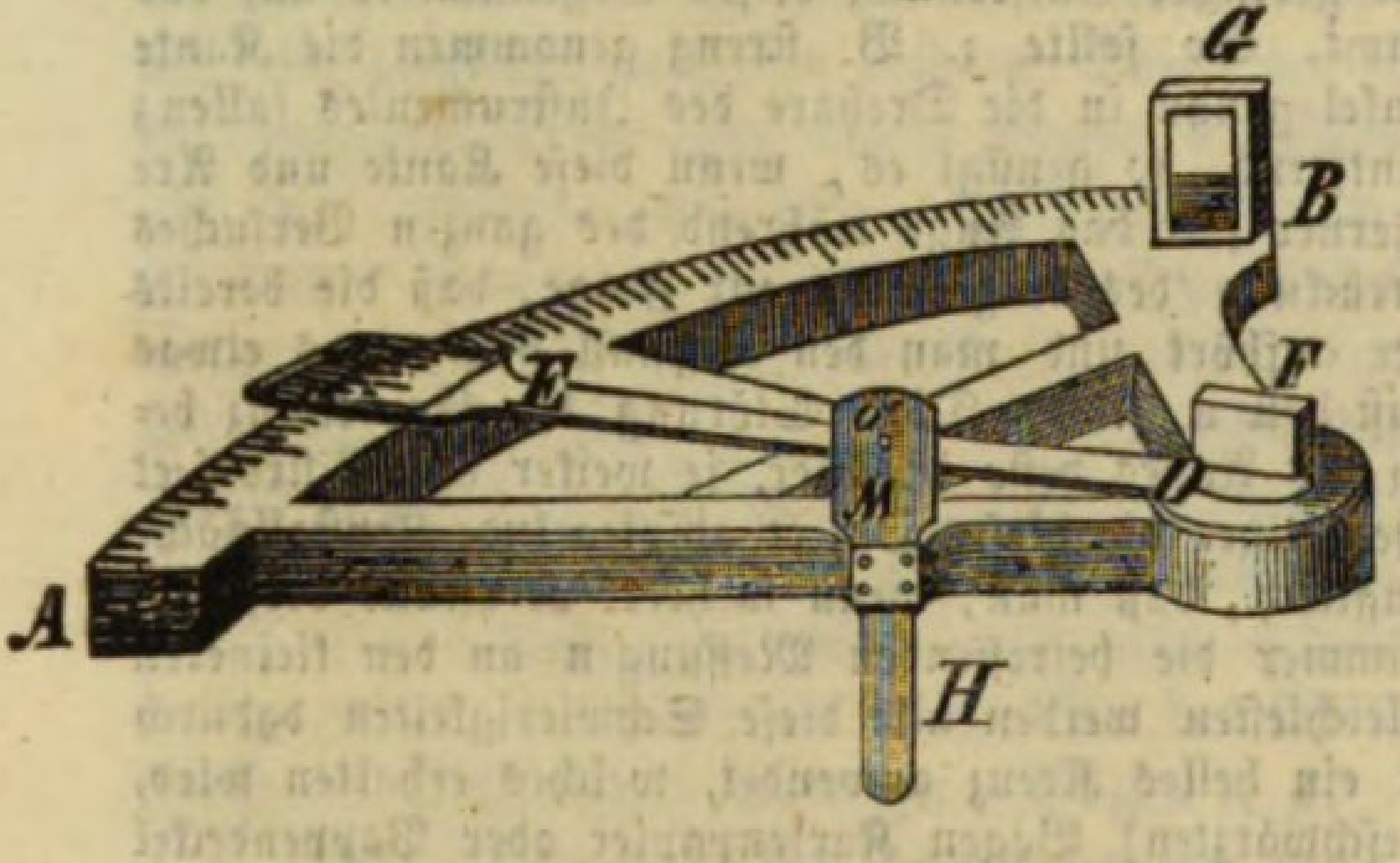
Beim Gebrauch des Instrumentes wird der Krystall (oder andere Körper), der den zu messenden Winkel enthält, mit Wachs an der oben bezeichneten Stelle befestigt und hierauf durch entsprechende Verstellung des Bogens g und des Stäbchens r der betreffenden Winkelkante eine solche Stellung gegeben, daß sie mit der verlängerten Richtung der den beiden Wellen w und v gemeinschaftlichen inneren Drehaxe zusammenfällt, oder ihr wenigstens parallel ist. Man erkennt dieß daran, daß das Bild eines entfernten, schmalen, horizontalen Gegenstandes, z. B. einer horizontalen Fensterleiste, horizontal (mit einem andern horizontalen Objecte, z. B. einer andern tiefer gelegenen Fensterleiste, oder einer am Fußboden zu den besagten Leisten parallel gezogenen Linie u. s. w. zusammenfallend) erscheint, wenn man es zuerst in der einen, und dann, nach entsprechender Drehung des Krystalls, in der andern der den zu messenden Winkel einschließenden Flächen sieht. Hat man dieß erreicht, so schreitet man zum Messen des Winkels. Man stellt zu diesem Ende die vorher genau in vertikale Richtung gebrachte Scheibe S so, daß der Nullpunkt ihrer Theilung mit jener des Nonius coincidirt, dreht jetzt den Krystall mittelst der inneren Welle v und bei unverrücktem Stande der Welle w so, daß das oben beschriebene genaue Zusammenfallen des Bildes einer Fensterleiste o. dgl. mit einer andern oder der besprochenen Linie am Fußboden u. s. w. von dem nahe am Krystall gehaltenen Auge beobachtet wird. Hierauf ergreift man die Scheibe a, dreht mittelst derselben die Welle w, durch diese den getheilten Kreis und da sie die Welle v mit sich nimmt, auch den Krystall, so lange, bis das unverrückt gebliebene Auge auch in der zweiten Krystallfläche das Bild der nämlichen Fensterleiste mit derselben Linie am Fußboden o. dgl., wie vorher, genau zusammenfallen sieht. Die Ergänzung des nun auf der Kreistheilung abgelesenen Drehungswinkels zu 180° ist das Maß des zu messen gewesenen Winkels. Gewöhnlich ist schon die Theilung des Kreises so beziffert, daß die Zahlen gegen die Richtung der Drehung wachsen, so daß nach der Drehung der Stand des Nonius gegen den Kreis unmittelbar den fraglichen Winkel gibt. Eine am Instrumente vorhandene Feder n verhindert, durch Anstemmen gegen ein Hinderniß, daß der Kreis in einer andern Richtung gedreht werde, als nach welcher die Theilungs-Ziffern wachsen.

Es ist wichtig, daß der horizontale Visirgegenstand (dessen Bild man in den Krystallflächen beobachtet,) hell beleuchtet sei, und daß sein Bild wo möglich auf dunklem Grunde erscheine, damit die Coincidenz dieses Bildes mit dem andern gewählten Objecte (der Linie am Fußboden o. dgl.) sich um so sicherer beurtheilen lasse. Auch soll der besagte Visirgegenstand weit vom Auge abstehen, weil man da manche kleine Größe vernachlässigen kann, die bei geringer Entfernung dieses Gegenstandes auf das Resultat der Messung Einfluß nimmt. So sollte z. B. streng genommen die Kante des Krystalls am zu messenden Winkel genau in die Drehaxe des Instrumentes fallen; ist aber der Visirgegenstand weit entfernt, so genügt es, wenn diese Kante und Axe einander nahe und parallel sind. Ferner soll das Auge während des ganzen Versuches unverrückt bleiben; denn jede Verrückung des Auges hat zur Folge, daß die bereits Statt gehabte Coincidenz der Bilder aufhört und man den Krystall neuerdings etwas drehen muß, um sie wieder herzustellen u. s. w. Diese Störung der Coincidenz beträgt bei der nämlichen Verrückung des Auges desto weniger, je weiter das Visirobject von demselben entfernt, aber auch je kleiner die dieses Object abspiegelnde Krystallfläche ist. Aus letzterem Umstande folgt zugleich, daß man, wenn mehrere Krystalle derselben Beschaffenheit zu Gebote stehen, immer die betreffenden Messungen an den kleineren Exemplaren vornehmen soll. Am leichtesten werden alle diese Schwierigkeiten dadurch beseitigt, daß man als Visirobject ein helles Kreuz anwendet, welches erhalten wird, indem man in einen (am besten, geschwärzten) Bogen Kartenpapier oder Pappendeckel zwei schmale, einander rechtwinklig durchkreuzende Spalten einschneidet und den besagten Bogen dann so am obern Theil eines Fensters festmacht, daß eine der Spalten in vertikaler (mithin die andere in horizontaler) Lage sich befindet und den Hintergrund der Spalten das Himmelsgewölbe bildet. Auf einem horizontal gestellten Tische, der diesem Fenster in der weitesten Entfernung, welche nach der Größe des betreffenden Zimmers möglich ist, gegenüber steht, verzeichnet man ein zweites, rechtwinkliches Kreuz, so daß ein Arm desselben mit dem vertikalen Theile des Kreuzes am Fenster in derselben Vertikalebene liegt, und geht beim Versuche immer darauf aus, das Bild des Kreuzes am Fenster mit dem Kreuze am Tische zu genauer Coincidenz zu bringen.

3. Der Spiegelsextant. Dieses wieder auf die Reflexionsgesetze für Planspiegel sich gründende Instrument ist bestimmt, den Winkel, welchen die vom Auge nach zwei entfernten Punkten gehenden geraden Linien in jeder Richtung gegen den Horizont einschließen, zu messen und selbst dann, wenn der Beobachter keinen festen Stand hat. Außerordentlich schwierig durch andere Mittel ist eine solche Messung in dem letzteren Falle, wenn der Beobachter z. B. auf einem schwankenden Schiffe sich befindet. Mit einem gewöhnlichen Winkelmesser kann man nämlich immer nur einen Visirpunkt nach dem andern beobachten; es bedarf daher hiezu eines festen Standpunktes, damit das Instrument in der Zeit zwischen den beiden Visirungen unverrückt bleibt, weil sonst das Winkelmaß unrichtig ausfällt. Von einem schwankenden Standpunkte aus wird eine richtige Winkelmessung nur möglich, wenn man gleichzeitig nach den beiden betreffenden Punkten visiren kann und dieß gestattet der Spiegelsextant, der auch in den Fällen anwendbar ist, wo zur Aufstellung eines andern Winkelmeßinstrumentes der Platz fehlt, wie z. B. wo man die zwei Visirpunkte oder auch nur einen derselben blos dann sehen kann, wenn man den Kopf weit vor ein Fenster eines höheren Stockwerkes hinaushält u. s. w. In einfachster Gestalt hat dieses Instrument folgende, durch Fig. 464 anschaulich gemachte Einrichtung. **ABC** ist ein Kreissector, an welchem der Bogen **AB** gewöhnlich nur etwas mehr als $1/6$ eines ganzen Kreises beträgt, woher auch der Name Sextant kömmt. Um den Mittelpunkt **C** des Sector-Kreises dreht sich eine Alhidade **DE**, welche einen ebenen Spiegel **F** trägt, der durch den Mittelpunkt des Kreises geht und auf dessen Ebene senkrecht steht, (in der Figur ist nur seine Rückseite sichtbar). Ein

anderer ebener Spiegel G ist ebenfalls senkrecht auf der Ebene des Kreises und so befestigt, daß er mit dem Spiegel F dann parallel ist, wenn die

Fig. 464.

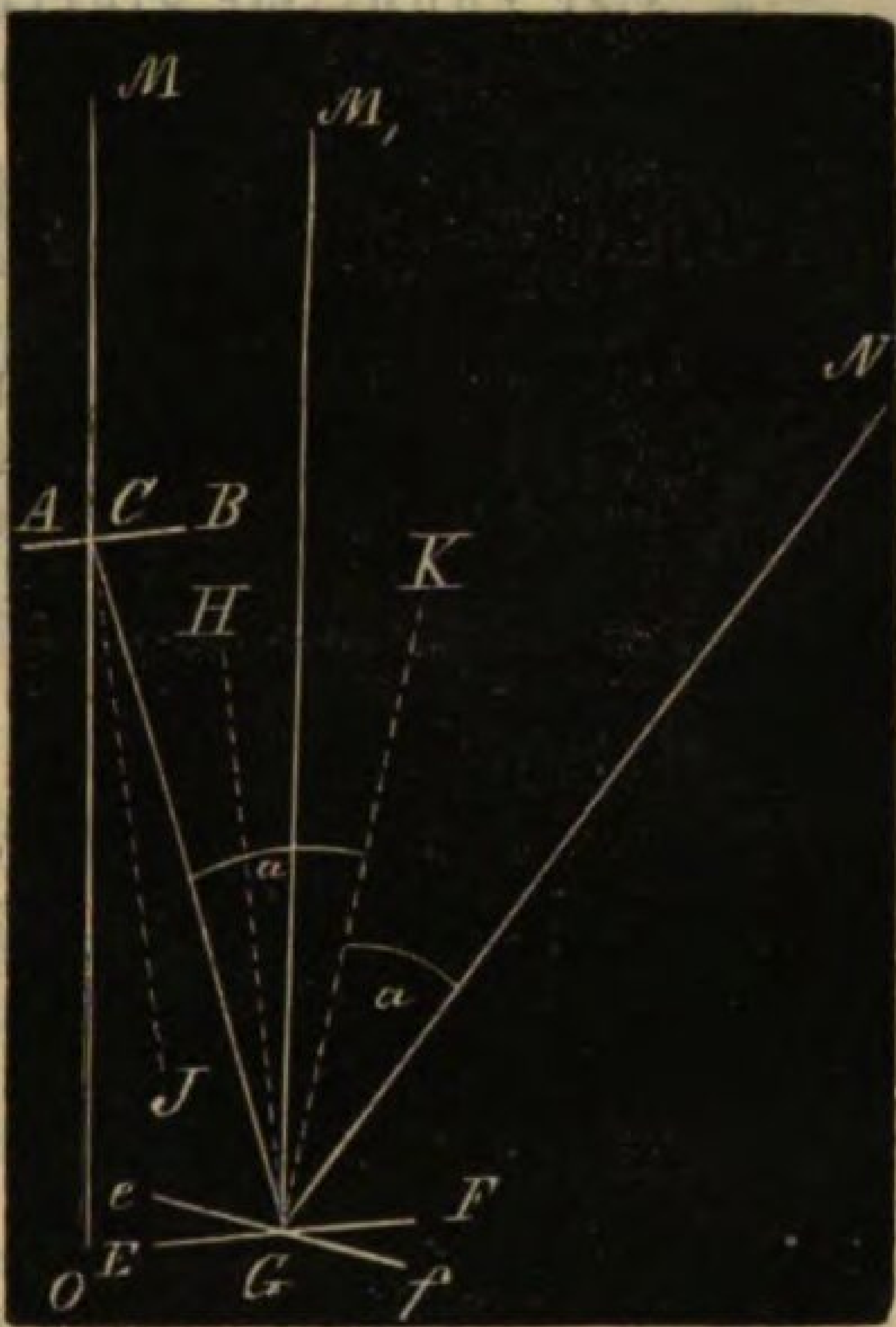


Alhidade auf dem Nullpuncte der Theilung des Bogens AB steht. Der Spiegel G ist in der oberen Hälfte durchbrochen, so daß man den einen der beiden Visirpunkte unmittelbar durch den durchbrochenen Spiegeltheil sehen kann. Dem Spiegel G gegenüber ist am Gestelltheile AC eine Messingplatte M festgeschraubt, die in der Mitte eine kleine Oeffnung o hat, hinter welche man das Auge hält, um nach dem Spiegel G hin zu sehen. (An der Stelle der Platte M befindet sich bei vollkommener eingerichteten Instrumenten ein dem Spiegel G zugekehrtes Fernrohr.) Soll nun mit dem Instrumente eine Winkelmessung vorgenommen werden, so nimmt man es bei dem Handgriff H so in die Hand, daß das Auge durch die kleine Oeffnung o und durch die obere durchbrochene Hälfte des Spiegels G denjenigen der beiden Visirpunkte sieht, welcher gegen das beobachtende Auge mehr links liegt. Dann wird, nachdem man die Ebene des Sextanten in die Ebene gebracht hat, in welcher die beiden Visirpunkte liegen, die Alhidade so lange um den Kreis-Mittelpunkt gedreht, bis das hinter der Platte M befindliche Auge zugleich mit dem eben erwähnten linken Visirpunkte auch den zweiten rechts gelegenen Visirpunkt sieht. (Während den ersteren das durch den durchbrochenen Theil des Spiegels G direkt ins Auge gelangende Licht sichtbar macht, wird letzterer durch die von ihm auf den Spiegel F gelangenden Strahlen gesehen, indem diese von F durch Reflexion der untern Hälfte des Spiegels G zugesendet und von hier ins Auge des Beobachters reflectirt werden. Während der Drehung der Alhidade muß, wenn das Instrument ein Fernrohr enthält, das über dem spiegelnden Theile G unmittelbar (ohne Reflexion) gesehene Bild des linken Visirpunktes immer in der Mitte des Fernrohrs erhalten werden). Wenn sich die Bilder beider Visirpunkte genau decken, so ist der Winkel, welchen beide Spiegel mit einander machen, d. h. der Theil des Gradbogens, um welchen sich die Alhidade vom Nullpunkte der Theilung an fortbewegt hat, gleich der Hälfte des (gesuchten) Winkels, welchen beide Visirpunkte in dem Auge des Beobachters bilden . . . . (A).

Die Richtigkeit des eben ausgesprochenen Satzes ergibt sich aus Folgendem. Es stelle in Figur 365 ACB den in der obern Hälfte durchbrochenen Spiegel und EGF den mit der Alhidade drehbaren Spiegel in der Stellung vor, wo er mit ACB parallel, mithin die Alhidade auf den Nullpunkt der Theilung eingestellt ist. M, N seien die beiden Visirpunkte und o die Oeffnung in der oben erwähnten Messingplatte, hinter welcher sich das Auge befindet. Nun leuchtet ein, daß das Auge, während es durch die obere, durchbrochene Hälfte des Spiegels ACB den Visirpunkt M direkt sieht, auch

zugleich das Bild dieses (immer weit entfernten) Punktes in dem untern spiegelnden Theile von A C B sehen müsse. Denn ist M nur einige Tausend Fuße entfernt, so wird man, bei der Kleinheit und gegenseitigen Lage der beiden Spiegel, die von M herkommenden Lichtstrahlen M O und M_1 G (wovon ersterer die durchbrochene Hälfte von A C B passirt, hingegen letzterer an den Spiegel E G F trifft) als parallel betrachten können. Ist G C die Richtung, nach welcher der Strahl M_1 G von E F zurück und auf den Spiegel A B geworfen wird, und errichtet man die Einfallslothe G H und C J; so ist M_1 G H = H G C ... (I). Wegen Parallelismus dieser Lothe und der Linien M O und M_1 G, hat man auch M_1 G H = O C J, daher mit Bezug auf (I) O C J = H G C, und hiernach, weil H G C = G C J ist (Wechselwinkel), folgt O C J = G C J. Nun stellt aber G C J den Winkel vor, unter welchem der Strahl M_1 G nach seiner Zurückwerfung von E F auf den Spiegel A B einfällt, folglich muß die Reflexion dieses Strahles von letzterem Spiegel nach der Richtung C O geschehen, derselbe also nach der erfahrenen zweimaligen Reflexion zugleich mit dem direkten Strahle M O ins Auge gelangen, so daß dieses den Visirpunkt M doppelt sieht. Bei genauer Einstellung der Alhidade auf den Nullpunkt der Theilung decken sich die beiden Bilder vollkommen.

Fig. 465.



Wird hierauf der Spiegel E F gedreht, so ändert auch das Einfallsloth G H seine Lage und zwar genau um eben so viele Grade als die Drehung des Spiegels beträgt. Während dieser Drehung sieht das Auge zwar immer fort den Punkt M durch die obere durchbrochene Hälfte des Spiegels A B, aber das Bild dieses Punktes in der untern, spiegelnden Hälfte von A B ist verschwunden, und es gehen darin an dem Auge Bilder anderer Objecte vorüber, bis endlich das Bild des zweiten Visirpunktes N erscheint. Gesetzt man habe bis zu diesem Erscheinen den Spiegel in die Stellung e f um den Winkel e G E gedreht, mithin auch die Alhidade um eben so viele Grade vom Theilungs-Nullpunkte verrückt; so hat auch das Einfallsloth H G seine Lage um einen gleichen Winkel H G K geändert. Bezeichnet a den Winkel, welchen der von G nach C reflectirte Strahl mit dem Einfallslothe G K macht, so ist a auch der Winkel, den der einfallende Strahl N G mit diesem Lothe bildet, und man hat M_1 G N = 2 a — 2 M_1 G H (denn M_1 G H = H G C), folglich $\frac{M_1 G N}{2} = a - M_1 G H$. Nun ist M_1 G N der Winkel der nach M und N gerichteten Visirlinien, um dessen Maß es sich handelt, und a — M_1 G H ist der Winkel, um welchen das Einfallsloth H G seine Lage verändert hat, also auch der Spiegel gedreht worden; mithin ist der oben unter (A) aufgestellte Satz erwiesen. Da der Bogen des

Sextanten eine solche Theilung hat, daß jeder halbe Grad als ganzer Grad beziffert ist; so gibt das bei stattfindender Deckung beider Bilder abgelesene Bogenstück unmittelbar den gesuchten Winkel.

4. Der künstliche Horizont. Will man mittelst des Sextanten die Höhe eines Gegenstandes, z. B. der Sonne, messen, so beobachtet man ihr Bild in einer ruhigen Wasser- oder Quecksilberoberfläche und nennt diese dann einen künstlichen Horizont. Dieses Bild gibt den zweiten Visirgegenstand ab, und man erhält, da das Bild eben so weit hinter der spiegelnden Fläche als der Gegenstand vor derselben liegt, bei der Messung die doppelte Höhe des Gegenstandes (eigentlich eines gewissen, als Visirpunkt gewählten Punktes desselben).

5. Das Zauberperspectiv (Fig. 466) ist eine, gewöhnlich vierkantige, zweimal rechtwinklig aufwärts gebogene Röhre A B C D, worin sich vier, gegen die Linie a b unter Winkeln von 45° geneigte Planspiegeln 1, 2, 3, 4 befinden. Die punktirte Linie bezeichnet den Weg, auf welchem durch m eintretende Lichtstrahlen zu Folge Reflexion ins Auge gelangen, wenn auch zwischen die inneren Enden der Röhren m, n die Hand, ein Bret oder ein anderer noch so undurchsichtiger Gegenstand gebracht wird.

Fig. 466.

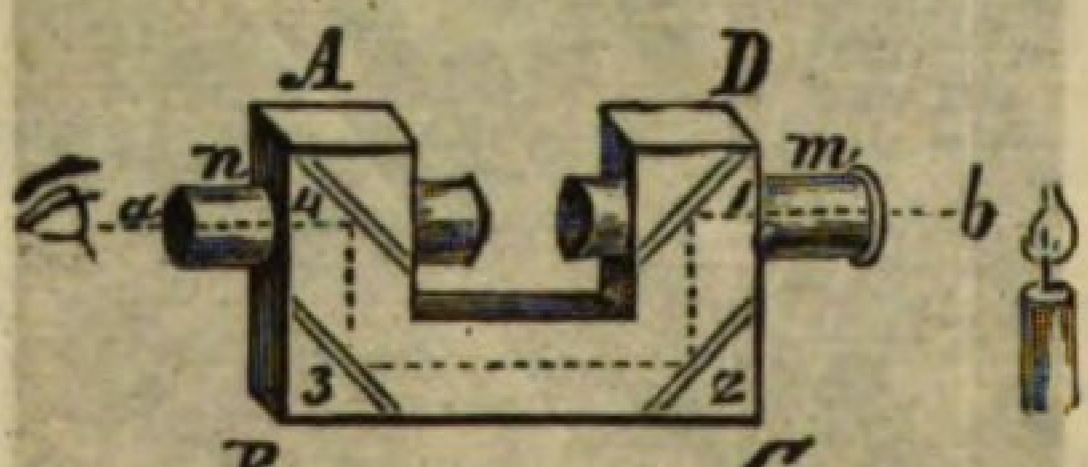
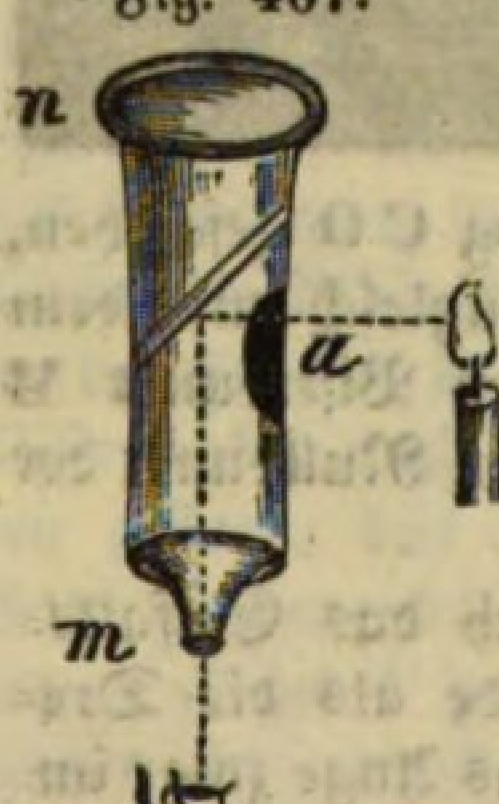


Fig. 467.



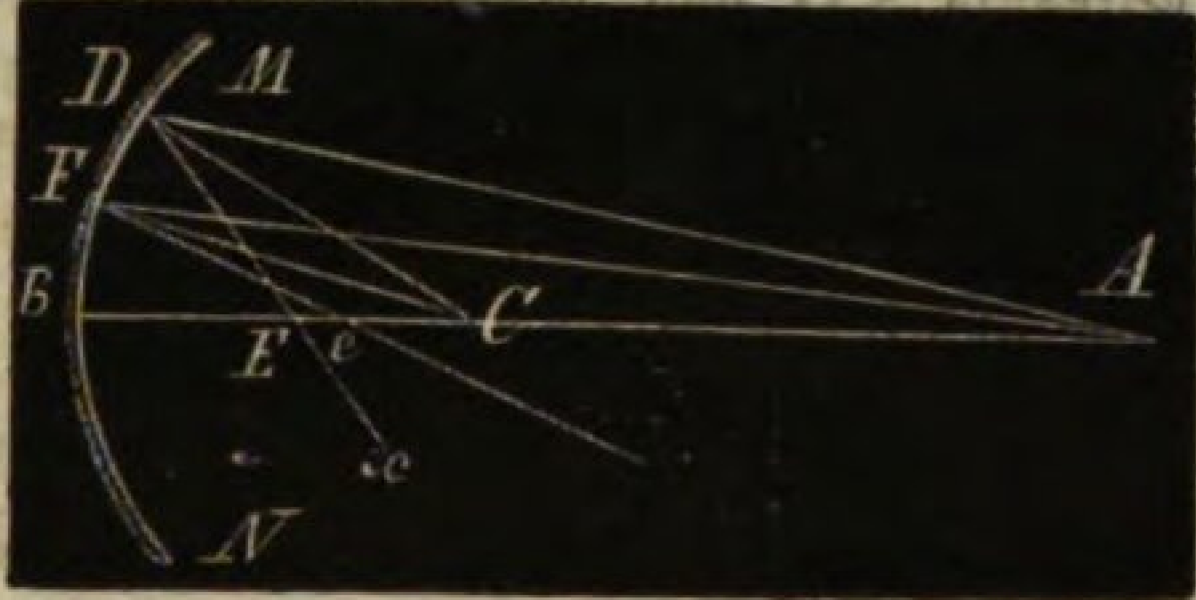
6. Der Operngucker, in der äußeren Form einem Theaterperspectiv gleichend (Fig. 467), zeigt die nach der Seite des Rohres m n hin befindlichen Gegenstände, indem die von denselben ausgehenden Lichtstrahlen durch einen Ausschnitt a auf einen kleinen, ebenen, gegen die Axe von m n unter 45° geneigten Spiegel fallen und von diesem dem Auge zugesendet werden.

§. 102. Reflexion an gekrümmten Spiegeln. Unter den Spiegeln mit gekrümmter Oberfläche verdienen der sphärische und der parabolische Hohlspiegel, dann der sphärische Convexspiegel besondere Aufmerksamkeit. Jeder Abschnitt einer Hohlkugel ist ein sphärischer Hohlspiegel, wenn seine innere Fläche, und ein sphärischer Convexspiegel, wenn seine äußere Fläche spiegelnd (gut polirt) ist. Einen parabolischen Hohlspiegel bildet jede hohle spiegelnde Fläche, die durch Umdrehung einer Parabel um ihre Hauptaxe entstanden gedacht werden kann.

§. 103. Sphärische Hohlspiegel. Es sei M N (Fig. 468) der Durchschnitt eines sphärischen Hohlspiegels mit einer durch den Mittelpunkt C seiner Krümmung (d. i. durch den Mittelpunkt der Kugel, von welcher der Spiegel ein Abschnitt ist) geführten Ebene, und B C sei eine durch C und die Mitte der Spiegelfläche gehende Gerade, welche die Axe des Hohlspiegels heißt. Es befinde sich ferner vor dem Spiegel, in seiner Axe und weiter als der Mittelpunkt C entfernt, ein leuchtender Punkt A. Von allen Strahlen, welche dieser dem Spiegel zusendet, betrachten wir vorläufig nur jenen, der durch den Krümmungsmittelpunkt C nach B gelangt und einen zweiten an C vorbeigehenden, den Spiegel in D treffenden Strahl A D. Offenbar sind (nach §. 100 auf S. 609) die Halbmesser C B und C D die Einfallslothe der beiden

Strahlen **AB** und **AD**, da sie auf den tangirenden Ebenen zu **B** und **D** senkrecht stehen. Da der Strahl **AB** mit seinem Einfallslothe den Winkel Null macht, so ist auch sein Reflexionswinkel Null; er wird also längs derselben Linie, nach welcher er auf den Spiegel auffiel, nämlich von **B** nach **A** zurückgeworfen und heißt deswegen der Hauptstrahl des Punktes **A**. Der Strahl **AD**, dessen Einfallsebene **ADC** mit der Ebene **AMN** zusammenfällt, wird in letzterer Ebene reflectirt und zwar nach der Linie **D x**, vorausgesetzt, daß der Winkel **x DC** = **ADC** ist. Es sei **E** der Durchschnittspunkt der Linien **D x** und **AB**. Denkt man sich die vorhandene Figur um die Gerade **AB** als Axe gedreht, so nimmt **AD** nach und nach die Lage aller Strahlen an, welche der leuchtende Punkt dem Spiegel unter der gleichen Neigung gegen **AB** zusendet, wie sie der Strahl **AD** hat, und da dabei der Punkt **E** unbeweglich bleibt, so kreuzen sich alle diese in der Oberfläche eines Kegels gelegenen Strahlen nach ihrer Reflexion vom Spiegel im Punkte **E**, gehen von diesem Punkte dann eben so weiter, als wäre derselbe ein leuchtender Punkt, und es erscheint einem Auge, welches einige der reflectirten Strahlen nach ihrer Kreuzung in **E** empfängt, gerade so, als ob in diesem Punkte der leuchtende Punkt **A** selbst sich befände; es sieht daselbst ein Bild dieses Punktes **A**.

Fig. 468.



Zur näheren Kenntniß insbesondere der Lage dieses Bildes gegen den Spiegel führt die Betrachtung des Dreieckes **AED**, in welchem wegen der Halbirung des Winkels **ADE** (da **ADC** und **CDE** als Einfalls- und Reflexionswinkel gleich sind) die Proportion **AD : DE = AC : CE** Statt findet. Es möge kürzehalber der Abstand **AB** des leuchtenden Punktes vom Spiegel mit **a**, der Abstand **BE** des Bildes (die Bildweite) vom Spiegel mit α, und der Krümmungshalbmesser des letzteren mit **r** bezeichnet werden. Offenbar wird der Längenunterschied zwischen **AB** und **AD**, so wie zwischen **EB** und **ED** immer kleiner, je mehr der Winkel **DAB** abnimmt, d. h. je näher an der Axe **AB** die Strahlen des oben besagten Lichtkegels den Spiegel treffen; man kann daher für sehr kleine Werthe dieses Winkels $AD = AB = a$, ferner $ED = EB = \alpha$ setzen, und es geht dann die vorstehende Proportion in $a : \alpha = a - r : r - \alpha$ über, woraus $a(r - \alpha) = \alpha(a - r)$, ferner $ar - a\alpha = a\alpha - \alpha r$, oder $ar = 2a\alpha - \alpha r = \alpha(2a - r)$ und endlich die Bildweite $\alpha = \frac{ar}{2a - r} \ldots (1)$ folgt.

Dieser Werth der Bildweite gilt aber, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, nur für die von **A** ausgehenden Strahlen, welche mit **AB** sehr kleine Winkel bilden, also für alle von **A** ausgehenden Lichtkegel, die **AB** zur Axe haben und deren auf den Spiegel fallende Grundflächen sehr klein sind. Aber auch solche mit **AB** zwar äußerst kleine, aber verschiedene Winkel bildende Strahlen des leuchtenden Punktes **A** kreuzen sich nach der Reflexion nicht genau in einem einzigen Punkte, sondern in mehreren jedoch sehr nahe an einander liegenden Punkten; es entstehen daher auch mehrere Bilder von **A**, die aber ebenfalls sehr nahe an einander fallen und gleichsam so zusammen fließen, daß das Auge sie nicht unterscheidet und immer nur ein Bild von,

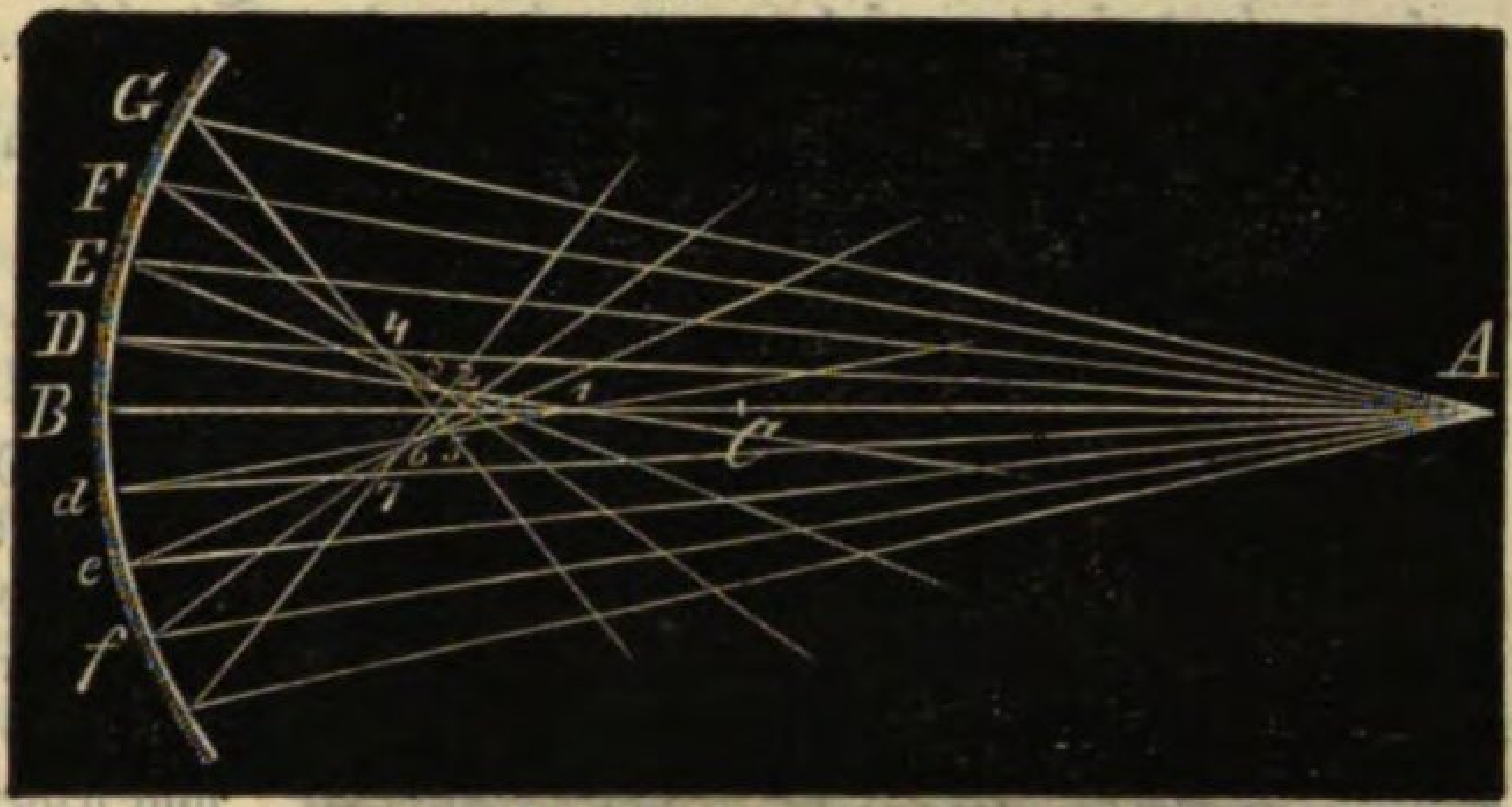
wenn auch nicht vollkommener, doch hinreichender Deutlichkeit sieht, wenn es nur von diesen Kreuzungspunkten kommende Strahlen empfängt.

Zum Beweis, daß gegen den Hauptstrahl AB verschieden geneigte Strahlen sich nach der Reflexion in mehreren Punkten durchkreuzen, denke man sich von dem leuchtenden Punkte A (der vorigen Figur) nebst dem Strahle AD und in dessen Einfallsebene noch einen zweiten, mehr oder weniger als AD gegen AB geneigten Strahl z. B. AF auf den Spiegel gelangend, so wird dieser nach der Reflexion den Hauptstrahl AB in einem näher an C gelegenen Punkte e schneiden als der Strahl AD. Denn aus dem nämlichen Grunde, aus welchem die obige Proportion $AD : DE = AC : CE$ stattfindet, ist auch $AF : Fe = AC : eC$, man hat also $AD = AC \cdot \frac{DE}{CE}$ und $AF = AC \cdot \frac{Fe}{Ce}$. Es ist aber $AF > AD$, folglich muß auch $\frac{Fe}{Ce} > \frac{DE}{CE} \ldots (2)$ sein. Dieser Bedingung gemäß kann e nicht mit E zusammen und auch nicht zwischen E und B fallen, weil dann $Fe < DE$ und zugleich $CE > Ce$ wäre, was mit dem Ausdrucke (2) im Widerspruche steht: denn durch Vergrößerung des Nenners, oder durch Vergrößerung des Nenners und gleichzeitige Verkleinerung des Zählers eines und desselben Bruches $\left(\frac{DE}{CE}\right)$ wird dessen Werth nothwendig immer kleiner. Demnach erzeugt jeder der unzähligen, den leuchtenden Punkt A zur Spitze und die Linie AB zur Axe habenden Lichtkegel, welche auf dem Spiegel eintreffen und deren jeder aus Strahlen von einerlei Neigung gegen die Axe gebildet ist, ein eigenes Bild des Punktes A, und zwar in desto größerer Entfernung vom Spiegel, je kleiner die eben besagte Neigung der ihn bildenden Strahlen gegen seine Axe ist. Hierin liegt der Grund, warum ein sphärischer Hohlspiegel nie ein vollkommen deutliches Bild eines leuchtenden Punktes gibt. Obwohl also bei einem solchen Spiegel keine völlige Vereinigung aller von einem leuchtenden Punkte auf ihn gelangenden und reflectirten Strahlen wieder in einem einzigen Punkte stattfindet; so ist doch, wie wir schon oben gehört haben, die Abweichung von dieser Vereinigung, Abweichung wegen der Kugelgestalt des Spiegels genannt, für Strahlen, die auf das die Axe zunächst umgebende Stück der hohlen Spiegelfläche fallen, so gering, daß sie der Reinheit des Bildes weniger schadet und bei den meisten Anwendungen der Hohlspiegel unbeachtet bleiben kann. Man darf aber dort, wo es sich um möglichst reine Bilder handelt, nur eine geringe Oeffnung des Hohlspiegels anwenden, d. h. nur eine ganz kleine Fläche des Spiegels, zunächst um seine Axe herum, den vom leuchtenden Punkte ausgehenden Strahlen darbieten.

Denkt man sich auf den Hohlspiegel (Fig. 469) von einem außer dessen Krümmungscentrum gelegenen leuchtenden Punkte A, nebst dem Hauptstrahle AB und mit diesem in einer Ebene, eine stätige Folge von Strahlen AD, AE, AF . . . Ad, Ae, Af . . . auffallend; so werden je zwei unmittelbar neben einander liegende reflectirte Strahlen in einem Punkte und je zwei andere einander nahe Strahlen in einen andern Punkte (die Strahlen AB und AD im Punkte 1, AD und AE in 2, AE und AF in 3

A F und A G in 4, A B und A d in 1, A d und A e in 5 u. s. w.) sich durchkreuzen, so daß sich eine ganze Reihe solcher Durchschnittspunkte ergibt, durch deren Vereinigung eine alle reflectirten Strahlen tangirende krumme Linie entsteht, welche die Brennlinie oder caustische Linie des Punktes A heißt. Es gibt natürlich so viele solche Brennlinien, als sich Ebenen durch A B legen lassen,

Fig. 469.



und alle diese Brennlinien zusammen bilden die sogenannte Brennfläche oder caustische Fläche, welche dargestellt wird, wenn man sich um A B als Axe die Brennlinie rotiren gemacht (herumbewegt) denkt. Es ist leicht begreiflich, daß da, wo mehrere auf einander folgende Lichtstrahlen sich schneiden, also mehr reflectirtes Licht vereinigt wird, auch ein hellerer Punkt sichtbar sein müsse, und deswegen erscheinen die Brennlinien, wenn man sie durch direktes Sonnen- oder anderes starkes Licht hervorbringt, als auffallend glänzende Linien.

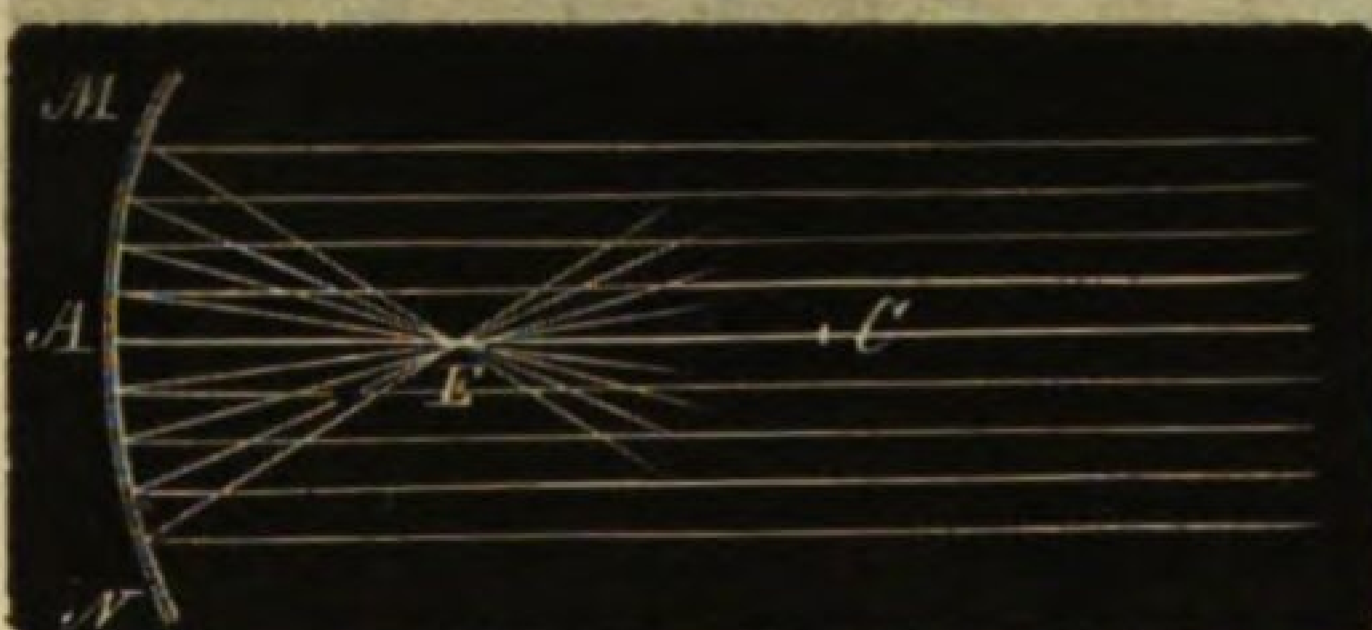
§. 104. Lage des Bildes eines leuchtenden Punktes gegen den Hohlspiegel. Sie ergibt sich für alle möglichen Stellungen dieses Punktes gegen den Spiegel aus der vorn abgeleiteten Formel $\alpha = \frac{ar}{2a - r}$, (natürlich nur unter der auch dieser Formel zu Grunde liegenden Voraussetzung, daß das Bld bloß von sehr nahe am Hauptstrahle den Spiegel treffenden und von demselben reflectirten Strahlen erzeugt werde d. h. der Spiegel nur eine geringe Oeffnung habe), und zwar für alle möglichen Stellungen des leuchtenden Punktes gegen die spiegelnde Fläche auf folgende Weise.

Um die Abhängigkeit der Bildweite α von der Entfernung a des leuchtenden Punktes gegen den Spiegel gehörig ermitteln zu können, ist es nöthig, der obigen Formel $\alpha = \frac{ar}{2a - r}$ zuerst eine andere Gestalt zu geben; es folgt aus ihr nämlich $\frac{1}{\alpha} = \frac{2a - r}{ar}$ oder $\frac{1}{\alpha} = \frac{2}{r} - \frac{1}{a}$. Setzt man, um die weiteren Betrachtungen zu vereinfachen, den halben Spiegelhalbmesser $\frac{r}{2} = p$, also $r = 2p \ldots (\dagger)$; so erhält man den Ausdruck $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a} \ldots$ (I), aus welchem die vorbesagte Abhängigkeit sich in nachstehender Weise ergibt. Vorläufig soll nur noch bemerkt werden, daß in den nächsten Figuren 470 bis 473, die zur Versinnlichung der Folgerungen dienen, welche aus dem Ausdrucke (I) sich ergeben werden, immer M den Hohlspiegel, C seinen Krümmungsmittelpunkt, L den leuchtenden Punkt, A den Einfallspunkt des Hauptstrahles, und B das Bild des leuchtenden Punktes d. i. den Punkt bedeutet, in welchen die vom Spiegel zurückgeworfenen Strahlen sich kreuzen und

wo man das Bild des leuchtenden Punktes sieht, wenn einige dieser Strahlen nach der Kreuzung ins Auge kommen.

1. Ist $a = \infty$ d. h. der leuchtende Punkt vom Spiegel unendlich weit entfernt, so daß die auf letzteren gelangenden Strahlen als unter einander parallel angesehen werden können; so wird $\frac{1}{a} = 0$, hiernach $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p}$, mithin $\alpha = p$ oder, gemäß (†) $\alpha = \frac{r}{2}$. Parallel auf den Spiegel auffallende Strahlen vereinigen sich daher nach der Reflexion in einem vom Spiegel um dessen halben Krümmungsradius abstehenden Punkte (E Fig. 470) des Hauptstrahles.

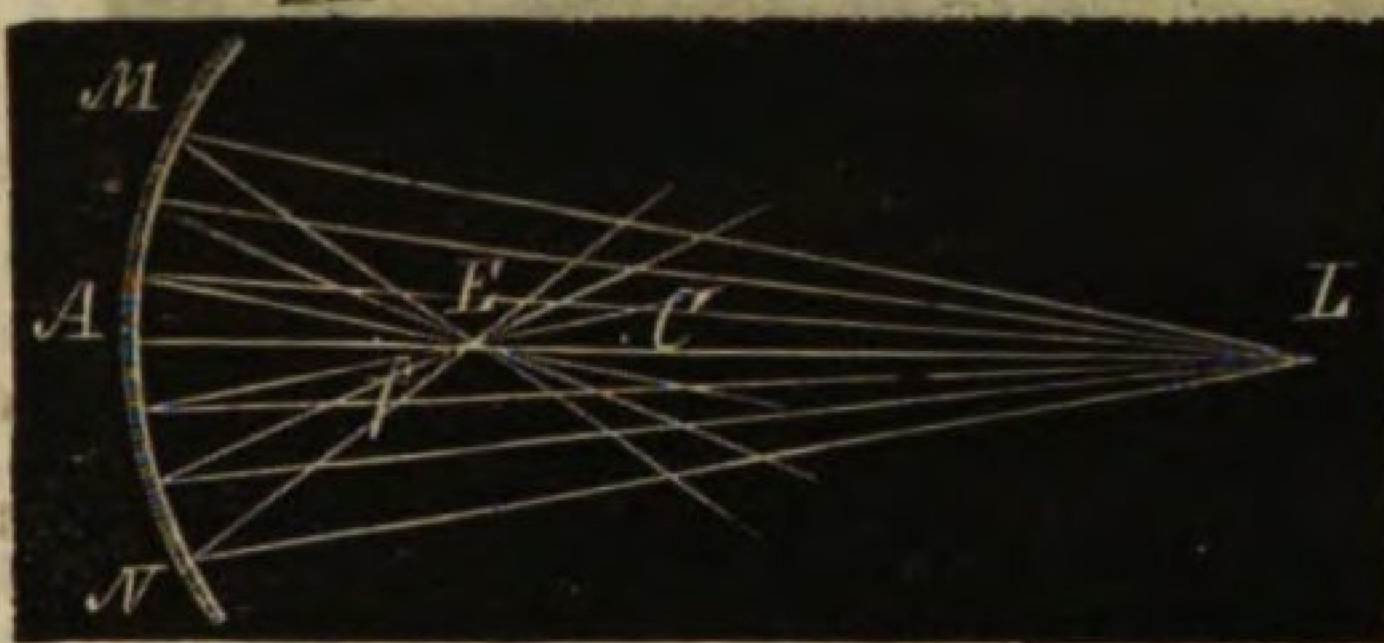
Fig. 470.



Man nennt diesen Vereinigungspunkt der parallelen Strahlen den **Brennpunkt** (**Focus**) des Hohlspiegels und seinen Abstand (p) vom Spiegel die **Brennweite** (**Focaldistanz**) des letzteren. 2. Hat a einen endlichen Werth z. B. a_1, in welchem Falle die vom leuchtenden Punkte ausgehenden Strahlen nach divergenten Richtungen auf den Spiegel gelangen; so ist $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a_1}$ und hieraus folgt $\frac{1}{\alpha} = \frac{a_1 - p}{a_1 p}$, ferner $\alpha = \frac{a_1 p}{a_1 - p}$ oder $\alpha = p \cdot \frac{a_1}{a_1 - p}$ ... (II). Dieser Ausdruck gibt nicht nur den Werth der Bildweite für jede endliche Entfernung des leuchtenden Punktes, sondern aus derselben fließen für divergent auffallende Strahlen auch noch folgende Wahrheiten: **A)** So lange $a_1 > p$ d. h. der Abstand des leuchtenden Punktes größer als die Brennweite des Spiegels ist, oder mit andern Worten, so lange dieser Punkt sich außerhalb der Brennweite befindet, ist die Bildweite größer als die Brennweite: denn es muß diese (p) mit dem unächten Bruche $\frac{a_1}{a_1 - p}$, multiplicirt d. i. vergrößert werden, um der Bildweite (α) gleich zu kommen. — **B)** Je näher der leuchtende Punkt an den Krümmungsmittelpunkt des Spiegels rückt (je divergirender die Strahlen auf letzteren auffallen), desto größer wird die Bildweite im Verhältniß zur Brennweite, bleibt aber immer kleiner als der Krümmungshalbmesser, so lange der Abstand des leuchtenden Punktes größer als dieser Halbmesser d. h. so lange $a_1 > 2p$ ist. Je kleiner nämlich der endliche Werth a_1 dieses Abstandes ist, desto größer wird offenbar auch der Werth des Bruches $\frac{a_1}{a_1 - p}$, mithin zu Folge der Formel (II) auch jener von α. Wie unter **A)** gezeigt wurde, ist α für jeden endlichen Werth von a_1 größer als p. Es kann ferner, unter der Voraussetzung $a_1 > 2p$, nie $\alpha = 2p$ werden: denn sonst müßte, nach (II), $2p = p \cdot \frac{a_1}{a_1 - p}$ oder $2 = \frac{a_1}{a_1 - p}$, folglich $2a_1 - 2p = a_1$ und endlich $a_1 = 2p$ sein, was gegen die Voraussetznng $a_1 > 2p$ streitet.

Eben so wenig kann bei der nämlichen Voraussetzung $\alpha > 2p$ sein, weil aus $\alpha = \frac{a_1}{a_1 - p} > 2p$ nothwendig $\frac{a_1}{a_1 - p} > 2$, ferner $a_1 > 2a_1 - 2p$ und hieraus $2p > a_1$ folgen würde, was gleichfalls dieser Voraussetzung entgegen ist. Demnach ist in dem betrachteten Falle die Bildweite größer als die Brennweite, kann weder gleich noch größer als der Krümmungshalbmesser und muß daher kleiner als dieser sein (Fig. 471). — C) Ist $a = 2p$ d. h. befindet sich der leuchtende Punkt im Krümmungsmittelpunkte; so ergibt sich aus (II) auch $\alpha = 2p$ d. h. das Bild fällt mit dem leuchtenden Punkte zusammen. — D) Ist zugleich $a_1 < 2p$ und $a_1 > p$ d. h. liegt der leuchtende Punkt zwischen dem Mittelpunkte der Krümmung und dem Brennpunkte des Spiegels; so folgt, nach einem

Fig. 471.



ähnlichen Räsonnement wie unter B) nothwendig, daß α immer größer und zwar desto größer als $2p$ sei, je näher der leuchtende Punkt sich am Brennpunkte befindet. Es kann nämlich nicht $\alpha < 2p$ und auch nicht $\alpha = 2p$ sein: denn ersterer Annahme zu Folge wäre $\alpha = \frac{p\,a_1}{a_1 - p} < 2p$, daher $\frac{a_1}{a_1 - p} < 2$, weiters $a_1 < 2a_1 - 2p$ und hiernach $2p < a_1 \ldots (1)$; die Annahme $\alpha = 2p$ führt nach der daraus folgenden Gleichung $2p = \frac{p\,a_1}{a_1 - p}$ zum Resultate $a_1 = 2p \ldots (2)$. Beide Ergebnisse (1) und (2) sind aber der gemachten einen Voraussetzung $a_1 < 2p$ entgegen . . . (!). Da ferner der Werth des Bruches $\frac{a_1}{a_1 - p}$ allmälig wächst, wenn a_1 immer mehr abnimmt ... (!!) und, der zweiten Voraussetzung $a_1 > p$ gemäß, dabei stets einen positiven Werth behält ... (!!!); so ist die im Eingange dieses Absatzes (D) aufgestellte Behauptung richtig, und es steht das Bild eines zwischen dem Mittelpunkte der Krümmung und dem Brennpunkte befindlichen leuchtenden Punktes immer weiter ab vom Spiegel als dieser Mittelpunkt (!) und zwar desto weiter je näher der leuchtende Punkt dem Brennpunkte ist (!!); endlich liegt, gemäß (!!!), das Bild, wie in allen vorher betrachteten Fällen, stets vor dem Spiegel. — E). Für $a_1 = p$ folgt aus Gleichung (II) $\alpha = \infty$ d. h. Strahlen, die von einem im Brennpunkte des Spiegels vorhandenen leuchtenden Punkte ausgehen, treffen nach der Reflexion mit dem Hauptstrahle erst in unendlich großer Entfernung vom Spiegel zusammen d. i. werden dem Hauptstrahle parallel zurückgeworfen; es gibt daher in diesem Falle kein Bild des leuchtenden Punktes (Fig. 472). (Leichteren Ueberblickes wegen sind in dieser und in den folgenden Figuren die Richtungen der reflectirten Strahlen punktirt angedeutet.) — F). Ist $a_1 < p$ d. h. der Abstand des leuchtenden Punktes vom Spiegel kleiner als die Brennweite, so gibt die Gleichung $\alpha = p \cdot \frac{a_1}{a_1 - p}$ für α den Werth $- a_1 \cdot \frac{p}{p - a_1}$. Die Bild-

weite ist demnach negativ, d. h. das Bild liegt nun hinter dem Spiegel in einem Punkte l, dessen Entfernung die Größe $a_1 \cdot \frac{p}{p - a_1}$ hat; die Strahlen müssen also so zurückgeworfen werden, als ob sie alle von dem besagten, in der Richtung des Hauptstrahles gelegenen Punkte hinter dem Spiegel herkämen, wodurch dieser Punkt den Charakter eines Bildes des leuchtenden Punktes bekömmt (Fig. 473). Da mit der Abnahme von a_1 auch der Werth des Bruches $\frac{p}{p - a_1}$ abnimmt; so folgt, daß das Bild desto weniger weit hinter dem Spiegel erscheint, je näher innerhalb der Brennweite der leuchtende Punkt dem Spiegel ist. Uebrigens ist die Bildweite immer größer als der Abstand des leuchtenden Punktes vom Spiegel: denn, wie obiger Ausdruck $-a_1 \cdot \frac{p}{p - a_1}$ für α zeigt, wird dieser Abstand a_1 erst durch Multiplication mit einem unechten Bruche $\frac{p}{p - a_1}$ dem α gleich, muß also an und für sich kleiner als α sein.

Fig. 472.

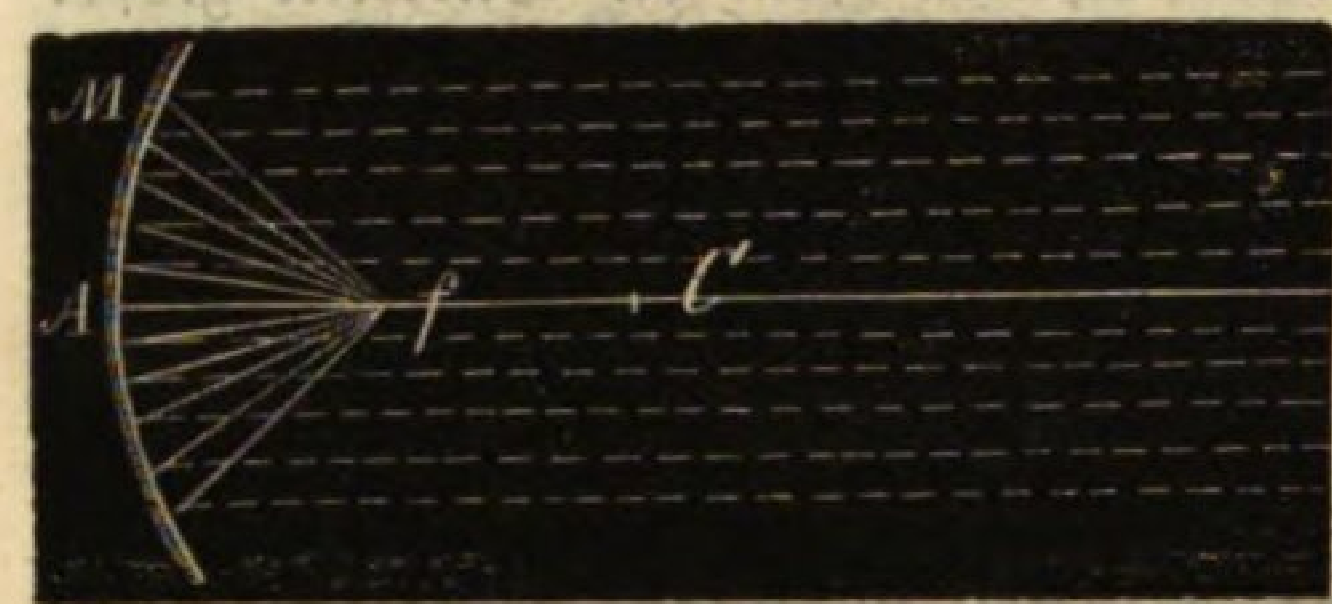
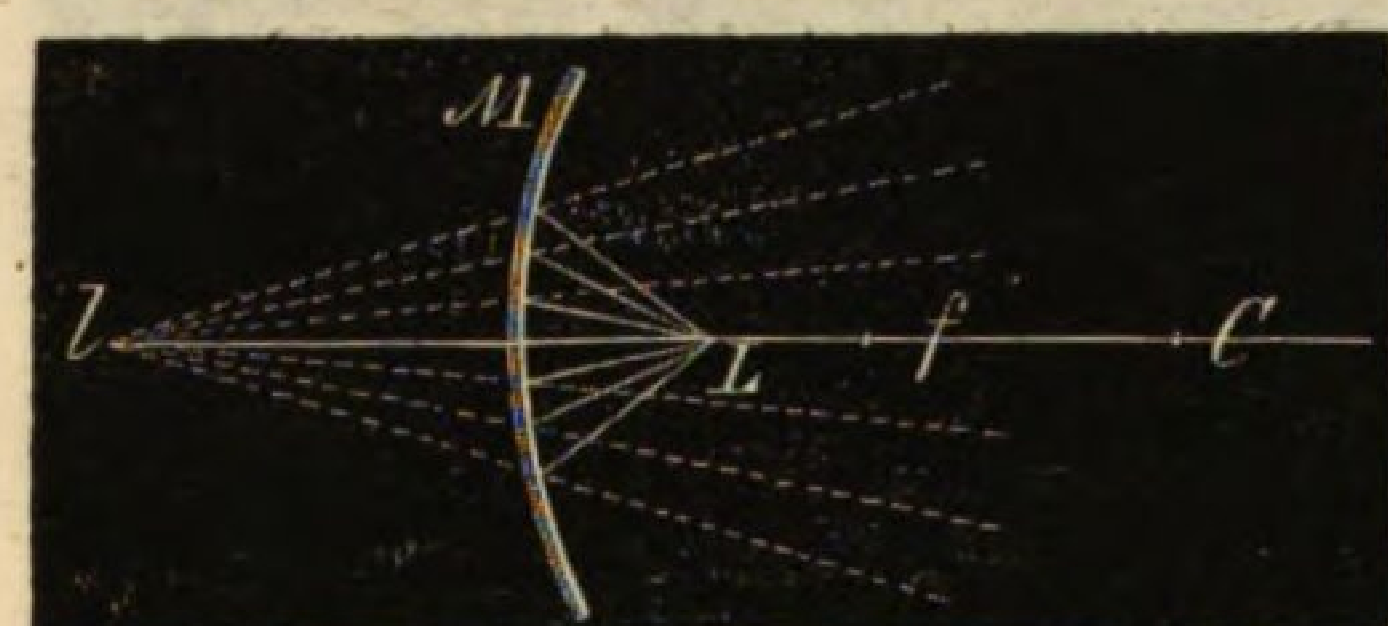
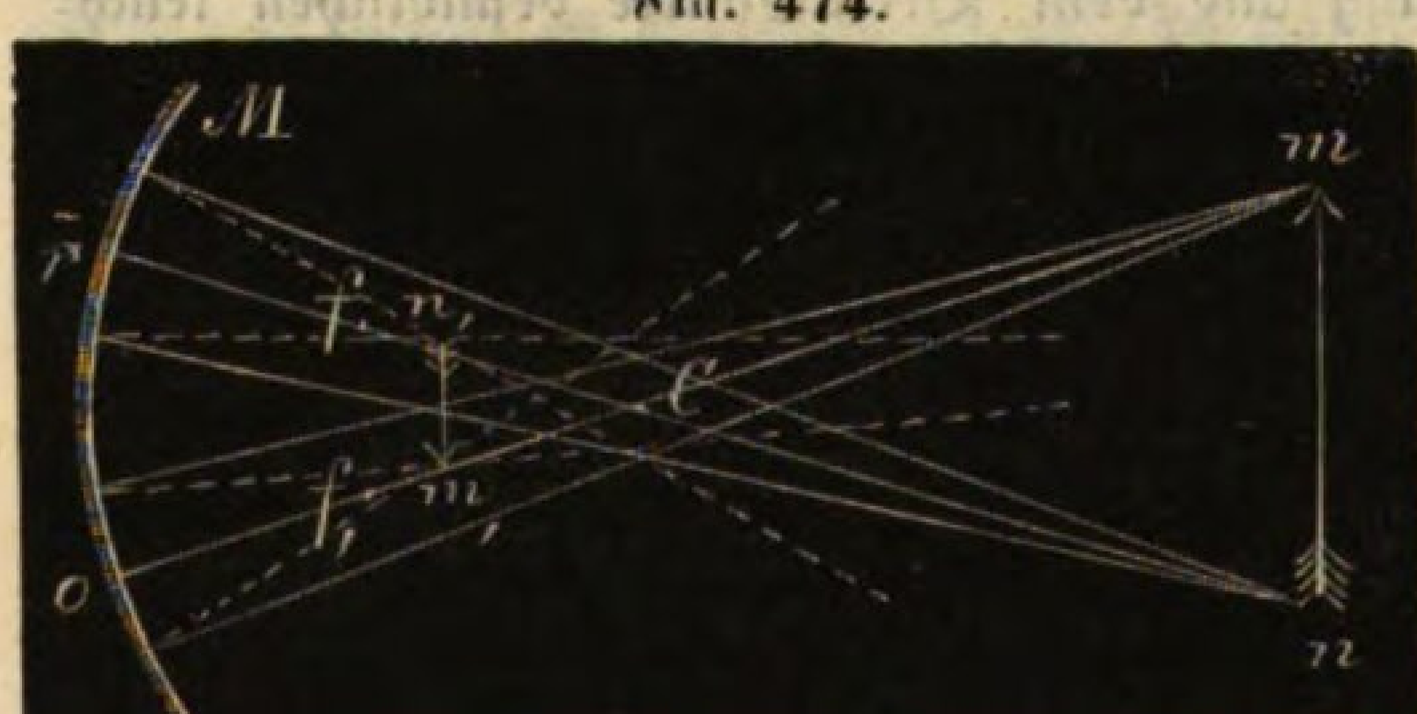


Fig. 473.



Da ein leuchtender Gegenstand ein Aggregat leuchtender Punkte ist, so ergibt sich durch Anwendung des Vorhergehenden auch leicht die Lage und zugleich die Größe des Bildes eines vor einem sphärischen Hohlspiegel befindlichen Gegenstandes. Es stelle in Figur 474 der Pfeil m n eine Dimension eines vor dem Spiegel M stehenden Gegenstandes und C den Krümmungsmittelpunkt des Spiegels vor; ferner befinde sich der Gegenstand in irgend einer endlichen Entfernung vor dem Spiegel, die größer ist als der Krümmungshalbmesser des letzteren. Zieht man für die Endpunkte m und n die Hauptstrahlen m o und n r, so werden alle nebst denselben von diesen Endpunkten divergent auf den Spiegel fallenden Strahlen durch Reflexion in den zwischen den Halbirungspunkten f, f_1 der Radien C o, C r und dem Centrum C des Spiegels gelegenen Punkten m_1 und n_1 vereinigt, es entsteht in m_1 das Bild von m und in n_1 jenes von n, und

Fig. 474.



man begreift weiter von selbst, daß die Bilder der zwischen den Endpunkten m, n des Gegenstandes enthaltenen Punkte zwischen den Bildern m_1, n_1 entstehen werden, also $m_1\,n_1$ das Bild des Gegenstandes m n vorstelle. Dieses erscheint demnach vor dem Spiegel in der Luft (als Luftbild), verkehrt (in Bezug auf den Gegenstand), in einer, wenn der Halbmesser des Spiegels und der Abstand des Gegenstandes von diesem bekannt sind, leicht berechenbaren Entfernung, und die Bestimmung der Größe des Bildes kann ohne merklichen Fehler nach der Proportion $m\,n : m_1\,n_1 = m\,C \,.\, m_1\,C$ geschehen. Denkt man sich den leuchtenden Gegenstand in so großer Entfernung vom Spiegel, daß alle von einem und demselben Punkte z. B. m dieses Gegenstandes auf den Spiegel gelangenden Strahlen unter einander parallel sind; so ist die Lage des Bildes von der in der Figur anschaulich gemachten nur dadurch verschieden, daß die Punkte m_1. n_1 und eben so alle andern Punkte desselben vom Spiegel gerade um dessen Brennweite abstehen. Aus obiger Proportion ergibt sich $m_1\,n_1$, wenn vorher bestimmt worden: der Abstand des Punktes m vom Krümmungsmittelpunkte des Spiegels, welcher dem Abstande des Punktes m vom Spiegel weniger dem Halbmesser dieses letzteren gleich ist; (dieser Halbmesser wird gefunden, wenn man mißt, wie weit entfernt vom Spiegel das Bild der Sonne erscheint, und diese Entfernung doppelt nimmt); die Entfernung des Bildes m_1 vom Mittelpunkte des Spiegels, welche dem Halbmesser des letzteren, weniger der aus Formel (II) berechenbaren Weite des Bildes m_1 vom Spiegel gleicht.

Wenn man die in Fig. 474 anschaulich gemachte Constructionsweise des Bildes eines leuchtenden Gegenstandes (als eines Aggregates leuchtender Punkte) und Alles, was früher über die Lage des Bildes eines leuchtenden Punktes bei den verschiedenen möglichen Stellungen des letzteren gegen den Spiegel aus der Formel (II) abgeleitet wurde, sich gegenwärtig hält, insbesondere nicht vergißt, daß der wirkliche oder scheinbare Durchkreuzungspunkt der reflectirten Strahlen, in welchem das Bild des leuchtenden Punktes erscheint, immer im Hauptstrahle dieses Punktes liegen müsse; so begreift man ohne weitere Erklärung die Figuren 475 und 476 (unter Beibehaltung der in Fig. 474 gewählten Bezeichnungen für Spiegel, dessen Mittelpunkt und Brennpunkt, für Bild und Gegenstand), wovon erstere den Fall versinnlicht, daß der Gegenstand zwischen dem Krümmungsmittelpunkte und dem Brennpunkte des Spiegels sich befindet und letzterer den Fall anschaulich macht, wo der Gegenstand innerhalb der Brennweite (zwischen Brennpunkt und Spiegel) steht. Man sieht auch, daß das hinter dem Spiegel erscheinende Bild eines leuchtenden Gegenstandes

Fig. 475.

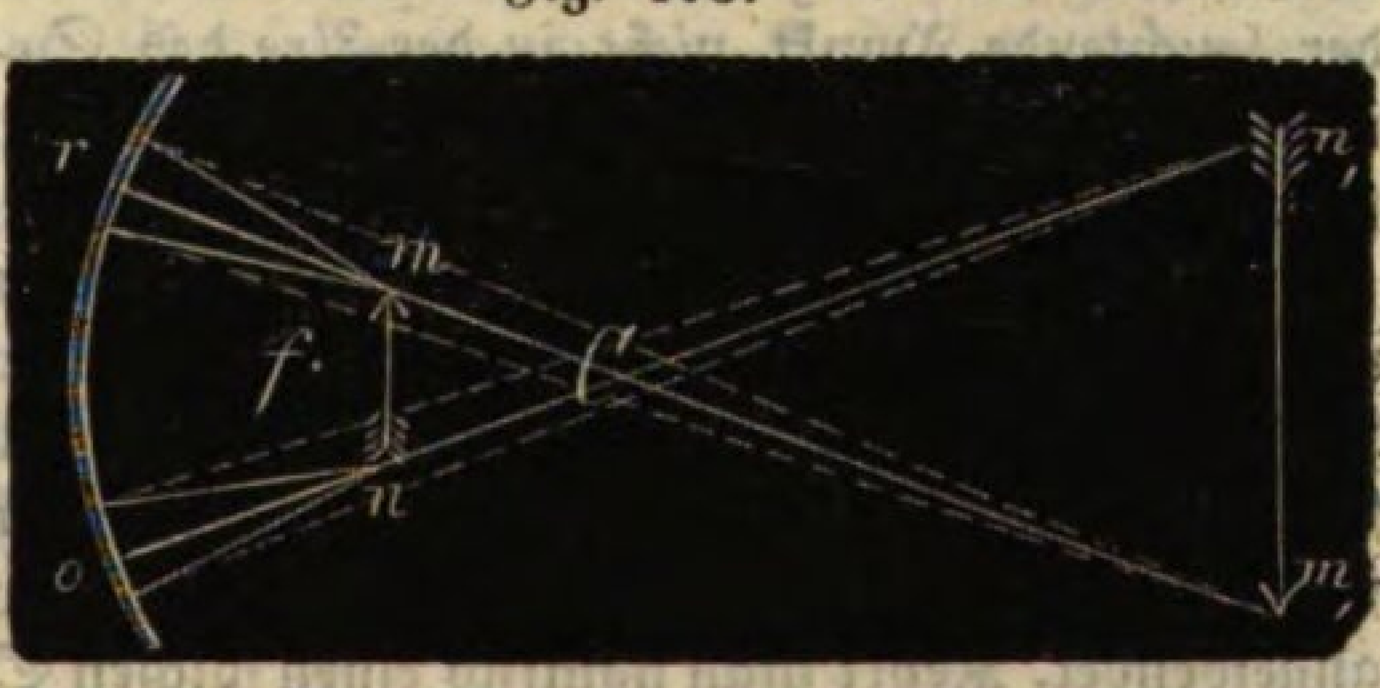
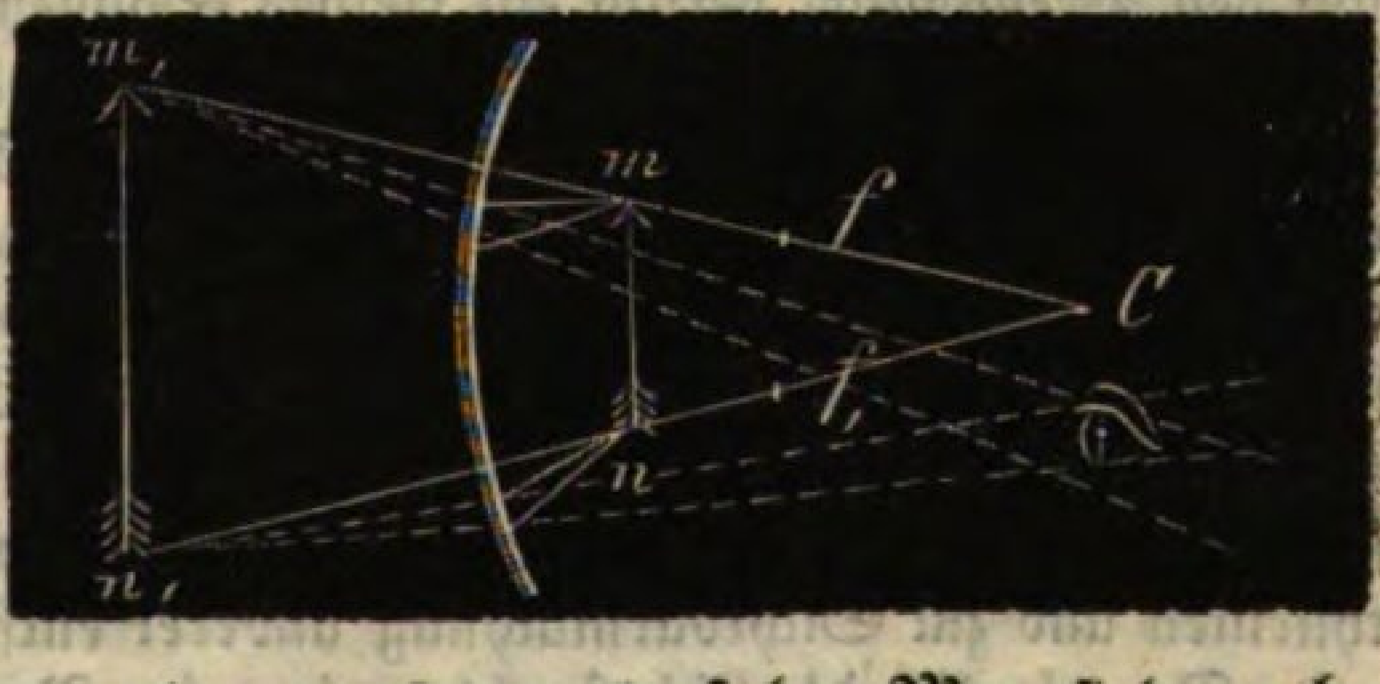


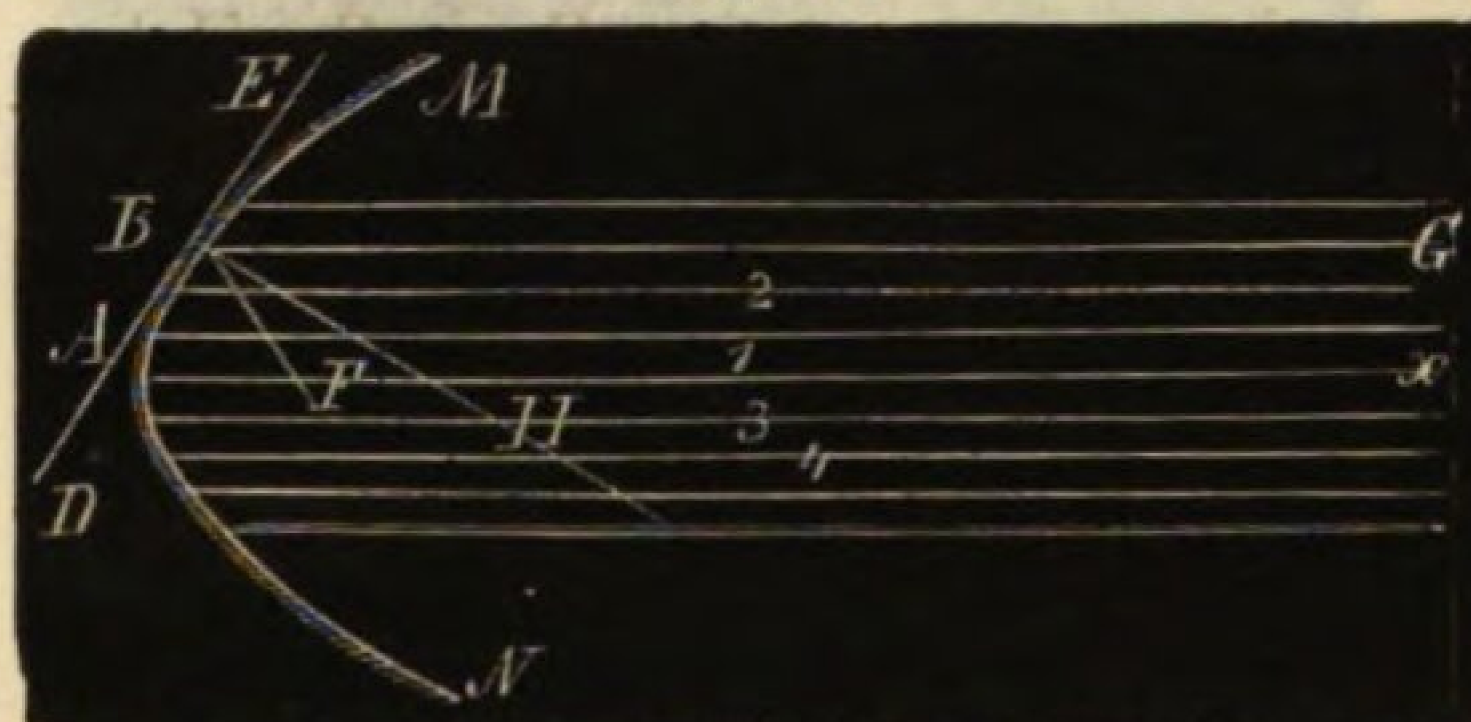
Fig. 476.



immer größer als dieser und aufrecht sein müsse, während es vor dem Spiegel stets verkehrt erscheint und bald größer bald kleiner als der Gegenstand sein kann. Die Richtungen der reflectirten Strahlen sind auch hier so wie in den früheren Figuren punktirt dargestellt.

Bei parabolischen Hohlspiegeln, wovon **MN** (Fig. 477) einen im Durchschnitte darstellt, kommen die Bilder vor dem Spiegel befindlicher leuchtender Punkte oder Gegenstände auf dieselbe Weise zu Stande, wie bei den sphärischen Hohlspiegeln; nur vereinigen sie alle zur Spiegelaxe **A x** parallel auffallenden Strahlen **1, 2, 3, 4 . . .** nach der Reflexion genau in einem einzigen Punkte dieser Axe, dem Brennpunkte **F**, was seinen Grund in der bekannten Eigenschaft der Parabel hat, daß jede Tangente, z. B. **DE** zu irgend einem Punkt **D** der krummen Linie mit einer durch diesen Punkt der Axe **A x** parallel gezogenen Geraden **GB** und mit dem Leitstrahle **FB** für denselben Punkt gleiche Winkel (**GBE** und **FBD**) macht, wornach auch die Winkel **GBH** und **FBH** gleich sind, welche die Linien **GB** und **FB** mit dem in **B** errichteten Lothe bilden und den Einfalls- und Reflexionswinkel darstellen, wenn **GB** die Richtung eines einfallenden Lichtstrahles und **FB** seine Richtung nach der Reflexion ist. Parabolische Hohlspiegel erzeugen daher für Strahlen, welche von einem unendlich weit entfernten aber in der Spiegelaxe gelegenen leuchtenden Punkte herkommen, keine Abweichung, und geben somit von einem solchen Punkte ein vollkommen reines, deutliches Bild. Liegt aber der leuchtende Punkt nicht in der Axe des Spiegels, so erfahren auch die von ihm ausgehenden Strahlen eine Abweichung, die jedoch bei sehr kleinem Abstande dieses Punktes von der Axe auch sehr gierig ist.

Fig. 477

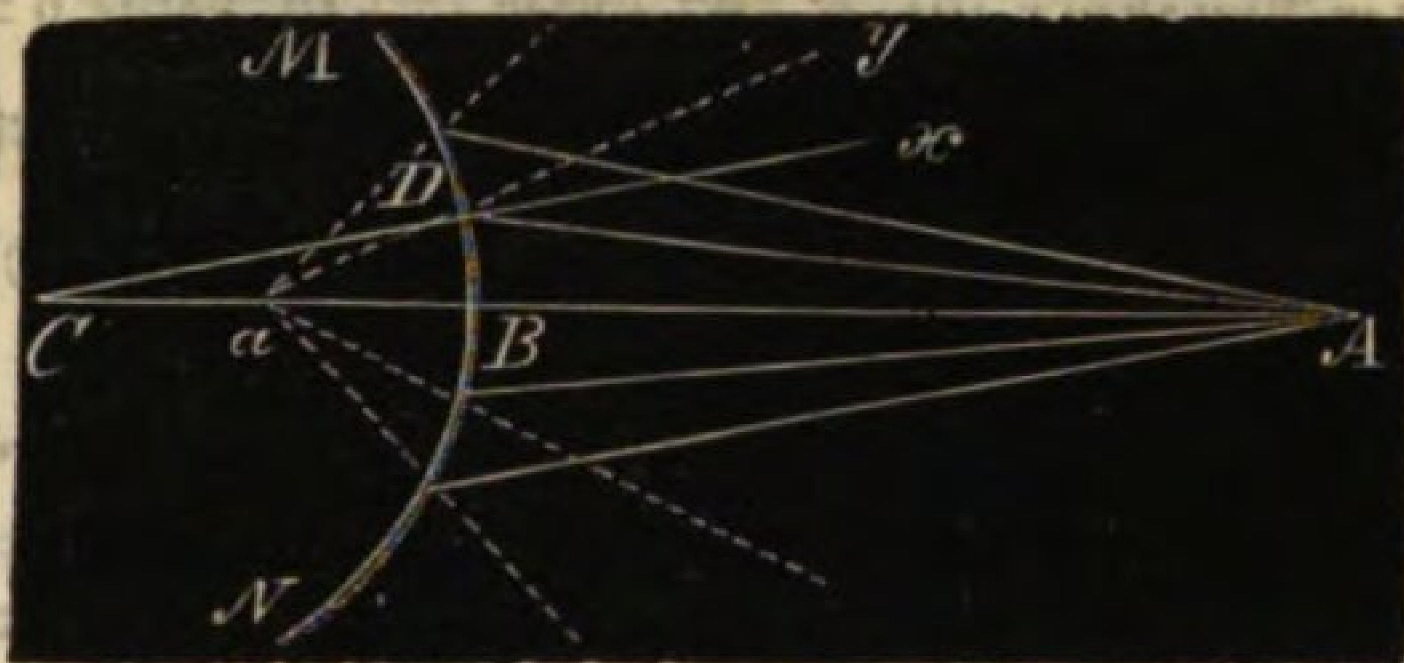


Außer den bereits betrachteten Hohlspiegeln verdienen noch die cylindrischen und die kegelförmigen Hohlspiegel einer kurzen Erwähnung. Sie wirken nach den Richtungen, nach welchen sich auf ihrer spiegelnden Fläche gerade Linien ziehen lassen, wie ebene Spiegel und in dem darauf senkrechten Sinne wie sphärische Hohlspiegel. Die parabolischen und sphärischen Spiegel werden als Brennspiegel angewendet. Kehrt man nämlich einen solchen Spiegel der Sonne zu, am besten so, daß die Strahlen parallel zu seiner Axe einfallen; so entsteht sehr nahe um den Brennpunkt herum ein kleines Sonnenbild und wegen der hier stattfindenden Concentration aller auf den Spiegel auffallenden Sonnenstrahlen eine so große Hitze, daß daselbst brennbare Gegenstände sich entzünden und, wenn die Menge der concentrirten Strahlen, zu Folge hinreichender Größe des Spiegels, groß genug ist, selbst die am schwersten schmelzbaren Körper geschmolzen und verflüchtigt werden können. Die wichtigste Anwendung der Hohlspiegel ist die als Beleuchtungsspiegel bei Mikroskopen und zur Construction von Fernröhren (hievon das Nähere später), bei Lampen auf Leuchtthürmen und zur Sichtbarmachung anderer entfernter Gegenstände zur Nachtzeit. Da nämlich die Lichtstrahlen einer im Brennpunkte des Spiegels angebrachten, stark leuchtenden Lampe oder einer andern passenden Lichtquelle

(durch Electricität glühend gemachter Kohlenspitzen [siehe §. 59] oder eines durch die Hydro-Oxygengasflamme im Glühen erhaltenen Kalkstückes, worüber wir das Nähere in der Wärmelehre finden werden, u. s. w.) zum bei weitem größten Theile so zurückgeworfen werden, daß sie unter sich und mit der Spiegelaxe parallel fortgehen; so wird die hervorgebrachte Erleuchtung mit der Entfernung nicht mehr so erheblich abnehmen, (wie nämlich bei divergenter Fortpflanzung [§. 97]), so daß, wenn auch von dem Lichtverluste wegen nicht vollkommener Durchsichtigkeit der Atmosphäre abgesehen wird, alles Licht der Lichtquelle ungeschwächt bis in die größten Entfernungen gelangt.

§. 105. Vom sphärischen Convexspiegel. Ist Fig. 478 **MN** ein Durchschnitt eines solchen Spiegels, **C** der Krümmungsmittelpunkt der spiegelnden Fläche, **A** ein vor dieser Fläche befindlicher leuchtender Punkt, **AB** ein Strahl, dessen hinter den Spiegel verlängerte Richtung durch den Krümmungsmittelpunkt **C** geht, und **AD** ein anderer mit **AB** einen sehr kleinen Winkel einschließender Strahl; so stellen die Verlängerungen **BA** und **Dx** der Halbmesser **CB** und **CD** die Einfallslothe beider Strahlen vor.

Fig. 478.



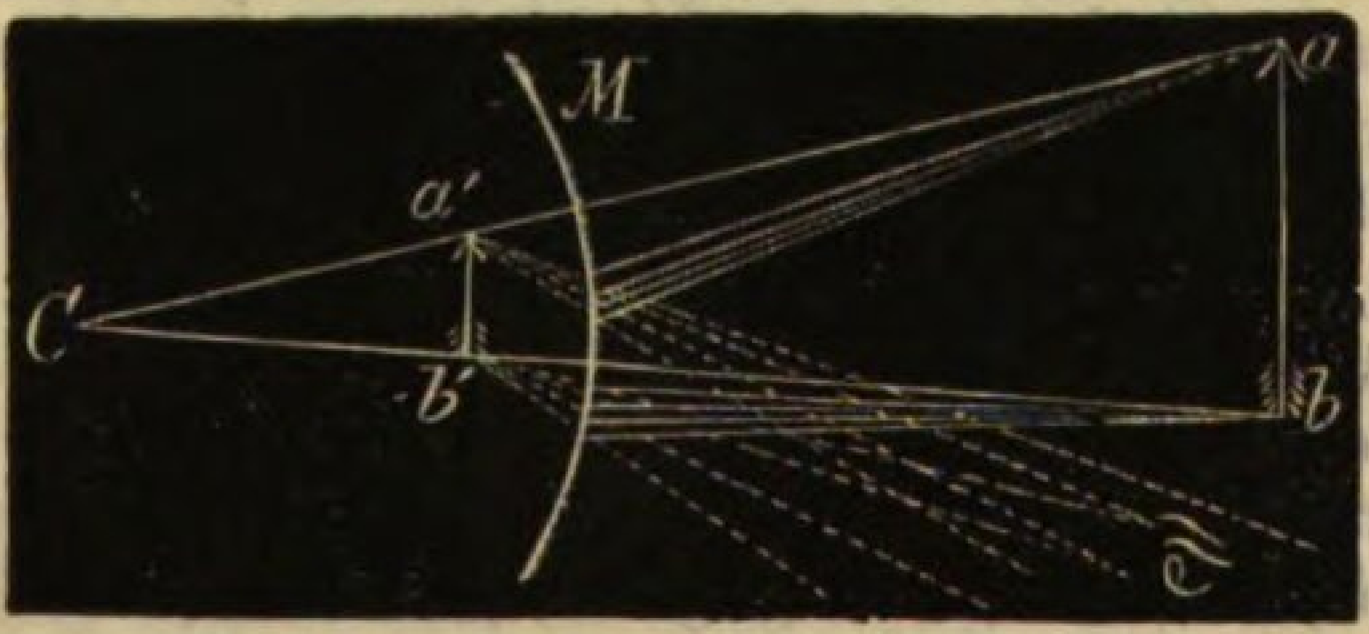
Es wird offenbar der Strahl **AB** in der seiner Auffallsrichtung gerade entgegengesetzten Richtung d. i. von **B** nach **A** hin zurückgeworfen, weswegen er wieder der Hauptstrahl heißt, und der Strahl **AD** wird nach der Linie **Dy** reflectirt, vorausgesetzt, daß die Winkel **ADx** und **xDy** gleich sind. Diese Linie schneidet, hinter den Spiegel verlängert, dessen Halbmesser **CB** im Punkte **a**, und in diesem Punkte müssen die Verlängerungen der Reflexionsrichtungen aller Strahlen zusammentreffen, die von **A** ringsum den Hauptstrahl **AB** und gegen diesen unter mit **DAB** gleichen Winkeln auf den Spiegel gelangen, so daß alle diese Strahlen nach der Reflexion von **a** herzukommen scheinen und das Auge daher, wenn es deren einige empfängt, in **a** ein Bild des leuchtenden Punktes **A** sieht, welches mithin hinter dem Spiegel erscheint.

Zur näheren Bestimmung der Lage dieses Bildes führt die Formel $\frac{1}{\alpha} = -\left(\frac{1}{p} + \frac{1}{a}\right)$, welche sich ergibt, wenn in der für den Hohlspiegel oben S. 627 abgeleiteten Grundformeln (I) der Halbmesser **r** negativ genommen wird. Daß aber diese bloße Zeichenveränderung die Formel des Hohlspiegels in die für den Convexspiegel geltende umstalte, erhellet sogleich bei der Erwägung, daß der einzige wesentliche Unterschied zwischen einem Convexspiegel und einem Hohlspiegel von gleichem Krümmungshalbmesser nur in der Lage des Krümmungsmittelpunktes bezüglich der spiegelnden Fläche liegt, (indem dieser beim Hohlspiegel auf einerlei, beim Convexspiegel aber auf entgegengesetzter Seite mit der besagten Fläche liegt) und daß diesem Entgegengesetztsein der Mittelpunktslage in der Rechnung durch entgegengesetzte Zeichen des Halbmessers Genüge geleistet werde, man daher diesen letzteren bei einem Convexspiegel durch $-\mathbf{r}$ darstellen müsse, wenn er für einen Hohlspiegel von gleicher Krümmung mit $+\mathbf{r}$ bezeichnet worden.

Die obige Formel $\frac{1}{\alpha} = -\left(\frac{1}{p} + \frac{1}{a}\right)$ . . . (†) lehrt nun: 1) die Bildweite (α) für jeden positiven Werth von a negativ sei, d. h. das Bild eines leuchtenden Punktes immer hinter dem Convexspiegel erscheine (die von einem solchen Punkte auf den Spiegel fallenden Strahlen so reflectirt werden, als kämen sie von einem Punkte hinter dem Spiegel her); 2) daß α einen desto größeren Werth habe, je größer a und je größer p ist, d. h. daß das Bild desto weiter hinter dem Spiegel liege, je weiter der leuchtende Punkt vom Spiegel entfernt, (je weniger divergent die Strahlen auffallen) und je größer der Krümmungshalbmesser des letzteren ist. Für $a = \infty$ d. i. für parallel auffallende Strahlen, ist $\alpha = -p$ d. h. die Bildweite hat die Größe des halben Krümmungsradius (da der Annahme auf S. 627 unter (†) zu Folge $p = \frac{r}{2}$ ist) und dies ist ihr größter, bei einem bestimmten Krümmungshalbmesser erreichbarer Werth, was sich ganz deutlich zeigt, wenn man der Formel (†) die Gestalt $\alpha = -p \cdot \frac{a}{a+p}$ gibt. Denn könnte $\alpha > p$ werden, so müßte auch $-p \cdot \frac{a}{a+p} > p$ mithin $\frac{a}{a+p} > 1$ oder $a > a + p$ werden können, was offenbar absurd ist.

Es ist nun für sich klar, daß auch das Bild eines leuchtenden Gegenstandes in einem Convexspiegel immer hinter der Spiegelfläche entstehen müsse. Die Figur 479, in welcher M den Spiegel, C dessen Krümmungsmittelpunkt a b den Gegenstand und $a_1 b_1$ sein Bild vorstellt, zeigt den Weg einiger der Strahlen, die dem Auge das Bild sichtbar machen, und man ersieht aus dieser Figur zugleich, daß das Bild stets aufrecht und verkleinert (kleiner als der Gegenstand) erscheinen müsse.

Fig. 479.

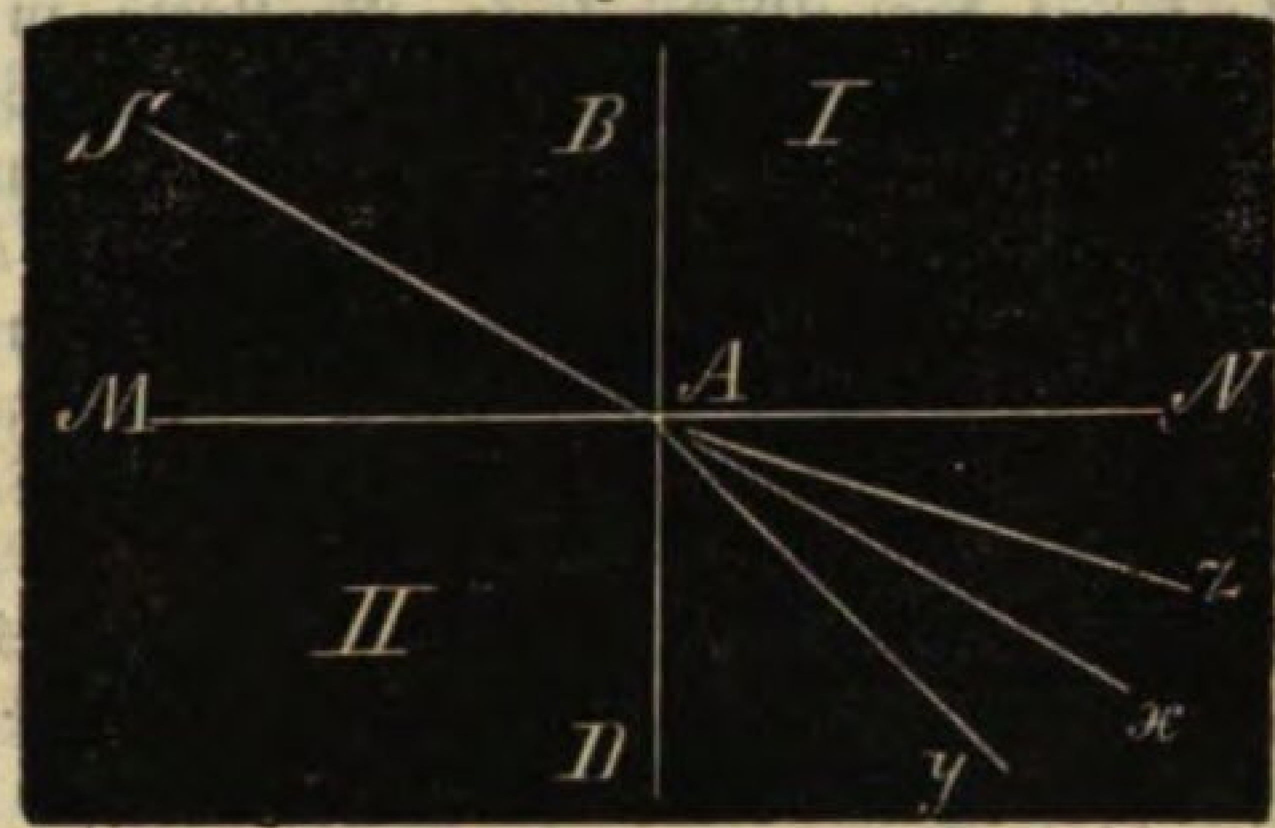


Die sphärischen Convexspiegel haben außerdem, daß man sie benützt, um nachzuzeichnende Gegenstände z. B. Landschaften, Gebäude u. s. w. im verkleinerten Maßstabe zu sehen, weiter keinen praktischen Werth. Cylindrische und konische Convexspiegel, die in der Richtung, in welcher sich auf ihrer Fläche gerade Linien ziehen lassen, wie ebene Spiegel und in der darauf senkrechten Richtung wie sphärische Convexspiegel wirken, werden, da sie die Bilder der Gegenstände nach der erwähnten ersteren Richtung in natürlicher Größe nach der letzteren aber verkleinert zeigen, bei den sogenannten katoptrischen Anamorphosen, nämlich dazu angewendet, um Bilder, die dem bloßen Auge verzerrt erscheinen, in richtiger natürlicher Gestalt darzustellen.

§. 106. Allgemeine Gesetze der einfachen Brechung des Lichtes. Wir wissen aus §. 99, daß von dem an der Grenzfläche zweier ungleichartiger Mittel anlangenden Lichte immer ein Theil in das Mittel, in welchem es an diese Grenzfläche kömmt, zurückgeworfen wird und der andere Theil in das zweite Mittel eintritt. Im Vorhergehenden wurde nur der erstere, die

Zurückwerfung erfahrende Theil näher betrachtet; nun soll zunächst das Verhalten des anderen, in das zweite Mittel eintretenden Lichtantheiles unter der Voraussetzung, daß letzteres Mittel ein durchsichtiges und überall gleichförmiges sei, zum Gegenstand der Betrachtung gemacht werden. Zu diesem Behufe sei in Fig. 480 A ein Punkt der vorbesagten Grenzfläche, S A die Richtung eines in diesem Punkte anlangenden Lichtstrahles, ferner stelle M N den Durchschnitt dieser Grenzfläche, falls sie eben ist, für den entgegengesetzten Fall aber den Durchschnitt der Ebene vor, welche diese Fläche im Punkte A tangirt, und A B sei eine auf M N in A errichtete Senkrechte, welche mithin das Einfallsloth für den Strahl S A bildet.

Fig. 480.



In Betreff des in das neue Mittel (unterhalb M N) eintretenden Antheils des Strahles S A lehrt nun die Erfahrung, daß derselbe in allen Fällen, nur jenen ausgenommen, wo die Einfallsrichtung des Strahles und das Einfallsloth zusammenfallen, seinen Weg nicht in der Verlängerung A x der Einfallsrichtung S A, sondern nach einer andern geraden Linie, z. B. A y fortsetzt. Man nennt diese Ablenkung des Strahles von seiner Einfallsrichtung die Brechung desselben, und sagt von einem, eine solche Ablenkung erfahrenden Strahle, er werde gebrochen. Der abgelenkte Strahl selbst heißt der gebrochene Strahl, der Winkel D A y, den die Richtung A y dieses Strahles mit dem über M N hinaus verlängerten Einfallslothe macht, wird der Brechungswinkel und die Ebene, in welcher dieses Einfallsloth und der gebrochene Strahl liegen, die Brechungsebene des Strahles genannt. In den meisten Fällen ist der gebrochene Theil des einfallenden Strahles einfach, oft aber ist mit der Brechung zugleich auch eine Spaltung des gebrochenen Theiles in zwei Strahlen verbunden, die im neuen Mittel ihren Weg nach verschiedenen geraden Richtungen fortsetzen. Man unterscheidet deswegen die einfache oder gewöhnliche und die doppelte Brechung des Lichtes. Vorläufig kann nur die erstere, nämlich die einfache Brechung, wie sie beim Uebergange des Lichtes aus Luft in Wasser, Glas und überhaupt in nicht krystallisirte, durchsichtige Stoffe stattfindet, abgehandelt werden. Dieselbe geht immer nach folgenden aus der Erfahrung abgeleiteten Gesetzen vor sich: 1) Der gebrochene Strahl fällt stets in die Erweiterung der Einfallsebene und zwar im Vergleiche mit dem einfallenden Strahle auf die andere Seite des Einfallslothes; die Brechungsebene ist also nur die Erweiterung der Einfallsebene. 2) So lange das Mittel, in welchem die Brechung erfolgt, und das Mittel, aus welchem der Strahl in das erstere eintritt, in ihrer Substanz und Dichte unverändert bleiben, stehen der Sinus des Einfallswinkels und der Sinus des Brechungswinkels in einem bestimmten, von jeder Aenderung in der Größe des Einfallswinkels ganz unabhängigen und constanten Verhältnisse. Man nennt dieses Verhältniß das Brechungsverhältniß, und den Exponenten desselben, d. i. den

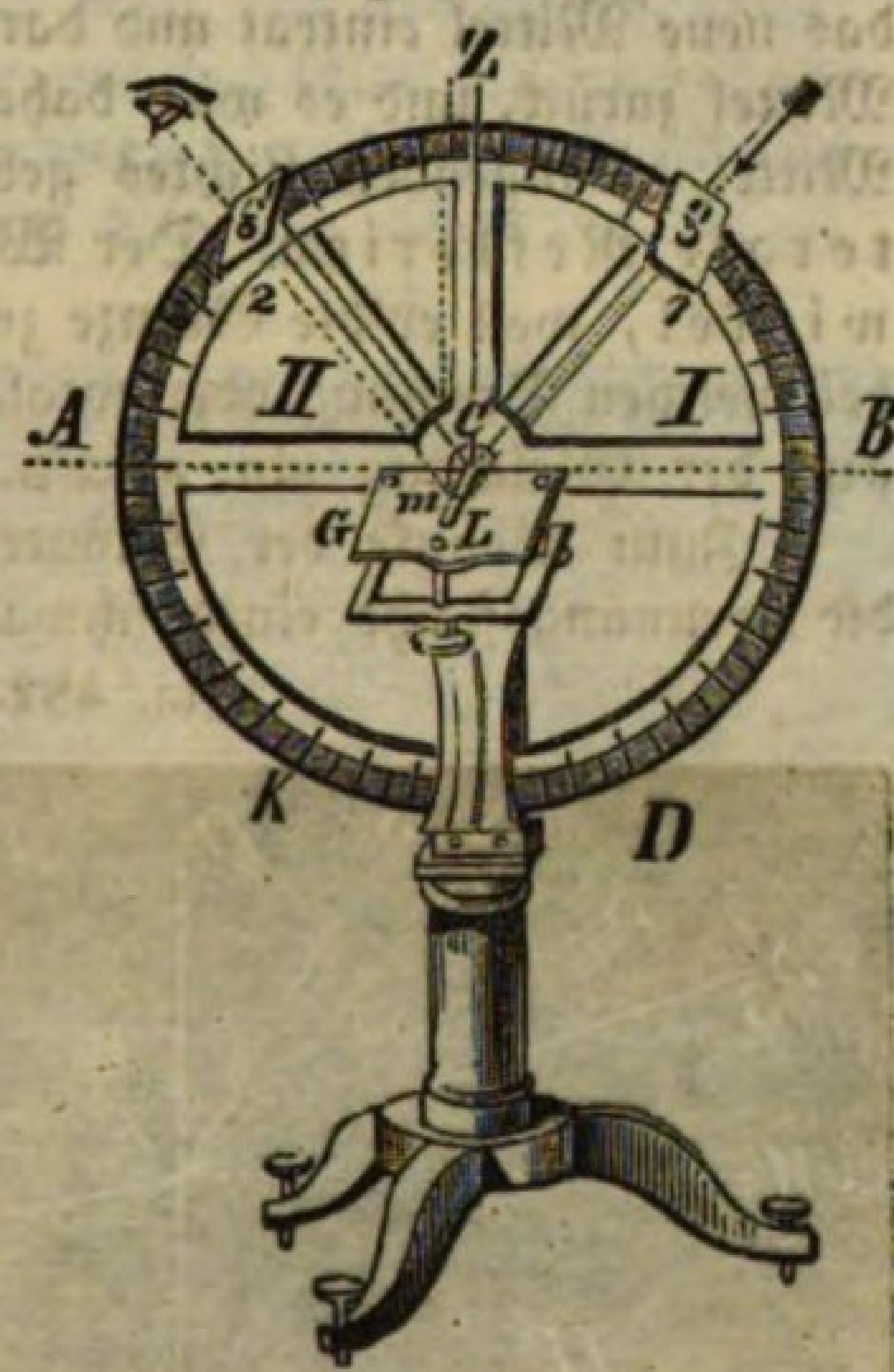
Quotienten aus dem Sinus des Brechungswinkels in den Sinus des Einfallswinkels den **Brechungsexponenten** oder den **Brechungsindex**. Man bezeichnet diesen gewöhnlich mit dem Buchstaben n. Demnach ist $\frac{\sin. SAB}{\sin. DAy} = n \ldots (1)$ der Brechungsexponent für den Uebergang des Lichtes aus dem Mittel I (z. B. Luft) in das Mittel II (z. B. reines Wasser). n behält immer den nämlichen Werth, (welcher in dem beispielsweise angenommenen Falle $= \frac{4}{3}$ ist), es mag bei unverändert bleibender Beschaffenheit beider Mittel der Strahl SA unter was immer für einem andern, von SAB verschiedenen Winkel in A einfallen; es nimmt daher mit dem Einfallswinkel auch der Brechungswinkel in dem der Beständigkeit des Werthes von n entsprechenden Verhältnisse zu und ab . . . (†). Nimmt das Licht in den nämlichen zwei Mitteln den umgekehrten Gang, geht es nämlich aus dem Mittel II in das Mittel I über, wo dann der Winkel DAy den Einfalls- und der Winkel SAB den Brechungswinkel vorstellt; so hat der Brechungsexponent den reciproken Werth des vorigen, da aus Gleichung (1) dieser Exponent $\frac{\sin. DAy}{\sin. SAB} = \frac{1}{n} \ldots (2)$ folgt. Für den Uebertritt des Lichtes aus Wasser in Luft ist also der Brechungsindex $\frac{3}{4}$.

Je nach Beschaffenheit der aneinander grenzenden Mittel (I und II in der Figur) ist der Brechungswinkel DAy kleiner oder größer als der Einfallswinkel SAB (= DBx). Im ersteren Falle wird durch die Brechung der Strahl aus seiner ursprünglichen Richtung dem Einfallslothe näher gebracht, man sagt dann daher mit Recht, das Licht werde **zum** Einfallslothe gebrochen; es ist da der Brechungsindex $n > 1 \ldots (3)$ und das Mittel II heißt **stärker** brechend als das Mittel I. Im letzteren Falle hingegen ist der gebrochene Strahl Az weiter vom Einfallslothe entfernt als die Richtung Sx des Strahles vor der Brechung. Man nennt dies deswegen eine Brechung **vom** Einfallslothe; bei derselben ist immer der Brechungsindex $n < 1 \ldots (4)$ und das Mittel II heißt da **schwächer brechend** als das Mittel I. Bezüglich der Brechung **zum** oder **vom** Einfallslothe steht der Satz fest, daß bei zwei Mitteln, welche einerlei materielle Beschaffenheit und gleiche Aggregatzustände haben, die Brechung immer **zum** oder **vom** Einfallslothe statt findet, je nachdem das Mittel, worin die Brechung erfolgt, dichter oder weniger dicht ist, als jenes, aus welchem das Licht kömmt. Bei Mitteln von verschiedener Materie und Aggregatform gilt jedoch dieser Schluß von der Dichte auf die Art der Lichtbrechung durchaus nicht allgemein.

Die oben aufgestellten zwei Brechungsgesetze lassen sich leicht experimentell nachweisen, und es kann hiezu für den Fall, wo das Licht aus einer tropfbaren Flüssigkeit z. B. aus Wasser in Luft übergeht, recht gut der von **Cauchoix** zur Nachweisung der Reflexionsgesetze in Anwendung gebrachte, schon im §. 100 beschriebene und durch Fig. 451 versinnlichte Apparat dienen, vorausgesetzt, daß der dort erwähnte Metallstreifen mit dem scharfschneidigen Rande CL am Kreise selbst vor dessen Mittelpunkt so befestigt ist, daß dieser Rand CL genau mit der verlängerten Richtung der Drehaxe der beiden Laufer I und II zusammenfällt, und daß ferner das Spiegelglas G sammt dem dasselbe unmittelbar tragenden Gestelle

sich vom Kreise trennen lasse. Man stellt nämlich diesen, in Fig. 481 noch ein Mal abgebildeten Apparat nach Wegnahme des besagten Spiegelglases und dessen Gestelles in ein hinreichend tiefes, durchsichtiges (gläsernes) Gefäß, so daß die Ebene des Kreises senkrecht und der Durchmesser **A B** des letzteren horizontal ist, dreht dann den Laufer **I** unter diesen Durchmesser hinab, so daß er z. B. die Richtung von **C** nach **D** hat, gießt nun so lange Wasser in das Gefäß, bis die Oberfläche des ersteren genau mit dem Durchmesser **AB** zusammenfällt, beleuchtet nachher, etwa mittelst eines unten am Gefäße und außerhalb desselben angebrachten Spiegels die Oeffnung o in der Platte ı des Laufers **I** mit starkem Sonnenlichte und verstellt endlich den Laufer **II** solange, bis man beim Durchsehen durch die Oeffnung o_1 desselben das Bild des Loches o im Laufer **I** genau am Rande der scharfen Kante **C L** des vorerwähnten Metallstreifens sieht. Diese Bedingung wird sich immer erfüllen lassen und es wird dann der Strich m auf **L C** (siehe §. 100) den Einfallspunkt des vom Loche o aus ins Auge gelangenden Strahles bilden. Mithin liegt der von o nach m gelangende (der einfallende) und der von m aus nach o_1 gehende (der gebrochene) Strahl in einer und derselben Ebene, und dieß ist das erste Brechungsgesetz. Mißt man ferner an der Kreistheilung den Winkel, welchen nun der in der Richtung **C D** befindliche Laufer **I** mit der Verlängerung der auf **A B** Senkrechten **Z C** macht d. i. den Einfallswinkel, dann den Winkel, welchen der Laufer **II** mit der Senkrechten **Z C** selbst einschließt, d. i. den Brechungswinkel und nimmt von beiden Winkeln die Sinus, gibt hierauf durch Verrückungen des Laufers **I** dem Einfallswinkel allmälig verschiedene Größen, verstellt den Laufer **II** in jedem einzelnen Falle so, daß das Bild von o immer beim Striche m erscheint, und sucht wie vorher die Sinus der Einfalls- und die Sinus der correspondirenden Brechungswinkel; so wird man das im 2. Brechungsgesetze ausgesprochene constante Verhältniß zwischen dem Sinus des Einfalls- und dem Sinus des correspondirenden Brechungswinkels vollkommen bestätigt finden.

Fig. 481.

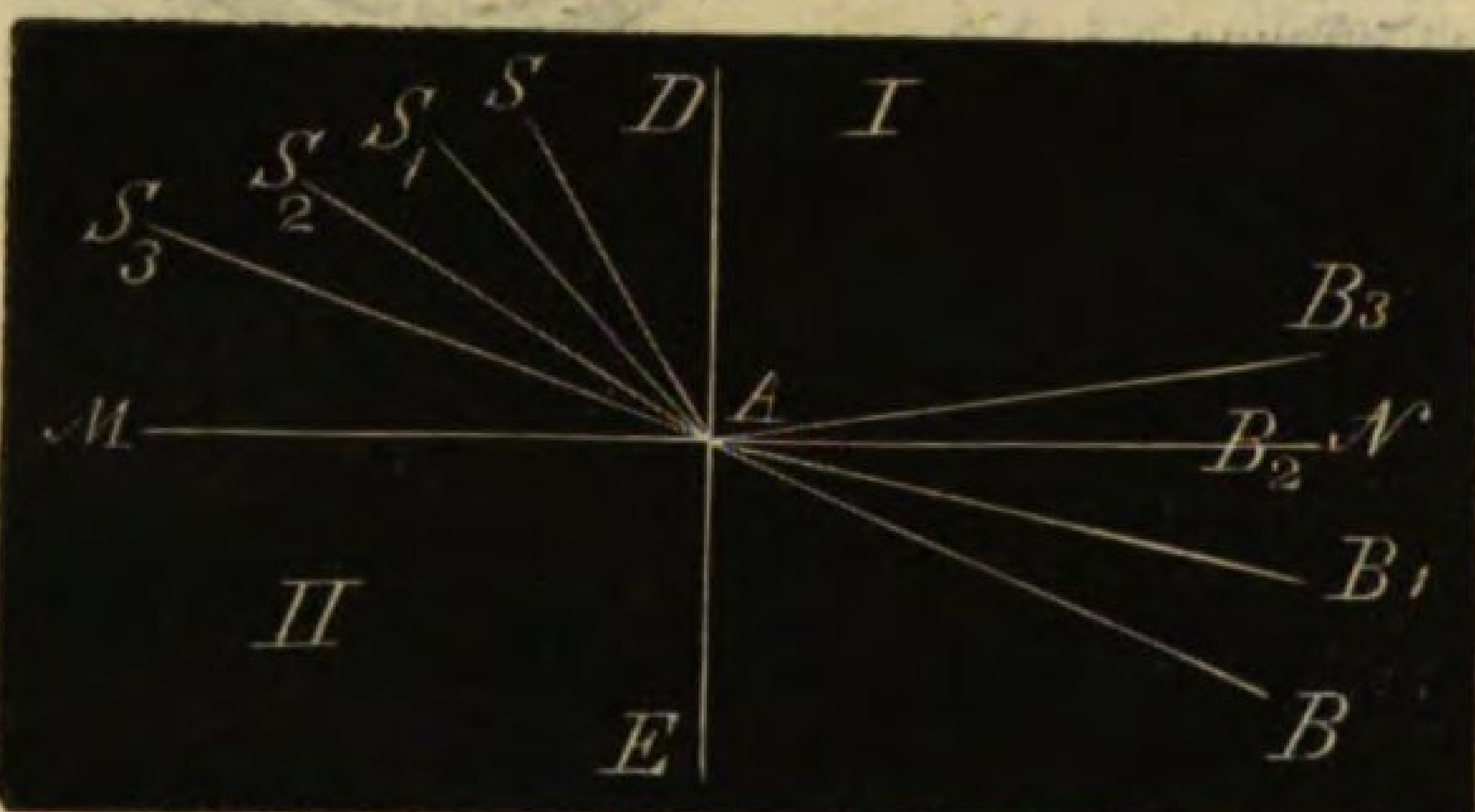


§. 107. Uebergang der Brechung in Reflexion. (Totale Reflexion.) Wenn $n < 1$ d. h. der Sinus des Brechungswinkels größer als der Sinus des Einfallswinkels, mithin der Brechungswinkel selbst größer als der Einfallswinkel ist, also eine Brechung vom Einfallslothe erfolgt; so gibt es, da nach (†) S. 636 mit dem Einfallswinkel auch der Brechungswinkel wächst, immer einen von 90^0 verschiedenen Werth des ersteren, bei welchem der letztere Winkel 90^0, mithin der Sinus desselben $= 1$ und folglich der Brechungsexponent n dem Sinus des Einfallswinkels gleich ist. Bei diesem Werthe des Einfallswinkels (und wir wollen der Kürze wegen diesen Werth mit a bezeichnen) geht der gebrochene Strahl parallel der den Einfallspunkt tangirenden Ebene, streift also, wenn diese Ebene die wirkliche Trennungsfläche beider Mittel ist, längst dieser Fläche. Erhält der Einfallswinkel einen

größeren Werth als a, so muß nach (†) S. 636 der Winkel, den der gebrochene Strahl mit dem Einfallslothe macht, größer als 90° werden, d. h. auch der Antheil des einfallenden Lichtes, der bei kleineren Einfallswinkeln als a in das neue Mittel eintrat und darin eine Brechung erlitt, kehrt nun in das alte Mittel zurück, und es wird daher kein Theil des an die Trennungsfläche beider Mittel gelangenden Lichtes gebrochen, sondern dieses erfährt daselbst eine *totale Reflexion*. Der Werth a des Einfallswinkels heißt der *Grenzwinkel*, weil er die Grenze zwischen den Größen der Einfallswinkel bildet, bei welchen Brechung oder totale Reflexion statt findet, und derselbe ergibt sich aus der Gleichung $\sin. a = n$.

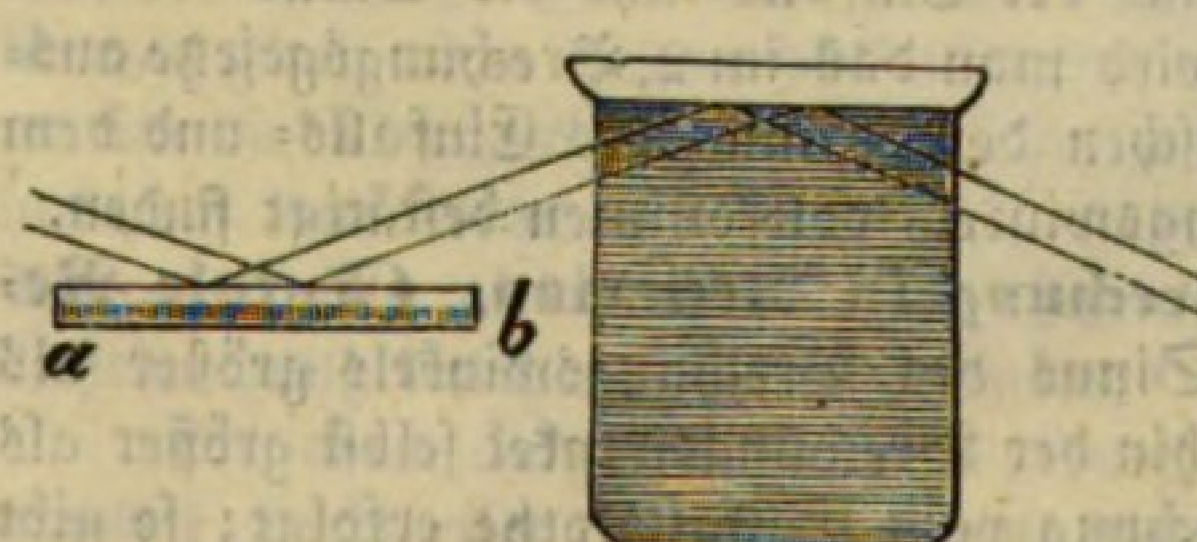
Zum Behufe der Erläuterung des Vorstehenden sei in Fig. 482 MN die Trennungsfläche eines schwächer brechenden Mittels II und eines stärker brechenden Mittels I, SA, S_1A, S_2A, S_3A... seien die Richtungen eines unter verschiedenen Winkeln in A einfallenden Strahles; BA, B_1A, B_2A, B_3A... die Richtungen der correspondirenden, gebrochenen Antheile desselben, und DE sei das gemeinschaftliche Einfallsloth.

Fig. 482.



Es ist dann der Winkel S_2AD der Gränzwinkel, da für diesen der gebrochene Strahl B_2A in der Trennungsfläche beider Mittel liegt, und für jeden größeren Einfallswinkel findet schon totale Reflexion (z. B. für den Einfallswinkel S_3AD nach der Richtung AB_3) Statt. Nur einzig und allein bei Spiegelungen, die Folge solcher totaler Reflexionen sind, verliert also das einfallende Licht nichts von seiner ursprünglichen Intensität. Recht leicht und deutlich läßt sich die totale Reflexion durch folgenden, mittelst Fig. 483 anschaulich gemachten Versuch zeigen.

Fig. 483.

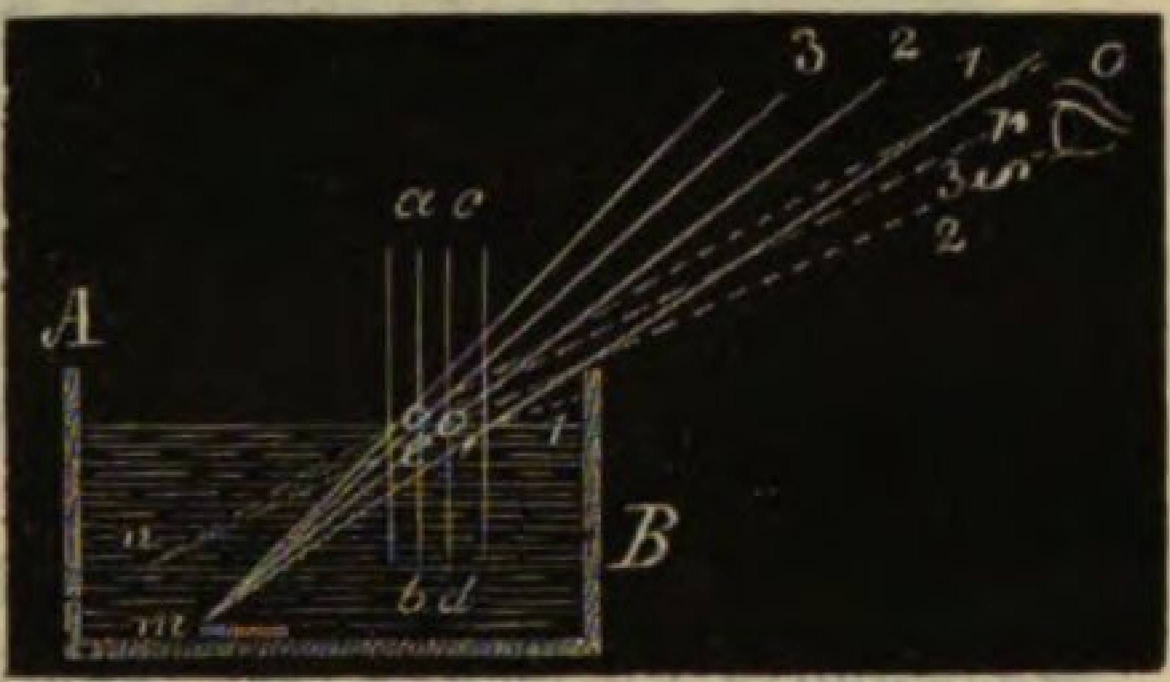


Man rühre Kreidepulver in ein mit Wasser gefülltes, etwas weites Glasgefäß ein, lasse das Gefäß hierauf etwa 24 Stunden lang ruhig stehen und leite nachher mittelst eines ebenen Spiegels ab der Oberfläche des Wassers im Gefäße directe Sonnenstrahlen in für die totale Reflexion hinreichend schiefer Richtung zu. Man sieht dann ihren Weg im Wasser an den erleuchteten Kreidetheilchen, aber durchaus kein Licht aus dem Wasser austreten, während ein solcher Austritt augenblicklich durch die Beleuchtung der Staubtheilchen in der Luft über der Wasseroberfläche bemerkbar wird, wenn man dieser die Lichtstrahlen entsprechend weniger schief zuleitet. — Daß eine etwa ½ Zoll weite und Luft enthaltende Glasröhre, wenn man sie mit dem einen, zugeschmolzenen Ende in sehr geneigter Stellung unter Wasser taucht und dann in sehr schiefer Richtung ansieht, spiegelt als ob sie mit

Quecksilber gefüllt wäre, kömmt ebenfalls von der totalen Reflexion des auf sie sehr schief auffallenden Lichtes. In dieser Reflexion liegt auch der Grund, warum man einen außen an einem mit Wasser gefüllten Gefäße befindlichen Gegenstand nicht wahrnimmt, wenn man von oben auf das Wasser sieht, außer wenn dies in sehr schiefer Richtung geschieht und das Glas weit genug ist.

§. 108. Erklärung einiger Erscheinungen aus der Brechung des Lichtes. 1. Liegt am Boden eines Gefäßes **AB** Fig. 484 eine Münze o. dgl. und hat das Auge über dem Gefäße eine solche Stellung, daß es wegen der Undurchsichtigkeit der Wand **B** keinen von der Münze ausgehenden Strahl empfängt, mithin die Münze nicht sieht, und man läßt, ohne das Auge, die Münze oder das Gefäß zu verrücken, in letzteres immer mehr Wasser so vorsichtig eingießen, daß auch hiedurch die Münze nicht von ihrem Platze kömmt; so wird diese dem Auge alsbald sichtbar. Es erklärt sich dies bei der Erwägung, daß, wenn auch keiner der von einem Punkte der Münze ausgehenden Strahlen 1, 2, 3 ... ins Auge kommen kann, so lange das Gefäß leer ist, beim Eingießen von Wasser bald einige dieser Strahlen z. B. 1 und 2 durch Brechung vom Einfallslothe dem Auge (nach den punktirten Richtungen) zugeleitet werden müssen, so daß dieses den besagten Punkt in dem höher erscheinenden Durchschnittspunkte n sieht *).

Fig. 484.



---

*) Daß n höher erscheinen müsse, ergibt sich folgender Maßen. Sind in Fig. 484 ab und cd die Einfallslothe für die Punkte o und o_1, folglich mob und mo_1d die Einfallswinkel der Strahlen mo und mo_1, so ist offenbar $meb = emo + moe$ (der äußere Winkel gleich der Summe der zwei inneren entgegengesetzten), ferner $ome = meb - moe$ oder $omo_1 = meb - mob$, und wegen $meb = mo_1d$, auch $omo_1 = mo_1d - mob$ ... (†) d. h. omo_1 ist der Unterschied der Einfallswinkel der Strahlen mo und mo_1. Auf ähnliche Art erweist sich der Winkel ono_1 als der Unterschied der Brechungswinkel roa und so_1c für diese Strahlen ... (*). Bedeutet n den Brechungsexponenten für den Uebergang des Lichtes aus Wasser in Luft, so hat man dem 2. Brechungsgesetze zu Folge $n = \frac{\sin.\, mob}{\sin.\, roa}$ ... (1) und eben so $n = \frac{\sin.\, mo_1d}{\sin.\, so_1c}$ oder weil nach (†) und (*) $mo_1d = omo_1 + mob$ und $so_1c = ono_1 + roa$ ist, auch $n = \frac{\sin.\, (omo_1 + mob)}{\sin.\, (ono_1 + roa)}$. Entwickelt man diese Sinus der Summen von Winkeln und schafft den Nenner des Bruches durch Multiplication weg; so erhält man:

$$n\,(\sin.\, ono_1 \cos.\, roa + \cos.\, ono_1 \sin.\, roa) = \sin.\, omo_1 \cos.\, mob + \cos.\, omo_1 \sin.\, mob.$$

Wegen Kleinheit der Winkel omo_1 und ono_1 kann $\sin.\, omo_1 = omo_1$ und $\cos.\, omo_1 = 1$, ferner $\sin.\, ono_1 = ono_1$ und $\cos.\, ono_1 = 1$ angenommen werden; man hat daher

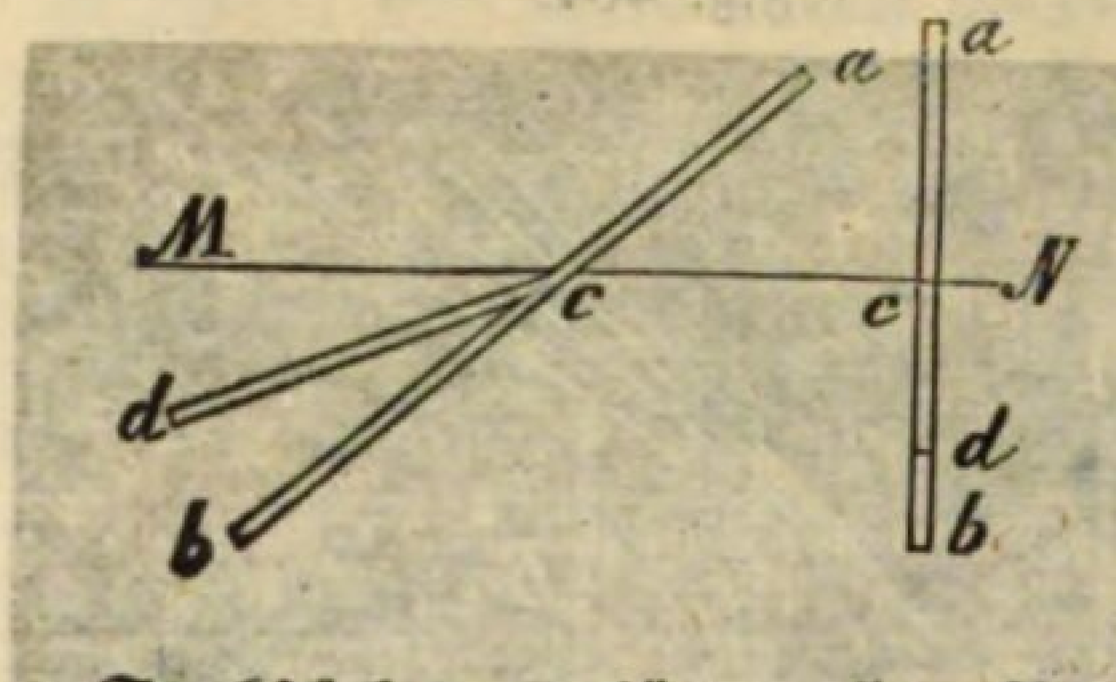
$$n.\, ono_1 \cos.\, roa + n.\, \sin.\, roa = omo_1 \cos.\, mob + \sin.\, mob,$$

oder weil nach Gleichung (1) $\sin.\, mob = n \sin.\, roa$ ist, endlich

$n.\, ono_1 \cos.\, roa = omo_1 \cos.\, mob$ ...(2), woraus $ono_1 = \frac{omo_1 .\cos.\, mob}{n.\, \cos.\, roa}$ folgt. Nach den Lehren der Trigonometrie ist aber $\cos.\, mob = \sqrt{(1 - \sin.^2 mob)}$...(3)

Daß Gleiches auch auf alle andern Punkte der Münze Anwendung leidet, diese also ganz sichtbar werden kann, und dann immer der Oberfläche des Wassers näher erscheinen müsse als sie sich wirklich befindet, ist nun für sich klar. Da letzteres in gleichem Maße, wie für die Münze, auch für alle Punkte des Gefäßbodens selbst gilt; so begreift man, warum die Tiefe eines mit Wasser gefüllten Gefäßes, eines Baches, dessen reines Wasser bis auf den Grund sehen läßt, u. s. w. immer geringer erscheint, als sie wirklich ist. Eben so liegt der Grund, warum der unter eine Wasseroberfläche MN (Fig. 485) getauchte Theil cb eines Stockes ab abgebrochen (in der Lage cd) oder verkürzt erscheint, je nachdem der Stock schief oder senkrecht gegen MN eingetaucht worden, offenbar darin, daß das außer dem Wasser befindliche Auge jeden der Punkte des eingetauchten Stockstückes cb höher, (den Punkt b in d u. s. w., mithin alle zwischen b und c gelegenen Punkte in der Linie cd) sieht.

Fig. 485.



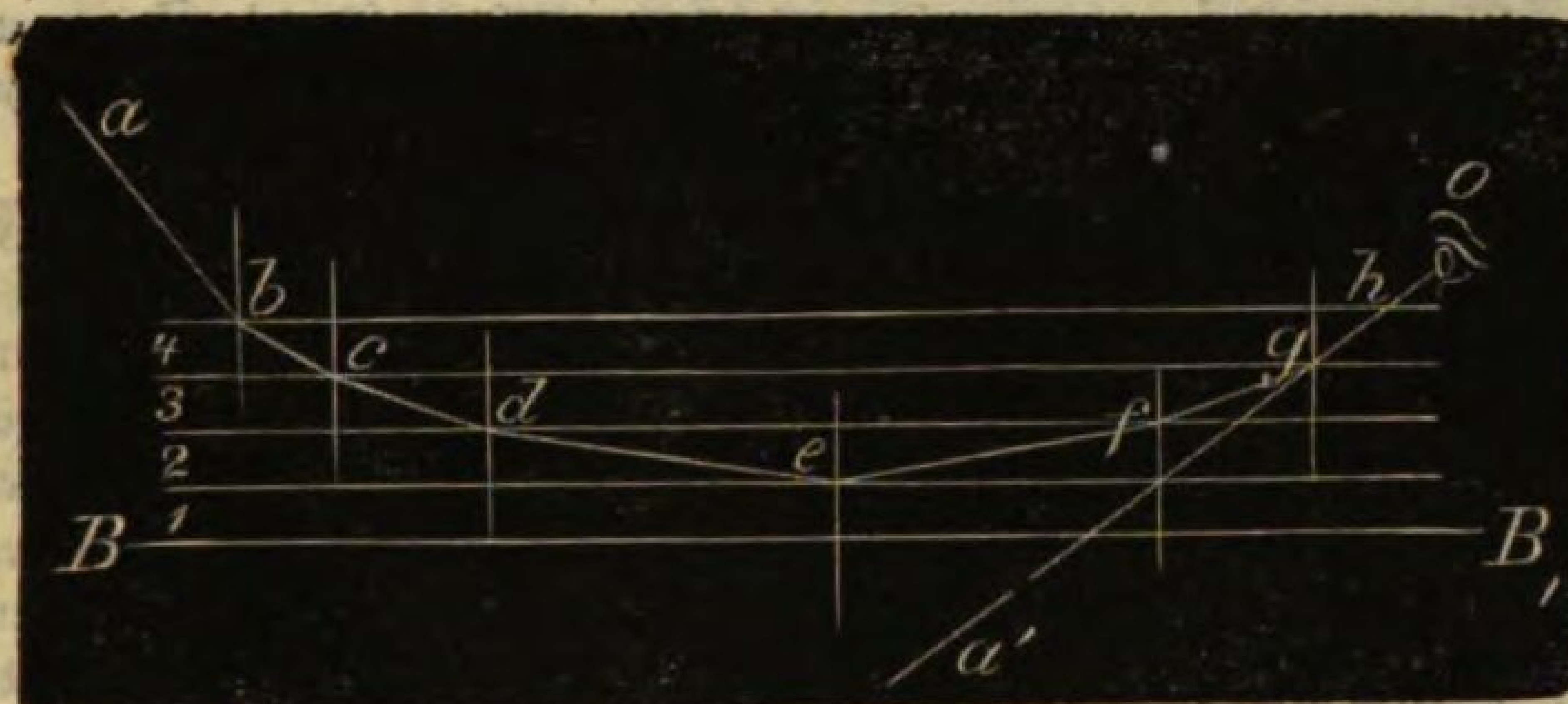
2. Die Luftspiegelung. Diese Erscheinung, welche darin besteht, daß man im Freien entfernte Objecte, z. B. Schiffe, Thürme, Dörfer u. s. w. der Erde entrückt, oft in der Luft schwebend, wohl gar doppelt, oder umgekehrt sieht, und daß unter dem Horizonte liegende Gegenstände nicht selten über demselben befindlich erscheinen, zeigt sich vorzüglich in Gegenden, wo der sandige Boden durch die Sonnenstrahlen sehr stark erwärmt ist, und hat ihren Grund in der Brechung des Lichtes in Luftschichten von verschiedener Dichte. Das Nähere werden folgende Beispiele begreiflich machen. Wird das Erdreich von den Sonnenstrahlen stark erhitzt, so bekommen die zunächst an dasselbe grenzenden und von dessen Hitze participirenden Luftschichten eine geringere Dichte, als die entfernteren, und können in diesem Zustande, anstatt in die Höhe zu steigen, an ihrem Platze verbleiben, wenn in der Luft völlige Windstille und Ruhe herrscht. Gesetzt, es seien in Fig. 486 1, 2, 3, 4 ... über dem Boden BB_1 gelagerte und zu Folge der Hitze des letzteren der Reihe nach an Dichte zunehmende Luftschichten, ferner sei a ein über diesen Schichten gelegener Punkt eines leuchtenden Gegenstandes und o das Auge eines Beobachters; so sieht dieser offenbar den Punkt a direkt nach der Richtung ao, zugleich aber auch ein Bild dieses Punktes in der Richtung oa_1, nach welcher einige der von a ausgehenden Strahlen auch auf dem Wege abcdefgho ins Auge gelangen. Diesen Weg nehmen sie zu Folge der Brechung vom Einfallslothe, die sie an den Grenzflächen der ungleichdichten Luftschichten (in b, c, u. s. w.) erfahren und die, wenn die Strahlen so nach dem Durchgange durch mehrere derlei Schichten schon

---

und $\cos. roa = \sqrt{(1-\sin.^2 roa)}$; mithin hat man $n \cos. roa = n\sqrt{(1-\sin.^2 roa)} = \sqrt{(n^2-n^2 \sin.^2 roa)}$, und da aus Gleichung (1) $n^2 \sin.^2 roa = \sin.^2 mob$ folgt, ergibt sich endlich $n \cos. roa = \sqrt{(n^2-\sin.^2 mob)}$ ... (4). Da die Brechung beim Uebergang des Lichtes aus Wasser in Luft vom Einfallslothe geschieht, mithin $n < 1$ ist; so muß auch $n^2 - \sin.^2 mob < 1 - \sin.^2 mob$ oder $\sqrt{(n^2-\sin.^2 mob)} < \sqrt{(1-\sin.^2 mob)}$, daher zu Folge Gleichung (3) und (4) $n \cdot \cos. roa < \cos. mob$, und somit in Bezug auf die Gleichung (2) $ono_1 > omo_1$ sein. Es liegt daher der Punkt n gewiß höher, als der Punkt m.

sehr schief geworden sind, in totale Reflexion übergeht, (wie in der Figur bei e), dann zu Folge der von hier an eintretenden Brechung zum Ein-

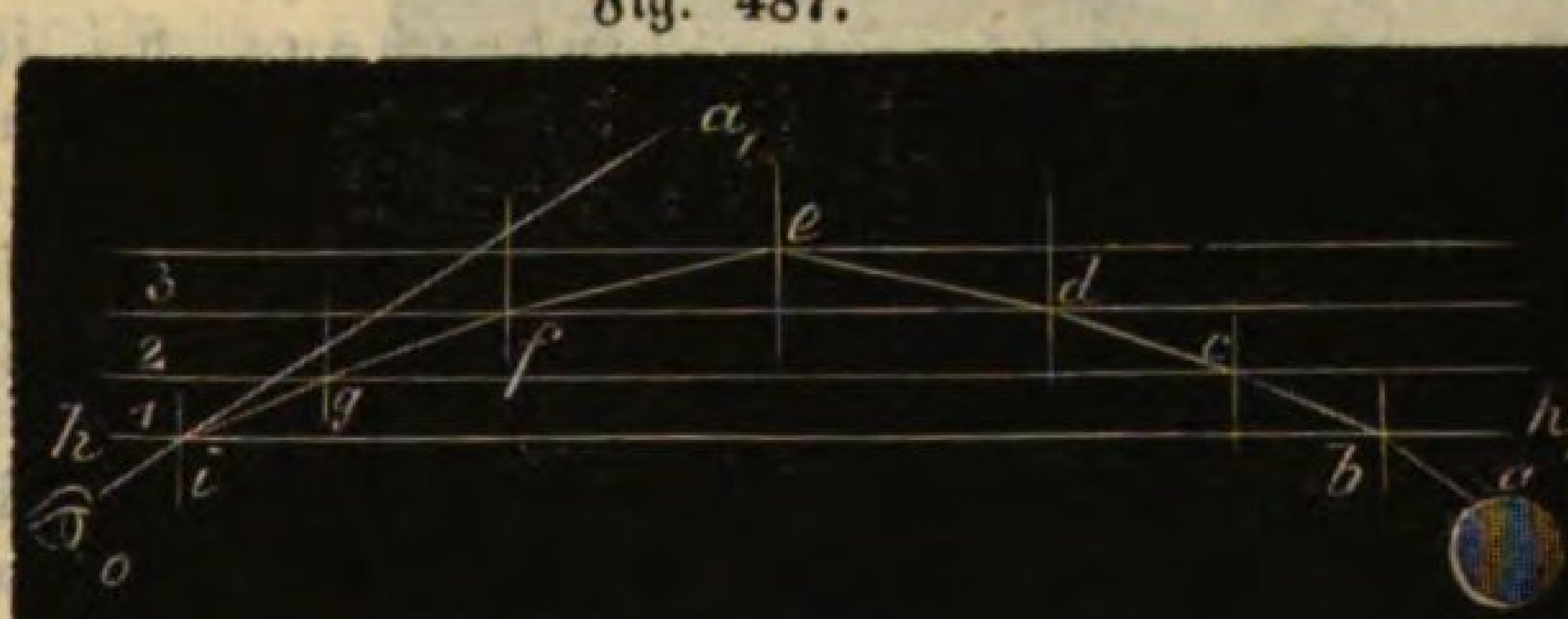
Fig. 486.



fallslothe, welche sie beim nunmehrigen Uebergange immer aus dünneren in dichtere Luftschichten an den Punkten f, g u. s. w. erleiden. Daß der in der Figur durch eine polygonale Linie dargestellte Weg der Lichtstrahlen in der Wirklichkeit ein krummliniger sei, erhellet bei der Erwägung, daß die Dichte der Luftschichten gegen den Boden hin stetig abnimmt, mithin auch die Strahlen stetig abgelenkt werden. Es ist nämlich ihr Weg gleichsam eine Polygonallinie von unendlich kleinen Seiten (Theilen), d. h. eine krumme Linie. Auf ganz gleichem Grunde beruht das Doppelterscheinen entfernterer, kleiner Gegenstände, wenn man nach denselben über eine den Sonnenstrahlen ausgesetzte Metallfläche hinsieht, insbesondere, wenn diese geschwärzt ist und sich daher um so stärker erhitzt.

Bedeutet in Fig. 487 $h h_1$ den Horizont, a einen Punkt eines unter demselben befindlichen leuchtenden Gegenstandes, z. B. der Sonne kurz vor

Fig. 487.



ihrem Aufgange, o das Auge eines Beobachters und 1, 2, 3, 4 ... sehr dünne Schichten der unter gewöhnlichen Verhältnissen von der Erdoberfläche nach aufwärts an Dichte allmälig abnehmenden Luft; so sieht man ein, daß einige der von a ausgehenden Strahlen auf dem Wege a b c d e f g i o ganz aus dem nämlichen Grunde ins Auge kommen können und man dann in der verlängerten Richtung von o i z. B. in a_1 ein Bild von a sehen müsse, aus welchem man im vorhergehenden, durch Fig. 486 anschaulich gemachten Falle ein Bild a_1 des leuchtenden Punktes a in der Verlängerung von o h zu sehen bekömmt. Es werden nämlich, ganz so wie in diesem Falle, die Strahlen in den unteren Schichten 1, 2, ... vom Einfallslothe gebrochen, diese Brechung geht endlich, nachdem die Strahlen hiedurch eine sehr schräge Richtung gegen die Grenzen der Schichten erhalten haben, in totale Reflexion (z. B. bei e)

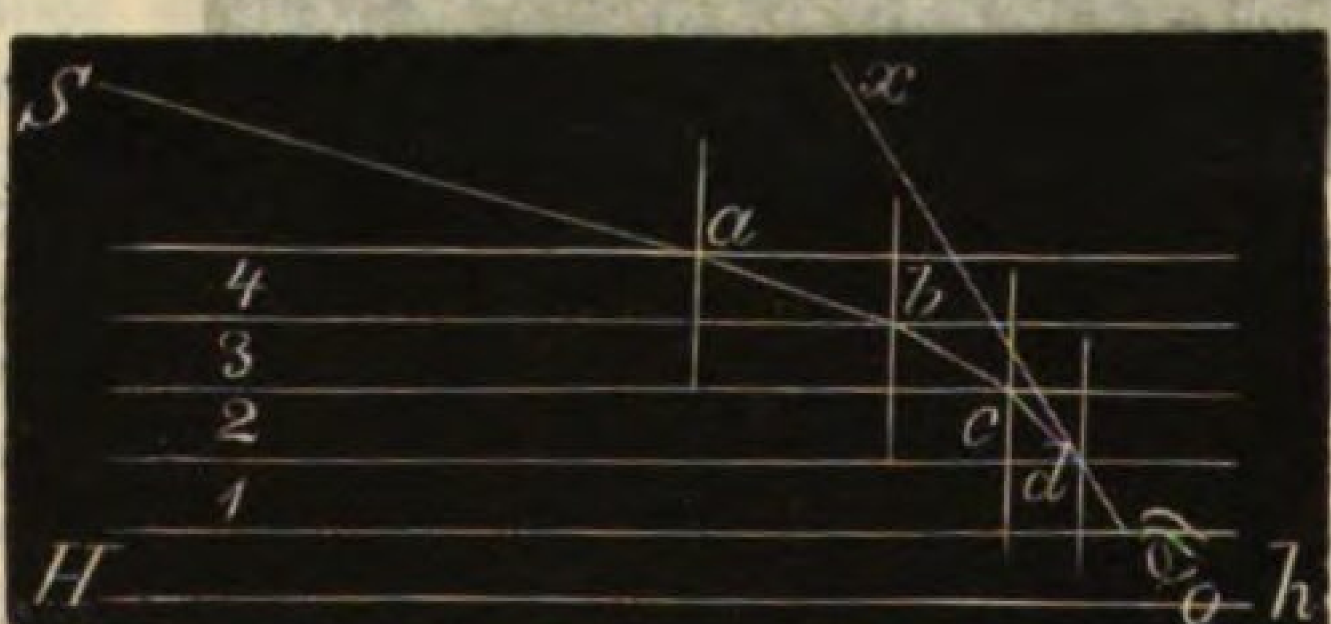
über, und hierauf erfahren die Strahlen bei f, g . . . eine Brechung zum Einfallslothe. In wiefern das Nämliche auch von Strahlen aller andern Punkte des unter dem Horizonte befindlichen Gegenstandes gilt, wird man diesen ganzen Gegenstand über dem Horizonte erblicken, also z. B. die Sonne uns schon zu einer Zeit als aufgegangen erscheinen müssen, wo sie noch nicht wirklich aufgegangen ist.

Gießt man in ein gläsernes (am besten viereckiges) Gefäß 2 Flüssigkeiten über einander, welche eine verschiedene Dichte haben und sich allmälig mischen, z. B. Schwefelsäure und Wasser, und sieht nahe an ihrer gemeinschaftlichen Gränzfläche und derselben entlang nach einem kleinen, nicht weit entfernten Gegenstande hin; so erblickt man zwei Bilder desselben, ein aufrechtes und ein verkehrtes. Das erstere kömmt von den Strahlen, die der besagten Gränzfläche parallel ins Auge gelangen, und das Letztere wird durch Strahlen erzeugt, welche auf krummlinigem Wege zu Folge der Brechungen dem Auge zugeführt werden, die sie in den von unten nach aufwärts an Dichte stetig abnehmenden Schichten des Flüssigkeitsgemisches erleiden.

Merkwürdige Beispiele von Luftspiegelung sind folgende. In Nieder-Aegypten erscheint das Land, wenn es durch die Sonnenstrahlen stark erhitzt ist, in gewisser Entfernung allseitig vom Wasser umgeben und die darüber hinausgelegenen Dörfer sehen wie Inseln in der Mitte eines großen Sees aus. Unter jedem Dorfe erblickt man sein umgekehrtes Bild, so wie es erscheinen würde, wenn das Wasser wirklich vorhanden wäre. In dem Maße als man sich dem so erscheinenden Wasser nähert, rückt dieses immer weiter fort, verschwindet endlich ganz und die Täuschung tritt für ein anderes entfernteres Dorf hervor. Aehnliche Täuschungen kommen auch in Wüsten vor, und thun da sehr wehe, weil sie gerade zu der Zeit stattfinden, wo man des Wassers am meisten bedürftig ist. Auf dem Meere beobachtet man bei ruhigem Wetter von einem entfernten Fahrzeug oft zwei Bilder, ein aufrechtes und ein umgekehrtes, letzteres dem ersteren an Größe und Helligkeit vollkommen gleich, so als wäre es durch Zurückwerfung des Lichtes an einem Spiegel entstanden (woher auch der Namen **Luftspiegelung** kömmt) u. s. w.

3. **Die astronomische Strahlenbrechung**, d. i. jene Brechung, welche die von den Sternen und andern Himmelskörpern kommenden Lichtstrahlen in den verschiedentlich dichten Schichten der Atmosphäre erfahren, und welcher zu Folge diese Himmelskörper immer in größerer Höhe über dem Horizonte erscheinen, als sie sich wirklich befinden. Stellt **H h** (Fig. 488) den Horizont eines Beobachters, 1, 2, 3, 4 . . . wieder wie vorher eine Reihe von Luftschichten vor, die von unten nach oben an Dichte abnehmen und deren jede einzelne so wenig dick ist, daß in derselben die Dichte überall als gleichförmig vorausgesetzt werden kann, ist ferner **S** ein Stern und **S a** ein von demselben herkommender Lichtstrahl; so erleidet dieser in den erwähnten Schichten (an den Stellen a, b, c, d . . .) lauter Brechungen zum Einfallslothe (die senkrechten Linien stellen die Einfallslothe vor), die aus geraden Linien zusammengesetzte gebrochene Linie bezeichnet den Weg, auf welchem der Lichtstrahl ins Auge o des Beobachters gelangt und dieser sieht mithin den Stern in der Verlängerung o x der Geraden o d. Es bedarf nach dem Vorhergehenden

Fig. 488.



wohl nicht mehr der Erwähnung, daß, da die Dichte in der Atmosphäre von oben nach unten stetig zunimmt, die Anzahl der besprochenen Schichten unendlich groß und die Dicke jeder einzelnen unendlich klein gedacht werden müsse, mithin der Weg des Strahles **S** a durch die Atmosphäre eine stetige und zwar nach der Erde hin hohle krumme Linie bilde und das Auge den Stern in der Richtung der Tangente dieser Curve sehe.

§. 109. Zersetzung des weißen Lichtes in farbige Bestandtheile. Das weiße Licht der Sonne und anderer selbstleuchtender Körper ist aus verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt, in welche es bei jeder Brechung, die es erfährt, zerlegt wird, indem der gebrochene Strahl in der Brechungsebene innerhalb eines gewissen Winkels sich ausbreitet, seine Theile also in diesem Winkel zerstreut werden. Diese Theile erscheinen zugleich unter einander verschiedenfarbig. Um dies darzuthun, muß man die Brechung in einem nicht von parallelen Flächen begränzten, durchsichtigen Mittel vor sich gehen lassen, weil solche Mittel das Licht stärker brechen (von der ursprünglichen Richtung mehr ablenken) und die besagte Zerstreuung in einem und demselben Mittel mit der Größe dieser Ablenkung zunimmt, welche übrigens unter sonst gleichen Umständen wieder mit der Abweichung der erwähnten Flächen von Parallelismus wächst. Am besten wendet man Sonnenlicht und als brechendes Mittel ein dreiseitiges Prisma aus reinem Glase mit ebenen, wohl polirten Flächen an, und verfährt in der durch Fig. 489 versinnlichten Weise. Man leitet mittelst eines Spiegels s (eines Heliostates einfachster Gestalt, wie er S. 511 beschrieben wurde) durch eine kleine, im Fensterladen angebrachte Oeffnung o Sonnenlicht in horizontaler Richtung in ein verfinstertes Zimmer und fängt den Strahlenbüschel auf einer der Oeffnung o gegenüberstehenden weißen Wand w, w_1 auf. Man sieht da auf dieser das

Fig. 489.

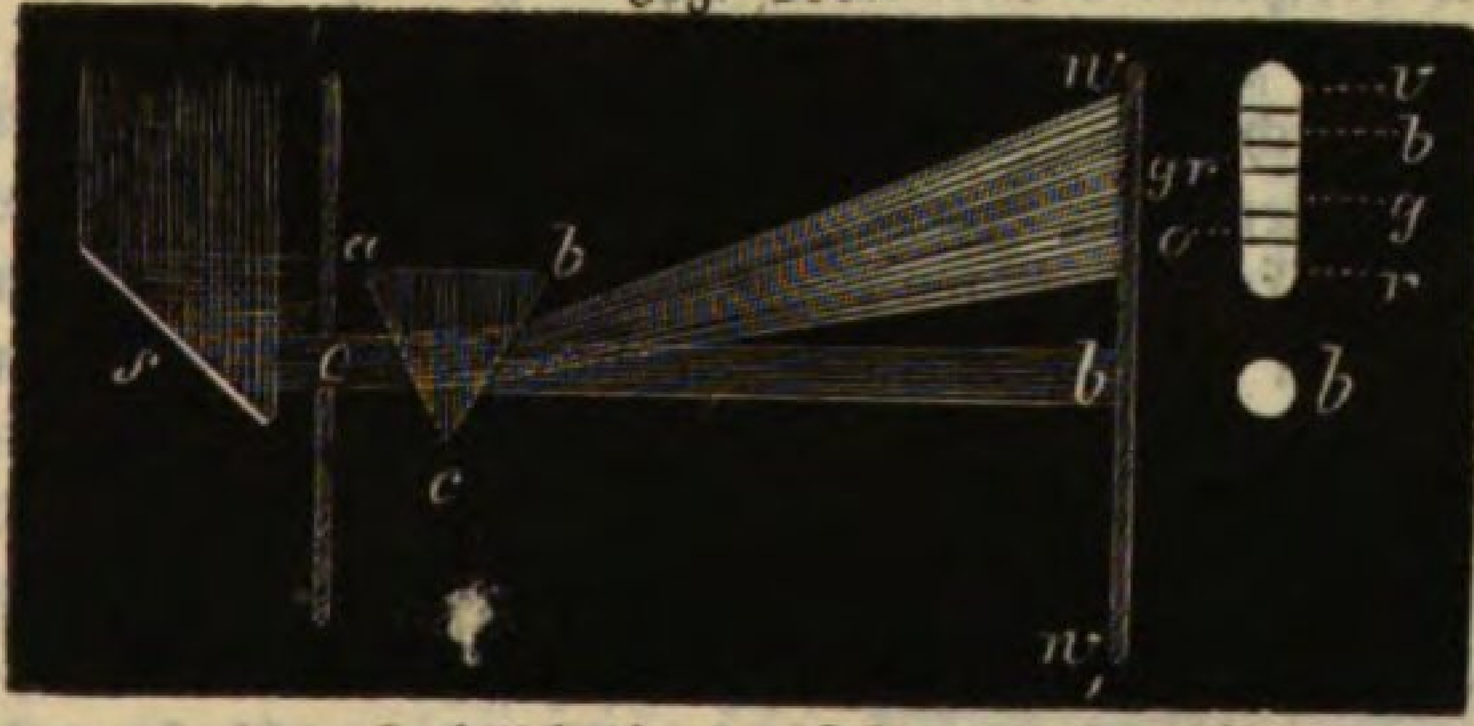


Bild der Sonne als kreisrunde, weiße Lichtscheibe b. Fängt man hierauf den durch die Oeffnung o eintretenden Strahlenbüschel mit dem Glasprisma a b c auf, welches sehr nahe an dieser Oeffnung so aufgestellt worden, daß die Kante c am brechenden Winkel a c b horizontal und nach abwärts gekehrt ist; so wird das Licht von seiner ursprünglichen horizontalen Richtung nach oben hin abgelenkt, tritt als divergirender Strahlenbündel aus dem Prisma hervor, und man sieht auf der Wand, anstatt des runden weißen Sonnenbildes, ein längliches, an den beiden Enden von Halbkreisen und an den Seiten von geraden, parallelen und gegen die Kante c des Prisma senkrechten Linien begränztes Bild, welches eine dem Durchmesser des vorigen kreisrunden Sonnenbildes gleiche Breite hat, und worin vom untern zum obern Ende hin der Reihe nach deutlich folgende sechs Hauptfarben: Roth (r), Orange (Rothgelb) (o), Gelb (g), Grün (gr), Blau (b) und Violett (v) unterschieden werden können, die in unzähligen Abstufungeu allmälig in einander übergehen. Man nennt dieses längliche Bild Farbenbild oder Spectrum und die Farben selbst prismatische Farben. Bei jedesmaliger Wiederholung des Versuches liegt immer das rothe Ende am nächsten und das violette am entferntesten

gegen die Stelle, wo ohne Prisma das weiße Bild erscheint. Es haben somit durch die Brechung im Prisma die rothen Strahlen die geringste und die Violetten die größte Ablenkung erfahren; die ersteren sind daher die am wenigsten, die letzteren die am meisten brechbaren Theile des weißen Sonnenlichtes, und es besitzen die übrigen farbigen Theile einen desto größeren Grad der Brechbarkeit, je weiter sie im Farbenbilde von dessen rothem Ende entfernt sind. Enthält die Wand oder Tafel w, w_1 (Fig. 490) an der Stelle, auf welcher das erzeugte Farbenbild r v erscheint, eine ganz kleine kreisrunde Oeffnung n; so gehen durch dieselbe Strahlen derjenigen Farbe z. B. der rothen des Bildes hindurch, welche gerade auf diese Oeffnung fällt, und man sieht, wenn sie (die durchgehenden Strahlen) mit einer zweiten, der ersten parallelen Tafel t t_1 aufgefangen werden, auf dieser ein kleines kreisrundes Bild b_2 der Oeffnung n von der Farbe der durchgegangenen Strahlen (also in unserem als Beispiel angenommenen Falle von rother Farbe). Fängt man diese Strahlen, bevor sie die Tafel t t_1 erreichen, mit einem zweiten Prisma p auf, so ist das Bild b_1, welches dann auf dieser Tafel erscheint, (vorausgesetzt, daß das Prisma um die brechende Kante entsprechend geneigt ist) nicht länglich, sondern rund wie vorher, zeigt nicht verschiedene Farben, sondern nur die Farbe (die rothe) der durch n gegangenen Strahlen und diese erscheinen desto mehr abgelenkt, je weiter ihre Farbe von dem rothen Ende des Spectrums entfernt ist. Diese Erscheinungen, welche sich nicht blos an dem von der Sonne, sondern auch an dem von andern selbstleuchtenden Körpern kommenden Lichte zeigen, beweisen unwidersprechlich: 1) daß das weiße Licht ein Gemische aus ungleichartigen, in verschiedenem Grade brechbaren Theilen sei und 2) daß jeder dieser Theile, für sich einzeln betrachtet, einen bestimmten Grad der Brechbarkeit und die Eigenschaft besitze, in uns die Empfindung einer eigenen Farbe zu erregen. Diese verschieden brechbaren Bestandtheile des weißen Lichtes unterscheiden sich von einander auch hinsichtlich der Fähigkeit, zurückgeworfen zu werden, was aus dem Umstande hervorgeht, daß die stärker brechbaren des Ueberganges der Brechung in Reflexion fähiger sind, wie folgendes Experiment beweist. Man lasse einen durch die Oeffnung o (Fig. 491) am Fensterladen des verfinsterten Zimmers eintretenden Strahle L o auf ein Glasprisma a b c, an welchem jeder der zwei Winkel bei a und b 45° beträgt, so auffallen, daß er nach der Brechung bei d wieder aus dem Prisma austritt und unter diesem ein Farbenbild v r erzeugt. Dreht man hierauf successive das Prisma um die Kante b und in der Richtung von a nach c hin, so daß der Strahl immer schiefer auf die Fläche a b auffällt; so nimmt auch die Schiefe seiner austretenden farbigen Bestandtheile, indem sie der Fläche a b sich

Fig. 490.

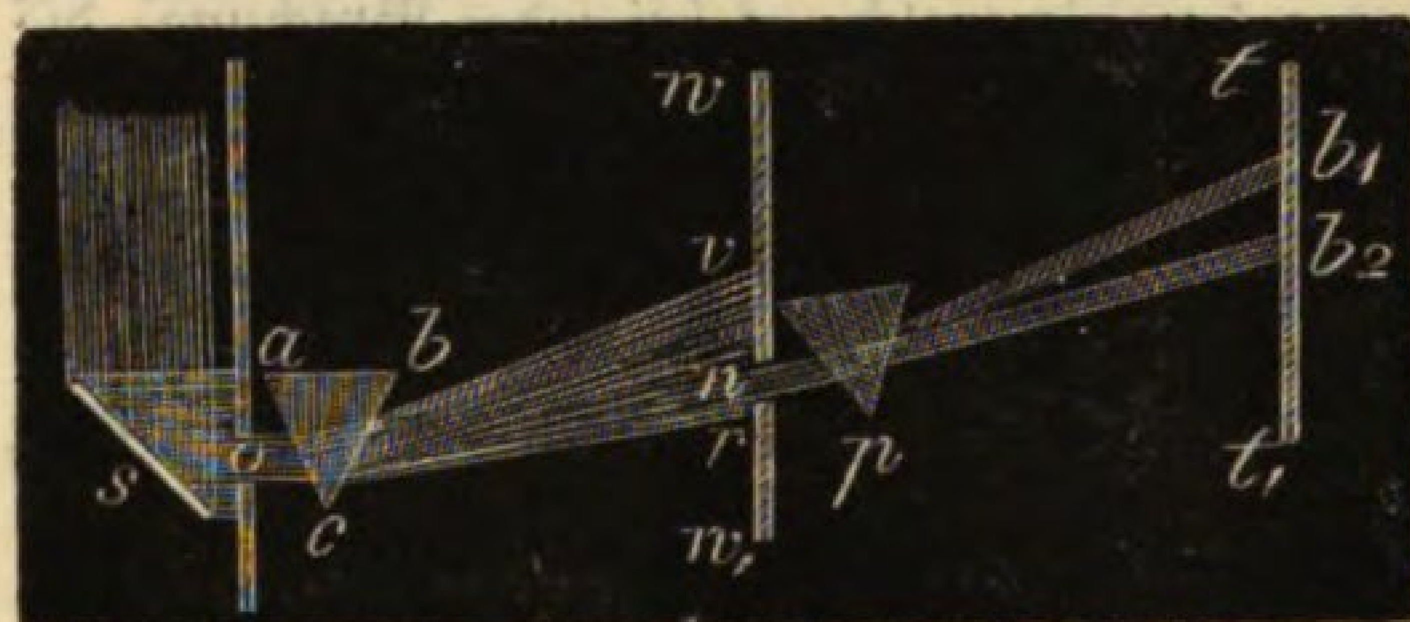
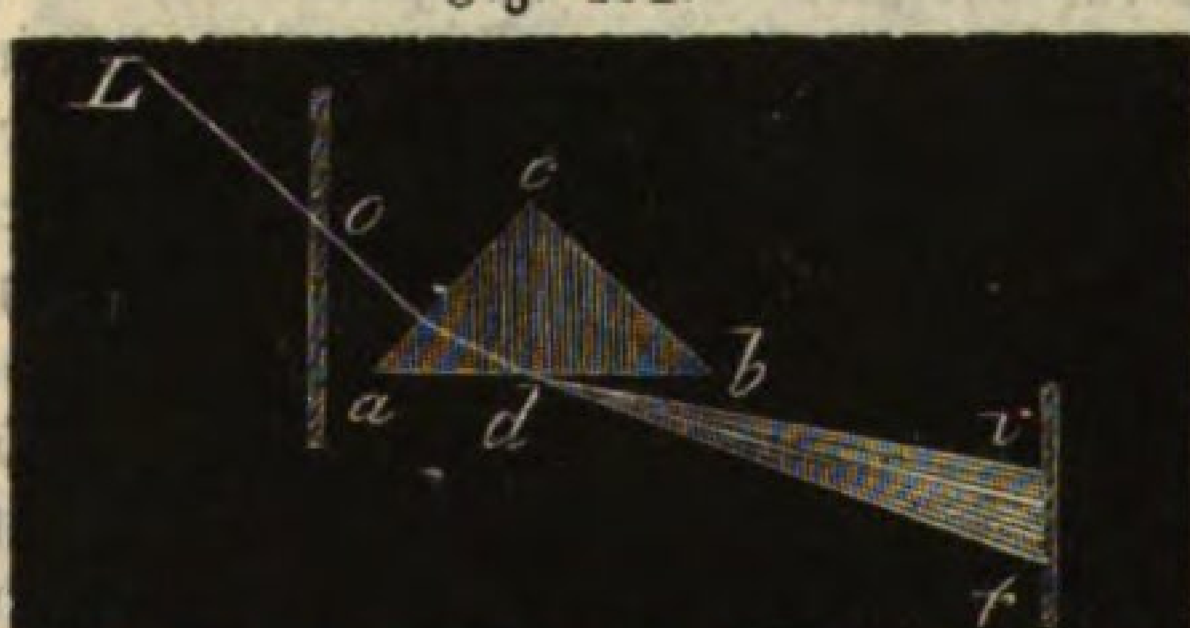


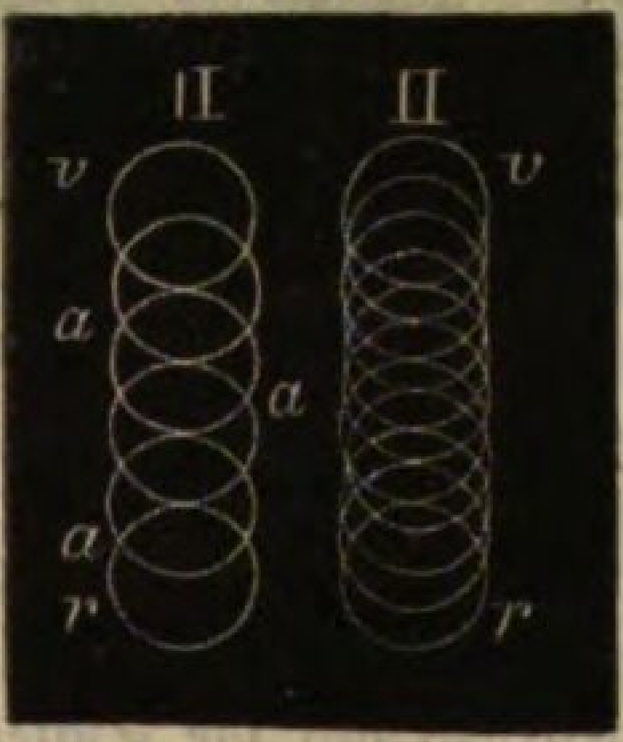
Fig. 491.



immer mehr nähern, stets zu, und man sieht bei fortgesetzter Drehung von dem Farbenbilde allmälig zuerst das Violett (v), nach diesem das Blau, dann das Grün, Gelb, Rothgelb, zuletzt das Roth dadurch verschwinden, daß sie successive in das Innere des Prisma zurückgeworfen werden, wodurch der oben für die Bestandtheile des weißen Lichtes ausgesprochene Zusammenhang zwischen der Fähigkeit gebrochen und jener reflectirt zu werden, dargethan ist. Denn da die beschriebene Erscheinung, vorausgesetzt, das Prisma bestehe aus gewöhnlichem Glase, dann eintritt, wenn der einfallende Strahl die Fläche ac des Prismas senkrecht trifft, mithin an dieser keine Brechung und daher auch keine Farbenzerstreuung erfährt; so ist der Einfallswinkel an d für alle aus der Fläche ab austretenden farbigen Strahlen gleich und es müßten daher alle mit und nicht nach einander die Zurückwerfung ins Innere des Prismas erfahren, wenn besagter Zusammenhang nicht Statt hätte.

§. 110. Zahl der verschieden brechbaren und farbigen Theile des weißen Lichtes. Zusammensetzung der prismatischen Farben zu Weiß. Es leuchtet ein, daß bei der durch ein Prisma bewirkten Zerlegung des weißen Lichtes in seine Bestandtheile, wie sie durch Fig. 489 veranschaulicht wurde, jeder solche Bestandtheil von einem bestimmten Grade der Brechbarkeit und von bestimmter Farbe sein eigenes kreisrundes Sonnenbild von dieser Farbe und von der Größe des ursprünglichen weißen Sonnenbildes b (Fig. 489) erzeugen muß. Enthielte nun das weiße Licht nur eine geringe Zahl in Bezug auf Brechbarkeit und Farbe unter einander verschiedener Theile z. B. nur sechs d. i. so viele Theile, als im Farbenbilde Hauptfarben unterscheidbar sind; so müßte dieses Farbenbild vom äußersten Roth (r) bis an die äußerste Grenze des Violett (v) aus sechs nacheinander folgenden, runden, farbigen Bildern, von denen immer das folgende mit dem vorhergehenden zum Theil zusammenfällt, bestehend erscheinen und an den Seiten kreisförmig gebogene Einschnitte (a Fig. 492 bei I) zeigen, könnte daher nicht, so wie es wirklich immer der Fall ist, gerade parallele Linien zur Seitenbegränzung haben. Die Zahl der verschieden brechbaren und farbigen Bestandtheile des weißen Lichtes kann demnach keine geringe, sondern muß vielmehr eine unendlich große sein: denn nur, wenn in dem Raume zwischen den oben erwähnten äußersten Gränzen des Roth und Violett unendlich viele, theilweise über-einander fallende, kreisrunde Bilder vorhanden sind, verschwinden die besagten (bei allmäliger Zunahme der Anzahl dieser Bilder nothwendig immer kleiner werdenden) Einschnitte an den Seiten gänzlich, so daß die Begränzung daselbst geradlinig erscheint, (siehe II. Fig. 492). Außerdem nöthigt zur Annahme einer unendlich großen Anzahl verschieden brechbarer und farbiger Theile im weißen Lichte das Vorhandensein unzähliger Farbenabstufungen im Spectrum, die allmälig und ohne daß die Gränzen zwischen denselben angebbar sind, in einander übergehen.

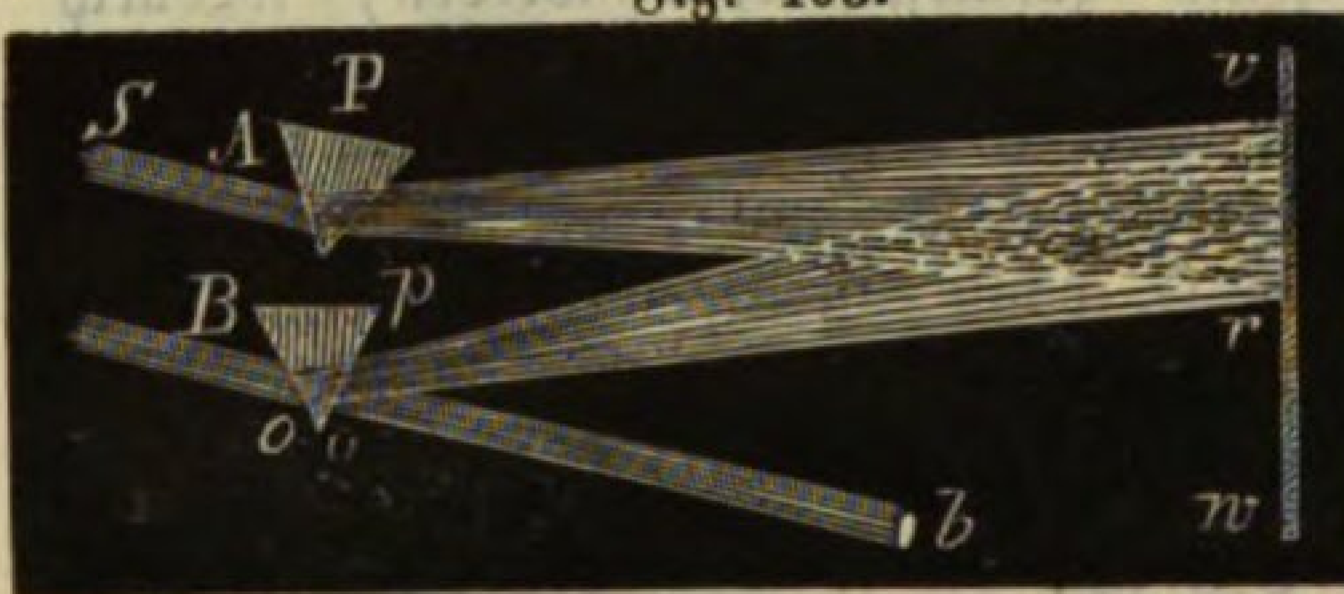
Fig. 492.



Der Beweis, daß das weiße Licht eine Mischung aus den besprochenen prismatischen Farben sei, läßt sich nicht blos, wie wir es bisher gethan, durch Analyse (Zerlegung) des weißen Lichtes, sondern auch auf synthetischem Wege d. i. durch Zusammensetzung der prismatischen Farben zu Weiß herstellen.

Daß diese Farben zusammen aber wirklich Weiß geben, lehrt unter andern auch folgender Versuch. Man lasse einen ins verfinsterte Zimmer eingetretenen Strahl **S** durch ein Prisma **P** (Fig. 493) gehen, so daß auf einer 15—20 Fuß davon entfernten Wand w ein Spectrum r v entsteht. Stellt man nun ein zweites Prisma p auf, welches dem ersten völlig gleich, ganz nahe und parallel ist; so werden die verschiedenfarbigen Strahlen, welche von den Punkten des Spectrums r v ausgehen, das Prisma p fast genau unter denselben Winkeln treffen, unter welchen sie aus dem ersten Prisma **P** austreten, mithin in dem Prisma p auf die nämliche Weise wie in **P**, nur mit entgegengesetzter Durchgangs-Richtung gebrochen werden und endlich bei ihrem Austritte im Punkte o wieder ein Bündel paralleler Strahlen darstellen, wie sie es bei ihrem Eintritte im Punkte **A** bildeten. Kömmt dieses dann ins Auge des Beobachters, so muß es darin, wie wenn es vor dem Eintritte in das Prisma **P** dahin gelangt wäre, wieder die Empfindung des Weiß erregen, und der Beobachter wird in der Richtung **B** b ein rundes weißes Bild sehen.

Fig. 493.



Die Zusammensetzung des Weiß aus den prismatischen Farben läßt sich auch mittelst der sogenannten Farbenscheibe oder des Farbenkreisels zeigen. Es ist dies eine kreisrunde, mit weißem Papier überzogene Scheibe, welche (s. Fig. 494) durch Radien in Sectoren getheilt ist, deren Flächen sich wie die Räume verhalten, welche die Hauptfarben im prismatischen Spectrum einnehmen, und welche Sectoren mit diesen Farben entsprechend bemalt sind. (Es erscheinen sieben Farben auf der Scheibe aufgezeichnet, weil zwischen Hellblau und Dunkelblau unterschieden ist, wie dies auch Newton, der Entdecker der Zusammensetzung des weißen Lichtes, gethan hat.) Wird diese Scheibe um eine auf ihrer Ebene senkrechte und durch das Centrum gehende Axe sehr schnell rotiren gemacht; so erscheint sie, weil die von ihr ausgehenden Eindrücke der prismatischen Farben alle das Auge nach der nämlichen Richtung treffen (eben so wie im weißen Lichte, wo sie nach parallelen Richtungen erfolgen) und der Eindruck der einen Farbe im Auge noch fortdauert, während jener der nächsten hinzukömmt, weiß oder vielmehr grau, weil selbst die feinsten, zur Bemalung der Sectoren zu Gebote stehenden Farbestoffe den Farben des Spectrums an Reinheit und Lebhaftigkeit weit nachstehen. Trägt man nur einige der prismatischen Farben auf die Scheibe auf, so erscheint diese beim schnellen Rotiren in einer von Weiß und von den Farben der aufgetragenen Farbestoffe verschiedenen Mischungsfarbe, derselben nämlich, welche auch durch Mengung der Farbestoffe erhalten wird. Die Mischungsfarbe, welche aus der Vereinigung aller prismatischen Farben, mit Ausnahme einer einzigen hervorgeht, heißt die Ergänzungs- oder Complementärfarbe dieser letzteren, weil beide offenbar sich zu Weiß ergänzen. Roth ist die Ergänzungsfarbe zu Grün, Orange zu Blau und Gelb zu Violett. Es bleibt nämlich Grün, Blau und Violett übrig, jenachdem man aus dem Spectrum Roth, Orange oder Gelb

Fig. 494.



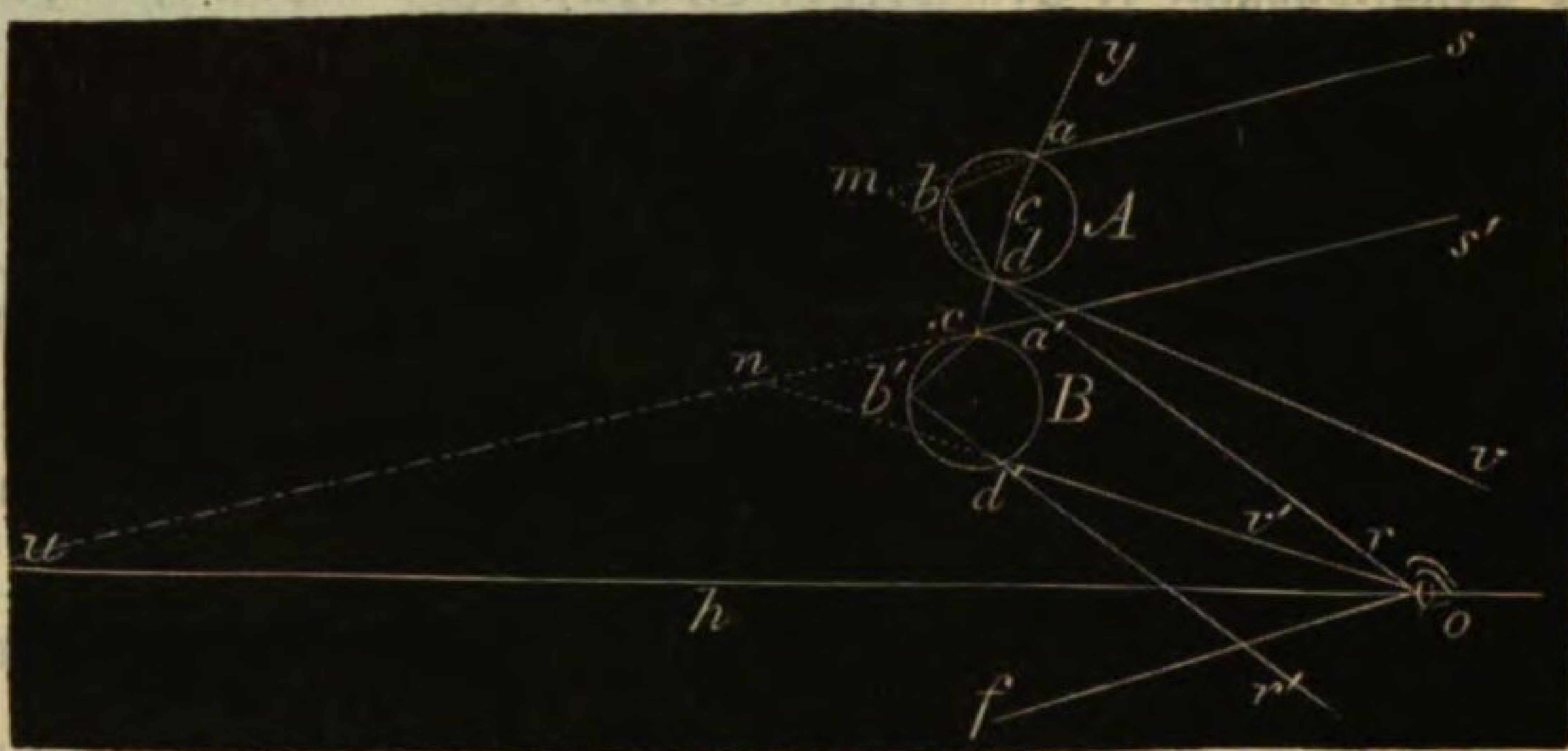
hinweg läßt. Daß auch hier auf der Farbenscheibe nur eine Art von Grün, von Blau und von Violett erscheint, hat seinen Grund wieder in der Unreinheit der Farbestoffe.

§. 111. Erklärung einiger auf der Farbenzerstreuung beruhender Erscheinungen. 1. Ein weißer Gegenstand erscheint, durch ein Prisma betrachtet, nach der auf die Kanten des letzteren senkrechten Richtung mit farbigen Ränder versehen. Wenn ein weißer Punkt durch ein dreiseitiges Prisma angesehen wird, so gibt jeder einfache (farbige) Theil des von ihm ausgehenden weißen Lichtes ein farbiges Bild desselben. Alle diese Bilder erscheinen der ungleichen Brechbarkeit der ungleichartigen Strahlen wegen von einander abgesondert und in der Ordnung, welche ihre Farben im Spectrum einnehmen. Wenn man nun anstatt eines einzigen solchen Punktes deren mehrere, in der auf die Prismakanten senkrechten Richtung neben einander liegende betrachtet, wie dies beim Ansehen eines weißen Gegenstandes der Fall ist; so bringt auch jetzt noch jeder derselben ein Farbenbild hervor, diese Farbenbilder fallen aber zum Theil über einander, es entsteht an den Stellen wo sie sich vermischen Weiß, während nach der vorherbezeichneten Richtung die äußersten Farben übrig bleiben.

2. Die Erscheinung des Regenbogens. Bekanntlich zeigt sich dieses Meteor in Gestalt eines, in den prismatischen Farben glänzenden Bogens. Es entsteht nur bei gleichzeitigem Regen und Sonnenschein und zwar in jenen Regenwolken, die von der Sonne beschienen werden und dem Auge des Beobachters gegenüber stehen. Von den prismatischen Farben erscheint Violett an der innern, hohlen und Roth an der äußeren, convexen Seite. Sind diese Farben recht lebhaft, so bemerkt man nicht selten einen zweiten Regenbogen von größerem Halbmesser als jener des ersteren ist; seine Farben sind minder lebhaft und folgen in verkehrter Ordnung auf einander, so daß das Roth die innere und das Violett die äußere Farbe bildet. Manchmal zeigen sich nur Stücke eines Regenbogens, sogenannte Regengallen. Der Regenbogen entsteht sicherlich durch Brechung und Farbenzerstreuung, welche das Sonnenlicht in den Regentropfen erfährt, und man sieht ihn auch in einer Art künstlichen Regens entstehen, welchen die Springbrunnen und Wasserfälle, insbesondere wenn es windig ist, verbreiten. Eine nähere Einsicht in die Ursache dieses herrlichen Phänomens wird uns Nachstehendes geben. Es stelle in Fig. 495 A einen Regentropfen und s a einen auf denselben fallenden Sonnenstrahl vor. Dieser wird im Tropfen zum Einfallslothe c a, etwa nach der Richtung a b gebrochen, tritt bei b zum Theil aus, zum Theil wird er nach d reflectirt, und hier erfährt er wieder theilweise Zurückwerfung und theilweise Brechung. Der Theil, welcher bei b austritt und jener, der bei d reflectirt wird, bleiben als zur Erzeugung des Regenbogens nichts beitragend ganz außer Beachtung. Der bei d austretende Theil verläßt zu Folge zweimal erlittener Brechung und der mit dieser stets verbundenen Farbenzerstreuung den Tropfen in seine farbigen Bestandtheile zerlegt, welche alle vom Einfallslothe c x und zwar der rothe Bestandtheil am wenigsten und der violette am stärksten abgelenkt (gebrochen) werden, so daß, wenn ersterer durch die Linie d r vorgestellt wird, letzterer durch d v bezeichnet werden kann. Offenbar können diese Strahlen wegen ihrer starken Divergenz nie beide zugleich ins Auge eines Beobachters gelangen; es leuchtet aber ein, daß wenn der Tropfen A dem Auge o den rothen Antheil d r zusendet, dasselbe von einem

entsprechend tiefer gelegenen Tropfen **B** den violetten Theil empfangen müsse, da auf diesen Tropfen gewiß auch ein zum Strahle s a paralleler Sonnenstrahl s_1 a_1 auffällt, und darin in ganz gleicher Weise gebrochen und reflectirt

Fig 495.



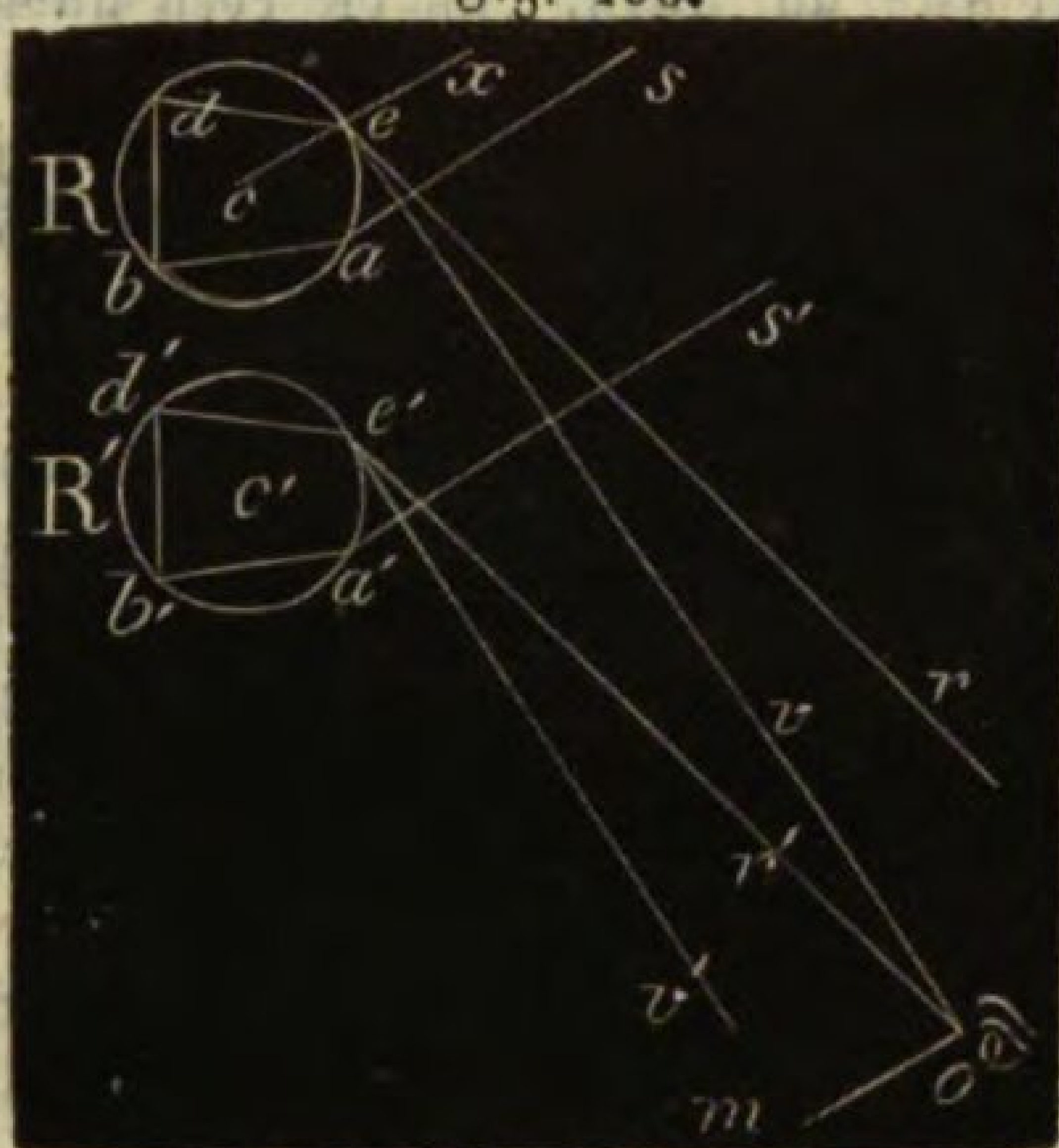
wird, wie der Strahl s a in **A**, so daß die farbigen Bestandtheile $r_1 \ldots v_1$, in die er zerlegt wird, zu den gleichartigen farbigen Bestandtheilen des Strahles s a parallel aus **B** austreten und der violette Theil v_1 der ersteren mit dem rothen r der letzteren convergirend im Auge zusammentrifft. Ebenso ist klar, daß zwischen **A** und **B** in verschiedenen Höhen gelegene Tropfen dem Auge Strahlen der übrigen prismatischen Farben zusenden müssen (ein Tropfen zunächst unter **A** den rothgelben, ein noch tiefer gelegener Tropfen den gelben Strahl u. s. w.), daß das Auge in den verlängerten Richtungen aller dieser empfangenen farbigen Strahlen stetig an einander gereihte farbige Punkte, demnach eine gefärbte Linie sehen müsse, welche sich von **B** nach **A** hin erstreckt und nach dieser Richtung vom Violett angefangen alle prismatischen Farben in der im Spectrum statt findenden Folge enthält. Ist o f eine zu s a parallele Gerade, und man denkt sich um diese die ganze Figur gedreht, so beschreiben die Winkel f o d_1 und f o d Kegelflächen. Alle in der ersten Kegelfläche liegenden Regentropfen senden offenbar dem Auge, da sie gegen dasselbe die nämliche Lage haben wie der Tropfen **B**, gleich diesem, violettes Licht zu, während es aus dem nämlichen Grunde von den Regentropfen, die in der vom Winkel f o d beschriebenen Kegelfläche liegen, rothes Licht empfängt. Das Auge, welches sich in der Spitze dieser Kegel befindet, müßte daher einen ganzen violetten Kreis, einen mit ihm concentrischen rothen Kreis von größerem Halbmesser und wie man nun von selbst einsieht, zwischen beiden concentrische Kreise der übrigen prismatischen Farben sehen, wenn alle diese Kreise nicht durch den Horizont o h unterbrochen würden. Dieser Unterbrechung wegen kann es nur Stücke dieser Kreise, also nur einen über den Horizont hin gespannten prismatisch gefärbten Bogen sehen. Begreiflicher Weise muß, soll das ins Auge kommende farbige Licht stark genug sein, um eine deutliche, ja überhaupt eine Wahrnehmung des Phänomens bewirken zu können, jeder Tropfen einen Bündel paralleler Strahlen der nämlichen Farbe (der Tropfen **B** einen Bündel paralleler violetter, der Tropfen **A** einen Bündel paralleler, rother Strahlen u. s. w.) dem Auge

zusenden . . . (1); es muß also auch auf jeden der Tropfen an der Stelle eines einzigen Sonnenstrahles (z. B. des Strahles s a) ein Bündel paralleler Sonnenstrahlen unter einem solchen Winkel s a y auffallen, daß die eben ausgesprochene Bedingung (1) erfüllt wird. Berechnet man diesen Winkel, so findet man ihn = 54° 25′. Ist aber der erforderliche Einfallswinkel für jedes in die einzelnen Tropfen eintretenden Sonnenstrahlen-Bündel 54° 25′; so findet man durch Rechnung den Winkel s m o (oder m o f) für das rothe Licht 42° 2′, den Winkel s_1 n o (oder n o f) für das violette Licht = 40° 16′, und die Größen der betreffenden Winkel für die zwischen A und B gelegenen Tropfen, welche die andern prismatischen Farben ins Auge schicken, liegen zwischen diesen Werthen. Demnach betrüge, wäre die Sonne ein einziger leuchtender Punkt, der Winkel d o d_1, unter welchem die Breite des Regenbogens dem Auge erscheint, 42° 2′ — 40° 16 d. i. 1° 46′. Da aber die Sonne selbst eine Breite (einen Durchmesser) von 30′ hat, so beträgt die scheinbare Breite des Regenbogens 1° 46′ + 30′ d. i. 2° 16′. Da nach dem Vorhergehenden das Auge sich in der Spitze der Kegel befindet, in deren Flächen die concentrischen farbigen Theile des Regenbogens liegen, und da die Linie o f parallel mit s a oder s_1 a_1 ist; so erhellt, daß die Höhe des sichtbaren Regenbogenstückes durch den Winkel d o h = d o f — f o h bestimmt werde, und daß, da f o h der Höhe s_1 n o = H der Sonne über dem Horizonte gleich ist und d o f (= s m o) 42° 2′ beträgt, mithin die Gleichung d o h = 42° 2′ — H . . (2) besteht, man nur so lange einen Regenbogen sieht, als die Sonnenhöhe kleiner ist als 42° 2′. Nach Gleichung (2) folgt weiter, daß die Höhe des sichtbaren Regenbogens mit Abnahme der Sonnenhöhe zunimmt, aber selbst beim Sonnenauf- oder Sonnenuntergange, wo H = 0 ist, die Größe von 42° 2′ nicht übersteigen kann. Nur auf bedutenderen Höhen, z. B. auf hohen Bergen, sieht man größere Regenbogenstücke und würde einen ganzen Regenkreis erblicken, wenn das Auge 42° 2′ unter den Horizont hinab sehen könnte. Bei Wasserfällen und Springbrunnen, wo die das Phänomen des Regenbogens im Kleinen darstellende Wassertropfenschichte dem Auge sehr nahe sich befindet, ist dies häufig wirklich der Fall. Endlich ersieht man aus dem Vorhergehenden, daß, da das den Regenbogen beobachtende Auge sich immer zwischen der Sonne und dem Centrum des Regenbogens befindet, jeder Beobachter seinen eigenen Regenbogen hat.

Der zweite Regenbogen, den man in Bezug zu den jetzt besprochenen, sogenannten Hauptregenbogen, den Nebenregenbogen nennt, und von dem wir vorn gesagt haben, daß er sich oft über dem ersteren und mit umgekehrter Anordnung der prismatischen Farben zeige, entsteht auf ähnliche Art, wie ersterer; nur erfahren die Sonnenstrahlen in den Regentropfen eine zweimalige Reflexion. Das Nähere wird mit Hülfe der Fig. 496 verständlich werden. Ist R ein Regentropfen und fällt auf denselben ein Sonnenstrahl S a so auf, daß derselbe darin den Weg a b d e nimmt; so tritt er, in seine farbigen Bestandtheile zerlegt, bei e der Art aus, daß der violette Theil, welcher die größte Ablenkung vom Einfallslothe e x erfährt, nach v und der am wenigsten brechbare rothe Strahl nach r geht. Ganz Gleiches findet bei dem zweiten Tropfen R_1 Statt; der violette Antheil des bei e_1 aus dem Tropfen wieder austretenden Strahles S_1 a_1 nimmt den Weg nach v_1 und der rothe nach r_1. Haben diese Tropfen gegen einander eine gehörige Lage und fallen auf sie die Strahlen oder vielmehr Strahlenbündel S a und S_1 a_1 unter

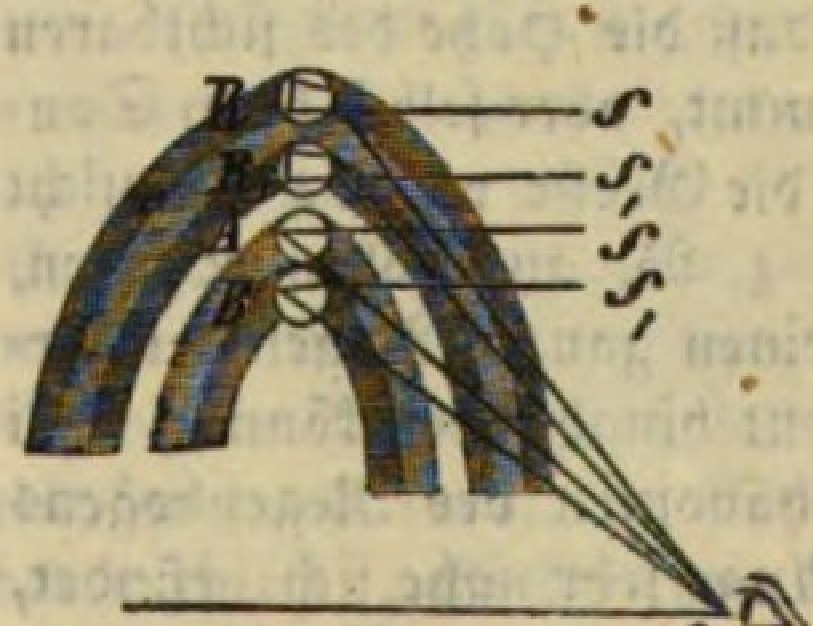
entsprechendem Winkel auf, so empfängt das Auge o von dem Tropfen R einen violetten, von R_1 einen rothen Strahlenbündel und von Tropfen, die

Fig. 496.



zwischen R und R_1 gelegen sind, Bündel der übrigen prismatischen Farben. Bedenkt man nebstdem, daß sich ganz so wie die eben besprochenen Tropfen gegen das Auge o alle Tropfen verhalten, welche in den Flächen der Kegel liegen, die durch Rotiren der Figur 496 um die mit **S** a oder $\mathbf{S}_1$ a_1 parallele Linie o m entstehend gedacht werden können; so leuchtet ein, daß das Auge o einen prismatisch gefärbten Bogen sehen werde, bei welchem das Violett die obere convexe und das Roth die untere concave Grenze bildet. Die Rechnung zeigt wieder, daß der Winkel e o m (für das violette Licht) 54° 9′ und der Winkel e_1 o m (fürs rothe Licht) 50° 59′ betrage, woraus folgt, daß der Nebenregenbogen sich immer über dem Hauptregenbogen befindet, daß er mit

Fig. 497



Rücksicht auf den scheinbaren Sonnendurchmesser eine Breite von 3° 40′ hat und daß die beiden rothen Theile des Haupt- und Nebenregenbogens um 50° 59′ — 42° 2′ d. i. um 8° 57′ von einander abstehen. Zu vollständiger Versinnlichung des Wesens beider Regenbögen mag die Fig. 497 dienen, die wohl keiner weiteren Erklärung bedarf. Die so genannten Regengallen, d. h. Stücke des einen oder des andern Regenbogens, entstehen, wenn die regnende Wolke zu wenig ausgedehnt ist, als daß ein vollständiger Regenbogen entstehen könnte.

§. 112. Natürliche (objective) Farben der Körper. Da durch das Vorhergehende unwiderleglich dargethan ist, daß jeder Lichtstrahl von bestimmter Brechbarkeit eine besondere farbige Eigenschaft (das Vermögen die Empfindung einer eigenen Farbe hervorzurufen) besitzt, und da die Körper nur durch das Licht sichtbar werden, welches sie dem Auge zusenden; so erhellt wohl von selbst, daß durch die Beschaffenheit dieses Lichtes auch im Allgemeinen die natürlichen Farben bestimmt werden, welche die Körper zeigen. Ein Körper erscheint weiß, wenn er Strahlen von allen Graden der Brechbarkeit und in dem nämlichen Mischungsverhältnisse, in welchem sie im Sonnenlichte vorhanden sind, dem Auge zusendet; er erscheint schwarz, wenn er von keinem der farbigen Strahlen so viel ins Auge sendet, daß ein zur Wahrnehmung hinreichend starker Eindruck hervorgebracht werden kann. Körper, die nicht von allen farbigen Strahlengattungen, sondern nur von einer oder von einigen die zur Wahrnehmung erforderliche Menge ins Auge schicken, zeigen im ersten Falle die Farbe dieser einen Strahlengattung und im letzteren eine Farbe, wie sie aus der Zusammensetzung der Eindrücke der betreffenden verschiedenfarbigen Strahlengattungen hervorgeht. Fast alle Farben der

Körper entstehen durch solche Zusammensetzungen verschiedenartiger Farbeneindrücke, weil fast kein Körper nur eine einzige farbige Strahlengattung, sondern deren immer mehrere dem Auge zusendet. Daß ein Körper durch zerstreut reflectirtes Licht von einer bestimmten, z. B. der rothen, Farbe erscheint oder ein durchsichtiger Körper die durch ihn angesehenen, weißen Gegenstände stets in einer gewissen, z. B. der blauen Farbe zeigt, kömmt nicht etwa daher, weil ersterer Körper nur allein das rothe Licht zu reflectiren und letzter nur allein das blaue Licht durchzulassen vermag, sondern hat seinen Grund darin, daß zwar jeder Körper jede farbige Strahlengattung zurückwerfen und, falls er durchsichtig ist, durchlassen kann, daß aber ein durch zerstreut reflectirtes Licht, z. B. gelb, erscheinender Körper vorzugsweise die gelben Strahlen zu reflectiren oder ein durchsichtiger, im durchgelassenen Lichte die Gegenstände z. B. stets blau zeigender Körper, vorzugsweise blaues Licht durchzulassen die Eigenschaft hat, was daraus hervorgeht, daß ersterer Körper in jedem Theile des Spectrums immer wenigstens einen Schein der Farbe des betreffenden Theiles zeigt, im rothen Theile aber noch röther als je erscheint, und daß man, durch letzteren Körper das Spectrum betrachtend, den blauen Theil desselben am stärksten und reinsten, aber auch die andern Theile mehr weniger hell und deutlich in den ihnen eigenthümlichen Farben sieht. Wenn manche farbige Körper in einer oder der andern Farbe des Spectrums fast ganz schwarz erscheinen oder beim Durchsehen durch dieselben gewisse Spectrum-Farben nahe schwarz zeigen, so ist der Grund hievon nur darin zu suchen, daß in dem einen Falle die reflectirte und im andern die durchgelassene Menge der betreffenden farbigen Strahlen zu gering für die Anregung einer Lichtempfindung ist. Uebrigens beobachten die durchsichtigen Körper in Bezug auf das Licht, welches sie durchlassen, ein merkwürdiges Verhalten, dem zu Folge sie in zwei Classen eingetheilt werden können. Bei einigen, wie z. B. bei grünem oder gelbem Glase, ist das von ihnen zerstreut reflectirte und das Licht, welches sie durchlassen, beinahe ganz gleichfarbig, während andere dieser Körper Strahlen gewisser Farbe durchlassen und Strahlen anderer Farben reflectiren. Solcher Art ist z. B. das sogenannte Knochenglas, welches im reflectirtem Lichte bläulich weiß erscheint und die hindurch betrachteten weißen Gegenstände rothgelb zeigt. Aehnlich verhält sich Wasser, das einige Zeit mit Stücken von der Rinde des wilden Kastanienbaumes in Berührung gestanden ist, und welches schmutzig gelbbraun aussieht, wenn man durchschaut, hingegen an der Oberfläche violettlichblau erscheint, wenn diese durch zerstreut reflectirtes Licht sich recht hell zeigt. Sehr dünne Blättchen aus ächtem Golde reflectiren vorzüglich gelbes und rothes Licht, während sie grünes hindurchlassen; daher sie im reflectirten Lichte röthlichgelb, im durchgelassenen hingegen grün aussehen. Daß in diesen Beispielen die Farbe des durchgelassenen Lichtes die complementäre zu jener des reflectirten sei und daher komme, daß die reflectirte Farbe im durchgehenden Lichte nothwendig fehlen, dieses also vorzugsweise nur aus dem die reflectirte Farbe zu Weiß ergänzenden bestehen könne, dringt sich von selbst auf. Bei andern Körpern, die im reflectirten und durchgelassenen Lichte verschiedene Farben zeigen, sind diese nicht complementär, weil sie nicht den ganzen Antheil, der im reflectirten Lichte fehlt, durchlassen, sondern auch einen Theil davon absorbiren. In

dieser Absorbtion liegt auch der Grund, warum einige Körper bei verschiedener Dicke im durchgelassenen Lichte verschiedene Farben zeigen. Ein auffallendes Beispiel hievon ist eine Auflösung von Saftgrün, welche in dünner Schichte grün, in dicker hingegen dunkelroth erscheint. Dieser Körper läßt nämlich von den grünen Strahlen nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil, die dunkelrothen Strahlen hingegen fast alle durch. Das Sonnenlicht enthält nur wenige dunkelrothe, jedoch viele grüne Strahlen, daher bei einer dünnen Schichte, wenn auch jene rothen alle und von diesen grünen nur wenige durchgehen, die letzteren doch vorherrschend bleiben. Mit Zunahme der Dicke der Schichte hingegen wird die unvollkommene Durchlassung der grünen Strahlen immer merklicher und die rothen werden endlich, obgleich ihrer weniger waren, überwiegend, weil sie fast ohne Verlust durchgehen.

Schließlich soll hier in Kürze noch des doppelten Farbenspieles gedacht werden, welches einige Körper zeigen. Der Opal z. B. erscheint im zurückgeworfenen Lichte, je nach Verschiedenheit seiner Lage gegen das einfallende Licht und das Auge, bald blau bald orange, und es ist die Ursache hievon sicherlich die Zurückwerfung des blauen und die Durchlassung des gelblichen Lichtes. Indem nämlich die durch den Körper durchgehenden Strahlen an den Schichten im Innern und an seiner Rückfläche reflectirt werden, kommen sie als orange zu dem vor der erleuchteten Fläche befindlichen Auge zurück. Dem Opale ähnlich verhalten sich auch manche andere feste Kötper und gewisse Flüssigkeitsgemische.

In der verschiedenen Farbe der von der Luft reflectirten und durchgelassenen Strahlen liegt die Ursache der **blauen Farbe des Himmels**, der **Morgen- und Abendröthe**, und der **Dämmerung**. Trockene, sehr wenig Wasserdunst enthaltende Luft reflectirt vorzugsweise blaue und violette Strahlen und erscheint daher in dunkelblauer Farbe, welche in größeren Höhen z. B. auf Bergen deswegen sich immer dunkler zeigt, weil bei der geringen Menge Lichtes, die dort von der dünnen Luft reflectirt wird, das Uebergewicht der blauen und violetten Strahlen über die andern zurückgeworfenen mehr hervortritt, übrigens auch die Menge des reflectirten blauen und violetten Lichtes geringer ist. Da diese in sehr großen Höhen nothwendig so klein wird, daß ihr Eindruck auf das Auge zur Anregung einer Lichtempfindung zu schwach ist; so muß in solchen Höhen der Himmel ganz schwarz erscheinen. Wenn die Sonne (am Tage) hoch steht, erscheint sie uns, obgleich ihre Strahlen beim Durchgange durch die Atmosphäre, zu Folge Reflexion, etwas blaues Licht verlieren, **weiß**, weil dieser Verlust doch immer nur einen sehr kleinen Antheil des gesammten Sonnenlichtes ausmacht, also im durchgelassenen Lichte auch nur ein, wenig merklicher Ueberschuß des complementären rothgelben und gelben Lichtes vorhanden sein kann. Beim Auf- oder Untergange der Sonne aber erfährt ihr Licht, welches da so weit durch dichtere Luftschichten geht, durch Reflexion und Absorbtion eine so große Schwächung, daß in dem durchgelassenen Theil der schon oben erwähnte Ueberschuß an (zum reflectirten blauen und violetten complementären) rothgelbem und gelbem Lichte merklich hervortritt, und uns demnach die Sonne, so wie die von ihr beleuchteten, in der Luft am Horizonte nie fehlenden Dünste und etwa die vorhandenen Wolken in den letztgenannten Farben erscheinen, in welcher Erscheinung das Wesen der Morgen- und Abendröthe besteht. Ist die Luft sehr feucht, so erscheint der Himmel weißlich, weil die von den Dünsten zahlreich zurückgeworfenen weißen Strahlen die von der Luft in verhältnißmäßig geringer Menge reflectirten blauen weit überwiegen. Zu solcher Zeit ist auch die Abend- und Morgenröthe weißlich oder wenigstens hellgelb, weil die Dünste ebenfalls weißes Licht durchlassen und dieses das durch die Luft durchgehende rothgelbe Licht wieder überwiegt. Auf ganz ähnliche Weise erklärt sich die Jedermann bekannte Erscheinung der Dämmerung. Sie besteht in einer eigenthümlichen Helligkeit und Färbung der, der Sonne vor ihrem Auf- oder nach ihrem Untergange gegenüber liegenden Himmelsgegend (Morgendämmerung, Abenddämmerung). Man sieht da einen bogenförmig begränzten, blauen

Raum, darüber ein mattes Roth, welches in größerer Höhe ins Weiß übergeht, und erst noch höher (gegen das Zenith) hinauf hat der Himmel seine gewöhnliche blaue Farbe. Der dunkelblaue Kreisabschnitt ist der Schatten, den die Erde auf die Atmosphäre wirft und der deswegen blau erscheint, weil er von der Zenithgegend her blaues Licht empfängt. Natürlich kann nur der nicht beschattete, über diesen Kreisabschnitt gelegene Theil der Atmosphäre von den durch die Luft über den Horizont heraufkommenden rothgelben Sonnenstrahlen beleuchtet werden und erscheint daher in dieser Farbe. Das an das Rothgelbe angrenzende Weiß kömmt daher, daß dort, wo es sich zeigt, die blauen Strahlen, welche von der Zenithgegend und die rothgelben Strahlen, welche von den im orange gefärbten Theile der Atmosphäre immer noch vorhandenen Dünsten reflectirt werden, zusammen kommen, mithin das Auge von dorther complementäre (in der Mischung Weiß darstellende) Farbenstrahlen empfängt. Das Blau gegen das Zenith endlich ist die natürliche, durch Reflexion der blauen Theile der dahin gelangenden Sonnenstrahlen entstehende Farbe des Himmels, welche rein und unvermischt ins Auge kömmt, weil die Richtung, nach welcher wir sie sehen, so wenig durch die Region der Dünste geht, daß die von diesen reflectirten rothgelben Strahlen nur einen sehr geringen Antheil der von der Zenithgegend zurückgeworfenen blauen Strahlen, indem sie sich mit denselben zu Weiß mischen, aufheben können.

§. 113. Ungleichartigkeit in den Farben des Spectrums. Dunkle Linien in dem letzteren. Die Farben des Spectrums, wie es mittelst eines Prismas auf die beschriebene Art erhalten wird, sind nicht homogen, d. h. der roth erscheinende Theil desselben enthält nicht bloß rothes, der gelb erscheinende nicht bloß gelbes Licht u. s. w., sondern jeder solche Theil wird auch von Strahlen anderer Farbe z. B. der rothe auch von gelben, violetten u. s. w. Strahlen beleuchtet, so daß er nur deswegen von der bestimmten Farbe (z. B. roth oder blau u. s. w.) erscheint, weil die Strahlen dieser Farbe (der rothen oder blauen u. s. w.) darin bei weitem vorwalten, und daß mithin keine der prismatischen Farben des Spectrums vollkommen rein (homogen) ist. Die Ursache hievon liegt in dem Umstande, daß durch eine noch so kleine Oeffnung im Fensterladen des verfinsterten Zimmers nie bloß ein einziger mathematischer Strahl, sondern immer ein ganzer Bündel paralleler Strahlen auf das Prisma gelangt, daß jeder dieser Strahlen, durch das Prisma zerlegt, ein Farbenbild gibt und daß alle diese Farbenbilder sich theilweise über einander lagern und decken. Sind nämlich in Fig. 498 1, 2, 3 . . . einzelne Strahlen des besagten Bündels $A A_1 a a_1$, so entstehen durch Zerlegung derselben im Prisma P auf der Tafel W die Farbenbilder $b_1 b_1$, $b_2 b_2$ und $b_3 b_3$ und es fällt daher z. B. der violette Theil des ersten mit dem von gelben und grünen Strahlen beleuchteten Theile des zweiten und der rothe Theil dieses letzteren mit dem gelben und grünen Theile des dritten Farbenbildes u. s. w. zusammen.

Fig. 498.



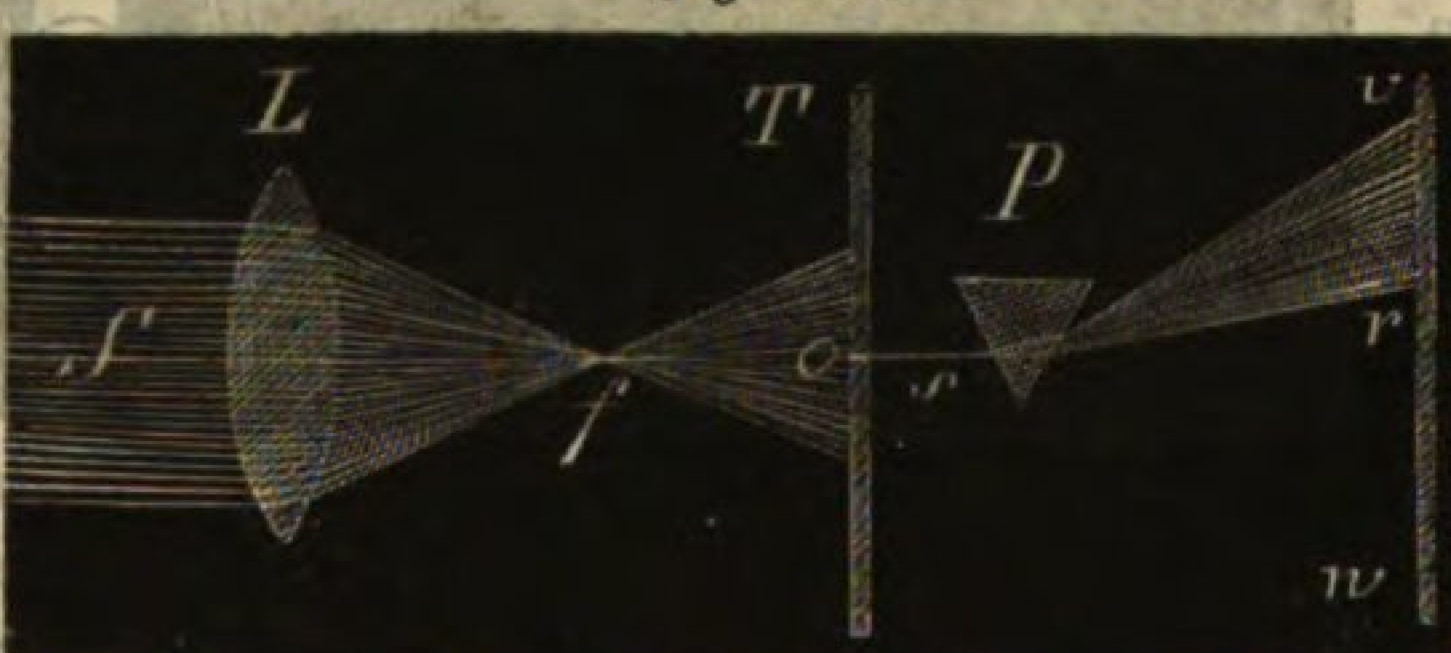
Da natürlich das Nämliche, wie mit den Strahlen 1, 2, 3, auch mit allen andern zwischen diesen gelegenen unendlich vielen Strahlen vorgeht, so besteht offenbar das auf der Wand aufgefangene Farbenbild aus unendlich vielen, theilweise in einander fallenden und sich mischenden Farbenbildern, und keine Farbe desselben kann rein (homogen) sein. Man sieht aber auch zugleich ein, daß das gemischte Spectrum desto weniger unrein sein müsse, 1) je weniger solche in einander

fallende, sich mischende Farbenbilder vorhanden sind, je kleiner also die Dicke (in der Richtung von **A** nach a) des auf das Prisma gelangenden Strahlenbündels ist, und 2) in einer je größeren Entfernung vom Prisma des Spectrum mit der Tafel **W** aufgefangen wird. Der Punkt 2) wird klar, wenn man bedenkt, daß die Vergrößerung dieser Entfernung die nämliche Wirkung wie die Verkleinerung der Dicke des Strahlenbündels hat; denn da jede Farbe immer einerlei Raum auf der Tafel einnimmt, so verbreitet sich das ganze Spectrum, indem es von divergirenden Strahlen gebildet wird, auf der Tafel über einen desto größeren Raum, je weiter diese entfernt wird und es müssen daher die einzelnen Farben immer mehr auseinander rücken und von einander getrennt werden. Bei unendlich großer Entfernung der Tafel vom Prisma würde offenbar die aus der Dicke des auffallenden Lichtbündels entspringende Unreinheit und Ungleichartigkeit der Farben des Spectrums ganz wegfallen. Es ist aber noch eine andere Quelle des Mangels an Gleichartigkeit und Reinheit in den prismatischen Farben der scheinbare Durchmesser der Sonne oder jedes anderen dem Prisma das Licht zusendenden leuchtenden Körpers, und diese Quelle besteht, wie sehr man auch die Oeffnung, durch welche der Strahlenbündel aufs Prisma fällt, mithin auch die Dicke dieses Bündels verkleinern mag. Denn ist **Ss** (Fig. 499) der scheinbare Durchmesser der Sonne und o die Oeffnung im Fensterladen des verfinsterten Zimmers, durch welche das Sonnenlicht auf das Prisma **P** gelangt, so würde, selbst wenn o unendlich klein wäre, nie bloß ein einziger unendlich dünner Strahl, sondern ebenfalls, wie im vorigen Falle, immer ein Strahlenbündel o m n aufs Prisma gelangen, welcher durch Kreuzung der von den verschieden hoch gelegenen leuchtenden Punkten der Sonne ausgehenden Strahlen in der Oeffnung o entsteht, und dessen, wenn gleich divergirende Strahlen offenbar durch das Prisma eben so in, einander zum Theil deckende Farbenbilder zerlegt werden, wie der früher betrachtete Bündel paralleler Strahlen. Das einfachste Mittel, den nachtheiligen Einfluß, welchen die Ausdehnung der Oeffnung im Fensterladen und jene der Sonne auf die Reinheit der Farben des Spectrums nimmt, möglichst zu vermindern, besteht darin, daß man, wie dies die Fig. 500 anschaulich macht, die Sonnenstrahlen **S** durch eine Sammellinse **L** (worüber in einem der nächsten §§. das Nähere folgen wird) concentrirt, dann der Sonne selbst ihr so erzeugtes Bild f substituirt und die von diesen Bilde, welches (wenn eine Linse von geringer, etwa **1″** großer Brennweite angewendet wird) als ein einziger leuchtender Punkt angesehen werden kann, ausgehenden Strahlen in einiger Entfernung auf eine Tafel **T** mit sehr kleiner Oeffnung o fallen läßt und den durch diese Oeffnung gehen-

Fig. 499.



Fig. 500.



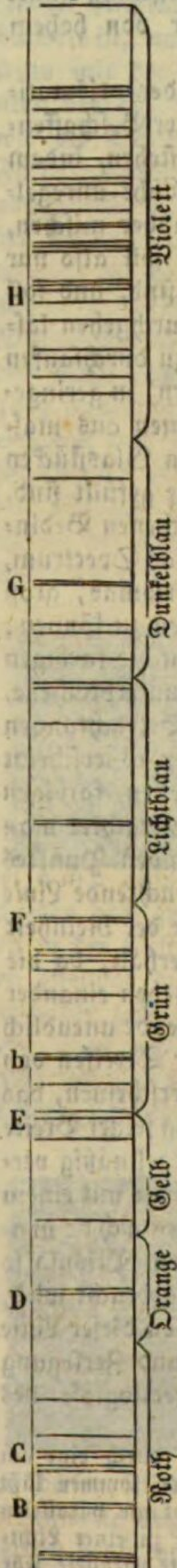
den, sehr dünnen Strahl s mit dem ganz nahe hinter der Oeffnung angebrachten Prisma auffängt. Man wird so ein Spectrum v r von hohem Grade der Reinheit und Gleichartigkeit der Farben erhalten.

Noch eine andere Ursache der unvollkommenen Reinheit der prismatischen Farben liegt endlich in dem Mangel an gehörig gleichartiger Beschaffenheit der Materialien, aus welchen die gewöhnlichen Prismen bestehen, indem sie mehr oder weniger voll Streifen und Adern sind, die das Licht unregelmäßig zerstreuen und daher im Spectrum Strahlen mit einander mischen, die eigentlich zu verschiedenen Theilen desselben gehören. Man soll also nur Glasprismen anwenden, die von diesen Mängeln möglichst frei sind, und soll jedenfalls die Strahlen sehr nahe an der Kante des Prismas durchgehen lassen, weil sie da nur eine dünne Schichte der Materie desselben zu durchlaufen haben, mithin auch die oben besagten Mängel (Streifen und Adern) in geringerem Maße vorhanden sind. In Ermanglung fehlerfreier Prismen aus massivem Glase wende man hohle, aus dünnen und reinen ebenen Glasstücken gebildete Prismen an, die mit Wasser oder einem passenden Oele gefüllt sind.

Wurden nun bei Erzeugung eines Spectrums alle besprochenen Bedingungen der möglichsten Reinheit desselben erfüllt, ist überdieß das Spectrum, wegen hinreichend großem Brechungswinkel des betreffenden Prismas, groß genug, um es in allen seinen einzelnen Theilen genau untersuchen zu können; so zeigt sich dasselbe, auf einer Tafel aufgefangen, oder wenn man die farbigen Strahlen direkt ins Auge gelangen läßt, keineswegs als eine ununterbrochene, prismatisch gefärbte Linie, in welcher, wie aus den früheren Betrachtungen folgen würde, die Farben stetig in einander übergehen, sondern es erscheint durch völlig dunkle Zwischenräume unterbrochen, und in den hellen, farbigen Theilen ist die Intensität des Lichtes äußerst unregelmäßig. Betrachtet man daher ein Spectrum, welches entsteht, indem statt eines leuchtenden Punktes eine sehr schmale, der brechenden Kante des Prismas parallele, leuchtende Linie dem letzteren das Licht zusendet*), (auf welche Weise man, ohne der Reinheit der Farben Abbruch zu thun, ein beträchtlich breites Spectrum erhält, da die leuchtende Linie nichts anderes ist, als eine unendliche Menge neben einander liegender leuchtender Punkte, die eben so viele neben einander liegende unendlich schmale Farbenbilder erzeugen) so hat es, anstatt als leuchtender Streifen von gleichmäßigem Lichte und stetig in einander fließenden Farben zu erscheinen, das Aussehen eines gestreiften farbigen Bandes, welches in der Richtung seiner Breite von unendlich vielen dunklen und mehreren völlig schwarzen unregelmäßig vertheilten Linien oder Streifen durchzogen ist. Bewaffnet man das Auge mit einem guten, stärker vergrößernden Fernrohre, das jedoch ein sogenanntes **achromatisches** (worüber später) sein und zwischen dem Auge und dem Prisma so aufgestellt werden muß, daß man, bevor letzteres an seinen Platz gebracht wird, die Lichtlinie vollkommen scharf und deutlich sieht, und daß die von dieser Linie auf das Prisma auffallenden und nach erlittener Brechung und Zerlegung aus demselben farbig austretenden Strahlen von dem Objectivglase des

*) Eine solche Linie wird erhalten, wenn man die Sonnenstrahlen durch eine am Fensterladen angebrachte sehr enge Spalte ins verfinsterte Zimmer kommen läßt oder am besten, wenn man das Sonnenlicht auf einen zur Prismakante parallelen ganzen oder halben Glascylinder und nachdem es hinter demselben zu einer Lichtlinie vereinigt worden, von dieser aus durch eine der besagten Kante parallele, sehr enge Spalte im Fensterladen auf das Prisma leitet.

Fig. 501.



Fernrohres aufgefangen werden; so erscheinen die besagten dunkeln Streifen als Gruppen dunkler Linien, so daß man im Spectrum eine große Zahl solcher Linien sehr geringer aber verschiedener Breite und von ungleichem Grade der Dunkelheit wahrnimmt. Sie sind ein Beweis, daß die Bestandtheile eines zerlegten weißen Sonnenstrahles nicht eine stetige Reihe von Strahlen verschiedener Brechbarkeit bilden, sondern daß Strahlen von gewissen Farbenabstufungen (Graden der Brechbarkeit) abgehen, so daß sie (die dunklen Linien) die diesen fehlenden Strahlen entsprechenden Lücken im Spectrum darstellen. Diese dunkeln Linien, die man nach ihrem Entdecker Fraunhofer die Fraunhofer'schen Linien heißt, liegen immer in den nämlichen Theilen des Spectrums und behalten dieselbe gegenseitige Ordnung und Lage, dieselbe Breite und Dunkelheit, vorausgesetzt, daß das Spectrum durch Sonnenlicht und mittelst Prismen aus einerlei Materie erzeugt worden. Eine Verschiedenheit in letzterer Rücksicht bewirkt zwar keine Aenderung in der Anzahl, Ordnung und im Dunkelheitsgrade der Linien, oder in ihrer Lage im Spectrum bezüglich der verschiedenen Farben des letzteren, ändert aber ihre gegenseitigen Abstände, worüber an einem andern Orte mehr gesagt werden wird.

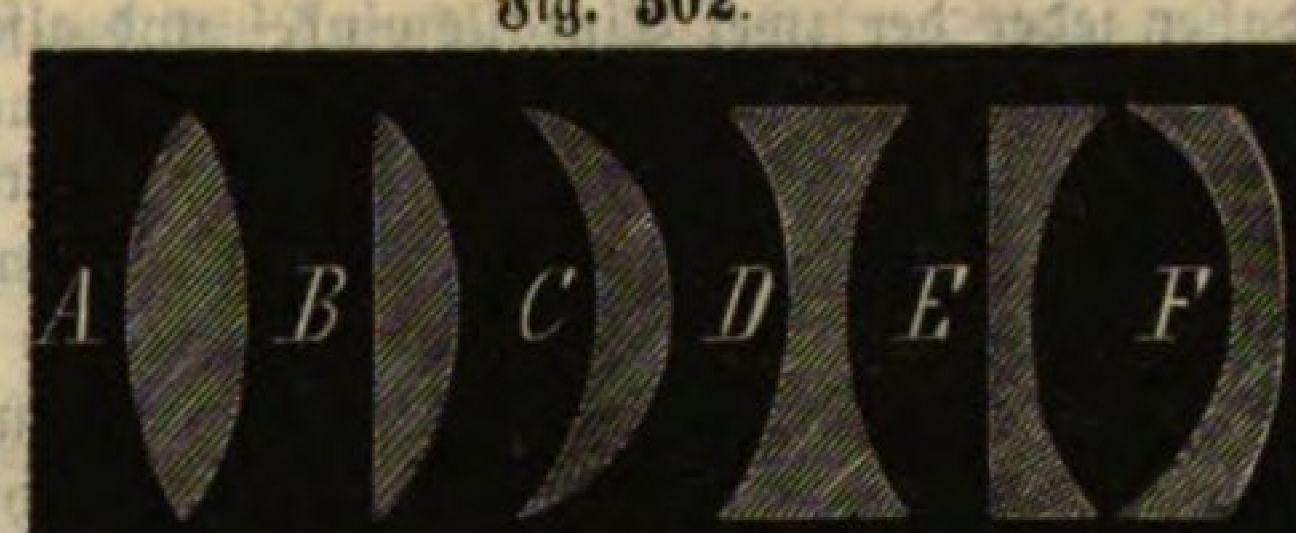
So wie das Licht der Sonne, gibt auch jenes der Venus und anderer Planeten, dann des Sirius und anderer Sterne dunkle Streifen; die der Planeten sind von jenen der Sonne nur bezüglich geringerer Unterscheidbarkeit, jene der Fixsterne aber sind wesentlich verschieden. Das Lampen-, Kerzen- und elektrische Licht enthalten anstatt der dunkeln einige helle Streifen, welche daher kommen, daß dieses Licht einen Ueberschuß an Strahlen derjenigen Farbe besitzt, in welcher die hellen Streifen sich zeigen. Die in Rede stehenden Linien und Streifen beweisen auf das Sprechendste, daß das Licht der Sonne und der übrigen Lichtquellen nicht identisch sei; sie sind das sicherste Kennzeichen der Reinheit und Homogeneität eines Farbenbildes, und die im Spectrum des Sonnenlichtes vorhandenen gewähren durch ihre Beständigkeit und unveränderliche Lage in Bezug auf die Farben des Spectrums der praktischen Optik, vorzüglich bei Bestimmung der brechenden und farbenzerstreuenden Kräfte der verschiedenen durchsichtigen Medien, unschätzbaren Nutzen, wie wir in der Folge sehen werden. Um, insbesondere für diese praktischen Zwecke im Sonnenspectrum feste Anhalts- und Vergleichungspunkte zu erhalten, hat Fraunhofer aus der großen Zahl (über 500) von ihm beobachteten, im Spectrum ganz unregelmäßig vertheilten dunkeln Streifen, sieben an den wichtigsten Stellen befindliche und wegen ihrer Deutlichkeit immer leicht wieder erkennbare herausgewählt und sie mit den Buchstaben **B, C, D, E, F, G, H** bezeichnet. Von diesen 7 Streifen liegt (wie Fig. 501 anschaulich macht, welche das homogene Sonnenspectrum darstellt, so wie Fraunhofer mittelst eines Prismas aus Flintglas dasselbe erhalten und die Lage der dunkeln Streifen darin durch genaue Messungen bestimmt hat) **B**

nahe am Anfange des rothen Theils des Spectrums, C in derselben Farbe weiter gegen das Orange, D im Orange selbst und bildet eine leicht zu erkennende doppelte Linie, E im grünen, F im blauen, G im dunkelblauen und H im violetten Theile. Außer den angeführten Linien gibt es noch andere sehr merkwürdige, z. B. eine dreifache Linie b im Grünen.

Einige leuchtende Körper senden unmittelbar homogenes Licht aus, so daß man, wenn es durch ein Prisma geleitet wird, kein, verschiedene Farben enthaltendes, sondern nur ein einfarbiges Bild erhält. So gibt stark gewässerter Weingeist ganz homogen gelbes Licht. Läßt man das Licht eines brennenden Körpers, das, durch ein Prisma zerlegt, keine dunkeln Linien zeigt, bevor es auf das Prisma gelangt, durch ein passendes farbiges Mittel, z. B. durch eine Schichte von salpetrigsaurem, von Jod- oder Brom-Gas gehen, so erscheinen zahllose dunkle Linien im Spectrum, was seinen Grund in der Undurchsichtigkeit dieser Mittel für Strahlen von gewissem Grade der Brechbarkeit hat.

§. 114. Brechung des Lichtes in sphärischen Linsen. Linsen überhaupt heißen in der Optik durchsichtige Körper, die von, durch Umdrehung entstandenen krummen Flächen begrenzt sind, so daß deren Umdrehungsaxen in eine Linie zusammenfallen, welche dann die Axe der Linse bildet. Sind die Begrenzungsflächen Kugelabschnitte (eine ebene Begrenzungsfläche als Abschnitt einer Kugel von unendlich großem Halbmesser betrachtet); so heißen die Linsen sphärische Linsen. Nur von solchen wird hier gehandelt werden: denn nur sie werden in der Optik angewendet, weil sie die einzigen sind, die sich mit Genauigkeit und leicht zu Stande bringen lassen. Sie werden in der Regel aus Glas verfertigt, und man unterscheidet sechs durch Fig. 502 im Durchschnitte durch die gerade, die Mittelpunkte der Krümmungen beider sphärischen Oberflächen gehende Linie dargestellte Arten, nämlich: 1) die doppelt convexe, oder biconvexe Linse (A), die beiderseits convexe (erhabene) Flächen hat; 2) die planconvexe (B), die auf einer Seite eben, auf der andern convex ist; 3) die concav-convexe (C), woran die eine Seitenfläche concav, die andere convex und letztere stärker gekrümmt ist, als erstere; 4) die doppelt concave oder biconcave (D), die auf beiden Seiten concav (hohl) ist; 5) die plan-concave (E) mit einer ebenen und einer concaven Fläche, und endlich 6) die convex-concave (F), woran die eine Seitenfläche convex, die andere hohl, erstere aber weniger gekrümmt ist, als letztere. Die vorn erwähnte gerade Linie, welche durch die Mittelpunkte der Krümmungen beider sphärischen Flächen, oder wenn eine eben ist, durch den Krümmungsmittelpunkt der andern geht und auf dieser senkrecht steht, heißt die Axe der Linse. Geht diese Axe zugleich durch den Mittelpunkt der Gestalt der Linse, so liegen alle Theile der letzteren symmetrisch um die Axe herum; die Linse heißt dann centrirt. Bei den folgenden Betrachtungen werden immer centrirte Linsen vorausgesetzt. In der Rechnung werden die aufgezählten Linsen-Arten durch die ihren Seitenflächen entsprechenden Gleichungen und

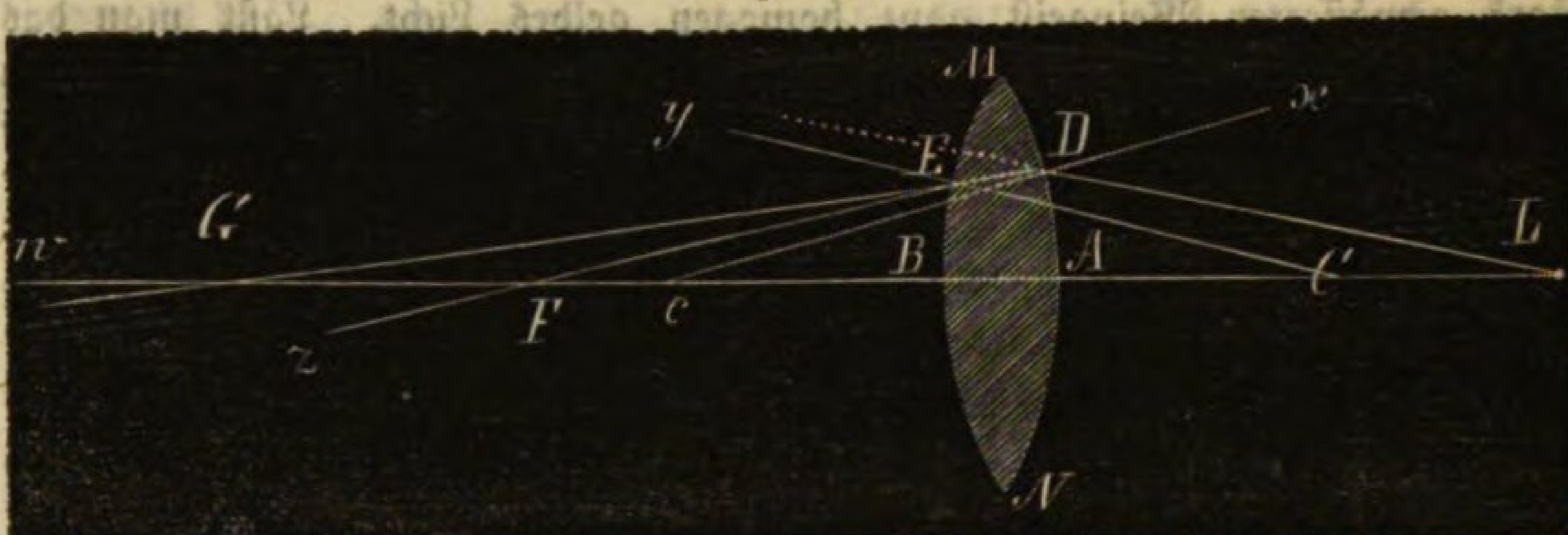
Fig. 502.



durch die Zeichen der Krümmungshalbmesser dieser Flächen unterschieden. Gibt man dem Halbmesser einer convexen Fläche das Zeichen +; so muß der Halbmesser einer nach der nämlichen Seite gekehrten concaven Fläche das Zeichen — erhalten, weil die Mittelpunkte und mithin auch die Halbmesser der Krümmungen beider Flächen entgegengesetzte Lagen haben.... (*).

Nach diesen Prämissen seien nun in Fig. 503 **MN** der Durchschnitt einer doppelt convexen Linse, **C**, c die Krümmungsmittelpunkte beider Flächen und **L**

Fig. 503.



ein in der Axe **L** w der Linse gelegener leuchtender Punkt. Unter den Strahlen, welche dieser Punkt der Linse zusendet, fällt gewiß auch einer mit der Axe zusammen, so daß er die Linse im Punkte **A** trifft. Dieser Strahl tritt hier ungebrochen in die Linse ein und auch ungebrochen bei **B** wieder aus derselben aus; denn er hat bei seiner Ankunft in den Punkten **A** und **B** die Richtung der die Einfallslothe bildenden Krümmungshalbmesser c **A**, **CB** (da diese auf den zu **A** und **B** gezogenen Berührungsebenen senkrecht stehen); es ist daher jeder der zwei Einfallswinkel und also auch jeder der zwei Brechungswinkel Null. Der Strahl **LA** geht demnach ungebrochen, folglich auch unzerlegt durch die Linse durch und in der Richtung **B** w weiter. Nicht so verhält es sich mit den andern von **L** auf die Linse gelangenden Strahlen. Jeder derselben erfährt sowohl beim Eintritte in die Linse als beim Austritte aus derselben eine Brechung und somit auch eine Zerlegung in seine farbigen Bestandtheile, und jeder dieser letzteren erfährt die Brechung in einem andern Grade (die rothen Strahlen werden von der Einfallsrichtung immer am wenigsten und die violetten am meisten abgelenkt.) ... (†). Vorläufig wollen wir jeden durch die Linse gehenden und jeden aus derselben austretenden Strahl als einfach betrachten ... (††), gleichsam als faßten wir von seinen ungleich brechbaren Bestandtheilen nur einen einzigen von bestimmtem (etwa mittlerem) Grade der Brechbarkeit ins Auge, wollen die Gesetze aufsuchen, welche ein solcher einfacher Strahl bei der Brechung in Linsen beobachtet und dann diese Gesetze auf alle ungleichbrechbaren, farbigen Bestandtheile ausdehnen, in welche jeder in eine Linse (nach einer mit deren Axe nicht zusammenfallenden Richtung) eintretende Strahl zerlegt wird.

Ist nun **LD** ein solcher Strahl, so ist für denselben der auf der Berührungsebene zu **D** senkrecht stehende Krümmungshalbmesser c**D** das Einfallsloth und der Winkel **LD**x, den der Strahl **LD** mit der Verlängerung **D**x des besagten Halbmessers einschließt, der Einfallswinkel; **DE** stellt wegen der beim Uebergange des Lichtes aus Luft in Glas stattfindenden Brechung zum Einfallslothe, und unserer obigen Voraussetzung (††) gemäß, den

gebrochenen Strahl in der Linse vor, und dieser wird bei E, da er hier, aus Glas in Luft übertretend, eine Brechung vom Einfallslothe erleidet, und die Linie C E y das Einfallsloth ist, aus der Linse, — wenn anders die Entfernung des leuchtenden Punktes L von dieser eine hinreichende Größe hat, (wie wir es auch voraussetzen wollen) — so austreten, daß er auf der vom leuchtenden Punkte abgewendeten Seite der Linse den mit ihrer Axe zusammenfallenden Strahl L w z. B. im Punkte F durchschneidet, also die Richtung E z hat. Denkt man sich nun durch Umdrehung des Durchschnittes M N der Linse um ihre Axe erstere ganz hergestellt, und nachher die Figur L D E F um die Axe L F herumgedreht; so nimmt die Gerade L D nach und nach die Lage aller Strahlen an, die der leuchtende Punkt L der Linse unter gleicher Neigung gegen L w zusendet, wie sie der Strahl L D hat, und die Linie E F kommt successive in die Lage der Richtungen, welche alle diese Strahlen nach der in der Linse erlittenen zweifachen Brechung haben. Da hiebei der Punkt F unbeweglich bleibt, so kreuzen sich alle in der Oberfläche des durch die besagte Umdrehung von L D beschriebenen Kegels gelegenen, auf die Linse auffallenden Strahlen nach ihrem Austritte aus dieser im Punkte F, gehen von diesem so weiter, als wäre derselbe ein leuchtender Punkt, und es erscheint einem Auge, welches einige dieser Strahlen nach ihrer Kreuzung empfängt, gerade so, als ob in diesem Punkte der leuchtende Punkt L selbst sich befände; es sieht daselbst also ein Bild des Punktes L.

Wir wollen nun zunächst die Lage dieses Bildes gegen die Linse bei den verschiedenen möglichen Entfernungen des leuchtenden Punktes von dieser und unter der Voraussetzung bestimmen, daß der Winkel D L A, welchen alle in der Oberfläche des vorher erwähnten Kegels gelegenen und auf die Linse fallenden Strahlen mit der Axe L w bilden, sehr klein sei, diese Strahlen also die Linse in sehr kleinem Abstande von der Axe (unter sehr kleiner Elongation) treffen. Dem 2. Brechungsgesetze (S. 635) gemäß ist $\frac{\sin. LDx}{\sin. cDE} = n$, wenn n den Brechungsexponenten für den Uebergang des Lichtes aus Luft in das Glas, aus welchem die Linse besteht, und für die Brechung eines in bestimmtem (mittlerem) Grade brechbaren Bestandtheiles des weißen Lichtes bedeutet. Bezeichnet E G den Weg, welchen der Strahl L D nach der ersten Brechung bei D nehmen würde, wenn er bei E, ohne daselbst wieder eine Brechung zu erleiden, aus der Linse austreten könnte; so hat man, da $\angle cDE = \angle cDG$ ist, auch $\frac{\sin. LDx}{\sin. cDG} = n \ldots (1)$. Da nach der Voraussetzung der Winkel D L A, mithin auch der Winkel L D x und c D G sehr klein ist, so kann man für die Sinus der letzteren zwei Winkel diese Winkel selbst setzen; man hat also $\frac{LDx}{cDG} = n$ oder $LDx = n \,.\, cDG$. Nun ist aber $LDx = DcL + DLc$ und $cDG = DcL - DGc$ (weil jeder äußere Winkel eines Dreieckes der Summe der beiden innern entgegengesetzten gleich ist), daher $DcL + DLc = n(DcL - DGc)$ oder $DLc = (n-1)\, DcL - n \,.\, DGc \ldots (2)$.

Setzt man die Entfernung des leuchtenden Punktes d. i. $LA = a$; den Krümmungshalbmesser $cA = R$, die Elongation des Strahles L D d. i. $AD = e$, und $AG = z$; so ist bei dem Umstande, daß man, da

die Winkel DLA und DcA sehr klein sind, für dieselben ihre Tangenten setzen, ferner die Linie AD als gerade und auf Lw senkrecht, mithin als Sinus der Winkel DLA, DcA und DGA betrachten kann, offenbar $DLc = DLA = \frac{AD}{AL} = \frac{e}{a}$, $DcL = DcA = \frac{AD}{Ac} = \frac{e}{R}$ und $DGc = DGA = \frac{AD}{AG} = \frac{e}{z}$. Substituirt man diese Werthe für DLc, DcL und DGc in der Gleichung (2) und läßt den hernach allen Gliedern gemeinschaftlichen Factor e weg, so geht sie in $\frac{1}{a} = \frac{n-1}{R} - \frac{n}{z} \ldots$ (I) über.

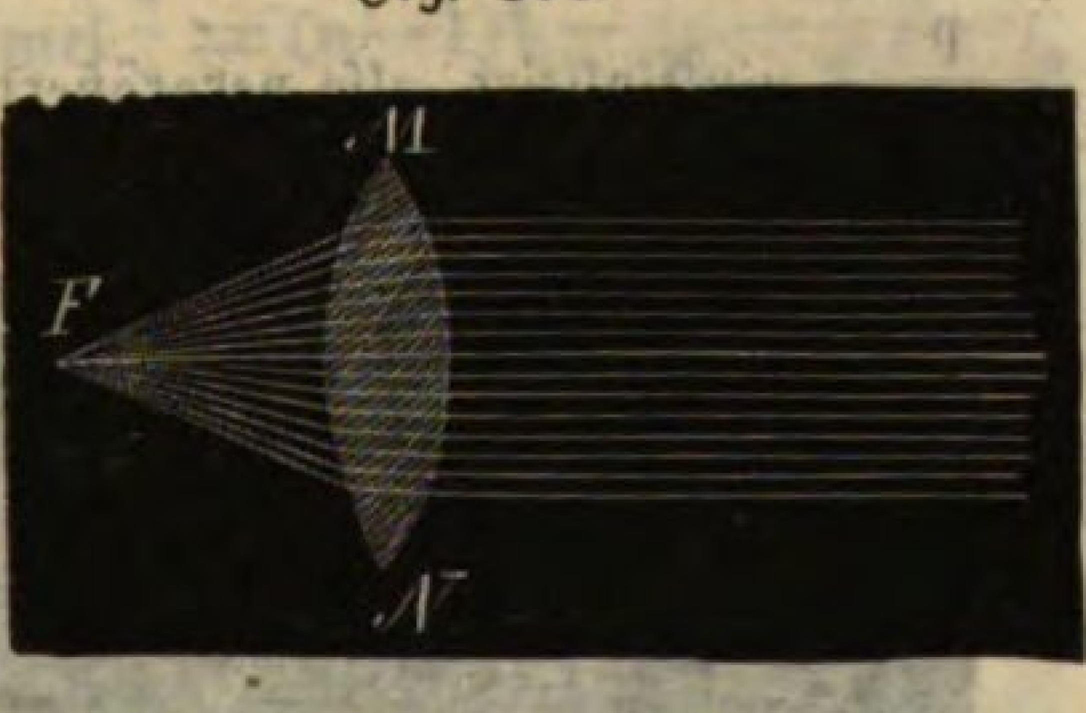
In Bezug auf die zweite Brechung, die der Strahl beim Austritte aus der Linse im Punkte E erfährt, ist mit Rücksicht auf (2) Seite 636 $\frac{\sin. DEC}{\sin. FEy} = \frac{1}{n}$; ferner hat man aus ganz ähnlichen Gründen, wie sie bei Betrachtung der ersten Brechung in D angegeben wurden: $\frac{DEC}{FEy} = \frac{1}{n}$, folglich $FEy = n.DEC$; $FEy = ECF + EFC$, $DEC = EGC + ECG$; demnach und wegen $ECG = ECF$ ist $ECF + EFC = n(EGC + ECF)$ oder $EFC = (n-1)ECF + n.EGC \ldots$ (3). Ferner ergibt sich, wenn man $CB = r$, die Linsendicke $DE = d$, die Bildweite $BF = \alpha$ und die Elongation $EB = e_1$ setzt:
$EFC = EFB = \frac{EB}{FB} = \frac{e_1}{\alpha}$, $ECF = ECB = \frac{EB}{BC} = \frac{e_1}{r}$ und $EGC = EGB = \frac{EB}{GB} = \frac{e_1}{z-d}$.

Endlich erhält man durch Substitution in die Gleichung (3) unter Weglassung des gemeinschaftlichen Factors e_1 die Gleichung
$\frac{1}{\alpha} = \frac{n-1}{r} + \frac{n}{z-d} \ldots$ (II). Sucht man nun aus der Gleichung (I) den Werth für z und substituirt denselben in die Gleichung (II); so gibt diese die Bildweite α. Vernachlässigt man die im Verhältnisse zu z kleine Dicke d der Linse, was bei dem Umstande, daß es sich hier mehr um eine allgemeine Darstellung der Lichterscheinungen bei Linsen, als um eine scharfe Berechnung dieser Erscheinungen handelt, erlaubt ist; so geht der Ausdruck (II) in die Gleichung $\frac{1}{\alpha} = \frac{n-1}{r} + \frac{n}{z}$ über. Addirt man hiezu die Gleichung (I), so ergibt sich $\frac{1}{\alpha} + \frac{1}{a} = (n-1)\left(\frac{1}{R} + \frac{1}{r}\right) \ldots$ (III); ferner, wenn man der Kürze halber die für die nämliche Linse und bei derselben Beschaffenheit des diese letztere umgebenden Mittels constante Größe $(n-1)\left(\frac{1}{R} + \frac{1}{r}\right) = \frac{1}{p} \ldots (\dagger)$ setzt, für die beiderseits convexe Linse die Gleichung $\frac{1}{\alpha} + \frac{1}{a} = \frac{1}{p}$ oder $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a} \ldots$ (IV) und aus dieser die Abhängigkeit der Bildweite α von der Entfernung a des in der Axe der Linse gelegenen leuchtenden Punktes durch nachfolgende Betrachtungen. Was sich hierüber ergeben wird, gilt den bei Entwicklung der

Formel (III) gemachten Voraussetzungen gemäß, natürlich (und da nur näherungsweise) bloß von jenem Bilde, welches in dem Punkte entsteht, wo sich sehr nahe an der Axe der Linse (in einem sehr kleinen Umkreise um A, Fig. 503) auffallende Lichtstrahlen nach der Brechung durchkreuzen. Denn Strahlen, die von L unter verschiedenen Elongationen auf die Linse gelangen, schneiden sich wegen der kugelförmigen Gestalt der Linse nach der Brechung darin auch in verschiedenen Punkten, und aus allen diesen zusammen entsteht eben so wie bei einem Hohlspiegel (man sehe S. 627) eine Brennfläche. Es findet daher auch bei Linsen eine die Deutlichkeit des Bildes beeinträchtigende Abweichung der gebrochenen Strahlen von einem einzigen Durchschnittspunkte, eine sogenannte sphärische Abweichung (Abweichung wegen der Kugelgestalt der Linse) statt, die aber gleich jener bei Hohlspiegeln für alle unter sehr geringen Elongationen auf die Linse auffallenden Strahlen so gering ist, daß, wenn man nur solchen Strahlen, (und zwar zu Folge Bedeckung der von der Axe der Linse entfernteren Flächentheile der letzteren mit einem undurchsichtigen Ringe, Blendung genannt, also bloß durch einen kleinen Umkreis um diese Axe) den Durchgang gestattet, das Bild des leuchtenden Punktes, wenn auch keinen vollkommenen, doch einen hohen Grad von Deutlichkeit und Reinheit besitzt, zumal wenn die Flächen der Linse geringere Krümmungen (größere Krümmungshalbmesser) haben, die Linse also weniger kugelähnlich ist. Der besagte, den Strahlen zum Durchgang dargebotene Umkreis um die Axe der Linse herum heißt die Oeffnung der letzteren; es kann daher diese Oeffnung, der Deutlichkeit des Bildes unbeschadet, desto größer sein, je größere Krümmungshalbmesser die betreffende Linse hat . . . (††).

§. 115. Lage des Bildes eines vor einer doppelt convexen Linse befindlichen leuchtenden Punktes. Nimmt man nun (nach dem Vorausgeschickten und unter Voraussetzung nur sehr nahe an der Axe durch die Linse gehender Strahlen) in der oben unter (IV) aufgestellten Formel $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a}$ 1) $a = \infty$ d. h. die auffallenden Strahlen unter einander parallel an; so wird $\frac{1}{a} = 0$, mithin $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p}$ oder $\alpha = p$. Parallele Strahlen werden also durch die Brechung hinter der Linse in einem Punkte F (Fig. 504) ihrer Axe vereinigt, dessen Entfernung von dieser $= p$ ist. Man nennt diesen Vereinigungspunkt aus dem nämlichen für den analogen Punkt beim Hohlspiegel angeführten Grunde den Brennpunkt (Focus) der Linse und seinen Abstand p von der Linse die Brennweite (Focaldistanz) der letzteren. Der Werth der Brennweite ergibt sich für jede doppelt convexe Linse aus der vorn stehenden Formel $(n-1)\left(\frac{1}{R} + \frac{1}{r}\right) = \frac{1}{p}$ und man sieht, daß er desto mehr betrage, je kleiner der Brechungsexponent für das Materiale der Linse und des angrenzenden Mittels, und bei bestimmter Beschaffenheit dieser Mittel, je größer jeder der Krümmungshalbmesser der Linsen ist. 2) Hat a einen endlichen Werth z. B. a_1, in welchem Falle

Fig. 504.



die vom leuchtenden Punkte ausgehenden Strahlen nach divergenten Richtungen auf die Linse gelangen; so ist $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a_1}$ und hieraus folgt $\alpha = \frac{a_1 p}{a_1 - p}$ oder $\alpha = p \cdot \frac{a_1}{a_1 - p}$. Dieser Ausdruck gibt, wenn vorher p mittelst der Formel (†) auf S. 660 berechnet worden, nicht nur den Werth der Bildweite für jede endliche Entfernung des leuchtenden Punktes, sondern aus derselben gehen für divergent auffallende Strahlen auch noch folgende Wahrheiten hervor. A) So lange $a_1 > p$ d. h. der Abstand des leuchtenden Punktes von der Linse größer als die Brennweite der letzteren ist, ist die Bildweite größer als die Brennweite (Fig. 505). Denn es muß letztere (p) mit dem unächten Bruche $\frac{a_1}{a_1 - p}$ multiplicirt d. i. vergrößert werden, um der Bildweite (α) gleichzukommen. — B) Je näher der leuchtende Punkt an die Linse und an ihren Brennpunkte rückt (je divergenter also die Strahlen auf erstere fallen), desto größer wird die Bildweite (α): weil je kleiner der Werth von a_1 desto größer offenbar jener des Bruches $\frac{a_1}{a_1 - p}$ wird. — C) Ist $a = p$, d. h. befindet sich der leuchtende Punkt im Brennpunkte; so ergibt sich aus (IV) $\alpha = \infty$ d. h. Strahlen, die von einem im Brennpunkte der Linse befindlichen leuchtenden Punkte ausgehen, werden durch die Brechung parallel. (Diesen Fall repräsentirt auch die Figur 504, wenn man darin **F** den im Brennpunkte befindlichen leuchtenden Punkt bedeuten läßt.) — D) Ist $a_1 < p$ d. i. befindet sich der leuchtende Punkt innerhalb der Brennweite, so gbt die Gleichung $\alpha = p \cdot \frac{a_1}{a_1 - p}$ für α den Werth $-a_1 \cdot \frac{p}{p - a_1}$; die Bildweite ist demnach negativ d. h. (mit Bezug auf (1) S. 661) das Bild des leuchtenden Punktes liegt mit diesem auf einer und derselben Seite der Linse und zwar, — da $\alpha > a_1$ ist, weil, dem vorstehenden Werthe von α gemäß, a_1 mit einem unechten Bruche $\frac{p}{p - a_1}$ multiplicirt, also vergrößert werden muß, damit es dem α gleich wird, — in einer größeren Entfernung von der Linse als der leuchtende Punkt selbst. Da ferner der Werth von $-a_1 \cdot \frac{p}{p - a_1}$ mit der Größe von a_1 immer abnimmt, so folgt zugleich, daß das mit dem leuchtenden Punkte auf einerlei Seite der Linse gelegene Bild **E** dieser desto näherrückt, je mehr sich ihr der (innerhalb der Brennweite gelegene) leuchtende Punkt nähert. Die Fig. 506,

Fig 505.

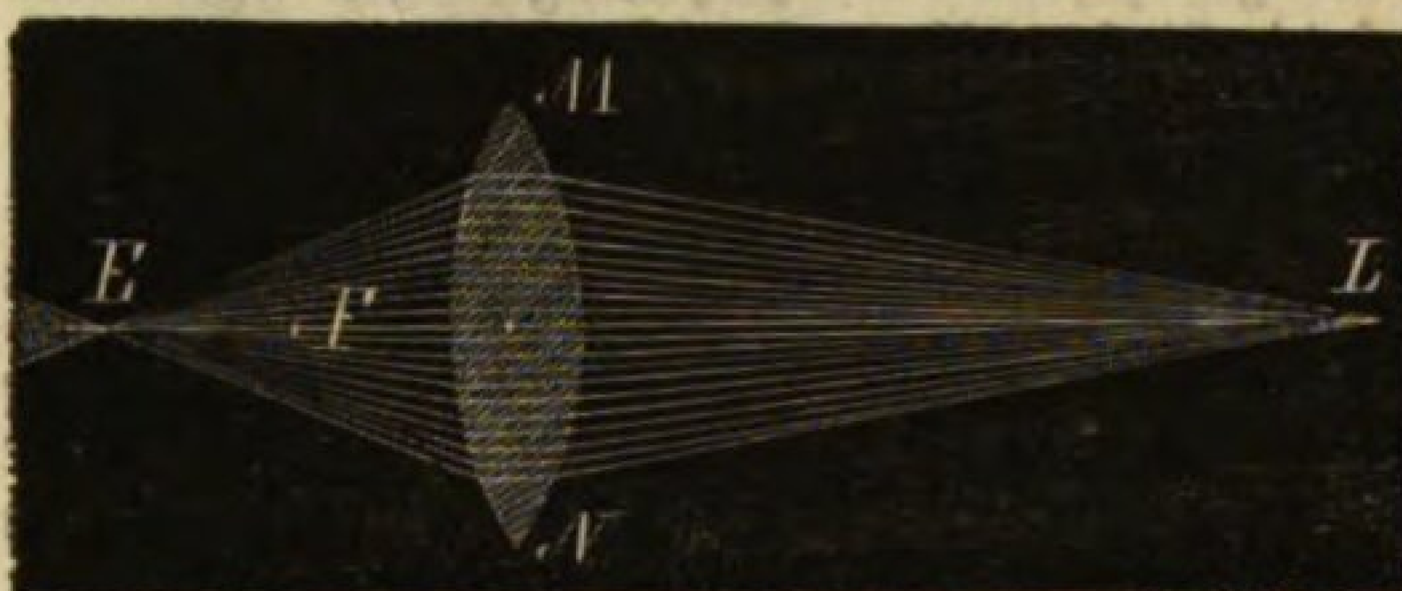
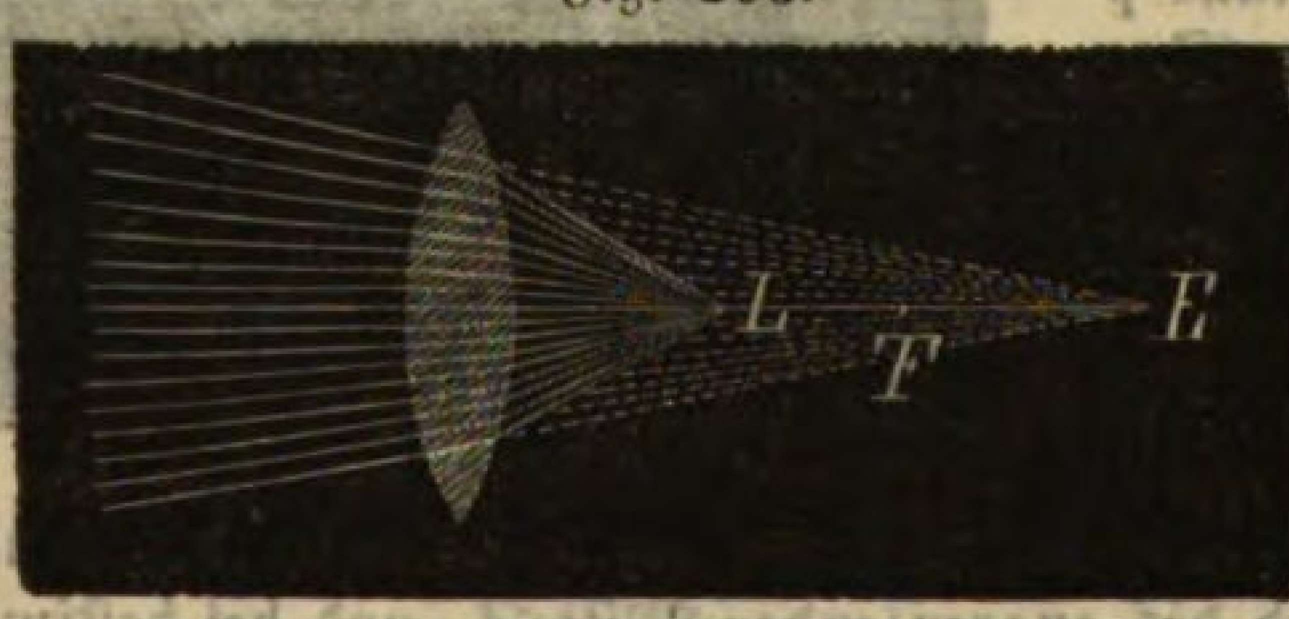


Fig. 506.



wo L den leuchtenden Punkt, E dessen Bild und F den Brennpunkt vorstellt, macht den eben betrachteten Fall anschaulich und zeigt zugleich, daß die Strahlen, da sie nach der Brechung in der Linse von einem weiter von dieser entfernt gelegenen Punkte herzukommen scheinen, durch diese Brechung weniger divergent werden.

Faßt man nun die Richtungen der durch die doppelt convexe Linse gebrochenen Strahlen in allen eben erörterten Fällen näher ins Auge; so zeigt sich, daß die Wirkung der Linse stets in einem Concentriren oder Sammeln der sie passirenden Strahlen bestehe (parallele Strahlen macht sie nämlich convergent, divergente macht sie entweder convergent, oder parallel oder mindestens weniger divergent). Zu Folge (*) S. 658 wird aus der Formel (III) für die beiderseits convexe Linse, wenn man darin einen der Krümmungshalbmesser z. B. $R = \infty$ setzt, die Formel $\frac{1}{\alpha} = (n-1)\frac{1}{r} - \frac{1}{a} \ldots$ (1) für die planconvexe Linse, und wenn man dem besagten Halbmesser R einen negativen Werth z. B. $-\rho$ gibt, der größer ist als der zweite Halbmesser r, erhält man die Formel $\frac{1}{\alpha} = (n-1)\left(\frac{1}{r} - \frac{1}{\rho}\right) - \frac{1}{a}$ oder $\frac{1}{\alpha} = (n-1)\frac{1}{r_1} - \frac{1}{a}$ . . . (2) für die concav-convexe Linse, (falls man die offenbar positive Differenz $\frac{1}{r} - \frac{1}{\rho} = \frac{1}{r_1}$ setzt). Da demnach diese beiden Formeln 1) und 2) von jener (III) der doppelt convexen Linse nur im numerischen Werthe der (aus Gleichung $(n-1)\left(\frac{1}{R} + \frac{1}{r}\right) = \frac{1}{p}$ sich ergebenden) Brennweite p unterschieden sind, die planconvexe und die concav-convexe Linse also gleichsam doppelt convexe Linsen von verschiedenen Brennweiten repräsentiren; so werden die ersteren zwei Linsen die sie passirenden Lichtstrahlen auch ganz in der nämlichen Weise brechen, wie eine doppelt convexe Linse und dieselben gleich dieser stets zu concentriren oder zu sammeln suchen. Mit Recht faßt man demnach die doppelt convexe, die planconvexe und die concav-convexe Linse unter der gemeinschaftlichen Benennung S a m m e l l i n s e n oder C o n v e x l i n s e n zusammen und betrachtet als deren Repräsentanten die doppelt convexe Linse.

Erhalten in Formel (III) die beiden Krümmungshalbmessern R und r negative Werthe; so geht dieselbe in die Formel $\frac{1}{\alpha} = (n-1)\left(-\frac{1}{R} - \frac{1}{r}\right) - \frac{1}{a}$ oder $\frac{1}{\alpha} = -\left(\frac{1}{p} + \frac{1}{a}\right)$ . . . (3) für die doppelt concave Linse (D Fig. 502) über. Eine Analyse dieser Formel, gleich jener mit der Formel (IV) vorgenommenen, führt wieder zur Kenntniß der Brechung des Lichtes in der biconcaven Linse und der Lage des Bildes eines vor derselben befindlichen leuchtenden Punktes. Ist nämlich: 1) $a = \infty$; so folgt $\frac{1}{\alpha} = -\frac{1}{p}$ oder $\alpha = -p$. Es liegt demnach der Vereinigungspunkt paralleler Strahlen mit dem leuchtenden Punkte auf einer und derselben Seite der Linse, d. h. die Strahlen werden so gebrochen (Fig. 507), als kämen sie von einem vor derselben in endlicher Entfernung gelegenen Punkte F her. Obgleich dieser Punkt kein wirklicher,

sondern nur ein scheinbarer Vereinigungspunkt der parallelen Strahlen nach der Brechung ist, heißt er doch auch der Brennpunkt der Linse. Die Linse macht daher parallel auf sie fallende Strahlen durch Brechung divergent. 2) Umstaltet man die Formel (3) in $\alpha = -p \cdot \frac{a}{a+p}$ und $\alpha = -a \cdot \frac{p}{a+p}$, so sieht man leicht, daß für jeden endlichen positiven Werth der Entfernung a des leuchtenden Punktes von der Linse die Bildweite α einen negativen Werth erhält, daß dieser immer kleiner ist als p und als a, und daß er mit dem Werthe von a abnimmt, daß also (Fig. 508) divergent auf die Linse auffallende Strahlen durch die Brechung in der Linse divergenter werden als parallel auffallende und als sie es vor dem Eintritt in die Linse waren.

Fig. 507.

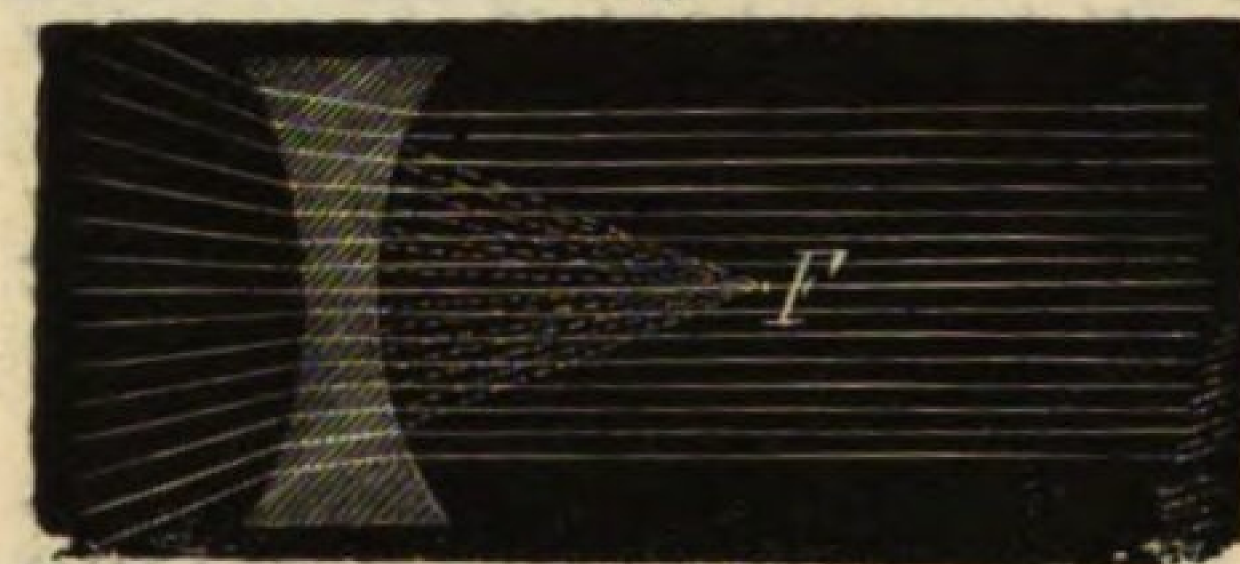
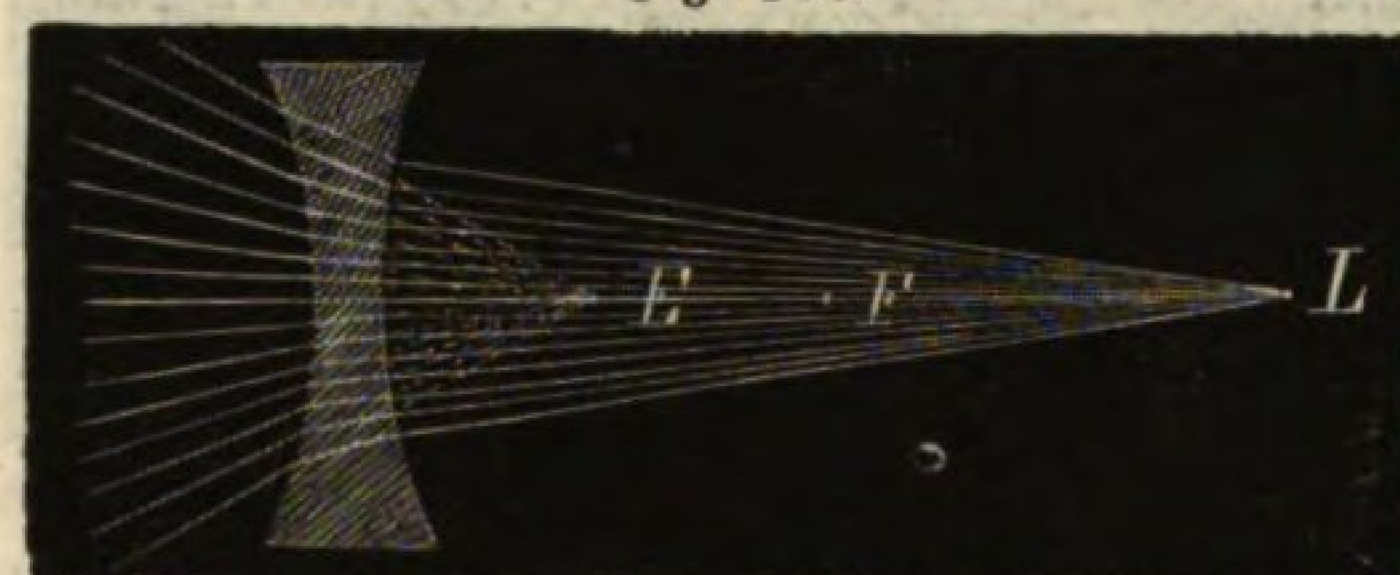


Fig. 508.



3) Für den Fall, daß die Strahlen (1, 2, 3 ... Fig. 509) eine beiderseits concave Linse convergirend treffen, so als läge der leuchtende Punkt (L) hinter der Linse, ist in obiger Formel (3) — a anstatt a zu setzen, so daß diese Formel in $\frac{1}{\alpha} = -\left(\frac{1}{p} - \frac{1}{a}\right)$ oder $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{a} - \frac{1}{p}$ ... (4) übergeht. Ist nun $a = p$ d. i. die Entfernung des imaginären leuchtenden Punktes eben so groß, wie die Brennweite der Linse, so folgt $\frac{1}{\alpha} = 0$ oder $\alpha = \infty$ d. h. die convergenten Strahlen werden durch Brechung parallel (Fig. 509). Für $a > p$ ist $\frac{1}{\alpha}$, mithin α selbst negativ d. h. das Bild entsteht vor der Linse z. B. in E (Fig. 510); es werden also in diesem Falle convergirende Strahlen durch die Brechung divergent. Für den dritten möglichen Fall endlich, daß nämlich $a < p$ ist, wird $\frac{1}{\alpha}$ und daher auch α positiv. Das Bild entsteht also hinter der Linse, und zwar, da α gemäß der aus (4) folgenden Gleichung $\alpha = a \cdot \frac{p}{p - a}$, größer als a ist (indem a erst

Fig. 509.

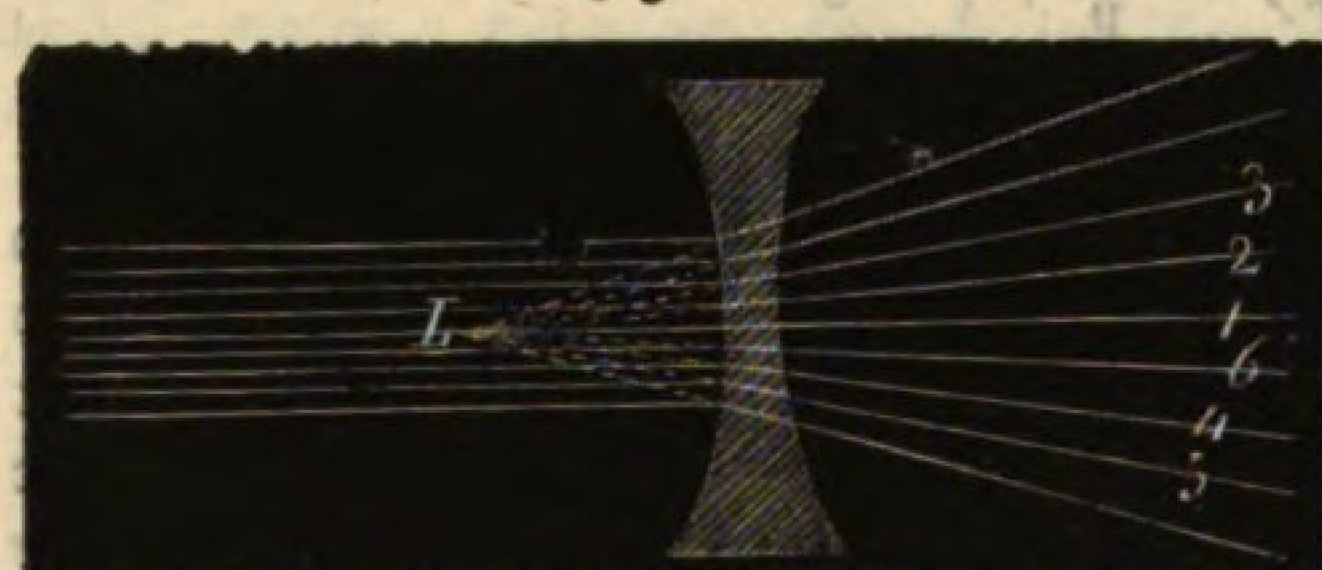
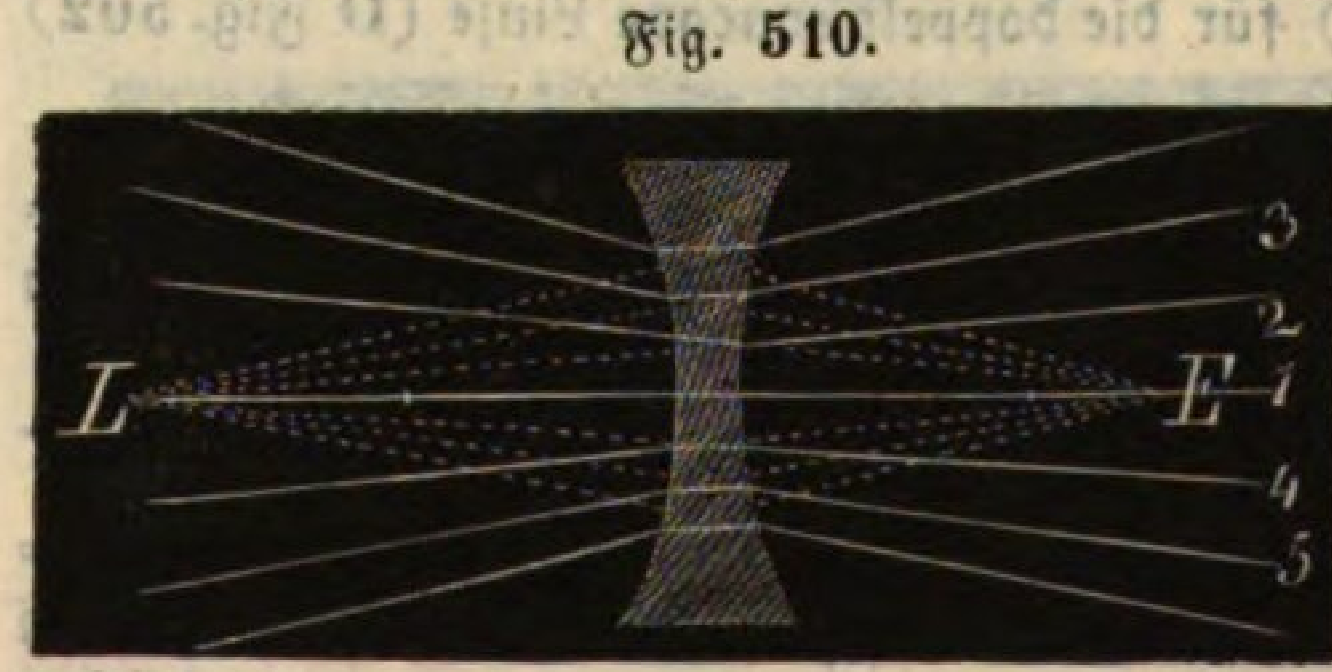
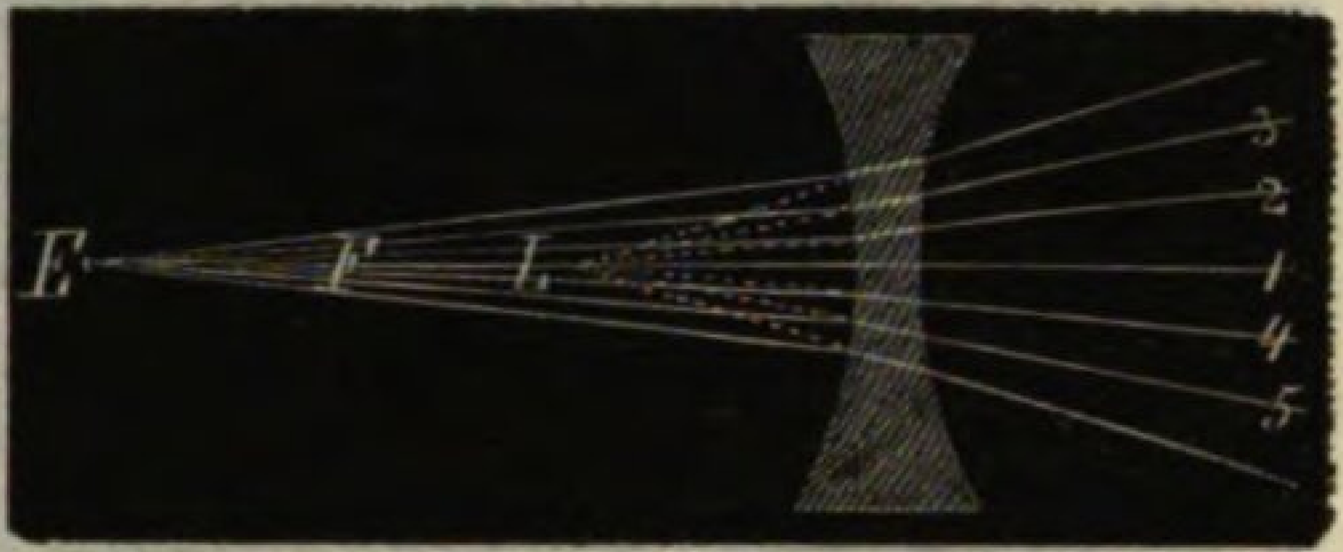


Fig. 510.



mit einem unächten Bruche multiplicirt dem α gleich wird) in einem Punkte z. B. E (Fig. 511), welcher von der Linse weiter entfernt liegt als der imaginäre leuchtende Punkt (L), so daß in diesem dritten Falle die convergenten Strahlen durch die Brechung in der Linse weniger convergent werden als sie es vor ihrem Eintritt in dieselbe waren.

Fig. 511.

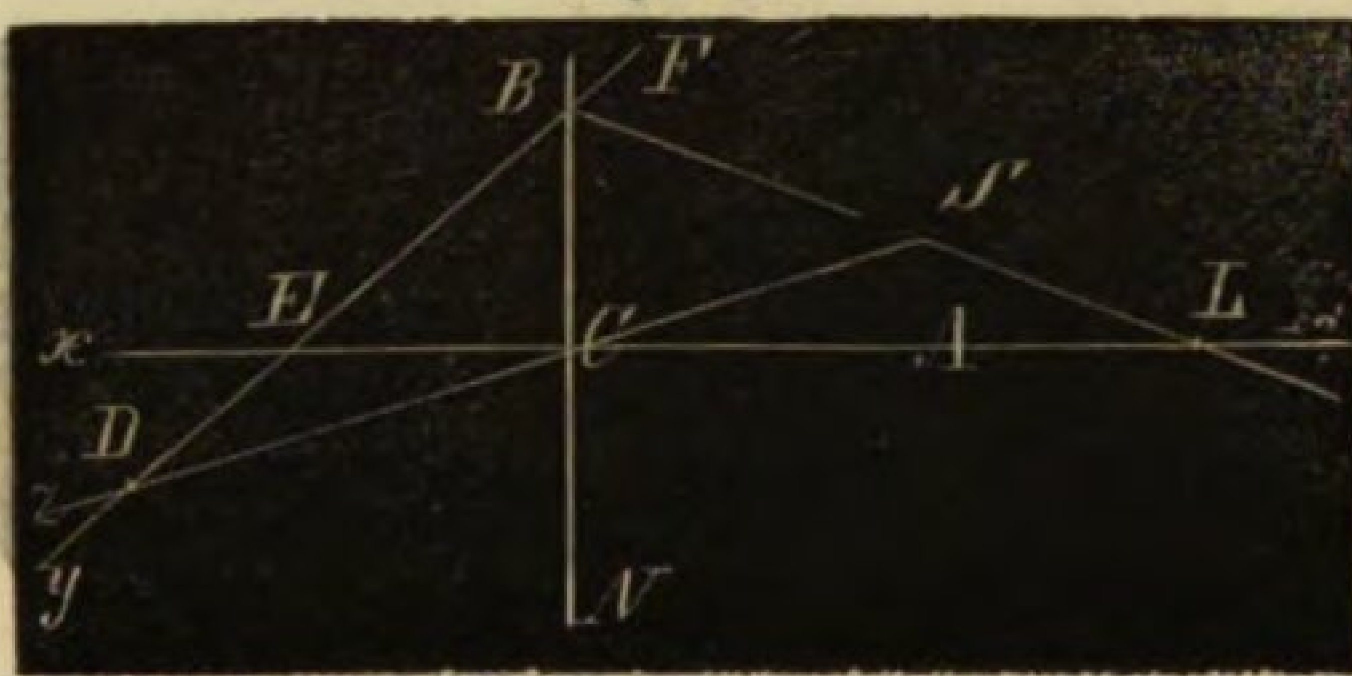


Der nämliche Zusammenhang, der oben zwischen der doppelt converen, planconveren und concav-converen Linse nachgewiesen wurde, findet auch zwischen der beiderseits concaven, der planconcaven und conver-concaven Linse (B, E und F Fig. 502) statt. Letztere zwei Linsen repräsentiren nämlich, wie ihre Formeln zeigen, doppelt concave Linsen von verschiedenen Brennweiten. Diese Formeln werden aus Formel (III) S. 660 erhalten, und zwar, wenn man darin den einen der Krümmungshalbmesser $= \infty$ und den andern negativ nimmt, ergibt sich die Formel für die planconcave Linse, nämlich $\frac{1}{\alpha} = -(n-1)\frac{1}{R} - \frac{1}{a}$ oder $\frac{1}{\alpha} = -\left(\frac{1}{p_I} + \frac{1}{a}\right)$; wird ein Halbmesser (r) negativ und kleiner als der andere genommen, so erhält man die Formel für die conver-concave Linse, nämlich $\frac{1}{\alpha} = -(n-1)\left(\frac{1}{R} - \frac{1}{r}\right) - \frac{1}{a} =$ $\frac{1}{\alpha} = -(n-1)\frac{1}{r_1} - \frac{1}{a}$ oder $\frac{1}{\alpha} = -\left(\frac{1}{p_{II}} + \frac{1}{a}\right)$, wenn p_I und p_{II} die Brennweiten in beiden Fällen bedeuten und die offenbar negative Differenz $\frac{1}{R} - \frac{1}{r} = -\frac{1}{r_1}$ gesetzt wird. Da, wie die eben vorgenommene Analyse der betreffenden Formeln zeigt, die doppelt concave Linse die einfallenden Strahlen immer zerstreut (mehr aus einander wirft) und eine gleiche Wirkung auf das Licht auch von der planconcaven und von der conver-concaven Linse geübt wird; so heißt man diese drei Linsen Zerstreuungslinsen oder auch Concavlinsen.

§. 116. Bestimmung der durch Linsen zu Stande kommenden Bilder leuchtender Gegenstände. Zu diesem Behufe muß zuerst dargethan werden, daß die oben unter (IV) aufgestellte Gleichung $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a}$ oder $\frac{1}{\alpha} + \frac{1}{a} = \frac{1}{p} \ldots$ (A), welche, wie wir bereits gesehen haben, die Grundformel für die sphärischen Linsen bildet und für diese in allen Fällen das Bild eines in der Linsenaxe gelegenen leuchtenden Punktes bestimmt, auch dann gelte, wenn dieser Punkt nicht in der besagten Axe jedoch nur wenig von derselben entfernt liegt. Um dieß zu beweisen, sei (unter der schon bei Entwicklung der Formel (IV) gemachten Voraussetzung, daß man die Dicke der Linse vernachlässige) in Fig. 512 N der Durchschnitt der Linse, C ihr optischer Mittelpunkt, Ax ihre Axe, S ein außerhalb der Axe, ihr aber sehr nahe, gelegener leuchtender Punkt, SC und SB zwei von diesem auf die Linse treffende Strahlen, wovon ersterer durch C geht und wegen Kleinheit des Winkels SCA als ungebrochen nach z

durchgehend angenommen werden kann, letzterer hingegen außerhalb des optischen Mittelpunktes auffällt, und durch die Linse nach der Richtung By gebrochen wird, so daß im Durchschnittspunkte D ein Bild des leuchtenden Punktes S entsteht. Verlängert man die Richtungen des Strahles SB und der Axe der Linse so lange, bis sie sich z. B. im Punkte L schneiden, verlängert man ferner die Richtung des gebrochenen Strahles nach F hin und bezeichnet den Durchschnittspunkt dieses Strahles und der Linsenaxe mit E; so hat man, weil jeder äußere Winkel eines Dreieckes der Summe der zwei inneren entgegengesetzten gleich ist, für das Dreieck BDS FBS=BDS+BSD und für das Dreieck BEL FBS=BEL+BLE mithin BDS+BSD =BEL+BLE ...(B). Da nun wegen der vorausgesetzten sehr geringen Entfernung des Punktes S von der Axe Ax auch Sz so wenig gegen Ax geneigt ist, daß die auf Ax lothrechte Linie MN ebenfalls auf Sz senkrechtstehend angenommen werden kann; so ist, wenn man statt der in Gleichung (B) vorkommenden sehr kleinen Winkel die Tangenten setzt,

Fig. 512.



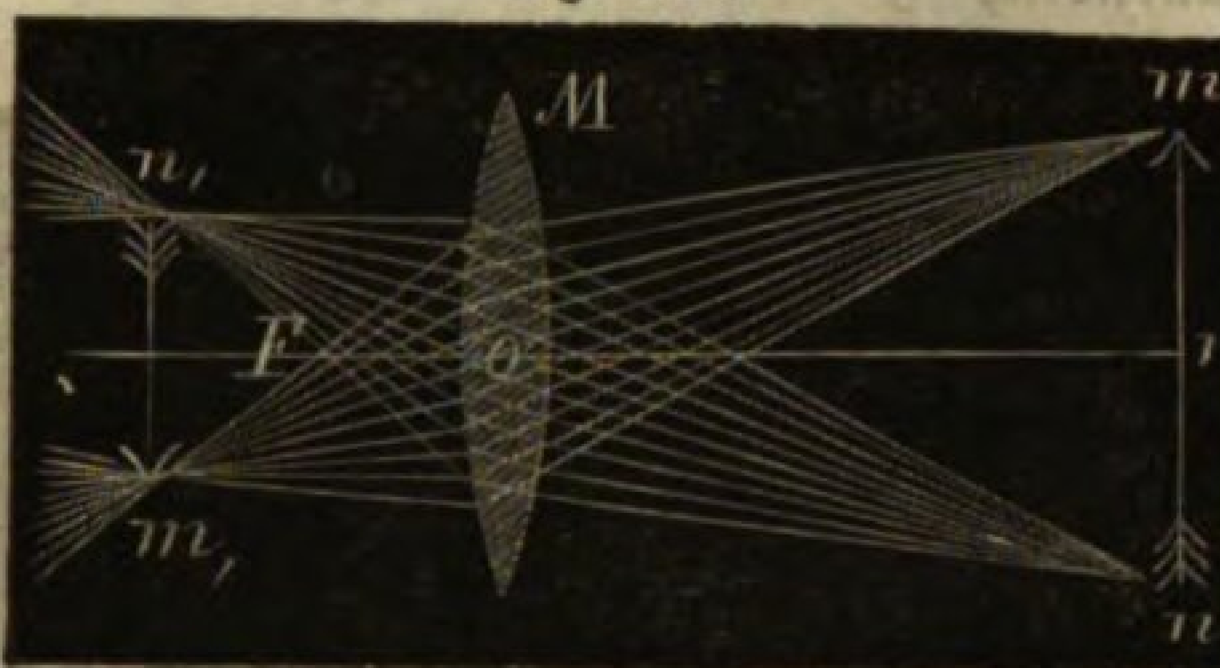
$$\frac{BC}{DC}+\frac{BC}{SC}=\frac{BC}{EC}+\frac{BC}{LC} \text{ oder } \frac{1}{DC}+\frac{1}{SC}=\frac{1}{EC}+\frac{1}{LC}.$$

Befände sich der leuchtende Punkt in L, so wäre LC dessen Abstand a von der Linse und EC die Bildweite α, daher gemäß (A) $\frac{1}{\alpha}+\frac{1}{EC}=\frac{1}{LC}$; es muß also auch $\frac{1}{DC}+\frac{1}{SC}=\frac{1}{p}$ sein. Nun stellt aber, für den leuchtenden Punkt S, SC den Abstand von der Linse und DC die Bildweite vor; es ist demnach, so wie für einen in der Axe einer Linse gelegenen leuchtenden Punkt, auch für einen außerhalb der Axe ihr aber sehr nahe befindlichen der reciproke Werth der Brennweite (p) gleich der Summe der reciproken Werthe der Punkt- und Bildweite (a, α), und es entsteht von einem solchen (außer der Axe gelegenen) leuchtenden Punkte das Bild unter ganz gleichen Umständen, wie von einem in der Axe liegenden, nur anstatt in dieser, in einer vom leuchtenden Punkte aus durch den optischen Mittelpunkt der Linse gehenden und beiderseits verlängert gedachten geraden Linie, also im Hauptstrahle, da der mit dieser Linie zusammenfallende Strahl der Hauptstrahl genannt wird. Es versteht sich von selbst, daß auch das Bild eines außer der Linsenaxe befindlichen leuchtenden Punktes nur dann rein und deutlich sein könne, wenn es bloß von sehr nahe um den optischen Mittelpunkt herum durch die Linse gehenden Strahlen erzeugt wird.

Es ist jetzt für sich klar, daß das Bild eines vor einer Linse stehenden Gegenstandes, der ein Aggregat lauter von der Linsenaxe nicht weit entfernter leuchtender Punkte darstellt, die Aneinanderreihung der Bilder der besagten Punkte sei, welche in den Hauptstrahlen dieser Punkte ganz unter den Umständen entstehen, die im vorhergehenden §. für einen leuchtenden Punkt in der Axe der Linse ermittelt und nachgewiesen wurden.

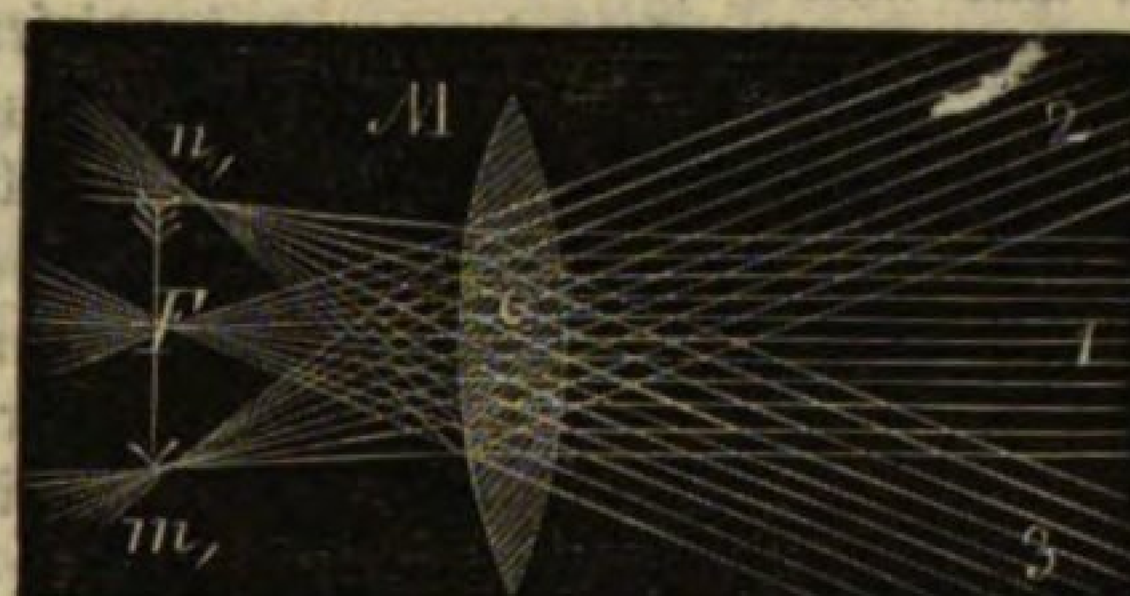
Bezeichnet demnach m n (Fig. 513) einen vor einer Sammellinse **M** befindlichen Gegenstand in einer endlichen Entfernung, die größer ist, als die Brennweite der Linse, und **F** den Brennpunkt; so

Fig. 513.



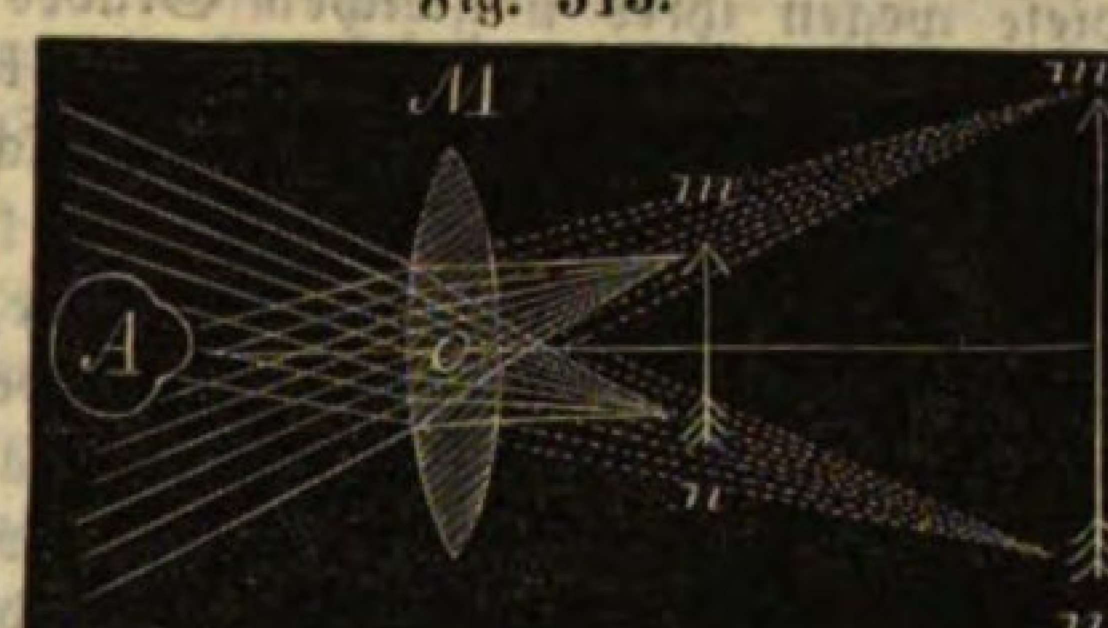
entsteht das Bild von m in m_1, von n in n_1 und zwischen diesen Bildern liegen jene der übrigen Punkte des Gegenstandes, so daß $m_1 n_1$ das Bild des letzteren vorstellt. — Befindet sich der Gegenstand in so großem Abstande von der Linse, daß auf diese von jedem seiner Punkte m, n, r ... Büschel 1, 2, 3 ... unter einander paralleler Strahlen auffallen; so entsteht das Bild in der Entfernung des Brennpunktes **F** (Fig 514). Hiernach ergibt sich ein Mittel auf dem Versuchswege die Brennweiten der Sammellinsen zu

Fig. 514.



bestimmen. So ist z. B. die Entfernung des hinter einer solchem Linse entstehenden kleinen Bildchens der Sonnenscheibe gleich der Brennweite der Linse. — Die Fig. 515 macht die Entstehung und Lage des Bildes $m_1 n_1$ in dem Falle anschaulich, wo der Gegenstand sich innerhalb der Brennweite einer convexen Linse befindet und wo die von dessen einzelnen Punkten (m, n ....) auf die Linse gelangenden Strahlen durch diese so gebrochen werden, als kämen sie von Punkten (m_1, n_1 ...) her, die mit dem Gegen-

Fig. 515.



stande auf einer und derselben Seite der Linse aber in größerer Entfernung als dieser gelegen sind. Zugleich zeigen die letzteren Figuren, daß das Auge **A** nur dann das Bild des ganzen Gegenstandes sieht, wenn es sich hinter der Linse in einer Stellung befindet, in welcher es von allen Punkten des Gegenstandes herkommende Strahlen nach der Brechung zugesendet erhält; daß das Bild, wenn der Gegenstand außerhalb der Brennweite sich befindet, stets verkehrt, wenn er aber innerhalb der Brennweite steht, immer aufrecht erscheinen müsse: ferner daß, da offenbar $mn : m_1 n_1 = mo : m_1 o$ ist, das Bild desto größer ausfällt, in je größerer Entfernung von der Linse es entsteht, mithin je näher der Gegenstand im ersten Falle dem Brennpunkte der Linse und im zweiten Falle dieser selbst steht, und endlich daß das Bild im zweiten Falle stets größer als der Gegenstand, im ersten Falle hingegen größer oder kleiner als dieser sei, jenachdem $m_1 o > mo$ oder $m_1 o < mo$ ist.

Die Entstehung und Lage des Bildes eines vor einer Zerstreuungslinse befindlichen Gegenstandes machen die folgenden Figuren anschaulich, worin wieder m n den Gegenstand, $m_1 n_1$ dessen Bild und **F** den (imaginären) Brennpunkt bedeuten, aber die Richtungen der Strahlen nach der

Brechung durch punktirte Linien dargestellt sind, und zwar stellt die Fig. 516 den Fall, wo die Entfernung des Gegenstandes von der Linse eine unendlich große und die Fig. 517 den Fall dar, wo diese Entfernung

Fig. 516.

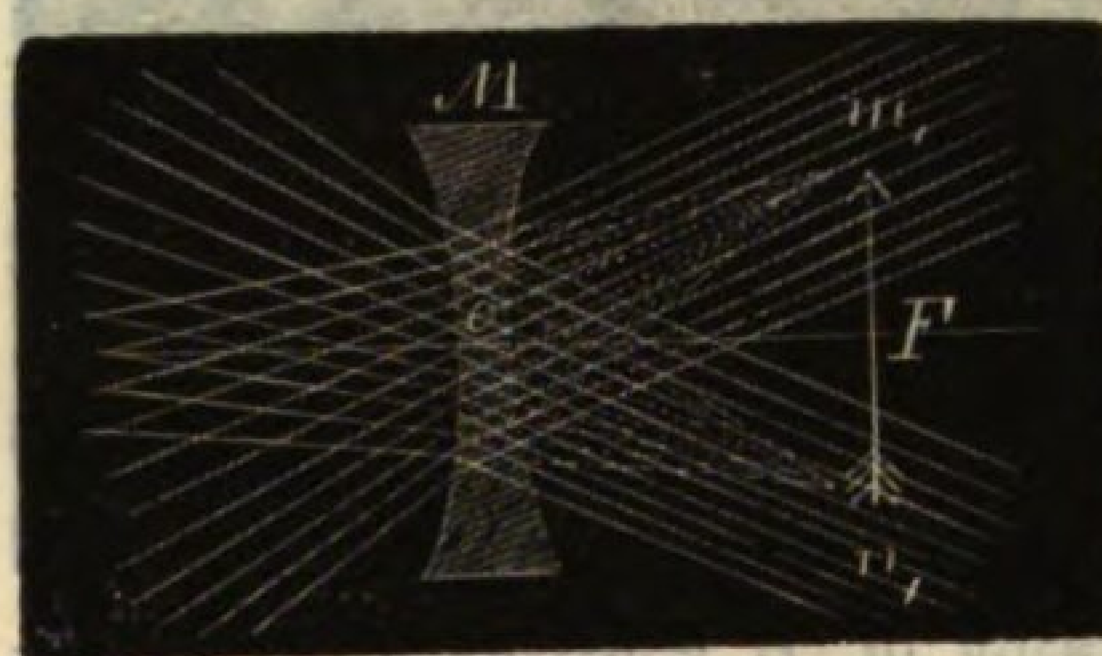
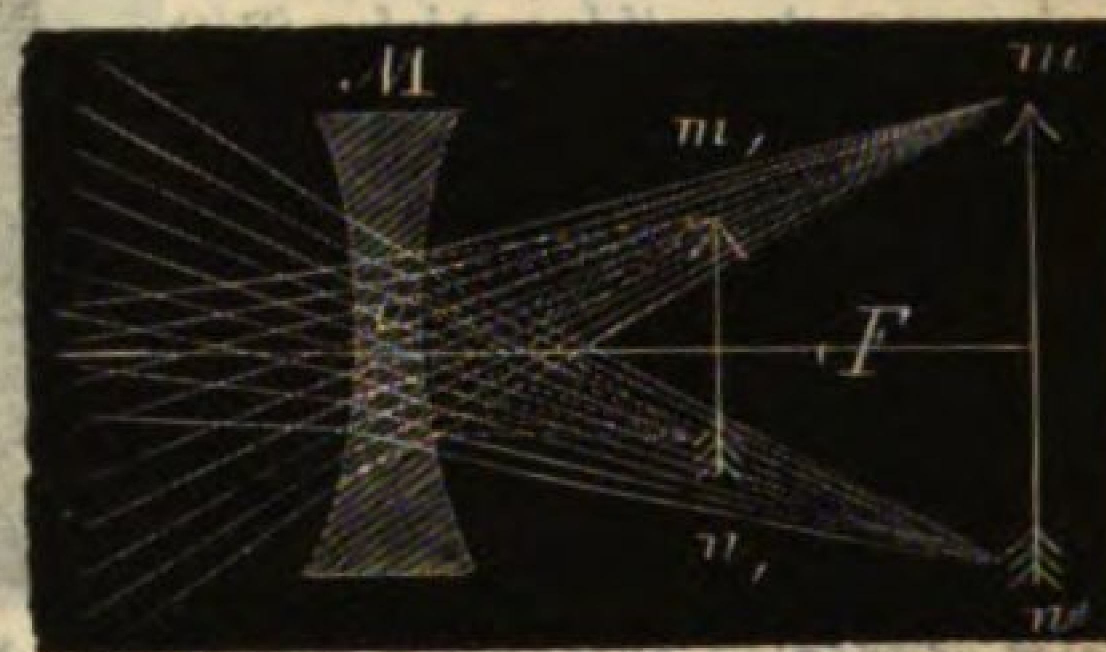


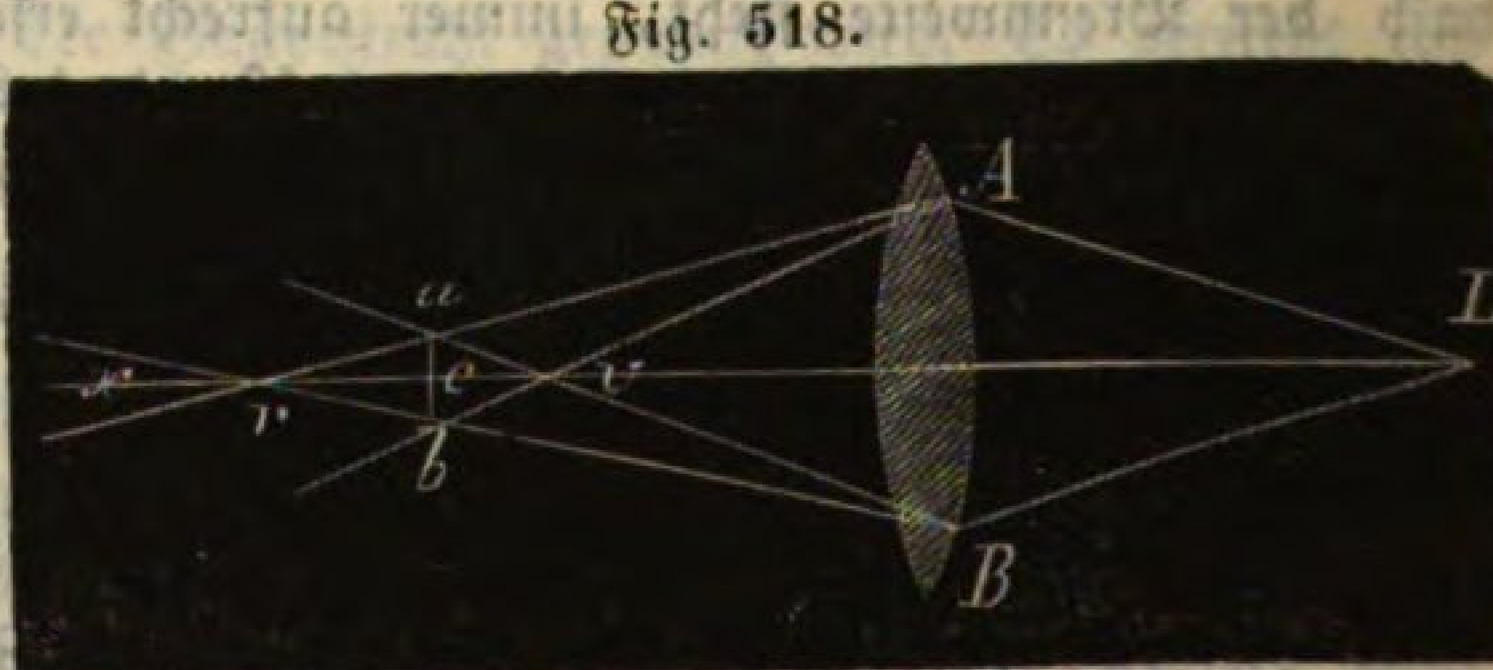
Fig. 517.



eine endliche ist. Da den früheren Betrachtungen gemäß, das Bild eines in was immer für einem Abstande vor einer Zerstreuungslinse befindlichen leuchtenden Punktes immer mit diesem auf einerlei Seite der Linse aber in geringerer Entfernung entsteht und (in Fig. 517) offenbar wieder $mn : m_1 n_1 = mo : m_1 o$ ist; so erhellet, daß das durch eine Zerstreuungslinse erscheinende Bild eines leuchtenden Gegenstandes immer aufrecht und kleiner als dieser und zwar desto kleiner sein müsse, je näher es der Linse liegt, je näher mithin an dieser letzteren sich der Gegenstand befindet.

§. 117. Chromatische Abweichung und deren Einfluß auf die Deutlichkeit und Reinheit der durch Linsen erzeugten Bilder. Wir wissen von früher her, daß jede Brechung von einer Farbenzerstreuung begleitet ist. Demnach erfährt auch jeder Lichtstrahl, während er in einer Linse gebrochen wird, zugleich eine Zerlegung in seine farbigen Bestandtheile. Da diese wegen ihres ungleichen Grades von Brechbarkeit durch die Linse verschieden stark abgelenkt werden, so können die von einem leuchtenden Punkte auf die Linse auffallenden weißen Lichtstrahlen, — welche durch diese, wenn keine Farbenzerstreuung statt fände, (wirklich oder scheinbar) wieder in einen Punkt (also zu einem einzigen Bilde) vereinigt würden, — eine solche Vereinigung nicht mehr erfahren, sondern jede Art homogener Bestandtheile der besagten weißen Lichtstrahlen hat ihren eigenen Vereinigungspunkt, so daß der Vereinigungspunkt aller violetten Bestandtheile dieser Strahlen von jenem aller blauen, dieser wieder von dem aller grünen u. s. f. verschieden ist. Man nennt diese (in der Farbenzerstreuung begründete) Abweichung der von einem leuchtenden Punkte der Linse zugesendeten Strahlen von der Wiedervereinigung in einem einzigen Punkte die chromatische Abweichung, auch die Abweichung wegen der Farbenzerstreuung, und dieselbe übt auf die Reinheit und Deutlichkeit der durch Linsen erzeugten Bilder einen nachtheiligen Einfluß, wie die folgende Betrachtung klar machen wird. Es sei in Fig. 518 M eine Sammellinse, L x ihre Axe und L ein außerhalb der Brennweite befindlicher leuchtender Punkt, der der

Fig. 518.



Linse den weißen Lichtbüschel **LAB** zusendet. Wenn wir auch voraussetzen, der Büschel enthalte nur Strahlen, für welche man von der sphärischen Abweichung (S. 661) absehen kann; so werden diese durch die Linse doch nicht in einem einzigen hinter ihr gelegenen Punkte vereinigt, sondern die violetten Bestandtheile aller treffen, da sie am brechbarsten sind, daher von ihrer ursprünglichen Richtung am stärksten abgelenkt werden, z. B. im Punkte v zusammen, die rothen Bestandtheile, als die am wenigsten brechbaren, schneiden sich in einem von der Linse weiter entfernten Punkte r und die übrigen homogenen farbigen Bestandtheile in zwischen v und r gelegenen Punkten. Nebstdem durchschneiden sich die farbigen Strahlen auch in außerhalb der Linsenaxe gelegenen Punkten, die alle von v bis r hin innerhalb der Peripherie des Kreises vom Durchmesser a b liegen, welchen man Abweichungskreis nennt. Durch diesen gehen alle von der Linse kommenden Strahlen in verschiedenen Entfernungen vom Umfange bis zum Mittelpunkt desselben hindurch. Unter allen Theilen des Raumes v r, in welchen die Strahlen zerstreut sind, finden sich in diesem Kreise allein sämmtliche vereinigt; derselbe enthält sonach die stärkste Beleuchtung und erscheint als Bild des leuchtenden Punktes. Befindet sich nun ein leuchtender Gegenstand vor der Linse, so wird im Bilde, welches diese von demselben gibt, nicht jeder seiner Punkte wieder nur durch einen einzigen Punkt, sondern durch den Abweichungskreis dargestellt. Wenn dieser auch noch so klein ist, so nimmt er doch einen Raum ein, und es können daher die den an einander liegenden Punkten des Gegenstandes, als Bilder entsprechenden Abweichungskreise nicht so, wie die besagten Punkte selbst, bloß sehr nahe an einander liegen, sondern müssen übereinander fallen und sich desto mehr decken, je näher an einander gelegenen leuchtenden Punkten des Gegenstandes sie entsprechen. Dieses bringt aber, indem Strahlen verschiedener leuchtender Punkte sich vermischen, eine Verwirrung hervor, so daß das Bild des Gegenstandes in den einzelnen Theilen nicht scharf begränzt und überhaupt undeutlich erscheint. Daß eine eben solche, Undeutlichkeit der Bilder verursachende Wirkung der Farbenzerstreuung auch dann vorhanden ist, wenn der Gegenstand innerhalb der Brennweite einer Sammellinse oder vor einer Zerstreuungslinse sich befindet, und daß sich dieselbe auf ganz gleiche Weise, wie in dem durch Fig. 518 repräsentirten Falle nachweisen läßt, begreift sich nun wohl von selbst. Diese Wirkung der Farbenzerstreuung würde den Bildern alle Deutlichkeit nehmen, wenn das von einem Punkte kommende Licht im ganzen Abweichungskreise gleichmäßig vertheilt würde. Dieß findet aber nicht statt, sondern da alle Strahlen von mittlerer Brechbarkeit durch den Mittelpunct c des Abweichungskreises gehen, während die übrigen über dessen ganzer Fläche verbreitet werden, wird dieser Punkt (c) bei weitem am stärksten beleuchtet, so daß er vorzüglich als Bild des leuchtenden Punktes erscheint.

Die chromatische Abweichung ist aber nicht bloß die Ursache der eben besprochenen Undeutlichkeit der Bilder, sondern auch einer eigenen Färbung derselben. Denn ist z. B. m n ein außerhalb der Brennweite einer Sammellinse befindlicher, derselben weißes Licht zusendender Gegenstand; so entsteht auf eine in Fig. 519 anschaulich gemachte Weise hinter der Linse nicht bloß ein einziges Bild, wie wir dies bisher immer angenommen haben, sondern es kommen unzählige Bilder in verschiedenen Abständen von der Linse, daher

auch von ungleicher Größe, (nämlich durch die Strahlen jeden bestimmten Grades der Brechbarkeit immer ein Bild) zu Stande, worunter vorzüglich sechs, in den prismatischen Hauptfarben erscheinende unterschieden werden können, und zwar so, daß das violette $v v_1$ das der Linse nächste und kleinste, das rothe $r r_1$ das entferteste und größte ist und die andern, vom ersteren gegen das letztere hin an Größe allmälig zunehmend zwischen diesen beiden äußersten darinnen liegen. Indem sich nun diese Bilder in der Mitte decken und daselbst durch ihren Gesammteindruck die Empfindung der weißen Farbe hervorbringen, am Rande hingegen der rothe und gelbe Theil über die andern hervorragt, erscheint das Bild des weißen Gegenstandes nicht in der ganzen Ausdehnung weiß, wie dieser, sondern ringsherum am Rande rothgelb gefärbt. Befindet sich der Gegenstand innerhalb der Brennweite des Sammelglases, so muß das mit ihm auf der nämlichen Seite der Linse, aber in größerer Entfernung erscheinende Bild einen blauvioletten Rand zeigen, weil von den unzähligen farbigen Bildern, welche auch in diesem, durch Fig. 520 dargestellten Falle entstehen, das violette und das blaue, die hier die entferntesten und mithin größten sind, alle andern überragen.

Fig. 519.

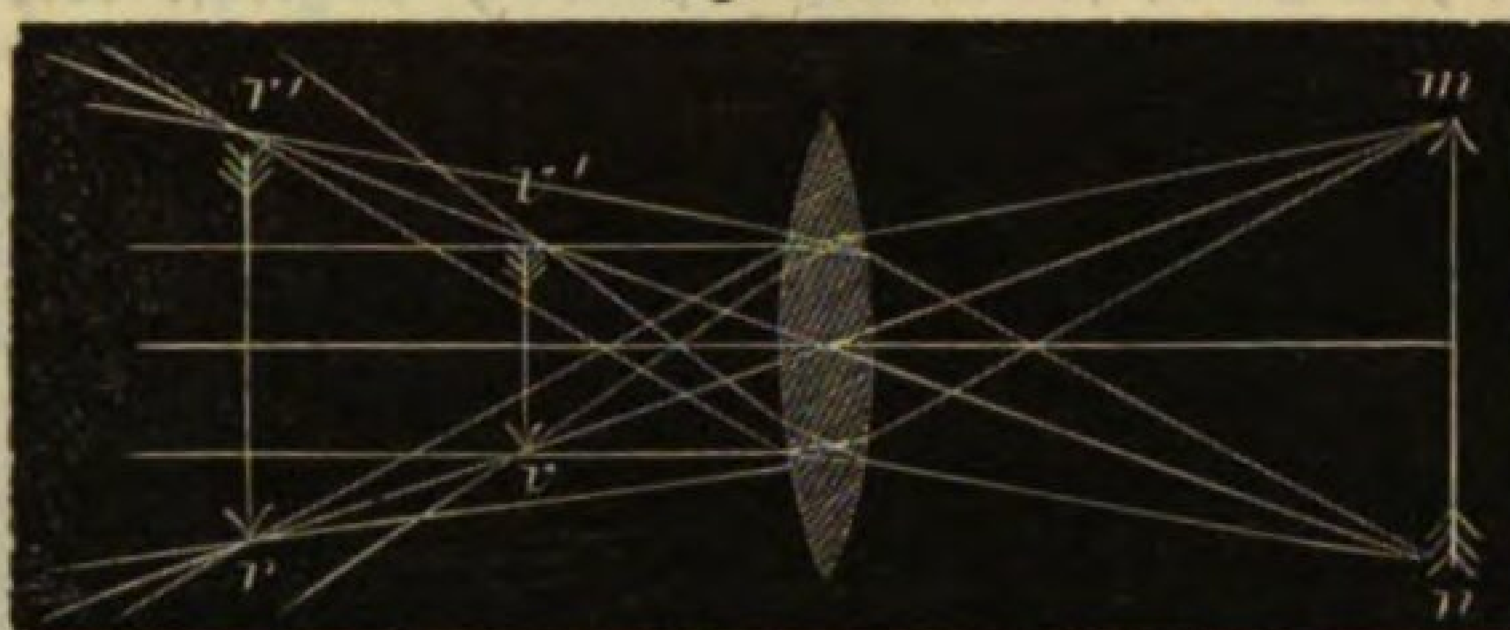
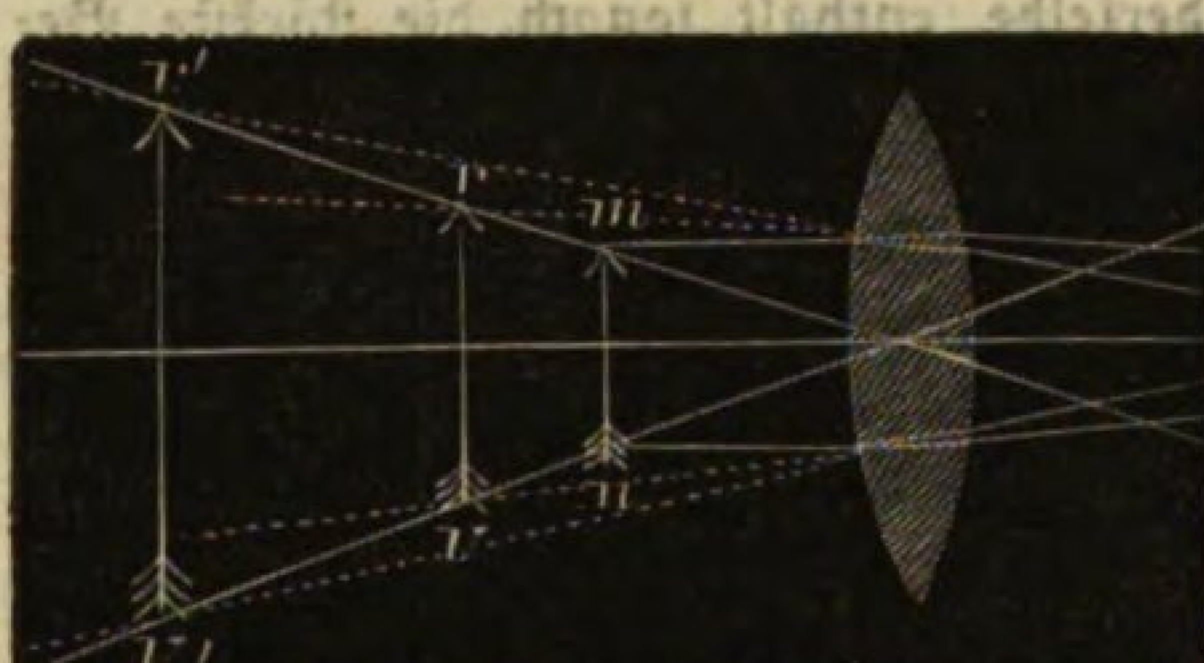


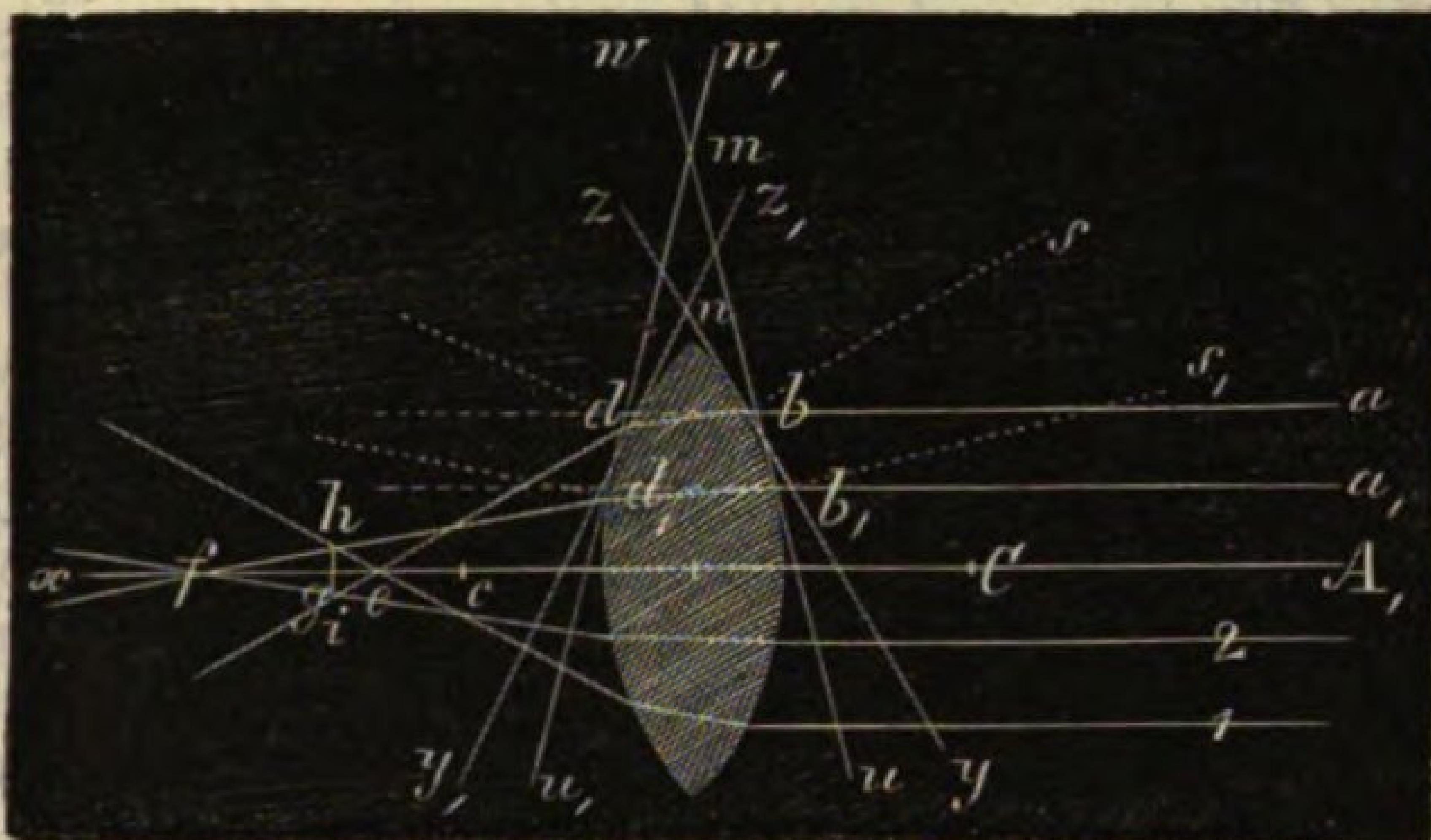
Fig. 520.



§. 118. Nähere Betrachtung der sphärischen Abweichung bei Linsen und Mittel ihren schädlichen Einfluß auf die Deutlichkeit der Bilder zu vermindern. Schon früher (auf S. 661) wurde gelegenheitlich hervorgehoben, daß Strahlen, die in verschiedenen Entfernungen von der Axe auf die biconvexe Linse gelangen, hinter derselben sich nicht in einem und demselben Punkte der Axe vereinigen können, sondern daß sie dies in einem desto näher an der Linse gelegenen Punkte thun, je weiter von der Axe (und mithin je näher gegen den Rand der Linse hin) sie auffallen. Das Nämliche findet auch in allen den andern von uns bei Linsen betrachteten Fällen Statt: es werden durch die Brechung immer nur jene Strahlen (wirklich oder scheinbar) in einem einzigen Punkte vereinigt, welche in gleichen Entfernungen von der Axe (oder vom Hauptstrahle, wenn sie von einem, außerhalb der Axe gelegenen Punkt herkommen) auf die Linse treffen. Den Grund hievon wird man nach Folgendem einsehen. Sind in Fig. 521 a b und $a_1 b_1$ parallel zur Axe A x der Sammellinse auffallende Strahlen, man zieht zu ihren Einfallspunkten b und b_1 die Berührungsebenen y z und u w und errichtet die Einfallslothe b s und $b_1 s_1$, so zeigt sich der Einfallswinkel für den Strahl a b größer als für den Strahl $a_1 b_1$; es muß daher für ersteren Strahl auch der Brechungswinkel größer sein als für den letzteren,

d. h. es wird in der Linse der Strahl a b von der ursprünglichen (punktirt dargestellten) Richtung weniger stark abgelenkt als der Strahl $a_1 b_1$,

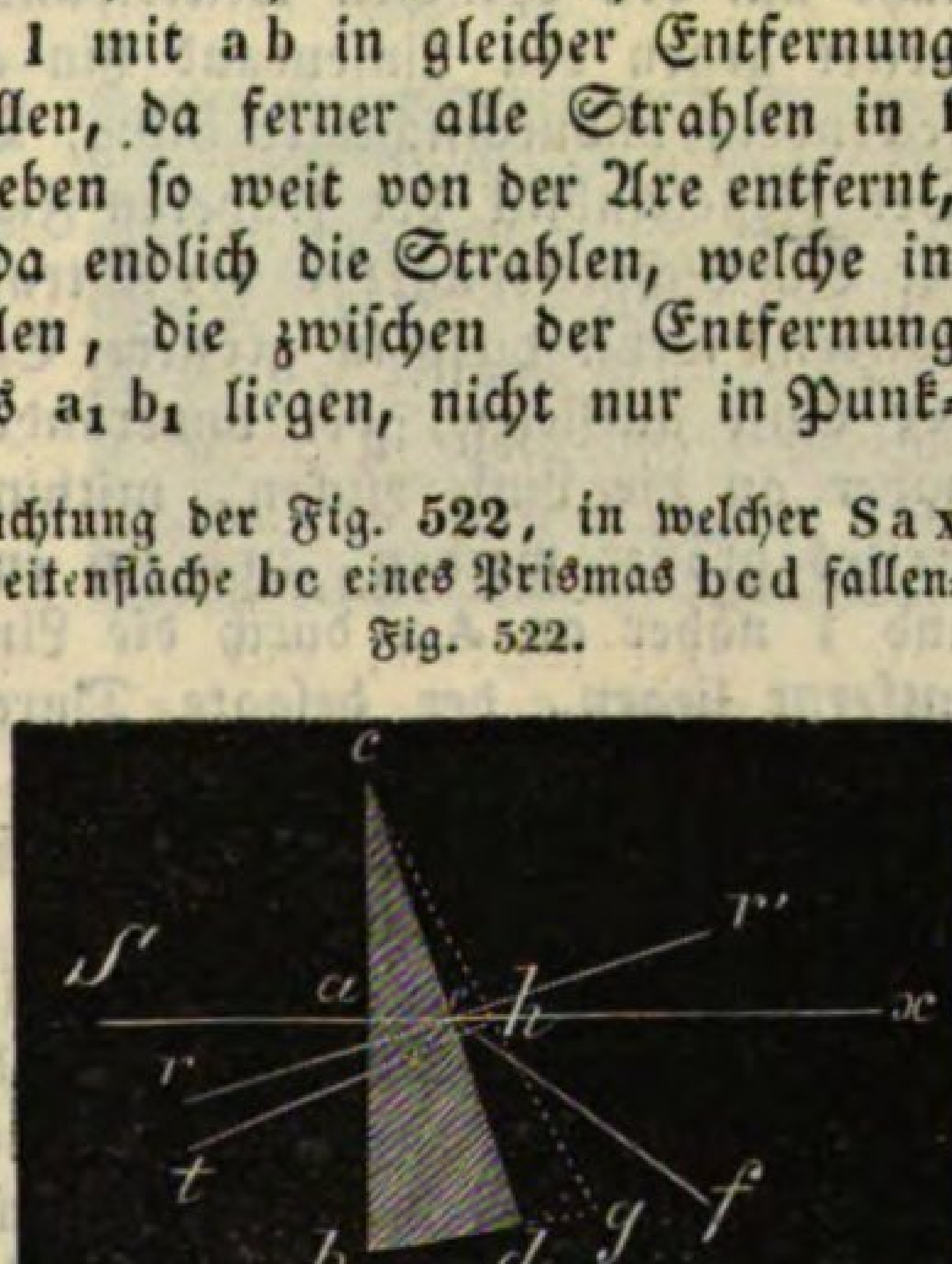
Fig. 521.



so daß der erstere z. B. nach d und der letztere nach d_1 hin geht. Zieht man nun auch zu diesen Austrittspunkten (d, d_1) die Berührungsebenen $y_1 z_1$ und $u_1 w_1$, so begreift man, daß die zwei Strahlen bei ihrem Austritte aus der Linse gerade so gebrochen werden, als wären sie durch zwei Prismen gegangen, deren Seitenflächen die Berührungsebenen der Ein- und Austrittspunkte sind, und zwar als wäre der Strahl a b durch ein Prisma vom brechenden Winkel m und der Strahl $a_1 b_1$ durch ein Prisma von einem kleineren brechenden Winkel n gegangen. Nun wird aber ein Strahl bei einer und derselben Einfallsrichtung von dieser unter sonst gleichen Umständen durch ein Prisma desto mehr abgelenkt, einen je größeren brechenden Winkel dieses hat *); es muß daher der Strahl a b nach seinem Austritte aus der Linse deren Axe in einem näher an der Linse gelegenen Punkt e durchschneiden, als der Strahl $a_1 b_1$, so daß dieser mit der Axe z. B. im Punkte f zusammentrifft. Da in e überdieß auch alle Strahlen die Axe schneiden, welche wie z. B. der Strahl 1 mit a b in gleicher Entfernung von derselben rings um sie herum auffallen, da ferner alle Strahlen in f eintreffen, welche gleich dem Strahle 2 eben so weit von der Axe entfernt, wie $a_1 b_1$ auf die Linse gelangen, und da endlich die Strahlen, welche in Entfernungen von der Linsenaxe auffallen, die zwischen der Entfernung des Strahles a b und jener des Strahles $a_1 b_1$ liegen, nicht nur in Punk-

*) Die Richtigkeit dessen ergibt sich bei Betrachtung der Fig. 522, in welcher S a x die Richtung eines senkrecht auf die eine Seitenfläche b c eines Prismas b c d fallenden Strahles vorstellt. Derselbe tritt ungebrochen in das Prisma ein, trifft an die zweite Seitenfläche c d unter dem Einfallswinkel a e r und tritt z. B. unter dem Brechungswinkel r_1 e f wieder aus dem Prisma aus. Würde der brechende Winkel b c d des Prismas bis zu b c g vergrößert, wie es die punktirten Linien anzeigen, so würde h der Einfallspunkt des Strahles, es wäre dann der Einfallswinkel a h t und mithin auch der Brechungswinkel größer, der Strahl würde also von seiner ursprünglichen Richtung mehr abgelenkt als vorher.

Fig. 522.

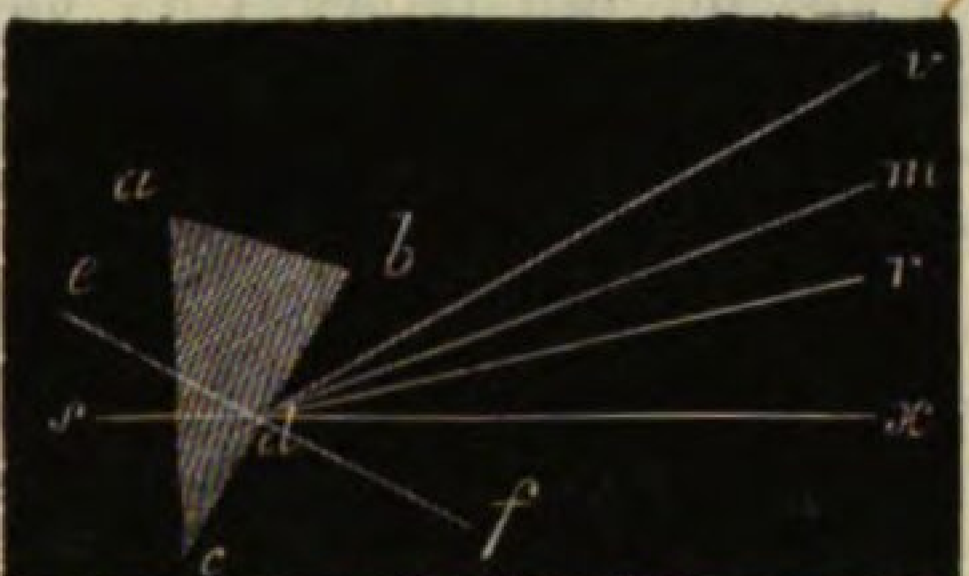


ten zwischen e und f in der Axe, sondern auch in Punkten außerhalb letzterer sich durchkreuzen werden; so sieht man, daß auch hier eine Abweichung der Strahlen eines leuchtenden Punktes von der Vereinigung wieder in einem einzigen Punkte statt finden müsse, und diese Abweichung ist die sogenannte sphärische Abweichung oder Abweichung wegen der Kugelgestalt der Linse. Alle besagten Durchkreuzungspunkte liegen offenbar innerhalb der Peripherie eines kleinen Kreises vom Durchmesser gh, welcher Kreis Abweichungskreis heißt und ganz so wie der chromatische Abweichungskreis in dem durch eine Linse erzeugten Bilde eines leuchtenden Gegenstandes die Stelle des Punktes vertritt, welcher dem betreffenden leuchtenden Punkt des Gegenstandes entspricht. Daß demnach die sphärische Abweichung die Deutlichkeit des Bildes aus gleichem Grunde, wie die chromatische Abweichung beeinträchtigt, (nämlich wegen des stattfindenden theilweisen Uebereinanderfallens und Deckens der den Punkten des leuchtenden Gegenstandes entsprechenden Abweichungskreise und der daraus entstehenden Verwirrung) und daß bei Zerstreuungslinsen, so wie bei Sammellinsen, der leuchtende Gegenstand mag inner- oder außerhalb der Brennweite sich befinden, die sphärische Abweichung unter gleichen Umständen eintrete, bedarf gewiß keiner besonderen Nachweisung. Da die eben besagte, aus dem theilweisen Uebereinanderfallen der Abweichungskreise entspringende Beeinträchtigung der Deutlichkeit der Bilder offenbar desto geringer ist, je kleiner die Abweichungskreise sind (je mehr jeder Raum, in welchem die von einem leuchtenden Punkte ausgegangenen Strahlen durch die Linse vereinigt werden, bezüglich seiner Ausdehnung sich wieder einem einzigen Punkte nähert): so wird durch jedes Mittel, welches eine Verkleinerung der Abweichungskreise bewirkt, auch die Reinheit und Deutlichkeit der Bilder erhöht. Solche Mittel sind aber: 1. Verminderung der Oeffnung der Linse (d. i. des dem Lichte zum Durchgange dargebotenen Theiles der Linsen-Fläche), so daß nur nahe um den optischen Mittelpunkt herum Strahlen durchgelassen und die weiter gegen den Linsenrand hin auffallenden durch einen diesen Rand bedeckenden, undurchsichtigen Ring, Blendung genannt, abgehalten werden. Der bloße Anblick der früheren Figur 521 lehrt dies. Denn offenbar würde der Durchschnittspunkt e der Strahlen ab und 1, unter sonst gleichen Umständen, wenn diese in größerer Entfernung von Ax, also näher am Rande der Linse auffielen, bei unverändert bleibender Lage des Brennpunktes f näher an die Linse rücken, mithin der Durchmesser gh des Abweichungskreises größer werden, und im entgegengesetzten Falle, wenn nämlich ab und 1 näher an Ax durch die Linse gingen, würde e weiter von letzterer entfernt liegen, der besagte Durchmesser also kleiner ausfallen. 2. Anwendung einer Linse von größerer Brennweite. Denkt man sich der Linse in Figur 521 eine Linse mit größerer Brennweite substituirt, so würden bei der nämlichen Entfernung der Strahlen ab und 1, dann $a_1 b_1$ und 2 von der Axe Ax der Linse die Punkte e und f weiter entfernt von dieser zu liegen kommen, daher der Durchmesser gh kleiner. Demnach geben Linsen von größeren Brennweiten, selbst bei bedeutend größerer Oeffnung, eben so deutliche, zugleich aber viel lichtstärkere, hellere Bilder, als Linsen von kleinen Brennweiten bei kleinerer Oeffnung. Bei einem und demselben Materiale der Linse ist die sphärische Abweichung auf

der Axe dem Quadrate der Oeffnung der Linse direkt und der Brennweite umgekehrt proportional. 3. Bei derselben Oeffnung und Brennweite der Linse läßt sich die sphärische Abweichung durch das Verhältniß der Halbmesser beider Krümmungen vermindern. Man kann sich leicht durch eine Zeichnung überzeugen, daß die Abweichung abnimmt, wenn die Linse auf der vom Gegenstande abgewendeten Seite eine geringere Krümmung erhält. Diese Abnahme geht bis zu einer gewissen Gränze. Die Formel $\frac{r}{R} = \frac{4 + n - 2n^2}{2n^2 + 1}$ gibt das Verhältniß der Krümmungshalbmesser einer Linse von kleinster sphärischer Abweichung für parallele Strahlen unter der Voraussetzung an, daß r den Halbmesser der vordern (dem leuchtenden Gegenstande zugewendeten), **R** jene der hintern Linsenfläche und n den Brechungsindex des Materials der Linse bedeutet. Eine Linse mit dem dieser Formel entsprechenden Verhältnisse der Krümmungshalbmesser heißt eine Linse von bester Form. Planconvex- und Planconcavlinsen kommen bezüglich der Abweichung einer doppelt convexen und doppelt concaven Linse von bester Form am nächsten, wenn die gekrümmte Fläche gegen das Object gerichtet ist; erzeugen hingegen die größte Abweichung, wenn sie ihre Planseite dem Gegenstande zukehren. Nach Herschel läßt sich durch zwei nahe aneinandergestellte Linsen die sphärische Abweichung vollständig heben. Wenn die Krümmungen von drei Flächen einer Doppellinse gegeben sind, kann die vierte durch Rechnung immer so bestimmt werden, daß die besagte Abweichung völlig wegfällt.

§. 119. Aufhebung der chromatischen Abweichung. (Achromatismus.) Um gehörig einzusehen, wie der im vorhergehenden §. auseinandergesetzte schädliche Einfluß behoben werden könne, den die chromatische Abweichung auf die Reinheit und Deutlichkeit der durch Linsen zu Stande kommenden Bilder nimmt und welcher größer ist als jener der sphärischen Abweichung, weil der chromatische Abweichungskreis den sphärischen an Größe bedeutend übertrifft, muß Folgendes vorausgeschickt werden. Ist a b c (Fig. 523) ein Glasprisma und s x ein auffangender Strahl, welcher, der Einfachheit der Betrachtung wegen, die Fläche a c senkrecht treffen, mithin erst im Punkte d der zweiten Fläche eine Brechung erfahren soll; so wird er hier zugleich in seine farbigen Bestandtheile zerlegt. Stellt von diesen d r den äußersten rothen, d v den äußersten violetten, d m den Strahl von mittlerer Richtung zwischen beiden und e f das Einfallsloth zu d vor; so heißt der Strahl d m der mittlere gebrochene Strahl, sein Brechungswinkel m d f der mittlere Brechungswinkel und der Winkel r d v, welcher die Größe der Farbenzerstreuung bestimmt, heißt der Zerstreuungswinkel. Der mittlere gebrochene Strahl und der mittlere Brechungswinkel wurde in den früheren Fällen, wo wir den gebrochenen Strahl als einfach betrachteten, immer gemeint, wenn schlechtweg vom gebrochenen Strahl und vom Brechungswinkel die Rede war.

Fig. 523.



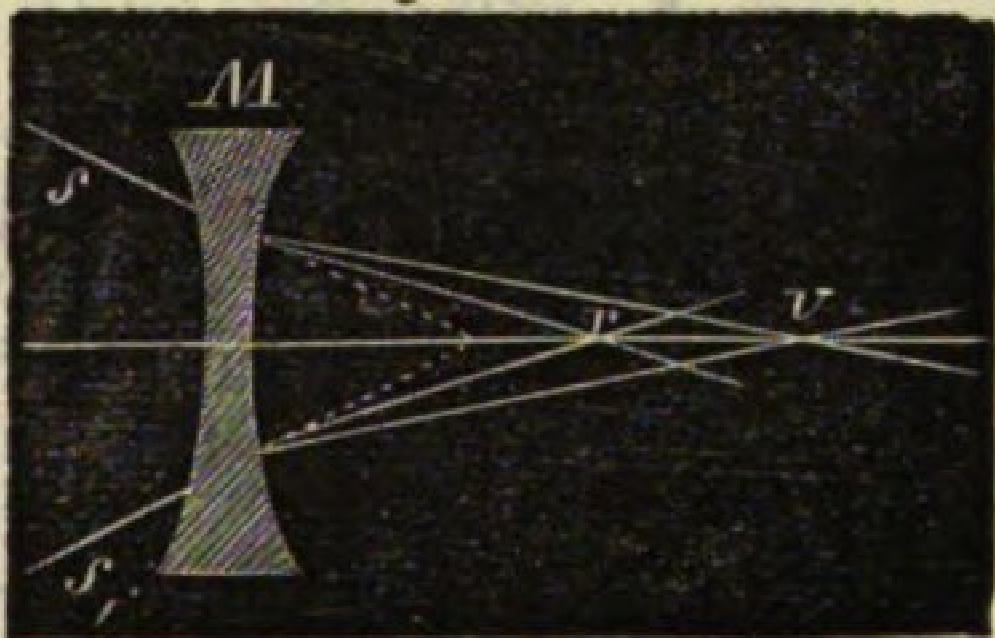
Der Erfahrung gemäß ist für das nämliche Mittel, also für eine und dieselbe Art von Glas, der Zerstreuungswinkel jederzeit dem mittleren Brechungswinkel proportional, d. h. bei Zunahme des Brechungswinkels, zu Folge

Vergrößerung des Einfallswinkels oder des brechenden Winkels des Prismas, wird in demselben Verhältnisse auch der Zerstreuungswinkel größer. Nicht so ist es bei verschiedenen Mitteln. In der Regel bewirkt zwar z. B. eine Glasart, die eine stärkere mittlere Brechung hervorbringt, auch eine größere Zerstreuung; allein letztere wächst mit ersterer nicht in dem nämlichen Verhältnisse. So ist, — wenn man einem Prisma aus Crown- oder Spiegelglas eines aus dem das Licht stärker brechenden, so genannten Flintglase substituirt und diesem einen um so viel kleineren brechenden Winkel gibt, daß für dasselbe der mittlere Brechungswinkel die gleiche Größe hat, wie früher bei dem Crownglasprisma, — ungeachtet dieser Gleichheit doch jetzt der Zerstreuungswinkel größer als vorher. Von zwei verschiedenen Mitteln wird demnach die Zerstreuung desjenigen größer sein, für welches bei gleichem mittleren Brechungswinkel der Zerstreuungswinkel, (oder auch, bei welchem dieser letztere Winkel im Verhältnisse zum ersteren) größer ist. Die relative Größe der Zerstreuung eines Mittels wird also durch die Größe des Zerstreuungswinkels im Verhältnisse zu dem mittleren Brechungswinkel gegeben. Die Zahl, welche man erhält, wenn man bei der Zerstreuung durch ein bestimmtes Mittel den Brechungsexponenten (n_1) des äußersten rothen von dem Brechungsexponenten (n_2) des äußersten violetten Strahles abzieht und diese Differenz durch den um 1 verminderten Exponenten (n) der mittleren Brechung dividirt, also der Bruch $\frac{n_2 - n_1}{n - 1}$ heißt das Zerstreuungsvermögen oder die Zerstreuungskraft des betreffenden Mittels, und das Verhältniß der Zerstreuungskräfte zweier verschiedener Mittel, z. B. zweier verschiedener Glasarten wird das Zerstreuungsverhältniß dieser Gläser in Bezug auf einander genannt. Für Crown- und Flintglas (welche Gläser in der praktischen Optik eine Hauptrolle spielen) wird dieses Zerstreuungsverhältniß gewöhnlich so ausgedrückt, daß man die Zerstreuungskraft des Flintglases = 1 setzt ... (†). Wäre z. B. bei Crownglas von bestimmter Beschaffenheit der Brechungsexponent für den violetten Strahl 1·56, für den rothen 1·54 und für den mittleren 1·55, ferner bei Flintglas gewisser Art dieser Exponent für den violetten Strahl 1·595, für den rothen 1·565 und für den mittleren 1·58 gefunden worden (wie dies geschieht, wird ein folgender §. lehren); so ist $\frac{1{\cdot}56 - 1{\cdot}54}{1{\cdot}55 - 1} = 0{\cdot}0363$ der Werth des Zerstreuungsvermögens für das Crownglas, und $\frac{1{\cdot}595 - 1{\cdot}565}{1{\cdot}58 - 1}$ $= 0{\cdot}0517$ jener für das betreffende Flintglas. Das Zerstreuungsverhältniß dieser beiden Gläser ist daher 0·0517 : 0·0363 und mit Rücksicht auf (†) $1 : \frac{0{\cdot}0363}{0{\cdot}0517} = 1 : 0{\cdot}704$ oder das Zerstreuungsverhältniß beider Gläser ist $= 0{\cdot}704$. Das auf letztere Art ausgedrückte Verhältniß ist dasjenige, welches bei Berechnung achromatischer Linsen (von welchen gleich nachher gehandelt werden soll) gebraucht wird. Das Zerstreuungsverhältniß eines bestimmten Flint- und Crownglases ist = 0·704 heißt also, die Zerstreuungskraft des ersteren Glases verhält sich zu jener des letzteren, wie 1 : 0·704. Endlich müssen wir noch ein Mal auf die frühere Figur 518 zurückkommen. Die bloße Betrachtung derselben lehrt, daß die Größe der chroma-

tischen Längenabweichung v r mit der Brennweite der Linse zunimmt, hingegen der Durchmesser a b des chromatischen Abweichungskreises kleiner wird, wenn die Brennweite wächst. Offenbar würden, wenn man sich der Linse (in Figur 518) eine von größerer Brennweite unter sonst gleichen Umständen substituirt denkt, die Durchschnittspunkte v und r der betreffenden Strahlen weiter entfernt von der Linse zu liegen kommen, daher bei gleicher Größe des Zerstreuungswinkels ein größeres Stück der Axe L x zwischen sich enthalten, und zugleich würden wegen der größeren Schiefe, unter welcher dann die besagten Strahlen mit der Linsenaxe zusammenträfen, die Durchschnittspunkte a und b näher an diese Axe fallen ... (1).

Nach diesen Prämissen kann nun zur Auseinandersetzung des Mittels, die chromatische Abweichung wegzuschaffen, geschritten werden, welches in der Anwendung einer sogenannten achromatischen d. h. von der chromatischen Abweichung freien Linse besteht. Es ist dies in den meisten Fällen eine Doppellinse, zusammengesetzt aus einer Sammellinse von Crown- und einer Zerstreuungslinse von Flintglas. Wie und unter welchen Bedingungen durch eine solche Combination die chromatische Abweichung aufgehoben werden könne, wird aus Nachstehendem klar werden. Aus Früherem (Fig. 518) her wissen wir, daß bei einer Sammellinse von einem Strahle, den ein außerhalb der Brennweite befindlicher leuchtender Punkt der Linse zusendet, der äußerste violette Bestandtheil hinter der Linse deren Axe in einem Punkte v, der näher an der Linse liegt, der rothe Bestandtheil aber in einem entfernteren Punkte r durchschneidet. Fallen auf eine Zerstreuungslinse M Fig. 524 convergente Strahlen s, s_1 so auf, daß sie durch die Brechung nur weniger convergent werden, also hinter der Linse mit deren Axe zusammentreffen, so thun dies offenbar die violetten Bestandtheile, weil sie am brechbarsten sind, mithin am meisten von der ursprünglichen Richtung abgelenkt werden, in einem am weitesten von der Linse entfernt gelegenen Punkte v, und die am wenigsten brechbaren rothen Strahlen durchschneiden die Axe am nächsten an der Linse z. B. in r. Es erhalten daher bei der Zerstreuungslinse die besagten farbigen Strahlen gerade die umgekehrte Lage von jener bei der Sammellinse, und man sieht ein, daß, wenn hinter einer Sammellinse eine Zerstreuungslinse angebracht wird, damit die aus der ersteren austretenden Strahlen convergent an die letztere treffen, unter gewissen Bedingungen die von der Sammellinse bewirkte Zerstreuung der farbigen Bestandtheile durch die entgegengesetzte Wirkung, welche die Zerstreuungslinse auf diese Bestandtheile bezüglich ihrer Lage gegen die Axe übt, wieder aufgehoben werde, indem, — vorausgesetzt, die Axen beider Linsen fallen in eine und dieselbe Linie zusammen, — durch entsprechende Beschaffenheit und Einrichtung der Linsen sicherlich bewirkt werden kann, daß durch das Zerstreuungsglas der rothe Strahl gerade wieder um eben so viel der Axe genähert oder der violette Strahl von derselben entfernt wird, als durch die Zerstreuung im Sammelglase der erstere von der Axe entfernt oder der letztere derselben näher gebracht worden, so daß die farbigen Strahlen wieder in ihre ursprüngliche Lage

Fig. 524.



zusammen geworfen d. i. zu einen Büschel paralleler Strahlen vereinigt werden, der, wenn er ins Auge gelangt, so wie vor seinem Eintritte in die Linsencombination die Empfindung des weißen Lichtes anregt.

Zu noch weiterer Verdeutlichung des in Rede stehenden Gegenstandes diene die Fig. 525. Werden die aus der Sammellinse M austretenden, farbigen Bestandtheile der vom leuchtenden Punkte L auf diese Linse gelangenden Strahlen L A und L B mit dem Zerstreuungsglase N aufgefangen; so macht dieses so wohl die convergent auffallenden violetten Strahlen 1, 2 als die convergenten rothen 3, 4 weniger convergent, so daß die Durchschnittspunkte v und r dieser Strahlen weiter von der Linse hinwegrücken. Da aber diese zerstreuende, (die Convergenz vermindernde) Wirkung von N bei den brechbareren violetten Strahlen größer ist als bei den minder brechbaren rothen, so wird offenbar die Wegrückung des Punktes v von der Linse mehr betragen als jene des Punktes r und es wird, unter gewissen (später zu erörternden) Bedingungen, der erstere Punkt den letzteren gleichsam einholen können, so daß beide z. B. im Punkte s zusammenfallen, die violetten Strahlen also zu den rothen parallel werden. Daß Aehnliches auch mit den andern farbigen Bestandtheilen geschieht, versteht sich von selbst. Die nun als möglich nachgewiesene Aufhebung der Farbenzerstreuung bei Linsen läßt sich aber in einer dem Zwecke der letzteren (Lichtstrahlen in einer andern Richtung, als sie von ihrer Quelle aus haben, sonst aber in unverändert ursprünglicher Beschaffenheit dem Auge zuzuleiten) entsprechenden Weise, nur durch eine Doppellinse bewerkstelligen, bei welcher die beiden combinirten Theile aus verschiedenen, rücksichtlich des Brechungs- und des Zerstreuungsvermögens ungleichen Glassorten bestehen. Um diese und auch noch andere Bedingungen der Herstellung achromatischer Linsen (der Erzielung des Achromatismus bei Linsen) gehörig einzusehen, erinnern wir nur, daß man (siehe die frühere Figur 521) die Punkte, an welchen ein Strahl in eine Linse ein- und wieder aus derselben austritt, als einem Prisma angehörig betrachten kann, welches die Berührungsebenen dieser Punkte zu Seitenflächen hat. Ist demnach M (Fig. 526) eine convexe und N eine concave Linse, und es treten die bei a und b auf M auffallenden Strahlen 1 und 2 bei a_1, b_1 wieder aus; sind ferner m, n und m_1, n_1 die Ein- und Austrittspunkte dieser Strahlen für das Zerstreuungsglas N, und stellen die Linien ce, de, cf, df, c_1o, d_1o, f_1o, e_1o Berührungsebenen aller der Ein- und Austrittspunkte vor: so ist die Wirkung

Fig. 525.

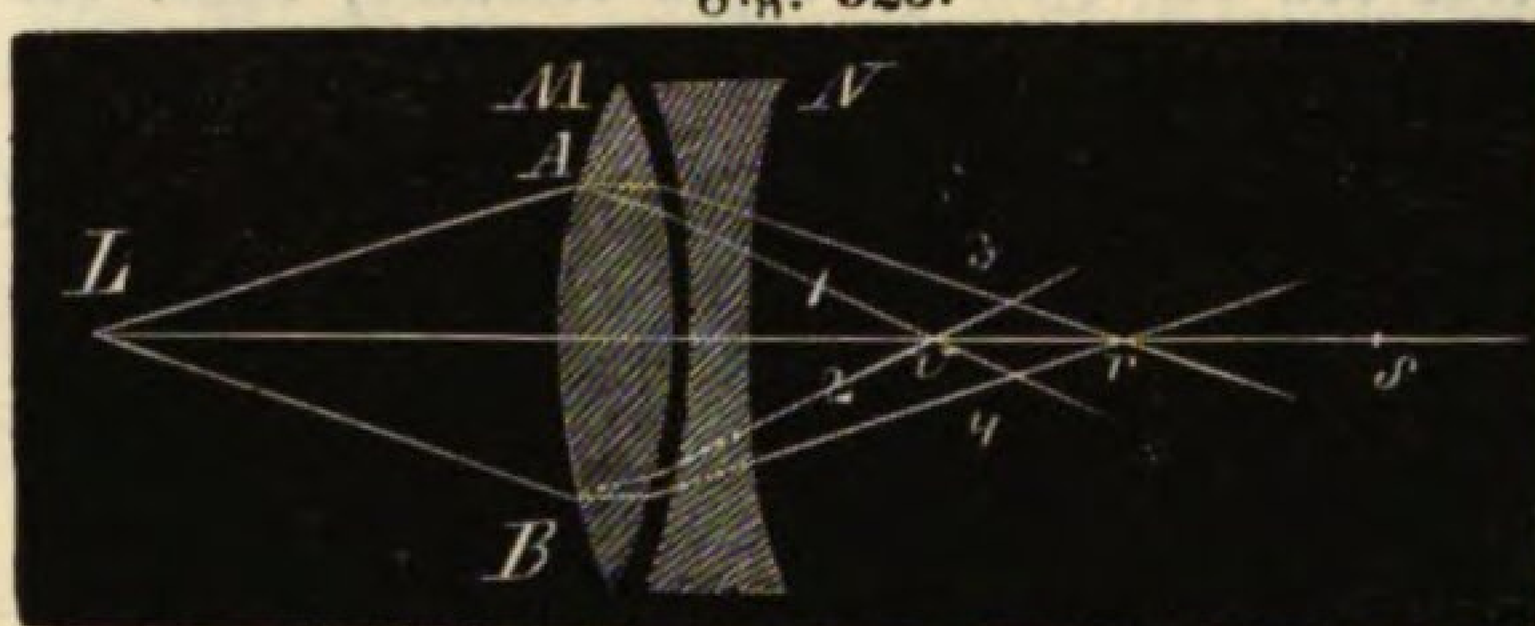
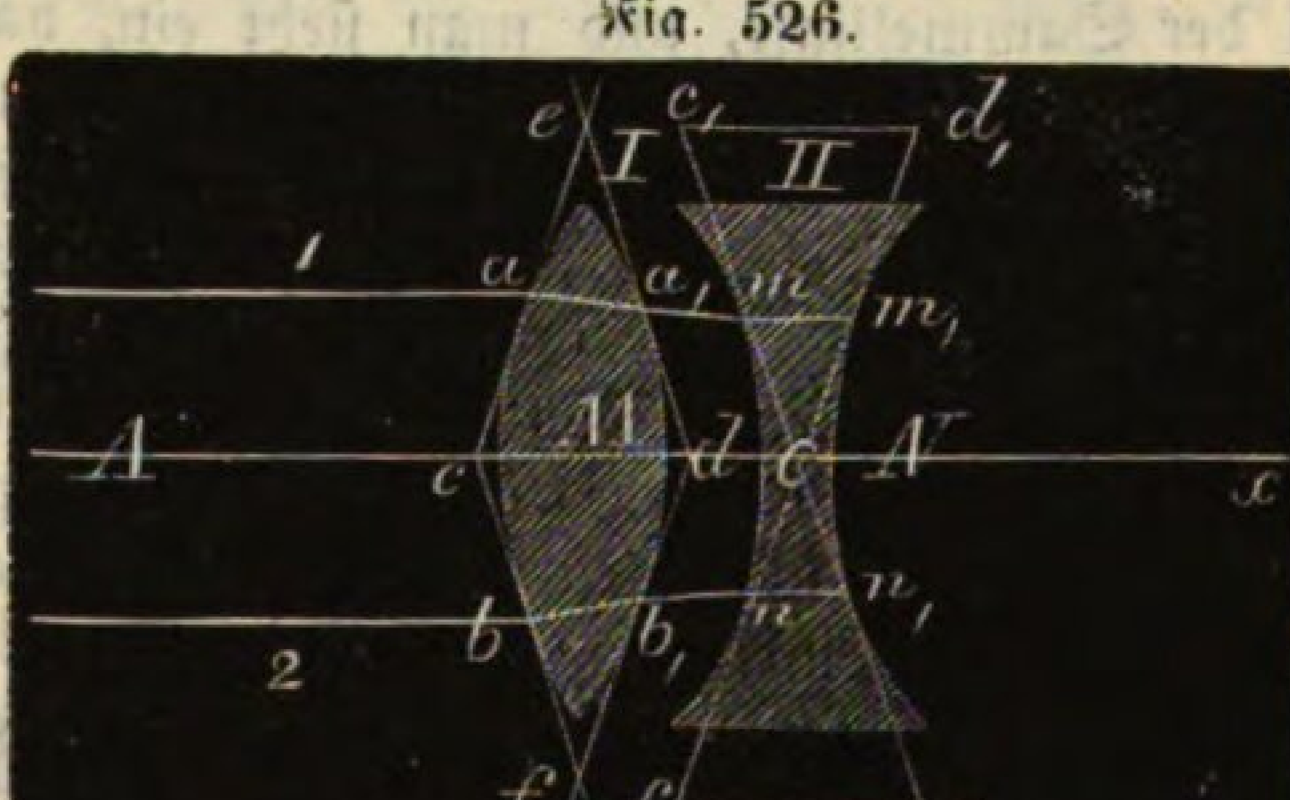


Fig. 526.



der beiden Linsen auf den Strahl l genau die nämliche, als ginge dieser (auf dem Wege a, a_1 m, m_1) durch die beiden Prismen c d e (I) und c_1 d_1 o (II) hindurch. Bezüglich dieser Wirkung sind aber verschiedene Fälle möglich. 1) Haben beide Prismen gleiche Brechungs- und gleiche Zerstreuungsvermögen, und sind ihre brechenden Winkel c e d c_1 o d_1 gleich oder was dasselbe ist, besitzen beide Linsen die nämliche brechende und die nämliche farbenzerstreuende Kraft, bestehen sie also aus einerlei Art Glas und haben gleiche Krümmungen; so wird der bei m_1 austretende Strahl mit dem auffallenden l parallel fortgehen und farblos erscheinen, weil die Brechung und Farbenzerstreuung, die er im Prisma I oder in der Convexlinse erfährt, durch die gleich große aber in entgegengesetztem Sinne statt findende Brechung und Zerstreuung im gegen I verkehrten Prisma II oder in der Concavlinse wieder aufgehoben wird. Es bilden nämlich in diesem Falle die zwei Prismen zusammen ein vierseitiges Prisma mit parallelen Seiten und die zwei Linsen ein Glas mit concentrischen, also auch parallelen Seitenflächen (nach Art der Taschenuhrgläser), bei welchen, wie die Erfahrung lehrt, jeder austretende Strahl dem eintretenden parallel und farblos (unzerlegt) fortgeht *). 2) Haben beide Prismen gleiche brechende Winkel oder beide Linsen gleiche Krümmungen, wie vorher, das Prisma II oder die Concavlinse aber ein größeres Brechungs- und Zerstreuungsvermögen als das Prisma I oder die Convexlinse; so wird der bei m_1 austretende Strahl gefärbt sein; denn es wird dann durch Wirkung des Prismas II nicht bloß die entgegengesetzte Wirkung des Prisma I aufgehoben, sondern es bleibt von ersterer noch ein Ueberschuß, es findet also noch Brechung und Farbenzerstreuung statt. Haben also beide Linsen gleiche Krümmungen und besteht die Convexlinse aus Crownglas, die Concavlinse hingegen aus Flintglas, welches ein größeres Brechungs- und Zerstreuungsvermögen hat als ersteres; so erhält der Strahl durch die Doppellinse eine Ablenkung sowohl von seiner ursprünglichen Richtung als von der Axe A x, — so daß er mit dieser nirgend wirklich zusammentrifft, also hinter der Doppellinse von einem vor ihr befindlichen leuchtenden Punkte kein Bild zu Stande kommen kann —, und eine Färbung; erstere (die Ablenkung) zu Folge des Ueberschusses an zerstreuender Kraft, welchen die Concavlinse im Verhältniß zur Convexlinse besitzt. 3) Hätten beide Prismen ungleiche Winkel oder, was gleichbedeutend ist, beide Linsen ungleiche Krümmungen, und zwar wäre der Winkel des Prismas oder die Krümmung der Linse aus Flintglas so viel kleiner, daß die Größe der Brechung in beiden Prismen oder Linsen gleich ist; so würde das Prisma II oder das Concavglas die durch das Prisma I oder die Convexlinse bewirkte Brechung wieder aufheben, mithin durch die Doppellinse der Zweck aller Linsen, (Aenderung der Richtung der Strahlen durch Brechung) eben so wenig, wie im Falle unter 1) erreicht werden. Ist aber 4) der brechende Winkel des Prismas II oder die Krümmung der Flint-

*) An einem spätern Orte wird dieser Satz auch theoretisch bewiesen. Es wird dort nämlich gezeigt werden, daß jeder durch ein von parallelen Flächen begränztes, durchsichtiges Mittel gehender Strahl beim Austritte aus demselben seiner Eintrittsrichtung wieder parallel werden müsse. Hieraus folgt aber von selbst, daß der aus dem besagten Mittel austretende Strahl farblos (unzerlegt) sei; denn werden alle farbigen Theile, in welche der Strahl beim Eintritte zerlegt wird, beim Austritte der Eintrittsrichtung, also auch unter einander parallel, wie sie es im auffallenden Strahle waren; so müssen sie auch die nämliche Farbenempfindung hervorbringen, wie dieser.

glaslinse so viel kleiner als bei dem Prisma I oder der Crownglaslinse, daß die Größe der Zerstreuung beider Prismen oder Linsen gleich ist; so wird der Strahl bei m_1 ungefärbt austreten, weil die von dem Prisma oder von der Linse aus Crownglas bewirkte Farbenzerstreuung durch die entgegengesetzte und gleich große Farbenzerstreuung des Prismas oder der Linse aus Flintglas aufgehoben wird. Allein es bleibt dem Prisma I oder der Converlinse noch ein Ueberschuß an Brechung (nach Seite 674 ist nämlich bei verschiedenen Glasarten die Größe der Brechung jener der Zerstreuung nicht proportional, so daß letztere bei Zu- oder Abnahme der ersteren nicht auch in gleichem Verhältnisse zu oder abnimmt). Die durch das Converglas bewirkte Convergenz der einfallenden Strahlen wird durch die Divergenz, welche die Concavlinse bewirkt, nicht ganz aufgehoben und daher der bei m_1 austretende Strahl nicht bloß farblos, sondern zugleich auch, und zwar gegen die Axe Ax der beiden Linsen, gebrochen. Diese Zusammensetzung entspricht also dem Zwecke eines achromatischen Prismas oder einer achromatischen Linse, und man sieht ein, daß, je größer die Zerstreuungskraft des Flintglases im Verhältnisse zu jener des Crownglases ist und je weniger die Brechungskräfte beider Gläser differiren, desto kleiner der Winkel des Prismas II oder die Krümmung des Concavglases mithin desto größer der Brechungsüberschuß jedes der beiden zuletzt erwähnten Gläser sein müsse. Gesetzt, die zwei combinirten Gläser besäßen bei ungleichen Zerstreuungskräften ein gleiches Brechungsvermögen und der Winkel des Prismas II oder die Concavität der Hohllinse sei so weit vermindert, daß in beiden Theilen der Combination die Zerstreuung gleich groß wird, so ist (nach Früherem) auch die Größe der Brechung im Prisma II oder in der Concavlinse vermindert; diese Linse hat also einen Ueberschuß von Brechung, der desto mehr beträgt, je mehr zur Herstellung der gleichen Zerstreuung der Winkel des Prismas II oder die Krümmung der Hohllinse hat vermindert werden müssen, je größer also das Zerstreuungsvermögen der Substanz dieses Prismas oder dieser Linse ist, und der Strahl wird der Axe mehr oder weniger zugelenkt. Es muß demnach die Brennweite der zusammengesetzten Linse um so kürzer werden, je größer bei gleichem oder nur wenig verschiedenem Brechungsvermögen der zwei Theile dieser Linse die Zerstreuungskraft des Concavglases im Verhältnisse zu jener der Converlinse ist. Bei gleichem Brechungsvermögen der beiden Glasarten stehen daher die Winkel der zwei Prismen im verkehrten und die Krümmungshalbmesser der beiden Linsen im geraden Verhältnisse der Zerstreuungsvermögen. Bei ungleichem Brechungsvermögen, wie es für Crown- und Flintglas immer stattfindet, tritt aber die Gleichheit der Zerstreuungen beider Linsen dann ein, wenn die Brennweiten der letzteren im Verhältnisse der Zerstreuungskräfte stehen, weil die Krümmungshalbmesser, welche die zwei Linsen bekommen müssen, damit die Brechung bei jeder gleich groß ist, wegen Gleichseitigkeit (gleicher Krümmung auf beiden Seiten) jeder dieser Linsen, den Brennweiten derselben proportional sind *)

*) Denn setzt man in der (§. 116) zur Bestimmung der Brennweite einer doppelt converen Linse dienenden Formel $(n-1)\left(\frac{1}{R}+\frac{1}{r}\right)=\frac{1}{p}$ die Krümmungshalbmesser R und r einander gleich, so ist $(n-1)\left(\frac{1}{R}+\frac{1}{R}\right)=\frac{2(n-1)}{R}=\frac{1}{p}$ oder

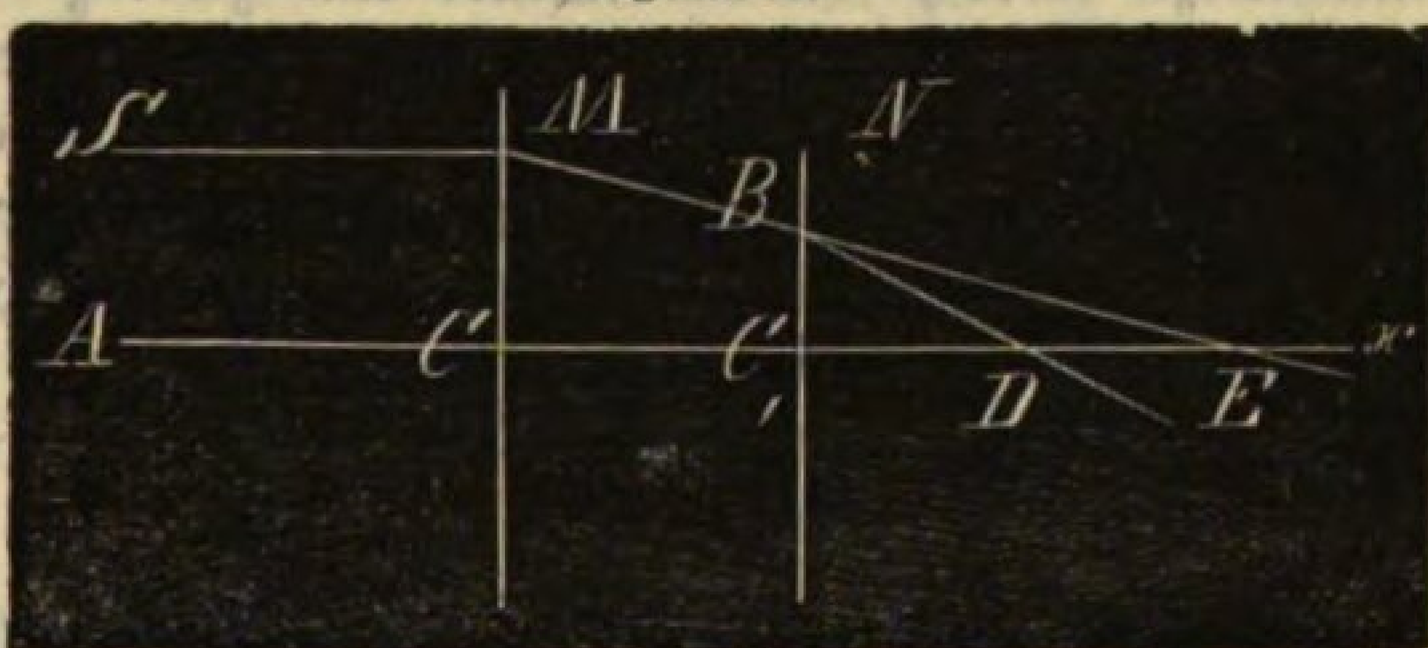
und, dem unmittelbar Vorhergegangenen gemäß, bei gleicher Brechungsgröße die Krümmungshalbmesser der zwei Gläser einer achromatischen Linse im geraden Verhältnisse der Zerstreuungskräfte dieser Gläser stehen müssen. Demnach ist eine Doppellinse, die aus einer Sammellinse von Crown- und aus einer Zerstreuungslinse von Flintglas zusammengesetzt ist, achromatisch, wenn die Brennweiten der Linsen sich gerade wie die Zerstreuungskräfte beider Glasarten verhalten. Ist die Brennweite (Focaldistanz) der Sammellinse $= f$ und der Zerstreuungslinse $= f_1$; so hat man für die Brennweite F der aus beiden Gläsern zusammengesetzte Linse die Gleichung $F = \frac{f f_1}{f_1 - f} \ldots (1)$, d. h. man erhält die Brennweite der achromatischen Doppellinse, wenn man die gehörigen Brennweiten der zwei einfachen Linsen mit einander multiplicirt und das Product durch ihren Unterschied dividirt *). Ist nun n das Zerstreuungsverhältniß des Crown- und des

---

$2(n-1)p = R$, also unter sonst gleichen Umständen der Krümmungshalbmesser R der Brennweite der Linse direkt proportional. Daß Gleiches auch für die beiderseits concave Linse gilt, indem für diese in obenstehender Formel R und r nur negativ zu nehmen sind, versteht sich von selbst.

*) Um die Richtigkeit dessen einzusehen, wollen wir zuerst sehen, wie man die gemeinschaftliche Brennweite zweier nach einander folgender Sammellinsen bestimmt. Zu diesem Ende seien in Fig. 527 M, N die beiden Linsen, wovon die zweite zwischen die erste und deren Brennpunkt gestellt sein soll; ferner sei SM ein zur gemeinschaftlichen Axe Ax parallel einfallender Strahl und derselbe werde durch die Linse M nach B und durch die Linse N nach dem Punkte D der Axe hin gebrochen. Bezeichnet F die gemeinschaftliche Brennweite $(C_1 D)$, f die Brennweite (CE) der ersten, f_1 die Brennweite der zweiten Linse und a_1 den Abstand der Linsen von einander; so ist $F = \frac{(f-a_1) f_1}{f+f_1-a_1} \ldots (\dagger)$. Denn nach der allgemeinen Forme $\frac{1}{\alpha} + \frac{1}{a} = \frac{1}{p}$ (VI) S. 660 für Sammellinsen, aus welcher $\frac{1}{a} = \frac{\alpha - p}{\alpha p}$ folgt, hat man für die Linse N, (da auf sie der Strahl MB so auffällt, als befände sich der leuchtende Punkt in E auf der andern Seite der Linse, mithin der Abstand $C_1 E$ dieses Punktes negativ genommen werden muß, ferner die gemeinschaftliche Brennweite zugleich die Bildweite für N vorstellt,) $-\frac{1}{C_1 E} = \frac{F - f_1}{F f_1}$ oder $C_1 E = \frac{F f_1}{f_1 - F} \ldots (\dagger\dagger)$. Nun ist aber $C_1 E = CE - CC_1 = f - a_1$, mithin gemäß $(\dagger\dagger)$ $(f-a_1)(f_1-F) = F f_1$ und hieraus folgt $F = \frac{(f-a_1) f_1}{f+f_1-a_1} \ldots (\dagger\dagger\dagger)$ d. i. die obige Formel $(\dagger)$. Um diese Formel für die achromatische Doppellinse geltend zu machen, hat man nur $a_1 = 0$ zu setzen, weil die Crown- und Flintglaslinse ganz an einander stehen, ferner die Brennweite f_1, da die zweite Linse eine Zerstreuungslinse ist, negativ zu nehmen, wo dann die Gleichung in $F = \frac{f f_1}{f_1 - f}$, d. i. in die obige Formel (1) übergeht.

Fig. 527.



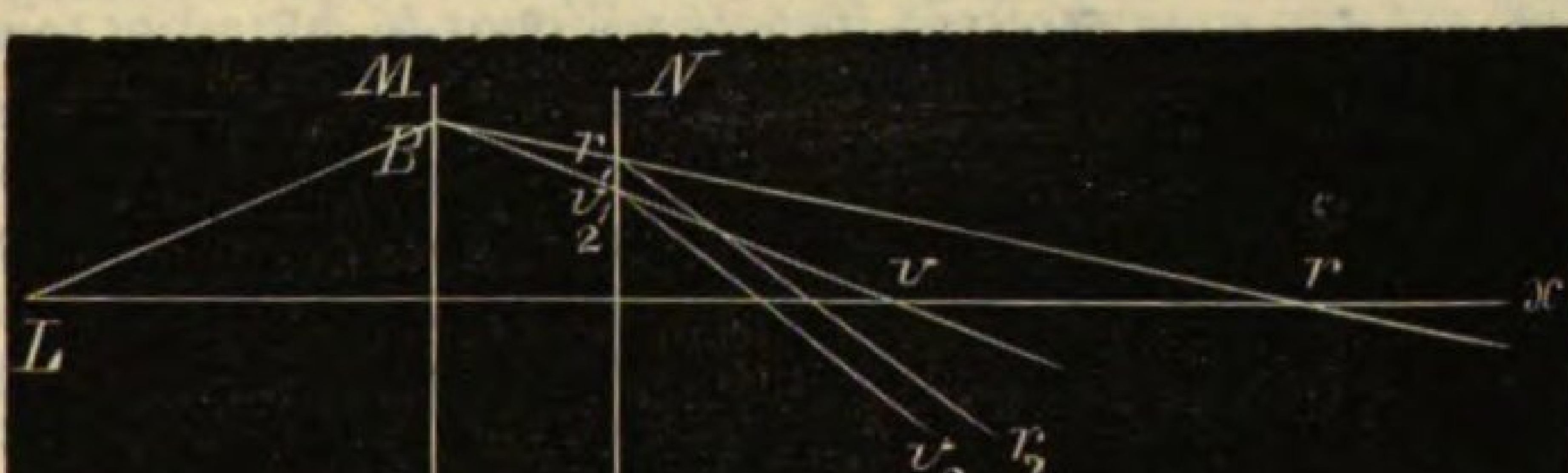
Flintglases, d. h. nach (†) S. 674, verhält sich die Zerstreuungskraft des Flintglases zu jener des Crownglases wie 1 : n; so muß, wenn die Doppellinse achromatisch sein soll, nach Früherem $f_1 : f = 1 : n$, folglich $f_1 = \frac{f}{n}$ . . . (2) sein. Setzt man diesen Werth in die Formel (1), so erhält man $f = (1-n)F$, d. h. die Focaldistanz der Sammellinse einer aus gewissen Crown- und Flintglase zu construirenden achromatischen Doppellinse von bestimmter gegebener Brennweite wird gefunden, wenn man das Zerstreuungsverhältniß dieser Glasarten von 1 abzieht und den Rest mit der gegebenen Brennweite der Doppellinse multiplicirt. Wenn man den so erhaltenen Werth der Focaldistanz f des Converglases durch das Zerstreuungsverhältniß n dividirt, so erhält man nach Formel (2) die erforderliche Brennweite der Converlinse. Das Crownglas einer achromatischen Doppellinse ist stets eine beiderseits convexe, das Flintglas aber entweder eine doppelt concave, eine converconcave oder eine planconcave Linse, und den Krümmungen der einzelnen Flächen beider Linsen können was immer für Halbmesser zu Grunde liegen, wenn nur jede Linse die gehörige, auf eben angegebene Weise zu berechnende Brennweite hat. Eine solche, aus zwei verschiedenen Glasarten bestehende Combination erzeugt aber nie vollkommenen Achromatismus, weil sie nicht alle zerstreuten farbigen Strahlen wieder zu Weiß, sondern immer nur zwei z. B. die äußersten (die rothen und violetten) vereinigen kann und die andern unvereinigt läßt, so daß diese ein **secundäres** Spectrum bilden, welches, wenn auch sein Einfluß auf die Reinheit und Deutlichkeit der Bilder nur ein sehr unbedeutender ist, doch eine chromatische Abweichung verursacht. Am besten ist es, die lebhaftesten, am meisten in die Augen fallenden prismatischen Farben, nämlich das an das Orange gränzende helle Rothe und das lebhafte Dunkelblau durch Vereinigung unschädlich zu machen. Es bleiben dann im secundären Spectrum bloß die schwächsten Farben übrig, welche der Deutlichkeit des Bildes nur sehr wenig Eintrag thun können. Um drei, vier Farben u. s. w. zu vereinigen, müßte die achromatische Linse aus drei vier verschiedenen Glasarten u. s. w. von bestimmten Brechungs- und Zerstreuungskräften zusammengesetzt sein.

Dem beiderseits converen Crownglase der achromatischen Doppellinse können auch zwei dünnere, zu beiden Seiten der concaven Flintglaslinse angebrachte Sammellinsen aus Crownglas substituirt werden, indem sie die nämliche Wirkung leisten, wie die einfache dickere Converlinse. Denn man kann sich letztere in zwei planconvere Gläser getheilt, jedes derselben in eine doppelt convere Linse der nämlichen Brennweite verwandelt und dann an jede Seite des Concavglases eine dieser doppelt converen Linsen gelegt denken. Eine solche 3fache achromatische Linse ist praktisch leichter herzustellen als eine Doppellinse; diese besitzt aber gegen erstere den bedeutenden Vorzug größerer Lichtstärke, da sie nur 4 reflectirende Flächen hat. Das oft genannte **Crownglas**, zu deutsch **Kronglas**, ist die schönste, reinste Art von Tafel- oder Spiegelglas, und das **Flintglas** (von **Flint**, der englischen Benennung des Feuersteines) enthält außer den andern Bestandtheilen eines hellen, reinen Glases eine beträchtliche Menge Blei (bei der Erzeugung werden auf 100 Pfd. Quarz 100—120 Pfd. Mennig d. i. Bleioryd genommen). Dieser Gehalt an Blei macht, wegen des großen specifischen Gewichtes des letzteren, die Erzielung einer gleichförmigen Dichte an allen Stellen der Glasmasse äußerst schwierig und die Schwierigkeit wächst mit der Größe der Maße. Jede Ungleichförmigkeit in dieser Beziehung gibt sich aber durch gewisse im Innern des Glases erscheinende wellenartige Streifen kund, die viele Aehnlichkeit mit den

Wellen und Streifen haben, welche man in einem Gemenge verschieden dichter, durchsichtiger Flüssigkeiten (z. B. einer dünneren und einer dickeren, zäheren Lösung von arabischem Gummi) vor der vollständigen Mischung der letzteren erblickt, und macht, je nach ihrem Grade, das Glas mehr oder weniger unbrauchbar zu optischen Zwecken und insbesondere zu Linsen. Denn hat die Linse nicht in ihrer ganzen Masse die gleiche Dichte und Mischung der Bestandtheile, so hat sie auch nicht überall dasselbe Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögen, wie es doch unerläßlich ist, um mittelst Linsen deutliche und farblose Bilder zu erhalten. Von den besagten Wellen oder wellenartigen Streifen wohl zu unterscheiden sind kleine Bläschen oder Risse im Innern des Glases, welche häufig in Linsen vorkommen, weniger oder mehr verlängerte Luftbläschen sind und nur die Durchlassung eines geringen Antheiles des auf die Linse fallenden Lichtes hindern, also bloß die Helligkeit der durch Linsen erzeugten Bilder aber durchaus nicht ihre Deutlichkeit und Farblosigkeit beeinträchtigen können. Früher wurde das Flintglas nur in England erzeugt, später auch in der Schweiz von Guinand und nachher am vollkommensten von Fraunhofer in Baiern, der das Geheimniß von Guinand erhielt; noch jetzt wird das beste Flintglas von Guinands Nachkommen bezogen.

§. 120. Achromatische Linsencombination aus einerlei Glasart. Diese wird in der praktischen Optik (wie wir bei Abhandlung der optischen Instrumente einsehen werden, mit großem Vortheile dort gebraucht, wo eine Combination aus Crown- und Flintglas darum nicht gut angewendet werden kann, weil wegen erforderlich kurzer Brennweite des achromatischen Glases die Krümmungen der dasselbe bildenden Linsen so stark werden müßten, daß das besagte Glas nur eine kleine Oeffnung bekommen könnte, welche den großen Nachtheil einer geringen Lichtstärke der Bilder und eines geringen Gesichtsfeldes (das durch die Größe des Raumes bestimmt wird, den man durch die Linse auf ein Mal übersieht) zur nothwendigen Folge hat. Das Wesen und die Wirkung einer solchen Combination wird Nachstehendes klar machen. Ist in Fig. 528 M eine Sam-

Fig. 528.

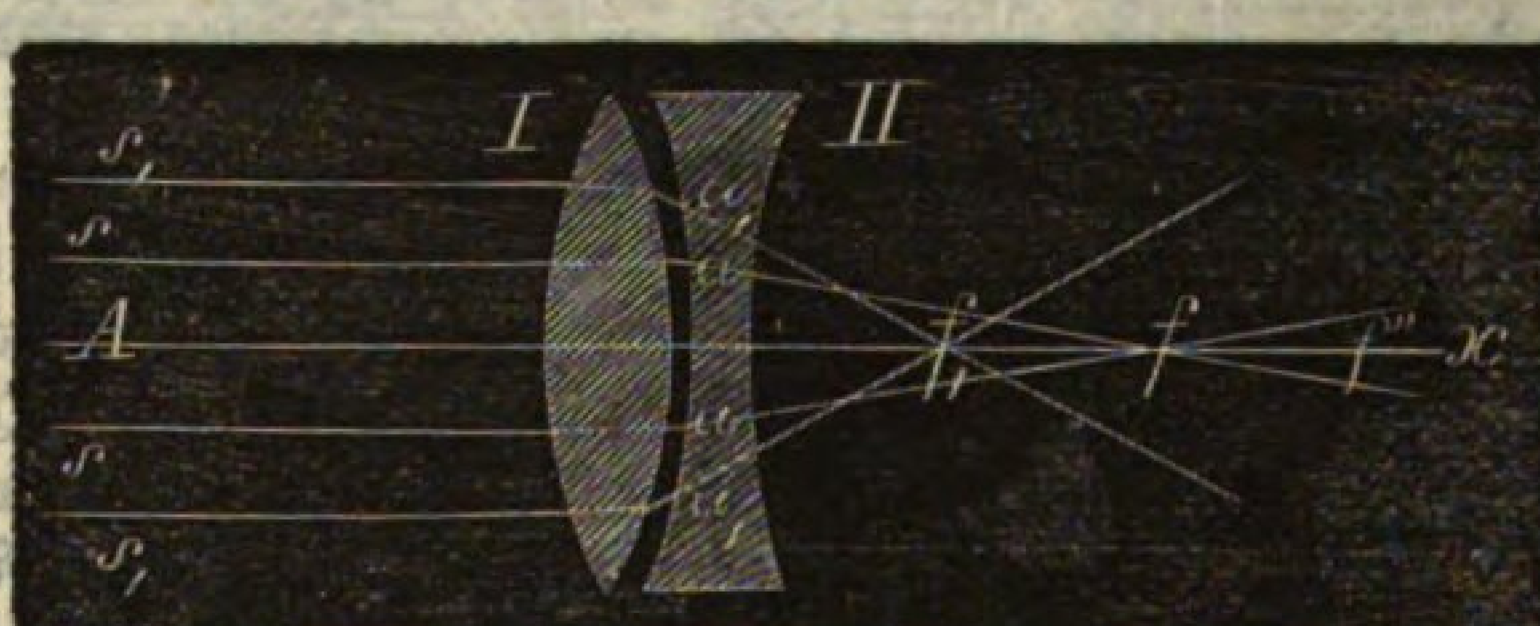


mellinse, L ein in ihrer Axe Lx befindlicher leuchtender Punkt und LB ein von demselben auf die Linse fallender Strahl, so wird dieser in die prismatischen Farben zerlegt und der rothe nach r, der violette nach v hin gebrochen. Bringt man zwischen die Linse und diese Durchschnittspunkte der Axe ein zweites Sammelglas N, so tritt in dieses der rothe Strahl am Punkte r_1 und der violette am Punkte v_1 ein. Nun ist aber der brechende Winkel des Prismas, welchem der Punkt r_1 angehörig betrachtet werden kann, größer als jener des dem Punkte v_1 entsprechenden Prismas; mithin findet auch bei r_1 eine stärkere Brechung als bei v_1 statt, so daß der an und für sich minder brechbare rothe Strahl durch die Linse N eben so gebrochen wird als wenn er eine größere Brechbarkeit besäße, und man sieht, daß es unter sonst gleichen Umständen durch einen

gehörigen Abstand der Linse N von M (da mit diesem Abstande sich die Entfernung der beiden Punkte r_1 und v_1 von einander und also auch der Unterschied der Größe der Brechung an denselben ändert) sich leicht dahin bringen lasse, daß der rothe Strahl so stark gebrochen werde, als besäße er die gleiche Brechbarkeit, wie der violette. Die beiden Strahlen treten dann nach unter einander parallelen Richtungen r_2, v_2 aus der Linse N aus und die chromatische Abweichung ist aufgehoben. Es gibt also zwischen je zwei Linsen eine, natürlich mit ihren Brennweiten in Beziehung stehende Entfernung, bei der die Farbenzerstreuung, welche die erste Linse hervorbringt, durch die zweite vermöge ihrer sphärischen Abweichung wieder aufgehoben wird. Diese Entfernung läßt sich leicht berechnen, wenn die gemeinschaftliche Brennweite beider Linsen und die Brennweite für jede einzelne dieser letzteren gegeben ist, und zwar mittelst der auf S. 679 angeführten Formel $F = \frac{(f - a_1) f_1}{f + f_1 - a_1}$, worin die Buchstaben die an dem bezeichneten Orte angegebenen Bedeutungen haben.

§. 121. Aufhebung der sphärischen Abweichung bei achromatischen Linsen. Bei den aus einem Convex- und einem Concavglase bestehenden achromatischen Linsen findet der glückliche Umstand statt, daß in den beiden entgegengesetzt geformten Gläsern die sphärischen Abweichungen einander entgegen wirken. Denn auch bei dem Concavglase werden für die in weiter von der Axe entfernt gelegenen Punkten auffallenden Strahlen die brechenden Winkel (der zu diesen Punkten gehörigen Prismen), folglich auch die Brechungen an denselben größer. Da nun parallel einfallende Strahlen (und diese wollen wir voraussetzen, um einen bestimmten Fall vor Augen zu haben) durch das Convexglas zur Axe hingelenkt werden und zwar desto mehr, je entfernter von ihr sie auffallen, während sie durch Brechung im Concavglase von der Axe abgelenkt werden, und diese Ablenkung für die von der Axe entfernteren Strahlen in mit der Entfernung wachsendem Verhältnisse mehr beträgt; so läßt sich nach dem Vorhergehenden nun leicht einsehen, daß bei angemessener Einrichtung der Krümmungen der Convex- und der Concavlinse diese beiden entgegengesetzten Brechungen sich werden compensiren müssen, so daß die sphärische Abweichung der Concavlinse dazu dient, jene der Convexlinse aufzuheben. Die Fig. 529 macht diese Wirkung anschaulich.

Fig. 529.



Durch die Linse I werden die Strahlen s, s nach f und die Strahlen s_1, s_1 nach f_1 hin gebrochen. Werden sie aber nach ihrem Austritte aus I mit der Linse II aufgefangen, so werden die bei a, a convergent auffallenden Strahlen weniger convergent gemacht, also nach der Brechung in II die Axe A x statt in f z. B. im Punkte f_{11}, schneiden. Da die Auffallspunkte a_1, a_1 zu Prismen

von größerem brechenden Winkel gehören als die Punkte a, a; so werden die bei a_1, a_1 auffallenden Strahlen in größerem Maße weniger convergent gemacht, als die bei a, a eintreffenden, es wird die Größe der Wegrückung ihres Durchschnittspunktes f_1 von l mehr betragen, als jene des Punktes f, und bei gehöriger Einrichtung der Krümmungen beider Linsen wird der Punkt f_1 den nach f_{11} hinaus gerückten Punkt f einholen, so daß f und f_1 in f_{11} zusammenfallen, also der Abweichungkreis verschwindet und daher die Abweichung aufgehoben ist. Da die zu dieser Aufhebung erforderliche Brechungsgröße in jeder der beiden Linsen, ohne Aenderung ihrer Focaldistanzen durch ein gehöriges Verhältniß der Krümmungshalbmesser erzielt werden kann; so ist dieses, durch Rechnung bestimmbare Verhältniß eben so das Mittel zur Behebung der sphärischen Abweichung, wie die Herstellung der Focaldistanzen des Convex- und des Concavglases im Verhältniß der Zerstreuungskräfte beider das Mittel zur Aufhebung der chromatischen Abweichung ist. Uebrigens ist bei einer aus den zwei zuletzt genannten Gläsern zusammengesetzten Doppellinse die sphärische Abweichung eben so wenig vollkommen aufzuheben als die chromatische, weil in dem Punkte, in welchem am Rande und an der Axe auffallende Strahlen sich vereinigen lassen, nicht auch zugleich zwischen diesen gelegene vereinigt werden können. Bei der aus zwei Sammellinsen der nämlichen Glasart bestehenden achromatischen Combination wird die sphärische Abweichung durch die Anwendung planconvexer Gläser, welche nahe dieselbe geringe Abweichung geben, wie die Linsen von der besten Form und dadurch fast ganz aufgehoben, daß die Brechung, die sonst in einer einzigen Linse stattfinden würde, sich hier auf zwei Linsen vertheilt. Man nennt die zur möglichsten Behebung der sphärischen und chromatischen Abweichung einer Sammellinse dienende zweite Linse dieser Art vorzugsweise Collectivglas. Linsen, die von beiden Abweichungen frei sind, heißen aplanatisch.

§. 122. Optische Instrumente. Da das Vorhergehende Alles enthält, was wesentlich ist zum Verständniß der Leistungen und der Einrichtung jener Apparate, mit deren Hilfe die Gegenstände deutlicher oder bequemer als mit bloßem Auge gesehen werden können, und welche optische Instrumente heißen *), so soll nun von diesen Apparaten gehandelt und mit den wichtigsten der Anfang gemacht werden. Man unterscheidet bei den optischen Instrumenten dioptrische und katoptrische, je nachdem bloß Linsen, oder auch Spiegel die Hauptbestandtheile ausmachen.

Jedes optische Instrument bringt von dem zu betrachtenden Gegenstande ein Bild zu Gesicht, bei welchem es sich um folgende Eigenschaften handelt. 1. Deutlichkeit. Hiezu ist erstlich erforderlich, daß das Bild in gehöriger Entfernung von dem dasselbe betrachtenden Auge sich befindet. Für jedes Auge gibt es nämlich (wie wir später ausführlicher besprechen werden) eine bestimmte Entfernung, über welche hinaus ihm die zu betrachtenden Objecte nicht genähert werden dürfen, wenn es dieselben noch deutlich sehen soll, und welche die Weite des deutlichen Sehens oder die Sehweite genannt wird. Bei einem ganz gesunden Auge beträgt diese 8—10 Zoll. Ist

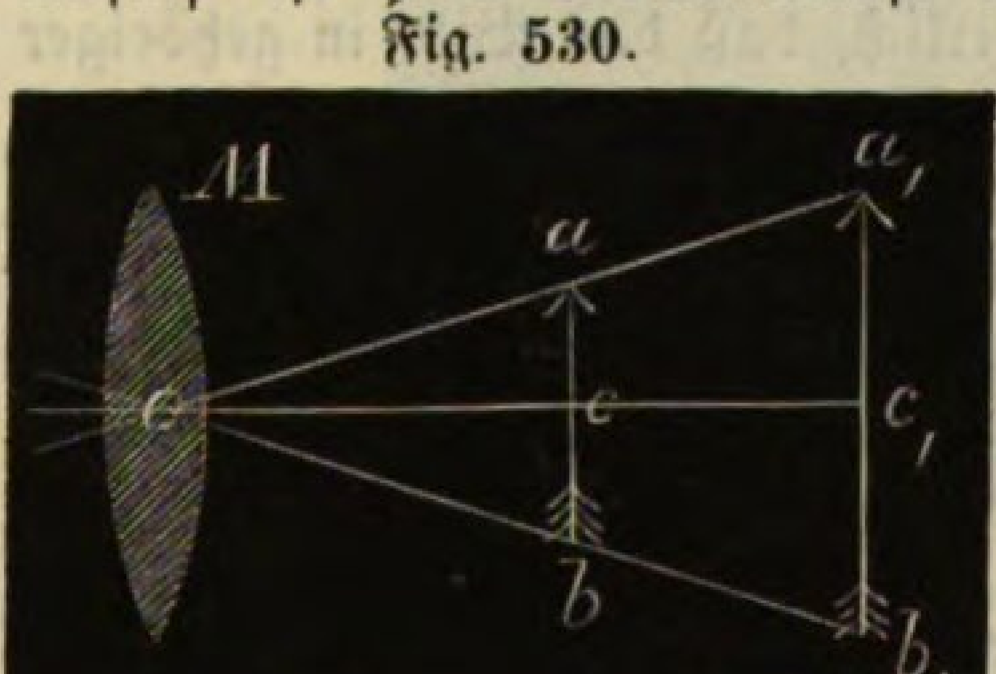
---

*) Zur Construction dieser Apparate ist aber noch unerläßlich die Kenntniß der Methoden, die Brechungs- und Zerstreuungsverhältnisse der durchsichtigen Körper, insbesondere der Glasarten zu bestimmen, welche wir darum den optischen Instrumenten selbst folgen lassen, weil einige derselben die Kenntniß einer Art dieser Instrumente voraussetzen.

die Sehweite eines Auges kleiner als 8—10 Zoll, so heißt es kurzsichtig, ist sie hingegen größer, so heißt es weitsichtig. In dieser kleinsten Entfernung des deutlichen Sehens sieht es das Object zugleich am hellsten und größten und daher müssen die von den optischen Instrumenten zu Gesicht gebrachten Bilder sich immer in dieser Entfernung befinden. Die Deutlichkeit und zugleich die Reinheit des Bildes erfordert ferner, daß dieses von der sphärischen Abweichung, wie sie durch Linsen oder Spiegel, und von der chromatischen Abweichung, welche durch erstere erzeugt wird, frei sei. 2. Die Helligkeit. Das Bild soll möglichst hell (lichtstark) sein. Zu diesem Ende müssen durch das Instrument von dem damit zu betrachtenden Gegenstande möglichst viele Lichtstrahlen ins Auge geleitet werden. Der Grad der Helligkeit bestimmt die sogenannte Lichtstärke des Instrumentes. 3. Die Größe des Bildes im Verhältniß zu jener des mit freiem Auge betrachteten Gegenstandes. Die Größe, unter welcher ein Object nach einer bestimmten Dimension dem Auge erscheint, hängt von dem Winkel ab, welchen die geraden Linien mit einander einschließen, die von den Endpunkten der betreffenden Dimension ins Auge gezogen gedacht werden, und welcher der optische Winkel heißt. Ein Object ist desto größer, je größer bei gleicher Entfernung der optische Winkel für dasselbe ist, oder aus je größerer Entfernung es unter dem nämlichen optischen Winkel erscheint. Das Verhältniß, in welchem das optische Instrument ein Object größer zeigt, als man es mit freiem Auge sieht, bestimmt die vergrößernde Eigenschaft des Instrumentes,, und die Division der besagten Größe mit dem Instrumente durch jene ohne Instrument gibt die Vergrößerung des letzteren. Endlich ist bei jedem optischen Instrumente noch von großem Belang 4. das Gesichtsfeld, d. i. der Raum, welcher mit demselben auf einmal übersehen werden kann. Eine je stärkere Vergrößerung und ein je größeres Gesichtsfeld, unbeschadet der erforderlichen Deutlichkeit und Lichtstärke der Bilder, ein optisches Instrument bietet, desto mehr Werth hat es. Vorzüglich gilt dies für die Microscope und Fernröhre, von denen nun gehandelt werden soll.

§. 123. Die Microscope oder Vergrößerungsgläser überhaupt. **Das Microscop** hat die Bestimmung, Gegenstände, die wegen ihrer Kleinheit in der Sehweite vom freien Auge gar nicht oder nicht deutlich wahrgenommen werden können, deutlich sichtbar zu machen. Es gibt einfache und zusammengesetzte Microscope. Ein einfaches Microscop ist jede Sammellinse oder jede Combination von Sammellinsen,

Fig. 530.



die wie eine einzelne Sammellinse wirkt, wenn man durch dieselbe einen innerhalb ihrer Brennweite befindlichen Gegenstand betrachtet, weil sie diesen dann in einem vergrößerten Bilde zeigt, (man sehe die frühere Fig. 515). Beträgt die Brennweite eines einfachen Microscopes nicht viel unter 1 Zoll, so heißt man es Loupe. Ist in Fig. 530 **a c b** ein innerhalb der Brennweite der Converlinse M stehender Gegenstand, so entsteht auf der nämlichen Seite der Linse in größerer Entfernung ein Bild a_1 c_1 b_1, welches bei gehöriger Distanz des Gegenstandes von der Linse für das auf der andern Seite derselben befindliche

Auge in der Sehweite erscheint und größer ist als der Gegenstand. Denkt man sich das Auge sehr nahe an der Linse und diese von der Art, daß man ihre Dicke in Bezug auf die Entfernung des Gegenstandes und des Bildes von der Linse vernachlässigen, also das Auge im optischen Mittelpunkte o derselben befindlich annehmen kann; so ist (nach 3.) bei der Gleichheit des optischen Winkels für Gegenstand und Bild des Microscopes Vergrößerungszahl $v = \frac{a_1 b_1}{ab}$ oder, da wegen Aehnlichkeit der Dreiecke aob und $a_1 o b_1$, dann der Dreiecke aoc und $a_1 o c_1$, $\frac{a_1 b_1}{ab} = \frac{a_1 o}{ao}$ und $\frac{a_1 o}{ao} = \frac{c_1 o}{co}$, mithin $\frac{a_1 b_1}{ab} = \frac{c_1 o}{co}$ ist, auch $v = \frac{c_1 o}{co}$. Nun ist $c_1 o$ die Bildweite, die der Sehweite gleich sein muß, co die Entfernung des Gegenstandes von der Linse, und es besteht zwischen diesen beiden und der Brennweite der Linse, die p_1 heißen mag, nach Gleichung (IV) auf S. 660 der Zusammenhang, daß $\frac{1}{c_1 o} = \frac{1}{p_1} - \frac{1}{co}$ ist. Da ferner nach D) auf S 662 die Bildweite negativ gesetzt werden muß; so erhält man $-\frac{1}{c_1 o} = \frac{1}{p_1} - \frac{1}{co}$, hiernach durch Multiplication des ganzen Ausdruckes mit $c_1 o$, $-\frac{c_1 o}{c_1 o} = \frac{c_1 o}{p_1} - \frac{c_1 o}{co}$, oder $\frac{c_1 o}{co} = \frac{c_1 o}{p_1} + 1$; endlich $v = \frac{c_1 o}{p_1} + 1 \ldots$ (A) d. h. die lineare (nach einer Dimension des Gegenstandes statt findende) Vergrößerung ist um die Einheit größer als der Quotient aus der Brennweite der Linse in die Sehweite. Das Quadrat dieser Vergrößerungszahl gibt die Vergrößerung nach der Fläche. Bei den gewöhnlichen Angaben der Vergrößerungen von Microscopen ist immer die Flächen-Vergrößerung gemeint.

Man sieht aus Gleichung (A), daß eine und dieselbe Linse für weitsichtige Augen mehr, für kurzsichtige Augen weniger vergrößere als für ein gesundes Auge, und daß die Vergrößerung übrigens desto mehr betrage, je kürzer die Brennweite der Linse ist . . . (B). Man hat Linsen die über 10000mal vergrößern, deren Brennweite daher kleiner als ½ Linie ist. Die dem vergrößerten Bilde zugleich nothwendige Deutlichkeit fordert die Aufhebung der sphärischen und chromatischen Abweichung der Linse: der ersteren durch das gehörige Verhältniß ihrer Krümmungshalbmesser (S. 673) und durch Abhaltung der Randstrahlen mittelst einer Blendung (S. 672), der letzteren aber durch Anwendung einer achromatischen Doppellinse oder näherungsweise dadurch, daß man die einfache Linse aus einem Stoffe verfertigt, welcher ein großes Brechungs- und ein kleines Zerstreuungsvermögen besitzt. In jeder Beziehung sehr gute einfache Microscope bilden Linsen aus Edelsteinen, Diamant, Saphir u. s. w. Damit das Bild die nöthige Helligkeit besitzt, muß (gemäß 2. S. 684) die Linse eine möglichst große Oeffnung haben. Da andererseits aber die sphärische Abweichung eine desto stärkere Verminderung der Oeffnung gebietet, je mehr die Linse vergrößert, je convexer sie also ist (B); so sieht man ein, daß der Vergrößerung durch die Rücksicht auf die Lichtstärke und umgekehrt eine Gränze gesetzt werde und daß durch ursprünglich starke

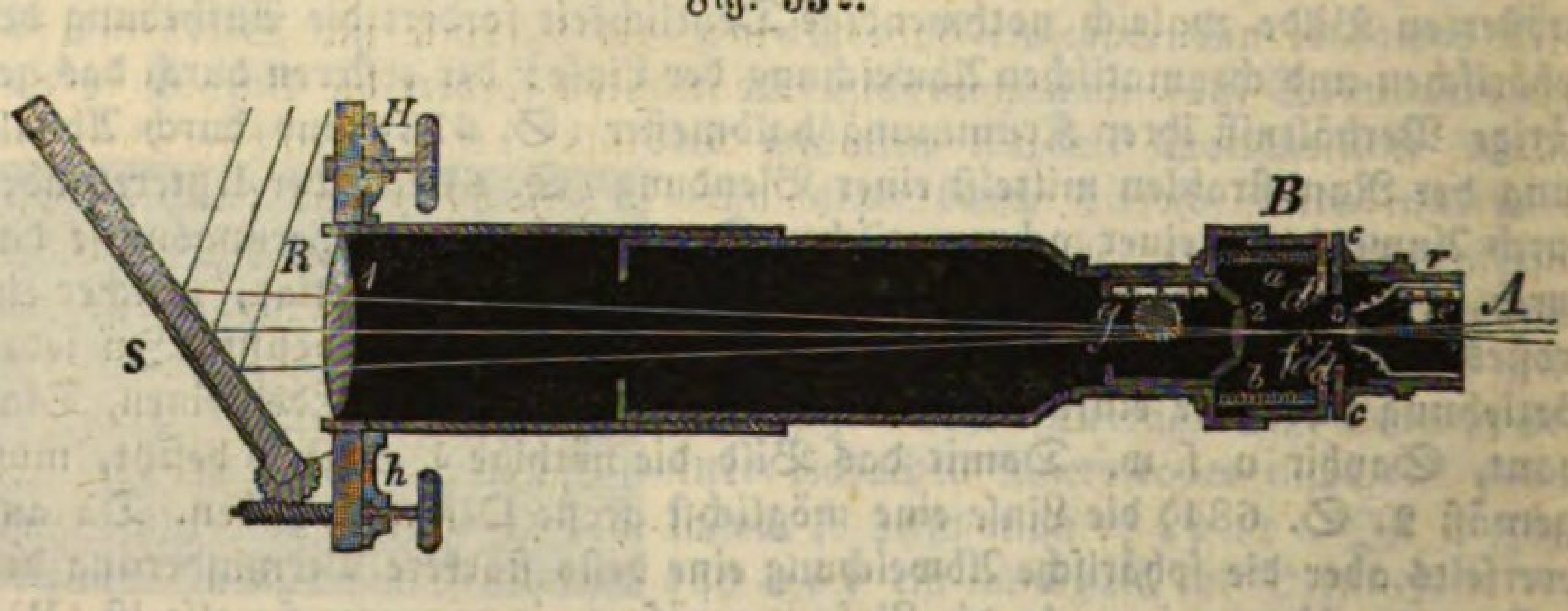
Beleuchtung des zu betrachtenden Objectchens diese Grenze weiter hinausgerückt werden könne. Aus letzterem Grunde wird nicht selten an der Fassung der Linse, die der Bequemlichkeit beim Gebrauche wegen häufig auch mit einer Klemme zum Festhalten des Objectchens versehen ist, ein kleiner sphärischer Hohlspiegel angebracht, welcher, indem er das auf ihn fallende Licht concentrirt auf die der Linse zugewendete Fläche des Objectchens wirft, dieses stark beleuchtet. In Fig. 531 stellt h, h einen Durchschnitt dieses Hohlspiegels, a die in seiner Mitte eingesetzte Linse und b eine in der Hülse c auf und ab und mit dieser nach allen andern Richtungen bewegliche Klemme (Pincette) zur Aufnahme des Objectchens vor, welches von o aus durch die Linse betrachtet wird. Die Größe des Gesichtsfeldes endlich wächst unter sonst gleichen Umständen mit der Oeffnung der Linie und steht schon deswegen mit der Vergrößerung in ähnlicher Beziehung wie die Lichtstärke. Uebrigens hängt sie zum Theil auch von dem Platze ab, den das Auge hinter der Linse einnimmt, und die Ursache dieser Abhängigkeit so wie jener von der Oeffnung der Linse liegt darin, daß, je größer die Oeffnung der Linse und je näher das Auge an der letzteren ist, von desto mehr neben einander gelegenen leuchtenden Punkten durch die Linse Strahlen ins Auge kommen, wie eine leicht zu entwerfende Zeichnung deutlich zeigt.

Fig. 531.



§. 124. Das Sonnenmicroscop, ein Instrument von äußerst interessanter Wirkung, kann auch zu den einfachen Microscopen gezählt werden, da bei demselben ebenfalls durch eine einfache Sammellinse oder durch eine die Stelle einer solchen vortretende Linsen-Combination von sehr kleinen Objectchen stark vergrößerte Bilder, wenn gleich auf andere Art, als bei den vorher betrachteten einfachen Microscopen zu Stande gebracht werden. Das durch concentrirtes Sonnenlicht beleuchtete Objectchen steht außerhalb der Brennweite, aber sehr nahe am Brennpunkte einer achromatischen Linse (Objectivlinse), so daß hinter dieser auf einer in gehöriger Entfernung befindlichen Wand ein verkehrtes, sehr vergrö-

Fig. 532.



ßertes Bild erscheint. Die Fig. 532 zeigt ein Sonnenmicroscop vollkommener Einrichtung im Längendurchschnitte. **H h** ist ein am Fensterladen eines

verfinsterten Zimmers festzumachender Heliostat von der auf S. 622 beschriebenen Art. Mittelst eines Spiegels s werden directe Sonnenstrahlen der Linse 1 zugeleitet, welche am Ende des in H h eingeschraubten und aus zwei in einander verschiebbaren Theilen bestehenden Rohres R r enthalten ist und die Strahlen convergirend einer andern Sammellinse 2 zuführt, welche sie in einem Punkte f vereinigt. Nahe an diesen Punkt wird das zu betrachtende (als transparent vorausgesetzte) Objectchen gebracht, indem es, gewöhnlich in einem Rähmchen (einem sogenannten Objectenschieber), zwischen zwei reinen und dünnen Glasscheibchen eingeschlossen, in die Büchse B eingeschoben wird, durch welche das Auszugrohr R r am vordern Ende gleichsam unterbrochen ist, und welche aus zwei in einander verschiebbaren Theilen besteht. Der in der Mitte mit einem Loche versehene Deckel d des äußeren Theiles wird mittelst um Stäbchen herumgewundener Spiralfedern a, b stets an die Scheibe c angedrückt, so daß der zwischen d und c eingeschobene Objectenschieber eingeklemmt erhalten wird. Das nun stark beleuchtete Objectchen befindet sich so vor der oben erwähnten Objectivlinse 3, welche in einer mittelst Getriebes e längs des Rohres verschiebbaren Fassung enthalten ist, und auf einer dem offenen Röhrenende A in 10 — 20 Fuß Entfernung gegenüber vertikal aufgestellten Wand ein deutliches, helles und sehr stark vergrößertes Bild entwirft, wenn man mittelst des Getriebes e die Objectivlinse in den gehörigen Abstand von dem Objectchen gebracht und durch entsprechende Verschiebung der Linse 2 mittelst des Getriebes f für möglichste Concentrirung der Sonnenstrahlen in einem Punkte und daher für möglichst starke Beleuchtung des Objectchens gesorgt hat. Da der innere Theil des Auszugrohres R r in dem äußeren drehbar ist, so kann man das Bild des Objectes in verschiedenen Lagen auf der Wand erhalten. Daß ganz deutliche und reine Bilder nur erzielt werden können, wenn das Objectivglas 3 von der chromatischen und sphärischen Abweichung so viel möglich frei d. h. aplanatisch ist, versteht sich von selbst. Die besten Dienste leisten jene aplanatischen Objective, welche aus zwei oder drei, einzeln möglichst aplanatisch gemachten und mit ihren Fassungen an einander geschraubten Doppellinsen zusammengesetzt sind und vorzüglich bei den gleich nachher abzuhandelnden zusammengesetzten Microscopen nun fast ausschließend angewendet werden. Eine derartige Combination (Fig. 533, wo a, b, c drei solche Doppellinsen sind) gewährt nicht bloß weit mehr Deutlichkeit, sondern auch viel größere Helligkeit der Bilder und gestattet daher stärkere Vergrößerungen als eine einzelne achromatische Doppellinse, weil bei ihr auch der Theil der chromatischen und insbesondere der sphärischen Abweichung, welcher an einer solchen Doppellinse von kurzer Brennweite, wie sie zu Microscopen erfordert wird, immer in bedeutenderem Maße unwegbringlich haften bleibt, aus nach §. 119 und §. 121 leicht begreiflichen Gründen fast ganz aufgehoben ist, so daß man den einzelnen Linsen der Combination größere Oeffnungen geben, also eine größere Lichtstärke des Bildes erreichen kann.

Fig. 533.

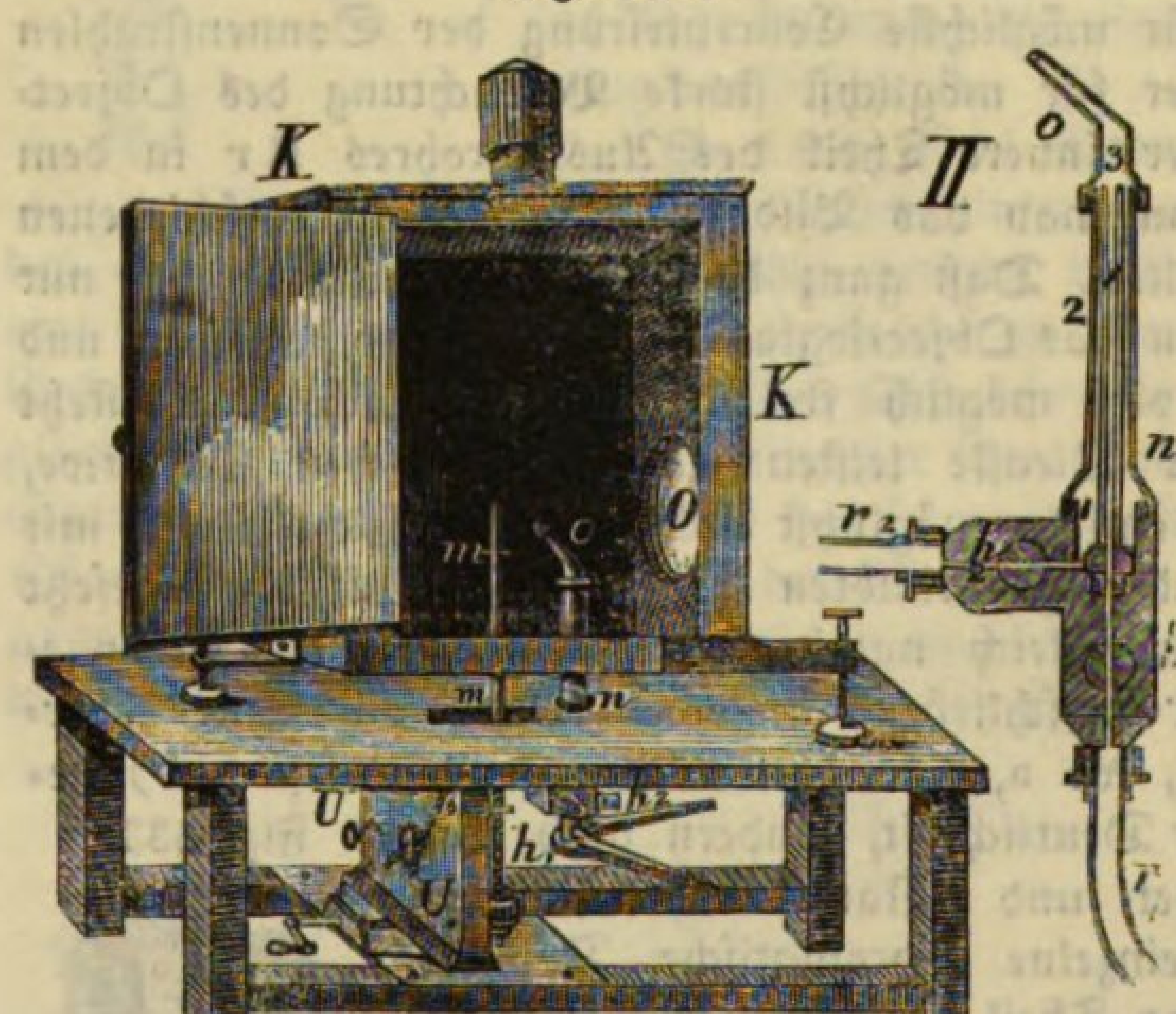


Das Sonnenmicroscop gibt von Infusionsthierchen, von Insecten und ihren Organen, von Pflanzentheilen u. s. w. erstaunlich große Bilder. Eines der schönsten mit demselben ausführbaren Experimente besteht aber darin, daß man als Objectenträger

einen überall gleich dicken Glasstreifen anwendet, darauf ein Tröpfchen einer Salzlösung bringt, (sehr gut eignet sich eine Lösung von Salmiak oder von schwefelsaurem Natron) und dieses als Object ins Microscop einsetzt. In wenig Augenblicken beginnt, indem das Auflösungsmittel durch die Hitze der concentrirten Sonnenstrahlen verflüchtigt wird, ein Krystallisationsproceß, und man kann denselben in dessen bildlicher Darstellung auf der Wand genau verfolgen.

Um sich von dem nicht immer disponiblen directen Sonnenlichte unabhängig zu machen, hat man zuerst das Lampen- und in neuerer Zeit das Gasmicroscop construirt. Ersteres, bei welchem Lampenlicht angewendet wird, hat seiner verhältnißmäßig geringen Leistungen wegen nie eine bedeutende Anwendung gefunden und soll daher hier auch ganz übergangen werden. Hingegen ausgezeichnet, wenn gleich (wegen geringerer Lichtstärke) in Bezug auf Vergrößerung jener des Sonnenmicroscopes doch weit nachstehend, ist die Wirkung des Gasmicroscopes. Bei demselben dient zur Beleuchtung der microscopischen Objecte das äußerst intensive Licht, welches frisch gebrannter Kalk aussendet, wenn er durch die Flamme brennenden Knallgases (Hydro-Orygen-Gases, woher das Instrument auch **Hydro-Orygengas-Microscop** heißt) glühend gemacht worden. Der Unterschied vom Sonnenmicroscope besteht der Wesenheit nach nur darin, daß das Rohr **Rr** der früheren Fig. **532**, statt in dem Heliostat **Hh** und mit diesem am Fensterladen festgemacht zu werden, in die eine Wand eines mit Thüren versehenen und allseitig gut verschließbaren hölzernen Kastens **K** (Fig. 534) ebenfalls horizontal eingeschraubt wird (nämlich in die runde Oeffnung **0**) und daß in diesem Rohre an der Stelle der Linse **1**, die ihren Platz weiter gegen die Linse **2** hin erhält, noch eine dritte und zwar große, sehr convexe Beleuchtungslinse vorhanden ist, welche die vom glühenden Kalkstücke, das sich in ihrem Brennpunkte befindet, divergent ausfahrenden Strahlen erst parallel macht (wie es beim Sonnenmicroscop die Sonnenstrahlen sind), bevor sie zu den andern Beleuchtungslinsen gelangen.

Fig. 534.



Zur Erzeugung des Kalklichtes (von seinem Entdecker auch **Drummond'sches** Licht genannt) dient der vertikale, durch den Boden des Kastens empor gehende Draht **m**, auf welchen ein in der Mitte seiner Länge nach durchbohrter Kalkcylinder aufgesteckt wird, und die Winkelröhre **n o**, welche diesem Cylinder den Knallgasström zuführt, der, angezündet, ihn zum Glühen bringt. Der untere gerade Theil der Röhre **n o** besteht aus zwei concentrisch in einander steckenden Röhren **1**, **2** (**II** Fig. **534**), deren jede von der andern abgesondert und mit einem eigenen Hahne h_1 und h_2 versehen ist. Setzt man nun durch den Hahn h_1 die innere enge Röhre **1** mit einem Gasometer oder

mit einem Sack aus durch Caoutchouc luftdicht gemachtem Zeuge, der Sauerstoff enthält, durch den Hahn h_2 hingegen die äußere Röhre 2 mit einem ähnlichen, aber mit Wasserstoff gefüllten Behältnisse in Verbindung, (was am besten durch Röhren r_1, r_2 wieder aus mittelst Caoutchouc luftdicht gemachten Stoffe geschieht); so strömt durch die Röhre 1 Sauerstoff und durch den Zwischenraum zwischen den Röhren 1 und 2 Wasserstoff der geneigten Röhre 3 zu, beide Gase mischen sich daselbst und gelangen von hier aus als Knallluft zum Kalkcylinder. Da diese so erst unmittelbar vor ihrem Verbrennen immer nur in der kleinen Menge vom Volum der Ausflußröhre 3 erzeugt wird, so ist keine irgendwie nachtheilige Explosion möglich, also die Handhabung des Gasmicroscopes ganz gefahrlos. Die aus dem, mit den Hähnen h_1 h_2 versehenen Röhrensysteme n o bestehende Vorrichtung, welche das gefahrlose Experimentiren mit angezündetem Knallgase gestattet, wurde von dem Engländer Daniell angegeben und wird kurz der Daniell'sche Hahn genannt. Damit während des Versuches die Knallgasflamme stets an anderen, frischen Stellen die Kalkoberfläche trifft, und diese immer genau in jener Entfernung von der Ausflußöffnung der Röhre o verbleibt, bei welcher das stärkste Licht stattfindet, wird der Stift m mit dem aufgesteckten Kalkcylinder durch ein unter dem Kasten angebrachtes Uhrwerk U fortwährend langsam um sich herumgedreht und zugleich aufwärts bewegt, so daß die Flammenspitze um den Kalkcylinder auf dessen Oberfläche eine Spirallinie beschreibt, an allen von der Flamme getroffenen Stellen nur sehr wenig und überall gleichviel Kalk verbrannt (verflüchtigt), also die besagte Entfernung nie bedeutend geändert wird. Um aber bei Anbeginn des Versuches in jedem einzelnen Falle diese von der Größe der Ausflußöffnung, der Pressung des ausströmenden Knallgases u. s. w. abhängige Entfernung leicht herstellen zu können, ist das Uhrwerk sammt dem Stifte m in horizontaler Richtung gegen die Ausflußöffnung oder von derselben hinweg beweglich. Zur Erzielung großer Lichtstärke muß das Knallgas immer unter bedeutender Pressung ausströmen, die bei Gasometern durch entsprechende Höhen der drückenden Wassersäulen und bei Caoutchoucsäcken als Gasbehältern durch Belastung derselben mittelst Gewichten (bei größeren Ausflußöffnungen sind mehrere Centner erforderlich) erreicht wird. Ferner ist die Mengung des Wasserstoff- und Sauerstoffgases in der Röhre 0 im Volumverhältniß 2 : 1 nöthig, welche man leicht durch Probiren zu Stande bringt, indem man die Hähne h_1 und h_2 abwechselnd so lange mehr oder weniger öffnet, als die Stärke des Kalklichtes noch wachsend erscheint.

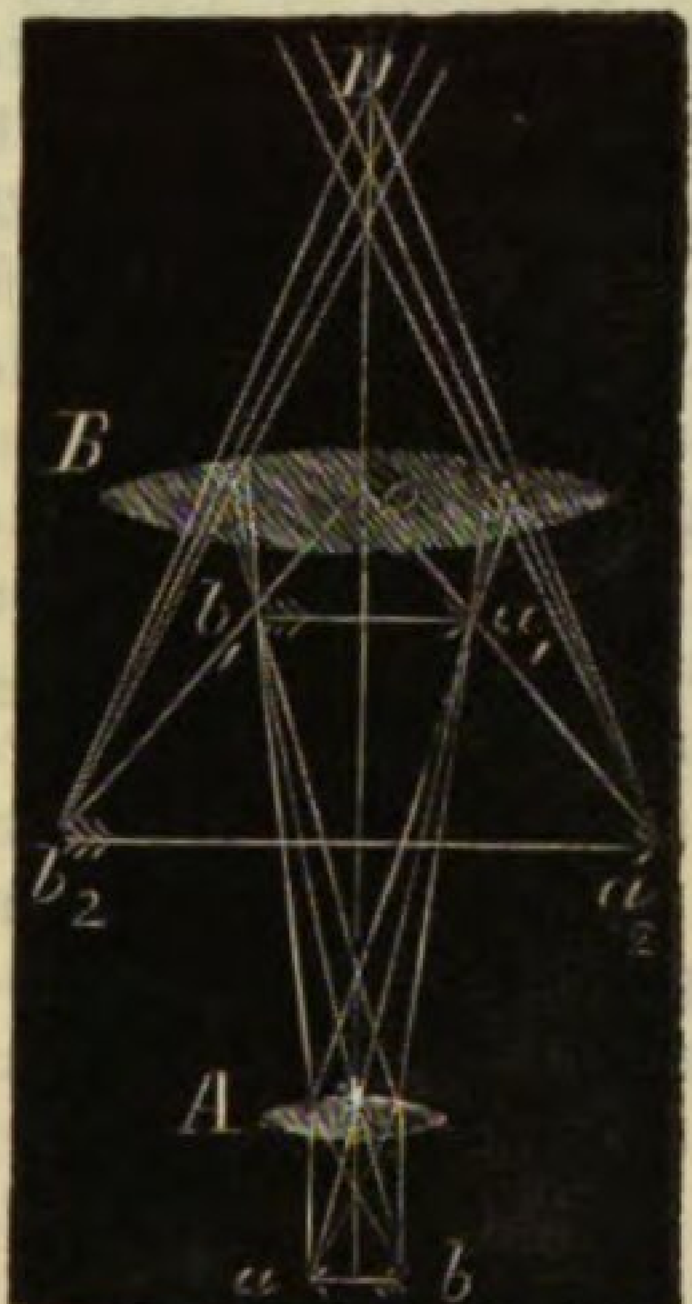
Hieher gehört auch die Zauberlaterne (laterna magica), bei welcher von größeren auf Glas gemalten, durchsichtigen Figuren, die vor einem Paar Sammellinsen mit größerer Oeffnung stehen, auf einer hinter den Linsen befindlichen Wand 10—20 mal vergrößerte Bilder erhalten werden. Die Beleuchtung der Figuren geschieht vermittelst eines Hohlspiegels, der ihnen das Licht einer in seinem Brennpunkte vorhandenen Lampenflamme durch Reflexion zusendet. Der so beleuchtete Gegenstand befindet sich innerhalb der Brennweite der ersten Linse, und die zweite Linse steht so, daß durch sie das von der ersten erzeugte aufrechte und vergrößerte Bild umgekehrt und noch mehr vergrößert auf die oben erwähnte Wand geworfen wird.

§. 125. Zusammengesetzte Microscope. Das Wesen aller dieser Instrumente, wenn sie auch äußerlich noch so verschieden von einander

41 *

aussehen, besteht darin, daß bei denselben von einem kleinen zu betrachtenden Objecte a b Fig. 535 durch eine Sammellinse A mit sehr kurzer Brennweite ein möglichst vergrößertes Luftbild $a_1 b_1$ erzeugt, und dieses durch eine zweite, als einfaches Microscop wirkende Linse B angesehen wird, so daß von $a_1 b_1$ wieder ein vergrößertes Bild in $a_2 b_2$ erscheint. Zu diesem Ende muß das Objectchen a b außerhalb der Brennweite der Linse A, aber ihrem Brennpunkte sehr nahe stehen, und das Bild $a_1 b_1$ in die Brennweite der Linse B hinein fallen. Der Weg, den die Strahlen hiebei durch die Linsen nehmen, ist nach der Figur für sich klar. Die Bedingungen, unter welchen ein zusammengesetztes Microscop 1. deutliche und reine, 2. helle, 3. stark vergrößerte Bilder und ein großes Gesichtsfeld gibt, sind folgende. Ad 1. Sowohl die dem Objecte zugewendete Linse A, Objectivglas oder bloß Objectiv genannt, als auch die zweite Linse B, durch welche das von A erzeugte Bild angesehen wird und welche Ocularglas oder schlechthin Ocular heißt, muß von der chromatischen und sphärischen Abweichung möglichst befreit sein, damit nicht bloß das durch A erzeugte Bild $a_1 b_1$ deutlich und rein sei, sondern diese Eigenschaften auch durch das Ocular nicht wieder aufgehoben werden. Als Objectiv ist daher stets entweder eine achromatische Doppellinse von der im §. 119 auseinander gesetzten Einrichtung oder am besten eine aplanatische Combination aus solchen Doppellinsen, wie sie beim Sonnenmicroscope beschrieben wurde, anzuwenden. Die Achromatisirung und die Befreiung des Oculars von der sphärischen Abweichung geschieht auf die in den §§. 121 und 122 beschriebene Art. Demnach ist das Ocular ein aus zwei Sammellinsen der nämlichen Glasart zusammengesetztes Doppelocular. Sowohl bei dem Objectiv als bei dem Ocular werden die bezüglich der chromatischen und sphärischen Abweichung so nachtheiligen Randstrahlen durch an entsprechenden Orten angebrachte Blendungen abgehalten.

Fig. 535.



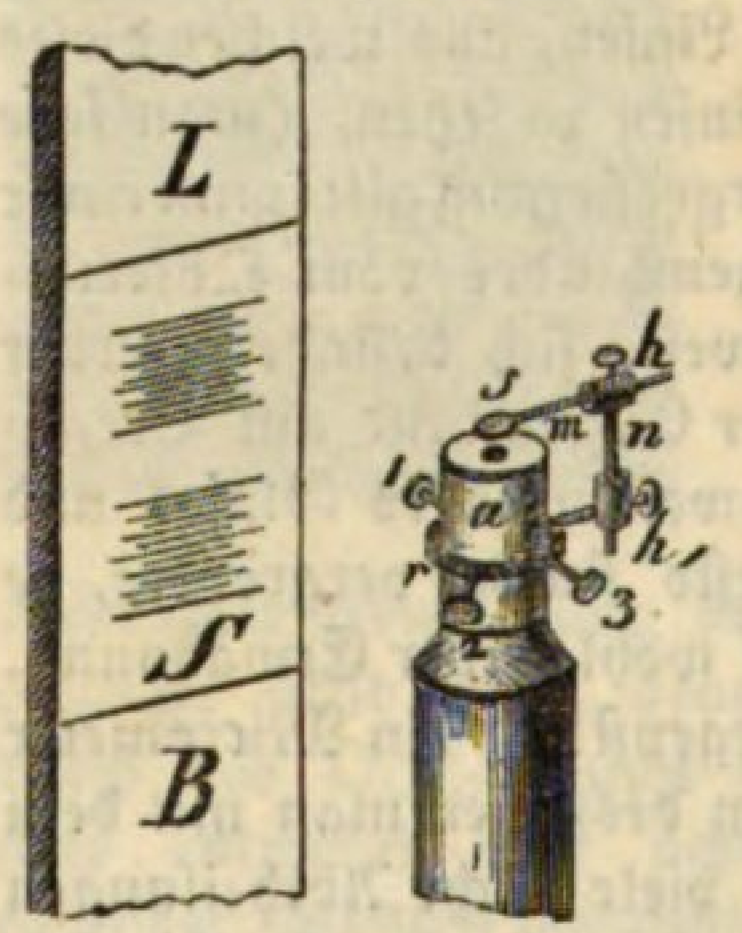
Ad 2. Für möglichst große Helligkeit wird einerseits schon durch die aplanatische Einrichtung des Objectivs und Oculars, welcher zu Folge diese Gläser große Oeffnungen erhalten können, und andererseits durch starke Beleuchtung der zu betrachtenden Objecte gesorgt, was, wenn diese durchsichtig sind, mittelst eines Hohlspiegels, im entgegengesetzten Falle mittelst einer Sammellinse, indem man die Objecte nahe an ihre Brennpunkte bringt, bewirkt wird. (Das Nähere hierüber wird eine spätere, das zusammengesetzte Microscop in allen wesentlichen Theilen darstellende Figur deutlich machen.)

Ad 3. Die Vergrößerungszahl des Instrumentes ist das Product der Vergrößerungen des Objectivs und des Oculars: denn offenbar wird das durch ein z. B. 50mal vergrößerndes Objectiv erzeugte Bild, wenn es durch ein z. B. 20 Mal vergrößerndes Ocular angesehen wird, 20 Mal 50 d. i. 1000 Mal vergrößert erscheinen. Die Bestimmung der Vergrößerungszahl eines zusammengesetzten Microscopes kann aber auf dreifache Art gesche-

hen: man bestimmt nämlich entweder 1) beide Factoren des besagten Productes durch Rechnung oder 2) den die Vergrößerung des Objectivs darstellenden Factor durch Versuche und den zweiten (die Vergrößerung des Oculars) durch Rechnung, oder findet endlich 3) das Product beider Factoren mit einem Male durch Versuche. 1. Methode. Man bestimmt die Entfernung (a) des microscopischen Objectes ab (Fig. 535) von der Objectivlinse A, berechnet nachher, die Brennweite (p) dieser Linse als bekannt vorausgesetzt, (nach der Formel $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a}$) den Abstand ($\alpha$) des Bildes $a_1 b_1$ vom Objective A und hat dann $\frac{\alpha}{a} = \frac{a_1 b_1}{a b}$ d. i. die Vergrößerungszahl des Objectives. Jene des Oculars wird, da dieses als einfaches Microscop wirkt, nach Formel (A) auf Seite 685 gefunden. Für das Doppelocular ist in dieser Formel offenbar anstatt p_1 die Brennweite der den zwei Linsen, aus welchen dieses Ocular zusammengesetzt ist, äquivalenten einfachen Linsen zu setzen, (man sehe die Anmerkung *) auf S. 679). Jede so berechnete Vergrößerung gilt immer nur für die dabei statt gehabte Entfernung (a) des Gegenstandes vom Objectivglase und fällt, da dieser stets außerhalb der Brennweite sich befindet, ferner der Formel (A) gemäß, desto größer aus, je näher der Gegenstand am Brennpunkte des Objectivs steht, und je kleiner die Brennweiten dieses Glases und des Oculars sind. Daß übrigens das Microscop desto stärker vergrößere, je größer die Sehweite (α) des Beobachters ist, bedarf wohl keiner Erwähnung. 2. Methode. Man wählt als zu betrachtenden Gegenstand ein Micrometer (S. 14) und beobachtet, wie viele Unterabtheilungen desselben man mit dem Microscope auf ein Mal übersieht, d. h über wie viele solche Abtheilungen sich der innere Durchmesser jener Blendung (Diaphragma) erstreckt, die in dem Instrumente immer genau an der Stelle vorhanden ist, an welche hin das vom Objectivglase erzeugte Bild fällt. Dividirt man nachher durch die Länge des auf ein Mal übersehenen Micrometerstückes den mit diesem in gleichen Längeneinheiten ausgedrückten Blendungsdurchmesser, so gibt der Quotient die Vergrößerungszahl des Objectivs und das Product aus dieser Zahl in die berechnete Vergrößerung des Oculars die Gesammtvergrößerung des Microscopes. Ist z. B. das Micrometer in Zehntel einer Linie getheilt, der Durchmesser der Blendung 6 Linien groß und das auf ein Mal übersehene Micrometerstück $^3/_{10}$ Linien lang, so ist $6''' : {^3/_{10}}''' = 20$ die Vergrößerungszahl des Objectivs. Zu dieser Vergrößerung des Micrometers im Verhältnisse zum Durchmesser der Blendung trägt nämlich das Ocular nichts bei, weil letzteres diesen Durchmesser in gleichem Maße vergrößert, wie die Länge des in der Blendung erscheinenden Micrometerstückes. Man kann auch ein zweites, dem vorigen gleiches Micrometer in die Blendung bringen und beobachten, wie viele Abtheilungen dieses inneren Micrometers von den übersehenen Abtheilungen des äußern, als Object dienenden Micrometers (der Länge nach) gedeckt werden. Dann ist die Zahl der ersteren Abtheilungen dividirt durch jene der letzteren die Vergrößerung des Objectivs. 3. Methode. Man wählt als Object ein Glasmicrometer und stellt das Microscop so ein, daß man durch das Ocular ein deutliches Bild sieht. Hierauf bringt man über dem Oculare und sehr nahe an demselben ein kleines metallenes Planspiegelchen an, gibt der spiegelnden Fläche desselben eine Neigung

von 45° gegen die Axe des Instrumentes (die gemeinschaftliche Axe des Objectivs und Oculars), und stellt hinter dem Spiegelchen (auf der von der spiegelnden Fläche abgewendeten Seite) und, vom Oculare aus gerechnet, in der Sehweite, ein Bretchen mit einer z. B. in Wiener Linien getheilten vertikalen Längenscale auf. Sieht man nun horizontal in das Spiegelchen und zugleich an der Seite desselben vorbei nach der Scale hin, so nimmt man bei gehöriger Stellung des besagten Bretchens das Bild einer gewissen Anzahl Unterabtheilungen des Micrometers dicht neben der Scale wahr, kann genau beurtheilen, über wie viele Scalentheile sich das Bild erstreckt, und erhält dann durch Division mit der wirklichen Länge aller wahrgenommenen Micrometer-Abtheilungen in die Summe der Scalentheile, über welche ihr Bild sich erstreckt, die durch das Objectiv und durch das Ocular bewirkte Vergrößerung, also die Totalvergrößerung des ganzen Microscopes. In Fig. 536 ist **s** das kleine Metallspiegelchen (ursprünglich von Sömmerring, wenngleich zu einem andern Zwecke, angewendet und daher das Sömmerring'sche Spiegelchen genannt); es wird dadurch an den gehörigen Platz gebracht, daß man an dem das Doppelocular enthaltenden Theile **a** des Microscopkörpers einen dasselbe tragenden Ring **r** mittelst Schrauben **1, 2, 3** festmacht und dann die cylindrischen Stäbchen **m**, **n**, welche in den Hülsen **h**, h_1 gedreht, verschoben und festgestellt werden können, in die entsprechenden Stellungen bringt. **B** ist das verticale Bretchen mit der längs desselben verschiebbaren Längenscale **L S**. Um bei dem nämlichen zusammengesetzten Microscope verschieden starke Vergrößerungen zu erzielen, hat in der Regel jedes solche Instrument mehrere Objective und mehrere Oculare von verschiedenen Brennweiten; durch verschiedene Combinationen dieser Gläser werden nun die verschiedenen Vergrößerungen erhalten. Die ausgezeichneten Plößl'schen Microscope größter Gattung haben sechs (wie sich von selbst versteht, achromatische) Objective, die sich in verschiedener Ordnung aneinander schrauben lassen, und wenigstens drei Doppeloculare. Sowohl die ersteren als die letzteren Gläser sind von 1 und I an aufwärts nummerirt; übrigens werden von den ersteren (den Objectiven) aus früher entwickelten Gründen selten einzelne, sondern stets zwei oder drei an einander geschraubt, angewendet. So gibt z. B. bei einem solchen, dem hiesigen physikalischen Cabinete gehörigen Instrumente das Objectiv 2 mit dem Oculare I die lineare Vergrößerung 24; das Objectiv 3 mit dem Oculare I vergrößert 32 mal; 1 + 2 mit I 45 mal; 2 + 3 mit I 56 mal; 1 + 2 + 3 mit I 75 mal, mit dem Ocular II hingegen 110 mal und 4 + 5 + 6 vergrößert mit I 190 mal, mit II 285 mal und mit dem Ocular III 520 mal dem Durchmesser nach. — Wie wir schon aus Früherem wissen, wächst die Vergrößerung unter übrigens gleichen Umständen mit der Kürze der Brennweite des Objectivs und des Oculars. Es wird aber in dieser Beziehung der Vergrößerung durch die nothwendige Rücksicht auf gehörige Größe der Lichtstärke und des Gesichtsfeldes eine Gränze gesetzt. Wegen der Lichtstärke muß nämlich das Objectivglas immer eine hinlängliche Oeffnung haben und darf daher, weil sonst bei dem-

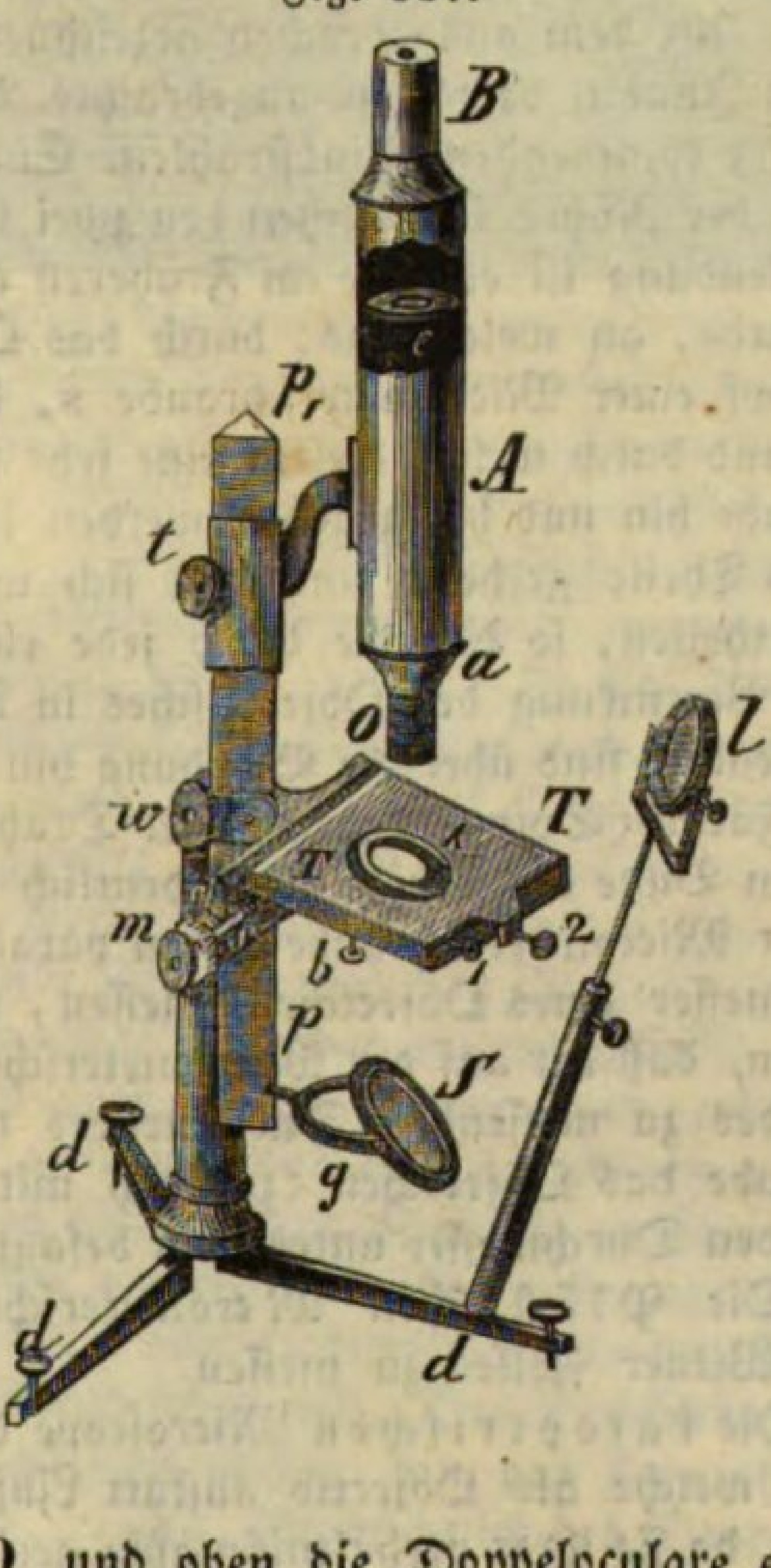
Fig. 536.



selben die Aufhebung der sphärischen und chromatischen Abweichung große, ja unüberwindliche Schwierigkeiten macht, nicht zu stark convex (nicht mit zu kleiner Brennweite versehen) sein. Bezüglich der Erzielung eines hinreichend großen Gesichtsfeldes muß auch das Ocular eine die Convexität und somit die Vergrößerung beschränkende große Ausdehnung (Oeffnung) erhalten. Denn wegen Kleinheit des Objectivglases kann durch dasselbe von jedem Punkte des Gegenstandes nur ein sehr dünner Lichtbüschel durchgehen; dieser kann, wenn er nachher zu einem Punkt des Bildes concentrirt worden und von da an sich wieder ausbreitet, keineswegs das ganze Ocularglas bedecken, sondern fällt nur auf einen sehr kleinen Theil der Oberfläche desselben. Hat das Ocularglas keine große Ausdehnung, so treffen nur von wenigen Punkten des Gegenstandes Lichtbüschel auf dasselbe, die von den übrigen Punkten kommenden Büschel verfehlen es, gehen daher für das Auge verloren, und dieses übersieht also nur einen kleinen Raum d. h. das Instrument hat nur ein kleines Gesichtsfeld.

Ad 4. Auf die Größe des Gesichtsfeldes hat außer dem bereits Angeführten auch noch die Stellung des Auges Einfluß. Dasselbe muß sich nämlich zur Erzielung des möglich größten Gesichtsfeldes in jenem Punkte (D der früheren Fig. 535) befinden, nach welchen hin die äußersten aus dem Oculare austretenden, von den verschiedenen Punkten des letzten Bildes (a_2 b_2 derselben Figur) herkommenden Strahlen zusammenlaufen, und von welchem dieses Bild gerade um die Sehweite absteht. Geschätzt wird die Größe des Gesichtsfeldes am leichtesten und sichersten nach der Anzahl Abtheilungen, die man bei einem als Object eingesetzten Glasmicrometer auf ein Mal deutlich übersieht.

Fig. 537.



Den Schluß über das zusammengesetzte Microscop soll folgende, durch die Fig. 537 erläuterte Beschreibung des vorerwähnten, in der physikalischen Sammlung des Wiener k. k. polyt. Institutes vorhandenen Plößl'schen Instrumentes von vorzüglicher Beschaffenheit machen. Sie dürfte eine gehörige Vorstellung geben von der Anordnung der bereits beschriebenen Bestandtheile eines zusammengesetzten Microscopes und zugleich von der Anwendung eines Schraubenmicrometers (S. 158) bei demselben zum Messen sehr kleiner Objecte. A ist ein messingenes Rohr, in welches unten an einem verengten Theile a die aplanatischen Objective (S. 687) O und oben die Doppeloculare eingeschraubt werden. Die zwei Sammellinsen eines solchen Oculars sind nämlich

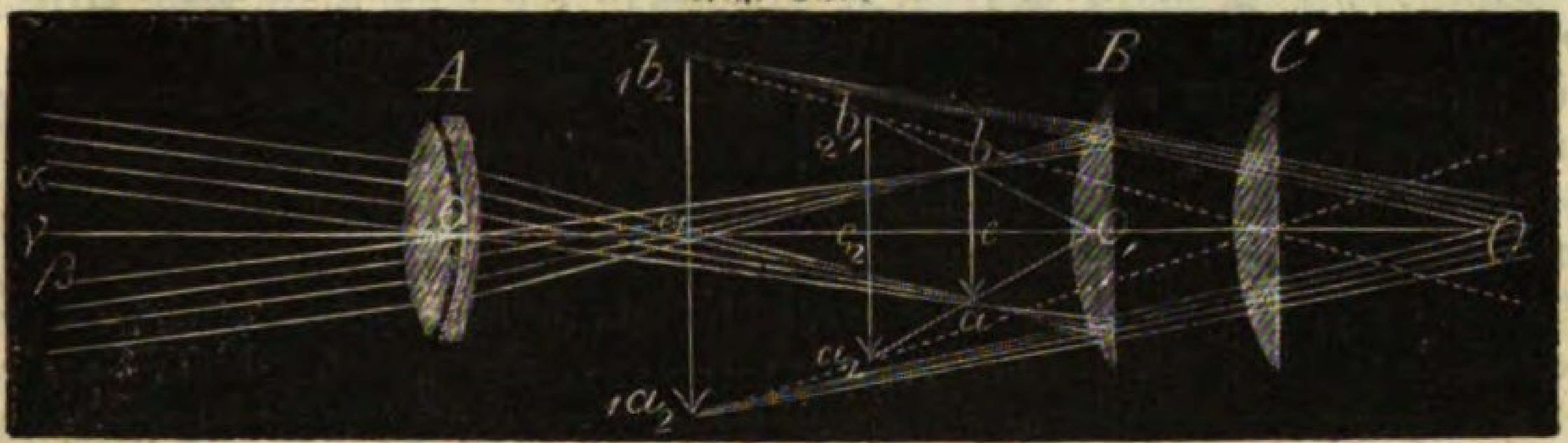
in gegen einander unverrückbarer Stellung in einer kurzen, oben an A einschraubbaren Messingröhre B (und zwar an jedem Ende eine Linse) eingesetzt. Es ist daher auch die gegenseitige Stellung des Oculars und Objectivs eine unveränderliche. Der ganze diese Gläser enthaltende Körper A B läßt sich mittelst eines Triebwerkes t längs des stählernen Prismas p, p hin und herbewegen, welches sich auf dem zusammenlegbaren Dreifuße d, d, d mit Hilfe des Winkelgelenkes w vertikal, unter beliebigem Winkel schief oder auch horizontal stellen läßt und einen Objectentisch T, T, ferner den concaven Beleuchtungsspiegel S trägt. Ersterer ist daran unbeweglich festgemacht und letzterer hat eine doppelte Bewegung, er kann nämlich in der Gabel g und mit dieser im Prisma p um eine auf demselben senkrechte Axe gedreht werden. Das Objecttischchen T, T hat oben eine Federklammer k, welche durch Emporbrücken des Druckers b von dem Tischchen aufgehoben werden kann und die nachher darunter eingeschobenen Objectenträger festhält. Die Stellschrauben 1, 2 gestatten das so ins Gesichtsfeld des Microscopes gebrachte Object durch alle Punkte des Gesichtsfeldes zu führen Zur Beleuchtung undurchsichtiger Objecte, welche also das von Spiegel S ihnen zugeworfene Licht nicht durchlassen, dient eine Sammellinse l oder ein an deren Platze angebrachtes, mit 2 converen Seitenflächen versehenes dreiseitiges Glasprisma, welches so zu stellen ist, daß die durch die eine convexe Fläche eintretenden Lichtstrahlen von der ebenen Seite des Prismas reflectirt, dann von der zweiten converen Fläche gebrochen und hierauf concentrirt dem zu beleuchtenden Objectchen zugesendet werden. An dem ausgebrochen gezeichneten Theile des Rohres A sieht man eine im Innern desselben angebrachte Blendung e zur Abhaltung der vom Objective kommenden Randstrahlen. Eine zweite solche Blendung befindet sich auch in der Röhre B zwischen den zwei Gläsern des Doppeloculars, und letztere Blendung ist es, die im Früheren als an der Stelle vorhanden bezeichnet wurde, an welche das, durch das Objectiv erzeugte Bild hinfällt. m ist der Kopf einer Micrometerschraube s, die quer unter dem Objecttische hinläuft, und durch welche diesem eine sehr feine Bewegung in der Richtung der Schraube hin und her gegeb n werden kann. Der Umfang des Kopfes m ist in 100 Theile getheilt und läßt sich mit Hülfe eines Nonius n in 1000 Theile theilen, so daß die durch jede einzelne Umdrehung der Schraube bewirkte Verrückung des Objecttisches in Tausendtel getheilt werden kann. In dem Oculare sind über die Blendung hin zwei höchst feine, sich senkrecht kreuzende Fäden (Spinnenfäden) oder Drähte gespannt, so daß man sie zugleich mit dem Bilde des Objectchens deutlich sieht und daß einer derselben mit der Axe der Micrometerschraube genau parallel läuft. Will man nun z. B. den Durchmesser eines Objectchens messen, so ist dieses auf dem Tischchen so einzustellen, daß der auf der Micrometerschraubenaxe senkrechte Faden das eine Ende des zu messenden Durchmessers tangirt und hierauf ist vermittelst der Schraube das Objectchen (zugleich mit dem Objecttischchen) um dessen zu messenden Durchmesser unter dem besagten, feststehenden Faden hin zu bewegen. Die Plößl'schen Micrometerschrauben gestatten Hunderttausendtel eines Wiener Zolles zu messen.

Die katoptrischen Microscope d. i. jene zusammengesetzten Microscope, welche als Objectiv anstatt Linsen einen kleinen Hohlspiegel haben, können, da sie ihrer verhältnißmäßig geringeren Leistungen wegen seltener als die beschriebenen dioptrischen Instrumente Anwendung finden, hier füglich übergangen werden.

§. 126. Von den Telescopen oder Fernröhren. Sie dienen dazu, um entfernte Gegenstände größer als mit freiem Auge und deutlich zu sehen, und sind ebenfalls entweder dioptrische oder katoptrische. Die ersteren werden, jenachdem sie groß oder klein sind, auch Refractoren oder Perspective genannt; große katoptrische Fernröhre heißen auch Reflectoren. Wie bei den zusammengesetzten Microscopen bildet auch bei jedem Fernrohre ein Objectiv und ein Ocular die wesentlichen Bestandtheile. Dioptrische Fernröhre haben eine Sammellinse, katoptrische einen Hohlspiegel zum Objectiv. Das Ocular besteht immer aus Sammellinsen; nur in einem einzigen Falle aus einer Zerstreuungslinse. Wir wollen nun zuerst von den dioptrischen Fernröhren, nämlich von dem astronomischen Fernrohre, dem Erdfernrohre und dem holländischen oder galileischen Fernrohre ausführlicher handeln und nachher die fast nur mehr einen historischen Werth besitzenden katoptrischen Fernröhre von Herschel, Newton, Gregory und Cassegrain ganz kurz besprechen.

§. 127. Das astronomische Fernrohr. Die Anordnung und Wirkung seiner Gläser macht die Figur 538 ersichtlich. Das verkehrte Bild a b,

Fig. 538.



welches das aus einer Crown- und einer Flintglaslinse zusammengesetzte achromatische Objectiv **A** von einem auf der andern Seite desselben befindlichen leuchtenden Gegenstande erzeugt, wird durch ein aus zwei Sammellinsen **B**, **C** bestehendes, als einfaches Microscop wirkendes Doppelocular betrachtet. Man sieht so ein Bild a_1 b_1, welches bezüglich des Bildes a b aufrecht, mithin wie dieses im Bezug auf den Gegenstand verkehrt, ferner immer vergrößert ist, und in der deutlichen Sehweite erscheinen muß . . . (1). Da bei Abnahme der Entfernung des leuchtenden Gegenstandes vom Objective nach B) S. 662 das Bild a b von diesem Glase weg, daher näher an das Ocular rückt und im umgekehrten Falle das Entgegengesetzte stattfindet; so muß, damit der Bedingung (1) stets Genüge geleistet werden könne, das Ocular gegen das Objectiv verstellbar sein. Zu diesem Ende sind die zwei das Ocular bildenden Sammellinsen (gegen einander unverrückbar) in einer eigenen Röhre eingeschlossen, die sich in dem das Objectiv enthaltenden Hauptrohre verschieben läßt. Hat man also das Fernrohr so gerichtet, daß es Gegenstände gewisser Entfernung deutlich zeigt, so muß das Ocular dem Objective genähert oder von demselben entfernt (die Ocularröhre eingeschoben oder ausgezogen) werden, jenachdem man Gegenstände größerer oder kleinerer Entfernung als im vorigen Falle mit der nämlichen Deutlichkeit sehen will. Das Einschieben oder Ausziehen des Ocularrohres ist übrigens auch nöthig, um das Fernrohr den verschiedenen Gesichtsweiten anzupassen . . . (2). Rücksichtlich des Doppeloculars ist ferner unter Hinweisung auf die Figur 538 noch zu bemerken, daß hier nicht, wie beim zusammengesetzten Microscope (S. 689), das Collectiv-

glas **B** zwischen dem Objective (**A**) und dem von demselben erzeugten Bilde (ab), sondern zwischen diesem Bilde und dem eigentlichen Ocularglase **C** steht, eine Anordnung, welche von Ramsden herrührt und bei Fernröhren der von Campani angegebenen Einrichtung des Doppeloculars (S. 690) dann vorzuziehen ist, wenn über das vom Objectivglase hervorgebrachte Bild Fäden gespannt erscheinen sollen, wie es in allen Fällen erforderlich ist, wo es sich um scharfe Fixirung der Richtung handelt, in welcher die Lichtstrahlen z. B. eines Gestirnes zum Auge gelangen: denn durch das oberwähnte, aus unter (2) angegebenen Grunde erforderliche Einschieben oder Ausziehen der Ocularröhre würden nothwendig zugleich die Fäden in Bewegung gesetzt werden und wofern diese Bewegung nicht ganz genau in der optischen Axe (in der gemeinschaftlichen Axe aller Linsen) des Fernrohrs erfolgte, was fast unmöglich vorauszusetzen ist, würden die successiven Durchgänge des Gestirns unter einander nicht mehr vergleichbar sein.

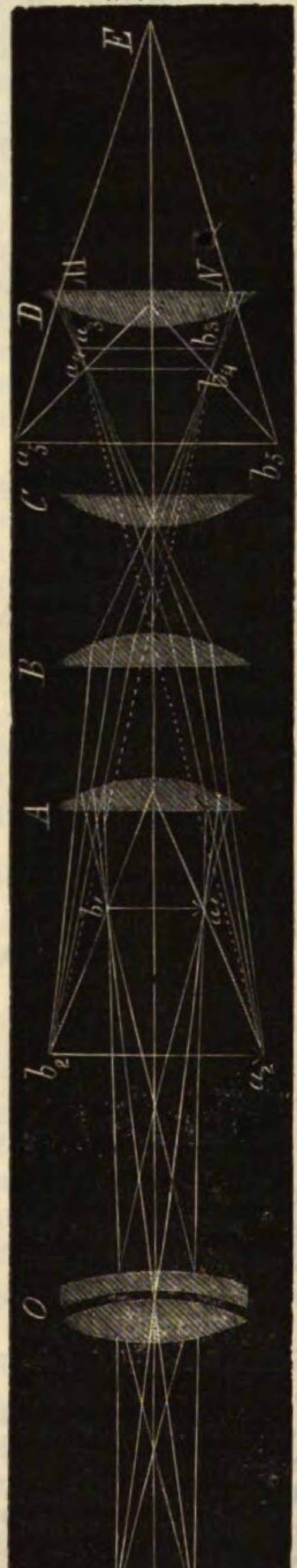
Die Vergrößerung des in Rede stehenden Fernrohres ist durch die Zahl gegeben, welche anzeigt, wie oft der Winkel, unter welchem das Object in einer gewissen Entfernung mit freiem Auge gesehen wird, in dem Winkel enthalten ist, unter welchem es in der nämlichen Entfernung durch das Fernrohr erscheint. Um einzusehen, wie sich diese Zahl bestimmen lasse, wollen wir das Ocular nur aus einer einzigen Linse, z. B. **B**, bestehend annehmen, uns also die Linse **C** ganz wegdenken. Wird unter Vernachlässigung der geringen Dicke der Linse **B** das Auge in ihrem Mittelpunkte o_1 befindlich angenommen, und ferner der im Verhältniß zur großen Entfernung des Objectes sehr kleine Abstand der Linse **B** von der Linse **A** vernachlässigt; so ist der Sehwinkel für das freie Auge $\alpha o \beta$ und mit dem Fernrohre $a_2 o_1 b_2$. Setzt man für diese Winkel ihre Hälften $\alpha o \gamma$ und $a_2 o_1 c_2$ und wegen ihrer Kleinheit die Tangenten; so hat man die Vergrößerungszahl $v = \frac{\text{tang. } a_2 o_1 c_2}{\text{tang. } \alpha o \gamma}$ oder wegen $\alpha o \gamma = a o c$, $v = \frac{\text{tang. } a_2 o_1 c_2}{\text{tang. } a o c}$. Nun ist $\text{tang. } a_2 o_1 c_2 = \frac{a_2 c_2}{c_2 o_1} = \frac{a c}{c o_1}$ und $\text{tang. } a o c = \frac{a c}{c o}$; es ergibt sich also durch Substitution $v = \frac{a c}{c o_1} : \frac{a c}{c o} = \frac{c o}{c o_1}$. Wegen der stets großen Entfernung des Gegenstandes vom Objective kann $c o$ der Focaldistanz f dieses letzteren gleich gesetzt werden. Ferner hat man — wenn f_1 die Focaldistanz des Ocularglases **B** und d den Unterschied zwischen dieser Focaldistanz und der (kleineren) Entfernung $c o_1$ des innerhalb die Brennweite f_1 fallenden Bildes $a b$ bezeichnet — $c o_1 = f_1 - d$, mithin $v = \frac{f}{f_1 - d}$. Nun ist aber d immer eine so kleine Größe, daß sie vernachlässigt werden; mithin ist $v = \frac{f}{f_1}$ d. h. man erhält die Vergrößerung eines astronomischen Fernrohrs mit einfachem Oculare, wenn man die Brennweite des Objectivs durch die Brennweite des Oculars dividirt. Die Vergrößerung mit doppeltem Oculare ergibt sich, wenn statt f_1 die Brennweite jener einfachen Linse gesetzt wird, die dem Doppeloculare äquivalent ist (mit demselben gleiche Brennweite hat) und auf welche sich dieses Ocular immer reduciren läßt. (Man sehe die Anmerkung auf S. 679.)

Sind die Brennweiten (des Objectivs und des Oculars) nicht bekannt, so läßt sich die Vergrößerung des Fernrohrs, jedoch nur näherungsweise, dadurch bestimmen, daß man einen mit gleichen Abtheilungen versehenen Gegenstand, z. B. ein Ziegeldach, mit dem einen Auge durch das Fernrohr, zugleich aber nebenher mit dem andern frei betrachtet und beobachtet, welche Zahl einzelner Ziegel (oder Ziegelreihen) von dem durch das Fernrohr wahrgenommenen Bilde einer gewissen Anzahl Ziegel oder Ziegelreihen bedeckt wird. Die Division der ersteren Zahl durch die letztere gibt dann natürlich die gesuchte Vergrößerung. Mehr Genauigkeit gewährt diese Methode, wenn der betrachtete Gegenstand ein in entsprechender Entfernung aufgestellter Maßstab oder eine Reihe in gleichen Abständen von einander stehender Stäbe o. dgl. ist. Da die Vergrößerung unter sonst gleichen Umständen von der vergrößenden Kraft des Oculars abhängt und mit dieser wächst, so hat das Fernrohr, um verschiedene Vergrößerungen zu gestatten, gewöhnlich mehrere (schwächer und stärker vergrößernde) Oculare.

Die Helligkeit des Bildes fordert, daß durch das Fernrohr von dem Objecte recht viel Licht dem Auge zugeleitet werde; daher muß das Objectiv eine große Oeffnung haben, damit es von jedem Punkte des Objectes einen großen Lichtkegel aufnehmen kann. Die Lichtstärke des Fernrohrs wächst bei gleicher Vergrößerung und gleicher Oeffnung des Oculars in quadratischem Verhältnisse mit dem Durchmesser des Objectivs. Das Bedürfniß eines großen Objectivglases stellt sich um so mehr bei starken Vergrößerungen heraus, weil die Helligkeit des Bildes unter sonst gleichen Umständen mit der Vergrößerung abnimmt. Je stärker nämlich das Fernrohr den betrachteten Gegenstand vergrößert, auf eine desto größere Fläche wird das von ihm ausgehende Licht verbreitet, desto schwächer wird dieses daher in jedem einzelnen Punkte. Große und zugleich an allen Stellen gleichförmig dichte Glasstücke, wie sie zu größeren Objectiven erfordert werden, sind aber, insbesondere bei Flintglas, aus dem in der Anmerkung auf S. 680 angeführten Grunde, äußerst schwer zu erhalten. In dieser Beziehung ist die sogenannte dialytische Einrichtung so vortheilhaft, nach welcher die zwei Linsen des achromatischen Objectivs nicht ganz nahe an einander stehen, sondern so angeordnet sind, daß die Sammellinse aus Crownglas am Ende des Rohres und die Zerstreuungslinse aus Flintglas in größerer Entfernung davon (gegen das zweite Ende des Rohres hin) sich befindet. Die Flintglaslinse kann da, indem die aus der converen Crownglaslinse austretenden Strahlen convergirend auf die Flintglaslinse fallen, der Querschnitt jedes aus ersterer Linse austretenden Strahlenkegels also mit der Entfernung von dieser abnimmt, viel kleiner sein (sie braucht in der That nur halbmal so viel Oeffnung zu haben) als die Crownglaslinse, so daß man mit kleineren Flintglasstücken ausreicht. Außerdem gewährt diese von Littrow berechnete und von Plößl zuerst ausgeführte dialytische Einrichtung noch die Vortheile einer größeren Lichtstärke und Schärfe des Bildes, als unter sonst gleichen Umständen mit nicht dialytischen achromatischen Linsen erzielt werden kann, und gestattet zugleich eine Verkürzung des Fernrohrs.

Das Gesichtsfeld (der Raum, den man durch das Fernrohr auf ein Mal übersieht) wird durch den Winkel bestimmt, welchen die von den beiden äußersten Punkten des Objectes kommenden und durch den Mittelpunkt des Objectivs gehenden Hauptstrahlen mit einander bilden. Der Winkel $\alpha o \beta$ oder **aob** in der

Fig. 539



früheren Fig. 538 bezeichnet also die Größe des Gesichtsfeldes. Die bloße Betrachtung dieser Figur zeigt auch, daß die Größe, welche dieser Winkel haben kann, mithin die Größe des Gesichtsfeldes, nur allein von der Größe der Oeffnung des Ocularglases abhängt und mit derselben zunimmt. Denn je kleiner diese Oeffnung ist, desto näher müssen die äußersten schon am Rande des Oculars eintreffenden Hauptstrahlen (α a und β b) an einander liegen; diese Strahlen müssen daher desto näher an einander gelegenen leuchtenden Punkten angehören, wenn sie und zu ihnen gehörige Nebenstrahlen durch das Ocular dem Auge sollen zugeführt werden können, man wird also nur einen kleineren Raum durch das Fernrohr übersehen d. h. ein kleineres Gesichtsfeld haben. Es wächst dieses für dieselben Brennweiten des Objectivs und des Oculars im geraden Verhältnisse mit der Oeffnung des letzteren Glases und ist von der Größe der Oeffnung des Objectives ganz unabhängig. Die Vergrößerung des Gesichtsfeldes durch Vergrößerung des Oculars findet jedoch darin eine Gränze, daß bei zu beträchtlicher Oeffnung des letzteren Glases die Einfalls- und Brechungswinkel zu groß werden und die Strahlen durch Brechung in demselben nicht, wie sie sollten, in Punkten derselben (zum Objecte parallelen) Ebene zusammenkommen, weswegen das Bild gegen den Rand gekrümmt, verzerrt und undeutlich wird. Es kann daher die Vergrößerung des Gesichtsfeldes nicht weiter getrieben werden, als es die erforderliche Deutlichkeit der Bilder erlaubt.

§. 128. Das Erdfernrohr. Da es bei Gegenständen auf der Erde unangenehm und störend ist, wenn sie, wie dies durch das astronomische Fernrohr der Fall ist, verkehrt erscheinen, so ist zu ihrer Betrachtung das terrestrische oder Erdfernrohr bestimmt, welches entfernte Objecte vergrößert und zugleich aufrecht zeigt. Es besteht in vollkommener Einrichtung der Wesenheit nach aus einem achromatischen Objective **O** (Fig. 539) und aus einem vierfachen Oculare, bei welchem die vier Sammellinsen **A**, **B**, **C**, **D**, aus denen es zusammengesetzt ist, Planconvergläser und am gewöhnlichsten (denn es gibt verschiedene Arten ihrer Anordnung) folgender Maßen angeordnet sind. Das vom Objective **O** erzeugte umgekehrte Bild $a_1 b_1$ des leuchtenden Gegenstandes $a b$ fällt innerhalb der Brennweite der Linse **A**. Die Linse **B** steht so, daß das Bild $a_2 b_2$ von welchem die durch **A** gehenden Strahlen herzu-

kommen scheinen, außerhalb ihrer Brennweite sich befindet, also ein gegen das Bild $a_2 b_2$ verkehrtes im Vergleiche mit dem Gegenstand a b aber aufrechtes Bild $a_3 b_3$ entstehen sollte. Bevor jedoch die aus **B** austretenden Strahlen sich zu diesen Bild ($a_3 b_3$) vereinigen können, werden sie mit der 3. Linse **C** aufgefangen, durch dieselbe convergenter gemacht, und statt zu dem Bilde $a_8 b_3$, zu einem näher an **C** gelegenen Bilde $a_4 b_4$ vereinigt, welches endlich durch die als einfaches Microscop wirkende Linse **D** betrachtet wird, so daß das Auge von dem leuchtenden Gegenstande ein vergrößertes und aufrechtes Bild in $a_5 b_5$ sieht. Das Auge muß sich zu diesem Ende natürlich hinter der Linse **D** an dem Orte (d. i. im Durchschnittspunkte der Hauptstrahlen **E M** und **E N**) befinden, wo es von allen Punkten des Bildes $a_5 b_5$ herkommend erscheinende Strahlen empfängt. Bei dem vierfachen Oculare ist, wenn es die gehörige Einrichtung hat, nicht nur durch entsprechende Vertheilung der Brechung auf mehrere Linsen (siehe den Schluß des §, 122) die sphärische Abweichung, sondern nach den im §. 121 erörterten Principien auch die Farbenzerstreuung aufgehoben. Da die 4 Linsen, (wovon die zwei ersten **A**, **B** dem Objecte, die zwei anderen **C**, **D** hingegen dem Auge ihre Planflächen zukehren) eine bestimmte gegenseitige Stellung haben müssen, so sind sie in einer eigenen Röhre gegen einander unverrückbar eingesetzt, welche, zu dem nämlichen Zwecke wie die Ocularröhre des astronomischen Fernrohrs, in der das Objectiv enthaltenden Hauptröhre aus und ein verschiebbar ist. Bei kleineren Instrumenten (den sogenannten Perspectiven) besteht auch die Hauptröhre aus mehreren in einander verschiebbaren Zugröhren, damit durch Zusammenschieben derselben das Instrument kurz und zum Tragen (selbst in der Tasche) bequem gemacht werden könne. Bei größeren (längeren) Instrumenten ist aber diese Einrichtung des Hauptrohrs nicht anwendbar, weil da die Zugröhren nach dem Herausziehen nie ein völlig gerades Rohr bilden und daher eine Hauptbedingung nicht erfüllt werden würde, die Bedingung nämlich, daß die Axen aller Linsen in eine und dieselbe Gerade zusammenfallen.

An das Objectiv werden bei dem Erdfernrohre ganz dieselben Anforderungen gestellt, wie bei dem astronomischen Fernrohre; es gilt daher auch hier Alles, was über die nothwendigen Eigenschaften dieses Glases bei letzterem Instrumente gesagt wurde.

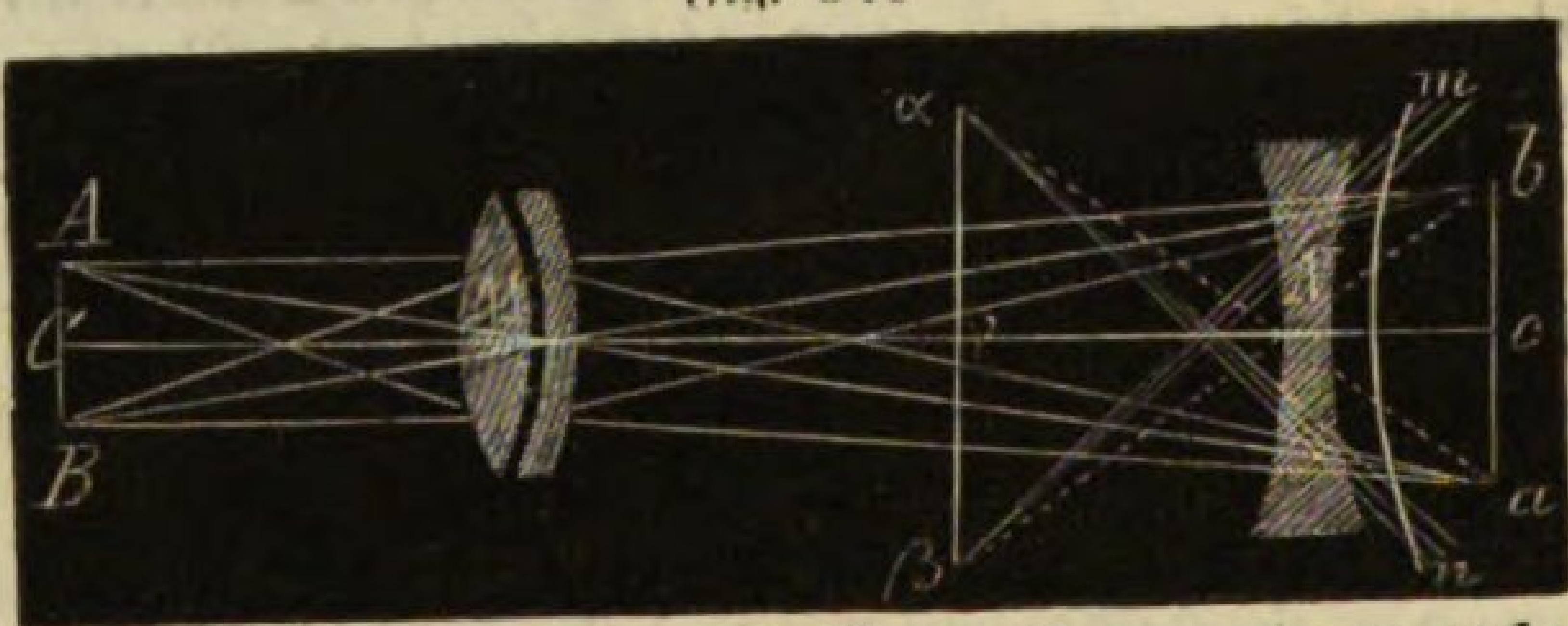
Die Bestimmung der Vergrößerung des Erdfernrohrs geschieht durch Versuche in der nämlichen Weise wie beim astronomischen Fernrohre. Durch Rechnung erhält man auf ähnlichem Wege wie bei diesem Instrumente die Vergrößerung $= \frac{f}{f_1} \cdot \frac{f_2}{b - f_2} \ldots$ (†), vorausgesetzt, das Ocular bestünde nur aus den zwei Linsen **B** und **D** (so daß nur erstere zur Umkehrung des Bildes $a_1 b_1$ und letztere als Microscop für das durch diese Umkehrung entstehende aufrechte Bild $a_8 b_3$ diente) und f bedeute die Brennweite des Objectivs, f_1 jene des letzten Oculars **D**, f_2 die Brennweite des Glases **B** und b die Entfernung des Bildes $a_1 b_1$ von diesem Glase *). Bei einer solchen Anordnung, daß $b = 2 f_2$ ist, wäre die Vergrößerung $= \frac{f}{f_1}$ d. h. gleich dem Quotienten aus der Brennweite des Ocularglases **D** in jene des Objec-

*) Um obige Gleichung (†) zu beweisen, seien in Fig. 540 **A** das Objectiv, **B**, **D** die besagten zwei Oculargläser, $m_1 n_1$ das von dem Gegenstande m n durch **A** er-

tivs wie beim astronomischen Fernrohre mit einfachem Oculare. Nicht selten finden sich beim Erdfernrohre zwei Oculareinsätze, wovon der eine, stärker vergrößernde für recht intensiv beleuchtete (etwa von der Sonne beschienene) irdische Gegenstände, die unbeschadet der nöthigen Helligkeit eine stärkere Vergrößerung vertragen, der andere für gewöhnliche schwächere Beleuchtungen bestimmt ist. Uebrigens gilt, was die Helligkeit und eben so, was das Gesichtsfeld anbelangt, für das Erdfernrohr Alles, was über diese Eigenschaften schon beim astronomischen Fernrohr gesagt wurde.

§. 129. Das holländische oder galiläische Fernrohr hat bei einer Sammellinse als Objectiv eine Zerstreuungslinse als Ocular. Die Anordnung beider Gläser (Fig. 541) ist eine solche, daß die von einem Gegenstande **A B C** kommenden Strahlen, bevor sie hinter dem Objective **M** sich zu einem verkehrten Bilde **a b c** vereinigen können, mit dem Ocularglase **N** aufgefangen und durch dieses so ins Auge geleitet werden, als kämen sie von einem aufrechten und vergrößerten Bilde $\alpha\beta\gamma$ vor der Zerstreuungslinse her. Es fallen nämlich die einem und demselben leuchtenden Punkte angehörigen Strahlen nach ihrem Austritte aus

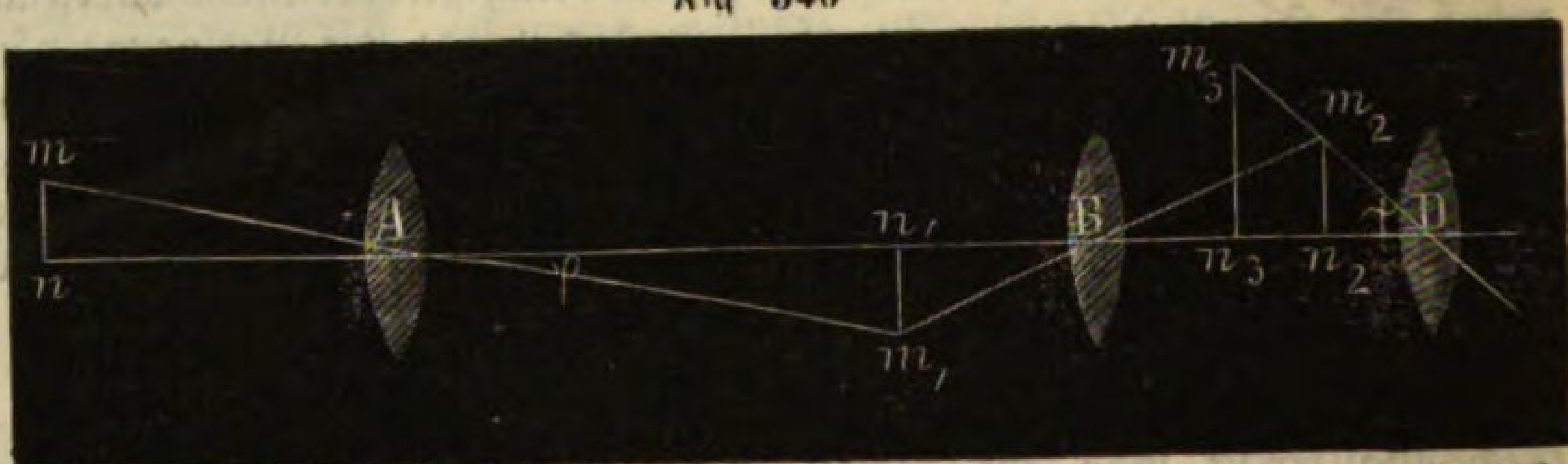
Fig. 541



---

zeugte und $m_2 n_2$ das umgekehrte Bild, welches letztere durch die Linse B zu Stande kommt und durch D angesehen wird. Unter Hinblick auf die S. 696 gemachten und auch hier geltenden Annahmen leuchtet offenbar Folgendes ein. Es ist die Vergrößerung $\nu = \frac{\psi}{\varphi}$ (d. h. gleich dem Winkel $m_2 D n_2$, unter welchem der Gegenstand durch das Fernrohr erscheint, dividirt durch den Sehwinkel $m_1 A n_1 = m A n$ mit freiem Auge. Nun ist, wenn f die Brennweite des Objectivs (A) bedeutet $\varphi = \frac{m_1 n_1}{n_1 A} = \frac{m_1 n_1}{f}$ und $\psi = \frac{m_2 n_2}{n_2 D}$; folglich $\nu = \frac{m_2 n_2}{m_1 n_1} \cdot \frac{f}{n_2 D}$ oder wegen $\frac{m_2 n_2}{m_1 n_1} = \frac{n_2 C}{n_1 C}$, $\nu = \frac{n_2 C}{n_1 C} \cdot \frac{f}{n_2 D}$. Es ist aber nach (IV) Seite 660 $\frac{1}{n_2 C} = \frac{1}{f_2} - \frac{1}{n_1 C}$, wenn f_2 die Brennweite von B bedeutet, mithin $n_2 C = \frac{f_2 \cdot n_1 C}{n_1 C - f_2}$ oder $\frac{n_2 C}{n_1 C} = \frac{f_2}{n_1 C - f_2}$ und daher $\nu = \frac{f_2}{b - f_2} \cdot \frac{f}{f_1}$ d. i. der oben unter (†) aufgestellte Ausdruck, wenn man statt $n_2 D$ die Brennweite f_1 der Linse D und $n_1 C = b$ setzt.

Fig 540



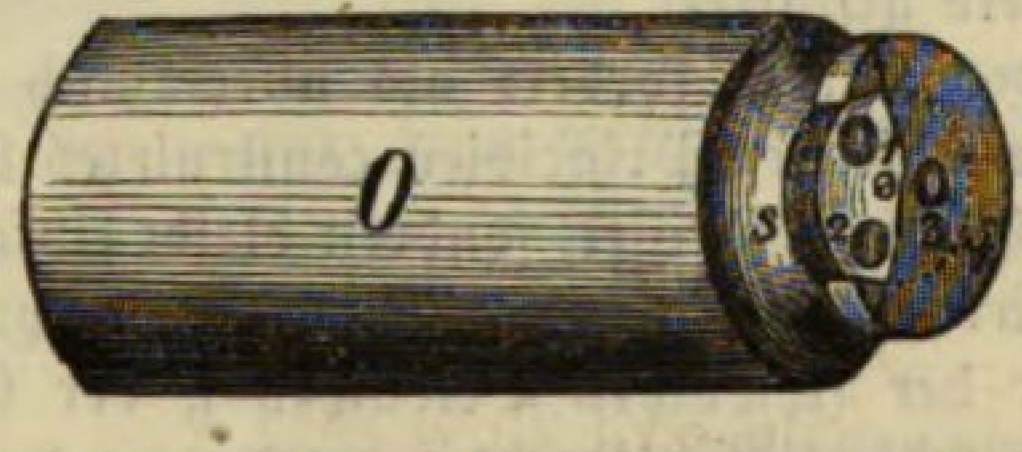
dem Objective convergent auf das Ocular und werden durch dieses, wenn N c größer ist, als dessen Brennweite, divergent gemacht (siehe 4. auf S. 664), so daß sie von einem vor der Ocularlinse und zwischen ihr und dem Objective gelegenen Punkte auszugehen scheinen. Dieses Fernrohr wird nur als Taschen- und Theaterperspectiv verwendet, wozu es sich deswegen gut eignet, weil es bei geringer Länge doch ein aufrechtes Bild gibt und bei schwacher Vergrößerung auch ein weites Gesichtsfeld gestattet.

Die Deutlichkeit und Reinheit der Bilder fordert als unerläßlich ein achromatisches, ganz nach den früher aufgestellten Principien construirtes Objectiv. Das Ocular wird gewöhnlich nicht achromatisirt, sondern bleibt einfach, weil bei demselben die nachtheilige Wirkung der chromatischen Abweichung ohnehin nur sehr gering ist, und zwar der schwachen Beleuchtung der Gegenstände, die durch das Instrument gewöhnlich betrachtet werden und des Umstandes wegen, daß dasselbe aus diesem Grunde sowohl als rücksichtlich des Gesichtsfeldes, (welches bei wachsender Vergrößerung bedeutend abnimmt) keine starken Vergrößerungen verträgt, und das Auge (wieder Behufs Erzielung eines größeren Gesichtsfeldes) ganz nahe ans Ocular gebracht werden muß, wo die zerstreuten Strahlen noch wenig divergiren. Auch der aus der sphärischen Abweichung des Oculars entspringende Fehler ist bei gehöriger Gestalt desselben unmerklich. Man macht das Ocular zu diesem Ende am gewöhnlichsten planconcav. Man kann das Ocular aber auch achromatisiren und dies kann ganz nach denselben Regeln wie bei Objectiven geschehen, nur mit dem Unterschiede, daß die Halbmesser beider Gläser der zu construirenden achromatischen Doppellinse im entgegengesetzten Sinne genommen werden, so daß die Linse aus Crownglas concav und jene aus Flintglas convex wird, mithin der Brechungsüberschuß auf Seite der concaven Linse bleibt. Allein achromatische Oculare können immer nur eine viel kleinere Oeffnung erhalten und darunter leidet die Größe des Gesichtsfeldes. Voigtländer junior in Wien verfertigt nach Petzvals Berechnung ausgezeichnete Theaterperspective mit achromatischen Ocularen.

Die Vergrößerung eines holländischen Fernrohrs, d. i. der Quotient, den man erhält, wenn der Winkel $\alpha N \beta$, unter welchem der Gegenstand (AB) mit dem Fernrohre erscheint, durch den Sehwinkel mit freiem Auge, nämlich durch AMB dividirt wird, läßt sich in derselben Weise wie beim astronomischen Fernrohre als gleich dem Quotienten aus der Brennweite des Oculars in die Brennweite des Objectivs erweisen. Bei Führung dieses Beweises ist nur der Umstand nicht zu übersehen, daß die zu einem Punkte gehörigen Strahlen convergent auf das Ocular treffen, mithin in der Formel für diese Linse (S. 664) die Entfernung a negativ zu nehmen sei. Wie schon erwähnt wurde, sind bei dem in Rede stehenden Instrumente und zwar aus Rücksicht für das Gesichtsfeld und wegen der schwachen Beleuchtung der damit zu betrachtenden Gegenstände immer nur schwache Vergrößeruugen möglich. Solche Vergrößerungen in verschiedenem Grade werden durch verschieden starke Oculare erhalten. Plößl bringt an seinen sogenannten Feldstechern, d. s. galiläische Fernröhre, die wegen äußerst vollkommener Construction in allen ihren Theilen ganz Vorzügliches leisten, 3 bis 4 verschiedene Oculare, welche eine Vergrößerung von 4, 8, 13 und 20mal dem Durchmesser nach gestatten, excentrisch in einer Scheibe an, die am Ende der in der Objectivröhre verschiebbaren Ocularröhre drehbar so befestigt ist, daß man durch entsprechendes Drehen

(dieser Scheibe) schnell ein Ocular nach dem andern an den gehörigen Platz (in die optische Axe des Instrumentes) bringen und so eine Vergrößerung mit der andern vertauschen kann. Die Figur 542 macht diese Einrichtung anschaulich. O ist das Ocularrohr, s, s_1 die um das Centrum c drehbare ränderirte (am Umfange gekerbte) Scheibe, und 1, 2, 3, sind drei in derselben festgemachte Oculare verschiedener Stärke. Daß die vorerwähnte Verschiebbarkeit der Ocularröhre den Zweck hat, um das Instrument den verschiedenen Entfernungen der zu betrachtenden Objecte, ferner den verschiedenen Sehweiten der Augen und endlich den schwächern und stärkeren Vergrößerungen anzupassen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Unter sonst gleichen Umständen müssen Kurzsichtige das Ocular weiter hineinschieben (denn man muß, nach der Formel unter 3) auf S. 664, a größer machen, d. h. mit Bezug auf die Fig. 541 die Zerstreuungslinse N von dem durch die Objectivlinse erzeugten Bilde a b c wegrücken, damit die Bildweite α, wie es die Kurzsichtigkeit fordert, kleiner werde) und dasselbe muß für das nämliche Auge bei Zunahme der Entfernung des leuchtenden Gegenstandes geschehen (denn in diesem Falle rückt das Bild a b c näher an das Objectiv M und mithin auch an das Ocular N; dieses muß daher von a b c entfernt, also dem Objective M genähert werden, um den vorigen Abstand zwischen N und a b c und dadurch die der Sehweite des Auges entsprechende Weite des Bildes $\alpha\beta\gamma$ wieder herzustellen. Da endlich die stärkere Vergrößerung durch ein Ocular von kürzerer Brennweite erzielt wird, aber nach Formel unter 3) auf S. 664 auch a abnehmen muß, wenn p abnimmt, damit die Größe der Bildweite unverändert bleibt; so folgt, daß für das nämliche Auge das Oculare desto weiter herauszuziehen, und so dem Bilde a b c desto mehr zu nähern sei, je stärker vergrößernd das Ocular wirkt.

Fig. 542.



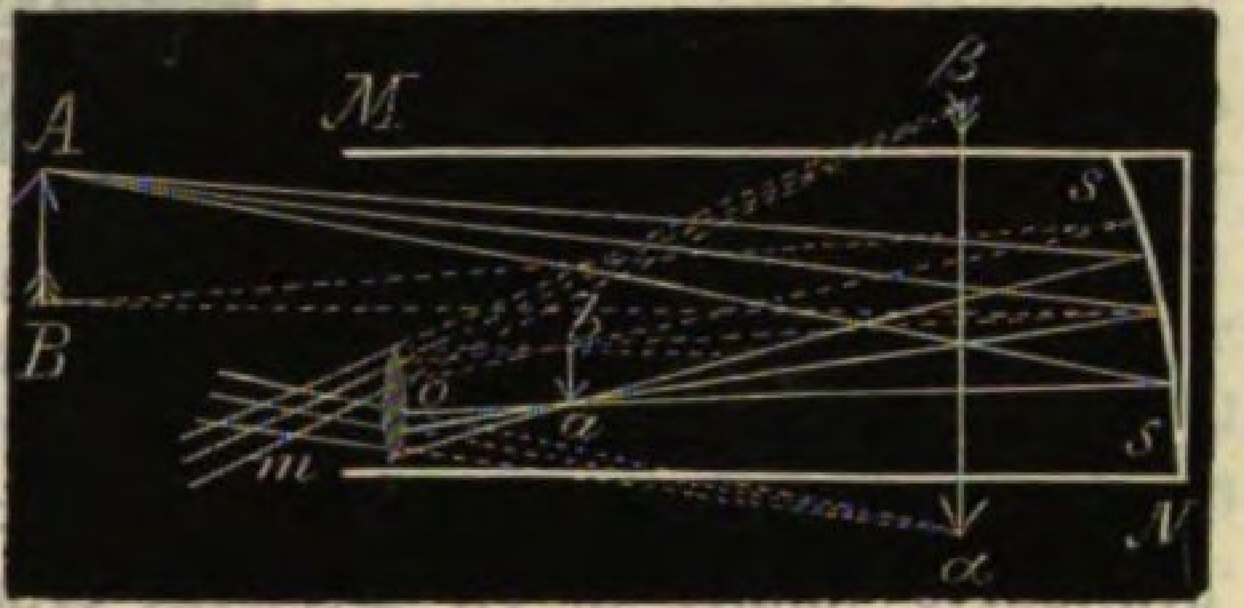
Die Helligkeit des galiläischen Fernrohres wächst wie bei den zwei andern bereits abgehandelten Fernröhren und aus dem nämlichen dort angegebenen Grunde mit der Oeffnung des Objectivs (und zwar im quadratischen Verhältnisse des Durchmessers derselben), vorausgesetzt, daß vermöge hinreichend großer Oeffnung des Oculars durch dieses Glas auch die äußersten Strahlen des von jedem Punkte des Gegenstandes das Objectiv passirenden Strahlenkegels hindurchgehen können.

Das Gesichtsfeld, welches bei dem in Rede stehenden Instrumente wegen der Divergenz der Axen der aus dem Oculare austretenden Strahlenbüschel immer nur verhältnißmäßig klein ist, hängt von der Größe des Oculars, aber auch von der Oeffnung des Objectivs ab. Stellt man in der früheren Figur 541 die Augenöffnung (die Oeffnung der Pupille) vor; so ist die nützliche (die Größe des Gesichtsfeldes bestimmende) Oeffnung des Oculars der Augenöffnung gleich, indem Strahlen, welche außerhalb m n aus dem Oculare hervortreten, nicht mehr in das Auge gelangen können (wenn dieses unverrückt stehen bleibt). Das Auge muß daher auch dem Oculare ganz nahe gebracht werden, wenn von den äußeren Strahlen möglichst wenige verloren gehen sollen und man ein möglichst großes Gesichtsfeld haben will. Daß dieses aber auch von der Größe des Objectivs abhängt, erhellet, wenn man mit

Hinblick auf die frühere Fig. 541 bedenkt, daß von den Strahlen, welche am Rande auch eines großen Objectivs auffallen, immer noch ein Theil in das Auge gelangen und man also ein großes Feld übersehen kann, wenn das Ocular groß genug ist und man das Auge über der Fläche desselben hinbewegt. Doch wird der Größe des Oculars und somit auch des Objectivs dadurch eine Gränze gesetzt, daß, um Verzerrungen des Bildes am Rande zu vermeiden, die Oeffnung des Oculars nie mehr als die Hälfte oder höchstens $^6/_{10}$ seiner Brennweite betragen darf.

§ 130. Katoptrische Fernröhre. 1. Das einfachste dieser Instrumente ist das Herschel'sche, welches (Fig. 543) aus einem metallenen Hohlspiegel s, s besteht, der sich am Ende einer Röhre **MN** befindet, gegen die Axe derselben etwas geneigt ist, und die von einem entfernten Gegenstande **A B** auf ihn auffallenden Strahlen in der Nähe der untern Röhrenwand zu einem verkehrten Bilde a b vereinigt, welches dann durch ein daselbst befindliches und in gewöhnlicher Weise construirtes Ocular o betrachtet wird, so daß

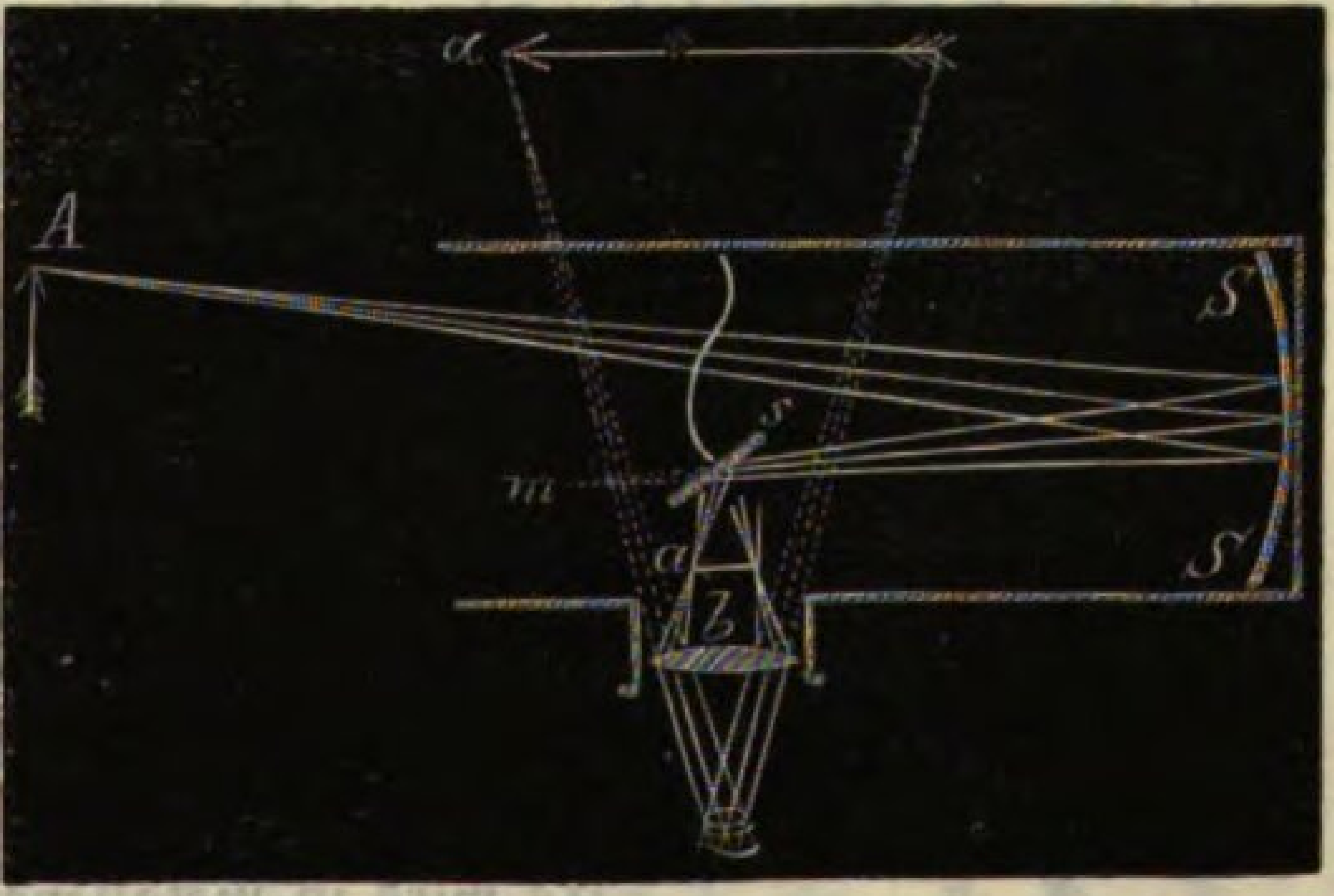
Fig. 543



das Auge m ein vergrößertes Bild $\alpha\beta$ des Gegenstandes sieht. Da der Kopf des Beobachters offenbar einen Theil der vom Gegenstande kommenden Strahlen abhält, so muß der Spiegel groß sein, damit dieser Lichtverlust im Verhältniß zu der den Spiegel treffenden Strahlenmenge nur sehr wenig beträgt. Herschel verfertigte ein solches Telescop, bei welchem der Spiegel 49 Zoll Durchmesser und 40 Fuß Brennweite hatte und welches eine 6400malige Vergrößerung gab.

2 Nach Herschels Instrument ist das einfachste katoptrische Fernrohr das Newton'sche (Fig. 544). Bei demselben fällt die Axe des Hohlspiegels **S** mit jener des Rohres zusammen und es ist im letzteren und zwar nahe am Brennpunkte des ersteren ein kleiner, um 45° gegen die Axe geneigter Planspiegel s angebracht, der die vom Spiegel **S** zurückgeworfenen Strahlen, bevor sie sich zu einem Bilde (bei m) vereinigen, auffängt und ohne ihre Convergenz zu ändern, nach der Seite des Rohres hin reflectirt, so daß vor dem Planspiegel ein Bild **a**

Fig. 544.

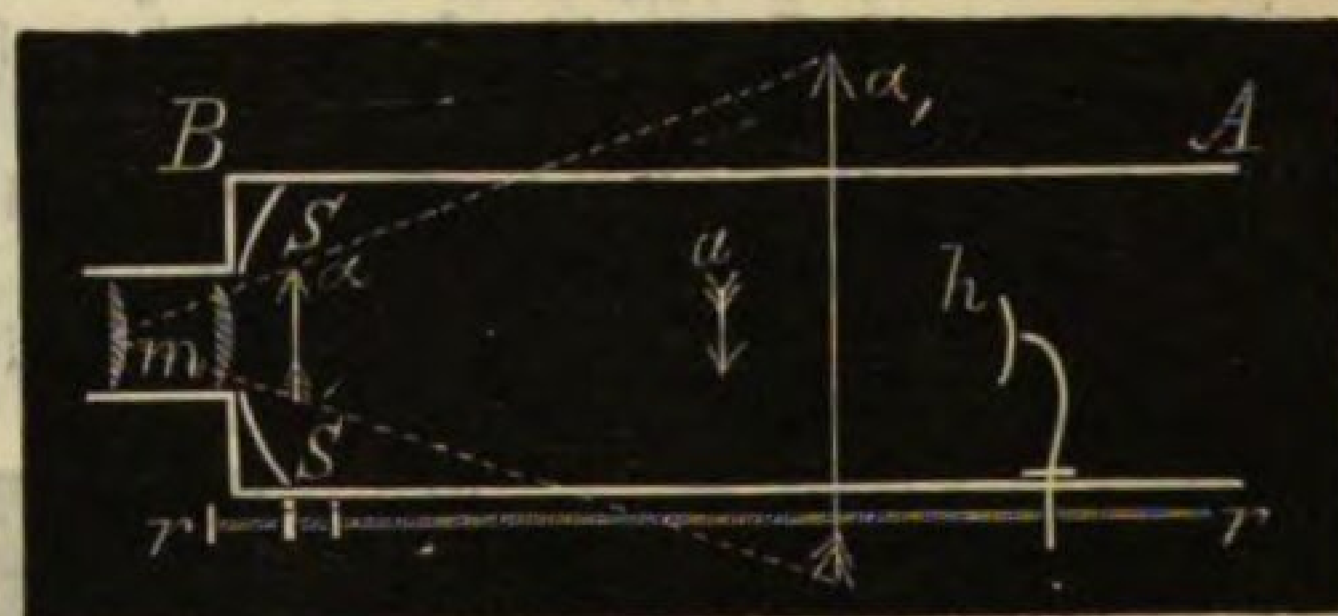


entsteht, welches innerhalb die Brennweite eines in die Röhrenwand eingesetzten Oculars b fällt und dem Auge o vergrößert und in der Sehweite bei α erscheint. Bei dieser Einrichtung fällt zwar der Lichtverlust durch den Kopf des Beobachters weg; allein es geht wieder durch die doppelte Reflexion (an den beiden Spiegeln) Licht verloren, und überdieß erschwert die Stellung des Beobachters zur Seite des Instrumentes das Aufsuchen der zu beobachtenden Gegenstände; auch ist der Umstand störend, daß man diese Gegenstände nicht

in ihrer natürlichen Lage, sondern unter rechtem Winkel gegen dieselbe sieht. Von diesem Uebelständen frei ist

3. Das Gregory'sche Telescop (Fig. 545). Bei demselben ist statt des Planspiegels s ein kleiner Hohlspiegel h angewendet. Die vom großen Spiegel S reflectirten Strahlen vereinigen sich zu einem verkehrten Bilde a, welches zwischen den Krümmungsmittelpunkt und den Brennpunkt des Spiegels s fällt, so daß zu Folge Reflexion von s ein zu a verkehrtes, mithin zum Gegenstande aufrechtes Bild α entsteht, welches innerhalb die Brennweite eines (gewöhnlich durch eine Collectivlinse achromatisirten) Oculars m fällt, das in einer Oeffnung in der Mitte des großen Hohlspiegels S eingesetzt ist. Das Auge o sieht daher ein aufrechtes und vergrößertes Bild α_1 des leuchtenden Gegenstandes vor der Oeffnung A des Rohres AB. Um dieses Bild bei verschiedenen Entfernungen des Gegenstandes immer in die Sehweite bringen zu können, läßt sich der kleine Spiegel s mittelst einer Schraube r dem großen nähern und von demselben entfernen. Bei diesem Instrumente findet der Uebelstand statt, daß die bedeutende sphärische Abweichung, welche durch die zwei Hohlspiegel erzeugt wird, die Deutlichkeit der Bilder sehr beeinträchtigt. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, modificirte Cassegrain die Gregory'sche Einrichtung dahin, daß er dem kleinen Hohlspiegel einen kleinen Convexspiegel substituirte, indem dadurch die vom großen Hohlspiegel herkommende sphärische Abweichung ausgeglichen werden sollte.

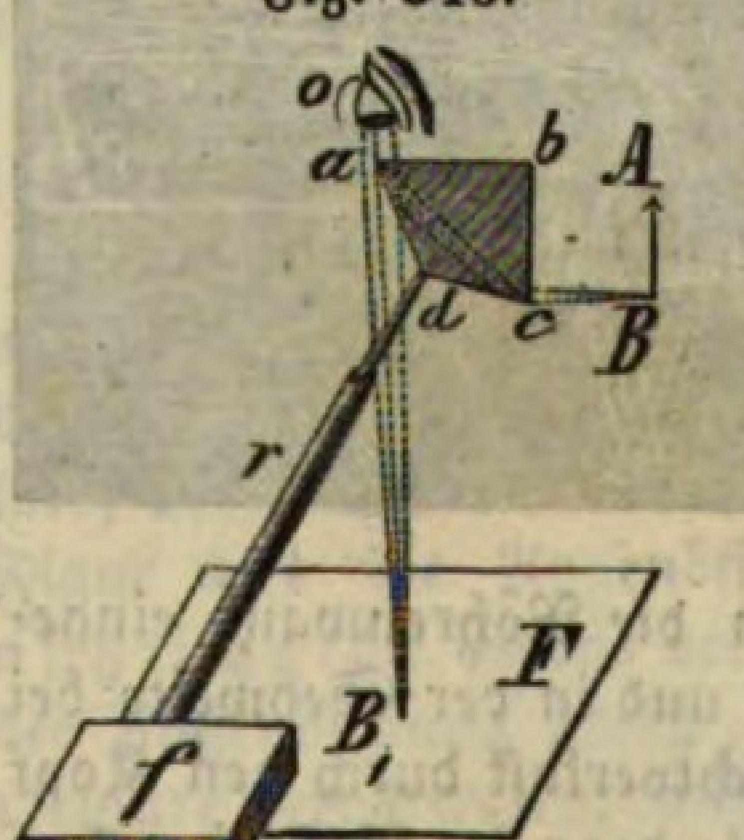
Fig 545.



§. 131. Einige minder wichtige optische Instrumente. 1. Der optische Kasten, bei welchem mittelst einer Sammellinse große perspectivische Zeichnungen betrachtet werden, die sich etwas innerhalb der 1—2 Fuß betragenden Brennweite der Linse befinden. (Diorama.)

2. Wollastons Camera lucida, dazu bestimmt, von Gebäuden, Parthien einer Landschaft oder andern wohl beleuchteten Gegenständen reine Bilder auf horizontaler Fläche erscheinen zu machen, um sie daselbst nachzuzeichnen. Es besteht, wie Fig. 546 zeigt, aus einem kleinen vierseitigen Glasprisma abcd, bei welchem ab = bc, ad = dc, der Winkel b = 90° und der Winkel d = 135° ist. Es hat eine hinreichende Größe, wenn seine Breite ab ½ Zoll und seine Länge 1 Zoll beträgt. Es wird in metallener Fassung von einer zum Auseinanderziehen und Zusammenschieben eingerichteten Röhre r mit schwerem breiten Fuße f getragen. Die Flächen ad, ab und bc sind von der Fassung frei belassen. Die Fläche ab ist aber mit einem geschwärzten Metallplättchen bedeckt, welches an dem über die Prismakante a zu liegen kommenden Rande und zwar in der Mitte eine kleine Oeffnung der Art angebracht enthält, daß ein darüber gehaltenes

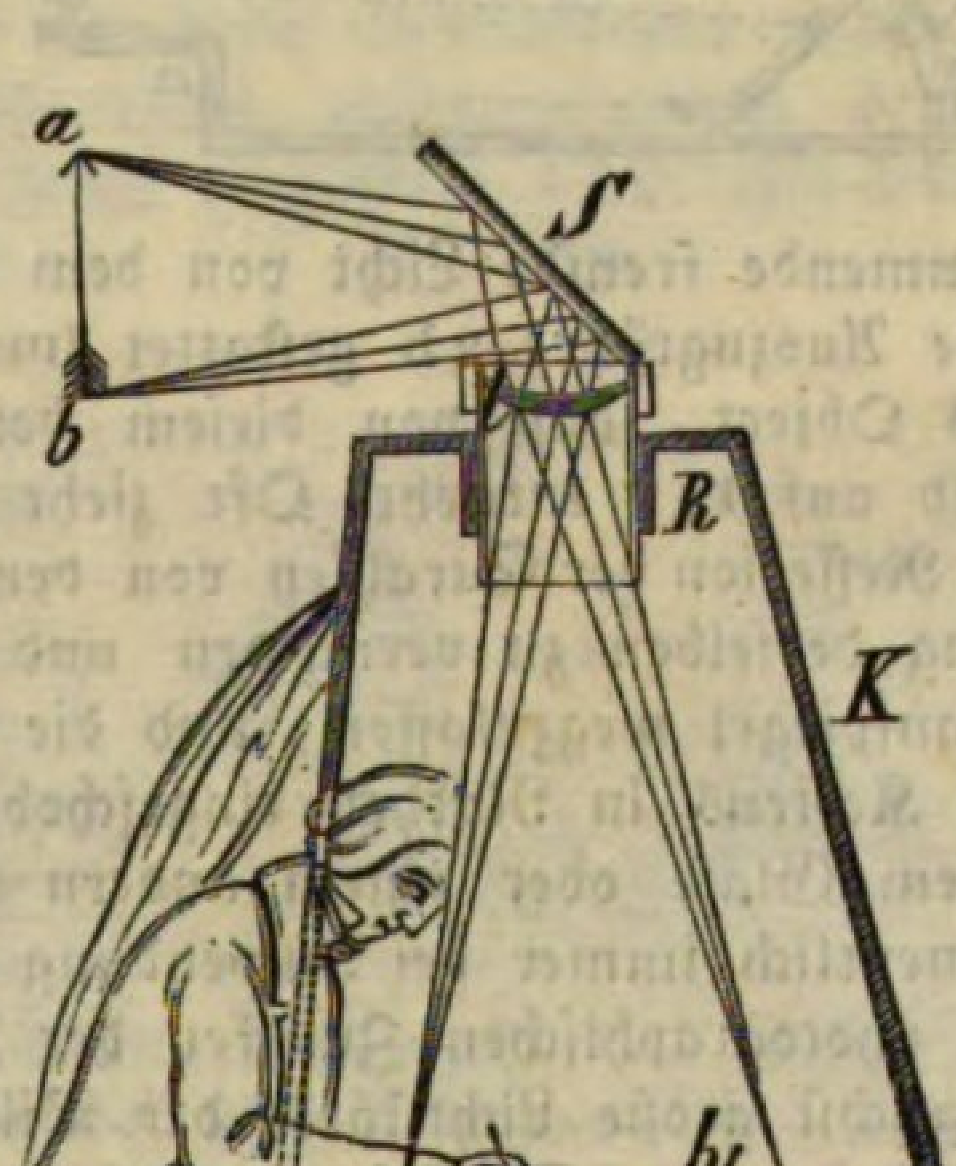
Fig. 546.



Auge gleichzeitig an der Prismakante a vorbei und in das Prisma (nahe an dieser Kante a) hineinsehen kann. Kehrt man nun die ebene Fläche bc dem abzuzeichnenden Gegenstande **AB** zu, so geht das von jedem Punkte z. B. **B** desselben senkrecht auf bc und nahe an der Kante c auffallende Strahlenbündel durch bc ungebrochen durch, erleidet zuerst an der Fläche dc, hernach an der Fläche da eine totale Reflexion, trifft dann senkrecht die Fläche ab nahe an der Kante a, und gelangt daher durch diese Fläche ungebrochen ins Auge, so daß dieses auf einer unter dem Prisma entsprechend angebrachten weißen Fläche **F** ein horizontales Bild B_1 sieht. Hält man das Auge gehörig über der früher erwähnten Oeffnung des Metallplättchens, womit die obere Prismafläche (ab) bedeckt ist; so kann es mit der einen Hälfte der Pupille die aus dem Prisma kommenden Strahlen, mit der andern, über die Kante a hervorragenden Pupillenhälfte aber gleichzeitig Strahlen empfangen, welche unmittelbar von der Stelle der weißen Fläche **F** herkommen, wo das Bild von **AB** erscheint. Bringt man daher die Spitze eines Bleistiftes an dieses Bild, so sieht man sie zugleich mit demselben und kann letzteres nachzeichnen. Durch Verlängern oder Verkürzen der Zugröhre r (Entfernen oder Annähern des Prismas gegen die Fläche **F**) und verschiedene Neigung dieser Röhre vermittelst eines Scharniers an ihrem unteren Ende läßt sich der Apparat leicht den verschiedenen Entfernungen und Lagen der nachzuzeichnenden Gegenstände anpassen.

2. Die dunkle Kammer (**Camera obscura**) hat die Bestimmung, Bilder von entfernten Gegenständen auf einer Tafel darzustellen, entweder bloß, um uns den Anblick dieser Bilder zu verschaffen, oder um diese Bilder durch Nachzeichnen oder durch einen eigenen, den sogenannten photographischen Proceß (von welchem erst später die Rede sein wird) zu fixiren. Den wesentlichen Theil jeder **Camera obscura** macht eine Sammellinse von größerer Brennweite aus; die übrige Einrichtung war bisher eine der folgenden. In Fig. 547 ist **K** ein Kasten; in der durch dessen Decke gehenden Röhre **R** ist die Sammellinse l eingesetzt, und über derselben befindet sich ein geneigter Planspiegel **S**. Dieser fängt von dem zu betrachtenden Gegenstande (z. B. ab) Strahlen auf, reflectirt sie auf die Linse und diese vereinigt sie zu einem Bilde, welches auf dem Boden des Kastens (auf dort ausgespanntem Papier) erscheint und daselbst leicht nachgezeichnet werden kann. Ist dafür gesorgt, daß, außer durch die Linse, in den Kasten kein Licht gelangen kann, so wird der Eindruck des besagten Bildes auf das Auge durch kein fremdartiges Licht gestört, es erscheint lebhaft rein und scharf begränzt, insbesondere, wenn die Linse die zur Erzeugung reiner, deutlicher und heller Bilder nöthigen, bereits früher erörterten, Eigenschaften besitzt, (für einfache Linsen — und nur solche werden gewöhnlich angewendet — ist nach Wol-

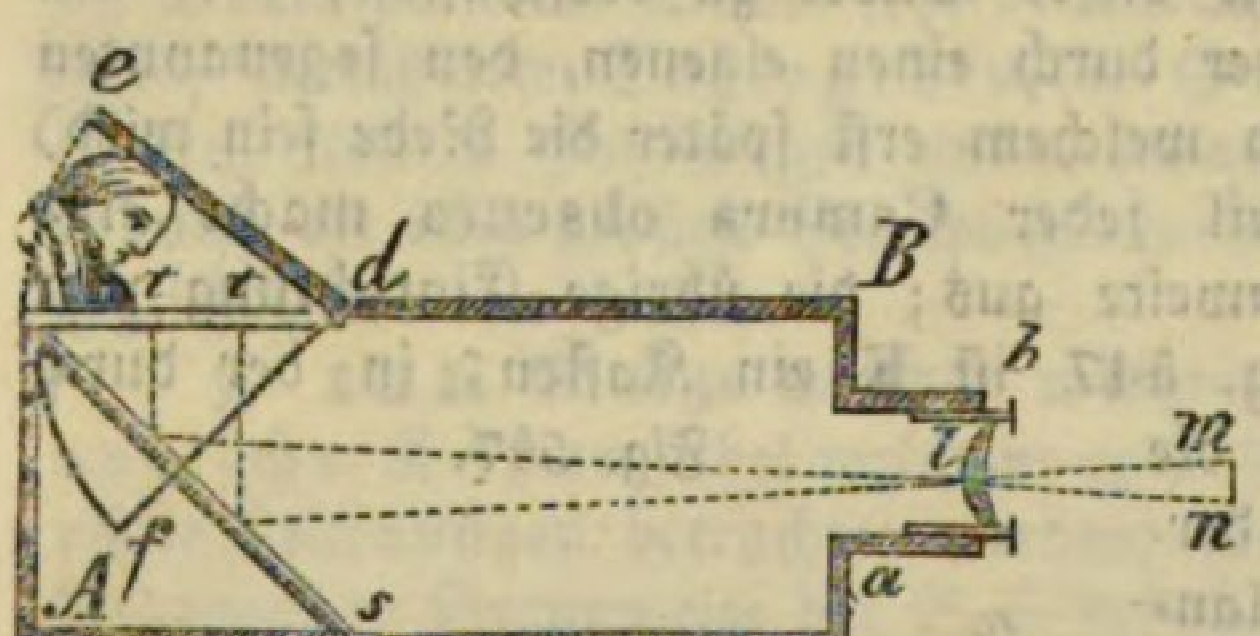
Fig. 547.



laston die beste Form jene eines gegen das Bild hin converen und auf der andern Seite concaven Meniscus, wie ihn die Figur zeigt) und der Planspiegel aus Metall besteht, so daß keine, der Deutlichkeit nachtheilige mehrfache Reflexion wie bei Glasspiegeln (S. 608) statt findet. Um auf bequeme Weise von in verschiedener Höhe gegen den Kasten und nach verschiedenen Weltgegenden hin befindlichen Gegenständen Bilder zu bekommen, ist die Einrichtung getroffen, daß sich, vom Innern des Kastens aus, der Spiegel unter beliebigen Winkeln neigen und um die vertikale Axe der Röhre R herumdrehen, also nach allen Seiten wenden läßt. Um von Gegenständen verschiedener Entfernung gleich deutliche Bilder erhalten zu können, ist die Röhre R eine Auszugröhre, so daß man die Linse dem Orte, wo das Bild entstehen soll, nähern und davon entfernen kann. Oft gibt man dem Kasten die Größe einer Hütte, die auf einem Punkte, der eine schöne Rund- oder Fernsicht gewährt, aufgestellt wird und wo dann die Bilder auf der weißen Platte eines in der Mitte der Hütte befindlichen Tisches erscheinen und von den in der lichtdicht abgesperrten Hütte um den Tisch herum Stehenden betrachtet werden. Die Hütte ist gewöhnlich rund, und der Spiegel und die Linse am Gipfel ihres konischen Daches angebracht.

Eine andere Form der **Camera obscura** macht Fig. 548 anschaulich. **A B** ist ein kleiner Kasten; **a b** eine Auszugröhre, welche die Linse enthält. Die von einem Objecte m n kommenden, durch die Linse gegangenen Strahlen werden, bevor sie sich zu einem Bilde vereinigen, durch einen gegen die Linsenaxe unter 45° geneigten ebenen Spiegel s, s einer mattgeschliffenen Glastafel oder einer transparenten Papierfläche t, t zugeworfen, so daß darauf das Bild erscheint und nachgezeichnet werden kann. Der Deckel d e f dient um das von oben und von den Seiten her

Fig. 548.



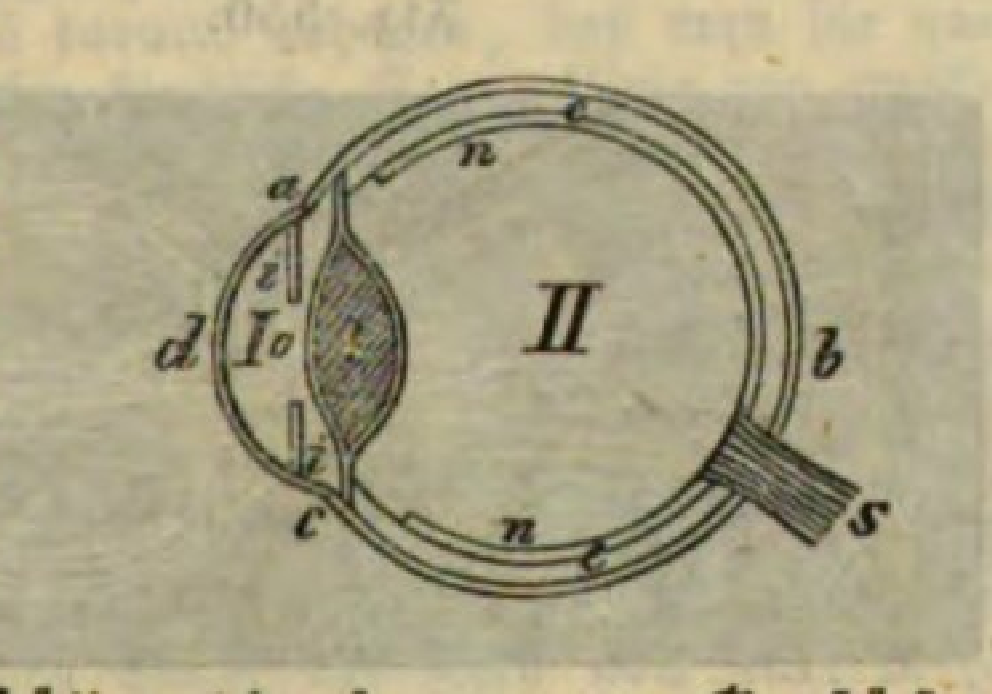
kommende fremde Licht von dem Orte, wohin das Bild fällt, abzuhalten. Die Auszugröhre a b gestattet immer eine solche Stellung der Linse gegen das Object, daß von diesem bei jeder Entfernung ein gleich deutliches Bild auf t, t entsteht. Oft zieht man es vor, insbesondere um die bei der Reflexion der Strahlen von dem Planspiegel s, s stattfindende Schmähung derselben zu vermeiden und lichtstärkere Bilder zu erhalten, diesen Planspiegel wegzulassen, und die Bilder auf einer, am hinteren Ende A des Kastens in Nuthen eingeschobenen, vertikalen Tafel aus mattgeschliffenem Glase oder einem andern passenden Stoffe aufzufangen, wie dies namentlich immer bei Anwendung der **Camera obscura** zu den vorerwähnten photographischen Zwecken der Fall ist. Hiebei kommt es nämlich auf möglichst große Lichtstärke der Bilder, zugleich aber auch auf die äußerste Reinheit und Schärfe derselben an, weswegen bei dunkeln Kammern, welche zu den besagten Zwecken bestimmt sind, für diese Eigenschaften des Bildes auch durch entsprechende Beschaffenheit des Objectivglases l gehörig gesorgt sein muß. Am ausgezeichnetsten in dieser Beziehung wirkt eine von

Professor Petzval berechnete und von dem Wiener Optiker Voigtländer junior ausgeführte Combination aus zwei achromatischen Crown-Flintglas-Doppellinsen, welche sehr lichtstarke und äußerst scharfe und reine Bilder geben.

§. 132. Vom Gesichtsorgane. Eine der herrlichsten Gaben des Schöpfers ist das Auge, d. i. jenes wichtigste aller Sinneswerkzeuge, durch dessen Vermittlung zwischen der Außenwelt und dem Nervensysteme die Empfindung des Sehens hervorgerufen wird. Dieses natürliche optische Instrument concentrirt nämlich die von den Gegenständen kommenden Lichtstrahlen auf einem aus den Ausläufern besonderer Nerven gebildeten, netzartigen Geflechse, der sogenannten Netzhaut, diese Nerven pflanzen den erfahrnen Reiz zum Gehirn fort, und hiedurch entsteht auf weiter nicht erklärbare Weise die Empfindung des Lichtes und des Sehens. Es kann aber auch durch einen von andern Ursachen als von Lichtstrahlen herkommenden Reiz der Netzhaut Lichtempfindung erregt werden, wie das sicherlich durch einen inneren Druck von Seite des Blutes erzeugte Flimmern vor den Augen und die Lichterscheinungen zeigen, die man bei einem äußeren Drucke auf das geschlossene Auge, oder wenn das Auge in den Schließungsbogen einer galvanischen Batterie u. s. w. gebracht wird, bekannter Maßen wahrnimmt.

Den Hauptheil des menschlichen Gesichtsorgans und insbesondere den für den Physiker wichtigsten Theil desselben macht der Augapfel aus. Es ist dies ein aus Häuten und sogenannten Feuchtigkeiten gebildeter, nahe kugelförmiger Körper, der in einer Höhle des Kopfknochens durch Muskeln nach verschiedenen Seiten bewegt werden kann und gegen Schaden bei diesen Bewegungen durch Ausfütterung der Höhle mit fettlichen Substanzen, gegen Verletzungen oder zu starke Einwirkungen von außen und gegen das Eindringen von Staub, Feuchtigkeit oder andern fremdartigen Substanzen aber durch die Augenlider, die Augenwimpern und Augenbraunen verwahrt ist. Von seiner Gestalt bekommt man eine gute Vorstellung, wenn man sich ihn aus zwei an ihren Grundflächen vereinigten Kugelsegmenten von ungleichen Halbmessern zusammengesetzt denkt. Die äußerste Begränzung wird an dem größeren Segmente a b c (Fig. 549) durch eine weiße, undurchsichtige, dicke und feste Haut, der sogenannten harten Haut (tunica sclerotica), und an dem kleineren Segmente a d c von einer durchsichtigen Haut gebildet, in welche hier die harte Haut übergeht und welche die Bestimmung hat, das Licht frei ins Auge eintreten zu lassen und Hornhaut (tunica cornea) heißt. Zunächst innerhalb der harten Haut und mit ihr concentrisch verbreitet sich über ihre ganze Fläche eine zweite, schwarzbraune zarte Hülle, die sogenannte Gefäß- oder Aderhaut e (tunica choroidea), die aus einem dichten Netze feiner Blutgefäße besteht und an der inneren Seite mit einer schwarzbraunen schleimigen, leicht abwischbaren Substanz überzogen ist, die dazu dient, zu verhindern, daß das ins Auge eingetretene Licht von dessen Seitenwänden reflectirt und hierdurch Verwirrung beim Sehen bewirkt werde.

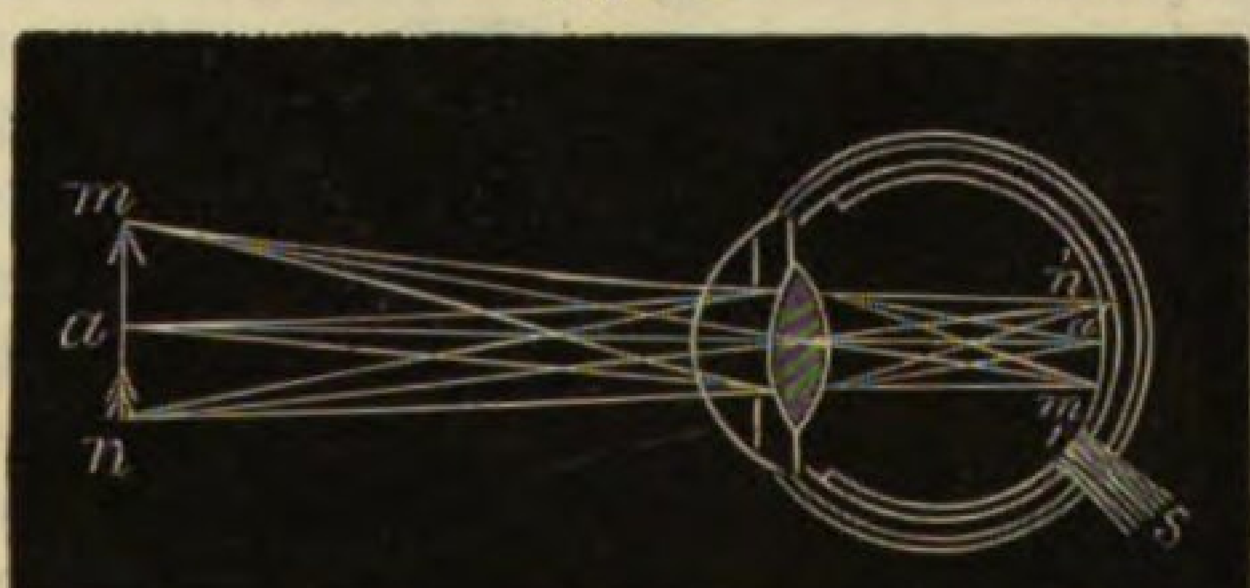
Fig. 549.



Nach vorn geht die Aderhaut nur bis zur Verbindungsstelle der Hornhaut mit der harten Haut und ist hier durch einen 1''' breiten, aus zartem, dichtem Zellgewebe bestehenden Ring, das sogenannte Strahlenband, befestigt. Noch weiter vorn, unter der Hornhaut, befindet sich eine ebene, runde Haut i, die in der Mitte eine Oeffnung o (die Pupille, das Lichtloch) hat, und gleichsam das ganze Innere des Auges in zwei durch die Pupille communicirende Kammern I, II theilt. Sie heißt Regenbogenhaut oder Iris, und besteht aus Blutgefäßen, Nerven und nach dem Mittelpunkt der Pupille gerichteten Muskelfasern, mittelst welcher letztere erweitert oder verkleinert werden kann. Die vordere Seite der Iris ist verschieden gefärbt und bestimmt die Farbe des Auges; ihre hintere Fläche ist zu dem nämlichen Zweck, wie die Aderhaut, mit einem schwarzbraunen Pigmente überzogen. Endlich breitet sich über dem schwarzbraunen Pigmente auf der inneren Fläche der Aderhaut das schon im Eingange des §. erwähnte Geflechte der Ausläufer eigener Nerven, d. i. die sogenannte Nerven- oder Netzhaut n, n aus, welche eine unmittelbare Fortsetzung und Ausbreitung eines vom Gehirn kommenden, nahe an der Nase schief in das Auge eintretenden Nervenbündels, des Sehnervs s ist. Den Raum innerhalb der beschriebenen Häute erfüllen drei sehr durchsichtige Mittel, deren jedes ein anderes, jedoch immer von jenem des Wassers nicht viel verschiedenes Brechungsvermögen besitzt. Zwischen der Horn- und der Regenbogenhaut, nämlich in der Augenkammer I ist eine wasserähnliche, etwas salzigschmeckende Flüssigkeit, die sogenannte wässerige Feuchtigkeit vorhanden. Unmittelbar hinter der Pupille befindet sich ein fester, durchsichtiger Körper l, der vollkommen die Gestalt einer doppelt convexen, an der gegen die Pupille gewendeten vorderen Seite weniger gekrümmten Linse hat und die Krystalllinse heißt. Diese ist aus zarten Schalen und einen dichteren Kern im Innern zusammengesetzt, in einer aus sehr feiner durchsichtiger Haut gebildeten und mit Muskeln versehenen Kapsel eingeschlossen und nach Krause an der vordern Fläche elliptisch an der hintern parabolisch gekrümmt. Der übrige Raum der Kammer II ist mit der sogenannten Glasfeuchtigkeit, d. i. mit einem sehr durchsichtigen Mittel angefüllt, welches die zähe Consistenz geschmolzenen Glases hat, überhaupt ganz so wie dieses aussieht.

§. 133. Hergang beim Sehen. Es sei a Fig. 550 ein leuchtender Punkt, welcher in der Augenaxe, d. i. in der Verlängerung der (durch die Mitte der Pupille gehenden) Axe der Krystalllinse l liegt. Offenbar empfängt das Auge von demselben einen Strahlenkegel, wovon der auf die undurchsichtige harte Haut fallende Theil nach allen Seiten zerstreut wird, der die durchsichtige Hornhaut treffende aber in die wässerige Feuchtigkeit eindringt.

Fig. 550.



Da diese zu Folge ihrer Begränzung (vorn durch die Hornhaut und rückwärts durch die Krystalllinse) eine concav-convexe Sammellinse bildet; so werden die Strahlen darin gegen die Axe hin gebrochen und gelangen convergirend auf die Regenbogenhaut. Der Theil der Strahlen, welcher um die Pupille herum auffällt, macht die Regenbogenhaut, ihre Farbe, ihr strahliges Gefüge u. s. w. sichtbar, die

Strahlen, welche auf die Pupille treffen, gelangen durch diese an die Krystalllinse und werden durch Brechung darin und in der folgenden Glasfeuchtigkeit zu einer so starken Convergenz gebracht, daß sie sich, wenn das Auge gesund (normalen Zustandes) und die Entfernung des leuchtenden Punktes von demselben 8—10 Zoll groß ist, in der Axe aa_1 gerade auf der Netzhaut zu einem Bilde a_1 vereinigen. Befindet sich ein leuchtender Gegenstand mn vor dem Auge, so wird auf die nämliche Weise von jedem Punkte desselben ein Bild auf der Netzhaut zu Stande kommen, und zwar dort, wo der Hauptstrahl (der durch den optischen Mittelpunkt der Krystallinse gehende Strahl) des betreffenden Punktes die Netzhaut trifft, so daß auf dieser ein kleines verkehrtes Bild $m_1 n_1$ des Gegenstandes entsteht. Die so durch die Concentrirung der Lichtstrahlen auf der Netzhaut bewirkte Affection des Sehnerven erregt die Empfindung des Sehens. Von dem wirklichen Entstehen eines solchen Bildes kann man sich am leichtesten an einem, dem menschlichen Gesichtsorgane der Wesenheit nach ganz gleich eingerichteten Ochsenauge, das kurz nach dem Tode des Thieres herausgenommen wurde, überzeugen. Denn verdünnt man (mittelst eines Schneide- oder Schabwerkzeuges) den hinter der Netzhaut liegenden Theil der harten Haut, bis er gut durchscheinend wird und kehrt die Hornhaut einem in gehöriger Entfernung befindlichen, stark beleuchteten Gegenstande, z. B. der Flamme einer Kerze, einem Fenster u. s. w. zu; so sieht man von hintenher auf der verdünnten Stelle ein kleines verkehrtes, sehr scharfes und in jeder Hinsicht treues Bildchen des betreffenden Gegenstandes.

Die Entstehung solcher Bilder auf der Netzhaut ist die Hauptbedingung des Sehens. Dafür spricht auch schon der Umstand, daß alle künstlichen Mittel (z. B. Brillen, wovon später), durch welche diese Bilder schärfer und reiner werden, auch die Deutlichkeit des Sehens erhöhen, hingegen Alles das Sehen undeutlich macht oder ganz aufhebt, was die Entstehung dieser Bilder stört oder unmöglich macht. Verliert z. B. die Krystalllinse theilweise oder ganz ihre Durchsichtigkeit, wie dies beim grauen Staar geschieht, so gelangt das Licht entweder verwirrt oder gar nicht zur Netzhaut; im ersteren Falle müssen die Bilder verzerrt werden und das Sehen wird undeutlich, in letzterem Falle können keine Bilder entstehen und es findet daher Blindheit Statt. Diese läßt sich aber durch Herausnehmen oder zur Seite Schieben der undurchsichtigen Linse wieder beheben. Nur erhält dann das Auge, weil es einer Sammellinse beraubt ist, eine viel größere Weite des deutlichen Sehens, (der Gegenstand muß sich in viel größerer Entfernung befinden, damit die Vereinigungspunkte der Strahlen im Auge auf die Netzhaut fallen). Es läßt sich dem jedoch dadurch abhelfen, daß man die natürliche Linse durch eine vor dem Auge angebrachte künstliche Sammellinse von zweckmäßiger Krümmung (eine sogenannte Staarlinse) ersetzt, wo dann das Sehen wieder fast eben so, wie mit der Krystalllinse Statt hat. Eine andere Grundbedingung des Sehens ist eine gehörige Empfindlichkeit der Netzhaut und des Sehnerven. Werden diese gelähmt, so ist damit immer das gänzliche Erblinden verbunden, wenn auch alle anderen Theile des Auges unverändert bleiben. Es gibt übrigens, wie aus mehreren Thatsachen geschlossen werden muß, auch in jedem völlig gesunden Auge eine Stelle, den sogenannten blinden Punkt (punctum coecum), wo die Netzhaut für das Licht ganz unempfindlich ist, nämlich dort, wo der Sehnerv ins Auge eintritt. Die Ursache hievon sucht man in dem Umstande, daß an der besagten Stelle der Nerv noch nicht in so äußerst zarte Fasern zertheilt ist, wie es wahrscheinlich erfordert wird, um durch den feinen Lichteindruck afficirt zu werden.

§. 134. Erforderliche Eigenschaften der auf der Netzhaut entstehenden Bilder. Sollen diese Bilder gehörig wahrgenommen werden, so daß sie eine richtige Vorstellung der betreffenden Objecte erzeugen, so

müssen sie 1. deutlich, 2. genügend hell, 3. hinreichend groß sein und 4. lange genug andauern.

Ad 1. Die Deutlichkeit erfordert, daß alle von einem Punkte außerhalb des Auges in dieses gelangende Strahlen auf der Netzhaut wieder in einem einzigen Punkte vereinigt werden. Dies ist, bei der Brechung in von sphärisch oder anders gekrümmten Flächen begränzten Mitteln, wie sie auch im Auge erfolgt, Früherem gemäß nur möglich, wenn keine sphärische und keine chromatische Abweichung stattfindet. Für die Behebung der ersteren ist beim Auge gesorgt: a) durch die als Blendung dienende Iris, indem die Pupille der Krystalllinse nur eine kleine Oeffnung (auf dieselbe nur ihrer Axe nahe gelegene Strahlen gelangen) läßt. b) Durch die ungleichen Krümmungen beider Flächen dieser Linse (nach S. 673). Daß die vordere Fläche elliptisch gestaltet, die Linse mithin in der Mitte flacher ist als an den Rändern, macht insbesondere, daß die schief einfallenden Strahlen die Linse unter kleinen Einfallswinkeln treffen, also die Abweichung derselben nur sehr gering ist. Ferner vereinigen sich wegen Zunahme der Dichte der Linse gegen deren Centrum hin (S. 708) die Centralstrahlen (die um das Centrum herum auffallenden Strahlen) in geringerer Weite hinter der Linse, als dies sonst geschehen würde, so daß die Vereinigungspunkte der Central- und der mehr gegen den Rand hin durch die Linse gehenden Strahlen einander näher rücken, mithin die Abweichung (namentlich die Größe ef in der früheren Fig. 521) kleiner wird. Endlich c) durch die (ellipsoidische) Wölbung der Netzhaut. Nach Formel (IV) S. 660 hat nämlich die Vereinigungsweite (α) der in einer Sammellinse gebrochenen Strahlen einen desto kleineren Werth, je weiter der leuchtende Punkt von der Linse (von ihrem Mittelpunkte) absteht. Nun beträgt aber dieser Abstand (wie die frühere Fig. 550 anschaulich macht) für alle außerhalb der Augenaxe aa_1 gelegenen Punkte z. B. m, n eines Gegenstandes mehr als für den Punkt (a) in der Augenaxe selbst; mithin müssen die correspondirenden Vereinigungspunkte m_1 und n_1 näher an die Linse fallen, als a_1 und man sieht ein, daß für sämmtliche Punkte der geraden Linie mn die Vereinigungspunkte eine nach der Linse hin etwas concave Linie bilden und nur dann alle auf die Netzhaut fallen können, (was bekanntlich zu gehörigem Sehen erforderlich ist), wenn diese selbst eine gleiche Concavität (Wölbung) besitzt. Die Aufhebung der chromatischen Abweichung geschieht durch die verschiedenen brechenden und zerstreuenden Kräfte der durchsichtigen Mittel (der Feuchtigkeiten) im Auge, welche wie eine achromatische Crown-Flintglas-Linse wirken. Uebrigens ist diese Aufhebung keine vollkommene: denn es erscheinen die Gegenstände nur in, dem Auge anpassenden Entfernungen ganz rein und ohne farbiger Einsäumung, welche sonst mehr oder weniger immer vorhanden ist und leicht an dem Rande eines nur wenige (4—6) Zolle vom Auge abstehenden dunklen Gegenstandes bemerkt wird, wenn man an demselben vorbei nach weiter entfernten und dem Auge deutlich erscheinenden Gegenständen sieht.

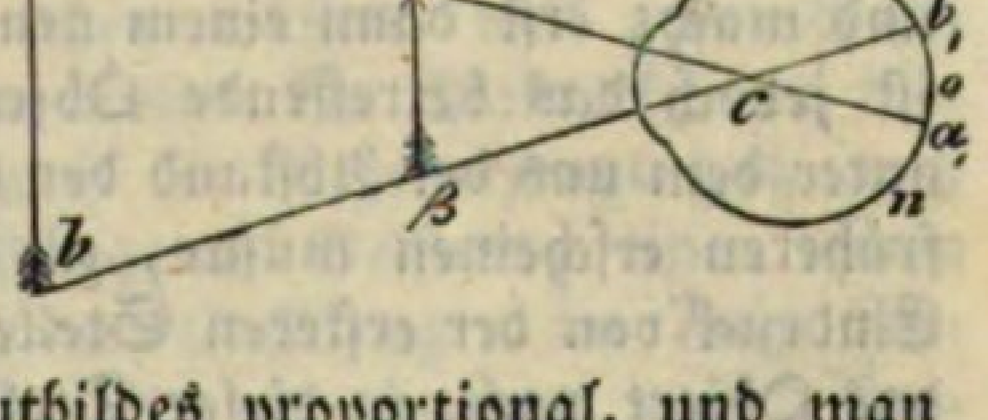
Ad 2. Damit das Netzhautbild eine entsprechende Helligkeit habe, muß vom betrachteten Gegenstande eine gehörige Lichtmenge ins Auge kommen. In dieser Beziehung spielt die Pupille eine wichtige Rolle. Bei starkem Lichte, welches einen Ueberreiz der Netzhaut-Nerven bewirken und dadurch das Sehen beeinträchtigen oder gar eine momentane Blindheit verursachen würde, zieht sich nämlich die Pupille zusammen und läßt von jedem Punkte des Ge-

genstandes nur einen kleinen Lichtkegel ins Auge gelangen; bei schwachem Lichte hingegen erweitert sie sich und nimmt dann größere Lichtkegel auf. Zusammenziehung und Erweiterung erfolgen ohne unser Zuthun von selbst, und die Wirkung beider hat ihre Gränzen: bei zu schwachem Lichte nützt die möglichste Erweiterung und bei gar zu intensivem die stärkste Zusammenziehung nicht; in beiden Fällen bleibt das Sehen unmöglich. Uebrigens liegen diese Gränzen sehr weit auseinander und hängen sehr von der Gewöhnung ab: denn wir können z. B. beim Sonnenlichte, welches 12000 Mal stärker und auch bei dem Vollmondlichte, welches 25 Mal schwächer als das Licht einer Wachskerze ist, lesen und kommen, wenn wir uns lange genug in dunkeln Räumen aufhalten, endlich dahin, daß wir dort noch recht gut sehen, wo für ans Tageslicht gewöhnte Augen völlige Finsterniß ist.

Ad 3. Was die zum gehörigen Sehen nöthige Größe des Netzhautbildes anbelangt, so darf dieses, wie die Erfahrung lehrt, bei gewöhnlicher Beschaffenheit des Auges und bei mäßiger Beleuchtung des betreffenden Gegenstandes in der Länge und Breite nicht weniger als 0·001 Zoll betragen, muß somit unter einem Winkel von ½ Minute erscheinen. Bei stärkerer Beleuchtung und mit empfindlicheren Augen sieht man noch unter weit kleineren Winkeln. Intensiv selbstleuchtende Körper, z. B. Fixsterne, werden noch unter Winkeln gesehen, die ihrer Kleinheit wegen nicht mehr meßbar sind. Uebrigens ist der in Rede stehende Winkel auch je nach der Farbe des ins Auge gelangenden Lichtes verschieden.

Von der Größe des Netzhautbildchens eines Gegenstandes hängt die Größe, unter welcher der Gegenstand erscheint, d. i. die sogenannte **scheinbare Größe** desselben ab; diese muß daher durch alles geändert werden, was die Bildgröße auf der Netzhaut ändert. Beobachtungen an Menschen- und Thieraugen haben **Volkmann** gelehrt, daß wenn man von jedem Punkte eines betrachteten Gegenstandes zu dem ihm entsprechenden Punkt des Netzhautbildchens eine gerade Linie zieht, alle diese Linien sich in einem und demselben Punkte schneiden, der im Inneren des Auges und zwar etwas hinter der Krystallinse liegt. Diesen Punkt nennt **Volkmann** den **Kreuzungspunkt** und die besagten in demselben sich schneidenden Linien können **Richtungslinien** genannt werden. Stellt nun in Fig. 551 **A** ein Auge, **mon** einen Theil der Netzhaut, **ab** einen leuchtenden Gegenstand, $a_1 b_1$ das Netzhautbildchen desselben, ferner $a a_1$ und $b b_1$ die Richtungslinien für die äußersten Punkte a, b des Gegenstandes und c den Kreuzungspunkt vor; so ist der Winkel **acb** oder der gleiche Winkel $a_1 c c_1$ der schon früher, nämlich auf S. 684 besprochene **optische Winkel**. Dieser, auch **Seh-** oder **Gesichtswinkel** genannt, ist offenbar der Größe des Netzhautbildes proportional, und man kann deshalb mit Recht sagen, daß die scheinbare Größe der Gegenstände von der Größe des Sehwinkels abhänge. Er selbst aber wird durch die wirkliche Größe des Gegenstandes und durch die Entfernung des letzterem vom Auge bestimmt: er wächst, wie jene zu und diese abnimmt. Zwei ungleich große Gegenstände, z. B. **ab** und $\alpha\beta$, haben daher eine gleiche

Fig. 551.

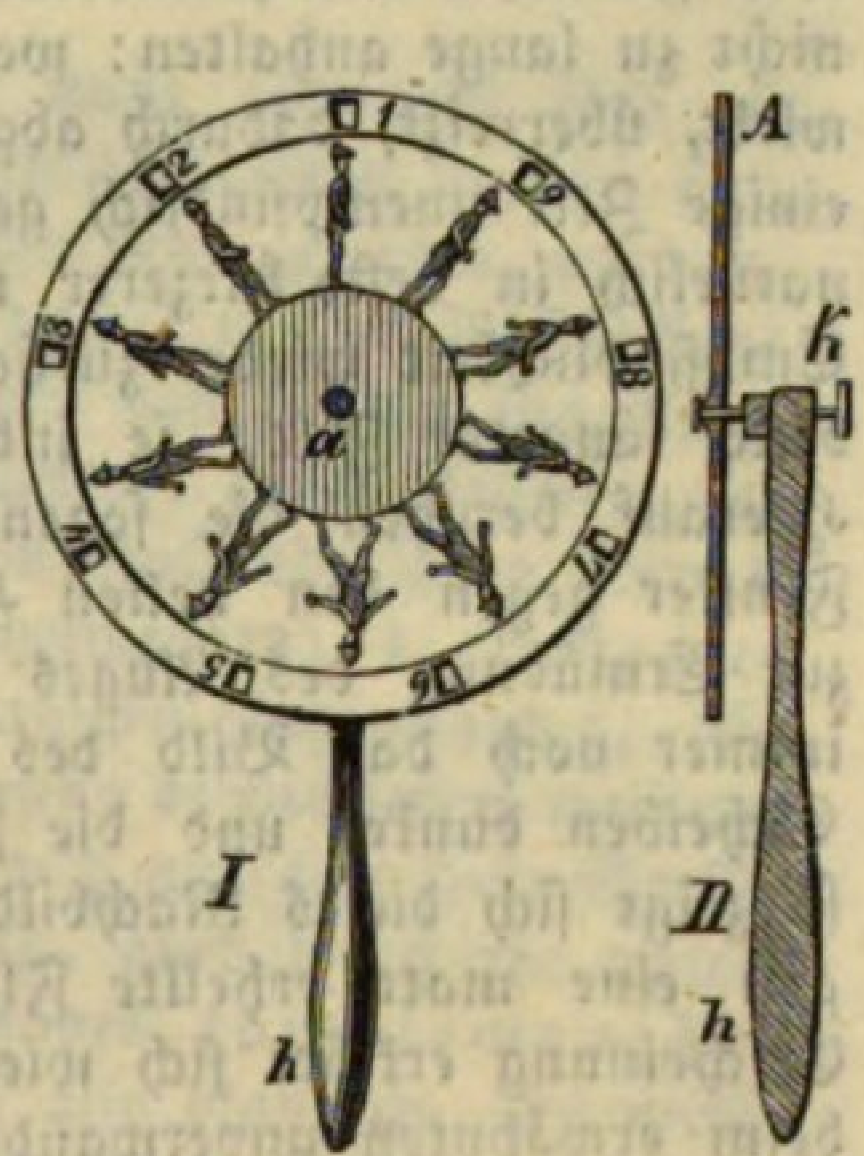


scheinbare Größe, wenn ihre wirklichen Größen mit ihren Entfernungen vom Auge im geraden Verhältnisse stehen, und von an und für sich gleich großen Körpern erscheint der dem Auge nähere größer. Deswegen erscheint in einer aus parallelen Baumreihen gebildeten Allee, dem durch dieselbe nach ihrer Länge hin sehenden Beobachter der Abstand eines Baumes von dem in der zweiten Reihe ihm gegenüberstehenden desto kleiner, je weiter diese zwei Bäume vom Beobachter entfernt sind, gerade so, als ob die Allee in der Ferne immer enger würde. Eben so scheinen in einem langen gleich weiten und gleich hohen Gange die Seitenwände zu convergiren, der Fußboden sich zu erheben und die Decke sich zu senken, weil der gegenseitige Abstand je zweier in den Seitenwänden und je zweier im Fußboden und in der Decke einander gegenüber liegender Punkte unter desto kleinerem Winkel gesehen werden, je größer die Entfernung dieser Punkte vom Auge ist. Auf gleiche Weise erklärt sich, warum die Meeresfläche, eine ebene Straße u. dgl. in der Ferne ansteigend erscheint; warum uns, wenn wir, dicht an einem Thurme, an einer hohen Mauer, Säule u. dgl. emporsehen, dieselben (über den Kopf heraus) geneigt vorkommen u. s. w.

Ad 4. Der Erfahrung gemäß muß jeder Lichteindruck auf die Netzhaut eine Zeit lang anhalten, damit er zum Bewußtsein gebracht und durch ihn eine Lichtempfindung hervorgerufen (gleichsam entwickelt) werden könne, und ist eine solche Empfindung entwickelt, so dauert sie, selbst nachdem der Eindruck, durch den sie hervorgerufen wurde, bereits aufgehört hat, noch eine gewisse Zeit fort...(1). Plateau's Versuchen zu Folge hängt diese Zeit unter sonst gleichen Umständen von der Farbe des Lichtes ab. Den stärksten und dauerndsten Eindruck bewirkt Weiß, dann kommt Gelb, nach diesem Roth und zuletzt Blau. Folgen Eindrücke sehr schnell nach einander, so daß die Wirkung des einen noch fortdauert, wenn der folgende beginnt; so fließen ihre Wirkungen in einander und man erhält eine Reihe continuirlich nach einander folgender, in ein ununterbrochenes Ganzes verschmelzender Lichtempfindungen, gerade so, als ob das Auge einen einzigen Eindruck von längerer Dauer empfangen hätte...(2). Aus dem unter (1) Gesagten ist begreiflich, daß man eine abgeschossene Flintenkugel (nahe am Laufe, oder so lange sie überhaupt noch eine große Geschwindigkeit hat) wegen der zu geringen Dauer des Eindruckes, den sie im Auge macht, nicht sehen kann; und eben so erhellet, warum man das continuirliche Fortrücken der Gestirne bei ihrer täglichen Bewegung oder des Minuten-Zeigers auf dem Uhr-Zifferblatte nicht zu erkennen vermag (denn der Eindruck, den diese Objecte von einer bestimmten Stelle aus im Auge bewirken, dauert einige Zeit ($\frac{1}{5}$—$\frac{1}{3}$) Secunde fort und macht erst dann einem neuen Eindrucke Platz; nach Verlauf dieser Zeit ist jedoch das betreffende Object so wenig fortgerückt, daß der Sehwinkel, unter dem uns der Abstand der Stelle, wo dasselbe sich jetzt befindet, von der früheren erscheinen müßte, zu klein ist, um wahrgenommen zu werden; der Eindruck von der ersteren Stelle her dauert aber noch fort, es erscheint daher das Object noch an dieser Stelle, also stillstehend). In (2) finden unter andern folgende Erscheinungen ihre Erklärung: Bewegt man eine glühende Kohle schnell genug im Kreise herum, so erscheint ein continuirlicher glühender Kreis, weil die Kohle schon wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehrt, bevor noch die Eindrücke, die von den übrigen Punkten des Kreises aus durch sie im Auge bewirkt wurden, erloschen sind. Wird eine Scheibe

aus Kartenpapier, Holz, Bein o. dgl. und von einigen Zollen Durchmesser, auf deren beiden Seiten verschiedene Figuren z. B. auf der einen ein Vogel, auf der andern ein Käfig, in entsprechender Anordnung gemalt oder gezeichnet sind, um eine längst ihrer Mitte gehende Axe sehr schnell gedreht (etwa mittelst zweier Schnürchen, die an entgegengesetzten Punkten des Randes der Scheibe befestigt sind, straff angezogen zwischen den Figuren beider Hände gehalten und um ihre Längenaxe gedreht werden); so erscheinen beide Figuren vereinigt, es scheint also der Vogel im Käfige zu sitzen. Diese artige Spielerei führt den Namen Thaumatrop. Auf gleichem Grunde beruhen auch die interessanten Phänomene, die Stampfer's stroboscopische Scheiben zeigen. Es sind dies Pappscheiben von etwa 1 Fuß Durchmesser (I Fig. 552), die sich einzeln um eine durch den Mittelpunkt gehende Axe a in rasche Rotation versetzen lassen (die Vorrichtung hiezu ist in der Fig. bei II ersichtlich, wo A die Scheibe im durch ihre Mitte gehenden Durchschnitte vorstellt) und deren jede auf der einen Seite um den Mittelpunkt herum mit Figuren (z. B. Menschen- oder Thiergestalten, Maschinen oder Theilen derselben in den einzelnen, während ihres Ganges nach einander folgenden Positionen) bemalt ist, ferner nahe am Rande (länglich 4eckige) Oeffnungen 1, 2, 3... enthält, die alle unter einander gleichweit abstehen und auch gleiche Entfernungen vom Mittelpunkte der Scheibe haben. Setzt man nun die am Handgriffe h gehaltene Scheibe durch Drehen des rändrirten Knopfes k in schnelle Rotation und hält während dem das Auge (auf der nicht bemalten Seite) so unverrückt hinter den Rand der

Fig. 552.



Scheibe, daß die besagten 4eckigen Oeffnungen der Reihe nach an demselben vorbei passiren und man durch diese Oeffnungen in einem der bemalten Seite zugekehrten Planspiegel die Bilder der gemalten Figuren sieht; so erscheinen diese in voller, ganz natürlicher Bewegung. Die Erklärung dessen ist folgende. Betrachtet man durch eine der Rand-Oeffnungen in der Scheibe einen gegenüber befindlichen Gegenstand und dreht die Scheibe so schnell, daß immer spätestens von $^1/_5$ zu $^1/_5$ Secunde eine Oeffnung nach der andern vor dem Auge anlangt, so wird man trotz dem, daß diese Oeffnungen durch undurchsichtige Zwischenräume getrennt sind, den besagten Gegenstand doch continuirlich sehen müssen, weil jeder Lichteindruck mindestens $^1/_5$ Secunde fortdauert, mithin der Eindruck, den dieser Gegenstand durch eine Oeffnung hindurch im Auge erzeugt hat, noch nicht erloschen ist, wenn er durch die nächstfolgende Oeffnung einen neuen Eindruck bewirkt, daher die durch alle einzelnen Oeffnungen im Auge hervorgebrachten Eindrücke zusammenfließen und als ein einziger, ununterbrochener Eindruck erscheinen werden. Präsentirt sich nun der Gegenstand nach den nämlichen kurzen Zwischenzeiten, nach welchen die einzelnen Oeffnungen am Auge vorübergehen, immer in andern Stellungen; so müssen auch diese ohne Unterbrechung aneinander gereiht und verschmolzen erscheinen. Die Stelle des in Rede stehenden Gegegenstandes vertritt das im Plan-

spiegel erscheinende Bild der zunächst unter der Oeffnung, durch welche man eben sieht, gezeichneten oder gemalten Figur. Ist dies z. B. eine menschliche Figur und ist dieselbe, wie bei I Fig. 552, unter jeder der nach einander folgenden Oeffnungen (überdies entsprechend davon abstehend) in einer andern jener verschiedenen Positionen dargestellt, welche ein Mensch (rücksichtlich der gegenseitigen Lage der Füße u. s. w.) beim Laufen wirklich successive annimmt, so wird man im Spiegel eine ganz natürlich laufende Figur sehen. Mit den stroboscopischen Scheiben in der Hauptsache ganz identisch ist das Phänakisticop, welches von Plateau in Brüssel zu der nämlichen Zeit (1832) wie die besprochenen Scheiben von Stampfer in Wien erfunden wurde.

§. 135. Nachbilder. Subjective Farben. So wie bei zu kurzer Andauer des Lichteindruckes auf die Netzhaut keine Lichtempfindung entsteht, eben so darf der Lichteindruck, soll er gehöriges Sehen zur Folge haben, auch nicht zu lange anhalten: weil sonst die Theile der Netzhaut, auf die er einwirkt, überreizt, dadurch abgestumpft und für weitere Lichteinwirkungen auf einige Zeit unempfindlich gemacht werden. Solche Ueberreizungen erfolgen natürlich in desto kürzerer und verschwinden (so daß die verloren gegangene Empfindlichkeit wieder zurückkehrt, das Auge wieder erholt ist) erst nach desto längerer Zeit, je intensiver die ursprüngliche Lichteinwirkung war. Hierauf beruhen die sogenannten Nachbilder. Sieht man z. B. ein Fenster gegen den hellen Himmel hin unverwandt längere Zeit und bis zur Ermüdung des Auges an und schließt dann letzteres, so sieht man immer noch das Bild des Fensters, jedoch erscheinen jetzt umgekehrt die Scheiben dunkel und die Fensterrahmen hell; ist das Auge sehr reizbar, so zeigt sich dieses Nachbild auch bei offenem Auge, wenn man dieses gegen eine matt erhellte Fläche (eine weiße Zimmerwand) wendet. Diese Erscheinung erklärt sich wie folgt. Die Theile der Netzhaut, auf welche beim erwähnten unverwandten Hinsehen das Bild der hellen Glasscheiben fiel und welche daher einen stärkeren Lichtreiz erfahren haben, sind abgestumpfter, als die vom Bilde der dunkeln Fensterrahmen getroffenen; während also diese durch das schwache Licht, welches bei geschlossenem Auge immer noch die durchscheinenden Augendeckel passirt, oder bei offenem Auge von der besagten Wand aus in dasselbe eindringt, noch lebhaft afficirt werden, erhalten jene durch eben dieses Licht eine schwächere Affection und es geht somit jetzt von der stärker gereizten Parthie der Netzhaut, (auf welche das Fensterscheibenbild fiel), eine schwächere Empfindung aus als von den dem Fensterrahmenbilde entsprechenden, weniger abgestumpften Netzhaut-Theilen. Einen ganz ähnlichen Grund hat folgende bekannte Erscheinung. Betrachtet man einen schwarzen Fleck auf weißem Grunde so lange unausgesetzt, bis eine Anstrengung des Auges gefühlt wird, und wendet hierauf letzteres von diesem schwarzen Flecke weg und nach dem nächsten Theil der ihn umgebenden weißen Fläche hin; so erscheint dieser heller und glänzender, als die entfernteren; geschieht hingegen das Nämliche mit einem weißen Flecke auf dunklem (grauem) Grunde, so erscheint dem von dem weißen Flecke abgewendeten Auge der dunkle Grund in der Nähe dieses Fleckes dunkler als an den entfernteren Stellen. Im ersteren Falle treffen nämlich im Auge nach der erwähnten geringen Verrückung desselben die von den zunächst um das Schwarz herum befindlichen weißen Stellen kommenden Strahlen jenen Theil der Netzhaut, der

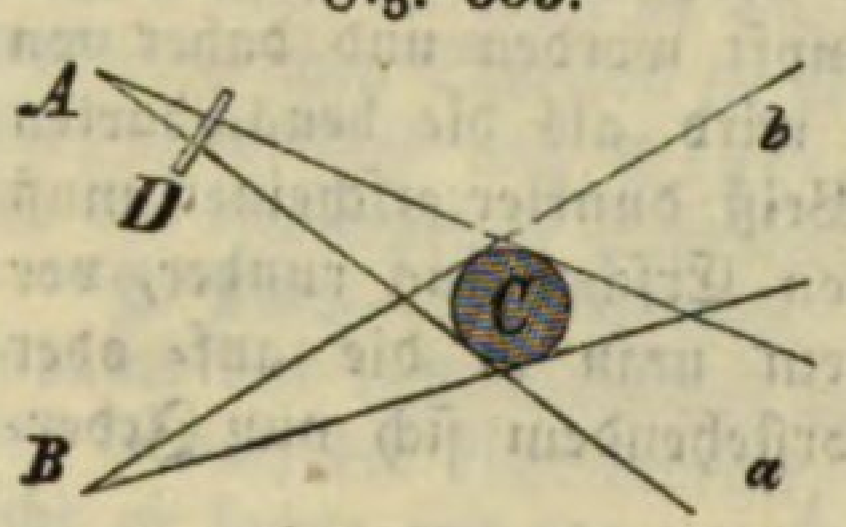
vorher beim Blick auf das Schwarz gleichsam ausgeruht hat und daher nun für das Licht empfindlicher ist, als die andern Netzhauttheile, die früher von weißen Strahlen gereizt wurden und deswegen nun weniger Empfindlichkeit für diese Strahlen besitzen. Im zweiten Falle hingegen treffen nach Verrückung des Auges die vom Grau der nächsten Umgebung des weißen Fleckes ausgehenden Strahlen jene Netzhautparthie, die vorher durch das Licht des weißen Fleckes abgestumpft worden und daher von den besagten Strahlen weniger lebhaft afficirt wird als die benachbarten Parthien, so daß das Grau zunächst an dem Weiß dunkler erscheinen muß als an den andern Stellen. Von der bekannten Erscheinung runder, vor den Augen schwebender Schattenbilder, nachdem man in die auf- oder untergehende Sonne gesehen hat, wird nach Vorstehendem sich nun Jederman selbst Rechenschaft geben können.

Mit dem eben besprochenen Phänomen sehr nahe verwandt sind gewisse Farben, die unter gewissen Umständen wahrgenommen werden und subjective (oder auch physiologische) Farben genannt werden, weil sie nicht, so wie die objectiven Farben (§. 112), in der Beschaffenheit außer dem Auge befindlicher Objecte und des von solchen ins Auge gelangenden Lichtes, sondern in einem eigenthümlichen, durch Ueberreiz in der Netzhaut hervorgerufenen, also subjectiven Zustande ihren Grund haben. Hieher gehören vorzüglich folgende Erscheinungen: 1. Betrachtet man lange unverwandt einen stark erleuchteten farbigen Gegenstand (z. B. eine Stange schön rothen Siegellacks), die auf intensiv beleuchtetem weißem Papiere liegt, und blickt dann vom Gegenstande weg auf eine freie Stelle des weißen Papiers; so sieht man hier dessen Bild, aber die Farbe dieses letzteren ist zur natürlichen Farbe des Gegenstandes complementär. (S. 646). Das Nachbild der Siegellackstange ist also blaßgrün. Es wird nämlich der Theil der Netzhaut, auf welchen die farbigen Strahlen des betrachteten Gegenstandes lange und intensiv eingewirkt haben, für dieselben abgestumpft oder wenigstens minder empfindlich, so daß von dem bei Anblick des weißen Papiers auf die minder empfindlich gewordene Netzhautstelle gelangenden weißen Lichte nur mehr diejenigen Theile Empfindung erregend einwirken können, die von Weiß nach Hinwegnahme der Farbe, für welche die Abstumpfung erfolgte, übrigbleiben, d. i. aber die zu dieser Farbe complementären. Aus der nämlichen Ursache zeigen die früher erwähnten runden Nachbilder, die vor unseren Augen schweben, nachdem wir in die Sonne gesehen haben, immer eine blaue d. i. zu dem Orange des Lichtes der untergehenden Sonne complementäre Färbung. Daß gewöhnlich mehrere solche Bilder erscheinen, kommt daher, weil wir das Auge bei Betrachtung der Sonne nicht so unverrückt halten, daß ihr Bild fortwährend auf einen und denselben Theil der Netzhaut fallen könnte. Hier mag gelegenheitlich bemerkt werden, daß alle wie immer entstehende Nachbilder mehr oder weniger und zwar desto entschiedener gefärbt sind, durch einen je intensiveren Lichteindruck sie hervorgerufen worden, und man begreift nach dem Vorhergehenden leicht den Grund hievon. Oft verändern diese Bilder aber ihre Farbe (so wird das nach langem Fixiren einer Kerzenflamme, hierauf erfolgtem Schließen der Augen und Abwenden derselben nach einen dunklen Ort hin erscheinende Nachbild der Flamme zuerst völlig gelb, geht dann der Reihe nach allmälig in Orange, Roth, Violett und zuletzt in immer dunkler werdendes Blau

über, bis es endlich ganz verschwindet. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wohl in einer ungleichen Dauer der Nachwirkung der verschiedenen prismatischen Farben auf die Netzhaut.

2. **Farbige Schatten.** Stellt man in einem verfinsterten Zimmer vor zwei Lichtflammen **A**, **B** (Fig. 553), die eine vor ihnen liegende (oder stehende) weiße Papierfläche beleuchten, und von beiden gleich weit entfernt, einen undurchsichtigen Gegenstand z. B. einen hölzernen Cylinder **C** auf, so entstehen auf der Papierfläche zwei graue Schatten, a, b; wird jedoch vor der einen Flamme, z. B. **A** eine farbige z. B. rothe Glasplatte **D** angebracht, so erscheint der von dem durch diese Platte gehenden rothen Lichte erleuchtete Schatten in der Farbe des Glases, ist in unserem Beispiele also roth, der andere Schatten a hingegen hat die complementäre Farbe, ist also grün. Erklärung: Der Schatten b erhält von **A** her rothes Licht und erscheint deswegen roth; aber auch in den Raum um b herum mit Ausnahme des Schattenraumes a, welcher nur von **B** kommendes weißes Licht empfängt, ist das rothe Licht vorherrschend (weil zu dem rothen Bestandtheil des von **B** dahin gelangenden weißen Lichtes noch das Roth vom **A** hinzukommt), so daß gegen die stärkere Einwirkung dieses vereinigten rothen Lichtes auf das Auge jener schwache Eindruck, den der verhältnißmäßig nur geringe rothe Antheil des von a aus dem Auge zugesendeten weißen Lichtes hervorzubringen vermag, als wirkungslos verschwindet, und es daher gerade so ist, als ob das Auge vom Schattenraume a her gar kein Roth, sondern nur das mit diesem zu Weiß sich ergänzende (außer den Roth in Weiß nur noch vorhandene) Grün ins Auge bekäme. Das schöne Phänomen complementär gefärbter Schatten zeigt sich auch, wenn man bei beginnender Dämmerung eine brennende Kerze ans Fenster und diesem gegenüber eine weiße Fläche stellt. Von jedem dazwischen befindlichen Gegenstande erscheint dann auf dieser Fläche ein doppelter Schatten: einer rührt vom Kerzen- der andere vom Tageslichte her, ersterer ist blau und letzterer gelb gefärbt. Die Erklärung ergibt sich genau wie im vorigen Falle, wenn man das dort vom rothen Lichte Gesagte hier auf das gelbe Licht der Kerzenflamme anwendet und dem von **B** kommenden weißen Lichte das Weiß des Tageslichtes substituirt. Es ist nämlich gerade so, als ob beim vorigen Experimente anstatt des rothen Glases ein gelbes vor die Flamme **A** gebracht worden wäre: denn in diesem Falle würde man auch den Schatten b gelb und den Schatten a blau gefärbt erhalten.

Fig. 553.



Auf ganz gleiche Art ergibt sich die Erklärung der blauen Farbe, welche die bei Auf- oder Untergang der Sonne von Bäumen oder andern Gegenständen im Freien auf weiße Flächen geworfenen Schatten stets zeigen, und welche daher kommt, daß das Auge von dem beim Sonnenauf- oder Untergange in den Räumen außerhalb der Schatten vorherrschenden orangefarbigen Lichte stark afficirt wird, und daher für den nur schwachen Eindruck unempfindlich ist, den die wenigen gelben Strahlen bewirken können, welche in dem ihm vom grauen Schatten her zugeworfenen weißen Lichte enthalten sind. Daß, wenn in ein Zimmer einerseits durch eine Fensterscheibe oder einen Vorhang von grüner Farbe grünes Licht und von einer andern Seite her weißes Tageslicht gelangt, alle Schatten, welche in die bloß von letzterem Lichte getroffenen Räume hinein fallen, roth erscheinen müssen, begreift man nun von selbst. Ebenso ist klar die Entstehung der zwei Bilder, eines rothen und eines grünen, welche eine dicke grüne Glasplatte von

einem weißem vor derselben befindlichen Papierstreifen zeigt. Das grüne Bild kommt nämlich von dem von der vordern Glasfläche reflectirten weit intensiveren grünen Lichte, durch dessen lebhaften Eindruck das Auge so gereizt wird, daß es für das schwächere Grün des von der hintern Glasfläche durch Reflexion ihm zugesendeten minder intensiven Lichtes nicht mehr empfindlich genug ist, also nur von dem rothen, d. i. von jenem Antheil des nach dieser Richtung empfangenen weißen Lichtes afficirt werden kann, der zu Grün complementär ist.

Gegen die von den eben beschriebenen Farbenerscheinungen gegebene Erklärung sind manche Bedenken erhoben worden, namentlich fand man solche in dem Umstande, daß die farbigen Nachbilder auch dann erscheinen, wenn in das von dem anhaltend betrachteten Gegenstande weggewendete Auge durchaus gar kein weißes Licht gelangen kann. Die Gewichtigkeit dieses Umstandes läßt sich in der That nicht verkennen; jedoch auch von den andern bisher aufgestellten Ansichten, die dem weißen Lichte keinen Antheil an den besagten Farbenerscheinungen zugestehen, ist keine für sich allein ganz genügend. Uebrigens setzt gerade die Erfahrung, daß in allen Fällen, wo das von dem anhaltend betrachteten Gegenstande auf eine schwarze statt auf eine weiße Fläche hin abgewendete Auge, auch ein farbiges Nachbild sieht, dieses immer viel schwächer als auf einer weißen Fläche ist, den bestrittenen Antheil des weißen Lichtes, (da solches wenn gleich in sehr geringer Menge, auch von jeder dem Auge schwarz erscheinenden Fläche diesem zugesendet wird) außer allem Zweifel.

So wie die eben betrachteten Erscheinungen hat auch jene der sogenannten Irradiation nur einen subjectiven Grund, weßwegen hier ausschließlich von ihr die Rede sein soll. Dieselbe besteht, der Wesenheit nach, darin, daß helle Gegenstände auf dunklem Grunde merklich vergrößert und umgekehrt dunkle Gegenstände auf hellem Grunde merklich verkleinert erscheinen, und wird durch die Annahme erklärt, daß die Wirkung des Lichtes auf der Netzhaut sich nicht blos auf die von den Strahlen getroffene Stelle beschränke, sondern sich auch auf eine sehr kleine Entfernung ringsum diese Stelle herum erstrecke. Recht auffallend zeigt sich die Erscheinung, wenn man eine rechteckige, etwa 8″ lange und 6″ breite Pappscheibe auf der einen Hälfte ihrer Länge mit weißem, auf der andern mit schwarzem Papier überzieht, dann die weiße Fläche durch einen schwarzen 2 — 3‴ breiten Papierstreifen, die schwarze Fläche hingegen durch einen eben so breiten weißen Papierstreifen in Hälften theilt, (indem diese Streifen so aufgeklebt werden, daß sie nach einer und derselben geraden Linie in der Mitte der Pappscheibe und nach deren Länge hingehen), die Vorrichtung dann an ein Fenster stellt, so daß sie hell beleuchtet wird und endlich dieselbe aus einer Entfernung von 12 — 15 Fuß betrachtet. Es erscheint da der weiße Streifen auffallend breiter, als der schwarze. Uebrigens beträgt die Irradiation nicht für alle Personen gleich viel, was ganz natürlich ist, da sie, wie schon bemerkt worden, keinen objectiven, sondern nur einen subjectiven Grund hat.

§. 136. Weite des deutlichen Sehens. Kurzsichtigkeit, Weitsichtigkeit. Nach Früherem (S. 709) ist es Bedingung des deutlichen Sehens, daß die Bilder der betrachteten Gegenstände auf die Netzhaut fallen; dies ist aber bei einem und demselben Auge, die Beschaffenheit und Anordnung seiner brechenden Mittel und der andern Theile als unveränderlich vorausgesetzt, bekannter Maßen nur bei gewisser, von dieser Beschaffenheit und Anordnung abhängiger Entfernung der Gegenstände möglich. Da jedoch, wie die Erfahrung lehrt, das nämliche Auge in verschiedenen Entfernungen deutlich sieht, so muß in demselben etwas veränderlich sein, so daß das Auge sich diesen verschiedenen Entfernungen accommodiren

(anpassen) kann. Das Wahrscheinlichste ist, daß sich die Krystallinse mittelst der an ihrer Kapsel angehefteten Muskel in dem Maße mehr oder weniger convex machen lasse, als es nöthig ist, damit die Strahlen jedes von einem Punkte des Gegenstandes auf die Pupille fallenden Lichtkegels sich genau auf der Netzhaut wieder in einem Punkte vereinigen. Diese Accomodirungsfähigkeit des Auges geht aber nicht über gewisse Grenzen der Entfernungen hinaus. Im gesunden (normalen) Zustande sieht nämlich ein Auge, ohne sich anzustrengen, einen Gegenstand nicht mehr deutlich, wenn er demselben näher als 8—10 Zoll ist; in dieser Entfernung sieht es jedoch zugleich am deutlichsten und daher heißt sie auch die Weite des deutlichen Sehens, oder kurz, die Sehweite (§. 122). Wie man von selbst begreift, liegt die Ursache des undeutlichen Sehens in geringerer Weite in der zu großen Divergenz der dann von jedem Punkte ins Auge kommenden Strahlen, welche macht, daß diese durch die brechenden Mittel des Auges nicht genug convergent gemacht werden können, um sich auf der Netzhaut zu vereinigen, ihre Vereinigungspunkte (eigentlich die Punkte, nach welchen hin sie convergiren) vielmehr hinter die Netzhaut fallen müssen. Daß manche Augen zum ganz deutlichen Sehen eine viel größere, andere wieder eine beträchtlich kleinere Entfernung der Gegenstände als die besagte Sehweite von 8—10 Zoll benöthigen, und daß Augen der ersteren Art weitsichtige, Augen der letzteren Beschaffenheit aber kurzsichtige genannt werden, wissen wir ebenfalls schon aus §. 122 her. Offenbar fordert ein weitsichtiges Auge Strahlen von größerer Convergenz, ein kurzsichtiges hingegen von größerer Divergenz als jene der von einem 8—10 Zoll entfernten Punkte kommenden Strahlen ist, welche ein gesundes Auge auf der Netzhaut zu vereinigen vermag. (Diese letztgenannten divergenten Strahlen können nämlich von einem weitsichtigen Auge, der geringeren Convexität seiner Hornhaut und Krystallinse wegen, nicht stärker convergent gemacht werden, als daß ihr Vereinigungspunkt, wenn einer existirte, hinter die Netzhaut fiele: sie werden daher letztere in einem kleinen Kreise treffen, die Bilder der leuchtenden Punkte eines Gegenstandes werden demnach als zum Theil über einander fallende und einander verwirrende kleine Kreisflächen und das Bild des ganzen Gegenstandes muß somit undeutlich erscheinen. Ein kurzsichtiges Auge hingegen vereinigt, zu Folge starker Convexität seiner Hornhaut und Krystallinse, die von 8 — 10 Zoll weit entfernten Punkten her divergirenden Strahlen schon in Punkten vor der Netzhaut; die von jedem solchen Vereinigungspunkte wieder divergent weiter gegen die Netzhaut gehenden Strahlen treffen diese Haut abermals in einem eigenen kleinen Kreise und aus dem Uebereinanderfallen der den einzelnen Punkten des leuchtenden Gegenstandes entsprechenden Kreise entspringt, ganz wie im vorigen Falle, Verwirrung und Undeutlichkeit im Bilde dieses Gegenstandes.) Demnach müssen auch weitsichtige und kurzsichtige Augen in der gewöhnlichen Sehweite eines gesunden Auges vollkommen deutlich sehen, wenn die aus dieser Weite von einem leuchtenden Punkte kommenden divergenten Strahlen, bevor sie das weitsichtige Auge treffen, in einem dem Grade der Weitsichtigkeit entsprechenden Maße weniger divergent und bevor sie in ein kurzsichtiges Auge eintreten, in der Kurzsichtigkeit angemessenem Grade divergenter gemacht werden, so als kämen sie im ersteren Falle von einem entfernteren, gerade um die Sehweite des weitsichtigen Auges abstehenden, und im letzteren Falle von einem näheren, in der Entfernung, in welcher das kurzsichtige Auge deutlich sieht, gelegenen

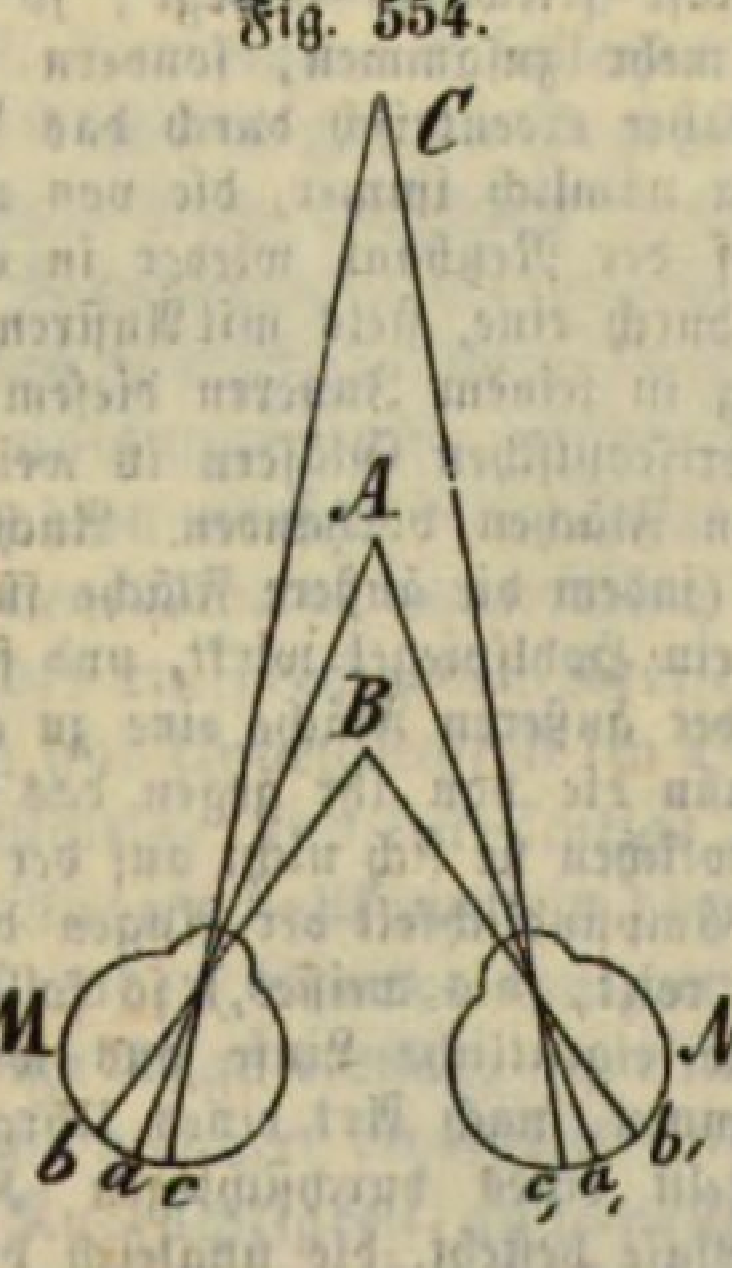
Punkte her. Wie aus §. 116 unter Hinblick auf die Figuren 515 und 517 einleuchtet, wird erstere Wirkung durch eine unmittelbar vor dem (weitsichtigen) Auge angebrachte Sammellinse von gehöriger Brennweite und letztere Wirkung durch eine in gleicher Art angewendete Zerstreuungslinse von entsprechenden Krümmungen erreicht, indem eine Sammellinse jeden innerhalb ihre Brennweite gebrachten Gegenstand (m n Fig. 515) in größerer Entfernung (z. B. bei $m_1 n_1$) erscheinen macht, eine Zerstreuungslinse hingegen von jedem außerhalb ihrer Focaldistanz befindlichen Gegenstand (m n Fig. 517) in geringerem Abstande ein Bild ($m_1 n_1$) erzeugt, so daß durch sie der Gegenstand dem Auge näher gerückt erscheint. Daß die zu dem besagten Zwecke dienenden Linsen Augengläser oder Brillen heißen, und Weitsichtige nur convexe, Kurzsichtige hingegen nur concave Brillen brauchen können, ist überflüßig zu erwähnen.

Bezüglich der Brillen, die bei gehöriger Anwendung und Beschaffenheit die Augen schonen, erhalten und überhaupt äußerst wohlthätig sind, im entgegengesetzten Falle aber sehr schädlich werden, ist vorzüglich Folgendes wohl zu beherzigen. Man gebrauche Brillen nur bei Vorhandensein von Kurzsichtigkeit oder Weitsichtigkeit und lasse sich in keinem andern Falle, etwa dadurch zu ihrer Anwendung verleiten, daß man mittelst derselben heller oder größer sieht als mit freien Augen. Eine Brille soll die Gegenstände nie schärfer, sondern in der Sehweite eines gesunden Auges nur ganz deutlich zeigen und dabei dem Auge keine Anstrengung verursachen; unter verschiedenen Linsen, welche dies leisten, ist immer der schwächeren, d. h. eine größere Brennweite besitzenden der Vorzug zu geben. Ein Haupterforderniß jedes Brillenglases ist, daß dessen Krümmungen genau sphärisch sind; deswegen beziehe man Brillen nicht aus der nächst besten Quelle, sondern nur von sachkundigen und in besagter Rücksicht vertrauenswürdigen Künstlern. Sind die Linsen, wie z. B. bei den sogenannten Stechern, bei den Sattelbrillen ohne Kopfspangen u. s. w. so gefaßt, daß man beliebig die eine oder die andere ihrer Flächen dem Auge zukehren kann; so sollen beide Flächen ganz gleiche Krümmungen haben. Wird aber, wie bei Sattelbrillen mit Kopfspangen, immer die nämliche Linsenfläche nach dem Auge gekehrt, dann sind die sogenannten periscopischen Gläser, d. s. converconcave Linsen, deren Concavität stets dem Auge zuzuwenden ist, in der Rücksicht vorzuziehen, weil sie auch das deutliche Sehen mehr seitwärts befindlicher Gegenstände gestatten. Wenn sich nämlich, um diese Gegenstände sehen zu können, das Auge hinter dem unverrückt bleibenden Brillenglase seitwärts bewegt, so fällt die Augenaxe mit der Axe des Brillenglases nicht mehr zusammen, sondern beide Axen sind gegen einander geneigt; das Auge erhält daher excentrisch durch das Brillenglas gegangene Lichtkegel, deren Strahlen (diejenigen nämlich immer, die von einem und demselben Punkte herkommen) es nur dann auf der Netzhaut wieder in einem einzigen Punkte vereinigen kann, wenn es sich vorher durch eine, stets mit Anstrengung verbundene und daher nachtheilige, schnelle Veränderung in seinem Inneren diesem Umstande angepaßt hat. Dieser Nachtheil ist nun bei periscopischen Gläsern in weit geringerem Maße, als bei Linsen mit gleich gekrümmten Flächen vorhanden. Auch dem Uebelstande der ersteren Gläser, daß sie stark spiegeln (indem die äußere Fläche für die von der inneren nach außen reflectirten Strahlen wie ein Hohlspiegel wirkt, und falsche Bilder erzeugt), läßt sich dadurch begegnen, daß man der äußeren Fläche eine zu einem großen Halbmesser gehörige Krümmung gibt, weil dann die von ihr gegen das Auge reflectirten Strahlen dieses in Richtungen treffen, bei welchen sie sich nicht auf der Netzhaut vereinigen können. Wenn man sich wegen großer Empfindlichkeit der Augen blauer Brillen bedient, (weil blaues Licht das Auge weniger reizt, als weißes,) so sollen es isochromatische d. h. solche sein, bei welchen die eigentliche Linse aus weißem Glase besteht, an der einem Fläche aber mit einer dünnen, nach Art eines Uhrglases überall gleich dicken Schale aus blauem Glase mittelst eines durchsichtigen Kittes vereinigt ist, weil, wenn die Linse selbst aus blauem Glase besteht, die ungleich dunkle Färbung an den verschieden dicken Stellen derselben dem Auge schädlich ist. Ganz Gleiches gilt für grüne Brillen. Jedes Brillenglas soll immer möglichst nahe und so ans Auge gebracht werden, daß die verlängerten optischen Axen beider (des Glases und des

Auges) zusammenfallen, damit das Auge von dem Glase gedeckt wird und nicht darüber hinaussehen kann, ferner nur Strahlen empfängt, die nahe an der Axe des Glases durchgehen, und für welche die der Deutlichkeit des Bildes widrige Abweichung wegen der Kugelgestalt und Farbenzerstreuung des Brillenglases verschwindend klein ist. Das Auge soll also immer so genau wie möglich durch die Mitte des Glases sehen, vorausgesetzt, daß in dem Mittelpunkte der Figur des Glases auch dessen optischer Mittelpunkt liegt. Da es nun, indem man den ursprünglich kreisrunden Glaslinsen die gefälligere ovale Form gibt, leicht geschehen kann, daß vom Rande der Linse auf der einen Seite mehr weggeschliffen wird, als auf der andern, wo dann der optische Mittelpunkt außer dem Mittelpunkt der Figur zu liegen kommt, so ist in Bezug auf diesen Umstand beim Gebrauch ovaler Brillen, wenn sie nicht aus verläßlichen Händen bezogen werden, immer Vorsicht nöthig. Kommt man in die Nothwendigkeit Brillen anzuwenden, und letzteres soll immer geschehen, sobald man die Gegenstände in gewöhnlicher Entfernung und Beleuchtung durchaus nicht deutlich sieht, so mache man den Anfang immer mit den schwächsten d. i. die größten Brennweiten besitzenden Gläsern, durch die man noch deutlich sieht. Man nennt solche Gläser mit großen Brennweiten Conservationsbrillen, welche Benennung sie, überhaupt aber auch alle dem Grade der Kurz- oder Weitsichtigkeit des Auges genau anpassenden Gläser in so ferne verdienen, als durch ihren Gebrauch die besagten abnormen Zustände bezüglich der Sehweite gewiß nicht (so wie dies durch unnöthig schärfere, mit kürzeren Brennweiten versehene Gläser geschieht) vermehrt werden. Beim Auswählen der Brille, wobei in der Regel untersucht wird, mit welchen schwächsten Gläsern man gewöhnliche, mäßig beleuchtete Schrift in der Sehweite eines gesunden Auges mit Leichtigkeit liest, ist man meistens genöthigt, mehrere Brillen verschiedener Schärfe nach einander zu probiren, bis sich die passendste findet. Hiebei dürfen die Proben mit den einzelnen Brillen nicht schnell nach einander folgen, sondern es muß jedes Mal, bevor man den Versuch mit einer zweiten, dritten Brille u. s. w. macht, oder mindestens immer nach dem zweiten Versuche dem Auge einige Ruhe gegönnt werden, damit es sich vorher von dem abnormen Zustande, in welchen es durch die Anstrengung beim Sehen mit den unpassenden Brillen versetzt wurde, wieder erhole. Der Gebrauch eines Brillenglases nur für Ein Auge ist nachtheilig, weil dadurch jederzeit nur dieses Auge angestrengt wird und hieraus für beide Augen ungleiche Sehweiten entstehen.

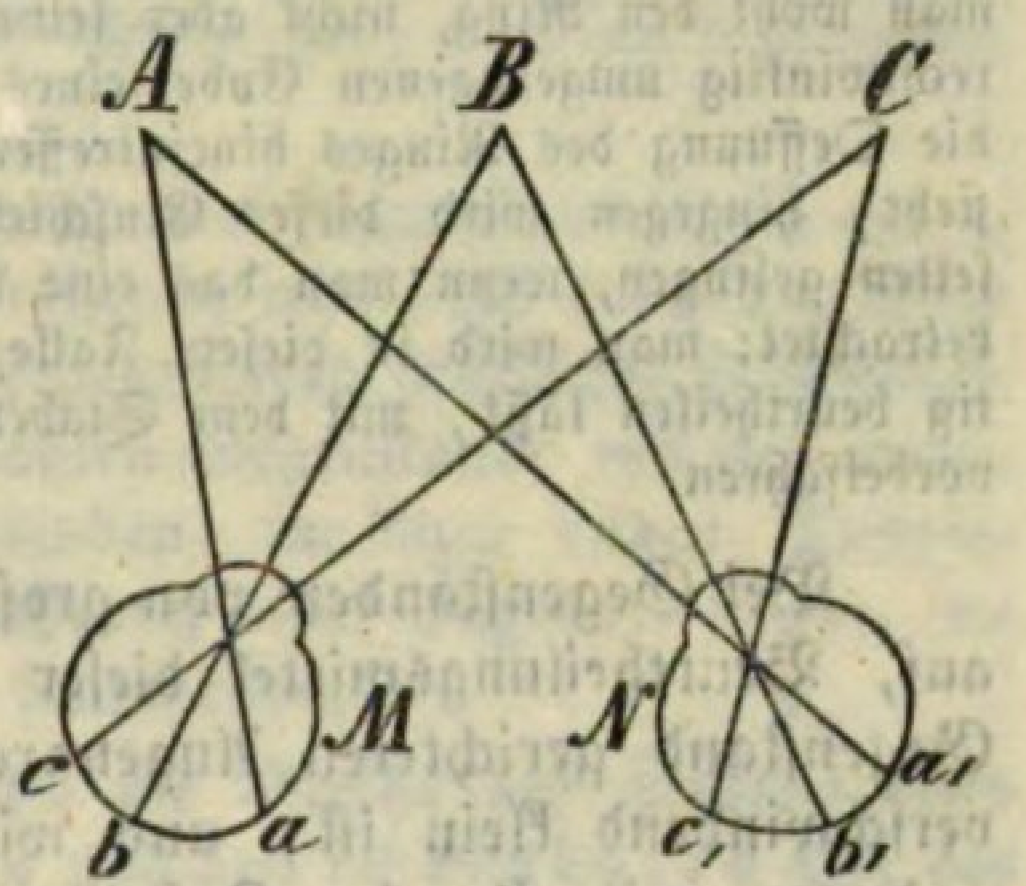
§. 136. Sehen mit beiden Augen. Die Ursache, warum man einen Gegenstand, nach welchen hin gleichzeitig beide Augen gerichtet sind, (so daß ihre Axen in demselben zusammentreffen) einfach sieht, obgleich von ihm zwei Bilder, auf jeder Netzhaut eines, entstehen, liegt darin, daß jedes der Bilder auf eine gleiche Stelle, nämlich auf die Mitte der Netzhaut fällt, die Eindrücke auf die Netzhaut in beiden Augen also vollkommen identisch sind, und in der Empfindung nicht gesondert hervortreten können. So oft diese Identität fehlt, weil die zwei Bilder auf ungleiche, nicht correspondirende Stellen der Netzhaut fallen, sieht man einen und denselben Gegenstand doppelt. So erscheint, während man einen Gegenstand A Fig. 554 mit beiden Augen M, N so fixirt, daß man ihn deutlich sieht, jeder Gegenstand B, der sich vor demselben, so wie jeder Gegenstand C, der sich hinter demselben befindet und überhaupt gleichzeitig wahrgenommen wird, immer doppelt, weil, während die Augenaxen nach A gerichtet sind und die Bilder a, a_1 von A auf die Mitten der Netzhäute fallen, sowohl die

Fig. 554.



Bilder b, b_1 von **B**, als die Bilder c, c_1 von **C** auf nicht correspondirende Netzhautstellen treffen, indem immer das eine (b oder c_1) links, das andere (c oder b_1) rechts von der Mitte der Netzhaut liegt. Uebrigens ist es zum Einfachsehen mit beiden Augen nicht nothwendig, daß in jedem Auge das Bild gerade auf die Mitte der Netzhaut fällt: denn sonst wäre es nicht möglich, mehrere, ja in ganzen Reihen neben einander befindliche Gegenstände, **A, B, C...** (Fig. 555) gleichzeitig mit beiden Augen einfach zu sehen, wie dies doch der Fall ist, und was daher kommt, daß von jedem solchen Gegenstande die Bilder (a und a_1, b und b_1 oder c und c_1), wenn sie nicht auf die Mitte der Netzhaut fallen, immer beide entweder rechts oder beide links von dieser Mitte und auf ganz correspondirenden Netzhautstellen entstehen. Die Ungleichheit der Netzhautstellen, — auf welche in beiden Augen die zwei Bilder eines und desselben Gegenstandes fallen, wenn man, während das eine Auge auf diesen gerichtet ist, das andere mittelst des Fingers seitwärts drückt, (so daß seine Axe eine andere Richtung erhält als nach den Gegenstand hin) — ist auch einzig und allein die Ursache des in diesem Falle immer stattfindenden Doppeltsehens.

Fig. 555.



§. 137. Das Aufrechtsehen der Gegenstände und das Erscheinen derselben außer dem Auge, obgleich ihre Bilder im Innern des Auges entstehen und verkehrt sind, erklärt sich vollständig und am einleuchtendsten aus der übrigens ganz natürlichen Annahme, daß durch die Sehnerven mit jedem Eindrucke auf die Netzhaut zugleich auch die Richtung, nach der er stattfindet, zu unserem Bewußtsein gelangt und wir dann die Wahrnehmung in dieser nämlichen Richtung nach außen versetzen. Demnach sieht man den untersten Punkt a_1 des Netzhautbildes a_1 b_1 (der früheren Figur 551) zu oberst und den obersten Punkt b_1 zu unterst, also den Gegenstand a b in seiner aufrechten Lage, weil die von a b ins Auge gelangenden Strahlen in a_1 nach der Richtung von oben nach unten und in b_1 nach der Richtung von unten nach oben auf die Netzhaut einwirken und man nicht bloß diese Einwirkungen, sondern auch, nach welchen Richtungen sie erfolgen, empfindet.

§. 138. Die Entfernung eines gesehenen Gegenstandes vom Auge. Optischer und scheinbarer Ort der gesehenen Gegenstände. Die erstere wird nicht unmittelbar empfunden, sondern immer erst nach Empfindungen und Umständen beurtheilt, welche sich mit derselben ändern. Die wichtigste Rolle spielt in dieser Beziehung der Winkel, unter welchem die beiden nach einem und demselben Punkt des betrachteten Gegenstandes gerichteten Augenaxen (§. 133) gegen einander geneigt sind. Dieser Winkel ist desto größer, es kostet daher desto mehr Muskelanstrengung, um den Augapfeln die zur besagten Augenaxen-Neigung erforderliche Richtung zu geben, je näher der Gegenstand dem Auge ist, und nach dem Grade dieser Anstrengung schließen wir auf die Entfernung.

Daß aber der Augenaxen-Winkel bei Bestimmung unseres Urtheiles über die Entfernung wirklich eine so wichtige Rolle spiele, beweist die bekannte Unsicherheit dieses Urtheils, so oft die Betrachtung des betreffenden Gegenstandes nur mit Einem Auge geschieht. Hängt man einen kleinen Ring an einem Faden auf und stellt sich so, daß man wohl den Ring, nicht aber seine Oeffnung sieht; so wird man mit dem vordern, rechtwinklig umgebogenen Ende eines einige Fuß langen Stabes immer sehr leicht in die Oeffnung des Ringes hineintreffen, wenn man nach diesem mit beiden Augen hinsieht, hingegen wird dieses Einschieben des Stabendes in die Ringöffnung nur sehr selten gelingen, wenn man das eine Auge schließt und den Ring bloß mit dem andern betrachtet: man wird in diesem Falle, weil sich die Entfernung des Ringes nicht richtig beurtheilen läßt, mit dem Stabende meistens entweder vor oder hinter dem Ringe vorbeifahren.

Bei Gegenständen von großen Entfernungen hört der Augenaxenwinkel auf, Beurtheilungsmittel dieser letzteren zu sein, weil, da die nach dem Gegenstand gerichteten Augenaxen nahe parallel sind, dieser Winkel also verschwindend klein ist, und wir können dann die Entfernung nur nach anderen mit ihr im Zusammenhange stehenden Umständen beurtheilen. Solche sind:

1. Die Helligkeit. Da der Erfahrung gemäß die Helligkeit eines Gegenstandes unter sonst gleichen Verhältnissen mit seiner Entfernung abnimmt; so halten wir einen Gegenstand für desto näher, je heller (stärker erleuchtet) er erscheint. 2. Die scheinbare Größe. Je kleiner uns ein Gegenstand im Verhältniß zu seiner uns bekannten, wirklichen Größe erscheint, für desto weiter entfernt halten wir ihn (unser Urtheil auf die Thatsache gründend, daß der Gesichtswinkel mit der Entfernung abnimmt). 3. Die Menge der zwischen dem Auge und dem betrachteten Objecte liegenden Gegenstände. Wir schließen: je größer diese Menge ist, desto weiter muß das Object von uns abstehen. 4. Die Lage des Gegenstandes gegen Dinge von bekannter Entfernung.

Je mehrere dieser Umstände bei Bestimmung unseres Urtheils über die Entfernung vereinigt wirken, desto richtiger fällt dasselbe aus. Bei nahen Gegenständen helfen sie meistens alle zusammen, und deswegen sind wir auch die Entfernungen der ersteren mit großer Sicherheit zu beurtheilen im Stande. Je größer hingegen die Entfernung ist, desto mehr verlassen uns die erwähnten Hilfsmittel ihrer Beurtheilung und desto unsicherer wird diese, bis endlich bei Entfernungen, die eine gewisse Gränze überschreiten, nichts übrig bleibt, worauf das Urtheil gegründet werden könnte, weswegen wir alle außerhalb dieser Gränze gelegenen Objecte für gleichweit entfernt zu halten genöthiget sind.

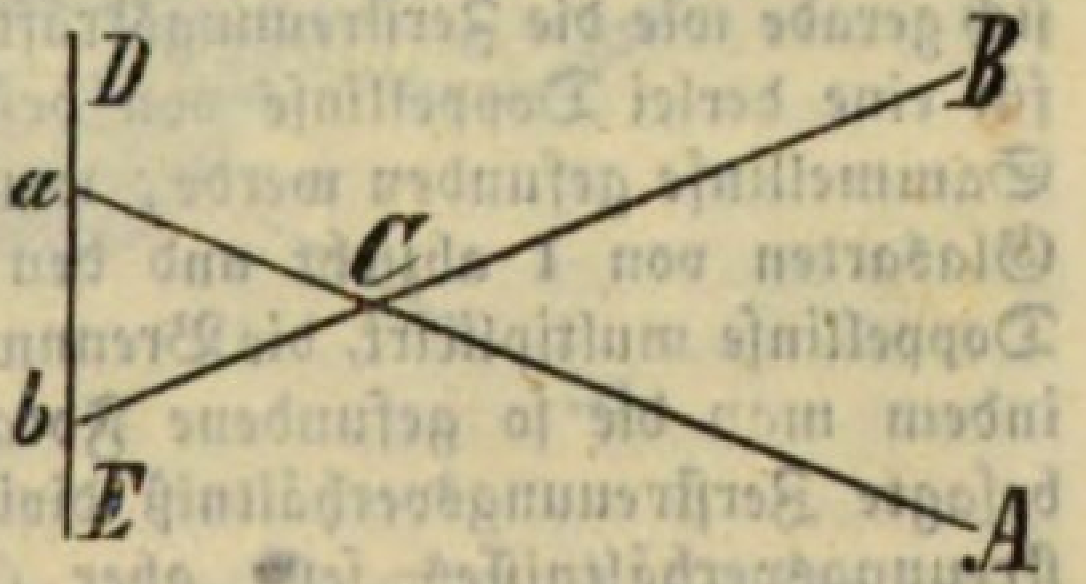
Beispiele zur Erläuterung vorstehender Punkte. Ad 1. Weiße Gebäude, von der Sonne beschienene oder mit Schnee bedeckte Berge erscheinen näher, in Nebel gehüllte und dadurch verdunkelte Gegenstände entfernter, und mit weißen Wänden versehene Zimmer kleiner als sie wirklich sind. Die helleren Parthien auf ebener Fläche ausgeführter Zeichnungen oder Gemälde hält man für weniger entfernt als die dunkler gehaltenen. (Verschiedene Beleuchtung als Hilfsmittel in der Perspective.) Ad 2. Die Sonne und der Mond erscheinen uns gleichweit entfernt, weil wir ihre wahre Größe nicht kennen, und Berge halten wir gewöhnlich für näher als sie sind, weil wir ihre wirkliche Größe zu geringe angeschlagen und ihre Entfernung nur nach dem großen Gesichtswinkel schätzen, unter welchem sie uns erscheinen. Ad 3. Ein in einer weiten Ebene vereinzelt stehendes Gebäude erscheint näher, als wenn zwischen ihm und dem Auge andere Gebäude oder wohl gar Dörfer u. s. w. gelegen sind, und entfernter, als wenn die wischen liegenden Objecte und Räume durch irgend einen Gegenstand gedeckt werden;

zur Nachtzeit halten wir ein entferntes Feuer für viel näher, weil wir die zwischen demselben und dem Auge befindlichen Gegenstände nicht sehen können (wohl auch wegen der durch den Contrast erhöhten Stärke des Lichtes); wenn die Sonne am Horizonte steht (auf- oder untergeht), erscheint sie wegen der großen Menge zwischenliegender Gegenstände entfernter, als wenn sie sich über den Horizont erhoben hat, wo dann keine solchen zwischenliegenden Gegenstände vorhanden sind.

Die Größe, unter welcher die Entfernung eines Gegenstandes von einem andern gleichzeitig gesehenen Gegenstande erscheint, wird bloß durch den Winkel bestimmt, welchen die zu den beiden Gegenständen gehörigen Richtungslinien (die geraden Linien, welche die besagten Gegenstände mit den correspondirenden Bildern auf der Netzhaut verbinden) im Auge bilden. Deswegen lassen sich bei Objecten, die in der Richtung einer Augenaxe liegen, die Entfernungen von einander durchaus nicht beurtheilen.

Durch die Einrichtung des Auges und die Gesetze des Sehens wird auch das bedingt, was man den optischen und den scheinbaren Ort des gesehenen Gegenstandes nennt. Unter ersterem versteht man denjenigen Ort einer hinter einem gesehenen Objecte gelegenen Fläche, auf welchen hin man das letztere projicirt. Bedeutet C (Fig. 556) den gesehenen Gegenstand, DE die hinter ihm gelegene Fläche und A das Auge, so ist a der optische Ort des Gegenstandes C. Verändert das Auge seinen Platz und kommt z. B. nach B, so ist dann b der optische Ort von C und der Abstand ab der Orte a und b von einander heißt die Parallaxe. Kann das Auge die Entfernung der Fläche (DE) vom Gegenstande (C) nicht wahrnehmen, so scheint ihm dieser in der Fläche selbst zu liegen, der optische Ort wird dadurch zum scheinbaren und es findet so eine sogenannte optische oder Gesichts-Täuschung statt. Auf diese Weise versetzen wir die Gestirne alle auf das hohle Himmelsgewölbe. Der scheinbare Ort eines Gegenstandes ist überhaupt derjenige, wo sich dieser nicht wirklich befindet, sondern wo er oder sein Bild sich bloß zu befinden scheint. So ist der Ort, wo wir in einem Planspiegel einen vor demselben befindlichen Gegenstand sehen, ein scheinbarer.

Fig. 556.



§. 139. Die Wahrnehmung der Bewegung der Gegenstände wird bedingt durch die Bewegung ihrer Bilder auf der Netzhaut; eine solche findet aber Statt, wenn der Gegenstand allein, oder wenn nur das Auge seinen Ort ändert oder wenn beide zugleich sich bewegen. Deswegen wird es in vielen Fällen, insbesondere, wo der Beobachter seiner eigenen Bewegung sich nicht bewußt ist, sehr schwer, ja unmöglich sein, bloß nach dem Gesichtseindrucke zu entscheiden, welcher Körper eigentlich der bewegte sei, und es entstehen so viele optische Täuschungen. Nach Schmidt ist eine Bewegung nur dann wahrnehmbar, wenn der binnen einer Secunde zurückgelegte Weg in der Sehweite nicht unter einem kleineren Winkel als $2^1/_4$ Secunden erscheint.

Optische Täuschungen der eben erwähnten Art sind: Die Erde scheint still zu stehen und das hohle Himmelsgewölbe mit den Gestirnen sich um dieselbe zu drehen; sieht man von einer Brücke längere Zeit unverwandt in das unter ihr hinfließende Wasser, so glaubt

man sich mit der Brücke stromaufwärts zu bewegen; einem schnell Schiffenden erscheinen die am Ufer, und dem auf der Eisenbahn rasch dahin Fahrenden die zur Seite der Bahn befindlichen Gegenstände nach der entgegengesetzten Richtung in Bewegung; schüttelt man während steter Betrachtung eines Objectes schnell den Kopf, so sieht man dieses Zittern. Da, wenn die Bewegung in der Richtung der Augenaxe statt findet, das Bild des betreffenden Körpers immer auf derselben Stelle der Netzhaut verbleibt, so ist die Bewegung nur aus andern Umständen (z. B. aus der Aenderung der Lage des bewegten Körpers gegen andere außerhalb der Augenaxe gelegenen Gegenstände, aus der Aenderung seiner scheinbaren Größe u. s. w.) zu erkennen.

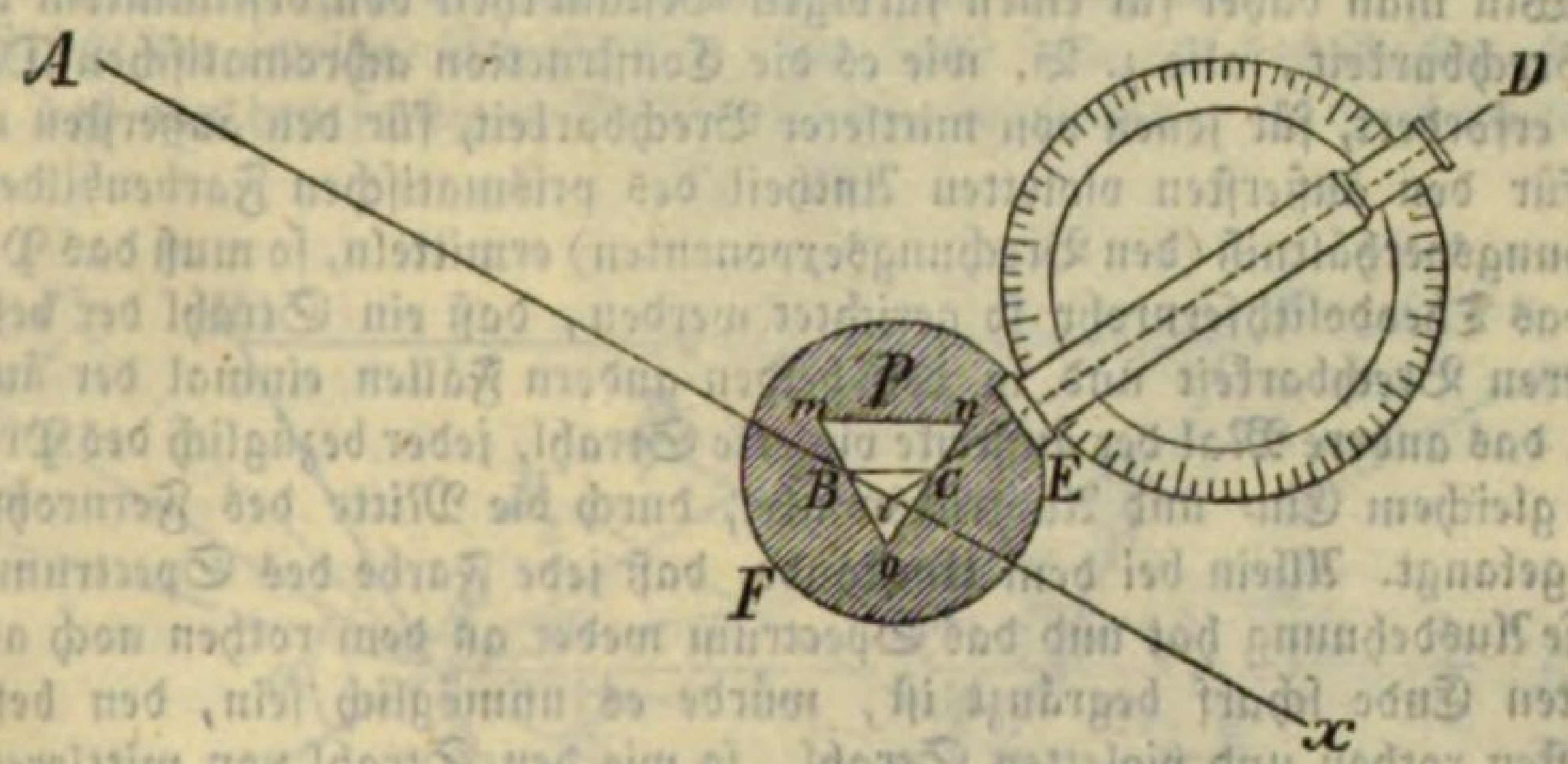
§. 140. Bestimmung der Brechungsverhältnisse (Brechungsexponenten) der Glasarten und anderer durchsichtiger Körper *). Wir wissen aus dem Vorhergehenden, daß die für die optischen Instrumente erforderlichen achromatischen Linsen gewöhnlich durch Vereinigung einer Sammellinse aus Crown- und einer Zerstreuungslinse aus Flintglas erhalten werden und daß der Zweck einer solchen Doppellinse desto vollkommener erreicht wird, je größer die Zerstreuungskraft des Flintglases im Verhältnisse zu jener des Crownglases ist und je weniger die Brechungskräfte beider Gläser in Bezug auf die mittleren Strahlen des Spectrums (§. 119) differiren (S. 678). Ferner wurde auf S. 679 dargethan, daß eine Crown-Flintglas-Linse achromatisch sei, wenn die Brennweiten der zwei in ihr vereinigten Linsen sich gerade wie die Zerstreuungskräfte der beiden Glasarten verhalten und daß für eine derlei Doppellinse von bestimmter Brennweite die Focaldistanz der Sammellinse gefunden werde, wenn man das Zerstreuungsverhältniß beider Glasarten von 1 abzieht und den Rest mit der gegebenen Brennweite der Doppellinse multiplicirt, die Brennweite der Zerstreuungslinse sich aber ergebe, indem man die so gefundene Focal-Distanz des Sammelglases durch das besagte Zerstreuungsverhältniß dividirt. Die Kenntniß des besagten Zerstreuungsverhältnisses setzt aber (wie der §. 119 zeigt, worin der Begriff dieses Verhältnisses gegeben ist) die Kenntniß der Brechungsexponenten für den äußersten violetten, für den äußersten rothen und für den mittleren Strahl des durch das betreffende Crown- und das betreffende Flintglas zerstreuten (in seine farbigen Bestandtheile aufgelösten) Lichtes voraus, und man muß daher zum Behuf der Berechnung und Construction einer achromatischen Doppellinse diese Brechungsexponenten zu bestimmen im Stande sein. Ferner kommt in allen Formeln für einfache Linsen, wie wir sie in den §§. 114 und 115 aufgestellt haben, der Brechungsexponent (n) der mittleren Strahlen vor; sein Werth muß bekannt sein, wenn aus diesen Formeln die für die Anwendung der Linsen wichtigen Punkte, als da sind: die Brennweite der Linse, die Entfernung des Bildes von der letzteren u. s. w. berechnet werden sollen. Wir wollen demnach nun lernen, wie der Brechungsexponent eines Strahles von mittlerem oder irgend einem anderen Grade der Brechbarkeit (also der verschieden brechbaren Bestandtheile eines in seine prismatischen Farben zerlegten Strahles) bestimmt wird, und unter den bisher bekannt gewordenen, zu diesem Ziele führenden Methoden, die der Wesenheit nach von F r a u n h o f e r herrührende und eine von P r e c h t l angegebene auswählen. Erstere, offenbar die vorzüglichste, gewährt eine hohe wissenschaft-

*) Die Rechtfertigung, warum erst jetzt von der Bestimmung des Brechungsverhältnisses und darauf folgend von der Bestimmung des Zerstreuungsverhältnisses gehandelt wird, enthält die Anmerkung *) auf S. 683.

liche Genauigkeit, letztere steht in dieser Beziehung zwar nach, gibt aber für die Zwecke der praktischen Optik hinreichend genaue Resultate, ohne ein kostspieliges Instrument und besondere theoretische Kenntnisse zu erfordern, wie sie jene Methode voraussetzt und den Praktikern nicht immer zur Disposition stehen.

Fraunhofers Methode. Man schleife aus dem Glase oder der andern festen, durchsichtigen Substanz, um deren Brechungsverhältniß (beim Uebergange des Lichtes aus Luft in diese Substanz) es sich handelt, ein kleines dreiseitiges Prisma mit möglichst ebenen Seitenflächen, leite durch eine verticale, sehr schmale, aber hohe Spalte **A** (Fig. 557) in einem geschlossenen Fensterladen (am besten mit Hilfe eines Heliostates) einen Lichtstrahl in ein

Fig. 557.



verdunkeltes Zimmer, fange denselben mit der einen Seitenfläche des besagten Prismas (**P**) und nachdem er darin (z. B. von **B** nach **C**) gebrochen worden und an der zweiten Seitenfläche (z. B. in der Richtung **CD**) wieder ausgetreten ist, mit einem Fernrohre **DE** auf. Zu dem Ende wird das Prisma in hinreichend großer Entfernung von der Spalte **A**, und mit der Kante **o** des brechenden Winkels **mon** dieser letzteren parallel (also vertical), auf einer in horizontaler Richtung drehbaren Scheibe **F** festgestellt, welche sich nahe an dem Objective des besagten Fernrohres befindet. Dieses muß um eine vertikale Axe drehbar und mit einem horizontalen eingetheilten Kreise versehen sein, damit die Größe einer vorgenommenen Drehung genau gemessen werden kann. Am besten eignet sich daher das Fernrohr eines Theodolithen (man sehe dessen Beschreibung auf S. 426). Gesetzt der Strahl **AB** werde im Prisma **P** nicht in seine farbigen, ungleich brechbaren Bestandtheile zerlegt, sondern trete bei **C** wieder als einzelner Strahl (**CD**) aus . . . (1) und man habe dem Prisma durch entsprechende Drehung der Scheibe **F** eine solche Stellung gegeben, daß die Winkel, unter welchen der Strahl in das Prisma ein- und aus demselben austritt, um dann durchs Fernrohr ins Auge zu gelangen (der Einfalls- und Austrittswinkel), einander gleich sind . . . (2); so ließe sich der Ablenkungs-(Deviations-)winkel $Cix = D$ des Strahles **AB**, d. i. der Winkel, um welchen dieser Strahl durch das Prisma von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt wird, bestimmen . . . (3) und dann, wenn noch der brechende Winkel $mon = \varphi$ des Prismas bekannt ist (und dieser kann leicht mittelst eines Goniometers [S. 618] gemessen werden),

der Brechungsexponent n mittelst der Formel $n = \frac{\sin.\left(\frac{D+\phi}{2}\right)}{\sin.\frac{\phi}{2}}$ . . . (I),

die gleich nachher abgeleitet werden wird, berechnen.

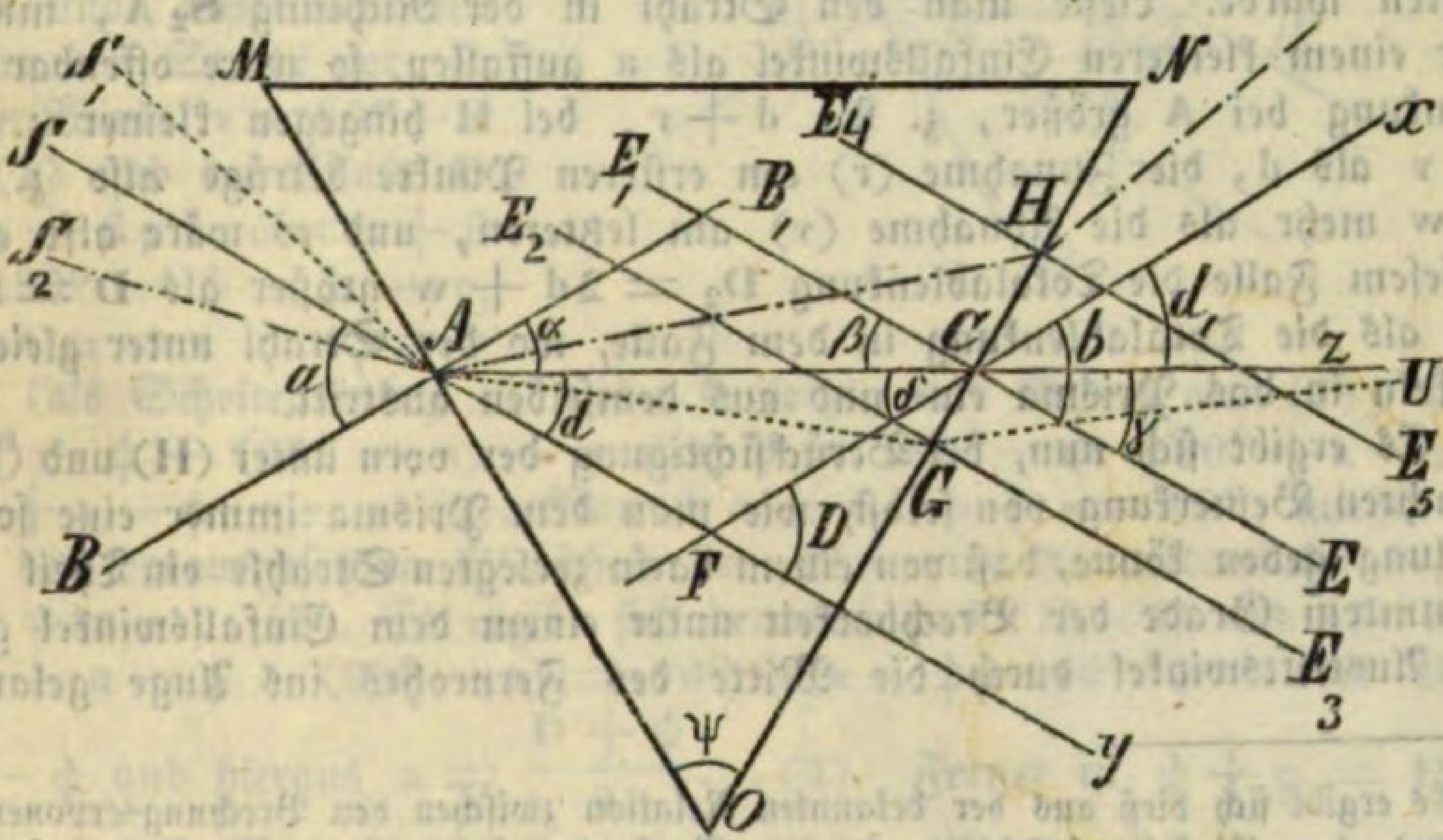
Was die unter (1) gemachte Voraussetzung anbelangt, so wissen wir, daß sie unstatthaft ist, indem jede Brechung von einer Farbenzerstreuung begleitet wird. Dem zu Folge tritt der bei B ins Prisma eintretende weiße Lichtstrahl bei C, in seine farbige Bestandtheile zerlegt, aus, es kann immer nur einer dieser verschieden brechbaren Bestandtheile durch die Mitte des Fernrohrs ins Auge gelangen und es gehört dann das auf oben angedeutetem Wege ermittelte Brechungsverhältniß offenbar gerade nur diesem Bestandtheil an. Will man daher für einen farbigen Bestandtheil von bestimmtem Grade der Brechbarkeit, also z. B. wie es die Construction achromatischen Doppellinsen erfordert, für jenen von mittlerer Brechbarkeit, für den äußersten rothen und für den äußersten violetten Antheil des prismatischen Farbenbildes das Brechungsverhältniß (den Brechungsexponenten) ermitteln, so muß das Prisma und das Theodolithfernrohr so gerichtet werden, daß ein Strahl der besagten mittleren Brechbarkeit und in den beiden andern Fällen einmal der äußerste rothe, das andere Mal der äußerste violette Strahl, jeder bezüglich des Prismas unter gleichem Ein- und Austrittswinkel, durch die Mitte des Fernrohrs ins Auge gelangt. Allein bei dem Umstande, daß jede Farbe des Spectrums eine gewisse Ausdehnung hat und das Spectrum weder an dem rothen noch an dem violetten Ende scharf begränzt ist, würde es unmöglich sein, den besagten äußersten rothen und violetten Strahl, so wie den Strahl von mittlerer oder überhaupt von irgend einem bestimmten Grad der Brechbarkeit genau herauszufinden, wenn nicht die von Fraunhofer entdeckten dunklen Linien (S. 656) im Spectrum existirten. Da das Farbenbild aber fast in allen seinen Theilen solche Linien enthält und diese darin für eine und dieselbe Beschaffenheit des (weißen, dem Prisma zugeleiteten) Lichtes immer ihre bestimmte Stelle beibehalten (S. 656); da es ferner Behufs Bestimmung und Vergleichung der Brechungs- und Zerstreuungsverhältnisse verschiedener Glassorten oder anderer durchsichtiger fester Körper immer nur darauf ankommt, daß dies bei allen diesen Stoffen stets für den nämlichen der mittleren Strahlen des Spectrums und für den nämlichen der äußersten rothen und violetten Strahlen geschehe; so darf man das Prisma und das Theodolithfernrohr nur so richten, daß in der Mitte des letzteren (natürlich unter Erfüllung der oben sub (2) angegebenen Bedingung) immer eine und dieselbe dunkle Linie erscheint und zwar, jenachdem es sich um die Brechungsverhältnisse der besagten mittleren oder der äußersten rothen oder violetten Strahlen handelt, eine bestimmte dunkle Linie, die gegen die Mitte oder die gegen das rothe oder violette Ende des Farbenbildes hin gelegen ist. Man hat dann an den diesen Linien zunächst eintreffenden Strahlen solche, die bestimmte Grade der Brechbarkeit besitzen und die man bei jeder andern Glassorte oder bei jedem andern bezüglich seines Brechungs- und Zerstreuungsverhältnisses zu untersuchenden Körper immer genau wieder auffinden kann.

Kehren wir nun zu der oben aufgestellten Formel (I) und früher noch zu den ihr unter (2) und (3) vorausgeschickten Sätzen zurück. Wir ersehen aus dem dort und dem darauffolgend Gesagten, daß man, um nach dieser

Formel für einen Strahl bestimmter Brechbarkeit den Brechungsexponenten zu erhalten, den Ablenkungswinkel dieses Strahles zu bestimmen und zu diesem Behufe das Prisma und Fernrohr so anzuordnen habe, daß dieser Strahl durch die Mitte des letzteren ins Auge kommt, nachdem er ersteres unter gleichem Einfalls- und Austrittswinkel passirt hat. Dies wird aber immer erzielt, wenn man das Prisma in horizontaler Richtung so lange nach einer oder der andern Seite dreht, bis die durch dasselbe bewirkte Ablenkung des das Fernrohr passirenden Strahles von seiner ursprünglichen Richtung die geringste (ein Minimum) ist . . . (II). Es ist dies zugleich die einzige Stellung des Prismas, bei welcher es gestattet ist, dasselbe etwas vor oder zurück zu drehen, ohne daß die besagte Ablenkung (die Richtung, in der man die betreffende dunkle Linie sieht) sich merklich ändert . . . (III). Die Richtigkeit des Satzes II ergibt sich aber aus Folgendem.

Gesetzt der (weiße) Strahl **SA** (Fig. 558) falle auf das Prisma **MON** so auf, daß von den farbigen Bestandtheilen, in welche er im Prisma zerlegt

Fig. 558.



wird, einer (**A C**) von bestimmtem Grade der Brechbarkeit unter einem dem Einfallswinkel **SAB** oder a gleichem Winkel **ECx** oder b austritt, also a = b ist . . . (1); so sind auch die Winkel α und β gleich, und es ist ferner $\angle d = \angle d_1$, d. h. die Ablenkungen, die der Strahl bei **A** und **C** von den Einfallsrichtungen **Sy** und **Az** erleidet, betragen gleichviel. Denn, den Brechungsgesetzen (S. 635) gemäß, ist $\frac{\sin. a}{\sin. \alpha} = n$ und $\frac{\sin. \beta}{\sin. b} = \frac{1}{n}$, also $\frac{\sin. a}{\sin. \alpha} = \frac{\sin. b}{\sin. \beta}$ . . . (†), mithin, da nach 1) a = b ist, auch $\sin. \alpha = \sin. \beta$ und $\alpha = \beta$ . . . 2). Ferner hat man wegen $a = b = d_1 + \gamma$ und $a = \alpha + d$ (weil **SAB** und B_1Ay Scheitelwinkel sind) auch $\alpha + d = d_1 + \gamma$ und, da $\alpha = \beta = \gamma$ (als Scheitelwinkel) ist, so folgt $d = d_1$ . . . 3). Wird der Winkel **xFy**, d. i. die durch die zweifache Brechung bei **A** und **C** bewirkte Totalablenkung des Strahles von seiner ursprünglichen Richtung **Sy** mit **D** bezeichnet; so hat man $D = d + \delta$ . . . (4) (ein äußerer Winkel gleich der Summe der inneren

entgegengesetzten), daher wegen $\delta = d_1$ (als Scheitelwinkel) und $d_1 = d$ nach 3), auch $D = 2d \ldots 5)$. Würde nun der Strahl im Punkte A unter einem von a verschiedenen Winkel einfallen gemacht, z. B. in der (punktirten) Richtung $S_1 A$, also unter dem größeren Winkel $S_1 A B$, so würde [gemäß (†) S. 636] auch der zugehörige Brechungswinkel größer werden, mithin die Brechung etwa nach der Richtung A G erfolgen; es fiele dann der Strahl auf der Prismafläche N O unter einem kleineren Winkel ($A G E_2$) ein, müßte demnach auch unter einem kleineren Brechungswinkel ($U G E_3$) als vorher aus dem Prisma austreten, und es würde seine Ablenkung bei A abnehmen, bei G hingegen wachsen. Bezeichnet m die Größe dieser Abnahme, so wäre d — m die Ablenkung bei A. Die Zunahme bei G würde aber mehr betragen als m *), so daß die Ablenkung daselbst durch $d + m + n$ ausgedrückt werden könnte, und dann für die Totalablenkung, welche wir mit D_1 bezeichnen wollen und welche nach 4) der Summe der an beiden Prismaflächen stattfindenden Ablenkungen gleich ist, die Gleichung $D_1 = d - m + d + m + n$ oder $D_1 = 2d + n \ldots 6)$ erhalten würde. Ließe man den Strahl in der Richtung $S_2 A$, mithin unter einem kleineren Einfallswinkel als a auffallen, so wäre offenbar die Ablenkung bei A größer, z. B. $d + r$, bei H hingegen kleiner z. B. $d - v$ als d, die Zunahme (r) am ersteren Punkte betrüge also z. B. um w mehr als die Abnahme (v) am letzteren, und es wäre also auch in diesem Falle die Totalablenkung $D_2 = 2d + w$ größer als $D = 2d$, d. i. als die Totalablenkung in dem Falle, wo der Strahl unter gleichen Winkeln in das Prisma ein- und aus demselben austritt.

Es ergibt sich nun, bei Berücksichtigung der vorn unter (II) und (III) gemachten Bemerkung von selbst, wie man dem Prisma immer eine solche Stellung geben könne, daß von einem darin zerlegten Strahle ein Theil von bestimmtem Grade der Brechbarkeit unter einem dem Einfallswinkel gleichen Austrittswinkel durch die Mitte des Fernrohrs ins Auge gelangt.

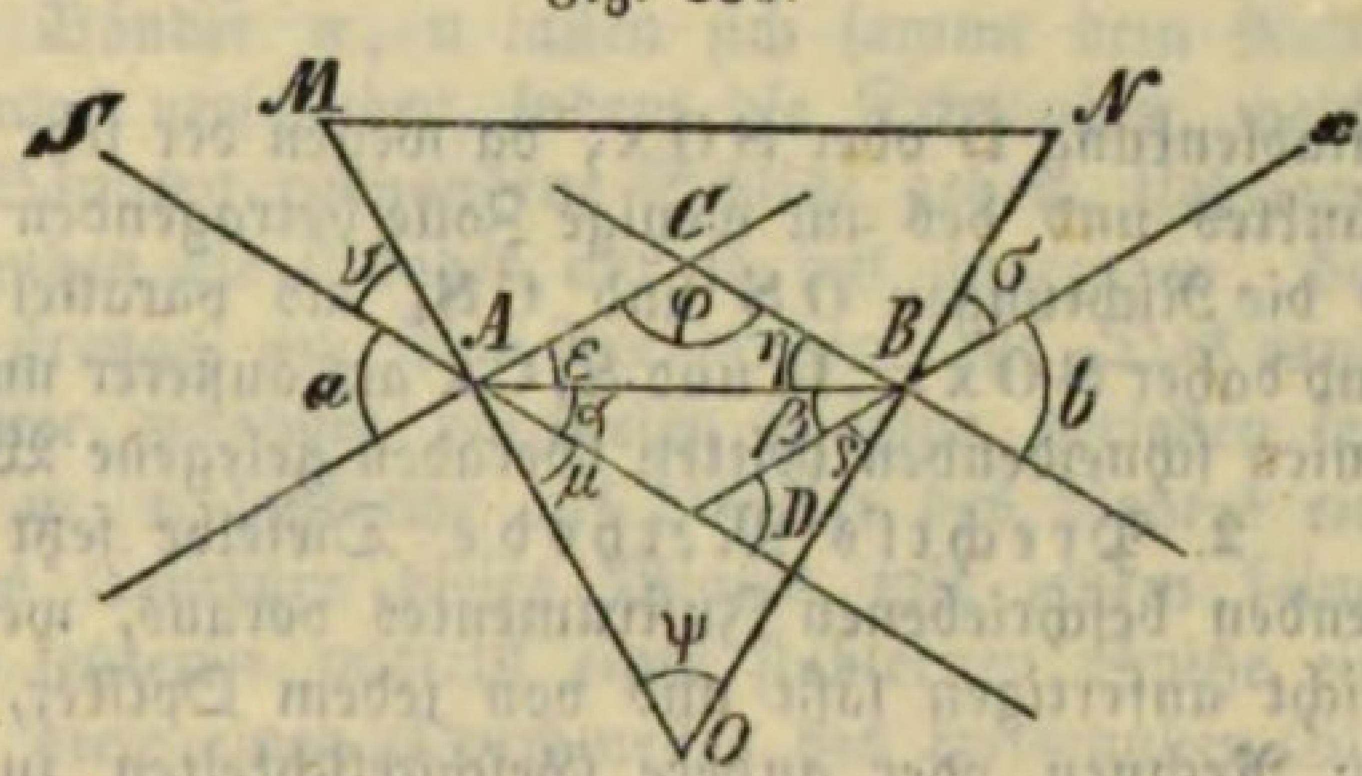
---

*) Es ergibt sich dieß aus der bekannten Relation zwischen den Brechungsexponenten (n), dem Einfallswinkel (a) und dem Brechungswinkel (α), welche Relation durch die Gleichung $n = \frac{\sin. a}{\sin. \alpha}$ oder $\sin. a = n \sin. \alpha$ dargestellt wird. Denn berechnet man nach dieser Formel bei einem bestimmten Werthe von n (z. B. bei dem Werthe 1·5, welcher beim Uebergang des Lichtes aus Luft in Glas stattfindet) für verschiedene Brechungswinkel die zugehörigen Einfallswinkel und Ablenkungen, so zeigt sich, daß die letzteren in weit größerem Verhältnisse zunehmen, als die Brechungswinkel, und daß bei Vergrößerung des Brechungswinkels um eine gewisse Anzahl Grade die Ablenkung immer um mehr wächst, als sie, wenn der Brechungswinkel um eine gleiche Anzahl Grade vermindert wird, abnimmt. Man sieht dies deutlich aus nachstehender, Pouillet-Müllers Physik entnommenen Tabelle, welche für immer um 10 Grade größere Brechungswinkel (α) die zugehörigen Einfallswinkel (a) und Ablenkungen enthält. Nach ihr ist z. B. bei einem Brechungswinkel von 30° die Ablenkung 18° 40′; bei dem um 10° größeren Brechungswinkel 40° beträgt die Ablenkung um 15° 54′ mehr, bei dem um 10° kleineren Brechungswinkel 20° hingegen nur um 7° 45′ weniger.

α	a	Ablenkung
10	15° 5′	5° 5′
20	30 55	10 55
30	48 40	18 40
40	74 34	34 34.

Man hat nämlich Prisma und Fernrohr so zu drehen, daß die Totalablenkung des besagten Theils des Strahles, während derselbe durch die Mitte des Fernrohrs geht, d. i. während jene dunkle Fraunhofer'sche Linie, welche im Spectrum dem Brechbarkeitsgrade dieses Theiles entspricht (als entsprechend angenommen werden kann) vom verticalen Faden des Fadenkreuzes im Theodolith Fernrohr gedeckt erscheint, ein Minimum wird, man also das Prisma nach einer oder der andern Seite hin etwas aus seiner Stellung herausdrehen kann, ohne daß das Bild der betreffenden Fraunhofer'schen Linie seine Lage merklich ändert. Es erübrigt dann nur noch die Bestimmung der Größe dieses Minimums der Totalablenkung, um aus ihr und dem bekannten brechenden Winkel ψ des Prismas den Brechungsexponenten folgendermaßen berechnen zu können. Stellt **S A B x** (Fig. 559) den das Prisma unter gleichen Ein- und Austrittwinkeln passirenden Strahl vor, so ist der Winkel $\nu = 90^0 - a \dots (1)$ und der Winkel $D = \alpha + \beta$; da aber $\alpha + \beta = 180^0 - \psi - \mu - \rho$, ferner $\mu = \nu$ und $\rho = \sigma$ sind (als Scheitelwinkel) . . . (†); so folgt, mit Bezug auf (1), $D = 180^0 - \psi - (90^0 - a) - \sigma$ oder $D = 180^0 - \psi - 90^0 + a - \sigma = 90^0 + a - \psi - \sigma \dots (2)$. Nun ist $a + \nu = b + \sigma = 90^0$; mithin wegen der vorausgesetzten Gleichheit der Ein- und Austrittswinkel (a, b) auch $\nu = \sigma \dots (3)$. Es ergibt sich demnach aus (1), (2) und (3) $D = 90^0 + a - \psi - (90^0 - a) = 90^0 + a - \psi - 90^0 + a$ oder $D = 2a - \psi$ und hieraus $a = \frac{D + \psi}{2} \dots (4)$. Ferner ist $\psi + \varphi = 180^0$, (denn in dem Vierecke **ACBO** sind alle vier Winkel zusammen $= 360^0$ und jeder der 2 Winkel **CAO** und **CBO** beträgt für sich 90^0), dann $\varphi + \varepsilon + \eta = 180$, also $\psi + \varphi = \varphi + \varepsilon + \eta$ und $\psi = \varepsilon + \eta \dots (5)$.

Fig. 559.



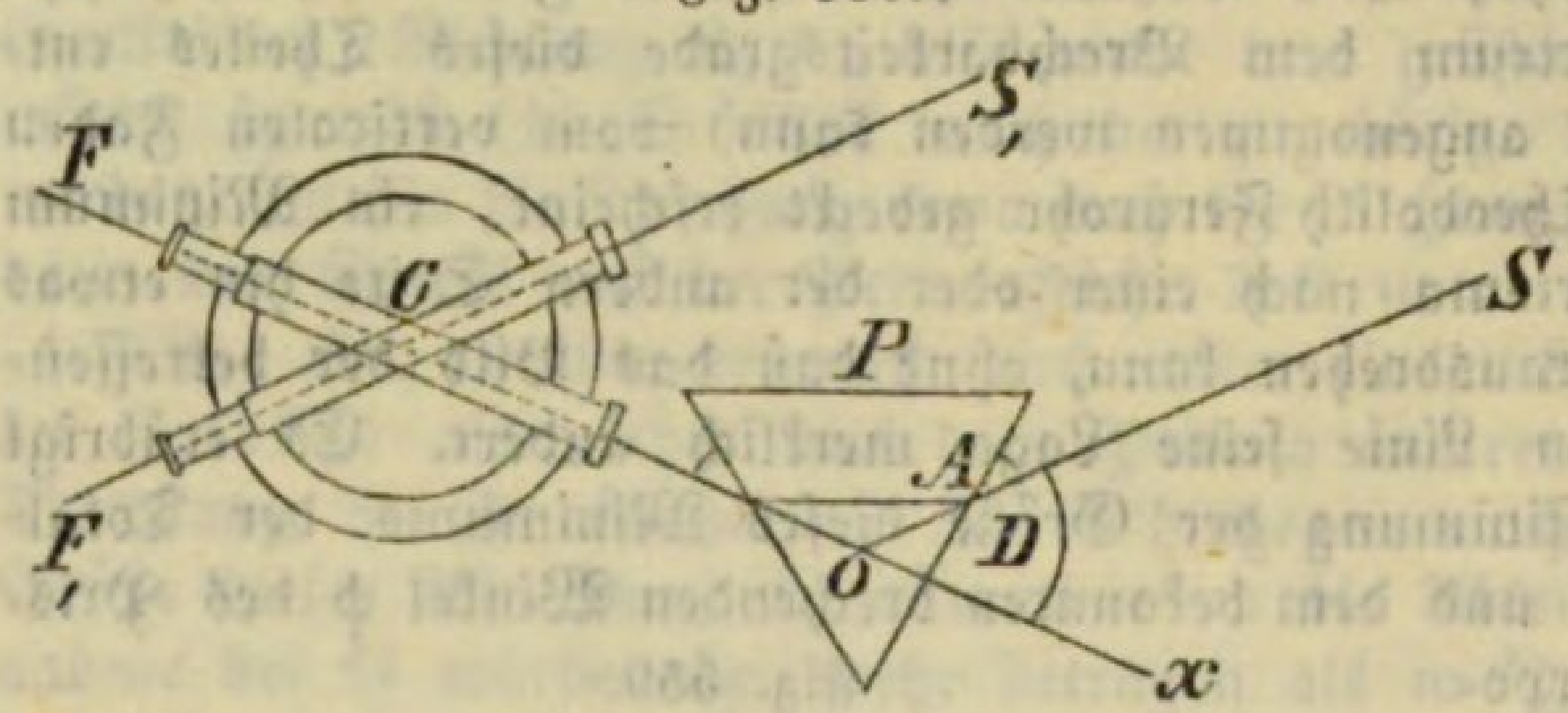
Nun folgt aus $\frac{\sin. a}{\sin. \varepsilon} = \frac{\sin. b}{\sin. \eta} = n$, [siehe (†) S. 636], wenn n den Brechungsexponenten bedeutet, und aus der Voraussetzung $a = b$ die Gleichung $\varepsilon = \eta$; man hat also $\psi = 2\varepsilon$ und $\varepsilon = \frac{\psi}{2} \dots (6)$. Aus (4) und (6) endlich folgt $\frac{\sin. a}{\sin. \varepsilon}$, d. i. der Brechungsexponent

$$n = \frac{\sin. \frac{D + \psi}{2}}{\sin. \frac{\psi}{2}} \dots (7).$$

Der Werth der Totalablenkung **D** endlich wird am leichtesten gefunden, wenn man anstatt durch die oben (S. 725) erwähnte Spalte im Fensterladen, die nie weit vom Fernrohr entfernt sein kann, von einem in sehr großer Entfernung gelegenen Punkte Licht auf das Prisma z. B. in der Richtung **SA** (Fig. 560) gelangen läßt. Ordnet man nämlich das Fernrohr **F** und Prisma **P** zuerst

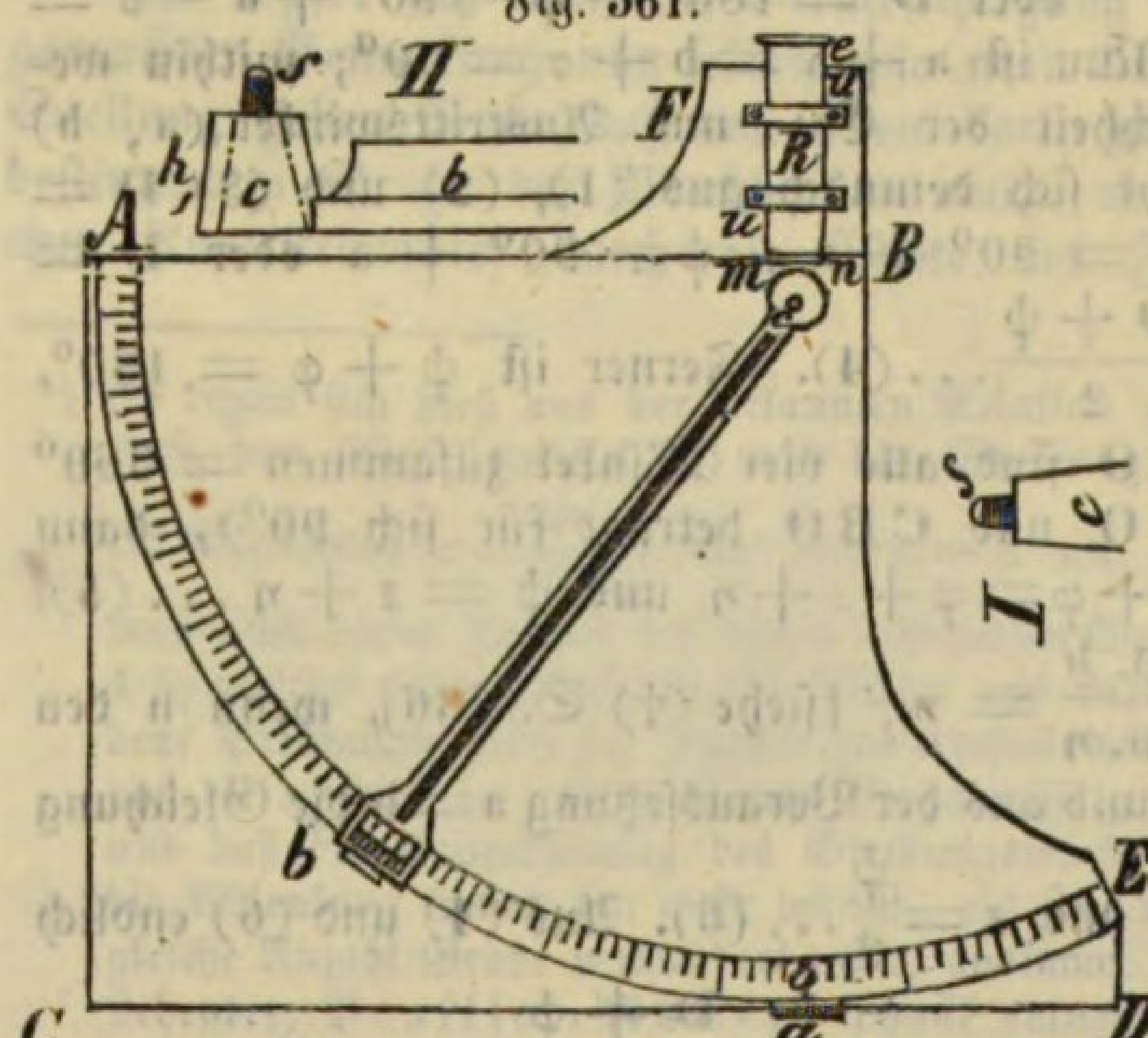
der Art an, daß man in letzterem das Bild des besagten Visirpunktes unter dem Minimum der Ablenkung, z. B. in der Richtung C x sieht, nimmt hierauf das Prisma vor dem Fernrohr weg, richtet dieses direct auf den Visirpunkt hin und lies't dann auf dem getheilten Kreise den Winkel $S_1 C x$ ab, welchen die jetzige Richtung $F_1 S_1$ des Fernrohrs mit der vorigen F x macht; so ist dieser offenbar gleich der Totalablenkung D oder S O x, da wegen der sehr großen Entfernung des Visirpunktes und des nur wenige Zolle betragenden Abstandes der Punkte C und O die Richtungen O S und $C S_1$ als parallel angenommen werden können, und daher $S O x = D$ und $S_1 C x$ als äußerer und innerer an einer, 2 Parallellinien schneidenden dritten Geraden gelegene Winkel einander gleich sind.

Fig. 560.



2. Prechtl's Methode. Dieselbe setzt nur den Besitz des im Folgenden beschriebenen Instrumentes voraus, welches wenig kostspielig ist, sich leicht anfertigen läßt und von jedem Optiker, ohne besondere Gewandtheit im Rechnen oder andere Geschicklichkeiten zu besitzen, als ihm schon an und für sich eigen sein müssen, gehandhabt werden kann. Wir entnehmen die Beschreibung im Wesentlichen aus Prechtl's praktischer Dioptrik. Die Fig. 561 stellt das Instrument in seiner horizontalen Lage dar, in welcher es zum Gebrauche dient. A B C D ist ein völlig ebenes Bret aus vollkommen trockenem Lindenholz, damit kein Werfen Statt finde. Auf dieses Bret ist der etwa $^1/_{10}$ Zoll dicke und 1 Zoll breite messingene Bogen A E aufgeschraubt, welcher von o angefangen bis A hin in 90° getheilt ist. Im Mittelpunkte c dieses Bogens befindet sich ein stählerner, etwas konischer, genau runder Zapfen, welcher oben mit einer Schraube s versehen ist. (Bei I sieht man denselben für sich abgebildet.) Er paßt genau in das Centralloch des Lineals b c, welches aus zwei Streifen starken Messingblechs besteht, wovon der eine in senkrechter Lage mit der Längenkante auf der Fläche des andern festgelöthet ist, um das Biegen zu verhüten. Das Ende b dieses Lineals hat in einem Ausschnitte einen Nonius und an der Kante b ist senkrecht ein etwa 2 Zoll hoher Messingstreifen befestigt, auf welchem eine Linie eingerissen ist, die senkrecht auf der Fläche des Bretes und genau über dem Nullpunkte des Nonius steht.

Fig. 561.

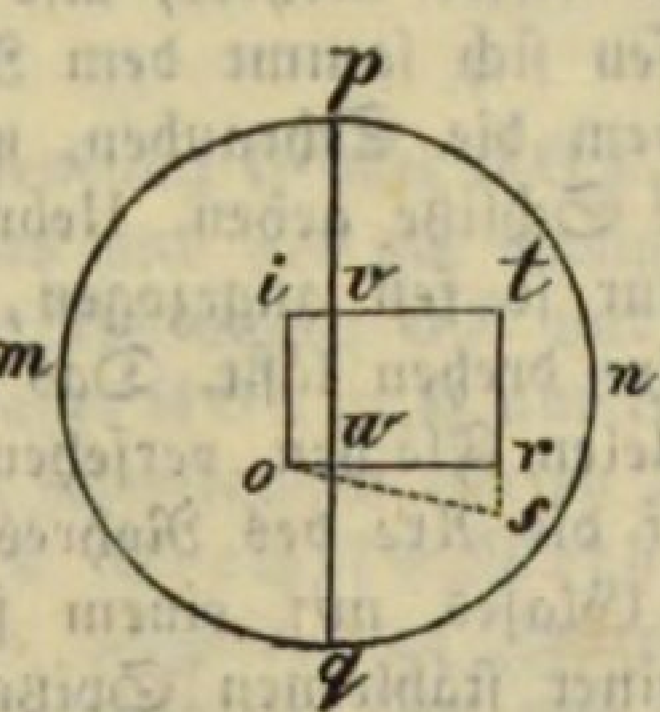


An der Stelle a des Brettes ist ein ähnlicher, gleichhoher Messingstreifen angeschraubt, auf welchem sich gleichfalls eine senkrechte, genau über dem Nullpunkte der Theilung des Bogens AE stehende Linie eingerissen befindet, und in welchem in der nachher anzugebenden Höhe eine Diopteröffnung eingebohrt ist, so daß diese durch die gezogene Linie halbirt wird. An eben dieses Bret ist das Holzstück F angesetzt, welches dicker ist, und dessen obere, der Fläche des Bretes parallele Fläche mit dem Ende s der Schraube bei l gleich hoch oder etwas höher liegt. Auf diesem Holzstücke ist durch die zwei Bänder u, u ein 5—6 Zoll langes, messingenes Rohr R befestigt, woran das eine Ende e einen Deckel, in dessen Mitte sich ein kleines Loch befindet, und das andere Ende m, n einen Absatz hat, damit ein ebenes, kreisrundes Glas eingesetzt werden kann. Der Durchmesser dieses Rohres, also auch des Glases ist 1 Zoll. Die Bänder u, u lassen sich sammt dem Rohre nach links und rechts hin etwas verschieben, indem die Schrauben, welche sie festhalten, durch in den Bändern vorhandene Schlitze gehen. Uebrigens sind vermittelst dieser Schrauben die Bänder nur so fest angezogen, daß das Rohr sich, jedoch etwas strenge, um seine Axe drehen läßt. Das runde Glas muß mit ebenen, unter einander parallelen Flächen versehen sein und sich in dem Absatze bei m, n senkrecht auf die Axe des Rohres einsetzen lassen. Ferner ist das Centrum dieses Glases mit einem feinen Punkte bezeichnet und durch letzteren mittelst einer stählernen Spitze eine gerade Linie so gezogen, daß diese einen Durchmesser des kreisrunden Glases bildet. An dem schon oben erwähnten, am Ende b des Lineals bc senkrecht befestigten, etwa 2 Zoll hohen Messingstreifen (von welchem wir auch bereits wissen, daß er eine senkrecht auf die Ebene des Bretes ABCD eingerissene und genau über dem Nullpunkte des Nonius stehende gerade Linie enthält), ist die eine senkrechte Hälfte mit einem weißen Papierstreifen bedeckt, so daß die eine gerade Kante desselben genau auf die eben besagte eingerissene Linie fällt, und die andere Hälfte des Streifens, (den wir Kürze halber das Diopter b heißen wollen) ist bis an diese Linie mit schwarzer Farbe überzogen. Das ebenfalls schon früher besprochene, aus einem ähnlichen Messingstreifen bestehende, aber fixe Diopter a ist an der dem Rohre R zugewendeten Seite mit feinem weißen Papier überzogen und darauf eine schwarze, scharf begränzte Linie gezogen, die genau über die auf dem Messingstreifen von a eingerissene senkrechte Linie fällt. In diesem Papiere ist auch die im Diopter (a) eingebohrte Visiröffnung durchgestochen, und es muß diese Oeffnung genau eben so weit, wie der Mittelpunkt des Planglases im Rohre R von der Fläche des Bretes ABCD entfernt sein, so daß die durch das Centralloch im Rohrdeckel e, durch den Mittelpunkt des Glases und endlich durch die Visiröffnung in a gezogene gerade Linie ea der Bretfläche parallel ist. Ferner ist auf dem weißen Papiere durch die Visiröffnung und senkrecht auf die vorbesagte, schwarze, scharf begränzte Linie eine zweite solche (also horizontale, schwarze) Linie gezogen. Bei dem Instrumente, dessen sich Prechtl bediente, betrug die Länge des Lineals (der Regel) cb oder der Halbmesser des Kreisbogens AE 18 Zoll (15 Zoll würden ebenfalls hinreichend sein); jeder Grad am Kreisbogen war in Sechstel, also von 10 zu 10 Minuten getheilt und 29 dieser Theile machten 30 Theile des Nonius aus; es ging also die Ablesung auf 20 Secunden, was für den Zweck des Instrumentes mehr als hinreichend genau ist.

Gebrauch des Instrumentes zur Bestimmung des Brechungsverhältnisses einer Glassorte. Zu diesem Behufe muß vor allem aus der betreffenden Glassorte ein dreiseitiges Prisma geschliffen worden sein, dessen brechender Winkel beiläufig 30 Grade beträgt. Die passendste Größe hat es, wenn es 0·3 Zoll breit und 0·4 — 0·6 Zoll lang ist; man braucht also dazu nur ein kleines Stück Glas. Nun wird in folgender Weise verfahren:

1) Man befestigt das Prisma auf dem runden Planglase. Zu dem Ende nimmt man dieses Glas aus dem Rohre R heraus, legt es auf das ebene Bret und dann darauf das Prisma, so daß, (wie die Figur 562 zeigt, welche

Fig. 562.



das Planglas und das darauf gelegte Prisma in größerem Maßstab darstellt), die früher besagte auf dem Planglase eingerissene Linie p q zwischen die Kante io des brechenden Winkels und die der Kante gegenüberliegende Fläche r s t (die Grundfläche) des Prismas, aber nahe an diese Kante fällt, und derselben möglichst parallel ist. In dieser Stellung wird das Prisma hernach dadurch befestigt, daß man an jeder Seite desselben etwas Wachs anlegt, und dieses mittelst des Daumens, zugleich aber auch das Prisma mittelst des Zeigefingers auf das Glas niederdrückt. So wird das Prisma nicht aus seiner Stellung gebracht und liegt nachher mit der ganzen untern Seite überall an der Fläche des Glases an. 2) Man setzt nun das Glas mit dem Prisma bei m n in das Rohr R ein, so daß das Prisma sich außer dem Rohre befindet und die Linie p q eine senkrechte Richtung hat. Hernach schiebt man das Rohr so weit gegen den Zapfen c vorwärts, bis der Theil der vorderen Fläche des Prismas, der gerade über der Linie p q des Glases liegt, über dem Mittelpunkt des Zapfens c steht. Man visirt hierauf durch das Loch e und richtet das Rohr R durch Drehen um seine Axe oder durch eine geringe Bewegung nach der Seite hin so lange, bis die auf dem Glase eingerissene Linie p q die senkrechte, schwarze Linie des Diopters a sowohl am untern als oberen Theil genau deckt und die horizontale schwarze Linie dieses Diopters (siehe oben) durch den Mittelpunkt des Glases läuft. Nun versichert man sich, daß die Linie v w, in welcher eine auf dem Planglase senkrechte und nach p q durch das Prisma geführte Ebene die vordere Fläche des letzteren durchschneidet, genau über dem Mittelpunkte des Zapfens c liegt, indem man die scharfe Kante eines messingenen Lineals an die besagte Durchschnittslinie v w anlegt, wo dann der Endpunkt dieser Kante genau auf den Mittelpunkt des Zapfens treffen muß. Ist dies nicht der Fall, so wird durch geringes Vorwärtsschieben des Rohres R nachgeholfen. Hierauf visirt man neuerdings durch e, um sich zu überzeugen, daß die senkrechte schwarze Linie auf dem Diopter a noch durch den Strich auf dem Glase gedeckt wird. 3) Man visirt nachher durch das Diopter a nach dem Strich (p q) auf dem Glase hin: fällt dieser mit dem senkrechten Striche dieses Diopters, dessen Bild in dem Glase wie in einem Spiegel erscheint, zusammen; so steht die Glasfläche senkrecht auf der Linie e a, wie es sein soll. Ist dies aber nicht der Fall, sondern der Strich auf dem Glase und das Bild des

Diopterstriches stehen parallel neben einander; so wird das Glas durch einen entsprechenden Druck auf die rechte oder linke Seite so weit nach der einen oder andern Richtung um die Linie pq als um eine Axe gedreht, bis die beiden Striche einander genau decken. 4) Jetzt hat man sich zu versichern, ob die Prismakante io (Fig. 562) der senkrechten Linie pq vollkommen parallel ist, weil eine Unrichtigkeit in dieser Stellung einen Fehler in der Bestimmung des brechenden Winkels (ros) hervorbringen würde. Zum Behufe dieser Versicherung wird die Regel bc mit dem Diopter b über a hinaus bis nach E geführt, während man durch die Oeffnung e visirt. Es erscheint dann vermöge der Brechung durch das Prisma das Bild des Diopters b neben dem Diopter a, welches man zugleich durch das Planglas sieht. Liegt dieses Bild in gleicher Höhe mit dem Diopter a, so daß die obere Kante des letzteren mit jener (der oberen Kante) des besagten Bildes in eine und dieselbe gerade Linie fällt; so ist die Stellung des Prismas auf dem Glase richtig. Im entgegengesetzten Falle muß das Prisma auf dem Glase ein wenig nach der einen oder andern Seite verschoben werden, bis die Höhe der beiden Diopter gleich ist. Wenn es nöthig war diese Correction vorzunehmen, so muß dann die vorhergehende wegen der richtigen Stellung des Glases wiederholt werden.

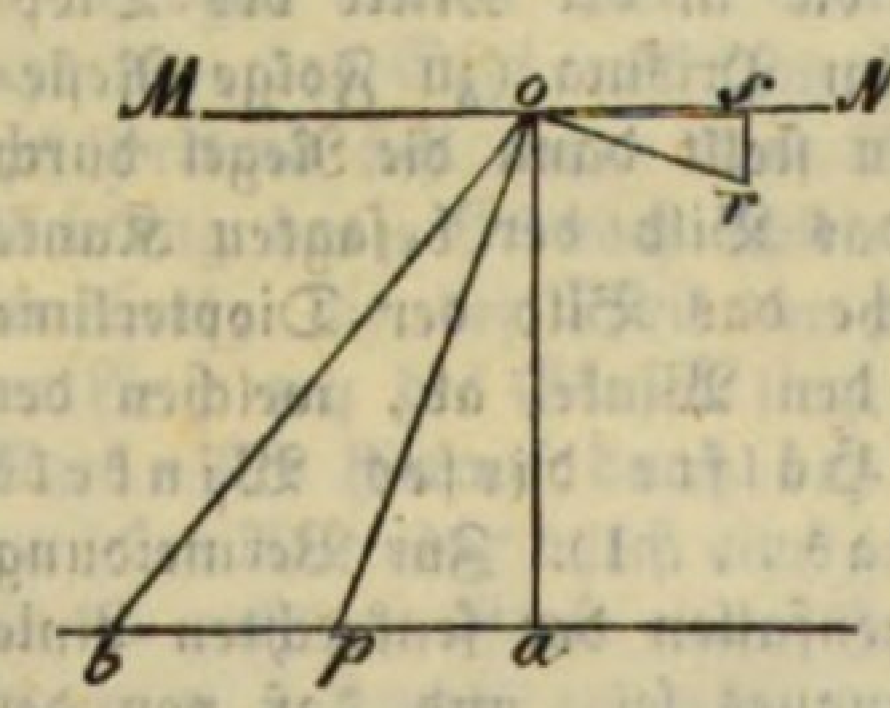
5) Das Instrument ist nun hergerichtet, um den brechenden Winkel des auf dem Planglase befestigten Prismas zu messen. Letzteres muß zu diesem Ende die in der Figur 562 dargestellte Lage haben, so daß die Kante des besagten Winkels nach A (Fig. 561) hin gerichtet ist. Man visirt nämlich durch die Oeffnung des Diopters a, während man die Regel bc so lange gegen b bewegt, bis man die in der Mitte des Diopters b befindliche Kante des Papierstreifens im Prisma (zu Folge Reflexion von dessen vorderer Fläche) erblickt. Man stellt dann die Regel durch geringes Vor- und Zurückschieben so, daß das Bild der besagten Kante des Papierstreifens mit der Linie pq, welche das Bild der Diopterlinie a deckt, zusammenfällt, und lies't hierauf den Winkel ab, welchen der Nullpunkt des Nonius b abschneidet. Die Hälfte dieses Winkels ist der brechende Winkel des Prismas ... 1). Zur Vermeidung von Fehlern ist wesentlich, daß das Zusammenfallen der senkrechten Linie pq mit der senkrechten Diopterlinie a ein genaues sei, und daß von der Visiröffnung a aus die Linie pq von der reflectirten Diopterlinie immer genau gedeckt erscheine; ferner hat man die Beobachtungen mehrmals zu wiederholen und aus denselben das arithmetische Mittel zu nehmen. Damit die reflectirten Bilder möglichst deutlich werden, müssen die beiden Diopter dem Lichte ausgesetzt, das Rohr R in den Schatten gestellt werden. 6) Jetzt mißt man den Ablenkungswinkel. — So heißt bekanntlich überhaupt der Winkel, um welchen ein Lichtstrahl durch die Brechung von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt wird. In dem Falle, wo wie hier, beim Uebergange nämlich aus Luft in Glas, eine Brechung zum Einfallslothe statt findet, stellt xAy der früheren Figur 480 den Ablenkungswinkel vor. Um nun diesen Winkel mittelst des Instrumentes für die Brechung in dem auf dem Glase befestigten Prisma zu erhalten, dreht man das Rohr R um seine Axe, bis dieses Prisma in die gegen jene unter 5) bezeichnete Lage umgekehrte Stellung gebracht worden, nämlich dessen Kante io nach B (Fig. 561) hin gerichtet ist. Man muß sich dann wieder versichern,

daß der Strich (pq) auf dem Glase mit der Linie auf dem Diopter a zusammenfällt; ferner, daß die Linie vw (Fig. 652), in welcher der Strich pq die vordere Fläche des Prismas durchschneidet, genau über dem Mittelpunkte des Zapfens c stehe und endlich, daß, von a aus visirt, der Strich auf dem Glase und das durch Reflexion entstehende Bild der Linie auf dem Diopter a einander genau decken. Ist dies Alles geschehen, so visirt man durch die Oeffnung e des Rohres, während die Regel bc so lange gegen a bewegt wird, bis man das Diopter b zu Folge Brechung durch das Prisma erblickt. Man stellt nun die Regel vermittelst kleiner Bewegungen derselben so, daß die Kante des weißen Papiers, welche auf dem Diopter b die senkrechte Mittellinie bildet, genau auf die Linie pq des Planglases fällt, lies't dann den Winkel ab, welchen der Nullpunkt des Nonius b abschneidet, und hat so den Ablenkungswinkel. Auch diese Beobachtungen hat man mehrmals zu wiederholen und aus denselben das arithmetische Mittel zu nehmen.

7) Da nunmehr der brechende Winkel des Prismas und der Ablenkungswinkel gefunden sind, so hat man auch den Brechungsinder $n = \frac{\sin.(\phi + D)}{\sin.\phi}$, wenn ϕ den besagten brechenden und D den Ablenkungswinkel bezeichnet.

Die theoretischen Gründe, auf welchen das beschriebene Verfahren mit diesem Instrumente beruhen, sind folgende. Es sei MN (Fig. 563) die Fläche des Planglases, auf welchem das Prisma so befestigt ist, daß seine Kante o in der Ebene liegt, welche durch die auf dem Planglase senkrechte Linie oa gelegt werden kann und das Prisma übrigens die vorn unter 5) vorausgesetzte Lage hat. op sei eine auf der Prismafläche or senkrechte Linie und in o liege die Durchschnittslinie der Kante des Prismas mit der Fläche des Planglases; so ist der Winkel aop, welcher von den zwei Perpendikeln po und ao eingeschlossen wird, dem brechenden Winkel sor = ϕ des Prismas gleich ... I): denn aus sor + roa = roa + aop = 90°, folgt sor = aop. Visirt man nun aus dem Punkte a auf die äußerste Kante o des Prismas, bis die Mitte eines in b befindlichen Gegenstandes [die Linie auf dem Diopter b nach der Voraussetzung unter 5)] an dieser Kante sichtbar wird, so ist der Winkel boa = 2sor = 2ϕ. Denn da po das Perpendikel auf die Prismafläche ro, und bei der Reflexion (hier von der spiegelnden Fläche MN) der Einfallswinkel immer dem Reflexionswinkel gleich ist: so folgt bop = poa, mithin poa = ½ boa.

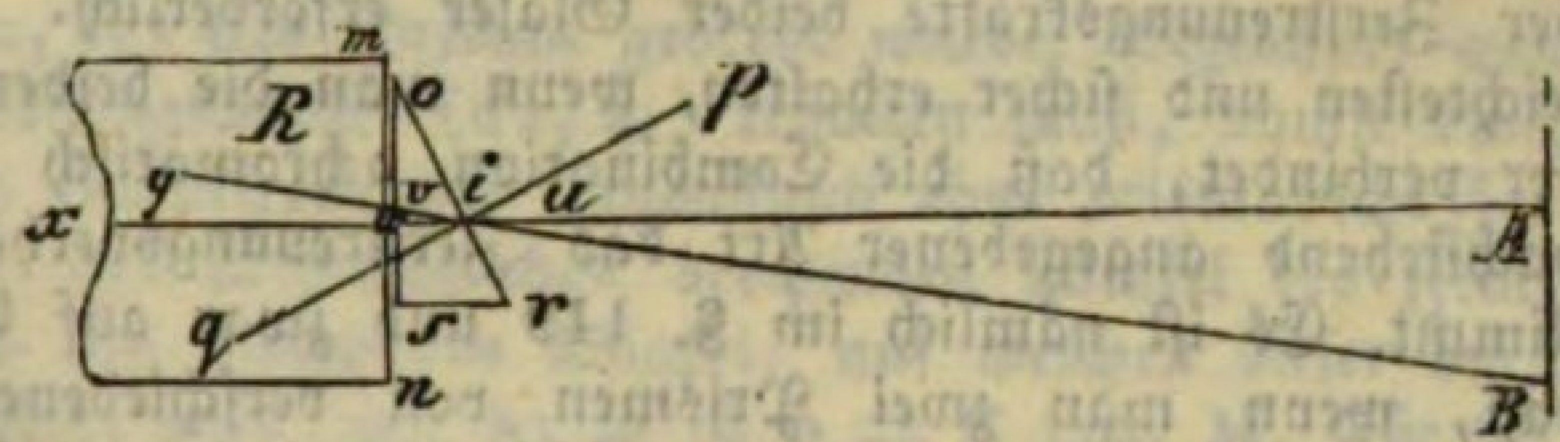
Fig. 563



Die auseinander gesetzte Bestimmung des Ablenkungswinkels hat folgenden theoretischen Grund. Es stelle R (Fig. 564) das Rohr des Instrumentes (im abgebrochenen Zustande), mn das in dem Rohre eingesetzte und auf der Are xw desselben genau senkrechte Planglas und ros das auf dessen Fläche aufliegende Prisma vor. Es erleidet nun ein Strahl von der Richtung wx im Prisma nur eine Brechung, nämlich bei i der

schiefen Fläche **o r** z. B. nach der Richtung **i B** hin. Das Einfallsloth für diesen Punkt ist **p q**; der Einfallswinkel ist **q i w = p i A**; **A i B** ist der Ablenkungswinkel und **p i A + A i B** der Brechungswinkel. Offenbar wird ein von **B** (von der Mitte des Diopters b) ausgehender und bei i einfallender Strahl **B i** nach der Brechung im Prisma die Richtung ix durch die Mitte des Rohres nehmen und dem durch die Oeffnung e des Rohres (Fig. 561) sehenden Auge der Punkt **B** (die Mittellinie des Diopters b) mit dem Punkt **A** (mit der Mittellinie des Diopters a) zusammenfallend erscheinen. Für diesen Fall ist aber **p i A + A i B** der Einfallswinkel, **x i q = p i A** der Brechungswinkel und **x i y = A i B** der Ableitungswinkel, welcher **D** heißen soll. Nun ist aber der Winkel **p i A = w i q . . . 1)**, welchen wir mit α bezeichnen wollen, gleich dem brechenden Winkel **r o s** = ϕ . . . 2) des Prismas. Denn es ist **o w i + w o i + o i w = p i A + p i o + o i w = 180°** oder **o w i + w o i = p i A + p i o**; es ist aber **o w i = p i o = 90°**, daher **w o i = p i A**, und wegen **w o i = r o s** = ϕ und **p i A = w i q** = α [zu Folge 1) und 2)] folgt $\phi = \alpha$ . . . 3). Endlich ist der Ablenkungswinkel **D = y i x = B i A**, und wird auf die unter 6) auf S. 733 angegebene Weise durch unmittelbare Ablesung auf dem Gradbogen **A E** (Fig. 561) erhalten; es ist sonach für den Strahl **B i** der Einfallswinkel **p i A + A i B** ($= \phi + D$) und der Brechungswinkel **w i q** ($= \alpha = \phi$), und mithin der Brechungsexponent $n = \frac{\sin.\,(\phi + D)}{\sin.\,\phi}$ gefunden.

Fig. 564.

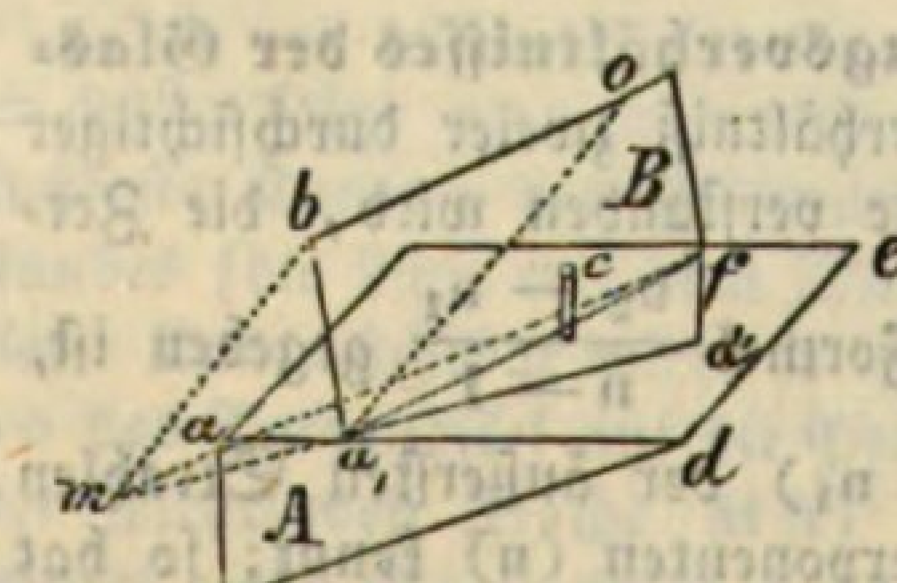


Schließlich muß hier noch die Bemerkung nachgetragen werden, daß das Planglas **m n**, worauf das Prisma befestigt ist, an den besprochenen Brechungen keinen Antheil hat, daher in Bezug auf letztere als gar nicht vorhanden erscheint, weil, wie in einem nächst folgenden §. bewiesen werden wird, aus durchsichtigen Mitteln, die von unter einander parallelen Flächen begränzt sind, jeder Lichtstrahl immer nach einer Richtung austritt, die seiner Einfallsrichtung parallel ist . . . (†).

§. 141. Bestimmung des Zerstreuungsverhältnisses der Glasarten. Da nach §. 119 unter Zerstreuungsverhältniß zweier durchsichtiger Mittel das Verhältniß ihrer Zerstreuungskräfte verstanden wird, die Zerstreuungskraft eines Mittels aber nach der Formel $\frac{n_2 - n_1}{n - 1}$ gegeben ist, wenn man die Brechungsexponenten (n_2 und n_1) der äußersten Strahlen des Spectrums und den mittleren Brechungsexponenten (n) kennt; so hat man, um das Zerstreuungsverhältniß zu erhalten, für jedes der betreffenden Mittel z. B. für das Crown- und das Flintglas nur diese Brechungsexponenten zu bestimmen. Wie dieß nach der Fraunhofer'schen Methode geschieht, ist aus dem Inhalte des §. 140 nun für sich klar. Allein die Schwierigkeit der hiezu erforderlichen Beobachtungen, verbunden mit der Nothwendigkeit weitläufiger und kostspieliger Vorrichtungen zur An-

stellung derselben machen diese Methode für den praktischen Optiker weniger anwendbar. Ueberdieß ist es für seine Zwecke nicht nothwendig, die Zerstreuungskraft (das Zerstreuungsvermögen) jedes einzelnen der besagten Gläser zu kennen, sondern es ist nur die Kenntniß des Verhältnisses der Zerstreuungskräfte beider Gläser erforderlich. Dieses wird aber am leichtesten und sicher erhalten, wenn man die beiden Gläser so mit einander verbindet, daß die Combination achromatisch erscheint und dann in nachstehend angegebener Art das Zerstreuungsverhältniß dieser Gläser bestimmt. Es ist nämlich im §. 119 und zwar auf S. 678 gezeigt worden, daß, wenn man zwei Prismen von verschiedenen brechenden Winkeln und aus zwei Glasarten von gleichem (mittlerem) Brechungsvermögen mit nach entgegengesetzten Seiten gekehrten Winkeln auf einander legt, diese Prismacombination achromatisch sei, sobald die Winkel der zwei Prismen im verkehrten Verhältnisse der Zerstreuungskräfte stehen, daß sich also bei Crown- und Flintglas (mit denen es der praktische Optiker gewöhnlich, ja fast ausschließend zu thun hat) das Zerstreuungsvermögen des letzteren zu jenem des ersteren gerade so verhält, wie der Winkel, den das Crownglasprisma zu dem Winkel, welchen das Prisma aus Flintglas haben muß, damit sie, mit einander in oben besagter Weise verbunden, achromatisch sind. Man braucht demnach, um das Zerstreuungsverhältniß für Crown- und Flintglas zu erhalten, nur aus beiden Gläsern (mit gehöriger Rücksichtnahme auf das S. 678 Gesagte) Prismen von gleichen Winkeln anzufertigen und den Winkel des Flintglas-Prismas durch entsprechendes Abschleifen allmälig so weit zu vermindern, bis beim Aufeinanderlegen der beiden Prismen sich völlige Farblosigkeit zeigt. Es würde dies jedoch viel zu mühsam und auch zu unsicher sein. Viel leichter und sicherer gelingt die Bestimmung der Größe des besagten, zur Erzielung des Achromatismus erforderlichen Winkels, indem man über dem unbeweglich bleibenden Prisma aus Crownglas jenes aus Flintglas, welches darauf liegt, der Art in einen Bogen bewegt, daß die anfänglich gegen einander parallelen Seitenkanten beider Prismen während der Bewegung immer größere Winkel machen, bis endlich die Kante am brechenden Winkel des obern Prismas mit der brechenden Kante des untern einen rechten Winkel bildet. Die Fig. 565 macht dies (nach Prechtl's Methode) deutlich. A ist das Prisma aus Crown-, und B

Fig. 565.



jenes aus Flintglas; die Flächen, in denen sich beide berühren, liegen beiläufig horizontal. Das Prisma B ist nun auf dem in Ruhe bleibenden Prisma so zu bewegen, als sollte es um einen im untern Prisma senkrecht befestigt zu denkenden Stift c gedreht werden. In der Lage, welche die Figur zeigt, macht die brechende Kante a_1 b des obern Prisma's mit der Kante d e des untern, zu welcher sie vorher parallel war, einen Winkel, und ebenso bilden die Seitenkanten a d und a_1 d_1, wenn sie gegen die brechenden Kanten senkrecht sind, und vorher über einander fielen, jetzt einen Winkel d a_1 d_1. In dem Maße nun, als dieser Winkel sich vergrößert, wird der brechende Winkel des Prismas B für den Lichtstrahl, der durch dasselbe hindurchgeht, verringert: denn wenn in dem Prisma B, nach erfolgter Verdrehung

in die Lage der Figur, die Linie, in welcher die Brechung erfolgt, in $a_1 o$ liegt, so ist es eben so viel, als ob das Prisma mit der dieser Linie parallelen Kante m b versehen wäre, wo dann der brechende Winkel $f m d_1$ und kleiner ist als der vorige $f a_1 d_1$, und zwar desto kleiner, um einen je größeren Winkel ($d a_1 d_1$) das Prisma gedreht wurde. Bezeichnet man die Größe, die der Drehungswinkel ($d a_1 d_1$) erhalten muß, damit durch die vereinigten Prismen ein betreffender Gegenstand ohne prismatische Färbung erscheint, mit **M**, den ursprünglichen brechenden Winkel des Flintglasprismas mit **B** und den brechenden Winkel, auf welchen dieser durch jene Verdrehung vermindert wird, mit b; so ist $b = B \cos. M$. Für 90° wird der **Cosinus** $= 0$ also auch $b = 0$; für 0° ist der **Cosinus** $= 1$, also $b = B$ oder: wenn die brechende Kante des obern Prismas mit der des untern parallel steht, so hat das erstere rücksichtlich des durchgehenden Strahles seinen natürlichen brechenden Winkel; stehen die beiden Kanten aber senkrecht auf einander, so ist der Winkel $b = 0$. Durch die Drehung des oberen Prismas von der ersteren bis in die letztere Lage können also alle zwischen 90° und 0° liegende brechende Winkel hervorgebracht, und sonach auch für die verschiedensten Glasarten die Winkel, welche die Achromaticität der Prismen bewirken, gefunden werden. Wenn die Brechungsexponenten der beiden Glasarten und die brechenden Winkel der daraus geschliffenen Prismen bekannt sind, läßt sich daher auf diese Weise das Zerstreuungsverhältniß dieser Glasarten genau und ohne Schwierigkeit finden, indem nichts weiter erforderlich ist, als die genaue Messung des Winkels **M**, um hernach die nöthige Rechnung zu führen. Zu dieser Messung wird aber das bereits beschriebene Instrument in folgender Weise gebraucht. Es wird das Rohr **R** von dem Brete **F** weggenommen und auf der Fläche dieses Bretes ein weißes Velinpapier **PQ** (Fig. 566) aufgespannt, auf welchem eine schwarze Linie a b und genau senkrecht auf dieser mehrere dickere, möglichst scharfkantige Linien m n, $m_1 n_1$ 2c. 2c. gezogen sind. Man befestigt das Papier auf dem Brete so, daß die Linie a b beiläufig in die Richtung der Linie a c des Instrumentes fällt. Hierauf steckt man den in Fig. 567 abgebildeten, mit einer Hülse h versehenen, etwa 6 Zoll langen Träger **T** auf den Zapfen c des Instrumentes und zwar über die Hülse h_1 (II. Fig. 561) des Lineals c b, die von Außen ebenfalls conisch gearbeitet ist, so daß die Hülse h des Trägers **T** darüber paßt und durch Reibung an derselben festhält; daher dieser Träger bei Drehung des Lineals b c um den Zapfen c sich gleichfalls um die Axe dieses letzteren dreht. Am oberen Ende des Trägers befindet sich eine mittelst einer Schraube 1 befestigte Gabel, deren beide Arme mit Schrauben 2, 3 versehen sind. Ein zweiter Träger (Fig. 568), der unten eine Schraubenmutter m hat, welche auf die Schraube s des Zapfens c (I und II Fig. 561) paßt, ist am obern Theile mit dem Stücke k, l versehen, welches durch zwei Stellschrauben 1, 2 festgehalten wird, so daß es mittelst zweier Schlitze, durch welche diese Schrauben gehen, auf und nieder

Fig. 566.

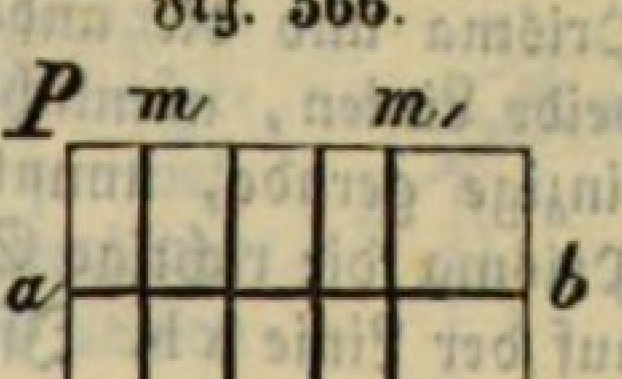
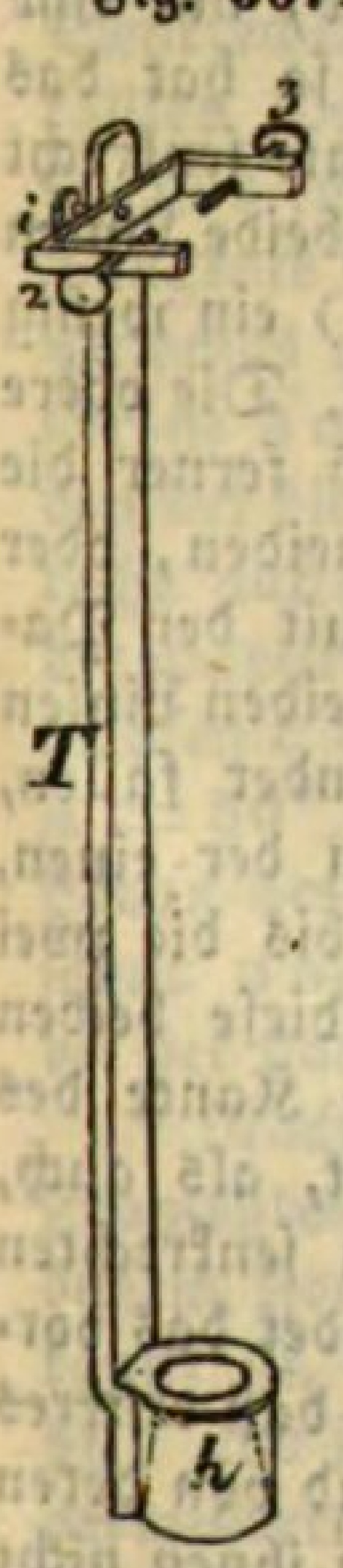


Fig. 567.



geschoben werden kann. Dieses Stück läuft am obern Ende in eine Gabel (I Fig. 569) aus, deren beide Arme 1, 2 mit Schrauben versehen sind, welche eine zweite bewegliche Gabel g festhalten.

Fig. 568.

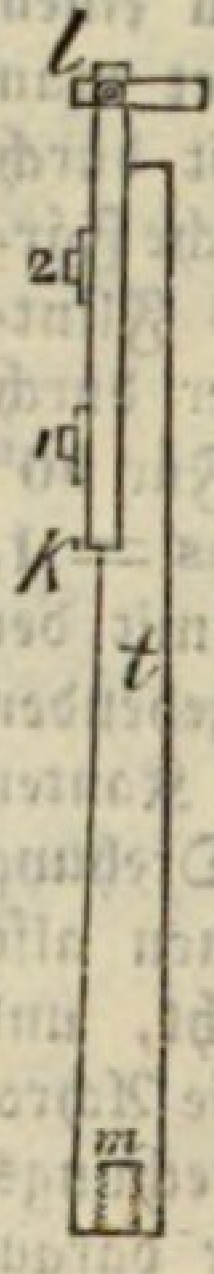
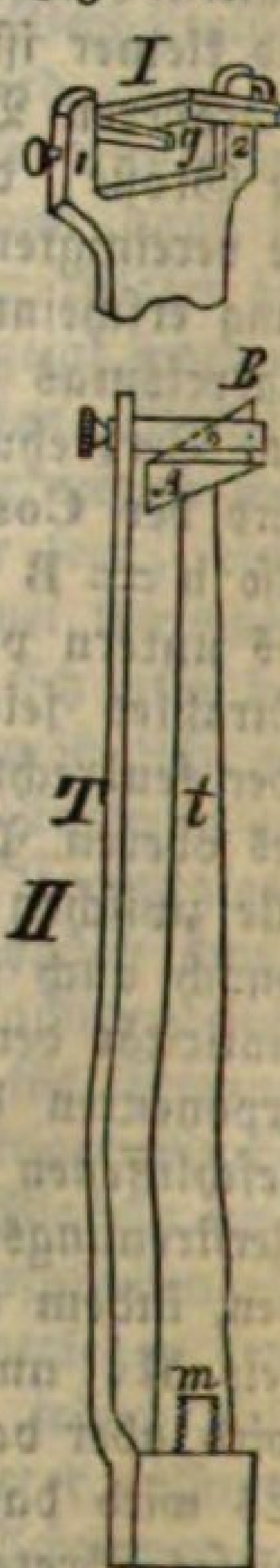


Fig. 569.

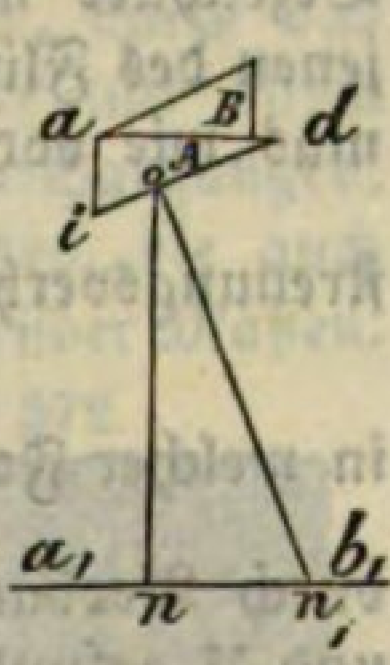


Dieser zweite Träger t wird auf die Schraube s des Zapfens c aufgeschraubt, so daß die horizontale Gabel desselben die nämliche Stellung hat, wie die Gabel des Trägers T (Fig. 567), und unter ihr sich befindet. Diese untere Gabel ist dazu bestimmt, um das untere, unbewegliche Prisma A (Fig. 565) mit etwas Wachs an den Seiten und an dem Rücken zu befestigen. Es wird so darauf gelegt, daß die brechende Kante desselben gegen das Bret F (Fig. 561) hinsteht und die Gabel, auf welcher es liegt, wird so gestellt, daß seine obere Fläche beiläufig horizontal ist. Auf diese horizontale Fläche wird nun das Flintglasprisma B (Fig. 565) so gelegt, daß dessen brechende Kante gegen das Diopter a des Instrumentes gekehrt ist. Beide Träger, wie sie auf die Hülse h (Fig. 567) des Zapfens c aufgesetzt sind, und die Lage der zwei Prismen sieht man bei II in Fig. 569. Der Träger T berührt mit seinen Gabelschrauben (2, 3 Fig. 567) das Flintglasprisma. Bevor jedoch die Auflegung dieses Prismas auf das untere erfolgt, muß letzteres erst gehörig adjustirt werden. Dieses geschieht, indem man durch das untere Prisma hindurch auf die Linie a b (Fig. 566) visirt und zugleich dieselbe Linie mit freiem Auge betrachtet, (zu welchem Ende die eine Hälfte der Pupille auf das Prisma und die andere Hälfte auf die freie Linie gerichtet wird). Wenn beide Linien, nämlich die durch das Prisma und die frei gesehene, nur eine einzige gerade, ununterbrochen fortlaufende Linie ausmachen, so hat das Prisma die richtige Stellung: es steht dann dessen brechende Kante senkrecht auf der Linie a b. Ist dies aber nicht der Fall, sondern laufen beide Linien parallel neben einander, so wird der Träger mit dem Prisma (A) ein wenig gedreht, bis das genaue Zusammenfallen der beiden Linien erfolgt. Die obere Fläche dieses Prismas, wenn sie verlängert gedacht wird, muß ferner die Linie a b auf der Papierfläche unter einem rechten Winkel schneiden, oder mit andern Worten, die brechende Kante des Prismas muß mit der Papierfläche parallel sein. Ist dieses nicht der Fall, so machen die beiden Linien (die durchs Prisma und die frei gesehene), wenn sie auf einander fallen, einen Winkel mit einander und dann hat man das Prisma an der einen, oder andern Seitenkante etwas zu heben oder niederzudrücken, bis die zwei Linien ihrer Länge nach einander vollkommen decken. Durch diese beiden Adjustirungen erhält man die Versicherung, daß die brechende Kante des Prismas A sowohl die Linie a b unter rechten Winkeln schneidet, als auch, daß sie mit der Papierfläche parallel, daß sie folglich mit den senkrechten Linien m n, $m_1 n_1$ . . . dieser Fläche parallel ist. Nun erst findet das vorbesagte Auflegen des zweiten Prismas auf das erste so Statt, daß ersteres zwischen die obere Gabel (des Trägers T) zu stehen kommt und von deren Schrauben 2, 3 beinahe berührt wird. Es darf jedoch zwischen ihnen nicht

eingezwängt werden, damit es sich auf die früher angegebene Weise drehen läßt und durch das eigene Gewicht an seiner untern Fläche mit der obern Fläche des Prismas A stets in Berührung bleibt.

Man visire nun durch die beiden Prismen hindurch auf die Linie a b der Papierfläche in derselben Art, wie vorher durch das untere Prisma allein und rücke das Lineal mit dem Diopter b, welches zuvor auf das Diopter a oder etwas über dasselbe hinaus gestellt worden, nach der Seite A des Instrumentes hin so lange vorwärts, bis die frei gesehene Linie a b und das durch die Prismen gesehene Bild derselben wieder eine einzige fortlaufende Linie bilden, wo dann beide Prismen so übereinander stehen, daß die Kanten ihrer brechenden Winkel unter sich und mit den Linien m n, $m_1 n_1$, ... der Papierfläche parallel sind. Man bemerkt jetzt die Grade und Minuten, welche bei dieser Lage des Lineals durch den Nullpunkt des Nonius abgeschnitten werden. Die bei diesem Stande der Dinge durch die beiden Prismen betrachteten Linien m n, $m_1 n_1$, ... erscheinen auf jeder ihrer Seiten mit starken farbigen Rändern versehen, und zwar ist immer an der linken Seite, wenn der Beobachter am Instrumente bei B steht, folglich das Lineal c b mit der linken Hand führt, Orange und Roth, hingegen an der rechten Seite Blau und Violett vorhanden, während die Linie a b ganz farblos erscheint. Man bezeichne sich (was schon vorher geschehen kann) unter den Linien m n, $m_1 n_1$, ... diejenige, von welcher eine gerade Linie, bis zur untern Fläche des Prismas A gezogen, mit dem senkrechten Träger dieses Prismas beiläufig einen Winkel macht, welcher dem brechenden Winkel dieses Prismas gleich ist. Es habe z. B. die Linie $m_1 n_1$ eine solche Lage, so treten dann die von derselben kommenden Strahlen senkrecht in die untere (schiefe) Fläche des Prismas A ein, was bei der nachfolgenden Rechnung vorausgesetzt wird. Man braucht daher, wie in Fig. 570, wo $a_1 b_1$ den Durchschnitt der Papierfläche und n_1 o eine von der Linie $m_1 n_1$ dieser Fläche auf die untere Fläche des Prismas A gezogene Senkrechte und o n ein vom Punkte o auf die Papierfläche gefälltes Perpendikel vorstellt, nur dieses Perpendikel zu messen und für dieses, als Halbmesser genommen, den Werth der Tangente für den (mit n o n_1 gleichen) Winkel a d i des untern Prismas aufzusuchen, welche die Linie n n_1 ist, damit man die Größe n n_1 erhält, um welche die Linie $m_1 n_1$ (Fig. 566) — von der die Strahlen auf die untere Fläche des Prismas A senkrecht auffallen, wenn dessen obere Fläche horizontal oder mit der Papierfläche parallel ist, — von dem Träger dieses Prismas oder von dem Zapfen c des Instrumentes entfernt liegt. Ist z. B. der brechende Winkel von $A = 30^0$, daher dessen Tangente für den Halbmesser $1 = 0{\cdot}57$, ferner die Länge des Perpendikels $on = 6$ Zoll, so hat man $1 : 0{\cdot}57 = 6'' : nn_1$, somit $nn_1 = 6'' \times 0{\cdot}57 = 3''{\cdot}42$. Die nämliche Linie $m_1 n_1$ wird auch bei der nachfolgenden Beobachtung im Auge behalten.

Fig. 570.



Nachdem nun alles so vorbereitet ist, rückt man das Lineal c b des Instrumentes auf den Gradbogen A E des letzteren langsam weiter fort. Bei diesem Fortrücken dreht sich das obere Prisma B, da, wie aus Früherem bekannt ist, der Träger T desselben auf der Hülse h des Zapfens c (II Fig. 561 und Fig. 567) mit Reibung aufsitzt, und in dem Maße dieses Drehens vermindern sich die farbigen Ränder der Linie $m_1 n_1$ immer mehr, bis sie bei einer bestimmten Stellung des Lineals endlich ganz verschwinden, so daß die

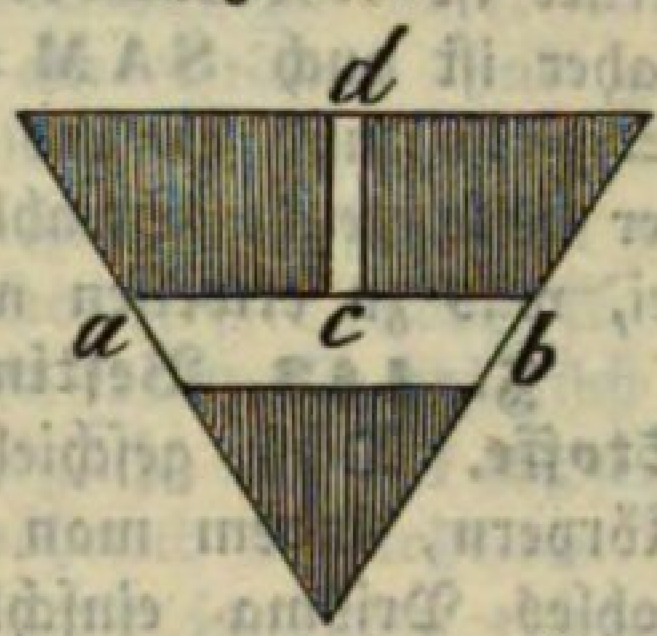
beiden Gränzen dieser schwarzen Linie völlig weiß erscheinen. In dieser Stellung läßt man das Lineal stehen und lies't die Grade und Minuten ab, welche durch den Nullpunkt seines Nonius auf den Gradbogen abgeschnitten werden. Zieht man von diesen die Anzahl der Grade und Minuten ab, welche bei der früheren Stellung des Lineals abgelesen worden sind; so erhält man die Größe des auf Seite 737 mit M bezeichneten Winkels. Bewegt man, nachdem die Farben gänzlich verschwunden sind, das Lineal noch etwas weiter vorwärts, so kommt auf der rechten Seite Gelb und auf der linken Seite Blau, also gerade das Umgekehrte mit dem Früheren, zum Vorschein. Die Beobachtungen wiederholt man mehrere Male, um für den Winkel M einen genauen mittleren Werth zu erhalten. Man muß dabei Sorge tragen, daß die horizontalen Flächen der beiden Prismen mit einander stets in Berührung bleiben.

Wäre nun für die Glasarten der beiden Prismen das Brechungsverhältniß das nämliche, so würde durch den gefundenen Winkel M auch das Zerstreuungsverhältniß dieser Glasarten gegeben sein. Denn da der brechende Winkel des Flintglasprismas B, mit dem Cosinus von M multiplicirt, jenen Winkel gibt, welchen dieses Prisma haben muß, damit es die Farbenzerstreuung des Prismas A aufhebt (S. 736); so verhält sich die Zerstreuung des Prismas B zur Zerstreuung des Prismas A, wie der brechende Winkel von A zu $B \times \cos. M$, folglich wäre das Zerstreuungsverhältniß der beiden Gläser $= \frac{B \times \cos. M}{A}$ (S. 737), wenn A und B die ursprünglichen brechenden Winkel der zwei Prismen A und B bedeuten. Allein der Umstand, daß das Brechungsvermögen dieser Prismen immer verschieden ist, wenn ihr Zerstreuungsvermögen bedeutender differirt, obgleich beide Vermögen einander nicht proportional sind (S. 674), macht eine umständlichere Rechnung nöthig. Bezeichnet man den Brechungsexponenten des Crownglasprismas A mit n, jenen des Flintglasprismas mit N, den brechenden Winkel des ersteren Prismas wie vorhin mit A und jenen des Prismas B mit B; so ist das Zerstreuungsverhältniß der beiden Glasarten $= \frac{n(N-1)}{N(n-1)} \left[1 - \frac{\text{tang.}(a-b)}{\text{tang. } a}\right]$, in welcher Formel $a = \frac{n \sin. A}{N}$ und $b = B \cos. M$ ist. Hat man daher durch Beobachtungen mittelst des Instrumentes die Werthe von n, N, A, B und M gefunden; so läßt sich dann mit Logarithmen aus obiger Formel ohne Schwierigkeit das Zerstreuungsverhältniß berechnen. Die Genauigkeit der Resultate, welche man mit dem beschriebenen Instrumente erhält, hat sein Erfinder durch vielfältige Versuche bewährt gefunden.

§. 142. Bestimmung der Brechungsverhältnisse tropfbarer Körper. Sie geschieht ganz in derselben Art, wie bei festen Körpern, nachdem man vorher die betreffende Flüssigkeit dadurch in die Gestalt eines dreiseitigen Prismas gebracht hat, daß damit ein hohles Prisma angefüllt worden, dessen entsprechend gegen einander geneigte Seitenwände aus ebenen, von unter sich parallelen Flächen begränzten Glasplatten bestehen. Ein solches Prisma wird am leichtesten erhalten, wenn man, wie Fig. 571 zeigt, durch ein massives Glasprisma von einer Seitenfläche zur andern ein Loch ab bohrt, von der Prisma-Basis aus in dieses Loch eine engere Bohrung cd führt, dann auf jede der zwei Seitenflächen eine ebene, überall gleich dicke

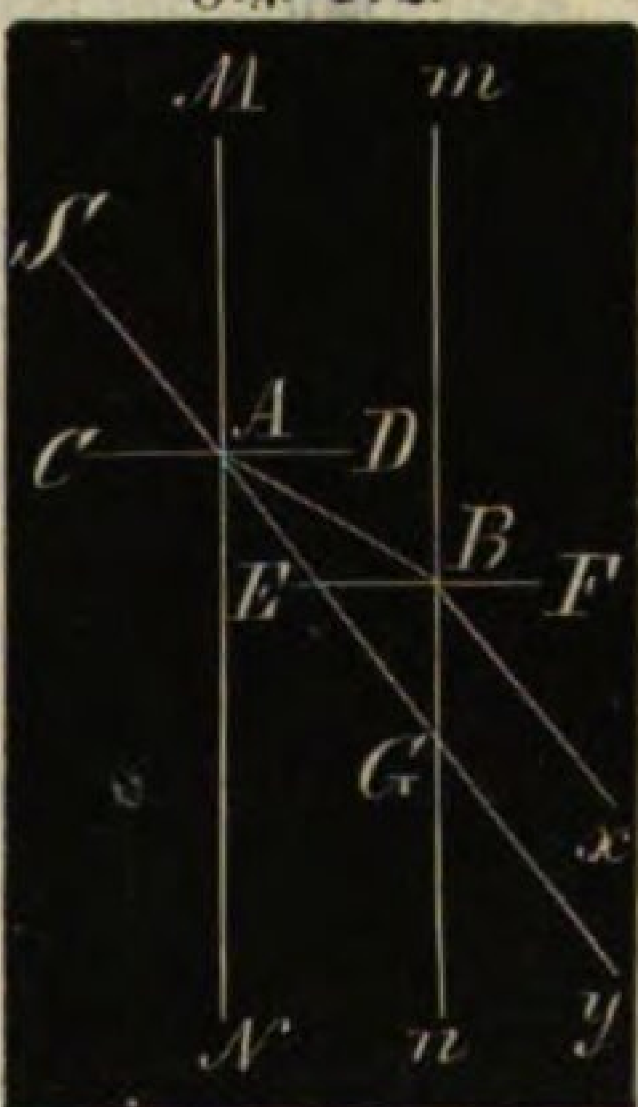
Glasplatte (ein Stück einer gut geschliffenen Spiegelplatte) auflegt und mittelst einer entsprechenden Messingfassung beide Platten an den Prismaflächen flüssigkeitsdicht festmacht. Die Höhlung ab wird durch die Bohrung cd mit der betreffenden Flüssigkeit angefüllt und diese Bohrung hierauf mittelst eines Pfropfes verschlossen. Drückt man die aufgelegten Platten, während die Flüssigkeit in die Höhlung ab eingefüllt wird, an die Prismaflächen leicht an, so bleiben sie auch ohne Messingfassung, bloß vermöge Haarröhrchen-Wirkung fest und flüssigkeitsdicht haften. Die Stelle des durchbohrten Glasprismas kann auch ein Stück einer in der Wand etwas dickeren Glasröhre vertreten, die an den Enden unter entsprechender Neigung und eben abgeschliffen ist. Endlich kann das hohle Prisma auch dadurch hergestellt werden, daß man Glasplatten der vorerwähnten Beschaffenheit (mit parallelen Flächen) in einem hohlen Prisma aus Metallblech und mit durchbrochenen Seitenwänden auf diesen letzteren festkittet. (Es versteht sich von selbst, daß weder das Metall, noch der Kitt von der einzufüllenden Flüssigkeit angegriffen werden darf, und daß das zuerst beschriebene, in den mit der Flüssigkeit in Berührung kommenden Theilen ganz aus Glas bestehende Hohlprisma vorzuziehen ist, weil es für alle Flüssigkeiten dienen kann, die Flußsäure ausgenommen, welche allein das Glas angreift.) Die in die Höhlung jedes der besprochenen Prismen gefüllte Flüssigkeit hat dann offenbar eine prismatische Gestalt, und, da die an den Seiten sie begränzenden, mit parallelen Flächen versehenen Glasplatten selbst, das Licht nicht brechen, d. h. jeder sie treffende Lichtstrahl aus denselben nach einer Richtung austritt, welche jener des einfallenden Strahles parallel ist . . . (††), so wird ein, durch das Hohlprisma gehender Strahl gerade so gebrochen, als wäre er nur allein durch den darin enthaltenen prismatischen Flüssigkeitskörper hindurchgegangen.

Fig. 571.



Die Richtigkeit des eben unter (††) ausgesprochenen Satzes, die auch schon auf S. 735 bei (†) vorausgesetzt wurde, ergibt sich aber folgender Maßen. Stellen in Fig. 572 die Linien MN und mn die beiden einander parallelen Begränzungsflächen der Glasplatte, SA einen einfallenden Strahl vor, der in der Glasplatte von A nach B und beim Austritte aus derselben von B nach x hin gebrochen werden soll, und welcher, wenn er nicht gebrochen würde, in der Richtung Ay fortginge; sind ferner CD und EF die Einfallslothe zu den Punkten A und B; so ist der Brechungsexponent $n = \frac{\sin. SAC}{\sin. DAB}$, und ebenso ist $\frac{\sin. FBx}{\sin. ABE} = n$, mithin $\frac{\sin. SAC}{\sin. DAB} = \frac{\sin. FBx}{\sin. ABE}$. Da die Einfallslothe CD und EF parallel, also die Wechselwinkel DAB = ABE gleich sind, so folgt SAC = FBx und auch SAM = xBn . . . 1), da diese Winkel die

Fig. 572.



Ergänzungen von **SAC** und **FBx** zu 90° sind. Nun ist aber **SAM** = **NAG**, und **AGB** = **yGn** (wegen Gleichheit der Scheitelwinkel) ferner ist **NAG** = **AGB** (es sind Wechselwinkel zwischen Parallelen), daher ist auch **SAM** = **yGn** . . . 2). Aus 1) und 2) folgt nun **xBn** = **yGn** und hieraus wieder, daß **Bx** parallel zu **Gy** oder **Sy**, d. h. der austretende Strahl parallel zur Richtung des einfallenden Strahles sei, was zu erweisen war.

§. 143. Bestimmung des Brechungsverhältnisses gasförmiger Stoffe. Diese geschieht in der nämlichen Weise, wie bei den tropfbaren Körpern, indem man nämlich den betreffenden gasförmigen Stoff in ein hohles Prisma einschließt, dessen gegeneinander geneigte Seitenflächen durch parallelflächige Spiegelplatten gebildet sind, und dann damit wieder wie mit einem festen massiven Prisma (nach §. 141) verfährt. Nur sind noch einige Umstände zu berücksichtigen. Wegen des sehr geringen Brechungsvermögens der Gase muß der brechende Winkel des Prismas ein sehr großer sein, und weiters muß, da die Brechung der luftförmigen Stoffe mit der mindesten Aenderung ihrer Dichte varirt, diese letztere sich in jedem Augenblicke bestimmen lassen, mithin der in die Höhlung des Prismas gefüllte luftförmige Stoff stets mit einem Barometer und mit einem Thermometer in Verbindung stehen, da die besagte Dichte vom Drucke, unter welchem dieser Stoff steht, und von seiner Temperatur abhängt. Allen diesen Bedingungen wird durch den Apparat vollkommen Genüge geleistet, dessen sich **Arago** und **Biot** bei ihren sehr schätzenswerthen Untersuchungen über das Brechungsvermögen der verschiedenen Gasarten bedienten und den die Fig. 573 anschaulich macht. Das hohle Prisma besteht aus einer dicken, cylindrischen Glasröhre **R**, deren beide Enden **A**, **B** so schief abgeschliffen sind, daß die verlängerten Schliffflächen gegen einander einen Winkel von 145° 7′ 28″ bilden, und diese Enden sind mit sorgfältig aufgekitteten parallelflächigen Spiegelplatten luftdicht verschlossen. Die Röhre **R** ist unten, senkrecht gegen ihre Axe, durchbohrt und mit einem Hahne h versehen, der sich an einer Luftpumpe oder auf einem Recipienten festschrauben läßt, um das Prisma luftleer machen und nachher mit dem zu untersuchenden gasförmigen Stoff anfüllen zu können. An ihrer obern, dem Hahne entgegengesetzten Seite ist ein Rohr **TV** angefügt, mit dessen Innerem sie communicirt und worin sich ein Heberbarometer b, b^1 befindet, dessen offener Schenkel hinreichend lang ist, so daß das Quecksilber in demselben mit jenem im anderen Schenkel sich ins Niveau stellen kann, wenn das Prisma luftleer gemacht wird. Die Höhe, auf welcher das Quecksilber dieses Barometers durch das ins Prisma eingefüllte Gas erhalten wird, mißt offenbar den Druck des letzteren. Zur Kenntniß seiner Temperatur könnte man durch ein kleines, ins Prisma versenktes

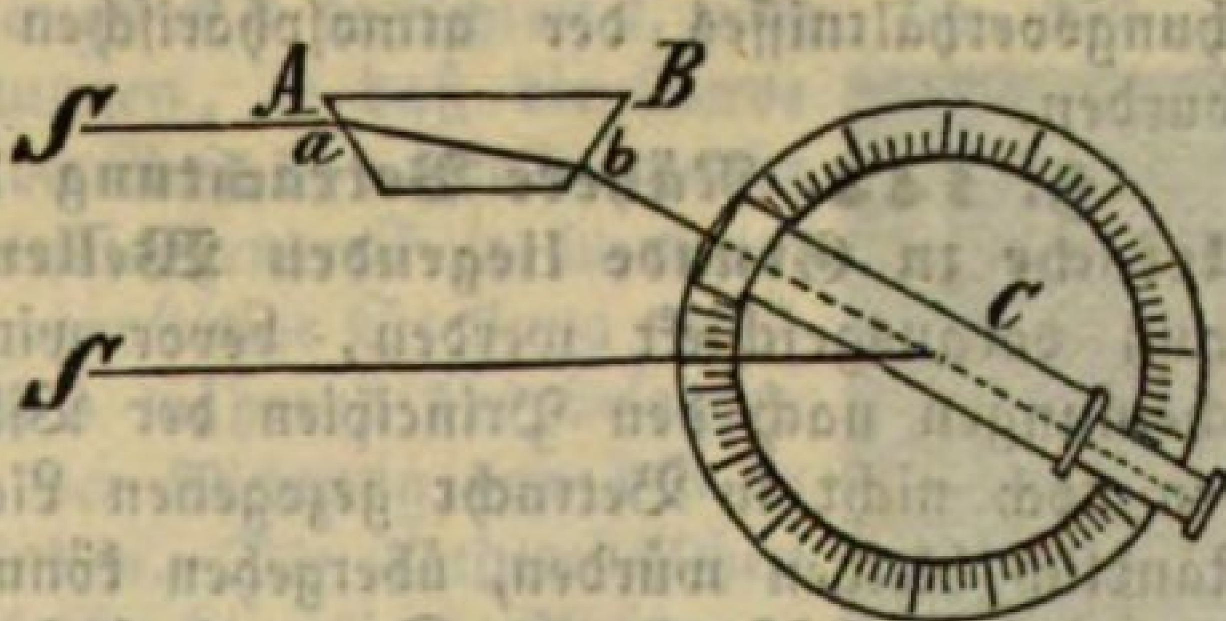
Fig. 573.



Thermometer gelangen; allein dasselbe müßte in der Mitte des inneren Prismaraumes angebracht werden, es würde dann aber das genaue Ablesen der Temperatur nicht leicht möglich sein. Zweckmäßiger ist es daher, zwei sehr empfindliche Thermometer auswendig am Prisma und ganz nahe an seinen Flächen oder, noch besser, mit diesen in unmittelbarer Berührung aufzuhängen. Die Temperatur dieser Flächen, wie sie dann vom Thermometer angegeben wird, läßt sich ohne merklichen Fehler sowohl für die Gasart, welche die Flächen innerlich, als für die Luft, welche sie äußerlich berührt, annehmen. Ueberdieß hat man ohnehin alle mögliche Vorsicht anzuwenden, daß die Temperatur am Orte des Versuches während des letzteren nur wenige Aenderungen erleidet und diese nur möglichst langsam erfolgen. Das Prisma wird von einem senkrechten Fuße f getragen, so daß es eine horizontale Lage hat und der brechende Winkel seitwärts gekehrt ist. Der Ort der Beobachtung, wo nämlich das Winkelmeßinstrument (der Theodolith) aufgestellt wird, auf der einen und der sehr entfernte Visirpunkt auf der andern Seite des Prismas, müssen in allen Fällen so gewählt werden, daß beide in der nämlichen, durch die Mitte des Prismas gehenden Horizontalebene liegen.

Zum Behufe der Bestimmung des Brechungsexponenten der atmosphärischen Luft (im Verhältniß zum leeren Raum) ist das Prisma zuerst luftleer zu machen und hierauf der Winkel **S C b** (Fig. 574) zu messen, um welchen der Beobachter das Fernrohr aus der Lage, wo es direkt auf den entfernten Visirpunkt **S** gerichtet ist, verstellen muß, damit ein von demselben Punkte kommender, aber das Prisma **A B** passirender Strahl **S a** unter dem Minimum der Ablenkung (durch die Mitte des Fernrohrs) in sein Auge gelange.

Fig. 574.



Diese Messung muß mit größter Sorgfalt ausgeführt und überdieß mehrere Male wiederholt werden, um ein mittleres Resultat zu erhalten, weil bei der nur äußerst geringen Ablenkung, welche die Lichtstrahlen hier im Prisma erfahren, leicht Fehler begangen werden, diese sich aber bei öfterer Wiederholung der Beobachtungen ausgleichen. Daß der Brechungsexponent dann nach der auf S. 729 unter (7) aufgestellten Formel berechnet werde, bedarf wohl keiner Erwähnung. Eben so leuchtet ein, daß bei diesem Vorgange der Antheil der Luft zu berücksichtigen sei, welcher im Prisma immer zurückbleibt, da, wie bekannt, selbst mit der besten Luftpumpe kein ganz luftleerer Raum erzeugt werden kann. Man hat daher nach vollbrachter möglichster Entleerung des Prismas die (immer nur sehr geringe) Höhe der Quecksilbersäule, welche von dem noch zurückgebliebenen Luftantheile getragen wird, genau abzulesen und mit in Rechnung zu ziehen.

Noch eine andere Correction ist anzubringen, falls bei den Flächen der Glasplatten, welche die Seiten des hohlen Prismas bilden, eine Abweichung vom Parallelismus Statt findet. Denn da das Glas ein sehr kräftiges, die Luft aber nur ein sehr schwaches Brechungsvermögen besitzt, so muß in leicht begreiflicher Weise die besagte Abweichung einen großen Einfluß auf das Ergebniß der Beobachtung üben. Um nun das Stattfinden

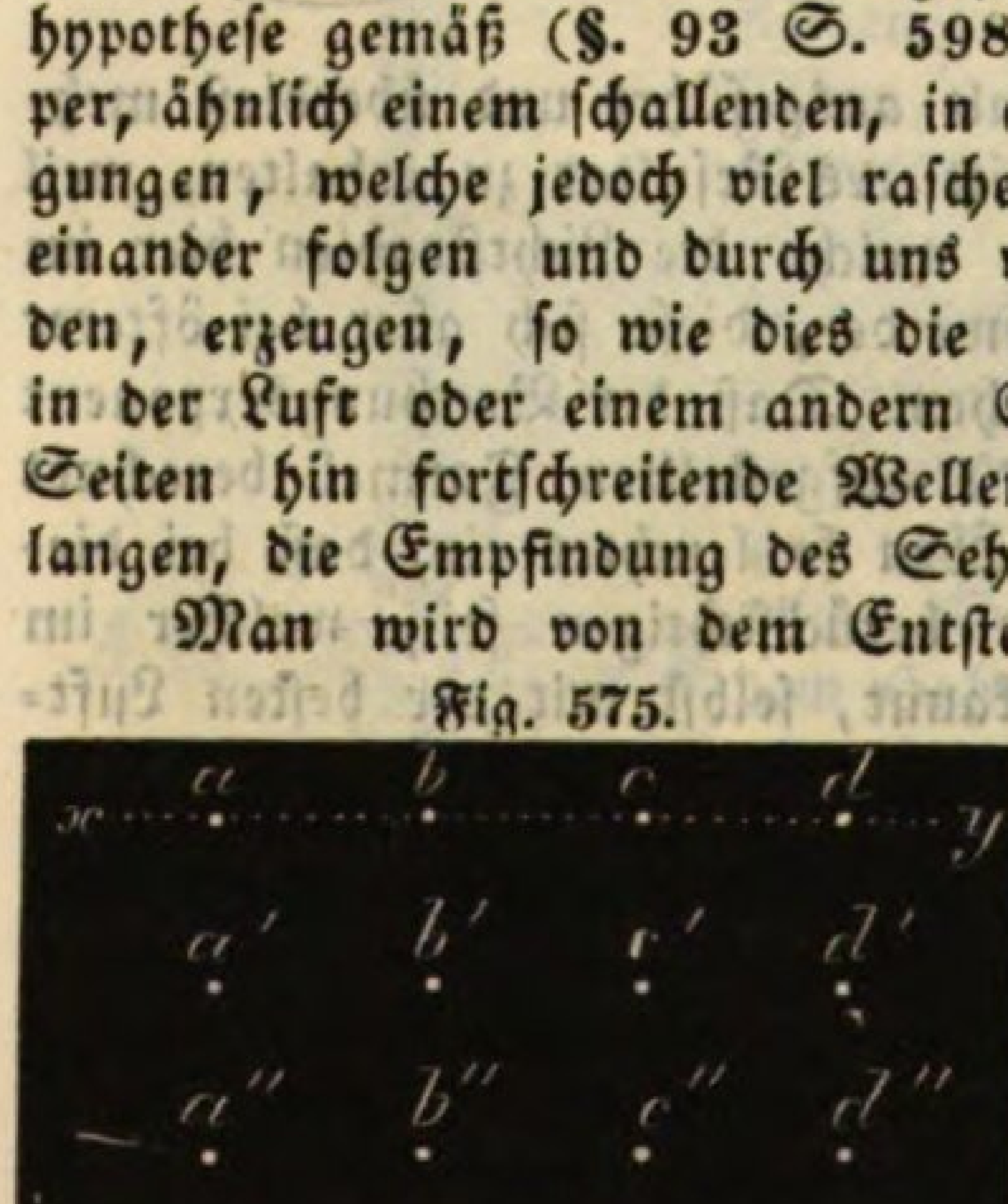
einer solchen Abweichung zu ermitteln und die Größe des Einflusses derselben zu bestimmen, öffne man den Hahn des Prismas, oder nehme auch die Röhre V T ab, um die äußere Luft frei eintreten zu lassen und beobachte unter diesen Umständen die Ablenkung (der durchgehenden Lichtstrahlen) auf die nämliche Art, wie man mit dem leeren Prisma verfahren würde. Sind die Oberflächen jeder der Glasplatten einander genau parallel, so kann der Visirpunkt, wenn das Prisma umgekehrt wird, (so daß der brechende Winkel jetzt z. B. nach Links gewendet ist, wenn er vorher nach Rechts gewendet war) keine Verrückung erfahren. Zeigt sich daher eine solche, so kann sie nur Folge des mangelnden Parallelismus sein und man wird die Größe derselben mit ihrem Vorzeichen zu den anderen Beobachtungen hinzuzufügen haben; denn es verhält sich damit, wie mit allen sehr kleinen Größen, deren partielle Wirkungen sich in der Gesammtwirkung nur zu einander hinzufügen.

Ist der Brechungsexponent für andere Gase als die atmosphärische Luft zu bestimmen, so muß man zuerst diese so vollständig als möglich aus dem Prisma entfernen, die Dichtigkeit des noch rückständig gebliebenen Antheils derselben beobachten und dann die betreffende Gasart einfüllen. Letzteres geschieht aus einer das betreffende Gas enthaltenden Glocke über einer pneumatischen Wanne mit Wasser, oder, wenn das Gas von diesem aufgenommen werden sollte, mit Quecksilber. Um im Prisma die Leere oder die eingefüllten Gasarten trocken zu erhalten, ist in die darüber befindliche Röhre **TV** eine gehörige Menge Chlorcalcium oder Aetzkali zu bringen, welche alle Feuchtigkeit zu absorbiren vermag. Uebrigens sind bei Untersuchung was immer für eines gasförmigen Stoffes dieselben Vorsichten zu beobachten, welche oben für die Bestimmung des Brechungsverhältnisses der atmosphärischen Luft als nothwendig bezeichnet wurden.

§. 144. Nähere Betrachtung der den Lichterscheinungen als Ursache zu Grunde liegenden Wellenbewegungen. Diese Betrachtung muß vorausgeschickt werden, bevor wir die bisher abgehandelten Lichterscheinungen nach den Principien der Vibrationshypothese erklären und zu den noch nicht in Betracht gezogenen Lichtphänomen, die uns sonst unverständlich bleiben würden, übergehen können. Dem Wesen der Vibrationshypothese gemäß (§. 93 S. 598) befindet sich ein jeder leuchtende Körper, ähnlich einem schallenden, in einer stehenden Schwingung. Die Schwingungen, welche jedoch viel rascher, als bei den schallenden Körpern nach einander folgen und durch uns völlig unbekannte Ursachen angeregt werden, erzeugen, so wie dies die Schwingungen der letztgenannten Körper in der Luft oder einem andern Schallmittel thun, im Aether nach allen Seiten hin fortschreitende Wellen, welche, wenn sie an unser Auge gelangen, die Empfindung des Sehens hervorrufen.

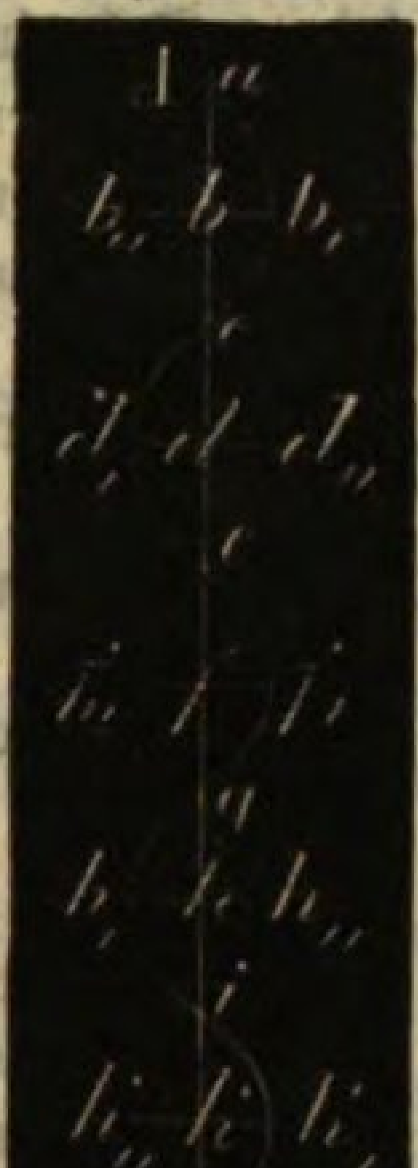
Man wird von dem Entstehen und dem Wesen, so wie von dem Fortschreiten dieser Lichtwellen auf folgendem Wege im Allgemeinen eine hinreichende Vorstellung bekommen. Sind a, b, c, d . . . (Fig. 575) an einem leuchtenden Körper gelegene Aethertheilchen und man denkt sich die Theilchen dieses Körpers nach der Richtung xy in hin und her gehender (schwingender) Bewegung; so werden die Aethertheilchen, da sie (nach §. 93) mit den Theilchen des leuchtenden Körpers durch anziehende Kräfte zusam-

Fig. 575.



menhängen, ebenfalls in Bewegung versetzt, und erfahren bei jedem Hingange der Körpertheilchen in der Richtung von x nach y in dieser und bei jedem Rückgange derselben (von y gegen x) nach der entgegengesetzten Richtung eine Verschiebung, so daß auch sie selbst in Schwingungen gerathen. Da aber diese Theilchen (a, b, c, d ...) wieder mit den angränzenden Aethertheilchen und überhaupt alle Theilchen des Aethers unter einander durch Abstoßung und vielleicht auch durch Anziehung (§. 93) zusammenhängen; so wird die schwingende Bewegung von den Theilchen a, b, c, d ... auf die zunächst liegenden Aethertheilchen a′, b′, c′, d′ ... von diesen wieder auf die weiter entfernten a″, b″, c″, d″ ... u. s. f. übertragen, und so successive ... (1), und zwar, da der besagte Zusammenhang nach allen Richtungen hin Statt findet, nach allen Seiten fortgepflanzt. Offenbar geschieht die Fortpflanzung dieser Bewegung im Aether nach einer Richtung (von einem Theile zum nächsten u. s. f.) ganz in ähnlicher Weise, wie in einer gespannten Saite das Fortschreiten der, einem Theile derselben senkrecht auf ihre Länge ertheilten Bewegung in der Richtung dieser Länge (S. 383), da eben so, wie dieses Fortschreiten in seiner Art durch die Elasticität der Saite und den Zusammenhang der Theile der letzteren, auch die besagte Fortpflanzung im Aether durch die Elasticität des Aethers und die Wirkung seiner Theilchen auf einander bedingt wird. Demnach schwingen alle Aethertheilchen, welche im Ruhezustande in einer geraden Linie AB (Fig. 576) liegen, während die Bewegung im Aether von Theilchen zu Theilchen längst AB fortschreitet, nach auf dieser Linie senkrechten Richtungen, so daß die Curve $a b_1 c d_1 e f_1 g h_1$ ... eben so, wie sie die Gestalt darstellt, welche eine, transversale Schwingungen fortpflanzende Saite in einem gewissen Momente hat, auch die gegenseitige Stellung repräsentirt, in der sich die Aethertheilchen während des besagten Fortschreitens der Bewegung nach der Richtung von AB in einem bestimmten Augenblicke befinden. Die Aethertheilchen schwingen also transversal d. h. senkrecht auf die Richtung, nach welcher diese Bewegung in oben unter (1) angegebenen Weise von einem solchen Theilchen zum nächst liegenden fortgepflanzt wird, und welche das ausmacht, was man einen **Lichtstrahl** nennt. Die größte Entfernung, bis zu welcher ein schwingendes Theilchen aus seiner Ruhelage heraustritt, heißt die **Schwingungsweite** oder **Amplitude**. (So sind z. B. $b_1 b_2$ und $d_1 d_2$ die Amplituden der Aethertheilchen b und d.) Jedes Aethertheilchen schwingt stets in einer, der doppelten Amplitude gleichen Bahn (z. B das Theilchen b immer zwischen den Punkten b_1 und b_{11}, das Theilchen d zwischen d_1 und d_{11} u. s. w) hin und her. Jeder solche Hin- und Hergang (z. B. von b_1 nach b_{11} und wieder nach b_1 zurück) bildet eine **Schwingung**.

Fig. 576.



Der Bewegungszustand, welcher dem schwingenden Theilchen an irgend einer Stelle seiner Bahn eigen ist, wird die dieser Stelle entsprechende **Schwingungsphase** genannt, und jede einzelne Phase wird durch die Größe und Lage des Abstandes, in welchem sich das Theilchen, im Verhältniß zu seinem Ruhepunkte in AB, an der betreffenden Stelle befindet und durch die Größe und Richtung seiner Geschwindigkeit daselbst bestimmt. Die Zeit,

während welcher ein Aethertheilchen alle ihm möglichen verschiedenen Schwingungsphasen durchmacht (eine ganze Schwingung vollendet) ist die Schwingungsdauer, und Phasen, welche von einander um eine halbe Schwingung abstehen, nennt man entgegengesetzte Phasen. In diesen erscheint das Theilchen in gleichen Abständen von der Ruhestelle, aber auf entgegengesetzten Seiten der letzteren und hat gleiche Geschwindigkeiten, jedoch im entgegengesetzten Sinne. So befindet sich z. B. das Aethertheilchen b an den Punkten b_1 und b_{11} seiner Schwingungsbahn in entgegengesetzten Phasen. Es ist nach der Analogie mit den Transversalschwingungen der Theilchen gespannter Saiten nun für sich einleuchtend, daß die schwingenden Aethertheilchen an den Enden (z. B. b_1 b_{11}, d_1 d_{11} ...) ihrer Schwingungsweiten die Geschwindigkeit Null haben, daß von da aus die Geschwindigkeit mit der Annäherung an ihre Ruhelage immer mehr wächst, in dieser Lage selbst ihr Maximum erreicht und über dieselbe hinaus wieder allmälig bis zu Null abnimmt.

Da, wie wir aus §. 95 wissen, das Licht zur Fortpflanzung eine Zeit braucht, so kann der dieser Fortpflanzung zu Grunde liegende Uebergang der schwingenden Bewegung von einem Aethertheilchen auf die folgenden auch nur successive Statt finden, so daß die im Ruhezustande in der Linie **AB** liegenden Aethertheilchen, während der Fortpflanzung des Lichtes in der Richtung **AB**, nacheinander zum Schwingen kommen. Es werden also, wenn man sich z. B. die Fortpflanzung von **A** gegen **B** hin vor sich gehend und das Theilchen b in einem bestimmten Momente seine Schwingungen beginnend denkt, alle weiter gegen **B** gelegenen Aethertheilchen später zu schwingen anfangen und zwar um so später, je weiter sie vom Theilchen b nach **B** hin entfernt sind, so daß in der Zeit, in welcher b eine ganze Schwingung vollendet (von b_1 nach b_{11} und wieder nach b_1 zurück geht) die Bewegung sich bis zu einem Theilchen f fortpflanzt und dieses daher in dem nämlichen Momente seine erste Schwingung beginnt, in welchem b seine zweite anfängt. Eben so wird, während f eine und mithin b zwei Schwingungen macht, die Bewegung bis zu einem dritten Theilchen k fortschreiten, und dieses gleichzeitig mit der zweiten Schwingung von f und mit der dritten von b seine erste Schwingung vollenden u. s. f. Von nun an werden die Aethertheilchen b, f und k im nämlichen Zeitmomente in ganz gleichen Schwingungsphasen sich befinden, d. h. sie werden gleichzeitig die nämlichen Abstände von ihrer Ruhelage und auf derselben Seite der letzteren, so wie die nämliche Geschwindigkeit und nach derselben Richtung hin haben. Alle Schwingungsphasen, in welchen sich, von einem Aethertheilchen (b) bis zu dem nächsten gleichzeitig in der nämlichen Phase befindlichen Theilchen (f) hin, alle zwischen gelegenen Aethertheilchen befinden, bilden zusammen eine Lichtwelle, und die Entfernung der besagten zwei, gleichzeitig in der nämlichen Phase befindlichen Aethertheilchen (b, f) von einander bildet die Länge der Lichtwelle. Die Schwingungsphasen des in der Mitte zwischen b und f, d. h. von b und f um eine halbe Wellenlänge entfernt liegenden Aethertheilchens d sind jenen (den Phasen) der Theilchen b und f stets entgegengesetzt, und es wird in dem Augenblicke, wo b und f auf der rechten Seite von **AB** am Ende ihrer Schwingungsamplituden anlangen, das Theilchen d links von **AB** seine größte Abweichung von der Ruhe-

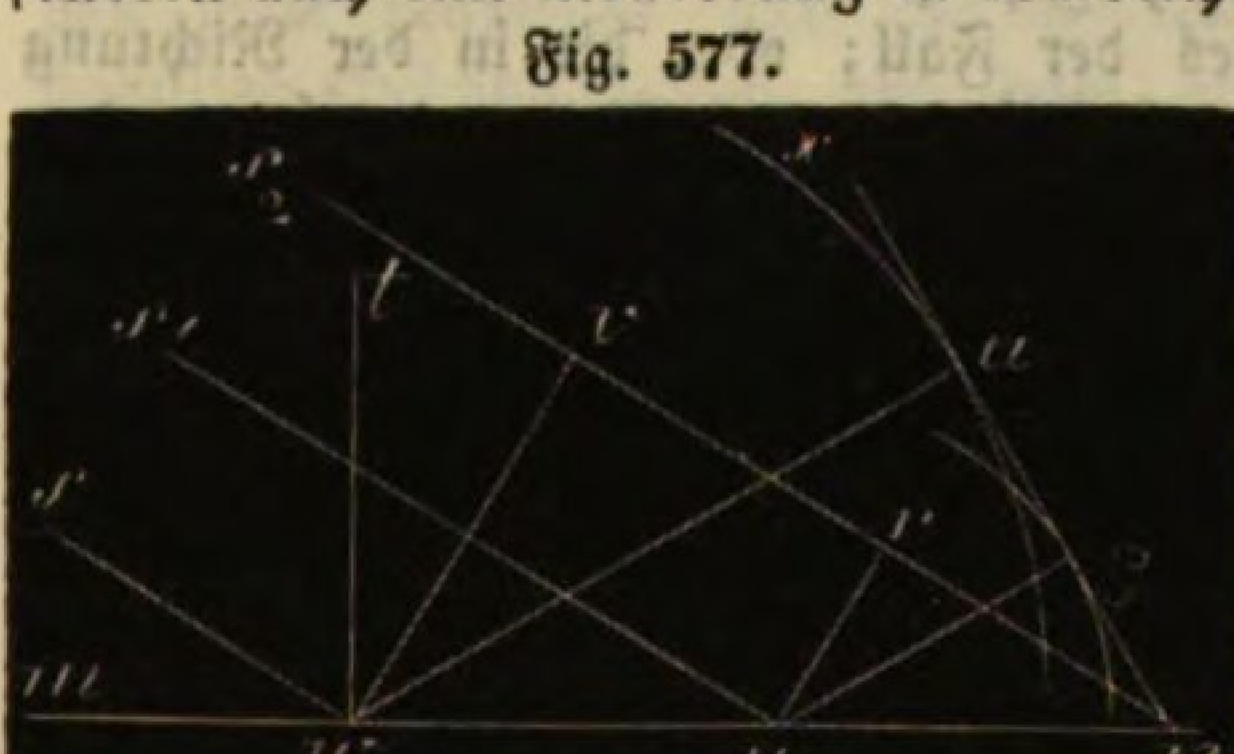
lage erreichen. Offenbar gilt dasselbe wie von d auch von dem Theilchen h u. s. w.; es steht daher folgender Satz fest: Aethertheilchen, die in der Fortpflanzungsrichtung eines Lichtstrahles um eine ganze Wellenlänge oder um irgend ein Vielfaches einer ganzen Wellenlänge von einander abstehen, befinden sich stets in gleichen, und Aethertheilchen, deren Abstände von einander eine halbe Wellenlänge oder irgend ein ungerades Vielfaches einer halben Wellenlänge betragen, befinden sich immer in entgegengesetzten Schwingungsphasen...(†).

Die Schwingungen jedes Theilchens eines leuchtenden Körpers pflanzen sich durch den Aether in der auseinandergesetzten Weise nach allen Seiten hin, und wenn die Elasticität des Aethers ringsherum dieselbe ist, mit gleicher Geschwindigkeit fort, so daß alle Aethertheilchen, — die ringsum ein schwingendes Theilchen des besagten Körpers herum gleichweit davon (von dem schwingenden Theilchen) entfernt, also in der Oberfläche einer Aetherkugel liegen, deren Mittelpunkt das besagte Theilchen bildet, — zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise in Bewegung gesetzt werden. Es geht also in diesem Falle (allseitig gleicher Elasticität des Aethers nämlich) von jedem leuchtenden Theilchen eine kugelförmige Aetherwelle aus; bei einem leuchtenden Körper d. i. einem Aggregate leuchtender Theilchen setzen sich die von diesen Theilchen ausgehenden kugelförmigen (Elementar-) Wellen zu einer resultirenden Kugelwelle zusammen (analog dem Hergange bei der Bildung einer resultirenden Welle aus elementaren Schallwellen, wie am Schlusse des §. 175 auf S. 369 gezeigt wurde), die dann, sich immer mehr erweiternd, nach allen Richtungen gleichmäßig fortschreitet. Nach der Theorie der Wellenbewegung in nach allen Seiten hin gleich elastischen Flüssigkeiten resultiren aus Störungen des Gleichgewichtes, wie wir sie bei der Lichtfortpflanzung vorausgesetzt haben, nicht bloß transversale, d. i. auf der Richtung der Lichtfortpflanzung senkrechte, sondern auch longitudinale, d. i. zur besagten Lichtfortpflanzungsrichtung parallele Schwingungen der Aethertheilchen. Hinsichtlich der Wirkung auf das Auge verschwinden jedoch die letzteren (die longitudinalen) im Vergleich mit den ersteren (den transversalen) Schwingungen, so daß bei den Lichterscheinungen nur die letzteren (die transversalen Schwingungen) in Betracht kommen. Diese können aber entweder nach geraden, auf der Richtung der Lichtfortpflanzung d. i. auf dem Lichtstrahle senkrechten Linien und dabei in allen verschiedenen, durch den Lichtstrahl seiner Länge nach hindurch gedachten Ebene vor sich gehen, und dies ist bei den Strahlen sogenannten gemeinen Lichtes der Fall; oder die in der Richtung eines Strahles gelegenen Aethertheilchen schwingen alle nur nach geraden Linien, die unter einander parallel sind und in einer und derselben, durch den Strahl nach seiner Länge hin gedachten Ebene liegen, ein solcher Strahl heißt dann geradlinig polarisirt. Eine Ebene, auf welcher die Schwingungsrichtungen (im letzteren Falle) senkrecht stehen, welche also der Richtung des Strahles parallel und gegen die Ebene, worin die Schwingungen erfolgen, senkrecht steht, ist das, was wir in der Folge Polarisationsebene nennen werden. Endlich können die besagten Aethertheilchen auch in kreisförmigen oder elliptischen Bahnen schwingen und dann heißen die Lichtstrahlen kreisförmig (circular) oder elliptisch polarisirt.

Ferner soll hier vorläufig noch Folgendes angeführt werden. So wie die Anzahl der in bestimmter Zeit stattfindenden Schwingungen bei den Tönen die Höhe bestimmt, eben so hängt nach der Vibrationshypothese von dieser Anzahl, mithin von der Schwingungsdauer des leuchtenden Theilchens oder der in der Richtung des Strahles gelegenen Aethertheilchen die Farbe dieses Strahles ab...(†). Für die verschiedenfarbigen Strahlen ist überdieß auch die Wellenlänge nicht gleich: so wie die längste Schwingungsdauer, so kommt auch die größte Wellenlänge dem rothen Lichte zu; von diesem nehmen beide (Schwingungsdauer und Wellenlänge) gegen das violette Licht hin stets ab und diesem entspricht die kürzeste Welle und die kürzeste Schwingungsdauer. Die Wellenlänge beträgt in Hunderttausendtheilen eines Pariser Zolles für den äußersten rothen Strahl 2·422 und für den äußersten violetten 1·464. Die Intensität des Lichtes wird durch die Schwingungsweite und durch die derselben proportionirte Schwingungsintensität bestimmt; sie steht mit dem Quadrate der letzteren im geraden Verhältnisse. Die dem weißen Lichte zu Grunde liegende Welle ist die Resultirende aus sämmtlichen den farbigen Theilen desselben entsprechenden Wellen. Hat in einem Körper, an welchen eine Lichtwelle trifft, der Aether die nämliche Elasticität, wie in dem Mittel, aus welchem die Welle kommt, so geht diese ohne Aenderung der Richtung und Geschwindigkeit durch den Körper durch und derselbe erscheint durchsichtig. Letzteres ist aber auch dann noch der Fall, wenn zwar die Elasticität des Aethers im besagten Körper eine andere ist als in dem früheren Mittel, jedoch eine ungestörte Fortpflanzung regelmäßiger Schwingungen stattfinden kann. Es wird diese dann wohl in einer andern Richtung und mit einer andern Geschwindigkeit in dem Körper erfolgen; dieser wird aber durchsichtig erscheinen. Die Undurchsichtigkeit eines Körpers hat nach der Undulationshypothese in der Unfähigkeit desselben, die an ihn treffenden Aetherwellen ungestört durch sich hindurch fortzupflanzen, ihren Grund.

§. 145. Erklärung der Reflexion und der Brechung des Lichtes nach der Undulationstheorie. Wenn eine Lichtwelle an einem Mittel anlangt, worin der Aether eine größere oder geringere Elasticität hat, als in dem vorhergehenden Mittel, (welches die Welle bis dahin fortpflanzte); so geht eine Theilung der Wellenbewegung vor sich; eine Welle tritt in das neue Mittel ein, und eine zweite Welle kehrt in dem vorhergehenden Mittel zurück, erstere begründet die Reflexion, letztere die Brechung des Lichtes. Hiebei findet nicht blos eine für sich einleuchtende Aenderung in der Intensität, sondern auch eine Aenderung in der Richtung des Lichtes Statt; sowohl die Richtung des in dem neuen Mittel fortschreitenden als des im vorhergehenden Mittel zurückkehrenden (reflectirten) Strahles ist von der Richtung des an der Trennungsfläche beider Mittel anlangenden Strahles verschieden. Wir wollen zuerst den reflectirten Antheil (die in dem früheren Mittel zurückkehrende Welle) näher betrachten.

Fig. 577.



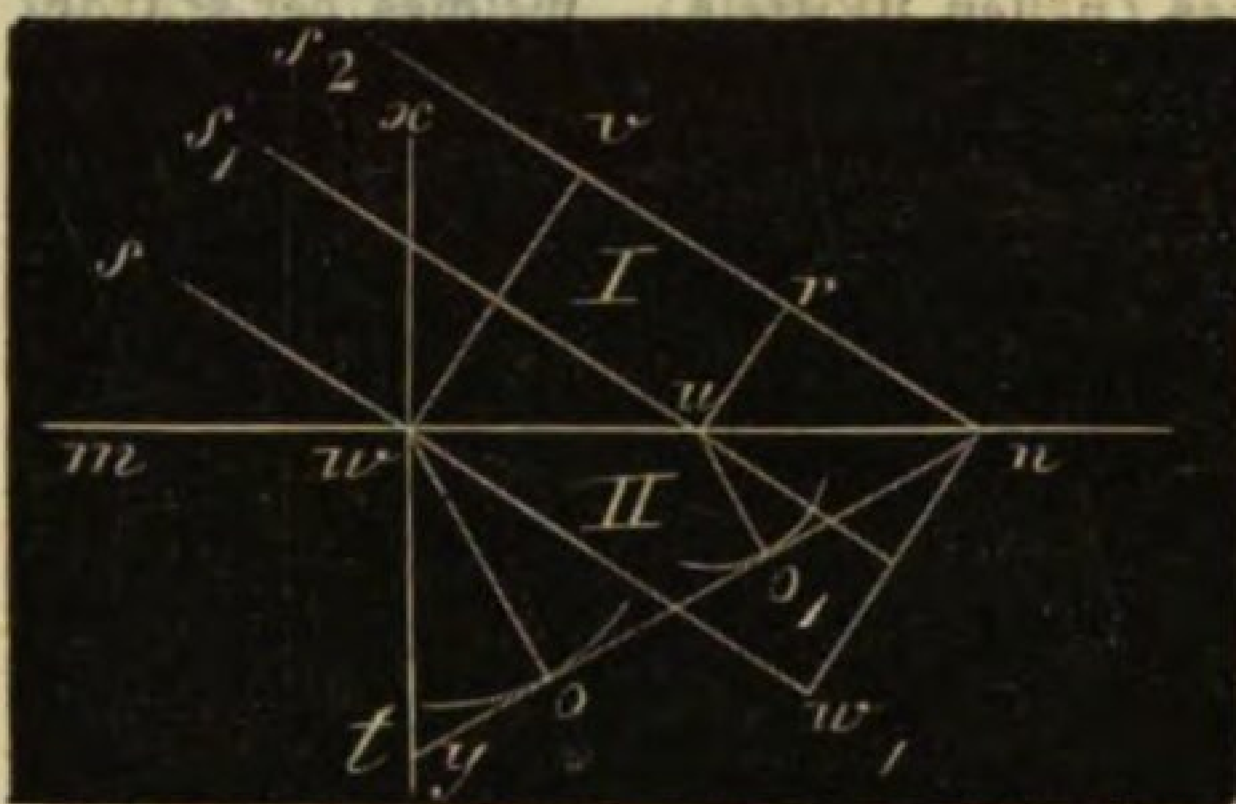
Ist m n (Fig. 577) die Gränzfläche zweier Mittel, w v ein so kleiner Theil der Oberfläche einer an m n anlangenden Lichtwelle, daß er als eben (im

Durchschnitte als geradlinig) betrachtet werden kann, und ist die Lichtquelle, von welcher die Welle herkömmt, so weit entfernt, daß die Strahlen s, s_1, s_2 . . . sich als unter einander parallel ansehen lassen, so wird das Aethertheilchen an dem Punkte w des (neuen Mittels), welches der Strahl s zuerst trifft (und das Gleiche geschieht mit allen in der Gränzfläche dieses Mittels gelegenen Aethertheilchen, welche nach und nach von der Welle getroffen werden) in Schwingungen versetzt, welche sich nach allen Seiten hin fortpflanzen, so als ob w selbst ein leuchtender Punkt wäre. Wir wollen nur die Schwingungen, die sich ins alte Mittel zurückfortpflanzen und die daraus resultirende, in dieses Mittel von w aus zurückgehende sphärische Welle ins Auge fassen. Indem die ebene Welle wv weiter fortschreitet, trifft sie die Fläche mn später in u und endlich in n. Während der Zeit, die bis zu diesem Eintreffen in n verfließt, pflanzt sich die besagte, von w ausgehende sphärische Welle in dem alten Mittel so weit fort, daß ihr Halbmesser wa dem Wege vn gleich ist. Zieht man ur parallel zu wv, so wird offenbar die von u aus gleichem Grunde wie von w aus ins frühere Mittel zurückgehende sphärische Welle in der nämlichen Zeit sich so weit verbreitet haben, daß ihr Halbmesser $u\rho$ gleich rn ist. Auf ganz gleiche Weise werden von allen zwischen w und n gelegenen Punkten sphärische Elementarwellen ausgehen, und eine alle diese Elementarwellen gleichzeitig berührende Fläche wird die resultirende, von mn reflectirte Welle darstellen. Da nun wegen Aehnlichkeit der Dreiecke wvn und urn $wn : un = vn : rn$, ferner, dem Vorstehenden gemäß, $vn = wa$ und $rn = u\rho$ ist, so folgt auch $wn : un = wa : u\rho$; es ist daher die Fläche (nx), welche die von allen zwischen w und n gelegenen Punkten ausgehenden sphärischen Elementar-Wellen berührt, eine ebene Fläche, auf welcher die Richtungen (wa, $u\rho$ u. s. w.), nach denen die Schwingungen der Aethertheilchen in das alte Mittel zurück fortschreiten d. i. alle reflectirten Lichtstrahlen senkrecht stehen. Da demnach die Dreiecke wvn und wan congruent sind, indem die Seite wn ihnen gemeinschaftlich, $vn = wa$ und der Winkel $wvn = wan = 90^0$ ist; so folgt, daß auch die dritten Seiten wv und na und eben so die denselben gegenüberliegenden Winkel swm ($= vnw$ wegen Parallelismus der Linien $sw = s_2 n$) und awn einander gleich sind, und hieraus folgt wieder die Gleichheit der Winkel twa und swt, welche der einfallende Strahl (sw) und der reflectirte (wa) mit dem das Einfallsloth darstellenden Perpendikel wt machen und welche die gleichen Winkel awn und swm zu 90^0 ergänzen. Es ist somit das Hauptgesetz der Reflexion des Lichtes (man sehe S. 609) nach den Principien der Vibrationshypothese dargethan.

Auf ganz ähnliche Weise ergibt sich nach denselben Principien auch das Hauptgesetz der einfachen Brechung des Lichtes, wie folgt. Es sei abermals wv (Fig. 578) die Lage, welche die an die Gränzfläche mn der heterogenen Mittel treffende ebene Welle in einem bestimmten Momente hat. Es wird da wieder w der Mittelpunkt einer Wellenbewegung, welche nicht nur in eben vorher auseinander gesetzter Art in dem früheren Mittel (oberhalb mn), sondern auch in dem neuen Mittel (unterhalb mn) sich verbreitet, so daß in diesem von w aus eine sphärische Aetherwelle, nach allen Seiten hin sich immer mehr erweiternd, sich fortpflanzt. Da aber in dem neuen Mittel, wie oben vorausgesetzt worden, die Elasticität des Aethers von jener im andern Mittel verschieden ist; so ist auch die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in beiden Mitteln

ungleich. (Die besagte Verschiedenheit der Elasticität des Aethers in beiden Mitteln wird durch die Anziehung begründet, die zwischen den Aethertheilchen und den Molekeln der Körper stattfindet und bei Körpern ungleicher Beschaffenheit verschieden ist, so daß daraus eine Verschiedenheit in der Dichte und Elasticität des Aethers resultirt).

Fig. 578.



Könnte die ebene Welle w v im Mittel II sich mit der nämlichen Geschwindigkeit, wie im Mittel I fortpflanzen, so würde sie, sich stets parallel bleibend, weitergehen und in der Zeit, in welcher der Punkt v derselben nach n kommt, in die Lage $w_1 n$ gelangen. Ist die Fortpflanzungsgeschwindigkeit im Mittel I aber von jener in II verschieden, so daß beide Geschwindigkeiten in einem bestimmten constanten Verhältnisse, z. B. a : b, daher $1 : \frac{b}{a}$ oder 1 : n stehen, wenn $\frac{b}{a} = n$ gesetzt wird; so werden in der besagten Zeit die von w, von u und von allen zwischen w und n gelegenen Punkten der Gränzfläche beider Mittel, mit welchen die besagte ebene Welle nach und nach in Berührung kommt, ausgehenden, in dem Mittel II fortschreitenden sphärischen Elementar-Wellen bis zur Oberfläche einer Kugel gelangen, deren Halbmesser zu v n im Verhältnisse n : 1 steht und welche die im Mittel fortschreitende resultirende Welle (die gebrochene Welle) darstellt, und in der dem Wellenstücke w n correspondirenden Ausdehnung (die nur allein hier in Betracht kommt) gleichfalls als eben angesehen werden kann. Es bezeichne die Gerade o n diese Ausdehnung der gebrochenen Welle, (die Berührungsfläche aller erwähnten Elementar-Wellen) und w o den Halbmesser der gebrochenen Welle, so daß dem Vorstehenden gemäß w o : v n = n : 1 ist . . . (1). Man ziehe durch den Punkt w die zur Gränzfläche m n Senkrechte x y, und verlängere o n bis zum Zusammentreffen mit x y z. B. im Punkte t. Da nun s_2 v als Richtung eines Strahles auf w v, einem Theil der Kugelwelle, senkrecht steht . . . (2), (indem jeder zu letzterer gehörige Strahl die Richtung eines Halbmessers derselben hat); so ist w v n ein rechtwinkliges Dreieck und mithin v n = w n sin. v w n . . . (3). Da ferner eben aus dem unter (2) angegebenen Grunde der Winkel w o n im Dreiecke o w n ein Rechter ist, so hat man auch w o = w n . sin. w n o . . . (4), und es ergibt sich daher aus (3) und (4) v n : w o = sin. v w n : sin. w n o . . . (5). Wegen der Aehnlichkeit der Dreiecke w n o und t w o [indem nach den Lehren der Geometrie die Dreiecke (w n o und t w o), in welche ein rechtwinkliges Dreieck (t w n) zerlegt wird, wenn man aus dem Scheitel des rechten Winkels (t w n) auf die Hypothenuse ein Perpendikel (w o) fällt, ähnlich sind], ist aber der Winkel w n o = dem Winkel t w o . . . (6) und ferner ist $\angle$ v w n = $\angle$ s w x . . . (7), weil s w x + x w v = 90°, eben so x w v + v w n = 90°, mithin s w x + x w v = x w v + v w n ist, woraus durch beiderseitige Subtraction von x w v sich s w x = v w n ergibt. Es geht daher mit Rücksicht

auf (6) und (7) die Proportion (5) in vn : wo = sin. swx : sin. two über ... (8). Nun stellen aber die Linien vn und wo die Fortpflanzungsgeschwindigkeiten des Lichtes in den aneinander gränzenden Mitteln I und II (Fig. 578) vor und diese Geschwindigkeiten stehen nach (1) in einem bestimmten constanten Verhältnisse, ferner repräsentirt swx den Einfallswinkel und two den Brechungswinkel für den Strahl sw; es stehen demnach und gemäß (8) auch die Sinus dieser Winkel in einem bestimmten constanten (von der Beschaffenheit der besagten zwei Mittel abhängigen) Verhältnisse, und dies ist das Hauptgesetz der einfachen Brechung des Lichtes (man sehe unter 2) auf S. 635). Es findet daher dieses, in der Erfahrung überall sich bestätigende Gesetz und mithin die einfache Brechung des Lichtes in der Vibrationstheorie volle Rechtfertigung.

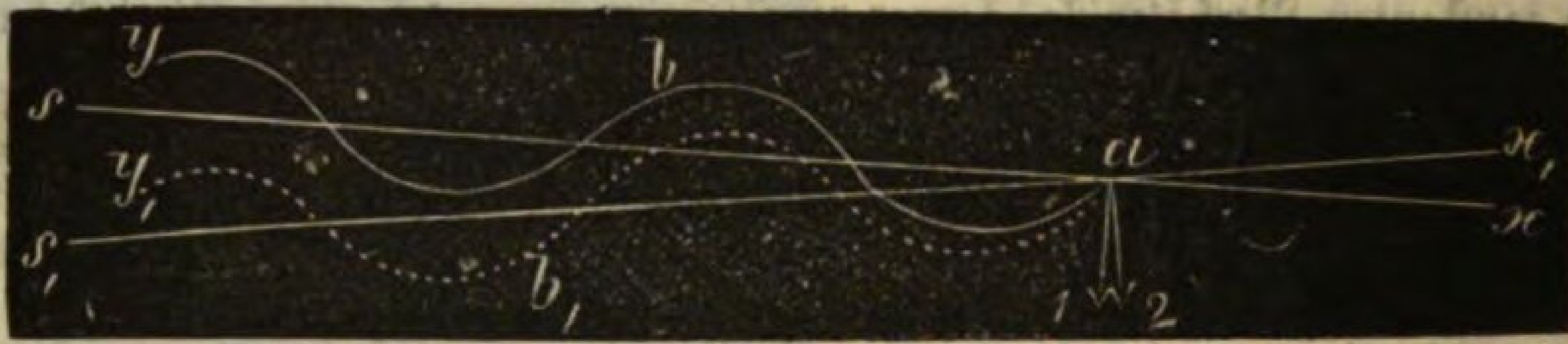
Man begreift beim Hinblicke auf (8) und auf die Figur von selbst, daß wenn die Fortpflanzungsgeschwindigkeit (wo) im Mittel II, in welches das Licht übergeht, kleiner ist als die Geschwindigkeit (vn) in dem Mittel I, aus welchem es kömmt, auch der Brechungswinkel (two) kleiner als der Einfallswinkel ($swx = yww_1$) sein müsse, mithin für diesen Fall aus der Undulationshypothese sich eine Brechung zum Einfallsloth ergebe, und eben so ist es nun für sich klar, daß bei einem umgekehrten Verhältnisse die besagten Fortpflanzungsgeschwindigkeiten, wenn nämlich wo größer als vn ist, auch der Brechungswinkel größer als der Einfallswinkel sein muß, also nach der Vibrationstheorie eine Brechung vom Einfallslothe folgt.

Die Farbenzerstreuung ist, wie schon an einem früheren Orte angedeutet wurde, nach der Undulationstheorie die Folge der bei der Brechung vor sich gehenden Zerlegung der die Empfindung der weißen Farbe erzeugenden Welle in Wellen von verschiedener Länge, deren jede im brechenden Mittel mit einer andern, die kürzere Welle mit geringerer und die längere mit größerer Geschwindigkeit fortschreitet und mithin jede auch in einem andern Grade gebrochen wird.

145. Die Interferenz des Lichtes. Man versteht hierunter die gegenseitige Einwirkung der Lichtstrahlen auf einander bei ihrem Zusammentreffen. Wenn nämlich zwei gleichartige (von der nämlichen Lichtquelle ausgehende) Strahlen auf verschiedenem Wege dahin kommen, daß sie in eine und dieselbe Gerade zusammenfallen oder sich in einem Punkte unter einem sehr spitzigen Winkel durchkreuzen; so wirken sie, im ersteren Falle ihrer ganzen Länge nach im letzteren aber bloß an der Durchkreuzungsstelle, verstärkend oder schwächend auf einander ein, so daß die Zusammentreffungsstellen entweder intensiver oder schwächer als durch jeden einzelnen Strahl erleuchtet oder aber auch ganz finster erscheinen, also durch Hinzufügung von Licht zu Licht, Dunkelheit, ja sogar Finsterniß erzeugt werden kann. Dieses merkwürdige Resultat findet nicht nur leicht und einfach seine Erklärung in der Undulationstheorie, sondern läßt sich nur allein nach dieser Theorie erklären, und bildet, da sich auf die Interferenz des Lichtes große Reihen der interessantesten und wichtigsten Phänomene, die sonst unerklärt bleiben würden, zurückführen lassen, eines der kräftigsten Argumente für die Vibrationshypothese. Nach dieser Hypothese erfolgt nun die besagte gegenseitige Verstärkung, Schwächung oder gänzliche Aufhebung der Lichtstrahlen an den Zusammentreffungsstellen, je nachdem auf die Aethertheilchen dieser Stellen gleichzeitig übereinstimmende oder nicht übereinstimmende Schwingungsphasen übertragen

werden. Zur Erläuterung dessen seien s x und s_1 x_1 (Fig. 579) zwei Lichtstrahlen welche von einer und derselben Lichtquelle herkommen, aber, nachdem sie irgendwo (durch Reflexion, Brechung oder eine andere Einwirkung)

Fig. 579.

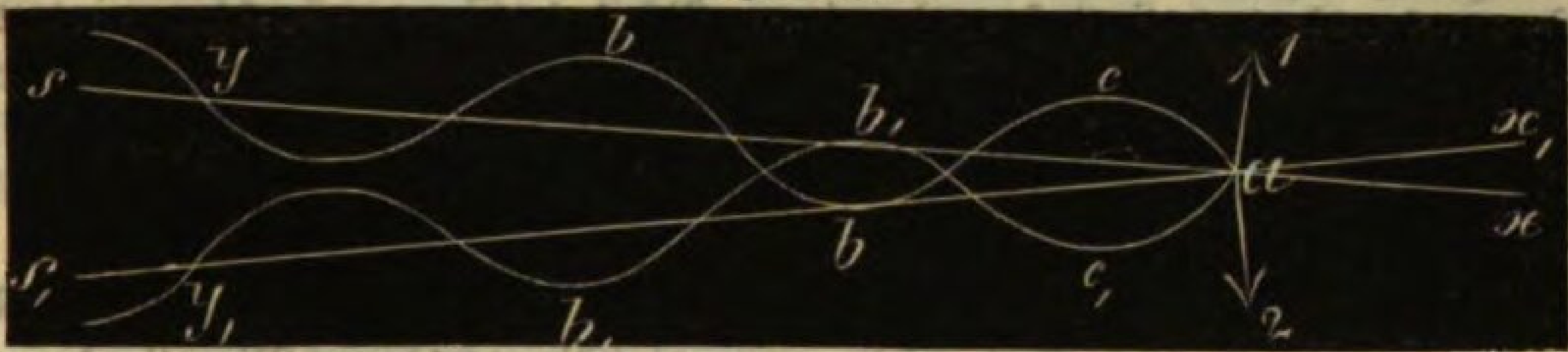


von ihren ursprünglichen (divergenten) Richtungen eine Ablenkung erlitten haben, im Punkte a unter einem sehr spitzigen Winkel zusammentreffen. Sind nun die Wege, welche diese beiden Strahlen von der Lichtquelle an bis zum Punkte a zurückgelegt haben, einander gleich oder um eine ganze Wellenlänge oder um irgend ein Vielfaches einer ganzen Wellenlänge verschieden ...(I), so werden offenbar sowohl bei der nach s x als bei der nach s_1 x_1 im Aether sich fortpflanzenden schwingenden Bewegung auf das Aethertheilchen a in dem nämlichen Momente gleiche, (eigentlich wegen der Neigung der beiden Strahlen gegen einander nur sehr nahe gleiche) Schwingungszustände übertragen. Es werden daher die Richtungen, in welchen das Theilchen a durch die eine, nach s x und durch die andere nach s_1 x_1 fortschreitende Wellenbewegung aus seiner Ruhelage herausgetrieben wird, in jedem Momente immer (sehr nahe) übereinstimmen, und die Schwingungsintensität dieses Theilchens wird in jedem Augenblicke (sehr nahe) doppelt so groß sein (es muß also von dem Durchkreuzungspunkte a der in Rede stehenden zwei Strahlen stets eine stärkere Lichtwirkung ausgehen), als wenn dasselbe bloß durch die Bewegung, welche sich nach einer der zwei Richtungen s x und s_1 x_1 fortpflanzt, in Schwingungen versetzt würde. Die Wellenlinien y b a und y_1 b_1 a stellen für den in Rede stehenden Fall die gegenseitige Lage der Aethertheilchen während des Fortschreitens der schwingenden Bewegung nach den Richtungen s x und s_1 x_1 in einem bestimmten Momente dar, und die Pfeile 1, 2 bezeichnen die Richtungen, nach welchen das Aethertheilchen a gleichzeitig durch beide Wellenbewegungen aus seiner Ruhelage nach einer Seite hin heraustreten gemacht wird, so daß es das Wellensystem y b a in demselben Augenblicke nach 1 treibt, in welchem es von dem Wellensysteme y_1 b_1 a nach 2 getrieben wird. (Daß das Theilchen a strenge genommen, weder der einen noch der andern Richtung, sondern, da diese einen Winkel 1 a 2 einschließen, einer nach der nämlichen Seite hin gehenden Mittelrichtung folgen werde und daß, eben dieses Winkels wegen, die resultirende Schwingungsintensität auch nicht genau die Summe der den beiden Wellensystemen entsprechenden Schwingungsintensitäten sein könne, daß aber die Abweichungen wegen der außerordentlichen Kleinheit des besagten Winkels sich als verschwindend gering betrachten lassen, ist wohl für sich klar.)

Sind die Wege, welche die beiden Strahlen s x und s_1 x_1 von der Lichtquelle an bis zum Punkte a zurückgelegt haben, um eine halbe Wellenlänge oder um ein ungerades Vielfaches einer halben Wellenlänge (d. i. im $\frac{1}{2}$l, $\frac{3}{2}$l, $\frac{5}{2}$l, $\frac{7}{2}$l u. s. w., wenn l die Wellenlänge bedeutet), von einander verschieden . . . (II), so werden offenbar durch die den Strahlen s x und s_1 x_1 zu Grunde liegenden Wellenbewegungen auf den Zusammentreffungspunkt a gleichzeitig entgegengesetzte Schwingungszustände über-

tragen, so daß (wie man in der, diesen Fall anschaulich machenden Fig. 580 versinnlicht sieht,) das Aethertheilchen a aus seiner Ruhelage durch das Wellensystem y b c a in dem nämlichen Momente nach 1 hin

Fig. 580.

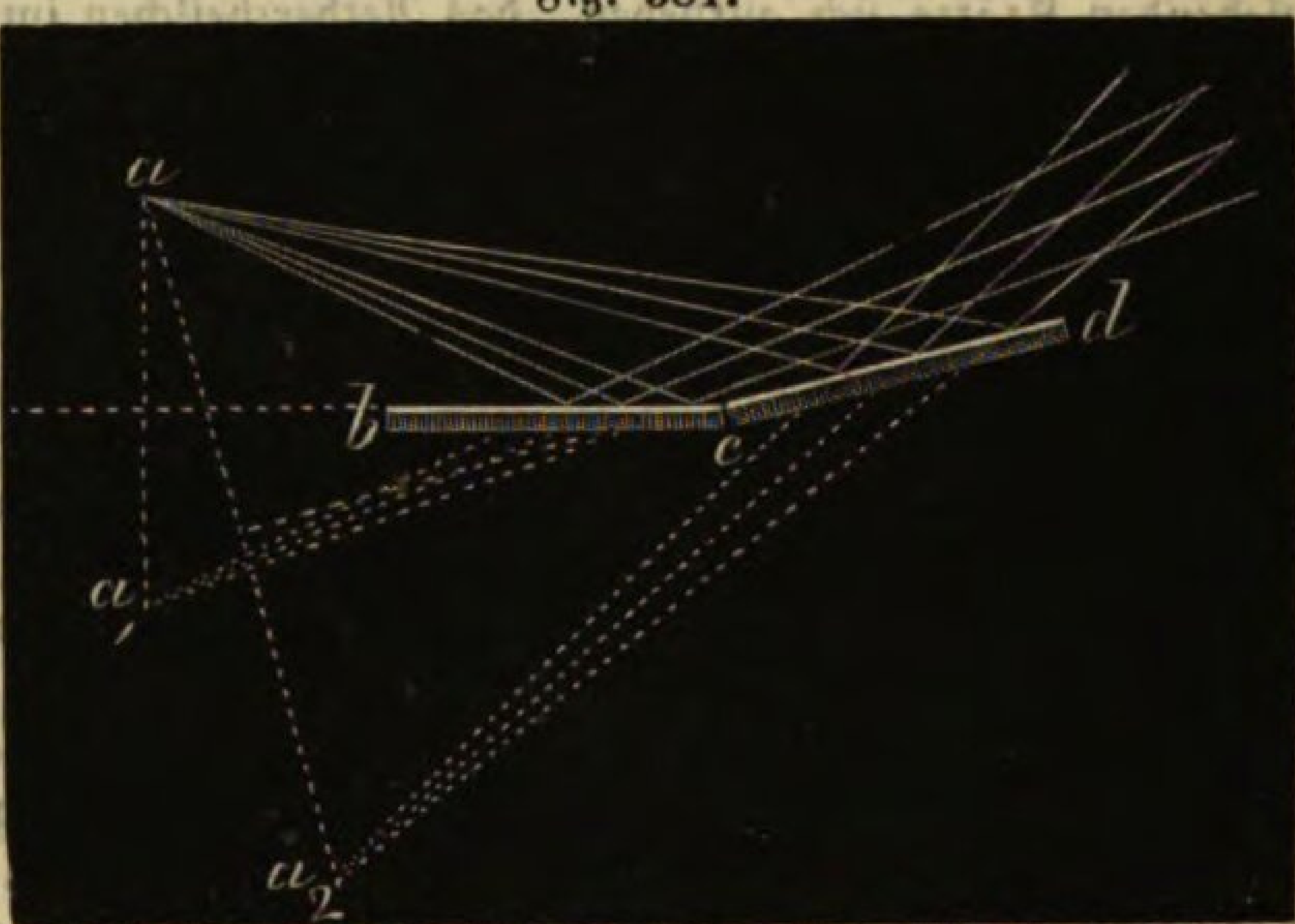


angetrieben wird, in welchem das zweite Wellensystem $y_1 b_1 c_1$ a mit gleicher Kraft es nach 2 hin zu bewegen sucht, die beiden gleichen und als entgegengesetzt anzusehenden Kräfte sich aufheben, das Aethertheilchen im Punkte a in Ruhe bleibt und daher von diesem Punkte keine Lichtwirkung ausgeht (in demselben das Licht des einen der daselbst zusammentreffenden Strahlen durch jenes des zweiten vernichtet wird).

Wenn der Unterschied der Wege, welche die zusammentreffenden (sich interferirenden) Strahlen von der Lichtquelle bis zum Interferenzpunkt zurückgelegt haben, weder eine oder mehrere ganze Wellenlängen, noch eine halbe Wellenlänge oder ein ungerades Vielfaches einer solchen beträgt, sondern eine Größe hat, welche zwischen diesen (bei der bisherigen Betrachtung vorausgesetzten) Werthen liegt; so wird auch das Resultat der Interferenz beider Strahlen zwischen den Interferenz-Resultaten der vorigen zwei Fälle liegen, es wird nämlich an der Interferenzstelle (a) weder eine Verdopplung der Schwingungsintensität . . . (†), noch eine gänzliche Aufhebung der schwingenden Bewegung, d. h. eine Schwingungsintensität = 0 . . . (††) hervorgebracht werden, sondern es wird daselbst eine Schwingungsintensität eintreten, welche dem einem oder dem andern der unter (†) und (††) bezeichneten Werthe näher kömmt, je nachdem der Unterschied der Wege der auf S. 752 unter (I) angegebenen Größe (einer ganzen Wellenlänge oder irgend eines Vielfachen einer solchen) oder aber dem oben bei (II) angeführten Werthe (einer halben Wellenlänge oder eines ungeraden Vielfachen einer solchen) sich mehr nähert, und es wird daher von a immer eine mit dieser Schwingungsintensität zu und abnehmende Lichtwirkung ausgehen. Daß in dem Falle, wo die zwei von der nämlichen Lichtquelle ausgegangenen Strahlen, nachdem sie von ihren ursprünglichen Richtungen abgelenkt worden, längs einer und derselben geraden Linie vereinigt werden, von allen in dieser Linie gelegenen Aethertheilchen ganz dasselbe gelte, was von dem Aethertheilchen im Durchkreuzungspunkte a der Strahlen s x und $s_1 x_1$ in Bezug auf Interferenz-Wirkung dargethan wurde, leuchtet gewiß von selbst ein. Eben so begreift man nun für sich, daß die vorbesagte gänzliche Aufhebung der Aetherschwingungen durch Interferenz nur in dem eben besprochenen Falle, wo die betreffenden Strahlen längs einerlei Geraden vereinigt werden oder nur dann möglich ist, wenn die Strahlen sich unter einem sehr kleinen Winkel kreuzen, weil bloß in diesen zwei Fällen die durch beide Strahlen auf ein und dasselbe Aethertheilchen gleichzeitig übertragenen Schwingungszustände der zu den Strahlen senkrechten Schwingungs-Richtung nach (genau oder wenigstens sehr nahe) entgegengesetzt sein können. Den Beweis des

Vorstehenden, und überhaupt eine vollständige Darstellung des Wesens der Lichtinterferenz liefert am besten der **Fresnel'sche Spiegelversuch.** Um denselben anzustellen, macht man durch eine schmale längliche Oeffnung (eine geradlinige Spalte) im Fensterladen eines verfinsterten Zimmers (am besten mittelst des Heliostates) einen Bündel Sonnenstrahlen eintreten, concentrirt diese durch ein dicht an der Spalte und ihr parallel angebrachtes oder in derselben eingesetztes cylindrisches Glas (einen zur Axe eines Glascylinders parallelen Abschnitt, dessen ebene Fläche gegen die Spalte, dessen convexe Seite hingegen ins Zimmer hineingekehrt wird) zu einer der Spalte parallelen Lichtlinie; und leitet die von diesen divergent ausgehenden Strahlen auf zwei ebene Spiegel bc und cd (Fig. 581) aus Metall oder aus schwarzem Glase, die unter einem sehr stumpfen, von 180° nur sehr wenig

Fig. 581.



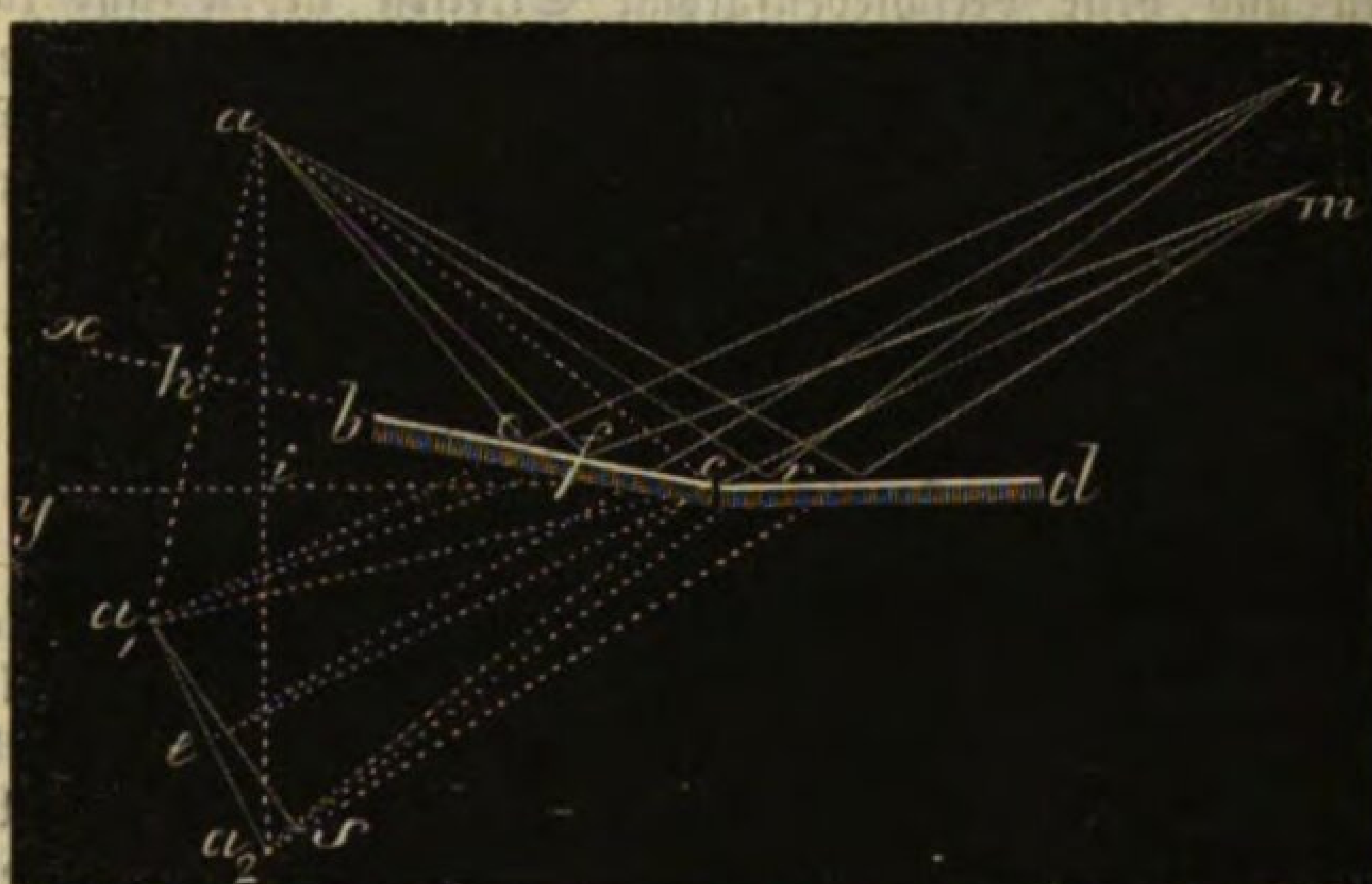
verschiedenen Winkel so gegen einander geneigt sind, daß die Linie c, in welcher ihre Ebenen sich schneiden, der besagten Lichtlinie parallel ist. (Es läßt sich dies am einfachsten und leicht dadurch bewerkstelligen, daß man die Spalte in horizontaler Lage anbringt, auf eine 1 — 2 Klafter davon entfernte ebene und beiläufig horizontale Fläche zwei ganz gleich dicke Stücke schwarzen Spiegelglases so legt, daß sie mit scharfen geradlinigen Kanten in einer zur Spalte parallelen Linie aneinanderstoßen, und dann unter das eine der Glasstücke auf der von besagter Linie abstehenden Seite ein Blatt Papier unterschiebt.) Diese Strahlen werden von den Spiegeln so reflectirt, als kämen sie von zwei in Bezug auf Lichtaussendung vollkommen identischen leuchtenden Linien a_1, a_2 nämlich von den durch die Spiegel erzeugten Bildern der Lichtlinie her und durchkreuzen einander nach dieser Reflexion. Bringt man an den Ort des Durchkreuzens eine weiße Fläche, einen weißen Schirm, der daselbst die reflectirten Strahlen auffängt, so sieht man auf demselben eine Reihe verschiedenfarbiger, gerader und zur Durchschnittslinie der Spiegel paralleler Streifen. Man kann auch, anstatt den besagten Schirm am Durchkreuzungsorte anzubringen, nach diesen mit einer Loupe hinsehen, wo man dann die nämlichen farbigen Streifen und zugleich die ganze Erscheinung vergrößert sieht.

Zerlegt man das weiße Licht, bevor es auf den vorerwähnten Glascylinder-Abschnitt trifft, durch ein dreiseitiges Prisma in seine farbigen

Bestandtheile und läßt bloß eine Farbengattung z. B. bloß den rothen Antheil auf diesen Glascylinder-Abschnitt gelangen, oder läßt man die Strahlen, welche von der weißen (durch den Glascylinder-Abschnitt gebildeten) Lichtlinie ausgehen, durch ein farbiges Glas gehen, welches nur homogenes z. B. nur rothes Licht hindurchläßt; so sieht man auf dem Schirme oder mittelst der Loupe helle, durch dunkle (schwarze) Linien getrennte Streifen und zwar letztere von der Farbe des auf die Spiegel gelangenden Lichtes. Wechselt man, ohne die Stellung der Spiegel und der Loupe zu ändern, das auf erstere gelangende Licht bezüglich der Farbe, und zwar vom Roth durch die Zwischenfarben des Spectrums bis zum Violett allmälig fortschreitend, so findet man, daß die hellen (farbigen) Streifen allmälig immer schmäler werden, und daß an die Stellen, welche bei einer bestimmten Farbe des Lichtes von dunklen Streifen eingenommen werden, bei Licht einer andern Farbengattung helle farbige Streifen hinfallen. Man begreift hiernach, daß in dem Falle, wo gleichzeitig alle prismatischen Farbengattungen d. h. weiße Strahlen auf die Spiegel gelangen, die dunkeln Linien verschwinden und helle verschiedenfarbige Streifen neben und zum Theil auch über einander fallend erscheinen müssen (nur in der Mitte bleiben zwei dunkle Linien über), daß also das Interferenz-Phänomen im weißen Lichte lediglich das Resultat des gleichzeitigen Uebereinanderfallens der Erscheinungen sei, die die verschiedenen, im weißen Lichte vorhandenen Farbengattungen, einzeln genommen, zeigen, und daß es daher, um die Lichtinterferenz nach der Vibrationstheorie zu erklären und ihre volle Uebereinstimmung mit derselben darzuthun, nur der Untersuchung dieses Phänomens, wie es sich im homogenen Lichte zeigt, bedürfe. In jedem solchen Falle läßt sich aber aus der gegenseitigen Lage der Lichtlinie (a) der zwei Spiegeln (b c und b d) der Punkte a_1, a_2, von welchen die von den Spiegeln reflectirten Strahlen herzukommen scheinen, und jener eines bestimmten, farbigen oder dunkeln Streifens die Größe der Wege bestimmen, welche die diesen Streifen bildenden Strahlen bis zu seinem Entstehungsorte zurückgelegt haben. Dabei findet man folgende Resultate: 1) der farbige Streifen, welcher immer in der Mitte zwischen den beiden mit den hellen und dunkeln Streifen gleichzeitig sichtbaren Bildern a_1 a_2 der Lichtlinie a sich zeigt, liegt an den Durchkreuzungsstellen von Strahlen, welche von der Lichtlinie bis zu diesen Stellen gleich große Wege zurückgelegt haben. 2) Die von dem besagten mittleren Streifen nach der nämlichen Seite, z. B. nach oben hin auf einander folgenden Farbenstreifen befinden sich an den Stellen, wo sich von a ausgehende Strahlen durchkreuzen, nachdem sie Wege zurückgelegt haben, die bei dem ersten (oben gelegenen) Farbenstreifen um ω, bei dem zweiten um 2ω, bei dem dritten um 3ω u. s. w. verschieden sind, wo ω für Strahlen derselben Farbe eine constante Größe ist, aber für Strahlen verschiedener Farbe, ja selbst für die verschiedenen Abstufungen der nämlichen prismatischen Farbengattung (z. B. für die verschiedenen Abstufungen des Roth im Spectrum) einen andern und zwar für die äußersten rothen Strahlen den größten und für die äußersten violetten den kleinsten Werth hat. Für die auf der andern Seite vom mittleren Farbenstreifen (unterhalb desselben) gelegenen farbigen Streifen findet genau dasselbe Gesetz Statt, so daß die Wegdifferenz der sie bildenden Strahlen für den ersten dieser Streifen auch ω, für den zweiten 2ω u. s. w. beträgt.

3) Die dunkeln, mit den farbigen abwechselnden Streifen sind ebenfalls das Resultat der Durchkreuzung von Strahlen, aber nach zurückgelegten ungleich großen Wegen, und es gilt für diese beiderseits des mittleren Farbenstreifens nach einander folgenden dunkeln Streifen ganz das Nämliche, wie für die außer der Mitte des Phänomens gelegenen farbigen Streifen, nur sind die Wegdifferenzen der die dunkeln Streifen bildenden Strahlen andere und zwar beträgt die Wegdifferenz bei jedem der zwei dunkeln Streifen, die dem mittleren Farbenstreifen beiderseits (oben und unten) am nächsten liegen, $\frac{1}{2}\omega$, bei jedem der zwei beiderseits nächstfolgenden $\frac{3}{2}\omega$, bei jedem der zwei dritten, der zwei vierten u. s. w. Streifen dieser Art $\frac{5}{2}\omega$, $\frac{7}{2}\omega$ u. s. w. Man sieht, daß diese Resultate ganz im Einklang mit dem Wesen der Undulationstheorie stehen, wenn ω eine Wellenlänge bedeutet. Wie sie aber auf Grundlage der Principien dieser Theorie gefunden werden konnten, wird Folgendes begreiflich machen. Es seien (in Fig. 582) wieder b c und c d die beiden gegen einander geneigten Spiegel,

Fig. 582.



deren Durchschnittslinie c auf der Ebene des Papiers senkrecht stehend zu denken ist, a ein Punkt der Lichtlinie (S. 757), von welcher nur homogenes Licht auf die Spiegel gelangend vorausgesetzt wird, a_1, a_2 seien die von den letzteren erzeugten Bilder des Punktes a und m ein Punkt des oben besagten mittleren Farbenstreifens im Gesichtsfeld der Loupe oder auf dem Schirme, womit die farbigen und dunkeln Streifen des Interferenzphänomens aufgefangen werden.

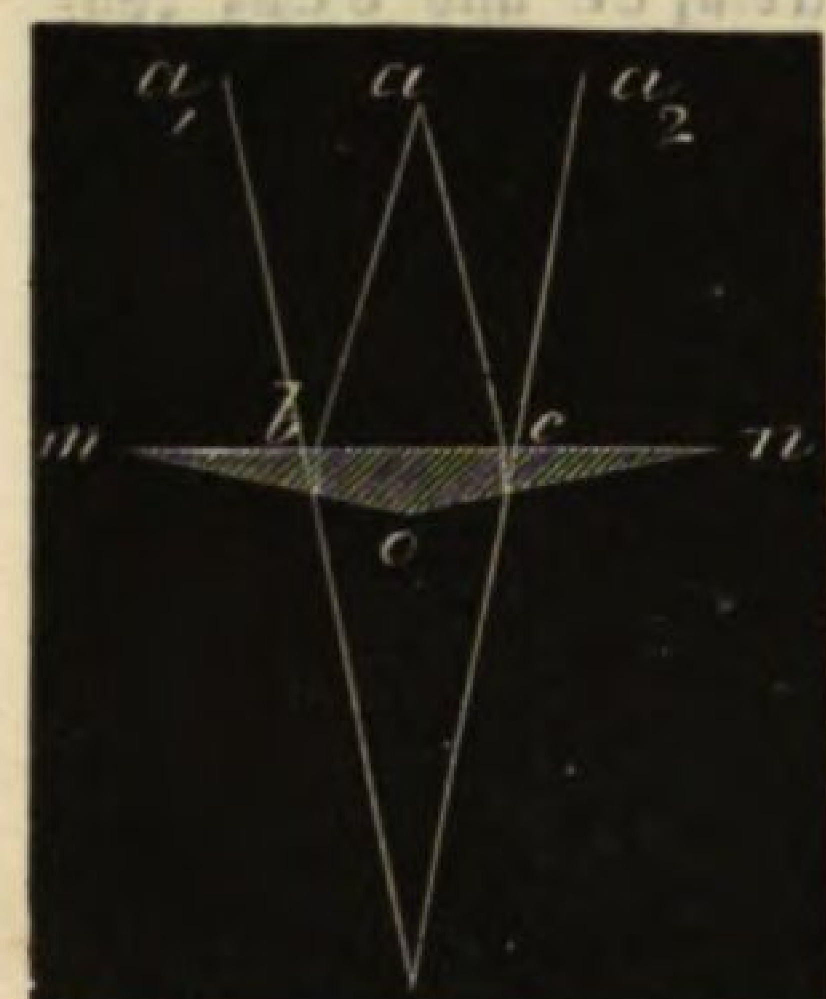
Da der Punkt m, wie die Beobachtung zeigt, immer in der verlängerten Geraden liegt, welche vom Halbirungspunkte e des Abstandes $a_1 a_2$ der beiden Bilder durch den Durchschnittspunkt c der Spiegel geht; so wird er offenbar durch Strahlen gebildet, die vom leuchtenden Punkte a bis zu ihrer Durchkreuzung gleiche Wege zurückgelegt haben: denn es sind die zwei Linien a f m und a g m, welche von a ausgehende und nach der Reflexion von beiden Spiegeln in m sich kreuzende Strahlen vorstellen, einander gleich ... 1). Um dies einzusehen, seien b x und c y die verlängerten Ebenen der beiden Spiegel, und a h a_1, dann a i a_2 die auf diesen Ebenen Senkrechten, in welchen, eben so weit hinter den Spiegeln, wie der leuchtende Punkt a vor denselben,

die Bilder des letzteren liegen. Es ist nämlich, wegen der (nach der Theorie des Planspiegels auf S. 611 für sich klaren) Congruenz der Dreiecke a f h und h f a_1, dann a g i und i g a_2 ... 2), a f = a_1 f ... 3) und a g = a_2 g ... 4). Zieht man die Linien a c, a_1 c und a_2 c, so folgt aus der Congruenz der Dreiecke a c h und h c a_1, dann a c i und i c a_2 (da zu Folge 2) die Winkel an h und jene an i einander gleich sind, ferner a h = h a_1, a i = i a_2, h c = h c und i c = i c ist) a c = a_1 c, a c = a_2 c, und daher a_1 c = a_2 c ... 5). Aus dieser letzten Gleichung 5) und da auch a_1 e = e a_2 ... 6) (indem e nach oben gemachter Voraussetzung den Halbirungspunkt von a_1 a_2 bildet) endlich e c = e c ist, folgt, daß die Dreiecke a_1 c e und e c a_2 congruent, daher die Winkel an e einander gleich sind. Hieraus und aus den Gleichungen 6) und e m = e m ergibt sich wieder die Congruenz der Dreiecke a_1 m e und e m a_2, darnach die Gleichung a_1 m = a_2 m oder a_1 f + f m = a_2 g + g m und mit Rücksichtnahme auf 2) und 3) endlich a f + f m = a g + g m, d. i. der oben unter 1) ausgesprochene Satz von der Gleichheit der Wege der im Punkte m sich kreuzenden Strahlen. Das Farbigerscheinen dieses Punktes steht also ganz im Einklange mit der Undulationstheorie. In jedem andern Punkte z. B. n auf dem Schirme oder im Gesichtsfelde der Loupe können von a aus offenbar nur Strahlen zusammentreffen, welche ungleichlange Wege a o + o n = a_1 n und a r + r n = a_2 n, deren Differenz a_2 n — a_1 n = a_2 s (= δ) ist, zurückgelegt haben. Der Abstand des Punktes n von m wird durch den Winkel n e m bestimmt, den wir Kürze halber mit φ bezeichnen wollen. Da bei den Interferenzphänomen die gegenseitige Entfernung a_1 a_2 (= α) der beiden Bilder der Lichtlinie und auch die Wegdifferenz δ immer sehr klein ist, so kann das Dreieck a_1 s a_2 als rechtwinklig und a_1 s als senkrecht gegen e n angesehen werden. Es ist daher a_2 s : a_1 a_2 = sin. a_2 a_1 s : 1, und da, weil m e auf a_1 a_2 und n e auf a_1 s senkrecht steht, die Winkel n m (= φ) und a_2 a_1 s gleich sind, auch a_2 s : a_1 a_2 = sin. φ : 1; daher hat man $\sin.\varphi = \frac{a_2 s}{a_1 a_2} = \frac{\delta}{\alpha}$, oder, wegen der erwähnten Kleinheit von φ, endlich $\varphi = \frac{\delta}{\alpha}$. Setzt man in dieser Gleichung für die Wegdifferenz δ nach und nach ω, 2ω, 3ω, 4ω ..., wo ω die Länge einer Welle (des in Anwendung gebrachten homogenen Lichtes) bedeutet; so bekömmt man Ausdrücke für die Abstände des ersten, zweiten, dritten, vierten ... farbigen Streifens von m (von der Mitte des Gesichtsfeldes) und durch Substitution von $\frac{1}{2}\omega$, $\frac{3}{2}\omega$, $\frac{5}{2}\omega$, $\frac{7}{2}\omega$ u. s. w. für δ ergeben sich die Abstände von m der auf jeder Seite dieses mittleren Farbenstreifens nach einander folgenden dunkeln Streifen. Aus jedem dieser Ausdrücke z. B. $\varphi = \frac{3\omega}{\alpha}$ ... (†), wo φ den Abstand des dritten farbigen Streifens von der Mitte bedeutet, läßt sich, die Größe dieses Abstandes und die Distanz α der beiden Bilder scharf gemessen vorausgesetzt, (welche Messungen jedoch schwierig sind), die Größe der Wellenlänge (ω) finden, wobei sich das Resultat (S. 748) ergibt, daß den rothen Strahlen die größte, den violetten die kleinste Wellenlänge entspricht, und daß diese für die zwischen gelegenen prismatischen Farben von der rothen gegen die violette hin immer abnimmt. Auch ist nach (†) klar, daß je stumpfer der Neigungswinkel der Spiegel gegen

einander und mithin je kleiner α ist, desto mehr bei der nämlichen homogenen Lichtgattung auch die Distanz eines und desselben Interferenzstreifens von dem mittleren betragen, daß also die Vergrößerung des besagten Neigungswinkels ein Auseinander- und seine Verkleinerung ein Aneinanderrücken der Interferenzstreifen zur Folge haben müsse, wie dies ganz der Erfahrung gemäß ist.

Anstatt der zwei bisher in Rede gestandenen Spiegel kann man sich zur Hervorbringung des Interferenzphänomens auch eines dreiseitigen Glasprismas bedienen, dessen Seitenflächen einen sehr stumpfen Winkel einschließen (m o n in Fig. 583 zeigt ein solches im gegen die Kante o des stumpfen Winkels senkrechten Durchschnitte). Stellt man dasselbe so, daß die Flächen m o und n o der auf gleiche Weise, wie beim Spiegelversuch erzeugten Lichtlinie a zugewendet sind und die Kante o dieser Linie parallel ist, (oder auch umgekehrt) und sieht durch eine vor der Fläche m n in einer Entfernung von 6 — 12 Zoll angebrachte Loupe gegen diese Fläche hin; so erblickt man das Interferenzphänomen. Uebrigens zeigt sich dieses ebenfalls auf einem Schirme von weißem Papier, womit das durchs Prisma gegangene Licht aufgefangen wird. Die Lichtlinie, die brechende Kante (o) des Prismas und die Axe der Loupe müssen immer in einer und derselben Ebene liegen. Um das Phänomen im homogenen z. B. rothen Lichte zu beobachten, darf man nur vor das Auge ein möglichst homogenes, farbiges, in unserem Beispiel ein rothes, Glas bringen. Die von der Lichtlinie a ausgehenden Strahlen werden im Prisma so gebrochen, daß sie, wie ab und ac, von zwei Lichtlinien a_1, a_2 auszugehen scheinen und vor der Fläche m n gerade so wie vor den Interferenzspiegeln unter sehr spitzigen Winkeln zusammentreffen.

Fig. 583.



§. 146. Beugung oder Diffraction des Lichtes. Man versteht darunter die Ablenkung, welche die Lichtstrahlen von ihrer geradlinigen Richtung zu erfahren scheinen, wenn sie durch kleine Oeffnungen hindurch, oder an den Rändern schmaler undurchsichtiger Körper vorbei gehen, und bei welcher Ablenkung eigenthümliche Farbenerscheinungen erzeugt werden. Wir wollen zuerst diese Erscheinungen und die Arten, sie hervorzubringen, beschreiben und nachher zu ihrer Erklärung schreiten. 1. Läßt man in ein verfinstertes Zimmer durch eine kleine runde Oeffnung im Fensterladen einen Bündel direkter Sonnenstrahlen eintreten, denselben dann auf eine dünne Metallplatte fallen, welche sich etwa 1 — 2 Klafter von der Oeffnung entfernt befindet und in der Richtung der Axe des auffallenden Bündels ein sehr kleines, rundes Loch (von der Größe als wäre es mittelst einer Nadel durchstochen) hat und fängt endlich das durch dieses Loch gegangene Licht in einiger Entfernung davon auf einem weißen Schirme oder einer mattgeschliffenen Glastafel auf; so erblickt man darauf nicht bloß einen runden weißen Fleck, wie dies bei größerer Ausdehnung des Loches der Fall ist, sondern dieser runde weiße Fleck zeigt sich ringsherum von einem farbigen Saume (von mehreren farbigen Ringen) umgeben, der einen weit größeren Durchmesser hat, als durch die geradlinige Fortpflanzung des Lichtes bedingt wird, so daß eine Ablenkung

von dieser Fortpflanzungsrichtung stattgefunden zu haben erscheint. Substituirt man der runden Oeffnung im Fensterladen eine schmale Spalte (längliche viereckige Oeffnung) und dem runden feinen Loche in der Metallplatte eine sehr feine jener im Fensterladen parallele Spalte; so erscheinen auf dem Schirme oder auf der matten Glastafel anstatt des runden weißen Fleckes ein länglich viereckiger und als Einsäumung dieses Fleckes anstatt der farbigen Ringe, farbige der Spalte parallele Streifen. Läßt man anstatt durch die Oeffnung im Fensterladen Licht unmittelbar auf die Metallplatte zu leiten, Lichtstrahlen nach ihrer Concentrirung und zwar bei dem zuerst beschriebenen Versuch im Brennpunkte einer Sammellinse, bei dem zweiten Versuch hingegen in der Brennlinie einer cylindrischen Linse (eines Glascylinder-Abschnittes wie auf S. 751 beschrieben wurde) auf die besagte Metallplatte gelangen und betrachtet das Beugungsphänomen, ganz in der Art wie das Interferenzphänomen, mit der Loupe; so erscheinen die farbigen Ringe oder Streifen viel deutlicher und schärfer als auf dem Schirme oder auf der matten Glastafel. Sowohl in dem Falle, wo das gebeugte Licht auf einem Schirme, als auch, wenn es mit einer Loupe aufgefangen wird, kann nur ein sehr kleiner Theil dieses Lichtes ins Auge des Beobachters gelangen, das Beugungsphänomen also immer nur lichtschwach erscheinen. Man bringt aber alles gebeugte Licht ins Auge, wenn man, wie dies Fraunhofer zuerst gethan, die das Licht beugende runde oder längliche Oeffnung in der Metallplatte o. dgl. vor dem Objectiv eines achromatischen Fernrohrs und ganz nahe an dem ersteren anbringt. Diese Methode, welche zugleich auch eine bedeutende Vergrößerung des Phänomens durch das Ocular des Fernrohrs gestattet, hat außerdem noch Vorzüge, die erst später bei Abhandlung der Lichtbeugung durch Gitter gewürdigt werden können, und ist unstreitig die beste und vollkommenste. Bei ihrer Anwendung wird das Fernrohr so aufgestellt, daß man durch dasselbe den leuchtenden Punkt oder die leuchtende Linie, je nachdem eines oder das andere als Lichtquelle dient, scharf begrenzt sieht, und nachher die Metallplatte, welche die beugende Oeffnung enthält, senkrecht gegen die optische Axe des Fernrohrs in eine Hülse eingeschoben, die auf die Röhre des letzteren anstatt des gewöhnlichen Objectivdeckels aufgesteckt worden und am vordern Ende zwei geradlinige, unter einander parallel und gegen die Länge des Fernrohrs senkrecht laufende Nuthen zum besagten Einschieben der rechteckigen Metallplatte hat. *) Im Folgenden werden nun die Beugungserscheinungen

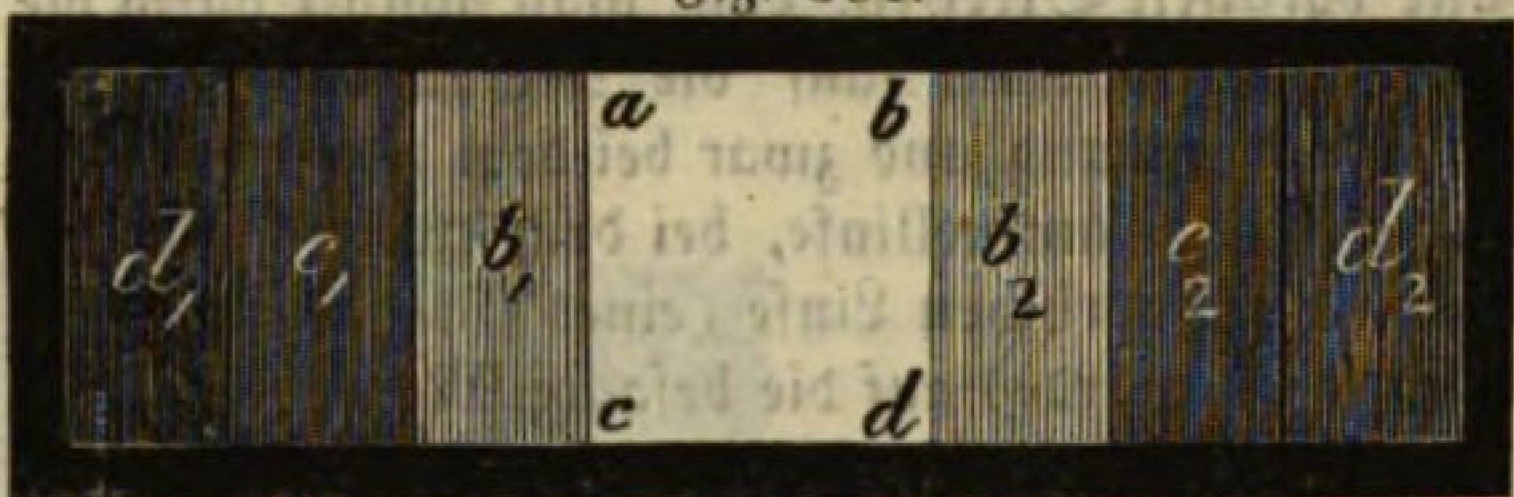
---

*) Schwerd vereinfachte den zu reiner und deutlicher Darstellung der Beugungserscheinungen nöthigen Apparat dadurch wesentlich, daß er das verfinsterte Zimmer entbehrlich machte, indem er als Lichtpunkte das Bildchen, der in der convexen Fläche eines in der Höhlung schwarz angestrichenen Taschenuhrglases, eines wohl polirten Metallknopfes, der Kugel eines Quecksilberthermometers o. dgl. sich spiegelnden Sonne anwendet und eine Lichtlinie durch Spiegelung einer innerlich geschwärzten Glasröhre, einer Stricknadel u. s. w. im Sonnenlichte sich verschafft, ferner die eigentlich beugende Oeffnung in ein Staniolblättchen einsticht oder einschneidet, und dieses auf ein in der Mitte mit einem größeren Loche versehenes Blechstück so aufklebt, daß die beugende Oeffnung die mittlere Stelle dieses Loches einnimmt und ganz frei ist. Runde Oeffnungen werden mit einer feinen Nadel durchstochen, eckige Oeffnungen schneidet man mit der Spitze einer dünnen scharfen Federmesserklinge ein, während das Staniolblättchen, ganz eben und glatt ausgestrichen, auf einer Glasplatte liegt. Sind die so erhaltenen beugenden Oeff-

so beschrieben, wie sie nach der vollkommensten, Fraunhofer'schen Methode dargestellt, sich zeigen.

1 Beugung durch eine Spalte. In diesem Falle, wo (wie wir schon aus dem Vorhergehenden wissen, die Lichtquelle eine Lichtlinie und die beugende Spalte dieser parallel sein muß,) sieht man im Gesichtsfelde des Fernrohrs in der Mitte einen weißen Streifen a b c d (Fig. 584), dessen Höhe gleich der scheinbaren Höhe der Lichtlinie ist, und der eine desto größere Breite hat, je enger die beugende Spalte ist. Zu beiden Seiten geht er zuerst in einen gelben, dann in einen rothen Streifen über und an jeden dieser letzteren (der rothen Streifen) schließt sich eine Reihe allmälig in einander übergehender Farbenbilder b_1, c_1, d_1 . . . einerseits und b_2, c_2, d_2 andererseits an.

Fig. 584.



Jedes Farbenbild der einen Reihe enthält die nämlichen Farben und in derselben Anordnung, wie das, von dem weißen Streifen an gezählt, eben so vielte der zweiten Reihe, und ist desto lichtschwächer, je weiter es von diesem Streifen absteht. In einem und demselben Farbenbilde ist die dem weißen Streifen nächste Farbe violett, und dann folgen die übrigen prismatischen Farben bis zur rothen, welche die entfernteste ist; man unterscheidet aber nur in den ersten zwei Bildern (b_1 und b_2) alle sechs prismatischen Farben den zweiten (c_1 und c_2) fehlt das Violett, den dritten (d_1 und d_2) das Violett und das Blau u. s. w., d. h. jedem der folgenden Bilder immer um eine Farbe mehr. Mittelst eines zwischen dem Oculare des Fernrohres und dem Auge angebrachten kleinen dreiseitigen Prismas, dessen brechende Kante gegen die Lichtlinie senkrecht steht, überzeugt man sich, daß wohl die von der Mitte des Phänomens entfernteren Farbenbilder, nicht aber die nahen aus homogenem Lichte bestehen. Ferner erscheinen die Farbenbilder desto mehr von der besagten Mitte weggerückt und desto breiter, je enger die beugende Spalte ist. Die Abstände einer und derselben Farbe, z. B. der rothen, in den (auf einer Seite des mittleren weißen Streifens) nach einander folgenden Farbenbildern wachsen, wie die Glieder einer arithmetischen Reihe, deren Differenz dem ersten Gliede gleich ist. Ist die Lichtquelle eine Spalte im Fensterladen, so hat die Breite dieser letzteren keineswegs auf die Lage und Anordnung der Farben des Phänomens, wohl aber auf die Reinheit und Deutlichkeit desselben Einfluß, indem diese mit der Breite der Spalte immer mehr abnehmen, so daß, wenn die Breite eine gewisse Gränze überschreitet, alle Farben ver-

---

nungen sehr klein, so zeigt sich das Beugungsphänomen schon deutlich und schön, wenn man diese Oeffnungen unmittelbar vor das Auge hält und durch sie nach dem, wie vorerwähnt, durch Spiegelung der Sonne erzeugten Lichtpunkt oder nach der auf gleichem Wege erhaltenen Lichtlinie hinsieht. Zum Behuf der Betrachtung des Phänomens durch ein Fernrohr, wobei größere beugende Oeffnungen angewendet werden, erhalten die Blechplatten, worauf die mit diesen Oeffnungen versehenen Staniolblättchen festzukleben sind, die Gestalt runder Scheiben mit einem großen Loche in der Mitte, werden in (am einfachsten) hölzernen Hülsen befestigt und mittelst dieser Hülsen, die sich in der oben angegebenen Art am Ende des Fernrohrs aufstecken lassen, unmittelbar vors Objectiv gebracht.

schwinden. Es ist nämlich die beleuchtete Spalte, die wir als vertikal annehmen wollen, gleichsam als aus lauter neben einander gereihten vertikalen Lichtlinien bestehend zu betrachten, deren jede der Spalte am Fernrohr einen Lichtbündel zusendet, welcher in dieser die Beugung erfährt, so daß das beschriebene System des weißen und der farbigen Streifen desto mehrere Male entsteht je breiter die Fensterladenspalte ist. Alle diese Systeme fallen dann natürlich auch neben und zum größten Theile so übereinander, daß die übereinanderfallenden Farben ungleichartig sind (das Roth des einen Systems z. B. mit dem Gelb und Grün eines andern Systems u. s. w. zusammenfällt), einander undeutlich machen, oder endlich, indem sie sich zu Weiß vereinigen, (durch ihren gleichzeitigen Eindruck die Empfindung von Weiß erzeugen) verschwinden.

Bei der Beugung blos homogenen Lichtes, welche man unter sonst sich gleichbleibenden Umständen dadurch am einfachsten erhält, daß vor der Lichtlinie ein gefärbtes Glas angebracht wird, welches nur eine Farbengattung, z. B. bloß das Roth durchläßt, sieht man in der Mitte des Gesichtsfeldes an der Stelle des vorher besprochenen weißen Streifens einen hellen von der Farbe des angewendeten homogenen (in unserem Beispiel rothen) Lichtes, beiderseits von diesem (r Fig. 585) und von demselben durch schwarze (völlig dunkle) Zwischenräume getrennt, folgen mit r gleichfarbige (r_1) und abwechselnd schwarze (r_2) Streifen. Die farbigen Streifen sind desto lichtschwächer, je weiter vom mittleren (dem hellsten) sie sich entfernt befinden, übrigens ist bei jedem in der Mitte die Lichtstärke am größten und nimmt nach beiden Seiten hin bis zum Schwarzen allmälig ab. Alle Streifen haben eine desto größere Breite, je schmäler die beugende Spalte ist, sind bei gleicher Breite dieser letzteren im rothen Lichte am breitesten, im violetten am schmälsten und nehmen für die zwischenliegenden prismatischen Farben vom Roth bis zum Violett hin an Breite allmälig ab. Die Fig. 586 stellt die unter übrigens gleichen Umständen stattfindenden Abstände und Breiten der Streifen verhältnißmäßig dar und zwar bei **R** für rothes, bei **Gr** für grünes und bei **V** für violettes Licht. Ist die Lichtquelle ein Lichtpunkt und die beugende Oeffnung ein kleines Quadrat oder ein einem solchen sich näherndes Parallelogramm, so erscheint sowohl in der Richtung der Länge als der Breite desselben das für eine Spalte beschriebene Beugungsphänomen, man sieht also ein farbiges Kreuz, wie es, und zwar für homogenes Licht die Fig. 587 zeigt; ist das der Beugung unterworfene Licht weiß, so sieht man natürlich anstatt der homogenen, durch dunkle Zwischenräume getrennten Farbenstreifen, unmittelbar an einander gereihte prismatische Farbenbilder und der helle Fleck in der Mitte erscheint weiß, statt

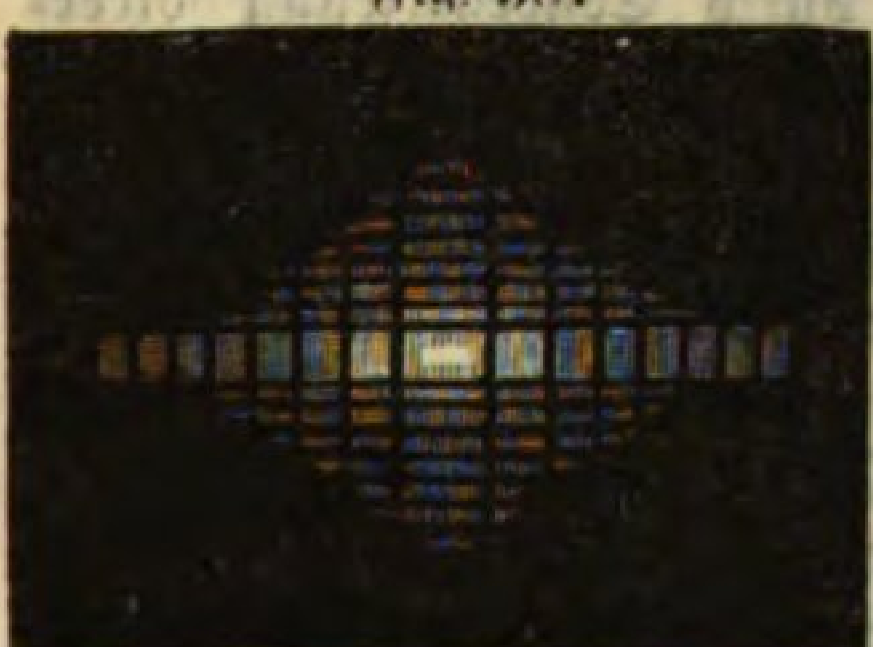
Fig. 585.



Fig. 586



Fig. 587



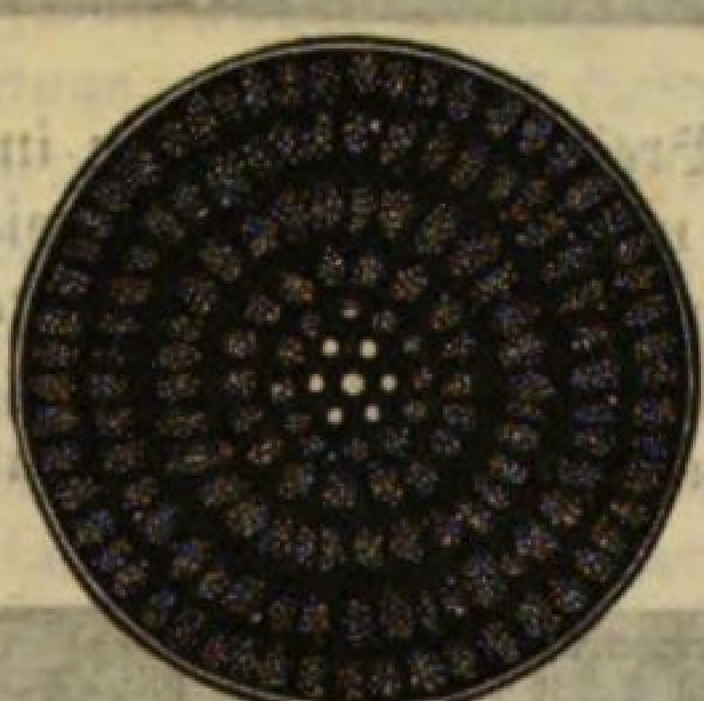
in der Farbe des homogenen Lichtes. Ist die beugende Oeffnung im Schirme kreisrund, so erblickt man, da die Beugung nun nach allen Seiten hin in ganz gleichem Grade erfolgt, einen kreisrunden hellen Fleck umgeben von concentrischen Ringen. Es versteht sich nun von selbst, daß Fleck und Ringe im homogenen Lichte die Farbe dieses letztern haben und die farbigen Ringe mit dunkeln abwechseln (Fig. 588), im weißen Lichte hingegen der Mittelfleck weiß ist, die hellen Ringe in den prismatischen Farben erscheinen und die dunkeln gar nicht vorhanden sind.

Fig. 588.



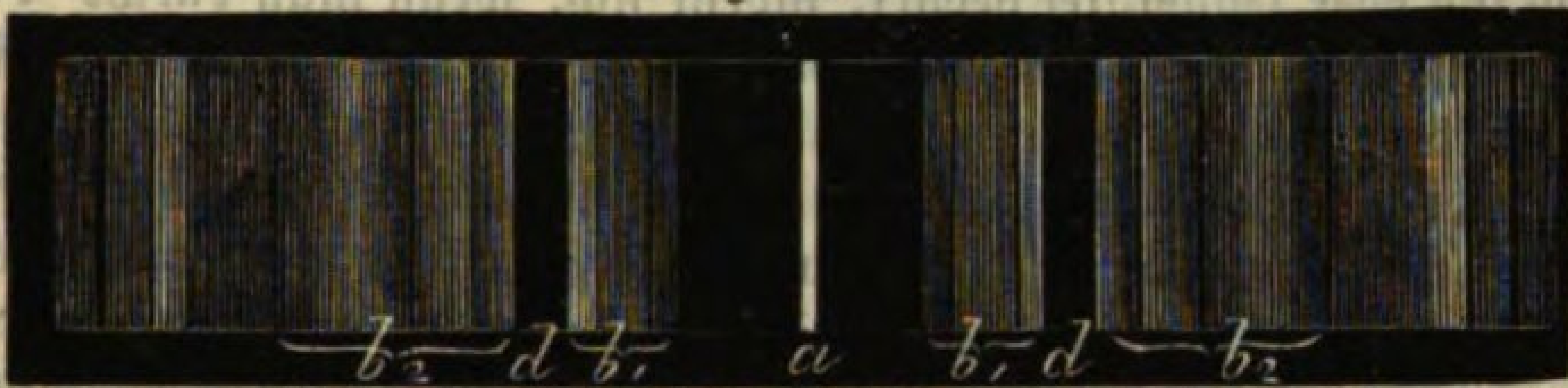
2. Beugung des Lichtes durch mehrere Oeffnungen. Wenn der oft genannte Schirm zwei oder mehrere für die Beugung geeignete Oeffnungen enthält, welche parallel, gleich, und in gleichen Abständen nahe an einander befindlich sind, so erzeugt jede derselben ein Beugungsphänomen, als ob sie nur allein vorhanden wäre, und diese Phänomene fallen zum Theil übereinander. Die Erscheinung, welche so entsteht, ist wohl ähnlich jener, die eine einzelne der Oeffnungen hervorbringt, unterscheidet sich von ihr aber doch mehr oder weniger in Bezug auf Beschaffenheit und Anordnung der Farbenbilder; der wesentlichste Unterschied besteht aber im Vorhandensein vieler schwarzer Linien in den Farbenstreifen, welche Linien bei dem einer einzigen Oeffnung angehörigen Phänomene fehlen... (†). Bei zwei Oeffnungen fallen in den weißen Fleck, den eine der Oeffnungen gegeben hätte, schmale Farbenbilder hinein, so daß gerade nur in der Mitte des Gesichtsfeldes ein weißer Streifen übrig bleibt. Bei drei runden beugenden Oeffnungen, deren Mittelpunkte die Spitzen eines gleichseitigen Dreieckes bilden, zeigt sich die durch Fig. 589 anschaulich gemachte Beugungsfigur. Die merkwürdigsten Beugungserscheinungen entstehen aber durch Gitter, d. i. eine größere Reihe gleicher und von einander gleichweit abstehender schmaler Spaltöffnungen, wie sie am besten erhalten werden, wenn man in die correspondirenden Gänge zweier paralleler feiner Schrauben, von der einen zur andern hin, einen dünnen Silberdraht spannt, oder ein Planglas mit Goldblättchen belegt und in diese Belegung mittelst einer feinen Spitze parallele, gegen einander nahe und gleichweit abstehende Linien radirt. Bringt man nun ein solches Gitter (mit einer großen Anzahl von Oeffnungen) an der Stelle des Schirmes vor das Fernrohr, und wendet eine durch Concentrirung direkten Sonnenlichtes gebildete Linie oder eine Spalte im Fensterladen, durch welche in horizontaler Richtung Sonnenstrahlen geleitet werden, als Lichtquelle an (Lichtlinie oder Spalte müssen natürlich den Gitterspalten, die wir als vertikal voraussetzen wollen, parallel seyn), so erhält man folgendes, durch Fig. 590 versinnlichtes Phänomen. Es erscheint in der Mitte des Gesichtsfeldes die betreffende Lichtquelle (a) so scharf begränzt und farblos, als sie durchs Fernrohr ohne Gitter gesehen wird, auf jeder Seite schließt sich an dieselbe ein völlig dunkler Raum, an diesen ein

Fig. 589.



Spectrum b_1, ganz so wie es durch Zerlegung durch ein Prisma entsteht, an, dann kömmt wieder ein dunkler Raum (d) und nach diesem folgen, beiderseits symmetrisch, Farbenbilder b_2, b_3..., die mit der Entfernung von a

Fig. 590.



an Breite zu-, an Lebhaftigkeit aber abnehmen. Bei den ersten und zweiten Bildern (b_1 b_1 und b_2 b_2) ist das Violett nach a und das Roth nach der entgegengesetzten Seite hin gekehrt, bei den dritten Bildern fehlt schon das Violett, und anstatt desselben ist, indem es mit dem äußersten Roth der zweiten Farbenbilder (b_2, b_2) zusammenfällt, Purpurroth vorhanden, und man erkennt deutlich, daß bei jedem vierten u. s. w. folgenden Farbenbilde eine Mischung von immer mehreren seiner Farben mit jenen des nächst vorhergehenden Bildes vor sich gegangen ist, während die der Mitte a näheren, hellsten Farbenbilder ganz aus homogenem Lichte bestehen (so nämlich, daß jede ihrer prismatischen Farben nur Licht derselben Farbe enthält,) was aus dem Umstande hervorgeht, daß man darin bei gehöriger Einstellung des Fernrohr-Oculars alle S. 656 mit B, C, D, E, F, G, H bezeichneten Fraunhofer'schen schwarzen Linien deutlich sieht, welche, nach §. 113, das charakteristische Kennzeichen der Homogenität des Lichtes eines prismatischen Farbenbildes sind. Ferner finden folgende Gesetze statt: Bei verschiedenen Gittern ist der Sinus des Ablenkungswinkels eines und desselben Farbenstreifens (dessen Entfernung von der Mitte des centralen weißen Streifens,) dem Abstande der Mittelpunkte zweier auf einander folgenden Oeffnungen verkehrt proportionirt; und b) bei einem und demselben Gitter bilden die Sinus der Ablenkungswinkel des nämlichen Farbenstreifens, in den auf einander folgenden Farbenbildern eine arithmetische Reihe, deren Differenz dem ersten Gliede gleich ist.

Macht man den ganzen Versuch mit homogenem Lichte, d. h. so, daß von der Lichtlinie aus auf das Gitter nicht weiße, sondern einfärbige (rothe oder gelbe u. s. w.) Strahlen gelangen, so erscheint eine Reihe heller Streifen, welche die Farbe des auf das Gitter fallenden Lichtes haben, mit dunkeln Zwischenräumen abwechseln und ganz dem Bilde der Lichtlinie gleichen, welches man durch das Fernrohr ohne Anwendung des Gitters sieht.

3. Beugung des Lichtes durch einen undurchsichtigen schmalen Körper. Bringt man in den Strahlenbündel, welcher von der oft genannten, als Lichtquelle dienenden Lichtlinie oder der Spalte im Fensterladen ausgeht, und dieser Linie oder Spalte (die wir als vertikal annehmen wollen) parallel, einen geraden dünnen Draht oder einen andern schmalen, undurchsichtigen, scharfkantigen Körper und hinter diesen eine weiße Wand oder eine mattgeschliffene Glastafel; so sieht man auf dieser anstatt eines bloßen Schattens des Drahtes oder überhaupt undurchsichtigen Körpers eine Art Farbenbild, welches dieselbe Gestalt, nur eine viel größere Breite hat, als der Schatten, den man erwartet hätte. In der Mitte desselben, gerade an der Stelle, wo der dunkelste Schatten sein sollte, befindet sich ein heller Streifen und zu beiden Seiten desselben dunkle Linien, welche, so wie der helle Streifen, der Lichtlinie oder Spalte parallel sind. Bei größerer

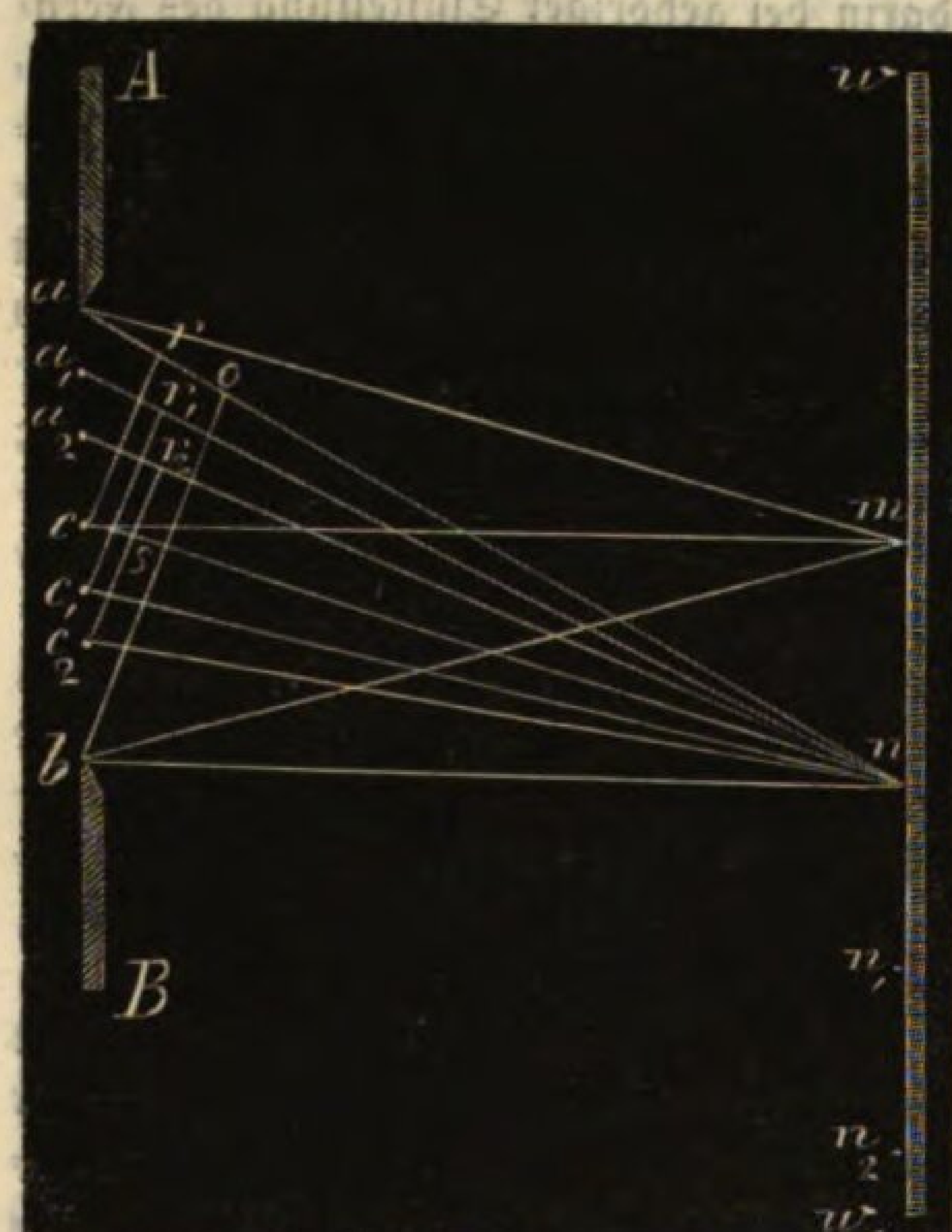
Entfernung der Wand oder der Glastafel vom beugenden Drahte oder dgl. zeigen sich nur zwei solche Linien, bei geringerer Entfernung aber mehrere, zu deren Wahrnehmung man jedoch eines Vergrößerungsglases, dann aber keiner Wand oder Glastafel bedarf, indem sich, wenn man durchs Vergrößerungsglas nach dem Drahte hinsieht, die Erscheinung in der Luft zeigt. Außerhalb der dunkeln Linien sind auch noch einige Farbensäume vorhanden.

Sendet die Spalte oder Lichtlinie dem undurchsichtigen beugenden Körper homogenes (einfarbiges) Licht zu, was auch hier wieder dadurch erzielt wird, daß man das ursprünglich weiße Licht, bevor es zum beugenden Körper gelangt, in früher angegebener Weise durch ein farbiges Glas leitet; so sieht man innerhalb des Schattenraumes mit dunkeln Streifen abwechselnde helle Streifen von der Farbe des angewendeten homogenen Lichtes, und auch außerhalb des Schattens findet sich auf beiden Seiten desselben eine Reihe heller Streifen, die breiter und lichtstärker sind als die ersteren.

§. 147. Erklärung der Lichtbeugungsphänomene nach der Vibrationshypothese.

1) Erklärung der Beugung durch Eine Spalte. Es stelle AB in Fig. 591 den Schirm, ab die Breite der beugenden Spalte darin

Fig 591



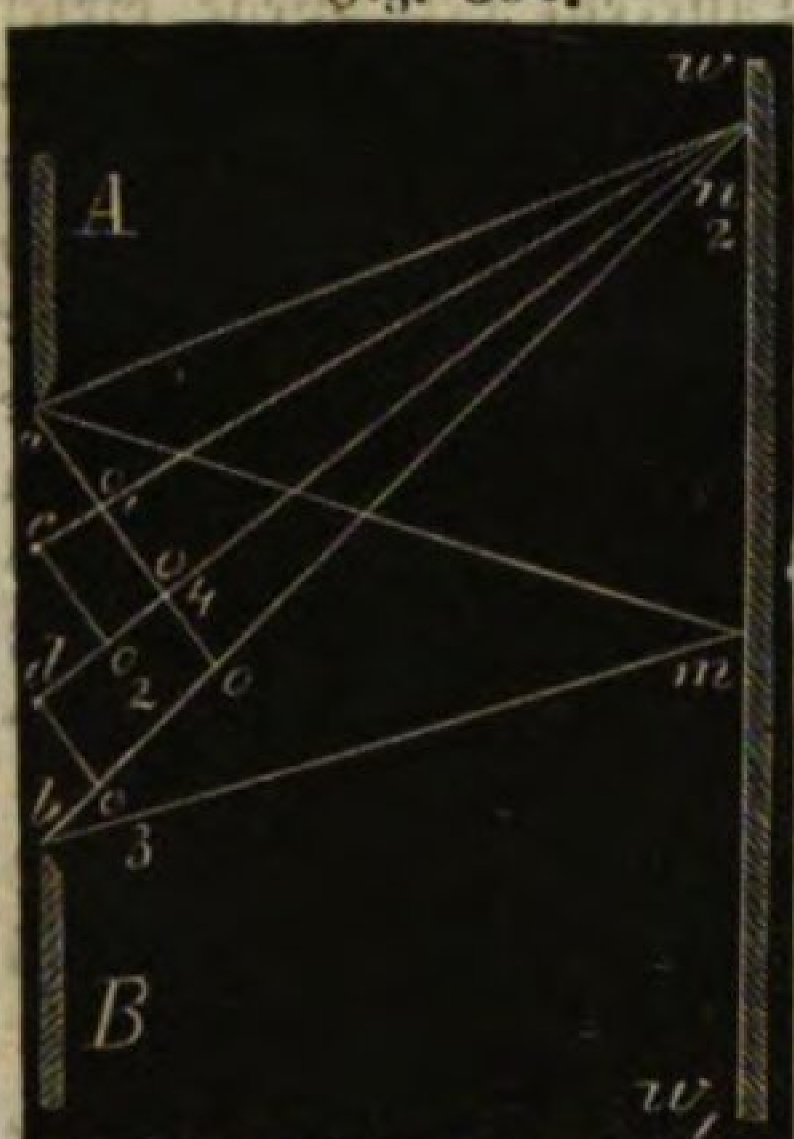
vor und es werde dieser homogenes (einfarbiges) z. B. rothes Licht zugeleitet . . . (1). Wegen der großen Entfernung der Lichtquelle kann man die von einem Punkte derselben an die Spalte gelangenden Strahlen als unter einander parallel, mithin das Stückchen der Kugeloberfläche jeder von diesem Punkte ausgehenden Welle, welches die Spalte ab trifft, als eine Ebene betrachten, welche mit jener der Spalte zusammenfällt. Es folgt hieraus, daß sich die in der Spaltöffnung gelegenen Aethertheilchen als gleichweit entfernt von der Lichtquelle ansehen lassen, und daß daher bei der Fortpflanzung der von der Lichtquelle ausgehenden schwingenden Bewegung alle diese Theilchen, in einem und demselben Momente, in unter einander ganz gleiche Schwingungszustände versetzt werden . . . (2). Da jedes Aethertheilchen die Schwingungsphase, in der es sich befindet, nach allen Richtungen fortpflanzt, und demnach, wie wenn es ein selbstleuchtendes Theilchen wäre, für sich als Mittelpunkt (Ausgangspunkt) eigener Wellen zu betrachten ist; so treffen in jedem hinter der Spalte befindlichen Punkte von in der beugenden Spalte ab gelegenen Aethertheilchen her Strahlen zusammen, es werden sich hievon diejenigen im besagten Punkte interferiren, für welche die Bedingungen der Interferenz, daß sie nämlich von einerlei Licht-

quelle kommen (was hier der Fall ist), ferner unter hinreichend kleinen Winkeln zusammentreffen, erfüllt sind, je nach den Schwingungszuständen, die durch sie gleichzeitig auf das im Zusammentreffungspunkte befindliche Aethertheilchen übertragen werden, einander gegenseitig verstärken, schwächen oder vernichten, so daß dieser Punkt heller oder weniger hell, als wenn er von der Lichtquelle unmittelbar ohne Vorhandensein der Spalte beleuchtet worden wäre, oder aber völlig dunkel erscheint.

A) Stellt, um einen bestimmten Fall der Darstellung des Beugungsphänomens im Auge zu haben, w w_1 (Fig 591), die Wand vor, womit dieses Phänomen aufgefangen wird, so treffen im Punkte m derselben, welcher in der durch die Mitte der Spalte und senkrecht auf die Wand gedachten Linie c m liegt, von allen in der Spalte a b gelegenen Aethertheilchen nahe gleich lange Strahlen, deren Wegdifferenz als Null anzusehen ist, ein; es werden demnach und gemäß (2) auf das Aethertheilchen in m jeden Augenblick nur einerlei Schwingungszustände übertragen, die sich gegenseitig unterstützen, und es muß daher im Punkte m Verstärkung des Lichtes Statt finden, dieser also intensiv roth erscheinen (gemäß der im Anfang des §. bei (1) gemachten Voraussetzung) — B) Zu jedem seitwärts von der Mittellinie c m gelegenen Punkt der Wand, z. B. zum Punkte n, gelangen von den Aethertheilchen in a b nur ungleiche lange Strahlen, und es kann bei dem unter (2) herausgehobenen Umstande offenbar bloß von der Differenz der Wege dieser Strahlen abhängen, ob n hell oder dunkel, und mehr weniger hell oder dunkel erscheint. Immer muß, — da auf n wegen der unendlich vielen Abstufungen in der Ungleichheit der Länge der dahin gelangenden Strahlen jedenfalls auch Schwingungszustände gleichzeitig übertragen werden die einander mehr oder weniger entgegengesetzt sind und schwächen oder vernichten, — die Lichtintensität in diesem Punkte n geringer sein als in m. Hiernach und da diese Ursache der Schwächung oder Vernichtung mit der seitlichen Distanz des Punktes n von m wächst, (was aus dem Folgenden noch mehr erhellen wird) muß die Lichtintensität zu beiden Seiten von m und nach Maßgabe der Entfernung abnehmen, wie sich dies in der Erfahrung auch wirklich zeigt. — C) Liegt der Punkt n so, daß a o = a n — o n, d. h. der Unterschied (a o) seiner Abstände (a n und o n = b n) von den Spalte-Rändern a, b gleich ist der Wellenlänge (ω) des auf die Spalte fallenden (im beispielsweise hier vorausgesetzten Falle des rothen) Lichtes; so vernichten sich alle Schwingungen, welche durch die in der Spalte gelegenen Aethertheilchen auf das Theilchen in n übertragen werden, und der Punkt n erscheint völlig dunkel. Denn da die Spaltbreite a b und wegen der größern Entfernung des Punktes n von der Spalte, auch der Winkel a n b sehr klein ist, so ist der Unterschied a n — r n d. i. a r gleich $\frac{1}{2}$ a o gleich $\frac{1}{2}\omega$ anzunehmen, und eben so läßt sich auch die Differenz ($a_1 r_1$, $a_2 r_2$ u. s. w.) der Abstände des Punktes n von je zwei in der Spalte gegen a und c gleichgelegenen Aethertheilchen ($a_1 c_1$ oder $a_2 c_2$ u. s. w.) = $\frac{1}{2}$ a o = a r = $\frac{1}{2}\omega$ ansehen, so daß die Gleichungen $a_1 n - c_1 n = a_1 r = a r = \frac{1}{2}\omega$, ferner $a_2 n - c_2 n = a_2 r_2 = a r = \frac{1}{2}\omega$ u. s. w. bestehen; es sind daher die Wege, welche die von a und c und von je zwei gegen diese Punkte gleichgelegenen Aethertheilchen nach n gelangenden Wellen bis dahin zurücklegen, paarweise um eine halbe Wellenlänge verschieden und es kommen mithin den Theilchen in n gleichzeitig von sämmtlichen in der Spalte befindlichen Aethertheilchen paarweise entgegengesetzte Schwingungs-

zustände zu. Da jedes solche Paar (entgegengesetzter Schwingungszustände) sich selbst vernichtet, so findet auch eine Vernichtung sämmtlicher Schwingungszustände statt, die auf das Aethertheilchen in n übertragen werden, dieses kann also nicht vibriren und es muß demnach in n Dunkelheit herrschen . . . (3). — D) Letzteres wird auch bei jenen weiter von m entfernt z. B. in $n_1, n_2 \ldots$ gelegenen Punkten der Fall sein, für welche der Reihe nach die Unterschiede der Abstände von den Rändern a und b der Spalte 2 oder 3 Wellenlängen, überhaupt ein Vielfaches einer Wellenlänge betragen. Denn gesetzt, es wäre für n die Abstandsdifferenz $an - on$ oder $ao = 2\omega$, so hätte man offenbar $an - cn$ oder $ar = \frac{1}{2} ao = \omega$ und auch $cn - bn$ oder $cp = ar = \omega$; es würde daher sowohl von den Schwingungszuständen, welche die Aethertheilchen a, c und die zwischen ihnen befindlichen, als auch von jenen Schwingungszuständen, welche die Theilchen c, b und sämmtliche zwischen gelegene auf n übertragen, genau dasselbe gelten, was eben vorher unter (3) von den Schwingungszuständen dargethan wurde, die sämmtliche von a bis b vorhandene Aethertheilchen dem Punkte n in dem Falle zusenden, daß $an - bn = \omega$ ist, sie würden sich nämlich in ihrer Gesammtheit vernichten. Das nothwendige Stattfinden von Dunkelheit in einem Punkte z. B. n_2 (Fig. 592), dessen Abstände-Differenz $ob = bn_2 - on_2$ 3ω beträgt, leuchtet ein, wenn man sich die Spaltbreite ab in 4 gleiche Stücke ac, cd, db getheilt denkt. Denn es kann, in Rücksicht auf die Kleinheit der Spalte und die Entfernung des Punktes n_2 von derselben, offenbar jede der Abstände-Differenzen co_1, do_2, bo_3, welche dem Punkte n_2 in Bezug auf die Aethertheilchen in a und c, in c und d, endlich d und b zukommen $= \omega$ angenommen werden. Von den Schwingungszuständen, welche jedes der Wellenstücke ac, cd und db für sich auf n_2 überträgt, so wie von ihrer Gesammtheit, läßt sich aber genau das oben unter (3) Nachgewiesene behaupten; mithin muß auch der Punkt n_2 dunkel erscheinen, und man sieht schon, daß sich ein gleiches Räsonnement auch auf die Punkte anwenden lasse, für welche die Unterschiede der Abstände von den Spalte Rändern 4ω, 5ω u. s. f. betragen.

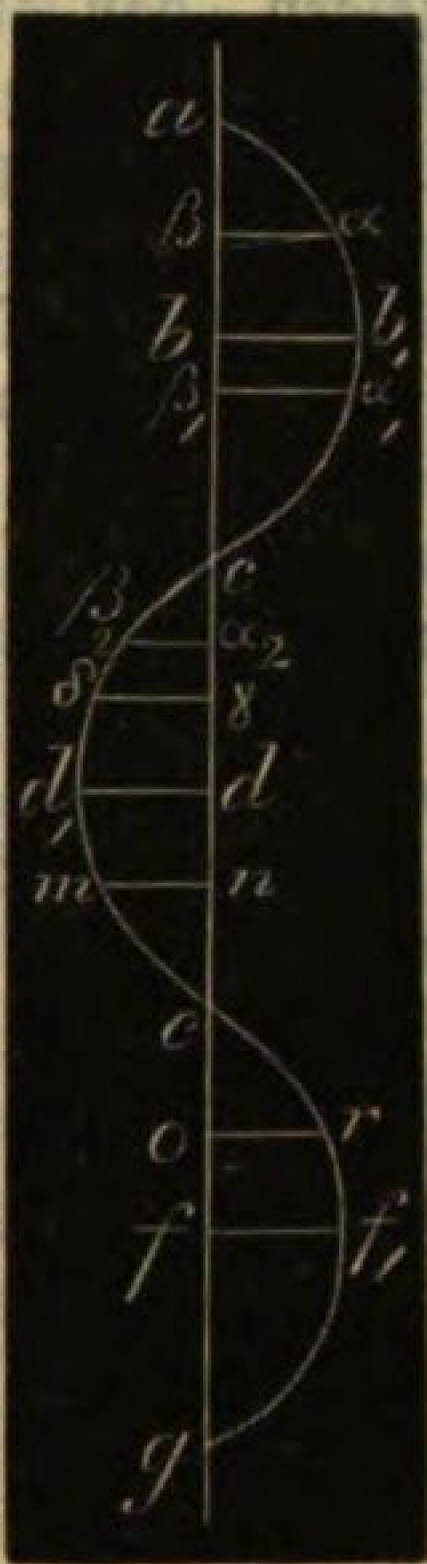
Fig. 592.



Denkt man sich in der früheren Fig. 591 den Punkt n so gelegen, daß die Differenz $(an - on = ao)$ seiner Abstände von den Spalte-Rändern $\frac{1}{2}\omega$ beträgt; so erscheint dieser Punkt hell, nach der Voraussetzung unter (1) also roth. Denn dann ist jede der Differenzen ar, $a_1 r_1$, $a_2 r_2 \ldots$ der Abstände des Punktes n von a und c, von a_1 und c_1, von a_2 und c_2 u. s. f. $= \frac{1}{4}\omega$ zu setzen, und es ist die gegenseitige Einwirkung der Schwingungszustände, welche von jedem dieser Aethertheilchen-Paare (a und c, a_1 und c_1, a_2 und c_2 u. s. w.) auf das Theilchen in n übertragen werden, mithin auch die Gesammtwirkung sämmtlicher in n zusammentreffender Schwingungszustände ein solche, daß dieser Punkt (n) hell erscheint. Daß aber aus der Interferenz von Strahlen, deren Wege bis zum Interferenzpunkt hin um $\frac{1}{4}$ einer Wellenlänge verschieden

sind, Helligkeit resultiren müsse, zeigt ein Blick auf die Fig. 593, worin a, $b b_1$, c, $d d_1$, e, $f f_1$ ... Schwingungsphasen darstellen, die dem Wegunterschiede von $\frac{1}{4}$ Wellenlänge entsprechen, und man sieht, daß, wenn ein und dasselbe Aetherttheilchen gleichzeitig durch eine Welle in die Phase $b b_1$ oder $d d_1$ und durch eine zweite Welle in die Phase a, oder c oder e versetzt wird, das Resultat Licht von der nämlichen Intensität ist, wie sie in demselben Augenblicke die letztere Welle für sich erzeugen würde. Wird auf das besagte nämliche Aetherttheilchen durch die eine Welle eine zwischen a und $b b_1$ gelegene Phase z. B. $\alpha \beta$ oder eine zwischen c und $d d_1$ z. B. $\gamma \delta$ übertragen, während es durch eine andere Welle die dem Wegunterschiede von $\frac{1}{4}$ Wellenlänge entsprechende respective Phase empfängt; so stimmen diese gleichzeitig übertragenen Phasen mit einander überein und es ist Lichtverstärkung die nothwendige Folge, da die Wirkung beider Wellen auf das Aetherttheilchen offenbar größer ist, als jene, die jede einzelne Welle für sich in dem nämlichen Augenblicke üben würde. Durch eine ähnliche Betrachtung wird ferner klar, daß auch in allen Fällen, wo gleichzeitig auf ein und dasselbe Aetherttheilchen um $\frac{1}{4}$ Wellenlänge von einander abstehende, aber nicht übereinstimmende Phasen, wie z. B. $\alpha_1 \beta_1$ und $\alpha_2 \beta_2$, übertragen werden, der Erfolg der Interferenz ebenfalls Licht, wenn gleich geschwächtes (weil die Lichtstärke durch die Größe des Unterschiedes $\alpha_1 \beta_1 - \alpha_2 \beta_2$ bedingt ist) sein werde, den einzigen Fall ausgenommen, daß die besagten gleichzeitig übertragenen Phasen gerade solche sind, die, wie m n und o r, beiderseits einer Gleichgewichtsphase um $\frac{1}{8}$ Wellenlänge abstehen und sich völlig tilgen.

Fig. 593.



Aus der eben angestellten Betrachtung folgt aber nicht bloß, daß der Punkt n (Fig. 591), unter der Voraussetzung, der Unterschied seiner Abstände von den Spalte-Rändern betrage $\frac{1}{2}\omega$, hell, sondern auch zugleich, daß er weniger hell erscheinen müsse, als der Punkt m, für welchen dieser eben besagte Abstände-Unterschied $= \omega$ ist. Denn auf den letztgenannten Punkt (m) werden von allen in der Spalte a b liegenden Aetherttheilchen nur lauter übereinstimmende, sich verstärkende Phasen übertragen, während, wie wir eben vorher gesehen haben, unter den Phasen, welche von diesen Aetherttheilchen in dem ersteren Punkte (n) gleichzeitig ankommen, sich auch nicht übereinstimmende, einander theils schwächende und theils tilgende Phasen befinden ...(4). Daß auch in einem Punkte Helligkeit herrschen müsse, für welchen die Differenz der Abstände von den Spalte-Rändern $\frac{3}{2}\omega$ d. i. drei halbe Wellenlängen beträgt...(5), begreift man nach Vorstehendem wieder leicht mit Hilfe der früheren Fig. 592. Denn stellt n_2 einen so gelegenen Punkt vor, daß dessen Abstände-Differenz $b n_2 - o n_2 = o b$ gleich $\frac{3}{2}\omega$ ist und man denkt sich die Spaltbreite a b in 3 gleiche Winkel a c, c d und d b getheilt, so läßt sich offenbar jede der Abstände-Differenzen $c o_1$, $d o_2$, $b o_3$, welche dem Punkte n_2 in Bezug auf die Aetherttheilchen in a und c, in c und d, und endlich in d und b zukommen, als $= \frac{1}{2}\omega$ und seine Abstände-Differenz ($d o_4$) in Bezug auf a und d als $= 2 . \frac{1}{2}\omega = \omega$ ansehen. Da nun, gemäß früher Nachgewiesenem, die Schwingungsphasen, welche das Wellenstück a d auf n_2 überträgt, sich gegenseitig vernichten [man sehe oben unter (3)], hingegen das Resultat des

Zusammentreffens der von dem Wellenstücke d b auf n_2 übertragenen Schwingungszustände Helligkeit ist, so ist die vorstehende Behauptung (4) dargethan.

Durch Ausdehnung dieses Räsonnements läßt sich, wie man von selbst begreift, in ähnlicher Weise auch von den Punkten, für welche die Differenzen der Abstände von den Spalterändern $\frac{5}{2}\omega$, $\frac{7}{2}\omega$ u. s. f. betragen, leicht zeigen, daß auch sie hell erscheinen müssen. Endlich stellt sich aus dem Gesagten zugleich eine Abnahme in der Lichtintensität der hellen Punkte nach Maßgabe ihrer Abstände vom mittleren Punkte m als nothwendig dar. Denn nach (4) ist der Punkt (n) von der Abstände-Differenz $\frac{1}{2}\omega$ weniger hell als der mittlere Punkt m, da ferner die Helligkeit im Punkte n_2 (von der Abstände-Differenz $\frac{3}{2}\omega$) durch ein Wellenstück d b (Fig. 592) erzeugt wird, das nur ein Drittel des Wellenstückes a b beträgt, welches den eben näher bezeichneten hellen Punkt n hervorbringt, so ist die Lichtintensität in n_2 wieder kleiner als in n, u. s. w.

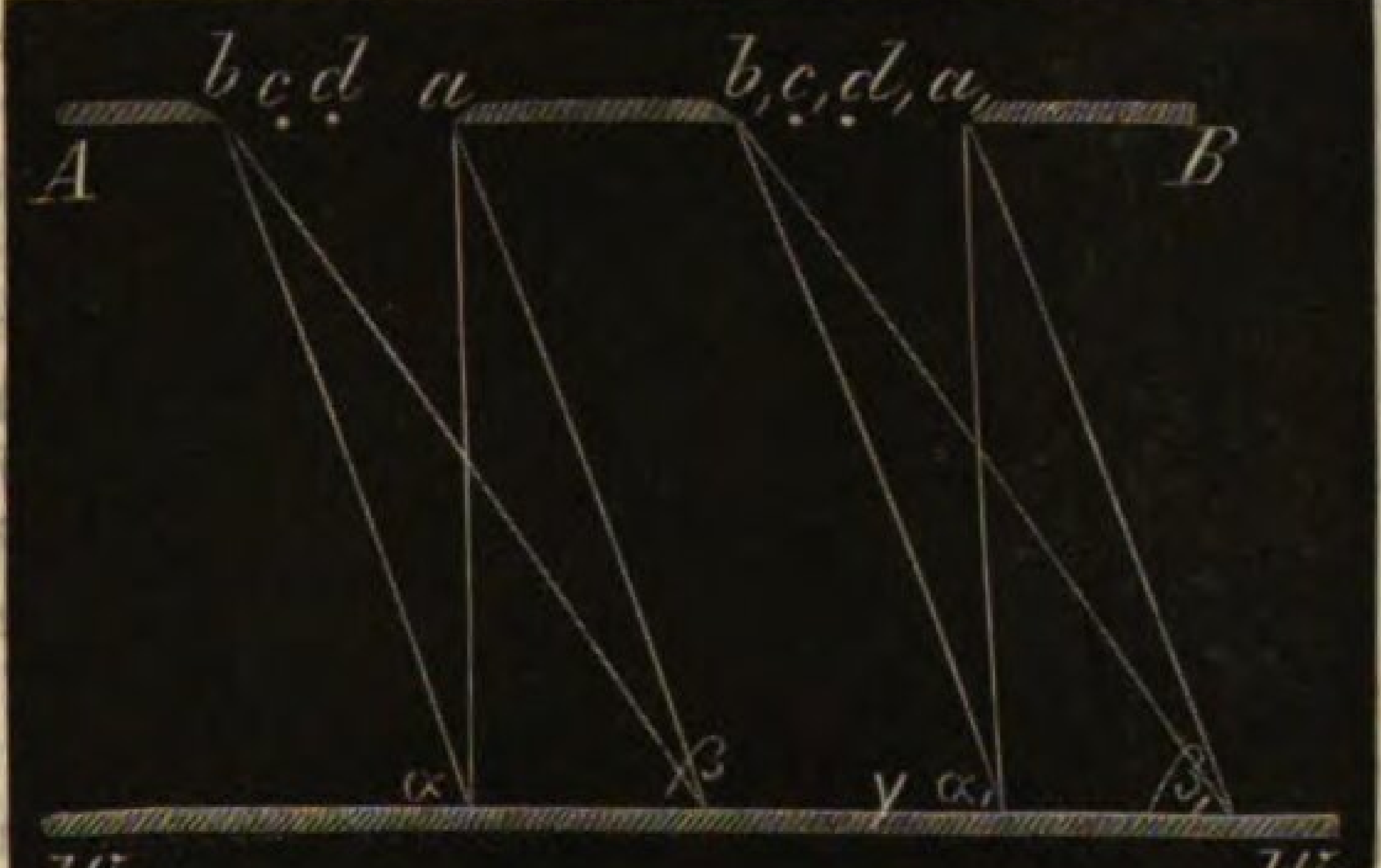
In dem rechtwinkligen Dreiecke a o b Fig. 591 hat man a o = a b sin. a b o, mithin ist, da wegen Aehnlichkeit der Dreiecke a o b und n c m (indem ihre Seiten wechselweise auf einander senkrecht stehen) die Winkel a b o und n c m gleich sind, auch a o = a b . sin. n c m und hiernach $\sin. ncm = \frac{ao}{ab} \ldots 1)$. Stellt nun n den ersten dunkeln Punkt (von der Mitte m an gerechnet) vor, so muß nach Früherem die Wegdifferenz a o der Spaltrand-Strahlen (a n und b n) = ω d. i. gleich einer Wellenlänge sein. Bestimmt man daher durch Messung des Winkelabstandes dieses ersten dunkeln Punktes n von der Mitte m des Beugungsphänomens die Größe sin. n c m, so gibt die Gleichung 1) nach Substitution dieser Größe und des ebenfalls durch Messung gefundenen Werthes der Spaltbreite a b, die Wellenlänge ω (= a o) für das der Beugung unterworfene homogene (einfarbige) Licht. Dieses Verfahren, auf die in den verschiedenen homogenen Lichtgattungen des Spectrums sich zeigenden Beugungsphänome angewendet, gibt ziemlich genau die Wellenlänge für alle diese Lichtgattungen. Eine ganz genaue Bestimmung der Wellenlängen ist aber nur bei der Fraunhofer'schen Methode, nach welcher das Beugungsphänomen durch ein Fernrohr betrachtet wird und nur in dem Falle, daß die Beugung durch feine Gitter geschieht, erreichbar. Es sollte durch Vorstehendes auch nur der Weg angedeutet werden, auf welchem sich die Längen der Lichtwellen bestimmen lassen. Umgekehrt lassen sich mittelst der Gleichung 1), die Wellenlänge ω als bekannt (auf eben angedeutete Art gefunden) vorausgesetzt, die Stellen der nach einander folgenden dunkeln Punkte (die Ablenkungswinkel dieser Punkte von der Mitte m) bestimmen. Man hat nämlich zu diesem Ende, da die Wegdifferenz der Spalterand-Strahlen für den 2ten, 3ten, 4ten 2c. der dunkeln Punkte 2, 3, 4 2c. 2c. Wellenlängen betragen, in der besagten Gleichung 1) für a o nach und nach bloß die Werthe von 2 ω, 3 ω, 4 ω 2c. 2c. und für a b die gemessene Spaltbreite zu setzen. Die Ergebnisse einer solchen Bestimmung stehen ganz im Einklange mit dem, was der Versuch zeigt, eben so wie die Aussage der Gleichung $\sin. ncm = \frac{\omega}{ab}$, nämlich, daß der Sinus des Ablenkungswinkels für den ersten dunkeln Punkt oder was dasselbe ist, die Breite jedes der ersten farbigen Seitenbilder des Beugungsphänomens der Wellen-

länge des Lichtes direkt und der Breite der Spaltöffnung umgekehrt proportionirt ist, ganz mit der Erfahrung übereinstimmt. In der That nehmen diese Bilder vom rothem zum violetten Lichte hin ab und sind unter sonst gleichen Umständen bei 2-, 3-, 4mal breiterer Spalte, auch 2-, 3-, 4mal schmäler.

Daß, was bisher von den farbigen und dunkeln Punkten, die das Resultat der in einem Querschnitt der Spalte vor sich gehenden Beugung sind, dargethan wurde, im ganzen Maße auch Anwendung auf die dunkeln und farbigen Streifen leide, welche durch die in allen übereinander liegenden Spalte-Querschnitten vor sich gehende Beugung entstehen müssen, versteht sich von selbst Eben so leuchtet ein, daß das Phänomen, welches durch die in einer Spalte stattfindenden Beugung des weißen Lichtes erhalten wird, und schon an einem früheren Orte beschrieben wurde, das Resultat der Uebereinanderlagerung aller der Beugungsbilder sein müsse, welche den einzelnen farbigen Bestandtheilen des weißen Lichtes entsprechen. Ganz so, wie die Beugung durch eine feine Spalte, erklärt sich auch das durch eine quadratähnliche Oeffnung entstehende, in Fig. 587 dargestellte Beugungsphänomen. Jedes der zwei Paare der einander gegenüberstehenden Ränder der Oeffnung wirkt nämlich ganz wie eine Spalte, erzeigt eine Reihe von Farbenbildern, die jener durch eine Spalte hervorgebrachten in der Wesenheit völlig gleicht, und so entsteht das Farbenbilderkreuz. Bei einer kreisrunden beugenden Oeffnung wirken je zwei diametral gegenüberliegende Punkte ihres Randes, wie zwei Gegenpunkte der Ränder einer Spalte, und in ganz gleicher Art, daher das in der früheren Figur 580 anschaulich gemachte System concentrischer Ringe.

2. Erklärung der Beugung durch zwei oder mehrere Spalten. Treffen die von der Lichtlinie ausgehenden Strahlen in dem Schirme, mit welchem sie aufgefangen werden, senkrecht an zwei oder mehrere gleiche und gleichweit von einander abstehende (der Lichtlinie und unter sich) parallele feine Spalten, so erzeugt jede derselben nach den bei der Beugung in einer Spalte stattfindenden Gesetzen ein Beugungsphänomen, gerade so, als wenn sie nur allein vorhanden wäre, und die so von den einzelnen Spalten erzeugten Beugungsbilder fallen über einander (ohne sich jedoch gegenseitig vollkommen zu decken). Dabei verstärken sie sich an gewissen Stellen, an andern hingegen schwächen sie sich und es findet überhaupt ein Hergang Statt, welcher der Hauptsache nach aus Nachstehendem klar werden wird. Es stelle (Fig. 594) AB den Schirm, a b und a_1 b_1 zwei in demselben vorhandene, (nahe) gleiche und parallele Spalten vor, und es wird vorausgesetzt, es falle auf sie senkrecht homogenes einfarbiges Licht. Es sei ferner

Fig. 594.



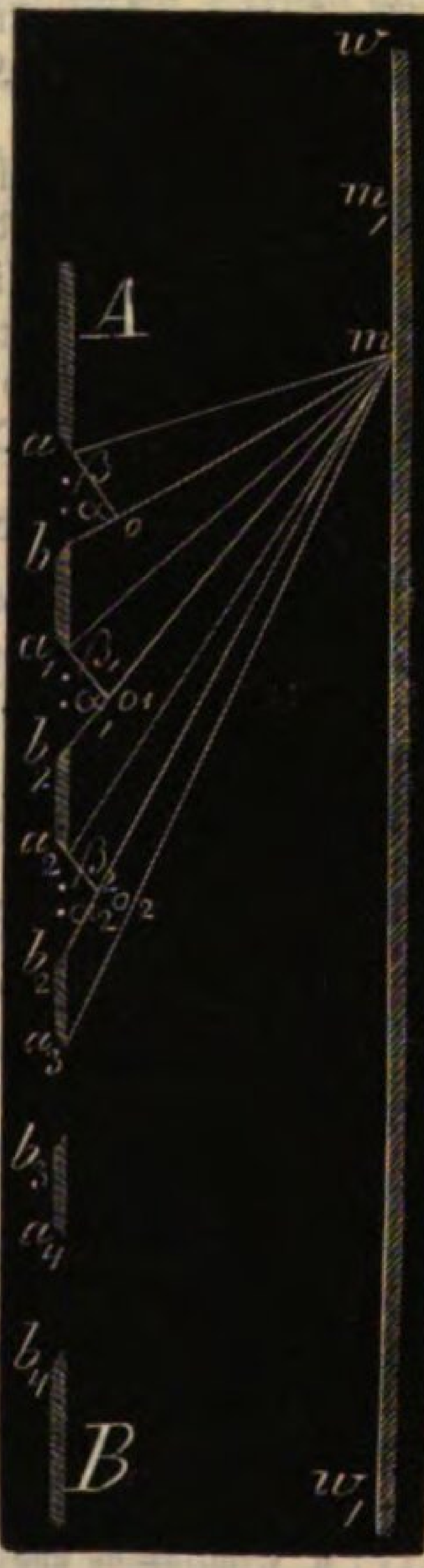
w w_1 die Tafel, womit das Beugungsphänomen aufgefangen wird (oder das Gesichtsfeld des Fernrohrs) und α, β, γ . . . seien die der Beugung bloß durch

die Spalte ab entsprechenden dunkeln Punkte im Beugungsbilde auf einer Seite der Mitte desselben, also Punkte, für welche der Reihe nach die Wegdifferenz der Spalterand-Strahlen ω, 2ω, 3ω... beträgt, wenn ω wieder die Länge einer Welle des gebeugten Lichtes bedeutet. Eben solche dunkle Punkte α_1, β_1, γ_1... werden auf der Tafel auch zur Folge der Beugung durch die zweite Spalte $a_1 b_1$ entstehen, und es muß offenbar, da in beiden ganz gleichen Spalten die Beugung der nach parallelen Richtungen in ihnen anlangenden Strahlen auch in ganz gleicher Weise erfolgt, jeder der zuletzt erwähnten Punkte von dem correspondirenden Punkte der anderen Reihe (α, β, γ...) um die nämliche Größe ($a a_1$) entfernt liegen, um welche die correspondirenden Ränder der zwei Spalten von einander abstehen, so daß $\alpha\alpha_1$, $\beta\beta_1$... $= a a_1$ ist. Da die Breite sowohl jeder der Spalten als ihres Zwischenraumes ($a b_1$) stets sehr klein vorausgesetzt wird, so ist auch $a a_1$ eine so kleine Größe, daß die correspondirenden dunkeln Stellen beider Beugungsbilder, nämlich die Stellen α und α_1, β und β_1 u. s. f. beinahe zusammenfallen, so daß sie einander fast decken und sich in ihrer Wirkung auf das Auge gegenseitig unterstützen und verstärken. (Bei Betrachtung des Phänomens mittelst des Fernrohrs nach der Fraunhoferschen Methode ist das besagte Zusammenfallen und Decken ein vollkommenes, da das Fernrohr alle parallel auf das Objectiv gelangenden Strahlen, also auch $a\alpha$ und $a_1\alpha_1$, $b\alpha$ und $b_1\alpha_1$ u. s. w. in einen Punkt vereinigt.) Es sind daher in dem Beugungsbilde, welches durch zwei Spalten (der vorausgesetzten Art) erhalten wird, dunkle Stellen vorhanden, deren Lage die nämliche ist und daher auch durch dieselbe Gleichung $\sin. \varphi = \frac{\delta}{a}$ ... I), bestimmt wird, wie bei dem durch eine Spalte erzeugten Beugungsbilde. Setzt man in dieser Gleichung, wo allgemein φ den Ablenkungswinkel eines betreffenden dunkeln Punktes von der Mitte des letztgenannten Beugungsbildes, δ die Wegdifferenz der zu diesem Punkt gehörigen Spalterand-Strahlen und a die Breite der Spalte bedeutet (man sehe S. 768), anstatt δ nach und nach ω, 2ω, 3ω rc. ..., so ergeben sich die Abstände (Ablenkungen) der oben besprochenen, in dem durch zwei Spalten erzeugten Beugungsphänomene von der Mitte aus nach einander folgenden dunkeln Stellen. Außer diesen dunkeln Stellen zeigen sich in dem Phänomene aber auch noch andere, welche dadurch erzeugt werden, daß von beiden Spalten ausgehende Strahlen vernichtend auf einander einwirken. Eine solche Einwirkung findet nämlich in allen Punkten (γ, γ_1, γ_2, ...) statt, für welche die Differenz der Abstände von den Spalterändern $b b_1$ (Fig. 594) oder was wegen Kleinheit der Spalten und der größeren Entfernung der Tafel $w w_1$ von denselben einerlei ist, die Differenzen der Abstände von den Mittelpunkten der Spalten der Reihe nach $\frac{1}{2}\omega$, $\frac{3}{2}\omega$, $\frac{5}{2}\omega$... d. i. eine halbe Wellenlänge oder ein ungerades Vielfaches einer halben Wellenlänge betragen. Denn dann beträgt auch die Differenz des Abstandes von je zwei Punkten z. B. c, c_1 oder d, d_1 u. dgl., die in den Spalten gleichweit von b und b_1 entfernt liegen (so daß $bc = b_1 c_1$, $bd = b_1 d_1$, ... ist), für den Punkt γ $\frac{1}{2}\omega$, für γ_1 $\frac{3}{2}\omega$, für γ_2 $\frac{5}{2}\omega$ u. s. f., es werden daher von zwei Aetherttheilchen, welche in solchen gegen b und b_1 gleichgelegenen zwei Punkten (c, c_1 oder d, d_1 ...) sich befinden, also von allen in beiden Spalten gelegenen Aetherttheilchen auf jene in γ, γ_1, γ_2... jeden Augenblick entgegengesetzte Schwingungsphasen übertragen, die sich vernichten.

Die Lage aller der Punkte (γ, γ_1, γ_2, γ_3 . . .), welche aus diesem Grunde dunkel erscheinen müssen, wird mittelst der Gleichung $\sin. \varphi = \frac{n\,\omega}{b}$ gefunden, welche ganz auf demselben, S. 768 auseinander gesetzten Wege, wie die dort abgeleitete oder die oben stehende Gleichung I) erhalten wird, worin φ wieder den Ablenkungswinkel der in Rede stehenden dunkeln Punkte (von der auf A B Senkrechten, b den Abstand der Mittelpunkte beider Spalten bedeutet und für n der Reihe nach die Werthe $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{2}$, $\frac{5}{2}$, $\frac{7}{2}$ . . . zu setzen sind.

Vergleicht man die nach dieser Gleichung und nach jener unter I) für die Ablenkungen der verschiedenen dunkeln Stellen gefundenen Werthe mit den Werthen, welche sich für diese Ablenkungen durch directe Messungen derselben ergeben, so findet man beide, und somit die Theorie mit der Erfahrung völlig übereinstimmend. Eine gleiche Uebereinstimmung zeigt sich bezüglich der hellen Stellen des Beugungsbildes. Offenbar muß in jenen Punkten auf $w\,w_1$ die größte Lichtstärke herrschen, auf welche durch je zwei in den Spalten a b und a_1 b_1 von den Rändern b und b_1 gleichweit entfernt gelegenen Aethertheilchen (d. i. von den Theilchen in c und c_1, in d und d_1 u. s. w.), mithin von allen in den Spalten befindlichen Aethertheilchen im nämlichen Augenblicke gleiche Schwingungsphasen übertragen werden, für welche also die Differenz der Abstände von b und b_1 oder von den Mitten der Spalten eine oder mehrere ganze Wellenlängen beträgt und deren Lage auf $w\,w_1$ der Reihe nach daher auch mittelst der obigen Gleichung $\sin. \varphi = \frac{n\,\omega}{b}$ erhalten wird, wenn man darin für n nach und nach die Zahlen 1, 2, 3, 4 . . . setzt. Das bei der Beugung des weißen Lichtes in zwei Spalten entstehende Phänomen ist wieder das Resultat der Uebereinanderlagerung der einzelnen den verschiedenen Farbengattungen dieses Lichtes entsprechenden Brechungsbilder; man findet somit das Wesentliche seiner Erklärung nach den bisher vorgetragenen Principien leicht von selbst.

Fig. 595.



3. **Erklärung der Beugung durch Gitter.** Es sei in Fig. 595 A B das Gitter, a b, a_1 b_1, a_2 b_2 . . . seien die durchsichtigen Theile (die Spalten) desselben und b a_1, b_1 a_2, b_2 a_3 . . . . die sie scheidenden undurchsichtigen Zwischenräume; die Spalten seien gleich breit und jede um ihre Breite von der nächsten abstehend . . . I). Ferner sei $w\,w_1$ die Wand, womit das Phänomen aufgefangen wird (oder das Gesichtsfeld des Fernrohrs) und es falle auf das Gitter wieder nur homogenes Licht auf. Ist endlich m ein Punkt des Beugungsbildes auf $w\,w_1$, so läßt sich mit Bezug auf I) wegen Kleinheit der Breite der Spalten und deren Zwischenräume, so wie in Rücksicht ihrer Entfernung von $w\,w_1$ für mehrere Spalten immer annehmen,

daß die Differenz der Abstände dieses Punktes von den Mittelpunkten (α, α_1 oder α_1, α_2 . . .) je zweier nächster Spalten oder von je zwei andern in diesen letzteren ähnlich gelegenen Punkten (also auch von a und a_1, a_1 und a_2, ꝛc. ꝛc.) die nämliche sei, so daß $\alpha_1 m - \alpha m = \alpha_2 m - \alpha_1 m = \alpha_3 m - \alpha_2 m$ ꝛc. ꝛc. oder $a_1 m - a m = a_2 m - a_1 m = a_3 m - a_2 m$ ꝛc. ꝛc. ist . . . 2). Wir wollen nun zuerst die Stellen des Beugungsbildes bestimmen, wo nach der Vibrationstheorie die größte Lichtstärke herrschen muß. Wären nur zwei Spalten z. B. a b und $a_1 b_1$ vorhanden, so würden, dem Früherem gemäß, diese Stellen durch die Gleichung $\sin. \varphi = \frac{n\,\omega}{b}$ (S. 771) gegeben sein, worin bekanntlich ω die Wellenlänge, b den Abstand der Mittelpunkte beider Spalten bedeutet und für n nach und nach die Zahlen 1, 2, 3, 4 . . . zu setzen sind. In jedem der so sich ergebenden Punkte herrscht aber deswegen die größte Lichtstärke, weil auf denselben von je zwei in den beiden Spalten ähnlich gelegenen Aethertheilchen z. B. β und β_1 gleichzeitig stets ganz gleiche Schwingungsphasen, wie sie den statt findenden Wegdifferenzen ω, 2ω, 3ω . . . entsprechen, übertragen werden. Kommt jetzt zu den besagten zwei Spalten die ihnen gleiche dritte, vierte Spalte ($a_2 b_2$, $a_3 b_3$ u. s. w.) hinzu, so wird auch von jedem Aethertheilchen in diesen Spalten auf den Punkt m in dem nämlichen Augenblick dieselbe Schwingungsphase wie von einem in der Spalte a b, oder $a_1 b_1$ ähnlich gelegenen Aethertheilchen übertragen *), was nur eine noch größere Lichtverstärkung in m, sonst aber keine Aenderung gegen vorher zur Folge hat, so daß also auch bei einer Reihe von Spalten, d. i., bei einem Gitter, die Orte der größten Lichtstärke mittelst obiger Gleichung $\sin. \varphi = \frac{n\,\omega}{b}$ gefunden werden. Die Ergebnisse dieser Formel stimmen ganz mit jenen der Erfahrung überein . . . (†).

Was die Stellen anbelangt, an welchen in den durch mehrere Spalten erzeugten Beugungsbilde Dunkelheit herrscht, so läßt sich Folgendes leicht einsehen . . . 1). Die dunkeln Stellen, welche in jedem bloß durch eine der Spalten erzeugten Beugungsbilde vorhanden sind und deren Lage sich nach S. 771 aus der Formel $\sin. \varphi = \frac{n\,\omega}{b}$ ergibt (die Bedeutung von ω, n und b ist die nämliche, wie auf S. 771), bleiben offenbar auch dunkel, wenn neben dieser einen Spalte eine ganz gleiche zweite, dritte ꝛc. ꝛc. Spalte so angebracht wird, daß der oben unter 1) gemachten Voraussetzung Genüge geleistet ist. Denn es werden dann auf jede der Beugung durch die besagte e i n e Spalte entsprechende dunkle Stelle (welche nur zu Folge gegenseitiger Vernichtung der von dieser Spalte daher gelangenden Strahlen entsteht) von einer zweiten, dritten . . . Spalte aus auch nur unter einander sich tilgende Schwingungen übertragen. Wäre z. B. in Fig. 595 m eine Stelle, welche bei alleini-

---

*) Ist z. B. $\beta_1 m - \beta m = \omega$, so ist gemäß 2) auch $\beta_2 m - \beta_1 m$ und $\beta_3 m - \beta_2 m$ u. s. w. $= \omega$ und daher sind die Schwingungsphasen, die in demselben Momente von β und β_1, von β_1 und β_2, von β_2 und β_3 und so fort von sämmtlichen in den einzelnen Spalten ähnlich gelegenen Aethertheilchen paarweise übertragen werden, übereinstimmend.

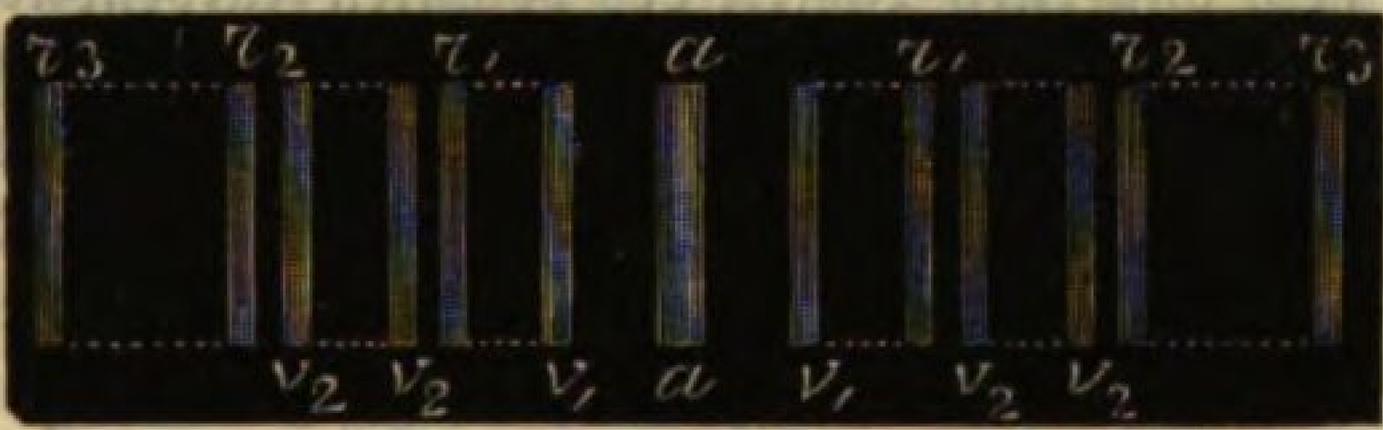
gem Vorhandensein der Spalte ab dunkel erscheint, weil die Differenz mb — ma = bo eine Wellenlänge oder ein Vielfaches einer solchen beträgt; so muß sie auch beim Hinzukommen der Spalten $a_1 b_1$, $a_2 b_2$... zur ersteren ab dunkel bleiben, weil den oben unter 1) und 2) gemachten Voraussetzungen gemäß auch die Differenzen $m b_1 - m a_1 = b_1 o_1$, $m b_2 - m a_2 = b_2 o_2$ 2c. 2c. einen mit bo gleichen Werth haben, daher die Strahlen des von $a_1 b_1$, oder $a_2 b_2$ u. s. w. nach m gelangenden Bündels sich unter einander eben so vernichten müssen, wie jene, die von ab aus in m zusammentreffen. 2. Die zahlreichen dunkeln Stellen, welche nebst den eben besprochenen in dem durch mehrere Spalten erzeugten Beugungsbilde vorhanden sind, entstehen dadurch, daß an gewissen Orten von verschiedenen Spalten her Strahlenbündel zusammentreffen, deren jeder für sich allein zu Folge Interferenz seiner Theile an dem betreffenden Orte zwar Helligkeit erzeugen würde, welche daselbst sich aber darum gegenseitig vernichten, weil in den Schwingungen, die sie dahin übertragen, jeden Augenblick Gleichheit der Intensitäten, übrigens aber vollkommener Gegensatz stattfindet. Die Lage der auf diese Art bei der Beugung durch mehrere Spalten entstehenden dunkeln Stellen gibt, der Erfahrung ganz entsprechend, die Formel $\sin. \varphi = \frac{q\omega}{rb} \ldots$ (I), worin, wie früher φ den Ablenkungswinkel, ω die Wellenlänge und b den gegenseitigen Abstand der Mittellinien zweier einander nächsten Spalten bedeutet, r aber die Anzahl der Spalten und q eine durch r nicht theilbare ganze Zahl vorstellt. Ein Beispiel wird hinreichen, dies alles klar zu machen. Es seien im Schirme AB (der vorigen Fig. 595) fünf Spalten vorhanden. Ist der Punkt m auf der Wand $w w_1$ so gelegen, daß die Differenz $a_1 m - a m = a_2 m - a_1 m = a_3 m - a_2 m = a_4 m - a_3 m$ [man sehe 2) auf S. 772] $= \frac{1}{5}\omega \ldots$ (†) ist, d. h. ein Fünftel der Wellenlänge beträgt; so herrscht in dem Punkte m Dunkelheit. Es ergibt sich dies aus folgender Betrachtung. In irgend einem Augenblicke wird das Aethertheilchen in m von a her in eine bestimmte Schwingungsphase versetzt. Gegen diese Phase sind die Schwingungsphasen, welche mit ihr gleichzeitig von a_1, a_2, a_3 und a_4 her in m anlangen, der Reihe nach um $\frac{1}{5}$, $\frac{2}{5}$, $\frac{3}{5}$, $\frac{4}{5}$ der Schwingungsdauer (T) voraus. Denn zu Folge (†) ist $a_1 m - a m = \frac{1}{5}\omega$, $a_2 m - a m = \frac{2}{5}\omega$, $a_3 m - a m = \frac{3}{5}\omega$ und $a_4 m - a m = \frac{4}{5}\omega$, es sind daher die Wege, welche das Licht von a_1, a_2, a_3, a_4 bis m zurückzulegen hat, der Reihe nach um $\frac{1}{5}\omega$, $\frac{2}{5}\omega$, $\frac{3}{5}\omega$... größer als jener von a aus, es mußte dasselbe also, um von allen diesen Punkten gleichzeitig in m einzutreffen, von a_1 um $\frac{1}{5}$, von a_2 um $\frac{2}{5}$, von a_3 um $\frac{3}{5}$ und von a_4 um $\frac{4}{5}$ derjenigen Zeit früher ausgehen als vom Punkte a...(††), in welcher das Licht um die Länge einer Welle sich fortpflanzt, und welche Zeit, Früherem gemäß, der Schwingungsdauer (T) gleich ist. Das Resultat der so von a, a_1, a_2, a_3, a_4 nach m übertragenen Bewegungen ist nun in dem besagten Augenblicke entweder, daß sie sich in m gegenseitig vernichten, mithin daselbst Ruhe und sonach Dunkelheit herrscht, oder aber, daß das Aethertheilchen in m sich in einer bestimmten Schwingungsphase befindet, m also hell erscheint. Angenommen, es fände letzteres Statt, so müßte das besagte Aethertheilchen diese nämliche bestimmte Schwingungsphase nach jedem Fünftel der Schwingungsdauer T immer wieder erlangen...(†††). Denn nach dieser Zeit $= \frac{1}{5}$ T empfängt zu Folge (††) das Aethertheilchen in m stets von a her denselben Schwingungszustand, der im vorigen Momente von

a_1 aus auf dasselbe übertragen wurde. Aus gleichem Grunde wird dann von a_1 derselbe Schwingungszustand wie früher von a_2, von a_2 derselbe wie früher von a_3, von a_3 derselbe wie früher von a_4 auf das Aetherttheilchen in m übertragen, und von dem Punkte a_4 her endlich empfängt m die nämliche Phase, wie vorher von a, weil wegen des periodischen Wiederkehrens sämmtlicher Phasen immer nach der ganzen Schwingungsdauer **T** ein Fortschreiten der schwingenden Bewegung durch $\frac{1}{5}$**T** zu derselben Phase führt, wie ein Rückgang eurch $\frac{4}{5}$**T**. Es werden daher nach je $\frac{1}{5}$**T** Zeit auf m von den Punkten a, a_1, a_2, a_3 ... und mithin auch von allen mit diesen ähnlich gelegenen Punkten der fünf Spalten ganz die nämlichen Schwingungsphasen, nur immer in anderer Ordnung übertragen, und es muß das Interferenz-Resultat, da dasselbe nur von der Größe, nicht aber von der Ordnung der auf den Interferenzpunkt übertragenen Phasen abhängt, nach je $\frac{1}{5}$**T** Zeit immer unverändert das nämliche sein. Es würde also, falls die obige Annahme, m erscheine hell, richtig wäre, das unter (†††) Ausgesprochene wirklich stattfinden, nämlich in m nach jedem Fünftel der Schwingungsdauer **T** immer wieder derselbe Schwingungszustand zurückkehren müssen. Da aber die Zeit, nach welcher eine solche Wiederkehr eintritt, die Schwingungsdauer ausmacht, so müßte durch die Interferenz der Strahlen in m die ihnen ursprünglich eigenthümlich gewesene Schwingungsdauer **T** verändert, nämlich auf $\frac{1}{5}$**T** herabgesetzt worden sein, mithin nach (†) S. 748 das im Interferenzpunkte m unserer Annahme gemäß auftretende Licht eine andere Farbe besitzen, als das zum Versuch angewendete, bevor es die Beugung erleidet. Nun zeigt aber die Erfahrung bei den Beugungsphänomenen nie eine solche Farbenänderung, es ist folglich auch die obige Annahme, m erscheine hell, nicht zuläßig, sondern es kann nur der allein noch mögliche zweite Fall Statt finden, nämlich, daß sämmtliche gleichzeitig auf das Aetherttheilchen m übertragene Bewegungen sich immer gänzlich vernichten, also der Punkt m stets dunkel erscheint. Da sich durch ähnliche Schlußweisen das Vorhandensein von Dunkelheit auch in den Punkten m_1, m_2, m_3, m_4 ... als nothwendig darthun läßt, wenn für m_1 $a_1 m_1 - a m_1 = \frac{2}{5}\omega$, für m_2 $a_1 m_2 - a m_2 = \frac{3}{5}\omega$ u. s. f. für die übrigen Punkte die Differenz ihrer Abstände von a_1 und a der Reihe nach $\frac{4}{5}\omega$, $\frac{6}{5}\omega$, $\frac{7}{5}\omega$, $\frac{8}{5}\omega$, $\frac{9}{5}\omega$ ist, wogegen an Stellen auf der Wand oder im Gesichtsfelde des Fernrohrs, für welche diese Differenz $\frac{5}{5}\omega = \omega$, oder $\frac{10}{5}\omega = 2\omega$, oder $\frac{15}{5}\omega = 3\omega$ u. s. w. beträgt, die größte Helligkeit herrscht, weil in jeder derselben von ähnlich gelegenen Punkten sämmtlicher Spalten her in einerlei Augenblick gleiche Schwingungsphasen zusammentreffen; so sieht man ein, daß die auf S. 773 unter (I) aufgestellte Formel $\sin. \varphi = \frac{q\omega}{rb}$ das wirklich leiste, was dort angeben wurde, nämlich daß sie die Lage jener dunkeln Stellen gibt, welche durch gegenseitige Einwirkung und Vernichtung der von den verschiedenen Spalten her zusammentreffenden Strahlen entstehen.

Ist das von der Lichtquelle kommende, im Gitter die Beugung erfahrende Licht nicht homogen, sondern aus verschiedenen Farben zusammengesetzt, so erzeugt jede einzelne Farbe ihr eigenes Beugungsbild. Alle diese Bilder sind einander ähnlich, concentrisch und ähnlich liegend. Die rothen Bilder sind die größten, weil sie den größten Wellenlängen ange-

hören, die violetten die kleinsten und die der übrigen Farben sind zwischen diesen beiden eingereiht. Ist nur rothes und violettes Licht vorhanden, so erscheinen auch nur rothe und violette Farbenbilder, welche von einander durch dunkle Zwischenräume getrennt sind. Die rothen Farbenbilder befinden sich z. B. in r_1, r_2, r_3 . . . (Fig. 596) und die violetten v_1, v_2, v_3 . . . nahe halb so weit von der Mitte a entfernt, als die ersteren, weil n der Gleichung sin. $\varphi = \frac{n\,\omega}{b}$, durch welche, gemäß (†) auf S. 772, die hellen Stellen bestimmt werden, die Wellenlänge ω für die letzteren Bilder einen ungefähr halb so großen Werth hat, wie für die ersteren. Ist aber Licht von allen Farben vorhanden, d. h. werden von der Lichtquelle Wellensysteme aller von der Wellenlänge des violetten bis zu jener des rothen Lichtes hin denkbaren andern Wellenlängen ausgesendet und bilden diese Wellenlängen eine stetige Reihe; so sieht man zwischen den Bildern r_1 und v_1, r_2 und v_2 u. s w. eine ununterbrochene Folge von Bildern der andern Farben, also zu einem langen Farbenbild an einander gereihte Spectra. (Zu einem scheinbar stetigen Uebergang der Farben in einander ist, weil ein jedes einzelne Spectrum eine gewisse Breite hat, keine vollkommene Stetigkeit in der Reihe der Wellenlängen erforderlich.) Fehlt in der besagten Reihe der Wellenlängen ein Glied, d. h. in der von der Lichtquelle ausgesendeten Lichtwelle eine Farbe, so muß sich dieser Mangel durch einen dunkeln Zwischenraum in einem jeden Spectrum kundgeben. Hieher kommen die auf S. 763 besprochenen schwarzen Linien im Beugungsphänomene und es sind offenbar die Fraunhofer'schen Linien überhaupt nichts anderes als Lücken im Sonnenspectrum, die zu Folge Abgang von Wellensystemen bestimmter Wellenlänge entstehen. Daß in dem eben Vorhergehenden das Allgemeine der Erklärung des durch ein Gitter im weißen Lichte sich darstellenden Beugungsphänomens enthalten sei, bedarf nun wohl nicht mehr der Erwähnung.

Fig 596.

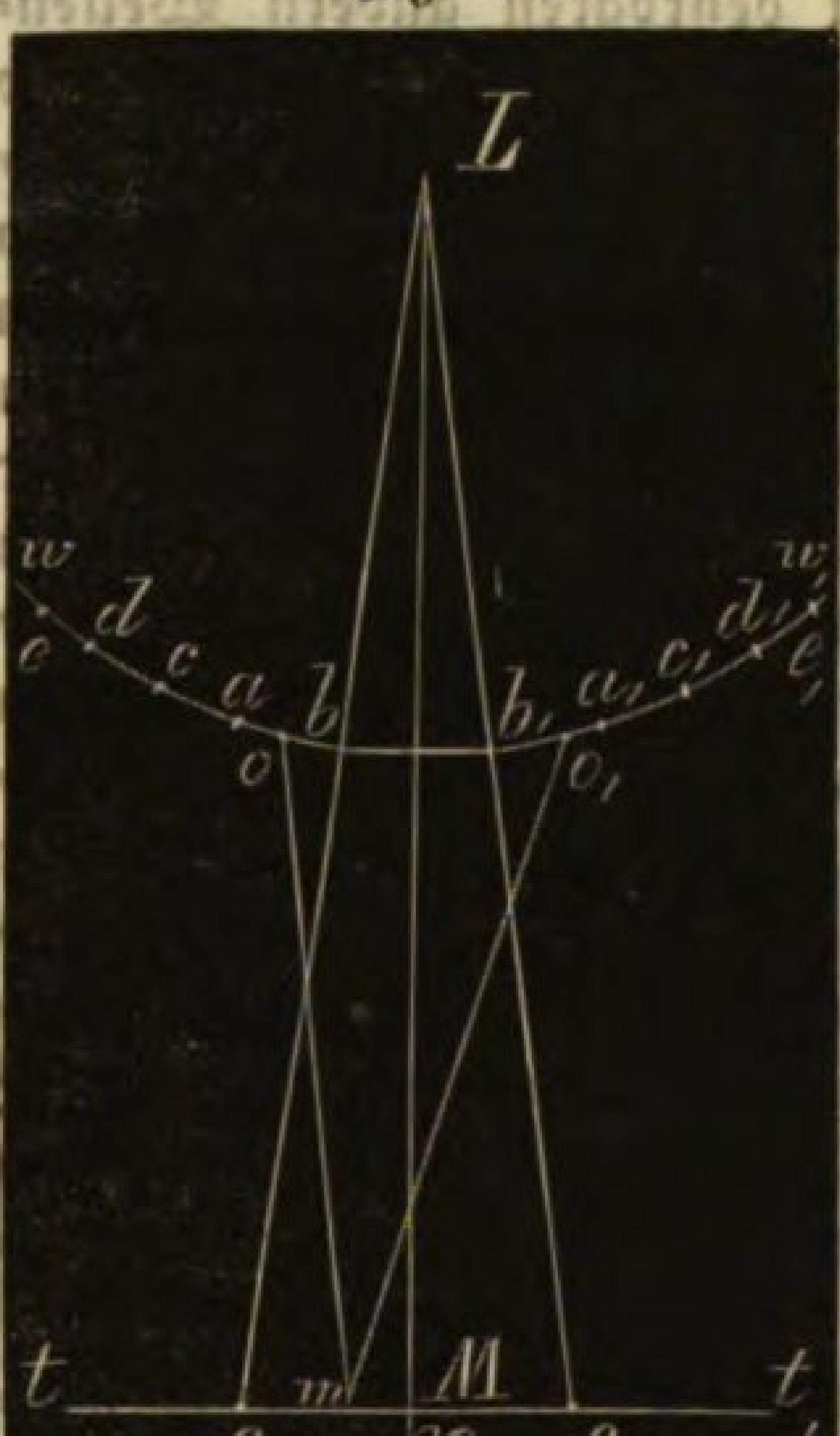


Die bei Anwendung eines feinen Gitters im Beugungsbilde vorhandenen Fraunhoferschen Linien gestatten eine ganz genaue Bestimmung der Lichtwellen-Längen. Mißt man nämlich den Winkelabstand φ einer bestimmten solchen Linie, was sich bei der scharfen Begränzung dieser Linien und der großen Ausdehnung der sie enthaltenden Spectra mit aller Genauigkeit bewerkstelligen läßt, ferner die Entfernung b der Mittellinien zweier einander nächsten Oeffnungen oder Spalten des betreffenden Gitters, substituirt die gefundenen Werthe in die Formel sin. $\varphi = \frac{n\,\omega}{b}$; so erhält man aus dieser die Wellenlänge ω für die Farbe, welcher die ins Auge gefaßte bestimmte Fraunhofer'sche Linie entspricht, d. h. welche die ihr nächsten Strahlen besitzen, da der Werth von n sich immer nach der Stelle ergibt, welche das die besagte Linie enthaltende Spectrum der Zahl nach in der Reihenfolge der Spectra einnimmt. Auf diesem Wege fand

Fraunhofer für die Strahlen nächst den von ihm mit B, C, D, E, F, G, H bezeichneten Stellen des prismatischen Farbenbildes folgende, Milliontel eines Millimeters bedeutende Werthe der Wellenlängen: 6879, 6559, 5888, 5265, 4856, 4296, 3963. Da ein leuchtender Punkt in einer Secunde nothwendig so viele Schwingungen macht, als Wellenlängen auf die Weg-Strecke gehen, durch welche sich das Licht in einer Secunde fortpflanzt, diese strecke aber nahe 300 Millionen Meter beträgt, so macht ein Lichtpunkt, der uns das äußerste Roth des prismatischen Farbenbildes zusendet, in einer Secunde die ungeheuere Zahl von nahe 430 Billionen Schwingungen, und dem äußersten Violett des besagten Farbenbildes gehören fast doppelt so viele Schwingungen in derselben Zeit an. Schwingungen, welche langsamer als die ersteren und schneller als die letzteren auf einanderfolgen, sind nicht fähig, auf den Sehnerv die Empfindung von Licht oder Farbe erregend einzuwirken, und geben sich nur durch chemische oder durch Wärme-Wirkungen kund.

3. **Erklärung der Beugung des Lichtes durch einen undurchsichtigen schmalen Körper.** Es sei in Fig. 597 L die homogenes Licht aussendende Lichtlinie, bb_1 die Breite des schmalen Körpers (z. B. der Durchmesser eines dünnen Drahtes), ss_1 der geometrische Schatten desselben auf einer weißen Wand oder mattgeschliffenen Glastafel tt_1; ww_1 sei ein Stück des Durchschnittes der Oberfläche einer von L her an den schmalen Körper treffenden Lichtwelle und L x eine von L durch die Mitte des Schattens gehende Linie. Ist nun m ein Punkt im Schatten auf der in beträchtlicher Distanz von bb_1 zu denkenden Wand, und theilt man die Stücke b w und $b_1 w_1$ der Welle in Theile b a, a c, c d ... und $b_1 a_1$, $a_1 c_1$, $c_1 d_1$ ... ein, so daß der Unterschied der Abstände je zweier einander nächsten Theilungspunkte von dem Punkte m die Hälfte der Wellenlänge des an bb_1 anlangenden Lichtes beträgt, also $am - bm = \frac{\omega}{2}$, $cm - am = \frac{\omega}{2}$ u. s. w.; eben so $a_1 m - b_1 m = \frac{\omega}{2}$, $c_1 m - a_1 m = \frac{\omega}{2}$ u. s. w. ist; so werden auf m von den in den Bogenstücken b a, c d, e f ... ähnlich liegenden Punkten in einem und demselben Augenblicke übereinstimmende Schwingungsphasen übertragen und das Nämliche geschieht von den in den Bogenstücken $b_1 a_1$, $c_1 d_1$, $e_1 f_1$ ... ähnlich liegenden Punkten her; die Phasen aber, welche gleichzeitig in m von Punkten her eintreffen, die in den Wellenstücken a c, d e, f g ... und eben so in den Wellenstücken $a_1 c_1$, $d_1 e_1$, $f_1 g_1$ ... ähnlich liegen, sind den vorigen Phasen entgegengesetzt. Wird nun der Punkt m durch die gleichzeitige Wirkung sämmtlicher Punkte des Wellenstückes b a in eine bestimmte Schwingungsphase versetzt, so empfängt er in dem nämlichen Augenblicke von den Punkten des Stückes a c her eine entgegengesetzte Phase, die aber intensiver ist, weil b a eine etwas größere Ausdehnung hat und auch näher an m

Fig. 597.



liegt als ac. Beide Phasen können sich daher, trotz ihres Gegensatzes, nicht vollkommen aufheben, sondern es wird aus dem gleichzeitigen Zusammenwirken der Wellenstücke b a und a c eine gewisse Schwingungsintensität in m, somit Helligkeit daselbst resultiren, und ein ähnliches Resultat werden die Bögen b_1 a_1 und a_1 c_1, überhaupt je zwei andere nach einander folgende Wellenstücke z. B. a c und c d, a_1 c_1 und c_1 d_1 u. s. w. hervorbringen. Die Resultirende aller so von dem Bogen b w auf m übertragenen partiellen Bewegungen wird in der Richtung mit der vom Bogenstücke b a (weil dieses alle andern der Stücke von b w an Größe übertrifft) übertragenen partiellen Bewegung übereinstimmen. Eine gleiche Uebereinstimmung bezüglich der Richtung wird aus dem nämlichen Grunde zwischen der Resultirenden sämmtlicher von den Stücken des Bogens b_1 w_1 her in m erzeigten Partiellbewegungen und der vom Stücke b_1 a_1 herkommenden partiellen Bewegung stattfinden und beide Resultirende bestimmen den Schwingungszustand des Punktes m. Es stelle o m die Resultirende des Bogens b w und o_1 m jene von b_1 w_1 der Richtung nach vor. Man begreift nach dem Früheren nun von selbst, daß, wenn der Wegunterschied o_1 m — o m gleich Null ist, oder eine gerade Anzahl halber Wellenlängen beträgt, der Punkt m hell erscheinen, daß er aber dunkel sein müsse, wenn o_1 m — o m einer ungeraden Anzahl halber Wellenlängen gleich ist. Für alle Punkte in der Linie L M ist der Unterschied der Wege gleich Null, wenn L M senkrecht auf b b_1 steht; folglich erscheint selbst die Mitte des Schattens hell. Entfernt man sich von M in der Richtung von M nach t, so gelangt man bald an eine Stelle, für welche jener Wegunterschied eine halbe Wellenlänge beträgt, welche daher dunkel erscheinen muß, und weiter an eine andere, bei welcher dieser Unterschied zwei halben Wellenlängen gleich ist, und die sich deßhalb hell zeigt u. s. w. Dasselbe findet in der Richtung von M nach t_1 hin Statt. So wären der Hauptsache nach die Farbenstreifen im Innern des Schattens erklärt. Auf ähnlichem Wege finden auch die äußeren Streifen ihre Erklärung.

§. 148. Beugung bei der Reflexion des Lichtes. Radirt man auf ein polirtes Stahlblättchen oder auf ein mit Plattgold belegtes Planglas ein feines Gitter, oder zieht auf einer Seite des Glases gleichweit abstehende Linien und überstreicht die andere Seite mit schwarzem Firniß, hält hernach das so erzeugte Gitter der Art gegen einfallende Sonnenstrahlen, daß diese nach der Reflexion von demselben entweder unmittelbar oder durch ein Fernrohr ins Auge kommen, so zeigt sich das nämliche Phänomen, wie beim Durchgange der Strahlen durch die Oeffnungen des Gitters: denn es finden offenbar nach der Reflexion der Strahlen die nämlichen Gangunterschiede derselben Statt, wie nach ihrem Durchgange durch die besagten Gitteröffnungen, folglich werden sich auch an den nämlichen Stellen des Gitters die nämlichen Farben zeigen müssen. Die einzelnen Farbenbilder und ihre Abstände von der Axe sind desto größer, je schiefer die Strahlen einfallen.

In die Classe der betrachteten Beugungsphänomene gehören auch die Farbenerscheinungen, welche sich zeigen, wenn man durch den dünnen Theil des Bartes einer Vogelfeder, mit blinzendem Auge, also durch die Haare der Augenwimper, durch die feinen Haare der Hüte, durch Spinnengewebe, durch eng gewebtes Zeug oder durch ein mit Hexenmehl bestreutes Glas nach der Sonne oder einen andern stark beleuchteten Gegenstand hinsieht; die dunkeln Streifen, die sich zeigen, wenn man durch die feinen Zwischenräume der eng an einander geschlossenen, gestreckten Finger nach der Sonne hinsieht; ferner das Farbenspiel, welches man im reflectirten Lichte an allen Körpern beobachtet, die auf der glatt erschei-

nenden Oberfläche feine Furchen haben, wie dies z. B. bei den von Barton erfundenen Irisknöpfchen und, nach Brewsters Entdeckung, bei der Perlmutter der Fall ist; das Farbenspiel der Flügeldecken mancher Insecten, da diese Decken selbst gefurcht oder mit gefurchten Schuppen überzogen sind; das Schillern abgestandener Gläser, vieler Färbestoffe, z. B. des trockenen Waides; die Lichtstreifen an dem Bilde einer Kerzenflamme in manchen Planspiegeln u. s. w. Endlich gehören zu den Beugungsphänomenen auch noch die kleineren der sogenannten Höfe, d. s. Ringe, die man, wenn der Himmel mit einem dünnen Wolkenschleier überzogen ist, um die Sonne, den Mond oder auch um die größeren Sterne herum beobachtet, und welche heller sind als der übrige Theil des Firmamentes, oft auch Regenbogenfarben enthalten; sie werden nämlich nach Fraunhofer durch Beugung der Lichtstrahlen an den Rändern der in der Atmosphäre schwebenden Dunstbläschen hervorgebracht. Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht der Umstand, daß Sonne, Mond und Sterne mit einem Hofe erscheinen, wenn man sie durch ein stark angehauchtes Glas oder ein stark mit Dünsten beschlagenes Fenster betrachtet, während man ohne das bethaute Glas oder im Freien nichts Hofähnliches wahrnimmt.

§. 149. Farben dünner Plättchen. Alle durchsichtigen Körper, auch wenn sie in dickeren Schichten ganz farblos sind, zeigen, sobald sie hinreichend dünne Schichten bilden, sowohl im reflectirten als im durchgelassenen Lichte sehr lebhafte schöne Farben, welche das Eigenthümliche haben, daß sie mit der Dicke der betreffenden dünnen Schichte und mit der Richtung des einfallenden Lichtes sich ändern. Man findet diese Farben an Seifenblasen, an Ballonen aus Collodium, an Schaumbläschen, an einer vor der Glasbläserlampe bis fast zum Zerplatzen aufgeblasenen Glaskugel; an sehr dünnen Flüssigkeitsschichten auf glatten, dunkeln Körpern; an einer auf Wasser schwimmenden, sehr dünnen Oelschichte (wie sie z. B. erhalten wird, wenn man auf Wasser einen kleinen Tropfen Terpentinöls bringt, indem dieser über der Wasseroberfläche zu einer dünnen Schichte sich ausbreitet), und ähnlicher Art sind die Farben, die der Stahl nach dem Anlassen (S. 54), wobei er sich mit einer dünnen Oxydschichte überzieht, zeigt, oder die oft an Sprüngen dickerer Glasmassen beobachtet werden und von der im Sprunge enthaltenen dünnen Luftschichte herkommen u. s. w.

Am regelmäßigsten erhält man die in Rede stehenden Farben, nämlich in Gestalt von Ringen, mittelst des sogenannten Newton'schen Farbenglases, welches aus einer gewöhnlich runden, ebenen Glasplatte besteht, die auf einer Convexlinse von geringer Krümmung (von 10 — 12 Fuß Brennweite) liegt. Beide Gläser (die übrigens auch die umgekehrte Anordnung haben können) sind in einer gemeinschaftlichen Fassung so eingeschlossen, daß sie sich mittelst Schrauben mehr oder weniger an einander drücken lassen. Die Gläser berühren sich offenbar nur an einer einzigen Stelle, rings um diese ist ihr Abstand in gleichen Entfernungen gleich groß und nimmt gegen die Ränder hin nach einem bestimmten Gesetze allmälig zu. Hält man das Farbenglas so, daß von demselben reflectirtes Sonnenlicht ins Auge gelangt, so sieht man an der Berührungsstelle beider Gläser einen dunkeln Fleck, und um ihn herum concentrische Farbenringe, die von dem kleinsten zum größten hin immer schmäler und matter sind. Die Farbenfolge ist eine ähnliche, wie bei der Beugung des weißen Lichtes durch eine Spalte. Wird das Farbenglas so gehalten, daß nur durchgelassenes Licht ins Auge gelangt, so zeigt sich an der Berührungsstelle ein heller Fleck und um demselben herum wieder ein System concentrischer Farbenringe; diese sind aber weit weniger lebhaft als jene

im reflectirten Lichte und ihre Farben sind complementär zu denjenigen, die sich an den nämlichen Stellen im reflectirten Lichte zeigen. Die Ordnung, in welcher in beiden Fällen die Farben aufeinander folgen, ändert sich nicht, wenn in den Zwischenraum der beiden Gläser anstatt Luft eine andere ausdehnsame oder eine tropfbare Flüssigkeit gebracht, oder wenn die Luft darin verdünnt, oder derselbe ganz luftleer gemacht wird. Es nimmt dies nur Einfluß auf die Lebhaftigkeit der Farben und auf die Durchmesser der Ringe. Fällt auf das Farbenglas nur homogenes Licht, oder betrachtet man dasselbe durch ein Glas von möglichst gleichartiger Farbe, so sieht man nur helle Ringe von der Farbe des auffallenden Lichtes oder des Glases, die mit dunklen Ringen abwechseln, und an den Stellen, wo im reflectirten Lichte helle Ringe erscheinen, zeigen sich im durchgelassenen dunkle und umgekehrt. Bei jedem hellen Ringe ist die Intensität der Helligkeit und bei jedem dunkeln Ringe jene der Dunkelheit in der Mitte seiner Breite am größten und nimmt von da nach beiden Seiten hin allmälig ab.

Aus genauen, schon von Newton vorgenommenen Messungen ergaben sich folgende Gesetze: 1) Im reflectirten Lichte verhalten sich die Quadrate der Halbmesser der von der Mitte aus aufeinander folgenden farbigen Ringe, wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7 . . . und die Quadrate der Halbmesser der dunkeln Ringe wie die geraden Zahlen 2, 4, 6, 8 . . . (Unter dem Halbmesser eines Ringes wird hier der Halbmesser seines mittleren Kreises, wo die eben vorher besagte größte Intensität herrscht, verstanden). 2) Im durchgelassenen Lichte findet für die Halbmesser der dunkeln Ringe das Verhältniß Statt, welches im reflectirten Lichte für die Halbmesser der hellen Ringe gilt und umgekehrt. 3) Unter sonst gleichen Umständen haben in verschiedenfarbigem Lichte die Halbmesser der Ringe derselben Ordnung ungleiche Größe und diese nimmt vom rothen Lichte zum violetten hin allmälig ab, so daß jeder bestimmte Ring, z. B. der 3te im rothen Lichte den größten, und im violetten den kleinsten Halbmesser hat. 4) Die Größe der Ringe hängt aber auch von der Schiefe der einfallenden Strahlen ab und nimmt mit dieser zu. 5) Auch die Breite jedes Ringes von derselben Ordnung hängt vom Grade der Brechbarkeit des Lichtes ab, und ist im rothen Lichte am größten, im violetten am kleinsten und nimmt von ersterem gegen letzteres hin allmälig zu.

Aus den genau gemessenen Größen der Halbmesser der verschiedenen Ringe und aus dem bekannten Krümmungshalbmesser der Linse konnte Newton für jeden Ring die Dicke berechnen, welche die Luftschichte zwischen den Gläsern an den Stellen hat, wo die verschiedenen farbigen und dunkeln Ringe hinfallen *). Auf diesem Wege ergab sich, daß für ein und dasselbe gleichartige Licht die besagten Dicken den Quadraten der Halbmesser der diesen Dicken entsprechenden Ringe direct proportional sind. Diesem und dem obigen Gesetze unter 1) gemäß verhalten sich also im reflectirten Lichte die Dicken an den Stellen der farbigen Ringe wie die ungeraden und an den Stellen der dunkeln Ringe wie die geraden Zah-

---

*) Ist acb (Fig. 598) das Planglas, dce die im Punkte c damit in Berührung stehende convexe Fläche der Linse, cf = r der Halbmesser eines Ringes und

len . . . (†), so daß, wenn die Dicke der Luftschichte an der Stelle des ersten farbigen Ringes mit d bezeichnet wird, diese Dicke an der Stelle des zweiten, dritten, vierten u. s. w. farbigen Ringes (an der Stelle nämlich, wo der intensivste Kreis jedes dieser Ringe hinfällt) 3 d, 5 d, 7 d . . . ist, während sie an der Stelle, wo der dunkelste Kreis des ersten, zweiten, dritten . . . dunkeln Ringes sich zeigt, 2 d, 4 d, 6 d . . . beträgt *).

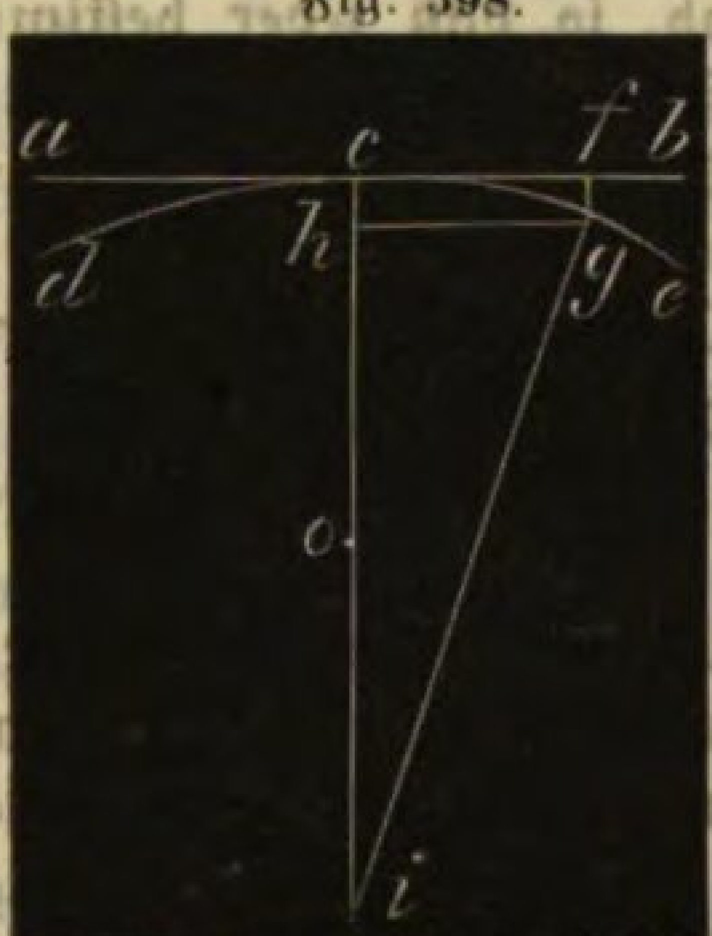
Aus dem Bisherigen läßt sich nun leicht einsehen, daß das an dem Farbenglase im weißen Lichte sich zeigende System verschiedenfarbiger Ringe das Resultat der theilweisen Ueber- und Nebeneinanderlagerung der den verschieden brechbaren Bestandtheilen dieses Lichtes entsprechenden Ringsysteme sei. Es entsteht nämlich von jedem solchen Bestandtheile (von jeder Gattung farbigen Lichtes) ein System heller mit dunkeln abwechselnder Ringe, so als ob er allein auf das Farbenglas auffiele; Ringe des einen Systems fallen mit Ringen der andern Systeme zusammen und rufen dann durch ihren gemeinschaftlichen Eindruck auf das Auge die Empfindung jener von den prismatischen Farben verschiedenen Mittelfarben hervor, welche das Farbenglas im weißen Lichte zeigt. Die Richtigkeit dessen ergibt sich daraus, daß, wenn man nach den oben aufgestellten Gesetzen ermittelt, was für farbige Ringe in einem bestimmten Abstande vom Berührungspunkte der beider Gläser des Farbenglases zusammentreffen müssen, und ferner untersucht, was durch Mischung der Farben dieser zusammenfallenden Ringe für eine Mittelfarbe entstehen muß, so findet man ganz die nämliche, welche in dem besagten Abstande wirklich beobachtet wird.

Die Vibrationshypothese, aber auch nur sie allein, erklärt die Farbenerscheinungen an dünnen Körpern naturgemäß und vollständig, und zwar aus

---

fg = D die demselben bei senkrechter Incidenz der Strahlen entsprechende Dicke der Luftschichte, co = ϱ der Krümmungshalbmesser der besagten Linsenfläche ic = 2ϱ

Fig. 598.

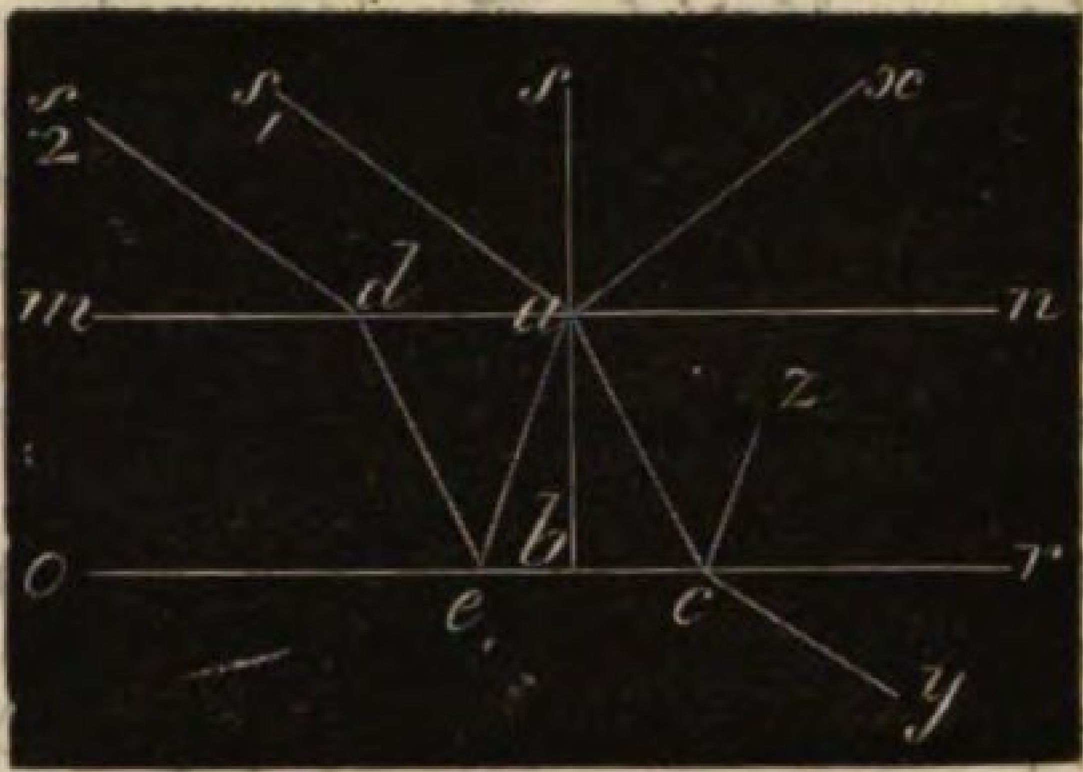


und gh parallel zu cf ist; so hat man wegen Aehnlichkeit der Dreiecke cgh und ghi, in welche das rechtwinklige Dreieck cgi durch das aus dem Scheitel des rechten Winkels auf ci gefällte Perpendikel zerlegt wird, ch : hg = hg : hi oder D : r = r : 2ϱ — D, hieraus $r^2 = D(2\varrho - D) =$ $r^2 = 2\varrho D - D^2$ und weil wegen Kleinheit von D im Verhältniß zu 2ϱ, D^2 vernachlässigt werden kann, $r^2 = 2\varrho D$ · · 1).

*) Mittelst der Gleichung 1) in der vorstehenden Anmerkung erhält man auch den absoluten Werth von d (welcher seiner außerordentlichen Kleinheit wegen sich nicht durch unmittelbare Messung finden läßt); denn hat man durch diese Formel die irgend einem Ringe entsprechende Dicke D gefunden, so läßt sich nach Satz (†) der Werth von d leicht berechnen. Wurde z. B. D für den 4ten hellen Ring gemessen, so ist wegen $D = 7d$, $d = \frac{D}{7}$. Da die Ringe nicht auf der Oberfläche des Glases, sondern auf jener der Flüssigkeitsschichte zwischen den Gläsern entstehen, so erhält man durch unmittelbare Messung den Durchmesser eines Ringes nicht in seiner wahren Größe, sondern, so wie er zu Folge der Lichtbrechung im Glase dem Beobachter erscheint, und es muß daher das Ergebniß der Messung immer erst bezüglich dieser Brechung corrigirt werden, was nach den Gesetzen der letzteren durch eine einfache Rechnung geschehen kann.

der Interferenz der von beiden Gränzflächen der dünnen Schichte dem Auge zugesendeten Lichtstrahlen. Folgendes wird von der Art dieser Erklärung im Allgemeinen eine richtige Vorstellung geben. Wir wollen zuerst den einfachsten Fall betrachten, jenen nämlich, wo das Auge die Lichtstrahlen von der dünnen Schichte her nach fast senkrechter Richtung empfängt. Ist m n o r (Fig 599) ein dünnes Plättchen und s a ein auf dessen obere Fläche senkrecht einfallender homogener Strahl, so erfährt dieser bei a eine Theilung: ein Theil wird in der Richtung a s reflectirt, ein anderer gelangt bei b an die zweite Gränzfläche des Plättchens und erleidet hier abermals eine theilweise Reflexion, natürlich nach einer mit a s zusammenfallenden Richtung. Da bei senkrechtem Einfallen des Lichtes immer nur eine schwache Reflexion stattfindet, so sind die bei a und b zurückgeworfenen Antheile als gleich intensiv zu betrachten. Beide reflectirte Strahlen werden sich daher interferiren und das Resultat der Interferenz wird von der Dicke a b des Plättchens abhängen, da diese den Gangunterschied der beiden Strahlen bis zum Interferenzpunkt a hin bestimmt, welcher Unterschied der doppelten Dicke des Plättchens, d. i. 2 a b gleich ist, und es sollte den Interferenzgesetzen gemäß der Punkt a hell erscheinen, wenn der besagte Gangunterschied ω oder 2ω, oder 3ω . . . d. i. eine ganze Wellenlänge oder irgend ein Vielfaches einer solchen beträgt . . . (1) hingegen dunkel sein, wenn dieser Unterschied gleich ist $\frac{1}{2}\omega$ oder $\frac{3}{2}\omega$ oder $\frac{5}{2}\omega$ . . . d. i. einem ungeraden Vielfachen einer halben Wellenlänge . . . (2). Allein nach Young bewirkt bei zwei Lichtstrahlen bloß der Umstand, daß der eine von einem weniger brechenden Mittel in ein mehr brechendes, der andere hingegen von einem stärker brechenden in ein schwächer brechendes Mittel zurückgeworfen wird (wie dies bei den von a und b reflectirten Strahlen der Fall ist), ein Zurückbleiben des einen hinter dem andern um eine halbe Wellenlänge, so daß zwei solche Strahlen auch bei ganz gleicher Größe ihrer Wege bis zum Interferenzpunkt hin, daselbst wie zwei in ihren Wegen um eine halbe Wellenlänge verschiedene Strahlen auf einander einwirken . . . (†). Demnach wird das Interferenz-Resultat der von a und b reflectirten Strahlen nicht das oben unter (1) und (2) angegebene, sondern gerade das entgegengesetzte sein, d. h. a wird in den Fällen unter (1) dunkel und in jenen unter (2) hell erscheinen.

Fig. 599.



Das Phänomen im durchgelassenen Lichte entsteht, indem sich Strahlen, welche das Plättchen (die dünne Schichte) passiren, ohne durch dieses vorher eine Reflexion erfahren zu haben, mit Strahlen interferiren, die durch das Plättchen erst nach darin erlittener zweimaliger Zurückwerfung durchgehen. Es wird nämlich in dem Falle, wo die Strahlen, wie z. B. s a (Fig. 599) senkrecht einfallen, der Antheil des Strahles a b, der bei b unmittelbar durchgeht, sich mit jenem Theile interferiren, der bei b austritt, nachdem er von diesem Punkte nach a und von da wieder nach b zurückgeworfen wurde. Da der Gangunterschied der beiden so zur Interferenz kommenden Strahlen 2 a b ist, so werden diese sich offenbar

vernichten, wenn 2ab $\frac{1}{2}\omega$ oder $\frac{3}{2}\omega$, überhaupt ein ungerades Vielfaches einer halben Wellenlänge beträgt, und die Stellen, welchen diese Gangdifferenzen entsprechen, müssen dunkel erscheinen, während an den Stellen, für welche 2ab gleich 0, ω, 2ω, 3ω, oder überhaupt irgend ein Vielfaches einer ganzen Wellenlänge ist, Verstärkung des Lichtes, also Helligkeit stattfinden muß. (Die zweimalige Reflexion, die der eine der sich interferirenden Strahlen an b und a erfährt, ändert dem Young'schen Gesetz gemäß diesen Strahl um eine ganze Wellenlänge; diese Aenderung ist aber ohne allen Einfluß auf das Interferenzresultat bezüglich der stattfindenden Verstärkung oder Vernichtung des Lichtes und bleibt daher ganz außer Betracht.) Demnach und nach (†) auf S. 781 herrscht der Vibrationstheorie gemäß im durchgelassenen Lichte an den Stellen Dunkelheit, die im reflectirten Lichte hell erscheinen und umgekehrt, und es verhalten sich die Dicken des Plättchens an den dunkel erscheinenden Stellen, wie die ungeraden an den hell erscheinenden aber wie die geraden Zahlen, während im reflectirten Lichte das Umgekehrte Statt findet. Alles ganz so, wie es die Erfahrung zeigt. Da von den zwei zur Interferenz kommenden Strahlen der erst nach einer zweifachen Reflexion durch das Plättchen gehende viel weniger intensiv ist als der andere, der unmittelbar durchgeht, so können beide sich weder so vollständig vernichten, noch so verstärken, wie dies bei dem im reflectirten Lichte entstehenden Phänomen geschieht, und deswegen erscheinen auch sowohl die dunkeln als die hellen Stellen weniger intensiv als in dem eben erwähnten Falle.

Die Entstehung der Ringe bei schief auffallendem Lichte sieht man nach den Principien der Vibrationshypothese im Allgemeinen aus Folgendem ein. Ist s_1 a (Fig. 599) ein schief auffallender Strahl, so wird in a ein Theil desselben nach x reflectirt, ein anderer Theil aber wird nach c hin gebrochen und tritt hier nach y aus dem Plättchen wieder aus, nachdem ein Theil in letzteres, z. B. nach z hin zurückgeworfen worden. Aehnliches findet mit andern von der nämlichen Lichtquelle ausgehenden und auf das Plättchen parallel auffallenden Strahlen Statt. Ist s_2 d einer dieser Strahlen, der so auf das Plättchen fällt, daß der in dieses eintretende Antheil, nachdem er bei e partiell zurückgeworfen wurde, in a nach der Richtung ax wieder austritt, so interferiren sich hier zwei Strahlen, wovon der eine (s_2 deax) bis zum Interferenzpunkt hin einen um de + ca größeren Weg zurückgelegt hat als der andere ($s_1$ax). Ist de = $\frac{1}{2}$ Wellenlänge also der Wegunterschied de + ea = einer ganzen Wellenlänge, so vernichten sich die interferirenden Strahlen und der Punkt a erscheint dunkel; dasselbe wird bei Punkten der Fall sein, für welche der besagte Wegunterschied irgend ein Vielfaches einer ganzen Wellenlänge (ω) beträgt . . . 1). Ist dieser Wegunterschied hingegen $\frac{1}{2}\omega$ oder einem ungeraden Vielfachen von $\frac{1}{2}\omega$ gleich, so ist das Interferenzresultat eine gegenseitige Verstärkung der beiden Strahlen und der betreffende Punkt erscheint hell . . . 2). Nach dem oben unter (†) erwähnten von Young aufgestellten Satze, (daß zwei Lichtwellen, wovon die eine aus einem stärker brechenden Mittel in ein schwächer brechendes, die andere aber in umgekehrter Art reflectirt wurde, dann schon bloß deßwegen um den einer halben Wellenlänge entsprechenden Schwingungszustand verschieden sind) befinden sich nämlich die beiden Strahlen an der Interferenzstelle im Falle

1) in entgegengesetzten, im Falle 2) aber in übereinstimmenden Schwingungsphasen, während, wenn der besagte Young'sche Satz nicht Statt fände, gerade das Umgekehrte statt finden müßte. Wendet man dies auf die Erklärung des Phänomens an dem Farbenglase oder an einer andern dünnen Schichte von gleichförmig zunehmender Dicke an, so muß offenbar an der Stelle, wo, wie am Berührungspunkte der Gläser und zunächst um denselben herum, der Wegunterschied der Strahlen, also auch die Dicke der Schichte im Vergleich mit der Länge einer Lichtwelle verschwindend oder mindestens sehr klein ist, Dunkelheit herrschen, und die zweite, dritte, vierte u. s. w. dunkle Stelle, also beim Farbenglas der dunkelste Kreis des ersten, zweiten, dritten u. s. w. dunkeln Ringes sich da zeigen, wo der Wegunterschied der zur Interferenz kommenden Strahlen 1, 2, 3, 4 u. s. w. ganze Wellenlängen . . . (†), mithin die stets (dem halben Wegunterschiede gleiche) Dicke der Schichte 1, 2, 3, 4 u. s. w. halbe Wellenlängen beträgt, weil dem Young'schen Satz gemäß an diesen Stellen die besagten Strahlen gerade so in entgegengesetzten Schwingungsphasen zusammentreffen, als wenn die Wegunterschiede daselbst, der Reihe nach $1 - \frac{1}{2} = \frac{1}{2}$, $2 - \frac{1}{2} = \frac{3}{2}$, $3 - \frac{1}{2} = \frac{5}{2}$, $4 - \frac{1}{2} = \frac{7}{2}$ u. s. w. betrügen, d. h. Werthe hätten, deren jeder von den unter (†) angeführten um eine halbe Wellenlänge, (um welche der von der Fläche des zweiten Glases reflectirte Strahl gegen den andern gleichsam zurückbleibt) verschieden ist. Da wo die Dicke der dünnen Schichte $\frac{1}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{5}{4}$, $\frac{7}{4}$ u. s. w. einer Wellenlänge beträgt, also die betreffenden Wegunterschiede $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{2}$, $\frac{5}{2}$, $\frac{7}{2}$ u. s. w. Wellenlängen und zu Folge des Young'schen Satzes bezüglich der zugehörigen Schwingungsphasen gleichbedeutend mit den Wegunterschieden von 0, 1, 2, 3 u. s. w. Wellenlängen sind, müssen sich natürlich die intensivsten Kreise der hellen Ringe finden.

Die Farben im durchgelassenen Lichte, wenn dieses schief einfällt, entstehen ganz in ähnlicher Weise, wie bei senkrechtem Einfallen, indem immer ein, die dünne Schichte direkt passirender Strahl z. B. s_1acy (Fig. 599) sich mit einem Strahle s_2deacy interferirt, der im Innern der Schichte eine zweimalige Reflexion (bei e und bei a) erfahren hat und daher von dem vorigen Strahle nicht bloß um den Wegunterschied, sondern nach Young's Princip überdieß um eine ganze Wellenlänge verschieden ist. Da der letztere Unterschied in Rücksicht auf Verstärkung oder Schwächung des Lichtes bei der Interferenz ganz ohne Einfluß ist, so muß offenbar in der Mitte des Farbenglases, wo der Wegunterschied der Strahlen als Null betrachtet werden kann, Helligkeit herrschen. Die dunkeln Ringe werden der Reihe nach an den Stellen sein, wo die Dicke der dünnen Schichte $\frac{1}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{5}{4}$, $\frac{7}{4}$ u. s. w. einer Wellenlänge beträgt, und die hellen Ringe werden sich an denjenigen Stellen befinden, wo diese Dicke $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{2}$, $\frac{3}{2}$, $\frac{4}{2}$ u. s. w. Wellenlängen gleich ist, so daß im durchgelassenen Lichte gerade die Stellen hell erscheinen, die im reflectirten Lichte dunkel sind und umgekehrt, alles so wie es die Erfahrung wirklich zeigt. Man sieht nun von selbst ein, daß für die Strahlen der verschiedenen Farbengattungen des weißen Lichtes die Dicke der dünnen Schichte dort, wo irgend ein bestimmter farbiger oder dunkler Ringe hinfällt, in dem nämlichen Verhältnisse kleiner sein müsse, in welchem die dem betreffenden Lichte entsprechende Wellenlänge kleiner ist, und daß die im weißen Lichte am Farbenglase sich darbietende Erscheinung wirklich, wie oben angegeben wurde, das Resultat der Ueber- und Nebeneinanderlagerung der allen

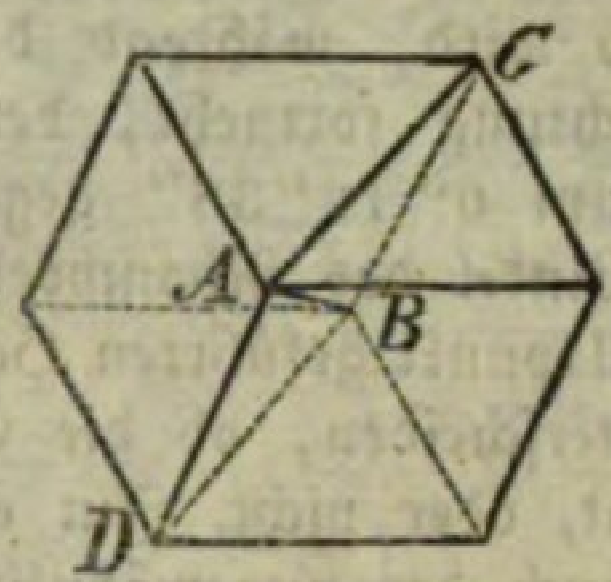
einzelnen farbigen Bestandtheilen dieses Lichtes entsprechenden Ringsysteme sei.

§. 150. Doppelte Brechung des Lichtes. Die meisten durchsichtigen Körper brechen das Licht so, daß jeder auf sie auffallende einzelne Strahl, auch nach der Brechung ein einziger Strahl bleibt, oder daß er in den Fällen, wo (wenn der Strahl nicht homogen ist, zu Folge Farbenzerstreuung) eine Zerlegung in farbige Theile vor sich geht, alle diese Theile ganz die nämlichen Brechungsgesetze beobachten. Diese Brechung heißt, die einfache Brechung des Lichtes, und wir haben ihr Wesen und ihre Gesetze im §. 106 u. s. w. bereits kennen gelernt. Sie findet in allen Substanzen Statt, welche an den Stellen, wohin die Strahlen eindringen, eine gleichförmige Structur und Dichte haben. In sehr vielen Körpern aber wird ein auffallender einzelner Strahl bei der Brechung, abgesehen von der mit dieser verbundenen Farbenzerstreuung, in zwei von einander wesentlich verschiedene Theile gespalten, welche je nach der Beschaffenheit des brechenden Körpers und der Richtung des einfallenden Strahles mehr oder weniger gegen einander geneigt sind. Der Winkelabstand beider ist zuweilen groß, und läßt sich meistens beobachten, in sehr vielen Fällen kann jedoch die erfolgte Spaltung nicht unmittelbar wahrgenommen, sondern die Nothwendigkeit ihres Vorhandenseins nur aus gewissen Erscheinungen erkannt werden, die sich nicht anders als durch Voraussetzung dieser Spaltung erklären lassen. Man nennt die Brechung, bei welcher eine solche Spaltung (eines einzelnen Strahles) Statt findet, die doppelte Brechung des Lichtes, und die Körper, welchen sie eigen ist, doppelt brechende Körper. Dazu gehören, außer vielen nicht krystallisirten (amorphen) Substanzen, die sich z. B. zu Folge ungleicher Ausdehnung oder Zusammendrückung im Zustande ungleichförmiger Dichte befinden, alle krystallisirten durchsichtigen Körper, deren Krystallgestalten sich nicht aus dem Hexaeder ableiten lassen, und unter diesen Körpern besitzt die doppelt brechende Eigenschaft der deshalb und wegen seines häufigen Vorkommens in Island sogenannte Doppelspath oder isländische Kalkspath in besonders auffallendem Grade. Da sich deswegen die Erscheinungen der doppelten Brechung am Doppelspathe leicht beobachten lassen, so wollen wir sie und ihre Gesetze zuerst an diesem Minerale kennen lernen, an welchem, nebenbei gesagt, die doppelte Brechung auch zuerst und zwar von Bertholin in Kopenhagen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entdeckt wurde.

Der Doppelspath ist krystallisirter kohlensaurer Kalk (bestehend aus 56 Theilen Kalk und 44 Theilen Kohlensäure) und wird fast in allen Ländern in verschiedenen Krystallgestalten, mitunter auch in großen Massen gefunden. Ob er als Krystall oder in Masse vorkommt, immer läßt er sich nach drei verschiedenen Richtungen vollkommen spalten, und man erhält, wenn die Spaltung wirklich und gehörig vorgenommen wird, als Theilungsgestalt, die zugleich Kerngestalt ist (S. 71), ein Rhomboeder, d. i. eine von sechs (gleichseitigen schiefwinkligen Vierecken) begränzte Figur (wie Fig. 600). An der besagten Kerngestalt und an jeder andern Theilungsgestalt des Doppelspathes sind zwei einander gegenüberliegende Ecken A und B vorhanden, deren jede von drei gleichen, gegeneinander gleichgeneigten, stumpfen ebenen Winkeln gebildet wird, während jede der übrigen sechs Ecke von einem stumpfen und zwei spitzigen Ecken begränzt ist. Kürze halber sollen die zwei ersteren

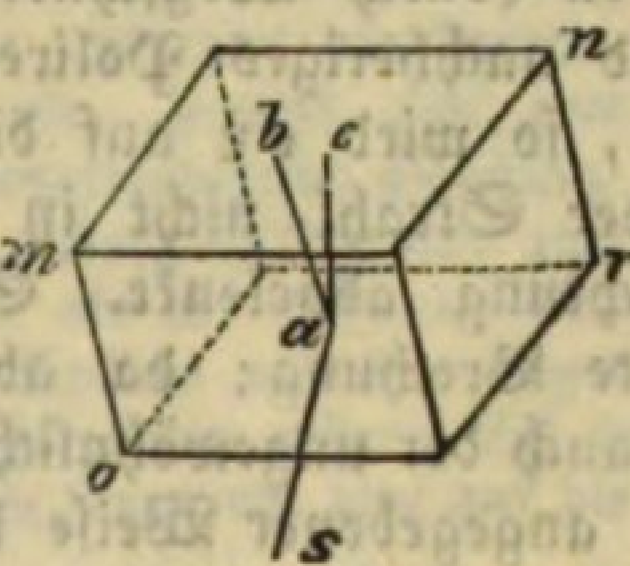
Ecke künftig immer die stumpfen, und die andern die spitzigen Ecke heißen. Eine gerade Linie, welche mit den drei Kanten einer stumpfen Ecke gleiche Winkel macht (d. i. die Mittellinie oder Axe der stumpfen Ecke), oder jede dieser Geraden parallele Linie bildet das, was man optische Axe oder Axe der doppelten Brechung des Doppelspathes nennt. Jedem Punkte eines Doppelspathes entspricht also eine optische Axe. Alle diese Axen sind der krystallographischen Hauptaxe des Rhomboeders d. i. der die beiden stumpfen Ecke desselben verbindenden Geraden **A B** parallel und diese Gerade selbst ist eine optische Axe und wird immer gemeint, wenn von der optischen Axe des Doppelspathes schlechtweg geredet wird. Eine jede Ebene, welche die Richtung einer optischen Axe enthält und auf einer natürlichen oder künstlich erzeugten Fläche eines Doppelspathes senkrecht steht, heißt ein Hauptschnitt.

Fig. 600.



Legt man auf eine Fläche des Doppelspath-Rhomboeders ein Papierblatt, welches ein kleines, mittelst einer Stecknadel eingestochenes Loch enthält, leitet dann in einem dunkeln Zimmer durch dieses Loch einen Sonnenstrahl **sa** (Fig. 601) in den Doppelspath, so sieht man auf durchsichtigem Papier, womit jene Fläche (m n) des Krystalls bedeckt worden, die der Eintrittsfläche (o r) gegenüber liegt, zwei getrennte helle Punkte b, c, woraus folgt, daß durch den Doppelspath zwei von einander ganz gesonderte Strahlen gegangen sind, also der Strahl s a bei seinem Eintritte in den Krystall in zwei, verschiedene Richtungen verfolgende Theile zerlegt, d. h. doppelt gebrochen worden sei. Man sieht diese Theile auch deutlich im Innern des Doppelspathes, und wenn das Papier auf der Fläche m n weggelassen wird, aus dieser Fläche getrennt austreten. Noch deutlicher zeigt sich aber das Phänomen, wenn man den Strahl in der angegebenen Weise durch die eine Seitenfläche eines dreiseitigen Prismas aus Doppelspath eintreten läßt, wo dann jeder der zwei an der andern Seitenfläche austretenden Theile zugleich ein eigenes Farbenbild gibt, da bei jedem dieser zwei Theile mit der Brechung auch immer eine Farbenzerstreuung verbunden ist.

Fig. 601.



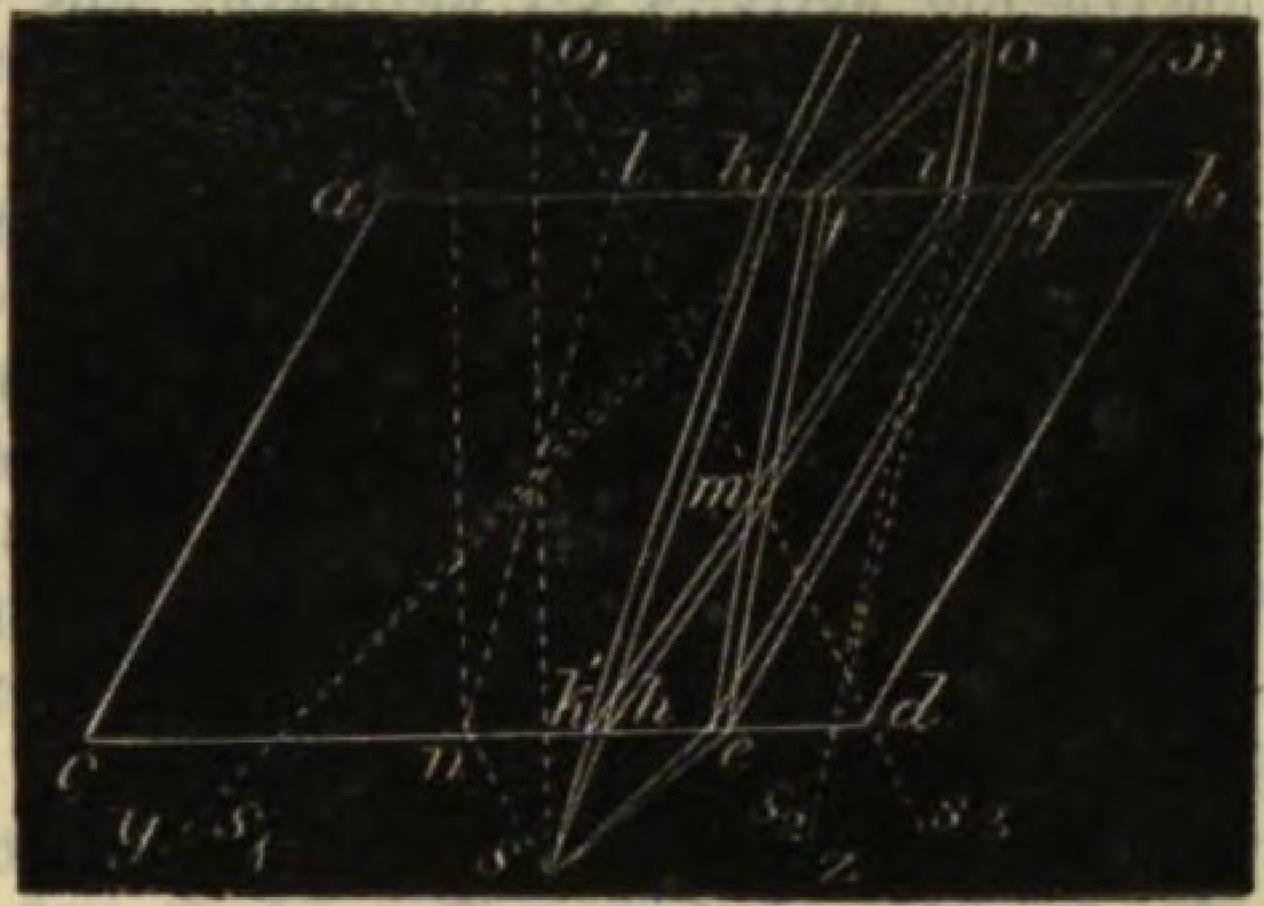
§. 151. Gesetze der doppelten Brechung im Doppelspathe. Eine genaue Bestimmung des Ganges der beiden gebrochenen Theile bei verschiedenen Richtungen des einfallenden Strahles (sa Fig. 601) lehrten, daß einer derselben die gewöhnlichen Brechungsgesetze (wie sie bei der einfachen Brechung des Lichtes Statt finden) beobachtet, und daß für ihn das constante Verhältniß zwischen dem Sinus des Einfalls- und des Brechungswinkels 1 : 0·6045 sei, der zweite aber andere Brechungsgesetze befolgt. Man heißt deswegen auch ersteren den gewöhnlich gebrochenen oder bloß den gewöhnlichen oder ordentlichen und letzteren den ungewöhnlich gebrochenen, ungewöhnlichen, oder außeror-

dentlichen Strahl. Die weitern Gesetze der Lichtbrechung im Doppelspathe, die schon von Huyghens so genau ermittelt wurden, daß in dieser Beziehung nach ihm wenig mehr zu thun übrig blieb, sind folgende: 1) Fällt ein Strahl auf eine Theilungsfläche des Doppelspathes senkrecht auf, so wird, während der gewöhnliche Theil in unveränderter Einfallsrichtung fortgeht, der ungewöhnlich gebrochene von dieser Richtung um 6° 12′ 38″ gegen den (an der Austrittsfläche gelegenen) spitzigen Winkel des Rhomboeders hin abgelenkt, und liegt in dem durch den Einfallspunkt geführten Hauptschnitte. 2) Fällt der Strahl schief ein, so ist zu unterscheiden, ob die Einfallsebene die Lage irgend eines Hauptschnittes hat, oder nicht. Im ersten Falle bleibt nicht nur der gewöhnlich, sondern auch der ungewöhnlich gebrochene Theil in der (verlängerten) Einfallsebene, allein das Verhältniß zwischen dem Sinus des Einfalls- und des Brechungswinkels für den ungewöhnlichen Theil ist nicht constant, sondern ändert sich mit dem Einfallswinkel; im zweiten Falle findet nicht nur die eben besagte Veränderlichkeit des Brechungsverhältnisses für diesen (ungewöhnlichen) Strahl statt, sondern derselbe tritt auch aus der Einfallsebene heraus und wird vom Hauptschnitte desto mehr abgelenkt, je näher der Winkel, den die Einfallsebene mit dem Hauptschnitte macht, einem rechten kommt. Bei einem rechten Winkel selbst ist die besagte Ablenkung am größten. 3) Erzeugt man an einem Doppelspathe oder an einem Stücke desselben (durch Wegschneiden oder Wegschleifen eines entsprechenden Theiles und nachheriges Poliren) eine ebene, gegen die optische Axe senkrechte Fläche, so wird ein auf diese Fläche senkrecht, also zur Axe parallel einfallender Strahl nicht in zwei Theile zerlegt und nicht von seiner Einfallsrichtung abgelenkt. Schief einfallende Strahlen erfahren zwar die doppelte Brechung; da aber jede Einfallsebene ein Hauptschnitt ist, so bleibt auch der ungewöhnlich gebrochene Strahl immer in der ersteren. 4) Ist die in angegebener Weise künstlich erzeugte Fläche des Doppelspathes, auf welche das Licht einfällt, der optischen Axe parallel und macht die Einfallsebene mit dieser Axe einen rechten Winkel, so beobachtet auch der sonst ungewöhnlich gebrochene Strahl die gewöhnlichen Brechungsgesetze; er bleibt nicht nur in der Einfallsebene, sondern auch das Brechungsverhältniß für denselben ist constant und zwar 0 : 0·6742. Da das Brechungsverhältniß für den gewöhnlich gebrochenen Strahl 1 : 0·6045 ist, so erhellet, daß dieser dem Einfallslothe näher liege als der ungewöhnlich gebrochene. Geht die Einfallsebene des Strahles, der auf die zur Axe parallele Fläche einfällt, längs der Axe oder ihr parallel, so bleiben ebenfalls beide gebrochene Theile in der Einfallsebene, aber es wird jetzt der ungewöhnliche der dem Einfallslothe näher liegende sein, und das Brechungsverhältniß für denselben beobachtet nun wieder ein anderes Gesetz, als im vorhergehenden Falle.

Diese Gesetze sind der Schlüssel zur Erklärung aller Erscheinungen der doppelten Brechung im Doppelspathe. Die auffallendste darunter ist, daß er die durch ihn betrachteten Gegenstände doppelt zeigt. Sie erklärt sich folgender Maßen. Es sei abcd (Fig. 602) ein Hauptschnitt des Krystalls, s ein leuchtender Punkt und o das Auge. Von den Strahlen, die s aussendet, wird gewiß auch einer z. B. se die Fläche cd so treffen, daß von den zwei Theilen, in die er gespalten wird, einer, z. B. der gewöhnlich gebrochene, der im Krystall die Richtung ef nimmt und bei f parallel zu se wieder austritt (und zwar wegen des Parallelismus der Flächen ab und cd) ins Auge

o gelangt. Der ungewöhnliche Theil eg kann dann, da er unter beträchtlicher Ablenkung von ef den Doppelspath passirt und denselben bei g ebenfalls nach einer zu se mithin auch zu fo parallelen Richtung (und zwar aus dem nämlichen Grunde wie der gewöhnliche Theil) wieder verläßt, nicht ins Auge kommen, dagegen wird dieses sicherlich den ungewöhnlich gebrochenen Theil hi eines anderen der von s nach allen Richtungen ausgehenden Strahlen z. B. des Strahles sh empfangen, während der gewöhnlich gebrochene Theil hk dieses Strahles dasselbe verfehlt. Das Auge muß daher zwei Bilder des Punktes s sehen, das eine, welches zu Folge gewöhnlicher Brechung entsteht, in der Richtung oy und das andere aus der ungewöhnlichen Brechung hervorgegangene nach der Richtung oz. Was wir hier Strahl, dann gewöhnlich und ungewöhnlich gebrochenen Theil desselben nannten, sind eigentlich Bündel divergenter Strahlen. Solche Bündel sind also auch die ins Auge gelangenden Theile fo und io und wir sehen daher in dem scheinbaren Kreuzungspunkte s_1 der divergenten Strahlen des Bündels fo das eine und in dem gemeinschaftlichen Punkte s_2, von welchem die divergenten Strahlen des Bündels io herzukommen scheinen, das zweite Bild des Punktes s. Da die gebrochenen Strahlenbündel ef und hi im Innern des Krystalles sich kreuzen (bei m), so muß, wenn man mit einem Papierblatte längs der Fläche cd z. B. von d nach c hinfährt, das in der Richtung der Bewegung weiter entfernte Bild s_1, weil es seine Entstehung dem näher gelegenen Strahl se verdankt, zuerst verschwinden, wie dies die Erfahrung auch wirklich zeigt. Ebenso sieht man nach dem 2. Gesetze ein, warum eine dem Hauptschnitte parallele Linie einfach erscheint, (das durch die ungewöhnliche Brechung erzeugte Bild dieser Linie fällt nämlich in die Verlängerung des andern Bildes und zum größten Theile mit diesem zusammen, wenn die Linie größer ist als der Abstand beider Bilder eines ihrer Endpunkte); daß hingegen sogleich das gewöhnliche und das ungewöhnliche Bild, einander parallel, zum Vorschein kommen und letzteres um ersteres sich herum bewegen müsse, wenn man den Krystall aus seiner vorigen Lage um eine auf die betrachtete Linie senkrechte Axe dreht.

Fig. 602.



§. 152. Doppelte Brechung in andern Körpern. Aehnlich, wie der Doppelspath, verhalten sich gegen das Licht alle krystallisirten Körper, die in das rhomboedrische oder in das pyramidale Krystallsystem gehören, deren Krystallgestalten sich also aus einem Rhomboeder oder aus einer gleichkantigen vierseitigen Pyramide ableiten lassen. Sie brechen das Licht doppelt, wie der Doppelspath, und unterscheiden sich von diesem hauptsächlich nur durch die nummerischen Werthe der Brechungsverhältnisse sowohl für den gewöhnlich als für den ungewöhnlich gebrochenen Strahl. Zu den Körpern dieser Art gehören: der Turmalin, Corund, Saphir, Smaragd, Rubin, Apatit, Beryll, Bergkrystall (Quarz), Zirkon, Eisenoxyd, Eis u. a. m.

Krystalle hingegen, die in eines der prismatischen Systeme (in eines der letzten vier der 7 Mohs'schen Krystallgesteine §. 46, S. 70) gehören, brechen das Licht auch doppelt, aber nach anderen Gesetzen als der Doppelspath und die übrigen Körper des rhomboedrischen und des pyramidalen Systems. Während in diesen nur nach einer Richtung hin keine doppelte Brechung Statt findet (die den einzelnen Punkten entsprechenden optischen Axen alle unter einander parallel sind) und diese Richtung für jede Gattung farbigen Lichtes die nämliche ist, gibt es in den doppelt brechenden Körpern der prismatischen Systeme zwei verschiedene Richtun-

gen, längs welchen keine Doppelbrechung erfolgt und diese Richtungen sind für Strahlen verschiedenen Grades der Brechbarkeit verschieden, verändern sich überdieß oft auffallend mit der Temperatur. Man nennt deswegen die doppelt brechenden Körper der letzteren Art Körper mit zwei optischen Axen oder zweiaxige und jene der ersteren Art Körper mit einer optischen Axe oder einaxige. In den zweiaxigen Krystallen gibt es im Allgemeinen keinen gewöhnlich gebrochenen Strahl. Der Winkel, den die zwei optischen Axen gegen einander bilden, ist bei verschiedenen Krystallen ungleich. Zu den krystallisirten Körpern mit zwei optischen Axen gehören außer vielen andern folgende: (die einem jeden beigesetzte Zahl gibt die Größe des Winkels an, den seine zwei optischen Axen einschließen) Glimmer (einige Arten) 6°, Talk 7° 24′, Borax 28° 42′, Salpeter 5° 20′, Gyps 60°, Schwerspath 37° 42′, Feldspath 63°, Arragonit 13° 18′, Weißbleierz (kohlensaures Bleioxyd) 5° 15′, Topas 65°, Zucker 50°, Cyanit 81° 48′, Cölestin (schwefelsaurer Strontian) 50°, kohlensaures Kali 80° 30′, Citronensäure 70° 29′, Weinsteinsäure 70°, Eisenvitriol (schwefelsaures Eisenoxydul) 90°, chlorsaures Kali 82°, schwefelsaures Kali 67° u. s. w.

Bei den meisten doppelt brechenden Körpern haben die Axen der doppelten Brechung gegen die natürlichen Krystallflächen eine so geringe Neigung, daß die zwei Lichtbündel, in welche ein selbst sehr schief einfallender Strahl gespalten wird, gegen einander zu wenig divergiren, um die doppelte Brechung bemerkbar zu machen. Die beiden durch diese Brechung entstehenden Bilder selbst eines ganz feinen Punktes fallen nämlich beinahe ganz zusammen, so daß sie sich von einander nicht unterscheiden lassen. Man muß daher den besagten Krystallen, um die doppelte Brechung derselben deutlich wahrnehmen zu können, künstliche, gegen die Axen dieser Brechung stark geneigte Flächen geben und erreicht, dies vorausgesetzt, in vielen Fällen auch nur dann seinen Zweck, wenn das durch den betreffenden Krystall betrachtete Object eine scharfe Nadelspitze ist, ja man muß, um diese doppelt zu sehen, oft das Auge noch entsprechend bewaffnen.

§. 153. Erklärung der doppelten Brechung nach der Vibrationshypothese. Die Basis dieser Erklärung bildet die Annahme, daß der Aether, durch dessen Schwingungen nach der Vibrationstheorie bekanntlich die Fortpflanzung des Lichtes bewirkt wird, in doppelt brechenden Körpern nicht nach allen Richtungen die nämliche Elasticität besitzt, und, — da die Geschwindigkeit dieser Fortpflanzung nur von der Elasticität des Aethers in der Richtung, nach welcher dessen Theilchen schwingen, abhängt, — die aus der besagten Annahme fließende Folgerung, daß in doppelt brechenden Substanzen das Licht sich nicht nach allen Richtungen mit gleicher Geschwindigkeit fortpflanzt. Da im Doppelspathe und in allen andern einaxigen Krystallen für den einen (den gewöhnlich) gebrochenen Strahl, wie die Erfahrung lehrt, zwischen dem Sinus des Einfalls- und des Brechungswinkels immer das nämliche Verhältniß herrscht, der Strahl mag im Krystalle sich nach was immer für einer Seite hin fortpflanzen, so muß derselbe offenbar [weil nach Inhalt des §. 144 insbesondere unter (8) auf Seite 751 die besagten Sinus den Fortpflanzungsgeschwindigkeiten proportional sind] nach allen Richtungen des Krystalls mit gleicher Geschwindigkeit fortschreiten, daher die Wellenoberfläche, welche dem von einem Punkte aus nach allen Seiten im Krystalle sich fortpflanzenden, gewöhnlich gebrochenen Strahle entspricht, ganz so wie bei der einfachen Brechung kugelförmig sein. Für den ungewöhnlich gebrochenen Strahl ist aber, wie die Erfahrung lehrt, das Brechungsverhältniß nicht bei allen Richtungen

seiner Fortpflanzung im Krystalle dasselbe, sondern hängt von dem Winkel ab, den der Strahl mit der Axe bildet; es kann also auch seine Fortpflanzungsgeschwindigkeit nicht nach allen Seiten hin die nämliche und mithin die Wellenoberfläche der ungewöhnlich gebrochenen Strahlen keine kugelförmige sein. Den Erscheinungen gemäß muß diese Geschwindigkeit in der Richtung der optischen Axe ihr Minimum und senkrecht darauf ihr Maximum haben, oder es muß das Umgekehrte der Fall sein, und es steht mit den erwähnten Erscheinungen in vollkommenem Einklange, sich die besagte Wellenoberfläche ellipsoidisch d. i. von der Form zu denken, welche durch Rotation (Umdrehung) einer Ellipse um eine ihrer Hauptaxen entsteht. Nimmt man an, daß durch Erschütterung eines jeden Punktes des Lichtäthers in einem doppelt brechenden einaxigen Krystalle gleichzeitig zwei Wellen erzeugt werden, wovon die eine kugelförmig und die andere ein mit der Kugelwelle concentrisches Rotationsellipsoid ist; daß die Rotationsaxe des letzteren in der Richtung der optischen Axe oder ihr parallel geht, daß der Polarhalbmesser des Ellipsoids zu dessen Aequatorialhalbmesser im Verhältnisse des oben besagten Minimums und Maximums der Geschwindigkeit d. i. im Verhältnisse der Geschwindigkeiten parallel und senkrecht auf die Axe steht; daß das Verhältniß, in welchem die Dimensionen der ellipsoidischen Welle unter sich und zu jener der Kugelwelle stehen, von der materiellen Beschaffenheit des Krystalles abhängt, und daß endlich in gewissen einaxigen Krystallen die kleine, in den andern hingegen die große Axe der das Ellipsoid erzeugenden Ellipse die Rotationsaxe dieses letzteren ist: so hat man alles Wesentliche zur vollkommenen Erklärung der Erscheinungen der doppelten Brechung in den besagten Krystallen. In das Detail dieser Erklärung, welches weniger in dem Zwecke dieses Buches liegt, kann jedoch hier wegen Mangel an Raum nicht eingegangen werden.

In den zweiaxigen Krystallen befolgt, wie wir von oben her wissen, keiner der Theile, in welche ein auffallender Strahl gespalten wird, die Gesetze der gewöhnlichen Brechung, es gibt daher in diesen Krystallen auch keine kugelförmige Welle, sondern es geht, nach Fresnel, in denselben von jedem erschütterten Punkte des Aethers eine Doppelwelle aus, deren Oberfläche aber auch nicht durch Rotation einer Ellipse entstanden gedacht werden kann. Da eine verständliche Darstellung und Rechtfertigung dieser ganz eigenthümlichen Wellenfläche, welche Fresnel aus einer in zweiaxigen Krystallen vorausgesetzten bestimmten Elasticitäts-Beschaffenheit des Aethers ableitete, die elementaren mathematischen Mittel überschreitet, so muß hier auch eine nähere Betrachtung dieser Wellenfläche und ein weiteres Eingehen in die Erklärung der doppelten Brechung in zweiaxigen Krystallen unterlassen werden.

§. 154. Doppelte Brechung in nicht krystallisirten Körpern. Die doppelt brechende Eigenschaft der krystallisirten Körper kömmt bloß von der mit dem krystallinischen Gefüge verbundenen Verschiedenheit in der nach verschiedenen Richtungen stattfindenden Anordnung der kleinsten Körpertheilchen her, welche wieder eine Ungleichheit der Elasticität des Aethers nach diesen Richtungen zur Folge hat. Hebt man die in nicht krystallisirten Substanzen ursprünglich vorhandene Gleichformigkeit dieser Anordnung durch einseitigen Druck oder durch Temperatur-Aenderung auf, so können sie das Vermögen der doppelten Brechung erlangen, wie dies z. B. beim

Glase, wenn es nach einer Seite zusammengedrückt wird, oder wenn es stark erhitzt und nachher schnell abgekühlt wurde, und bei vielen eingedickten thierischen und vegetabilischen Substanzen (z. B. Gallerten, Gummi &c. &c.) der Fall ist. So zeigt ein vierseitiges, rechtwinkliges, etwa 1 Zoll dickes Glasprisma, das nach der Richtung der Axe mittelst einer kleinen eisernen Presse nur mäßig zusammengedrückt wird, eine vorgehaltene Nadelspitze deutlich doppelt. Mehrere hieher gehörige Belege an einem andern Orte.

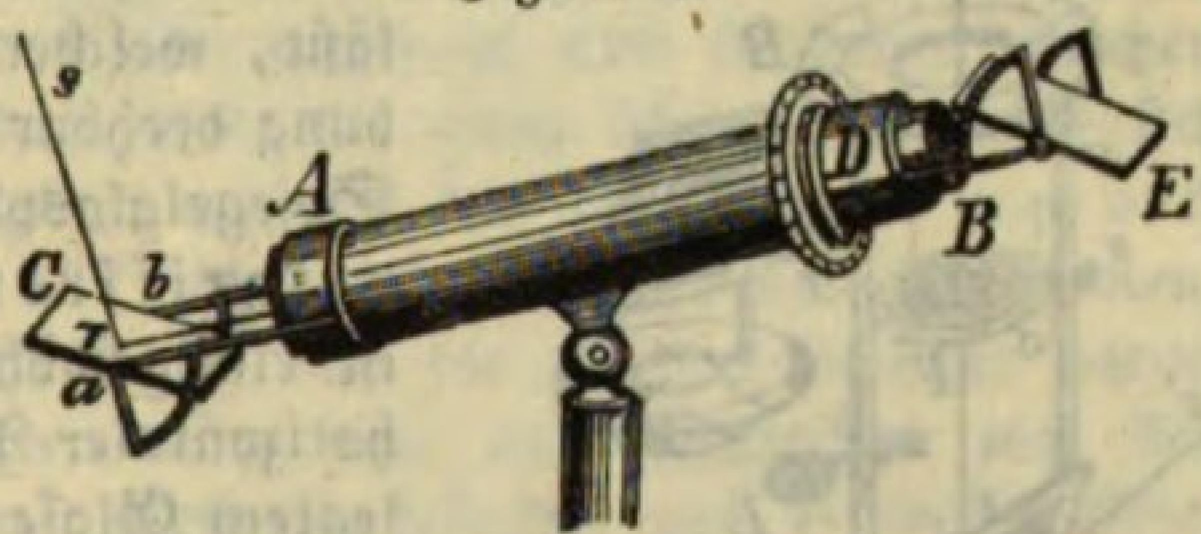
§. 155. Polarisation des Lichtes. Ein Lichtstrahl, welcher unmittelbar von der Sonne oder von einem andern selbst leuchtenden Körper herkömmt, erfährt, wenn er von einem Mittel reflectirt oder transmittirt (durchgelassen) wird, die Reflexion oder Transmission, vorausgesetzt, daß er auf die betreffende Fläche immer in der nämlichen Weise auffällt, stets in derselben Art und mit ganz gleicher Intensität, diese Fläche mag dem Strahle von oben oder von unten, von seiner rechten, von seiner linken oder von irgend einer andern Seite her dargeboten werden, so daß er in dieser Beziehung auf allen Seiten mit gleichen Eigenschaften versehen erscheint. Dies gilt, das direkt von dem selbst leuchtenden Körper kommende Licht mag weiß sein oder was immer für eine Farbe haben, und so sich verhaltendes Licht heißt gemeines oder gewöhnliches Licht. Es gibt aber auch Lichtstrahlen, welche diese allseitig gleiche Beschaffenheit nicht zeigen, bei welchen es nicht gleich gilt, welche Lage die Fläche, auf die sie unter bestimmtem Winkel auffallen, gegen sie hat. Ein solcher Strahl scheint gleichsam Seiten, eine vordere, eine hintere, eine rechte, eine linke u. s. w. zu haben, die rücksichtlich ihrer Eigenschaften verschieden sind, da ungleich intensive Antheile desselben reflectirt oder (unter andern Umständen) durchgelassen werden, je nachdem ihm die Flächen der betreffenden Körper von der einen oder von einer andern Seite her dargeboten werden. Man nennt einen in diesem Zustande befindlichen Strahl polarisirt, den Zustand selbst Polarisation, und es kann gemeines Licht auf verschiedene Arten in diesen (von Malus im Jahre 1810 entdeckten) Zustand versetzt werden.

Wir wollen im Folgenden zunächst die Wege, auf welchen polarisirtes Licht erzeugt wird und die dasselbe charakterisirenden Eigenschaften genauer kennen lernen. Polarisirtes Licht wird erzeugt: 1) indem Strahlen gemeinen Lichtes von gewissen Mitteln unter bestimmten Winkeln zurückgeworfen werden (Polarisirung durch Reflexion); 2) indem sie unter gehörigem Winkel durch eine hinreichende Menge Schichten einer nicht oder unvollkommen krystallisirten Substanz gehen (Polarisirung durch einfache Brechung); 3) indem sie durch einen regelmäßig krystallisirten Körper gehen, der die Eigenschaft der doppelten Brechung besitzt (Polarisirung durch doppelte Brechung). Von den charakteristischen Eigenschaften, welche einen polarisirten Strahl als solchen leicht erkennen und von einem gemeinen Strahle unterscheiden lassen, sollen hier vorläufig nur folgende zwei angeführt werden, nämlich die Eigenschaft: 1) bei gewissen Lagen der Einfallsebene und bei gewisser Größe des Einfallswinkels von einem polirten Körper gar nicht reflectirt zu werden, während ein gewöhnlicher Strahl immer wenigstens eine theilweise Reflexion erfährt, und 2) in Körpern, die das Licht doppelt brechen, unter Umständen, wo ein Strahl

gemeinen Lichtes in zwei Theile zerlegt wird, eine solche Zerlegung nicht zu erleiden. Das Nähere über diese Eigenschaften an einem andern Orte.

§. 156. **Polarisirung des Lichtes durch Reflexion.** So oft ein Strahl gemeinen Lichtes auf eine polirte Glasplatte unter einem Neigungswinkel von 35° 25′ (daher unter einem Einfallswinkel von 54° 35′) auffällt, ist der von derselben reflectirte Antheil polarisirt; denn läßt man diesen Antheil unter gewissen, sogleich anzugebenden Vorsichten auf eine zweite polirte Glasplatte unter gleichem Winkel, wie auf die erste und überdieß so auffallen, daß die Einfallsebenen auf beiden Platten gegen einander einen rechten Winkel bilden; so wird der von der erst genannten Glasplatte reflectirte und nachher auf die zweite gelangende Strahl von dieser gar nicht zurückgeworfen. Um sich hievon zu überzeugen und auch die Eigenschaften und das Verhalten polarisirter Strahlen in andern Beziehungen untersuchen zu können, bedient man sich am besten eines eigenen Apparates, Polarisationsapparat oder Polarisationsinstrument genannt. In einfacherer Einrichtung besteht ein solcher Apparat aus einer Metall-, Holz- oder Pappendeckel-Röhre A B (Fig. 603), die an einem Ende eine Glasplatte C trägt, welche sich um eine Axe a b drehen und unter verschiedenen Winkeln gegen die Axe der Röhre A B feststellen läßt. Auf dieser Röhre steckt eine ähnliche, aber nur ganz kurze Röhre D, die ebenfalls eine mit C ähnlich eingerichtete Glasplatte E trägt und auf A B drehbar ist, so daß man die zwei Glasplatten in jede beliebige Lage gegen einander bringen kann.

Fig. 603.

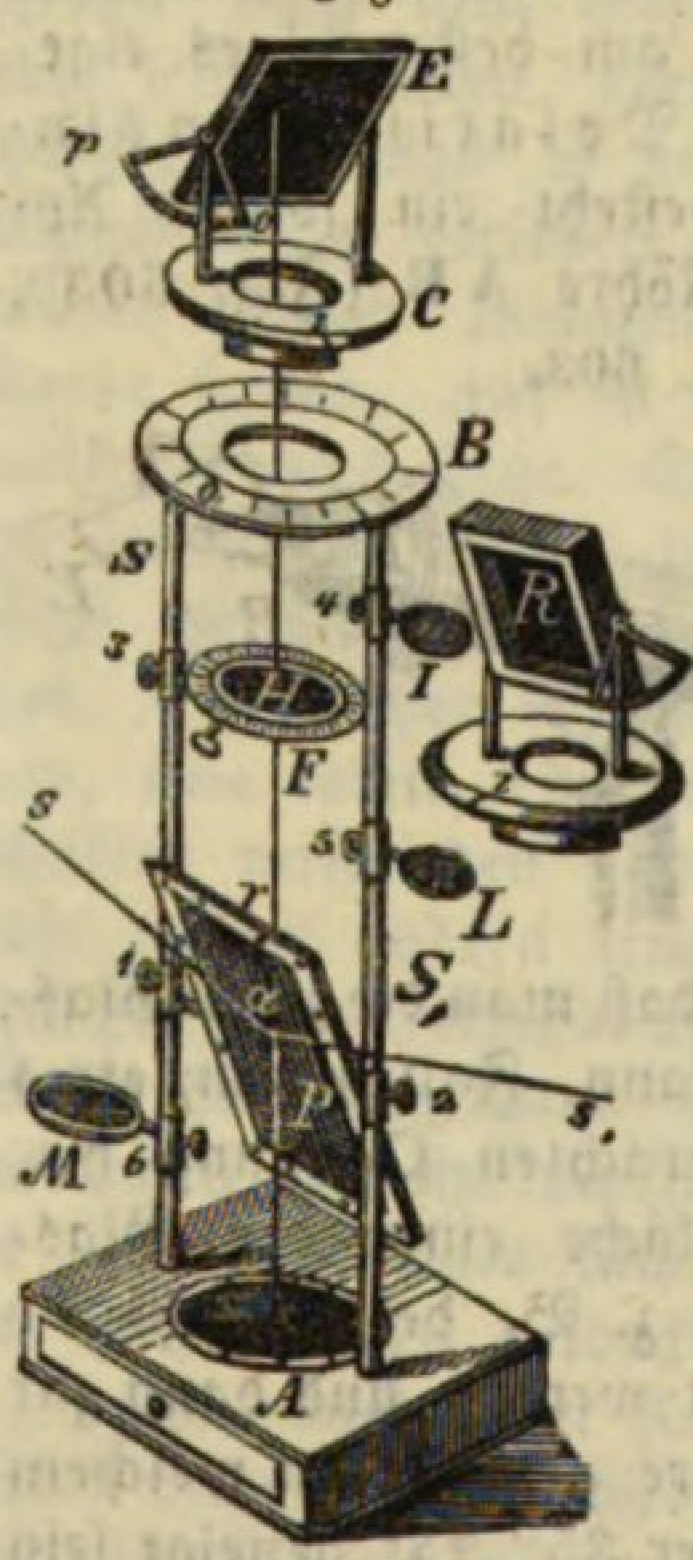


Fallen nun, etwa von einer in einem geschlossenen Fensterladen angebrachten Oeffnung her, Lichtstrahlen auf die dem Rohre A B zugekehrte Fläche einer der Glasplatten z. B. der Platte C so auf, daß sie, wie z. B. der Strahl s r von dieser unter einem Winkel von 54° 35′ reflectirt werden und dann zur Axe der Doppelröhre A D parallel, durch diese Röhre gehen, (zu welchem Ende die Platte C gegen die eben besagte Axe unter 35° 25′ geneigt sein muß); stellt man ferner die zweite Glasplatte E der Art, daß die Strahlen auch unter dem Einfallswinkel von 54° 35′ an diese Platte treffen und die Einfallsebenen auf E den Reflexionsebenen von C parallel sind; so werden die Strahlen von der Platte E nicht reflectirt; es sieht nämlich das nahe an E gebrachte Auge in dieser Glasplatte nicht mehr das Bild der Oeffnung im Fensterladen, während dieses bei jeder andern gegenseitigen Lage der beiden Glasplatten wahrgenommen wird. Damit der Versuch gehörig gelinge, muß die Zurückwerfung des Lichtes an der hintern, von der Röhre A B abgewendeten Fläche der Glasplatte C verhütet und zu dem Ende diese Fläche mit schwarzem Firniß, Tusch o. dgl. überzogen sein. Eine solche Schwärzung hält zugleich die Strahlen ab, welche sonst von hinter C vorhandenen Gegenständen her durch C hindurchgehen, mit den durch Reflexion von dieser Platte polarisirten Strahlen auf die zweite Platte E gelangen, und aus später klar werdendem Grunde die Wirkung dieser Strahlen stören oder, in wie fern sie mit ihnen in einerlei Richtung von C nach E gelangen, gänzlich aufheben würden. Die besagte Schwärzung bewirkt also eine Isolirung der durch

Reflexion polarisirten Strahlen und ist überall unerläßlich, wo es sich darum handelt, solche Strahlen, behufs der Nachweisung ihrer Eigenschaften oder zu andern Zwecken, allein zu erhalten und wo nicht auf eine andere Weise für diese Isolirung gesorgt ist. Die Stelle einer in angegebener Art geschwärzten Glasplatte kann recht gut eine Platte aus Hyalith (aus in der Masse schwarz gefärbtem Glase) oder aus Obsidian vertreten werden.

Bevor wir in die weitere Darstellung des Verhaltens und der Eigenschaften der durch Reflexion polarisirten Strahlen eingehen, soll ein nicht nur zu diesem Zwecke, sondern auch zur Betrachtung und Untersuchung aller andern abzuhandelnden Polarisationserscheinungen eben so nothwendiger als vorzüglich geeigneter Apparat, nämlich das von Nörrenberg angegebene Polarisationsinstrument beschrieben werden, welches in Fig. 604 im Achtel der natürlichen Größe abgebildet ist. K ist ein als Fußgestelle dienendes hölzernes Kästchen, von welchem sich zwei vertikale, cylindrische Metallstäbe S, S_1 erheben, zwischen denen sich vermittelst Hülsen mit Klemmschrauben 1, 2 ein metallener Rahmen r auf- und abschieben und feststellen läßt, welcher um eine horizontale Axe mit Reibung drehbar ist, und eine ebene, wohlgeschliffene Spiegelglasplatte P eingesetzt enthält, die als polarisirendes Mittel (Polariseur) dient. A ist ein gewöhnlich auf dem Kästchen befestigter, horizontaler Planspiegel aus mit Spiegelfolie belegtem Glase und B ein an den Enden der Stäbe festgeschraubter Metallring, in dessen kreisrunde Oeffnung ein anderer darin leicht drehbarer Metallring C paßt, der einen zweiten um eine horizontale Axe beweglichen und unter verschiedenen Neigungen feststellbaren Rahmen E trägt, in welchen sich eine Platte aus (durch und durch) schwarzem oder nur einerseits geschwärztem Spiegelglase oder eine Reihe parallel übereinander liegender weißer Glasplatten, die zur Analysirung der polarisirten Strahlen dient und deswegen der Analyseur heißt, einsetzen läßt. F ist ein an dem einen der Stäbe mittelst der Klemmschraubenhülse 3 in beliebiger Höhe feststellbarer Ring, in welchem sich eine runde Platte H aus reinem, nicht zu dickem Glase um eine vertikale Axe drehen und auch durch Drehung um eine horizontale Axe unter verschiedenen Winkeln gegen den Horizont stellen läßt. Sie dient für die den polarisirten Strahlen auszusetzenden Körper als Träger und soll, den Ring F mit einbegriffen, in der Folge immer das Tischchen genannt werden. J, L, M sind in metallenen Fassungen eingesetzte Sammellinsen, die mittelst Klemmschraubenhülsen 4, 5, 6, in verschiedenen Höhen zwischen A und E festgestellt werden können, deren Zweck aber erst später bei den betreffenden Versuchen selbst angegeben werden kann. In den Ring B lassen sich anstatt der beschriebenen Analyseurs auch noch andere einsetzen, von denen aber auch erst später das Nähere angegeben werden kann, und endlich ist noch zu bemerken, daß dieser Ring an seiner ebenen Fläche mit einer Kreistheilung zur Messung der Drehungswinkel der Analyseurs versehen ist. Um nun mittelst dieses Instrumen-

Fig. 604.



tes die Polarisirung durch Reflexion darzuthun, bringe man dasselbe in die Nähe eines Fensters, am besten so, daß diesem die untere Fläche des Polariseurs **P** zugewendet ist, und gebe diesem eine Neigung von 35° 25′ gegen die Axe des Instrumentes (gegen die durch den Mittelpunkt des Ringes **B** gehende und auf dem Planspiegel **A** senkrecht stehende Gerade). Es erfahren dann alle Strahlen des Tageslichts, welche, wie z. B. der Strahl **s a**, auf die untere Fläche von **P** unter 35° 25 Neigung gegen dieselbe, entweder unmittelbar oder durch einen eigenen Beleuchtungsspiegel ihr zugesendet, auffallen, die Polarisirung, werden in diesem Zustande dem Planspiegel **A** zugeworfen und gelangen von da, aufwärts und der Axe des Instrumentes parallel reflectirt, ohne daß hiebei oder beim nachherigen Durchgang durch die Glasplatte **P** eine Aenderung des erzeugten Polarisationszustandes bewirkt wird, auf den (aus einer schwarzen oder aus mehreren über einander liegenden weißen Glasplatten bestehenden) Analyseur **E**. Von dem die zweite (obere) Fläche von **P** treffenden Tageslichte werden die Strahlen, welche wie der Strahl s_1 **a** unter 35° 25′ gegen **P** geneigt, auffallen, durch Reflexion nach aufwärts in gleicher Weise polarisirt, wie die vorigen, durch die untere Fläche von **P** reflectirten Strahlen, und gelangen mit diesen vereinigt und in der nämlichen Richtung an den Analyseur, so daß hier alle ganz übereinstimmend sich verhalten. Man gebe nun und zwar mittelst des Gradbogens **o p** auch dem Analyseur eine Neigung von 35° 25′ gegen die Axe des Instrumentes und stelle ihn durch Drehung in **B** so, daß die (unter einander parallelen) Einfallsebenen der polarisirten Strahlen auf demselben mit den (ebenfalls unter einander parallelen) Reflexionsebenen auf **P** rechte Winkel bilden, was der Fall ist, wenn er (der Analyseur) gegen den Polariseur die in der Figur 604 anschaulich gemachte oder die davon um 180° verschiedene Stellung hat. (In beiden letzteren Stellungen befindet er sich aber, wenn eine gerade Linie i, welche genau in der Mitte der von ihm abgewendeten Hälfte des Ringes **C** eingerissen ist und für die Kreistheilung auf **B** als Index dient, auf 90° oder 270° dieser Theilung steht.) Es werden dann die durch **P** dem Analyseur **E** zugesendeten Strahlen von diesem nicht reflectirt: denn sieht man auf die Fläche von **E** nach einer nahe um 35° 25′ gegen sie geneigten Richtung hin, so daß von den besagten Strahlen, wenn sie von dieser Fläche reflectirt würden, ein Theil ins Auge kommen, das Gesichtsfeld also hell erscheinen müßte, so findet man letzteres dunkel. Uebrigens zeigen sich bei der in Rede stehenden Polarisation noch folgende Erscheinungen. Dreht man den Analyseur aus den bezeichneten Stellungen bei 90° oder bei 270° heraus und nach der einen oder der andern Seite hin, so nimmt die Dunkelheit des Gesichtsfeldes immer mehr ab, je weiter der oben erwähnte Index entweder einerseits dem mit 0° oder andererseits dem mit 180° bezeichneten Theilpunkte sich nähert, und bei seinem Zusammenfallen mit einem dieser Punkte (wo dann die Einfallsebenen auf **E** mit den Reflexionsebenen auf **P** parallel sind) erscheint das Gesichtsfeld am hellsten. Wird noch weiter über den Punkt 0° oder 180° hinaus gedreht, so nimmt die Helligkeit des Gesichtsfeldes mit der Drehung wieder allmälig ab, bis endlich der Index bei 270° oder 90° eintrifft, wo dann wieder ganz die vorige Dunkelheit des Gesichtsfeldes zurückgekehrt ist. Demnach wird jeder der polarisirten

Strahlen in größter Intensität reflectirt, wenn er auf den reflectirenden Körper mit einer bestimmten oder mit der von dieser um 180° abstehenden Seite auffällt; er erfährt gar keine Reflexion, wenn die Auffallsseite von einer der eben bezeichneten um 90° absteht, und es wird von jedem polarisirten Strahle immer weniger reflectirt, je weiter seine Auffallsseite von einer der Seiten größter Intensität entfernt und gegen eine Seite von der Intensität Null hin liegt.

§. 157. Polarisationswinkel. Polarisationsebene. Stellt man die polarisirende Glasplatte P unter irgend einem andern Winkel als 35° 25′ z. B. unter dem Winkel von 30° gegen die Axe des Instrumentes, so wird diese Platte dem Analyseur nur Strahlen zusenden können, die unter einer Neigung von 30° gegen sie aufgefallen und unter der nämlichen Neigung reflectirt worden sind. Dreht man nun wieder, wie vorher, den Analyseur um die Axe des Instrumentes herum, so wird sich keine Stellung desselben finden lassen, bei welcher er gar kein Licht reflectirt, das Gesichtsfeld also völlig dunkel erscheint; es wird dasselbe, wenn der Index bei 90° oder 270° steht, zwar dunkler sein, als bei allen andern Stellungen des Analyseurs, aber doch weniger dunkel, als es der Fall ist, wenn unter sonst gleichen Umständen die Platte P mit der Axe des Instrumentes einen Winkel von 35° 25′ bildet, und es folgt hieraus, daß die von der Platte P unter einer Neigung von 30° gegen dieselbe oder von 60° gegen das Einfallsloth reflectirten Strahlen nicht vollständig, (nicht alle), sondern nur zum Theil polarisirt sind. Man nennt den Winkel, unter welchem Strahlen auf ein polarisirendes Mittel, gegen das Einfallsloth geneigt, auffallen müssen, um vollständig polarisirt zu werden, den P o l a r i s a t i o n s w i n k e l. Für Glas ist also dieser Winkel 54° 35′ d. i. 90° — 35° 25′); für andere Körper ist er ein anderer, so z. B. für Obsidian 57°, für Wasser 53° u. s. w.

B r e w s t e r hat das Gesetz entdeckt, daß der Brechungsexponent irgend einer Substanz immer die Tangente des Polarisationswinkels der Substanz ist. Aus diesem Gesetze folgt, daß bei einem und demselben Körper jedem farbigen Bestandtheil des weißen Lichtes ein anderer und bestimmter Polarisationswinkel entspreche und daß daher unpolarisirtes weißes Licht streng genommen, durch Reflexion nie vollständig polarisirt werden könne. Zugleich setzt uns das B r e w s t e r'sche Gesetz in die Lage, für jeden dieser farbigen Bestandtheile den Polarisationswinkel zu bestimmen.

P o l a r i s a t i o n s e b e n e nennt man die Reflexionsebene eines durch Reflexion polarisirten Strahles. Es stellt daher auch sowohl die Einfallsebene dieses Strahles vor seiner Polarisirung, als ebenso jene Ebene dessen Polarisationsebene vor, die auf der Ebene senkrecht steht, in welcher der Strahl nach seiner Polarisirung auf eine Substanz unter dem ihr eigenen Polarisationswinkel auffallen muß, um von derselben nicht reflectirt zu werden. Man begreift nun leicht 1.) was das heiße: ein Strahl sei in einer bestimmten Ebene X polarisirt, und 2.) wie die Polarisationsebene eines polarisirten Strahles gefunden werden könne. Ersteres will nämlich sagen, ein Strahl ist so polarisirt, daß er in einer zur Ebene X senkrechten Ebene auf eine als Analyseur dienende, passende Substanz unter dem ihr entsprechenden Polarisationswinkel einfallen muß, um sich der Reflexion von derselben zu entziehen . . . (†), und um die Polarisationsebene eines

polarisirten Strahles zu finden, braucht man nur denselben unter 35° 25′ Neigung (54° 35′ Einfallswinkel) auf ein schwarzes Planglas zu leiten und die Stellung des letzteren aufzusuchen, bei welcher er von demselben nicht reflectirt wird; die Ebene, welche bei dieser Stellung mit der Einfallsebene des Strahles auf dem Glase einen rechten Winkel macht, ist die gesuchte Polarisationsebene . . . (2). Polarisirte Strahlen heißen nach einerlei Richtung oder entgegengesetzt (unter rechtem Winkel) polarisirt, jenachdem ihre Polarisationsebenen parallel, oder senkrecht auf einander sind . . (3).

§. 158. Polarisation durch einfache (gewöhnliche) Brechung. Fallen Lichtstrahlen auf eine durchsichtige Glasplatte unter 35° 25′ Neigung gegen dieselbe auf, so ist nach Vorhergehendem der von der Platte reflectirte Antheil polarisirt. Ist diese Platte durchsichtig, so zeigt sich auch der durch dieselbe durchgehende Antheil der aufgefallenen Strahlen polarisirt, aber nur sehr unvollständig. Leitet man diesen durchgegangenen Antheil aber auf eine zweite, der ersten parallele Glasplatte, so enthält der aus dieser wieder austretende Antheil schon mehr polarisirte Strahlen, als der durch die erste Platte durchgegangene, und findet sofort in derselben Weise der Durchgang durch eine 3te, 4te, 5te Platte u. s. w. Statt, so besteht endlich der aus der letzten von etwa 6 bis 10 übereinander liegenden Platten austretende Antheil fast ganz aus polarisirtem Lichte; er ist aber nicht, wie jener von der ersten Platte durch Reflexion polarisirte Antheil in der Einfallsebene, sondern in einer auf dieser senkrechten Ebene polarisirt und die letztere Ebene ist auch die Polarisationsebene des aus der 1ten, 2ten, 3ten u. s. w. Platte austretenden Antheils. Es sind demnach die von einer Glasplatte durch Reflexion und die von derselben bei gleicher oder paralleler Einfallsebene durch Brechung polarisirten Strahlen immer entgegengesetzt polarisirt, so daß, wenn man sie in der nämlichen Ebene, einmal die ersteren, das anderemal die letzteren auf eine analysirende Glasplatte unter deren Polarisationswinkel auffallen läßt, die zwei Stellungen dieser Platte (die Einfallsebenen darauf), bei welchen von ihr in dem einen und in dem andern Falle die auffallenden Strahlen nicht reflectirt werden, um 90° von einander verschieden sind . . . (4).

Da, wie uns jetzt klar geworden, ein Bündel parallel über einander liegender Glasplatten auf das Licht bei dessen Transmission rücksichtlich der Polarisirung ganz eben so wirkt, wie eine einzelne Glasplatte bei der Reflexion in einer zur Transmissionsebene senkrechten Ebene; so kann man an dem in Fig. 604 dargestellten, oder jedem andern Polarisationsapparate als Analyseur anstatt der schwarzen undurchsichtigen Glasplatte auch einen solchen Bündel weißer, durchsichtiger Glasplatten substituiren, zu welchem Ende an der Stelle des die besagte schwarze Glasplatte **E** tragenden Ringes **C** ein ähnlicher Ring, der einen den Plattenbündel enthaltenden Rahmen trägt (**R** Fig. 604), in den Ring **B** eingesetzt wird. Offenbar muß beim Durchsehen durch den Plattenbündel das Gesichtsfeld dann völlig dunkel erscheinen, wenn die Einfallsebenen der polarisirten (vom Polariseur kommenden) Strahlen auf dem Plattenbündel mit deren Polarisationsebene parallel sind, hingegen muß es am hellsten sein, wenn die besagten Einfallsebenen und die Polarisationsebene gegen einander einen rechten Winkel bilden. Es versteht sich nun von selbst, daß der in Rede stehende Plattenbündel bei Polarisationsapparaten auch als (durch Transmission wirkender) Polariseur dienen könne und daß dann bei jener gegenseitigen Lage

der Polarisationsebene der polarisirten Strahlen und der Ebenen, in welchen diese auf dem Analyseur einfallen, wo in dem zuletzt betrachteten Falle die größte Dunkelheit herrschte, jetzt die größte Helligkeit sich zeigen müsse und umgekehrt. Sehr leicht lassen sich alle diese Abänderungen und Versuche auch an dem in der früheren Figur 603 abgebildeten Apparate ausführen.

§. 159. Polarisirung durch doppelte Brechung. Die zwei Bündel, in welche gewöhnliches Licht in irgend einem doppelt brechenden Körper gespalten wird, sind immer beide vollständig und unter rechtem Winkel oder entgegengesetzt polarisirt (3). Um dies nachzuweisen, nehme man einen ziemlich dicken Doppelspathkrystall, bedecke die eine Fläche mit geschwärztem Kartenpapier oder einer andern undurchsichtigen Substanz, worin sich ein mit einer Nadel durchstochenes Loch befindet und halte den Krystall zwischen das Auge und ein Fenster (durch welches direktes Licht eintritt), oder eine intensive Flamme so, daß die bedeckte Fläche vom Auge abgewendet ist, und die Verbindungslinie des Auges und des Loches auf dieser Fläche senkrecht steht. Man sieht dann zwei Bilder des Loches, wovon das eine, von der besagten Verbindungslinie nicht abgelenkt erscheinende, von den gewöhnlich, das andere von den ungewöhnlich gebrochenen Strahlen herrührt *), und welche beide gleich hell sind. Fängt man aber die aus dem Doppelspathe austretenden zwei Strahlenbündel mit einer geschwärzten, gegen die frühere Verbindungslinie des Loches und des Auges um 35° 25′ geneigte Glasplatte auf und dreht dieselbe um diese Verbindungslinie als Axe; so sieht letzteres, vor dem Glase der Art angebracht, daß es die besagten Bündel nur durch Reflexion von demselben empfangen kann, bald das eine, bald das andere der beiden Bilder allmälig verschwinden und wieder erscheinen. Es entzieht sich demnach sowohl der gewöhnlich als der ungewöhnlich gebrochene Bündel der Reflexion, jeder ist also polarisirt; ersterer thut dies bei jener Stellung des Glases, wo seine Einfallsebene auf diesem mit dem Hauptschnitte des Doppelspathes einen rechten Winkel bildet und ist daher in der Ebene dieses Hauptschnittes polarisirt [man sehe (†) auf S. 794], letzterer Bündel hingegen wird nicht reflectirt, wenn die Stellung des Glases von der vorigen um 90° verschieden, mithin die besagte Einfallsebene dem Hauptschnitte des Krystalls parallel ist; dieser Bündel ist also in einer auf dem Hauptschnitte senkrechten Ebene und beide Bündel sind daher unter rechtem Winkel oder entgegengesetzt polarisirt. Daß zur Anstellung des beschriebenen Versuches wieder die in Fig. 603 dargestellte Vorrichtung gut dienen könne und zu diesem Ende der Doppelspath die Stelle einer der zwei Platten C, E einzunehmen habe, dringt sich von selbst auf. Uebrigens zeigen sich die in Rede stehenden Erscheinungen viel auffallender, wenn man anstatt eines Doppelspathrhomboides ein Prisma (am besten ein achromatisirtes) aus Doppelspath anwendet, weil dieses bei hinreichend großem brechenden Winkel die beiden durch doppelte Brechung entste-

*) Daß dem so sei, erhellt bei Betrachtung der früheren Figur 602. Von dem senkrecht auf der Doppelspath-Fläche cd und in der Verbindungslinie s o_1 des Auges o_1 mit dem leuchtenden Punkte s einfallenden Strahle sk′ empfängt nämlich das Auge den gewöhnlich gebrochene Antheil (der also ungebrochen durchgeht) nach der Richtung k′o′ und von einem andern, schief auffallenden Strahle z. B. s n den ungewöhnlich gebrochenen n l nach der Richtung l o′, so daß es das eine (das gewöhnliche) Bild von s in s selbst und das zweite (das ungewöhnliche) s_3 in der verlängerten Richtung von o_1 l sieht.

henden Strahlenbündel so weit von einander trennt, daß jeder nach dem Austritte aus dem Prisma einzeln für sich auf die schwarze Glasplatte geleitet und untersucht werden kann.

Wir wollen nun (für spätere Zwecke) hier gleich untersuchen, was mit einem bereits polarisirten Strahle in einem doppelt brechenden Körper vorgeht. Zu diesem Ende leite man durch Reflexion (vom Polariseur eines Polarisationsinstrumentes) polarisirtes Licht auf die in vorher beschriebener Weise bedeckte Fläche eines Doppelspathes. Es zeigen sich dann im Allgemeinen zwei ungleich lichtstarke Bilder des mit der Nadel ins Kartenpapier eingestochenen Loches, und wenn man den Doppelspath in der Ebene der bedeckten Fläche dreht, so ändern die Bilder fortwährend ihre relative Helligkeit, indem das eine in dieser Beziehung bis zu einem Maximum steigt, während das andere völlig verschwindet und eben so umgekehrt. Ist die Hauptschnittsebene des Krystalls der Polarisationsebene der dem letzteren zugeleiteten Strahlen parallel, so zeigt das gewöhnliche (von den gewöhnlich gebrochenen Strahlen herkommende) Bild das besagte Maximum, das ungewöhnliche aber ist verschwunden, und das Umgekehrte findet Statt, wenn beide Ebenen einen rechten Winkel mit einander machen. Es ist auch bei diesem Versuche ein Prisma aus Doppelspath einem Doppelspathrhomboid vorzuziehen und dasselbe dann, während man hindurch das polarisirte Bild einer Flamme betrachtet, langsam um eine seinen brechenden Winkel halbirende Ebene herumzudrehen. (†)

Aus diesen Ergebnissen, die in Wesenheit bei allen nach Art des Kalkspathes doppelt brechenden Substanzen die nämlichen sind, folgt das Gesetz: Fällt ein polarisirter Strahl auf einen doppelt brechenden einaxigen Körper so auf, daß seine Polarisationsebene dem Hauptschnitte des letzteren Körpers parallel oder auf demselben senkrecht ist, so erleidet er in diesem keine Spaltung, sondern wird im ersteren Falle bloß gebrochen, so daß er nur das gewöhnliche Bild erzeigt, im letzteren Falle hingegen erfährt er einzig und allein die ungewöhnliche Brechung, geht also gleichsam ganz ins ungewöhnliche Bild über. Bei allen andern gegenseitigen Lagen beider Ebenen (der Polarisationsebene und des Hauptschnittes) findet eine Spaltung Statt ... (I) (und zwar immer in ungleich intensive Theile, den einzigen Fall ausgenommen, daß Polarisationsebene und Hauptschnitt einen Winkel von 45° einschließen).

Die nun außer Zweifel gestellten Thatsachen, nämlich: daß die zwei Theile des doppelt gebrochenen Strahles entgegengesetzt und zwar der eine in der Ebene des Hauptschnittes und der andere in einer gegen diesen senkrechten Ebene polarisirt sind [S. 795 bei (2)] und dann das eben unter (I) ausgesprochene Gesetz machen es möglich, sich mittelst passender doppelt brechender Körper Licht zu verschaffen, das in einer bestimmten Ebene polarisirt ist, ferner diese Körper auch zur Untersuchung bereits polarisirten Lichtes (als Analyseur) anzuwenden und so ganz einfache und bequeme Vorrichtungen zu Stande zu bringen, welche in den meisten (größtentheils erst in folgenden §§. zur Betrachtung kommenden) Fällen ein eigentliches Polarisationsinstrument (wie es auf S. 792 beschrieben wurde) ganz entbehrlich machen. Es sind dieß vorzüglich: 1) Turmalinplättchen und 2) die sogenannten Nicol'schen (von Nicol erdachten) Prismen.

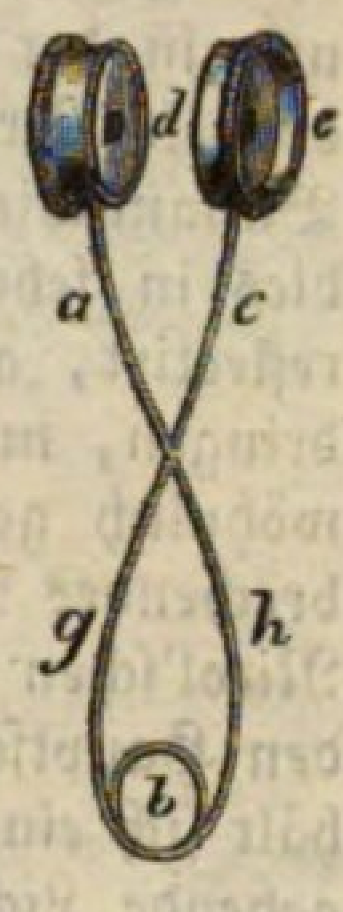
Schneidet man aus einem Turmalinkrystalle (Turmalin krystallisirt in langen Prismen) eine mäßig und gleichförmig (überall etwa 1/20 Zoll)

dicke Platte heraus, deren Seitenflächen der krystallographischen Axe des Prismas parallel sind, so absorbirt dieselbe von jedem auf sie auffallenden Strahle den gewöhnlich gebrochenen, in der Richtung der Axe polarisirten Theil und läßt den ungewöhnlich gebrochenen in einer auf der Axe senkrechten Ebene polarisirten durch. [Aber nicht alle Turmaline besitzen diese Eigenschaft in gleich vollkommenen Grade; am vollkommensten kommt sie den haar- oder rothbraunen, im geringeren Grade den grünlich-braunen und am unvollkommensten den grünen, gelben und blauen zu . . . (†).] Man sieht daher durch eine solche Platte, wenn sie polirte Flächen hat, Gegenstände, die ihr gewöhnliches (unpolarisirtes) Licht zusenden, nach allen Richtungen hin wie durch ein gefärbtes Glas; hat ferner an den Theilen des auffallenden gewöhnlichen Lichtes, welche durchgehen, Strahlen, die in einer bekannten Ebene (nämlich senkrecht gegen die Krystallaxe) polarisirt sind und wie die vom Polariseur eines Polarisationsinstrumentes kommenden Strahlen verwendet werden können.

Leitet man die aus der Turmalinplatte austretenden Strahlen auf eine zweite solche Platte, deren Axe jener der ersten parallel ist; so werden sie, da ihre Polarisationsebene dann mit der Axe der zweiten Platte einen rechten Winkel macht, in dieser gemäß (I) alle nur u n g e w ö h n l i c h gebrochen, gehen daher durch, und man sieht durch beide Platten, so hell als es überhaupt die Farbe derselben erlaubt, die Gegenstände, von welchen das Licht auf die erste Platte gelangt. Stellt man aber beide Turmalinplatten gegen einander so, daß ihre Axen sich rechtwinklig kreuzen, wo dann die Polarisationsebene der aus der ersten Platte austretenden Strahlen mit der Axe der zweiten parallel ist; so erfahren sie, nach (I), in der zweiten Platte alle blos die gewöhnliche Brechung, werden daher von dieser Platte nicht durchgelassen, sondern absorbirt, und beide Platten erscheinen ganz oder (wegen der oben unter (†) erwähnten Unvollkommenheit) mindestens nahe undurchsichtig. Von der ersten Stellung der Platten (wo ihre Axen parallel bis zu jener, wo sie gegeneinander rechtwinklig sind) nimmt die Helligkeit der besagten Gegenstände allmälig ab und umgekehrt. Demnach kann eine Turmalinplatte von der in Rede stehenden Beschaffenheit zur Untersuchung dienen, ob Lichtstrahlen polarisirt sind oder nicht, und im ersteren Falle in welcher Ebene sie polarisirt sind. Läßt man nämlich die fraglichen Strahlen auf eine solche Platte fallen, und sie gehen bei jeder Stellung der Platte und wenn man letztere in ihrer Ebene dreht, ohne Aenderung der Intensität durch, so sind sie nicht polarisirt; findet aber bei dieser Drehung eine Intensitätsänderung Statt, so daß bei einer Stellung der Platte die Intensität des durchgehenden Lichtes ein Maximum und bei einer andern (gegen die vorige senkrechten) ein Minimum ist, so ist das fragliche Licht polarisirt, und offenbar in einer Ebene, die mit der Axe der Platte bei der Stellung, wo sich das Minimum zeigt, parallel ist. Uebrigens wirken, wie die eben angestellten Betrachtungen zeigen, die zwei vereinigten Turmalinplatten, wenn ihre Axen parallel sind oder sich rechtwinklig kreuzen, gerade so auf das Licht, wie an dem Polarisationsinstrumente in Fig. 604 der Polariseur P und ein Bündel über einander liegender Glasplatten, als Analyseur angewendet, wenn die Reflexionsebene von ersterem und die Einfallsebene auf letzterem gegen einander senkrecht oder parallel sind; es können daher die in Rede stehenden zwei Turmalinplatten für sich allein als Polarisationsinstrument dienen und werden dann, um sie zu diesem Ende bequem handhaben zu können,

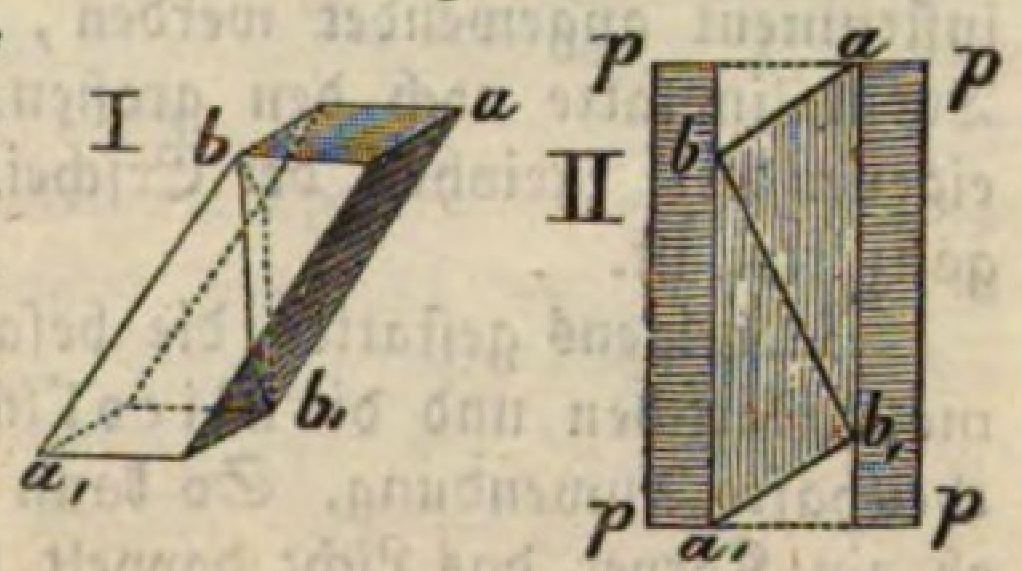
gewöhnlich in eine Art Zange eingesetzt, welche (Fig. 605) aus einem federnden Drahte a b c besteht, der an den Enden Ringe d, e hat, in deren jedem eine ränderirte Hülse sich drehen läßt, in welcher eine der zwei besagten Turmalinplatten festgemacht (gefaßt) ist*). Man bezeichnet die ganze Vorrichtung kurz mit der Benennung Turmalinzange. Die Federkraft des Drahtes drückt die Hülsen stets gegen einander, so daß sie, wenn nicht durch Gegeneinanderdrücken der Drahtstücke g, h mittelst der Finger ihre Trennung bewirkt wird, in gegenseitiger Berührung stehen, und zwischen sie gebrachte kleinere Gegenstände (kleine Krystalle, Plättchen krystallisirter Körper u. s. w.), die polarisirtem Lichte ausgesetzt werden sollen, eingeklemmt festhalten.

Fig. 605.



Die Einrichtung eines Nicol'schen Prismas wird mittelst der Fig. 606 klar werden, welche dasselbe bei I in ganzer Gestalt bei II im Durchschnitte und immer in natürlicher Größe darstellt. a b a_1 b_1 ist der Hauptschnitt eines Rhomboeders, welches aus einem Kalkspathkrystalle durch entsprechendes Spalten und Schleifen in den abgebildeten Dimensionen erhalten wird. Die Längenkanten a b_1 und b a_1 sind zwei der natürlichen stumpfen Kanten des Krystalls und die durch Schleifen erzeugten Endflächen a b und a_1 b_1 sind gegen diese Kanten unter 68° geneigt, während die natürlichen Endflächen bei a und a_1 einen Winkel von etwa 71° bilden. Das so zu Stande gekommene Rhomboeder**) ist in der Ebene b b_1 senkrecht gegen den Hauptschnitt a b a_1 b_1 und gegen die beiden Endflächen a b und a_1 b_1 durchschnitten und, nachdem beide Schnittflächen polirt worden, wieder mit Canadabalsam zusammengekittet ***). Das Ganze steckt in einem Korke p p p p, welcher der Länge nach durchschnitten

Fig. 606.



*) Aus dem Vorstehenden ergibt sich auch zugleich das Mittel, bei den beschriebenen Turmalinplatten, an denen zu Folge Schneidens und Polirens gewöhnlich keine natürliche Krystallfläche, nach welcher sich die Richtung der Axe erkennen ließe, vorhanden ist, diese Richtung zu bestimmen. Man bringt nämlich die betreffende Platte als Analyseur ans Polarisationsinstrument am besten so, daß die vom Polariseur kommenden Strahlen dieselbe senkrecht treffen, und dreht sie nachher in ihrer Ebene herum, bis das von ihr durchgelassene Licht ein Minimum beträgt. Die fragliche Axe ist dann der Polarisationsebene der besagten Strahlen (der Reflexionsebene vom Polariseur d. i. einer durch den Nullpunkt der Theilung gehenden und auf der Turmalinfläche senkrechten Ebene) parallel: denn es werden, wie das besagte Minimum beweist, die auf den Turmalin auffallenden polarisirten Strahlen absorbirt, erfahren daher in demselben alle die gewöhnliche Brechung und sind somit in der Richtung der Axe polarisirt, oder was dasselbe ist, die Axe ist der Reflexionsebene vom Polariseur parallel.

**) Streng genommen ist es kein Rhomboeder, sondern eine schiefe rhombische Säule, ein Rhomboid, da die Flächen an den 3 Kanten einer stumpfen Ecke ungleiche Winkel machen.

***) Die beiden prismatischen Hälften a b b_1 und b_1 a_1 b des Rhomboeders können auch jedes für sich, aus zwei verschiedenen Stücken eines oder zweier Krystall-Individuen in die angegebene Gestalt geschliffen und nachher zusammengekittet werden. Es ist sogar diese Art Nicol'sche Prismen zu verfertigen leichter ausführbar als die vorige.

und nach Einpassung des Rhomboides wieder zusammengekittet worden ist und gewöhnlich die Form eines Cylinders hat, um in eine Metallröhre eingeschoben werden zu können.

Treten nun in das Rhomboid durch eine der Endflächen a b oder a_1 b_1 und in der Richtung der Länge desselben Strahlen ein, so erfährt jeder die doppelte Brechung; die gewöhnlich gebrochenen Theile werden aber, da die Balsamschichte auf sie wie ein weniger brechendes Mittel einwirkt, sie überdies in sehr schiefer Richtung an dieselbe treffen, von dieser Schichte total reflectirt, also in die zweite prismatische Hälfte des Rhomboides nicht eindringen, mithin durch dieses nicht durchgehen gelassen, während die ungewöhnlich gebrochenen Strahlen, auf welche die Balsamschichte als stärker brechendes Mittel wirkt, diese Schichte und so fort auch die zweite Hälfte des Nicol'schen Prismas durchdringen. Da nun diese Strahlen in einer gegen den Hauptschnitt des Doppelspathes senkrechten Ebene polarisirt sind, so verhält sich ein Nicol'sches Prisma in Bezug auf das seiner Länge nach durchgehende Licht offenbar ganz wie eine zur Krystallaxe parallel geschnittene Turmalinplatte und kann zu denselben vorbesprochenen Zwecken, wie diese, und auch aus der Wesenheit ganz gleichen Gründen, als Polariseur, Analyseur, und, mit einem zweiten solchen Prisma combinirt, als Polarisationsinstrument angewendet werden, gewährt überdieß im Vergleich mit einer Turmalinplatte noch den großen Vorzug, daß es von der den Turmalinen eigenen, die Reinheit der Erscheinungen oft sehr beeinträchtigenden Färbung ganz frei ist.

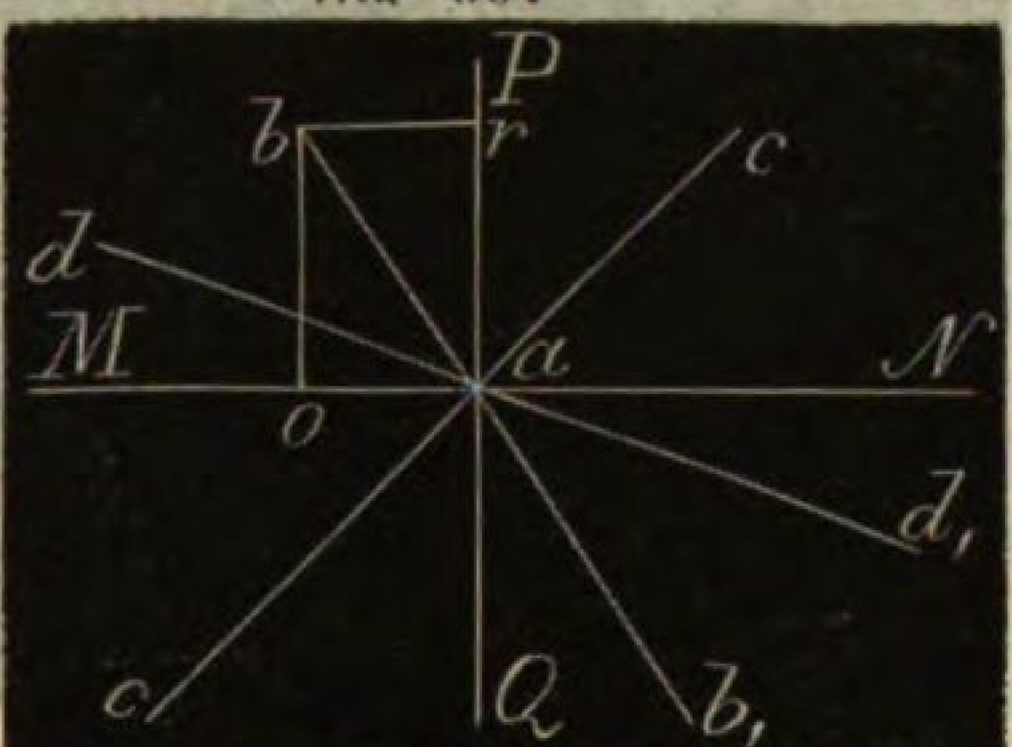
Uebrigens gestatten die besagten (zur Axe parallel geschnittenen) Turmalinplättchen und die Nicol'schen Prismen auch noch manche andere vortheilhafte Anwendung. So kann man mittelst derselben sehr leicht erforschen, ob ein Körper das Licht doppelt bricht oder nicht. Sind nämlich zwei solche Plättchen der Art übereinander gelegt, daß ihre Axen sich rechtwinklig kreuzen, so erscheinen sie ganz [oder wenigstens nahe (†) S. 798] undurchsichtig, so lange sich zwischen denselben nur Luft oder ein anderer das Licht einfach brechender Körper befindet, (weil die aus dem ersten Plättchen austretenden Strahlen in einer zur Axe des zweiten Plättchens parallelen Ebene polarisirt sind, daher in diesem bloß die gewöhnliche Brechung erleiden und absorbirt werden, eine zwischen den Plättchen befindliche einfach brechende Substanz aber an diesem Polarisationszustande nichts ändern kann). Wird hingegen zwischen die zwei Plättchen eine doppelt brechende Substanz gebracht, so wird unter allen möglichen Lagen, die man ihr daselbst geben kann, leicht eine ausfindig zu machen sein, in welcher der Hauptschnitt der betreffenden Substanz zu den Axen der Plättchen weder parallel noch senkrecht ist, und bei einer solchen Lage müssen die Plättchen durchsichtig werden, weil jeder aus dem ersten Plättchen austretende Strahl in der doppelt brechenden Substanz in zwei Theile gespalten und jeder dieser Theile im zweiten Plättchen wieder doppelt gebrochen wird, mithin vier Lichtbüschel entstehen, wovon im zweiten Plättchen nur zwei (die gewöhnlich gebrochenen) absorbirt, die andern (die ungewöhnlich gebrochenen) hingegen durchgelassen werden. Daß und wie sich zu dem beschriebenen Zweck den Turmalinplättchen zwei Nicol'sche Prismen substituiren lassen, ist nach dem Vorhergehenden für sich klar.

Ebenso interessant als für Schiffer, Taucher u. s. w. wichtig ist ferner die von Arago herrührende Anwendung eines Turmalinplättchens oder eines

Nicol'schen Prismas, um in die Tiefe des Wassers (die unter Wasser befindlichen Gegenstände deutlicher) zu sehen. Das dem Auge von der Oberfläche des Wassers durch Reflexion zugesendete Licht ist nämlich immer so vielmal intensiver, als das aus dem Wasser auch nur von geringer Tiefe herkommende, daß der Eindruck des letzteren gegen jenen des ersteren fast ganz verschwindet, unser Blick also nicht weit unter die Wasseroberfläche reicht. Sieht man aber auf diese Oberfläche nach einer gegen sie um nahe 37° geneigten Richtung hin, so ist das von ihr reflectirte dem Auge zukommende Licht in der Reflexionsebene polarisirt, wird, wenn man ein Turmalinplättchen oder ein Nicol'sches Prisma in gehöriger Stellung vors Auge bringt, im ersteren (dem Turmalinplättchen) absorbirt und im letzteren (dem Nicol'schen Prisma) durch totale Reflexion nach der Seite hin abgelenkt, so daß es nicht ins Auge gelangen kann, dieses daher nur allein das aus dem Wasser hervortretende Licht empfängt.

§. 160. Erklärung der Polarisation nach der Vibrationshypothese. Aus §. 93 und §. 144 wissen wir, daß die der Fortpflanzung des Lichtes zu Grunde liegenden Schwingungen der Aetherttheilchen senkrecht auf die Richtung dieser Fortpflanzung stattfinden. Sind nun die Schwingungsbahnen der einzelnen in der Richtung eines Lichtstrahles nach einander folgenden Aetherttheilchen geradlinig und liegen sie in allen möglichen, durch den Lichtstrahl seiner Länge nach denkbaren Ebenen (indem die Schwingungen der Aetherttheilchen in schnellem und regelmäßigem Wechsel in alle diese Ebenen übergehen); so ist keine Seite des Strahles vor einer andern ausgezeichnet und derselbe ist ein gemeiner oder gewöhnlicher Lichtstrahl. Befinden sich hingegen die besagten Bahnen alle in einer und derselben, längs dem Strahle gehenden Ebene; so ist der Strahl vollständig polarisirt, diese Ebene selbst heißt die Schwingungsebene und eine gegen sie senkrechte, aber ebenfalls dem Strahle entlang gehende Ebene ist die sogenannte Polarisationsebene. Bei der Polarisation, wie sie im Vorhergehenden betrachtet wurde, hat man sich die Schwingungsbahnen ebenfalls geradlinig (daher als gerade auf der Polarisationsebene senkrechte Linien) zu denken, weswegen diese Polarisation auch die geradlinige Polarisation genannt wird, zum Unterschiede von der kreisförmigen oder circularen, und von der elliptischen Polarisation, von welchen später gehandelt werden wird und denen Schwingungen der Aetherttheilchen in kreisförmigen und elliptischen Bahnen, deren Ebenen senkrecht gegen die Richtung des Strahles sind, zu Grunde liegen.

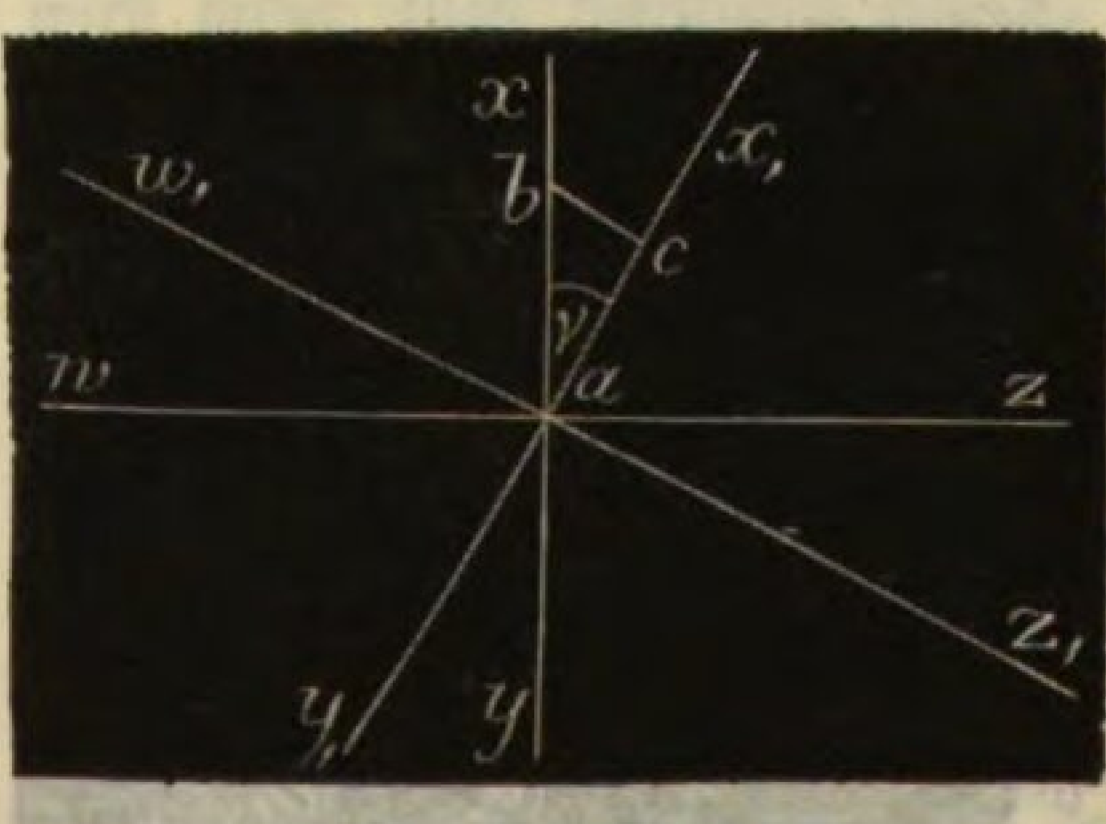
Fig. 607



Denkt man sich unter a in Fig. 607 einen Punkt, in welchem ein gemeiner Strahl die Ebene des Papieres senkrecht trifft, so daß die in dieser Ebene gezogenen Linien bb_1, cc_1, dd_1 ... einige von allen den möglichen Bahnen vorstellen, in welchen die den Strahl fortpflanzenden Aetherttheilchen rings um ihn herum geradlinig hin und her schwingen, MN und PQ seien ferner zwei längs dem Strahle gehende und auf einander senkrechte Ebenen; so begreift man leicht, daß alle diese Schwingungen, da jede der-

selben (wie z. B. ab) sich in zwei Componenten (wie ao und ar) zerlegen läßt, wovon die eine in die Ebene MN, die andere in die Ebene PQ fällt, als aus zwei Systemen bestehend angesehen werden können, wovon das eine die Ebene MN, das andere die Ebene PQ zur Schwingungsebene hat, und daß sich daher ein gewöhnlicher Lichtstrahl als aus zwei unter rechtem Winkel oder entgegengesetzt polarisirten Strahlen betrachten lasse. In einer solchen Zerlegung, nämlich daß aus jeder nach irgend einer Richtung stattfindenden Schwingung zwei gegen einander senkrechte, in bestimmten Ebenen vor sich gehende Schwingungen werden, besteht der Vibrationstheorie gemäß im Allgemeinen der Act der Polarisirung eines gemeinen Lichtstrahles und es geschieht diese Zerlegung ganz nach statistischen Gesetzen. Bei einem durch Reflexion polarisirten Strahle ist die Schwingungsebene senkrecht gegen die Reflexionsebene (die Aethertheilchen können immer nur senkrecht gegen die Reflexionsebene schwingen). Erfährt ein solcher Strahl von einer andern Fläche, auf die er unter ihrem Polarisationswinkel auffällt, eine zweite Zurückwerfung; so beträgt nach dieser die Schwingungsweite oder die Schwingungsintensität cos. γ, wenn diese Intensität nach erfolgter Polarisirung (nach der ersten Zurückwerfung) $= 1$ und der Winkel, welchen beide Reflexionsebenen mit einander machen, $= \gamma$ ist . . . (†). Es hat daher die Schwingungsweite und, da (S. 748) mit dem Quadrate derselben die Lichtstärke in geradem Verhältnisse steht, auch diese für $\gamma = 0$ den größten und für $\gamma = 90^0$ den kleinsten Werth, weswegen am Polarisationsinstrumente (Fig. 604) die Intensität des vom Analyseur E reflectirten Lichtes am größten ist, wenn die zwei Ebenen, in welchen an diesem und am Polariseur die Reflexion erfolgt, einander parallel sind (der Index i auf 0^0 oder 180^0 steht) hingegen = Null wird, wenn die besagten zwei Reflexionsebenen auf einander senkrecht stehen (der Index i mit dem Theilstriche 90^0 oder 270^0 zusammenfällt), und von jeder der zwei ersteren Positionen gegen eine der zwei letzteren hin zu-, in umgekehrter Richtung aber immer abnimmt. Das Gesetz der Aenderung, welche bekanntlich in der Intensität des reflectirten Antheils eines polarisirten Lichtes eintritt, wenn dieses unter einem andern als unter dem Polarisationswinkel auf die reflectirende Fläche auffällt (und welche Aenderung daher kommt, daß sich der Zurückwerfung von dieser Fläche je nach dem Unterschiede des Einfallswinkels auf derselben von ihrem Polarisationswinkel ein größerer oder kleinerer Theil des auffallenden Lichtes entzieht), hat Fresnel ebenfalls durch einen Ausdruck dargestellt, der aber weit complicirter ist, als die Formel unter (†). Um die Richtigkeit dieser letzteren einzusehen, denke man sich einen senkrecht gegen die Ebene des Papiers durch den Punkt a (Fig. 608) gehenden, durch Reflexion polarisirten Lichtstrahl, dessen Schwingungsebene xy und dessen Reflexionsebene (Polarisationsebene) daher wz ist. Stellt nun die Linie ab die Schwingungsintensität d. i. die größte Ausweichung eines

Fig. 608.



Aetherteilchens aus seiner Ruhelage in der Schwingungsebene vor und man läßt den Strahl auf eine andere reflektirende (als Analyseur dienende) Fläche unter ihrem Polarisationswinkel auffallen, jedoch bei solcher Stellung dieser Fläche, daß die Ebene (w_1 z_1) seiner Reflexion von derselben mit seiner Polarisationsebene (w z), mithin auch seine jetzige Schwingungsebene (x_1 y_1) mit der vorigen (x y) einen Winkel γ macht; so wird die Intensität, womit die Schwingungen in der Ebene x_1 y_1 erfolgen, durch die Linie a c vorgestellt, welche durch Zerlegung der Intensität a b in eine mit x_1 y_1 parallele und in eine mit dieser rechtwinklige Componente b c erhalten wird, und a c ist = a b cos. γ oder, wenn man a b = 1 setzt, = cos. γ (†).

Ein ganz gleiches Räsonnement gilt offenbar für die durch einfache Brechung polarisirten Strahlen, so wie auch in den Fällen, wo der Analyseur anstatt aus einem Spiegel aus durchsichtigem Glase oder aus einer Turmalinplatte besteht, nur ist bei der Polarisation durch Brechung, desgleichen bei Anwendung durchsichtigen Glases als analysirendes Mittel eine der Brechungsebene und beim Turmalin eine der krystallographischen Axe desselben parallele Ebene als Schwingungsebene anzusehen.

Was die Polarisation durch doppelte Brechung anbelangt, so hat sie nach der Vibrationstheorie ihren Grund im Allgemeinen in der in doppelt brechenden Körpern nach verschiedenen Richtungen stattfindenden Ungleichheit der Elasticität des Aethers, welcher Ungleichheit schon oben an einem andern Orte Erwähnung geschah und der zu Folge die Schwingungen eines auf einen einaxigen Krystall auffallenden unpolarisirten Strahles in auf den Hauptschnitt senkrechte und in mit demselben parallele Schwingungen zerlegt werden. Erstere begründen den gewöhnlich und letztere den ungewöhnlich gebrochenen Strahl, und es hat daher nach den früher aufgestellten Begriffen von Polarisationsebene und Schwingungsebene der gewöhnlich gebrochene Strahl zu ersterer (zur Polarisationsebene) den Hauptschnitt und zu letzterer eine auf diesem senkrechte Ebene, und das Umgekehrte ist bei den ungewöhnlich gebrochenen Strahlen der Fall. Ein weiteres Eingehen in die Erklärung der Polarisation nach der Undulationstheorie muß hier unterbleiben, weil dies, geschehe es mit der zum gehörigen Verständniß erforderlichen Gründlichkeit, die Gränzen eines Lehrbuches weit überschreiten würde, übrigens auch außer dem Zwecke dieses vorzugsweise für Techniker bestimmten Buches liegt.

§. 161. Interferenz polarisirter Lichtstrahlen. Arago und Fresnel haben die Versuche, wobei zu Folge Interferenz gewöhnlicher Lichtstrahlen Farbenerscheinungen entstehen, mit polarisirtem Lichte angestellt (es geschah dies unter genauer Erfüllung der Grundbedingungen jeder Interferenz, daß nämlich die Strahlen unter sehr spitzigem Winkel zusammentreffen, ferner aus einer und derselben Lichtquelle kommen) und dabei Resultate gefunden, welche folgende Gesetze feststellen: 1. Nach einerlei Richtung, d. i. in einer und derselben Ebene oder in unter einander parallelen Ebenen polarisirte Strahlen interferiren wie unpolarisirte Strahlen (erzeigen die nämlichen Interferenz-Erscheinungen, [Verstärkung, Vernichtung, Farben] wie unter gleichen Umständen interferirende unpolarisirte Lichtstrahlen). 2. Strahlen, die entgegengesetzt, d. i. in auf einander senkrechten Ebenen polarisirt sind, interferiren nicht d. h. bringen bei ihrem Zusammentreffen nicht die Interferenz-Erscheinungen hervor, wie unpolarisirte oder nach

einerlei Richtung polarisirte Strahlen, wenn sie unter gleichen Umständen und unter den Bedingungen der Interferenz zusammentreffen. 3. Strahlen, die ursprünglich entgegengesetzt polarisirt wurden, können auch, nachdem sie auf einerlei Polarisationsebene (auf einerlei Polarisationszustand) gebracht sind, nicht interferiren ... (1). Sind aber Strahlen ursprünglich nach einerlei Richtung polarisirt, nachher auf entgegengesetzte Polarisationsrichtungen gebracht und endlich wieder in einerlei Polarisationsebene zurückgeführt worden, so interferiren sie, d. h. wirken bei ihrem Zusammentreffen unter Erzeugung der Interferenzerscheinungen auf einander ein ... (2). 4. Entstehen durch doppelte Brechung polarisirter Strahlen zwei Lichtbündel, so daß die Strahlen jedes derselben nach einerlei Richtung polarisirt sind, die Polarisationsrichtung des einen Bündels aber jener des andern entgegengesetzt (die gemeinschaftliche Polarisationsebene des einen Bündels gegen jene des zweiten rechtwinklig) ist, und es kommen die Strahlen jedes dieser Bündel unter sich zur Interferenz; so ist das Resultat dieser letzteren bei gleichen Wegdifferenzen für den einen Bündel verschieden von jenem für den andern. Während die Strahlen des einen Bündels bei der Interferenz sich verstärken, schwächen oder vertilgen sich jene des andern und umgekehrt, und die Farbe, welche aus der Interferenz der Strahlen des einen Bündels resultirt, ist immer complementär zu jener, die entsteht, wenn die Strahlen des zweiten Bündels unter einander interferiren.

Diese Gesetze finden in der Vibrationshypothese ihre volle Erklärung; das 1. und 2. Gesetz sind sogar eine nothwendige Folge aus dieser Hypothese, ja das zweite Gesetz führte zuerst Fresnel zur Annahme, daß die den Lichterscheinungen zu Grunde liegenden Vibrationen senkrecht gegen die Richtung des Strahles erfolgen. Die Interferirbarkeit nach einerlei Richtung polarisirter Strahlen und die Nichtinterferirbarkeit von Strahlen, die entgegengesetzt polarisirt sind, ist zwar aus den im Früheren aufgestellten Grundsätzen der Vibrationshypothese und aus mechanischen Gründen nicht schwer einzusehen (indem man darnach ohne Schwierigkeit begreift, daß geradlinige Schwingungen, die, wie sie bei Strahlen von einerlei Polarisationszustand stattfinden, nach derselben Richtung erfolgen, wenn sie zusammentreffen, je nach ihren Schwingungsphasen dabei sich verstärken oder aufheben müssen, daß hingegen bei Schwingungen, die, wie bei entgegengesetzt polarisirten Strahlen, rechtwinklig gegen einander erfolgen, ein Aufheben nicht möglich ist); vollkommen leicht erklärlich wird sie aber durch die Analogie zwischen Schwingungen der Aethertheilchen eines Strahles und den Querschwingungen der Theile eines gespannten Seiles. Wird dieses nämlich an dem einen Ende durch nach regelmäßigen Zeiträumen erfolgende Schläge o. dgl. in Schwingungen versetzt, so bildet es eine in einer Ebene liegende wellenförmige Curve. Fügt man zu dieser Wellenbewegung noch eine andere gleiche, mit der vorigen in der nämlichen Ebene vor sich gehende hinzu, die aber gegen die erstere genau um eine halbe Welle vor oder zurück ist (um die halbe Schwingungszeit früher oder später anfängt); so leuchtet ein, daß die Bewegung, welche jedes Theilchen vermöge des ersten Wellensystems annehmen würde, in jedem Augenblicke durch die entgegengesetzte Bewegung, die es vermöge des zweiten Systems annehmen sollte, aufgehoben wird, und daher sowohl jedes Theilchen als das ganze Seil in Ruhe bleiben muß. Wird aber das zweite Wellensystem in einer Ebene erzeugt, die auf der Ebene des ersten Systems senkrecht steht; so

erhält das Seil die Gestalt einer Curve doppelter Krümmung, die im Allgemeinen eine elliptische Spirale ist und in die gewöhnliche kreisförmige übergeht, wenn beide Bewegungen um den vierten Theil einer Schwingung oder 90° von einander verschieden sind. In diesem Falle beschreibt das Ende des Seiles fortwährend einen Kreis und diese Bewegung wird von jedem Theilchen des ganzen Seiles nachgeahmt. Daß die durch das Zusammentreffen paralleler Schwingungen entstehende zusammengesetzte Schwingung mit diesen (den parallelen Schwingungen) einerlei Richtung hat, mithin der durch Interferenz entstandene Strahl in der nämlichen Richtung, wie die interferirenden Componenten polarisirt ist, versteht sich von selbst . . . (†).

Zur Erklärung des 4. Gesetzes muß angenommen werden, daß in dem einen der in diesem Gesetze erwähnten, durch doppelte Brechung erzeugten Strahlenbündel eine halbe Undulation verloren gehe.

§. 162. Farben, die doppelt brechende Krystallplatten im polarisirten Lichte zeigen. Unter die schönsten optischen Phänomene gehören unstreitig die lebhaften Farben, welche beim Durchgange polarisirten Lichtes durch transparente Platten doppelt brechender Krystalle zum Vorschein kommen, und welche im Jahre 1811 von Arago und fast gleichzeitig auch von Brewster entdeckt wurden. Diese Farben zeigen sich in gewissen Fällen gleichförmig oder in unregelmäßiger Abwechslung auf der ganzen Platte hin, erscheinen in anderen Fällen als Ringe oder Ringsysteme und sind nach der materiellen Beschaffenheit der betreffenden Platten und nach andern hievon unabhängigen Umständen außerordentlich mannigfaltig. Wir wollen nun das Wesen und die Gesetzmäßigkeit derselben im Allgemeinen an einigen vorzüglichen Repräsentanten der besagten Krystalle genauer kennen lernen.

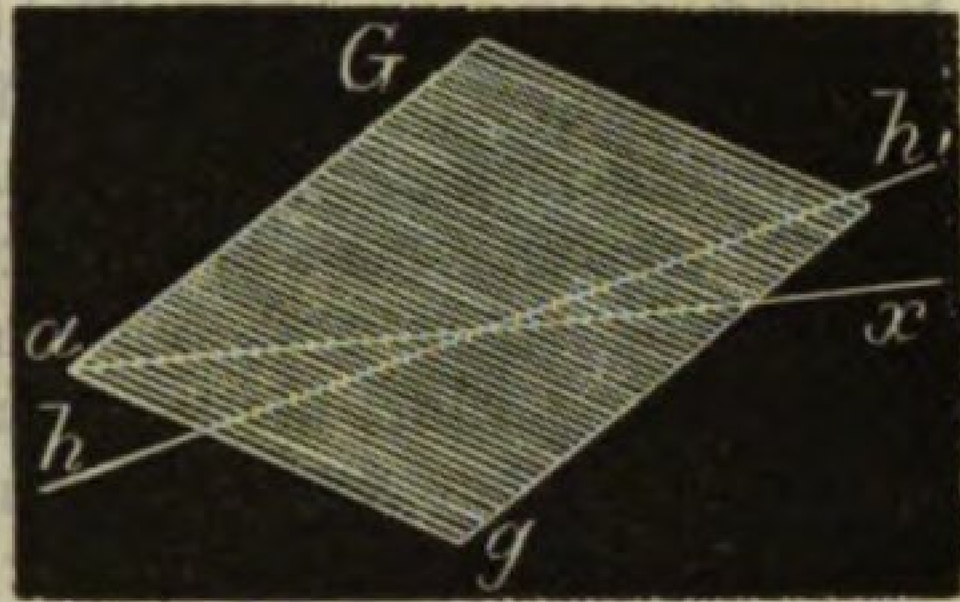
Bringt man ein dünnes, jedoch gleichförmig dickes Gypsblättchen (wie man sie, selbst in bedeutender Größe leicht durch Spaltung des natürlichen krystallisirten Gypses erhält, indem sich dieser vorzüglich nach einer Richtung, nämlich nach der Richtung der Ebene hin, in welcher seine optischen Axen liegen, vollkommen spalten läßt), welches aber höchstens $\frac{1}{20}$ Zoll dick sein darf und in gewöhnlichem Lichte betrachtet völlig farblos und durchsichtig erscheint, zwischen den Polariseur und Analyseur eines Polarisationsapparates, z. B. des schon in Früherem als vorzüglich brauchbar anempfohlenen und in Fig. 604 abgebildeten Nörrenberg'schen Instrumentes; so sieht man das Blättchen mehr oder weniger schön gefärbt. Um das nähere Detail dieser Farbenerscheinung und die Hauptveränderungen, deren sie fähig ist, am kürzesten Wege beobachten zu können, lege man das Blättchen der Art auf das Tischchen H, daß es von den durch die Platte P polarisirten Strahlen senkrecht getroffen wird, gebrauche als Analyseur den Bündel aus Glasplatten, dessen in den §§. 158 ꝛc. Erwähnung geschah, stelle ihn gegen die von P kommenden Strahlen unter dem Polarisationswinkel und so, daß die Reflexionsebene (die Polarisationsebene) dieser Strahlen mit ihrer Einfallsebene auf dem Analyseur parallel ist. Es erscheint dann das Blättchen sowohl in dem vom Analyseur reflectirten, als in dem von ihm durchgelassenen Lichte gefärbt (oder es kommt gleich Färbung zum Vorschein, wenn man das Blättchen in seiner Ebene, also um eine vertikale Axe, etwas dreht).

Die Farbe im letzteren Lichte ist aber zu jener im ersteren complementär . . . (1). Wird das Blättchen in seiner Ebene um 360° gedreht, so ändert sich zwar nicht die Farbe, wohl aber ihre Lebhaftigkeit (Intensität) so, daß diese bald zu-, bald abnimmt, die Farbe in vier von einander immer um 90° verschiedenen Stellungen des Blättchens ganz verschwindet und dann dieses im reflectirten Lichte hell, im durchgelassenen hingegen dunkel erscheint . . . (2). Läßt man das farbig erscheinende Blättchen in Ruhe, bringt aber den Analyseur durch Drehung um die vertikale Axe des Polarisationsinstrumentes in eine gegen die vorige rechtwinklige Stellung, so ist dann die Farbe des Blättchens die complementäre zur früheren, (während dieser Drehung zeigt sich ein allmäliger Uebergang der früheren Farbe in die jetzige) und man sieht nun im reflectirten Lichte die nämliche Farbe, wie bei der vorigen Stellung des Analyseurs im durchgelassenen und umgekehrt. Ist das Gypsblättchen überall gleich dick und an den Oberflächen vollkommen eben, so zeigt es stets in seiner ganzen Ausdehnung die nämliche Farbe, im entgegengesetzten Falle ist es aber an verschiedenen Stellen verschieden gefärbt; zum Beweise, daß seine Farbe unter sonst gleichen Umständen von seiner Dicke abhängt, was am besten durch eine keilförmig geschliffene Gypsplatte dargethan wird, indem an dieser, von ihrer Schneide angefangen, eine eben so regelmäßige Aufeinanderfolge verschiedener Farben als ungleicher Dicken stattfindet. Wegen dieser Abhängigkeit der Farbe von der Dicke des Blättchens ändert sich auch die erstere (die Farbe) mit der Neigung des letzteren (des Blättchens) gegen die einfallenden polarisirten Strahlen, indem mit dieser Neigung, gerade wie wenn das Blättchen dicker geworden wäre, auch der Weg zunimmt, den die Strahlen darin zurückzulegen haben. Aus gleichem Grunde erhält man auch durch entsprechende Nebeneinanderlagerung von Gypsblättchen verschiedener Dicke Gypsflächen, die im polarisirten Lichte die schönsten und regelmäßigsten farbigen Figuren (z. B. eines Schmetterlings, einer Blume in natürlicher Farbenpracht u. s. w.) zeigen. Um die hiezu dienlichen Gypsblättchen in der besagten Nebeneinanderlagerung zu fixiren, werden sie mittelst Canadabalsam zwischen zwei Glasplatten festgekittet. Ueberhaupt ist ein solches Festkitten für alle zu öfteren Versuchen bestimmten Gypsblättchen anzurathen, weil diese sonst ihrer großen Zerbrechlichkeit wegen bei der, wenn auch noch so behutsamen Handhabung sehr leicht in Trümmer gehen. Wie die Gypsblättchen verhalten sich, was die eben besprochene Färbung im polarisirten Lichte anbelangt, der Hauptsache nach auch hinreichend dünne Blätter oder Platten aus Glimmer oder andern zweiaxigen und ebenfalls aus einaxigen Krystallen, vorausgesetzt, daß die Flächen derselben (der Blätter oder Platten) der gemeinschaftlichen Ebene beider optischen Axen oder bei Krystallen mit einer Axe dieser letzteren parallel sind. Nur der Umstand, daß der Gyps und der Glimmer sehr leicht zu haben und die besagten dünnen Platten daraus unmittelbar durch einfache Spaltung zu erhalten sind, mithin alles Herausscheiden aus dem Krystalle und nachheriges Schleifen und Poliren erspart wird, ist die Ursache, warum man zu den in Rede stehenden Versuchen gewöhnlich Gyps oder Glimmer anwendet.

§. 163. Erklärung der Farben dünner Platten im polarisirten Lichte nach der Vibrationstheorie. Es sei in Fig. 609 G g ein Blättchen

aus Gyps (und dieser soll uns auch jetzt wieder als Repräsentant der hieher gehörigen Krystalle dienen) wie es, nämlich in Gestalt eines schiefen Parallelogramms erhalten wird, wenn man einen Gypskrystall durch Spaltung nach der Ebene, in welcher seine optischen Axen liegen, in Blätter zerlegt und ein solches hierauf nach den zwei andern Richtungen, nach welchen der Gyps ebenfalls, wenngleich unvollkommener, theilbar ist, spaltet. Wir wissen aus dem oben unter (2) Angeführten, daß das Blättchen, wenn es sich zwischen

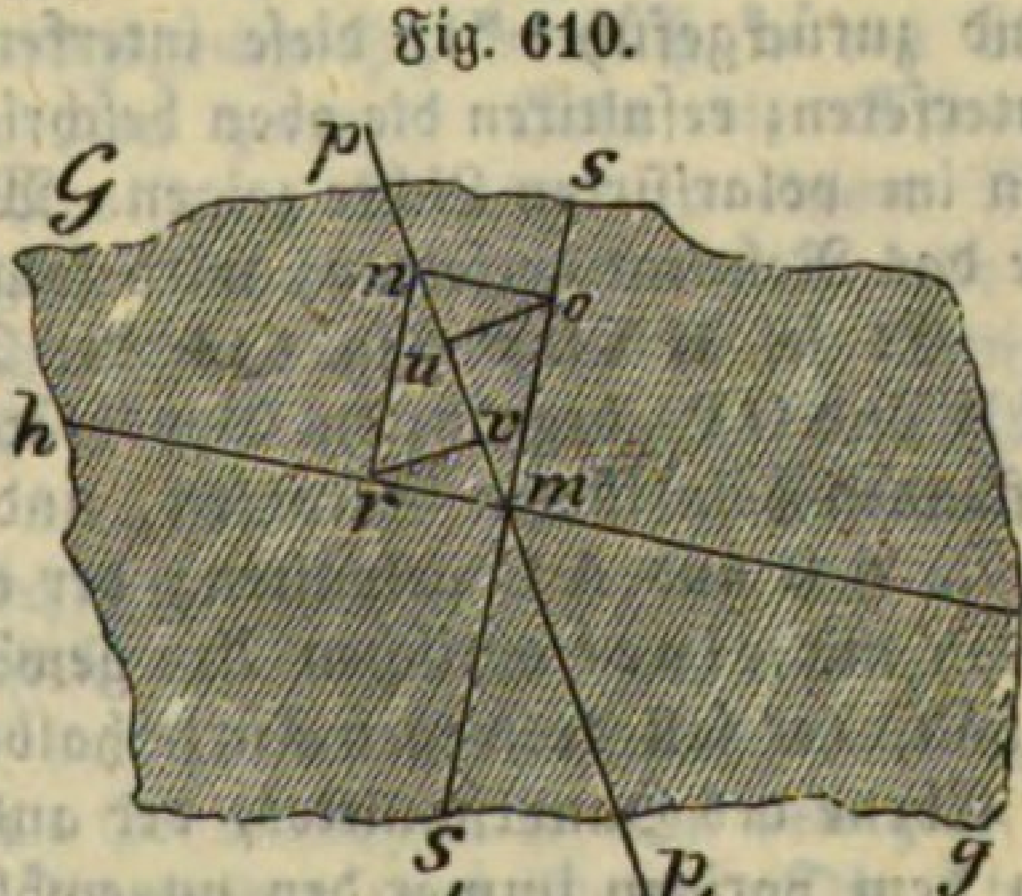
Fig 609.



Polariseur und Analyseur, während die Reflexionsebenen dieser beiden parallel sind . . . (†), so befindet, daß es von den polarisirten Strahlen senkrecht getroffen wird, in zwei, um einen rechten Winkel verschiedenen Stellungen den Zustand der durchgehenden polarisirten Strahlen nicht ändert, indem diese vom Analyseur ganz ebenso wie unter sonst gleichen Umständen beim Nichtvorhandensein des Blättchens reflectirt werden. Es hat daher das Gypsblättchen die Eigenschaft, den Polarisationszustand der Strahlen nicht zu ändern, wenn eine gewisse Linie (eine gewisse Richtung) in demselben mit der Polarisationsebene parallel oder gegen sie senkrecht ist, d. h. die Eigenschaft ebensowohl Schwingungen, die senkrecht gegen diese Linie oder Richtung, als auch solche, die parallel mit ihr Statt finden, fortzupflanzen. Wir wollen die besagte Linie oder Richtung, — welche genauer Bestimmung zu Folge gegen die Halbirungslinie (a x) eines spitzigen Winkels des schiefen Parallelogramms G g nahe unter 20^0 geneigt ist, und durch $h h_1$ vorgestellt werden soll, — in der Folge, um kürzer sprechen zu können, immer den Hauptschnitt des Gypsblättchens nennen.

Nach diesen Prämissen und nach in früheren §§. Vorgetragenem ergibt sich nun die Erklärung der in Rede stehenden Erscheinungen an den Gypsblättchen folgendermaßen. Wird ein solches Blättchen G g Fig. 610 (wir wollen es uns nämlich von unregelmäßiger Gestalt denken, wie es durch Spaltung des Krystalls bloß nach einer Richtung meistens erhalten wird) in einem Punkte m senkrecht von einem Strahle getroffen, so wird dieser in zwei Theile gespalten, wovon der eine im Hauptschnitte $h h_1$, der andere in der darauf senkrechten Richtung $s s_1$ polarisirt ist, so daß die Schwingungen des ersteren parallel mit $s s_1$ und jene des letzteren parallel mit $h h_1$ vor sich gehen. Haben nun der Polariseur (P) und der Analyseur (E) die oben unter (†) angegebene gegenseitige

Fig. 610.



Stellung und befindet sich das Gypsblättchen so zwischen denselben, daß der Hauptschnitt $h h_1$ mit der Reflexionsebene von P, mithin die Schwingungsebene der von P kommenden polarisirten Strahlen mit $s s_1$ parallel ist; so können diese im Blättchen nur Schwingungen nach der Richtung $s s_1$, nicht aber

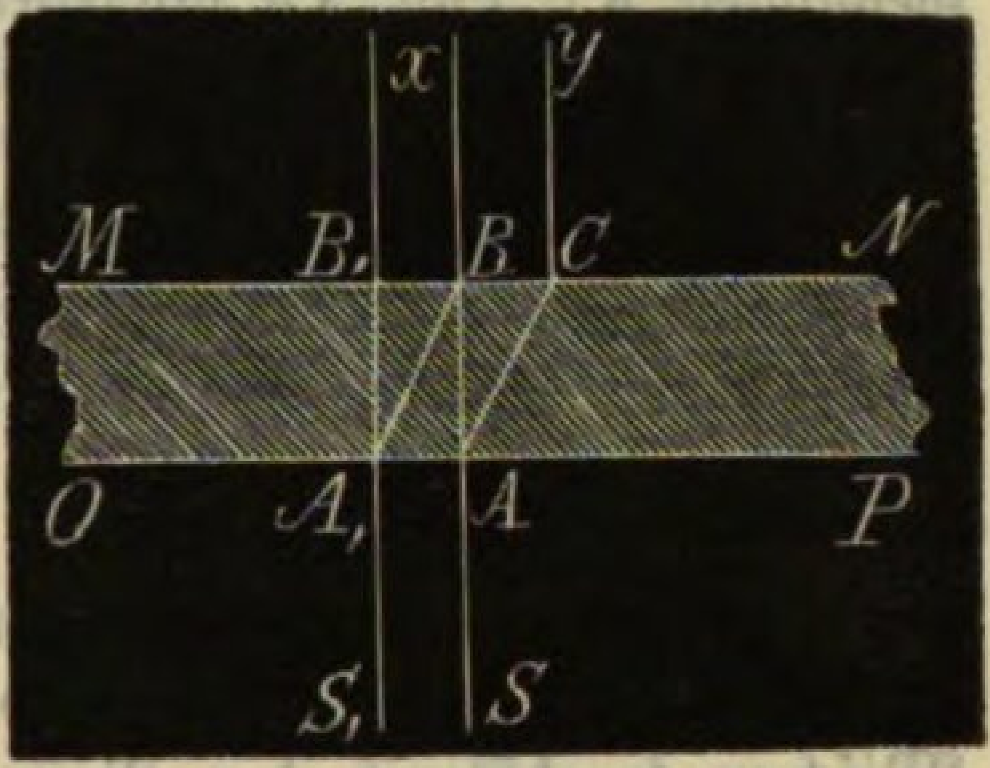
nach der gegen diese senkrechten Richtung hh_1 anregen; es kann sich daher durch das Blättchen nur ein polarisirter Strahl, nämlich nur der fortpflanzen, dessen Schwingungen nach ss_1 erfolgen, und da der Analyseur die Schwingungen dieser Richtung reflectirt, so muß das Blättchen im (vom Analyseur) reflectirten Lichte hell (farblos) und im durchgelassenen dunkel erscheinen ... (I). Ist das Gypsblättchen in seiner Ebene in die Lage gedreht worden, wo ss_1 mit der Reflexionsebene von **P**, also die Schwingungsebene der von **P** kommenden polarisirten Strahlen mit dem Hauptschnitte hh_1 parallel ist; so pflanzen sich, aus gleichem Grunde wie im vorigen Falle, durch das Blättchen nur nach hh_1 stattfindende Schwingungen fort und dasselbe muß, da auch diese Schwingungen (wegen ihres Parallelismus mit jenen der von **P** kommenden Strahlen) wieder vom Analyseur reflectirt werden, sich in dem von diesem reflectirten und durchgelassenen Lichte ganz wie im vorigen Falle verhalten ... (II). Dreht man das Blättchen in eine Stellung, wo (wie dies die Fig. 610 anschaulich macht) jede der besagten Schwingungsebenen hh_1 und ss_1 in demselben mit der Schwingungsebene pp_1 der von **P** kommenden polarisirten Strahlen einen schiefen Winkel macht; so findet eine Zerlegung der Kraft, womit jeder solche Strahl in der Richtung seiner Schwingungsebene pp_1 Vibrationen im Blättchen hervorzurufen sucht, und welche (Kraft) der Größe nach durch mn vorgestellt werden mag, in zwei Componenten Statt, wovon die eine mr in die Ebene hh_1, die zweite mo in die Ebene ss_1 fällt, und welche durch von n auf hh_1 und ss_1 gefällte Perpendikel erhalten werden. Jeder der das Blättchen treffenden polarisirten Strahlen ruft daher in diesem sowohl nach hh_1 als nach ss_1 Schwingungen hervor, d. h. wird im Blättchen in zwei Strahlen gespalten, die in auf einander senkrechten Ebenen schwingen (der eine in hh_1, der andere in ss_1), mithin entgegengesetzt polarisirt sind. Es treten also aus dem Blättchen (da von allen an dasselbe treffenden polarisirten Strahlen das Nämliche gilt) in entgegengesetzten Polarisationszuständen befindliche Strahlenbündel aus. Gelangen diese dann auf den Analyseur, (welcher nur nach pp_1 vor sich gehende Schwingungen reflectiren kann) so werden ihre Schwingungen durch ihn auf die Ebene pp_1, mithin die Bündel selbst auf einerlei Polarisationszustand zurückgeführt *), diese interferiren nachher, und aus einer derartigen Interferenz resultiren die oben beschriebenen Erscheinungen, welche Gypsblättchen im polarisirten Lichte zeigen. Wie es zu dieser Interferenz kommt, so wie das Resultat derselben, wird folgende Betrachtung klar machen.

Es sei **MNOP** Fig. 611 der Durchschnitt des von parallelen Flächen (**MN** und **OP**) begränzten Gypsblättchens, **SA** einer der dasselbe senkrecht treffenden polarisirten Strahlen, und dieser werde im Blättchen in die zwei Theile **AB** und **AC** gespalten; der eine **AB** dieser Theile, der dem in Krystallen mit einer optischen Axe gewöhnlich gebrochenen Strahle analog sich verhält, (er soll deswegen Kürze halber auch der gewöhnliche heißen) ist nach der Ebene des Hauptschnittes, der andere **AC**, (welchen wir zum Unterschied von dem vorigen immer den ungewöhnlichen nennen wollen) senkrecht gegen diesen polarisirt, und beide Theile treten aus dem Blättchen wegen des Parallelismus seiner Flächen nach parallelen Richtungen **Bx** und **Cy** aus.

*) Diese Zurückführung der Schwingungen wird aus der Zerlegung von om in ou und um und von rm in rv und vm begreiflich.

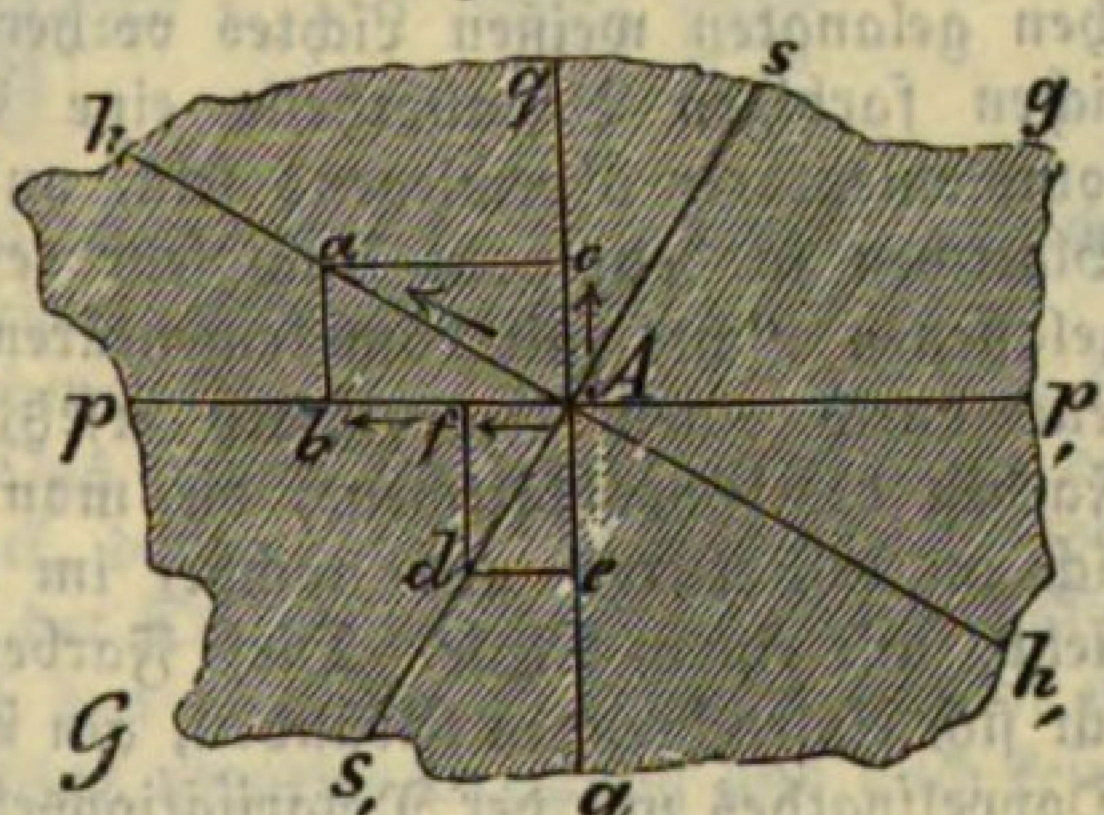
Gewiß ist unter den andern das Blättchen senkrecht treffenden polarisirten Strahlen einer z. B. $S_1 A_1$, welcher (in A_1) der Art einfällt, daß von den zwei Theilen $A_1 B_1$ und $A_1 B$, in die auch er gespalten wird, der ungewöhnliche $A_1 B$ mit dem gewöhnlichen Theile A B des vorigen Strahles beim Austritt aus dem Blättchen (in B) so zusammentrifft, daß beide Theile dann nach der nämlichen Richtung B x fortgehen. Es sind also in B x zwei Strahlen vereinigt, die entgegengesetzt und zwar der eine A B nach der Ebene des Hauptschnittes ($h h_1$ der vorigen Fig. 610) und der zweite $A_1 B$ nach der darauf senkrechten Ebene $s s_1$ polarisirt ist. Es befinden sich diese zwei Strahlen überdieß in verschiedenen Phasenzuständen und diese Phasendifferenz hängt von der Ungleichheit der Geschwindigkeiten, womit die Fortpflanzung des gewöhnlichen und des ungewöhnlichen Strahles im Krystalle geschieht, ferner von der Dicke des Blättchens ab.

Fig 611.



Es sei in Fig. 612 A der Punkt, wo die besagten, in B x vereinigten zwei Strahlen aus dem Blättchen G g senkrecht gegen dasselbe (also gegen die Ebene des Papiers) hervortreten, ferner seien $h h_1$ und $s s_1$ ihre Polarisationsebenen. Gelangen nun diese zwei Strahlen an den bewußten Analyseur, der nur Strahlen von der Schwingungsebene $p p_1$ reflectirt und nur Strahlen durchläßt, die in einer auf $p p_1$ senkrechten Ebene $q q_1$ schwingen; so wird jeder der zwei [in B x (Fig. 611) vereinigt enthaltenen] entgegengesetzt polarisirten Strahlen in zwei andere wieder entgegengesetzt, nämlich in den Ebenen $p p_1$ und $q q_1$ polarisirte Componenten zerlegt.

Fig 612.



Geht die Schwingungsrichtung des in der Ebene $s s_1$ polarisirten Strahles in einem Momente von A nach a und stellt A a seine Schwingungsintensität vor; so gehen in demselben Momente die Schwingungsrichtungen seiner Componenten von A nach b und von A nach c und die Schwingungsintensitäten dieser Componenten sind A b und A c. Der zweite in der Ebene $h h_1$ polarisirte Strahl zerfällt, wenn seine Schwingungsrichtung z. B. von A nach d geht und A d seine Schwingungsintensität ist, in die Componenten von den Schwingungsintensitäten A e und A f und deren Schwingungsrichtungen von A nach e und von A nach f gehen. Es entstehen so aus den zwei in B x vereinigt gewesenen Strahlen am Analyseur zwei Paare. Die Theile des einen Paares, deren Schwingungsintensitäten A f und A b sind, sind nach einerlei Richtung polarisirt, haben $p p_1$ zur Schwingungsebene und wirken übereinstimmend; die mit den Schwingungsintensitäten A c und A e versehenen Theile des zweiten Paares haben unter einander auch einerlei Polarisationszustand, aber $q q_1$ zur Schwingungsebene und wirken

entgegengesetzt *). Bei der Interferenz, welche dem 3. Gesetze auf S. 804 gemäß sowohl zwischen den Strahlen des einen Paares als zwischen jenen des andern eintritt, verstärken sich die Bewegungen **A f** und **A b**, die Bewegungen **A c** und **A e** hingegen schwächen sich, so daß am Analyseur im reflectirten und im durchgelassenen Lichte verschiedene Intensitäten des letzteren sich zeigen müssen. Ist **A c** = **A e**, [was bei vorausgesetzter Gleichheit von **A b** und **A d** Statt findet, wenn der Hauptschnitt des Gypsblättchens mit der Schwingungsebene pp_1 (des Polariseurs und Analyseurs) einen Winkel von 45° macht], so vernichten sich **A c** und **A e** gegenseitig, und der Analyseur zeigt daher das Blättchen im durchgelassenen Lichte ganz dunkel. Da derselbe Gangunterschied der interferirenden Strahlen bei verschiedenfarbigem Lichte wegen Ungleichheit der Wellenlängen des letzteren einen verschiedenen Einfluß nimmt, so daß das Mischungsverhältniß der Bestandtheile des weißen Lichtes gestört wird, da übrigens der Gangunterschied auch von der Dicke des Blättchens abhängt; so erscheint dieses im Allgemeinen farbig und es ändert sich die Farbe mit der Dicke des Blättchens. Da, wo die Wirkung der Interferenz in dem einen Strahlenpaare Verstärkung ist, in dem andern Schwächung Statt findet, so werden, wenn in dem einen Paare zu Folge besagter Verstärkung gewisse farbige Bestandtheile des an das Gypsblättchen gelangten weißen Lichtes vorherrschen, in dem zweiten, wo die nämlichen farbigen Bestandtheile eine Schwächung erfahren, die zu diesen complementären überwiegend sein, und man begreift nun auch, warum das Blättchen in dem vom Analyseur reflectirten und in dem von ihm durchgelassenen Lichte mit complementären Farben erscheint. Wird der Analyseur durch einen Doppelspath ersetzt, so zeigt dieser die complementären Farben des Gypsblättchens, die man durch den Analyseur successive, nämlich im reflectirten und nachher im durchgelassenen Lichte oder umgekehrt sieht, mit einem Male. Diese Farben sind, aus nach dem Vorhergehenden für sich einleuchtenden Gründen, am intensivsten, wenn der Hauptschnitt des Doppelspathes mit der Polarisationsebene der an das Gypsblättchen treffenden Strahlen parallel oder darauf senkrecht ist, und lassen sich am besten beobachten, wenn man eine undurchsichtige oben geschwärzte Platte (etwa aus Metall) mit einer runden Oeffnung in der Mitte auf das Tischchen des Polarisationsinstrumentes bringt, und gerade unter diese Oeffnung das Gypsblättchen legt. Man sieht dann durch den Doppelspath zwei kreisrunde zum Theil übereinanderfallende Flächen, die complementäre Farben zeigen, bis auf die Stelle, wo sie sich decken, und welche zum Beweis, daß

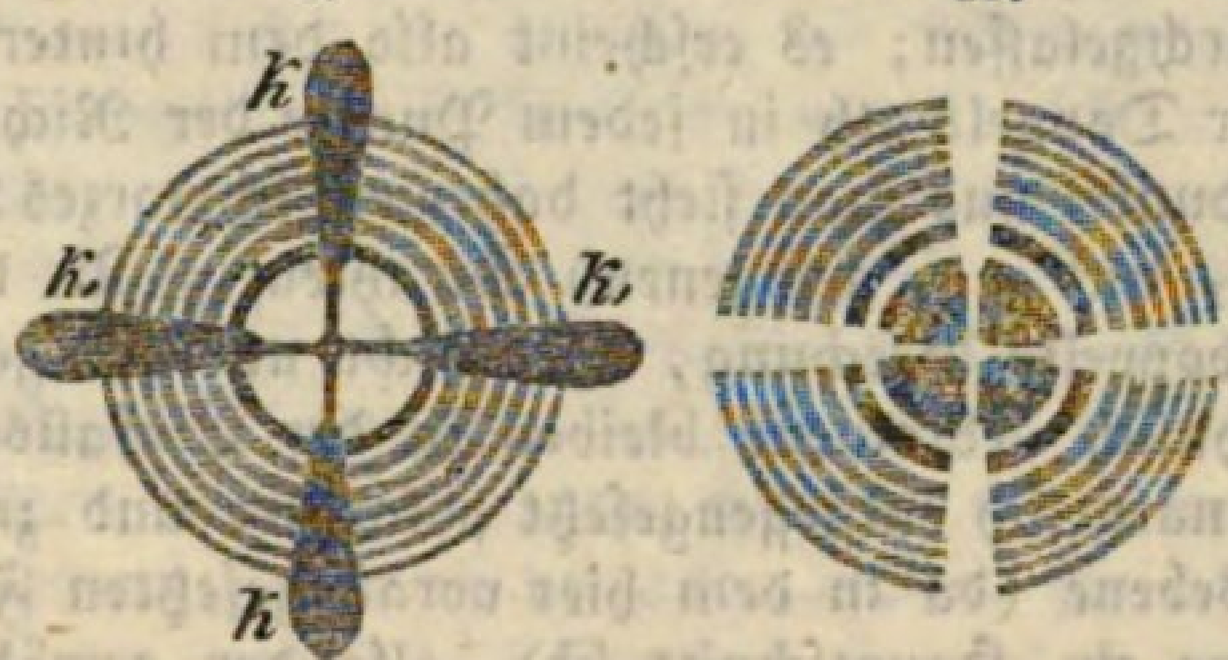
*) Auch wenn die Schwingungsrichtung des in hh_1 polarisirten Strahles von A nach s hin ginge, würden von den zwei durch Zerlegung entstehenden Componenten-Paaren immer die Componenten des einen Paares übereinstimmend und jene des andern Paares entgegengesetzt wirken: denn so oft zwei gegeneinander senkrechte Bewegungen nach zwei andern gleichfalls gegen einander senkrechten Richtungen zerlegt werden, haben von den zwei Paaren in einerlei Geraden zusammenkommenden Componenten nothwendig immer die Componenten des einen Paares einerlei und jene des anderen Paares entgegengesetzte Richtungen, wie man leicht einsieht, wenn man eine solche Zerlegung zweier gegen einander rechtwinkliger, sonst wie immer gerichteter (durch gerade Linien dargestellter) Bewegungen nach zwei andern auf einander senkrechten geraden Linien wirklich versucht.

die Farben wirklich complementär sind (sich zu Weiß ergänzen), völlig weiß erscheint.

§. 163. Farbenringe an einaxigen Krystallen. Man erhält diese Ringe am leichtesten, wenn man eine Doppelsvathplatte, die von parallelen, auf der optischen Axe des Krystalles senkrechten Ebenen begränzt ist (und welche durch entsprechendes Abschleifen der zwei stumpfen Ecken eines Kalkspathrhomboeders erhalten wird) zwischen zwei Turmalinplättchen, am bequemsten zwischen jene der auf S. 799 beschriebenen Turmalinzange bringt und dann, die Zange nahe ans Auge haltend, durch die Turmaline nach einer hellen Stelle des Himmels hinschaut. Sind die Axen der Turmaline gegeneinander rechtwinklig, so sieht man concentrische Farbenringe r, r (I. Fig. 613) mit einem sie durchschneidenden schwarzen Kreuz k, k_1. Stellt man die Axen einander parallel, so zeigen sich dieselben Ringe aber in den zu den vorigen complementären Farben, und an der Stelle des schwarzen Kreuzes befindet sich ein weißes (II. Fig. 613). Ganz besonders lebhaft und rein erscheinen die Farben der Ringe bei Anwendung zweier Nicol'scher Prismen anstatt der Turmalinplättchen, weil da die Trübung, welche diese Farben durch die dem Turmalin eigene Färbung erfahren, wegfällt.

Fig. 613

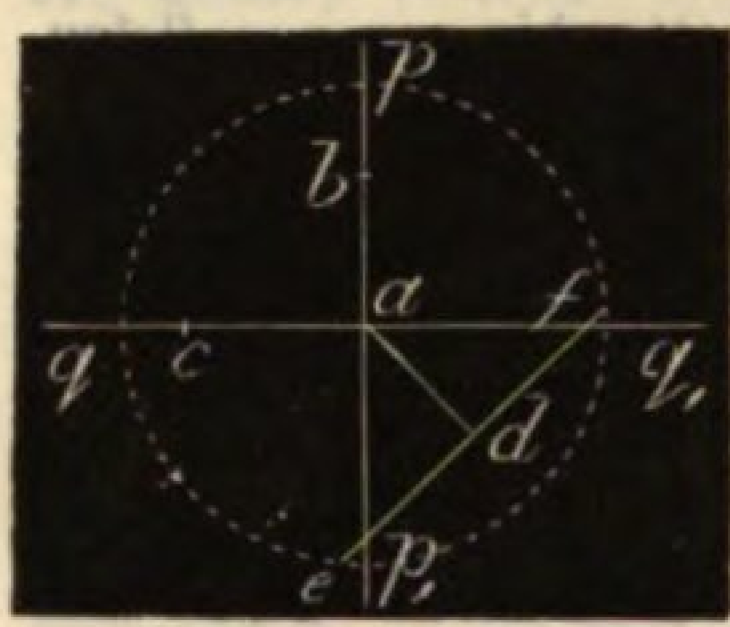
I. II.



Die Erklärung des eben beschriebenen Phänomens der Farbenringe ist der Hauptsache nach nun folgende: Das hinter den Turmalinplättchen befindliche Auge empfängt einen Lichtkegel, dessen Spitze das Auge selbst bildet und dessen Axe mit der optischen Axe der Doppelspathplatte zusammenfällt. Der in der Richtung dieser Axe durch den Doppelspath gehende Strahl erfährt (nach Gesetz 3) auf S. 786) keine doppelte Brechung und auch keine Aenderung des ihm von der Turmalinplatte, die er vorher passirte, ertheilten Polarisationszustandes; dieser Strahl geht also durch die zweite gegen die erste gekreuzt stehende Turmalinplatte nicht durch, gerade so, wie wenn zwischen den Turmalinplatten sich keine Doppelspathplatte befindet. Die Strahlen des Kegels, welche nahe um die optische Axe der letztgenannten Platte herum liegen, erleiden zwar eine doppelte Brechung, aber in unmerklichem Grade (sie fallen nämlich auf den Doppelspath zwar schief auf, die Schiefe ist jedoch sehr unbedeutend) und verhalten sich daher gegen die zweite Turmalinplatte wie der vorerwähnte, nach der Axe des Doppelspathes durchgegangene Strahl. Stellt in Fig. 614 a den Punkt vor, wo dieser Strahl aus der mit der Ebene des Papieres parallel gedachten Doppelspathplatte austritt, so muß beim Durchsehen durch die gekreuzten Turmalinplättchen dieser Punkt (a) und seine nächste Umgebung schwarz (dunkel) erscheinen. Stellt ferner p p_1 die Polarisationsebene der aus der einen Turmalinplatte (wir wollen sie Kürze halber immer die erste nennen) an den Doppelspath gelangenden Strahlen, also zugleich die Schwingungsebene der andern (zweiten) Turmalinplatte, dann q q_1 eine gegen p p_1 senkrechte Ebene (mithin auch die Schwingungsebene der ersten Turmalinplatte) und endlich die punktirt

eingeschlossene, a zum Mittelpunkt habende Kreisfläche den Flächenraum vor, in welchem der oben besagte Strahlenkegel an die Doppelspathplatte trifft;

Fig. 614.



so werden [gemäß (I) auf Seite 792] 1. die Strahlen, die wie z. B. b in dem mit $p\,p_1$ zusammenfallenden Hauptschnitte des Doppelspathes liegen, in diesem nicht doppelt, sondern nur gewöhnlich gebrochen, und hören nicht auf in der Ebene $p\,p_1$ polarisirt zu sein, werden demnach von der zweiten Turmalinplatte nicht durchgelassen; 2. die Strahlen, welche sich wie c in der (auf $p\,p_1$ senkrechten) Ebene $q\,q_1$ befinden, erfahren nur die ungewöhnliche Brechung in dieser Ebene ($q\,q_1$), sind dann in einer gegen $q\,q_1$ senkrechten Ebene, mithin wieder in $p\,p_1$ polarisirt, und werden daher ebenfalls von der zweiten Turmalinplatte nicht durchgelassen; es erscheint also dem hinter dieser Platte befindlichen Auge der Doppelspath in jedem Punkte der Richtungen $p\,p_1$ und $q\,q_1$ nothwendig dunkel und man sieht daher ein schwarzes Kreuz. Alle andern (außerhalb $p\,p_1$ und $q\,q_1$ gelegenen) Strahlen, z. B. der durch d gehende, erfahren die doppelte Brechung, aber nicht nur der gewöhnlich, sondern auch der ungewöhnlich gebrochene bleiben in der Einfallsebene [S. 786 unter 3)]; sie sind natürlich entgegengesetzt polarisirt und zwar der gewöhnliche in der Einfallsebene (da in dem hier vorausgesetzten Fall [3) S. 786] jede Einfallsebene ein Hauptschnitt ist), also der gewöhnlich gebrochene Theil des durch d gehenden Strahles nach d a und der ungewöhnliche nach e f polarisirt. Auf jeden solchen, durch einen außerhalb $p\,p_1$ und $q\,q_1$ gelegenen Punkt gehenden Strahl sind nun offenbar ganz die nämlichen (nur in Rücksicht auf seine schiefe Incidenz etwas zu modificirenden) Schlüsse anwendbar, wie auf einen durch ein Gypsblättchen gehenden, und es muß dieser Punkt aus denselben Gründen, wie ein Punkt des Gypsblättchens farbig erscheinen. (Daß die gekreuzte Stellung der Turmalinplättchen den Fall repräsentirt, wo das Gypsblättchen im vom Analyseur durchgelassenen Lichte betrachtet wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Da demnach die Farbe des betreffenden Doppelspathpunktes von der Phasendifferenz der interferirenden Strahlen, diese aber von der Dicke des Plättchens, welche sich wieder mit der Schiefe der Incidenz der Strahlen ändert, abhängt; so sieht man ein, daß in gleicher Entfernung, z. B. a d rings um a herum gelegene Punkte, für welche die besagte Incidenz-Schiefe dieselbe ist, bei dem Umstande, wo die Doppelspathplatte überall eine gleiche Dicke hat, gleich gefärbt erscheinen werden, man also um a herum concentrische, (von dem oben besprochenen dunkeln Kreuz durchschnittene) farbige Kreise (Ringe) sehen, daß die Farbe jedes Kreises an allen seinen Stellen die nämliche, jene der verschiedenen Kreise aber, je nach der zugehörigen Incidenz-Schiefe, die mit der Entfernung von a zunimmt, verschieden sein müsse. Daß bei der Drehung des zweiten (oder überhaupt eines) der Turmalinplättchen in die Stellung, wo ihre Axen zu einander parallel sind, das dunkle Kreuz in ein helles und die Farben der Ringe in die zu den vorigen complementären übergehen müssen, ist nun gewiß für sich klar. Eine weitere Betrachtung und Rechtfertigung der Veränderungen, welche in dem Ringphänomene während der besagten Drehung vor sich gehen, sich überhaupt in demselben zeigen, wenn die

Turmalinplatten irgend eine von der Stellung der gekreuzten und parallelen Axen verschiedene Stellung haben, würde uns zu weit führen.

Wie der Doppelspath verhalten sich rücksichtlich der besprochenen Ringerscheinung auch die übrigen einaxigen Krystalle, mit Ausnahme des Bergkrystalls *), nur sind bei gleicher Dicke der senkrecht auf die Axe geschnittenen Platten die Ringe derselben Ordnung desto kleiner, je stärker die doppelte Brechung der Substanz des Krystalles ist, d. h. je mehr der größte und kleinste Brechungsexponent für dieselbe verschieden sind. Besonders geeignet zur Darstellung des Ringphänomens sind außer dem Doppelspathe noch folgende einaxige Krystalle: Turmalin, salpetersaures Natron, saures arsenicksaures Kali, essigsaures Kalkkupfer, Eis (letzteres in Platten angewendet, wie man sie durch Zerbrechen der auf einer Wasseroberfläche gebildeten und etwa 5 bis 10''' dick gewordenen Eisdecke erhält).

§. 165. Farbenringe in zweiaxigen Krystallen. Bei diesen Krystallen entstehen im polarisirten Lichte an Platten, die senkrecht gegen die Mittellinie (gegen die Halbirungslinie des Winkels, unter welchem die zwei optischen Axen gegen einander geneigt sind) aus dem Krystalle geschnitten worden, zwei Ringsysteme, nämlich eines um jede Axe **). An vielen zweiaxigen Krystallen, z. B. dem Glimmer, dem schwefelsauren Eisen, dem Topas, sind, weil bei ihnen der besagte Neigungswinkel zu groß ist, beide Ringsysteme nicht gleichzeitig, sondern nur nach einander sichtbar, wenn man nämlich die Platte bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin neigt. Da beim Salpeter dieser Winkel nur (nahe) 5°,5 beträgt, so zeigt er recht deutlich mit einem Male beide Ringsysteme und deshalb soll die nähere Betrachtung dieses Phänomens hier gerade an diesem Körper vorgenommen werden. Auch beim Arragonit und beim kohlensauren Bleioxyd (Weißbleierz) sieht man recht gut beide Ringsysteme gleichzeitig. Der Salpeter krystallisirt in der Regel in Prismen mit sechs Kanten und diesen Kanten parallel ist die vorerwähnte Mittellinie, so daß eine Platte, die aus Salpeter senkrecht auf die erwähnten Kanten herausgeschnitten und an den Schnittflächen polirt worden, wenn sie ferner $\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{10}$ Zoll dick ist, dem Zwecke recht gut entspricht. Bringt man eine solche Platte zwischen Turmalinplättchen mit sich kreuzenden Axen und hält das Ganze gegen den hellen Himmel; so sieht man, wenn die durch die Axen des Salpeters gehende Ebene mit der Polarisationsebene der in die Salpeterplatte eintretenden Strahlen parallel ist, das in Fig. 615 bei I abgebildete Doppelsystem ovaler farbiger Ringe mit einem dunklen Kreuz. Dreht man die Salpeterplatte in ihrer Ebene zwischen den unbeweglich bleibenden Turmalinen, so durchläuft das Phänomen eine Reihe periodischer Aenderungen, indem es nach jeder Drehung um einen Quadranten

---

*) Eine aus dem Bergkrystalle senkrecht gegen seine Axe herausgeschnittene Platte zeigt nämlich das dunkle Kreuz nicht, sondern höchstens nur eine Spur davon an den äußersten Farbenringen, in der Mitte der Ringe aber einen farbigen Fleck, dessen Farbe wechselt, wenn bei sonst gleichbleibenden Umständen die Polarisationsebene der auf die Platte fallenden Strahlen gedreht wird. Es liegt der Grund dieses abweichenden Verhaltens in einer eigenthümlichen Beschaffenheit des Bergkrystalles, auf die wir an einem anderen Orte zurückkommen werden.

**) Dieses doppelte Ringsystem führte Brewster zur Entdeckung, daß gewisse Mineralien zwei Axen der doppelten Brechung besitzen.

ihr anfängliches Aussehen erhält. Man sieht in Fig. 615 bei **II**, wie die Erscheinung sich zeigt, wenn die Drehung eben erst begonnen hat, bei **III**,

Fig. 615.



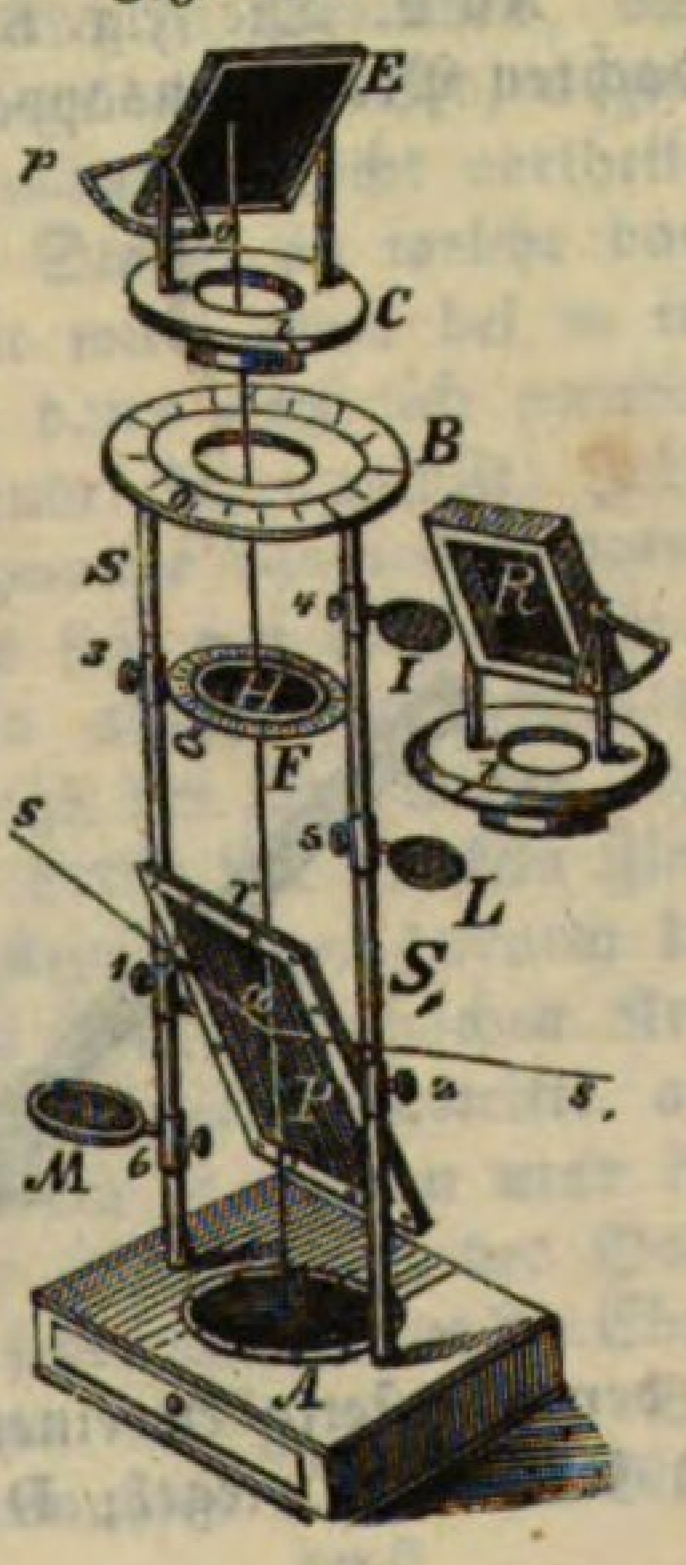
wenn sie 22°,5 oder 67°,5 und bei **IV**, wenn sie 45° beträgt. Die Farben der Ringe sind im Allgemeinen dieselben, wie bei den Ringsystemen einariger Krystalle, welche die nämlichen Farben wie dünne Plättchen haben. Da bei allen diesen Ringen in jedem Theile einer und derselben krummen Linie dieselbe Farbe vorhanden ist, so hat man diese Linien isochromatische (gleichfarbige) Curven genannt. Eine Verminderung der Dicke der Salpeterplatte hat eine Vergrößerung, und eine Vermehrung der Dicke eine Verkleinerung der Ringe, und beides hat eine Aenderung ihrer Farbe zur Folge. Wird eine oder die andere Turmalinplatte gedreht (in die Stellungen, wo sich ihre Axen nicht rechtwinklig kreuzen), während die Salpeterplatte in einer der Lagen, wo sie die in Fig. 615 bei **I** bis **IV** dargestellten Erscheinungen gibt, verbleibt; so sind, wenn die Drehung 90° oder 270° beträgt, die Farben der jetzt sichtbaren Ringsysteme zu jenen der früheren complementär und das dunkle Kreuz (**I** Fig. 615), so wie die hyperbolisch gekrümmten dunkeln Streifen (**II**, **III**, **IV** Fig. 615) weiß. Die Ringerscheinungen am Arragonit und am Weißbleierze sind jenen am Salpeter sehr ähnlich, nur ist die Aufeinanderfolge der Farben etwas verschieden. Auch beim Arragonit, dessen Krystallform der des Salpeters sehr ähnlich ist, liegt die Mittellinie den Kanten des Prismas parallel.

Anwendung der Farbenringe. Sie können zur Untersuchung dienen, ob das aus irgend einer Quelle kommende Licht polarisirt sei oder nicht. Man braucht zu diesem Ende nur eine senkrecht gegen die Axe geschliffene Doppelspathplatte an ein zur Axe parallel geschnittenes Turmalinplättchen anzulegen, das Auge hinter das letztere und nahe daran zu halten und dann nach der betreffenden Quelle hinzusehen. Nimmt man Farbenringe wahr, so ist das Licht polarisirt. Ferner entscheiden die Farbenringe, ob ein Krystall einaxig oder zweiaxig ist, und welche Lage die Axen haben. Schneidet man nämlich aus dem zu prüfenden Krystalle nach verschiedenen Richtungen Platten, die von parallelen Flächen begränzt sind und betrachtet sie auf die beschriebene Weise im polarisirten Lichte; so ist der Krystall ein- oder zweiaxig, je nachdem die unter mannigfaltiger Abänderung der Schnittrichtungen erhaltenen Platten und der Neigung dieser letzteren gegen die Axe des ins Auge gelangenden Lichtkegels bloß ein oder zwei Ringsysteme zeigen.

Im ersteren Falle hat die fragliche optische Axe die nämliche Richtung, wie die Axe des besagten Lichtkegels bei der Stellung der Platte, wo die Ringe völlig kreisförmig sind. Im andern Falle gehen die zwei Axen durch die Pole (p, p_1 Fig. 615) der Ringsysteme, und aus dem gegenseitigen Abstande dieser letzteren und der Stellung des Auges läßt sich die Neigung der zwei Axen gegen einander bestimmen. Aus derartigen Bestimmungen, indem sie bei successivem Auffallenlassen der verschiedenen homogenen Lichtgattungen, ferner, unter sonst gleichen Umständen, bei verschiedenen Temperaturen vorgenommen wurden, ergaben sich die vorn S. 788 gemachten Aussprüche, nämlich daß die Richtungen der optischen Axen in zweiaxigen Krystallen für Strahlen verschiedener Brechbarkeit verschieden sind und sich oft auffallend mit der Temperatur ändern. Endlich lassen sich aus dem Verhalten der Krystalle im polarisirten Lichte oft auch Verschiedenheiten im inneren Bau und Gefüge, ja selbst Unterschiede, wenn sie auch nur ganz gering sind, ihrer materiellen Beschaffenheit erkennen. Früher hielt man z. B. alles, was Glimmer heißt, für gleichartig; erst die Entdeckung, daß es ein- und zweiaxigen Glimmer gibt, führte auf die Vermuthung materieller Verschiedenheit, welche sich bei nachher unternommenen genaueren chemischen Analysen auch wirklich herausstellte.

Hier mag gelegenheitlich bemerkt werden, daß die Bestimmung, ob eine Glimmerplatte ein- oder zweiaxig sei, mittelst der Farbenringe nur angeht, wenn sie nicht zu dünn ist: denn bei sehr dünnen Glimmerplättchen sind die Ringe so groß, daß man bloß den Fleck in ihrer Mitte sieht. Um nun auch in diesem Falle zum Ziele zu kommen, darf man nur den Analyseur eines Polarisationsapparates gegen den Polariseur und das Auge gegen ersteren so stellen, daß das Gesichtsfeld dunkel ist, und nun das Glimmerplättchen zwischen Polariseur und Analiseur bringen. Erscheint auch dieses dunkel und bleibt es so, man mag es in seiner Ebene wie immer drehen, so hat es nur eine optische Axe (denn ist es einaxig, so ist der oben besagte mittlere Fleck, den man sieht, die Mitte des das Ringsystem durchschneidenden dunklen Kreuzes, welches bei jeder Drehung des Plättchens in seiner Ebene dunkel bleibt,) wird es dabei aber auch abwechselnd hell, so ist es zweiaxig.

Fig. 616.

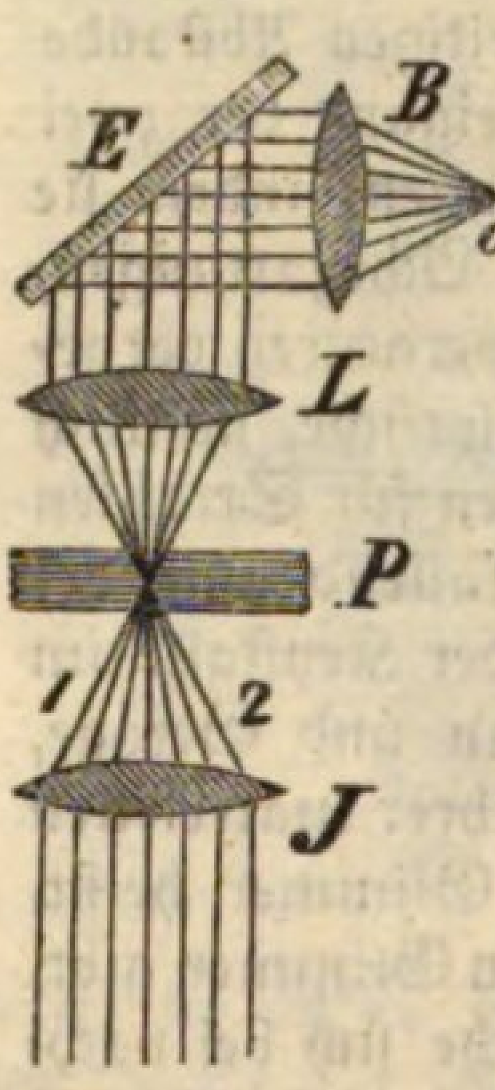


Zum Schluß wollen wir noch 1.) zeigen, auf welche Art man die Ringsysteme auch im Nörrenberg'schen Polarisationsinstrumente (Fig. 616) gut beobachten könne, und 2.) einen Apparat kennen lernen, mittelst welches sich diese Systeme und überhaupt die meisten Polarisationserscheinungen objectiv darstellen (auf eine Wand projiciren) lassen.

Ad 1.) Man legt die betreffende Krystallplatte auf das Tischchen **H**, stellt die Linsen **J** und **L** mittelst der Klemmschraubenhülsen 4, 5 so, daß die erstere ober- die letztere unterhalb des Tischchens und dieses in der Brennweite beider sich befindet, und ferner die Linsen mit der Krystallplatte genau vertikal übereinander liegen. Betrachtet man hernach das Phänomen durch eine vor dem Analyseur (wozu sich hier am besten die schwarze Glasplatte eignet) angebrachte Sammellinse; so sieht man die Ringsysteme sehr schön, und selbst an den kleinsten Krystallplättchen. Der Zweck dieser Anordnung wird

bei Betrachtung der Fig. 617 klar werden, wo **P** ein optisch einaxiges Krystallplättchen ist, mit dessen Axe die Axen beider Linsen **J**, **L** zusammenfallen.

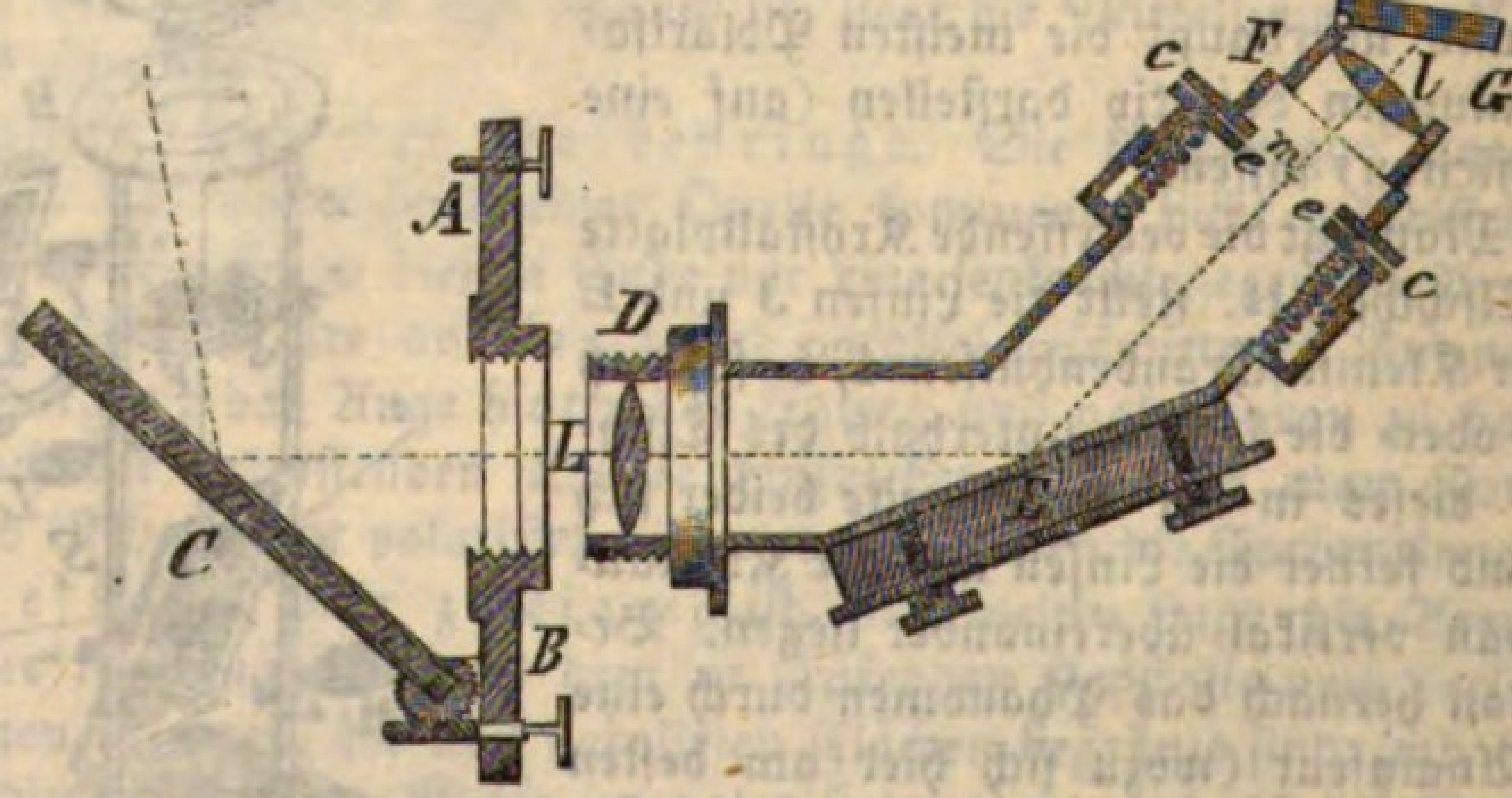
Fig. 617.



Die Linse **L** macht die vom Polariseur auf sie gelangenden parallelen Strahlen convergent, und an der Krystallplatte **P** zusammentreffen. Die äußersten Strahlen des so gegen die Krystallplatte convergirenden Strahlenkegels, welche, wie **1**, **2**, am schiefsten durch diese Platte durchgehen, erzeugen die äußersten und die andern weniger schief durchgehenden die übrigen Ringe. Die aus **P** divergent austretenden Strahlen werden durch die Linse **L** parallel und nach der Reflexion von der schwarzen Zerlegungsplatte **E** durch die Sammellinse **B** wieder convergirend; im Vereinigungspunkte **o** muß sich das Auge befinden. Bei entsprechender Brennweite von **B** kommt dann ein Strahlenkegel ins Auge, bei dem die Strahlen mit seiner Axe einen kleineren Winkel einschließen, als dies bei dem aus der Krystallplatte unmittelbar austretenden Strahlenkegel der Fall ist, und man sieht daher das Ringsystem verkleinert. Der Grad der Verkleinerung hängt natürlich von der Brennweite der Linse **B** ab; deswegen ist gewöhnlich am Polarisationsinstrumente die Einrichtung getroffen, daß sich die Linse **B** mit einer zweiten oder dritten, die andere Brennweiten haben, vertauschen läßt. Indem die Linse **J** nur die vom Polariseur kommenden vertikalen Strahlen in **P** vereinigt, bewirkt sie, daß an der Krystallplatte nur vollständig polarisirte Strahlen concentrirt werden. Man sieht die Ringe auch gut, wenn die Krystallplatte auf den Spiegel **A** (Fig. 616) gelegt, darüber die Sammellinse **M** so fest gestellt wird, daß sich die Platte in ihrem Brennpunkte befindet und man diese dann mittelst eines der beschriebenen Analyseurs betrachtet. Die Platte wirkt da so, als ob sie mit ihrem Bilde im Spiegel vereinigt wäre, d. h. die doppelte Dicke hätte, und die Linse **M** vertritt die Stelle von zweien.

Ad 2. Die Fig. 618 stellt einen recht geeigneten von Watkins erdachten Projectionsapparat für Polarisationserscheinungen vor. **AB** ist ein

Fig. 618.



an den Fensterladen eines verfinsterten Zimmers festzumachender Heliostat, und **C** dessen Spiegel; **DEF** das in den Heliostat einschraubbare sogenannte

Polariscop, bestehend aus einem Winkelrohre, an dem das Eck weggenommen und durch einen festgeschraubten Bündel **E** untereinander paralleler Glasplatten ersetzt worden, welcher gegen die Axen der beiden Theile des Winkelrohrs unter dem Polarisationswinkel für Glas geneigt und der Polariseur ist, der den größten Theil des vom Spiegel **C** ihm zugeführten Lichtes vollständig polarisirt zurückwirft. Bei e e können Objectenschieber, welche die dem polarisirten Lichte auszusetzenden Gegenstände (Plättchen aus Gyps, Salpeter, Glimmer ꝛc) enthalten, eingeschoben und fixirt werden, und die Vorrichtung dazu gleicht der Hauptsache nach ganz jener, die beim Sonnenmicroscope (§. 124) beschrieben wurde. **L** und **l** sind Sammellinsen, von welchen die erstere um etwas mehr als um ihre Brennweite und letztere um ihre Brennweite von e e absteht. **G** ist der ebenfalls aus einem Bündel paralleler Glasplatten bestehende Analyseur, der sich mittelst einer am Ende des Rohres **EF** aufgesteckten Hülse um die Axe dieses Rohres drehen läßt, um sowohl im reflectirten als im durchgelassenen Lichte die Polarisationserscheinungen darstellen zu können, die dann auf eine dem Analyseur entsprechend gegenüber stehende Wand projicirt werden. Daß die Linsen **L** und **l** in Wesenheit ganz den nämlichen Zweck, wie respective die Linsen **J** und **L** in dem früheren durch Fig. 617 anschaulich gemachten Falle zu erfüllen haben, wäre gewiß überflüssig zu erwähnen. Bringt man bei **D** anstatt der einen Beleuchtungslinse **L** zwei stark convexe Sammellinsen an, in der Art, wie dies bei dem S. 688 beschriebenen Gasmicroscope an dem in den Kasten **K** (Fig. 534) einzuschraubenden Ende der Microscopröhre der Fall ist; so kann zu den Versuchen anstatt des Sonnenlichts auch Kalklicht angewendet werden, und man braucht zu diesem Behufe dann nur das Rohr **DEF** (Fig. 618) an der Stelle der Gasmicroscopröhre in den (mit dem Daniell'schen Hahn und dem andern für das Kalklicht erforderlichen Zugehör versehenen) Kasten **K** (Fig. 534) einzuschrauben. Man kann als Polariseur anstatt des Glasbündels **E** auch eine schwarze Glasplatte anwenden, die dann vor der Linse **L**, etwa wo sich jetzt der Spiegel **C** befindet, anzubringen wäre. Auch ist als Analyseur ein Turmalinplättchen recht vortheilhaft, und dieses wäre dann unmittelbar hinter der Stelle, an welche das dem polarisirten Lichte auszusetzende Object gebracht wird, etwa bei **m** in dem Rohrende **F** einzusetzen. Das ganze Rohr ist dann natürlich gerade, weil der Grund der Winkelform, d. i. der Glasbündel **E**, wegfällt. Jede der Linsen **L**, **l** steht dann ungefähr um ihre Brennweite von der besagten Objectstelle ab und der Glasplattenbündel, versteht sich von selbst, fehlt.

§. 166. Kreisförmige Polarisation. In allen einaxigen Krystallen findet, wie wir von früher her wissen, längs der Axe weder doppelte Brechung noch Polarisation statt, was auch durch den dunkeln Fleck in der Mitte des Ringsystems und das dunkle Kreuz, oder dadurch bewiesen wird, daß ein polarisirter Strahl, der die Axe eines solchen Krystalls, z. B. eines Doppelspathes, durchläuft, bei seinem Austritte aus diesem Krystalle keine Aenderung erlitten hat, indem er, wenn man ihn nachher durch ein Doppelspathprisma leitet, dessen Hauptschnitt der Polarisationsebene des Strahles parallel ist, wie ein jeder andere in der Ebene des Hauptschnittes polarisirte Strahl, nur allein das gewöhnliche Bild gibt. [Siehe (I) S. 797.] Eine auffallende Ausnahme von dieser Regel

macht aber außer andern Quarzkrystallen vorzüglich der Bergkrystall; denn nach Arago's Entdeckung (1811) fehlt an dem Ringsysteme, welches eine Bergkrystallplatte mit senkrecht auf der Axe stehenden Seitenflächen im polarisirten Lichte zeigt, das schwarze Kreuz, und an der Stelle des dunkeln Fleckes in der Mitte des Ringsystems erscheint die Platte gleichförmig gefärbt. Läßt man einen Strahl, der durch eine mit auf der Axe senkrechten Flächen versehene Bergkrystallplatte längs ihrer Axe gegangen ist, in ein Doppelspathprisma treten; so zeigt dieses unter gleichen Verhältnissen, wie vorher, auch das ungewöhnliche Bild: man sieht nämlich durch das Doppelspathprisma zwei Ringsysteme, ferner in der Mitte eines jeden einen farbigen Fleck und die Farben dieser Flecke sind complementär. Wird der Doppelspath aus seiner eben bezeichneten Stellung herausgedreht, so wird die Färbung der Mitte des ungewöhnlichen Bildes immer dunkler und endlich, wenn der Drehungswinkel eine gewisse Größe erreicht hat, die von der Dicke der Krystallplatte abhängt und dieser Dicke proportional ist, ganz dunkelviolett, so daß darin die gelben Strahlen völlig verlöscht sind. Aus diesem Versuch ergibt sich der Schluß, daß der gelbe Strahl beim Durchlaufen der Bergkrystallplatte durch diese eine Drehung der ursprünglichen Polarisationsebene erfahren habe, und daß diese Drehung der Dicke der Platte proportional sei. Aus dem Umstande, daß bei der zunehmenden Drehung des Doppelspathes die Farben sich immerfort ändern, so daß z. B. die Mitte des ungewöhnlichen Bildes, wenn es zuerst roth war, nach und nach orange, gelb, gelbgrün und violett wird, folgt weiter der Schluß, daß die besagte Drehung der ursprünglichen Polarisationsebene für verschiedenfarbige Strahlen verschieden groß sei. Ihre Bekräftigung finden diese Schlüsse, wenn die Versuche anstatt mit weißem, mit homogenem (bloß mit rothem, gelbem u. s. w.) Lichte, indem man nämlich vor das Auge ein Glas von möglichst homogener Färbung hält, angestellt werden. Man sieht dann bei entsprechender Drehung das ungewöhnliche Bild immer völlig verschwinden, braucht aber hiezu einen andern Drehungswinkel beim rothen als beim gelben, bei diesem wieder einen andern als beim blauen Lichte u. s. w. und zwar beträgt dieser Drehungswinkel für die brechbareren Strahlen mehr als für die weniger brechbaren; es wird also durch den Bergkrystall die Polarisationsebene der ersteren Strahlen mehr gedreht, als jene der letzteren. Ueberdieß findet die in Rede stehende Drehung in verschiedenen Exemplaren von Bergkrystall und Quarz nach verschiedenen Seiten hin Statt, so daß bei mehreren von ihnen, um die beschriebenen Phänomene hervorzubringen, eine Drehung des Doppelspathes nach rechts, bei andern hingegen nach links erfordert wird, während die besagten Exemplare sich sonst nicht wesentlich verschieden zeigen. Man unterscheidet daher auch rechtsdrehenden und linksdrehenden Quarz.

Es leuchtet gewiß von selbst ein, daß die Erscheinungen, welche bei den besprochenen Versuchen mittelst des Doppelspathprismas auf ein Mal beobachtet werden, an einem Polarisationsinstrumente sich successive immer bei um 90° verschiedenen Stellungen des Analyseurs zeigen werden. In der That erscheint eine senkrecht gegen die Axe geschnittene, auf dem Tischchen II des Polarisationsinstrumentes (Fig. 616) liegende Bergkrystallplatte (in der Mitte der Ringe) im Analyseur, z. B. in der schwarzen

Spiegelplatte, lebhaft gefärbt; bei Drehung des schwarzen Spiegels ändert sich die Farbe und zwar nach der Ordnung, in welcher die Farben im prismatischen Farbenbilde aufeinander folgen, so daß, wenn der Bergkrystall bei einer bestimmten Stellung des schwarzen Zerlegungsspiegels roth gefärbt ist, diese Farbe bei allmälig immer weiter und in entsprechender Richtung fortgesetzter Drehung des Spiegels nach und nach in Orange, Gelb, Grün und endlich in Violett übergeht, bei um 90° geänderter Stellung des Zerlegungsspiegels zur vorigen complementär ist, niemals jedoch der Art verschwindet, daß der Bergkrystall weiß oder schwarz (dunkel) erscheint. Je nachdem nun die oft besagte Drehung von links nach rechts oder umgekehrt geschehen muß, damit an der Bergkrystallplatte die erwähnte Folge der prismatischen Farben sich zeigt, nämlich Roth in Orange, dieses in Gelb u. s. f. bis ins Violett übergeht, heißt der Krystall ein rechts oder ein links drehender. Es gibt aber auch Quarzkrystalle, welche zugleich nach rechts und nach links drehen.

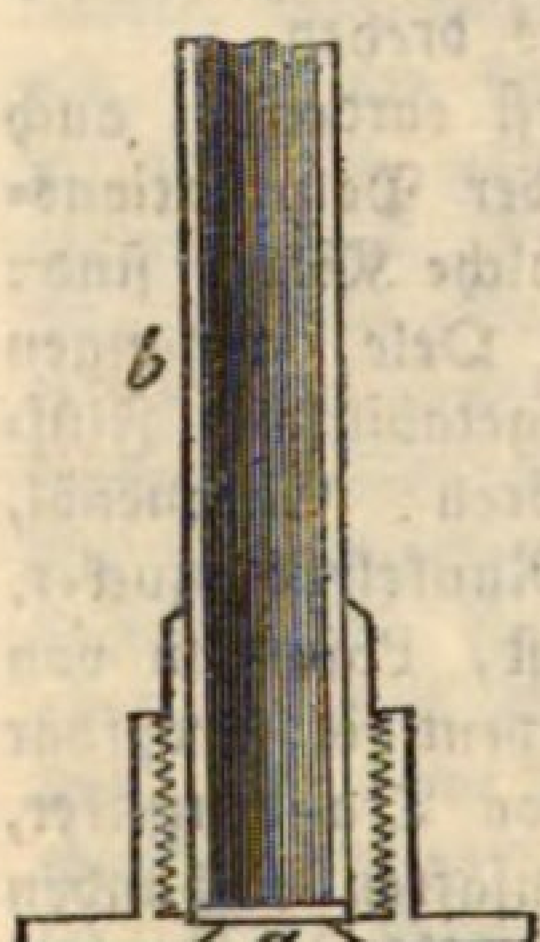
Gleich dem Bergkrystalle bewirken, wie Biot zuerst entdeckte, auch mehrere andere, jedoch flüssige Körper, eine Drehung der Polarisationsebene, einige nach rechts, die andern nach links. Solche Körper sind: Die Lösungen verschiedener Zuckerarten, viele ätherische Oele, Lösungen mehrerer Salze und eine große Zahl thierischer und vegetabilischer Flüssigkeiten. Zu den rechts drehenden Flüssigkeiten gehören: Citronenöl, eine Lösung von festem Traubenzucker, Rohrzucker, Runkelrübenzucker, Dextrin (Stärke-Gummi), Kampfer in Alkohol gelöst, Lösungen von Weinsteinsäure; links drehende Flüssigkeiten sind: Terpentinöl (tropfbar oder in Dampfform), Kirschlorbeerwasser, eine Lösung von Traubenzucker, so lange er noch im flüssigen Zustande in den Pflanzensäften vorhanden ist und überhaupt noch nicht fest war, Lösungen von arabischem Gummi und von Inulin.

Auch bei allen diesen Stoffen ist, wie beim Bergkrystall, der Winkel der Drehung der Polarisationsebene proportional dem Wege, den das Licht in denselben durchläuft. Allein ihr Drehungsvermögen ist viel geringer als jenes des Bergkrystalls, so daß, während dieser für jeden Millimeter Dicke die Polarisationsebene um 18° dreht, die Drehung bei den andern Stoffen, ebenfalls für 1 Millimeter Dicke, nur 0·01 bis 0·6 Grade beträgt, daher man, um diese Drehung gut wahrnehmbar und meßbar zu machen, die besagten Flüssigkeiten in dickeren (mindestens 6—10 Zoll dicken) Schichten anwenden muß. Daß das Vermögen der angeführten Stoffe, die Polarisationsebene zu drehen (das Rotationsvermögen), da es ein sicheres und einfaches Mittel liefert, diese Stoffe, oder ihre Anwesenheit in andern Körpern ohne chemischer Analyse zu erkennen und der vorhandenen Menge nach zu bestimmen, in mehrfacher Beziehung einer nützlichen, praktischen Anwendung fähig ist, fällt von selbst in die Augen. So läßt sich nach diesem Rotationsvermögen, nach der Richtung der Rotation (ob sie nach rechts oder nach links geht), und nach der Größe des Rotationswinkels leicht ermitteln: ob in Pflanzensäften, z. B. im Safte der Runkel- oder anderer Rüben Rohrzucker oder ob in denselben Traubenzucker enthalten ist; ob der vorhandene Traubenzucker der betreffenden Flüssigkeit von Natur aus eigen oder künstlich zugesetzt sei (da der künstlich zugesetzte, schon fest gewesene Traubenzucker die Polarisationsebene nach

rechts, der von Natur aus im Safte flüssig vorhandene hingegen nach links dreht); ob eine gummihältige Flüssigkeit arabisches Gummi oder Stärkegummi enthalte u. s. w. Der Umstand, daß das Rotationsvermögen der zuckerhältigen Flüssigkeiten mit dem Zuckergehalte wächst, gestattet die Bestimmung dieses letzteren, wenn vorher durch Versuche ermittelt worden, welcher Drehungswinkel einem bestimmten, in Procenten der Flüssigkeit ausgedrückten Zuckergehalte entspricht u. s. w.

Zur Beobachtung der Rotation kann wieder recht gut das Nörrenberg'sche Polarisationsinstrument dienen. Man füllt die betreffende Flüssigkeit in eine mindestens einen halben Zoll weite, oben offene, unten durch eine ebene, von parallelen Flächen begränzte Glasplatte a geschlossene Glasröhre b (eine Art, diese Schließung zu bewerkstelligen, zeigt in für sich deutlicher Weise die Fig. 619) und stellt die Röhre auf das Tischchen H

Fig. 619.



(Fig. 616) des Instrumentes, nachdem man mittelst der Klemmschraubenhülsen 1, 2 und 3 den Polariseur und das Tischchen an den Säulen S, S_1 so tief als thunlich hinabgelassen und fixirt hat, um eine Glasröhre, die durch den Ring B hindurchgehen und bis an den Analyseur reichen kann, von möglichst großer Länge anwenden zu können. Zur Abhaltung alles fremdartigen, die Lebhaftigkeit der Farbenerscheinung beeinträchtigenden Lichtes muß die Röhre von unten bis oben mit einer undurchsichtigen Hülle umgeben sein, auch ist eine Graduirung an derselben, zum unmittelbaren Ablesen der Höhe der Flüssigkeitssäule, wünschenswerth.

Man hat auch für den in Rede stehenden Zweck eigens construirte Apparate, unter welchen sich der von Baumgartner durch Einfachheit und Bequemlichkeit vorzüglich empfiehlt. Er besteht aus einer Glasröhre (zur Aufnahme der Flüssigkeit), deren Boden eine Glasplatte von homogener z. B. rother Farbe bildet, unter welcher eine Turmalinplatte als Polariseur und darunter wieder, um viel Licht in die

Fig. 620.



Röhre zu bringen, ein Beleuchtungsspiegel, wie bei einem zusammengesetzten Microscope, angebracht ist. Die Glasröhre steckt ihrer ganzen Länge nach in einer zur Abhaltung fremdartigen Lichtes dienlichen Metallröhre, deren unterer Deckel das polarisirende Turmalinplättchen enthält, während ein zweites analysirendes sich im Deckel der obern Metallfassung der Glasröhre befindet. Unten an dieser Fassung, welche man in der den ganzen Apparat etwa im $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe darstellenden Fig. 620 an der aus der Metallröhre m etwas herausgezogen abgebildeten Glasröhre r deutlich sieht, ist ein Zeiger z fixirt, der auf einem getheilten Kreise der Scheibe s in jedem Falle den Winkel angibt, um welchen die obere Turmalinplatte aus der gekreuzten Stellung (bei welcher der Zeiger auf Null steht,) gegen die untere nach rechts oder nach links gedreht werden muß, damit, während die Glasröhre mit der auf das Rotationsvermögen zu untersuchenden Flüssigkeit angefüllt ist, durch die obere Turmalinplatte eben so wenig Licht dringen kann,

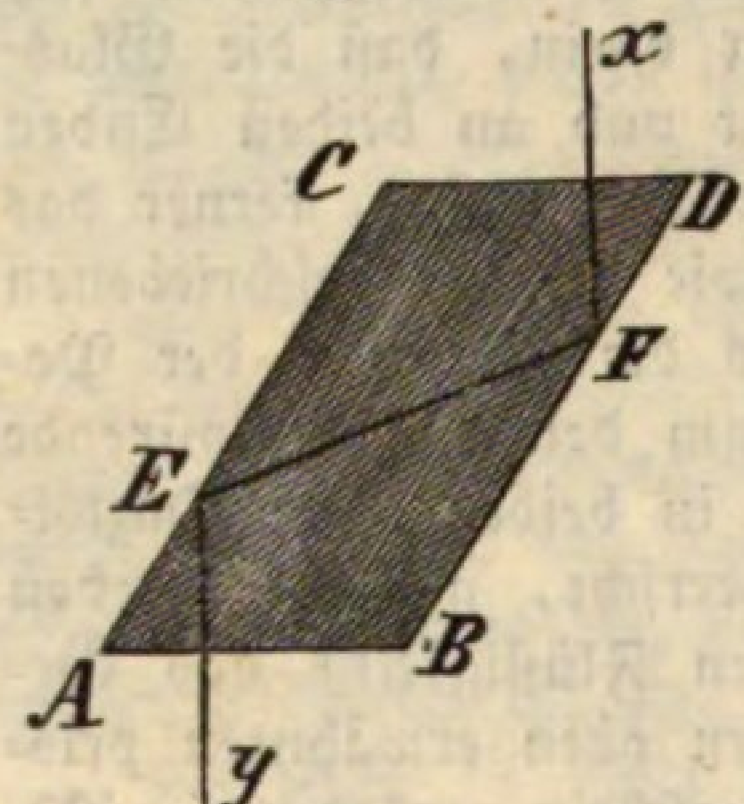
als wenn die Glasröhre keine oder eine kein Rotationsvermögen besitzende Flüssigkeit enthielte. Der hiezu erforderliche Drehungswinkel ist natürlich das Maß der Drehung der Polarisationsebene.

Andere zu demselben Zwecke bestimmte Apparate unterscheiden sich von dem eben beschriebenen in der Hauptsache nur darin, daß die Glasröhre in der undurchsichtigen Hülle horizontal liegt und an beiden Enden anstatt Turmalinplättchen Nicol'sche Prismen vorhanden sind, ferner das homogen farbige Glas fehlt. Daß dann ebenso, wie bei der beschriebenen Anwendung des Nörrenberg'schen Instrumentes die Rotation der Polarisationsebene nach dem Winkel gemessen wird, um den das analysirende Prisma aus der Stellung gegen das andere, wo in beiden ohne Dazwischensein einer Flüssigkeit die größte Dunkelheit herrscht, gedreht werden muß, damit (beim Dazwischensein der betreffenden Flüssigkeit) das Gesichtsfeld sich wieder am dunkelsten zeigt (von den oben erwähnten prismatischen Farben das dunkelste Violett zum Vorschein gekommen ist), wäre wohl zu bemerken überflüssig.

§. 167. Erklärung der vorstehenden Rotationserscheinungen nach der Vibrationshypothese. Was diese, wieder dem Scharfsinne Fresnel's zu verdankende Erklärung anbelangt, so müssen wir uns hier bloß auf allgemeine Andeutungen beschränken. Dieser Gelehrte hat gezeigt, daß die besagten Rotationserscheinungen sich erklären lassen, wenn man annimmt, daß die Strahlen, welche längs der Axe des Quarzes oder in den rotatorischen (eine Drehung der Polarisationsebene bewirkenden) Flüssigkeiten fortgepflanzt werden, kreisförmig (circular) polarisirt sind, d. h. (§. 160 S. 801), daß ihre Aethertheilchen, statt in geraden Linien zu schwingen, sich in Kreisen bewegen, welche Schwingungsart stattfinden kann und nothwendig aus der Interferenz zweier rechtwinkliger Schwingungen hervorgehen muß, die eine gleiche Amplitude haben, aber um den vierten Theil einer Schwingung verschieden sind, und wenn man ferner voraussetzt, daß vermöge einer besondern Beschaffenheit der Theilchen der rotatorischen Substanzen solche kreisförmige Schwingungen, die von rechts nach links gehen, eine etwas andere Elasticität erfordern, als die in der entgegengesetzten Richtung vor sich gehenden. Ferner hat Fresnel durch einen sehr subtilen, aber befriedigenden und entscheidenden Versuch außer Zweifel gestellt, daß auch ein Bergkrystall jeden nach der Richtung der Axe durchgehenden Strahl in zwei Strahlen spalte, und dieser Versuch so wie andere Beobachtungen berechtigten ihn weiter zu schließen, daß diese beiden Strahlen der Axe folgen, aber ungleiche Geschwindigkeiten haben; daß ein Krystall ein nach rechts oder nach links drehender sei, jenachdem in demselben der eine oder der andere der durch die Spaltung entstandenen zwei Strahlen die größere Geschwindigkeit hat, und daß diese Strahlen, wiewohl aus einer wirklichen doppelten Brechung hervorgegangen, rücksichtlich ihrer Eigenschaften doch ganz wesentlich von jenen Strahlen verschieden sind, die sonst insgemein durch doppelte Brechung erhalten werden. Diese Verschiedenheit erhellt aus Folgendem: 1) Jeder der zwei Strahlen gibt beim Durchgange durch ein doppelt brechendes Prisma immer zwei Bilder von gleicher Intensität, welche Lage der Hauptschnitt des letzteren auch haben mag, und in dieser Beziehung gleicht also jeder derselben

einem gewöhnlichen unpolarisirten Strahle *). 2) Fällt einer der zwei Strahlen, wie y, senkrecht auf eine Seitenfläche AB (Fig. 621) eines schiefen Parallelepipedums ABCD aus Crownglas, so wird derselbe, wenn der Winkel bei A 54°,5 und das Brechungsverhältniß des Glases 1,51 beträgt, an der Fläche AC (in E) und desgleichen wenn das Parallelepipedum lang genug ist, auch an der entgegengesetzten Fläche BD (etwa in F) total zurückgeworfen, so daß er endlich senkrecht aus der Oberfläche CD austritt, und der austretende Strahl Fx zeigt sich, anstatt wie gewöhnliches Licht sich zu verhalten, in einer Ebene vollständig polarisirt, die mit jener einen Winkel von 45° macht, in welcher die Zurückwerfungen geschahen, diese Zurückwerfungsebene mag was immer für eine Lage haben. Werden beide Strahlen auf dieselbe Art behandelt, so zeigt sich die Polarisationsebene des einen 45° rechts und die des andern 45° links von der besagten Zurückwerfungsebene gelegen **). Hieraus ersieht man, daß die doppelte Brechung längs der Axe des Quarzes den durch die Spaltung entstehenden zwei Strahlen entgegengesetzte Polarisation (Polarisation unter rechtem Winkel) ertheilt. Aus dem Umstande, daß es bei jedem der zwei Strahlen, so lange er auf das Parallelepiped (auf die Seitenfläche AB) senkrecht einfällt, ganz gleichgiltig ist, in welcher Ebene die beiden Zurückwerfungen geschehen, und daß er, wenn ihm ein doppelt brechendes Prisma mit was immer für einer Lage des Hauptschnittes in den Weg gestellt wird, sich immer in zwei Strahlen von gleicher Intensität (Helligkeit) theilt, folgt, daß er nicht, wie ein anderer (geradlinig) polarisirter Strahl, verschiedene Seiten (an verschiedenen Seiten verschiedene Eigenschaften) habe und daß daher der für seinen Zustand gewählte Name **kreisförmige Polarisation** auch ohne alle Rücksicht auf die zu Grunde gelegte Schwingungsart der Aethertheilchen ganz passend erscheint. 3) Geht ein solcher (aus Quarz austretender) Strahl durch eine dünne Krystallplatte und deren Axe parallel, so wird er durch die erfolgende doppelte Brechung in zwei Strahlen von complementärer Farbe zerlegt und dadurch zeigt er sich von einem gewöhnlichen (unpolarisirten) Lichtstrahle verschieden. Er ist aber auch kein gewöhnlich polarisirter Strahl, weil die besagten Farben nicht mit denjenigen übereinstimmen, die das Plättchen unter sonst gleichen Umständen im gewöhnlich polarisirten Lichte zeigt. 4) Endlich bringt ein solcher Strahl keine Farbenerscheinung hervor, wenn er durch Bergkrystall, Terpentinöl, Citronenöl u. s. w. geht und dann vermittelst eines doppelt brechenden Prismas zerlegt wird. Hierin unterscheidet er sich wieder von einem geradlinig polarisirten und stimmt mit einem gewöhnlichen unpolarisirten überein.

Fig. 621.



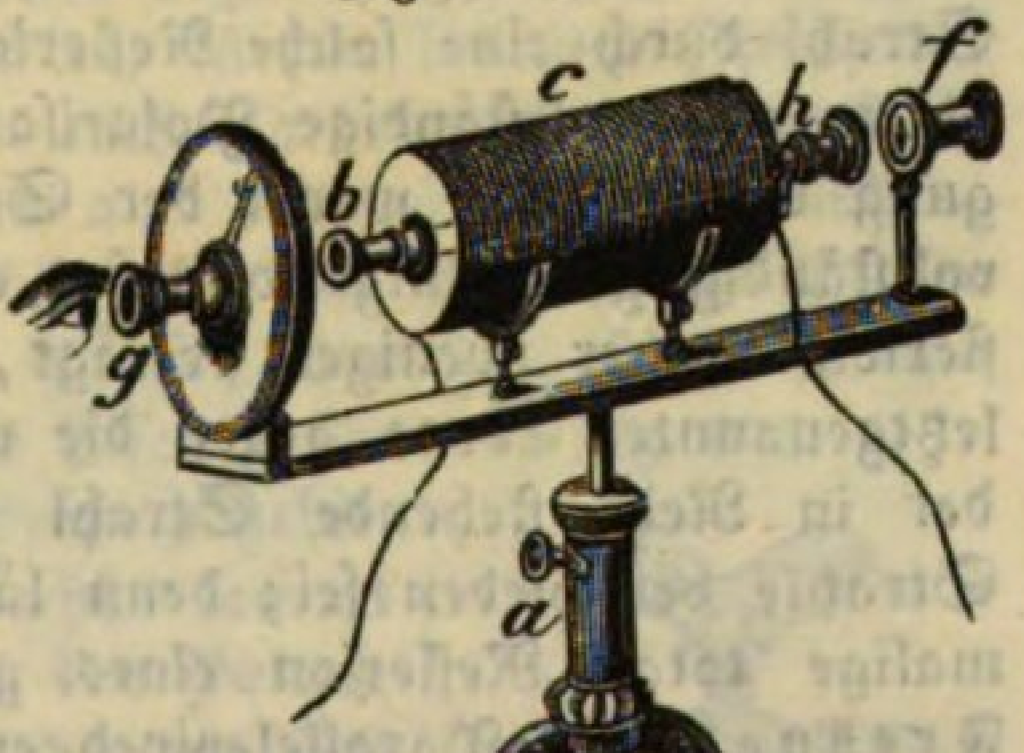
---

*) In den gewöhnlichen Fällen doppelter Brechung sind beide durch die Spaltung entstehenden Strahlen entgegengesetzt polarisirt und die zwei Bilder, die jeder derselben durch ein doppelt brechendes Prisma gibt, ändern gemäß (†) S. 797 fortwährend ihre relative Helligkeit, sowie das Prisma durch die verschiedenen Quadranten gedreht wird.

) Da dieser Versuch zuerst von **Fresnel angestellt worden, so pflegt man das beschriebene Parallelepiped kurz das **Fresnel**'sche Parallelepiped zu nennen.

§. 168. Drehung der Polarisationsebene durch diamagnetische Körper. Jeder durch eine gehörige Lage gegen starke Magnetpole oder durch kräftige inducirende Wirkung von Seite electrischer Ströme *) in den diamagnetischen Zustand versetzte durchsichtige Körper (Siehe §. 12, S. 423) dreht, wie ebenfalls Faraday, der Entdecker des Diamagnetismus, zuerst beobachtete, die Polarisationsebene durch ihn gehender polarisirter Strahlen. Um sich hievon zu überzeugen, stecke man in die entsprechend weite Höhlung, (wie bei h der früheren Fig. 423) längs der Mitte einer sehr viele Windungen hinreichend dicken Drahtes enthaltenden Inductionsrolle eine an den Enden von parallelen Flächen begränzte Säule aus einem des Diamagnetismus in höherem Grade fähigen Stoffes, am besten aus kieselborsaures Bleioxyd hältigem schwerem Glase, bringe an jedem Ende der Säule ein Turmalinplättchen oder ein Nicol'sches Prisma an und stelle beide Plättchen oder Prismen so gegen einander, daß das von dem ersten kommende und durch die Glassäule gegangene polarisirte Licht durch das zweite Plättchen oder Prisma nicht durchgelassen wird, also beim Durchsehen durch letzteres das Gesichtsfeld dunkel erscheint. Werden hierauf die Enden des Drahtgewindes der Inductionsrolle mit einer gehörig starken Voltaschen Batterie in Verbindung gesetzt, so wird das Gesichtsfeld augenblicklich hell, und man muß das eine Plättchen oder Prisma (z. B. das vor dem Auge befindliche) aus seiner vorigen Lage etwas herausdrehen, um wieder die frühere Dunkelheit im Gesichtsfelde herzustellen. Bei Umkehrung der Stromrichtung geht auch die Drehung der Polarisationsebene im entgegengesetzten Sinne. Eben so wie das schwere Glas verhalten sich auch gewöhnliches Flintglas, Steinsalz, Zinnchlorid, Wasser, Schwefelkohlenstoff, u. a. m. Um Flüssigkeiten dem Versuche zu unterwerfen, braucht man sie nur in die Glasröhre des in der früheren Fig. 620 abgebildeten Apparates einzufüllen und diese Röhre dann sammt ihrer undurchsichtigen Hülle (versteht sich nach Hinwegnahme vom Träger) in die besagte Höhlung der Inductionsrolle einzuschieben. Uebrigens zeigt Fig. 622 die ganze Anordnung eines zu diesem Zwecke recht geeigneten, von Böttger zusammengestellten Apparates. c ist die Inductionsrolle, welche $5\frac{1}{4}$ Zoll lang, in der Höhlung $1\frac{1}{2}$ Zoll weit und mit einem Cylinder aus dünnem Eisenblech ausgefüttert ist, 5 übereinander

Fig. 622.



*) Es wird nämlich jeder, der nicht magnetischen, d. i. des Magnetismus nicht fähigen Körper, unter Umständen, unter welchen ein des Magnetismus fähiger Körper magnetisch wird, immer diamagnetisch, also auch unter dem inducirenden Einflusse electrischer Ströme, vorausgesetzt, daß derselbe kräftig genug ist. Faraday's Hypothese, wornach der Diamagnetismus von electrischen Strömen herrührt, welche in der betreffenden (diamagnetisch erscheinenden) Substanz inducirt werden und mit den nach Ampere's Theorie in den magnetischen Körpern vorhandenen Strömen gerade entgegengesetzte Richtung haben, macht dies nicht bloß begreiflich, sondern stellt es sogar als nothwendig dar.

gewickelte Lagen dicken, wohlisolirten Kupferdrahtes enthält und mit einer mindestens aus 6 Grove'schen Elementen bestehenden Batterie in Verbindung gebracht werden muß; bh ist die an den Enden mit Glasplatten geschlossene, 6—8'' lange, 2—3''' weite, den flüssigen Körper enthaltende Röhre, f ein feststehendes, als Polariseur wirkendes und g ein drehbares analysirendes Nicol'sches Prisma.

§. 169. Elliptische Polarisation. So nannte Brewster einen von ihm entdeckten eigenthümlichen Zustand, in welchem das Licht durch die Wirkung der Metalle versetzt wird und der gleichsam den Uebergang der geradlinigen Polarisation in die kreisförmige bildet. Wird nämlich ein geradlinig polarisirter Strahl von einer spiegelnden Metallfläche unter einem bestimmten Einfallswinkel z. B. von einer Stahlplatte (unter dem Einfallswinkel von 75°) reflectirt, so daß die Reflexionsebene gegen die ursprüngliche Polarisationsebene eine Neigung von 45° hat, so ist der Strahl nach dieser Reflexion kein vollständig geradlinig polarisirter Strahl; denn wird er durch einen Doppelspath geleitet, so gibt er bei jeder Stellung des Hauptschnittes zwei Bilder von ungleicher Intensität, die bei Drehung des Krystalls sich ändert, ohne daß je eines der Bilder ganz verschwindet, und das Nämliche zeigt sich, wenn man den Strahl durch eine Turmalinplatte gehen läßt; es wechselt bei ihrer Drehung auch seine Intensität, aber bei keiner Lage der Platte findet ein gänzliches Verschwinden des einen Bildes statt. Der Strahl ist aber auch kein gemeiner und kein unvollständig polarisirter, weil er, wenn man ihn noch einmal von einer Stahlplatte unter 75° Einfallswinkel reflectirt werden läßt, sich dann in einer einzigen Ebene vollständig polarisirt zeigt, während weder ein gemeiner noch ein unvollständig geradlinig polarisirter Strahl durch eine solche Reflexion von einer der vorigen parallelen Stahlplatte eine vollständige Polarisation erfährt. Der Umstand, daß die Neigung der Ebene, worin der Strahl nach dieser zweiten Reflexion wieder vollständig geradlinig polarisirt erscheint, gegen die Ebene der ersten Reflexion immer weniger beträgt, als der Neigungswinkel (von 45°) der letztgenannten Ebene gegen die ursprüngliche Polarisationsebene, zeigt, daß der in Rede stehende Strahl auch von einem kreisförmig polarisirten Strahle verschieden sei; denn läßt man einen solchen, wie er durch zweimalige totale Reflexion eines geradlinig polarisirten Strahles in einem Fresnel'schen Parallelepiped erhalten wird, in einem andern derartigen Parallelepiped eine zweite, der ersten ganz gleiche doppelte Reflexion erfahren; so wird derselbe hiedurch auch wieder in den Zustand vollständiger geradliniger Polarisation zurückgeführt, aber die neue Polarisationsebene ist zur Ebene der ersten doppelten Reflexion genau unter 45° geneigt, wie diese Reflexionsebene gegen die ursprüngliche Polarisationsebene.

Man erhält mit verschiedenen Metallen dieselben Wirkungen, nur die besagte Neigung der neuen Polarisationsebene des aus dem Zustande der elliptischen in jene der geradlinigen Polarisation zurückgeführten Strahles ist nach der Natur des Metalles verschieden.

Ein geradlinig polarisirter Strahl wird durch jede Reflexion von einer Metallplatte elliptisch polarisirt, wenn nur die Reflexionsebene gegen seine ursprüngliche Polarisationsebene weder parallel noch rechtwinklig und der Einfallswinkel von 0° und 90° verschieden ist. Allein die vollständige

elliptische Polarisation erlangt er nur, wenn die besagte Reflexion bei einem bestimmten Einfallswinkel, (welcher von der Natur des reflectirenden Metalles abhängt, bei Stahl 75^0, bei Silber 73^0, bei Spiegelmetall 76^0, bei Wismuth $74^0 \cdot 5$, bei Zink $72^0 \cdot 3$, bei Quecksilber $75^0 \cdot 27$ u. s. w. ist und auch hier der Winkel der vollkommenen Polarisation heißt) und bei einer bestimmten Neigung (von 45^0, 135^0, 225^0 oder 315^0) der Reflexionsebene gegen die ursprüngliche Polarisationsebene erfolgt. Elliptisch wird nach Airy auch jeder Strahl polarisirt, der auf eine Bergkrystallplatte nicht parallel mit der Axe auffällt, sondern mit dieser einen Winkel bildet; in dem Falle, wo der Strahl längs der Axe durchgeht, verwandelt sich die elliptische Polarisaton in die kreisförmige. Die Vibrationshypothese erklärt die elliptische Polarisation aus Schwingungen der Aethertheilchen in elliptischen Bahnen (§. 160), die in auf der Richtung des Strahles senkrechten Ebenen liegen, und zeigt, daß solche Schwingungen immer entstehen, wenn zwei unter rechtem Winkel gegen einander polarisirte Strahlen in ungleichen Phasenzuständen zusammentreffen, ausgenommen, der Phasenunterschied beträgt $\frac{1}{2}$ Undulation, wo dann aus der Interferenz ein geradlinig polarisirter Strahl hervorgeht, oder es ist dieser Unterschied $\frac{1}{4}$ oder $\frac{3}{4}$ Undulation und beide Strahlen haben zugleich einerlei Intensität, in welchem Falle kreisförmig polarisirtes Licht resultirt. Weiter in die Erscheinungen der elliptischen Polarisation und ihre theoretische Begründung einzugehen, liegt wieder außer der Bestimmung und den Gränzen dieses Buches.

§. 170. Farbenerscheinungen an gepreßtem oder geglühtem Glase. Da, wie wir von S. 789 her wissen, nach einer Seite zusammengedrücktes oder stark erhitztes und nachher schnell abgekühltes Glas die Eigenschaft der doppelten Brechung besitzt, so muß es, in den besagten Zuständen dem polarisirten Lichte ausgesetzt, offenbar auch Farbenerscheinungen darbieten, wie doppelt brechende Krystalle, und aus den nämlichen Gründen, wie diese. In der That zeigt ein Glaswürfel oder eine quadratische Platte aus dickem Spiegelglase in einer kleinen Presse, (in Fig. 623 ist eine solche, diesem Zwecke entsprechende und aus Eisen bestehende, im $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe abgebildet) zusammengedrückt und nachher sammt der Presse auf das Tischchen des Polarisationsinstrumentes gelegt, oder zwischen zwei Turmalinplatten gebracht, bei gehöriger Stellung des Analyseurs schöne, lebhafte Farben (Fig. 624), die sich mit dem Drucke ändern, bei Drehung des Analyseurs um 90^0 in die complementären übergehen und bei Aufhebung der Pressung des Glases sogleich gänzlich wieder verschwinden. Aehnlich verhält sich auch ein mit den Händen oder in einer dazu passenden Presse gebogener Glasstreifen im polarisirten Lichte; er zeigt die Farben, wie sie die Fig. 625 bei **I** und **II** anschaulich macht.

Fig. 623.

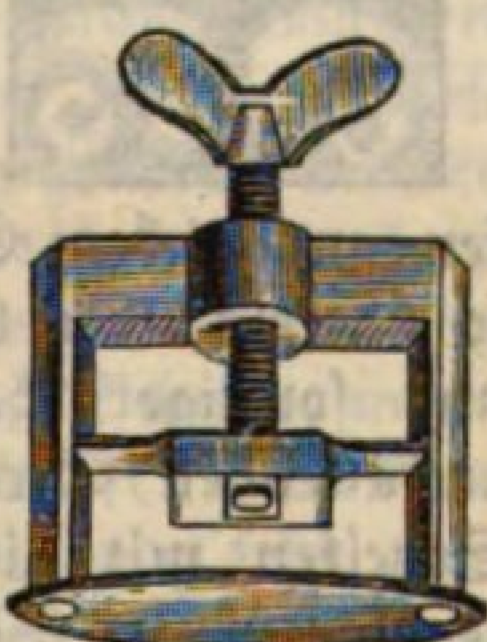


Fig. 624.

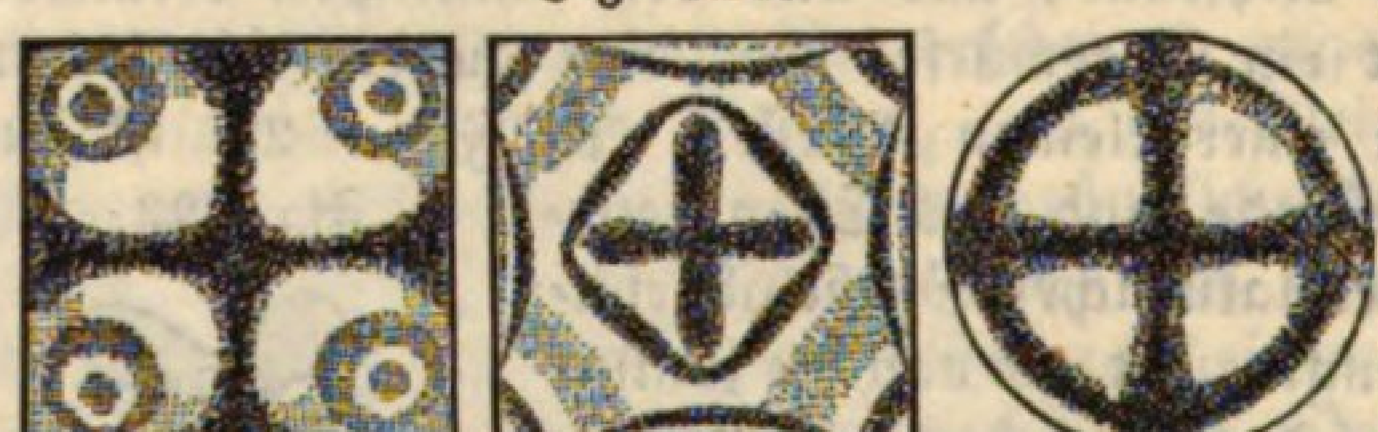


Fig. 625.



Legt man einen rechteckigen Streifen aus dickem Spiegelglase mit dem einen Rande an ein stark erhitztes Eisen an, und bringt dann beides auf den Tisch des Polarisationsinstrumentes so, daß die polarisirten Strahlen senkrecht auf die Fläche des Streifens fallen; so sieht man, indem die Wärme durch das schlecht leitende Glas langsam fortschreitet und darin die Dichten der nacheinander folgenden Schichten allmälig ändert, von dem besagten Rande aus farbige Streifen durch das Glas sich verbreiten, welche bei Drehung des Analyseurs um 90° in die complementären übergehen, bei Erhitzung des Glasstreifens und Anlegung desselben an kaltes Eisen in umgekehrter Ordnung nach einander folgen und immer verschwinden, sobald der Glasstreifen in seiner ganzen Ausdehnung eine gleichförmige Temperatur angenommen hat. Erhitzt man einen Glascylinder (von etwa 1'' Länge und $\frac{1}{2}$'' Dicke) so, daß die Wärme entweder von seinem Umfange gegen die Axe oder in umgekehrter Richtung allmälig und gleichmäßig vorschreitet (zu dem einen Behufe stecke man ihn in einen erhitzten Eisenring, zu dem andern fülle man eine längs seiner Axe vorhandene und etwa bis an den Mittelpunkt reichende Bohrung mit erhitztem Quecksilber), so zeigt er, auf das mehrerwähnte Tischchen des Polarisationsinstruments gestellt, bei einer bestimmten Stellung des Analyseurs concentrische Farbenringe mit einem schwarzen Kreuz, ganz wie sie in der früheren Fig. 613 bei I abgebildet sind. Durch eine Drehung des Analyseurs um 90° wird jede Farbe in die complementäre und das schwarze Kreuz in ein weißes verwandelt. Auch dieses Phänomen verschwindet, wie die Erwärmung des ganzen Cylinders eine gleichförmige geworden ist. Diese eben besprochenen vorübergehenden Wirkungen der Wärme lassen sich dadurch bleibend machen, daß man die Glaskörper nach der vorhergegangenen starken Erhitzung plötzlich abkühlt. In Fig. 626 sind Zeichnungen, wie man sie an so behandelten Glaswürfeln und Glascylindern beobachtet, wenn die polarisirten Strahlen senkrecht darauf fallen und eine Fläche zur Polarisationsebene parallel ist. Sehr schöne Farbenerscheinungen werden erhalten, wenn man in besagter Weise gekühlte länglichrechteckige Streifen aus dickem Spiegelglase auf dem Tische des Polarisationsinstrumentes so übereinander legt, daß sie sich kreuzen. Sind die Streifen an Größe und sonstiger Beschaffenheit gleich und halbirt die Polarisationsebene der auffallenden Strahlen einen der rechten Winkel, welche die Ränder der Streifen mit einander bilden, so ist die Erscheinung am schönsten und regelmäßigsten.

Fig. 626.



§. 171. Absorbtion des Lichtes im Allgemeinen und insbesondere des polarisirten. Aus §. 99 wissen wir, daß von dem an der Gränzfläche zweier Mittel anlangenden Lichte immer ein Theil in das frühere (alte) Mittel zurückgeworfen werde und der andere in das folgende (neue) Mittel eintrete. Ist das neue Mittel undurchsichtig, so wird von demselben alles nicht zurückgeworfene Licht absorbirt; ist es hingegen durchsichtig, so erfährt ein Theil dieses Lichtes die Absorbtion, und der Rest geht durch das Mittel durch, so daß der selbst in das durchsichtigste

Mittel eintretende Lichtantheil darin immer eine Schwächung erfährt und die Summe der Intensitäten des durch das Mittel durchgelassenen und des von demselben reflectirten Lichtes immer kleiner ist als die Intensität des auffallenden. Es kommt diese Schwächung vorzugsweise von ununterbrochenen Zerstreuungen her, die das Licht auf dem ganzen Wege durch das Innere eines Körpers wegen Mangel an Continuität und Gleichartigkeit der Masse des letzteren erfährt, und wächst mit diesem Mangel und mit der Länge des besagten Weges. Uebrigens wirken die Mittel in der Regel nicht auf alles farbige Licht gleich stark absorbirend, sondern verschlucken gewisse farbige Strahlen mehr als andere, so daß das in ein durchsichtiges Mittel eintretende Licht bei seinem Austritte aus demselben nicht nur in Bezug auf Intensität, sondern auch rücksichtlich seiner Farbe verändert erscheint, und es wird offenbar in dem nach erfolgter Absorbtion übrig gebliebenen Lichte jene Farbe vorherrschen, welche im Verhältniß zu ihrer Intensität im geringsten Maße absorbirt worden ist. Das Weitere über die objectiven Farben der Körper im durchgelassenen Lichte, so wie der Körper überhaupt wurde schon im §. 112 abgehandelt. Offenbar sind die zahllosen dunkeln Linien, welche im Spectrum vorhanden sind, wenn man Licht, das, unmittelbar durch ein Prisma zerlegt, keine solche Linien zeigt, bevor es auf das zerlegende Prisma gelangt, durch Joddampf oder andere bestimmte Mittel gehen läßt (man sehe das Ende des §. 113 auf S. 657) und wahrscheinlich auch die Fraunhofer'schen Linien Resultat der Absorbtion gewisser Strahlen, im ersteren Falle von Seite der besagten Mittel, im letzteren von Seite der atmosphärischen Luft.

Man erklärt sich nach der Vibrationshypothese die Lichtabsorbtion und ihren Einfluß auf die Farbe der Körper folgender Maßen. Einestheils kann ein Mittel wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit, die der Aether in demselben zu Folge der Molecularwirkung zwischen ihm und den Körpertheilchen hat, nicht jede Schwingungsart fortpflanzen, anderestheils entstehen durch die unzähligen Reflexionen, die das Licht an den Massetheilchen im Innern des Körpers nach allen Richtungen hin erfährt, unendlich viele Lichtwellen. Ist die Anordnung der Massetheilchen in dem Körper eine regelmäßige, und sind die gegenseitigen Abstände dieser Theilchen gleich, so können einige der vorbesagten Wellen mit andern entweder unmittelbar oder nachdem diese zurückgeworfen und nachher wieder auf die vorige Richtung gebracht worden sind, (wie bei dünnen Plättchen die direkt durchgelassenen Strahlen mit andern erst nach mehreren Reflexionen und Brechungen durchgegangenen) regelmäßig interferiren, so daß immer nur Wellen von gewisser Länge, Schwingungen von gewisser Dauer, d. h. Lichtstrahlen von gewisser Farbe [(†) S. 748] wenig geschwächt oder verstärkt durchgehen, während andere sehr stark geschwächt oder völlig vernichtet werden. Daß aus den dieser Erklärung zu Grunde gelegten Sätzen sich zugleich auch die Erklärung der Farben, welche die Körper im reflectirten Lichte zeigen, ergibt, leuchtet von selbst ein.

Was die Absorbtion polarisirter Strahlen anbelangt, so haben wir diese schon beim Turmalin kennen gelernt (S. 798), indem wir gehört haben, daß eine parallel zur Axe geschnittene Platte dieses Minerals von jedem in ihr doppelt gebrochenen Strahl den gewöhnlichen, in der Richtung der Axe polarisirten Theil absorbirt. Aehnliches findet nun auch bei andern doppelt brechenden Krystallen, z. B. dem Rauchtopase statt, der den ungewöhnlich gebrochenen

Antheil absorbirt. Hieher gehört auch der Dichroismus, d. i. die Eigenschaft gewisser doppelt brechender Körper, im durchgelassenen Lichte nach verschiedene Richtungen eine verschiedene Färbung zu zeigen. So erscheint der Turmalin nach einer zur Axe parallelen Richtung anders gefärbt als nach einer darauf senkrechten, und der Dichroit, der hievon auch den Namen hat, sieht längs seiner Axe röthlich und senkrecht darauf blau aus. Es haben diese Phänomene sicherlich ihren Grund darin, daß in den betreffenden Körpern die zwei durch Doppelbrechung entstehenden Strahlen schon an und für sich verschiedene von ihrer Neigung gegen die Brechungsaxe abhängige Farben haben, und daß ferner nach verschiedenen Richtungen verschiedenfarbige Strahlen absorbirt werden.

§. 172. Chemische Wirkungen des Lichtes. Wirkungen dieser Art hat die Chemie in großer Anzahl aufzuweisen. Viele und mannigfaltige, dem Chemiker, in dessen Gebiet sie auch gehören, wohlbekannte Verbindungen und Scheidungen werden durch bloßes Licht bewirkt, andere durch dasselbe mindestens beschleunigt. Es findet aber rücksichtlich dieser chemisch wirkenden Eigenschaften bei den verschiedenfarbigen Lichtgattungen ein auffallender Unterschied statt. Während Hornsilber oder Chlorsilber (wie es durch Fällen einer Lösung von salpetersaurem Silberoxyd, sogenannten Höllenstein, durch Kochsalz erhalten wird) im violetten Theile des Spectrums sehr schnell seine ursprünglich weiße Farbe verliert, allmälig immer dunkler, in ganz kurzer Zeit violett und endlich schwarz wird, geht diese Wirkung im blauen Theile des Spectrums weit langsamer und schwächer vor sich, und im rothen Theile erleidet das Hornsilber nur eine äußerst geringe, ja fast gar keine Veränderung. Sehr interessant ist die Entdeckung Becquerels, daß farbige Strahlen, welche keine chemische Wirkung hervorzurufen (einzuleiten) im Stande sind, eine durch andere Strahlen bereits eingeleitete derlei Wirkung fortzusetzen vermögen. So wird z. B. Jod- oder Bromsilber durch die rothen und gelben Strahlen gar nicht verändert; hat es aber im Tages- oder violetten Lichte bereits eine Veränderung erfahren, so schreitet diese unter der Einwirkung von rothem oder gelbem Lichte immer weiter fort. Eben so ist es merkwürdig, daß die oben besagte Schwärzung noch rascher und vollkommener als im violetten Theile des Spectrums zunächst außerhalb der violetten Gränze des letzteren stattfindet, so daß es scheint, als gäbe es Strahlen, die in einem noch höheren Grade brechbar sind als die äußersten violetten, aber auf unser Auge nicht mehr einwirken, sich hingegen durch chemische Wirkung merklich machen können. Es wird dem Vorstehenden zu Folge nun klar sein, was man sich unter chemischen Strahlen, wo immer von ihnen die Rede sein sollte, vorzustellen habe.

§. 173. Daguerreotypie; Photographie; Niepcotypie. Unter allen chemischen Wirkungen des Lichtes sind jene von höchstem Interesse und zugleich auch am meisten in das Bereich der Physik einschlagend, welche der im Jahre 1838 von Daguerre in Paris entdeckten und seither ungemein erweiterten und vervollkommten Kunst, in der Camera obscura erzeugte Bilder zu fixiren, oder allgemeiner gesprochen, mittelst des Lichtes zu zeichnen und die erhaltenen Zeichnungen bleibend zu machen, zu Grunde liegen, und welche in gewissen Veränderungen der chemischen Beschaffenheit bestimmter in dieser Beziehung für das Licht sehr empfindlicher Silbersalze bestehen. Es, liefert diese Kunst die in Bezug auf Zeichnung bis ins kleinste Detail getreuesten

Copien der verschiedenartigsten Natur- und Kunstgegenstände und kann in so ferne auch dem Techniker, (dem Baukünstler z. B. zur Aufnahme der architektonischen Schönheiten eines Bauwerkes u. dgl.) von mannigfaltigem Nutzen sein. Der allgemein passendste Name für die in Rede stehenden Lichtbilder ist unstreitig der Name Photographie, d. i. Lichtzeichnung; es ist jedoch Gebrauch geworden, diese Benennung vorzugsweise den auf Papier erzeugten Lichtbildern (deren Erfinder Talbot ist, und welche deswegen, obgleich seltener, auch Talbotypien genannt werden,) beizulegen und jene auf Metall (wie die von Daguerre zuerst angefertigten es waren) Daguerreotypien zu heißen. Demnach ist es offenbar ganz consequent, die Lichtbilder, welche in neuester Zeit auf Glas erzeugt werden, nach ihrem Erfinder Niepçe, Niepçotypien zu nennen. Mit dem Worte Daguerreotypie, Photographie, Niepçotypie wird zugleich die betreffende Lichtbildererzeugung selbst bezeichnet.

1. Daguerreotypie. Das Metall, worauf, wie oben gesagt, die Daguerreotypien dargestellt werden, ist eine silberplattirte, d. i. auf der einen Fläche mit einer dünnen Silberschichte überzogene Kupferplatte. Die Darstellung des Bildes auf derselben zerfällt in folgende Operationen: 1. Reinigen der Platte (der Silberoberfläche); 2. chemische Präparirung der Platte, d. i. Ueberziehen ihrer Silberoberfläche mit einer für die chemische Kraft des Lichtes möglichst empfindlichen Schichte; 3. Exposition der Platte in der **Camera obscura** (Erzeugung des Bildes auf der Platte durch Einwirkung des vom zu copirenden Gegenstande kommenden Lichtes auf die empfindliche Schichte); 4. Quecksilbern der Platte, d. i. Sichtbarmachen des in der **Camera** erzeugten Bildes mittelst Quecksilberdämpfen, und 5. Fixiren des (sichtbar gemachten) Bildes. Ich will hier unter den sehr zahlreichen, mehr oder weniger differirenden Vorschriften, welche seit Erfindung der Daguerreotypie bis auf den heutigen Tag zur Vollführung der aufgezählten fünf Operationen von verschiedenen Seiten her empfohlen wurden, diejenige auswählen und mittheilen, von deren Verläßlichkeit und vorzüglicher Brauchbarkeit ich mich durch eigene Erfahrung überzeugt habe, und welche in Folgendem besteht.

Ad 1. Das Reinigen der Platten zerfällt in das Vorputzen, Glänzen und Fertigputzen. Das Vorputzen geschieht, die Platte mag noch neu oder schon gebraucht und ein darauf befindliches Bild vor ihrem abermaligen Gebrauche früher zu entfernen sein, mit möglichst gereinigtem Olivenöl und fein gepulvertem Wienerkalk, indem man etwas auf die Silberfläche der Platte getropftes Oel und etwas dazugebrachten Wienerkalk, der aus einem mit Musselin oder doppeltem Tüll zugebundenen Pulverglase (weithalsigen Fläschchen) durch den Musselin- oder Tülldeckel hindurch auf die Platte gesiebt wird *), mittelst Baumwollbäuschchen anfangs in kleinen, einander mannigfaltig durchschneidenden Kreisen herum, zuletzt aber in geraden Strichen von der Linken zur Rechten und umgekehrt so lange reibt, bis die Baumwolle ganz schwarzgrau geworden ist **).

*) Alle pulverigen Körper, von denen, als zum Reinigungsproceß dienlich, in der Folge noch die Rede sein wird, werden ganz in derselben Art aufbewahrt und auf die Platte gebracht, wie der Wienerkalk.

**) Die Platte ist während dieses Vorputzens und des ganzen weiter folgenden Reinigungsverfahrens auf der oberen ebenen Fläche eines cylindrischen Holzklotzes befestigt.

Nun wird die Platte zum Behufe ihrer Entfettung mit Weingeist und Wienerkalk gerade so behandelt, wie dies vorher mit Oel und Wienerkalk geschah und diese Behandlung (mit Weingeist und Wienerkalk) mindestens einmal wiederholt. Das Glänzen der Platte, welches jetzt folgt, geschieht, indem sie zuerst in ganz ähnlicher Weise, wie eben vorher, jedoch nur einmal mit Weingeist und sehr feinem Pulver von Engelroth (Polirroth, Rouge, Caput mortuum) und nachher mit trockenem Engelroth und einer Feile aus Leder so behandelt wird, daß man etwas Engelroth auf die Platte und auf die Lederfläche der Feile gibt und mit dieser dann in geradlinigen Strichen über die Platte hin- und herfährt *). Man dreht, während die Feile immer die nämliche Richtung behält, die Platte zugleich mit dem Putzklotz um die Axe des letzteren langsam herum, so daß die Feile allmälig die Platte nach allen Richtungen bestreicht, und endigt nachher damit, daß man zuletzt mit der Feile über die ganze Platte immer nach der nämlichen Richtung hin- und herstreicht, nach welcher schon am Schlusse des Vorputzens mit dem Baumwollbäuschchen gerieben wurde...(†). Das Fertigputzen endlich wird folgender Maßen bewerkstelligt. Man putzt zuerst ganz in der Art, wie es früher mit Baumwolle, Weingeist und Wienerkalk geschehen, 1 oder 2 Mal mit Baumwolle, käuflichem Salpeteräther (spiritus nitri dulcis) und Knochenpulver, hierauf mehrere Male bloß mit Baumwolle und Knochenpulver **). Hierauf folgt Putzen mit

---

Auf dieser Fläche, die nur eine etwas kleinere Ausdehnung als jene der Platte hat, ist nämlich eine dünne Kautschukplatte dadurch festhaften gemacht, daß sie an der einen Seite gehörig mit Terpentinöl benetzt, hiernach an die Klotzfläche angedrückt und dann unter Fortdauer dieses Druckes in gelinder Wärme getrocknet worden. Macht man nachher die Kautschukplatte auch auf der zweiten nun oberen Seite durch Befeuchten mit Terpentinöl klebrig, so haftet die, natürlich mit der Kupferfläche angedrückte Metallplatte, fest, und läßt sich so, während der Holzklotz mit der linken Hand gehalten wird, ohne selbst irgendwo mit der Hand berührt zu werden, bequem putzen. Die Baumwolle zu den Bäuschchen muß möglichst rein und frei sein von allen Knötchen, so wie von allen härteren und fremdartigen Körperchen, welche Risse in die Silberoberfläche machen könnten.

*) Die Feile besteht aus einer flachen, etwa 10 – 12″ langen, $1\frac{1}{2}$ — 2″ breiten, $\frac{1}{2}$″ dicken und mit einem Handgriffe versehenen Holzschiene, die auf der einen ebenen Fläche zuerst mit anderem weichen Leder und hierauf mit Rehleder überspannt ist, welches vorher in Weingeist, oder, noch besser, in Schwefeläther gereinigt (gewaschen) und dann vollkommen getrocknet worden. Das Trocknen des Engelroths geschieht, indem man dasselbe auf Papier und mit diesem auf eine alte, zu Lichtbildern nicht mehr brauchbare Platte bringt, die auf einem geeigneten Träger durch eine darunter gestellte kleine Weingeistlampe erhitzt wird.

**) Das Knochenpulver muß möglichst fein und vollkommen trocken sein. Das Trocknen soll, nach Martin, am besten dadurch vorgenommen werden, daß man das fein geriebene und nöthigenfalls geschlemmte Schafknochenpulver mit dem stärksten käuflichen Weingeiste in einer Porzellanschale zu einem nassen Teig zusammenreibt und den Spiritus hierauf angezündet, während des Brennens, besonders wenn das Pulver schon anfängt trocken zu werden, leise mit einer Spatel umrührt, die sich bildenden Knollen vorsichtig zerdrückt und nachdem der Spiritus ausgebrannt ist, das Pulver in das betreffende, nachher mit zweifachem feinen Tüll zuzubindende Gläschen einfüllt. Es ist zu dem Putzen mit Knochen allein, immer ganz frische und gut getrocknete Baumwolle zu nehmen. Ueberhaupt mag hier gelegenheitlich die Bemerkung Platz finden, daß ein zu irgend einer der Putzoperationen bereits gebrauchtes Baumwollbäuschchen nie zu einer ihr nachfolgenden derartigen

einem ledernen Ballen und sehr wenig trockenen Knochenpulver. Der Ballen besteht aus einer runden, ebenen Holzscheibe von 2—4" Durchmesser, die am Umfange eine nicht zu tiefe Nuth eingedreht und in der Mitte der einen Fläche und senkrecht auf diese eine Handhabe eingesetzt enthält. Auf der zweiten Fläche ist ein mit dieser gleich großer Filzfleck aufgeleimt und darüber mittelst in der besagten Nuth laufenden Bindfadens weiches, ebenfalls mit Weingeist oder Schwefeläther gereinigtes und nachher gut getrocknetes Rehleder, gut angespannt, festgebunden *). Endlich wird das Poliren der Platte mit einem zweiten, dem vorigen ganz gleichen Lederballen vollendet: mit diesem ganz allein (also ohne Anwendung von Knochen o. dgl.) wird die Platte in ihrer ganzen Ausdehnung, aber nur nach der besagten geradlinigen Strichrichtung gerieben. Wird die Platte nachher angehaucht und der Hauch erscheint überall gleichförmig, bläulich-durchsichtig, verschwindet sehr schnell und von allen Seiten gegen die Mitte der Platte hin gleichmäßig; so ist die Politur und die ganze Zurichtung der Platte eine vollkommene. Auch muß diese, jetzt in der Richtung angesehen, in welcher man ein fertiges Bild zu betrachten pflegt, völlig schwarz erscheinen, (also sonst kein Licht zerstreut zurückwerfen) und darf keine Flecken zeigen, wenn man stark beleuchtetes weißes Papier in ihr abspiegeln läßt **).

Operation verwendet werden darf, man aber wohl, um Baumwolle zu sparen, Bäuschchen, die für eine bestimmte Putzoperation schon zu sehr verunreinigt sind, zu einer der gehörigen Ordnung nach vorhergehenden Operation benützen könne. Das Trocknen der Baumwolle geschieht am besten in einem Cylinder aus weitmaschigem Drahtnetze, der in einem andern, von unten durch eine Weingeistlampe erwärmten Cylinder aus Eisenblech steckt, und von dessen Wänden überall etwa zollweit absteht; daß hiebei die Baumwolle öfters umzuwenden sei, versteht sich von selbst. Die so getrockneten Putzmaterialien (Knochen und Baumwolle) und desgleichen die ledernen Putzballen, von denen sogleich gesprochen werden wird, sind außer der Zeit, wo sie gerade gebraucht werden, immer in einer geschlossenen Schachtel oder in einem Carton, worin sich Chlorcalcium befindet, gegen Anziehen von Feuchtigkeit geschützt aufzubewahren.

*) Der Ballen wird auf der Platte anfangs in Kreisen, zuletzt in den oben unter (†) besprochenen geradlinigen Strichrichtung hin- und hergeführt. Gelegenheitlich soll hier wieder angeführt werden, daß diese geradlinige Strichrichtung, mit welcher, wie wir uns erinnern, jede der Putzoperationen zu endigen hat, bei allen diesen Operationen eine und dieselbe sein müsse, und es daher nothwendig sei, sich diese Richtung gleich bei der ersten Operation auf der Platte, am entsprechendsten auf ihrer kupfernen Rückseite, etwa durch feine Risse in die über den Putzklotz hervorstehenden Theile, deutlich zu markiren.

**) Bezüglich der beiden Putzballen ist noch zu bemerken, daß sie nicht mit einander verwechselt werden dürfen, also einer nicht bald mit, bald ohne Knochenpulver gebraucht werden darf, daher zur leichtern Vermeidung dieses Verwechselns nach der Ordnung, in der sie in Anwendung kommen, (mit I und II) nummerirt sein sollen; ferner, daß man sie nie, ohne Handschuhe angezogen zu haben, gebrauche und gleich nach dem Gebrauche wieder in die Schachtel oder das Carton, wovon in der Anmerk. **) S. 830 Erwähnung geschah, zur Verwahrung bringen soll. Endlich ist noch zu bemerken, daß man immer, bevor in dem beschriebenen Putzverfahren ein neuer Schritt weiter gethan wird, die Platte am Rande ringsherum mit etwas Baumwolle abstreifen müsse, um nicht die daselbst von der einen Operation etwa zurückgebliebenen Unreinigkeiten bei der nächsten Operation wieder auf die Platte zu bringen. Auch hat man stets die Hände rein, und besonders von der Operation des Glänzens angefangen, alle Feuchtigkeit möglichst fern zu halten.

Ad 2. **Chemische Präparirung der Platte**, (wir wollen diese Operation immer kurz mit dem Worte **Jodiren** bezeichnen). Hiezu dient Jodbromür wie es erhalten wird, wenn man trockenes, fein pulverisirtes Jod so lange allmälig in Brom einträgt, bis das Ganze eine starre Masse darstellt, und diese dann mit Wasser ziemlich stark verdünnt *). Diese Flüssigkeit befindet sich in einer Porzellanschale, welche eine der Platte angemessene Gestalt und Größe hat und sich durch eine auf ihrem Rande aufgeschliffene matte Glastafel für die Zeit dicht verschließen läßt, wo von dem Inhalte kein Gebrauch gemacht wird. Die Flüssigkeitsoberfläche soll überall gleichweit, etwa 2''', unter dem besagten Rande stehen. Zum Behufe des Jodirens wird nun die Silberseite der Platte über der Flüssigkeitsoberfläche so angebracht, daß sie von dieser überall gleichweit absteht **), die Platte zur Erzielung gleichförmigerer Jodirung an allen Stellen, öfters in ihrer Ebene gedreht, oder, wenn dies nicht angeht, in der Art umgekehrt, daß die Stellen von rechts und links verwechselt werden, und damit so lange fortgefahren, bis ihre Silberfläche, in einem verfinsterten Lokale, in welches etwa durch einen ganz wenig geöffneten Fensterladen nur sehr wenig Tageslicht eindringen kann, von Zeit zu Zeit angesehen, gleichmäßig pfirsichblüthenfarbig erscheint.

Ad 3. Ist dieser Farbenton erreicht, so ist das Jodiren beendet, und es wird nun die Platte in die Camera obscura (man sehe S. 705) mit der jodirten Fläche genau an die Stelle gebracht, wo ein scharfes Bild des zu copirenden Gegenstandes entsteht ***). Befindet sich der zu

---

*) Diese Flüssigkeit gewährt außerdem, daß mit ihr präparirte Platten einen hohen Grad von Empfindlichkeit für das Licht besitzen, auch den großen Vortheil, daß sie, nach der gegebenen Vorschrift bereitet, immer von ganz gleicher Beschaffenheit ist, man daher rücksichtlich ihrer jedes Mal des guten Erfolges gewiß sein kann. Ausdrücklich mag hier erwähnt werden, daß ein Ueberschuß von Jod in der Masse nicht schadet.

**) Zu diesem Ende befindet sich die Platte schon jetzt in der Cassette, in welcher sie nach erfolgter Jodirung in die Camera obscura gebracht wird, und welche der Wesenheit nach in einem Rahmen besteht, worin die Platte, mit dem Rande der Silberfläche ringsherum auf einem kleinen Falz aufliegend, befestigt und durch einen vorn auf den Rahmen aufgesteckten Deckel oder durch einen vor der Silberfläche der Platte in den Rahmen einschiebbaren Schieber gegen alle Lichteinwirkung von außen her geschützt werden kann. Auf dem Rande der Porzellanschale ruht ein anderer Rahmen, in welchen sich die Cassette, nachdem ihr Deckel abgenommen oder der Schieber herausgezogen worden, so versenken oder einpassen läßt, daß die Dämpfe der Jodirungsflüssigkeit nur auf die mehrerwähnte Silberfläche, nicht aber auf den sie umgebenden Cassette-Rahmen einwirken können, man also nicht zu befürchten hat, daß von diesem Rahmen beim nachherigen Einsetzen der Cassette in die Camera obscura eine Wirkung ausgeht, wodurch die der Silberoberfläche durch das Jodiren ertheilte gehörige Beschaffenheit, beeinträchtigt wird.

***) Es wird nämlich nach Erzielung des besagten Farbentones die Cassette von der Porzellanschale abgehoben (aus dem auf dem Rande der Schale ruhenden Rahmen herausgenommen), mit dem Deckel oder Schieber verschlossen und dann in die Camera obscura nach Herausnahme der mattgeschliffenen Glastafel, worauf durch gehörige Einstellung des Objectivglases vorher ein scharfes Bild des zu copirenden Gegenstandes beobachtet worden ist, so eingesetzt, daß nach Entfernung des Deckels oder Schiebers und bei unverrückt gebliebener Stellung des Objectivglases gegen den zu copirenden Gegenstand die jodirte Platte genau an den Platz

daguerreotypirende Gegenstand (z. B. eine zu porträtirende Person) im Freien und in einem vom gewöhnlichen guten Tageslichte beleuchteten (nicht aber vom Sonnenlichte beschienenen) Raume, so ist eine Licht-Einwirkung auf die Platte in der Camera von (im Mittel) etwa 10 Secunden zu gehöriger Erzeugung des Daguerreotypbildes die entsprechendste. In einem hellen Zimmer bei Beleuchtung des betreffenden Gegenstandes durch von den Wolken direkt reflectirtes Licht ist die erforderliche Lichteinwirkungsdauer gewöhnlich mindestens eine Minute. So wie eine zu kurze, eben so ist auch eine zu lange Lichteinwirkung nachtheilig. Aus zu langer Einwirkung gehen negative, d. i. solche Bilder hervor, in denen die Stellen dunkel erscheinen, welche am Gegenstande hell sind und umgekehrt.

Ad 4. Zum Behufe des Quecksilberns wird die aus der Camera genommene Platte sammt der Cassette, in der sie nun mittelst des Deckels oder Schiebers gegen das Licht geschützt worden, in einen hölzernen Kasten gebracht, und darin in geneigter Stellung vom Boden aus aufsteigenden Quecksilberdämpfen so lange ausgesetzt, bis das in der Camera erzeugte, jedoch unsichtbar aus derselben gekommene Bild in allen Details deutlich sichtbar und kräftig hervorgerufen ist *).

Ad 5. Den Beschluß macht endlich das Waschen der Platte. Man gießt von einer Auflösung von 3 Loth unterschwefligsaurem Natron in 1 Pfund Wasser so viel auf die in einer kleinen Tasse liegenden Platte,

---

der herausgenommenen matten Glastafel zu stehen kommt, und dann das besagte scharfe Bild eben so auf ihre jodirte Fläche, wie vorher auf die Glastafelfläche fällt. Daß während des Einsetzens der Platte in die Camera erstere gegen jede Lichteinwirkung geschützt werden müsse, und diese Wirkung in der Camera mit einem Male und erst dann zu beginnen habe, wenn die Platte darin den gehörigen Platz eingenommen hat, versteht sich von selbst. Man schiebt deswegen, nachdem das betreffende scharfe Bild auf der matten Glastafel erhalten worden, einen Deckel über das Objectiv der Camera und nimmt diesen erst dann und rasch wieder weg, nachdem die matte Glastafel mit der Platte verwechselt worden. Hat die Cassette einen abzunehmenden Deckel, so muß, da dieses Abnehmen nur im Dunkeln geschehen darf, die Camera zum Behuf des besagten Verwechselns in einen verdunkelten Raum und nachher genau an den vorigen Platz (genau in die vorige Stellung gegen den zu copirenden Gegenstand) zurückgebracht werden. Für Cassetten mit Schieber ist immer die Einrichtung getroffen, daß letztere, erst nachdem die Cassette schon in die Camera gehörig eingesetzt ist, herausgezogen und die Platte der Lichteinwirkung preisgegeben werden kann. Nicht unwesentlich für die Art, in welcher das ganz fertige Bild dem Auge sich präsentirt, ist es, der Platte in der Camera eine solche Stellung zu geben, daß die beim Putzprocesse beobachtete, auf der Platte markirte, geradlinige Strichrichtung (†) eine horizontale Lage habe (einen rechten Winkel mit der Hauptrichtung des anzufertigenden Daguerreotypbildes mache).

*) Der besagte hölzerne, mit einem Deckel verschließbare Kasten steht auf Füßen und hat in seinem Boden eine Schale aus schwarzem Eisenblech eingesetzt, worin sich Quecksilber befindet, das durch ein untergestelltes Weingeistlämpchen erhitzt wird. Ist die Platte in den Kasten eingesetzt und dessen Deckel geschlossen, so erhitzt man das Quecksilber auf 40 — 50° R., was aus einem mit der Kugel in die Blechschale tauchenden und mit der Röhre äußerlich am Kasten emporgehenden kleinen Weingeistthermometer erkannt wird, läßt dann auf 20° abkühlen und wiederholt dies nach Bedarf. Eine in der Kastenwand eingekittete kleine Glastafel, vor der sich ein Schieber befindet, gestattet, mit einer brennenden Kerze von Außen her die Wirkung der Quecksilberdämpfe auf der Platte zu beobachten.

als zum Ueberdecken derselben erforderlich ist, entfernt die Flüssigkeit nach kurzer Zeit wieder von der Platte (und verwendet sie dann nicht mehr weiter), spült nachher die Platte gut mit destillirtem Wasser ab und trocknet sie endlich, indem man sie am Rande mit einem Zängelchen in geneigter Stellung (die Bildseite nach oben) festhält und mit einer darunter gehaltenen kleinen Weingeistlampe so erwärmt, daß man mit der Lampe in dem Maße allmälig von oben nach unten weiter rückt, als die Feuchtigkeit nach Art eines in der besagten Richtung herabgezogenen Schleiers verschwindet.

Theorie der Daguerreotypie. Die hier folgende, von Choiselat und Ratel herrührende theoretische Ansicht über den Hergang bei Erzeugung, Hervorrufung und Fixirung eines Daguerreotypbildes bezieht sich zwar auf die bloße Anwendung von Jod zum Jodiren, wo dann die fürs Licht empfindliche Schichte auf der Platte nur allein Jodsilber ist, während bei der von uns empfohlenen Anwendung von Jodbromür auch die Wirkung von Brom mit ins Spiel tritt. Da diese jedoch untergeordnet ist, die vom Jod kommende Hauptwirkung bloß beschleunigt und erhöht; so werden durch die besagte theoretische Ansicht Choiselat's und Ratel's auch die wesentlichen Erscheinungen und Momente bei Anwendung unserer Jodirungsflüssigkeit erklärt. Nach dieser Ansicht nun wird das beim Jodiren gebildete Silberjodid in der Camera an den Stellen, auf welche das Licht einwirkt, so verändert, daß es sich dort, wo das Licht am stärksten ist, unter Ausscheidung von Jod, welches von der Platte wieder aufgenommen wird, reichlich in Silbersubjodid umwandelt, während an den Stellen schwächerer Lichteinwirkung diese Umwandlung in weit geringerem Maße vor sich geht, und in den dunkelsten Parthien endlich das Silberjodid nur sehr wenig angegriffen wird. Kommt nun mit der so veränderten Oberfläche der Platte Quecksilber (in Dampfform) in Berührung, so bildet es mit dem Silberjodide Quecksilberjodür; es erzeugt sich demnach an den Schattenstellen (an den Stellen, auf welche das Licht schwach eingewirkt hatte), wo das Silberjodid mehr weniger vollkommen erhalten ist, viel, an den lichtern (den Stellen erfolgter stärkerer Lichteinwirkung) hingegen nur wenig Quecksilberjodür und metallisches Silber. Was die dunkeln Stellen anbelangt, so bleibt an denselben die Wirkung hierbei stehen; nicht so ist es aber an den Lichtstellen, da an diesen das gebildete Quecksilberjodür, mit dem Silbersubjodid in Berührung kommend, eine doppelte Zersetzung veranlassen muß. Das Quecksilberjodür zerfällt nämlich in zwei Theile, so daß ein Theil mit dem Jod des Silbersubjodids und mit dem Jod des anderen Theils in (rothes) Quecksilberjodid übergeht, mithin aus dem Silbersubjodide das Silber und aus dem zweiten Theile des Quecksilberjodürs das Quecksilber ausgeschieden wird, welches sich sogleich mit dem freigewordenen Silber verbindet und auf die Platte absetzt. Durch die lichtesten Stellen also kommt das Bild zuerst zum Vorschein (nach der allgemeinen Annahme werden die lichten Stellen eines Daguerre'schen Bildes durch Quecksilber, welches sich auf die Platte bloß abgelagert oder damit amalgamirt hat, die dunkeln hingegen durch die Politur des Silbers selbst hervorgebracht); sie absorbiren um so mehr Quecksilber, als sie, zu Folge lebhafterer Lichteinwirkung, reicher an Silbersubjodid sind. Bei den intensivsten Schatten hingegen, wo der Einwirkung des Quecksilbers nur Silberjodid dargeboten wird, kann nur ein mehr oder weniger dunkler Flor von grünem Quecksilberjodür vermengt mit metallischem Silber entstehen, welches Metall in seiner äußerst feinen Zertheilung schwarz erscheint. Zwischen diesen beiden Extremen, zwischen den stärksten Schatten und den reinsten weißen Stellen nämlich, müssen sich aber, je nachdem die vorhergegangene Lichteinwirkung mehr oder weniger kräftig war, die verschiedenen Mitteltinten des Gegenstandes finden und zwar die helleren an den Stellen, wo die Schichte von Silbersubjodid zu Folge kräftigerer Lichteinwirkung stärker ist. In der That erscheint auch nach dem Quecksilbern die Platte in den Schattenparthien wegen des Vorhandenseins von viel Quecksilberjodür und metallischem Silber schwarz oder grünlich, an den hellsten Lichtstellen hingegen roth, da diese nur aus in unsichtbaren Tröpfchen vorhandenem und mit einer Schichte Quecksilberjodid bedecktem Silberamalgame bestehen. Beim Waschen der Platte in einer Lösung von unterschwefligsaurem Natron löst sich das rothe Quecksilberjodid auf, das grüne Quecksilberjodür zerfällt in Quecksilberjodid, welches wie das vorige verschwindet, und in metallisches Quecksilber, das auf der Platte zurückbleibt. Es

werden also, kurz gesagt, die weißen Stellen von dem sehr zarten Staube eines auf die Platte sich ablagernden Silberamalgams gebildet und sind desto lebhafter, je reichlicher derselbe niederfällt und je silberhaltiger er ist; die dunkeln Stellen aber sind das Resultat des Absetzens sehr fein zertheilten Silbers, welches mechanisch mit einer sehr kleinen Menge beim Waschen sich erzeugenden Quecksilbers gemengt ist.

2) **Photographie.** Wir wollen auch hier (bei der Kunst nämlich Lichtbilder auf Papier zu erzeugen) wieder von den verschiedenen bekannt gewordenen Verfahrungsweisen eine herausheben, welche sowohl von Seite der durch sie erzielbaren Resultate als bezüglich der Einfachheit und Leichtigkeit der Ausführung vorzüglich empfohlen zu werden verdient. Nach derselben werden die Hauptoperationen jedes (anerkannt praktischen) photographischen Verfahrens, d. i. a. die chemische Präparirung des Papiers; b. die Exposition in der Camera; c. das Hervorrufen des negativen Bildes; d. das Fixiren dieses Bildes; e. die Erzeugung des positiven Bildes (welche wieder in die Präparirung des Papiers, und die Exposition desselben im Lichte zerfällt) und f. die Fixirung des positiven Bildes in nachstehend beschriebener Art vorgenommen.

a. **Chemische Präparirung des Papiers.** Man wählt ein festes, gut geleimtes, in der Textur gleichförmiges feines Schreibpapier, (es bildet ein solches bloß zu photographischem Gebrauche bestimmtes Papier einen eigenen Handelsartikel), legt es, nachdem man ihm die der Camera obscura entsprechende Größe und Form (gewöhnlich eines etwas längeren als breiten Rechteckes) gegeben hat, mit der glatten Seite auf die Oberfläche einer Flüssigkeit, welche wir Jodkaliumlösung nennen wollen, und deren Zusammensetzung unten in der Anmerkung angegeben ist, und läßt es darauf $1 - 1\frac{1}{2}$ Minuten lang schwimmen. Hierauf nimmt man es von der Flüssigkeit weg *), trocknet es mit feinem Löschpapier (ungeleimtem Maschinenpapier), das auf die nasse Seite gelegt und etwa mit einem zusammengeballten Tuche oder mit der flachen Hand gut überfahren wird, bringt es dann mit der immer noch feuchten Seite auf die

---

*) Läßt sich am trockenen Papier die glatte Seite (die Filzseite) von der rauhen (der Siebseite) nicht gut unterscheiden, so gelingt dies leicht, nachdem ein Stückchen des Papiers einige Minuten lang in Wasser gelegt, nachher herausgenommen und abgetrocknet worden. Man kann hiernach gleich an dem ganzen Papiervorrathe die glatte Seite markiren. D'e sogenannte Jodkaliumlösung wird durch Auflösen von 1 Loth Jodkalium in 10 Loth destillirten Wassers und nachherigen Zusatz von 5 Gran Fluorka ium, 5 Gran Bremkalium, 5 Gran Cyankalium, 5 Gran Chlorammonium, und 5 Gran Blutlaugensalz bereitet. Man gieße die so erhaltene Flüssigkeit $\frac{1}{4} - \frac{1}{2}$ Zoll hoch in eine Porzellantasse, die nur wenig (rings herum etwa 2 — 3‴) größer zu sein braucht als das Papierblatt, faßt dieses dann an zwei einander diagonal gegenüberliegenden Ecken, läßt dasselbe sich durch seine eigene Schwere nach abwärts krümmen, bringt es dann zuerst an der den untersten Platz einnehmenden zweiten Diagonale des Vierecks mit der Flüssigkeitsoberfläche in Berührung, entfernt sofort unter immerwährendem sanften Drucke nach abwärts die beiden in den Händen gehaltenen Ecken immer weiter von einander und läßt sie endlich völlig aus, wo dann das ganze Papierblatt vollkommen eben auf der Flüssigkeit und ohne daß zwischen ihm und dieser Luftblasen enthalten sind, schwimmt. Das Wegnehmen des Papierblattes von der Flüssigkeit geschieht, indem man eines seiner Ecken mittelst eines Bein- oder Holzstiftes lüftet, dasselbe nachher mit den Fingern faßt, daran das ganze Blatt vertikal in die Höhe hebt und es endlich über der Flüssigkeit abtropfen läßt. Ganz in gleicher Art wird auch bei allen jenen nachfolgenden Operationen verfahren, wo ebenfalls das Papier auf einer Flüssigkeit schwimmen gemacht werden muß.

Oberfläche einer mit Essigsäure versetzten Lösung von salpetersaurem Silberoxyd und läßt es darauf wieder 1 — 1½ Minuten lang schwimmen *).

b. Exposition in der Camera. Das von der Silbersalzlösung abgehobene Papierblatt wird in dem nassen Zustande, in welchem es sich nun befindet, und mit der nassen Seite auf eine mit destillirtem Wasser gut abgewaschene und nachher abgetrocknete Tafel aus reinem Spiegelglas gelegt (dabei genau so verfahren, und aus demselben Grunde als wollte man es auf eine der bereits besprochenen Flüssigkeiten legen) und dieses mit dem adhärirenden Papierblatte in die Cassette (S. 832) so eingesetzt, daß die freie Glasfläche dem Deckel oder Schieber zugekehrt ist **). Das nun folgende Einsetzen der Cassette in die Camera geschieht ganz in der Weise und unter den nämlichen Vorsichten, wie bei der Daguerreotypie, und die gehörige Expositionsdauer ist je nach der Stärke des zerstreuten Tageslichts und jenachdem im Freien oder im Zimmer gearbeitet wird, 10 Sekunden bis 1 Minute.

c. Hervorrufen des negativen Bildes. Zu diesem Ende legt man das in einem dunkeln Lokale aus der Cassette herausgenommene Papier mit der chemisch präparirten Seite, worauf sich, jedoch noch gänzlich unsichtbar, bereits das negative Bild befindet, auf eine horizontale Glastafel, über welcher vorher in einer der Größe des Papiers angemessenen Ausdehnung eine Schichte concentrirter Gallussäurelösung ausgebreitet worden, und läßt es etwa 25 Minuten, überhaupt so lange liegen, bis sich beim Aufheben und Ansehen desselben im Kerzenlichte (was öfters zu wiederholen ist) das Bild in allen seinen Theilen vollkommen kräftig hervorgetreten zeigt ***), so daß in demselben die Lichtpartien des be-

---

*) Zur Erzeugung dieser Silbersalzlösung wird 1 Loth grauen Höllensteins (geschmolzenen salpetersauren Silberoxyds) in 10 Loth destillirten Wassers aufgelöst, und der filtrirten Auflösung 180 Gran sehr starker Essigsäure (Radicalessig) zugesetzt. Die so erhaltene Flüssigkeit muß immer im Dunkeln (etwa in einer mit schwarzem Papiere umhüllten Flasche) aufbewahrt werden. Bei der Anwendung wird sie in derselben Art wie das Jodkalium in eine engere, immer bloß für sie bestimmt bleibende Porzellantasse gegossen, und es darf die Anwendung nicht bei Tages-, sondern nur bei Kerzen- oder Lampenlicht geschehen.

**) Die eben erwähnte Cassette unterscheidet sich von jener, die bei der Daguerreotypie beschrieben wurde, hauptsächlich nur dadurch, daß der im Rahmen hinter dem Schieber rings herum gehende Falz tiefer ist, weil sich in denselben nicht nur die besagte Spiegelglasplatte mit dem Papiere, sondern auch noch eine zweite solche Glasplatte, die auf die Rückseite des Papieres zu liegen kommt, und ein auf die zweite Glasplatte folgendes Brettchen, womit das Ganze in der Cassette von rückwärts her eingeschlossen wird, muß einsetzen lassen. Die zweite Spiegelglasplatte hat an jedem ihrer Ecke ein flaches Siegellackknöpfchen angeschmolzen und diese 4 Knöpfchen haben die Bestimmung, die Ecken des photographischen Papiers an die erste Glasplatte anzudrücken, ohne daß dieses sonst an einer Stelle von der zweiten Glasplatte berührt wird. Die Befestigung des Brettchens geschieht mittelst an der Rückseite des Cassetterahmens angebrachter Vorreiber.

***) Das Herausnehmen des Papiers geschieht in der Art, daß man nach zur Seite-Drehung der Vorreiber das Brettchen und die zunächst unter diesem befindliche Glasplatte aus der Cassette entfernt, hierauf ein Eck des der zweiten Glasplatte immer noch adhärirenden Papiers (etwa mittelst des Fingernagels) lüftet, dieses dann emporstehende Eck mit den Fingern ergreift und daran das Papier von der letztbesagten Glasplatte allmälig abhebt. Man ergreift nachher mit der andern Hand das

treffenden Gegenstandes sehr schwarz und die Schattenparthien sehr hell erscheinen und die Zwischentinten nicht fehlen.

d. Fixiren des negativen Bildes. Man legt das von der Gallussäure abgehobene Papier in eine andere Tasse, die bildtragende Seite nach aufwärts gekehrt, und wäscht es gut ein- bis zweimal immer mit frischem destillirten Wasser, welches dann abgegossen wird; nun übergießt man es mit einer Auflösung von 1 Loth unterschwefligsaurem Natron auf 10 Loth destillirten Wassers und läßt es in diesem Bade so lange liegen, bis das Bild (zu Folge Entfernung alles Jodsilbers) in seinen ungeschwärzten Parthien nicht mehr gelb, sondern weiß erscheint, was, wenn die besagte Auflösung kalt angewendet wird, oft erst nach 1 — 2 Stunden eintritt, bei Anwendung derselben im fast siedend heißen Zustande jedoch schon nach 5 — 15 Minuten der Fall ist. Hierauf nimmt man das Papier aus der Natronlösung heraus, trocknet es allenfalls leicht zwischen zwei Blättern feinen Fließpapiers, wäscht es dann Behufs der Entfernung alles unterschwefligsauren Natrons mit öfter gewechseltem destillirten (oder auch anderm reinen) Wasser und trocknet es endlich erst oberflächlich zwischen Fließpapier und nachher vollständig, indem man es auf einem Blatte Fließpapier frei liegen läßt. Das Fixiren muß bei Kerzen- oder sehr gedämpftem Tageslicht vorgenommen werden.

e. Erzeugung des positiven Bildes. Um nun mittelst des in beschriebener Weise dargestellten negativen Bildes ein positives, d. i. ein solches zu erhalten, welches die Lichter und Schatten an den nämlichen Stellen hat, wie der abgebildete Gegenstand, muß vor Allem das negative Bild durch Einlassen (Tränken) mit einem Gemische aus Wachs und Fett durchsichtig gemacht werden *). Das so durchsichtig gemachte negative Bild wird nun über ein anderes chemisch präparirtes Papierblatt

---

Papier an dem diagonal dem vorigen gegenüberliegenden Eck, läßt das Papierblatt sich nun zwischen den erwähnten zwei Ecken wieder abwärts krümmen und verfährt beim Auflegen auf die Gallussäureschichte weiter wie aus der Anmerkung *) auf S. 835 her bekannt ist. Das Ausbreiten der Gallussäurelösung auf der Glastafel geschieht mittelst eines hölzernen Spatels Besser noch ist es, sich anstatt der Glastafel einer dritten reinen Porzellantasse zu bedienen, in welche dann etwa ein starker Eßlöffel voll Gallussäurelösung gegossen und diese Flüssigkeit durch entsprechendes Hin- und Herneigen der Tasse über deren Boden sich ausbreiten gemacht wird. Gut ist es, das Papier gleich nach dem Auflegen auf die Gallussäureschichte wieder zu lüften, damit diese Säure sich schnell über die ganze, das Bild enthaltende Papierseite (die andere soll von Gallussäure möglichst frei bleiben) verbreite.

*) Dieses Einlassen geschieht folgender Maßen. Man erhitzt über einer Weingeistlampe eine Kupferplatte, bis sie, mit nassem Finger berührt, heftig zischt, nimmt sie dann von der Lampe weg, legt sie auf einen Tisch, auf sie ein dünnes und reines Blatt Papier, auf dieses das Bild, und überfährt dann die ganze Fläche des letzteren mit einem durch Zusammenschmelzen von 3 Gewichtstheilen weißen Wachses mit 2 Theilen Hirschunschlitt bereiteten Gemische, dem man durch Eingießen in einen hohlen Papiercylinder die Form einer kurzen dicken Kerze gegeben hat. Das Bild erscheint dann reichlich mit dieser Masse durchzogen, das Ueberflüssige derselben wird, noch während das Bild auf der Kupferplatte liegt, mittelst eines Leinwandlappens weggewischt, und sollte der so erzielte Durchsichtigkeitsgrad noch nicht genügend erscheinen, wird die Operation auf der zweiten Seite des Bildes wiederholt.

gelegt, (was in einem eigenen, unten in der Anmerkung beschriebenen Rahmen, dem sogenannten Copierrahmen geschieht) und auf ersteres eine gehörige Zeit lang das Tageslicht (½ — 1 Stunde lang), oder direktes Sonnenlicht (5 — 15 Minuten lang) einfallen gelassen. Die chemische Präparirung wird dadurch bewerkstelligt, daß man das Papierblatt zuerst ungefähr 1½ Minuten lang auf einer Auflösung von 60 Gran Kochsalz in 10 Loth destillirten Wassers schwimmen läßt, dasselbe hierauf zwischen Fließpapier oberflächlich abtrocknet, es dann etwa 2 Minuten lang auf einer Lösung von 1 Loth krystallisirten salpetersauren Silberoxydes in 10 Loth destillirten Wassers schwimmen läßt, nachher in gleicher Weise wie vorher mit Fließpapier trocknet, ferner beide Operationen (das Schwimmenlassen auf beiden Flüssigkeiten sammt dem jedes Mal folgenden Abtrocknen) in der nämlichen Ordnung wiederholt, und endlich mit sorgfältiger Trocknung durch häufiges Ueberstreichen und Andrücken aufgelegten frischen Fließpapiers schließt *).

f. Fixirung des positiven Bildes. Hat die vorbesagte Einwirkung des Lichtes lange genug gedauert, so nimmt man das hiedurch erzeugte positive Bild aus dem Copirrahmen und legt es in eine Auflösung von 2 Loth unterschwefligsauren Natron und ½ Loth Kochsalz in 20 Loth destillirten Wassers, beläßt es darin ½ — 1 Stunde, wohl auch länger, bis es nämlich an Kraft nicht mehr zunimmt, worauf es herausgenommen, zwischen Fließpapier abgetrocknet, im Verlaufe einiger Stunden in 2—3 Mal gewechseltem destillirtem Wasser sehr sorgfältig ausgewaschen und endlich vollkommen getrocknet wird. Dieses fleißige Waschen ist nothwendig, weil das Bild sonst nachbleicht und mit der Zeit seine ganze Kraft verliert.

3. Niepçotypie. Ueber diese erst in der Ausbildung begriffene, aber schon jetzt ausgezeichnete photographische Resultate versprechende Kunst können hier nur allgemeine Andeutungen gegeben werden. Das Lichtbild wird auf einer festen durchsichtigen, möglichst gleichförmigen, und gleichmäßig dicken Schichte vorzüglich von Eiweiß, Kleister oder thierischem

*) Für positive Bilder ist jedes weiße glatte Schreibpapier geeignet, obgleich die Beschaffenheit des Papieres auf den Ton des Bildes auch Einfluß hat. Der oben erwähnte Copirrahmen ist ein Rahmen, in welchem zwei über einander eingelegte starke Spiegelglastafeln in entsprechender Weise, die aus dem Nachstehenden klar werden dürfte, an einander gepreßt werden können. Zum Behuf dieses Einpressens legt man auf ein im Rahmen auf einem Falz aufliegendes Brettchen die eine Glasplatte, auf diese einen mit ihr gleich großen Fleck von schwarzem Manchester, (die Wollseite aufwärts gekehrt,) darauf das Copirpapier, mit der präparirten Seite nach oben, auf dieses das negative Bild, die Bildseite nach unten gekehrt, und darauf endlich die zweite Spiegelglasplatte. Nun preßt man alle diese Theile mittelst an dem Rahmen ringsherum angebrachter Schrauben, Keile, oder einer andern passenden Vorrichtung zusammen (diese Vorrichtung muß nämlich immer so beschaffen sein, daß nach dem Einpressen die obere Glasplatte bis auf den äußersten Rand an allen Stellen ganz frei dem Lichte zugänglich bleibt) und setzt das Ganze (natürlich die freie Glasplatte nach oben gekehrt) entweder den direkten Sonnenstrahlen oder dem zerstreuten Tageslichte so lange aus, bis der über das negative Bild ringsherum vorstehende Rand des zu diesem Ende absichtlich etwas größer genommenen Copierpapieres fast schwarz geworden ist. Im zerstreuten Tageslichte bedarf es oft weit länger, als die oben angegebene Zeit von ½ — 1 Stunde.

Leim, aber auch von einigen andern Stoffen erzeugt, womit eine reine Glastafel (Solintafel) überzogen ist, und welche dann der Hauptsache nach mit den nämlichen Substanzen, wie in der Talbotypie das Papier, präparirt und auch weiter in gleicher Weise behandelt wird. Was für einen der genannten Stoffe man anwendet, immer muß ihm durch Auflösung in entsprechend viel Wasser eine solche Consistenz gegeben werden, daß er auf eine Platte gegossen, wie Syrup auseinander fließt. Kleister muß gut verkocht, Leim vollkommen gelöst und Eiweiß durch Schlagen zu Schnee oder Filtriren durch Seidenpapier von seiner zellenartigen Substanz befreit sein. Man pflegt den Lösungen dieser Stoffe gleich das Jodkalium zuzusetzen und sie dann durch zwei- oder dreifache Leinwand durchzuseihen. Das Auftragen derselben auf die Glastafel kann wie immer geschehen, nur muß dafür gesorgt werden, daß die aufgetragene Schichte keine Luftbläschen enthält. Am einfachsten und besten scheint es zu sein, eine entsprechende Menge der früher möglichst blasenfrei gemachten Masse auf die Mitte der horizontal liegenden (und vorher sehr sorgfältig gereinigten) Tafel auszugießen und durch nachheriges Neigen der Tafel nach allen Seiten hin auf derselben sich gleichmäßig ausbreiten zu machen. Ist dieß geschehen und hat man den so erhaltenen gleichförmigen Ueberzug vollkommen trocken werden gelassen, so folgt die Behandlung mit der Silbersalzlösung. Dabei ist wesentlich, daß die überzogene Glasfläche auf Einmal mit dieser Lösung in Berührung komme, was am einfachsten durch vertikales Eintauchen oder durch schnelles horizontales Einlegen in die Lösung erreicht wird. Die aus der Silberlösung genommene, an der Rückseite und an den Rändern abgewischte Tafel kommt nun in die **Camera obscura**, hierauf folgt das Hervorrufen des Bildes mittelst Gallussäure, das Fixiren mit unterschwefligsaurem Natron und endlich das Waschen mit distillirtem Wasser, gerade wie bei der Papierbildererzeugung. — Auch das Umkehren des so erhaltenen negativen Bildes (die Erzeugung eines positiven Bildes) geschieht wie dort, nur findet kein Einpressen in einen Copirrahmen statt.

Näheres über alle hier bloß angedeuteten Punkte findet man in Martin's sehr ausführlichem Handbuche der gesammten Photographie, welches auch bei dem über Lichtbilder auf Metall und Papier Vorgetragenen benützt worden ist.

IV. Abschnitt.

Von der Wärme.

§. 175. Begriff der Wärme. Grund der Wärmeerscheinungen im Allgemeinen. Mit dem Worte Wärme verbindet man dreierlei Begriffe. Man bezeichnet damit: 1. eine eigenthümliche Empfindung, die durch Anregung unseres Gemeingefühles von Seite mit uns in Berührung oder in Annäherung kommender Körper u. s. w. hervorgerufen wird; 2. den Zustand, in welchem die Körper sich befinden, während sie diese Empfindung in uns anregen, und in welchem man sie warm nennt (kalt und Kälte sind Bezeichnungen für geringere Grade von warm und Wärme in dem eben angegebenen Sinne), und 3. den letzten physikalischen Grund der besagten Empfindung, des dieselbe anregenden Körperzustandes und überhaupt aller andern Wärmeerscheinungen. Diesen Grund bildet, nach der Ansicht der meisten Physiker, ein eigener, äußerst feiner Stoff, Wärmestoff genannt, von dem man annimmt, daß seine Theilchen einander abstoßen, zwischen ihnen und den Theilchen der Körper aber Anziehung herrsche, daß durch dessen Ausströmen aus den Körpern die Erkaltung der letzteren, durch dessen Eindringen zwischen die Theilchen derselben ihre Erwärmung bewirkt werde u. s. w.; nach einer andern neuern Hypothese ist die Ursache der Wärmeerscheinungen eine schwingende Bewegung der Aetherteilchen, die jedoch von der beim Licht vorausgesetzten durch Schwingungsdauer und Wellenlänge verschieden ist, u. s. w. In eine weitere Auseinandersetzung des Wesens und in eine Würdigung des relativen Werthes der beiden Hypothesen läßt sich füglich erst dann eingehen, nachdem wir die Erscheinungen und Wirkungen, welche die Wärme hervorbringt, werden kennen gelernt haben. Allein da es das Verständniß dieser Erscheinungen und Wirkungen, deren Betrachtung nun folgt, bei der in der Wärmelehre allgemein üblichen Sprachweise sehr erleichtert, wenn man von der Wärme in der 3. Bedeutung des Wortes immer so spricht, als wäre sie ein Stoff von oben angegebener Beschaffenheit; so wollen wir vorläufig auch diese Vorstellung und zwar um so mehr festhalten, als, wie schon jetzt bemerkt werden kann, die Hypothese einer schwingenden Bewegung, so viel sie für sich hat, über die vor ihr allgemein anerkannt gewesenen Hypothese eines Wärmestoffes noch bei weitem nicht entschieden die Oberhand errungen hat.

§. 176. Allgemeines Verhalten der Wärme in der Körperwelt. In dieser Beziehung nöthigen die Erscheinungen (und wir werden uns hievon in späteren §§. überzeugen,) zu Annahmen, von denen vorläufig folgende angeführt werden müssen: 1. Jeder Körper enthält unter allen Umständen Wärme; gänzlicher Mangel an Wärme findet in der Natur gar nirgends statt. Ein Theil dieser Wärme wird von dem Körper vollständig festgehalten (gebunden) und hiedurch jeder unmittelbaren Einwirkung auf die Umgebung des Körpers unfähig; ein anderer Theil hingegen bleibt frei, und dieser kann auf andere Körper, auf unser Gefühl u. s. w. einwirken. Durch diesen freien Wärmeantheil befindet sich daher der Körper in einem gewissen Zustande von Wirksamkeit nach außen, in dem Zu-

stande fühlbarer Wärmeäußerung, und dieser Zustand macht dasjenige aus, was die Temperatur des Körpers heißt und durch das Thermometer (S. 27) angezeigt und gemessen wird. Es sind demnach Wärme (Wärmemenge) und Temperatur eines Körpers von einander wohl zu unterscheiden, (letztere ist nur ein gewisser Grad von Aeußerung der ersteren). 2. Die Wärme kann sich sowohl in einem und demselben Körper von Theilchen zu Theilchen, als auch in einem Systeme von Körpern von einem Körper zum andern hin bewegen. Zu Folge einer solchen Bewegung erfolgt in jedem Systeme unter einander in Berührung stehender materieller Theilchen oder Körper ungleicher Temperatur allmälig eine Ausgleichung der letzteren, indem die wärmeren so lange an Wärme verlieren, die kälteren hingegen gewinnen, bis diese Ausgleichung zu Stande gekommen ist (es findet dabei aber nicht bloß von den wärmeren Theilchen oder Körpern zu den kälteren hin, sondern auch umgekehrt Bewegung der Wärme statt, nur geben die ersteren an die letzteren mehr Wärme ab, als sie in derselben Zeit von ihnen empfangen). 3. Die in Rede stehende Bewegung erfolgt auf zweierlei Weise, nämlich entweder so, daß die Wärme alle materiellen Theilchen, die sie passirt, erwärmt, oder es kann die Wärme von einem materiellen Theilchen oder Körper zu einem andern, jedoch ohne Erwärmung der dazwischen befindlichen, übergehen. Man bezeichnet die erste Art der Wärmebewegung mit dem Worte Wärmeleitung, die zweite Art, wegen der Uebereinstimmung zwischen ihr und der Bewegung des Lichtes, mit dem Ausdrucke „Wärmestrahlung" und unterscheidet geleitete und strahlende Wärme. Die Wärmeleitung ist an die Materie gebunden, die strahlende Wärme kann so wie das Licht sich auch durch den leeren Raum hindurch bewegen.

§. 177. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Schon im §. 12 haben wir diese allgemeinste Wirkung der Wärme besprochen und dargethan, daß alle Körper durch Erwärmung ausgedehnt werden, d. h. eine Vergrößerung ihres Volums erfahren, daß hingegen beim Erkalten das Volum abnehme, und daß die besagte Vergrößerung und Abnahme von dem Grade der Erwärmung und der Erkaltung abhänge. Der Erfahrung gemäß dehnen sich überall gleich dichte Körper nach allen Richtungen hin gleich stark aus *).

Ausdehnung fester Körper. Feste Körper dehnen sich in der Wärme nur wenig, je nach ihrer materiellen Beschaffenheit bei derselben Temperaturzunahme um ungleich viel aus, und ihre Ausdehnung ist dieser Zunahme nicht proportionirt, sondern beträgt in höheren Temperaturen (bei gleicher Temperaturänderung) mehr als in niedern. Es wurde für eine große Zahl fester Körper durch sehr genaue Versuche und Messungen die Größe der Ausdehnung in der Wärme, meistens aber nur nach einer Dimension z. B. nach der Länge bestimmt. Man braucht auch nicht mehr:

---

*) Von dieser Regel machen nach Mitscherlich's Entdeckung die nicht ins tessularische System gehörigen Krystalle, welche nach verschiedenen Richtungen verschieden stark sich ausdehnen, eine Ausnahme. Die dem rhomboedrischen und pyramidalen System angehörigen dehnen sich nach der Hauptaxe anders als nach den Nebenaxen, nach allen diesen aber gleich stark aus; den Krystallen der übrigen Systeme aber kommt nach der Richtung jeder Axe ein anderer Grad der Ausdehnung zu.

denn kennt man diese (die sogenannte lineare) Ausdehnung, so findet man leicht die Größe der Ausdehnung nach allen 3 Raum-Dimensionen, d. i. die kubische Ausdehnung, da dieselbe (unter Voraussetzung gleicher Ausdehnung nach allen Richtungen, also gleichförmiger Dichte der Körper) sehr nahe der dreifachen linearen Ausdehnung gleich ist *). Unter allen festen Körpern dehnen sich am stärksten die Metalle aus. Die folgende Tabelle gibt für sie und einige andere feste Körper die lineare Ausdehnung, d. i. den aliquoten Theil ihrer ursprünglichen Länge an, um welchen sie sich bei einer Erwärmung von 0° bis 80° R. ausdehnen. Eine größere Tabelle (Taf. XII) findet sich am Ende des Buches.

Marmor	um	$^1/_{1770}$	d. i.	um	1	auf	1770	der	Länge	bei 0°
Flintglas	»	$^1/_{1248}$	»	»	1	»	1248	»	»	»
Platin	»	$^1/_{1167}$	»	»	1	»	1167	»	»	»
Gewöhnliches Glas	»	$^1/_{1161}$	»	»	1	»	1161	»	»	»
Tannenholz	»	$^1/_{1123}$	»	»	1	»	1123	»	»	»
Gußeisen	»	$^1/_{901}$	»	»	1	»	901	»	»	»
Weiches Schmiedeisen	»	$^1/_{819}$	»	»	1	»	819	»	»	»
Eisendraht	»	$^1/_{812}$	»	»	1	»	812	»	»	»
Gold	»	$^1/_{682}$	»	»	1	»	682	»	»	»
Kupfer	»	$^1/_{581}$	»	»	1	»	581	»	»	»
Messing	»	$^1/_{592}$	»	»	1	»	592	»	»	»
Silber	»	$^1/_{524}$	»	»	1	»	524	»	»	»
Stahl	»	$^1/_{480}$	»	»	1	»	480	»	»	»
Zinn	»	$^1/_{460}$	»	»	1	»	460	»	»	»
Blei	»	$^1/_{351}$	»	»	1	»	351	»	»	»
Zink	»	$^1/_{340}$	»	»	1	»	340	»	»	»

*) Die Richtigkeit dieses Satzes ergibt sich aus Folgendem. Ist a die (in Längeneinheiten ausgedrückte) Dimension, auf welche sich die als bekannt vorausgesetzte lineare Ausdehnung bezieht, bei der ursprünglichen Temperatur des Körpers, $\frac{1}{m}$ die lineare Ausdehnung des letzteren nach dieser Dimension und bei einer bestimmten Temperaturerhöhung, d. h. beträgt bei dieser Erhöhung die Ausdehnung nach der besagten Dimension für jede Längeneinheit den mten Theil derselben; bedeutet ferner v das Volum des betreffenden Körpers vor der Temperaturerhöhung und endlich $\frac{1}{\mu}$ die durch diese Erhöhung bewirkte Zunahme jeder Volumseinheit (wieder in aliquoten Theilen derselben ausgedrückt); so geht offenbar durch die Temperaturerhöhung die Dimension a in $a + \frac{a}{m}$ und das Volum v in $v + \frac{v}{\mu}$ über. Denkt man sich den Körper würfelförmig, wo dann $v = a^3$ und $v + \frac{v}{\mu} = \left(a + \frac{a}{m}\right)^3$ und $\frac{1}{\mu}$ die kubische Ausdehnung ist; setzt man ferner Kürze halber $\frac{1}{m} = \alpha$, ferner $\frac{1}{\mu} = \beta$; so hat man $v : v + \beta v = a^3 : (a + \alpha a)^3 = a^3 : a^3 (1 + 3\alpha + 3\alpha^2 + \alpha^3)$ oder, weil α^3 und $3\alpha^2$ in Bezug auf α, welches ein sehr kleiner Bruch ist, vernachlässigt, endlich das erste Verhältniß mit v, das andere mit a^3 dividirt werden kann, $1 : 1 + \beta = 1 : 1 + 3\alpha$, mithin $\beta = 3\alpha$, d. h. die kubische Ausdehnung ist gleich der 3fachen linearen und dies will sagen, daß, wenn sich z. B. ein Stück Eisen von der Länge eines Zolles beim Erwärmen von 0° bis 80° R. um $^1/_{819}$ Zoll verlängert, ein Kubikzoll Eisen bei dieser Erwärmung um $^3/_{819}$ eines Kubikzolles an Volum zunehme.

Man nennt die Zahl, welche anzeigt, um den wievielten Theil seiner Länge bei 0° ein fester Körper sich ausdehnt, wenn er von 0° bis 80° R. erwärmt wird, den Ausdehnungscoefficienten.

Schon oben wurde angeführt, daß die Ausdehnung der Körper durch die Wärme nicht in gleichem Grade wie die Temperatur zunehme, sondern bei höheren Temperaturen immer mehr und mehr vorauseile, je näher diese jener des Schmelzens (dem Schmelzpunkte) kommen. Indessen kann man doch für alle Temperaturen zwischen 0° und 80° R. die Ausdehnung eines festen Körpers als seiner Temperatur proportional betrachten *).

Die Ausdehnung durch die Wärme geschieht mit unwiderstehlicher Gewalt. Hieraus und aus dem Umstande, daß die verschiedenen festen Körper bei derselben Temperaturveränderung sich ungleich stark ausdehnen, ergibt sich 1.) die Erklärung vieler Erscheinungen, und 2.) beruht darauf die Einrichtung und Wirkung mehrerer sehr nützlicher Apparate und Vorrichtungen.

Ad 1.) Eiserne Klammern, womit die Schluß- oder andere Steine an Wohngebäuden, Brücken ꝛc. ꝛc. verbunden sind, zerreißen nicht selten bei starkem Froste, werfen und biegen sich in der heißen Jahreszeit, weil sie sich im ersteren Falle viel stärker zusammenziehen, in letzterem weit mehr ausdehnen als die Steine; eingemauerte Dampfkessel und Sudpfannen und eben so Dampf- oder Wasserleitungsröhren aus Metall müssen im Gemäuer hinreichend freien Spielraum haben oder es müssen die besagten Röhren an einzelnen Zusammenfügungsstellen etwas in einander stecken und, wie die Auszugröhren an Perspectiven, dampf- oder wasserdicht in einander verschiebbar (mit sogenannten Ausgleichungsstellen versehen) sein, so daß sie, ohne auf die Umgebung einzuwirken, sich verlängern und verkürzen können, weil sonst beim Heizen der Kessel oder Pfannen und beim Durchleiten von heißem Dampf oder Wasser durch die Röhren das Gemäuer zerspringt, oder Kessel, Pfannen und Röhren beschädigt werden u. s. w. Bei den Eisenbahnen dürfen die nach einander folgenden Schienenstücke nicht in unmittelbarer Berührung stehen, und bei Flachschienen müssen die zu ihrer Befestigung dienenden Nägel in den Löchern, durch die sie gehen, immer etwas Spielraum haben, weil sonst, z. B. bei stärkerer Temperaturzunahme, eine Verrückung der Unterlagen oder eine Biegung der Schienen eintreten würde. Wegen der stärkeren Ausdehnung der Metalle im Verhältnisse zu Holz und zu erdigen Substanzen werden die Nägel, womit auf ersterem Bleche (z. B. bei Bedachungen) festgemacht sind, in der Hitze (wo die Bleche sich biegen und vom Holze aufstehen) mehr weniger ausgezogen; das Email der eisernen Kochgeschirre löst sich ab und zerspringt, (daß bei Porzellan weniger als bei Steingut die Glasur springt und sich abschält, kommt daher, daß diese

---

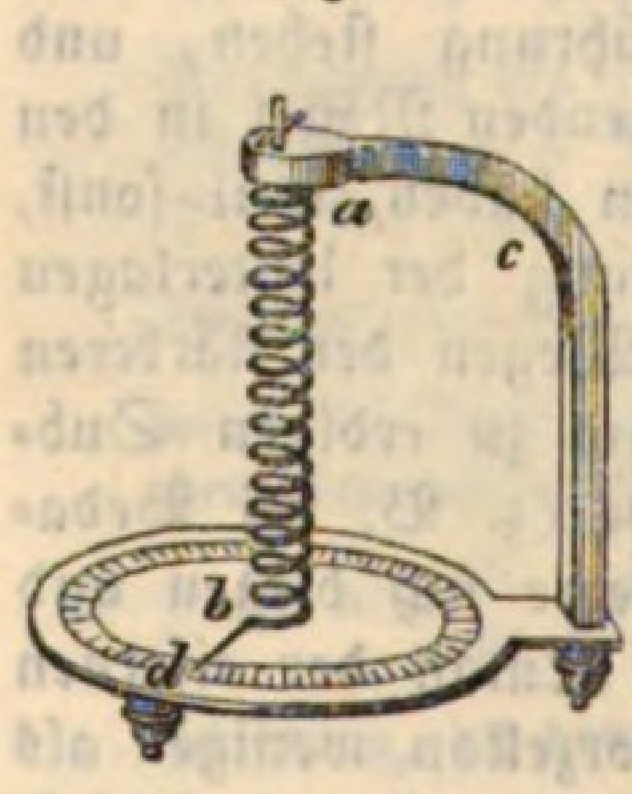
*) Ausnahmen von diesen Regeln machen der Schwefel und Rose's leicht schmelzbares, aus 2 Theilen Wismuth, 1 Theil Blei und 1 Theil Zinn bestehendes Metallgemisch. Bei ersterem (dem Schwefel) bleibt in höheren Temperaturen die Ausdehnung hinter diesen zurück, und letzteres (das Rose'sche Metallgemische) dehnt sich nur bis zur Temperatur von 35°,2 R. stufenweise aus, bei weiterer Erwärmung zieht es sich rasch zusammen, so daß es bei 55°,2 R. am dichtesten ist und daselbst eine größere Dichte hat als bei 0°.

bei ersterem mit der Unterlage in Bezug auf Ausdehnung viel homogener ist als bei letzterem). Aneinandergeschmolzene Glasstücke vertragen nur dann eine größere Temperaturveränderung ohne an der Vereinigungsstelle aus einander zu springen, wenn sie aus ganz gleichem Glase (aus Glas aus dem nämlichen Schmelztiegel oder Schmelzhafen) bestehen. Platin, z. B. als Draht, läßt sich in Glas einschmelzen und bleibt damit auch bei starker Abkühlung fest vereinigt (weil beide Substanzen eine fast gleichstarke Ausdehnung in der Wärme besitzen), während Drähte von andern Metallen, wenn sie in Glas eingeschmolzen werden, sich beim Erkalten des letzteren, wo sie sich viel mehr zusammenziehen als diese, sogleich loslösen, so daß sie dann im Glase nicht mehr feststecken. Das Krachen und Auseinanderspringen der Theile an Möbeln, Oefen u. s. w., woran verschiedene Holzgattungen zusammengeleimt, verschiedene Metalle durch Nieten u. s. w. vereinigt sind, gehört ebenfalls hieher.

Ad 2.) Folgende unter A bis F beschriebene sehr nützliche Instrumente und Vorrichtungen beruhen auf der ungleichen Ausdehnung verschiedener Metalle durch die Wärme. Die ersteren gründen sich insbesondere alle darauf, daß ein Streifen, der aus zwei oder drei übereinandergelegten und durch Zusammenlöthen oder Zusammennieten ihrer ganzen Länge nach vereinigten Streifen verschiedener Metalle besteht, wenn er bei einer gewissen Temperatur geradlinig war, oder eine bestimmte Krümmung hatte, sich krümmen oder seine ursprüngliche Krümmung ändern müsse, sobald eine Aenderung dieser Temperatur eintritt, und dies offenbar nach Maßgabe der Temperaturänderung so geschehen werde, daß bei Temperaturzunahme die Krümmung oder ihre Vermehrung nach der Seite des sich weniger ausdehnenden Metalles hin, bei Temperaturabnahme dagegen in umgekehrter Richtung stattfindet.

A. **Brequet's Thermometer.** Es besteht aus einem $\frac{1}{2}$—1''' breiten, spiralförmig gewundenen Streifen a b (Fig. 627), welcher aus drei gleichlangen Plättchen von Platin, Gold und Silber, die mit den breiten Flächen und so, daß das Gold in der Mitte sich befindet, aneinander gelöthet sind, gebildet, oben an dem Messingbogen c festgemacht und am untern frei herabhängenden Ende mit einem sehr leichten Zeiger d versehen ist, der horizontal über einer kreisrunden, sonst gewöhnlichen Thermometerscale schwebt, welche empirisch nach den Anzeigen eines Quecksilberthermometers bestimmt wird. Da das Gold sich nahe $1\frac{1}{2}$mal und Silber mehr als doppelt so stark wie Platin ausdehnt, so wird je nachdem die Temperatur zu- oder abnimmt, die Spirale auf- oder zugewunden und die Zeigerspitze nach einer oder der andern Seite an der Kreisscala hingeführt.

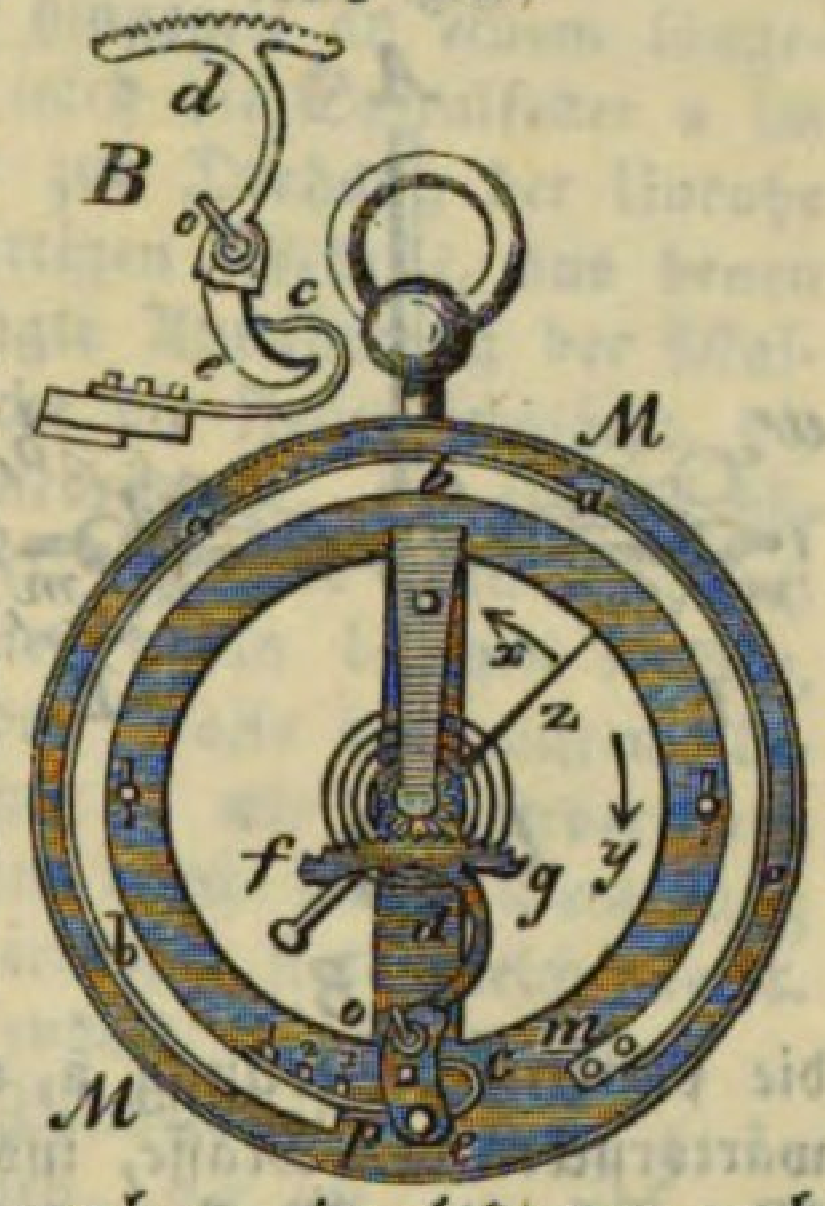
Fig. 627.



B. **Holzmann's Metallthermometer** (Taschenthermometer) hat äußerlich die Gestalt einer Sackuhr. Den eigentlichen thermometrischen Theil daran bildet ein kreisförmig gebogener Doppelstreifen a b (Fig. 628, das Innere des Gehäuses nach Wegnahme der rückwärtigen Wand desselben darstellend) aus Eisen oder Platin (a) und Messing (b). An dem einen Ende m ist derselbe am Gehäuse festgeschraubt, am andern

Ende p trägt er einen mittelst Schräubchen 1, 2, 3 befestigten Bügel, dessen aufwärts gebogenes Ende c (in der Art, wie man deutlich bei **B** sieht) auf den kürzeren Arm eines Winkelhebels d, e wirkt, der in o seinen Drehpunkt und am längern Arm ein gezähntes Bogenstück (einen Rechen) f, g trägt, dessen Zähne in ein Getriebe eingreifen, das an der Axe eines Zeigers z angebracht ist. Dieser Zeiger spielt über einer gewöhnlichen Thermometerscale, (die nahe dem Gehäusrande auf der zweiten Seite der den Doppelstreifen a b tragenden ringförmigen Messingplatte M, M im Kreise herum, wie die Theilung eines Zifferblattes verzeichnet ist) und auf seine Axe wirkt eine feine Spiralfeder der Art, daß der Winkelhebel d, e mit dem Ende c des obbesagten Bügels stets in Berührung erhalten wird. Da der Doppelstreifen a b bei zunehmender Temperatur sich auf-, bei abnehmender hingegen mehr zusammenbiegt, so wird offenbar die Bewegung des Zeigers z im ersteren Falle nach x, im letzteren nach y hingehen.

Fig. 628.

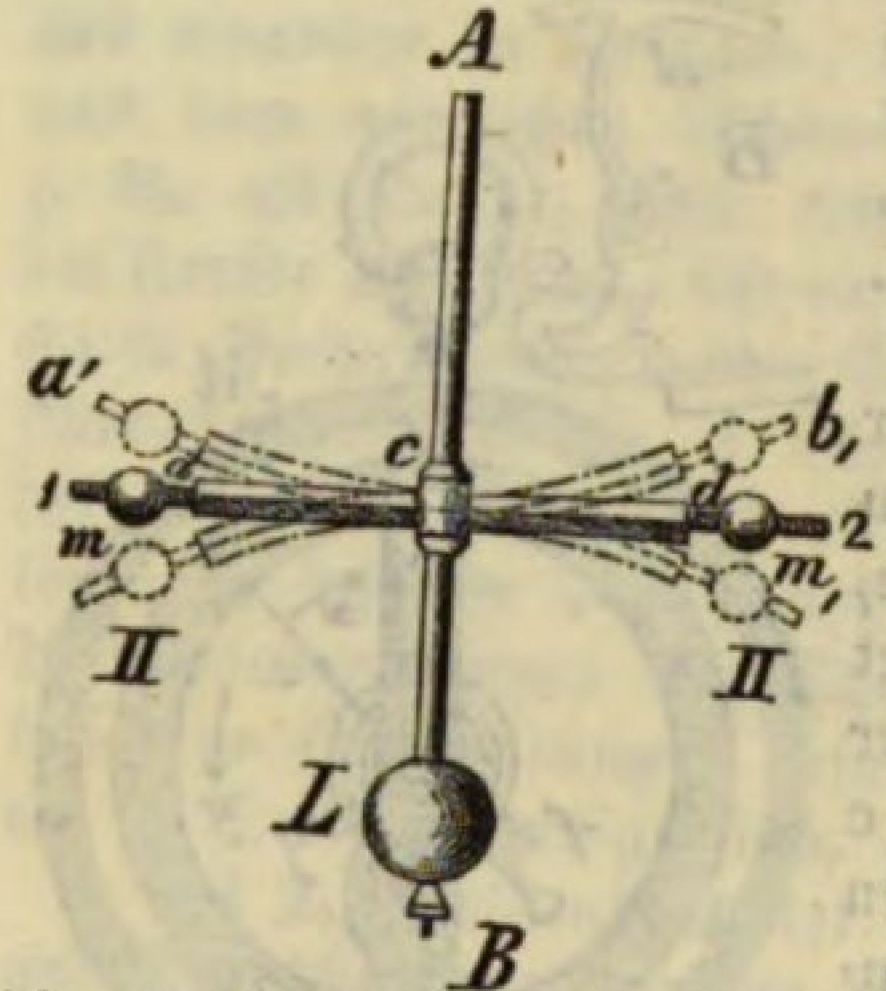


Schon auf Seite 130 wurde angeführt, daß, damit die Schwingungen eines Pendels oder einer Unruhe stets isochron (gleichzeitig) sind, der Einfluß der Wärme auf Pendel oder Unruhe aufgehoben werden müsse, und daß dies der Zweck der verschiedenen Compensationsvorrichtungen für Pendel und Unruhe sei. Bei Aenderung der Temperatur erfährt nämlich die Pendelstange eine Verkürzung oder Verlängerung, mithin der Schwingungspunkt eine Verrückung näher an den Aufhängepunkt (Drehpunkt) des Pendels hin oder von demselben hinweg. Im ersteren Falle wird die Länge des Pendels geringer und dieses schwingt schneller, und im zweiten Falle findet das Entgegengesetzte statt. Ferner wird bekanntlich bei den Taschenuhren die Bewegung des Räderwerkes durch die sogenannte Unruhe (man sehe S. 129 und Fig. 79) d. i. ein Metallrädchen (A) regulirt, welches durch die Elasticität einer abwechselnd sich zusammen- und nachher wieder aufwindenden Spiralfeder in Schwingungen versetzt wird, und diese Schwingungen müssen ebenso, wie jene eines Pendels, stets ganz gleichzeitig (isochron) erfolgen, wenn die Uhr ein genaues Zeitmaß liefern soll. Nun erhalten aber bei eintretender Temperaturveränderung die Unruhe und die Spiralfeder andere Dimensionen und dies hat nothwendig eine Aenderung in der Elasticität der letzteren und in der Wirkung dieser Kraft auf die Unruhe, mithin auch in der Schwingungsdauer derselben zur nothwendigen Folge. Nachstehende Compensationsvorrichtungen beheben die besagte Störung der Gleichzeitigkeit (des Isochronismus) der Schwingungen in ganz entsprechender Weise und dürfen daher an, auf Richtigkeit Anspruch machenden Pendeluhren und Chronometern nicht fehlen.

C. Martin's Pendel-Compensation. **AB** Fig. 629 ist die Pendelstange; a c und c d sind zwei Doppelstreifen (oben beschriebener Art) aus Eisen und Kupfer, die an irgend einem Punkte c der Pendelstange, senkrecht auf der Richtung derselben, befestigt und an den Enden mit

Metallmassen m, m_1 versehen sind, die sich mittelst der Schrauben 1, 2 näher oder weiter von der Pendelstange feststellen lassen und mit den besagten Doppelstreifen einen Theil des ganzen zusammengesetzten Pendels ausmachen. Gesetzt beide Doppelstreifen wären bei einer gewissen Temperatur z. B. 8° R. geradlinig und das Pendel für diese Temperatur genau ein Secundenpendel; so werden bei Zunahme der Temperatur, während die Pendelstange sich ausdehnt, der schwere (gewöhnlich linsenförmige) Körper L daran sinkt und durch dieses Wegrücken der Masse, mithin auch des Schwingungspunktes vom Aufhänge- oder Drehpunkte a die (reducirte) Länge des Pendels wächst, sich die Doppelstreifen wegen stärkerer Ausdehnung des Kupfers im Verhältniß zum Eisen nach oben (in die punktirte Stellung a_1 c b_1) krümmen, und das hiedurch bewirkte Aufwärtsrücken von Masse, insbesondere der Massen m, m_1, wird das besagte Wegrücken der Masse und des Schwingungspunktes vom Drehpunkte A aufheben (compensiren) können. Sinkt hingegen die Temperatur unter 8° R., so werden, — während die Pendelstange sich verkürzt (zusammenzieht) und die Gesammtmasse des Pendels dem Aufhängepunkte näher rückt — die Doppelstreifen sich nach abwärts (in die punktirte Stellung II) krümmen und so, aus gleichem Grunde wie vorhin der Ausdehnung, jetzt der Zusammenziehung der Stange A B entgegenwirken. Nach der bekannten Ausdehnungsgröße der Metalle, (daß man dem Eisen und Kupfer des Doppelstreifens auch zwei andere Metalle von größerer Ausdehnungsverschiedenheit substituiren könne, leuchtet von selbst ein) lassen sich leicht die Dimensionen berechnen, die man den verschiedenen Theilen des beschriebenen Apparates zu geben hat, um die Compensation in nahe völliger Schärfe zu erhalten, und es kann dann, indem man den Gang des Pendels mit jenem der Sterne vergleicht, so lange immer um sehr wenig die Entfernung der Massen m und m_1 von der Pendelstange ändert, bis die höchsten Temperaturveränderungen, die vorkommen können und die man mit Absicht künstlich erzeugt, keinen störenden Einfluß auf die Schwingungen des Pendels mehr üben, leicht die schärfste Compensation erreicht werden.

Fig. 629.



D. Unruh-Compensation. Sie besteht ebenfalls aus zwei Doppelstreifen a, a_1 (Fig. 630), die von den, bei der Pendelcompensation beschriebenen nur der Größe nach verschieden, (um den Raum, den die Unruhe im Gehäuse einnimmt, nicht ohne Noth übermäßig zu vergrößern) gleich anfänglich gekrümmt und an dem Unruh-Rädchen R in aus der Figur ersichtlicher Weise befestigt sind. Die kleinen Massen m, m_1, welche auf Schrauben an den Enden der Doppelstreifen laufen und sich den Befestigungspunkten b, b_1 nähern, oder von denselben entfernen lassen, bestehen aus Gold. Mit Veränderung der Temperatur wird, um auch eine Veränderung in der Krümmung der compensirenden Doppelstreifen und dem zu Folge Annäherung oder

Fig. 630.



größere Entfernung der Massen m, m_1 in Bezug auf den Mittelpunkt o der Drehung der Unruhe eintreten. Es wirken dann im ersteren Falle die Massen m, m_1 an einem kürzeren, im letzteren hingegen an einem längeren Hebelarme auf den Mittelpunkt o, und es wird die Spiralfeder s im ersten Falle weniger, im zweiten mehr Kraft zur Drehung der Unruhe bedürfen. Ordnet man daher die zwei ungleichartigen Metalle, aus denen die Doppelstreifen bestehen, so an, daß die besagte Annäherung der Massen m, m_1 an o bei Temperaturzunahme, welche die Feder schwächt, die Entfernung davon hingegen bei Temperaturerniedrigung, die eine Erhöhung der Federkraft zur Folge hat, stattfindet; so wird man es durch allmäliges Verstellen der Massen m, m_1 immer dahin bringen können, daß das Moment dieser letzteren (überhaupt der Masse der ganzen Unruhe) in Bezug auf o eben so ab- und zunimmt, wie die Federkraft, diese daher relativ d. h. im Verhältniß zu der durch sie in Bewegung zu setzenden Masse bei allen Temperaturveränderungen stets gleich bleibt.

E. **Das Rostpendel** (rostförmige Pendel). Die Fig. 631 macht die einfachste Art eines solchen Pendels anschaulich. abcd ist ein Rahmen aus Eisenstäben, der im Punkte e mittelst des kurzen ebenfalls eisernen Stabes ef aufgehangen wird. m, m_1 sind auf dem Querstücke bd festgemachte Stäbe aus Zink, welche oben durch ein horizontales Stück in Verbindung stehen, an dem wieder eine Eisenstange or hängt, die durch ein Loch in bd frei hindurchgeht und die Linse l trägt. Steigt nun die Temperatur, so sinkt die Linse wegen Verlängerung der Eisenstäbe ab, cd, ef und or nach abwärts, wegen der Ausdehnung der Zinkstäbe m, und m_1 wird sie aber gleichzeitig gehoben und es wird, da Zink sich viel stärker ausdehnt als Eisen, bei gehörigem Längenverhältniß der Eisen- und Zinkstäbe, das besagte Sinken der Linse gerade so viel betragen als das gleichzeitige Gehobenwerden, der Schwingungspunkt daher unverrückt und mithin auch die (reduzirte) Länge des Pendels unverändert bleiben *).

Fig. 631.



F. **Das Pendel mit Quecksilber-Compensation** **). Es besteht aus einer eisernen Pendelstange ab (Fig 632), deren unteres,

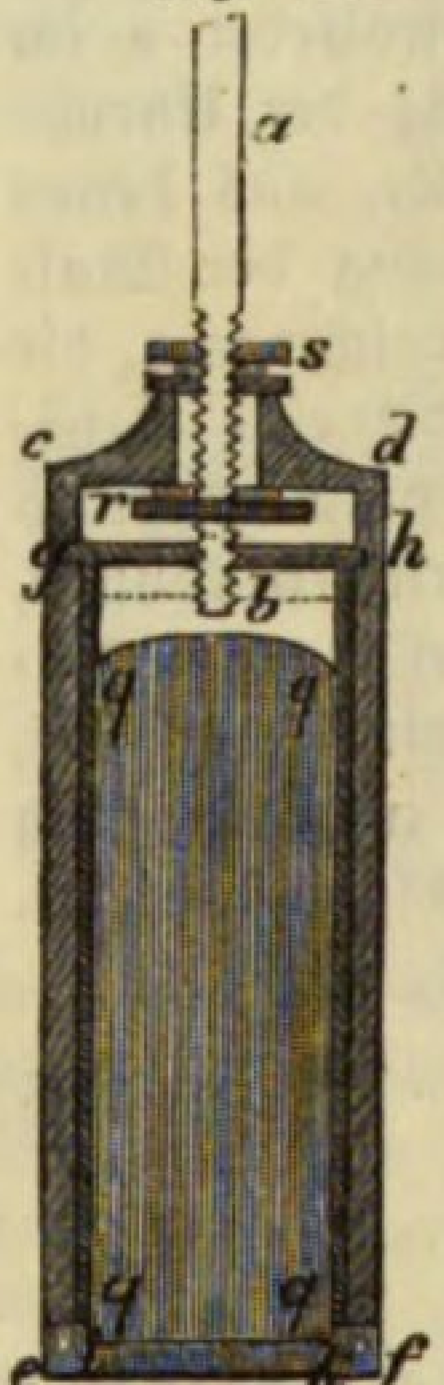
---

*) Man erhält die zur Compensation erforderliche Länge x einer der Zinkstangen in jedem einzelnen Falle sehr nahe mittelst der Formel $x = l \cdot \frac{e}{z - e}$ . . . (1), wo l die Länge der eisernen Pendelstange vom Aufhängepunkt bis zum Centrum der Linse gemessen, e und z die relativen Ausdehnungen des Eisens und des Zinkes, d. h. die Zahlen bedeuten, welche angeben, wie sich die linearen Ausdehnungen der beiden Metalle zu einander verhalten. Man kann im Mittel e = 117 und (gegossenes Zink vorausgesetzt) z = 296 Hunderttausendtel der Länge annehmen, wo dann in der Gleichung (1) der Factor $\frac{e}{z - e} = \frac{11}{17}$ wird.

**) Obgleich bei der Quecksilber-Compensation die Ausdehnung einer Flüssigkeit (des Quecksilbers) die Hauptrolle spielt, und von der Ausdehnung flüssiger Körper durch die Wärme erst in einem folgenden §. verhandelt werden wird, so soll doch hier schon als an dem passendsten Orte von dieser Compensation die Rede sein und

mit einem feinen Schraubengewinde versehenes Ende b durch das obere Querstück c d eines eisernen (oder auch messingenen) Rahmens c d e f durchgeht, welches an der Durchgangsstelle etwas verstärkt ist. An seinen Schenkeln c e und d f ist unten ein Ring e f angenietet oder festgeschraubt, welcher inwendig eine kleine Einsenkung hat, um das untere, mit einem Boden versehene Ende des Glascylinders g h i k aufzunehmen. In diesen paßt oben ein messingner, an seiner ganzen Oberfläche gefirnißter Deckel g h, dessen breiter Rand, an den einander diametral entgegengesetzten Stellen g, h so eingeschnitten ist, daß er die Rahmenschenkel c e und d f einschließt (umklammert), wodurch Deckel und Rahmen eine festere Position erhalten. Bei r befindet sich eine eingetheilte mikrometrische Schraubenmutter, welche den Rahmen und den eine entsprechende Quantität Quecksilber enthaltenden Glascylinder trägt, und zur Regulirung des Ganges der Uhr dient. Die Gegenschraubenmutter s hat die Bestimmung, Quecksilbergefäß und Pendelstange noch fester mit einander zu verbinden *). Daß diese Einrichtung den Zweck hat, die Ausdehnung der Pendelstange und des Rahmens von Eisen nach abwärts durch die nach aufwärts stattfindende Ausdehnung eines im Glascylinder enthaltenen Quecksilbercylinders zu compensiren, ist für sich klar. Da sich annehmen läßt, der Schwingungspunkt des Pendels befinde sich in der Mitte des besagten Quecksilbercylinders, d. i. in der halben Höhe desselben; so muß offenbar zur Erreichung der erwähnten Compensirung dieser Punkt durch die Ausdehnung des Quecksilbers gerade um so viel gehoben werden, als er durch die Ausdehnung der Pendelstange und des Rahmens sinken gemacht wird, mithin muß der ganze Quecksilbercylinder (q q q q) so hoch sein, daß die Ausdehnung seiner halben Höhe genau so viel beträgt als die Verlängerung der Pendelstange (a b) und eines der Rahmen-Schenkel (c e, d f) . . . (1). Bezeichnet man mit l die Länge des Pendels bis zum Mittelpunkt des Quecksilbercylinders (d. i. die Länge der Stange a b vermehrt um c e — x oder d f — x), mit x die halbe Höhe dieses Cylinders; mit e und q die relativen Ausdehnungen des Eisens und Quecksilbers; so muß [gemäß (1), und wenn man berücksichtigt, daß der Mittelpunkt des Quecksilbercylinders nicht bloß zu Folge Ausdehnung einer Eisen-

Fig. 632.



---

zu diesem Ende dem erwähnten §. mit der Bemerkung vorgegriffen werden, daß das Quecksilber bei allen Temperaturveränderungen, die eine Pendeluhr treffen können, sich der Wärme Zu- und Abnahme vollkommen proportional ausdehne und zusammenziehe.

*) Da das Quecksilbergefäß zugleich die Stelle der an der Pendelstange sonst immer vorhandenen schweren Masse vertritt, so ist es (aus in der Anmerkung auf S. 359 angegebenem Grunde) gut, sich der gewöhnlichen linsenförmigen Gestalt dieser Masse dadurch zu nähern, daß man dem Glasgefäße die Form eines nach der Richtung seines Durchmessers zusammengedrückten Cylinders gibt, der dann im (nach derselben Richtung geführten) Querschnitte ganz wie ein Querschnitt der besagten linsenförmigen Masse gestaltet ist und so wie diese nach den Schwingungsseiten hin scharfe, die Luft leicht durchschneidende Kanten gekehrt hat.

stange von der Länge l, sondern auch des Schenkelstückel von der Länge x hinabsinkt] $le + xe = xq$ sein, woraus sich $x = l \frac{e}{q - e}$ ergibt. Setzt man wieder $e = 117$ und $q = 1750$ Hunderttausendtel der Länge, (bei welchem Werthe schon auf die Ausdehnung der Substanz des Glascylinders Rücksicht genommen worden); so hat man, da sehr nahe $e : q = 1 : 15$ ist, $\frac{e}{q - e} = \frac{1}{14}$, und daher, wenn z. B. $l = 37{\cdot}728$ Wienerzoll (= der Länge des Secundenpendels für Wien) gesetzt wird, $x = 37{\cdot}728 \times \frac{1}{14} = 2{\cdot}695$ Wienerzoll, also ist zur Compensirung dieses Pendels eine Quecksilbersäule von $2{\cdot}695 \times 2 = 5{\cdot}39$ Wienerzollen Höhe erforderlich. Die Vorzüge der Quecksilber-Pendelcompensation springen nun von selbst in die Augen. Ihre Ausführung ist eben so leicht als wenig kostspielig und die völlige Rectificirung hat gar keine Schwierigkeit, wenn man vorher durch Rechnung oder experimentell bestimmt hat, wie viel Quecksilber (dem Gewichte nach) der Höhe eines Schraubenganges der Abgleichungsschraube bei b gleichkommt *).

§. 178. Ausdehnung tropfbarer Flüssigkeiten durch die Wärme. Bei allen Flüssigkeiten ist zwischen der scheinbaren und wirklichen Ausdehnung zu unterscheiden. Erstere ist diejenige, welche an, in Gefäßen (die sich selbst ausdehnen) enthaltenen Flüssigkeiten beobachtet wird, letztere aber jene, welche man an den Flüssigkeiten beobachten würde, wenn die sie einschließenden Gefäße sich nicht ausdehnten. Hier soll nur von der wirklichen Ausdehnung der tropfbaren Flüssigkeiten durch Wärme die Rede sein. Sie ist viel beträchtlicher, als bei festen Körpern (da bei diesen die Cohäsion der ausdehnenden Kraft der Wärme einen weit größeren Widerstand entgegensetzt) und beträgt ebenfalls bei verschiedenen Flüssigkeiten ungleich viel, so daß einige sich viel stärker ausdehnen als andere. Erwärmt man z. B. die nachstehend aufgeführten Flüssigkeiten **) von 0° bis 80° R., so dehnen sie sich aus wie folgt:

Weingeist	um	$1/9$,	d. h.	9	Maße werden	10 Maße
Fette Oele	»	$1/12$	» »	12	» »	13 »
Wasser	»	$1/22{\cdot}76$	» »	22·76	» »	23·76 »
Quecksilber	»	$1/55{\cdot}5$	» »	55·5	» »	56·5 »

Die tropfbaren Flüssigkeiten dehnen sich, wie die Erfahrung lehrt, ebenfalls nicht gleichmäßig mit der Wärme aus, so daß auch hier bei hö-

*) Es könnte das Bedenken entstehen, ob eine so bedeutende in Glas eingeschlossene Quecksilbermasse die Temperaturveränderung so schnell annehme, als die dünne, frei in der Luft befindliche Eisenstange. Allein dieses Bedenken verschwindet, bei Erwägung einerseits, daß im verschlossenen Uhrkasten Wärmeveränderungen nie so schnell vor sich gehen können, und es andererseits nicht schwer hält, auch die Pendelstange durch Einschließen in ein Barometerrohr auf gleiche Weise gegen eine schnellere Annahme von Temperaturänderungen zu verwahren. Ueberdieß läßt sich auch das Quecksilbergefäß leicht aus Eisen verfertigen.

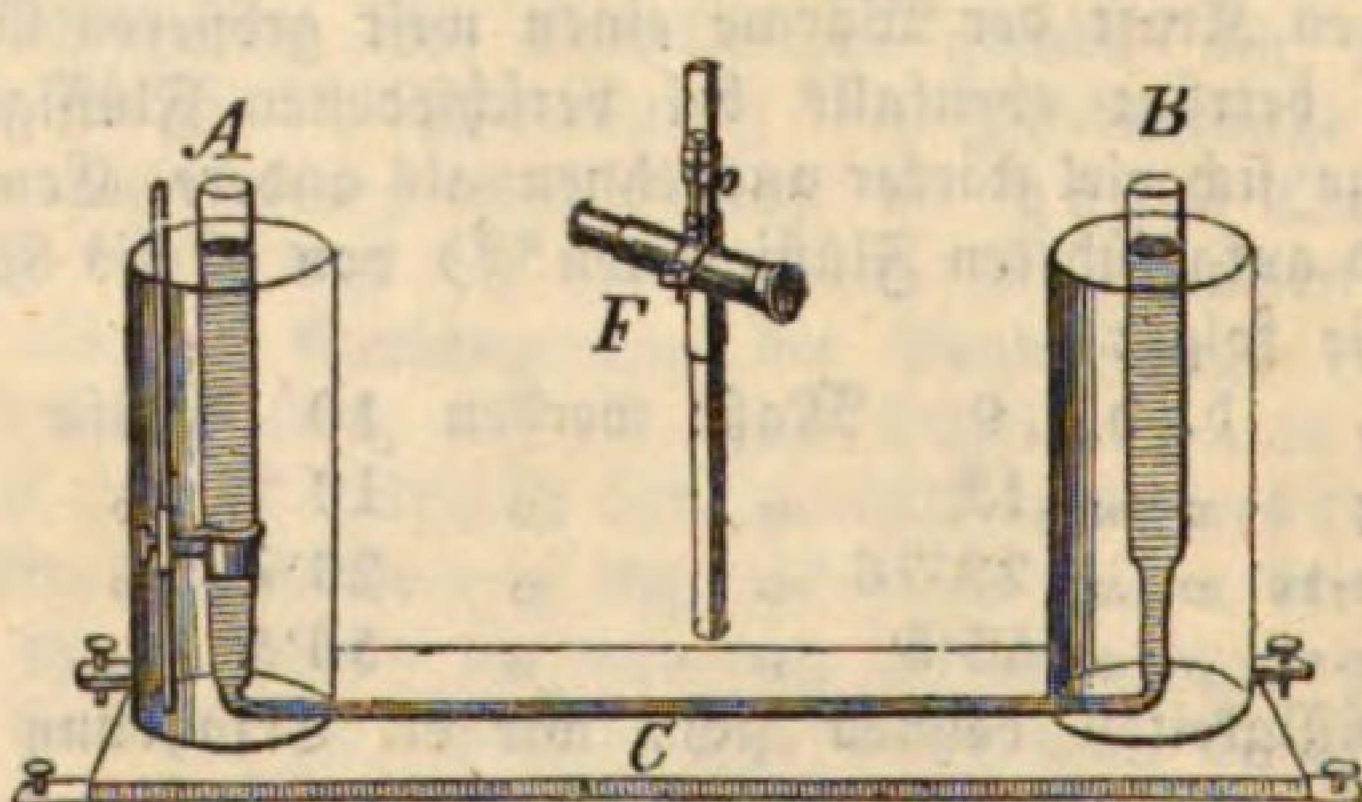
**) Die starke Ausdehnung des Weingeistes und Quecksilbers ist eine der Eigenschaften, welchen diese Flüssigkeiten ihre Anwendung als thermometrische Substanzen verdanken, und die große Ausdehnung der Oele ist im Handel mit denselben wohl zu berücksichtigen (die verschlossenen Gefäße, worin sie z. B. versendet werden, dürfen damit nicht zu voll angefüllt sein, weil sie sonst bei stärkerer Temperaturzunahme platzen würden).

heren Temperaturen die Ausdehnung der Wärme voraus eilt und sogar der unter *) S. 843 für feste Körper ausgesprochene Satz, die Ausdehnung könne für alle Temperaturen zwischen 0° und 80° R. als der Temperatur proportional betrachtet werden, für tropfbare Flüssigkeiten bei weitem nicht allgemein gilt. Dem Quecksilber kömmt innerhalb der bezeichneten Temperaturgränzen diese Proportionalität der Ausdehnung zu.

Es ist besonders wichtig, die Ausdehnung des Quecksilbers in der Wärme genau zu kennen, da man dasselbe vorzugsweise zu Thermometern verwendet und da diese Kenntniß zur Wärmecorrection der Barometerstände (§. 140, S. 287) und sonstigen Messungen erforderlich ist. Mit größter Sorgfalt wurde diese Ausdehnung von Dulong und Petit bestimmt *), und gefunden, daß sich das Quecksilber vom Gefrier- bis zum Siedpunkt des Wassers nach einer Dimension hin für jeden Celsius'schen Grad um $^1/_{5550}$stel (also für jeden Grad nach Reaumür um $^1/_{4440}$stel) dieser Dimension bei 0° ausdehnt, mithin eine Quecksilbersäule für jede Temperaturzunahme um 1° R. von 0° bis 80° R. hin immer um $^1/_{4440}$stel ihrer bei 0° stattfindenden Länge zunimmt (§. 140), daß jedoch über 80° R. hinaus der Ausdehnungscoefficient des Quecksilbers im steigenden Verhältnisse wachse. Es beträgt nämlich die Ausdehnung für jeden Ther-

*) Ohne hier in eine genaue, ausführliche Beschreibung des Verfahrens, welches diese Gelehrten hiebei beobachteten, eingehen zu können, soll doch von ihrer angewandten Methode (die einzige, bei welcher die wirkliche Ausdehnung einer tropfbaren Flüssigkeit unmittelbar erhalten wird) im Allgemeinen eine Vorstellung gegeben werden. Es wird nach dieser Methode die betreffende Flüssigkeit in communicirende Röhren ACB (Fig. 633) gebracht, in einem Röhrenschenkel allmälig immer mehr erwärmt,

Fig. 633.



während man sie im andern Schenkel stets bei constanter Temperatur, z. B. 0° erhält, und dann ihr Stand in beiden Schenkeln über dem Niveau der Röhre C gemessen. Dieses Messen geschieht mittelst eines sogenannten Kathetometers. Dasselbe besteht im Wesentlichen aus einem genau horizontal stellbaren Fernrohr, welches sich an einem vertikalen, massiven, prismatischen Stabe mittelst einer ihn umfangenden Hülse höher und niedriger stellen läßt. Der Stab wird von einem Dreifuße getragen, ist mit einer Längenmaß-Theilung, und die besagte Hülse mit einem Nonius versehen, so daß äußerst kleine Höhenunterschiede in der Stellung des Fernrohrs am Stabe beobachtet werden können. Das Kathetometer wird in einiger Entfernung so aufgestellt, daß man bald die eine, bald die andere der beiden Röhren A und B ins Gesichtsfeld des Fernrohrs, (welches etwa die Stellung des Rohres F hat) bringen kann. Man visirt nun zuerst nach der Axe des horizontalen Verbindungsrohres C, dann nach der Oberfläche in der einen, hierauf nach jener in der zweiten der Röhren A, B, liest nachher die Größe ab, um welche das Fernrohr von der ersten Visirung zur zweiten und zur dritten am Stabe höher gestellt werden mußte, ab und hat so die Längen der Flüssigkeitssäulen, die in A und B einander das Gleichgewicht halten; die Differenz dieser Längen gibt offenbar die Größe der Ausdehnung der Flüssigkeit ganz unabhängig von jener der Röhren.

mometergrad von $100^0 - 200^0$ C. $^1/_{5125}$stel, und von $200^0 - 300^0$ C. $^1/_{5300}$stel.) Die scheinbare Ausdehnung des Quecksilbers (die Ausdehnung dieser Flüssigkeit, wie sie in Glasröhren der Thermometer, Barometer u. s. w. erscheint) fanden dieselben Gelehrten für jeden Grad von 0^0 bis 100^0 C. = $^1/_{6180}$stel der Länge bei 0^0. (Man sehe die Tafel **XIII** über die Dichte und das Volum des Quecksilbers.)

Weit schwieriger als beim Quecksilber sind die Gesetze der Ausdehnung bei den übrigen tropfbaren Flüssigkeiten zu ermitteln, namentlich ist dies bei dem im ganzen Haushalte der Natur eine so vielseitige, überaus wichtige Rolle spielenden Wasser der Fall, welches die Eigenthümlichkeit besitzt, (und ähnlich verhalten sich auch noch einige andere Flüssigkeiten) sich bei den vom Siedpunkte aus abnehmenden Temperaturen nicht fortwährend zusammenziehen, sondern bevor es noch den Gefrierpunkt erreicht, sich wieder auszudehnen, so daß es bei einer bestimmten Temperatur über 0^0 seine größte Dichte hat. Nach Stampfer's Bestimmung, welche ein besonderes Vertrauen verdient, ist diese Temperatur für destillirtes Wasser $+ 3^0$ R.; von hier auf- und abwärts (und man kann das Wasser, wenn jede Erschütterung desselben sorgfältig vermieden wird, leicht bis $- 10^0$ oder $- 12^0$ R. erkalten, ohne daß es erstarrt) fährt es (das Wasser) immer fort, an Dichte abzunehmen, also sich auszudehnen *), obgleich diese Ausdehnung für die Temperaturen von $+ 3^0$ R. bis 0^0

---

*) Man kann sich hievon leicht mittelst eines Glasballons überzeugen, der etwa 1 Maß Wasser faßt und an seinem Halse eine enge, mit einer Scale versehene Röhre wasserdicht aufgeschraubt hat. Wird nämlich der Ballon und ein Theil der Röhre mit Wasser gefüllt und die ganze Vorrichtung zuerst auf die Temperatur 3^0 R., hernach allmälig auf höhere und niedrigere Temperaturen gebracht; so sieht man den Gipfel der Wassersäule in der Röhre sich immer über den im ersten Falle markirten Standpunkt erheben.

In der besprochenen Eigenthümlichkeit des Wassers liegt eine große Wohlthat der Vorsehung. Beim Beginne der kalten Jahreszeit kühlt sich nämlich die Oberfläche der Flüsse, Seen und Meere durch die Berührung mit der kälteren Luft und durch andere Ursachen ab; das erkaltete Wasser der Oberfläche sinkt, als dichter und schwerer, zu Boden, das untere, wärmere Wasser steigt an dessen Stelle, wird da ebenfalls abgekühlt, sinkt aus gleichem Grunde wie vorhin zu Boden, und dieser Kreislauf, der eine sehr rasche Abkühlung der ganzen Wassermasse zu Folge hat, geht so lange fort, bis die Temperatur dieser Masse auf $+ 3^0$ R. herabgekommen ist. Denn bei weiterer Abkühlung des Wassers an der Oberfläche dehnt sich dieses daselbst wieder aus, bleibt, weil es dadurch leichter geworden ist, an der Oberfläche und schützt das darunter befindliche, wärmere Wasser vor fernerer Abkühlung. Endlich gefriert die Oberfläche und das Eis kann von hier nach unten allmälig immer dicker werden; aber dies geht selbst in dem anhaltendsten, strengsten Winter nicht weit hinab und schon in einer Tiefe von wenigen Fußen hat das Wasser, eben durch die Eisdecke gegen weitere Erkaltung geschützt, beständig die Temperatur $+ 3^0$ R., welche für alle im Wasser lebenden Geschöpfe hinreichend ist. Nähme das Wasser bis zu seinem Gefrierpunkte fortwährend an Dichte zu, so müßte die ganze Wassermasse erst bis zu diesem Punkt sich abkühlen, bevor Eis entstehen könnte, und die Eisbildung würde vom Boden aufwärts sehr rasch vor sich gehen, so daß selbst eine nicht große und nicht lange andauernde Winterkälte hinreichend wäre, die ganze Wassermasse der Flüsse, Seen u. s. w. von unten herauf in Eis zu verwandeln, was nothwendig die Vernichtung aller darin lebenden Wesen zur Folge hätte. Der heißeste Sommer wäre dann nicht im Stande, solche Massen von Eis wieder zu schmelzen und unser Klima wäre in jenes der äußersten Polargegenden umgewandelt.

nur sehr wenig, nämlich ungefähr $^1/_{10000}$ des ursprünglichen Volums beträgt. (Am Ende des Buches findet man eine Tabelle Nr. XIV, welche das Volum und die Dichte des Wassers bei den verschiedenen Temperaturen von 0°—100° C. angibt. Eine kleinere Tabelle der Dichten wurde schon auf S. 232 mitgetheilt.)

Sehr wichtig ist auch die genauere Kenntniß der Ausdehnung des Weingeistes, theils der Alkoholometrie wegen (S. 252), theils weil er bis jetzt fast ausschließlich zu Thermometern für die Beobachtung sehr niedriger Temperaturen verwendet wird, (der zu demselben Zwecke vorgeschlagene Schwefelkohlenstoff, — und hievon wird an einem andern Orte die Rede sein, — hat den Weingeist bei weitem noch nicht verdrängt).

Nach sehr sorgfältigen Versuchen von Tralles ist die Ausdehnung des absoluten Alkohols von — 26°·11 bis 37°·22 C. ganz gleichförmig und beträgt für 1° C. 0·000846 seines Volums; für die ungleiche Ausdehnung von wasserhältigen Alkohol kann kein Gesetz aufgefunden werden. Absoluter Alkohol, — und nur dieser eignet sich zu Thermometern für die tiefsten Kältegrade, — hat seine größte Dichte bei — 89°·5 C. und dehnt sich bei noch niedrigeren Temperaturen wieder aus. Bei absolutem Alkohol ist die Ausdehnung am größten und wird um so geringer, als er mit mehr Wasser vermischt wird. Aus einer dem Buche angehängten Tabelle Nr. XV der Volume des Alkohols bei den Temperaturen von — 100° bis + 66° C. erhält man durch Division dieser Volume in die Einheit leicht die diesen Temperaturen entsprechenden Dichten.

§. 179. Ausdehnung gasförmiger Flüssigkeiten. Die Wärme wirkt bei der Ausdehnung der Körper (der Auseinanderrückung ihrer kleinsten Theilchen) offenbar der zwischen diesen Theilchen herrschenden Anziehung (Cohäsion) entgegen und erfährt von derselben einen nach Maßgabe ihrer, (vorzüglich mit der materiellen Beschaffenheit varirenden) Stärke geringeren oder größeren Widerstand. Da nun die Cohäsion bei festen (starren) Körpern weit stärker als bei tropfbaren Flüssigkeiten, ferner bei den verschiedenen Körpern beider Klassen ungleich groß und unter sonst gleichen Umständen desto kleiner ist, je weiter die Körpertheilchen bereits von einander entfernt worden sind, so folgt, daß die Wärme tropfbare Körper stärker ausdehnen müsse, als feste, daß die Ausdehnung materiell verschiedener Körper bei der nämlichen Temperaturveränderung ungleich viel betragen, und daß sie bei allen festen und tropfbaren Substanzen mit der Temperatur immer in einem größeren Verhältnisse wachsen müsse, als diese, wie es dem Vorhergehenden zu Folge auch wirklich der Fall ist. Da bei gasförmigen Körpern die Cohäsion gleich Null ist, sie daher der ausdehnenden Kraft der Wärme keinen Widerstand entgegen setzt; so ist die nothwendige Folge 1. daß gasförmige Körper durch die Wärme viel mehr ausgedehnt werden, als feste und tropfbare, 2. daß sie alle unabhängig von ihrer materiellen Beschaffenheit bei der nämlichen Temperaturerhöhung sich ganz gleich stark ausdehnen, also den nämlichen Ausdehnungscoefficienten haben, und 3. daß diese Ausdehnung immer in demselben Verhältnisse wachse, wie die Temperatur, d. i. der Temperatur genau proportional sei. In der That steht die Erfahrung mit diesen drei Schlüssen in vollkommener Uebereinstimmung.

Dem 2. dieser Schlüsse gemäß kennt man die Größe der Ausdehnung aller Gase in der Wärme, wenn solche für ein einziges z. B. den Repräsentanten derselben, die atmosphärische Luft, bekannt ist. Alle früher vorgenommenen Bestimmungen dieser Ausdehnungsgröße zeigten sich in neuester Zeit als ungenau und zwar deswegen, weil man dabei die atmosphärische Luft oder das Gas, welches dem Versuche unterworfen wurde, von Wasserdünsten, (deren Gehalt auf die Ausdehnungsgröße einen wesentlichen Einfluß nimmt) nicht vollständig befreit hatte. Gay-Lussac bestimmte durch übrigens äußerst sorgfältige Versuche den Ausdehnungscoefficienten der atmosphärischen Luft = 0·375; d. h. diese Luft dehnt sich nach seiner Bestimmung bei Erwärmung von 0^0 bis 100^0 C. um 0·375 oder $^3/_8$ ihres Volums bei 0^0 aus, oder 1000 Volumtheile Luft gehen bei der besagten Erwärmung in 1375 Volumtheile über, (vorausgesetzt, daß der Druck, unter dem die Luft steht, sich nicht ändert) In neuerer Zeit fand Rudberg für diesen Coefficienten den Werth 0·365, und die neuesten Versuche, welche Magnus und Regnault mit aller denkbaren Genauigkeit, und jeder von dem andern unabhängig, anstellten, ergaben ihn = 0·366 oder $\frac{11}{30}$ *), so daß die atmosphärische Luft sich für jeden Temperaturgrad nach Celsius um 0·00366 oder um $\frac{11}{30 \times 100} = \frac{1}{273}$ ihres Volums bei 0^0 ausdehnt, d. h. 273 Volum z. B. Kubikzolle Luft von 0^0 bei 1^0 zu 274, bei 2^0 zu 275, bei 3^0 zu 276 2c. oder bei — 1^0 zu 272, bei — 2^0 zu 271, bei — 3^0 zu 270 u. s. w. Kubikzollen werden. Für einen Grad der Reaumur'schen Thermometerscale beträgt natürlich die in Rede stehende Ausdehnung $\frac{11}{30 \times 80} = \frac{1}{218}$tel des Volums bei 0^0 **).

*) Beide Gelehrte fanden übrigens den oben unter 2. abgeleiteten Satz nicht genau bestätigt, indem sie für verschiedene Gase auch etwas verschiedene Ausdehnungscoefficienten erhielten, wie folgende Tabelle zeigt:

Name des Gases.	Magnus.	Regnault.
Atmosphärische Luft	0·3665	0·3665
Kohlensäure	0·3691	0·3689
Wasserstoffgas	0·3656	0·3667
Schweflige Säure	0·3856	0·3669
Stickstoff	.....	0·3668
Stickstoffoxydul	.....	0·3676
Kohlenoxydgas	.....	0·3666
Cyangas	.....	0·3682
Chlorwasserstoff	.....	0·3681

Nach ihren Untersuchungen haben Gase, welche durch Compression tropfbar gemacht werden können, immer einen etwas größeren Ausdehnungscoefficienten als atmosphärische Luft, und zwar ist der Unterschied desto größer, bei je geringerem Druck sie tropfbar werden. Nach Regnault ändert sich der Ausdehnungscoefficient auch mit dem Drucke, unter dem das Gas steht.

**) Wir können uns hier nicht in eine Auseinandersetzung der von den genannten Physikern bei den betreffenden Untersuchungen eingeschlagenen Wege einlassen, sie würde uns zu weit führen. Im Allgemeinen mißt man die Ausdehnung der Gase in der Wärme (und so verfuhr der Hauptsache nach auch Gay-Lussac) mittelst einer engen Glasröhre (wie sie zu Thermometern dienen), welche eine Kugel angeblasen und eine

Wie man mit Hilfe des eben angegebenen Ausdehnungscoefficienten ein bei einer bestimmten Temperatur stattfindendes Luft- oder Gas-Volum auf jenes Volum zurückführt, welches die dem Gewichte nach nämliche Luft- oder Gasquantität bei der Normaltemperatur (0° nach Reaumur und Celsius oder 32° nach Fahrenheit) einnehmen würde, ist schon auf S. 296 gezeigt worden *).

§. 180. Von dem Quecksilber- und Weingeist-Thermometer. Auf den, in den vorhergehenden §§. in Bezug auf Ausdehnung kennen gelernten Eigenschaften der im Titel genannten Flüssigkeiten beruht die Verwendung dieser letzteren zu den Thermometern (man sehe S. 27). Der Umstand, daß die Ausdehnung fester Körper zu gering ist, um nach derselben kleinere Temperaturveränderungen genau beobachten und messen zu können, daß andererseits die Gasarten selbst durch die geringste Wärmezunahme wieder zu stark ausgedehnt werden, um zu den besagten Zweck bequem und leicht anwendbar zu sein, daß endlich die Ausdehnung des Quecksilbers und des Weingeistes eine rücksichtlich der vorigen zwei Fälle entsprechende Mittelstraße geht, überdies die erstere Flüssigkeit vom Gefrier- bis zum Siedpunkte des Wassers der Temperaturveränderung proportional sich ausdehnt und der Weingeist im wasserfreien Zustande bei keinen bis jetzt erreichbar gewesenen Kältegrad gefrirt, ist Ursache, warum man sich gewöhnlich des Quecksilberthermometers und des Weingeistthermometers bedient.

Graduirung enthält, so daß das Verhältniß der Röhrenhöhlung zwischen je zwei Theilstrichen und des Rauminhaltes der Kugel bekannt ist. Das Gas, dessen Ausdehnung gemessen werden soll, wird im wohlgereinigten und getrockneten Zustande in die Kugel und einen Theil der Röhre eingefüllt und in dieser mit einer kleinen Quecksilbersäule abgesperrt, die zugleich als Index dient. Man beobachtet den Theilstrich der Röhre, wo das der Kugel zugekehrte Ende des Index steht, wenn der ganze Apparat in horizontaler Lage von gestoßenem, schmelzenden Eise umgeben ist, und erfährt so das Volum des eingefüllten Gases bei 0°. Nun bringt man den Apparat, wieder in horizontaler Lage, in Wasser, erwärmt dieses zu jener Temperatur, für welche die Ausdehnung zu messen ist, bestimmt nach dem Stande des jetzt von der Kugel weiter weggetriebenen Index und den bekannten Volumverhältnissen zwischen den Röhren-Abtheilungen und der Kugel das Volum des eingeschlossenen Gases und erhält so die Größe der erfolgten Ausdehnung.

*) Weil es sehr schwierig ist, Gase zu wägen, indem eine entsprechende Genauigkeit sich nur bei Anwendung sehr großer Volume, Beobachtung mancher Vorsichten und Vornahme mancher Correctionen erzielen läßt; so bestimmt man, wo es sich um das Gewicht eines Gases handelt, sein Volum in einem nach einer Maßeinheit, z. B. Kubikzollen, Kubikcentimeters u. s. w. graduirten Gefäße, reducirt dies so gefundene Volum auf die Normaltemperatur und berechnet das Gewicht des ganzen Gasquantums, indem man die Anzahl der bei dieser Reduction erhaltenen Volumeinheiten mit dem bekannten specifischen Gewichte des Gases bei 0° d. i. mit dem einer Volumeinheit des Gases bei 0° eigenen Gewichte multiplicirt. Die besagten specifischen Gewichte aller bekannten Gase findet man aber mittelst eigener zu diesem Zweck existirenden Tabellen. Eine solche ist die Tabelle Nr. XXVI am Ende des Buches, die unmittelbar die Dichten der Gase angibt, welche (Dichten) man aber offenbar nur mit dem specifischen Gewichte der atmosphärischen Luft (nach S. 317 wiegt bei 0° und 28·851 Wienerzoll Barometerstand ein Kubikfuß atmosphärischer Luft 564, mithin ein Kubikzoll 0·326 wiener Grane) zu multipliciren braucht, um die specifischen Gewichte der betreffenden Gase zu erhalten.

§. 181. Das Quecksilberthermometer. Zu dem über dasselbe schon im §. 13 Gesagten soll mit Bezug darauf nun hier am passenderen Orte noch Folgendes nachgetragen werden.

Das Einbringen des Quecksilbersäulchens in die für das Thermometer bestimmte Glasröhre geschieht am leichtesten dadurch, daß man sie mit einem Ende in Quecksilber taucht und an dem zweiten Ende saugt, jedoch, um keine Feuchtigkeit in die Röhre zu bringen, nicht mit dem Munde, sondern mittelst einer kleinen Kautschuckblase, wie sie im Handel vorkommen, und nachdem dieselbe in warmen Wasser weich und leicht zusammendrückbar gemacht und hierauf wieder gut getrocknet worden *). Das Füllen der Kugel und des entsprechenden Theils der Röhre mit Quecksilber geschieht durch Erwärmen der ersteren über einer Weingeistflamme und nachheriges Eintauchen ihres offenen Endes in reines Quecksilber. Das Nähere hierüber enthält die Anmerkung **). Nach vollbrachter, gehöriger

---

*) Zu diesem Behufe bindet man das besagte zweite Ende der Röhre luftdicht in dem Halse der Kautschuckblase fest, drückt diese nur ganz wenig zusammen, so daß aus dem unter Quecksilber getauchten Röhrenende etwas Luft entweicht. Läßt man nachher mit dem Drucke nach, so dehnt sich die Blase wieder zu ihrem vorigen Volum aus und an die Stelle der entwichenen Luft tritt zu Folge Wirkung des äußeren Luftdruckes Quecksilber in die Röhre. Um überhaupt aus den zu Thermometern bestimmten Röhren vor ihrer Verwendung (während ihres Transportes, Aufbewahrens u. s. w.) alle Feuchtigkeit, Staub und andere Unreinigkeiten fern zu halten, sollen die Röhren schon gleich nach ihrer Erzeugung in der Glashütte an beiden Enden dicht verschlossen werden, was am besten durch Eintauchen dieser (äußersten) Enden in geschmolzenes Wachs geschieht Die erwähnte Kautschuckblase dient zugleich auch zum Anblasen der Kugel an die Röhre. Man schmilzt nämlich das eine Ende dieser letzteren (versteht sich nachdem sie vorher calibrirt worden) vor der Glasbläserlampe zu, bindet nach erfolgter Erkaltung das offene Ende wieder in den Hals der Kautschuckblase luftdicht fest, erweicht dann in der Flamme der besagten Lampe das zugeschmolzene Röhrenende, indem es darin zum lebhaften Glühen erhitzt wird, zieht das glühende Ende dann aus der Flamme und drückt zugleich die während dieses Erhitzens in der hohlen Hand gehaltene Kautschuckblase gleichmäßig und allmälig immer mehr zusammen. Die hiedurch aus der Blase in die Röhre gepreßte Luft treibt das in der Lampenhitze erweichte Glasröhrenende nach allen Seiten hin gleich stark, also zu einer Kugel auseinander.

**) Durch die besagte Erwärmung wird nämlich die in Kugel und Röhre enthaltene Luft ausgedehnt, entweicht zum Theil daraus und beim Erkalten und Zusammenziehen des Rückstandes nach der erfolgten Eintauchung in Quecksilber treibt der äußere Luftdruck etwas der letzteren Flüssigkeit an die Stelle der entwichenen Luft in die Röhre und gewöhnlich auch schon in einen Theil der Kugel hinauf. Man nimmt nun den Apparat aus dem Quecksilber, kehrt ihn um, so daß auch das in der Röhre enthaltene Quecksilber in die Kugel hinabfällt, vertreibt aus dieser durch neuerliches Erwärmen wieder einen Theil der rückständigen Luft, taucht dann das Röhrenende abermals rasch unter Quecksilber, worauf von diesem eine neue Quantität in die Kugel steigt, und wiederholt diese Operation so lange, bis Kugel und Röhre mit Quecksilber ganz angefüllt sind. Zeigt sich nach nun stattfindender Herausnahme des Apparates aus dem Quecksilber und nach seiner Abkühlung bis zur Lufttemperatur, (am besten nach beiläufiger Bestimmung des Aufthauungs- und Siedpunktes), daß zu viel oder zu wenig Quecksilber in der Röhre sei; so läßt sich leicht ein entsprechender Antheil entfernen, oder nachfüllen In beiden Fällen ist die Kugel über der Weingeistlampe so lange zu erwärmen, bis das Quecksilber aus dem offenen Röhrenende hervortritt: im ersteren Falle läßt man dann eine entsprechend erscheinende Menge abfließen, im letzteren hingegen wird das Ende der Quecksilbersäule (des Quecksilberfadens) in der Röhre, so wie es aus dieser hervortritt, mit jener

Füllung wird dieses offene Ende, nach vollständiger Austreibung der Luft im Röhrenraume oberhalb des Quecksilbers, zugeschmolzen *). Dieses Austreiben der Luft ist aber nothwendig, denn sonst würde die freie Ausdehnung des Quecksilbers in der Wärme durch die Expansivkraft der über demselben eingeschlossenen Luft und zwar desto mehr gehindert, je größer die Wärmezunahme ist; überdieß wäre das Thermometer beim Erwärmen der Gefahr des Zerspringens ausgesetzt **). Man läßt wohl auch manchmal die Luft über dem Quecksilber in der Röhre eingeschlossen, dann muß aber, um die oben unter *) bezeichneten Uebelstände zu beseitigen oder möglichst zu vermindern, am oberen Ende der Röhre, nachdem sie zugeschmolzen worden, eine Erweiterung (etwa von der Größe einer kleinen Erbse) angebracht werden, in welche die Luft jedes Mal zu-

---

(etwa auf ganz reiner Hand) dargebotenen Quecksilbermenge, die nach beiläufiger Beurtheilung noch abzugehen scheint, in innige Berührung gebracht. Beim nun folgenden Abkühlenlassen des Apparates zieht sich dann der besagte Quecksilberfaden wieder in die Röhre hinein, und ihm folgt das durch Cohäsion damit zusammenhängende Quecksilber auf der Hand. Erhitzt man das Quecksilber in der Kugel, sobald diese schon zum größten Theil damit erfüllt ist, bis zum Sieden; so entweicht dabei nicht nur alle Luft aus dem Quecksilber, sondern die entstehenden Quecksilberdämpfe vertreiben auch alle noch in der Kugel und Röhre vorhandene Luft (reißen sie mechanisch mit sich fort), so daß dann beide sich vollkommen mit Quecksilber anfüllen, wenn die Röhre wieder möglichst schnell in dasselbe getaucht und die Verdichtung des Quecksilberdampfes zu tropfbarem Quecksilber bei Abkühlung des Apparates abgewartet wird. Wurde das Quecksilber, in welches diese letzte Eintauchung erfolgt, kurz vorher selbst durch Auskochen von Luft befreit und bei der ganzen Füllung nur auch sonst vollkommen gereinigtes Quecksilber verwendet (man sehe die Anmerkung *) auf S. 286 und 287); so ist auch zugleich der ersten jener Hauptbedingungen Genüge geleistet, unter welchen allein die erforderliche Uebereinstimmung aller Quecksilberthermometer in ihren bei derselben Temperatur sich ergebenden Anzeigen erzielt wird, und von welchen die andern oben gleich nachher zur Besprechung kommen werden.

*) Zu diesem Behufe wird das offene Ende vor der Glasbläserlampe erweicht und hierauf in ein ganz dünnes Röhrchen ausgezogen, dieses dann bis auf ein etwa 3''' langes Stück abgebrochen, nun durch Erwärmen der Kugel mittelst der Weingeistlampe das Quecksilber in der Thermometerröhre bis an die feine Oeffnung am Ende des gebliebenen Röhrchenstückes emporgetrieben, so daß aus der Thermometerröhre alle Luft entfernt wird, und hierauf nach Beseitigung der Weingeistlampe mit dem zuletzt erwähnten Ende rasch in die Flamme der Glasbläserlampe hineingefahren, wo dann dieses dünne Ende in einigen Augenblicken zugeschmolzen ist.

**) Ist die Thermometerröhre auf diese Art luftleer gemacht, so fällt bei Umkehrung des Apparates, (so daß die Kugel nach oben gekehrt ist) das Quecksilber mit einem Schalle bis in die Spitze der Röhre, und in der Kugel entsteht ein leerer Raum in Gestalt einer großen Luftblase, der bei abermaliger Umkehrung des Thermometers in seine eigentliche Stellung (mit der Kugel nach unten) während das Quecksilber in der Röhre von ihrer Spitze wieder zurücktritt, vollkommen verschwindet. Findet kein vollkommenes Verschwinden, sondern nur eine Verkleinerung der erschienenen großen Blase zu einem, wenn auch noch so kleinen, ja bloß punktähnlichen Luftbläschen statt, so ist dies ein Beweis, daß das Quecksilber selbst noch Luft enthält, also nicht gehörig ausgekocht worden. Denselben Schluß muß man auch ziehen, wenn bei dem besagten Aufwärtskehren der Kugel die Quecksilbersäule in der Röhre an der Kugel bloß abreißt und an die Röhrenspitze hinfällt, die Kugel aber voll Quecksilber bleibt, ferner, bei dem nachherigen Wiederabwärtskehren der Kugel die abgerissene Säule mit dem übrigen Quecksilber an der Stelle, wo sie früher abriß, sich auch dann nicht wieder zu ununterbrochener Masse vereinigt, wenn man, das

rückgedrängt wird, wenn das Quecksilber steigt *). Nun folgt die Bestimmung des Aufthauungs- und des Siedpunktes **). Die oben als nothwendig bezeichnete Uebereinstimmung der Thermometer in ihren Anzeigen erfordert, daß die erwähnte Bestimmung des Aufthauungs- und Siedpunctes immer in ganz gleicher Weise und genau unter den nämlichen Umständen geschehe ***). Zu diesem Ende muß, was den Aufthauungspunkt anbelangt, immer nur ganz reiner Schnee genommen und, wenn Eis an-

---

Thermometer mit der Kugel nach unten in der Hand haltend, durch mäßiges Stoßen der abwärts bewegten Hand gegen ein Hinderniß zu wiederholten Malen den ganzen Apparat erschüttert hat. Die Ursache der Nichtwiedervereinigung ist ein an der Losreißungsstelle ausgeschiedenes Luftbläschen, das dann gewöhnlich nicht anders mehr aus der Quecksilbersäule entfernt werden kann, als dadurch, daß man am von der Kugel abgewendeten Ende der Thermometerröhre einen Bindfaden befestigt und es an diesem im Kreise herum schwingt, wo dann die losgerissene Quecksilbersäule durch Wirkung der Centrifugalkraft das Luftbläschen durchdringen und zu inniger Vereinigung mit dem übrigen Quecksilber gelangen kann.

*) Das Zustandebringen dieser Erweiterung geschieht dadurch, daß man die zugeschmolzene Spitze der Röhre in der Glasbläserlampe nahe bis zum Schmelzen des Glases erhitzt und, wenn dieser Moment erreicht ist, die Kugel rasch erwärmt. Es wird da das Quecksilber in der Röhre steigen, die Luft über demselben gegen die Röhrenspitze drängen und diese zu der besagten Erweiterung auftreiben.

**) Es ist aber rathsam und, wenn die Thermometerkugel dünn im Glase ist, sogar nöthig, daß man nach erfolgtem Zuschmelzen der Röhre das Instrument noch vor dieser Bestimmung der Fundamentalpunkte wenigstens 3 bis 4 Monate lang ruhig liegen lasse. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß diese Punkte bei Thermometern, an welchen sie gleich nach dem Zuschmelzen ganz genau bestimmt wurden, nach einiger Zeit merklich verrückt erscheinen, indem die Quecksilberoberfläche in der Röhre dann z. B. im aufthauenden Eise mit dem markirten Aufthauungspunkt nicht mehr zusammenfällt, sondern meistens und zwar oft 1 — 2 Thermometergrade über demselben steht. Die Ursache hiervon liegt im Folgenden. Beim Füllen des Thermometers wird die Kugel sehr stark erhitzt, dadurch bedeutend erweitert, und kehrt bei der Erkaltung nicht gleich wieder zu ihrer ursprünglichen Größe zurück, sondern es bedarf hiezu einer längeren Zeit. Wurden daher der Aufthauungs- und der Siedpunkt bald nach dem Füllen und Zuschmelzen des Thermometers bestimmt, so fallen sie offenbar tiefer (näher an die Kugel) als nach besagter längerer Zeit. Zwar wird die Kugel, des luftleer gemachten Thermometers durch den auf sie wirkenden Druck der Atmosphäre, dem von innen heraus kein äquivalenter Druck entgegenwirkt, etwas zusammengedrückt und dadurch wieder verkleinert, und meistens compensirt diese Verkleinerung anfangs die oben erwähnte Erweiterung der Kugel, überwiegt aber diese Erweiterung allmälig immer mehr und mehr, bis sie endlich nach 3 — 4 Monaten ihre Gränze erreicht. Bestimmt man daher erst nach dieser Zeit (vom Füllen und Zuschmelzen des Thermometers an gerechnet) die Fundamentalpunkte, so bleiben sie nachher für immer unverändert, wenn das Thermometer, falls es für hohe Temperaturgrade (bis 300° C.) eingerichtet ist, nicht wieder einer starken Erhitzung ausgesetzt wird, welche natürlich eine ähnliche, erst nach Monaten wieder verschwindende Erweiterung der Kugel und Veränderung der Fundamentalpunkte, welche das Thermometer, ohne neuerlicher Bestimmung dieser Punkte zu genaueren Messungen unbrauchbar macht, zur nothwendigen Folge hat.

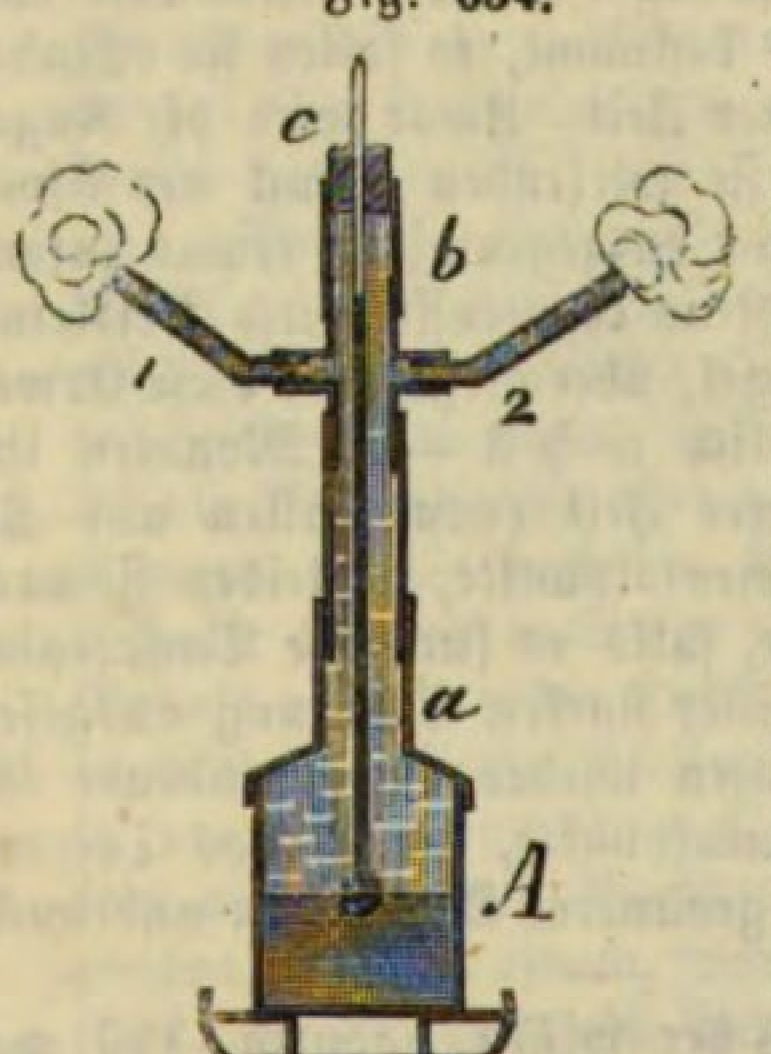
***) Im Allgemeinen geschieht sie, wie wir von Seite 28 her wissen, dadurch, daß man die Kugel und Röhre immer senkrecht und fast so weit als in letzterer die Quecksilberoberfläche reicht, in schmelzendes Eis oder aufthauenden Schnee und nachher in siedendes Wasser stellt, so lange wartet, bis die Oberfläche einen unveränderlichen Stand angenommen hat und diesen (mit einer Auflösung von Siegellack in Weingeist oder durch einen an der Röhre mittelst einer Diamantfeder d. i. eines bloß ritzenden und nicht schneidenden, gefaßten Diamantsplitters gemachten Strich) markirt.

gewendet wird, dieses vorher sorgfältig abgewaschen werden, um allen Schmutz und vorzüglich um das Salz zu entfernen, welches sich nicht selten an dem aus Eiskellern bezogenen Eise findet, indem dieses darin häufig mit Salz bestreut wird, damit es im Sommer sich länger halte, der Schmutz aber und vorzüglich das Salz macht, daß der Schnee und das Eis bei einer andern Temperatur schmelzen, als wenn sie rein sind, in welchem Falle ihr Schmelzpunkt (ihre Schmelztemperatur) stets ganz die nämliche bleibt. Die Bestimmung des Siedpunktes betreffend, so muß dazu nicht nur gut destillirtes Wasser angewendet werden *), sondern bei allen Siedpunktsbestimmungen muß die Thermometerkugel immer gleich tief in das siedende Wasser eintauchen, und auch das Quecksilber in der Röhre stets wie jenes in der Kugel einer gleichen Temperatur ausgesetzt werden. Diesen Bedingungen wird vollkommen und am leichtesten dadurch entsprochen, daß man in allen Fällen die Thermometerkugel nur mit der untern Hälfte ins siedende Wasser taucht und die andere Hälfte sammt der Röhre, soweit darin das Quecksilber geht, rings herum den aus dem siedenden Wasser aufsteigenden und frei entweichenden (nicht gespannten) Dämpfen aussetzt **). Da endlich die Temperatur, bei welcher eine Flüssigkeit, also auch das Wasser, an freier Luft siedet, ebenfalls von dem Luftdrucke abhängt nnd mit diesem wächst, (die Ursache hievon, so wie vom vorigen Punkte, die höhere Temperatur des siedenden Wassers in größeren Tiefen betreffend, werden wir aus dem Folgenden einsehen lernen), so muß bei der Bestimmung des Siedpunktes der Thermometer auch auf den eben herrschenden Luftdruck, also auf den Barometerstand

*) Dieses allein findet unter sonst gleichen Umständen immer bei der nämlichen Temperatur statt, da die im gewöhnlichen Wasser enthaltenen, die Siedtemperatur desselben modificirenden Salze durch den Destillationsproceß daraus abgeschieden wurden.)

**) Der Erfahrung gemäß hat nämlich das siedende Wasser in verschiedenen Tiefen unter der Oberfläche eine ungleiche und zwar in größerer Tiefe immer eine höhere Temperatur, und die aus demselben aufsteigenden Dämpfe haben, wenn sie sich ungehindert entfernen können, ganz den nämlichen Hitzgrad, wie das siedende Wasser an der Oberfläche. Demnach bedient man sich zur Siedpunktbestimmung am besten eines cylindrischen Gefäßes A (Fig. 634) aus Weißblech, in dessen Deckel eine aus ineinander verschiebbaren Stücken bestehende Röhre a b (nach Art der Auszugröhren bei den Perspectiven) angebracht ist. Im obern Ende b derselben ist ein der Länge nach durchbohrter Korkstoppel c und gleich unter demselben sind Seitenröhren 1, 2 vorhanden. Füllt man nun das Gefäß A soweit mit destillirtem Wasser, daß die Kugel des mit der Röhre durch die Bohrung des Korkes c geschobenen und darin durch Reibung festgehaltenen Thermometers etwa zur Hälfte in das Wasser taucht, bringt nachher dieses zum Sieden und sorgt durch entsprechendes Auseinanderziehen der Stücke des Rohres a b dafür, daß bei unverändert bleibender Stellung der Kugel die Oberfläche der Quecksilbersäule in der Röhre des Thermometers immer gerade ober dem Korkpfropf sichtbar bleibt und im gehörigen Momente sich an der Röhre markiren läßt; so sind die übrigen Bedingungen, (daß die zweite Hälfte der Kugel und der Röhre, soweit darin das Quecksilber geht, von (aus den Röhrchen 1, 2) frei entweichenden Dämpfen umgeben seien,) erfüllt.

Fig. 634.



Rücksicht genommen werden. Man sollte daher die Siedpunktsbestimmung in allen Fällen stets bei einem und demselben bestimmten (natürlich auf die Temperatur 0° reducirten) Barometerstande, einem Normalbarometerstande, vornehmen. Da dies aber nicht immer möglich ist, weil man sehr häufig mit dieser Bestimmung nicht so lange warten kann, bis gerade dieser Barometerstand wieder stattfindet, so muß man alle bei andern Barometerständen bestimmte Siedpunkte auf einen Normalbarometerstand reduciren. Als solcher wird allgemein jener von 28 Pariser Zoll angenommen, und die Reduction aller Barometerstände über 26 Pariser Zoll auf den besagten Normalbarometerstand geschieht einfach dadurch, daß man den (bei einem andern Barometerstande) gefundenen Fundamentalabstand (S. 29) so oft Mal um 794 Milliontel oder nahe 8 Zehntausentel seiner Länge (d. i. der Abstand des Aufthauuung- und Siedpunktes von einander) verkleinert oder vergrößert, um so viele Pariser Linien der beim Versuch gefundene und auf die Temperatur 0° reducirte Barometerstand respective größer oder kleiner als 28 Pariser Zoll ist. Demnach findet man leicht die auf 28 Pariser Zoll = 336 Linien Barometerstand reducirte Länge l_1 des Fundamentalabstandes nach der Formel $l_1 = l(1 - d.0{\cdot}000794)$, wenn l die bei einem andern Barometerstande b gefundene Länge dieses Abstandes und $d = b - 336'''$ d. i. den in Pariser Linien ausgedrückten Unterschied zwischen den bei vorgenommener Bestimmung des Siedpunktes beobachteten und den Normalbarometerstande bedeutet, also jenachdem ersterer größer oder kleiner ist als letzterer das Zeichen + oder — führt *).

Die Eintheilung des so corrigirten und überhaupt als genau bestimmt vorausgesetzten Fundamentalabstandes geschieht (am besten wieder mittelst der in der Anmerkung *) in Erinnerung gebrachten oder einer ähnlichen Theilmaschine entweder auf der Thermometerröhre selbst (mit Hilfe einer Diamantfeder), oder dieser Röhre zur Seite auf einer Schiene von Metall, Bein oder Holz, auf welcher die Röhre (während die Kugel über das Ende der Schiene hervorsteht, oder in eine Vertiefung derselben eingesenkt ist), ihrer ganzen Länge nach aufliegend, mit darüber hingezogenem Drahte oder übergeschraubten kleinen Metallbügeln befestigt wird. Eine Correction der beobachteten Thermometerstände wegen der Ausdehnung des Materials, worauf die Eintheilung (die Scale) verzeichnet sich befindet, ist nicht erforderlich, weil der Fehler, der durch Vernachlässigung dieser Correction begangen wird, in allen Fällen wegen seiner Kleinheit außer dem Bereiche der Messung liegt. Die Eintheilung des Fundamentalabstandes wird zwar gewöhnlich nur unter den Aufthauungspunkt hin, bis nahe an den Gefrierpunkt des Quecksilbers (— 31° 2 R.) fortgesetzt,

*) Die praktische Ausführung der besprochenen Correction oder Reducirung eines beobachteten Fundamentalabstandes läßt sich aber sehr leicht mittelst der auf S. 159 und 160 beschriebenen Theilmaschine ausführen, indem man nämlich an ihr die Länge dieses beobachteten und markirten Fundamentalabstandes genau mißt, dann berechnet, wie viel Umbrehungen der Schraube (Ss) oder aliquote Theile einer Umbrehung auf 0·0008tel der gemessenen Länge gehen und dann diese Größe (8 Zehntausendtel) von dem ganzen gemessenen Fundamentalabstande entsprechend oftmals wegnimmt oder zu demselben hinzufügt.

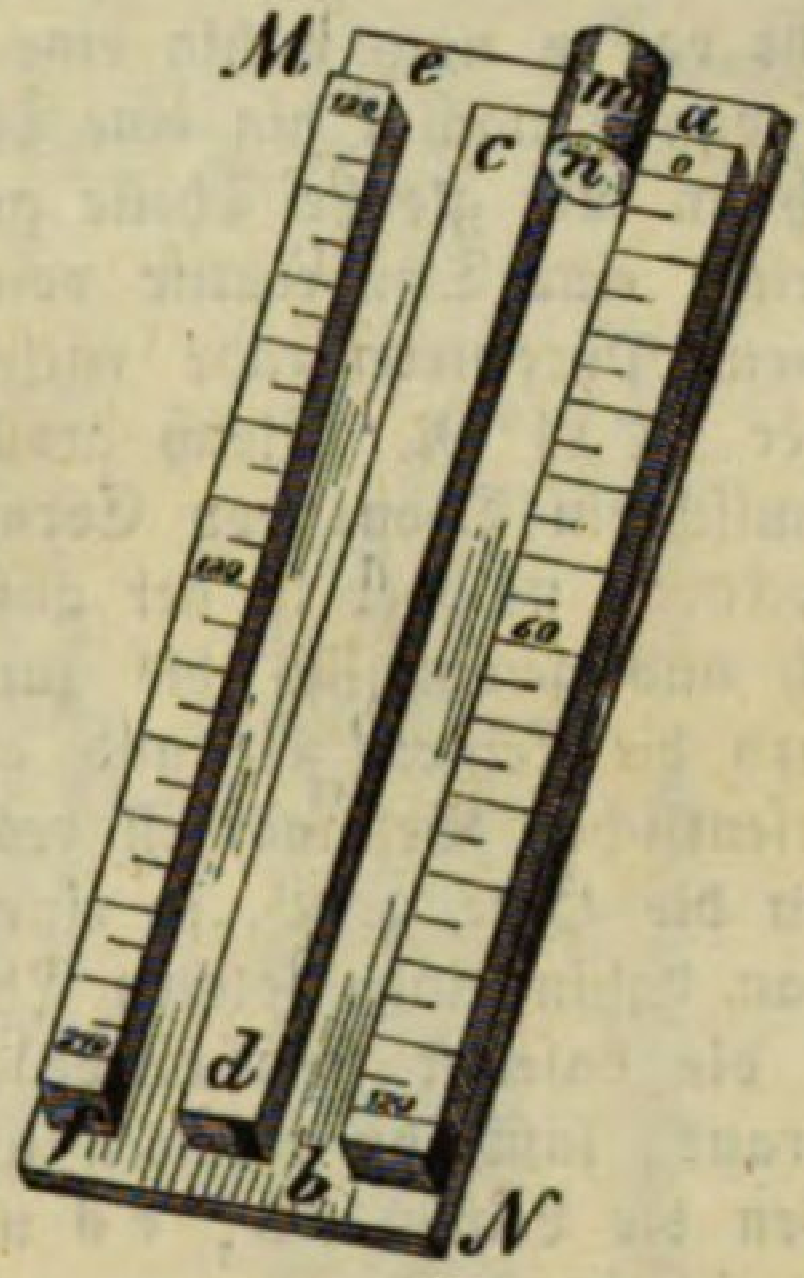
oft aber auch auch weit über den Siedpunkt hinaus (natürlich wenn die Röhre die dazu erforderliche Länge erhalten hat) aufgetragen, so daß man mit einem solchen Quecksilberthermometer alle Temperaturen nahe vom Gefrierpunkte des Quecksilbers bis in die Nähe seines Siedpunktes (280° R.) (versteht sich weit über 80° R. und unter 0° hinabfallende Temperaturen wegen der für diese nicht gleichförmigen Ausdehnung und Zusammenziehung des Quecksilbers unmittelbar nur mit annähernder Genauigkeit) messen kann. Eine Tabelle Nr. XVII am Ende des Buches gibt die beobachteten, hohen Graden des Quecksilberthermometers entsprechenden wahren Wärmegrade.

§. 182. Das Weingeistthermometer. Es dient bekanntlich vorzüglich für niedrigere Temperaturen, als sich mit dem Quecksilberthermometer messen lassen, und ist wegen der sehr starken Ausdehnung des Weingeistes in der Wärme ein sehr empfindliches Instrument. Zu dem schon auf S. 31 über dasselbe Gesagten ist nur noch Folgendes zuzusetzen. Das Färben des Weingeistes, welches bloß den Zweck hat, ihn im Glase leichter sichtbar zu machen, muß mit einem Färbestoff geschehen, der sich auch mit der Zeit aus dem Weingeiste nicht abscheidet, weil sonst die Röhre undurchsichtig wird und ihr überall gleiches Kaliber verliert. Unter die bessern derartigen Färbestoffe gehört jener aus Anchusa tinctoria. Da der Alkohol an freier Luft schon bei einer weit niedrigeren Temperatur (bei 63°·76 R.) als das Wasser siedet, so wird bei Bestimmung des Siedpunktes eines Weingeistthermometers die freie Ausdehnung des Alkohols dadurch gehindert, daß die bei 63°·76 R. aus dem siedenden Alkohole sich entwickelnden und in der zugeschmolzenen Röhre zurückgehaltenen Dämpfe auf die Oberfläche des Alkohols drücken, und dieses Hinderniß ist nebst der dem Weingeiste an und für sich eigenen Ungleichförmigkeit der Ausdehnung in höheren Temperaturen der Grund, warum der Gang eines Weingeistthermometers zwischen dem Aufthauungs- und Siedpunkte weniger regelmäßig ist, als jener eines Quecksilberthermometers und beide Instrumente innerhalb der besagten Gränzen in ihren Anzeigen nie übereinstimmen. Unterhalb des Aufthauungspunktes, wo die besagte Unregelmäßigkeit der Ausdehnung wegfällt, ist der Gang des Weingeistthermometers eben so richtig, ja in der Nähe des Gefrierpunktes des Quecksilbers sogar richtiger als jener des Quecksilberthermometers *).

*) Durch die Vereinigung eines Weingeist- und eines Quecksilber-Thermometers, deren Einrichtung der gewöhnlichen nur in etwas verschieden ist, wird ein von Rutherford angegebenes sogenanntes Maximum- und Minimum-Thermometer erhalten, mittelst dessen man die höchste und die niedrigste Temperatur erfährt, welche an einem Orte innerhalb einer bestimmten Zeit stattfindet, ohne daß man während dieser Zeit Thermometerbeobachtungen anzustellen braucht. Die Fig. 635 stellt ein solches Instrument vor. Das Quecksilberthermometer a b und das Weingeistthermometer c d sind auf einer Platte M N in horizontaler Lage festgemacht, so daß die in der Platte versenkten Kugeln a, c nach entgegengesetzten Seiten gekehrt sind. Im leeren Theile der Röhre des Quecksilberthermometers befindet sich ein darin leicht hin und her gleitender Stift o aus Stahl- oder Eisendraht und in der Flüssigkeitssäule des Weingeistthermometers schwimmt ein ebenfalls leicht hin und her beweglicher Glasstift r, von einer Farbe, die ihn vom Weingeiste auffallend unterscheidet. Hat man durch entsprechendes Neigen der Platte M N, mit den darauf befestigten Thermometern (indem

§. 183. Das Pyrometer. Wie wir von Seite 860 her wissen, können alle Temperaturen, welche zwar höher als jene des siedenden Wassers, aber niedriger als die des siedenden Quecksilbers (280° R.) sind, mit dem Quecksilberthermometer gemessen werden, wenn die Röhre lang genug und die Scale (die Fundamentalabstand-Eintheilung) auch über den Siedpunkt des Wassers hinauf fortgesetzt ist. Jedoch zum Messen höherer Wärmegrade und der Hitzgrade, z. B. eines Porzellan- oder eines Schmelzofens u. s. w. ist es natürlich unbrauchbar, und man bedient sich hierzu anderer Mittel. Die Hitzgrade werden mittelst der sogenannten Pyrometer gemessen, unter denen das Wedgwood'sche (nach dem Erfinder Wedgwood so benannt) das gebräuchlichste ist, oder wenigstens vor Kurzem noch war. Dasselbe beruht auf der Eigenschaft des Thones, in der Hitze sich zusammenziehen und besteht (wie Fig. 636 zeigt) in bequemster Form aus drei metallenen (messingenen) Leisten a b, c d und e f, deren jede etwas über 6 englische Zolle lang ist und die auf einer massiven Metallplatte (Messingplatte) M N neben einander, und nach der nämlichen Seite hin

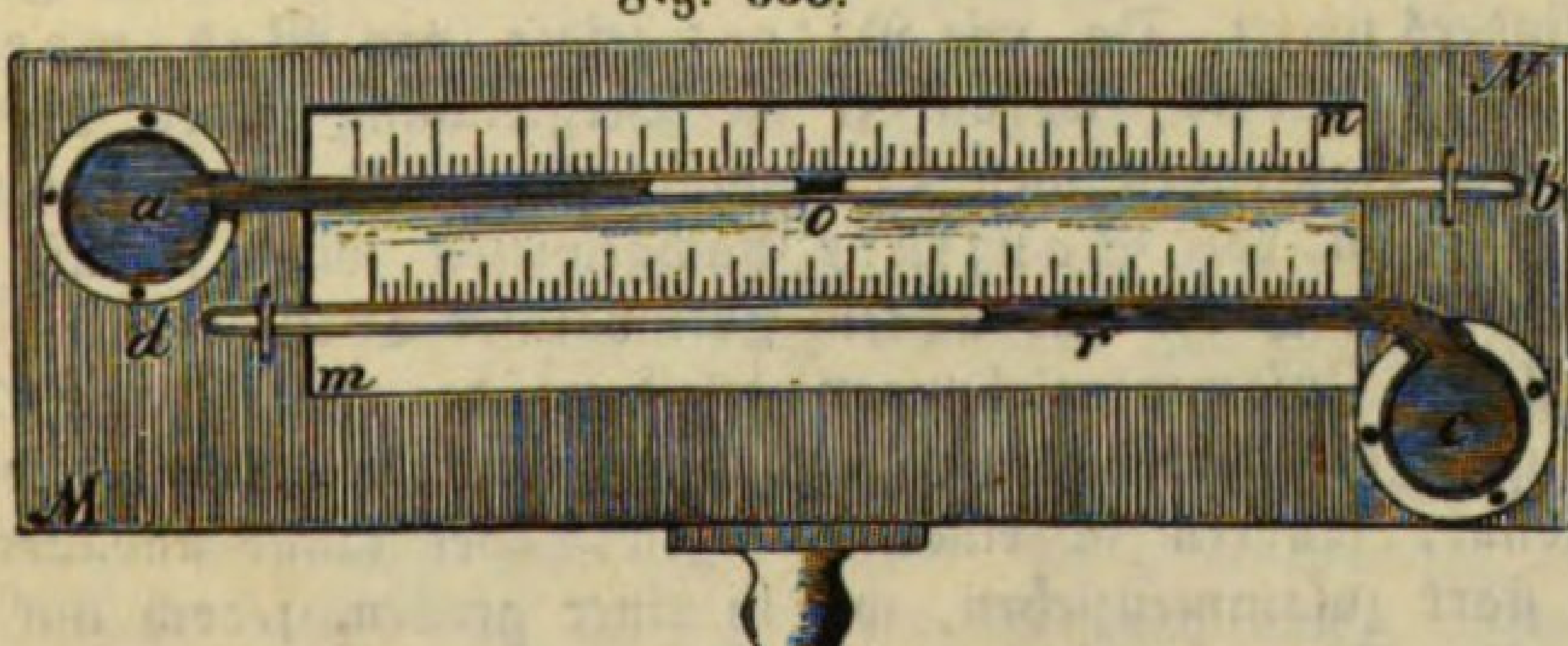
Fig. 636.



---

das Ende M gesenkt und das Ende N gehoben wird) die beiden Stiften o und r bis an die Oberflächen der Flüssigkeitssäulen in den Thermometern gleiten gemacht und bringt

Fig. 635.



diese hierauf in die horizontale Lage, so nimmt bei wachsender Temperatur die Oberfläche der sich verlängernden Quecksilbersäule und bei Abnahme der Temperatur die Oberfläche der kürzer werdenden Weingeistsäule den betreffenden Stift (erstere den Stift o und letztere den Stift r) so lange mit sich fort, als die Zu- oder Abnahme der Temperatur dauert. Tritt dann bei (nach vorhergegangener Temperaturzunahme) wieder abnehmender Temperatur eine Verkürzung der Quecksilbersäule oder bei (nach vorhergegangener Temperaturabnahme) wieder wachsender Wärme eine Verlängerung der Weingeistsäule ein, so bleibt im ersteren Falle der Stahlstift (o) im letzteren der Glasstift (r) dort liegen, wo ihn vorher die betreffende Flüssigkeitsoberfläche hingeschoben hatte. Die diesen Flüssigkeitsoberflächen zugekehrten Enden der (liegengebliebenen) Stiften zeigen mithin dann und zwar das Stahlstiftende die höchste und das Glasstiftende die niedrigste Temperatur während des verflossenen Zeitraumes an. Die Scalen der Thermometer werden am besten auf matt geschliffenem Glase verzeich-

convergirend, so befestigt sind, daß der Abstand der Enden a und c von einander 0·5 engl. Zolle, der Abstand des Endes b von d und ebenso des Endes c von e 0·4 engl. Zolle und endlich der Abstand der Enden d und f von einander 0·3 engl. Zolle beträgt. Auf der einen Leiste ab geht von a nach b hin eine Theilung von 0 bis 120 und auf der Leiste ef von e nach f hin eine Theilung von 120 bis 240 (jeder Zoll ist nämlich in 20 gleiche Theile getheilt); dem Anfangs- oder Nullpunkte entspricht eine Temperatur von 1077° nach Fahrenheit oder 464·4 R. und einem Pyrometergrade entspricht eine Temperaturzunahme um 132° F. oder 44·44° R. Gleich große Cylinder, wie m in der Figur, aus eigens gemischtem Thone von Cornwallis, die bei der Siedhitze des Wassers getrocknet, nachher in der anfangenden Rothglühhitze gebrannt wurden und sich nun gewöhnlich bis zum 5ten oder 7ten Wedgwood'schen Grad zwischen die Leisten ab und cd hineinschieben lassen, machen den zweiten wesentlichen Bestandtheil des Instrumentes aus. Will man nun mit diesem die Hitze, z. B. in einem Schmelzofen u. s. w. bestimmen, so bringt man dahin einen solchen Thoncylinder, beläßt diesen so lange darin, bis er die daselbst herrschende Hitze angenommen hat, nimmt ihn nachher heraus, läßt ihn erkalten und schiebt ihn hierauf, so weit es geht, zwischen die Leisten ab, cd und ef hinein, sieht an der auf diesen Leisten verzeichneten Scale, um wie viele Grade er nun weiter hineingeht, als bevor er der besagten Hitze ausgesetzt worden und zählt jetzt für jeden dieser Grade 44·44° R. zu der dem Nullpunkte der Scale entsprechenden Temperatur von 464·4° R. hinzu. Die Anzahl Grade, um welche ein Thoncylinder schon vor der Anwendung, d. i. unmittelbar nach dem Trocknen und Brennen, tiefer als bis an den Nullpunkt zwischen die Leisten sich einschieben läßt, wird gewöhnlich an der vorderen kleineren Fläche n des Thoncylinders notirt. Da, wie Pictet zeigte, von Wedgwood die Ausdehnung des Silbers, worauf er die Vergleichung seiner Pyrometerscale mit der des Fahrenheit'schen Thermometers gründete, unrichtig bestimmt, da ferner schon von Saussüre nachgewiesen wurde, daß verschiedene Thoncylinder, auch die aus ächtem Cornwalliser Thon, in gleichen Hitzgraden ungleiche Zusammenziehungen erleiden, da endlich nach Daniell's Erfahrungen die erwähnten Thoncylinder sich keineswegs der Wärme proportional, sondern in einer mäßigen, aber lange andauernden Hitze eben so stark zusammenziehen, wie in einer großen, jedoch nur kurze Zeit einwirkenden Hitze, so verdienen die Angaben des besprochenen Pyrometers gar kein Vertrauen.

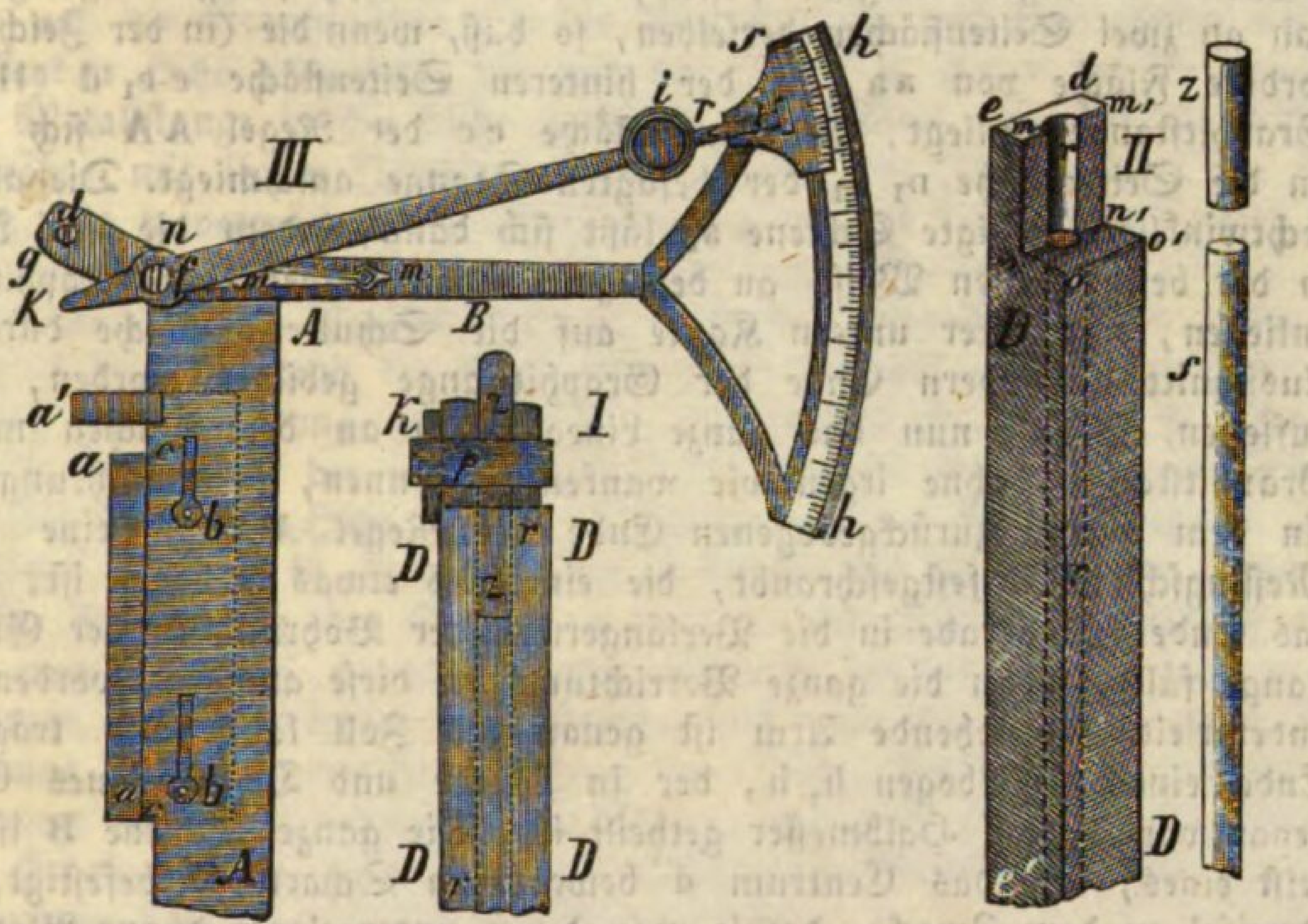
Ein empfehlenswerthes, schätzbares Instrument dieser Art ist hingegen das von Daniell construirte Pyrometer. Die Anzeigen desselben sind das Resultat des Unterschiedes in der Ausdehnung des Eisens oder Platins und des Graphits, und es enthält zwei von einander abgesondert

---

net (es kann entweder, wie bei dem in der Figur abgebildeten Instrumente, ein Streifen mn solchen Glases in die Platte MN eingesetzt sein oder die ganze Platte aus matt geschliffenem Glase bestehen) weil sich da der Thermometerstand und die Stellung der besagten Stiften gut wahrnehmen läßt. Die Krümmung der Röhre des Weinsteinthermometers zunächst an der Kugel ist erforderlich, damit bei etwaiger Hebung des Endes M der Stift r nicht in die Kugel c hineingleiten kann.

bestehende Theile, jenen, welcher der Hitze ausgesetzt wird, und dann den eigentlichen Meßapparat. Ersterer ist eine solide, 8 engl. Zoll lange, 0·7 Zoll breite und eben so dicke, aus einem gewöhnlichen Graphittiegel herausgeschnittene Graphitstange DD, DD (Fig. 637 bei I und II). In diese ist der Länge nach durch die Mitte ein rundes (bei I und II punktirt angezeigtes) Loch, von 0·3 Zoll Durchmesser und 7·5 Zoll Tiefe gebohrt.

Fig. 637.



Diese viereckige Stange ist am oberen Ende an der einen Seite, etwa in einer Länge von 0·6 Zoll und bis zur Tiefe des halben Durchmessers der Bohrung ausgeschnitten (in der Figur ist bei II m n o, m_1 n_1 o_1 dieser Ausschnitt). In die Bohrung r wird eine 6·5 Zoll lange Stange s aus Eisen oder Platin versenkt, so daß sie am untern geschlossenen Ende der Graphitröhre aufsitzt, und auf das obere Ende dieser Stange wird in die Bohrung ein etwa 1·5 Zoll langer Porzellancylinder z, der sogenannte Index, aufgesetzt, welcher daher über das obere, offene Ende der Graphitröhre hervorragt. Derselbe wird an seiner Stelle durch einen Reif oder Streifen p aus Platin festgehalten, der um die Graphitstange und den Porzellancylinder herumgeht, und durch einen kleinen Porzellankeil k, den man zwischen die Graphitstange und den Streifen eintreibt, wird letzterer an den Porzellancylinder und dieser an die Graphitstange ziemlich fest angedrückt. Es leuchtet ein, daß, wenn man eine solche Vorrichtung einer hohen Temperatur aussetzt, die Metallstange, in dem Maße als sie sich mehr ausdehnt wie die Graphitstange, den Index nach außen (aus der Graphitröhre weiter heraus) schieben und ihn, wenn der Apparat nachher wieder erkaltet, an der Stelle der größten Verschiebung stehen lassen wird. Es handelt sich dann nur um eine genaue Messung der Distanz, um welche der Index aus seiner ursprünglichen Stellung vorwärts getrieben wurde, und dazu dient der zweite Haupttheil des ganzen Pyro-

meters d. i. der sogenannte Meßapparat. Derselbe gestattet selbst die kleinsten Verschiebungen des Index fast mit astronomischer Genauigkeit zu messen und besteht aus einer Regel (aus einem Lineale) A A von Messing (Fig. 636 bei III), an deren einer (in der Zeichnung rückwärtigen) Seitenfläche eine zweite derartige, aber kleinere Regel a, a mittelst Schrauben b, b, auf der andern (vordern) Fläche hingegen die kleine Schiene a_1 zu A A rechtwinklig befestigt ist. Die besagten zwei mit einander vereinigten Regeln passen, an die Graphitstange angelegt, genau an zwei Seitenflächen derselben, so daß, wenn die (in der Zeichnung) vordere Fläche von a a an der hinteren Seitenfläche e e_1 d (II) der Graphitstange anliegt, die Kantenfläche c c der Regel A A sich genau an die Seitenfläche n_1 o_1 der besagten Stange anschmiegt. Die an A A rechtwinklig befestigte Schiene a_1 läßt sich dann, indem die zwei Regeln in der beschriebenen Weise an den zwei Seitenflächen der Graphitstange anliegen, mit ihrer untern Kante auf die Schulter, welche durch den Ausschnitt am obern Ende der Graphitstange gebildet worden, genau aufsetzen, so daß nun das ganze Linealsystem an drei Flächen mit der Graphitstange, ohne irgendwie wanken zu können, in Berührung steht. An dem oberen zurückgebogenen Ende der Regel A A ist eine andere Messingschiene B festgeschraubt, die einerseits etwas gebogen ist, so daß das Ende (g) gerade in die Verlängerung der Bohrung in der Graphitstange fällt, wenn die ganze Vorrichtung an diese angelegt worden. Der andererseits vorstehende Arm ist genau 5·5 Zoll lang und trägt am Ende einen Kreisbogen h, h, der in Grade und Drittel eines Grades genau von 5 Zoll Halbmesser getheilt ist. Die ganze Schiene B ist mittelst eines, um das Centrum d beweglichen Scharniers befestigt, ohne Zweifel zu dem Zwecke, damit man durch untergelegte dünne Bleche den Bogen h, h so weit heben kann, daß der Nonius s auf dem Nullpunkt des besagten Bogens einsteht, wenn vor dem Versuche die Spitze k des gleich zu erwähnenden Armes k l das obere Ende des Index z, z berührt, wodurch die Messung bequemer wird, obgleich man auch von jedem niedrigern Punkt der Eintheilung zu einem höheren übergehen kann. Um das Centrum des Bogens h, h dreht sich ein leichterer Arm k l. Das eine Ende l desselben trägt einen, auf dem Gradbogen gleitenden, diesen in Minuten theilenden Nonius s und das andere eine Stahlspitze k, deren Abstand vom Centrum f genau 0·5 Zoll oder $\frac{1}{10}$ des Halbmessers f s und auch dem gegenseitigen Abstand der zwei Mittelpunkte f und d gleich ist. In einem Ausschnitte des das Bogenstück h, h tragenden Armes B ist eine kleine Stahlfeder m, m festgeschraubt, welche gegen einen aus der Rückseite des Noniusträgers k l hervorragenden Stift n drückt und hiedurch diesen Träger hebt, so daß sein Ende k jederzeit mit der obern Endfläche des Index z, z in Berührung bleibt. i ist eine Lupe, die in der Zeichnung flach auf den Träger k l niedergelegt erscheint, sich aber bei l und r um Scharniere bewegen und dadurch so stellen läßt, daß man die Scale am Bogen h, h, und den Stand des Nonius auf derselben genau beobachten kann. Der Gebrauch des Instrumentes ist nun von selbst klar. Wenn nämlich damit eine Hitzgrad-Messung gemacht werden soll, so wird in die Höhlung der Graphitröhre zuerst die Metallstange s, hierauf der porzellanene Index z, z eingeschoben, so daß letzterer auf dem obern Ende von

s aufsitzt, derselbe nun mittelst des früher erwähnten Platinstreifens und Porzellankeiles in dieser Stellung festgemacht und nun die Regel des Meßapparates in oben angegebener Weise so genau an die Graphitröhre angelegt, daß die betreffenden Flächen beider (der Regel und der Röhre) zur innigen Berührung kommen, wobei der Nonius eigentlich auf dem Nullpunkte der Scale einstehen soll, wenn die Stahlspitze k das obere Ende des Index berührt, obgleich er auch auf irgend einem andern Scalepunkt einstehen kann. Alsdann wird der Meßapparat wieder weggenommen und die Graphitröhre mit der Metallstange und dem Index der zu messenden Hitze ausgesetzt, wo nun der Index zu Folge der Ausdehnung der Metallstange in die Höhe geschoben wird. Man läßt hierauf die Graphitröhre mit ihrem Inhalte erkalten, wobei der Index wegen der Reibung, die er vermöge seiner Einklemmung mittelst des Platinstreifens und des Keiles erfährt, nicht mehr in seine vorige Stellung zurückfällt, legt jetzt abermals den Meßapparat an, liest den Stand ab, den dann der Nonius hat, während die Stahlspitze k wieder mit dem obern Ende des Index in Berührung gebracht ist, und erhält so mittelst der Anzahl Grade, um welche der jetzige Stand des Nonius vom vorigen verschieden ist, die durch die Hitze erzeugte Verlängerung der Metallstange s. Das Ziel des Ganzen ist demnach kein anderes, als die durch die Hitze bewirkte Ausdehnung der Stange s mit größter Schärfe vermittelst einer Art von Fühlhebel zu messen und hiernach die betreffende Hitze zu bestimmen. Es ist nämlich einleuchtend, daß man aus der bekannten Ausdehnung des Materials der Stange, des Eisens oder des Platins, bei bestimmter ursprünglicher Länge der Stange und dem gegebenen Verhältnisse der Hebelarme, die vom Nonius durchlaufenen Grade leicht auf die eines bekannten Thermometers zurückführen könne.

Unter der Voraussetzung, daß von der gewiß nur äußerst geringen Ausdehnung oder Schwindung des Graphits in der Hitze abgesehen werde, wie dies auch Daniell that, handelt es sich also bei dem Instrumente bloß um die Bestimmung der durch die Hitze bewirkten absoluten Ausdehnung der Stange (s), welche aus den Anzeigen der Scale des Bogenstückes h, h nach dem Satze geschieht, daß die Sehne des auf der Scale abgelesenen Bogens zum Halbmesser von h, h sich eben so verhält, wie das Doppelte des (aus einer Tafel der natürlichen Sinuse genommenen) Sinus der Hälfte des abgelesenen Bogens zu 1. Wird mittelst dieser Proportion die besagte Sehne berechnet, so braucht man den gefundenen Werth, (da der Halbmesser von h h 10 Mal größer ist als der Halbmesser f k) nur durch 10 zu dividiren, und hat dann die fragliche absolute Ausdehnung der Stange (s). Gesetzt, es betrüge der auf der Scale abgelesene Bogen 4^0, so fände man, da der natürliche Sinus von $2^0 = 0{\cdot}0348995$ ist, aus der Proportion $x : 5'' = 0{\cdot}0348995 \times 2 : 1$ die Sehne x des Bogens von $4^0 = 0{\cdot}0348995$ Zoll und durch Division dieses Werthes mit 10 die erfolgte absolute Ausdehnung der Stange (s) = 0·348995 Zoll. Man sieht, daß, da die Multiplication mit 2 und mit 5 constant bleibt und durch die nachfolgende Division mit 10 immer aufgehoben wird, die besagte Multiplication und Division ganz unterlassen werden kann und man nur den natürlichen Sinus der Hälfte des auf der Scale abgelesenen Bogens aufzusuchen und diesen Sinus als den Decimalbruch eines Zolles zu lesen habe. Da übrigens die Sehnen so kleiner Bögen, wie sie auf der Scale zu messen kommen, und welche nie mehr als 10^0 betragen, diesen Bögen sehr nahe proportional sind, so können letztere (die Bögen) selbst ohne merklichen Fehler als das Maß der zu bestimmenden Ausdehnung betrachtet werden. Die folgende kleine Tafel, welche den Werth eines Grades und der Minuten angibt, dürfte daher für die Praxis nützlich sein.

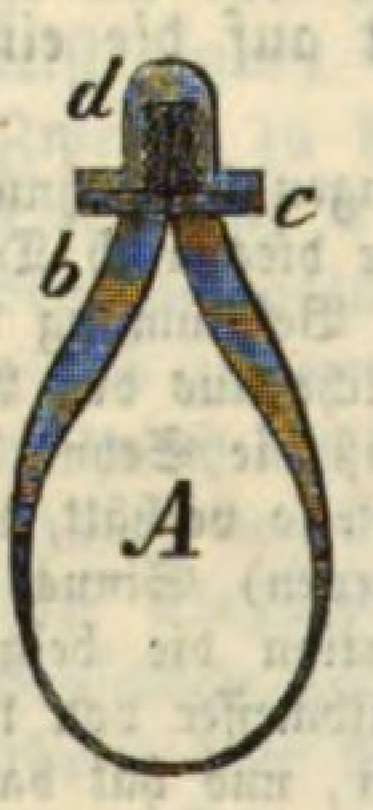
1° 0′ = 0·00872 Zoll	0° 10′ = 0·00145 Zoll
0 30 = 0·00436 „	0 5 = 0·00072 „
0 20 = 0·00290 „	0 2 = 0·00029 „
0 15 = 0.00218 „	0 1 = 0·00014 „

Nach dieser Tafel ergibt sich (durch Multiplication von 0·00872 mit 10 für die Sehne von 10° der Werth 0·0872, während er in Wirklichkeit 0·0871 ist; die Differenz von $^1/_{10000}$tel Zoll kann jedoch in den meisten Fällen außer Acht gelassen werden.

Obgleich eine genaue Uebereinstimmung einer großen Zahl von Daniell selbst unternommener Messungen unter sich und mit andern Erfahrungen sehr für das in Rede stehende Pyrometer sprechen, so ist doch nicht zu verkennen, daß dasselbe deswegen nicht ganz frei von Unsicherheit ist, weil, abgesehen von der gewiß stattfindenden und unberücksichtigt belassenen Einwirkung der Hitze auf die Graphitröhre, es auch leicht geschehen kann, daß der Platinstreifen p zu Folge in der Hitze eintretender Verlängerung und das gleichzeitig schwindende Platinstück den Index etwas weiter fortgleiten läßt, als die Ausdehnung der Stange allein es bewirkt. Andererseits kann der Platinstreifen, indem er etwas gestreckt wird, federnd das Porzellanstück beim Erkalten wieder etwas zurückziehen. Im ersteren Falle würde hiernach die Hitze zu groß, im letzteren dagegen zu klein gefunden werden. Zu allen dem kommt das noch keineswegs genau bestimmte Verhalten des porzellanenen Index beim Messen hinzu, und man sieht somit, daß man auch diesem Instrumente zum Behufe sehr scharfer Bestimmung kleiner Größen nicht völlig vertrauen könne.

Ein Pyrometer, welches zwar auch keinen hohen, aber doch einen für alle technischen Zwecke völlig hinreichenden Genauigkeitsgrad gewährt und sich zugleich durch die große Einfachheit seiner Einrichtung und seines Gebrauches empfiehlt, ist das von Petersen angegebene Luftpyrometer. Dasselbe besteht aus einem hohlen, kugel- oder birnförmigen, in der Wand mäßig dicken Körper A von Platin (Fig. 638), der entweder durch Zusammenlöthen aus zwei Hälften *), oder durch Austreiben aus einem Stücke Platin erhalten wird. Der kubische Inhalt von A ist willkürlich; jedoch reicht ein Kubikzoll selbst als Maximum genommen, für die meisten, insbesondere für alle technischen Zwecke vollkommen hin, (auch ½, ja selbst ¼ Kubikzoll genügt), nur wenn es sich um Erzielung höherer Genauigkeit handelt, ist es vortheilhaft, die Versuche in größerem Maßstabe anzustellen, und daher dem Platinkörper A ein größeres Volum und mehr Wanddicke zu geben. An diesem Körper (A) befindet sich ein kurzer Hals b, welcher bei c in einen etwas breiten Rand endigt, über welchem der dünnere, etwa 2 — 3 Linien lange, cylindrische Hals zu einer männlichen Schraube geschnitten ist, auf die das mit einer hohlen Schraube versehene Hütchen d aus Platin sich so aufschrauben läßt, das der Rand des letzteren mit dem Rande c zur Berührung kommt. Es ist der Verschluß, der so erzielt wird, gewöhnlich ohnehin kein luftdichter; sollte er es aber zufällig sein, was man durch eine einfache Probe leicht ermitteln kann, so wäre demselben und zwar in der Art abzuhelfen, daß der Communicationsweg zwi-

Fig. 638.

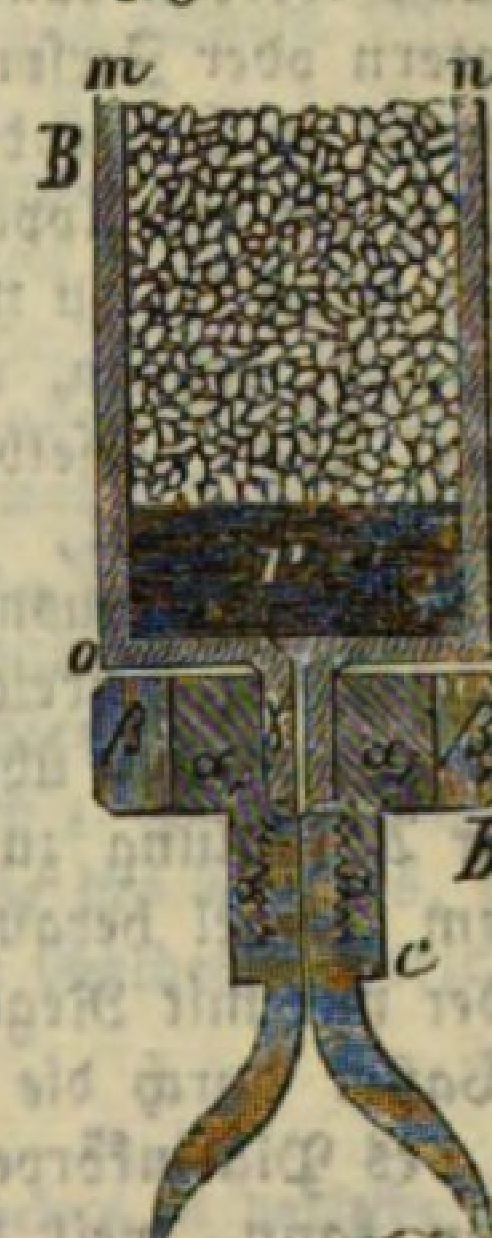


---

*) Das Zusammenlöthen geschieht im stärksten Feuer mittelst eines sehr dünnen Goldblattes, welches zwischen die mit den Rändern übereinander geschobenen Hälften von A eingelegt wird und in dem besagten Feuer mit den Platinflächen der beiden Hälften sich so innig verbindet, daß die Verbindungsstelle, ohne zu schmelzen, fast die nämliche Hitze wie das Platin selbst erträgt.

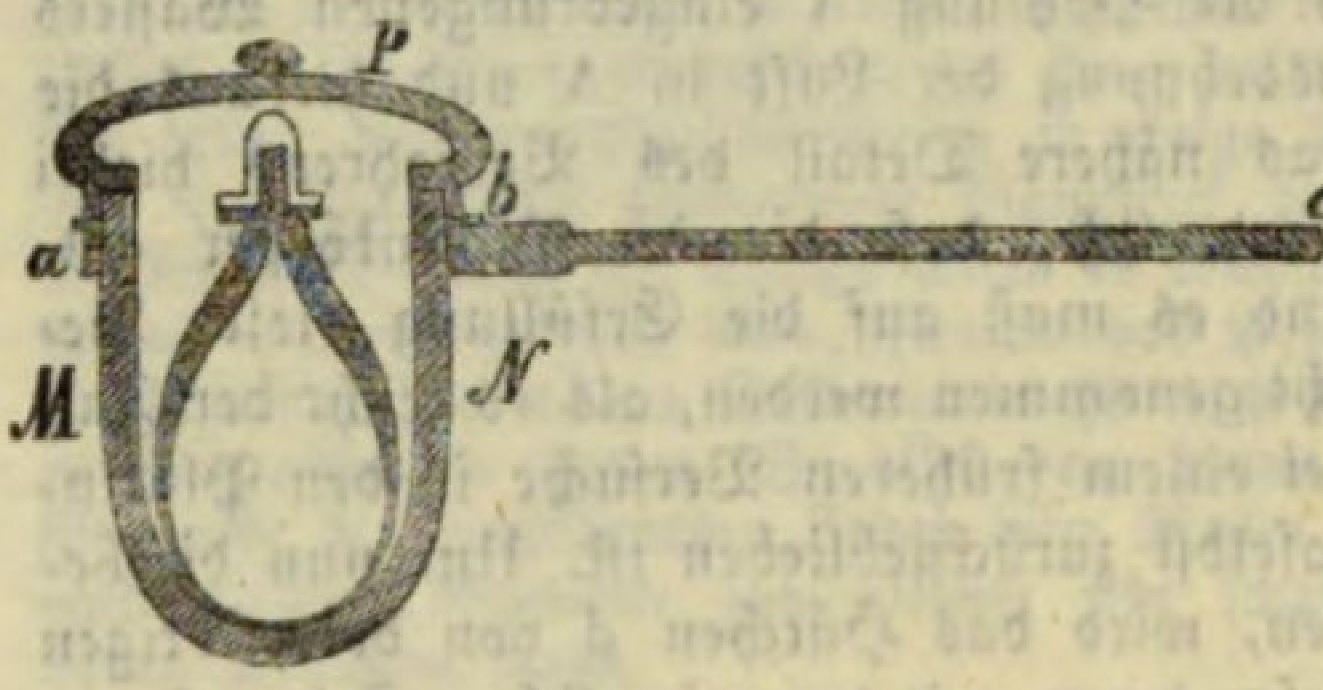
schen der Höhlung des Körpers A und der Umgebung des letzteren immer nur ein äußerst enger ist, die Luft daher eben so aus der besagten Höhlung A heraus, wie in dieselbe hinein nur sehr langsam dringen kann. Beim pyrometrischen Gebrauche wird der vorher mit wohl getrockneter Luft gefüllte und nachher mit dem Hütchen d in besagter Weise (nicht völlig luftdicht) verschlossene Platinkörper so lange der zu prüfenden Hitze ausgesetzt, bis man versichert sein kann, daß er und die Luft in demselben diese Hitze völlig angenommen haben, hierauf schnell in Wasser geworfen, darin bis zu seiner früheren Temperatur abkühlen gelassen und dann aus dem Gewichte des in die Höhlung A eingedrungenen Wassers die durch die Hitze bewirkte Ausdehnung der Luft in A und hieraus die Höhe dieser Hitze bestimmt. Das nähere Detail des Verfahrens hiebei ist folgendes. Vor allem ist erforderlich, daß die im Platinkörper enthaltene Luft ganz trocken sei, und es muß auf die Erfüllung dieser Bedingung um so sorgfältiger Bedacht genommen werden, als es leicht der Fall sein könnte, daß ein Theil des bei einem früheren Versuche in den Platinkörper eingedrungenen Wassers daselbst zurückgeblieben ist. Um nun die besagte Bedingung sicher zu erreichen, wird das Hütchen d von dem übrigen Platinkörper abgenommen und dieser dann mit der männlichen Schraube an seinem Halse in den durch Fig. 639 dargestellten Apparat **B**, **B** eingeschraubt, so daß die Ränder bei c abermals zur genauen Berührung kommen. Dieser Apparat besteht aus einem cylindrischen Messingstücke $\alpha\,\alpha\,\alpha_1\,\alpha_1$, an dem der untere Theil $\alpha\,\alpha$ eine hohle Schraube zur Aufnahme der besagten männlichen Schraube enthält, der obere dickere Theil $\alpha_1\,\alpha_1$ aber in einer hölzernen Hülle $\beta\,\beta$ steckt, um ihn daran fassen und halten zu können, ohne, wenn das Messingstück heiß wird, die Finger zu beleidigen. In der Mitte des Messingstückes und seiner Länge nach geht ein enger Kanal durch, der am obern Ende zu einer konischen, wohl ausgeschmirgelten Oeffnung sich erweitert. In diese paßt die konische Verlängerung γ der messingenen Röhre m n o p, welche auf ihrem Boden über dem feinen durch die Verlängerung gehenden Kanale eine Lage r trockener Baumwolle festgedrückt enthält und darüber bis ans Ende mit Chlorcalcium-Stücken angefüllt ist. Soll nun das Pyrometer zu einer Messung gebraucht werden, so schraubt man das Hütchen d von dem Körper A ab, dagegen den Apparat **B B**, jedoch ohne der Röhre m n o p, auf, erhitzt den Körper A über einer Weingeistlampe bis mehrere Grade über den Siedpunkt des Wassers, so daß das Messingstück, welches man an seiner hölzernen Hülle $\beta\beta$ hält, mindestens bis zur Siedhitze gelangt, mithin alle Feuchtigkeit entweichen muß, entfernt hierauf die Lampe und steckt gleichzeitig die unterdeß in Bereitschaft gehaltene Röhre m n o p auf, wo dann bei allmäliger Abkühlung des Körpers A in denselben an die Stelle der durch die Hitze ausgetriebenen feuchten Luft durch das Chlorcalcium völlig getrocknete Luft eindringt. Man kann diese sehr leichte Operation mehrere Male wiederholen, um nicht fürchten zu müssen, daß der Körper A nach dem Erhitzen noch Dampf enthalten und dieser bei der Abkühlung darin sich wieder niederge-

Fig. 639.



schlagen habe. Ist man der vollkommenen Austrocknung versichert, so entfernt man den Apparat **BB** vom Körper **A**, schraubt das Hütchen d auf letzteren auf, und es ist nun das Pyrometer zum Gebrauch hergerichtet. Zu diesem Ende kann dasselbe einfach unmittelbar in die zu messende Hitze gebracht werden; besser ist es aber, insbesondere bei sehr hohen Hitzgraden, diesen das Pyrometer, in einem Graphittiegel eingeschlossen, auszusetzen. Dieser Tiegel **MN** (Fig. 640) muß eine dem Pyrometer angemessene Größe haben, so daß letzteres darin freien Spielraum hat, und er ist in einem massiven

Fig. 640.



eisernen, zur Verhütung des Verbrennens mit Thon beschlagenen Ringe **a b** befestigt, welcher letztere an einer massiven eisernen Stange **b c** festsitzt, deren Länge hinreicht, um den Tiegel mitten in die stärkste Hitze zu bringen. Ueber der Oeffnung des Tiegels liegt ein nur wenig über dessen Rand hervorragender Deckel **P** so lose, daß derselbe leicht und schnell herabfallen gemacht werden kann. Für die höchsten Hitzgrade ist es, um das Zusammensintern oder Zerspringen des Tiegels zu verhüten, gut, den Tiegel und seinen Deckel noch obendrein mit einer sehr feuerfesten Thonmasse zu beschlagen. Nachdem der Apparat der Hitze so lange ausgesetzt war, als erforderlich ist, ihm selbst die zu messende Temperatur mitzutheilen und die Luft in **A** gehörig auszudehnen, wobei je nach dem Temperaturgrade ein kleinerer oder größerer Theil derselben durch die nicht luftdicht schließende Schraube des Hütchens entweicht, nimmt man den Tiegel rasch aus der Hitze (das Einsetzen und Herausnehmen des Tiegels kann auch mittelst einer denselben umfangenden, hinreichend langen Zange geschehen, wo dann der Ring a b und die Stange **b c** überflüssig sind) und wirft so schnell als möglich und ohne Zeit zur Abkühlung zu lassen, den Deckel **P** herab und das Pyrometer **A** aus dem Tiegel heraus in ein schon bereitstehendes Behältniß mit destillirtem oder nur mit Regenwasser. Bei der so stattfindenden Abkühlung dringt das Wasser durch die feinen Kanäle der Hütchenschraube in den inneren Raum **A** des Platinkörpers ein, ohne daß die darin noch vorhandene Luft entweichen kann, weil die am meisten massive Spitze dieses Körpers als dessen spezifisch schwerster Theil sich im Wasser sogleich nach unten senkt. Man nimmt dann, wenn das Wasser im erwähnten Behältnisse sammt dem Platinkörper auf die Temperatur gekommen ist, welche dieser Körper und die ausgetrocknete Luft darin unmittelbar vor dem Versuche hatte (man wählt als eine solche Normaltemperatur am besten 20° C.), den Platinkörper mit einer Zange aus dem Wasser, trocknet ihn schnell mit feinem Fließpapier ab und bestimmt auf einer empfindlichen Wage das Gewicht des eingedrungenen Wassers, wonach die durch den zu prüfenden Hitzgrad bewirkte Ausdehnung der Luft in **A** und somit dieser Grad selbst sich leicht ergibt *).

*) Denn wurde ein für alle Male das Gewicht des Wasserquantums bestimmt, welches bei 20° C. im Pyrometer Platz hat, so ergibt sich aus diesem Gewichte und

Ein anderes Luftpyrometer, dessen Einrichtung und Anwendung jedoch viel complicirter ist, welches aber auch weit genauere Messungen gestattet, als das eben beschriebene, hat Pouillet erdacht. Das Nähere über dieses Instrument und seinen Gebrauch findet man in **Pouillet's Élements de Physique.** 4. Auflage, 1. Band S. 253—269, oder in Gehler's physischem Wörterbuche 7. Band, S. 1001, und es kann hier bloß auf diese Werke hingewiesen werden.

Zum Schluß über Pyrometer muß endlich noch ein von J. Prinsep gemachter Vorschlag, Hitzgrade zu messen, besprochen werden, welcher zwar bis jetzt noch nicht wirklich ausgeführt worden zu sein scheint, dessen Ausführung jedoch schon von vorneherein zu einem einfachen, wohlfeilen, bequemen und guten Pyrometer zu führen verspricht. Dem besagten Vorschlage gemäß sollen nämlich die Hitzgrade aus den Schmelzpunkten verschiedener Metalle und Metallgemische, welche die Punkte der pyrometrischen Scale bilden, entnommen werden. Als äußerste Punkte dieser letzteren sollen das Silber und das Platin und für die Zwischengrade Legierungen aus Silber und Gold, das Gold selbst, dann Legierungen aus Gold und Platin dienen, so daß der Nullpunkt der Scale durch den Schmelzpunkt des reinen Silbers und die bis zum höchsten Grad derselben, zum Schmelzpunkt des Platins nämlich, allmälig immer höheren Grade durch die Schmelzpunkte von Metallen gebildet werden, die der aufsteigenden Reihe nach aus Legierungen von Silber mit 10, 20, 30 . . . 90 Prozent Gold, dann aus reinem Golde, ferner aus Legierungen dieses letzteren Metalls mit 1, 2, 3, 4 u. s. w. bis 99 Prozent Platin bestehen und wovon jedes zum Schmelzen einer desto höheren Hitze bedarf, je mehr es in der Reihe vom reinen Silber ab- und dem Platin nahe steht. Man erhält so 111 verschiedene, unveränderliche Schmelzpunkte, die eben so viele verschiedene fixe, für alle vorkommenden Fälle hinreichende pyrometrische Grade abgeben, nach welchen sich leicht, aber nur relative Hitze-Bestimmungen vornehmen lassen. Wird jedoch mittelst eines der oben besprochenen Luftpyrometer, am besten mittelst des Pouillet'schen vorhinein (natürlich nur ein für alle Male), der Werth der Prinsep'schen Pyrometergrade nach Thermometergraden, d. h. wird z. B. die Anzahl der Grade nach Celsius bestimmt, welche der Schmelzhitze des Silbers, der Legierung dieses Metalls mit 10, 20 u. s. w. Prozenten Goldes entspricht;

---

dem Gewichte des nach dem Abkühlen des erhitzten Pyrometers in dasselbe eingedrungenen Wassers unmittelbar das Verhältniß $\nu_1 : \nu$, d. i. des Volums, welches die Luft nach dem Eindringen des Wassers einnimmt, zu dem Volum, welches die Luft vor dem Versuche bei 20° C. in A eingenommen hat, zu welchem also das Luftvolum ν_1 durch die zu messende Temperatur t ausgedehnt war. Nun ist nach §. 142 $\nu = \nu_0(1 + 0{\cdot}00366\,t)$ und $\nu_1 = \nu_0(1 + 0{\cdot}00366 \times 20)$, wenn ν_0 das in beiden Fällen auf die Temperatur 0_0 reducirte Volum der nämlichen in A enthaltenen Luftmenge bedeutet; man hat daher $\frac{\nu}{\nu_1} = \frac{1+0{\cdot}00366\,t}{1+0{\cdot}00366\times 20}$ und erhält hieraus den in Frage stehenden Werth von t. Daß sich für jedes Pyrometer der eben beschriebenen Art leicht eine Tabelle berechnen lasse, welche neben den betreffenden Gewichten (der eingedrungenen Wassermengen) zugleich die entsprechenden Temperaturen enthält, bedarf wohl keiner Erwähnung, und es versteht sich eben so, daß der Verfertiger des Luftpyrometers selbst diese Tabelle entwerfen und dem von ihm verfertigten Apparate beigeben sollte.

so hat man an der von Prinsep vorgeschlagenen Metallreihe offenbar ein recht gutes Pyrometer, welches, da es sich immer und überall ganz in der nämlichen Beschaffenheit verfertigen läßt, in die pyrometrischen Messungen Uebereinstimmung bringt und sich noch überdieß durch Wohlfeilheit und Einfachheit in der Einrichtung, so wie durch Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Anwendung sehr empfiehlt: denn man braucht von den besagten Metallen nur ganz kleine Massen, etwa Kügelchen von der Größe eines Stecknadelkopfes, für welche die Kosten in Rücksicht ihrer Dauerhaftigkeit (indem sie nicht durch Oxydirung abgenützt werden) von keinem Belang sind, und welche, in einem Kästchen in nummerirten Zellen der Reihe nach neben einander liegend, einen geringen Raum einnehmen, also leicht in der Tasche mit herumgetragen und eben so leicht in beliebiger Ordnung zur Hand und in Gebrauch genommen werden können. Bei letzterem werden sie einzeln in Testen aus Graphit oder anderem feuerfesten Materiale entsprechend lange der zu prüfenden Hitze ausgesetzt und diese Hitze nach dem (auf Thermometergrade reducirten) Schmelzpunkte derjenigen Legierung bemessen, welche darin am leichtesten schmilzt. Jede bei einem Versuche geschmolzene Legierung darf nachher nur unter dem Hammer zur vorigen Form gebracht werden, um wieder zu einen neuem Versuch geeignet zu sein.

§. 184. Veränderung des Aggregationszustandes der Körper durch Wärme. Wir haben im Vorhergehenden die ausdehnende Wirkung der Wärme betrachtet. Geht diese Ausdehnung bei immer zunehmender Erwärmung über gewisse Gränzen, so wird, da mit den Weiterauseinanderrücken der kleinsten Körpertheilchen die Molecularanziehung stets mehr abnimmt, endlich an die Stelle des bei festen Körpern vorhandenen Uebergewichtes dieser Anziehung über die Molecularabstoßung ein kleines Uebergewicht der letzteren Kraft über die erstere treten, d. h. die festen Körper werden tropfbar flüssig werden, und bei tropfbar flüssigen Körpern wird aus dem nämlichen Grunde das eben besagte kleine Uebergewicht der Molecularabstossung allmälig in ein unendlich großes übergehen, d. h. der tropfbare Körper wird in einen ausdehnsamen verwandelt werden.

§. 185. Das Schmelzen der Körper. Der Uebergang eines Körpers aus dem festen in den tropfbaren Zustand, das sogenannte Schmelzen des Körpers, kann durch keine mechanische oder sonst eine andere Kraft, sondern bloß allein durch Wärme bewirkt werden, und die Ursache hievon liegt darin, daß nur die letztere (die Wärme) alle Theile eines Körpers von einander entfernt, während bei jeder Dehnung desselben durch eine mechanische Kraft auch immer einige seiner Theile einander genähert werden. Rücksichtlich des Schmelzens finden jedoch große Verschiedenheiten unter den Körpern Statt. Manche sind leicht schmelzbar, werden also schon bei niedrigen Temperaturen tropfbar, wie Eis, Talg, Wachs, Schwefel u. s. w.; andere bedürfen hiezu schon höherer Temperaturen, wie Zinn, Blei, Zink u. s. w., wieder andere z. B. Gold, Eisen, Platin schmelzen nur in ungemein hohen Temperaturen. Die Tabelle XVIII am Schlusse des Buches enthält die Schmelzpunkte (die Temperaturen des Schmelzens) mehrerer Körper. Die Kohle zu schmelzen ist bis jetzt noch gar nicht gelungen; nach der Analogie muß man jedoch schließen, daß auch sie schmelzbar sei, und daß es überhaupt keinen absolut unschmelzbaren Körper gibt, sondern daß alle schmelzen würden, wenn man nur hinlänglich hohe Temperaturen erzeugen und die chemische

Zersetzung, die manche Körper (alle organischen und viele unorganische) erleiden, bevor sie die zum Schmelzen erforderliche Temperatur erreicht haben, verhindern könnte. Bei einigen dieser Körper kann der Zersetzung dadurch vorgebeugt werden, daß man sie während des Erhitzens unter einem hinreichend starken, das Entweichen der flüchtigen Bestandtheile verhindernden Drucke erhält. Auf diese Art ist es Hall gelungen, Marmor und mehrere vulkanische Substanzen zu schmelzen.

Die große Mehrzahl der Körper geht plötzlich aus dem starren in den flüssigen Zustand über; manche hingegen kommen vor dem Schmelzen in einen eigenthümlichen Zwischenzustand zwischen Starrheit und Flüssigkeit. So durchlaufen Wachs, Talg und mehrere andere Stoffe alle Grade der Weichheit, bevor sie flüssig werden. Körper dieser Art sind in der Regel Gemische aus zwei oder mehreren Substanzen, welche unvollkommen krystallisiren oder deren jede bei einer andern Temperatur schmilzt. Während ein Körper schmilzt, nimmt er, wenn man ihm auch noch so viele Wärme zusendet, keine höhere Temperatur an; jede Vermehrung des Wärmezuflusses kann nur eine Beschleunigung des Schmelzens, keineswegs aber eine Temperaturveränderung bewirken. Die zufließende Wärme übernimmt die Funktion der Aggregatform-Aenderung und hört auf zu erwärmen und nach außen, auf das Gefühl oder das Thermometer, zu wirken. So behält Eis in dem wärmsten Zimmer während des Schmelzens fortwährend die Temperatur 0°, bei welcher es zu schmelzen beginnt; ein in demselben und dem daraus bereits gebildeten, damit aber noch in Berührung stehenden Wasser befindliches Thermometer zeigt beständig auf den Aufthauungspunkt, so lange noch etwas von dem Eise vorhanden ist. Alle zufließende Wärme wird also vom schmelzenden Körper absorbirt, so daß sie in jeder andern Beziehung ganz verschwindet, man nennt sie dann gebundene oder latente Wärme, und es stehen die Sätze fest: 1. Der Schmelzpunkt eines Körpers ist unveränderlich; 2. beim Schmelzen der Körper wird immer Wärme gebunden oder latent. Die Quantitäten der Wärme, welche gebunden werden, sind je nach der Natur und Beschaffenheit des schmelzenden Körpers verschieden, aber immer sehr beträchtlich. Wir werden diese Quantitäten an einem andern Orte bestimmen lernen.

Vor Black, welcher im Jahre 1763 das besagte Latentwerden der Wärme nachwies, war man allgemein der Meinung, daß es zum Uebergang eines starren Körpers in den flüssigen Zustand nur des Hinzukommens einer sehr geringen Wärmemenge zu jener bedürfe, welche der bis zu seinem Schmelzpunkte bereits erhitzte Körper schon enthält. Diese Ansicht ist aber, wie Black zuerst dargethan, mit mehreren sehr beachtenswerthen Thatsachen ganz unverträglich. Betrachtet man z. B., wie Eis oder Schnee in der Luft eines warmen Zimmers schmelzen, so zeigt sich, daß diese Körper, wie kalt sie auch anfangs gewesen sein mögen, doch sehr bald bis zu ihrem Schmelzpunkte erwärmt und an der Oberfläche in Wasser verwandelt zu werden anfangen. Wenn nun zur Umwandlung des ganzen Eises oder Schnees nur das Hinzukommen einer sehr kleinen Wärmemenge erforderlich wäre, so müßte in wenigen Minuten, ja in einigen Sekunden eine große Masse dieser Körper schmelzen, da ihnen fortwährend Wärme aus der Umgebung zufließt. Es ist aber wohlbekannt, daß Eis- und Schneemassen ungemein langsam schmelzen, wie sich in manchen Gegenden bei den während des Winters stattgefundenen größeren Ansammlungen von Eis und Schnee ganz auffallend zeigt. Diese fordern, nachdem sie zu schmelzen angefangen haben, oft noch mehrere Wochen lang warmes Wetter, um vollständig in Wasser verwandelt zu werden. Die Ursache dieses langsamen Schmelzens ist keine andere, als daß noch eine sehr beträchtliche Menge Wärme in die schon schmelzende Eis- oder Schneemasse übergehen muß, um Wasser

daraus zu bilden und daß es zum Uebergange so vieler Wärme einer langen Zeit bedarf. Es ist dies sehr wohlthätig, denn ein plötzliches Schmelzen des Eises und Schnees beim Eintritte der wärmeren Jahreszeit müßte in vielen Fällen die verheerendsten Ueberschwemmungen zur nothwendigen Folge haben.

Schmilzt ein Körper zu Folge eines chemischen Processes, ohne daß man Wärme zuführt, so tritt, da der schmelzende Körper aus seiner Umgebung die zum Schmelzen erforderliche Wärme absorbirt, immer Erkaltung ein, welche in gewissen Fällen, wo die Menge der absorbirten Wärme beträchtlich ist, und die Absorbtion überdieß noch schnell vor sich geht, sehr hohe Grade erreichen kann. Hierauf beruhen die sogenannten Kältemischungen, d. i. Gemische aus gewissen festen Salzen und flüssigen Säuren, oder aber aus Salzen oder Säuren und Schnee oder Eis, welcher Gemische man sich zur Erzeugung größerer Kälte bedient, die dadurch entsteht, daß die festen Salze sich in den besagten Säuren auflösen und der Schnee oder das Eis, damit sie sich mit den hinzugebrachten Salzen oder Säuren verbinden können, flüssig werden. In den Fällen, wo die Kälte mittelst Eis oder Schnee und einem festen Salze hervorgebracht wird, trägt hiezu auch die Auflösung des letzteren in dem aus dem Eise oder Schnee entstandenen Wasser das Ihrige bei.

Bei einer Mischung von	fällt die Temperatur
3 Gew. Thl. Salmiak, 5 Salpeter, 16 Wasser	von +10° auf −10° R.
3 » » Glaubersalz, 2 Salpetersäure . .	» 10° » −12° »
8 » » Glaubersalz, 5 Salzsäure . . .	» 10° » −14° »
1 » » Schnee, 1 Kochsalz	» − 0° » −11° »
1 » » Schnee, 1 Salpetersäure . . .	» −14° » −35° »
3 » » Chlorcalcium, 4 Schnee. . . .	» − 0° » −36° »
1 » » Schnee, 1 Schwefelsäure . . .	» − 5° » −41° »
3 » » Chlorcalcium, 2 Schnee. . . .	» −14° » −45° »
3 » » Schnee, 1 Potasche	» − 0° » −46° »

Wird ein Körper, der vorher (durch Wärme) aus dem starren in den tropfbaren Zustand versetzt worden, unter seinen Schmelzpunkt abgekühlt, so nimmt er wieder die feste Form an (erstarrt wieder), so, daß der Schmelz- und der Erstarrungs- oder Gefrierpunkt ein und derselbe ist. Indeß lassen sich unter gewissen Umständen die tropfbaren Flüssigkeiten oft weit unter ihren gewöhnlichen Gefrierpunkt abkühlen, ohne daß sie erstarren. So läßt sich Wasser in einem enghalsigen Gefäße und bei völliger Ruhe bis auf — 10° und selbst auf — 15° C., also 10 bis 15° unter den gewöhnlichen Gefrierpunkt (den Schmelzpunkt des Eises) erkalten, ohne daß es gefriert . . . (1).

Die Wärme, die beim Schmelzen eines Körpers gebunden wurde, wird beim Erstarren desselben wieder frei. Darum behält Wasser, welches bei 0° C. langsam gefriert, während des ganzen Herganges immer die Temperatur 0°, ja in dem Falle, wo man es (auf die oben unter (1) erwähnte Weise) bei mehreren Graden unter dem gewöhnlichen Gefrierpunkte flüssig erhalten hat, steigt, wenn man es zum Gefrieren bringt (was durch eine geringe Erschütterung bewerkstelligt werden kann) seine Temperatur unter Entstehung von Eisnadeln schnell auf 0°, und auch die Eisnadelmasse hat dann die nämliche Temperatur. Das Freiwerden von Wärme beim Gefrieren ist Ursache, warum das Wasser der Flüsse, Seen,

u. s. w. immer nur partiell und langsam in Eis verwandelt wird; denn während ein Theil gefriert, nimmt das übrige Wasser die dabei frei gewordene Wärme auf und wird also erwärmt.

Nach W. Thomson's neuesten Erfahrungen hängt die Erstarrungstemperatur des Wassers auch von dem auf letzterem lastenden Drucke ab und sinkt für jede Atmosphäre, um welche dieser Druck zunimmt, um 0·0135° F. (Pogg. Ann. B. 81, S. 161.)

Noch auffallender als im obigen Falle, zeigt sich dieses Freiwerden latenter Wärme an einer übersättigten Auflösung von Glaubersalz in Wasser, die bei der Siedhitze des letzteren aus 3 Gew. Theilen des Salzes und 2 Gew. Theilen Wasser bereitet worden. Läßt man nämlich diese Auflösung, ungestört und durch etwas Oel auf der Oberfläche gegen Verdunstung geschützt, langsam erkalten, so verbleibt sie im tropfbaren Zustande, (obgleich sie viel mehr Salz aufgelöst enthält, als das Wasser bei der Temperatur, zu der sie sich abgekühlt hat, auflösen kann). So wie man sie aber erschüttert, oder mit einem festen Körper berührt und dadurch die hintangehaltene Krystallisation einleitet; so wird die Masse sehr rasch fest, und es tritt dabei eine sehr merkliche Erwärmung der Masse ein.

In dem beim Schmelzen und Erstarren der Körper vor sich gehenden Latent- und Freiwerden von Wärme finden noch viele andere merkwürdige Erscheinungen ihre Erklärung: z. B. die immer mehr zunehmende Kälte, welche man empfindet, so lange man Eis oder Schnee in der Hand hat, während, wenn man ein noch so kaltes Metallstück in die Hand nimmt, die anfangs empfindliche Kälte allmälig immer geringer wird und nach einiger Zeit ganz verschwindet; warum eine Bleikugel (Flintenkugel) in einer überall innig an sie anliegenden Hülle aus dünnem Papier in offener Kerzenflamme zum Schmelzen gebracht werden kann, ohne daß das Papier Feuer fängt, welches letztere sogleich stattfindet, wenn man das nämliche Experiment mit einer eisernen Kugel anstellt.

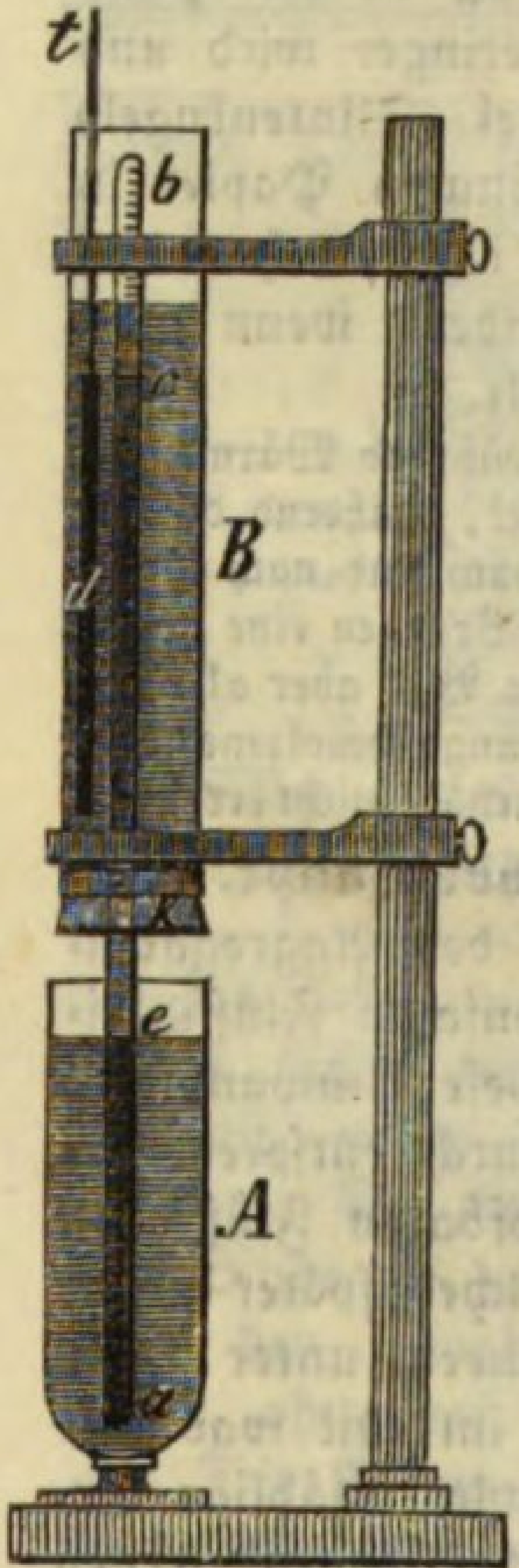
Der Schnee oder das Eis entzieht nämlich der Hand fortwährend Wärme, die beim Schmelzen desselben latent wird, mithin gleichsam verschwindet, während die der Hand vom Metalle entrissene Wärme die Temperatur des letzteren nach und nach immer mehr erhöht und jener der Hand gleichmacht. Da das Papier zum Brennen eine höhere Temperatur braucht, als das Blei zum Schmelzen, das schmelzende Blei aber alle von der Flamme kommende Wärme latent macht; so kann, so lange noch ungeschmolzenes Blei vorhanden ist, das Papier die zur Entzündung erforderliche Temperaturhöhe nicht erreichen.

§. 185. Von dem Verdampfen der Körper überhaupt. Die zweite allgemeine Wirkung der Wärme in Bezug auf den Aggregatzustand ist die Umwandlung tropfbarer Körper in ausdehnsame Flüssigkeiten, sogenannte Dämpfe oder Dünste (S. 38). Diese Umwandlung findet am schnellsten und auffallendsten während jenes durch entsprechende Temperaturerhöhung herbeigeführten Zustandes einer tropfbaren Flüssigkeit statt, den man das Sieden derselben nennt (und welcher später näher besprochen werden wird), geht aber auch bei Temperaturen unter jener des Siedens und zwar, wie bekannt, im luftleeren und im mit was immer für einer Luft erfüllten Raume vor sich, und ist, wie unzählige Erscheinungen, deren mehrere wir an einem andern Orte kennen lernen werden, beweisen, in allen Fällen von einem Latentwerden von Wärme begleitet. Es soll nun zuerst von der Verdampfung (Dampfbildung) im luftleeren Raume und zwar zunächst und vorzugsweise von der Bildung des für den Techniker besonders wichtigen Wasserdampfes gehandelt werden.

§. 186. Erforschung der Gesetze des Verdampfens im luftleeren Raume. Hiezu kann man folgende Wege einschlagen. Man nehme, nach Dalton, eine ihrer Länge nach in sehr kleine gleiche Längeneinheiten getheilte, z. B. nach Centimetern und Millimetern graduirte Barometerröhre,

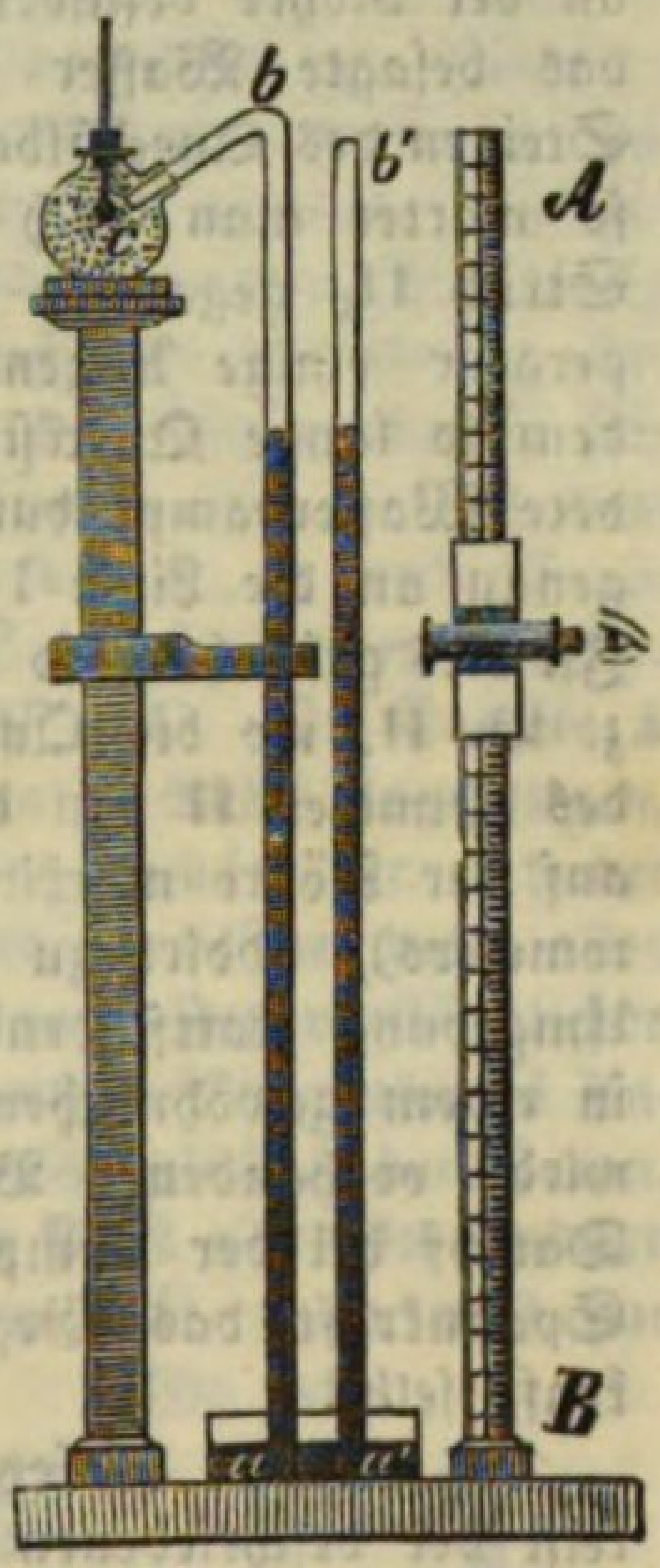
gieße frisch ausgekochtes Quecksilber hinein, bis sie beinahe ganz voll ist, und fülle sie vollends mit ebenfalls ausgekochtem Wasser an, so daß das Quecksilber an ihrem offenen Ende mit einer dünnen Wasserschichte bedeckt ist. Hierauf halte man die Röhre mit dem Finger zu, kehre sie zu wiederholten Malen um, und lasse die Flüssigkeit immer der ganzen Länge nach herablaufen, um die kleinen, den Wänden anhängenden Luftbläschen los zu machen. Man bringe nun die Röhre wieder in die ursprüngliche Stellung, wo ihre Oeffnung nach oben gekehrt ist, ziehe den Finger weg, lasse die Luft, die mit dem Reste des Wassers, der nicht an der Röhrenwand haften geblieben ist, sich nach der Oeffnung hin erhoben hat, entweichen, fülle jetzt Quecksilber nach, bis die Röhre wieder ganz voll ist, schließe letztere abermals mit dem Finger ab, so daß zwischen diesem und der Flüssigkeit gar keine Luft zurückbleibt, tauche endlich das so verschlossen gehaltene Röhrenende unter Quecksilber in einem Gefäße, ziehe den Finger abermals weg und gebe der Röhre eine vertikale Stellung, so daß das Ganze eine Art Gefäßbarometer darstellt. (In Fig. 641 ist **a b** die Barometerröhre und **A** das Gefäß mit dem Quecksilber.) In diesem Barometer steht nun die Quecksilberoberfläche c tiefer als zu derselben Zeit in einem andern an dem nämlichen Orte befindlichen, aber kein Wasser enthaltenden Barometer, und die Differenz kommt offenbar von der dem äußeren Luftdrucke entgegen wirkenden und die Quecksilbersäule herabdrückenden Expansivkraft (Spannkraft) des aus dem Wasser im Barometer entstandenen Dampfes und ist zugleich das Maß der Größe dieser Spannkraft. Umgibt man die Barometerröhre mit einem weiteren Rohre **B** von Glas, welches oben offen und unten mit einem langen Korkpfropfe **k**, wasserdicht verschlossen ist, durch welchen eben so dicht die Barometerröhre hindurchgeht, füllt dann das Rohr **B** mit Wasser an, und bringt dieses successive auf verschiedene Temperaturen, die von einem Thermometer t, mit langem cylindrischen Gefäße d, (welches sich durch die ganze Höhe des Wassers erstreckt und daher die mittlere Temperatur aller Schichten des letzteren zeigt) immer genau angegeben werden; so sieht man die Quecksilberoberfläche c mit zunehmender Temperatur immer mehr sinken, woraus auf die Zunahme der Spannkraft des Wasserdampfes geschlossen werden muß. Mißt man nun in jedem einzelnen Falle an der vorn erwähnten Längentheilung der Röhre **a b** die Höhe der über dem Niveau in **A** erhobenen Quecksilbersäule c e, reducirt sie auf die gleichzeitig stattfindende Temperatur der äußeren Atmosphäre und zieht sie von der Höhe ab, welche man in dem nämlichen Augenblicke in einem an demselben Orte vorhandenen gewöhnlichen (durch Auskochen von aller Luft und Feuchtigkeit befreiten) Barometer beobachtet; so sind die Differenzen die Maße der den verschiedenen Temperaturen entsprechenden Spannkräfte des Wasserdampfes, und man kann so diese Maße für alle Temperaturen von 0° bis 100° C. (von dem Gefrier bis zum Siedpunkt des Wassers) erhalten.

Fig. 641.



Zur Erreichung des nämlichen Zieles für Temperaturen unter 0°, bei welchen das in B entstandene Eis die Beobachtung des Quecksilberstandes in ab unmöglich macht, hat Gay-Lussac den durch Fig. 642 anschaulich gemachten Apparat angewendet. abc ist die Röhre des das Wasser enthaltenden Gefäßbarometers; sie ist oben bei b etwas unter die Horizontalebene hinabgebogen, und ihr Ende c taucht in ein mit einer Kältemischung (S. 872) gefülltes Gefäß, in dessen Mitte ein Thermometer herabgeht. Es muß da aller in dem Torricellischen Raume vorhandener Wasserdampf wegen der Kleinheit dieses Raumes und der Tendenz des Dampfes, darin sich ins Gleichgewicht zu setzen, die Spannkraft annehmen, welche der geringsten der an den verschiedenen Stellen des besagten Raumes herrschenden Temperaturen entspricht, und die Größe dieser Spannkraft ist wieder durch die Differenz im Quecksilberstande des Barometers abc und eines andern gewöhnlichen Barometers gegeben, welche Differenz Gay-Lussac mittelst eines Kathetometers A, B (man sehe S. 850) und des mit abc in dem nämlichen Quecksilbergefäße stehenden, sorgfältig ausgekochtes Quecksilber enthaltenden Barometerrohres $a_1 b_1$ ganz genau messen konnte.

Fig. 642.



Zur Bestimmung der Spannkräfte bei höheren Temperaturen als 100° C., — wozu sich der in Fig. 641 abgebildete Apparat deswegen nicht eignet, weil die Quecksilberoberfläche c, welche bei 100° C. schon mit dem äußeren Quecksilber im Gefäße A in gleiches Niveau fällt, bei über 100° gehenden Temperatur unter dieses Niveau hinabgedrückt wird und dann der Stand der besagten Oberfläche sich nicht mehr beobachten läßt, — hat Ure eine recht brauchbare Vorrichtung angegeben, welche die Fig. 643 zeigt. abc ist eine heberförmige, bei a offene, bei c geschlossene Röhre, deren kürzerer Schenkel am verschlossenen Ende eine kleine Menge Wassers enthält, und von diesem an, bis zu gleicher Höhe im längeren Schenkel b a ist die Röhre mit wohl ausgekochtem Quecksilber gefüllt. Dieses Ende ist mit einem gläsernen Ballon B umgeben, welcher Oel enthält. Eine auf dem kürzeren Schenkel mittelst eines Diamantes oder eines um diesen Schenkel fest angezogenen Platindrahtes markirte Horizontallinie l, l_1 dient zur Bezeichnung der Gränze des Raumes l c l_1, den man den Dampf stets einnehmen lassen will, und der längere Schenkel b a der Röhre ist nach einem Senkblei genau vertikal gestellt. Wird nun das Oel im Ballone

Fig. 643.



mittelst einer darunter gestellten Weingeistlampe allmälig erhitzt, (die jedesmalige Temperatur des Oeles und des bei c enthaltenen Wassers zeigt ein sehr empfindliches Thermometer tt_1 an, dessen Kugel sich ganz nahe an der Röhre befindet) und es ist die Temperatur so weit gestiegen, daß das besagte Wasser sich in Dampf aufzulösen anfängt, was man am Steigen des Quecksilbers in ba und am Sinken desselben in bc bemerkt; so wartet man noch so lange, bis dieses Sinken etwas tiefer als zum Strich ll_1 gegangen ist, mäßigt dann das Lampenfeuer, so daß die Temperatur einige Augenblicke auf derselben Höhe bleibt und gießt während dem so lange Quecksilber in den längeren Röhrenschenkel, bis der gebildete Wasserdampf durch diese Vermehrung des auf ihn lastenden Druckes genau an die Linie ll_1, also in den Raum lcl_1 zurückgedrängt worden. Ist dies geschehen, so markirt man auf dem Röhrenschenkel ba den Punkt, z. B. H, wo die Quecksilbersäule darin endigt, mißt hierauf den Abstand des Punktes H von dem mit der Linie ll_1 in gleichem Niveau liegenden, auf der Röhre markirten Punkt J (am besten wieder mittelst des Kathetometers), addirt zu diesen Abstand den im nämlichen Augenblicke in der Umgebung stattfindenden Barometerstand (die Höhe der Quecksilbersäule, in einem gewöhnlichen guten, an dem Orte, wo das Experiment gemacht wird, vorhandenen Barometers); so hat man den Totaldruck, dem der Dampf bei der Temperatur, die das Thermometer tt_1 zeigt, durch seine Spannkraft das Gegengewicht hält, mithin die Größe dieser Spannkraft selbst.

§. 187. Gesetze der Verdampfung im luftleeren Raume. Mittelst der beschriebenen Apparate wurden nun nachstehende Resultate gefunden: Es kann nicht nur bei jeder Temperatur über, sondern auch weit unter 0^0 C. sich Wasserdampf bilden, (also auch Eis verdampft) und derselbe kann, vorausgesetzt, daß Wasser im Ueberschusse vorhanden ist...(1) eine gewisse Spannkraft erlangen, die nur von der Temperatur abhängig ist, und nicht, so wie die Expansivkraft eines Gases, durch Verminderung des Volums oder durch Hinzutritt einer neuen Menge bei unverändert bleibendem Volum weiter gesteigert werden kann; denn wie das eine oder das andere stattfindet, wird dadurch keine Erhöhung der Spannkraft bewirkt, sondern es geht ein Theil des Wasserdampfes in tropfbares Wasser über und der Rest behält die Spannkraft und auch die Dichte, welche er vorher hatte. Eben so wird, wenn man das Volum vergrößert, oder, bei unverändert bleibendem Volum einen Theil des Dampfes daraus entfernt, sich aus dem überschüssigen Wasser so lange neuer Dampf bilden, bis die vorher bestandene Spannkraft wieder hergestellt ist. Es gibt daher für jede Temperatur eine bestimmte *größte* Spannkraft und Dichte des Wasserdampfes, welche, so lange die Temperatur die nämliche bleibt, ebenfalls unveränderlich ist, und man sagt von Dämpfen, welche diese größte Spannkraft besitzen, sie seien *im Maximum der Spannkraft*, oder auch sie seien *gesättigt*. Dieses Maximum wächst mit der Temperatur, jedoch in einem ungleich größeren Verhältnisse als letztere. Man war bis jetzt aber noch nicht im Stande, ein mit der Erfahrung genau stimmendes *einfaches* Gesetz für diesen Zusammenhang zwischen Spannkraft und Temperatur aufzufinden. Werden Dämpfe, die nicht so, wie es oben unter (1) vorausgesetzt wurde, mit Wasser in Berührung stehen, erwärmt,

so dehnen sie sich, wenn sie unter einem constanten äußeren Drucke stehen, ganz so wie Gase (für je 1° C. um 0·003665 des Volums bei 0° C.) aus, und wenn sie (wegen Unveränderlichkeit des Raumes, in dem sie eingeschlossen sind) sich nicht ausdehnen können, so nehmen sie um eben so viel, als im vorigen Falle an Volum, jetzt an Spannkraft zu. Werden sie hingegen abgekühlt, so ziehen sie sich, immer ausdehnsam bleibend, zusammen, bis ihre Spannkraft für die Temperatur, zu welcher sie abgekühlt wurden, gerade das Maximum ist; bei jeder weitern Abkühlung geht, wie in dem Falle, wo die Dämpfe mit Wasser in Berührung stehen, sogleich ein Theil in Wasser über. So lange die Wasserdämpfe sich nicht im Maximum ihrer Spannkraft befinden, fügen auch sie sich dem Mariott'schen Gesetze (S. 291). Die Tabellen XX A, B und C am Schlusse des Buches enthalten die Maxima der Spannkraft des Wasserdunstes für die Temperaturen von — 32° bis 265°·9 C. Die Tabelle A rührt mit Ausnahme der Glieder von der Temperatur 213° angefangen, welche Arago und Dulong angehören, von Regnault her und der Inhalt derselben wurde durch Untersuchungen gefunden, welche unter allen bisher unternommenen das meiste Vertrauen verdienen. Zur verständlichen Auseinandersetzung des Verfahrens dabei, welches man in Poggendorffs Annalen, Ergänzungsband von 1848, S. 119 findet, mangelt hier der Raum.

§. 188. Verdampfen des Wassers in der Luft oder in andern Gasen. Wasser verdampft in der atmosphärischen Luft (und was nun von dieser gesagt werden wird, gilt, der Hauptsache nach, auch von allen andern Gasen) so gut, wie im leeren Raume. Der in der Luft gebildete oder zu ihr hinzugebrachte Wasserdampf vermengt sich mit derselben, wie ein Gas mit einem andern nicht chemisch verwandten, (§. 151) gleichförmig, so daß die Spannkraft des Gemenges der Summe der Spannkräfte der Gemengtheile gleich ist, mithin der in der Luft entstehende Wasserdampf daselbst ganz mit der nämlichen Spannkraft auftritt, die er im leeren Raume bei derselben Temperatur besitzt. Die Wahrheit des letzteren sehr wichtigen Satzes läßt sich leicht auf folgende Weise, mit Hilfe des in Fig. 644 abgebildeten Apparates beweisen. A ist ein etwa 1'' weites, graduirtes (in gleiche Volumtheile getheiltes) Glasrohr, das oben und unten mit Fassung B, C und Hahn 1, 2 von Stahl oder Eisen versehen ist. Am untern Ende communicirt es mit einer engeren, oben offenen Glasröhre st, welche in einem von der untern Fassung ausgehenden, am Ende aufwärts gebogenen hohlen Arme r (gleichfalls von Stahl oder Eisen) in zu A paralleler Stellung eingekittet ist. Der obere Hahn 2, der sich auch abschrauben läßt, ist nicht ganz durchbohrt, sondern enthält nur eine etwa bis auf die Hälfte seiner Dicke hineingehende Vertiefung, wie man dies in der separaten Abbildung

Fig. 644.



dieses Hahnes bei II deutlich sieht. Das Ganze befindet sich in vertikalem Stande auf einem Gestelle MN, wo es von den Armen mn und $m_1 n_1$ getragen wird. Um nun den oben erwähnten Beweis herzustellen, schraubt man den Hahn 2 ab, treibt einen trockenen Luftstrom durch den Apparat oder trocknet die Luft in demselben durch Erwärmung aus, und füllt dann durch die Oeffnung des abgeschraubten Hahnes oder durch die Röhre st das Rohr gerade halb voll mit trockenem Quecksilber. Schraubt man jetzt den Hahn 2 wieder luftdicht in die Fassung B ein, so steht das Quecksilber in beiden Röhren A und st gleich hoch. Sollte dieser gleich hohe Stand nicht stattfinden, so kann man ihn durch Zugießen von neuem Quecksilber durch die Röhre st oder durch Ablassen eines entsprechenden Theils des im Apparate bereits enthaltenen leicht mittelst des Hahnes 1 herstellen. Ist dies erziehlt, so steht die in A über dem Quecksilber abgesperrte Luft offenbar unter dem Drucke der äußeren Atmosphäre. Nun wird durch den über dem Hahne 2 befindlichen Trichter (II) die vorerwähnte Vertiefung in diesem Hahne mit Wasser gefüllt, derselbe hierauf um 180° gedreht, wo dann das eingefüllte Wasser in der Menge eines großen Tropfens in den Luft enthaltenden Raum von A fällt, ohne daß daraus Luft entweichen kann. Hat man dies Verfahren mit dem Hahne einige Male wiederholt und so mehrere Tropfen Wasser in das Rohr A hineingebracht, so werden sich alsbald Dämpfe bilden und man wird zu Folge ihrer Spannkraft das Quecksilber in A sinken, in st hingegen steigen sehen. Gießt man nun durch die Röhre st von neuem Quecksilber ein, so kann man es leicht dahin bringen, daß die Luft sammt dem Wasserdampfe, so wie vorhin die Luft allein, gerade wieder die Hälfte des inneren Raumes von A einnehmen. Es ist dann offenbar die Länge der Säule, um welche jetzt das Quecksilber in st höher steht als in A, das Maß der Spannkraft des vorhandenen Wasserdunstes: denn die Luft befindet sich, da sie ihr ursprüngliches Volum hat, wieder mit dem Drucke der äußeren Atmosphäre im Gleichgewichte und die besagte Säule, die in st über dem Niveau des Quecksilbers in A steht, kann nur allein durch die Spannkraft des Wasserdampfes getragen werden. Mißt man die Länge dieser Säule, so zeigt sie sich genau jener gleich, welche (nach Tabelle XX) das Maß der größten Spannkraft darstellt, die der Wasserdunst im luftleeren Raume bei der nämlichen Temperatur hat, bei welcher das oben beschriebene Experiment angestellt wurde *). Es bildet sich daher bei einer bestimmten Temperatur im mit Luft erfüllten Raume Wasserdampf von derselben Menge und Spannkraft, als bei der nämlichen Temperatur in einem eben so großen, aber leeren Raume entstehen kann; nur geht im ersteren Falle die Dampfbildung langsamer vor sich, weil die Luft dem in ihre Zwischenräume eindringen wollenden Dampfe, so wie ein Gas einem andern damit sich mengenden, ein mechanisches Hinderniß entgegenstellt, welches natürlich mit der Dichte der Luft abnimmt. (§. 151.)

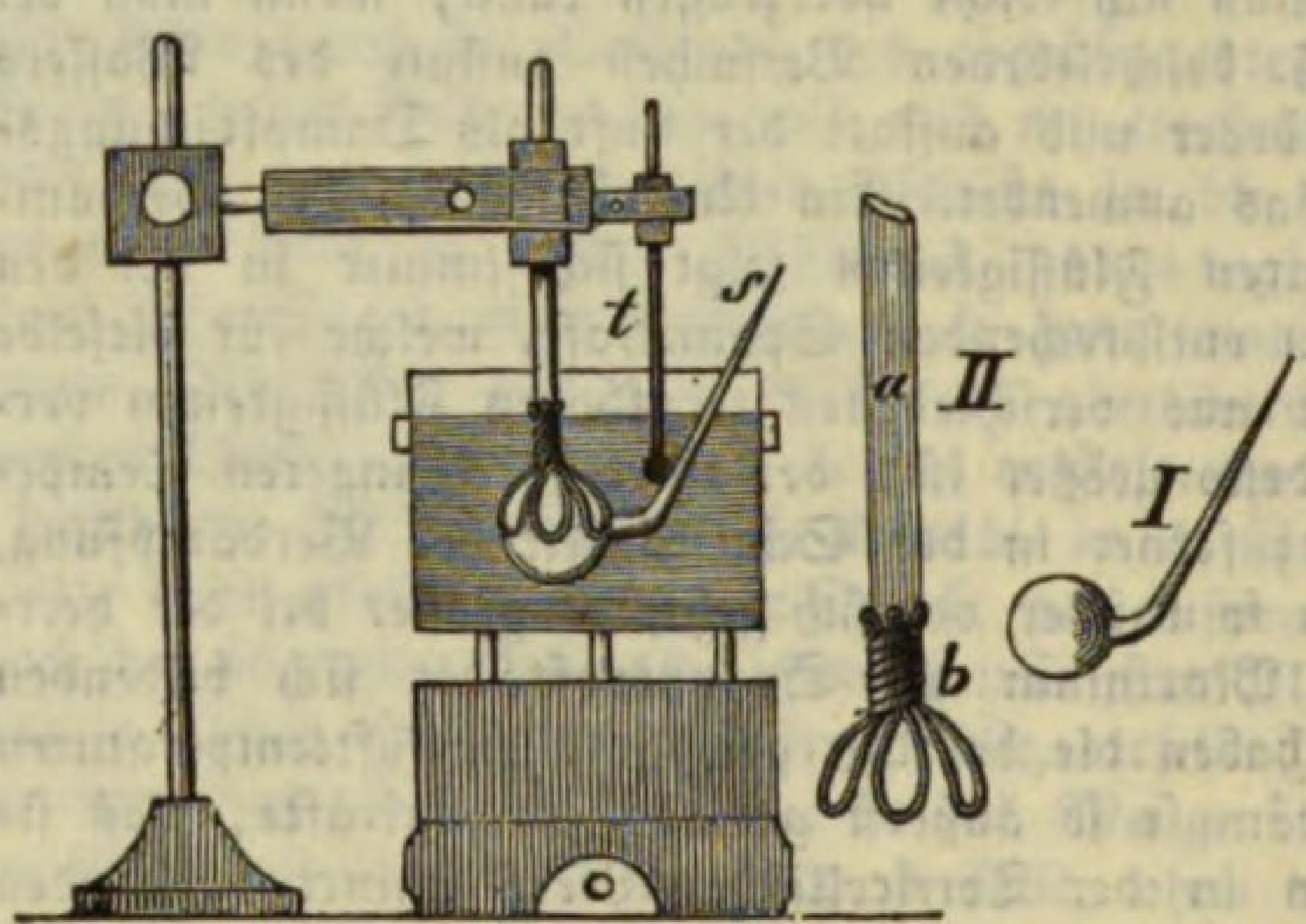
*) Nach Regnault soll die Spannkraft des Dampfes unter sonst gleichen Umständen im luftleeren Raume etwas größer sein, als im lufterfüllten. (Compt. rend. Tom. XX. pag. 1127.)

§. 189. Verdampfung anderer Flüssigkeiten als Wasser und in anderen Gasen als atmosphärische Luft. Sie geht in der Hauptsache nach denselben Gesetzen vor sich, wie jene des Wassers in der atmosphärischen Luft, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man bei den im vorhergehenden §. beschriebenen Versuchen anstatt des Wassers einen andern tropfbaren Körper und anstatt der Luft als Dampfbildungsatmosphäre ein anderes Gas anwendet. Ein Unterschied bei der Verdampfung der andern tropfbaren Flüssigkeiten zeigt sich immer in der den verschiedenen Temperaturen entsprechenden Spannkraft, welche für dieselbe Temperatur bei Dämpfen aus verschiedenen tropfbaren Flüssigkeiten verschieden groß und zwar desto größer ist, bei einer je geringeren Temperatur die Flüssigkeit siedet; ferner in der Schnelligkeit der Verdampfung, welche im Allgemeinen um so rascher vor sich geht, je größer bei der herrschenden Temperatur das Maximum der Spannkraft der sich bildenden Dämpfe ist . . . (†). So haben die bei den gewöhnlichen Lufttemperaturen sich bildenden Quecksilberdämpfe so äußerst geringe Spannkräfte, daß sie im Barometer, wo deren in der Torricellischen Leere immer vorhanden sind, keine merkliche Depression bewirken; selbst bei 100° C. beträgt die größte Spannkraft des Quecksilberdampfes nur 0·012 Wiener Linien, während jene des Wasserdampfes dem Drucke einer ganzen Atmosphäre gleich ist. Nach (†) begreift man unter Rücksicht darauf, daß mit der Temperatur das Maximum der Spannkraft wächst, warum eine Temperaturerhöhung die Verdampfung aller Flüssigkeiten beschleunigt. Verzögert wird die Verdampfung eines Körpers in dem Maße, als der Raum um ihn her schon mehr von seinem Dampfe enthält . . . (††).

§. 190. Bestimmung des spezifischen Gewichtes und der Dichte der Dämpfe verschiedener Flüssigkeiten. Es ist, insbesondere für praktische Zwecke, z. B. die Anwendung der Spannkraft des Dampfes als bewegende Kraft (bei den Dampfmaschinen), von größter Wichtigkeit zu wissen, in welchem Verhältnisse der Rauminhalt des Dampfes zu dem Rauminhalte der Flüssigkeitsmenge, welche in denselben verwandelt worden oder zu deren Gewicht, (das zugleich auch sein eigenes ist), steht, was man durch die Dichte oder das spezifische Gewicht des Dampfes erfährt. Ein ganz entsprechendes, einfaches und deswegen jetzt fast ausschließlich, insbesondere in der Chemie, allgemein angewendetes Verfahren bei Bestimmung der besagten Dichte ist das folgende von Schmidt angegebene, von Dumas vervollkommte und zuerst zur Ausführung gebrachte Verfahren. Man nimmt eine Glaskugel von 300 — 500 Kubik-Centimeter Rauminhalt, die in eine etwa 6″ lange enge Röhre auslauft, (die am leichtesten dadurch erhalten wird, daß man den Hals eines Glasballons von der angegebenen Größe zunächst an der Kugel zu der besagten engen Röhre auszieht), und biegt die Röhre in der Art, wie es in Fig. 645 bei I zu sehen ist. Hierauf bringt man in die Kugel eine hinreichende Quantität (höchstens 10 Gramme) der Flüssigkeit, um deren Dampfdichte es sich handelt, (indem man nämlich die Luft darin durch Erwärmung verdünnt, und dann die Spitze der Röhre in die betreffende Flüssigkeit taucht), befestigt die Kugel in dem bei II (Fig. 645) für sich abgebildeten, aus einem Glasstabe a und aus Draht b verfertigten Halter, bringt sie nachher auf die aus der Figur ersichtliche

Weise in ein Bad, und erwärmt sie darin langsam und gleichmäßig mindestens 30° über die Temperatur, bei welcher die in ihr enthaltene, in

Fig. 645.



Dampf zu verwandelnde Substanz siedet. Man muß daher das Bad dieser Temperatur entsprechend wählen, und erreicht für alle Fälle entweder mit Wasser, Oelen, Chlorzinklösung, concentrirter Schwefelsäure oder leicht schmelzenden Metallgemischen (S. 870) seinen Zweck. Während die Temperatur des Bades einige Zeit unterhalten wird, (und zur Beurtheilung dessen dient das Thermometer t) verwandelt sich die Flüssigkeit in der Kugel in Dämpfe, die aus der über das Bad empor stehenden Spitze s mächtig herausströmen und alle in Röhre und Kugel enthaltene Luft mit sich fortreißen. Sobald alle Flüssigkeit in der Kugel in Dampf verwandelt ist und das Ausströmen des Dampfes aus der feinen Spitze s völlig aufgehört hat, zum Beweis, daß die Spannkraft des in der Kugel noch vorhandenen Dampfes mit der äußeren in der Luft herrschenden Expansivkraft ins Gleichgewicht getreten ist, schmilzt man die Spitze s mittelst des Löthrohres rasch zu und notirt den Barometerstand (b) und die Temperatur (t) des Bades, die eben in diesem Augenblicke stattfinden. Nun wird der Ballon aus dem Bade genommen, wohl gereinigt und abgetrocknet, zur Lufttemperatur abkühlen gelassen und jetzt möglichst genau sein Gewicht bestimmt, welches $= Q$ gefunden worden sein soll. Kennt man das Gewicht (P) des leeren Ballons sammt der Röhre, und den inneren Rauminhalt V beider *); so ist offenbar $Q - P$ das Gewicht des im Ballone enthaltenen Dampfes und mithin gemäß (§. 147) $\frac{Q-P}{V}$ dessen spezifisches

*) Das Gewicht des Ballons und der Röhre daran kann leicht erhalten werden, wenn man beide ganz mit Quecksilber anfüllt (wobei wie bei Füllung eines Quecksilberthermometers zu verfahren ist), dann genau wägt und von dem so gefundenen Gewichte (p) das Gewicht (q) des eingefüllten Quecksilbers subtrahirt. Dieses Gewicht (q) aber wird dadurch ermittelt, daß man das Quecksilberquantum, in welches zum Behuf der erwähnten Füllung die Röhrenspitze s eingetaucht wird, vor diesem Eintauchen genau wägt, eine solche Wägung auch mit dem nach erfolgter Füllung der Kugel und Röhre bleibenden Reste dieses Quecksilbers vornimmt und das Ergebniß der letzteren Wägung von jenem der ersteren abzieht; natürlich muß dafür gesorgt worden sein, daß während dieses Füllens und Wägens nicht das mindeste verloren gegangen, (von dem ganzen in Anwendung genommenen Quecksilber, außer dem in die Kugel und Röhre eingefüllten Quantum nichts weggekommen) ist. Das gefundene Gewicht q durch das spezifische Gewicht des Quecksilbers dividirt, gibt das Volum des eingefüllten Quecksilberkörpers, mithin auch den inneren Rauminhalt der Kugel sammt Röhre.

Gewicht beim Barometerstande b und bei der Temperatur t, und es ist nun die Bestimmung der Dichte, welche dieser Dampf bei dem besagten Thermometer- und Barometerstande (t und b) besitzt, aus dem eben angeführten §. 147 (auf S. 315—321) für sich begreiflich. Die dem Buche angehängte Tabelle XXI enthält die Dichte des Wasserdampfes für verschiedene Temperaturen, die Dichte des Wassers bei 0° C. = 1 gesetzt. Es läßt sich nämlich, wenn die Dichte des Wasserdampfes in Bezug auf trockene Luft von 0° C. und unter 760 Millim. Druck bekannt ist, da letztere bei dem eben besagten Thermo- und Barometerstande 770 Mal weniger wiegt, als Wasser von 0° C., die Dichte des Wasserdampfes in Bezug auf letzteres, wie von selbst erhellet, leicht berechnen.

§. 191. Das Sieden und Verdunsten. Die Flüssigkeiten verdampfen bei allen Temperaturen unter jener, bei welcher sie sieden, nur an ihrer Oberfläche, und man nennt dieses Verdampfen vorzugsweise verdunsten. Bei dem allgemein bekannten Phänomene des gerade erwähnten Siedens oder Kochens hingegen bilden sich auch unter der Oberfläche, im Inneren der Flüssigkeitsmasse, Dämpfe und diese eben sind es, welche, indem sie in Gestalt von Gasblasen durch die Flüssigkeit emporsteigen und an der Oberfläche in die Luft austreten, jene aufwallende Bewegung der Flüssigkeit hervorbringen, wodurch die Erscheinung des Siedens oder Kochens charakterisirt ist *). Da die hiebei entstehenden Dämpfe nicht, so wie die an der Oberfläche sich bildenden, bloß das mechanische Hinderniß der atmosphärischen Luft, sondern auch den Druck der Flüssigkeitsschichte, unter welcher sie entstehen, und überdieß noch den ganzen auf der Flüssigkeitsoberfläche lastenden Druck überwinden müssen, wozu sie eine bestimmte Größe der Spannkraft nöthig haben, die sie wieder erst bei einer gehörig hohen Temperatur erreichen (§. 187); so sieht man ein, daß es zum Sieden einer jeden tropfbaren Flüssigkeit einer Temperatur derselben von hinreichender Höhe bedürfe, daß diese Temperatur, gewöhnlich Siedepunkt genannt, von der Natur und materiellen Beschaffenheit der zum Sieden zu bringenden Flüssigkeit (§. 189) . . . (†), von dem auf der Oberfläche der letzteren lastenden Drucke . . . (††), endlich von der Tiefe der Flüssigkeits-

*) Das nähere Detail der Erscheinung des Siedens ist folgendes: Wird, wie es gewöhnlich der Fall ist, die Flüssigkeit, die zum Sieden kommen soll, von unten her erwärmt, so macht sich zuerst die in der Flüssigkeit enthaltene Luft von derselben los und erscheint in kleinen Bläschen, die in der Flüssigkeit aufsteigen, nachdem sie sich zum Theil vorher an die Wände des Gefäßes angesetzt, daran gehaftet und allmälig immer mehr vergrößert hatten. Diese Bläschenentwicklung hört endlich auf, beginnt jedoch nach einiger Zeit und um so lebhafter von Neuem; die nun erscheinenden Bläschen sind aber keine Luftbläschen mehr, sondern sind Dampfbläschen, welche anfangs in den höheren noch nicht hinreichend erhitzten Flüssigkeitsschichten, indem sie dort condensirt (in den tropfbaren Zustand zurückgeführt) werden, wieder verschwinden und dabei das bekannte, dem eigentlichen Aufwallen der Flüssigkeit vorausgehende Geräusch verursachen, zugleich auch die oberen Flüssigkeitsschichten erwärmen. Ist endlich die ganze Flüssigkeitsmasse zum gehörigen Grade erwärmt; so steigen die Dampfbläschen bis an die Oberfläche derselben und bringen die Flüssigkeit in das oben erwähnte Aufwallen. Flüssigkeiten, die sich in der Hitze mit einer Haut überziehen, wie z. B. Milch, blähen sich beim Sieden auf, weil die aus dem Innern kommenden Dämpfe diese Haut nicht gleich zu durchbrechen vermögen.

schichte, unter welcher die Dämpfe sich bilden . . . (†††), abhängen, und sowohl mit diesem Drucke als mit dieser Tiefe wachsen müsse. Die Tafel **XVIII** am Schlusse des Buches enthält die Siedepunkte mehrerer Flüssigkeiten und die Tafel **XXII** die Siedepunkte des Wassers unter verschiedenem Luftdrucke (an Orten verschiedener Höhe über der Meeresfläche). Ueberhaupt wird der Siedepunkt einer Flüssigkeit durch chemische Verbindung mit einer andern, die erst bei einer höheren Temperatur siedet, erhöht. Alle wässerigen Salzlösungen haben einen höheren Siedepunkt als das Wasser allein; aber die Dämpfe, die beim Sieden dieser Lösungen sich entwickeln, haben die nämliche Temperatur und Spannkraft, wie die aus reinem kochenden Wasser sich bildenden, vorausgesetzt, daß sie reine Wasserdämpfe sind. Wird beim Sieden ein Bestandtheil der siedenden Substanz verflüchtigt, so ändert sich natürlich auch ihr Siedepunkt, wie dies bei Gemischen von Flüssigkeiten in der Regel der Fall ist. Gemäß (†) braucht z. B. Schwefelsäure zum Sieden eine höhere Temperatur als Oel, dieses eine höhere Temperatur als Wasser 2c. 2c. und Wasser hat je nach der Beschaffenheit und Menge darin aufgelöster Salze oder anderer Körper einen andern Siedepunkt. Nach (††) finden sehr viele wichtige Phänomene ihre Erklärung, z. B. folgende: In verdünnter Luft, unter dem Recipienten der Luftpumpe oder auf höheren Bergen, siedet z. B. Wasser bei einer geringeren Temperatur, als in unter gewöhnlichem Drucke stehender Luft, und im Wasserhammer wird Wasser, im Pulshammer Weingeist schon durch die bloße Wärme der Hand zum Sieden gebracht *).

---

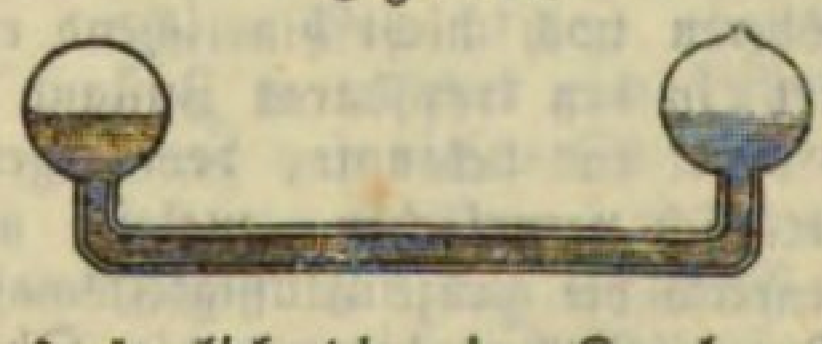
*) Der Wasserhammer (Fig 646) besteht aus einer etwa $^3/_4''$ weiten, 6—8″ langen Glasröhre a, mit einer Kugel b, die durch eine enge Röhre c davon gesondert ist.

Fig. 646.



a ist $^1/_3$ oder $^1/_4$ mit Wasser gefüllt, der übrige innere Raum ist vollkommen luftleer. Bei Verfertigung dieser Vorrichtung wird die an a angeblasene Kugel b bei d in eine feine Spitze ausgezogen, durch diese der Apparat bis etwa zur Hälfte mit reinem Wasser gefüllt und dieses lange genug im heftigem Kochen erhalten, um auch die letzten Antheile Luft daraus zu entfernen. Mitten im Kochen, nachdem etwa die Hälfte des Wassers verdampft ist, verschließt man schnell die Spitze mit Siegellack, entfernt das Feuer, um das Zerspringen des Apparates zu verhüten, läßt diesen erkalten und schmilzt nachher die Spitze unterhalb des Siegellackverschlusses vor der Glasbläserlampe zu. Läßt man nun den größten Theil des Wassers in die Kugel fließen, so daß der enge Gang c aus derselben in die Röhre eben verschlossen ist, und erwärmt jetzt die Röhre a am zweiten Ende mit der Hand; so sieht man unter Wahrnehmung eines den Stößen beim Sieden ähnlichen Geräusches fortwährend reichliche Dampfblasen aus der Röhre in die Kugel dringen. — Der Pulshammer (Fig. 647) ist eine 5—6″ lange, an den rechtwinklig aufgebogenen Enden mit Kugeln von 1 - 1·5″ Durchmesser versehene Röhre.

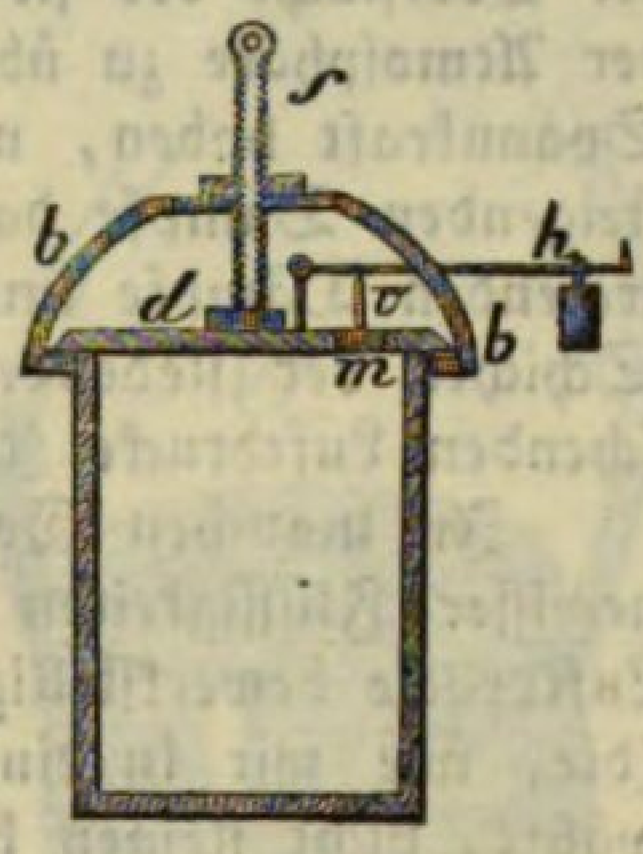
Fig. 647.



Die ganze Vorrichtung enthält so viel gefärbten Weingeist, daß die Gesammtmenge desselben eine der Kugeln nicht völlig auszufüllen vermag, und der übrige innere Raum ist vollkommen luftleer gemacht, was dadurch geschehen kann, daß die Spitze, in welche ursprünglich die eine Kugel ausgezogen war und durch die der Weingeist eingefüllt wurde, ganz in der nämlichen Weise, wie am Wasserhammer zugeschmolzen wird, nachdem man den Weingeist einige Zeit hindurch im lebhaften Sieden erhalten hat. Nimmt man nun eine Kugel des Pulshammers in die Hand, dieselbe ganz umschließend und beide Kugeln nach aufwärts haltend; so wird aller

Im Papin'schen Topfe oder Digestor (d. i. ein starkes Metallgefäß, Fig. 648, welches sich durch einen Deckel, z. B. auf die in der Figur dargestellten Weise, nämlich mittelst eines unter den obern Gefäßrand greifenden Bügels b b und einer an den Deckel d sich andrückenden Schraube s luftdicht und fest verschließen läßt und im Deckel ein Sicherheitsventil v hat *), um den zu sehr gespannten Dämpfen einen Ausweg zu gestatten und so dem Zerspringen des Topfes vorzubeugen) kann das Wasser ohne zu sieden auf hohe Temperaturen (200° C. und darüber) gebracht werden, weil die aus demselben sich bildenden Dämpfe, da sie nicht entweichen können, durch ihre Spannkraft den Druck der Atmosphäre (der eingeschlossenen mit gleicher Expansivkraft, wie die äußere wirkenden Luft) auf die Flüssigkeitsoberfläche vermehren. Aus dem nämlichen Grunde hört Wasser, welches in einem Gefäße siedet, sogleich zu sieden auf, wenn man das Gefäß während des Siedens luftdicht verschließt. Werden dann die im verschlossenen Gefäße über dem Wasser angehäuften Dämpfe wenigstens zum Theil durch Abkühlung condensirt (also weggeschafft), so fängt das Wasser, wenn es auch nicht mehr erhitzt wird, vom Neuen zu sieden an **).

Fig. 648



Im siedenden Wasser ist die Temperatur von den obern nach den untern Schichten hin immer höher (man sehe S. 858), weil in den untern

---

Weingeist durch die daraus zu Folge der Handwärme rasch sich bildenden Dämpfe in die freie Kugel getrieben und beginnt dann heftig zu sieden.

*) Ein Sicherheitsventil ist gewöhnlich ein konischer Metallzapfen m, der mittelst eines aufliegenden Gewichtes oder durch einen über ihn hingehenden, belasteten Hebel h in eine konische Bohrung hineingedrückt wird, und diese Bohrung so lange luftdicht verschließt, bis ein von unten nach oben auf ihn einwirkender Druck jenen des besagten Gewichtes oder Hebels überwiegt, wo dann der Zapfen gehoben und die Bohrung mehr oder weniger geöffnet wird. Die Stelle des konischen Zapfens vertritt sehr oft eine ebene Metallplatte, die an den gleichfalls wohl geebneten Rand des Bohrloches angedrückt wird und bei welcher durch einen von ihr aus- und in die Bohrung hinabgehenden, dieselbe aber nicht ausfüllenden Vorsprung dafür gesorgt ist, daß sie sich nicht seitwärts abschieben lasse.

**) Um dies durch ein Experiment zu zeigen, erhalte man in einem mit langem Halse b versehenen Glasballone B (Fig. 649) mittelst einer unter letzterem angebrachten Weingeistlampe Wasser einige Zeit lang im lebhaften Kochen, verschließe dann unter gleichzeitiger Beseitigung der Lampe den Hals mit einem genau passenden Korkpfropfe k, kehre hernach das Ganze um, und sperre, um den etwaigen Mangel an Luftdichtigkeit des Pfropfes unschädlich zu machen, den Hals, etwa wie in der Figur, durch Wasser ab. Gießt man nun, nachdem im Innern des Apparates völlige Ruhe eingetreten ist, kaltes Wasser auf den oberen, leer erscheinenden Theil der Kugel, so beginnt das Wasser in dieser augenblicklich wieder zu sieden, und man kann dies Experiment mehrere Male nach einander mit dem nämlichen Erfolge wiederholen.

Fig. 649.



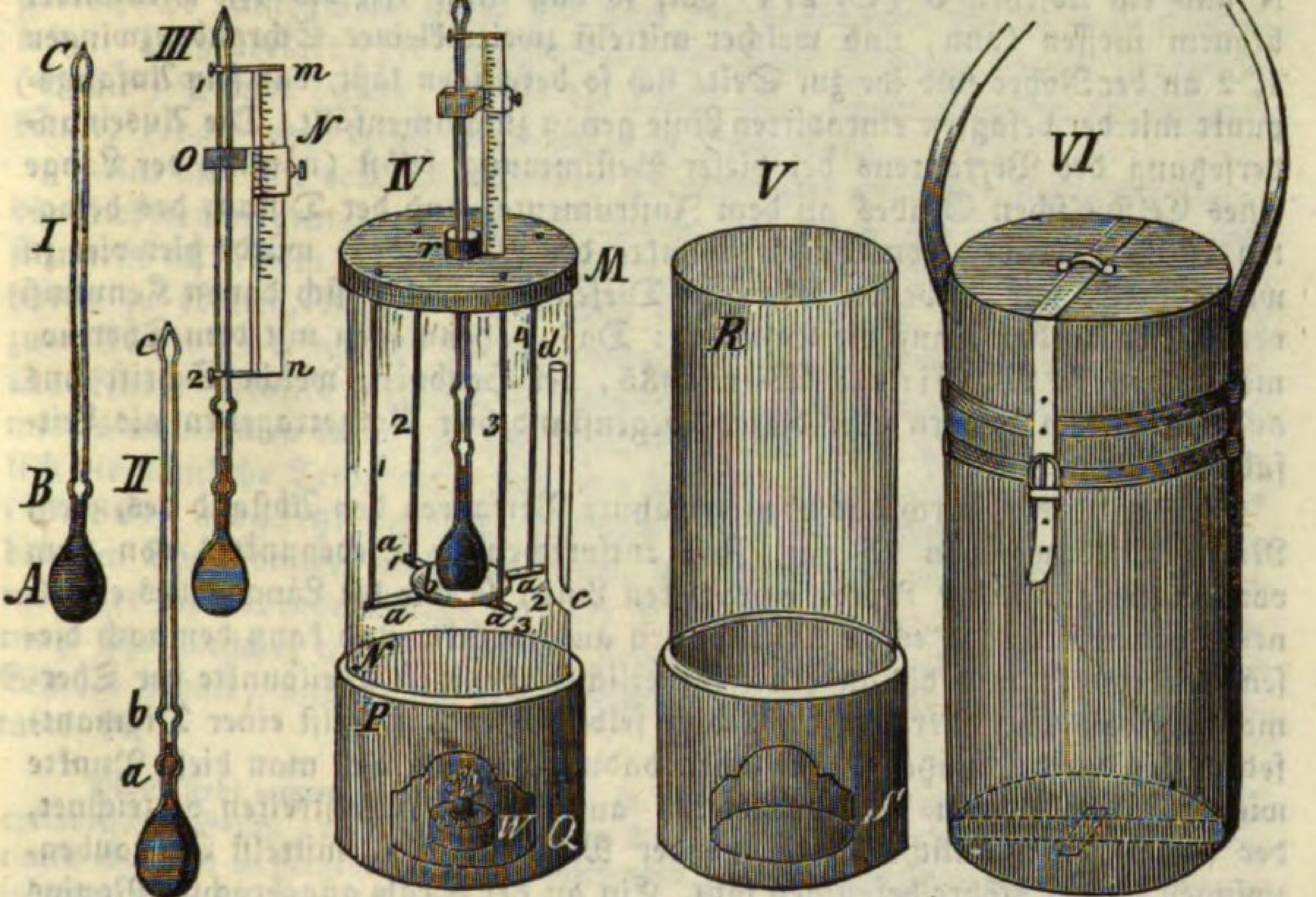
Schichten die Dämpfe, damit sie sich entwickeln können, des größeren auf diesen Schichten lastenden Druckes wegen, einer größeren Spannkraft bedürfen, die sie erst bei einer höheren Temperatur erlangen, während die an der Oberfläche des siedenden Wassers entstehenden Dämpfe nur den Druck der Atmosphäre zu überwältigen, daher immer eine diesem Drucke gleiche Spannkraft haben, welche auch die aus der Tiefe an die Oberfläche aufsteigenden Dämpfe daselbst annehmen, so daß die an der Oberfläche austretenden Dämpfe immer die nämliche Temperatur haben, wie die oberste Schichte der siedenden Flüssigkeit und ihre Spannkraft dem eben herrschenden Luftdrucke (dem Barometerstande) gleich ist . . . (†).

In manchen Gewerben wird das zum Behufe raschen Abdampfens gewisser Flüssigkeiten im Sieden Erhalten derselben unter vermindertem Luftdrucke bewerkstelliget, weil das Sieden da bei geringerer Temperatur (die, wie wir in einem nächsten §. hören werden, so lange das Sieden währt, nicht steigen kann) vor sich geht, und diese Flüssigkeiten, ohne in ihrer Wesenheit oder wenigstens in Farbe, Geschmack u. s. w. verändert zu werden, eine höhere Temperatur nicht vertragen. So geschieht die Concentration (Abdampfung) des Zuckersaftes bei der Zuckerfabrikation nach Howard mittelst eigener Apparate im luftverdünnten Raume, weil dieser Saft beim Einkochen unter gewöhnlichem Luftdrucke sich, unter Verwandlung eines Antheils krystallisirbaren Zuckers in Schleimzucker, stark bräunt. Die nämliche Rücksicht, wie beim Zuckersafte, muß auch bei der Eindickung der Säfte gewisser Arzneipflanzen beobachtet werden.

§. 192. Höhenmessung mittelst des Thermometers. Da (gemäß (†)—(†††) S. 881) die Siedehitze des Wassers bei sonst gleichen Umständen nur von der Größe des Luftdruckes abhängt, unter welchem das Sieden stattfindet und zwar mit demselben zu- und abnimmt, da ferner [nach (†) S. 884] die Spannkraft der aus dem siedenden Wasser frei in die Luft tretenden Dämpfe immer dem gleichzeitig herrschenden Luftdrucke gleich ist, die Größe dieser Spannkraft sich aber nach der besagten Siedhitze aus den betreffenden Tafeln der Spannkräfte (wie XX am Schlusse des Buches) ergibt, so leuchtet ein, daß man den Luftdruck an einem Orte auch aus der Hitze erfahren könne, bei welcher das Wasser an diesem Orte siedet, daß daher die Stelle des Barometers durch ein mit gewissem Zugehör versehenes Thermometer, welches dann mit Recht den Namen Thermobarometer führt, vertreten werden und man sich auch dieses Thermometers anstatt eines Barometers zum Höhenmessen bedienen könne. Dieses thermometrische Höhenmessen unterscheidet sich dann von dem barometrischen (§. 150) in der Hauptsache offenbar nur dadurch, daß die in der betreffenden Höhenmeßformel vorkommenden Maße des an den Orten, um deren Höhenunterschied es sich handelt, herrschenden Luftdruckes, anstatt mittelst eines eigentlichen Barometers, mit Hilfe des Thermobarometers bestimmt werden. Der Gedanke und die erste Ausführung der thermometrischen Höhenmessung ging von Fahrenheit aus; nach ihm waren es Cavallo, ganz vorzüglich Wollaston und nach diesem Morstadt, R. v. Baumgartner, R. v. Mitis, Gintl u. s. w., welche dieses Meßverfahren, das weit mehr Berücksichtigung verdient, als es bis jetzt gefunden hat, auf den für die wirkliche Anwendung erforderlichen Grad der Vollkommenheit brachten.

Wir wollen nun zuerst das **Thermobarometer**, auch vorzugsweise **Hypsometer** genannt, in der Form beschreiben, die es nach allen zu verschiedenen Zeiten erfahrenen Verbesserungen zuletzt erhalten hat. Den wesentlichsten Theil dieses in Fig. 650 anschaulich gemachten Apparates bildet ein richtiges

Fig. 650.



Thermometer, welches für äußerst geringe Temperaturdifferenzen empfindlich ist und dieselben deutlich und genau meßbar anzeigt. Solcher Art ist das Quecksilberthermometer von der in Fig. 650 bei **I** abgebildeten Form, welches aus einer gewöhnlichen Thermometerröhre von sehr feinem und durchaus gleichem Kaliber besteht, die ein ½ Zoll im Durchmesser haltendes, birnförmiges Gefäß **A** angeblasen enthält und die in ½—1″ Entfernung von diesem Gefäße mit einer Erweiterung **B** versehen ist, ferner eine eben solche Erweiterung **C** auch am oberen Ende hat. Das Ganze ist mit einer entsprechenden Menge reinen, trockenen Quecksilbers gefüllt, möglichst luftleer gemacht und oberhalb **C** zugeschmolzen *). Etwas oberhalb der Erweiterung **B** ist an der

*) Die bedeutende Größe des birnförmigen Gefäßes A und die Feinheit des Kalibers der Röhre machen, daß die einzelnen Thermometergrade sehr lang ausfallen, das Thermometer also sehr empfindlich ist (ganz kleine aliquote Theile eines Grades noch deutlich anzeigt). Weil aber bei großer Länge eines Grades die Röhre, wenn sie die ganze gewöhnliche Thermometerscale enthalten sollte, übermäßig lang sein müßte und sehr gebrechlich wäre, man überdieß bei dem Instrumente, seiner Bestimmung gemäß, immer nur die dem Siedpunkte der Thermometerscale zunächst liegenden Grade braucht; so ist die Erweiterung B vorhanden, damit sie die Quecksilbermenge aufnimmt, die sonst bei den Temperaturen bis nahe an den besagten Siedpunkt hinauf ein sehr langes Stück der Thermometerröhre einneh-

Röhre mittelst einer Diamantfeder (Anmerkung ***) auf S. 857) eine unverlöschbare Linie einradirt, welche dazu dient, um an dem Instrumente die Länge der einzelnen Thermometergrade und den dem Normalluftdrucke von 28 par. Zoll entsprechenden Siedepunkt, d. i. den Platz für den 100sten Grad der Celsius'schen Scale zu bestimmen, was mittelst eines kleinen Maßstabes (m n Fig. 650 bei III) geschieht, der in Millimeter getheilt ist, einen Nonius N und ein Absehen O (S. 274) hat, so daß man $1/_{10}$ bis $1/_{20}$ Millimeter bequem messen kann, und welcher mittelst zweier kleiner Schraubenzwingen 1, 2 an der Röhre und ihr zur Seite sich so befestigen läßt, daß sein Anfangspunkt mit der besagten einradirten Linie genau zusammenfällt. Die Auseinandersetzung des Verfahrens bei dieser Bestimmung selbst (nämlich der Länge eines Celsius'schen Grades an dem Instrumente, und der Distanz des besagten 100sten Grades vom Anfangspunkte des Maßstabes) würde hier viel zu weit führen; wir verweisen deswegen Diejenigen, welche sich davon Kenntniß verschaffen wollen, auf die Brochüre: Das Höhenmessen mit dem Thermometer, von J. W. Gintl; Wien 1835, bei Heubner, welche Schrift uns auch in vielem Andern über diesen Gegenstand hier Vorgetragenen als Leitfaden gedient hat.

Man findet durch das eben erwähnte Verfahren den Abstand des, dem Normalluftdrucke von 28 par. Zoll entsprechenden Siedepunktes von dem vorbesagten, auf der Röhre einradirten Linie, so wie die Länge eines einzelnen Thermometergrades in Millimetern ausgedrückt, und kann demnach diesen Siedepunkt und die andern erforderlichen wenigen Theilpunkte der Thermometerscale entweder auf der Röhre selbst (wieder mittelst einer Diamantfeder oder durch Einätzen) oder aber dadurch firiren, daß man diese Punkte wie bei gewöhnlichen Thermometern, auf einen Metallstreifen verzeichnet, der sich in der nämlichen Art, wie der Maßstab m n, mittelst Schraubenzwingen an der Röhre befestigen läßt. Ein an der Scale angebrachter Nonius mit Absehen gestattet die Messung sehr kleiner aliquoter Theile eines Thermometergrades und die an der Röhre einradirte Linie kann zugleich zur

---

men würde und das Quecksilber daher erst dann oberhalb B in die Röhre tritt, wenn die Temperatur des Thermometers nur wenige (8 bis 10) Grade mehr von jener des Siedpunktes entfernt ist. Die obere Erweiterung C hingegen hat den Zweck, die Einfüllung der großen Quantität Quecksilber in das Instrument und das Luftleermachen desselben zu erleichtern. Bei der gewöhnlichen Lufttemperatur erscheint das Gefäß A, das Röhrenstück zwischen A und B ganz und die Erweiterung B zum Theil voll Quecksilber. Es ist vortheilhaft, anstatt der Erweiterung B zwei kleinere, zusammen ihr an Rauminhalt gleiche und durch eine kurze Zwischenröhre getrennte Erweiterungen (a, b bei II Fig. 650) anzubringen, weil bei nur einer nicht ganz mit Quecksilber gefüllten Erweiterung durch beim Transporte des Instrumentes unvermeidliche Erschütterungen leicht ein Theil dieses Quecksilbers von dem übrigen getrennt wird und dann die Wiedervereinigung mit großer Schwierigkeit und Gefahr für das Instrument verbunden ist, während bei zwei Erweiterungen (a, b), wenn nur die untere (a) Quecksilber enthält und die obere (b) leer ist, diese Uebelstände wegfallen. Denn ist a ganz voll Quecksilber, so kann wegen der Capillaritätswirkung durch Erschütterungen keine Trennung hervorgebracht werden, und ist a nur zum Theil voll, so kann zwar Trennung erfolgen, diese wird aber nicht hindern, das Thermometer unmittelbar zur Beobachtung zu verwenden, weil dabei in b die Wiedervereinigung des Quecksilbers von selbst erfolgt.

richtigen Einstellung der Scale an der Röhre dienen, so daß der mit 100 bezeichnete Theilstrich genau mit der Stelle zusammentrifft, an welche der Normalsiedepunkt hinfällt. Daß so die Scale von der Röhre sich wegnehmen und immer wieder genau an dem nämlichen Platze befestigen läßt, ist in so ferne gut, als man das Instrument in einem kleineren Raume zum Behufe des Transportes verwahren kann und während dieser Verwahrung das sehr gebrechliche Instrument unter der Last der metallenen Scale nicht Gewalt leidet. Daß übrigens der Maßstab m n selbst zur Fixirung der oft genannten (Scale-) Punkte dienen, mithin die Stelle einer eigentlichen Scale vertreten könne, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Bemerkung . . (†).

Um nun mit dem beschriebenen Thermometer an den betreffenden Orten die Siedetemperaturen des Wassers genau beobachten und überhaupt das Instrument in, seinem Zwecke entsprechender und zugleich bequemer Weise handhaben zu können, ist vor Allem noch ein Kochapparat erforderlich, der das zum Sieden zu bringende Wasser enthalten, in dem Raume darüber das mit Quecksilber gefüllte Gefäß und die untern zwei Erweiterungen des Thermometers aufnehmen kann, (so daß letzteres sich blos dem Dampfe, der bekanntlich die nämliche Temperatur hat, wie das siedende Wasser an der Oberfläche (S. 884) ausgesetzt befindet, wodurch allein das Schwanken des Quecksilbers im Thermometer verhindert wird, welches Schwanken, wenn das Thermometer ins siedende Wasser versenkt ist, immer stattfindet und die Beobachtung sehr unsicher macht), den das siedende Wasser abkühlenden Einfluß des Windes abhält, und endlich compendiös, mithin auf Reisen leicht transportabel ist.

Man sieht einen solchen Apparat in Fig. 650 bei IV abgebildet. M N ist ein cylindrisches Gefäß aus Messingblech von 3'' Durchmesser und 6'' Höhe, welches mit einem ebenfalls messingenen, genau schließenden Deckel M versehen ist, und am Boden in einer etwa 2'' hohen Schichte das siedende Wasser enthält. Der Deckel hat in der Mitte eine $^3/_4$'' weite, kreisrunde Oeffnung mit aufgeworfenem Rande r, und an seiner inneren Seite in der Nähe des Umfanges vier metallene 3'' lange Stifte 1, 2, 3, 4 befestigt, welche unten eine kleine ringförmige, mit 4 Armen a, a_1 a_2 a_3 versehene Scheibe b tragen, die sich längs der Stifte auf und nieder schieben läßt, und eine Art Korb bildet, auf welchem das Thermometergefäß A in gehöriger Entfernung von der Wasseroberfläche ruht, während die Röhre, so weit sie die Scale oder den Maßstab (m n bei III) trägt, durch die oben erwähnte kreisrunde Oeffnung hervorragt und darin mittelst zweier, ihrer Mitte entlang mit Furchen versehener Korkstöpselhälften, zwischen denen sie eingeklemmt ist, festgehalten wird. c, d ist eine ziemlich weite, im Innern des Gefäßes M N fast durch dessen ganze Höhe herabgehende und nahe am Boden (bei c) nach außen mündende Röhre, welche den aus dem siedenden Wasser gebildeten Dämpfen, nachdem sie auf das Thermometer eingewirkt haben, freien Abzug gestattet, wodurch jeder Erhöhung ihrer Spannkraft über den der Siedhitze entsprechenden Grad vorgebeugt ist. Das Gefäß M N steht ferner auf einem andern, etwa 3'' hohen Blechcylinder P Q, welcher etwas weiter ist, als M N und welcher an der Seite eine hinreichend große Oeffnung hat, um eine Weingeistlampe W unter den Boden des Gefäßes M N einzusetzen. Dieses Gefäß läßt sich, um den Apparat zum Transport compendiöser zu machen, in sein Gestelle P Q hineinschieben. Beim Gebrauche wird es dann, nachdem es herausgezogen worden, mittelst zweier in der Nähe des Bodens angebrachter, seitwärts hervorstehender Stifte in eine am obern an M N anpassenden Raude des Gestelles eingelassene Nuth eingerieben und so festgestellt. Um den oben erwähnten abkühlenden Einfluß des Windes zu beseitigen, wird der durch die eben besagte Uebereinanderstellung der Cylinder M N und P Q gebildete eigentliche Kochapparat in einen andern, oben offenen Blechcylinder R S (bei V Fig. 650) gestellt, der mit diesem Apparate die nämliche Gestalt und Höhe, aber etwa 1'' mehr im Durchmesser hat und auch aus

zwei ineinander schiebbaren Theilen besteht. Da der etwa ½ Zoll weite Zwischenraum zwischen den beiden ineinandergestellten Gefäßen beim Versuch immer mit den bei c ausgetretenen Wasserdämpfen erfüllt ist, so wird der besagte Einfluß des Windes ganz hintangehalten. Der Cylinder RS kann übrigens gleich als Büchse zur Aufbewahrung des Kochgefäßes beim Transporte dienen: denn hat man den Cylinder MN in sein Gestelle PQ und eben so den Theil R des Cylinders RS in den Theil S geschoben; so kann man auch die zwei auf diese Art erhaltenen verkürzten Gefäße in einander stellen, und das innere mittelst eines auf das äußere passenden Deckels in diesem äußeren, wie in einer Büchse einschließen Zu weiterer Bequemlichkeit kann der letztgenannte Deckel ein Kästchen zur Aufbewahrung eines Feuerzeuges zum Anzünden der Weingeistlampe, einiger vorräthiger Korkstücke und andere Kleinigkeiten enthalten Ebenso kann man den inneren Raum des Kochgefäßes dazu benützen, um darin während des Transportes die Weingeistlampe und ein den Weingeist enthaltendes Gefäß aufzubewahren Das Ganze kann endlich in ein mit Umhängeriemen versehenes ledernes Futteral (VI Fig 650) eingeschoben und so bequem getragen werden. Das Thermometer muß aber in einem wohl ausgepolsterten verschlossenen Etui transportirt werden, worin es in einer mit ihm eine gleiche Gestalt habenden Vertiefung unverrückbar liegt. Neben demselben kann der nach Lüftung der Schraubenzwingen 1, 2 herabgenommene Scale- oder Maßstabstreifen und ein gewöhnliches, zur Bestimmung der Lufttemperatur dienliches, gutes Thermometer, beide ebenfalls in passenden Vertiefungen, untergebracht sein. In einer mit Rohr überflochtenen, gut verpfropften und zugleich mit dem besagten Lederfutteral über die Schulter gehängten Flasche endlich läßt sich der nöthige Vorrath von destillirtem Wasser leicht transportiren.

Bei der Anwendung des nun beschriebenen Thermobarometers zum Behufe einer Höhenmessung ist folgendermaßen zu verfahren: An dem betreffenden Orte angelangt, stellt man den Kochapparat an einem geeigneten, vorzüglich auch gegen heftigeren Wind möglichst geschützten Platze auf dem Boden auf, setzt nach Einfüllung der erforderlichen Menge destillirten Wassers durch die Oeffnung (r) im Deckel das Thermometer auf die ringförmige Tragplatte (b), und erhält es durch in besagte Oeffnung beiderseits der Thermometerröhre eingepaßte halbrunde Korkstücke in vertikaler Stellung, macht die Scale oder den Maßstab (mn) an der Röhre am gehörigen Platze (mittelst der Schraubenzwingen 1, 2) fest und beginnt nun die Erhitzung des Wassers. Kocht dieses und es hat das Quecksilber im Thermometer einen sich nicht mehr ändernden Stand angenommen, so stellt man den Nonius mit seinen Visirfäden am obersten Punkt der Quecksilbersäule ein und liest im Falle, wo die Röhre eine Thermometerscale trägt, unmittelbar die Temperatur des siedenden Wassers ab. In dem Falle, wo der Maßstab mn die Stelle der Thermometerscale vertritt (†), wird diese Temperatur nachher aus dem abgelesenen Stande des auf dem obersten Punkte der Quecksilbersäule an dem Maßstabe eingestellten Nonius in aus dem Vorhergehenden leicht begreiflicher Weise berechnet. Nach der so gefundenen Temperatur des siedenden Wassers wird nun die derselben entsprechende Spannkraft des aus dem siedenden Wasser aufsteigenden Dampfes, die dem am Versuchsorte eben herrschenden Luftdrucke gleich ist, berechnet oder aus schon früher berechneten, geeigneten Tabellen entnommen und der so erhaltene Werth als Barometerstand für den Ort in die betreffenden barometrische Höhenformel eingeführt. Da in jeder derartigen brauchbaren Formel auch immer die Lufttemperatur des Beobachtungsortes vorkömmt, so ist auch diese Temperatur gleichzeitig mit jener des siedenden Wassers zu beobachten, wozu das in dem oben erwähnten Etui verwahrte gewöhnliche Thermometer gehört, welches daher in der Nähe des Ortes, wo das Wasser siedet, unter dem bei der barometrischen Höhenmessung (auf S. 327) angegebenen Vorsichten aufzustellen und zu beobachten ist.

Was die Berechnung der Spannkraft des gesättigten Dampfes nach der Temperatur des Wassers, aus welchem er sich entwickelt, anbelangt, so wurde schon auf S. 876 im §. 177 erwähnt, daß man bisher noch kein einfaches Gesetz zwischen dieser Spannkraft und Temperatur aufzufinden vermochte. Mit der Erfahrung am meisten übereinstimmend ist für Temperaturen von 0^0—100^0 C. die Formel von Regnault, nämlich $\log. e = a + b\alpha^t + c\beta^t$, wo e die Spannkraft bedeutet, (dieselbe Bedeutung hat e auch in den nächstfolgenden Formeln) $a = 4{\cdot}7384380$, $\log. b = 0{\cdot}1340339 - 2$, $\log. c = 0{\cdot}6116485$, $\log. \alpha = 0.006865036$ und $\log. \beta = 0{\cdot}9967249 - 1$ ist. Für Temperaturen über 100^0C. stimmt sehr nahe Dulongs Formel $e = [1 + 0{\cdot}007153\,(t - 100)]^5$ oder, Tredgold's (von Mallet verbesserte) Formel $100\,e = \left(\frac{t + 75}{85}\right)^6$.

Ziemlich gut paßt auch für nicht zu hohe Spannkräfte die August'sche Formel

$$\log. e = \frac{23\ 945371\ .\ t}{800 + 3t} - 2{\cdot}2960374.$$

Die Tabelle XIX am Ende des Buches, die den verschiedenen Temperaturen (von Zehntel zu Zehntel) entsprechende Spannkraft der Wasserdämpfe enthaltend, ist von Regnault berechnet. Eine andere derartige Tabelle größeren Umfanges von Gintl, nach der oben angegebenen August'schen Formel für die obersten 10 Temperaturgrade des siedenden Wassers von Hundertel zu Hundertel eines Grades berechnet, findet man in der schon früher (S. 886) erwähnten Schrift „Das Höhenmessen mit dem Thermometer, von J. W. Gintl.“ Diese Tabelle enthält neben den die Maße der Spannkräfte repräsentirenden, auf 0^0 C. reducirten Barometerständen zugleich die denselben entsprechenden absoluten, nicht corrigirten Höhen.

§. 193. Latentwerden von Wärme bei der Dampfbildung. So wie zum Schmelzen, so ist auch zu jeder Umwandlung eines Körpers in Dunst oder Dampf Wärme erforderlich, die demselben zufließen muß und, indem sie die Funktion der Formänderung übernimmt, gebunden wird. Ja es beträgt, wie wir später an einem andern Orte sehen werden, die Wärme, welche dazu gehört, um eine gewisse Menge einer tropfbaren Flüssigkeit, z. B. Wassers, in Dampf zu verwandeln, weit mehr, als nöthig ist, um die nämliche Menge dieser Flüssigkeit durch Umwandlung der betreffenden Substanz aus der starren in die tropfbare Form (in unserem Beispiel von Eis in Wasser) zu erhalten. Der sich entwickelnde Dampf enthält ferner, da er immer eine bestimmte Temperatur hat, außer der besagten gebundenen Wärme eine gewisse Menge freier, und es findet nach Pambour's Untersuchungen das merkwürdige Gesetz statt, daß in einer bestimmten Gewichtsmenge Dunst oder Dampf die Summe der freien und der latenten Wärme, unabhängig von der Temperatur, die er hat und dem Drucke, unter welchem er steht, immer dieselbe ist, so daß stets die nämliche Wärmemenge erfordert wird, um aus Wasser von bestimmter Temperatur, z. B. 0^0, eine gewisse Menge, z. B. 1 Gramme, gesättigten Dampfes von irgend einer beliebigen Temperatur zu erzeugen . . . (†).

Von der einer siedenden Flüssigkeit zugeführten Wärme geht eine viel größere Menge in den Dampf über, als in der Flüssigkeit zurückbleibt und jede noch so starke Vermehrung des Wärmezuflusses zu einer einmal ins Sieden gekommenen Flüssigkeit hat nur eine vermehrte und raschere

Dampferzeugung und durchaus keine Erhöhung der Temperatur der Flüssigkeit oder des Dampfes zur Folge, da alle weiter zufließende Wärme zur Bildung von Dampf verwendet wird, und daher nicht erwärmen kann. Ein Thermometer wird in einer siedenden Flüssigkeit, wenn man sie auch noch so sehr erhitzt, beim Anbeginn des Siedens und nachdem dieses wie lange immer gedauert hat, stets die nämliche Temperatur zeigen. Eine gehörige Berücksichtigung dieser Thatsache würde manche bedeutende Brennmaterial Ersparniß, z. B. in den Haushaltungen, zur Folge haben, wo man nicht selten siedendes Wasser dadurch heißer und zum bessern und schnelleren Erweichen des Fleisches oder anderer Lebensmittel geeigneter zu machen wähnt, daß man ein recht lebhaftes Feuer unterhält, während dadurch nichts als eine raschere Verdampfung erzielt wird, die zu den besagten Zwecken nichts beiträgt, da diese nur durch länger anhaltendes Sieden, wozu bloß die Unterhaltung eines ganz mäßigen Feuers nothwendig ist, erreicht werden. Wird das Sieden einer Flüssigkeit durch künstlich zugeführte Wärme hervorgebracht, so liefert diese letztere das zur Dampfbildung nöthige Quantum; findet es aber ohne künstliche Wärmezuführung (zu Folge Verminderung des auf der Flüssigkeit lastenden Druckes u. s. w.) statt . . . (1); so muß die zur Dampferzeugung erforderliche Wärme aus der Umgebung genommen, diese also abgekühlt werden. Eben so muß offenbar die Verdampfung (Verdunstung) einer Flüssigkeit bei Temperaturen unter ihrem Siedepunkte mit Abkühlung ihrer Umgebung verbunden sein, wenn nicht eigens Wärme in für die Dunstbildung hinreichendem Maße zugeführt wird.

Von den vielen Erscheinungen, die ihren Grund in dem Gebundenwerden von Wärme beim Verdunsten oder Verdampfen haben, können hier nur wenige Platz finden, und es sollen gerade solche gewählt werden, die ihres häufigen Vorkommens oder des auffallenden und eclatanten Erfolges wegen besondere Wichtigkeit haben. Es sind folgende: Nach einem Bade empfindet man gewöhnlich Kälte (weil die Wassertröpfchen, die auf dem Körper, oder selbst nach sorgfältigem Abtrocknen noch in den Poren desselben sitzen, verdunsten und die dazu nöthige Wärme aus dem Körper nehmen); durch einen Regen oder durch Aufspritzen von Wasser wird (zu Folge Verdunstung) die Luftwärme in bedeutendem, zur Sommerszeit sehr wohlthuendem Grade vermindert; wenn man sich im Schweiße befindet, läuft man leicht Gefahr, sich zu verkühlen, besonders wenn man einem Luftzuge ausgesetzt ist, denn der Schweiß braucht beim Verdunsten Wärme, die er dem Körper entzieht, und im Luftzuge, welcher die aus dem Schweiße gebildeten Dünste immer schnell entfernt, so daß wieder neue entstehen können, also die Dunstbildung befördert wird, wird dem Körper daher mehr Wärme entzogen *).

*) So wie beim Luftzuge durch die Entfernung der gebildeten Dünste, so wird die Dunstbildung auch befördert: 1) durch Temperaturerhöhung, weil da die Spannkraft der Dünste wächst und diese dann die ihrer Entwicklung sich entgegenstellenden mechanischen Hindernisse, den Widerstand der Luft u. s. w., leichter überwinden können; 2) durch Verdünnung der Luft in dem Raume, wo die Verdünstung vor sich geht, wegen Verminderung des eben erwähnten Widerstandes; 3) durch Absorbtion der gebildeten Dünste oder andere, gleich dem Luftzuge oder Winde die Wegschaffung dieser Dünste bewirkenden Mittel; 4) durch Vergrößerung der Oberfläche der verdünstenden Flüssigkeit und dadurch bewirkte Vermehrung der Punkte, an welchen gleichzeitig Dünste sich entwickeln.

Solander, Banks und Blayden haben in einem über 120° C. erhitzten Locale, welches sie aber erst betraten, nachdem sie sich vorher am ganzen Körper in Schweiß versetzt hatten, längere Zeit ausgehalten, weil alle Wärme, die sonst in ihren Körper eingedrungen wäre, zur Verdampfung des Schweißes verwendet, mithin gebunden wurde. Die Bierwürze wird zum Behufe schneller Abkühlung in seichten, weiten Behältnissen (den Kühlschiffen oder Kuhlstöcken) mit großer Oberfläche der Luft unter künstlichem, nicht selten mittelst eigener Mechanismen (Windflügeln u. dgl.) erzeugtem Zuge oder Winde ausgesetzt. — Getränke werden im heißesten Sommer, indem man sie in weite, Wasser enthaltende Gefäße (Kühlwannen) stellt, dadurch lange kühl erhalten, daß die in sie eindringen wollende Wärme zum größten Theil gleich an der Oberfläche des Wassers beim Geschäfte der Dunstbildung latent wird, und die Spanier erreichen den nämlichen Zweck dadurch, daß sie die Getränke in porösen, nicht glasirten Thongefäßen, Alkarazzas genannt, dem Luftzuge aussetzen, wobei ein kleiner Antheil des Getränkes, der durch die Poren an die äußere Gefäßoberfläche tritt und dieselbe mit einer Flüssigkeitsschichte überzieht, indem er rasch verdunstet, die Wärme bindet, die sonst dem Inhalte des Gefäßes zufließen und denselben erwärmen würde. Stellt man ein Schälchen (am besten aus einem guten Wärmeleiter, z. B. verzinntem Eisenblech) mit etwas Wasser in eine weitere Schale mit Schwefeläther und bringt das Ganze unter den Recipienten einer guten Luftpumpe, so kann man durch hinreichend lange fortgesetztes Verdünnen der Luft das Wasser mitten im Sommer oder in einem geheizten Zimmer zum Gefrieren bringen, indem durch die (nach 2) der Anmerkung auf S. 890) sehr rasche Dunstbildung aus dem Wasser und in weit größerem Verhältnisse aus dem sehr flüchtigen Schwefeläther dem zurückgebliebenen Wasser bis zum endlichen Erstarren fortwährend Wärme entzogen wird. Dieses Gefrieren kann auch erreicht werden, wenn man dem Schwefeläther Schwefelsäure substituirt, welche jedoch nicht durch eigene Verdunstung, sondern (nach 3) Anmerkung S. 890) dadurch wirkt, daß sie vermöge ihrer großen Verwandtschaft zum Wasser die im luftverdünnten Raume in jedem Augenblicke reichlicher entstehenden Wasserdünste immer gleich absorbirt und so wieder neuen Dünsten Platz macht. Recht entsprechend zu diesem letzteren Experimente, wobei es auf eine möglichst große Oberfläche der absorbirenden Schwefelsäure ankommt, ist die in Fig. 651 abgebildete Vorrichtung, woran a, b zwei übereinander stehende, seichte Porzellanschalen für die concentrirte Schwefelsäure sind, und die ebenfalls seichte, gläserne Schale c (am einfachsten ein mit 3 Wachsstückchen aufgekittetes größeres Uhrglas) das zum Gefrieren zu bringende Wasser enthält. — In Wollaston's Kryophorus wird Wasser ebenfalls dadurch zum Gefrieren gebracht, daß man einen Theil desselben rasch verdampfen macht. Es unterscheidet sich dieser Kryophorus von dem auf S. 882 beschriebenen und in Fig. 647 abgebildeten Pulshammer nur dadurch, daß die Röhre zwischen den beiden Kugeln 1½ — 2 Fuß lang ist und der Apparat anstatt Weingeist Wasser enthält; übrigens ist der innere Raum gleichfalls luftleer gemacht und zwar ganz durch

Fig. 651.



das nämliche Verfahren, wie beim Puls- oder Wasserhammer (Fig. 646). Läßt man nun alles Wasser in eine der Kugeln zusammenlaufen und versenkt hierauf die andere in eine Kältemischung (z. B. aus Schnee oder Eis und Kochsalz); so wird in der ersteren, wenn auch von warmer Luft umgebenen Kugel nach wenigen Minuten das Wasser gefroren sein, weil die aus demselben im luftleeren Raume rasch entstehenden Dünste durch Condensirung in der eingekühlten Kugel immer gleich wieder weggeschafft werden und so die Verdunstung des Wassers in der freien Kugel im raschen Fortgange erhalten wird. — Umwickelt man die Kugel eines Quecksilberthermometers mit Musselin und hält diesen durch allmäliges Auftröpfeln von Schwefelalkohol oder (besser) von tropfbarer schwefliger Säure nur kurze Zeit feucht, so erstarrt das Quecksilber in der Kugel zu Folge der schnellen und starken Abkühlung, welche es durch die rapide Verdampfung der besagten aufgetröpfelten, außerordentlich flüchtigen Substanzen (es siedet nämlich die schweflige Säure schon bei — 8° und Schwefeläther bei + 28° R.) erleidet. Aus demselben Grunde kann ein kleines Thier, z. B. eine Maus, durch hinreichend lange fortgesetztes Betropfen mit Schwefeläther, der wie wir wissen ebenfalls sehr rasch verdampft, in warmer Umgebung erfrieren gemacht werden. — Mittelst der eben genannten tropfbaren schwefligen Säure kann, wie zuerst Boutigny zeigte, Wasser in einem hellglühenden Platintiegel gefrieren gemacht werden. Gießt man nämlich in einen solchen etwas der besagten Säure, gleich nachher auf diese eine entsprechende Menge Wassers und schüttet nun unmittelbar nachher den Inhalt des Tiegels schnell (auf einen Teller, Tisch o. dgl.) aus; so erscheint das Wasser in Schnee oder Eis verwandelt. Die in den Tiegel gegossene schweflige Säure ballt sich darin zur Gestalt einer abgeplatteten Kugel zusammen, die am Boden des Tiegels liegen bleibt und nur langsam verdampft. Wie aber das Wasser hinzukömmt, wird die Säure zum größten Theile auf Kosten der Wärme des Wassers rapid in Dampf verwandelt und dieses dadurch bis zum Gefrieren erkaltet *). — Faraday hat, indem er in

*) So wie die schweflige Säure verhalten sich in der eben beschriebenen Beziehung auch andere tropfbare Flüssigkeiten gegen glühendes Platin oder andere stark erhitzte Metalle. Läßt man z. B. in einen stark erhitzten Silberlöffel einen Wassertropfen fallen, so wird dieser nicht auf dem Metalle sich ausbreiten und unter Zischen fast augenblicklich in Dampf aufgelöst, wie man es erwartet, da dies bekanntlich schon auf einer nur mäßig erhitzten Ofenplatte geschieht, sondern in Kugelform im Löffel sich hin und her bewegen und zuletzt an der tiefsten Stelle liegen bleiben; läßt man noch einen zweiten, dritten Tropfen hinzu fallen, so vereinigen sich diese mit dem ersten zu einen einzigen größeren Tropfen, und dieser hat dann die Gestalt einer abgeplatteten Kugel, ganz wie ein großer Quecksilbertropfen, der auf einer Fläche ruht, zu welcher das Quecksilber keine Adhäsion hat. Diese Erscheinung, welche zuerst von Leidenfrost beobachtet wurde und daher kurz mit der Benennung „der Leidenfrost'sche Versuch" bezeichnet wird, sieht man fast allgemein als Folge der abstoßenden Kraft der Wärme an, indem man voraussetzt, daß diese Kraft nicht bloß zwischen den gleichartigen kleinsten Theilchen eines und desselben Körpers, wie z. B. des Wassers, wenn es in Dampf verwandelt wird, sondern auch zwischen ungleichartigen Körpertheilchen (in unserem oben betrachteten Falle) zwischen jenen des erhitzten Metalles und des Wassers, wirksam sei. Die Abstoßung hebt die Adhäsion zwischen dem Metalle und der Flüssigkeit auf, und daher kömmt die Kugelform der letzteren; wegen dem Nichtvorhandensein von Adhäsion findet zwischen dem erhitzten Metalle und der Flüssigkeit keine Berührung statt, letztere kann daher von ersterem nicht die zum raschen Verdampfen erfor-

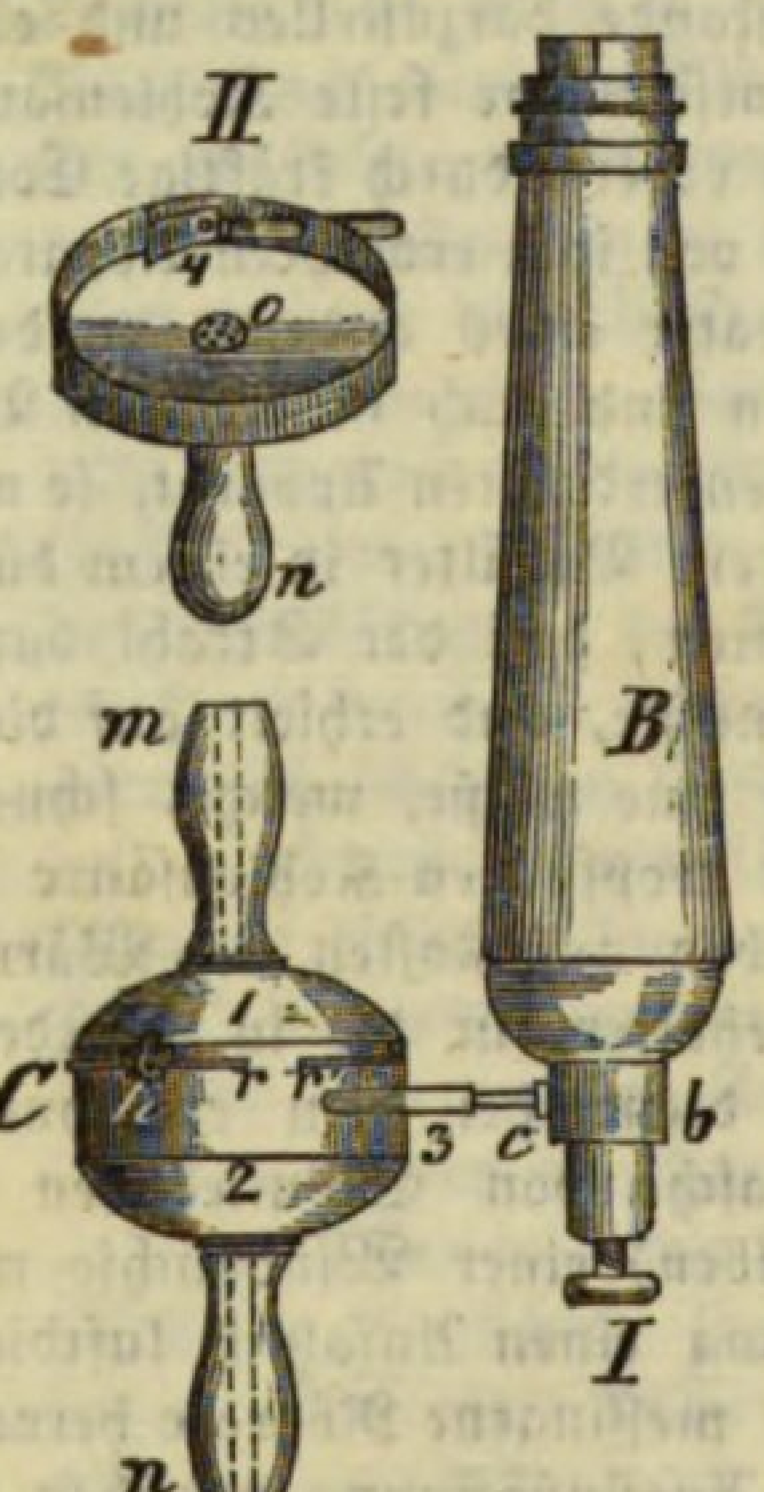
den glühenden Platintiegel zuerst Schwefeläther und feste Kohlensäure, und nachher Quecksilber brachte, selbst letzteres zum Erstarren gebracht. — Durch das Latentwerden von Wärme beim Verdampfen, ist es Thilorier zuerst gelungen, Kohlensäure im festen Zustande darzustellen und eine Temperatur von — 90° C., (welche die eben entstandene feste Kohlensäure besitzt) hervorzubringen. Er erzeugte sich nämlich vorerst durch kräftige Comprimirung kohlensauren Gases in einem eigenen, von ihm erdachten Apparate tropfbar flüssige Kohlensäure, (wir werden später einen andern, zu dem nämlichen Zweck dienenden, aber viel einfacheren und auch in anderen Beziehungen vorzüglicheren, von Natterer in Wien erdachten Apparat, so wie seine Anwendung kennen lernen) ließ sie aus ihrem Behälter in einem dünnen Strahle so in eine dosenartige Büchse strömen, daß der Strahl darin an der ganzen cylindrischen Wand herumgehen mußte, und erhielt auf diese Weise in der Büchse starre Kohlensäure, welche eine weiße, weiche, schneeähnliche Masse bildete und durch Gefrieren der tropfbaren Kohlensäure zu Folge rascher Verdampfung eines Theils derselben auf Kosten der Wärme des unverdampft gebliebenen entstand. Als Behälter für die in angedeuteter Weise entstehende tropfbare Kohlensäure dient bei dem erwähnten Natterer'schen Apparat eine sehr starke Flasche von Schmiedeisen **B** (Fig. 652), welche von der Flasche (dem Kolben) einer Windbüchse nur dadurch verschieden ist, daß sie in ihrer Wölbung einen Ansatz b luftdicht eingeschraubt hat, aus welchem eine horizontale, messingene Röhre c hervorsteht, die am äußeren Ende mit einer feinen Ausflußöffnung versehen ist und deren anderes Ende mit dem inneren Raume der Flasche **B** durch

---

derliche Wärme erhalten. Erst wenn bei Wiederabkühlung des Metalles die besagte Abstoßung unter den die Adhäsion hindernden Grad abgenommen hat, verliert das Wasser die Kugelform, fließt auf dem Metalle auseinander und nimmt dann aus diesem so viele Wärme auf, daß es sehr rasch, oft augenblicklich, unter heftigem Zischen ganz in Dampf verwandelt wird. Wendet man nun das Gesagte auf das Boutigny'sche Experiment an, so ergibt sich folgende Erklärung desselben: So lange die schweflige Säure allein als kugelförmige Masse im glühenden Platintiegel sich befindet, ist sie ringsherum isolirt, kann also von nirgendsher die zum Sieden nöthige Wärmemenge erhalten. Wie aber das Wasser hinzu kommt, welches im Tiegel ebenfalls Kugelform annimmt und dabei nur mit der Säure in Berührung steht, sonst aber wie diese ringsherum isolirt ist, so liefert ersteres (das Wasser) der letzteren (der Säure) die zum Sieden erforderliche Wärme, dieses tritt ein, geht rapid vor sich, und das Wasser wird dadurch so stark abgekühlt, daß es und zwar fast augenblicklich gefriert. Um den hier besprochenen gewiß sehr interessanten und überraschenden Versuch leicht im Kleinen anzustellen, bedarf es nur einer ganz kleinen, etwa 2" Zoll, im Durchmesser haltenden Platinschale Man erhitzt sie über einer Weingeistlampe mit doppeltem Luftzuge zum lebhaften Glühen, läßt dann, während man sie mittelst eines Zängelchens hält, so viel schweflige Säure hinein fallen, als für eine Kugel von der Größe einer kleinen Haselnuß oder großen Erbse hinreicht, schüttet dann auf diese in stark abgeplatteter Form gebildete Kugel etwa einen halben Kaffeelöffel voll Wasser und leert nun sogleich mit Hilfe des besagten Zängelchens, woran man fortwährend den Tiegel hält, den letzteren um. Schließlich mag hier noch bemerkt werden, daß Person den Grund des Nichtstattfindens einer Adhäsion und Berührung zwischen dem Metalle und der Flüssigkeit beim Leidenfrost'schen Versuch in dem Entstehen einer geringen Menge von Dämpfen sucht, welche an der dem Metalle zunächst kommenden Stelle des Flüssigkeitstropfens sich bilden und durch ihre Expansivkraft die Berührung zwischen diesem Tropfen und dem Metalle verhindern.

eine Bohrung communicirt, die sich mittelst einer Schraube 1 schließen oder öffnen läßt, (ersteres durch tieferes Hineinschrauben und letzteres durch weiteres Herausschrauben von 1), jenachdem man den Inhalt von B in B absperren oder durch die Röhre c ausströmen lassen will. Die oben besagte dosenartig gestaltete Büchse (C Fig. 652) besteht aus zwei messingenen, cylindrischen, ungleich hohen Schalen 1, 2, die in der Mitte ihrer gewölbten Böden mit hölzernen Handgriffen m, n versehen sind und sich mittelst dieser zu einer geschlossenen Büchse über einander stecken und andererseits schnell von einander trennen lassen. Damit sie nach dem Uebereinanderstecken fest zusammenhalten und nicht durch einen Druck von innen nach außen (durch die Spannkraft des aus der in die Büchse eingeströmten tropfbaren Kohlensäure entstehenden Dampfes) aus einander getrieben werden können, geht um die höhere Schale 2 an ihrem obern Rand herum ein aus der Cylinderfläche hervorragender festgelötheter Reif r, und die andere, niedrigere Schale 1 hat an ihrem Rande diametral gegenüberstehend zwei Häkchen h festgemacht, welche, nachdem man die zwei Schalen über einander gesteckt und eine gegen die andere etwas verdreht hat, über den Reif greifen und so das Auseinandergehen der Schalen hindern. Die Schale 2 ist ferner mit einer Röhre 3 versehen, welche aus ihrer Cylinderfläche tangential hervorsteht, und vor der inneren Mündung befindet sich ein gekrümmtes Blech (4 bei II Fig. 652), um dem eintretenden Säurestrom desto sicherer die oben bezeichnete Richtung in der ganzen Büchse herum zu geben. Die Handgriffe m, n sind der Länge nach durchbohrt, und diese Bohrungen an der Einmündung in die Büchse mit siebartig durchlöcherten Metallplättchen gedeckt, um wohl den entstandenen Kohlensäure-Dämpfen freien Austritt aus der Büchse zu gestatten, die starre Kohlensäure aber darin zurück zu halten. Um nun diese letztere zu erzeugen, werden die Flasche B und die Büchse C in der durch die Figur anschaulich gemachten Art zusammen (nämlich die Ausflußröhre c in die Röhre 3 an der Büchse C hinein) gesteckt, und nun schraubt man, während die Flasche vertikal ist, den gewölbten Theil nach unten gekehrt, und die Büchse (von einem zweiten Individuum) an beiden Handgriffen auch in vertikaler (wie in der Figur) oder besser in horizontaler Richtung gehalten wird (so nämlich, daß beide Handgriffe diese Richtung haben), die Schraube 1 entsprechend weit heraus. Es wird da die den untern Theil der Flasche einnehmende tropfbare Kohlensäure durch die Expansivkraft der im obern Theile vorhandenen gasförmigen im continuirlichen Strome durch die Röhren c und 3 unter heftigem Brausen in die Büchse C hineingetrieben und, wenn dann nach einigen Secunden lang fortgedauertem Brausen die beiden Schalen der Büchse schnell auseinander genommen werden (indem man eine gegen die andere so weit verdreht, bis die Häkchen h an Unterbrechungsstellen des Reifes r kommen und durch diese durchgezogen

Fig. 652.



werden können), so findet man darin die oben erwähnte weiße, weiche, schneeähnliche Masse. Mischt man diese mit ein wenig Aether, so entsteht eine halbflüssige Masse von — 98° C., in welcher man beträchtliche Mengen Quecksilbers gefrieren machen kann. Tropfbares Stickstoffoxydul, welches Natterer durch Comprimirung des Stickstoffoxydulgases ebenfalls mittelst seines Compressionsapparates zuerst in größerer Menge dargestellt hat, erzeugt, indem es zu Folge eigener Verdampfung eines Theils erstarrt, eine Temperatur von — 115° C.

§. 194. Freiwerden von Wärme bei der Umwandlung ausdehnsamer Stoffe in tropfbare. Dämpfe werden bekanntlich (§. 187) durch einen gehörigen Grad von Druck oder Erkaltung wieder in die tropfbare Flüssigkeit umgewandelt, aus der sie gebildet wurden . . . (1) und dabei wird alle die Wärme, welche bei ihrer Bildung latent wurde, wieder frei . . . (2). Auf (1) gründet sich die Anwendung der Kühlapparate beim Destillationsprocesse und aus (2) erklärt sich die Erhitzung des Kühlwassers bei diesem Processe und die Nothwendigkeit, dasselbe öfters zu wechseln (mit kaltem zu vertauschen). Mehr hierüber an einem andern Orte. Wegen der großen Menge Wärme, welche die Wasserdämpfe enthalten, und wegen der Leichtigkeit, mit welcher sie dieselbe, sowohl die freie als auch die gebundene (letztere nämlich bei der Condensirung), an kältere Körper abgeben, werden sie sehr häufig zum Erhitzen von Flüssigkeiten, zum Heizen von Trockenapparaten, von Wohn- und Arbeitslocalitäten, Trockenstuben u. s. w. angewendet. Besonders vortheilhaft ist in vielen Fällen diese Anwendung des Umstandes wegen, daß die Temperatur der durch Wasserdämpfe, welche unter keinem höheren Drucke als jenem der Atmosphäre stehen, erhitzten Körper nie über 100° C. steigen kann *), daher viele Stoffe, z. B. Extracte, gewisse Nahrungsmittel und andere organische Substanzen, wenn man sie durch Dampf erhitzt oder kocht, am sichersten gegen das Anbrennen verwahrt werden **).

---

*) Der Wasserdampf unter dem besagten atmosphärischen Drucke kann nämlich auch nur höchstens eine Temperatur von 100° C. erreichen und immer bloß so lange an einen Körper Wärme abgeben als dieser noch kälter ist, er mithin selbst noch nicht die Temperatur 100° C. besitzt.

**) Bei der in Rede stehenden Heizung durch Dampf wird letzterer in einem eigenen Kessel erzeugt und zum Behufe der Erhitzung von Flüssigkeiten entweder in diese selbst aus einer Röhre direkt einströmen gelassen, oder in metallenen, durch die betreffende Flüssigkeit vielfach hin und her geführte Röhren geleitet. Ersteres ist in Bezug auf vollständigste und schnellste Benützung der Wärme des Dampfes unstreitig das Vortheilhafteste und kann in Badeanstalten, um die Bäder zu erwärmen, in Zuckerfabriken zum Behufe der Erhitzung des zum Auflösen des Rohzuckers bestimmten Wassers und überhaupt in allen Fällen geschehen, wo das Hinzukommen des durch Condensirung des Dampfes entstehenden Wassers zu der zu erhitzenden Flüssigkeit nicht schadet. Letzteres, nämlich das Leiten des Dampfes in Röhren durch die zu erwärmende Substanz, geschieht, wenn diese eine Flüssigkeit ist, z. B. die abzudampfende Bierwürze in einem Bräuhause, die zu erhitzenden Farbebrühen in einer Färberei, am zweckmäßigsten mittelst am Boden des Flüssigkeits-Behälters (der Pfanne, des Kessels o. dgl.), oder auch der Höhe nach spiralförmig herumgeführter Röhren, so daß der Flüssigkeit eine recht große, erwärmende Oberfläche dargeboten wird, und für eine solche Oberfläche muß auch bei der Einrichtung und Leitung der durch die zu heizenden Arbeits- oder Wohnlocalitäten, Trockenstuben o. dgl. gehenden Dampfröhren, bei der Einrichtung der zum Eindicken von Extracten, Trocknen

Sicherlich verdanken die Gase (die sogenannten permanent ausdehnsamen Flüssigkeiten), so wie die Dämpfe, den ausdehnsamen Zustand dem Besitze von latenter Wärme, und unterscheiden sich wahrscheinlich von diesen nur dadurch, daß sie noch sehr weit vom Sättigungspunkte entfernt sind. Es wurde deswegen schon seit lange her vermuthet, daß auch die Gase der Verwandlung in tropfbare Flüssigkeiten (der Condensirung) fähig seien, und daß es dazu nur hinreichend großer Druckkräfte oder Kältegrade, vielleicht beides zugleich bedürfe. Wirklich ist diese Condensirung auch endlich und zwar zuerst Davy und Faraday *) gelungen und es sind durch diese Gelehrten, ferner durch Niemann, Thilorier, Natterer, schon mehrere vorher für permanent ausdehnsam gehaltene Gase, als: Ammoniak, Bromwasserstoffsäure, Chlor, Chloroxyd, Chlorwasserstoff, Cyan, Fluorbor, Jodwasserstoffsäure, Kohlensäure, Phosphorwasserstoff, schweflige Säure, Schwefelwasserstoff, Stickoxydul (und zwar durch Druck, oder durch Druck und Kälte, einige davon, z. B. die schweflige Säure, auch durch Kälte allein) tropfbar gemacht worden.

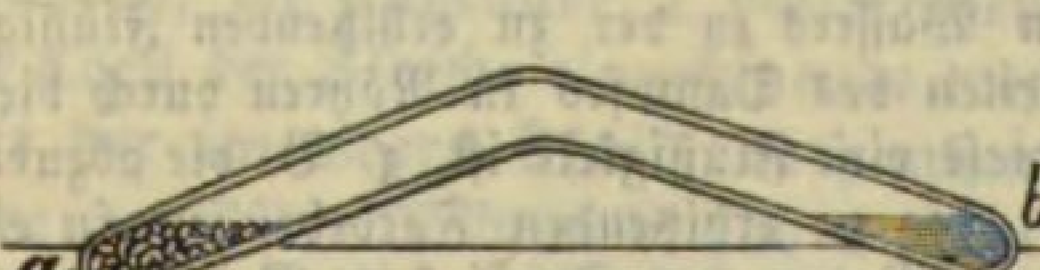
Wir nehmen hier Gelegenheit, den schon früher (S. 893) erwähnten einfachen, sehr wirksamen und für den Experimentator ganz gefahrlosen Apparat zu beschreiben, mit welchem Natterer die Kohlensäure und auch das Stickoxydul condensirt hat, und der in Figur 654 abgebildet ist. cd ist das Rohr (der Stiefel) einer Compressionspumpe derselben Art, wie sie als zum Comprimiren der Gase überhaupt geeignet, auf Seite 307 beschrieben und durch Fig. 232 bei III anschaulich gemacht wurde, nur steht diese Pumpe mit dem Behältnisse des zu comprimirenden (des kohlensauren) Gases nicht wie an dem eben citirten Orte unmittelbar, sondern durch einen Schlauch sr aus Kautschuckzeug in Verbindung, welcher an der Ansatzröhre r (in der S. 307 angegebenen Weise) festgemacht ist; ferner wird die Kolbenstange ed, anstatt durch die Hand, durch eine mit einem Schwungrade S versehene Krummzapfenwelle gkl, die

---

gewisser Gegenstände, z. B. der Zeuge (indem man sie um mehrere, mit heißem Dampf erfüllte Metallcylinder der Reihe nach hingleiten läßt), des endlosen Papiers, des Oelsamens u. s. w. bestimmter Apparate gesorgt sein. Das Wasser, welches aus dem Dampfe in dem Maße als er an seine Umgebung Wärme abgibt (also abgekühlt und condensirt wird) entsteht, wird entweder wieder in den Kessel (den Dampferzeuger) zurückgeleitet, um darin wieder in Dampf verwandelt zu werden, oder man läßt es ins Freie gelangen und daselbst abfließen. Soll durch Dampfheizung in einem Locale eine bestimmte Temperatur erzeugt und erhalten werden, so gehört ein entsprechend großer Dampferzeuger und eine angemessene Oberfläche der Dampfleitungsröhren dazu. In England nimmt man bei Leitungsröhren aus Gußeisen fast allgemein an, daß zum Behufe der Heizung eines Fabriks- oder andern Locales auf 20 — 25° C. für je 2000 Kub. Fuß des besagten Locales der den Dampf liefernde Kessel 1 Kub. Fuß Rauminhalt und für je 200 Kub. Fuß dieses Locales die Dampfleitung 1 □ Fuß Fläche haben müsse.

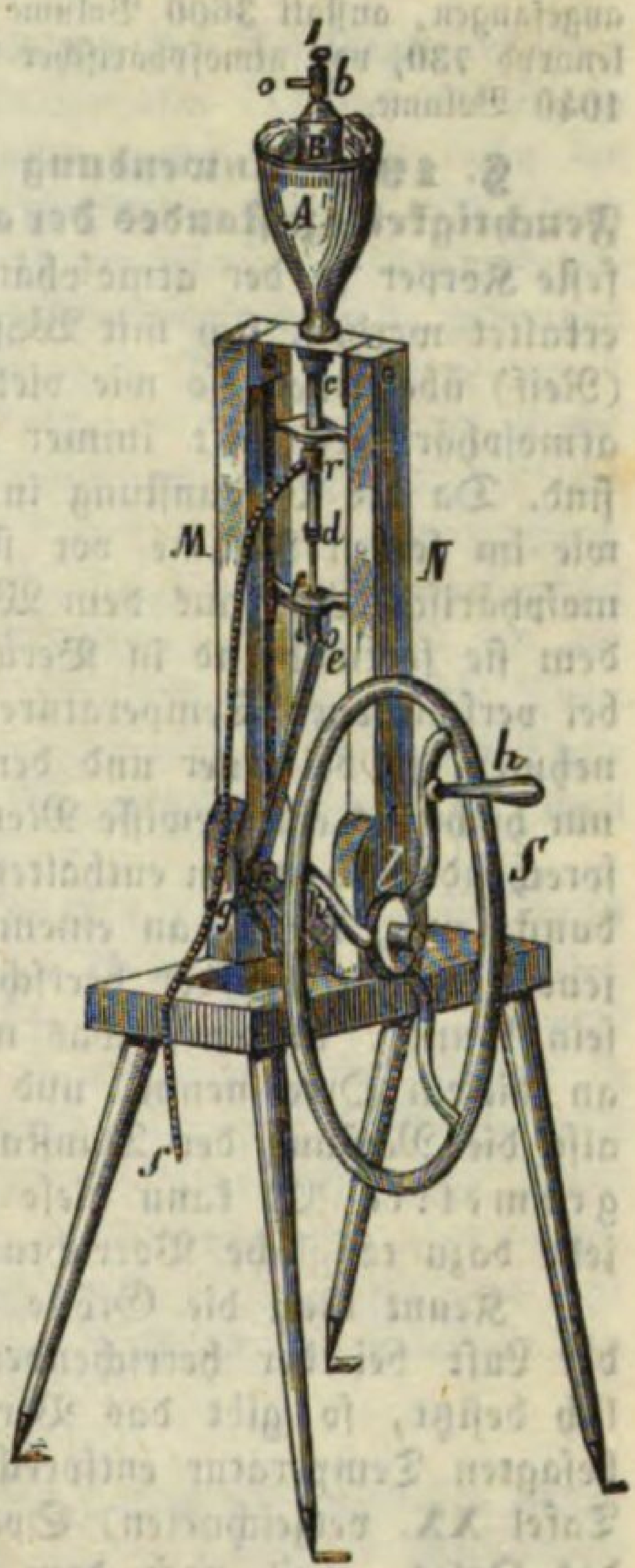
*) Faraday bewerkstelligte die Condensirung durch den Druck, den das Gas bei seiner im geschlossenen Raume vor sich gehenden Bildung durch seine Expansivkraft auf sich selbst ausübt und durch gleichzeitige Erkaltung. Folgendes Beispiel wird dieses Verfahren erläutern. Bringt man in eine einerseits zugeschmolzene und gebogene starkwandige Glasröhre (Fig. 653) etwas Cyan-Quecksilber (nach a), schmilzt dann auch das zweite Ende b zu und erwärmt nun das Ende a vorsichtig mittelst einer Weingeistlampe; so entwickelt sich Cyangas, welches, wenn das Röhrenende b durch eine Kältemischung kalt erhalten wird, daselbst zu tropfbarem Cyan verdichtet wird. Derartige Versuche sind jedoch wegen der Möglichkeit des Zerspringens der Glasröhre sehr gefährlich.

Fig. 653.



bei g und l im Holzgestelle MN ihre Lager hat, vermittelst der Verbindungsstange ek in Bewegung gesetzt und ist mit dem unteren Ende an einem metallenen Querstücke f befestigt, welches in vertikalen, an den inneren Seiten der Gestellsäulen M, N vorhandenen Nuthen läuft, wodurch ihr die Bewegung immer in der Längenrichtung des Pumpenstiefels gesichert ist. Am oberen Ende der Pumpe ist die S. 893 besprochene schmiedeiserne Flasche B angeschraubt, worin die Condensirung stattfindet, und welche an der Anschraubungsstelle ganz wie eine gewöhnliche Windbüchsenflasche eingerichtet (mit hohlem Schraubengewinde und Ventil versehen) ist. Um die Flasche stets kalt zu erhalten, ist sie mit einem, Eis oder eine Kältemischung enthaltenden, kupfernen Gefäße A umgeben.

Fig. 654.



Das die gasförmige Kohlensäure enthaltende, durch den Schlauch rs mit der Pumpe vereinigte Behältniß ist am einfachsten ein Gasometer der auf S. 344 beschriebenen Art. Derselbe ist jedoch viel kleiner und es besteht daher der cylindrische Wasserbehälter, in welchen der oben geschlossene und unten offene Blechcylinder taucht, natürlich nicht aus in die Erde versenktem Mauerwerke, sondern ebenfalls aus Blech oder einem andern passenden Materiale. Mit einer der Röhren Dd und Ee (Fig. 260 S. 344) steht der Apparat in Verbindung, worin die gasförmige Kohlensäure (mittelst Marmor und verdünnter Schwefelsäure) erzeugt wird, und mit der andern dieser Röhren ist der zur Compressionspumpe führende Schlauch rs vereinigt. Zwischen Röhre und Schlauch ist aber behufs der Austrocknung des Gases, bevor es in die besagte Pumpe gelangt, ein mit Chlorcalcium gefülltes Glasrohr eingeschaltet. Mit dieser Compressions-Maschine und unter gleichzeitiger Mitwirkung der großen Kälte, welche durch die mittelst dieser Maschine leicht darstellbare tropfbare Kohlensäure- oder Stickstoffoxydulflüssigkeit erzeugt werden kann, versuchte Natterer auch die Condensirung anderer Gase, die bis dahin noch jedem Drucke widerstanden, allein ohne Erfolg. Da er einsah, daß der schädliche Raum, der in allen Compressionsmaschinen nach Art der seinigen immer vorhanden ist, der Verdichtung eine gewisse nicht überschreitbare Gränze setze, so daß dieselbe (die Verdichtung) nicht bis zu der für die besagten Gase erforderlichen Höhe getrieben werden kann, und da er, selbst nachdem dieser Raum unschädlich gemacht worden war, seine Compressionsmaschine wegen gewisser mechanischer Schwierigkeiten, die bei derselben einer großen Verdichtung entgegenstehen, noch für unzulänglich erkannte, so construirte er im Vereine mit Dr. L. Redtenbacher eine neue Compressionsmaschine. Dieselbe ist in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 6. Bd. 5. Hft. (Juniheft 1851) beschrieben und gestattet eine Verdichtung von 3600 bis 4000 Atmosphären. Mit dieser Maschine unterwarf er, auch hiebei von Dr. Redtenbacher unterstützt, Sauerstoffgas, Stickgas, Kohlenoxydgas, atmosphärische Luft, Leuchtgas und Wasserstoffgas dem Versuche. Es gelang zwar auch durch die so erzielte ungemein starke Verdichtung die Tropfbarmachung der genannten Gase nicht, jedoch wurden Ergebnisse gewonnen, die in anderer Beziehung höchst interessant sind und zu folgenden Schlüssen berechtigen. Alle Gase verdichten sich bei sehr starkem Drucke in einem weit geringeren Verhältnisse, als der Druck wächst; es sind aber bei gleichen Druckkräften die Dichten der

einzelnen Gase verschieden. Bei sehr hohem Drucke gilt also das Mariotte'sche Gesetz nicht mehr. Unter den eben vorher aufgezählten Gasen ist Stickstoff am wenigsten, Wasserstoff am meisten zusammendrückbar. Bei Zunahme des Druckes von einer Atmosphäre bis 3600 Atmosphären werden in einen bestimmten Raum, von einem Volum angefangen, anstatt 3600 Volume nur hineingedrückt: vom Stickgas 710, vom Kohlenoxyd 730, von atmosphärischer Luft 800, vom Leuchtgase 850 und vom Wasserstoff 1040 Volume.

§. 195. Anwendung der Verdunstungsgesetze zum Messen des Feuchtigkeitszustandes der atmosphärischen Luft (Hygrometrie). Daß feste Körper in der atmosphärischen Luft, wenn sie darin hinreichend stark erkaltet werden, sich mit Wassertropfen (Thau) oder mit einer Art Schnee (Reif) überziehen, so wie viele andere Erscheinungen beweisen, daß in der atmosphärischen Luft immer mehr oder weniger Wasserdünste vorhanden sind. Da die Verdunstung in der Luft ganz nach den nämlichen Gesetzen, wie im leeren Raume vor sich geht (§. 188); so kann offenbar die atmosphärische Luft aus dem Wasser der Meere, Seen, Flüsse u. s. w., mit dem sie fortwährend in Berührung steht, überhaupt aus der Umgebung, bei verschiedenen Temperaturen verschiedene Quantitäten Wasserdunst aufnehmen, ja bei einer und derselben Temperatur ungleich viel, immer aber nur höchstens eine gewisse Menge Dunst, nämlich das dieser Temperatur entsprechende Maximum enthalten. Das Verhältniß nun zwischen der Wasserdunstmenge, welche an einem Orte in der Luft wirklich vorhanden ist, zu jener, welche bei der herrschenden Temperatur darin höchstens vorhanden sein könnte, ist das, was man den Feuchtigkeitszustand der Luft an diesem Orte nennt, und die Bestimmung des Feuchtigkeitszustandes, also die Messung der Dunstmenge in der Luft ist die Aufgabe der Hygrometrie. Es kann diese Aufgabe auf verschiedene Art gelöst werden; jede dazu taugliche Vorrichtung heißt Hygrometer.

Kennt man die Größe der Spannkraft, die der an einem Orte in der Luft bei der herrschenden Temperatur vorhandene Wasserdunst wirklich besitzt, so gibt das Verhältniß dieser Spannkraftsgröße zu dem der besagten Temperatur entsprechenden und bekannten (in der Spannkrafts-Tafel XX. verzeichneten) Spannkrafts-Maximum den Feuchtigkeitszustand des Ortes, weil nach dem Mariotte'schen Gesetze die Dichten und Gewichte des Dunstes bei unveränderter Temperatur sich gerade wie die Spannkräfte verhalten . . . (†). Es handelt sich daher, um den Feuchtigkeitszustand zu erfahren, bloß um die Ermittlung der Größe der Spannkraft, die der Dunst an dem betreffenden Orte bei der daselbst herrschenden Temperatur (t) hat; und diese Größe findet man offenbar, wenn man die Luft an dem Orte allmälig so weit abkühlt, bis der Dunst daselbst in den tropfbaren Zustand überzugehen anfängt: denn dann ist die fragliche (bei der Temperatur t stattfindende) Spannkraft das der niedrigeren Temperatur, bei welcher der besagte Uebergang in den tropfbaren Zustand beginnt, entsprechende Maximum (S. 877) und ihre Größe kann unmittelbar aus der Tafel XX. entnommen werden. Wird nämlich die Luft allmälig immer mehr abgekühlt, so erfahren auch die Dünste darin die gleiche Abkühlung und werden dadurch, ohne daß die Größe ihrer Spannkraft sich ändert, immer dichter, bis sie endlich bei einer bestimmten Temperatur das Maximum der Dichte, d. i. jenen Dichtigkeitszustand erreichen, wo sie sich nicht weiter verdichten lassen, ohne theilweise in den

tropfbaren Zustand überzugehen. Man heißt die Temperatur, bei welcher letzteres geschieht, kurz den Thaupunkt, weil sie in der Luft einen thauartigen Wasserniederschlag bewirkt, so daß die Körper, welche diese Temperatur erhalten, sich mit Thau überziehen.

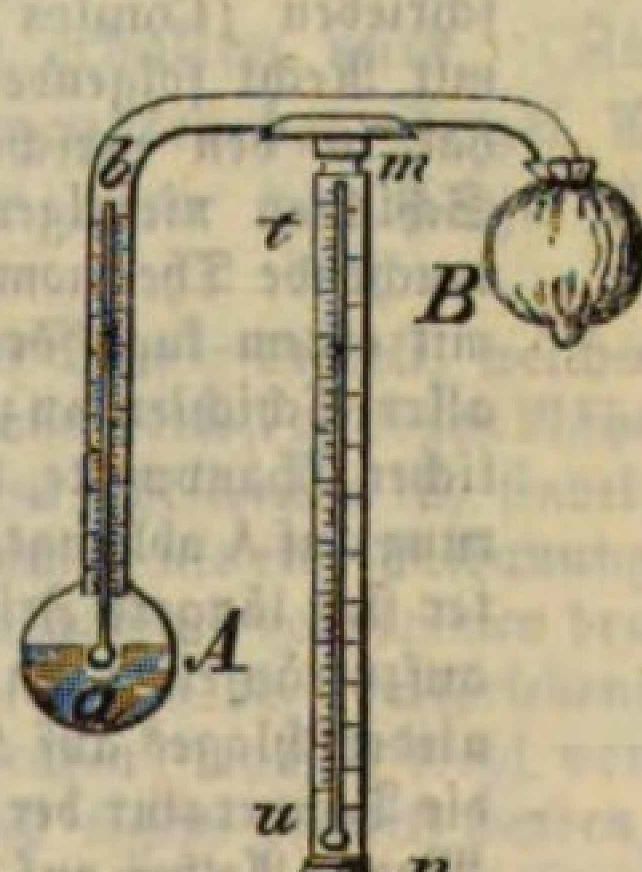
Dem Allem nach hat man zur Bestimmung des Feuchtigkeitszustandes der Luft die Kenntniß der herrschenden Temperatur (t) und des Thaupunktes an dem betreffenden Orte nöthig: denn gemäß (†) ist dann der Quotient aus dem bei der Temperatur t stattfindenden in das dem Thaupunkte entsprechende Maximum der Spannkraft des Wasserdunstes, (welche beide Maxima, wie schon gesagt, in der Spannkraftstabelle XX. gefunden werden) der gesuchte Feuchtigkeitszustand. Wäre z. B. die Temperatur t eines Ortes 15° C. und der Thaupunkt 10° C., so ist, da nach Tafel XX. C. diesen Temperaturen die Spannkraftsmaxima 12·699 und 9·165 Millimeter angehören, 9·165 : 12·699 = 0·721 der Feuchtigkeitszustand dieses Ortes, d. h. die Luft an dem Orte enthält nur 721 Tausendtel oder nahe 72 Procente derjenigen Wasserdunstmenge, welche sie bei der herrschenden Temperatur (15° C.) höchstens enthalten könnte. Die Temperatur t wird, wie sichs von selbst versteht, mit einem gewöhnlichen Thermometer erhalten, und zur Bestimmung des Thaupunktes dienen die schon früher erwähnten sogenannten Hygrometer.

Dasjenige Instrument dieser Art, welches der Bequemlichkeit beim Gebrauche und der damit erzielbar geglaubten Genauigkeit wegen früher in großem Credite stand, ist das Daniell'sche (von Daniell erdachte) Hygrometer. Allein dasselbe gewährt die vorausgesetzte Genauigkeit in Wirklichkeit nicht, überdieß ist es sehr complicirt und seine Anfertigung so schwierig, daß man der guten Beschaffenheit desselben nur dann gewiß sein kann, wenn man es von einem ganz verläßlichen und vertrauenswürdigen Künstler bezogen hat, und deswegen wurde diesem übrigens sehr sinnreichen Instrumente *) in neuerer Zeit fast allgemein das Körner'sche

---

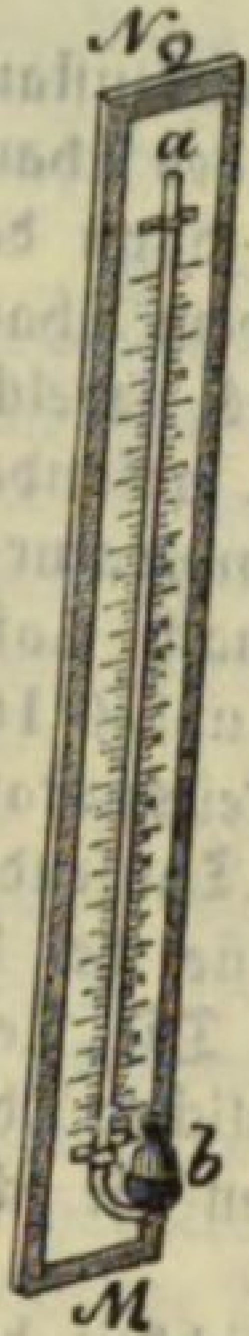
*) Daniell's Hygrometer, welches in Fig. 655 im Drittel der natürlichen Größe abgebildet ist, besteht aus einer zweischenklichen, an den Enden mit angeblasenen Kugeln versehenen Glasröhre. Die Kugel A hat eine möglichst glatte Oberfläche und ist zur Hälfte mit Schwefeläther gefüllt, in welchen die Kugel a eines im längeren Röhrenschenkel eingeschlossenen, sehr empfindlichen Thermometers a b taucht. (Besser ist es, das Quecksilberbehältniß des Thermometers cylindrisch, anstatt kugelförmig zu gestalten, so daß es durch die ganze Aetherschichte hinabreicht, das Thermometer daher immer deren mittlere Temperatur anzeigt.) Die Kugel B ist mit Musselin überzogen, und aus beiden Kugeln und der sie verbindenden Röhre muß auf das sorgfältigste alle Luft entfernt sein. (Es geschieht dies auf ähnliche Weise, wie das Luftleermachen des Wasserhammers, des Pulshammers oder des Kryophorus (S. 882 und 891), indem man nämlich die Kugel B in eine am Ende offene Spitze auszieht, den in die Kugel im Ueberschusse eingefüllten Aether über einer Weingeistlampe zum Kochen bringt und nachdem dieses Kochen lange genug fortgesetzt worden, um annehmen zu können, daß der durch die besagte Spitze ausströmende

Fig. 655.



Hygrometer vorgezogen, welches, was die Genauigkeit anbelangt, zwar auch nicht vorwurfsfrei, jedoch in der Einrichtung ganz einfach, im Gebrauche sehr bequem und äußerst leicht zu verfertigen ist. Es besteht dasselbe aus einem gewöhnlichen guten Quecksilberthermometer, woran, wie Fig. 656 zeigt, die Kugel (gewöhnlich) aufwärts gebogen, mit einer Mousselinhülle versehen und an der untern Hälfte mit einer ringsherum an dieser Hülle dicht anliegenden halbkugelförmigen Schale b umgeben ist, welche aus dünnem Silberbleche besteht, an der äußern Oberfläche gut vergoldet und möglichst blank polirt ist. Wird auf die Musselinhülle Schwefeläther geträufelt, so verdünstet dieser rasch, erkaltet dadurch die Thermometerkugel, die Schale b und die in ihrer Umgebung vorhandenen Wasserdünste, und es wird endlich, wenn die Erkaltung weit genug geht, (was durch Wiederholen des Aufträufelns von Schwefeläther immer bewerkstelligt werden kann) die Schale an der äußeren polirten Oberfläche matt werden, indem sie sich mit Thau überzieht. Sie hat daher den Thaupunkt erreicht, oder vielmehr bereits überschritten. Nimmt man von den auf der Thermometerscale MN beobachteten Gränztemperaturen, von jener nämlich, wo sich noch kein Bethauen zeigte, und jener, wo dieses eben eintrat, das Mittel, so hat man die Temperatur, die man als den eigentlichen Thaupunkt betrachten kann, so daß das dieser Temperatur entsprechende Maximum der Spannkraft des Wasserdunstes die gesuchte Spannkraft der Wasserdünste in der Luft der Umgebung darstellt.

Fig. 656.



Aetherdampf alle Luft aus den Kugeln und der Röhre mit sich fortgerissen habe, mit dem Ende dieser Spitze schnell in eine Stichflamme fährt und dasselbe zuschmilzt. Es ist dies aber eine Operation, deren gehörige Ausführung vorzugsweise die Verfertigung des Instrumentes so schwierig macht, wie oben angedeutet worden.) Eine federnde Hülse m am obern Ende des metallenen Trägers m n hält die Glasröhre fest, und das längs des Trägers herabgehende Thermometer t u dient zur Beobachtung der Lufttemperatur. Der Gebrauch erhellet aus dem Folgenden von selbst. Regnault hat in einem Auffatze »Studien über Hygrometrie« überschrieben (Comtes rendus v. 1845 p. 1127) dem Daniell'schen Hygrometer mit Recht folgende Uebelstände zur Last gelegt: 1. Der Aether in der Kugel A hat in den verschiedenen Schichten beträchtlich ungleiche und zwar in den obern Schichten niedrigere Temperaturen. Im günstigsten Falle zeigt das in denselben tauchende Thermometer, wenn es sehr empfindlich (mit einem cylindrischen anstatt mit einem kugelförmigen Quecksilberbehälter versehen) ist, die mittlere Temperatur aller Schichten an; diese Temperatur kann aber merklich verschieden von dem eigentlichen Thaupunkte, d. i. von jener Temperatur sein, von welcher die erste Thauablagerung auf A abhängt. 2. Die Handhabung des Instrumentes fordert, daß der Beobachter sich längere Zeit in der nächsten Nähe desselben aufhalte, um den Aether auf B aufzuträufeln, den Thermometerstand in A abzulesen und den Beginn des Thauniederschlages auf A wahrzunehmen, und dies muß auf den Feuchtigkeitszustand und die Temperatur der Luft nothwendig von Einfluß sein. 3. Es verdunstet eine große Menge Aether auf der Kugel B, also ganz nahe der Stelle, wo man den Thauniederschlag beobachtet, und diese Verdunstung, so wie die Temperaturerniedrigung, welche sie in den angränzenden Luftschichten bewirkt, muß offenbar gleichfalls den Feuchtigkeitszustand der Luft sehr merklich ändern. 4. Eine solche Aenderung wird auch dadurch bewirkt, daß der im Handel vorkommende Aether, dessen man sich doch ge-

Abgesehen von den Mängeln des Daniell'schen und des Körner'schen Hygrometers in Bezug auf die Genauigkeit der damit erzielbaren Resultate, machen sie — und dies gilt auch von allen andern, unmittelbar zur Bestimmung des Thaupunktes dienenden Instrumenten — bei jeder mit ihnen vorzunehmenden Beobachtung einen eigenen, eine gewisse Zeit in Anspruch nehmenden Versuch (Auftropfen von Schwefeläther u. s. w.) nöthig. Dies ist nicht der Fall bei dem sogenannten Thermohygrometer, oder Psychrometer, welches so wie ein gewöhnliches Thermometer ohne irgend einen erheblichen Zeitaufwand jeden Augenblick eine Beobachtung gestattet, also sehr bequem und überdieß von den oben erwähnten Mängeln frei ist. Es wird an diesem Instrumente nicht der Thaupunkt, sondern die sogenannte Verdunstungs- oder Naßkälte, worüber sogleich das Nähere folgen wird, beobachtet, nach dieser die Größe der Spannkraft, welche die Dünste in der Luft bei der herrschenden Temperatur besitzen, nach einer eigenen Formel berechnet und endlich mittelst des so erhaltenen Werthes auf die aus dem Vorhergehenden bekannte Weise der Feuchtigkeitszustand der Luft gefunden, weswegen das Thermohygrometer auch Naßkältemesser heißt. Es rührt seinem Principe nach von Lesli her, erhielt aber erst von August die nachstehend beschriebene und durch Fig. 657 anschaulich gemachte zweckmäßige Einrichtung.

Fig. 657.



B C und **D E** sind zwei von einem Gestelle **A** getragene, mit einander genau übereinstimmende und sehr empfindliche Quecksilberthermometer (bei jedem derselben, wie sie in der Figur dargestellt sind, ist die eigentliche Thermometerröhre, sammt der Scale, woran jeder Grad in 10tel, mindestens in 5tel getheilt sein muß, in einer weiteren oben mit einer messingenen Fassung versehenen, unten über der Kugel angeschmolzenen Röhre eingeschlossen). An dem einen ist die Kugel (**E**) in Musselin gehüllt, und diese überall an die Kugel dicht anliegende Hülle steht mit Wasser in einem kleinen, in der Nähe angebrachten Behältnisse fortwährend so in Verbindung, daß sie immer naß erhalten wird. (Zu diesem Behufe kann ein Gläschen mit reinem Wasser unter der Kugel **E** stehen und hinein die Fortsetzung der aus, über und unter der Kugel **E**

wöhnlich bedient, immer selbst bis zu 1/10 seines Gewichtes Wasser enthält, welches zum großen Theil durch den Aetherdunst dem Raume zugeführt wird, in dessen Nähe die Bethauung vor sich geht. 5. Wenn die Luft warm und sehr trocken ist, findet selbst wenn noch so viel Aether auf die Kugel B gebracht wird, nie eine Bethauung der Kugel A statt; es versagt daher in diesem Falle das Instrument vollkommen den Dienst. Daß diese Uebelstände fast in gleichem Grade auch das oben beschriebene und in Fig. 656 abgebildete Körner'sche Hygrometer treffen, leuchtet wohl von selbst ein, höchstens mag, was den 1. Punkt anbelangt, noch eigens bemerkt werden, daß die Anzeigen des Thermometers (a b Fig. 656) gleichfalls der mittleren Temperatur der verschiedenen Stellen des Quecksilbers in der Kugel (b) und keineswegs der Temperatur ihrer Umhüllung entspricht, auf welcher die Bethauung beobachtet wird, und daß diese beiden Temperaturen bedeutend verschieden sein können, zumal da das Quecksilber im Thermometer immer sehr rasch sinkt.

zusammengebundenen Musselin gebildeten Hülle tauchen, oder es kann diese letztere mit einem oben am Gestelle festgemachten, Wasser enthaltenden, und trichterförmigen Gefäße durch einen geflochtenen Wolldocht communiciren, der von unten in dieses Gefäß hineingeht.) Es liegt diesem Instrumente die Voraussetzung zu Grunde, daß das Wasser, womit die Kugel E fortwährend benetzt erhalten wird, wenn die sie umgebende Luft mit Wasserdünsten nicht gesättigt ist, so lange verdunste, bis dieser Sättigungspunkt erreicht ist, daß, indem die hiezu erforderliche Wärme der die Kugel E zunächst umgebenden Luftschichte entzogen wird, die Temperatur dieser letzteren und im gleichen Maße das Quecksilber im benetzten Thermometer desto mehr sinken müsse ... (1), je weiter die in dieser Luftschichte vorhanden gewesenen Dünste vom Sättigungspunkte (von dem der stattgefundenen Temperatur entsprechenden Maximum der Spannkraft) entfernt gewesen, daß aber von dem Augenblicke an, wo dieser Punkt erreicht ist, die besagte Luftschichte eine (so lange der in Rede stehende Sättigungszustand, der theils durch die Bildung neuer Dünste, theils durch die dabei stattfindende Erniedrigung der Lufttemperatur zu Stande gebracht wird, fortdauert) unveränderliche Temperatur behalte, die niedriger ist, als jene der Luft (außerhalb der nächsten die Kugel E umgebenden Schichte) und die oben erwähnte Verdunstungs- oder Naßkälte darstellt. Da diese Kälte von der eben besagten Temperatur und von der Dichte (dem Drucke) der Luft, ferner von der Spannkraft des in der letzteren vorhandenen Dunstes nach bekannten Gesetzen abhängt, so läßt sich offenbar, wenn gleichzeitig an dem Thermometer DE die Naßkälte (t_1), an BC die Lufttemperatur (t) und an einem in der Nähe befindlichen Barometer der Luftdruck (b) beobachtet worden, mittelst dieser Größen die so eben besagte Spannkraft (e) des in der Luft vorhandenen Wasserdunstes berechnen, und man erhält dann auf bekannte Weise den Feuchtigkeitsgrad der Luft. Nach August geben folgende Formeln mit der Erfahrung gut übereinstimmende Resultate: $e = e_1 - 0{\cdot}0008\,(t - t_1)\,b$ für Lufttemperaturen über 0°, und $e = e_1 - 0{\cdot}0007\,(t - t_1)\,b$ für Lufttemperaturen unter 0°. In diesen Formeln bedeutet e_1 das der Naßkälte t_1 (der stationär bleibenden Temperatur des befeuchteten Thermometers (D) entsprechende Spannkraftsmaximum des Wasserdunstes, und die andern Buchstaben haben die oben angegebenen Bedeutungen. Wenn die Spannkraft e des Wasserdunstes in der Luft gefunden ist, kann auch leicht berechnet werden, wie viel Wasser, in einem bestimmten Volum, z. B. in einem Kubikmeter Luft bei der herrschenden Temperatur enthalten ist. Die dem Buche angehängte, von Eckhardt herrührende Tabelle **XXIV** enthebt von dieser Rechnung, indem sie unmittelbar angibt, wie viel bei einer bestimmten Temperatur der Luft und bei einer bestimmten psychrometrischen (im Stande des trockenen und befeuchteten Thermometers des Naßkältemessers stattfindenden) Differenz in einem Volum der Luft Milliontel dieses Volums Wasser (in Dunstform) vorhanden ist.

Regnault unterwarf in seinen oben citirten »Studien über Hygrometrie« auch das Psychrometer einer Kritik, hob darin die Unrichtigkeit der demselben zu Grunde gelegten Voraussetzung hervor, nämlich daß die Luftschichte zunächst um die befeuchtete Kugel herum sich immer mit Dunst sättige, und die Temperatur dieser Kugel annehme, ferner daß alle zur Verdunstung des Wassers der Kugel nöthige Wärme nur der Luft entrissen werde (einen Theil dieser Wärme liefert offenbar die Kugel), zeigt, daß die

Bewegung in der Luft auf die Anzeigen des Psychrometers einen sehr merklichen Einfluß übe und kommt endlich zu dem Schlusse, daß die Theorie dieses Instrumentes nicht so einfach sei als man allgemein glaubt, und daß, um dasselbe für die Meteorologie wirklich nützlich zu machen, damit vorerst eine große Anzahl direkter Versuche in verschiedenen Klimaten und unter sehr abgeänderten Umständen vorzunehmen sei, um entscheiden zu können, ob sich für das Psychrometer eine einzige Formel aufstellen lasse.

Von den eigentlichen *Hygrometern* sind jene Instrumente verschieden, welche die Luftfeuchtigkeit, ihre Zu- und Abnahme bloß anzeigen, ohne überhaupt oder in verläßlicher Weise zu deren Maßbestimmung zu führen, und welche daher nicht, wie dies häufig geschieht, auch Hygrometer, sondern nur *Hygroscope* genannt zu werden verdienen. Sie beruhen alle auf der Eigenschaft gewisser fester Körper, der sogenannten *hygroscopischen* Substanzen, leicht Wasserdünste aus der Luft aufzunehmen und in sich zu verdichten, dadurch ihre Gestalt, ihre Dimensionen oder ihr Gewicht zu ändern und in dieser Beziehung für geringe Aenderungen des Feuchtigkeitszustandes der Luft empfindlich zu sein. Die erwähnenswerthesten Instrumente dieser Art sind *Saussure's* Haarhygroscop, *Delucs* Fischbeinhygroscop, *Lamberts* Saitenhygroscop und *Chiminello's* Federkielhygroscop; aber auch sie haben schon deswegen keinen besonderen Werth, weil sie nicht in ihren Angaben übereinstimmend gemacht werden können und ihr Empfindlichkeitsgrad sich mit der Zeit stark ändert, so daß ein und dasselbe Exemplar unter ganz gleichen Umständen, aber zu verschiedenen Zeit, verschiedene Anzeigen macht.

Das *Saussure*'sche Hygroscop (Fig. 658) besteht aus einem durch Kochen in schwacher Kalilauge entfetteten, nachher in reinem Wasser ausgewaschenen und getrockneten Haaren vom Kopfe eines lebenden gesunden Menschen, welches an einem Ende in einer Klemme k unbeweglich eingeklemmt und mit dem andern Ende bei a an einem Zeiger z befestigt ist, der einerseits ein aus dessen Drehpunkt f beschriebenes Bogenstück bb trägt, welches längs der Convexität zwei Furchen neben einander hat, und andererseits über einem andern, eine Scale enthaltenden Kreisbogen hh spielt. In der einen Furche liegt das Haar und in der zweiten ein feiner Seidenfaden, der bei c festgemacht ist, und ein kleines (nur einige Grane schweres) Gewichtchen g trägt, welches den Zweck hat, das Haar immer (etwas) gespannt zu erhalten und, wenn es sich bei zunehmender Luftfeuchtigkeit verlängert, den Zeiger in Bewegung zu setzen. Der Messingrahmen IKLM endlich dient als Träger des Ganzen. Die äußersten Punkte der besagten Scale bilden den Punkt der größten Trockenheit und der Punkt der größten Feuchtigkeit; ihr Zwischenraum ist in 100 gleiche Theile getheilt. Der erstere (immer mit Null bezeichnete) Punkt wird dadurch bestimmt, daß man den ganzen Apparat unter eine Glasglocke stellt, die vollkommen ausgetrocknete Luft enthält, und so lange wartet, bis sich das Haar nicht mehr weiter verkürzt, der Zeiger z also den niedrigsten Stand angenommen hat,

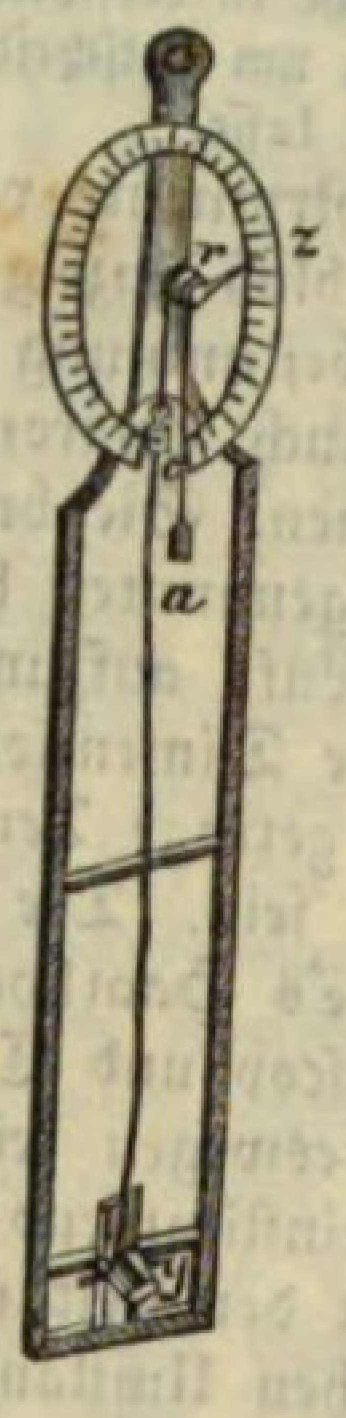
Fig. 658.



und zur Bestimmung des Punktes der größten Feuchtigkeit wird der Apparat so lange unter einer mit Wasser abgesperrten Glocke belassen, bis das Haar sich nicht mehr verlängert, also z auf hh den höchsten Punkt erreicht hat, der dann mit 100 bezeichnet wird. — Das *Saussure*'sche Instrument ist unmittelbar nur in dem Falle ein Hygrometer im wahren Sinne des Wortes, wenn es auf den Punkt der größten Feuchtigkeit zeigt, weil dann die Dünste in der Luft das der herrschenden Temperatur entsprechende Maximum der Spannkraft besitzen und daher von dem Haare in der zu seiner Sättigung nöthigen Menge verdichtet werden können.

Deluc's Fischbeinhygroscop, in Fig. 659 abgebildet, unterscheidet sich von dem Saussure'schen Hygroscope wesentlich nur dadurch, daß es als hygroscopische Substanz anstatt des Haares einen (etwa 8″ langen und 0·5‴ breiten) Fischbeinstreifen cy enthält, welcher von einem glatten Kieferstücke nach der Richtung der Querfibern abgeschnitten, mit dem untern Ende bei y und am obern in einem kleinen Zängelchen c eingeklemmt ist, welches an einem feinen Faden hängt, der am Umfange einer kleinen Rolle r festgemacht ist und in einer Furche an diesem Umfange liegt. Das Gewichtchen a, welches an einem andern in entgegengesetztem Sinne gehenden Faden hängt, der in einer zweiten, neben der ersten herlaufenden Furche liegt und am Rollenumfange befestigt ist, erhält den Fischbeinstreifen stets in schwacher Spannung und setzt den Zeiger z in Bewegung, wenn der eben besagte Streifen bei Zunahme der Luftfeuchtigkeit verlängert wird. Von den Gränzpunkten der Scale wird der mit Null bezeichnete Trockenheitspunkt auf ähnliche Weise, wie beim Saussure'schen Instrumente, und der Punkt der größten Feuchtigkeit, bei dem die Zahl 100 steht, durch Eintauchen des ganzen Apparates in Wasser bestimmt.

Fig. 659.



Das Darmsaiten- oder sogenannte holländische Hygroscop, beruhend auf der Eigenschaft dieser Saiten, sich bei größerer Feuchtigkeit mehr aufzudrehen, kommt in sehr verschiedenen Gestalten vor; den eigentlichen Bestandtheil darin bildet aber immer ein Darmsaitenstück, welches an einem Ende unbeweglich befestigt ist und am andern eine Vorrichtung trägt, welche, wenn sich die Saite je nach Zu- oder Abnahme der Luftfeuchtigkeit auf- oder mehr zusammendreht, in einem oder im entgegengesetzten Sinne bewegt wird. Die gewöhnlichste Form ist die eines kleinen Häuschens, in welchem das Darmsaitenstück lothrecht herabhängt und an seinem unteren Ende eine horizontale runde Pappscheibe trägt, auf welcher zwei Puppen, eine männliche mit einem Regenschirm und eine weibliche mit einem Sonnenschirme oder einem Fächer, jede Puppe an einer Thüre, stehen. Jenachdem sich nun die Saite aus oben angegebenem Grunde auf- oder zudreht, kommt die männliche Puppe aus ihrer Thüröffnung hervor und die weibliche zieht sich ins Innere des Häuschens zurück oder findet das Umgekehrte statt; ersteres soll auf Regen, letzteres auf heitere Witterung hindeuten. Bei den Hygroscopen, welche im gemeinen Leben als pappendeckelne Männchen vorkommen, die beim Eintritte feuchter Witterung ihren Kopf mit dem Hute, mit dem Regenschirme o. dgl. bedecken und im entgegengesetzten Falle Hut, Regenschirm u. s. w. vom Kopfe herabnehmen, werden diese Bewegungen ebenfalls durch Auf- und Zudrehen horizontaler Saitenstücke bewerkstelligt.

Chiminello's Federkielhygroscop wird dadurch erhalten, daß man einen unpräparirten Gänsefederkiel papierdünn schabt, ihn dann soweit mit Quecksilber füllt, daß, wenn man eine Glasröhre hineinsenkt, nachdem der Kiel oberhalb des Quecksilbers mit einem Seidenfaden oder dünnen Drahte an der Röhre quecksilberdicht festgebunden wurde, dieses in der Röhre ungefähr bis zur Mitte derselben aufsteigt, und endlich die Punkte der größten Trockenheit und der größten Feuchtigkeit durch Aussetzen des Kieles an die Sonnenstrahlen bei trockener Atmosphäre und durch Einsenken desselben in Wasser bestimmt, die Stellen, wo in beiden Fällen die Quecksilberoberfläche in der Röhre steht, wie bei Saussure's Hygroscop, mit 0 und 100 bezeichnet und ihren Abstand demgemäß eintheilt. Da der Kiel durch Feuchtigkeit ausgedehnt wird, so ist natürlich der mit 100 bezeichnete Punkt der unterste der Scale. Wilson substituirte dem Federkiel eine Rattenblase; Federkiele und Rattenblasen verlieren aber mit der Zeit ihre hygroscopische Beschaffenheit.

Recht empfindliche Hyproscope geben die Grannen einiger Pflanzen, insbesondere die Granne der Samenhüllen des wildwachsenden Erodium cicutarium (Reiherschnabel). Diese Hygroscope haben dann gewöhnlich die Gestalt einer Büchse, in deren Boden, rechtwinklig gegen denselben, die Granne festgemacht ist, die mit ihrer Spitze über Graden spielt, in welche der Boden getheilt ist. Unter den Hygroscopen, bei welchen die hygroscopische Substanz ein dem Mineralreiche angehöriger Körper ist, fanden die

meiste Anwendung das Badeschwamm- und das Schieferstein-Hygroscop, welche der Hauptsache nach dadurch erhalten wurden, daß man an dem einen Arme eines kleinen Wagebalkens ein in Salmiaklösung getränktes, und nachher wohl getrocknetes Badeschwammstück oder ein frisch ausgeglühtes Stück einer gewissen Art bläulichen Thonschiefers aufhieng, und durch ein Gegengewicht am andern Arm equilibrirte, wodurch man den Punkt der größten Trockenheit erhielt. Je größer dann der Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre wurde, desto mehr nahm das Schwamm- oder Schieferstück am Gewichte zu und diese Zunahme wurde durch die Bewegung der Zunge des Wagebalkens oder eines in seiner Verlängerung angebrachten Zeigers angegeben.

§. 196. Anwendung der Verdunstungslehre zur Erklärung gewisser Erscheinungen in der Atmosphäre. Der Feuchtigkeitsgrad der Atmosphäre, von welchem im Vorhergehenden die Rede war, ist es, welcher einerseits heitere und trockene Luft, andererseits trübes nasses Wetter, Nebel, Wolken u. s. w. begründet. Je größer dieser Feuchtigkeitsgrad ist, d. h. je mehr die Größe der den Dünsten in der Luft wirklich eigenen Spannkraft dem der herrschenden Lufttemperatur entsprechenden Spannkraftsmaximum nahe kommt, desto leichter kann (durch Verdichtung) ein Theil der Dünste in Wasser verwandelt werden, welches, in kleinen Tröpfchen sich ausscheidend, dann mehr weniger die Luft trübt, (zu Folge der zahllosen, theilweisen Reflexionen, welche die Lichtstrahlen an diesen Tröpfchen erfahren) in derselben als Nebel oder Wolken erscheint, oder sich als Thau oder Reif absetzt, oder als Regen, Schnee oder Hagel herabfällt. In Dunstform ist das Wasser in der Luft nicht sichtbar, erhöht im Gegentheil die Durchsichtigkeit derselben, weil Abwechslungen von Luft- und Dunsttheilchen ein für das Licht viel homogeneres Mittel sind als Lufttheilchen und leere Räume zwischen denselben. Deswegen sieht man es mit Recht als Zeichen großer Luftfeuchtigkeit und demnach als Vorboten wahrscheinlich eintretenden schlechten Wetters an, wenn Berge und andere entfernte Gegenstände recht klar und nahe erscheinen, während das Entgegengesetzte, besonders wenn die Berge sich wie in einen sehr dünnen Schleier gehüllt zeigen, als Beweis von Lufttrockenheit und als Zeichen angesehen wird, daß die bestehende schöne Wittetung noch fortdauern werde.

Nebel und Wolken. Wenn die Verdichtung der Wasserdämpfe (durch Hinzukommen von neuen Dünsten oder durch Abkühlung) mitten in der Luft geschieht, so daß die dabei sich bildenden, äußerst kleinen Wassertröpfchen in der Luft schwimmen und dieselbe mehr weniger undurchsichtig machen, so entstehen, je nachdem die besagte Verdichtung u. s. w. in Luftschichten zunächst über der Erdoberfläche oder in den höheren Luftregionen statt findet, Nebel oder Wolken. In der That ist eine Wolke nichts anders, als ein hochschwebender Nebel, und umgekehrt der Nebel eine auf der Erde aufliegende Wolke, wie man sich beim Besteigen eines in Wolken gehüllten Berges überzeugt, indem man in der Region, wo vom Fuße des Berges aus Wolken gesehen wurden, gewöhnlichen Nebel findet.

Der Regen entsteht, wenn durch fortdauernde Condensation von Wasserdünsten und durch Zusammenfließen einzelner der so entstandenen kleinen Tröpfchen Wassertropfen von solcher Größe sich bilden, daß sie in der Luft nicht mehr schwebend erhalten werden können, sondern herabfallen.

Aus je größerer Höhe diese Tropfen kommen, desto mehr vergrößern sie sich beim Herabfallen, indem sie auf ihrem Wege durch Abkühlung Dunst in Wasserform aus der Luft ausscheiden und dieses Wasser aufnehmen. Deswegen haben die Regentropfen in der heißen Zone, wo die Wolken wegen der daselbst herrschenden größeren Luftwärme sehr hoch stehen, gewöhnlich eine so bedeutende Größe. Am Aequator beträgt ihr Durchmesser nicht selten 1 Zoll. Die Hauptursache der Nebelbildung ist das Zusammentreffen der aus irgend einer Quelle kommenden Dünste mit kälterer Luft. Daher kommen die Nebel, welche im Winter und bei eintretenden kalten Luftströmungen entstehen oder im Sommer nach Sonnenuntergang über Gewässern sich zeigen, (indem die hier vorhandenen gesättigten Dünste durch die nach Untergang der Sonne vom Lande kommende kältere Luft abgekühlt werden). Eben so entstehen bei jeder Mischung zweier Luftmassen, die vom Punkte der größten Feuchtigkeit nicht weit entfernt, aber bedeutend verschiedener Temperatur sind, immer Wolken, wie oft plötzlich auf Bergen, wo die kältere Luft freier zu kann. Die sehr kleinen Tröpfchen werden aber schwebend erhalten: durch den Luftwiderstand, den sie wegen ihrer im Verhältniß zur Masse großen Oberfläche nicht überwinden können; durch die in der Atmosphäre immer aufsteigenden Ströme warmer Luft, welche durch Gegenwirkung das Fallen der Wassertröpfchen hindern, endlich, weil sie die Luftregion, in der sie sich befinden, für die Sonnenstrahlen weniger durchdringlich machen, was zur Folge hat, daß diese Region mehr erwärmt, hiedurch spezifisch leichter wird, als die sie umgebende Luft, in dieser daher in die Höhe zu steigen sucht.

Schnee und Hagel. Die den Regen liefernden Wolken (die Regenwolken) schweben zwar gewöhnlich niedrig, befinden sich aber doch in der Regel immer noch in der Luftregion, in welcher die Temperatur nie den Aufthauungspunkt übersteigt, ja nicht einmal erreicht. Werden daher hier die Dünste zu Wasser condensirt, so gefriert dieses, thaut aber beim Herabfallen wieder auf, wenn die unteren Luftschichten eine hiezu hinreichend hohe Temperatur haben; im entgegengesetzten Falle kömmt es entweder in Flockengestalt, als Schnee, oder, falls nur ein theilweises Aufthauen und dem zu Folge ein Zusammensintern der Flocken statt gefunden hat, als sogenannter Graupenregen herab. Aus dem Gesagten leuchtet von selbst ein, warum auf hohen Bergen Schnee fällt, während es in niederen Gegenden regnet; warum es in der kalten und in einem großen Theil der gemäßigten Zone zur Winterszeit bis in die niedrigsten Gegenden herab, hingegen in den heißen Ländern gar nie schneit. Vom Hagel wurde bereits an einem andern Orte (S. 589) gehandelt.

Thau und Reif. Nach heiteren Tagen und bei ruhiger Luft werden, im Schatten oft schon vor Sonnenuntergang, nach Sonnenuntergang aber früher oder später an allen hinreichend freien Orten die meisten Gegenstände der Erdoberfläche feucht und endlich ganz mit Wassertropfen überzogen. Dieser wässerige Niederschlag, der in der Regel die ganze Nacht hindurch immer zunimmt, heißt Thau. Gefriert dieser, indem nach dessen Entstehung die Temperatur unter 0° herabsinkt, so erscheint er dann als Reif. Der Erfahrung gemäß fällt in heiteren windstillen Nächten der Thau am reichlichsten, schon eine geringe Bewölkung des Himmels mindert ihn, bei ganz umwölktem Himmel und in eingeschlossenen Räumen, wo hohe Gebäude oder andere Gegenstände den Himmel decken u. s. w., kann er nur sehr sparsam oder gar nicht entstehen. Er bildet sich in größerer Menge nach heißen Tagen und bei größerem Feuchtigkeitszustande der Luft und in wasserreichen Gegenden, und erscheint reichlicher nach als vor Mitternacht. Auf dem Erdboden befindliche Körper mit glatter Oberfläche werden weniger bethaut, als solche, die vom Boden entfernt, frei in der Luft und an der Oberfläche rauh sind. Alle diese Erscheinungen

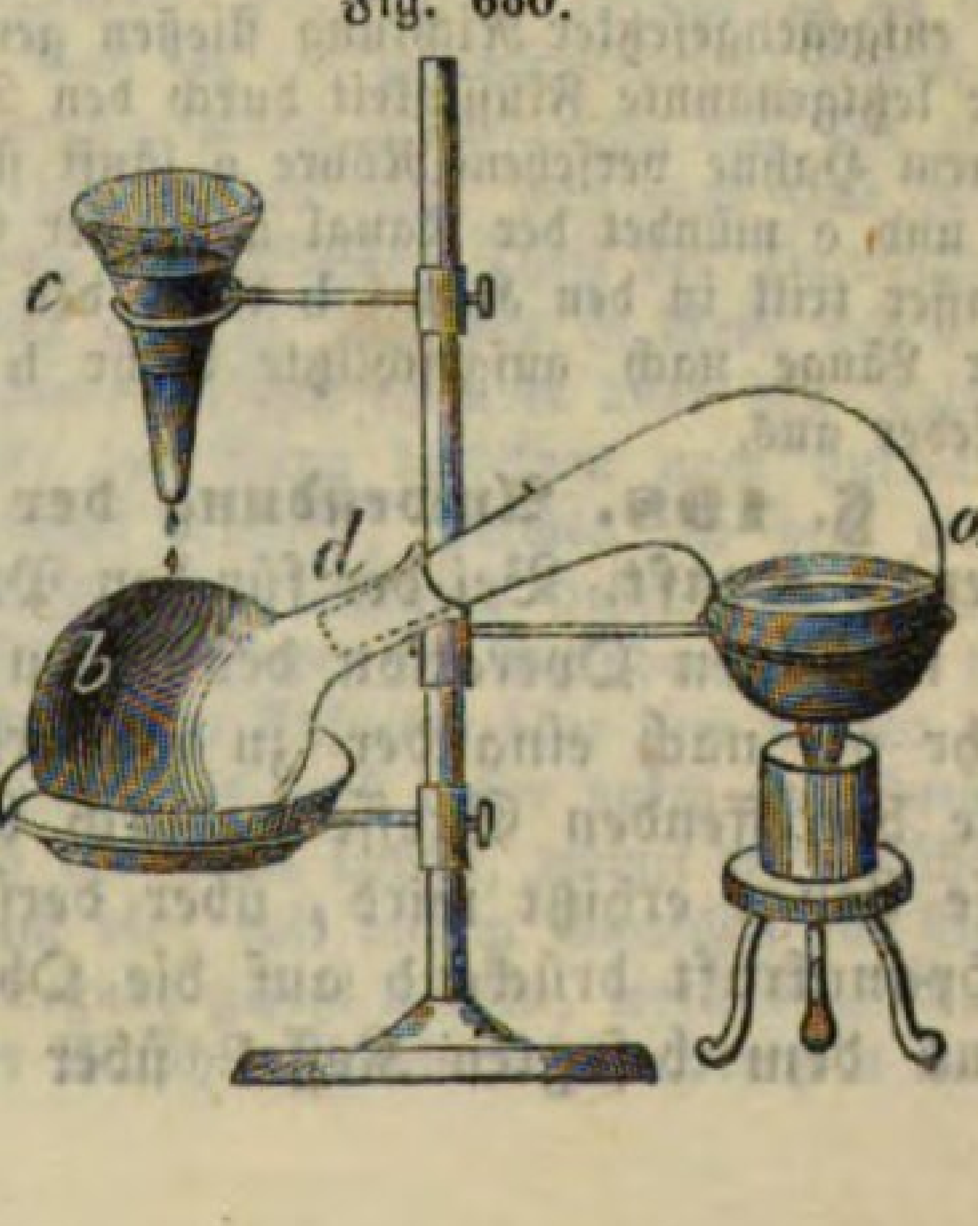
finden ihre Erklärung, welche zuerst Wells gegeben hat, in nachstehender Weise. Die Gegenstände auf und über dem Erdboden erkalten, wie die Beobachtung mit dem Thermometer darthut, nach Sonnenuntergang, vorausgesetzt, daß der Himmel nicht ganz umwölkt ist, um einige, ja oft 7—8^0 Grade unter die Temperatur der Luft, indem sie nämlich Wärme gegen den Himmelsraum ausstrahlen und dieselbe nicht wieder ersetzt erhalten, (was aus dem „über strahlende Wärme" in späteren §§. Folgenden gehörig verständlich werden wird), kühlen dann auch die sie zunächst umgebenden Luftschichten ab und, wenn diese Abkühlung den Thaupunkt des in diesen Schichten enthaltenen Wasserdunstes erreicht, so geht dieser zum Theil in Wasser über, welches sich auf den nahen Gegenständen absetzt.

Da unter sonst gleichen Umständen die aus der besagten Wärmestrahlung resultirende Erkaltung bei rauhen, und von der Erdoberfläche entfernten Körper mehr beträgt als bei glatten und auf dem Erdboden befindlichen, auch mit der Dauer der Ausstrahlung (die Nacht hindurch) zunimmt und desto beträchtlicher wird, je reiner und weniger gedeckt der Himmel ist; da ferner während heißer Tage, und in wässerreicheren Gegenden sich mehr Dunst bildet, die Atmosphäre also feuchter ist, bei größerem Feuchtigkeitsgrad der Luft aber der Thaupunkt der Dünste in ihr durch geringere Abkühlung erreicht wird: so sieht man, daß die Wells'sche Theorie des Thaues rücksichtlich aller Hauptpunkte dieses Phänomens völlig genügt.

§. 197. Anwendung des Verdampfens bei der Destillation.

Der Destillationsprozeß hat zunächst den Zweck, bei einem Gemenge tropfbarer Flüssigkeiten oder solcher und fester Substanzen einen flüchtigen Bestandtheil von den minder oder nicht flüchtigen zu scheiden, und besteht der Wesenheit nach darin, daß man den abzuscheidenden Bestandtheil durch gehörige Erhitzung des betreffenden Gemenges in Dampf und diesen dann durch Abkühlung wieder in den tropfbaren Zustand verwandelt. Da, wenn der besagte Bestandtheil einmal seinen Siedpunkt erreicht und lebhaft zu verdampfen angefangen hat, alle dem Gemenge weiter zufließende Wärme zur Fortsetzung dieses Verdampfens verwendet (gebunden) wird, so kann das Gemenge, so lange es noch von diesem Bestandtheil enthält, keine höhere Temperatur annehmen, es kann also keiner der andern minder flüchtigen (erst bei höheren Temperaturen siedenden) Bestandtheile den zu seiner Umwandlung in Dampf nöthigen Siedpunkt erreichen, sie bleiben daher alle im tropfbaren oder festen Zustande zurück, während der besagte flüchtigere in Dampfform entweicht.

Fig. 660.



Bei Destillationen im Kleinen geschieht am gewöhnlichsten die Erhitzung des betreffenden Gemenges in Retorten (a Fig. 660), und die Condensirung des entweichenden Dampfes in einem ballonartig oder anders passend gestalteten Gefäße (d), welches die Vorlage heißt und durch fortwährendes Auftröpfeln kalten Wassers aus einem Trichter c od. dgl. auf einem Ueberzug b aus Fließpapier, Leinwand, einem Netze u. s. w. kühl erhalten wird. Im Großen geschieht die Destillation aus eigenen Kesseln oder sogenannten Destillirblasen, und die Condensirung des Dampfes meistens in einem stets von kaltem Wasser umgebenen Schlangenrohre aus Kupfer oder Zinn. Die Kessel oder Blasen können verschieden eingerichtet,

sollen aber, aus Rücksicht auf Brennstoff- und Zeit-Oekonomie, immer so beschaffen sein, daß die der Destillation zu unterwerfende Masse darin an möglichst großer Fläche mit dem Feuer in Berührung steht. Bei den Schlangenrohr-Condensatoren, wo es ebenfalls wesentlich ist, daß den aus dem Kessel entweichenden Dämpfen eine möglichst große Berührungsfläche mit dem Kühlwasser geboten werde, ist es überdieß nothwendig, daß dieses die Schlangenröhre umgebende Wasser continuirlich in dem Maße erneuert wird, als es bei der Condensirung der Dämpfe sich erwärmt (§. 194). Am zweckmäßigsten geschieht diese Erneuerung vom Boden des Kühlapparates aus nach aufwärts, weil sonst das kalte Wasser, indem es als spezifisch schwerer in dem bereits erwärmten zu Boden sinken müßte, schon allein durch letzteres erwärmt würde. Einen diesen Bedingungen entsprechend construirten Kühlapparat sieht man in Fig. 661, wo s, s das Schlangenrohr, ab ein dasselbe umgebendes Gefäß fürs Kühlwasser (den Mantel) und c den Anfang der Schlange darstellt, wo die zu condensirenden Dämpfe eintreten, und welcher mit dem Kessel in Verbindung gesetzt wird. Zum Einführen des kalten Wassers dient die Röhre f, die in der Mitte des Cylinders e, e hinab, durch dessen Boden wasserdicht hindurchgeht und dann trichterförmig in den Mantel a b nahe am Boden einmündet. Das erwärmte Wasser fließt durch eine über der obersten Schlangenwindung im Mantel vorhandene Seitenöffnung o ab. Durch die Pipe d fließt das Destillat ab Daß dieser Apparat sich auch zum Kühlen tropfbarer Flüssigkeiten (S. 891) z. B. der Bierwürze, recht gut eigne und daß diese dann durch das Schlangenrohr zu leiten seien, fällt von selbst in die Augen. Einen andern, dem letzteren Zweck recht gut entsprechenden Apparat zeigt die Fig. 662. Er besteht aus einem hohen, engen, spiralförmig gewundenen Kanale a, a, a aus Blech, durch welchen man die zu kühlende Flüssigkeit leitet, während durch den zweiten spiralförmigen Kanal b, b, den der Zwischenraum der Windungen des ersten bildet, das Kühlwasser, und zwar im Vergleich mit der andern Flüssigkeit in entgegengesetzter Richtung fließen gemacht wird. Eintreten in den Kanal a läßt man die letztgenannte Flüssigkeit durch den Trichter c und die Röhre d, und durch die mit einem Hahne versehene Röhre e läuft sie aus demselben wieder ab. In beiden Röhren d und e mündet der Kanal a an der Seite seiner ganzen Höhe nach ein. Das Kühlwasser tritt in den Kanal b durch den Trichter f und die Röhre g ein und durch das der Länge nach aufgeschlitzte Rohr h und die mit einer Pipe versehene Röhre i wieder aus.

Fig. 661.

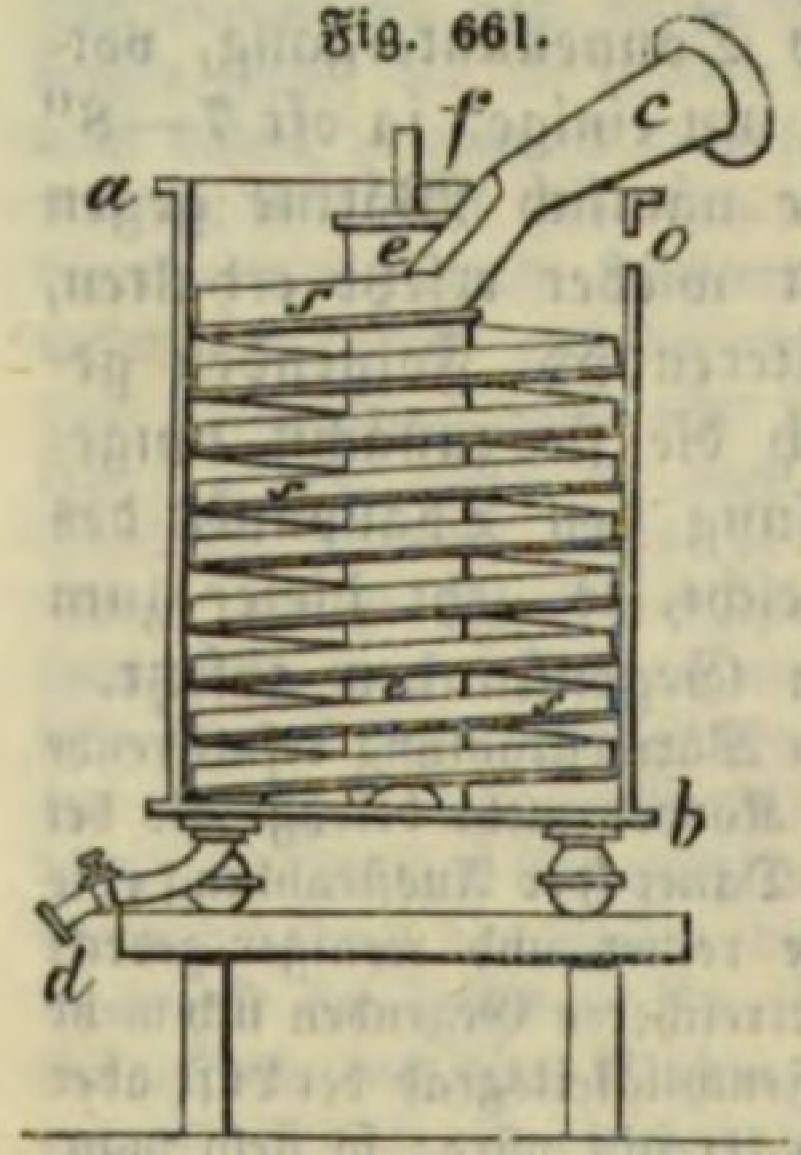
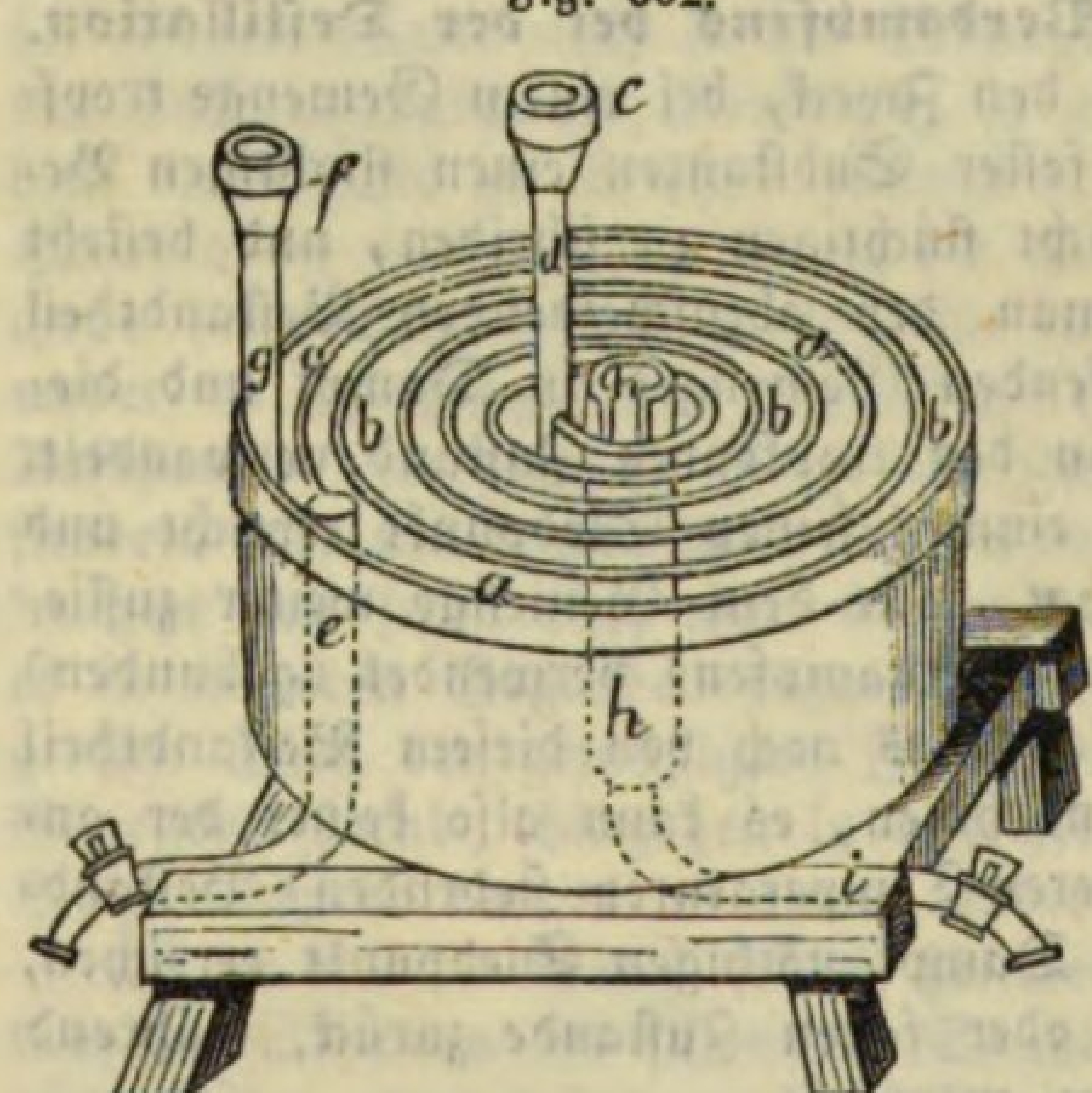


Fig. 662.



§. 198. Anwendung der Spannkraft des Dampfes als bewegende Kraft. Bei der für den Proceß des Bleichens (der Kattune u. s. w.) so wichtigen Operation des B ä u c h e n s oder B ü c k e n s wird das dabei sehr oft nach einander zu wiederholende Aufgießen der heißen Lauge auf die betreffenden Stoffe dadurch bewerkstelligt, daß der im Kessel, worin die Lauge erhitzt wird, über derselben sich anhäufende Dampf durch seine Spannkraft drückend auf die Oberfläche der Lauge wirkt, diese durch ein aus dem besagten Kessel über die zu bäuchenden Stoffe aufsteigendes

Rohr emportreibt, am obern regenschirmartig sich ausbreitenden Ende desselben ausfließen und so über die ganze darunter befindliche Lage dieser Stoffe sich ergießen macht. Bekanntlich gibt es eine Art Kaffeemaschinen, bei welchen in ähnlicher Weise das siedende Wasser durch den aus demselben entwickelten und auf die Oberfläche drückenden Dampf über den gebrannten und geriebenen Kaffee aufgegossen wird. Ebenso wird nicht selten, z. B. in Zuckerfabriken, Badehäusern u. dgl., vermittelst des Dampfes heißes Wasser, indem er auf dessen Oberfläche drückt, in höhere Stockwerke 2c. 2c. emporgetrieben. In den Dampfgeschützen (Dampfflinten, Dampfkanonen) wird die Pulverkraft durch die Spannkraft des Dampfes ersetzt u. s. w.

Die wichtigste Rolle spielt als bewegendes Agens der Dampf unstreitig in den Dampfmaschinen, worin er einen Kolben in eine geradlinige, abwechselnd hin und zurück gehende, oder in eine, stets im nämlichen Sinne rotirende Bewegung versetzt, welche dann durch entsprechende Mechanismen und in erforderlicher Art auf Hämmer-, Walz- und Mahlwerke, Webstühle, Spinn- und andere in Betrieb zu erhaltende Maschinen (bei den Dampfhämmern, in den Dampfmühlen, den mechanischen Webereien und Spinnereien u. s. w.) oder auf die Räder eines Wagens oder Schiffes (bei den Locomotiven oder Dampfschiffen) übertragen wird. Die wesentlichsten Bestandtheile, von denen keiner an einer Dampfmaschine fehlen kann, sind 1) der Dampferzeuger (Generator, Kessel), 2) der Dampfcylinder, in welchem der Dampf, aus dem Kessel dahin gelangend, die oben besagte geradlinige hin und zurück gehende oder rotirende Bewegung eines Kolbens bewirkt (letztere Bewegung in den sogenannten rotativen Dampfmaschinen, von welchen, jedoch erst später, besonders gehandelt werden wird), und 3) dieser Kolben selbst. Jenachdem sowohl die hin als die zurück gehende Bewegung des Kolbens oder nur die eine dieser Bewegungen durch den Dampf erzeugt wird, heißt die Dampfmaschine doppelt oder einfach wirkend.

Maschinen letzterer Art werden nur äußerst selten mehr angewendet und zwar blos zur Förderung des Grubenwassers aus den Bergwerken und zum Heben der Salzsoolen, indem sie dazu ganz brauchbar und übrigens in soweit vortheilhaft sind, als sie im Vergleich mit einer doppelt wirkenden Maschine weniger Brennmaterial erfordern, in der Einrichtung viel einfacher sind und einen kleineren Dampfkessel nöthig haben, mithin auch weniger Raum einnehmen, während sie zur Verrichtung anderer mechanischen Arbeiten fast ganz unbrauchbar sind, weil diese Arbeiten fast alle die Umsetzung (Umwandlung) der vom Kolben ausgehenden geradlinigen Bewegung in eine kreisförmige oder rotirende nothwendig machen, was bei der einfachwirkenden Maschine zwar möglich ist, aber, wenn die erzeugte Bewegung immer gleichförmig und mit gleicher Kraft vor sich gehen soll, nur dadurch erreicht werden kann, daß man eine große träge Masse mit in Bewegung setzt, welche einen beträchtlichen Theil der Dampfkraft in Anspruch nimmt und so der Nutzbarmachung entzieht. Bei den in Rede stehenden Maschinen treibt nämlich der in den vertikalstehenden Dampfcylinder über den Kolben eindringende Dampf den letzteren nur abwärts; der Gang desselben nach aufwärts wird durch ein entsprechend großes Gegengewicht bewirkt, welches an dem einen Ende eines an dem andern Ende mit der Kolbenstange vereinigten Hebels (des Balanciers) angebracht ist, und indem es, wenn der Kolben den Boden des Cylinders erreicht hat und in diesem Augenblick der Zutritt des Dampfes in den Cylinder über dem Kolben abgesperrt worden, sinkt, den letzteren in die Höhe zieht. Es muß daher durch den Dampf nicht nur dieses Gewicht, dessen Größe sich nach der Kraft richtet, womit die Maschine continuirlich arbeiten soll, gehoben, sondern auch die, mit diesem Gewichte im Verhältnisse stehende Masse des Schwungrades in Bewegung gesetzt werden, welches zur Ausgleichung der Ungleichförmigkeiten im Gange der Maschine immer vorhanden sein muß.

Beide Arten von Dampfmaschinen verdanken jene Vervollkommnung, die sie einer wirklich nützlichen Anwendung überhaupt fähig machte, so wie die Wesenheit der Einrichtung, in welcher sie noch heut zu Tage angewendet werden, dem Schottländer James Watt, so daß dieser als zweiter Erfinder derselben und als eigentlicher Schöpfer der jetzt im Gebrauch befindlichen Dampfmaschinen angesehen werden muß *). Wir wollen nur die gewöhnlich in Anwendung vorkommenden Dampfmaschinen, nämlich die doppelt wirkenden in ihrer Haupteinrichtung und Wirkung näher kennen lernen. Sie sind entweder sogenannte Condensations- oder Hochdruckmaschinen, je nachdem der Dampf, welcher den Kolben in einer Richtung durch den Cylinder bewegt hat und dann aus letzterem entfernt werden muß, um der Kolbenbewegung nach der entgegengesetzten Richtung nicht als Hinderniß im Wege zu stehen, immer in ein eigenes Behältniß, Condensator genannt, abfließen gemacht und dort zu Wasser condensirt wird, oder aber eine solche Condensirung nicht stattfindet, sondern der besagte, im Cylinder bereits ausgediente Dampf aus diesem unmittelbar in die freie Luft oder durch Röhren an einen Ort hingeleitet wird, wo man denselben noch weiter, zum Erwärmen der Luft oder sonst wie benützt **). Ferner läßt man heut zu Tage oft den Dampf

---

*) Will man eine Vorrichtung, bei welcher der Wasserdampf nur überhaupt eine Bewegung hervorzubringen vermag, schon eine Dampfmaschine nennen, so ist Hero von Alexandrien (circa 100 J. v. Christo) der Erfinder derselben. Im Jahre 1690 veröffentlichte der Franzose Papin, der sich schon längere Zeit mit der Wirkung eingeschlossener Dämpfe beschäftigte, auch der Erfinder des nach ihm benannten Digestors ist, Versuche, wobei er den Dampf in einem Cylinder auf eine Art Kolben wirken ließ, und fast um dieselbe Zeit construirte ein englischer Capitän, Namens Savary, auch eine, obwohl nichts Kolbenartiges vorhanden war, auf ähnliche Ideen basirte Maschine und nahm im Jahre 1698 ein Patent auf dieselbe. Mit diesen Maschinen beginnt nun die Geschichte der eigentlichen Dampfmaschinen und es ist in der That schwer zu entscheiden, welchem der zwei letztgenannten Männer die Priorität der Erfindung gebührt. Gewiß ist, daß ersterer seine Maschinerie nie wirklich anwandte, letzterer hingegen die seine im Großen ausführte und zum Heben von Wasser benützte, und deswegen betrachtet man auch allgemein Savary als den Erfinder. So sinnreich dessen Maschine im Allgemeinen war, so hatte sie doch große Uebelstände an sich, brauchte außerordentlich viel Brennmaterial, war in großen Dimensionen schwer zu construiren und konnte das Wasser nur auf geringe Höhe heben. Es war daher natürlich, daß man sich vielseitig mit der Verbesserung dieser Maschine beschäftigte und namentlich suchte man an ihr Papin's erste Idee einer Kolbenmaschine zu verwirklichen. Dieses gelang in entsprechender Weise zuerst den beiden Engländern Thom. Newcomen und John Cawley, und es muß ihnen in der That die Einführung der Dampfmaschinen mit Kolben zugeschrieben werden. Aber auch diese Maschinen waren in vielen Beziehungen, namentlich was die Condensation des Dampfes, nachdem er Dienste gethan hat, anbelangt, noch sehr unvollkommen. Alle Bemühungen, diese Unvollkommenheiten zu beheben, blieben 70 Jahre lang erfolglos und die Maschinen behielten diese Zeit hindurch immer die nämliche Einrichtung, bis endlich Watt (1736 zu Greenock geboren) die Aufgabe in der schon oben angedeuteten vollkommenen Weise löste.

**) Dem eigentlichen Begriffe nach ist Hochdruckmaschine eine jede Dampfmaschine, in welcher der Dampf mit einem höheren (1½ bis 2 Atmosphären überschreitenden) Druck auf den Kolben wirkt. Es kann daher eine Condensationsmaschine auch zugleich Hochdruckmaschine sein, wenn sie nämlich mit stärker gespanntem Dampf arbeitet. Da nun aber in Maschinen ohne Condensator der Dampf, damit er eine mechanische Wirkung erzeugen

nicht so lange in den Cylinder dem Kolben zuströmen, bis dieser seinen ganzen Hub oder Gang (den im Cylinder nach einer Richtung zurückzulegenden Weg) vollendet hat, sondern es wird der Dampfzufluß früher, z. B. nach vollendetem halben Hube abgesperrt und die Bewegung des Kolbens durch den noch übrigen Theil des Hubes der Expansion des im Cylinder abgesperrten Dampfes überlassen. Man sagt in diesem Falle, die Maschine arbeite mit Expansion, und heißt derartige Maschinen Expansionsmaschinen Der aliquote Theil des Hubes, durch welchen der Kolben vermittelst Expansion getrieben wird, bestimmt die Größe dieser letzteren, welche übrigens constant oder variabel sein kann, so daß es Maschinen mit constanter und solche mit variabler Expansion gibt.

Die Fig. 663 versinnlicht nun im Wesentlichen die Einrichtung und die Wirkung einer stationären (an ihrem Platze verbleibenden) Watt'schen doppelwirkenden Condensationsmaschine in Verbindung mit ihrem Kessel *). Der aus diesem Kessel K durch das Dampfleitungsrohr D strömende

---

kann, immer eine höhere Spannung besitzen muß, (weil der Raum im Cylinder auf der Seite des Kolbens, nach welcher dieser durch den Dampf eben getrieben wird, mit der freien Luft communicirt, der den Kolben treibende Dampf demnach vor Allen den äußeren Luftdruck zu überwinden hat), da überdies bei den ursprünglichen Watt'schen Condensationsmaschinen die Dampfspannung selten die Größe einer Atmosphäre (S. 272) erreichte; so pflegte man schon damals alle ohne Condensation arbeitenden Maschinen Hochdruckmaschinen zu nennen und behält diese Benennung auch jetzt immer noch bei.

*) Der Kessel, welcher gewöhnlich koffer- oder wagenförmig gestaltet ist, oder aber die Gestalt eines an beiden Enden auswärts gewölbten Cylinders hat, der behufs Vergrößerung der Heizfläche nicht selten von einem mitten durch seine ganze Länge gehenden Rohre (der Kanone) durchzogen oder mit zwei unterhalb und ihm parallel hingehenden und durch hohle Stützen mit ihm communicirenden Sieder-röhren versehen ist, besteht jetzt fast ohne Ausnahme aus fest zusammengenieteten, mehrere Linien dicken Eisenblechtafeln und ist in einem mit dem Feuerherd, den nöthigen Feuerzügen und Schornstein versehenen Ofen eingemauert. Da das Sinken des Wassers im Kessel unter die sogenannte Feuerlinie (die höchste Linie, bis zu welcher der Kessel äußerlich vom Feuer bespielt wird) sehr gefährlich ist, indem es am ersten Veranlassung zu Kesselexplosionen (zum Zerspringen des Kessels) geben kann, so sind Mittel nöthig, um den Wasserstand im Kessel leicht jeden Augenblick beobachten und denselben fortwährend auf der Höhe der besagten Feuerlinie erhalten zu können. Zu ersterem Behufe dienen zwei Probierhähne 1, 2, wovon bei gehörigem (normalem) Wasserstande der obere mit dem Dampfraume und der untere mit dem Wasser im Kessel communicirt; fällt der Wasserspiegel unter die normale Höhe, so gibt auch der untere Hahn, wenn er geöffnet wird, Dampf anstatt Wasser, während bei zu hohem Wasserstande (aus welchem jedoch für den Kessel wenigstens keine Gefahr entspringt) der obere Hahn statt Dampf ebenfalls Wasser gibt. Ein anderes, gewöhnliches Mittel zu demselben Zweck ist der Schwimmer (S. 227), welcher mit dem Wasserspiegel fällt und steigt, und dieses, indem er einen außerhalb des Kessels und über demselben vorhandenen Hebel (mit dem er durch einen, durch eine Stopfbüchse gehenden Draht in Verbindung steht) dabei in Bewegung setzt, durch einen mit dem Hebel vereinigten Zeiger anzeigt. Am sichersten und bequemsten zur Beobachtung des Wasserstandes im Kessel sind jedoch die auf S. 194 der Hauptsache nach beschriebenen Wassergläser.

Um den Kessel zum jedesmaligen Ersatz für das in demselben verdampfende und als Dampf sich entfernende Wasser fortwährend mit neuem Wasser zu speisen, so daß beständig gerade der normale Wasserstand erhalten wird, hat man verschiedene mechanische Vorrichtungen erdacht, von denen hier nur eine der vorzüglicheren, nämlich die in der Fig. 663 versinnlichte, für Kessel mit hohem Dampfdruck bestimmte, beschrieben werden soll. Sie besteht aus einem im Kessel K enthaltenen

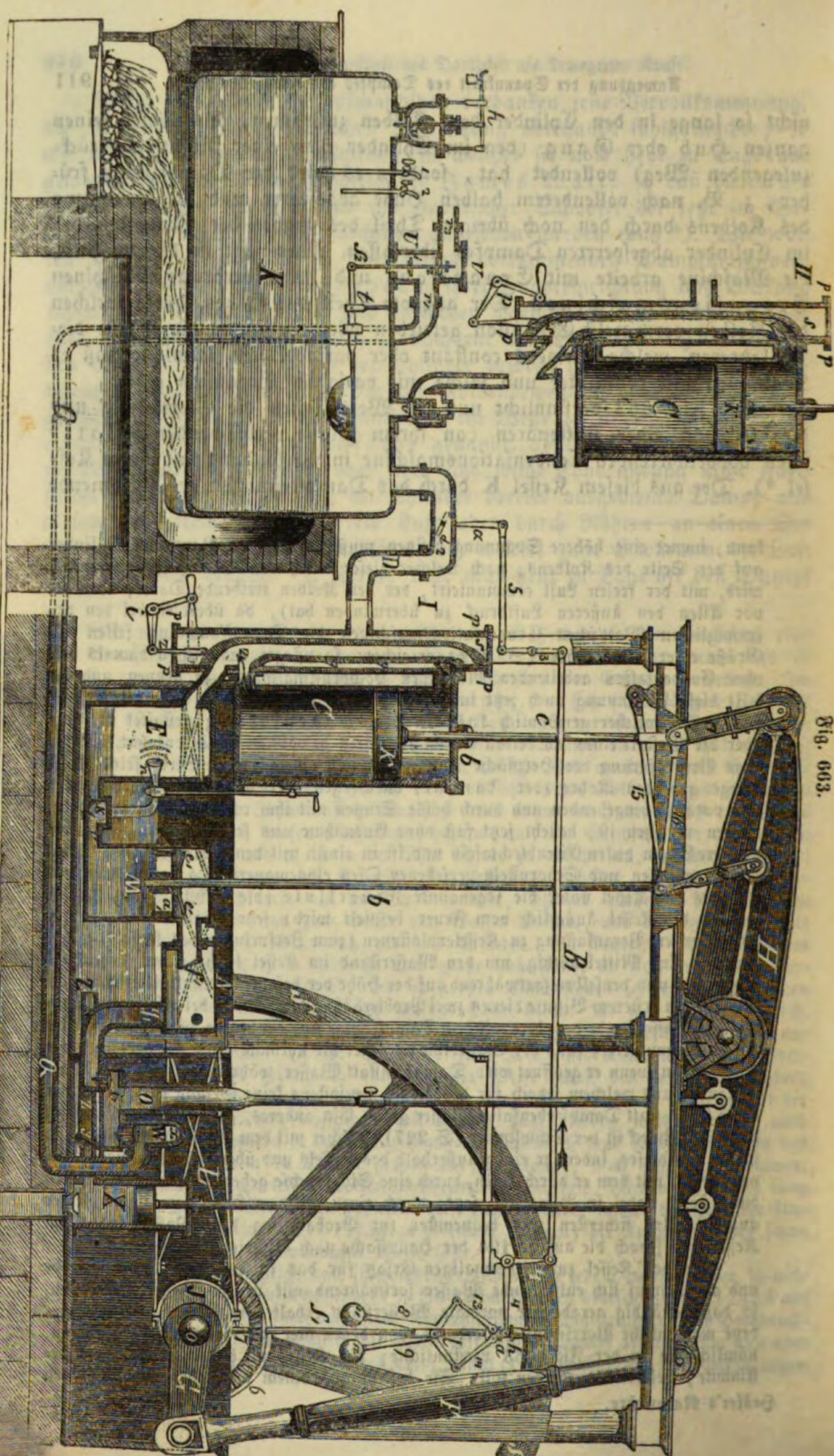


Fig. 663.

Dampf gelangt zunächst in einen längs des Dampfcylinders C sich erstreckenden prismatischen Raum p, p, p, **Dampfkammer** genannt, und

---

Schwimmer s_1 an einem Hebel, der seinen Drehpunkt in t hat und am zweiten Ende in einem Gelenke mit der die zwei Klappen 1, 2 tragenden Stange s_2 vereinigt ist. Es ist die Anordnung so getroffen, daß, wenn das Wasser im Kessel die normale **Höhe** und der Schwimmer s_1 den dieser Höhe entsprechenden Stand hat, die Klappe 1 geschlossen, die Klappe 2 aber offen ist, so daß von dem Wasser, welches dem Behältnisse UV durch die Seitenröhre r_1 vermittelst einer kräftigen Druckpumpe (die später mit dem Namen **Speisepumpe** bezeichnet ist) fortwährend zugeführt wird, nichts in den Kessel gelangen kann, sondern alles durch die offene Klappe 2 und die über derselben angebrachte Seitenröhre r_3 an irgend einen Ort einer andern Bestimmung hin abfließen muß, hingegen, wenn das Wasser im Kessel unter die normale Höhe und mit demselben zugleich auch der Schwimmer f sinkt, (wo dann die Klappe 2 geschlossen wird), so lange aus dem Raume U Wasser durch 1 in den Kessel hineindringt, bis darin wieder der Wasserstand die normale Höhe erreicht und der gehobene Schwimmer die Klappe 1 geschlossen hat.

Außer den bisher abgehandelten, zum Kessel gehörigen Theilen sind noch zwei wesentliche Vorrichtungen an demselben zu besprechen, nämlich das **Manometer** und das **Sicherheitsventil**. Das erstere, welches zum Anzeigen der Dampfspannung im Kessel dient, ist ganz ähnlich wie das Quecksilbermanometer eingerichtet und angebracht, das auf S. 349 als zur Bestimmung der Expansivkraft eines in einem Behälter eingeschlossenen Gases dienlich beschrieben wurde; es dürfte demnach hier keine neuerliche Beschreibung nöthig sein, sondern die bloße Bemerkung genügen, daß die Länge der am angeführten Orte mit a und b bezeichneten, Quecksilber enthaltenden Röhrenschenkel sich nach der größten Dampfspannung richtet, für welche der Kessel bestimmt ist, und daß, da für Dampf von höherer Spannung die besagten Schenkel der gekrümmten Röhre bedeutend lang sein müssen und aus Glas sehr gebrechlich wären, man die Röhre aus Eisen bestehen läßt und den Stand des Quecksilbers in derselben dadurch ersichtlich macht, daß man auf die Quecksilberoberfläche im offenen Schenkel b einen Schwimmer bringt und das obere aus b hervorragende Ende eines mit dem Schwimmer vereinigten Stabes längs einer Scale spielen läßt, oder es geht eine am Schwimmer festgemachte dünne Kette über eine oberhalb b angebrachte fixe Rolle und diese Kette trägt an ihrem zweiten Ende ein den Schwimmer nahe äquilibrirendes Gegengewicht, welches längs der Scale spielt und je nachdem die Dampfspannung im Kessel zu- oder abnimmt, sinkt oder steigt. Die **Sicherheitsventile** haben die Bestimmung, Dampfkessel-Explosionen zu verhüten, und nehmen unter allen zu diesem Zwecke erdachten Vorrichtungen die erste Stelle ein. Es muß daher jeder Dampfkessel wenigstens mit Einem solchen Ventile versehen sein (besser ist es deren zwei anzubringen). Sie bestehen der Hauptsache nach aus einer Klappe oder einem (konischen) Stempel, welche in eine Oeffnung der oberen Kesselwand passen und durch ein unmittelbar aufgelegtes Gewicht oder durch einen über sie hingehenden, auf sie drückenden und am freien Ende belasteten einarmigen Hebel geschlossen erhalten werden, so lange der Ueberdruck des Dampfes über jenen der äußeren Luft auf die (dem Dampfe dargebotene) Fläche der Klappe oder des Stempels den Druck, den das unmittelbar aufgelegte oder das den Hebel belastende Gewicht ausübt, nicht überschreitet; sich aber sogleich öffnen und Dampf entweichen lassen, sobald der eben besagte Druck des Gewichtes, welches nach dem größten Dampfdruck ermessen wurde, den die Flächeneinheit des Kessels, ohne Gefahr, daß dieser zerspringe, ertragen kann, überschritten wird. Am Kessel K der Fig. 663 sind zwei solche Ventile anschaulich gemacht: ein in einem Gehäuse eingeschlossenes und daher nicht für Jedermann zugängliches ν (damit es nämlich nie aus Unvorsichtigkeit, Muthwillen u. s. w. über das Normale belastet werden kann) mit unmittelbarer Belastung m und ein zweites freies, zugängliches ν_1 mit belastetem Hebel h, beide Ventile sind jetzt in Oesterreich vorgeschrieben. Da die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein Sicherheitsventil (z. B. wenn nicht gehörig nachgesehen wird und es einrostet oder aus Unvorsichtigkeit übermäßig belastet ist 2c. 2c.) seinen

umgibt darin einen hohlen Schieber (die Schublade) s, s, welcher, mit seinen 2 gegen den Dampfcylinder hingebogenen Enden an letzterem dampf-

Dienst versagt, und da fast allen Kesselexplosionen eine ungewöhnliche Erhöhung der Temperatur des Dampfes vorausgehen muß, so wendet man als Schutzmittel außer Sicherheitsventilen auch noch Zapfen aus leichtflüssigen Metallgemischen an, indem man nämlich eine in der Dampffläche (in dem blos mit dem Dampf in Berührung stehenden Theile) des Kessels absichtlich angebrachte Oeffnung mit einem Metallgemische ausgießt, welches schmilzt und den Dampf entweichen läßt, sobald die Temperatur des letzteren über jene hinausgeht, bei welcher er die Spannungsgröße erreicht, für die höchstens der Kessel eingerichtet ist Solche Metallgemische von den verschiedenen erforderlichen Schmelzpunkten liefert die Legierung von Wismuth mit Blei und Zinn in verschiedenen Quantitätsverhältnissen. Gesetzt der Dampf sollte in einem Kessel nie einen 3 Atmosphären übersteigenden Druck erreichen dürfen, so müßte der Metallzapfen bei 134° C. schmelzen und hätte aus 8 Theilen Wißmuth, 2 Blei und 2 Zinn zu bestehen

Nachdem wir nun die Sicherheitsventile und die Zapfen oder Scheiben aus leichtflüssigen Legierungen als Mittel gegen die Gefahr und Verderben bringenden Kesselexplosionen besprochen haben, wollen wir auch hören, aus welchen Ursachen diese oft trotz des Vorhandenseins der besagten Ventile und Zapfen dennoch eintretenden Explosionen entstehen können. Die Hauptursachen sind: 1. Einrosten der Ventile bei nicht sorgfältiger Ueberwachung, oder Ueberlastung derselben (aus Unvorsichtigkeit oder in der Absicht, die Maschine zu forciren, um, was zu Folge früheren Nachlässigkeit in der Bedienung des Kessels an Arbeit versäumt worden ist, wieder einzubringen u. s. w.), so daß der Dampf eine die Widerstandsfähigkeit des Kessels übersteigende Spannkraft annimmt; 2. momentane Bildung einer so großen Dampfmenge, daß die Auswege, welche das geöffnete Ventil und die durch das erfolgte Schmelzen des leichtflüssigen Zapfens entstandene Oeffnung ihm bieten, zu seinem Entweichen aus dem Kessel nicht hinreichen. Ad 1. Diese Ursachen fallen beim Vorhandensein leichtflüssiger Zapfen ganz weg, es müßte nur in der eben unter 1. erwähnten Absicht das Schmelzen der Zapfen durch beständiges Uebergießen mit kaltem Wasser verhütet werden, was jedoch nicht leicht unbemerkt geschehen kann und daher weniger vorauszusetzen ist. Im Falle des Nichtvorhandenseins eines solchen Zapfens ist das früher erwähnte unter Verschluß stehende und nur dem Werkführer oder Eigenthümer der Maschine zugängliche zweite Ventil und eine sehr oft zu wiederholende genaue Untersuchung desselben ein verläßliches Sicherheitsmittel. — Ad 2. Die dort besagte momentane Bildung einer übermäßig großen Dampfmenge kann durch plötzliches, sehr starkes Ueberhitzen des Kessels, welches jedoch nicht so leicht vorkommen wird, überdieß aber auch da durch veranlaßt werden, daß Theile des Kessels zunächst oberhalb der Linie, bis an welche das Wasser reicht, zum Glühen kommen und nun, während gleichzeitig der Dampf stark gespannt ist, das Sicherheitsventil geöffnet wird. Es wallt da nämlich das Wasser, indem dasselbe von dem starken Drucke auf die Oberfläche nun befreit ist, tumultuarisch auf, kommt mit den überhitzten Kesseltheilen in Berührung, und dadurch wird plötzlich so viel sehr stark gespannter Dampf erzeugt, daß die Oeffnung des Sicherheitsventils ihm keinen genügenden Ausweg bietet und die Wände des Kessels nachgeben müssen. Da das Glühendwerden der besagten Kesseltheile unmöglich ist, wenn der Kessel stets bis zur normalen Höhe, d. i. so hoch mit Wasser gefüllt ist, als er außen von der Flamme bespielt wird (indem da die Kesselwände alle ihnen zufließende Wärme mit dem Wasser theilen und mit demselben stets die nämliche Temperatur haben), so sieht man, in welch hohem Grade eine regelmäßige Speisung des Kessels, so daß fortwährend der normale Wasserstand in demselben erhalten werde und das Vorhandensein eines Wasserstandanzeigers wichtig ist Auch begreift man, daß, wenn das besprochene Glühen bereits eingetreten ist und bemerkt wird, zur Verhütung der drohenden Gefahr ja nicht das Sicherheitsventil geöffnet oder sonst eine plötzliche Ableitung des Dampfes vorgenommen werden dürfe, (da dies, anstatt der Explo-

dicht gleitend, auf und ab bewegt wird und, jenachdem er die oberste, in der Figur bei I dargestellte oder seine unterste in der abgesonderten Zeichnung II anschaulich gemachte Position hat, die dampferfüllte Kammer p, p (unmittelbar immer die Parthie q derselben) mit dem Dampfcylinder so in Communication setzt, daß der Dampf über oder unter den Dampfkolben k tritt und diesen nach unten oder aufwärts treibt. Bei beiden Schieberpositionen zeigen die mit 1 bezeichneten Pfeile den Weg, den der Dampf zum Kolben nimmt und die mit 2 nummerirten Pfeile den Weg, auf welchem der Dampf aus dem Raume unter dem Kolben, wenn dieser niedergeht, und aus dem Raume über dem Kolben, wenn dieser sich aufwärts bewegt, in den gleich weiter zu besprechenden Condensator E abzieht und daher dem Kolben aus dem Wege geschafft wird. Erhält also der Schieber s, s immer die Position wie in II, wenn der Kolben sich in seiner untersten Stellung befindet, und die Position I, wenn er am obern Ende des Cylinders angekommen ist; so wird letzterer (der Kolben) continuirlich in einer abwechselnden ab und aufgehenden Bewegung erhalten. Diese Bewegung wird vermittelst der durch die (dampfdichte) Stopfbüchse b gehenden Kolbenstange c auf den massiven gußeisernen Hebel H, den sogenannten Balancier, übertragen und, da dieser am andern Ende durch die Bläuelstange F mit der Kurbel G des (ebenfalls sehr massiven gußeisernen) Schwungrades S vereinigt ist, in eine um die Axe o dieses Rades stattfindende drehende Bewegung verwandelt, und diese wird dann vermittelst Winkelräder und anderer geeigneter Vorrichtungen auf die Maschinen und überhaupt dorthin fortgepflanzt, wo die Dampfkraft eine gewisse Arbeit verrichten soll. Die oben besagte Bewegung (Steuerung) des Dampfschiebers zu gehöriger Zeit in die Position I und II wird durch die Dampfmaschine selbst und zwar vermittelst der an der Radaxe o festgemachten excentrischen Scheibe J und des Schubrechens L bewerkstelligt, welcher einerseits an dem um diese Scheibe J (in einer Spur an ihrem Umfange) beweglichen Ring r befestigt und mit dem andern Ende in eine Warze w des um i drehbaren Winkelhebels eingehängt ist. Dadurch wird die vermittelst des Excentricums J bewirkte horizontal hin und hergehende Bewegung des Rechens L in eine auf und ab gehende verwandelt, welche der mit dem Dampfschieber

---

sion vorzubeugen, diese be gerade herbeiführen würde), sondern nur möglichst schnell das Feuer auszulöschen sei. — Das zum Speisen der Kessel verwendete Wasser ist in der Regel nicht rein, sondern enthält Salze, die sich bei dessen Verwandlung in Dampf im Kessel zu Boden setzen, die innere Wand mit einer steinartigen Kruste (dem Kesselsteine) überziehen, welche als schlechter Wärmeleiter macht, daß der damit überzogene Theil der Kesselwand in jedem Augenblicke vom Feuerherde her mehr Wärme empfängt, als er durch den schlecht leitenden Kesselstein ans Wasser abgeben kann, so daß seine Temperatur über jene des Wassers im Kessel immer mehr und nicht selten bis zum Rothglühen steigt. Entsteht dann zufällig in der Kruste ein Riß, und dringt das Wasser durch denselben zu dem glühenden Metalle, so kann dies Veranlassung zu einer Explosion werden und zwar um so leichter, als schon durch die bloße Berührung mit dem verhältnißmäßig kalten Wasser Risse in dem Metalle entstehen und dieses in dem so stark erhitzten Zustande geringere Festigkeit besitzt. Man sieht, wie wichtig es ist, den Kessel rein zu halten und der Bildung des Kesselsteines möglichst vorzubeugen, wofür Zusatz von Stärkmehl oder Zuckersyrup zum Wasser ein approbirtes Mittel ist.

in Verbindung stehenden und bei h dampfdicht durch eine Stopfbüchse gehenden runden Stange m ertheilt wird.

Der Condensator E, in welchen, wie oben gesagt wurde, bei jedem Auf- und Niedergang des Kolbens der Dampf auf den Wegen, die mit 2 nummerirt sind, abzieht, besteht aus einem metallenen Behältnisse, das zum Behuf der Condensirung dieses Dampfes nicht bloß stets mit kaltem Wasser umgeben ist, sondern in welches außerdem durch die Brause n von diesem Wasser in feinen Strahlen eingespritzt wird. Dieses eingespritzte und das durch die besagte Condensation erzeugte Wasser, ferner die Luft, die sich bei dem niedern Druck aus dem fast nie luftfreien Wasser entwickelt, wird immer durch die sogenannte Luftpumpe M wieder entfernt, welche mit dem Condensator durch einen Canal v communicirt, durch die schief liegende Klappe k_1 beim Aufgang des Pumpenkolbens a_1 geöffnet und bei dessen Niedergang geschlossen wird. Beide Bewegungen werden zu Folge hergestellter Vereinigung der Pumpenkolben-Stange b mit dem Balancier durch diesen bewerkstelligt, und das bei ersterer Bewegung (beim Aufgang des Kolbens) aus dem Condensator durch die schiefliegende, gegen die Pumpe hin sich öffnende Klappe k_1 in diese unter den Kolben a_1 gezogene Wasser, welches durch den Dampf durchschnittlich auf 30—40 Grad erwärmt ist, bringt beim Niedergange des Kolbens, wo k_1 sich schließt, durch die Kolbenklappen e_1, e_1 in den Raum über dem Kolben und wird von hier durch eine mit k_1 ähnliche Klappe f_1 der sogenannten Warmwassercisterne N zugeführt. Von da fließt es zum Theil durch einen Seiher g_1 einer Druckpumpe O (der Speisepumpe) zu, und wird vermittelst dieser, in welche es durch die von unten nach oben sich öffnende Klappe i_1 gelangt, zuerst in den Windkessel W hineingepreßt und von hier durch die Expansivkraft der im Raume x enthaltenen, comprimirten Luft continuirlich durch das Rohr Q dem Dampfkessel zugetrieben, so daß dieser vermittelst des in der Anmerkung auf S. 911 beschriebenen Schwimmermechanismus fortwährend mit neuem und bereits warmen Wasser in dem Maße gespeist wird, als aus demselben das Wasser in Dampfform der Maschine zufließt und zum beständigen Fortbestande der normalen Wasserhöhe im Kessel dafür Ersatz nothwendig ist.

Die Saug- und Druckpumpe X, welche auf, aus der Figur von selbst klare Weise ebenfalls durch die Dampfmaschine im Gange erhalten wird, ist die sogenannte Kaltwasserpumpe, welche dazu dient, das zum Umgeben des Condensators und zum Einspritzen in denselben nöthige kalte Wasser aus einem Brunnen, Flusse oder Wasserbehältnisse herbei zu schaffen. Sie führt dasselbe bei jedem Niedergang ihres Kolbens, wobei sich die Klappe y öffnet, durch den Canal Z dem Condensator und der schon früher erwähnten Brause von unten zu, während das bereits warm gewordene Wasser von oben abfließt.

Das schon oben einmal genannte Schwungrad S hat die Bestimmung, durch sein großes Trägheitsmoment die Ungleichförmigkeiten auszugleichen, welche im Gange der Maschine zu Folge des momentan immer stattfindenden Anwachsens oder Abnehmens der zu überwindenden Widerstände sonst nothwendig eintreten würden und der von der Maschine zu liefernden Arbeit (z. B. beim Betriebe einer mechanischen Spin-

nerei) nachtheilig wären. Da jedoch das Schwungrad allein diese Ausgleichung nicht vollständig bewirken kann, so muß überdieß auch der Dampfzufluß vom Kessel her entsprechend regulirt werden, und dies geschieht vermittelst der im Dampfleitungsrohre D vorhandenen Klappe d_2, des sogenannten Drosselventils, welches durch die Maschine selbst in dem Maße mehr oder weniger geöffnet wird, als diese zu langsam oder zu schnell geht, und zwar (bei der in der Fig. 663 dargestellten Einrichtung) mittelst der Hebel 3 und 4, wovon ersterer durch die Stange 5 auf den an der (horizontalen) Drehaxe der Klappe d_2 befestigten Schlüssel α wirkt, während sein zweiter Arm durch die Zugstange B_1 bewegt wird, die ihn mit dem Winkelhebel 4 verbindet, der wieder von dem durch die Maschine selbst in Wirksamkeit gesetzten Centrifugalregulator Bewegung empfängt. Dieser Centrifugalregulator besteht der Wesenheit nach aus einer vertikalen eisernen Spindel S_1, welche (auf irgend eine Art — bei der hier abgebildeten Dampfmaschine) durch zwei ineinander greifende Winkelräder 6, 7, wovon das eine (horizontale) auf ihr selbst und das andere (vertikale) auf der Schwungradaxe hinter dem Excentricum J festgemacht ist, in rotirende Bewegung gesetzt wird, und an welcher von einem Punkte l aus die eisernen Arme 8, 9 zweier Winkelhebel herabhängen, die um eine durch diesen Punkt gehende horizontale Axe in der nämlichen Vertikalebene beweglich sind und an den untern Enden metallene Kugeln 11, 12 tragen. Beide Hebel sind mit kleinen Zugstangen 13, 14 vereinigt, die in Gelenken mit einem Ringe a in Verbindung stehen, der die Spindel umfaßt, und oberhalb eine Hülse h hat, in welcher der eine Arm des Winkelhebels 4 liegt. Je nachdem nun die Dampfmaschine schneller oder langsamer geht und daher die Spindel S_1 in gleichem Maße mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit rotirt, werden die Kugeln 11, 12 durch Wirkung der Fliehkraft mehr oder weniger von der Spindel weggetrieben. Im ersteren Falle wird durch die Stangen 13, 14 die Hülse h in die Höhe gezogen, dadurch der Hebel 4 und durch diesen die Zugstange B_1 nach der Richtung des Pfeiles in Bewegung gesetzt und das Drosselventil d_2 mehr geschlossen, während im letzteren Falle das Entgegengesetzte geschieht, so daß, wenn die Maschine in einen schnelleren oder langsameren, als in den normalen (bei einer bestimmten Stellung des Drosselventils stattfindenden) Gang zu kommen anfängt, sogleich dadurch der normale Gang wieder hergestellt wird, daß das, im ersteren Falle sich entsprechend mehr schließende, im letzteren sich mehr öffnende Drosselventil in der nämlichen Zeit weniger oder mehr Dampf aus dem Kessel in den Dampfcylinder gelangen läßt. Schließlich soll auch noch des sogenannten Parallelogramms Erwähnung geschehen, d. i. des nach der Zeichnung für sich begreiflichen Mechanismus 15, 16, 17, 18, um die Stangen des Dampf- und des Luftpumpenkolbens während der Bewegung stets in lothrechter Richtung zu erhalten.

Die Hochdruckmaschinen, bei welchen, wie wir schon oben gehört haben, der Dampf, nachdem er im Cylinder seinen Dienst gethan hat, nicht condensirt, sondern unmittelbar ins Freie, oder zu weiterer Verwendung durch Röhren u. s. w. geleitet wird, sind, da sie keinen Condensator haben, mithin auch die Luftpumpe wegfällt, in der Construction viel einfacher, und nehmen einen bedeutend geringeren Raum ein als Niederdruckmaschinen

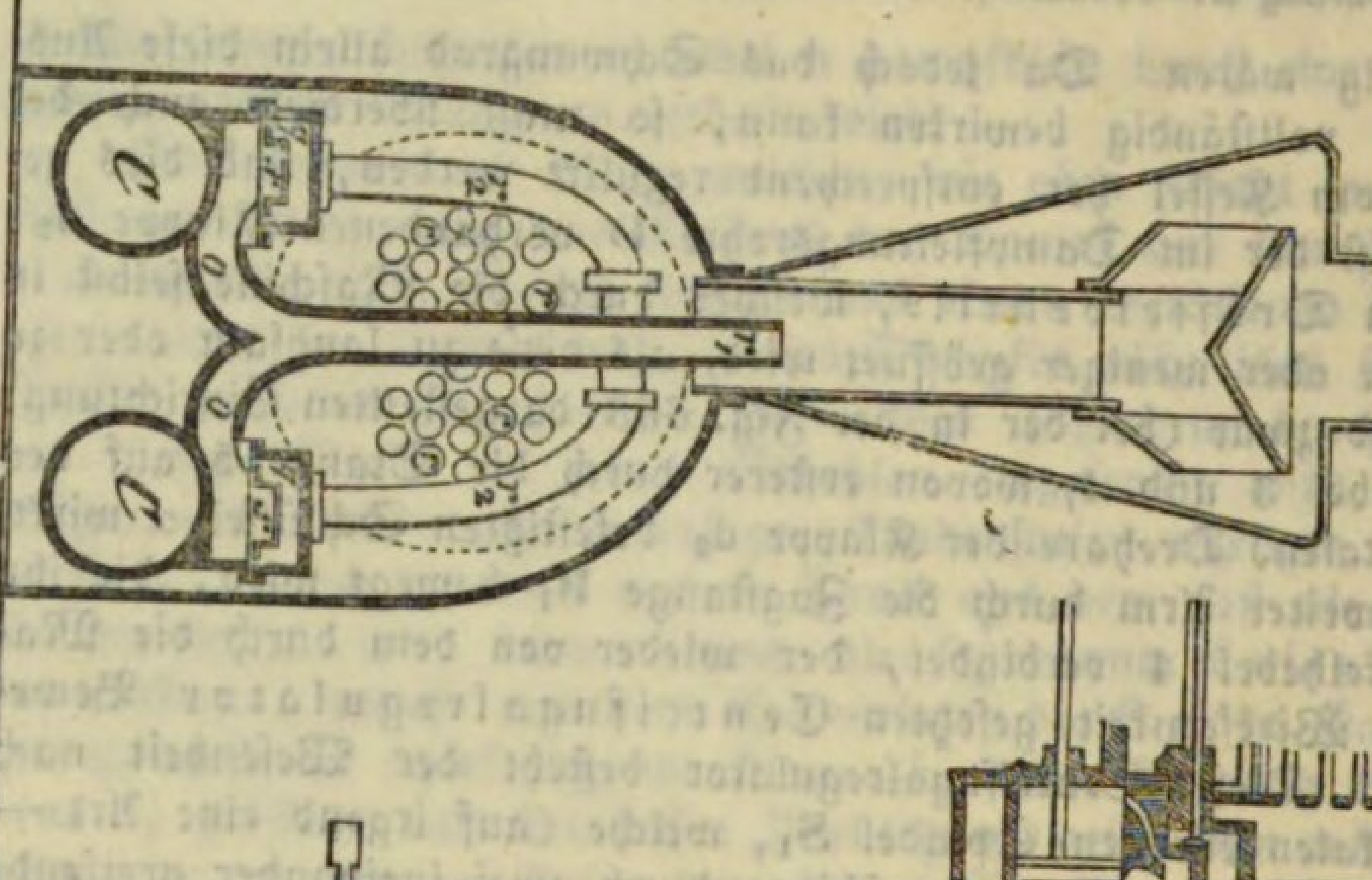


Fig. 665.

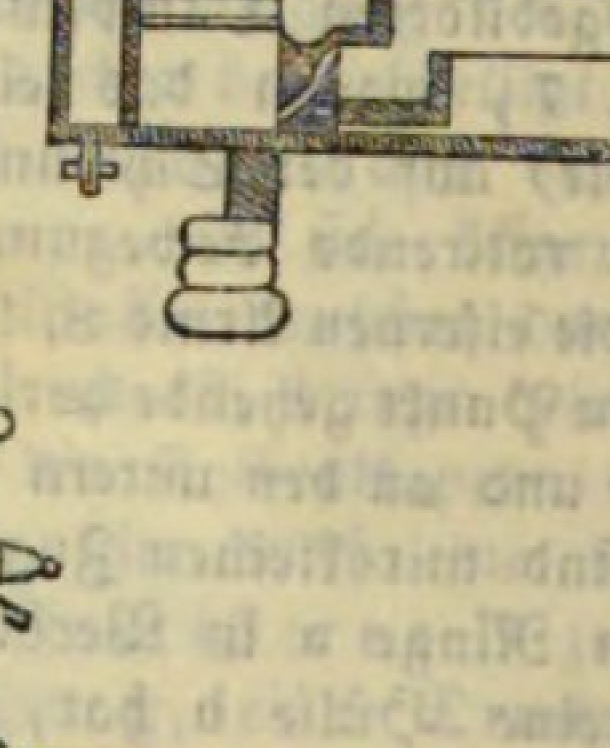


Fig. 666.

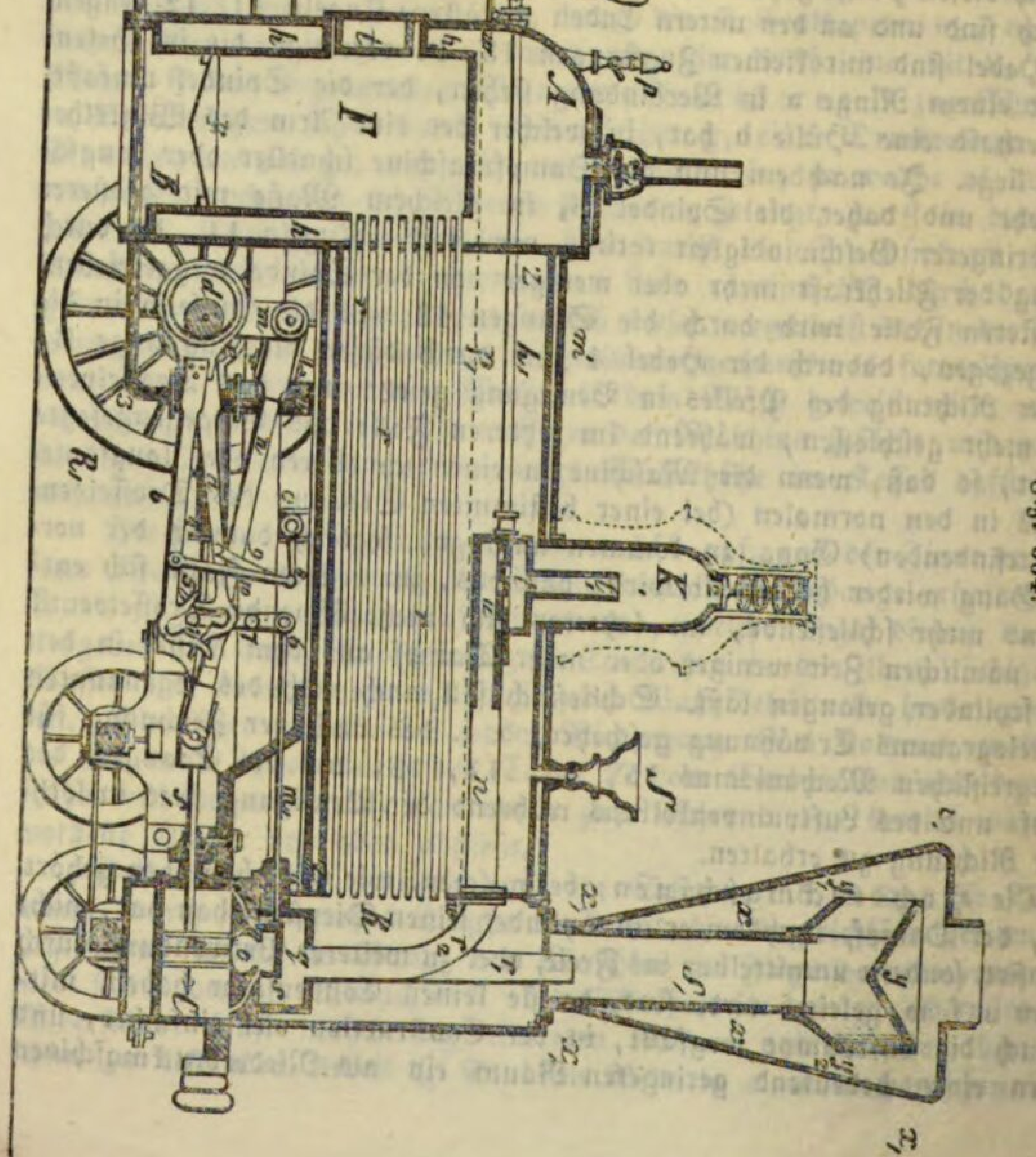


Fig. 664.

von gleichen Leistungen, weswegen die Dampfmaschinen der Locomotive (der Dampfwägen), bei welchen möglichste Ersparung an Raum und am Gewichte der Maschine Hauptpunkt, übrigens auch die Herbeischaffung und Mitführung der für den Condensator erforderlichen großen Quantitäten stets zu erneuernden Kühlwassers unmöglich ist, lauter Hochdruckmaschinen sind, die übrigens, so wie die Niederdruckmaschinen, ebenfalls entweder ohne oder mit Expansion wirken.

Wir wollen nun auch die Einrichtung der Locomotive kennen lernen und zwar mit Hilfe des durch die Fig. 664 und 665 im Längen- und Querdurchschnitt repräsentirten Exemplares, woran die zweckmäßige (übrigens mannigfaltiger Abänderungen fähige) Construction und Anordnung der Haupttheile gut ersichtlich ist. Bei den Locomotiven wirkt der Dampf in der Regel ohne Expansion, (erst in neuester Zeit hat man die Expansion auch auf Locomotive anzuwenden versucht) und es werden dieselben dadurch auf den Eisenbahnschienen fortbewegt, daß die Stangen (s_1, s_1) der Kolben, — welche in zwei einander parallel und horizontal liegenden Cylindern C, C (bei den Maschinen nach dem amerikanischen Systeme haben diese Cylinder eine etwas geneigte Lage) durch den Dampf hin und her, und jeder zu dem andern immer nach entgegengesetzter Richtung getrieben werden, — auf Kurbeln (m, m) zweier an den Enden einer gemeinschaftlichen Axe festgekeilten großen Räder (der Treibräder R_1, R_1) wirken und sie mit einander gleich schnell in Rotation versetzen, wobei diese Räder zu Folge der an ihren Berührungspunkten mit den Schienen stattfindenden Reibung (Adhäsion) an diesen Punkten gegen die letzteren (die Schienen) sich so stemmen, daß sie, ohne Fortbewegung des Locomotivs (sammt der angehängten Last, also des ganzen Trains) längs den Schienen, nicht rotiren können. Die übrigen 4 (bei sehr großen Locomotiven auch 6) kleineren Räder dienen bloß, um den ganzen Maschinenkörper mit gehöriger Stabilität zu tragen. Da die oben erwähnten zwei Stemmpunkte der Treibräder zum Fortziehen beträchtlicher Lasten nicht hinreichend sind, so haben die für solche Lasten bestimmten Locomotive auf jeder Seite noch ein dem Treibrade gleich großes Rad, das mit diesem durch eine Zugstange zusammengekuppelt ist, welche die auf den Axen beider Räder festgekeilten Kurbeln vereinigt, so daß die zwei Paare der gleichgroßen Räder durch den Dampf rotiren gemacht werden, also 4 Triebräder und 4 Stemmpunkte gegen die Schienen vorhanden sind.

Jedes Locomotiv besteht übrigens aus 3 Hauptabtheilungen. Die hintere Abtheilung A, F bildet der aus starken Kupferplatten zusammengesetzte viereckige, oben abgerundete Feuerkasten, der bei F den Feuerraum, bei t die Heizthüre, bei R den Rost, bei B den Aschenraum hat und in den Wänden h, h, so wie im obern gewölbten Theile A hohl ist. Die hohlen Räume h, h und auch A bis zur punktirten Linie p_1, enthalten Wasser, indem sie einen Theil des eigentlichen Kessels Z, Z ausmachen, welcher die mittlere, cylindrische Abtheilung bildet. Die vordere Abtheilung endlich ist der sogenannte Rauchkasten K, welcher oben in den Schornstein S_1 ausmündet und unten an beiden Seiten die Dampfcylinder C, C mit ihren Schiebern oder Schubladen und den zwischen Kessel und Cylinder fallenden Theil des Dampfleitungsrohres einschließt. Er communicirt mit dem Feuerraume F vermittelst einer großen Zahl horizontal durch den Wasserraum des Kessels gehender, kupferner oder messingener Röhren r, r (Fig 664 und 665), die einerseits in F, andererseits in K ausmünden und durch welche die Flamme, nachdem sie an die Wände und Decke des Feuerraumes angeschlagen hat, so wie auch die nicht brennenden heißen Gase und der Rauch in den Rauchkasten ziehen, um von da durch den Schorn-

stein zu entweichen. Bei dieser Einrichtung wird das in Dampf zu verwandelnde Wasser an möglichst vielen Punkten mit der Wärmequelle in Berührung gebracht und die Wärme der Flamme, so wie der besagten Gase auch auf deren ganzem Wege vom Feuerraume bis in den Schornstein hin möglichst ausgebeutet, was durch die Hauptbedingung bei Locomotiven, daß nämlich eine rasche Dampfbildung mit der geringsten Menge Brennmateriale bewirkt werde, geboten ist und wodurch überdieß verhindert wird, daß die äußere Luft den Dampf im Dampfleitungsröhre und in den Dampfcylindern abkühle. In beiden Kesselabtheilungen (der viereckigen und cylindrischen) muß das Wasser, dessen normales Niveau durch die punktirte Linie p_1 angedeutet ist, immer so hoch erhalten werden, daß davon weder die Decke des Feuerkastens, noch die von der Flamme durchzogenen Röhren r jemals entblößt sind. Die zu diesem Behufe nöthige Speisung des Kessels mit Wasser geschieht nach Bedürfniß mittelst zweier später näher zu beschreibender Speisepumpen aus dem Tender (Wasser- und Brennmaterial-Vorrathswagen) her, welcher dem Locomotiv angehängt ist. Zur Wasserstandsbeobachtung dient ein am Kessel angebrachtes (in der Figur jedoch nicht ersichtliches) Wasserstandglas, auch sind Probierhähne vorhanden; die bei der stationären Maschine beschriebene, die Speisung regulirende Schwimmervorrichtung fehlt jedoch immer. Zum Schutze des Kessel gegen äußere Abkühlung ist er in einen aus Holzdillen zusammengesetzten Mantel m_1 gehüllt, der von der Kesselwand überall etwas absteht. — Der gebildete Dampf sammelt sich im Raume ober der Linie p_1 an, und die Sicherheitsventile 1 und 2, wovon ersteres mittelst eines Hebels und einer eingehängten Federwage, (welche jedoch in der Figur nicht ersichtlich sind) und letzteres durch Druckfedern niedergehalten wird, verhindern, daß seine Spannkraft eine bestimmte Gränze überschreite. p ist die zum Signalgeben dienende Dampfpfeife, und durch den unten mit einem Hahne versehenen Trichter S geschieht das erste Füllen des Kessels mit Wasser, wenn die Maschine in Betrieb zu setzen ist. Zu den Dampfcylindern C, C kömmt der Dampf durch das im Dampfraum hingehende und im Rauchkasten in zwei Arme r_2, r_2 (Fig. 664 und 665) sich theilende Rohr n, in welches er aber erst aus dem kuppelartigen Theil K_1 des Kessels durch die vertikale Röhre t_1 und den Schieber t im Gehäuse u gelangt. Die Kuppel K_1 und die vertikale Röhre t_1 verhindern, daß während des Schwankens der Maschine Wasser aus dem Kessel in das Leitungsrohr n geschleudert werde, und der Schieber t, (der Dampfregulator, welcher aus zwei übereinander gleitenden, mit correspondirenden Spalten versehenen Platten besteht und mittelst des Hebels h und der Stange h_1 durch den Locomotivführer dirigirt werden kann,) dient dazu, um nach Bedürfniß, indem nämlich die besagten Spalten ganz, mehr, weniger oder gar nicht coincidiren gemacht werden, den Dampfcylindern die größte, eine mehr oder weniger große Menge, oder aber gar keinen Dampf zufließen lassen zu können. Aus den besagten Armen r_2, r_2 des Leitungsrohres n gelangt der Dampf in die Dampfkammern q, q und tritt von hier, je nachdem die Dampfschieber s, s, wie in Fig. 665 oder wie in Fig. 666 stehen, vor oder hinter den Kolben k, und wird, nachdem er Dienst gethan hat, durch die unter den Schiebern einmündenden Kanäle O, O der Röhre r_1, durch diese dem Schornsteine zu- und von hier in die Atmosphäre hinausgetrieben. Da die obere Oeffnung von r_1 verhältnißmäßig klein ist, so muß der Dampf durch dieselbe mit großer Geschwindigkeit ausströmen und daher im Schornsteine bei jedem Stoße eine Art Vacuum erzeugen, welches immer augenblicklich wieder durch Luft ausgefüllt wird, die durch den Aschenraum B, den Rost R und die Feuerröhren r, r dem Schornsteine zufließt, so daß die nämliche Wirkung erreicht wird, als ob das Feuer auf dem Roste direkt mit einem Gebläse angeblasen würde. — Die Steuerung des Dampfschiebers bei jedem der zwei Dampfcylinder geschieht mittelst einer Schubstange, die bei 6 mit einem Hebel vereinigt ist, der bei 7 seinen Drehpunkt und am zweiten Ende eine Warze 1 hat, und mittelst der einen, oder wenn man die Bewegung der Maschine umkehren (die Maschine z. B. anstatt vorwärts rückwärts gehen machen) will, mittelst der andern der excentrischen Scheiben d, e. Diese wirken durch mit Halsringen an ihrem Umfange eingelegte Zugstangen b, a auf die Warze 1 und sind auf der Treibradaxe festgekeilt, welche, wie wir schon oben gehört haben, vermittelst der Kurbel m und der sie mit der Dampfkolbenstange s_1 vereinigenden Zugstange n durch diesen Kolben rotiren gemacht wird. Je nachdem nämlich die Maschine nach vor- oder nach rückwärts in Bewegung gesetzt werden soll, macht der Locomotivführer, indem er mit Hilfe einer ihm

zur Hand stehenden Stange den einen Arm o, 8 eines um o drehbaren Winkelhebels, mit dessen Ende 8 die Zugstangen a, b durch die Gelenkstücke 9, 10 vereinigt sind, gehörig verstellt (hebt oder senkt), — entweder die Gabel an der Zugstange b oder jene an der Zugstange a in die Warze 1 eingreifen (der zweite Arm des Winkelhebels und die mit demselben vereinigte, zur besagten Verstellung des Armes o, 8 dienende Stange sind in der Zeichnung nicht sichtbar). Bezüglich der oben besagten Treibradkurbel m, auf welche die Dampfkolbenstange wirkt, ist noch zu bemerken, daß auf beiden Enden der Treibradaxe eine solche Kurbel festgekeilt ist (für jeden der zwei Dampfkolben eine) und daß diese zwei Kurbeln einander nicht parallel stehen, sondern gegenseitig eine um 90° verschiedene Stellung haben, wodurch erreicht wird, daß die zwei Dampfkolben, während der eine sich immer in der jener des andern entgegengesetzten Richtung bewegt, die Treibradaxe continuirlich rotiren machen. Hinter der bereits besprochenen Zugstange a sieht man bei 4 den Stiefel einer der vorhandenen zwei ganz gleich eingerichteten, zur Speisung des Kessels mit Wasser dienenden Pumpen. Sie sind vereinigte Saug- und Druckpumpen, und werden, indem ihre Kolbenstangen mittel- oder unmittelbar mit den Stangen der Dampfkolben vereinigt sind, durch diese in Thätigkeit erhalten. Die mit dem Wasserreservoir des Tenders communicirende Röhre 3, 3 ist die Saugröhre der Pumpe 4; ν ist der Pumpenkörper, der sich beim Herausgange des Pumpenkolbens durch das in ihn hinein sich öffnende Saugventil mit Wasser füllt und aus welchem beim Hineingange des besagten Kolbens das Wasser durch ein im obern Ende angebrachtes Ventil in eine Röhre gedrückt wird, die es in den vordersten Theil des Kessels führt und dort in diesen hinein ergießt. Endlich ist noch die in der Figur dargestellte eigenthümliche äußere Form des Schornsteines zu besprechen, die von einer Einrichtung herkömmt, durch welche das Funkenwerfen aus dem Schornsteine, welches sonst sehr stark und äußerst feuergefährlich ist, mindestens soweit vermindert wird, daß es ganz unschädlich ist. Das Schornsteinrohr S_1 hat nämlich ein cylindrisches, unten konisch sich verengendes und oben mit einem konischen Dache y versehenes Gehäuse y_1 y_2 aufgesetzt, worin die im Schornsteine aufsteigenden Funken von dem besagten Dache zurückgeworfen werden und dann genöthigt sind, in einer durch 5 oder 6 Leitcurven (krumme, vertikalstehende Blechschaufeln, nach Art jener bei der Fourneyron'schen Turbine S. 209) vorgezeichneten Richtung am cylindrischen Umfange des Gehäuses auszutreten und in den hohlen Raum x, x zwischen dem Schornsteinrohr S_1 und dem dasselbe umgebenden, von unten nach oben sich ebenfalls konisch erweiternden Blechmantel x_1 x_1 x_1 x_1 zu fallen, wo sie erlöschen und aus welchem ihr Rückstand nachher von Zeit zu Zeit durch ein im untersten Theile des Mantels vorhandenes Thürchen herausgenommen wird.

Die Schiffsdampfmaschinen, ebenfalls Locomotive im weiteren Sinne des Wortes, sind Niederdruck- oder Hochdruck Maschinen (meistens, ja in der Regel Maschinen der ersteren Art) und setzen die Dampfbote dadurch in Bewegung, daß sie eine, durch das Schiff senkrecht zu seiner Länge durchgehende, horizontale Welle und durch diese zwei ins Wasser eingreifende Schaufelräder (die Ruderräder) rotiren machen, welche an den aus beiden Seitenwänden des Schiffes hervorstehenden Enden der besagten Welle befestigt sind. Erzeugt wird diese rotirende Bewegung, indem die Kolbenstangen zweier im Schiffsraume nebeneinander vorhandener Dampfcylinder, während die eine immer mit der zweiten entgegengesetzt sich bewegt, continuirlich auf zwei unter rechtem Winkel gegen einander stehende Krummzapfen der Radaxe (der Schaufelräder-Welle) einwirken. Dampfschiffe aus früherer Zeit und die amerikanischen Schiffe haben in der Mehrzahl nur einen Dampfcylinder und zur Ausgleichung der Ungleichmäßigkeit der Kraft ein Schwungrad.

Die Cylinder stehen entweder fest und vertikal oder sind oscillirend, d. h. schwingen um eine gegen ihre Länge senkrechte Axe während jedes Auf- und Niederganges des Kolbens ein Mal hin und her. Im ersteren Falle geschieht die besagte Einwirkung der Kolbenstangen auf die Radaxe vermittelst Balanciers (wie bei der in Fig. 663 abgebildeten

stationären Maschine, nur sind, um Raum zu sparen, die zwei Balanciers, — für jede Kolbenstange einer, — nicht über den Dampfcylindern, sondern unten gegen deren Boden hin angebracht und durch, von einem Querstücke je an dem obern Ende der Kolbenstangen zu ihnen hinabgehende Zugstangen verbunden) oder mitteln zweier Treibstangen, deren jede mit einem Ende an der Parallelführung der Kolbenstange (der Vorrichtung, um der Kolbenstange einen genau vertikalen Gang zu sichern) festgemacht ist und mit dem andern in einen Krummzapfen eingreift. Im zweiten Falle hingegen, näm ich bei oscillirenden Cylindern, die ebenfalls vorzüglich nur wegen Raumersparniß angewendet werden, wirken die Kolbenstangen selbst unmittelbar auf die Krummzapfen. Alle Theile der Dampfmaschine befinden sich unter dem Verdeck (im untern Schiffsraume), auch die Schaufelradwelle geht hier durch das Schiff hindurch und die Maschine ist in Wesenheit wie eine stationäre eingerichtet. Wenn sie mit Condensation arbeitet, ist ein Condensator und eine Luftpumpe ganz der oben beschriebenen Art und Wirkung vorhanden; es wird ebenfalls von dem durch die Luftpumpe aus dem Condensator in eine Cisterne gepumpten warmen Wasser ein Theil vermittelst der neben der Luftpumpe stehenden Speisepumpe in den Kessel getrieben, während der übrige Theil dieses Wassers durch ein Rohr wieder in die See oder den Fluß abfließt, woraus es vermittelst einer andern Pumpe ursprünglich geschöpft wurde, u. s. w. Nur fehlt bei allen Schiffsdampfmaschinen, so wie bei jenen der Dampfwägen, der Centrifugalregulator, weil hier Gleichförmigkeit der Bewegung weniger nöthig ist. Die Kessel, die sich im Niveau und in der Nähe der Maschinen befinden und, wie sichs von selbst versteht, mit den nöthigen Probierhähnen, Wasserstandmessern, Sicherheitsventilen zc. zc versehen sind, haben bei dem Watt'schen Niederdrucksysteme Kasten- oder Kofferform mit mehreren Abtheilungen und inwendige Feuerung, d. h den Herd in ähnlicher Art und aus denselben Gründen, wie bei den Dampfwagen im Innern des Kessels (weil nämlich da das Feuer besser benützt wird und die Rücksicht auf möglichste Ersparung an Raum und Gewicht einen auswendigen, schweres Mauerwerk u. s. w. erfordernden Herd nicht gestattet). Aus eben der Rücksicht auf Raum- und Gewicht-Ersparniß verläßt man auch jetzt häufig, wenigstens für Passagierboote, bei welchen große Räumlichkeiten für die Passagiere und bedeutende Fahrgeschwindigkeit Hauptbedingungen sind, das besagte Niederdrucksystem und wendet Hochdruckmaschinen mit cylindrischen oder Tubularkesseln (Kesseln mit Flammenröhren nach Art jener der Dampfwägen an). In der neueren Zeit sind auch Dampfboote in Anwendung gekommen, woran anstatt der Schaufelräder eine große archimedische Schraube vorhanden ist, welche am hintern Theil des Schiffes horizontal unter Wasser liegt und, indem sie, in schneller Rotirung um ihre Axe erhalten, sich nach der Richtung der Länge des Schiffes gleichsam immer weiter ins Wasser einbohrt, das Schiff fortbewegt.

Die rotativen Dampfmaschinen, von denen ebenfalls früher Erwähnung geschah, welche aber bis jetzt noch nicht jenen Grad von Vollkommenheit erlangt haben, den sie, um in der Praxis wirklich eingeführt werden zu können, brauchen und dessen sie auch gewiß fähig sind, würden, indem bei denselben der Dampf die rotirende Bewegung, auf deren Hervorbringung es bei Anwendung einer Dampfmaschine fast immer ankömmt, unmittelbar erzeugt, den großen Vortheil gewähren, alle Vorrichtungen entbehrlich zu machen, welche jetzt zur Umwandlung der hin- und hergehenden Bewegung der Kolben in die besagte rotirende Bewegung erforderlich sind, die Maschine complicirter machen, und immer einen mehr oder minder bedeutenden Theil der Dampfkraft absorbiren. Bei den meisten bisher in Vorschlag gebrachten rotativen Maschinen wirkt der Dampf entweder auf einen in einer ringförmigen Höhlung dicht anliegenden, aus einem beweglichen Radkranze hervorstehenden Flügel (den Kolben) so, daß der Radkranz und dessen, die Rolle der Kolbenstange spielende Axe rotirt, oder der Dampf wirkt auf eine in einem cylindrischen Gehäuse eingeschlossene Scheibe, und macht sie so oscilliren (um eine bestimmte Lage herum schwanken), daß ihre gegen sie senkrechte Axe, welche mittelst eines Kugelverschlusses dampfdicht aus dem Gehäuse hervorsteht und am besagten

Verschluß in einem Kugelgelenke beweglich ist, eine Kegelfläche beschreibt, das äußere Ende dieser wieder als Kolbenstange fungirenden Axe sich also im Kreise herumbewegt. Eine nähere Beschreibung der rotativen Dampfmaschinen gestattet der beschränkte Raum des Buches nicht und ist, da sie noch nicht allgemeinere Anwendung gefunden haben, auch leichter entbehrlich.

Der Nutzeffekt einer Dampfmaschine, d. i. jener Theil der gesammten, durch den Dampf auf den Kolben geübten Kraft, welcher nach Abschlag dessen, was von dieser Kraft durch die Trägheit der Maschinentheile und die andern Hindernisse der Bewegung verzehrt wird, als nutzbar (zur Verrichtung einer Arbeit verwendbar) übrig bleibt, wird, da die Dampfmaschinen sehr häufig Pferdedienste ersetzen müssen, fast allgemein nach Pferdekräften geschätzt, indem man sagt, eine Dampfmaschine besitze 4, 10, 20, 100 ꝛc. Pferdekräfte oder es sei eine Maschine von 4, 10, 20, 100 ꝛc ꝛc. Pferdekräften. Da jedoch die Kraft eines wirklichen Pferdes etwas sehr Unbestimmtes ist, indem fast jedes Pferd eine andere Kraft hat und diese auch je nach der Art, in welcher das Pferd benützt wird, verschieden ist u. s. w., so hat man als Maßeinheit für die Leistungen der Dampfmaschinen eine ideale Pferdekraft, eine sogenannte Dampfpferdkraft festgesetzt, und versteht unter einer solchen in England jene, welche in 1 Minute 33,000 engl. Pfund auf die Höhe eines Fußes zu heben vermag, so daß eine Maschine, die in der Minute 66,000, 99,000 u. s. w. Pfunde 1 Fuß, oder was offenbar dasselbe ist, 33,000, 49,500 u. s. w. 2 Fuß hoch heben kann, zwei, drei u. s. w. Pferdekräfte besitzt. — Die Berechnung der Leistung einer Dampfmaschine so wie überhaupt alles andere über diese Maschinen Wissenswerthe muß in Werken über Mechanik gesucht werden.

§. 199 Von der Wärmeleitung. Wir haben im §. 176 unter 2. und 3. gehört, daß die Wärme sich sowohl in einem und demselben Körper von Theilchen zu Theilchen als auch in einem Systeme von Körpern von einem Körper zum andern hinbewegen d. h. fortpflanzen könne, und daß dies entweder so geschehe, daß die Wärme alle materiellen Theilchen, die sie passirt, erwärmt, oder so, daß sie von einem materiellen Theilchen oder Körper zu einem andern übergeht, ohne die dazwischen befindlichen zu erwärmen. Die erstere Art der Wärmefortpflanzung nannten wir Wärmeleitung und die letztere bezeichneten wir mit dem Worte Wärmestrahlung. Wir wollen nun beide Fortpflanzungsarten näher betrachten und mit der Wärmeleitung den Anfang machen. Wenn ein Körper an einer Stelle Erwärmung erfährt, so theilen die wärmeren Theilchen den benachbarten minder warmen bis zur Ausgleichung ihrer Temperaturen Wärme mit, und so pflanzt sich die Wärme von der besagten Stelle nach allen Richtungen hin im betreffenden Körper und in andern mit ihm in Berührung stehenden Körpern geringerer Temperatur allmälig fort. Diese Fortpflanzung geht in materiell verschiedenen Substanzen mit ungleich großer Geschwindigkeit vor sich. Man schreibt deswegen den Körpern einen größeren oder geringeren Grad von Wärmeleitungsfähigkeit, d. i. der Fähigkeit zu, der Wärme die Fortpflanzung im Inneren mit einer gewissen Geschwindigkeit zu gestatten, und nennt die Körper, jenachdem bei ihnen diese Geschwindigkeit groß oder klein ist, gute oder schlechte Wärmeleiter. Einen Körper, der die Wärme gar nicht fortpflanzt und mithin ein Nichtleiter der Wärme genannt werden müßte, gibt es nicht.

Bei festen Körpern ist die eben besprochene, allseitige Fortpflanzung der Wärme immer von einem materiellen Theilchen zunächst zu den unmittelbar angränzenden die einzige Ursache der allmäligen Verbreitung der Wärme im Innern seiner Masse, und Despretz hat, durch Versuche mit einer Metallstange, (welche an mehreren, gleichweit von einander abstehenden Stellen Thermometer in Bohrlöcher versenkt enthielt und an einem Ende erhitzt wurde) gefunden, daß die Temperatur von der erhitzten Stelle an in Entfernungen, welche wie die Glieder einer arithmetischen Reihe wachsen, nach einer geometrischen Reihe abnimmt. Diesem Gesetze gemäß kann die Stange an dem andern Ende nie so heiß werden, wie an dem erhitzten, und es muß, indem der Körper auch Wärme an seine Umgebung abgibt (sowohl auf dem Wege der Leitung, als wie wir später hören werden, durch Strahlung), seine Theilchen also einerseits immer weniger Wärme empfangen, je weiter sie von der erhitzten Stelle entfernt sind, und andererseits immer Wärme an die angränzenden Theilchen und an die Umgebung des Körpers abgeben, — in einer gewissen Entfernung von der Wärmequelle, an der Stelle des erhitzten Körpers nämlich, wo die besagte Wärmeabgabe dem in der nämlichen Zeit stattfindenden Wärmeempfang gerade gleich ist, eine, so lange die Wärmequelle gleich heiß und die Umgebung die nämliche und gleich warm bleibt, stationäre Temperatur eintreten. Daß diese Entfernung unter sonst gleichen Umständen nur von der Quelle der Erhitzung abhängt und bei kräftigerer (stärkere Hitze gebender) Quelle größer ist, versteht sich nun von selbst.

Nur die Körper von ganz regelmäßigem Gefüge besitzen nach allen Seiten hin eine gleiche Leitungsfähigkeit; die das Licht doppelt brechenden Krystalle, sowohl die optisch ein- als zweiarigen, leiten die Wärme in der Richtung der größeren Elasticitätsaxe besser als in jener der kleineren. Um die relative Wärmeleitungsfähigkeit der festen Körper zu ermitteln, d. h. zu erfahren, in welchem Verhältnisse die festen Körper bezüglich der Größe ihrer Wärmeleitungsfähigkeit stehen, gaben Franklin und Inghenhouß denselben die Gestalt gleichdicker Stäbe, befestigten diese, unter einander parallel, in einer Holzleiste so, daß das Ganze die Form eines Kammes hatte, überzogen sie dann alle mit einer gleichförmig dicken Wachsschichte, tauchten sie gleichtief in heißes Oel und schlossen aus der größeren Weite, bis zu welcher in der nämlichen Zeit das Wachs wegschmolz, auf eine größere Leitungsfähigkeit des betreffenden Stabes. Diese und andere zu gleichem Zwecke von Despretz u. A. unternommenen Versuche lehrten: daß die Metalle die besten und die Steine sämmtlich gute Wärmeleiter sind, daß hingegen Metalloxyde und glasartige Stoffe, Luft, Holz, Stroh, Kohle, Asche, überhaupt pulverige, faserige und andere aus vielen durch Luftschichten getrennten Theilen bestehende Stoffe, wie Wolle, Seide, Haare, Flaumfedern u. s. w. zu den schlechten Wärmeleitern gehören. Bei den folgenden Körpern stehen, nach Despretz, die Wärmeleitungsfähigkeiten in dem Verhältnisse der diesen Körpern beigesetzten Zahlen: Gold 1000, Platin 981, Silber 973, Kupfer 898, Eisen 374·3, Zink 363, Zinn 303·9, Blei 179·6, Marmor 23·6, Porzellan 12·2, Töpferthon 11·4.

Aus der verschiedenen Wärmeleitungsfähigkeit der Körper erklärt sich: Das Warmhalten unserer Kleider, insbesondere jener aus Pelz oder Wolle (indem sie nämlich

als schlechte Leiter die durch den Lebensproceß in unserm Körper reichlich erzeugte Wärme nur sehr langsam durchlassen, daher ihren Uebertritt in die Luft, wenn diese kalt ist, und die rasche Abkühlung des Körpers hindern); warum Bäume durch Umwinden mit Stroh, Saaten durch eine Decke von Schnee (unzählige mit Luftschichten abwechselnde Flocken) gegen Frost, das Wasser in Leitungs- oder Brunnröhren, Bassins u. s. w. durch deren Bedeckung mit Mist oder Umhüllung mit Stroh geschützt werden; warum hölzerne Häuser in kalter Jahreszeit viel wärmer sind als gemauerte; warum im Winter der steinerne Boden in Kirchen und Gängen, die steinernen Stufen der Stiegen ꝛc. ꝛc. mit Bretern belegt werden, und die Cavalleristen ihre Steigbügel mit Tuch, Stroh oder Heu umwickeln, (offenbar damit aus den Füßen nicht so viel und rasch Wärme abfließen und der Körper nicht so schnell und stark erkalten könne, wie dies durch die guten Leiter, Stein und Metall, geschehen würde); warum Kochgefäße oder andere Geräthe von Metall, um sie in heißem Zustande handhaben zu können, mit hölzernen Handgriffen versehen oder die metallenen Handgriffe daran mit Flanell oder andern schlecht leitenden Stoffen umwickelt werden; warum man bei starker Kälte wohl Holz, nicht aber Eisen oder Kupfer u. s. w. mit der Zunge ungestraft berühren kann (das gut leitende Metall entzieht nämlich der Zunge und der an ihrer Oberfläche immer vorhandenen Feuchtigkeit fast augenblicklich so viele Wärme, daß die Zunge an das Metall anfriert, und ohne daß die Haut an diesem zurückbleibt, davon nicht entfernt werden kann); warum man in der Glasbläserlampe einen Glasstab an einer Stelle zum lebhaftesten Glühen, ja zum Schmelzen bringen und in der Entfernung eines Zolles von dieser Stelle ungefährdet zwischen den Fingern halten kann, während letzteres bei einem Metalldrahte nicht möglich ist, und ersteres (das Glühendmachen) bei einer etwas größeren Dicke des Drahtes deswegen nur sehr schwer gelingt, weil durch die neben der betreffenden Stelle gelegenen Theilchen die Wärme immer sehr schnell abgeleitet wird; warum man Eis, um es im Sommer länger zu erhalten, mit mehreren Lagen von Flanell umhüllt oder in Gruben aufbewahrt, die mit dicken oder (besser) mehrfachen Holzwänden ausgefüttert und bedeckt sind; warum Zimmeröfen und Kochgefäße, bei welchen es darauf ankömmt die Wärme des Brennmaterials schnell der Zimmerluft und den zu kochenden Substanzen zuzuführen, aus gut leitenden Materialien verfertigt werden und warum ein eiserner Ofen schneller heizt, ein kupferner oder eiserner Topf schneller kocht, als ein irdener u. s. w.

In tropfbaren und gasförmigen Flüssigkeiten wird die Verbreitung der Wärme, besonders wenn die Erwärmung von unten her geschieht, zum bei weiten größten Theil durch eine eigene Bewegung dieser Flüssigkeiten bewerkstelligt. Die erwärmten Theilchen steigen nämlich als specifisch leichter in der übrigen kälteren Masse empor und übertragen so die Wärme an die oberste Schichte, an ihre Stelle treten andere kalte Theilchen, werden ebenfalls erwärmt, steigen wie die vorigen empor, ihren Platz nehmen wieder andere kältere Theilchen ein u. s. f.; es entsteht also eine Circulation in der Flüssigkeit, welche eine allmälige, je nach der Beweglichkeit der Flüssigkeitstheilchen mehr oder weniger schnelle Verbreitung der Wärme durch die von unten erwärmte Flüssigkeit in der Richtung von oben nach unten bewirkt und sich bei einer tropfbaren Flüssigkeit mittelst eines beigemengten Pulvers von mit ihr gleichem specifischen Gewichte und in der Luft oder einem andern Gase mittelst leicht beweglicher Körper z. B. papierner Windflügel anschaulich machen läßt, die durch die Strömung in Bewegung gesetzt werden können. Wird z. B. mit pulverisirten Bernstein vermengtes Wasser in einem gläsernen Kolben durch eine untergestellte Weingeistlampe erwärmt, so sieht man die Flüssigkeit in der Mitte emporsteigen und rings herum an den Wänden herabsinken. Diese Bewegung findet nicht statt, sobald man die Erwärmung der Flüssigkeit blos an ihrer Oberfläche bewerkstelligt, und die Wärme pflanzt sich in diesem Falle nur äußerst langsam nach unten fort. Dies findet in ähn-

licher Weise bei allen Flüssigkeiten statt, so daß sie Wärmeleitungsfähigkeit nach dem oben festgestellten Begriffe und wie sie festen Körpern zukömmt, nur in sehr geringem Grade besitzen, also zu den schlechten Wärmeleitern gehören.

Aus der besagten Verbreitungsweise der Wärme in Flüssigkeiten erklärt sich: Das Zittern der Gegenstände, die man über eine den Sonnenstrahlen ausgesetzte Metalldach- oder andere stark erhitzte Fläche hin betrachtet (von einer solchen Fläche erhebt sich nämlich beständig ein warmer Luftstrom, welcher die von den betrachteten Objecten dem Auge zugesendeten Strahlen zu Folge seiner Bewegung so bricht, daß sie immer von andern Punkten herzukommen scheinen); die langsame Erwärmung der unteren Regionen hoher Zimmer und die große Differenz ihrer Temperatur am Boden und in der Nähe der Decke, wo es bekanntlich immer viel wärmer ist; warum eine Flüssigkeit auf einem Sparherde (also bei Erwärmung von unten) leichter zum Sieden gebracht wird, als am Feuer eines offenen Herdes (d. i. bei Erhitzung von der Seite); warum es zweckmäßig ist, in Badehäusern das heiße Wasser von unten her in das zu erwärmende kalte zu leiten, und bei Destillationen das bereits warm gewordene Kühlwasser von oben abfließen zu machen und von unten her durch frisches zu ersetzen (S. 908). Es erklärt sich ferner: Die Heizung mit erhitztem Wasser (nach Perkins), und die Meißner'sche, sogenannte Luftheizung. Bei ersterer geht durch die zu heizende Localität eine Röhrenleitung, die mit dem unteren Ende ihres (in der besagten Localität) aufsteigenden Theiles (der Steigröhre) in einen Kessel oben einmündet, während ihr anderer, allmälig absteigender, durch die verschiedenen Parthien des zu heizenden Raumes hingeführter Theil im Kessel unten (an dessen Boden) endigt, und der ganze Apparat ist bis an seinen obersten Punkt mit Wasser angefüllt. Wird nun der Kessel geheizt, so steigt das darin erwärmte leichtere Wasser in der Steigröhre empor, das am untern Ende der übrigen Röhrenleitung befindliche (kältere) Wasser tritt in den Kessel an den Platz des emporgestiegenen, während das andere nachsinkt, hier gleichfalls erwärmt wird, und auch emporsteigt; und es entsteht so eine kreisende Bewegung. Indem das Wasser in der Röhrenleitung seine Wärme durch das Materiale dieser Leitung an die äußere Luft absetzt, kühlt es sich wieder ab, wird schwerer und unterhält so eben die besagte kreisende Bewegung. Um dem Wasser auf seinem Wege durch den zu heizenden Raum möglichst viel Wärme zu entziehen, ist es zweckmäßig der Röhrenleitung eine recht große Oberfläche zu geben, also lieber mehrere engere Röhren anstatt einer einzigen weiten anzuwenden. Nach dem ältern System dieser Heizmethode ist das Wasser nicht überall eingeschlossen, sondern hat in einem, in die Röhrenleitung, an ihrem höchsten Punkte, eingeschalteten offenen Behälter freien Spielraum sich auszudehnen und, wenn es zum Sieden kommen sollte, in Dämpfen frei zu entweichen. Die Hitze kann hier nie höher steigen, als wie sie dem natürlichen hydrostatischen Druck im untern Theile des Apparates entspricht. Nach dem neueren Systeme ist der obere Behälter mit einem belasteten Ventile verschlossen und man hat es so durch entsprechend große Ventilbelastung in seiner Macht, das Wasser auf sehr hohe Temperatur zu erhitzen, mithin die Wirksamkeit des ohne diese Einrichtung ziemlich trägen Heizapparat zu erhöhen.

Bei der (schon im Mittelalter bekannt gewesenen, im Jahre 1792 wieder aufgenommenen und endlich von Meißner zu dem jetzigen Grad der Vollkommenheit gebrachten) Luftheizung sind zwei Arten zu unterscheiden, nämlich die Luftheizung mit einem Mantelofen und die Luftheizung mit einer Heizkammer. Die erstere Art ist von der gewöhnlichen Ofenheizung nur dadurch verschieden, daß der im zu heizenden Zimmer o. dgl. befindliche Ofen mit einem thönernen oder metallenen (blechernen) Schirm, Mantel genannt, umgeben ist, der überall gleichweit, etwa 6 Zoll, vom Ofen absteht, oben offen und unten, ganz am Fußboden an, mit zum freien Durchzug der Luft hinreichend vielen und großen Oeffnungen durchbrochen ist. Wird nun der Ofen geheizt, so steigt die im Raume zwischen ihm und dem Mantel erwärmte Luft an die Zimmerdecke empor, an ihren Platz tritt durch die Oeffnungen unten im Mantel kältere Luft, diese steigt, nachdem sie erwärmt worden ist, auch in die Höhe, und so passirt die ganze Luft des Zimmers in sehr kurzer Zeit den Raum zwischen Ofen und Mantel und zeigt sich dann natürlich überall gleichförmig erwärmt. Ein einziger Ofen reicht auf diese Weise hin, ein sehr großes Gemach entsprechend und

so zu erwärmen, daß in den größten Entfernungen vom Ofen und ganz in der Nähe desselben ziemlich die nämliche Temperatur herrscht, während sonst, wenn der Ofen keinen Mantel hätte, also die Zimmerluft nicht in Circulation gesetzt würde, in seiner Nähe eine dem Gefühle lästige, den Möbeln und andern Gegenständen nachtheilige Hitze und in nicht großen Entfernungen von demselben empfindliche Kälte statt finden würde. Damit die Erwärmung der Luft zwischen Mantel und Ofen, und die daraus hervorgehende Circulation rasch vor sich gehe, muß der Ofen (am besten ein gußeiserner) der zu erwärmenden Luft möglichst viele Berührungspunkte mit seiner erhitzten Fläche bieten (wie dies überhaupt bei jeder Ofenheizung der Fall sein soll), ferner schnell Hitze geben und diese so vollständig als möglich zwischen Ofen und Mantel zurück-, also vom Durchgang durch den Mantel abgehalten werden, weswegen dieser schlecht wärmeleitend sein und (aus einem in dem über Wärmestrahlung Folgenden klar werdenden Grunde) glatte Oberflächen haben soll. Metallene Mäntel verfertigt man, um sie schlecht leitend zu machen, aus zwei einander parallelen Blechlagen und füllt ihren Zwischenraum mit Asche o. dgl. an. Die Wirkung des Mantels läßt sich zum Theil auch durch ein beiderseits offenes Rohr ersetzen, welches in aufsteigender Richtung (am besten) vom Fußboden aus durch das Innere (den Feuerraum) des Ofens geht.

Nach der zweiten Art der Luftheizung befindet sich der Ofen nicht in dem zu heizenden Locale, sondern außerhalb desselben in einer eigenen gemauerten und oben eingewölbten Kammer, welche ihn, so wie im vorigen Falle der Mantel, von allen Seiten in gleicher und entsprechender Entfernung umgibt, und mit dem besagten Locale durch zwei Kanäle communicirt. Der eine davon geht vom Gipfel der Wölbung, der andere vom Boden der Kammer aus, ersterer mündet in das zu heizende Locale durch eine Seitenwand etwa 6 Fuß hoch vom Fußboden, letzterer hingegen unmittelbar über diesem selbst ein. Der obere Kanal führt die im Zwischenraume der Kammerwand und des Ofens (der nebenbei gesagt, seine Heizthüre außerhalb der Kammer hat) erwärmte Luft dem zu erwärmenden Zimmer o. dgl. zu, und durch den untern Kanal rückt aus diesem die kalte, zu erwärmende Luft immer in den besagten Zwischenraum nach. Man kann auch mehrere Localitäten, z. B. die Wohnzimmer u. s. w. eines ganzen Stockwerkes oder eines ganzen Hauses von einer einzigen Heizkammer aus heizen, wenn jede dieser Räumlichkeiten in der oben beschriebenen Weise durch zwei Kanäle (einen obern und einen untern) mit der Heizkammer in Verbindung gesetzt und diese, so wie der Ofen darin, die gehörige Größe hat. Da die warme Luft, als leichter, immer in die Höhe zu steigen, die kalte, schwerere hingegen stets hinabzusinken sucht; so ist es, um die Bewegung der erwärmten Luft aus der Heizkammer in die Wohnzimmer und der kältern Luft in umgekehrter Richtung nicht zu hemmen, sondern vielmehr zu befördern, wesentlich, daß die Heizkammer unterhalb aller zu heizenden Localitäten (also im Falle, wo solche sich auch im Erdgeschosse des Hauses befinden, im Keller) oder wenigstens im gleichen Niveau mit denselben, nie aber oberhalb angebracht sei. Aus gleichem Grunde sollen die besagten Circulationskanäle an den Wendestellen nie scharfe, sondern immer möglichst stumpfe Ecken oder (am besten) allmälig verlaufende Krümmungen und immer glatte, wenig Reibung verursachende Flächen haben. Uebrigens müssen die Dimensionen dieser Kanäle mit der Menge und mit der Geschwindigkeit im Einklange stehen, in welcher die Luft durch die Heizkammer und sie selbst ziehen muß, damit so viel warme Luft und von solcher Temperatur in die Zimmer komme, daß sie zu gehörigem Grade geheizt und bei diesem, trotz ihres Wärmeverlustes nach außen hin, erhalten werden, die Luft aber auch nicht im zu heißen, dem Gefühle lästigen und den Möbeln u. dgl. schädlichen Zustande im Zimmer anlange. Ferner ist, soll die in Rede stehende Luftheizungsart besonders auch in ökonomischer Beziehung entsprechen, dafür zu sorgen, daß von der im Ofen erzeugten Hitze für die zu heizenden Zimmer möglichst wenig verloren gehe. Demnach muß der Ofen zweckmäßig construirt, (es soll ein Circulationsofen, der fast alle darin erzeugte Hitze schnell und an größter Fläche in die umgebende Luft sendet) und die Wände der Heizkammer und der Leitkanäle müssen schlecht wärmeleitend gemacht sein. Um den dieser Heizmethode gemachten Vorwurf zu beseitigen, daß dabei die Zimmerluft zu sehr ausgetrocknet werde und bald jenen Grad der Feuchtigkeit verliere, der uns zum behaglichen Befinden und zur Gesundheit nothwendig ist, braucht man nur Sorge zu tragen, daß in dem Kanale, durch welchen die erwärmte Luft zieht, stets Wasser in

einer flachen Schale, oder von einem Badeschwamm aufgesogen, vorhanden sei, da dieses dann durch Verdünstung der vorbeiziehenden Luft die erforderliche Feuchtigkeit liefert. Will man endlich die Luft in dem zu heizenden Zimmer nicht bloß erwärmen, sondern zugleich auch stets erneuern, rein und frisch erhalten, so darf man nur der Heizkammer die kalte Luft, anstatt aus dem betreffenden Zimmer selbst, von außen her zuführen, indem man den oben besagten untern, vom Boden der Heizkammer ausgehenden Circulationskanal nicht in diesem Zimmer, sondern in der freien Atmosphäre ausmünden läßt. Die kalte Luft des Zimmers muß dann natürlich durch die ohnehin mehr oder weniger ungenau schließenden Fenster und Thüren entweichen.

Folge der eben besprochenen und schon im §. 156 angedeuteten Bewegung, die durch Temperaturdifferenz in der Luft erzeugt wird, ist auch der **Zug** in den Oefen und Feuerstellen. Die Luft über dem Feuer wird nämlich ausgedehnt und spezifisch leichter, steigt in der sie umgebenden kälteren Luft empor, diese strömt von der Seite und von unten durch den Rost her nach der von der warmen Luft verlassenen Stelle hin, (wobei sie das Feuer passirt, anfacht und nährt) steigt von dort zu Folge Erhitzung ebenfalls auf und so wird ein beständiges Zuströmen kalter frischer Luft (ein beständiger Zug) unterhalten. Die Kraft, womit das Aufsteigen erfolgt, und von welcher allein unter sonst gleichen Umständen die Geschwindigkeit dieses Aufsteigens und mithin auch des Zuströmens der frischen Luft abhängt, ist (nach §. 130) der Differenz zwischen den Gewichten der Volume der aufsteigenden erhitzten und der an ihren Platz tretenden kalten Luft gleich. Wenn die aufsteigende warme Luft frei ist, so wird sie auf ihrem Wege von der sie umgebenden kalten fortwährend abgekühlt, zu Folge dieser Abkühlung und des Widerstandes, den sie bei ihrer Bewegung erfährt, nur mit geringer Geschwindigkeit sich bewegen, und in der besagten umgebenden Luft nach allen Seiten hin vertheilt werden; der Zug wird also verhältnißmäßig nur schwach sein können. Ist jedoch die erhitzte, aufsteigende Luft in einem die Wärme zurückhaltenden Mantel eingeschlossen, so fallen beide den Zug schwächenden Umstände mehr weniger hinweg und es erklärt sich hieraus die den Zug erhöhende Wirkung der Schornsteine. Um diese Wirkung gehörig einzusehen und die Stärke des durch einen Schornstein erzeugten Zuges, d. i. die Geschwindigkeit zu bestimmen, mit welcher bei seinem Vorhandensein die Luft von außen her dem Feuerraume (dem Roste) zuströmt, darf man nur die Sache folgendermassen betrachten. Am Roste steht die im Schornsteine enthaltene erhitzte Luftsäule mit der äußeren kalten Luft an gemeinschaftlicher Basis in Berührung. Denkt man sich in der letzteren Luft von dieser Basis an aufwärts eine Säule von der Höhe des Schornsteins und diese Säule zur Temperatur der Luft im Schornsteine erhitzt, wodurch sie natürlich um ein gewisses Stück h länger würde; so ist es bezüglich der Wirkung der im Schornsteine vorhandenen Säule von der Höhe **H** und der äußeren Luftsäule von der Höhe **H** + **h**, da die erstere (die Säule im Schornsteine) und die Länge **H** der letzteren mit einander im Gleichgewichte stehen, offenbar ganz so, als ob die Säule im Schornsteine und das mit ihr gleich hohe Stück **H** der äußeren Säule gar nicht vorhanden, sondern im Schornsteine (über dem Roste) ein leerer Raum vorhanden wäre, in welchen von außen bloß die Luftsäule von der Höhe **h** einzudringen sucht; und es ergibt sich dann die Geschwindigkeit **C**, womit dies geschieht, d. i. die Stärke des Zuges gemäß §. 157 aus der Formel

$C = \sqrt{2gh}$ ... (1), indem diese Geschwindigkeit dem angezogenen §. gemäß gleich jener ist, welche die Luft beim freien Fall durch die Höhe h erlangen würde. Berechnet man nun den Werth von h (d. h. die Größe des Stückes, um welches die äußere Luftsäule von der Höhe **H** des Schornsteins länger werden mußte, wenn diese Säule von ihrer (mittleren) Temperatur t auf jene t_1 der Luft im Schornsteine erhitzt würde), welcher mit hinlänglicher Genauigkeit gefunden wird, wenn man den Unterschied $t_1 - t$ der beiden, in Graden des 100theiligen Thermometers ausgedrückten Temperaturen mit 0·00366 (dem Ausdehnungscoefficienten der atmosphärischen Luft gemäß §. 179) und das Product mit der Höhe **H** des Schornsteins multiplicirt*), und substituirt den so erhaltenen Werth $0{\cdot}00366\,H(t_1 - t)$ für h in die obige Formel (1); so hat man die fragliche Geschwindigkeit (Stärke des Zuges) $C = \sqrt{2g \,.\, 0{\cdot}00366\,H\,(t_1 - t)}$ und sieht, daß dieselbe (an Orten von der nämlichen Acceleration der Schwere g und unter auch sonst gleichen Umständen) von der Höhe des Schornsteins und von der Differenz der Temperatur der Luft innerhalb und außerhalb des Schornsteins abhänge und mit den Quadratwurzeln aus dieser Höhe und Differenz wachse. Um also durch Erhöhung des Schornsteins den Zug zu verdoppeln, müßte die Höhe auf das 4fache gesteigert werden oder in zwei Schornsteinen, wovon der eine noch einmal so hoch ist als der andere, würden sich die Geschwindigkeiten des Luftzuges verhalten wie $\sqrt{2}$ oder 1·414 : 1.

Von den auf die angegebene Art berechneten Geschwindigkeiten sind jedoch, um die Rechnungsresultate mit jenen, welche die Erfahrung gibt, in entsprechende Uebereinstimmung zu bringen, bedeutende Abzüge zu machen und zwar hauptsächlich der Reibung und Abkühlung wegen, welche die Luft im Schornsteine erfährt und bei obiger Berechnung unberücksichtigt blieben.

Die Reibung ist zwar je nach der Glätte der Schornsteinwandungen verschieden, jedenfalls aber sehr beträchtlich, da sich diese Wandungen bald mit Ruß und Kohlenstaub überziehen und dadurch sehr rauh und uneben werden. Nach Versuchen, die Peclet an aus Stein gemauerten, gußeisernen und eisenblechernen Schornsteinen angestellt hat, beträgt die besagte Reibung bei diesen verschiedenen Materialien ungleich viel und man muß, um den wirklichen Zug zu erhalten, den durch obige Rechnung gefundenen Werth mit einem Factor multipliciren, der für einen aus Ziegeln aufgemauerten Schornstein $2{\cdot}06\sqrt{\frac{D}{H + 4D}}$, für einen blechernen $3{\cdot}25\sqrt{\frac{D}{H + 10D}}$ und für einen gußeisernen $4{\cdot}61\sqrt{\frac{D}{H + 20D}}$ beträgt, wo immer D den Durchmesser und H die Höhe des Schornsteins bedeutet. In hohen Schornsteinen, besonders wenn sie frei stehen, erleidet die Luft während dem Aufsteigen darin, durch die Mauern eine sehr starke Abkühlung, zumal wenn diese nicht sehr dick sind, oder der ganze Schornstein aus Eisenblech besteht, wie man sie nicht selten bis zu einer Höhe von 130 Fuß in

*) Der Ausdehnungscoefficient der atmosphärischen Luft ist 0·00366, heißt eigentlich, eine Säule dieser Luft dehnt sich bei jeder Temperaturzunahme um 1° C. um den 0·00366sten Theil der Länge l aus, die sie bei 0° C hat. Demnach ist $H = l + 0{\cdot}00366\,l\,t$ und $H + h = l + 0{\cdot}00366\,l\,t_1$ und mithin wäre genau genommen $h = 0{\cdot}00366\,l\,(t_1 - t)$. Oben ist nun anstatt der Länge l bei der Temperatur 0° die Länge H, welche die Luftsäule bei der Temperatur t hat, gesetzt, was rücksichtlich des Umstandes, daß der Unterschied zwischen t und 0° im Verhältniß zu jenem zwischen t_1 und t gewöhnlich gering ist, ohne bedeutenden Fehler geschehen kann, und eine Vereinfachung der Rechnung gewährt.

Fabriken ausgeführt findet. Diese Abkühlung ist um so stärker, je länger die Luft in dem Schornsteine verweilt, steht also auch mit der Weite (mit dem die Stärke des Zuges bedingenden Durchmesser D) des Schornsteins in innigem Zusammenhange. Allgemein giltige Regeln über die zweckmäßigste Weite der Schornsteine zu geben ist aus dem Grunde nicht wohl möglich, weil dabei eine Menge Nebenrücksichten in Betracht kommen, die je nach den Umständen sehr verschieden sein können, als z. B. das Material des Schornsteins, die Art des Brennstoffes (in so fern einige solche Stoffe viel, andere wenig oder keinen Ruß absetzen), die Lage des Schornsteins, ob er frei steht oder sich in den Mauern eines Gebäudes hinaufzieht, leicht zu reinigen ist oder nicht u. s. w. Ueber die in speciellen Fällen zu beobachtenden Regeln muß das Betreffende in Peclet's Wärmelehre oder ähnlichen Werken gesucht werden.

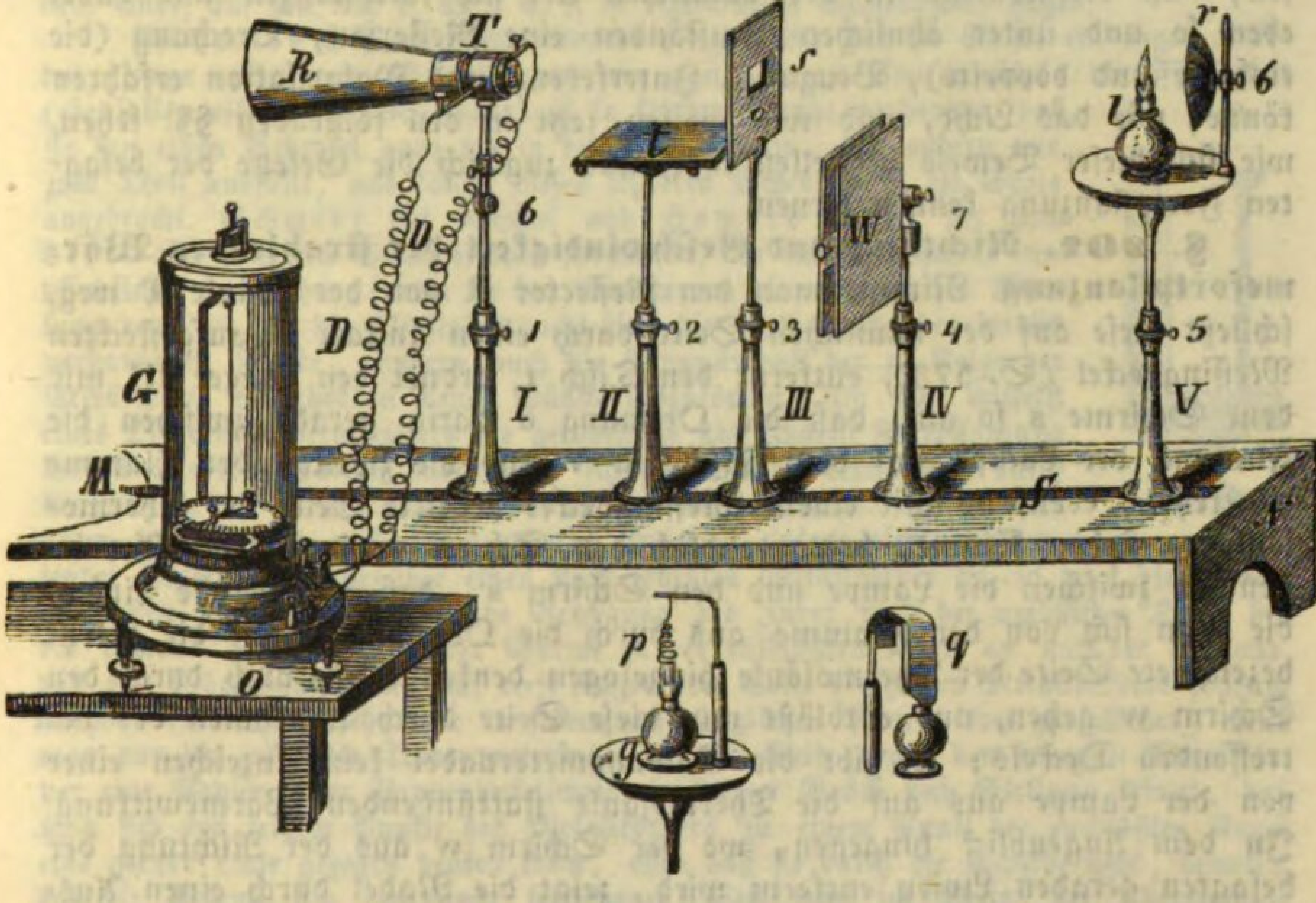
Es wurde im Vorhergehenden vorausgesetzt, daß die in den Schornstein eintretende erhitzte Luft bei der Erhitzung nicht verändert worden sei. Das ist aber nicht der Fall, sobald sie (die Luft) die Verbrennung unterhält, indem sie dabei eine chemische Veränderung erleidet, die auf die Dichtigkeit und mithin auch auf die Zuggeschwindigkeit Einfluß hat. Man hat, um auch diesen Einfluß größtentheils in Rechnung zu bringen, den für die Zuggeschwindigkeit berechneten und in Bezug auf Reibung bereits corrigirten Werth nach Peclet noch mit 0·97 zu multipliciren. Was endlich die Abkühlung der Luft im Schornsteine anbelangt, welche eine Abnahme der Temperatur dieser Luft und folglich, gemäß obiger Formel für die Stärke des Zuges, eine Verminderung des letzteren zur nothwendigen Folge hat; so kann unter der Voraussetzung, daß die Temperatur der inneren Schornsteinfläche und jene der äußeren Luft constant sei, angenommen werden, es sei die besagte Temperaturabnahme der Geschwindigkeit der warmen Luftsäule und dem Durchmesser des Schornsteins umgekehrt proportional und der Wärmeverlust stehe mit der Differenz der Temperaturen der inneren und der äußeren Luft in directem, mit der Dicke der Schornsteinwand aber im verkehrten Verhältnisse. Uebrigens hängt dieser Verlust natürlich auch noch von der Höhe des Schornsteines ab und wäre, wenn die Temperatur der inneren Luft dieser ganzen Höhe nach constant bliebe, offenbar derselben proportional. Da die Temperatur sich aber fortwährend vermindert, so läßt sich das Gesetz der Abhängigkeit der Abkühlung von der Höhe des Schornsteins nur durch algebraische Formeln bestimmen und ausdrücken.

§. 200. Wärmestrahlung. Daß die Wärme sich strahlend, d. h. (nach §. 176) so fortpflanzen könne, daß sie von einem materiellen Theilchen oder Körper zu einem andern gelangt, ohne dazu (der Erwärmung) der dazwischen befindlichen zu bedürfen, wird durch unzählige Erscheinungen bewiesen und folgt nothwendig unter Andern auch schon aus dem Factum, daß ein empfindliches Thermometer augenblicklich steigt, wenn man selbst in nicht unbedeutender Entfernung über dasselbe frei in der Luft ein Metallgefäß mit heißem Wasser oder einen andern hinreichend warmen Körper bringt. Denn offenbar läßt sich dieses Steigen weder aus der Leitung der Wärme durch die Luft, noch aus der zweiten (S. 925) kennen gelernten Art, in welcher die Wärme durch die Luft sich verbreiten kann, und welche in einer von der Wärmequelle ausgehenden Bewegung der durch sie erwärmten Lufttheilchen besteht, erklären. Aus der Leitung nicht, weil diese, wie wir von früher her (S. 926) wissen, von oben nach unten nur äußerst langsam und schlecht vor sich geht, und aus der besagten Bewegung der Lufttheilchen nicht, weil diese als spezifisch leichter von der Wärmequelle aus in die Höhe steigen, sich also von dem Thermometer entfernen müssen.

§. 201. Nachweisung der Gesetze der strahlenden Fortpflanzung der Wärme. Hiezu eignet sich vorzüglich ein der Hauptsache nach von Melloni erdachter Apparat, bei welchem den wesentlichsten Bestandtheil der Thermomultiplicator ausmacht, den wir bereits in den §§. 71 und 72 seiner Einrichtung nach und als das empfindlichste Instrument zur Nach-

weisung von Temperaturveränderungen und zum Messen von Temperaturunterschieden kennen gelernt haben. Es ist dieser Melloni'sche Apparat in Fig. 667 abgebildet. MN ist ein (gewöhnlich hölzernes) Gestelle, längs welchem in einem Schlitze S mehrere hohle Säulen I, II... V verschiebbar

Fig. 667.



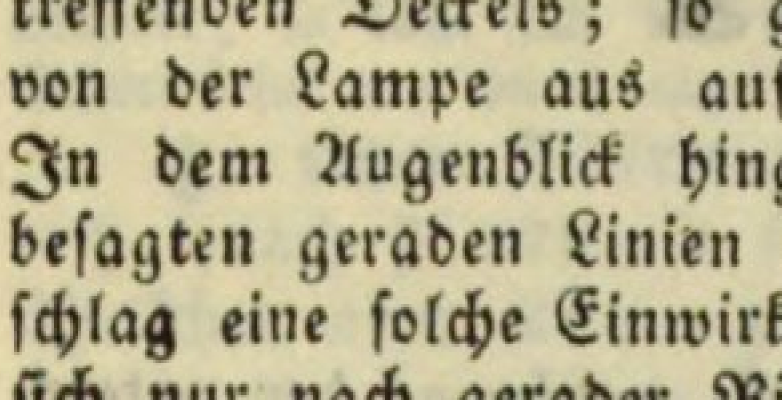
sind, die sich durch Anziehen von Schraubenmuttern, welche an den untern, aus dem Schlitze hervorstehenden Enden aufgeschraubt sind, in beliebigen gegenseitigen Entfernungen feststellen lassen, und Träger (für gewisse Gegenstände) enthalten, die darin mittelst Klemmschrauben 1, 2... 5 in verschiedener Höhe fixirt werden können. T ist eine sehr empfindliche thermoelectrische Säule (§. 72), welche auf der einen Seite einen der Reflectoren (R) aufgesteckt hat, von welchen im §. 72 Erwähnung geschah und deren Zweck wir nun bald einsehen werden. Da der Träger der Säule T sich in I herumdrehen läßt und bei 6 ein Scharnier hat, so kann der Thermosäule jede Wendung und Neigung gegeben werden. Zur Seite (auf dem Tische O) steht in passender Entfernung das zur Thermosäule gehörige Galvanometer G, welches durch Drähte D, D mit den Polen der Säule vereinigt ist. Der tischchenförmige Träger in V dient zur Aufstellung einer Lampe oder anderer Wärmequellen, und die Träger in III und IV tragen metallene Schirme s und w. Der Schirm s besteht aus mäßig dickem Messingblech, hat in der Mitte eine rechteckige Oeffnung o, läßt sich aus dem obern gabelförmigen Ende seines Trägers, worin er mit Federung steckt, leicht herausziehen und nachher durch einen beliebigen andern ersetzen. Der Schirm w besteht aus zwei unter einander vereinigten parallelen, an der Oberfläche wohl geglätteten, durch eine Luftschichte getrennten Platten aus Messingblech und

ist in einem Klemmscharniere 7 in verticaler Ebene dreh- und feststellbar, so daß man ihn nach Bedarf zwischen die Wärmequelle und die Oeffnung in s bringen oder aus der Verbindungsrichtung beider entfernen kann. Das Tischchen t in II endlich dient, um darauf die Körper zu stellen, welche der Wirkung der Wärme auszusetzen sind, die von der Wärmequelle der Thermosäule zugesendet wird. Mit diesem Apparate läßt sich nun beweisen, daß die Wärme in der nämlichen Art sich fortpflanzen und dabei eben so und unter ähnlichen Umständen eine Reflexion, Brechung (die einfache und doppelte), Beugung, Interferenz und Polarisation erfahren könne, wie das Licht, und wir wollen jetzt in den folgenden §§. sehen, wie sich dieser Beweis herstellen läßt, und zugleich die Gesetze der besagten Fortpflanzung kennen lernen.

§. 202. Richtung und Geschwindigkeit der strahlenden Wärmefortpflanzung. Nimmt man den Reflector R von der Säule T weg, schließt diese auf der nämlichen Seite durch einen anstatt R aufgesteckten Messingdeckel (S. 573), entfernt den Tisch t, ordnet den Träger III mit dem Schirme s so an, daß die Oeffnung o darin gerade zwischen die Flamme der Lampe auf dem Tische in V und die zweite, der Flamme zugekehrte, ebenfalls mit einem Messingdeckel bedeckte Seite der Thermosäule zu stehen kömmt, bringt endlich den Schirm w in IV der Art irgendwo zwischen die Lampe und den Schirm s, daß alle gerade Linien, die man sich von der Flamme aus durch die Oeffnung o auf die zuletzt bezeichnete Seite der Thermosäule hingezogen denken kann, auch durch den Schirm w gehen, und entblößt nun diese Seite durch Abnehmen des betreffenden Deckels; so gibt die Galvanometernadel kein Anzeichen einer von der Lampe aus auf die Thermosäule stattfindenden Wärmewirkung. In dem Augenblick hingegen, wo der Schirm w aus der Richtung der besagten geraden Linien entfernt wird, zeigt die Nadel durch einen Ausschlag eine solche Einwirkung an, zum Beweis, daß die strahlende Wärme sich nur nach gerader Richtung fortpflanzen kann und daß dies mit sehr großer Geschwindigkeit geschehe. (Wrede glaubt aus Untersuchungen eigener Art, die jedoch hier nicht weiter besprochen werden können, schließen zu dürfen, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der strahlenden Wärme $^{4}/_{5}$ von jener des Lichtes betrage.) Genau das nämliche Resultat wird erhalten, wenn man an die Stelle der Lampe eine nicht leuchtende Wärmequelle, z. B. ein Metallgefäß mit heißem Wasser bringt, zum Beweis, daß die beschriebene Wirkung nicht etwa vom Lichte herkomme. Jede solche Fortpflanzungsrichtung stellt das vor, was man Wärmestrahl heißt.

Man kann die geradlinige und sehr schnelle Fortpflanzung der strahlenden Wärme auch mittelst eines sogenannten Differenzialthermometers nachweisen. Dasselbe besteht

Fig. 668.



nach der Einrichtung, die ihm Rumford gegeben hat, aus einer ziemlich weiten Glasröhre, Fig. 668, die beiderseits rechtwinklig zu zwei kurzen parallelen Armen aufgebogen ist, deren jeder am Ende eine dünnwandige Kugel angeblasen hat. Das immer horizontal zu stellende Röhrenstück a, b zwischen den besagten Armen ist ziemlich lang und enthält eine kurze Säule c (mit Karmin) gefärbter Schwefelsäure, welche die in den Kugeln 1, 2 und der übrigen Röhre enthaltene Luft in zwei Parthien getrennt erhält und für die längs dem Röhrenstücke ab angebrachte, auf empirischem Wege bestimmte Scale, welche den

jedesmaligen Unterschied der Temperatur beider Kugeln in gewöhnlichen Thermometergraden angibt, als Index (Zeiger) dient. Haben nämlich beide Kugeln gleiche Temperaturen, so wirkt die eingeschlossene Luft, von jeder dieser Kugeln her, mit gleicher Expansivkraft auf den besagten Index, und er weis't nun, in Ruhe bleibend, (mit dem einen Ende) auf den mit Null bezeichneten Scalenpunkt hin. Wird die eine Kugel aber (um 1, 2, 3 u. s. w. Thermometergrade) stärker erwärmt als die andere, so übt die Luft in der ersteren wärmeren Kugel einen größeren Druck auf den Index, als von der kälteren Kugel her, derselbe wird sich also nach dieser hin bewegen, und mit seinem Ende, auf den mit 1, 2, 3 u. s. w bezeichneten Scalenpunkt zeigen.

An Lesli's Differenzialthermometer (Fig. 669) hat die Röhre ein enges Kaliber, lange aufgebogene Schenkel und ein ganz kurzes Zwischenstück; die Flüssigkeit (ebenfalls gefärbte Schwefelsäure) ist in solcher Menge vorhanden, daß sie den einen Schenkel ganz bis in die Kugel hinein, den andern nur zum Theil ausfüllt, und längst dieses letzteren Schenkels ist die Scale angebracht. Schmidt hat Alkohol und Howard Aether der von Lesli angewendeten Schwefelsäure substituirt, um das Instrument empfindlicher zu machen, indem da bei Erwärmung einer Kugel zur Wirkung der Luft auf die Flüssigkeit nicht bloß die Ausdehnung der bereits vorhandenen Dünste, sondern auch die Expansivkraft der zu Folge der Erwärmung entstehenden neuen Dünste hinzukömmt. Um nun mittelst eines Differenzialthermometers die geradlinige und schnelle Fortpflanzung der strahlenden Wärme darzuthun, schütze man die eine Kugel durch Umhüllung mit z. B. glattem Papier vor dieser Wärme. Bringt man dann der entblößt gebliebenen zweiten Kugel in einiger nicht unbedeutender Entfernung gegenüber einen stark erhitzten Metallkörper an, so zeigt die in dem nämlichen Augenblicke eintretende Bewegung des Index nach der umhüllten Kugel hin die schnelle Fortpflanzung der Wärme zu der entblößten Kugel an und der Umstand, daß alle Wärmeeinwirkung auf diese Kugel von Seite des heißen Metallkörpers sogleich aufhört (der Index sehr bald in seinen ursprünglichen Platz wieder zurückkehrt), wenn man vor die entblößte Thermometerkugel auf der Seite gegen den besagten Metallkörper eine Papier- oder Pappendeckelscheibe in solcher Größe und Stellung bringt, daß man sich von keinem Punkte des Metallkörpers zu einem Punkt der entblößten Kugel eine gerade Linie gezogen denken kann, ohne daß sie durch die Scheibe geht, beweis't, daß die Wärme sich geradlinig fortpflanzt. Seit man im Besitze der Thermosäule ist, sind die Differenzialthermometer, die sonst vorzüglich für strahlende Wärme angewendet wurden, fast ganz außer Gebrauch gekommen. — Die strahlende Wärme des offenen Kamins oder Ofens ist es, welche dem Kamin oder Ofen gegenüber schon empfunden wird und das Eis an den Fensterscheiben aufthauen macht, wenn die Luft im Zimmer noch eiskalt ist.

Fig. 669.



§. 203. Das Ausstrahlungsvermögen. In wie fern die Körper Wärmestrahlen aussenden, schreibt man ihnen ein Ausstrahlungs- oder Emissionsvermögen für die Wärme zu. Dieses und mithin die Menge der von ihnen ausstrahlenden Wärme hängt von der materiellen Beschaffenheit, von der Dichte und von der Oberfläche der betreffenden Körper ab, wächst unter sonst gleichen Verhältnissen mit der Temperatur der letzteren und ist von der Temperatur ihrer Umgebung völlig unabhängig, so lange diese Temperatur jene der ausstrahlenden Körper selbst nicht ändert. Nach Melloni's Versuchen mit der Thermosäule (wobei diese auf die der Wärmequelle zugekehrten Seite einen Reflector [R Fig. 667] aufgesteckt hatte) läßt sich das Emissionsvermögen, jenes des Kienrußes = 100 gesetzt, für Bleiweis, Wasser, Hausenblase, Glas, Tusch, Gummilack, Quecksilber und eine Fläche von Zinn, Kupfer oder Gold der Reihe nach durch die Zahlen 100, 100, 91, 90, 85, 72, 20 und 12 ausdrücken. (Wie die genannten Metalle, so zeigen auch alle andern ein geringes Emissionsvermögen.) Es sind jedoch diese Verhältnisse nicht für

jede Temperatur der ausstrahlenden Substanzen die nämlichen. Ferner strahlen dichte Körper im Allgemeinen weniger Wärme aus, als weniger dichte, und es steht unter sonst gleichen Umständen das Emissionsvermögen im umgekehrten Verhältnisse mit der Dichte. Daher besitzt ein Metall im gegossenen Zustande ein größeres Ausstrahlungsvermögen als im gehämmerten oder gewalzten; deswegen wird auch dieses Vermögen bei einer gewalzten und dann polirten Metallplatte durch Ritzen ihrer Oberfläche erhöht (denn das Walzen bewirkt eine Verdichtung an der Oberfläche und durch das Ritzen dieser letzteren werden die weniger dichten Stellen darunter bloßgelegt). Den Einfluß der Oberfläche überhaupt kann man (nach Lesli) leicht mittelst eines metallenen, hohlen Würfels nachweisen, woran die sonst ganz gleichartigen Seiten mit verschiedenen Oberflächen versehen sind, z. B. die eine mit Kienruß geschwärzt, die zweite mit Glas bedeckt, die dritte fein polirt und die vierte durch Ritzen rauh gemacht ist. Wird nämlich dieser Würfel mit warmen Wasser gefüllt und der Thermosäule (oder, wie dies Lesli that, einem metallenen Hohlspiegel, in dessen Brennpunkt sich die Kugel eines empfindlichen Thermometers befindet,) gegenüber aufgestellt; so erhält man verschieden starke Wärmeanzeigen, jenachdem die eine oder die andere Seitenfläche des Würfels der Thermosäule (oder dem Hohlspiegel) zugewendet wird. Die Wirkung ist am schwächsten bei der polirten Metallfläche und zeigt sich in, der Reihe nach steigendem Grade bei der Glas-, der geritzten Metall- und der berußten Fläche.

Hieraus ergibt sich: daß Körper, welche die Wärme leicht von sich zu geben haben, wie Oefen, die Leitungsröhren bei der Wasser- und Dampfheizung (S. 895 und 926) u. s. w. eine rauhe und wo möglich nicht metallische Oberfläche erhalten sollen, während eine glatte, vorzüglich eine polirte Metalloberfläche bei allen Körpern angezeigt ist, welche, wie z. B. die Mäntel bei den Mantelöfen (S. 926), die Röhren, durch die in Badehäusern das heiße Wasser aus dem Kessel den Wannen und bei Dampfmaschinen der Dampf dem Cylinder zugeleitet wird, dieser Cylinder selbst u. s. w. wenig Wärme ausstrahlen sollen; die Erklärung der Entstehung des Thaues; warum erdiger und mit Pflanzen bedeckter (also rauher) Boden in der Nacht durch Wärmeausstrahlung schneller erkaltet als steiniger und gepflasterter Boden; warum Körper mit rauher Oberfläche stärker bethauen als mit glatter (S. 906) u. s. f.

Die Intensität der Wärmestrahlen nimmt mit Zunahme der Entfernung von der Wärmequelle im quadratischen Verhältnisse ab und wächst allem Anscheine nach im einfachen Verhältnisse mit dem Sinus ihres Ausstrahlungswinkels.

§. 204. Absorbtionsvermögen der Körper für die Wärme. Werden die Körper von Wärmestrahlen getroffen, so erfahren sie, wie schon allein die Wirkung auf die Thermosäule bei den Versuchen mit Melloni's Apparat beweiset, eine größere oder geringere Temperaturerhöhung. Man denkt sich daher, daß die Körper von diesen Strahlen mehr oder weniger aufnehmen (absorbiren) können, daß von den absorbirten Strahlen die besagte Temperaturerhöhung herrühre, und schreibt deswegen den Körpern ein Absorbtionsvermögen für die Wärme zu. Da jeder Körper, und zwar wie man der Erfahrung gemäß anzunehmen genöthigt ist, bei jeder Temperatur Wärme ausstrahlt, andererseits aber Wärme aufnimmt und absorbirt; so muß, wenn in einem Systeme von Körpern Gleichgewicht (Beständigkeit) der Temperatur herrscht, offenbar

jeder dieser Körper so viel Wärme empfangen als er abgibt, mithin desto mehr Wärme aufzunehmen vermögen, je mehr er in der nämlichen Zeit ausstrahlen kann, und man nennt das besagte Gleichgewicht mit Recht ein bewegliches. Mehr über Wärmeabsorbtion wird ein folgender §. enthalten.

§. 205. Reflexion der Wärmestrahlen. So wie die Lichtstrahlen erleiden an der Trennungsfläche ungleichartiger Mittel auch die Wärmestrahlen eine Scheidung in zwei Theile, wovon der eine in das alte Mittel zurückgeht und der zweite ins neue Mittel eintritt. Ersterer erfährt also eine Reflexion; diese ist wie beim Lichte theils regelmäßig, theils zerstreut und geht überhaupt im Allgemeinen nach den nämlichen Gesetzen vor sich, wie jene der Lichtstrahlen. Um die regelmäßige Reflexion darzuthun, deren Bedingung Glätte an den Stellen der Trennungsfläche ist, an welchen die Wärmestrahlen eintreffen, bringe man am Melloni'schen Apparate den Schirm **W** so zwischen die Wärmequelle l und die Thermosäule **T**, daß von ersterer zu letzterer direkt keine Strahlen gelangen können. Stellt man dann außerhalb der Richtung, in welcher der Schirm **W** den Wärmestrahlen von l nach **T** hin den Weg absperrt, eine ebene, wohlpolirte Metallplatte in der Art auf, daß, wenn von l aus Lichtstrahlen auf die Platte fielen, dieselben von dieser der nach l gekehrten Fläche von **T** zugeworfen würden, so zeigt die Magnetnadel des Multiplikators sogleich eine Wärmewirkung auf die Thermosäule an. Diese Wirkung nimmt mit der Glätte der Plattenoberfläche ab und bei ganz rauher Oberfläche findet nur mehr Zerstreuung der Wärmestrahlen statt. Auf gleiche Weise überzeugt man sich leicht, daß metallische Körper ein größeres Reflexionsvermögen besitzen, als nicht metallische und daß Vermehrung der Härte an der Oberfläche dieses Vermögen erhöht u. s. w.

Aus dem Vorstehenden erklärt sich: Die Anwendung der metallenen Reflectoren (R Fig. 667), welche konische, innerlich sorgfältig polirte Kupferröhren sind, um, indem sie die auf der polirten Fläche auffallenden Wärmestrahlen concentrirt der Thermosäule zusenden, die Wirkung derselben auf letztere zu erhöhen; die große Hitze, welche in den Brennpunkten der Hohlspiegel entsteht, wenn auf sie direkte Sonnenstrahlen fallen, da diese außer Licht- auch Wärmestrahlen enthalten; warum, wenn man zwei metallene Hohlspiegel in der auf S. 379 angegebenen Art einander gegenüberstellt, im Brennpunkte des einen Kohlen zu lebhaftem Glühen anfacht und in den Brennpunkt des zweiten ein Stück Feuerschwamm hält, dieser sich entzündet, wenn beide Spiegel auch eine Klafter und mehr von einander entfernt sind (indem nämlich hier die von dem einen Brennpunkte ausgehenden Wärmestrahlen in dem zweiten Brennpunkte aus demselben Grunde, wie bei dem auf S. 379 beschriebenen Experimente die Schallstrahlen, concentrirt werden; warum ein mit der Kugel in den Brennpunkt des einen der beiden Spiegel gebrachtes Thermometer schnell und auffallend sinkt, wenn man in den Brennpunkt des zweiten Spiegels ein Stück Eis hält, so daß es scheint, als finde eine Kältestrahlung statt (die Thermometerkugel erkaltet, weil sie nach §. 202 vermög ihrer höheren Temperatur in einer und derselben Zeit mehr Wärme ausstrahlt, als das Eis, ihr mithin von diesem her durch Reflexion an den Spiegeln in jedem Augenblicke weniger Wärme zugesendet wird, als durch die nämliche Reflexion von ihr an das Eis übergeht); warum an Melloni's Apparat (Fig. 667) die Wärmequelle auf dem Tische V vor einen metallenen Hohlspiegel r gestellt wird, wenn man der Thermosäule convergirende oder parallele Wärmestrahlen zusenden will, und warum die Schirme s und w an diesem Apparate und überhaupt alle Körper, die so wie die besagten Schirme durch strahlende Wärme möglichst wenig erwärmt werden (mithin die meisten Wärmestrahlen reflectiren und so

wenig als möglich in sich aufnehmen) sollen, mit glatter, am besten polirter metallischer Oberfläche zu versehen sind u. s. w.

§. 206. Transmission und Brechung der Wärmestrahlen. Von den gemäß vorhergehendem §. in das neue Mittel eintretenden Wärmestrahlen wird jeder, der auf die Trennungsfläche nicht senkrecht einfällt, von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt, d. i. gebrochen, geht dann in dem neuen Mittel, so lange es gleichartig ist, wieder geradlinig fort, erfährt aber auf seinem Wege durch Absorbtion je nach Umständen mehr weniger eine Schwächung oder aber eine gänzliche Vernichtung, so daß ein geringerer oder größerer oder aber gar kein Antheil desselben durch das besagte neue Mittel hindurchgeht (transmittirt wird). Die Körper verhalten sich demnach in Bezug auf Durchgänglichkeit für die Wärmestrahlen gegen diese Strahlen ganz ähnlich wie die durchsichtigen (diaphanen) und die undurchsichtigen (adiaphanen) Körper gegen die Lichtstrahlen. Man unterscheidet daher auch für die Wärmestrahlen durchgängliche und undurchgängliche Substanzen und nennt nach Melloni die ersteren diatherman, die letzteren atherman; man spricht auch mit Recht von einem Transmissionsvermögen der Körper für die Wärme. Um zu erfahren, ob Körper diatherman sind oder nicht und um die Gesetze der Diathermanität nachzuweisen, bringt man die Körper in entsprechender Form und Stellung mittelst passender Postamentchen auf dem Tisch t des Melloni'schen Apparates unmittelbar vor die Oeffnung o des Schirmes s in die Richtung der von der Wärmequelle der Thermosäule zugesendeten Strahlen. Ist die Wärmequelle und ihre Entfernung von der Thermosäule constant und man mißt zuerst, wenn die Wärmequelle der Säule unmittelbar die Strahlen zusendet und hierauf, nachdem der zu untersuchende Körper in die Richtung dieser Strahlen gebracht worden, abermals die Ablenkung der Multiplicatornadel, so ergibt sich aus beiden Ablenkungen das Verhältniß der von diesem Körper durchgelassenen zu den von der Wärmequelle ausgegangenen Strahlen und aus den für verschiedene Körper bestimmten derartigen Verhältnissen der Diathermanitätsgrad dieser Körper. Ist der in Untersuchung genommene Körper atherman, so hebt er die Wirkung auf die Thermosäule ganz auf, so daß die Multiplicatornadel in ihre natürliche Stellung zurückkehrt. Auf diesem Wege wurde gefunden, daß die Diathermanität der Körper mit ihrem Grade der Durchsichtigkeit in keinem näheren Zusammenhange steht, indem manche Körper, wie Steinsalz, Kalkspath, Gyps, Alaun fast gleich durchsichtig, aber in sehr ungleichem Grade diatherman, andere Körper, wie Kienruß, schwarzes Glas und Rauchtopas von hinreichender Dicke ganz undurchsichtig, aber diatherman sind, und wieder andere Substanzen, z. B. Wasser, Durchsichtigkeit im hohen und Diathermanität in sehr geringem Grade besitzen. Der diathermanste aller bekannten Körper ist das Steinsalz. Uebrigens werden aus verschiedenen Quellen kommende Wärmestrahlen von einem und demselben diathermanen Körper nicht in gleicher Menge durchgelassen; die einzige bis jetzt bekannte Ausnahme in dieser Beziehung macht das eben genannte Steinsalz, welches für die Strahlen aller Wärmequellen in gleichem Grade diatherman ist.

Melloni hat das diesfällige Verhalten mehrerer Substanzen, die er alle in Gestalt von 2·6 Millimeter dicken Platten anwendete, bezüglich vier verschiedener

Wärmequellen, nämlich der Flamme einer Oellampe (einer Locatellischen Lampe), einer glühenden Platinspirale, eines geschwärzten, auf 400⁰ erhitzten Kupferbleches (siehe bei p und q Fig. 667 unterhalb des Postamentes MN) und eines geschwärzten Gefäßes aus Messingblech, worin siedendes Wasser enthalten war, untersucht und für die relativen Mengen der durchgelassenen Wärmestrahlen die in der folgenden Tabelle angegebenen Zahlen erhalten.

	Oelflamme	Platin	Kupfer	Wasser
Freie Strahlung der Wärmequelle	100	100	100	100
Steinsalz, klar	92	92	92	92
Steinsalz, durchsichtig	65	60	65	65
Flußspath, klar und farblos	78	69	42	33
Kalkspath, klar	39	28	6	0
Spiegelglas	39	24	6	0
Bergkrystall	38	28	6	0
Gyps, krystallisirter	14	5	0	0
Citronensäure	11	2	0	0
Alaun	9	2	0	0
Schwarzes, 1 Millimeter dickes Glas	26	25	12	0
Schwarzer, 0·9 Millimeter dicker Glimmer	20	20	9	0
Eis	6	0	0	0

Es verhalten sich demnach die diathermanen Körper gegen die Wärme in analoger Weise, wie die durchsichtigen Körper gegen das Licht; so wie nämlich diese die verschiedenen (verschiedenfarbigen) Lichtgattungen nicht in gleichem Maße durchlassen, so sind auch jene für Strahlen verschiedener Wärmequellen in verschiedenem Grade durchdringlich. Nach Knoblauch's Versuchen zeigt sich jedoch diese Verschiedenartigkeit der Strahlen verschiedener Wärmequellen nur bei höheren Temperaturen.

Um sich von der Brechung der Wärmestrahlen zu überzeugen, ordne man am Melloni'schen Apparat nach Entfernung des Schirmes s den Schirm W so an, daß eine auf den Tisch in V gebrachte Wärmequelle der Thermosäule keine Strahlen zusenden kann. Stellt man hierauf (etwa mit Hülfe einer auf den Tisch t in H gelegten größeren Platte) zwischen Wärmequelle und Thermosäule, aber außerhalb der beide verbindenden Richtung und seitwärts von W, ein dreiseitiges Prisma aus einem sehr diathermanen Stoff, am besten aus Steinsalz, vertikal so auf, daß dessen Basis der eben besagten Verbindungsrichtung zugewendet ist und die eine Seitenfläche von den Strahlen der Wärmequelle getroffen werden kann, so wird man durch entsprechende Verrückung des Prismas und Drehung desselben um seine Axe es leicht dahin bringen können, daß eine Wärmewirkung auf die Thermosäule durch eine Abweichung der Multiplicatornadel sich kund gibt, zum Beweis, daß die auf das Prisma gelangten Wärmestrahlen durch Brechung von ihrer ursprünglichen Richtung nach der Thermosäule hin abgelenkt worden sind. Da die besagte Wirkung auf die Thermosäule nur nach einer bestimmten Richtung stattfindet, so kann sie nicht Folge der stattgefundenen Erwärmung des Prisma's sein. Ueber den Grad der Brechbarkeit verschiedener Wärmegattungen weiß man mit Bestimmtheit, daß von heißeren Wärmequellen ausgesendete Strahlen stärker gebrochen werden, als die von weniger heißen herkommenden und daß das Brechungsverhältniß der Strahlen von mittlerer Brechbarkeit bei der Wärme kleiner ist, als beim Lichte. Die Brechbarkeit der Wärme folgt auch daraus, daß man mittelst einer Sammellinse aus

Steinsalz selbst dunkle Wärme in einem Focus concentriren kann. Die große Hitze, die im Brennpunkte einer von der Sonne beschienenen Glaslinse entsteht, kommt von dieser Concentrirung der im Sonnenlichte vorhandenen Wärmestrahlen.

Was die Absorbtion und die daraus folgende Schwächung anbelangt, welche, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, die in einen Körper (das neue Mittel) eintretenden Wärmestrahlen erfahren, so hängt dieselbe der Erfahrung gemäß von der Materie des betreffenden Körpers, von der Beschaffenheit seiner Oberfläche, von der Dicke desselben (von dem Wege, den die Wärmestrahlen darin zurücklegen) und von der Wärmequelle ab, aus welcher die Strahlen kommen, und steht in diathermanen Substanzen natürlich mit der Diathermanität im verkehrten Verhältnisse. Je härter und elastischer ein Körper ist, desto weniger Wärme absorbirt er. Wegen der Verdichtung, welche die Körper gewöhnlich an der Oberfläche beim Poliren erleiden, beträgt die Absorbtion bei polirter Oberfläche weniger als bei rauher. Je dicker ein Körper nach der Richtung ist, in welcher Wärmestrahlen in denselben eindringen, desto mehr absorbirt er von diesen; jedoch nicht in jeder gleich dicken Schichte eines diathermanen Stoffes wird derselbe aliquote Theil der eindringenden Strahlen absorbirt, sondern in den ersteren Schichten ein größerer als in den folgenden, und, sind die Strahlen bereits durch eine gewisse Anzahl Schichten gegangen, so erleiden sie dann in den weiteren Schichten keine merkliche Absorbtion mehr, so daß es den Anschein hat, als hätten schon diese ersteren Schichten alle absorbirbaren Antheile zurückgehalten. Ebenso lehrt die Erfahrung, daß oft Strahlen, welche bereits ein diathermanes Mittel passirt haben, durch ein anderes Mittel gehen können, ohne durch Absorbtion weiter geschwächt zu werden. Uebrigens ist das Gesetz, nach welchem die Schwächung der Wärmestrahlen durch Absorbtion mit der Dicke des betreffenden diathermanen Stoffes wächst, eben so für verschiedene Wärmequellen verschieden, wie ein und derselbe Körper von aus verschiedenen Quellen kommenden Wärmestrahlen ungleiche Mengen absorbirt. Nach Melloni's Versuchen absorbirt von den Wärmestrahlen des glühenden Platins irgend ein blankes Metall 13·5, Gummilack 47, Hausenblase 54, Bleiweiß 56, Tusch 95, wenn der Kienruß von diesen Strahlen die Menge = 100 absorbirt, während durch die nämlichen Stoffe von den Strahlen eines auf 400° erhitzten Kupferbleches Mengen absorbirt werden, die nach der Reihe der aufgezählten Stoffe im Verhältniß der Zahlen 13, 70, 64, 89, 87 und 100 stehen. Unter allen Körpern besitzt nur der Kienruß ein gleiches Absorbtionsvermögen für die Strahlen sämmtlicher Wärmequellen, und zugleich ist dieses Vermögen so groß, daß er fast alle ihn treffende Strahlen absorbirt, wo hingegen die Metalle nur ein sehr geringes Absorbtionsvermögen besitzen, weswegen man gut thut, die den Wärmestrahlen auszusetzende Fläche der Thermosäule oder die Kugel eines Differenzialthermometers mit Kienruß zu schwärzen.

Aus Vorstehendem erklärt sich unter Rücksichtnahme auf den schon früher einmal ausgesprochenen Satz, daß die Temperaturerhöhung, welche Körper, die von Wärmestrahlen getroffen werden, erfahren, von den absorbirten Antheilen dieser letzteren herkomme: warum Flüssigkeiten in Töpfen oder Kesseln mit rauher, insbesondere berußter Oberfläche schneller kochen; warum über lockerem, grasfreiem Boden, z. B. um Bäume herum, auf Maulwurfshaufen, dann über mit Erde bestreuten Stellen

u. s. w. der Schnee immer früher wegschmilzt; warum man die Wände, an welchen Pfirsich- oder andere Wärme liebende Bäume gepflanzt sind, an der den Bäumen zugewendeten Seite schwärzt; warum durch die Sonnenstrahlen der Erdboden stärker erwärmt wird, als das Wasser in Seen und Flüssen (§. 156); warum durch die weise Natureinrichtung, daß Blätter und andere Pflanzentheile auf der dem Himmel zugewendeten Seite eine glatte, auf jener, die dem Erdboden zugekehrt ist, hingegen eine rauhe Oberfläche haben, die Pflanzen bei Tage gegen eine zu starke Erhitzung (zu Folge Aufnahme und Absorbtion der Sonnenstrahlen, welche die glatte Oberfläche verhütet) und zur Nachtzeit eine zu starke Abkühlung (zu Folge Wärmeausstrahlung) gesichert werden, (durch die untere rauhe Oberfläche nehmen sie nämlich für die von ihnen ausgestrahlte Wärme in jedem Augenblicke Ersatz aus dem Erdboden, der die unter Tags reichlich aufgenommene Sonnenwärme zur Nachtzeit wieder ausstrahlt). Aus dem Umstande, daß ein Körper desto weniger Wärme durchläßt, je mehr er reflectirt, und daß an jeder Trennungsstelle ungleichartiger Schichten eine solche Reflexion stattfindet, erklärt sich: die bekannte warmhaltende Eigenschaft der Gegenstände und Substanzen, worin Schichten ihrer Materie mit Luftschichten (je öfter desto besser) abwechseln, wie dies z. B. bei Doppelfenstern und Doppelthüren, bei Lagen aus Sägespänen, Moos, Heu, Stroh, Mist, (womit man im Winter die Fugen der Fenster verlegt, Bäume und andere Pflanzen, Brunnenröhren, Bassins und Wasserleitungsröhren umgibt oder bedeckt,) bei den aus zahllosen Abwechslungen von Flocken und Luft bestehenden Schneedecken, welche bekanntlich den Wintersaaten einen sichern Schutz gegen das Erfrieren gewähren, ferner bei den weiten und insbesondere mehrfach über einander angezogenen Kleidern, den Pelzwerken, den Federbetten u. s. w. der Fall ist.

In der besprochenen Brechung der im Sonnenlichte vorhandenen Wärmestrahlen endlich liegt der Grund, warum bei der Zerlegung dieses Lichtes durch ein dreiseitiges Prisma zugleich mit dem Farbenspectrum auch ein Wärmespectrum erhalten wird, das je nach der Substanz, aus welcher das zerlegende Prisma besteht, mehr oder weniger mit dem Lichtspectrum zusammenfällt, so daß sich in den verschiedenen Farben dieses letztgenannten Spectrums ungleiche Temperaturen zeigen und die höchste Temperatur im Orange, im Roth oder im dunkeln Raume außerhalb des Roth stattfindet, jenachdem ein Prisma mit Schwefelsäure gefüllt, eines aus Crownglas oder aus Flintglas angewendet wird u. s. w.

§. 207. Doppelte Brechung und Polarisation der Wärmestrahlen. Um die Polarisation, deren auch die Wärmestrahlen fähig sind, nachzuweisen, macht man am Melloni'schen Apparate die Strahlen einer passenden Wärmequelle, z. B. einer glühenden Platinspirale, parallel. (Zu diesem Ende werden sie zuerst durch eine Steinsalzlinse concentrirt und nachher auf eine zweite solche Linse auffallen gelassen, die um ihre Brennweite von dem Concentrirungsorte entfernt ist. Diese Brennweite und der besagte Concentrirungsort wird natürlich mittelst der Thermosäule bestimmt, indem man den Abstand derselben von der betreffenden Linse mißt, bei welchem die durch letztere (die Linse) gegangenen Strahlen auf erstere (die Thermosäule) die intensivste Wirkung üben. Leitet man nachher diese parallelen Strahlen senkrecht auf eine Glimmersäule (d. i. ein System sehr dünner Glimmerblätter, in welche sich eine über Kohlenfeuer stark erhitzte dicke Glimmerplatte leicht spalten läßt, und welche nachher, 30 — 120 an der Zahl, parallel, und in der nämlichen Richtung, die sie vor der Spaltung gegen einander hatten, über einander gelegt werden), so gehen sie fast gar nicht durch. Läßt man sie hingegen schief auffallen; so wird ein Theil davon durchgelassen, welcher mit der Größe des Neigungswinkels bis zu einer gewissen Gränze wächst und bei einer aus 120 sehr dünnen Glimmerblättern bestehenden Säule unter einem Einfallswinkel von 33°5 ein Maximum erreicht. Hieraus folgt, daß die Wärmestrahlen in den ersteren Blättern durch Brechung die Eigenschaft erlangt haben, die folgenden ohne Verlust zu durchdringen, daß sie mithin durch

Brechung polarisirt worden sind. Dasselbe ergibt sich auch, wenn man die parallelen Wärmestrahlen, etwa unter dem Winkel von 45°, durch die in Rede stehende Glimmersäule leitet und sie dann mit einer zweiten aus eben so vielen und dünnen Blättern, wie die vorige bestehenden derartigen Säule auffängt. Es gehen da nämlich durch die letztere die Wärmestrahlen hindurch, wenn die Einfallsebenen auf beiden Glimmersäulen unter einander parallel sind, mit der Abweichung von diesem Parallelismus nimmt aber die Menge der durchgelassenen Strahlen ab und ist, wenn die besagten Einfallsebenen auf einander senkrecht stehen, am kleinsten. Man kann auch die parallelen Wärmestrahlen anstatt sie durch die erste Glimmersäule zu leiten, von dieser Säule unter dem Winkel von 33°·5 reflectirt werden lassen. Fängt man sie dann mit der zweiten Säule auf, so werden sie von dieser in größter oder kleinster Menge durchgelassen, je nachdem die Einfallsebenen auf beiden Säulen gegen einander senkrecht, oder parallel sind. Es werden demnach die Wärmestrahlen auch durch Reflexion polarisirt.

Die Doppelbrechung der Wärme läßt sich am einfachsten durch folgendes, von Knoblauch angegebene Verfahren evident darthun. Man leite mittelst eines Heliostats Sonnenstrahlen durch eine vertikale enge Spalte (Knoblauch bildete dieselbe mittelst paralleler Stahlschneiden) in ein verfinstertes Zimmer, mache sie (die Strahlen) hier durch eine zweite Spalte gleicher Art hindurchgehen, welche etwa 10 Zoll von der ersteren entfernt und ihr parallel ist, und lasse sie dann auf eine natürliche Rhombenfläche eines Kalkspathes senkrecht auffallen. Wird nun die Thermosäule hinter dem Kalkspathe in horizontaler Richtung langsam vorübergeführt (etwa mittelst einer Mikrometerschraube), so zeigt sich bei einer bestimmten Stellung derselben an dem mit ihr vereinigten Multiplicator eine starke Ablenkung der Magnetnadel, und beim Weitergange der Säule findet anfangs ein beinahe gänzliches Verschwinden dieser Ablenkung, nachher aber die Wiederkehr derselben statt. Es zeigen sich demnach hinter dem Kalkspathe zwei vollkommen getrennte Wärmewirkungen und dies beweis't offenbar unzweideutig, daß die Wärmestrahlen in dem Krystalle eben so doppelt gebrochen werden, wie die Lichtstrahlen.

Knoblauch experimentirte mit Sonnenwärme, der großen Intensität derselben und des Parallelismus ihrer Strahlen wegen. Die beiden Spalten, welche den Zweck haben, den zum Kalkspath gelangenden Strahlen eine so geringe horizontale Ausdehnung zu geben, daß sie nach ihrem Durchgange durch denselben von einander völlig getrennte Strahlengruppen bilden, sind zum sichern Gelingen des Versuches unerläßlich. Die Thermosäule, deren sich Knoblauch bediente, bestand aus 15 Wißmuth- und Antimon-Stäben, welche jeder 2·9 Centimeter lang und 1 Millimeter dick, in einer Ebene an einander gefügt und so zugeschrägt waren, daß die aus der Messingfassung hervorragenden Zusammenfügungsstellen blos eine 2·7 Centimeter lange und 0·26 Millimeter breite, gerade Linie oder Kante bildeten . . . (†). Nur diese Kante war mit Ruß überzogen und beim Versuche stand sie natürlich immer den vorerwähnten Spalten parallel.

Bringt man zwischen die früher besprochenen zwei Glimmersäulen, während die Einfallsebenen auf beiden einander parallel sind, ein dünnes Gyps- oder Glimmerplättchen so, daß es von den, von der ersten Säule kommenden Strahlen senkrecht getroffen wird; so ändert dasselbe die Intensität der durch die zweite Säule gehenden Strahlen nicht, wenn sein Hauptschnitt zur Einfallsebene der Strahlen auf die Säulen parallel oder senkrecht ist, während sich bei jeder andern, dem Plättchen durch Drehung in seiner Ebene gegebenen Stellung eine Veränderung der besagten Intensität

zeigt, zum Beweis, daß die Wärmestrahlen in dem Plättchen durch Doppelbrechung polarisirt wurden. In eben dieser Weise wird ein Wärmestrahl auch durch ein Nicol'sches Prisma polarisirt und verhält sich dann gegen ein zweites solches Prisma genau wie die in einem Nicol-Prisma polarisirten Lichtstrahlen.

§. 208. Die Beugung und mithin auch die Interferenz der Wärme folgt unwidersprechlich aus der Thatsache, daß Wärmestrahlen, die durch eine enge Spalte geleitet werden, ebenso, wie in demselben Falle die Lichtstrahlen (§. 146), sich hinter dieser Spalte und senkrecht auf ihre Längenrichtung in einem größeren Verhältnisse ausbreiten, als dies geschehen könnte, wenn sie nach dem Durchgange durch die Spalte blos in ihrer ursprünglichen geradlinigen Richtung fortgingen. Diese Thatsache selbst aber ergibt sich, nach Knoblauch, wenn man mittelst des Heliostates stets in derselben Richtung erhaltene Sonnenstrahlen durch eine verticale, von zwei Stahlschneiden gebildete, hohe und enge Spalte durchgehen macht, und die oben in der Anmerkung unter (†) beschriebene lineare, der Spalte parallel gestellte Thermosäule in horizontaler Richtung hinter der Spalte (wieder mittelst einer Mikrometerschraube) vorüberführt. Knoblauch hat hiebei zugleich gefunden, daß die besagte Ausbreitung der Wärmestrahlen hinter der Spalte die unter Voraussetzung geradliniger Fortpflanzung berechnete desto mehr übertrifft, in je größerem Abstande von der Spalte die Messung vorgenommen wird, je enger die Spalte und je weiter diese letztere von der Wärmequelle entfernt ist.

§. 209. Natur der Wärme. Alles bisher über strahlende Wärme Vorgetragene zeigt die größte Uebereinstimmung zwischen ihr und dem Lichte, macht es im hohen Grade wahrscheinlich, daß sie so wie dieses das Resultat von Aetherschwingen sei, und spricht allerdings sehr nachdrücklich für die Voraussetzung, daß Wärme überhaupt ihrer Natur nach sich vom Lichte nicht wesentlich unterscheide. Es gibt jedoch andererseits wieder Erscheinungen, welche mit dieser Voraussetzung nicht in Einklang zu bringen sind und daher der Annahme, Licht und Wärme seien identisch, immer noch gewaltig entgegenstehen.

Nach der Hypothese, welche auch die Ursache der Wärmephänomene in Aetherschwingungen sucht, findet rücksichtlich dieser letzteren zwischen Wärme und Licht nur der Unterschied statt, daß die der ersteren zu Grunde liegenden Schwingungen langsamer (in längeren Wellen) und mit anderer Stärke vor sich gehen. In ein näheres Detail dieser ohnehin noch sehr der weiteren Ausbildung bedürftigen Hypothese einzugehen, dürfte außer der Bestimmung dieses Buches liegen und nach der in der Lichtlehre im Geiste der Vibrationstheorie gegebenen Erklärung der ganz analogen Lichterscheinungen auch entbehrlich sein. Eine zweite, viel ältere Hypothese betrachtet als Ursache der Wärmeerscheinungen einen eigenthümlichen Stoff, den sogenannten Wärmestoff, der außerordentlich fein, ausdehnsam, in allen Körpern in größerer oder geringerer Menge vorhanden ist und mit der Materie der Körper durch eine wechselseitige Anziehung zusammenhängt. Je größer diese Anziehung ist, desto mehr wird seine Ausdehnsamkeit geschwächt, desto kleiner ist also bei derselben Wärmemenge seine Wirkung nach außen, d. i. die Temperatur des Körpers, und desto größer die Wärmecapacität dieses letzteren, d. h. derselbe braucht

um eine bestimmte Temperatur zu zeigen, eine desto größere Wärmemenge. Der Uebergang von Wärme aus einem Körper höherer in einen ihm dargebotenen Körper niedrigerer Temperatur ist nach dieser Hypothese die Folge der größeren Ausdehnsamkeit des Wärmestoffes in dem ersteren, als in dem letzteren Körper. Die Volumsvergrößerung der Körper bei ihrer Erwärmung (bei Vermehrung ihrer Wärmemenge) kömmt von der Action, welche der nun eine größere Ausdehnsamkeit äußernde Wärmestoff auf die Körpertheilchen übt, mit denen er durch Anziehung zusammenhängt. Das Schmelzen und Verdampfen der Körper tritt nothwendig ein, wenn die Expansivkraft des Wärmestoffes zu Folge immer stärkerer Anhäufung desselben in dem betreffenden Körper ein kleineres oder größeres Uebergewicht über die Cohärenz dieses Körpers erlangt, u. s. f.

Durch die Annahme des Wärmestoffes werden in der That die meisten Wärmeerscheinungen, dem Allgemeinen nach, mit großer Leichtigkeit erklärt und dies ist gewiß der Hauptgrund, warum diese Hypothese immer noch sehr viele Anhänger zählt, obgleich für sie nicht so, wie für die Vibrationshypothese die große Analogie zwischen den Phänomen der strahlenden Wärme und des Lichtes spricht und dieselbe überdieß mehrere und weit einfachere Erscheinungen unerklärt läßt, als die Vibrationshypothese. Wenn wir in den folgenden §§. von Wärmemenge, Wärmecapacität u. s. w. im Sinne der Wärmestoffhypothese sprechen, so wollen wir uns dadurch nicht etwa auch für Anhänger dieser Hypothese erklären, sondern gebrauchen diese Bezeichnungen nur, weil sie eine kürzere Darlegung der zu betrachtenden Gegenstände gestatten.

§. 210. Messung von Wärmemengen (Calorimetrie). Es ist für sich klar, daß, um einer bestimmten Gewichtsmenge eines Körpers eine gewisse Temperatur zu ertheilen, eine bestimmte Wärmemenge erforderlich sei, daß gleiche, die nämliche Temperatur zeigende Gewichtsquantitäten eines und desselben Körpers auch gleiche Wärmemengen enthalten, mithin die Wärmemengen, welche verschiedene Massen des nämlichen Körpers und unter sonst gleichen Umständen zu demselben Grad erwärmen, diesen Massen proportional sind, so daß z. B. 1 Pfund Wasser immer die nämliche Wärmemenge braucht, um von 0° auf 1° R. gebracht zu werden, und daß, wenn man diese Wärmemenge = 1 setzt, die Wärmemengen, welche 2, 3, 4 . . . 10, 20 u. s. w. Pfund Wasser von 0° auf 1° R. bringen, durch die Zahlen 2, 3, 4 . . . 10, 20 u. s. w. dargestellt wird.

Gleiche Gewichtsmengen verschiedener Körper, z. B. 1 Pfund Quecksilber und 1 Pfund Eisen, erfordern aber, um auf die nämliche Temperatur zu kommen, ungleiche Wärmemengen. Es folgt dies nothwendig aus gewissen Erscheinungen. Mischt man z. B. gleich große Gewichtsmengen Wasser von 0° und Quecksilber von 136° zusammen, so erhält das Gemische eine Temperatur von 4°; es bringt also die Wärmemenge, welche dem Quecksilber eine Temperatur von $136 - 4 = 132°$ gibt, die gleiche Wassermasse nur auf 4°; Wasser braucht demnach $132 : 4 = 33$ mal mehr Wärme als Quecksilber, um dieselbe Temperaturerhöhung zu erfahren. Man bezeichnet dies damit, daß man sagt: das Wasser habe eine 33mal größere Capacität für die Wärme als das Quecksilber, oder die Wärmecapacität des Quecksilbers sei $^1/_{33}$, wenn jene des

Wassers = 1 gesetzt wird, und nennt die (offenbar nur von der spezifischen Beschaffenheit des betreffenden Körpers abhängige) Wärmemenge, welche die Masseeinheit eines Körpers braucht, um in der Temperatur um 1° C. zu steigen, die spezifische Wärme dieses Körpers. Daß die Wärme-Capacität der spezifischen Wärme proportional sei, und daß man einer Substanz (A), welche im Vergleich mit einer andern (B) eine gleiche oder 2fache, 3fache u. s. w. spezifische Wärme besitzt, auch eine im Vergleich mit jener von (B) gleiche oder 2fache, 3fache u. s. w. Wärme-Capacität zuschreiben müsse, ist für sich klar. Um die spezifische Wärme und die Wärme-Capacität der Körper durch bloße unbenannte Zahlen ausdrücken zu können, vergleicht man bezüglich dieser Größen alle Körper mit dem reinen Wasser, so daß die spezifische Wärme und die Wärme-Capacität eines Körpers durch diejenige Zahl dargestellt wird, welche anzeigt, wie viel Mal mehr oder weniger Wärme zur Temperaturerhöhung der Masseeinheit um 1° C. bei diesem Körper erforderlich ist als beim reinen Wasser . . . (†). Die Wärme-Capacität oder die spezifische Wärme des Eisens ist 0·1138, des Quecksilbers 0·0333, des Glases 0·1770 heißt demnach: während 1 Pfund reines Wasser zur Temperaturerhöhung um 1° C. die Wärmemenge 1 braucht, benöthigt je 1 Pfund Eisen, Quecksilber und Glas der Reihe nach die Wärmemengen 0·1138, 0·0333 und 0·1770, damit die Temperatur um 1° C. wachse. Der Erfahrung gemäß nimmt die Wärme-Capacität und die spezifische Wärme mit der Temperatur zu, so daß z. B. ein und derselbe Körper und unter sonst gleichen Umständen weniger Wärme nöthig hat, um von 30° auf 31° als um 100° auf 101° gebracht zu werden . . . (††).

§ 211. Bestimmung der spezifischen Wärme der festen und der tropfbaren Körper. Unter den verschiedenen hiezu bisher angewendeten Methoden nimmt die sogenannte Mischungsmethode den ersten Rang ein. Nach derselben wird von dem Körper (A), dessen spezifische Wärme S zu ermitteln ist, eine genau gewogene Menge M auf eine gewisse T erwärmt, hernach in Wasser gebracht, wovon die Gewichtsmenge m und die Temperatur t vorher bestimmt worden und s die spezifische Wärme ist, hierauf die gemeinschaftliche Temperatur **t** beider Körper nach ihrer Mengung gemessen und nun der Werth von $\frac{S}{s}$, d. i. die spezifische Wärme des Körpers A in dem oben unter (†) festgestellten Sinne, je nachdem $T > t$ oder $T < t$ ist, aus der Gleichung $MS(T - \mathbf{t}) = ms(\mathbf{t} - t) \ldots (1)$ oder aus $MS(\mathbf{t} - T) = ms(t - \mathbf{t}) \ldots (2)$ berechnet. Da nämlich S und s die Wärmemengen bedeuten, welche die Masseeinheit des Körpers A und des Wassers in der Temperatur um 1° C. höher, also auch von 0° auf 1° C. bringen, so sind offenbar MS und ms die Wärmemengen, welche die Temperaturen der Massen M und m des Körpers A und des Wassers von 0° auf 1° erhöhen, ferner MST und MS**t** die Wärmemengen, welche die Masse M auf die Temperaturen T und **t** bringen, und eben so sind mst und ms**t** die Wärmemengen, welche die Wärmemasse m von 0° auf t und **t** Grade erwärmen. Sinkt nun nach oben besagter Mengung die Temperatur T der Masse M des

Körpers A auf t herab, so beträgt die Wärmemenge, wodurch die Temperatur dieser Masse über 0° erhöht wird, nicht mehr MST, wie vor der Mengung, sondern nur mst; die Masse M hat mithin die Wärmemenge $MST - mst = MS(T - t)$ verloren. Andererseits hat offenbar die angewendete Wassermasse m, indem sie durch die Mengung in der Temperatur von t auf t stieg, die Wärmemenge $mst - mst = ms(t - t)$ gewonnen. Nun kann aber die Wassermasse m gerade nur so viel gewinnen, als die Masse M des Körpers A verliert; daher ist $MS(T - t) = ms(t - t)$. Die Rechtfertigung der Gleichung (2) ergibt sich, wie man von selbst begreift, ganz auf ähnliche Weise.

Der feste oder tropfbare Körper, dessen spezifische Wärme auf dem eben beschriebenen Wege bestimmt werden soll, darf im Wasser nicht auflöslich sein und sich in Berührung mit demselben zu Folge eintretender Absorbtion oder chemischer Action weder erhitzen noch abkühlen. Für einen Körper (B), auf den das Wasser in der einen oder andern Art einwirkt, ist eine andere passende Flüssigkeit (F), die keine solche Einwirkung übt, zu wählen, und mit dieser Flüssigkeit und dem Körper B ganz so zu verfahren, wie es oben für den Körper A und Wasser beschrieben wurde. Der dann aus der betreffenden Gleichung berechnete Werth $\frac{S}{s}$ ist offenbar die spezifische Wärme des Körpers B in Bezug auf die Flüssigkeit F (d. h. wenn man die Wärmemenge, welche die Temperatur der Masseeinheit von F um 1° C. erhöht, = 1 setzt) und man braucht ihn nur mit der bereits bekannten oder nachträglich bestimmten spezifischen Wärme der Flüssigkeit in Bezug auf Wasser zu multipliciren, um die spezifische Wärme des Körpers B in der oben unter (†) angegebenen Bedeutung zu erhalten. Die Richtigkeit dessen läßt sich leicht ganz auf ähnlichem Wege einsehen, wie, warum die wahre Dichte eines festen Körpers, der vom Wasser angegriffen wird, dadurch gefunden wird, daß man seine Dichte in Bezug auf eine andere, ihn nicht angreifende Flüssigkeit ermittelt und den so gefundenen Werth mit der wahren, auf Wasser bezogenen Dichte dieser Flüssigkeit multiplicirt. (Man sehe S. 232 und S. 236.)

Soll die Mischungsmethode entsprechend genaue Resultate geben, so dürfen die Temperaturen der Körper, die zusammengebracht (gemengt) werden, vor dem Zusammenbringen nicht zu sehr von einander differiren, weil die der Methode zu Grunde liegende Voraussetzung, daß die Wärme-Capacität der Körper sich mit der Temperatur nicht ändere, nur für den Fall als richtig angenommen werden kann, daß die Temperatur-Aenderung nicht gar groß ist [siehe oben bei (††)]; man muß daher, um es bei kleinen Temperatur-Differenzen der zusammengebrachten Körper doch mit beträchtlichen Wärmequantitäten zu thun zu haben, mit großen Massen dieser Körper experimentiren. Ferner muß dafür gesorgt werden, daß der Wärmeverlust, der während des Versuches durch die umgebende Luft bewirkt wird, nur sehr gering sein kann, ja möglichst ausgeglichen werde. Zu diesem Behufe wähle man die Temperaturen und Massen der zusammenzubringenden Körper so, daß das Wasser oder die seine Stelle vertretende Flüssigkeit durch den hineingebrachten andern Körper immer nur um wenige Grade über die Temperatur der umgebenden Luft erwärmt wird, und gebe der Flüssigkeit (dem Wasser

oder seinem Stellvertreter) vor dem Versuche eine Temperatur, die um eben so viele Grade unter jener der umgebenden Luft steht, als nach dem Versuche die besagte Flüssigkeit wärmer ist als die Luft. Endlich muß noch auf die Temperaturerhöhung des Gefäßes Rücksicht genommen werden, worin die Mengung geschieht. Regnault hat in neuester Zeit die spezifische Wärme einer großen Zahl von Körpern nach der Mischungsmethode bestimmt. Die von ihm erhaltenen Resultate findet man in der **XXIII.** Tafel am Schlusse des Buches, welche noch überdieß die Ergebnisse anderer Versuche enthält.

Eine zweite Methode, die Wärme-Capacität zu bestimmen, beruht auf der Voraussetzung, daß ein erwärmter Körper unter übrigens ganz gleichen Umständen desto schneller um eine gewisse Anzahl Grade erkalte, eine je kleinere Capacität er besitzt. Diese von Mayer angegebene Methode wendeten vorzüglich Dulong und Petit an. Sie erwärmten jeden der zu untersuchenden Körper immer bis zu der nämlichen Temperatur, schloßen sie dann, um ihnen eine gleiche Oberfläche zu geben, in ein feinpolirtes silbernes Gefäß ein, in dessen Mitte die Kugel eines daraus hervorragenden Thermometers sich befand, stellten das Gefäß unter den Recipienten einer Luftpumpe, der (möglichst) luftleer gemacht wurde, maßen die Zeiten, welche die verschiedenen Körper zur Abkühlung um eine bestimmte Anzahl Grade brauchten und setzten die Wärme-Capacitäten dieser Körper den für sie beobachteten Erkaltungszeiten dividirt durch die Dichte des betreffenden Körpers proportional ... (1). Dieses Verfahren gibt jedoch keine hinreichend genauen Resultate, weil die Körper sicherlich nicht in allen ihren Theilen gleichmäßig erkalten. Wir gehen deswegen auch nicht in die Rechtfertigung der unter (1) angeführten Proportionalität ein.

Nach einer dritten Methode endlich, geschieht die Bestimmung der Wärme-Capacität nach der Gewichtsmenge Eises, welche der betreffende, früher bis zu einem gewissen Grad erhitzte Körper, indem er bis zur Temperatur des Eises erkaltet, zu schmelzen vermag, und man braucht dazu einen eigenen Apparat, den Laplace und Lavoisier angegeben und Calorimeter genannt haben. Da diese Methode noch weniger Genauigkeit gewährt, als die eben vorher besprochene zweite, so dürfte die weitere Auseinandersetzung des Verfahrens dabei unterlassen werden.

Unter allen festen und flüssigen Körpern besitzt das Wasser bei weitem die größte Wärme-Capacität. Deswegen sind die Meere und die andern Gewässer, welche einen so großen Theil der Erde bedecken, ein so reichhaltiges Magazin von Wärme, und fahren z. B. während der Nacht immer noch fort, Wärme an die Atmosphäre abzugeben, wenn der Erdboden, dessen Wärme-Capacität nur ungefähr 0·25 von jener des Wassers beträgt, schon lange unter die Temperatur der Atmosphäre erkaltet ist. Hieraus erklärt sich die am Schlusse des §. 156 besprochene Luftströmung, welche zur Nachtzeit vom Lande nach dem Meere hin stattfindet, und der mildernde Einfluß, den bekanntlich die Meere auf das Klima der anliegenden Länder üben. Es erklärt sich ferner aus der großen Wärme-Capacität des Wassers die schnelle und gute Wirkung bei der Wasserheizung (S. 926); warum unter allen Flüssigkeiten gerade Wasser zu einer derartigen Anwendung am besten sich eignet; warum eine kleine Quantität mäßig kalten Wassers eine große Menge einer heißen andern tropfbaren Flüssigkeit bedeutend abzukühlen vermag u. s. w. In der sehr geringen Wärme-Capacität des Quecksilbers (welche macht, daß letzteres nur wenig Wärme aufzunehmen oder abzugeben hat, um in der Temperatur beträchtlich zu steigen oder zu sinken) liegt der Grund, warum diese Flüssigkeit für die Wärme so empfindlich und mithin zu Thermometern so geeignet ist.

Vor dem Schlusse dieses §. soll über die Mischungsmethode noch bemerkt werden, daß man nach derselben aus der Temperaturerhöhung, welche ein erhitzter Körper, dessen spezifische Wärme bekannt ist, beim Abkühlen im Wasser in diesem bewirkt, die Temperatur berechnen kann, welche er selbst vor dem Einbringen in das Wasser hatte. Es folgt nämlich aus der Gleichung (1) auf S. 943 $\frac{S}{s} = \frac{m(t-t)}{M(T-t)}$. Bedeutet nun M das Gewicht des erhitzten Körpers, S seine als bekannt vorausgesetzte spezifische Wärme und T seine noch unbekannte und zu bestimmende Temperatur, ferner m die zu seiner Abkühlung angewendete Gewichtsmenge Wassers von der Temperatur t und der spezifischen Wärme s = 1, und endlich t die Temperatur des Wassers nach Abkühlung des erhitzten Körpers darin; so ist $T = \frac{m(t-t)}{MS} + t$. Gesetzt man hätte eine Platinkugel von 160 Grammen (M) Gewicht in einem Ofenfeuer erhitzt, sie dann in 800 Grammen (m) Wasser von 12° (t) abgekühlt und dadurch wäre die Temperatur dieses letzteren auf 18° (t), also um 6° (t — t) gestiegen; so hätte die Platinkugel die Temperatur $T = \frac{800 \times 6}{160 \times 0{\cdot}03243} + 18 = 943{\cdot}0$. Die Platinkugel wäre demnach im Ofenfeuer auf eine Temperatur von 943°·07 erhitzt worden. Dieses Ergebniß ist jedoch nur eine erste Annäherung an die Wahrheit, da (nach S. 943) die spezifische Wärme der Körper, mithin auch des Platins, mit der Temperatur sich ändert, und zwar bei höheren Temperaturen wächst *). Nimmt man für diese nur annähernd gefundene Temperatur des Platins aus der Tabelle in der Anmerkung die spezifische Wärme dieses Metalls und setzt sie = 0·0373 statt S in die obige Formel; so ergibt sich für die Platinkugel die Temperatur $T = \frac{800 \times 6}{160 \times 0{\cdot}0373} + 18 = 822{\cdot}3$.

*) Die folgende Tabelle enthält die mittlere spezifische Wärme einiger Körper und insbesondere des Platins zwischen bestimmten Temperatur-Gränzen.

Mittlere spezifische Wärme.

	zwischen 0° und 100°	zwischen 0° und 300°
Antimon	0·0507	0·0549
Eisen	0·1098	0·1218
Glas	0·1770	0·1900
Kupfer	0 0949	0·1013
Quecksilber	0·0330	0 0350
Silber	0·0557	0·0611
Zink	0·0927	0·1015

Die mittlere spezifische Wärme des Platins ist

zwischen 0° und 100° . . . . . . 0·03350
» 0° » 300° . . . . . . 0·03434
» 0° » 500° . . . . . . 0·03518
» 0° » 700° . . . . . . 0·03602
» 0° » 1000° . . . . . . 0·03728
» 0° » 1200° . . . . . . 0·03818.

Daß man daher auf diesem Wege mittelst eines Platinkörpers auch pyrometrische Bestimmungen vornehmen könne, und wie dies geschehe, leuchtet nun wohl von selbst ein.

§. 212. Bestimmung der spezifischen Wärme der Gase. Es ist dies eine Aufgabe, die bis jetzt noch nicht in ganz genügender Weise gelöst und deren Lösung besonders deswegen schwierig ist, weil sie erfordert, daß mit sehr großen Gasmengen gearbeitet werde. Folgendes von Delaroche und Berard angegebene Verfahren wird allgemein immer noch für das entsprechendste gehalten. Das betreffende, vorher wohl getrocknete Gas wird in einem von siedendem Wasser oder siedend heißen Wasserdämpfen umgebenen Gefäße auf 100° C. erhitzt und hierauf in einem (mittelst eines Gasometers bewirkten) langsamen, gleichförmigen Strome durch ein schlangenförmig gewundenes Rohr geleitet, welches in einem geschlossenen Cylinder von kaltem Wasser umgeben ist. Dabei gibt das Gas) welches am zweiten Ende des Schlangenrohres wieder frei entweichen kann) Wärme an das kalte Wasser ab und erhöht dessen Temperatur bis zu dem Grade, bei welchem die Wärmemenge, die demselben zugeführt wird, gerade so groß ist, wie jene, welche in der nämlichen Zeit durch den besagten Cylinder an die umgebende Luft abgegeben wird, von wo an dann die Temperatur des Wassers unveränderlich (stationär) bleibt. Je mehr Wärme nun das Gas in einer gewissen Zeit dem Wasser zuführt, desto höher wird diese stationäre Temperatur sein, und es werden, da von verschiedenen Gasen in der nämlichen Zeit gleiche Volume durch das Schlangenrohr strömen (indem diese Strömung vorausgesetzter Maßen gleichförmig vor sich geht), die Ueberschüsse der durch diese Gase erzeugten stationären Temperatur über die (als gleich geblieben vorausgesetzte) Temperatur der umgebenden Luft den Wärme-Capacitäten proportionirt sein, welche die betreffenden Gase bei gleichen Volumen besitzen. Dividirt man jeden der so erhaltenen Werthe durch die Dichte des zugehörigen Gases; so erhält man die Verhältnißzahlen der Capacitäten für gleiche Gewichtsmengen der Gase, d. i. die Verhältnißzahlen der spezifischen Wärmemengen derselben. Man setzt gewöhnlich die spezifische Wärme der atmosphärischen Luft = 1 und drückt die spezifische Wärme eines andern Gases durch die Zahl aus, welche anzeigt, wievielmal größer oder kleiner die diesem Gase entsprechende Verhältnißzahl ist, als jene der atmosphärischen Luft unter sonst gleichen Umständen. Um die in diesem Sinne erhaltenen spezifischen Wärmemengen der Gase mit jenen fester und tropfbarer Körper, welchen die spezifische Wärme des Wassers als Einheit zu Grunde liegt, vergleichen zu können, muß man vorher die Verhältnißzahlen der spezifischen Wärmemengen der atmosphärischen Luft und des Wassers bestimmen, was dadurch geschehen kann, daß man eine bestimmte Gewichtsmenge atmosphärischer, zu bekannter Temperatur erhitzter Luft durch ein gegebenes Gewichtsquantum Wasser streichen läßt, und dann aus dem Temperaturverluste der Luft und aus der Temperaturzunahme des Wassers nach den Principien der Mischungsmethode das Verhältniß der spezifischen Wärmemengen beider findet. Die 3. Abtheilung der Tafel **XXIII.** am Schlusse des Buches enthält die Resultate solcher mit den wichtigsten Gasen vorgenommener Untersuchungen.

§. 213. Die Bestimmung der Wärme, welche beim Schmelzen der Körper gebunden wird (der Flüssigkeitswärme), geschieht am besten nach der (in §. 211 abgehandelten) Mischungsmethode, indem man nämlich den am Schmelzpunkte befindlichen festen Körper in eine wärmere Flüssigkeit bringt, darin schmelzen läßt und aus der nachher stattfindenden gemeinschaftlichen Temperatur beider Körper und den Temperaturen derselben bei ihrem Zusammenbringen die zum Schmelzen der Masseeinheit des betreffenden Körpers erforderlich gewesene Wärmemenge berechnet. Wie dies geschieht, soll hier beispielsweise für Eis gezeigt werden. Bringt man die Gewichtsmenge m Eises von 0° C. (seinem Schmelzpunkte) in eine Wassermasse vom Gewichte M und von der Temperatur T, und ist nach erfolgtem Schmelzen von m die gemeinschaftliche Temperatur t; so ist mt die Wärmemenge, welche die aus dem Eise entstandene Wassermenge, (die natürlich ebenfalls das Gewicht m hat), aufgenommen und M (T — t) die Wärmemenge, welche die Wassermasse M verloren hat. Bedeutet endlich x die Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit Eis zum Schmelzen braucht, mithin mx die zum Schmelzen der ganzen Eismasse m erforderliche Wärmequantität; so hat man, da die Wärme, welche M verloren hat, das Schmelzen der Eismasse m und die Erwärmung des daraus gebildeten Wassers bewirkte, offenbar $M(T-t) = mt + mx$ und mithin $x = \frac{M(T-t) - mt}{m}$. Bei einem wirklichen Versuch wurde $x = 75°$ gefunden, d. h. 1 Pfund Eis von 0° braucht zum Schmelzen eben so viel Wärme als 1 Pfund Wasser nöthig hat, um von 0° auf 75° erwärmt zu werden. Nach Desains und Prevostaye ist $x = 79°{\cdot}1$.

§. 214. Bestimmung der Verdampfungswärme. Um die Wärmequantität zu bestimmen, welche bei Verwandlung einer gewissen Gewichtsmenge eines tropfbaren Körpers in Dampf gebunden (latent), mithin bei der Condensation der nämlichen Dampfmenge wieder frei wird, bedient man sich gewöhnlich eines Verfahrens, welches nur eine Modification der Mischungsmethode ist. Man bringt nämlich die betreffende tropfbare Flüssigkeit in einer Retorte oder in einem andern passenden Gefäße zum Sieden, und leitet die Dämpfe durch ein metallenes Schlangenrohr, welches mit einer gewissen Gewichtsmenge M kalten Wassers umgeben ist. Nachdem dieses Wasser (das Kühlwasser) eine bedeutendere Temperaturerhöhung angenommen, eine Erhöhung von der ursprünglichen Temperatur T° auf t° C., erfahren hat, bestimmt man das Gewicht m der Dämpfe, welche diese Erhöhung bewirkt hat, und welches offenbar dem Gewichtsverluste gleich ist, den die Flüssigkeit im Kochgefäße erlitten hat, und kann nun mit Hilfe dieser Größen, dann der bekannten spezifischen Wärme s der untersuchten Flüssigkeit, der Temperatur $\mathfrak{T}$ der Dämpfe vor dem Versuche und der Temperatur t des (durch Condensation der Dämpfe gebildeten) Destillates, unter gehöriger Rücksichtnahme auf das Gewicht μ und die spezifische Wärme σ des besagten Rohres und des Kühlwasser-Behältnisses die Verdampfungswärme x berechnen. Es ist nämlich (unter der Voraussetzung, die Erwärmung des Kühlwassers sei bloß durch die bei der Condensation der Dämpfe entbundene Wärme bewirkt worden, was deswegen angenommen wird, weil die Dämpfe sich in einem Zustande

befinden, wo sie bei der geringsten Abkühlung in die tropfbare Form übergehen) $ms(\mathfrak{T}-t)+mx$ die Wärmemenge, welche die Dämpfe abgegeben haben, $M(t-T)$ die Wärmemenge, die das Kühlwasser und $\mu\sigma(t-T)$ jene, die das Schlangenrohr und das Kühlwasser-Behältniß erhalten haben, (denn offenbar erfährt dieses Behältniß, wenn es, wie vorausgesetzt werden soll, auch aus einem die Wärme gut leitenden Materiale besteht, gleich dem Schlangenrohre dieselbe Temperaturerhöhung, wie das Kühlwasser); und man hat daher $ms(\mathfrak{T}-t)+mx = M(t-T)+\mu\sigma(t-T)$ und hieraus die in der Masse 1 des Dampfes von der Temperatur $\mathfrak{T}$ latente Wärme $x = \frac{(M+\mu\sigma)(t-T)-ms(\mathfrak{T}-t)}{m}$. Diese Gleichung gibt jedoch für diese latente Wärme nur der Wahrheit nahe kommende Werthe, weil die ihr zu Grunde gelegten Voraussetzungen nicht ganz richtig sind und bei ihrer Ableitung manche Einflüsse, z. B. die Wärmeausstrahlung von Seite des Kühlapparates und der Wasseroberfläche in die Luft, die ungleichmäßige Vertheilung der Temperatur im Kühlwasser u. s. w. ganz unberücksichtigt blieben. Brix in Berlin hat das eben beschriebene Verfahren, die latente Wärme der Dämpfe zu bestimmen, vervollkommt, alle Correctionen angebracht, welche erforderlich sind, damit dasselbe ein genaues Resultat gibt, (man sehe Poggendorff's Ann. B. 55. S. 341) und so die latente Wärme des Dampfes von der Temperatur des Siedens der betreffenden Flüssigkeit, für Wasser 432° R., für Alkohol 168°·6, für Schwefeläther 89°·9, für Terpentinöl 77°·8 und für Citronöl 79°·8 gefunden ...(†), d. h. um eine gewisse Menge Wasser von der Temperatur 80° R. in Dampf von derselben Temperatur zu verwandeln, ist eine Wärmequantität nöthig, welche die nämliche Menge Wasser von 0° auf 432° R. bringen könnte u. s. w. Während also die in einer Wassermasse von 80° R. enthaltene Wärme 80° ist, beträgt die in einer gleichen Dampfmasse von 80° R. enthaltene 80° + 432°, d. i. 512°, oder eine Wasserdampfmasse von 80° R. enthält 512 : 80 = 6·4 mal mehr Wärme als eine gleiche Masse Wasser von 80° R.

Nach diesen Ergebnissen bringt sich nun von selbst die Frage auf, welche Wärmemengen die Dämpfe, die bei andern Temperaturen als jener des Siedens der betreffenden Flüssigkeit entstehen, zu ihrer Bildung brauchen. Diese Frage hat, wie wir schon aus §. 193 her wissen, Pambour in neuester Zeit durch Nachweisung des merkwürdigen Gesetzes beantwortet, daß in einer bestimmten Gewichtsmenge Dampf (oder Dunst) die Summe der freien und der latenten Wärme unabhängig von der Temperatur, die er hat, und dem Drucke, unter welchem er entsteht, (für die Dämpfe einer und derselben Flüssigkeit) die nämliche (eine constante Größe) sei, die besagte Gewichtsmenge also desto mehr latente Wärme enthalte, je geringer ihre Temperatur ist. Für Wasserdampf ist diese constante Größe daher 432° + 80° oder 512° R. (da diese Zahl die Summe der freien und der latenten Wärme des Wasserdampfes von 80° R. und diese Summe für Wasserdampf von allen Temperaturen die nämliche ist), und die latente Wärme des Wasserdampfes kann, wenn seine Temperatur t° R. beträgt, immer durch 512° R. — t° R. ausgedrückt werden.

Den oben unter (†) angegebenen Zahlen gemäß enthält bei der Siedhitze der Wasserdampf nahe 2·5mal so viel latente Wärme, als eine

mit ihm gleiche Gewichtsmenge Alkoholdampf. Da aber (nach Tabelle VII. C. am Schlusse des Buches) das spezifische Gewicht des Alkoholdampfes wieder nahe 2·5mal so groß ist als jenes des Wasserdampfes, so enthalten gleiche Volume von Wasserdampf und Alkoholdampf auch gleiche Mengen latenter Wärme. Werden daher gleiche Gewichtsmengen Wasser und Alkohol unter der Siedhitze und unter gleichem Drucke in Dampf verwandelt, so ist dazu beim Alkohol nur $\frac{1}{2 \cdot 5}$ der Wärme nöthig, welche beim Wasser latent wird, aber es ist auch das Volum des sich bildenden Alkoholdampfes $\frac{1}{2 \cdot 5}$ mal kleiner als das des entstandenen Wasserdampfes. Es scheint demnach die latente Wärme der bei der Siedhitze aus verschiedenen Flüssigkeiten gebildeten Dämpfe den Volumen dieser letzteren proportional zu sein, mithin aus allen Flüssigkeiten mit der nämlichen Wärmemenge unter demselben Drucke auch ein gleiches Dampfvolum erzeugt zu werden. Es kann daher keinen Vortheil gewähren, bei Dampfmaschinen anstatt Wasser eine andere den Dampf liefernde Flüssigkeit anzuwenden.

§. 215. Quellen der Wärme. Die meiste Wärme auf unserer Erde kömmt von der Sonne; es besitzt aber auch die Erde selbst ihre eigene Wärme, und es sind ferner Druck oder Stoß, Reibung, Electricität (über diese Wärmequelle findet man das Betreffende in den §§. 27 und 59 der Electricitätslehre) und vorzüglich chemische Processe ergiebige Wärmequellen.

§. 216. Die Sonne als Wärmequelle. Bekanntlich nöthigen die Erscheinungen zur Annahme, daß im Sonnenlichte außer den leuchtenden Strahlen auch mit diesen verbundene Wärmestrahlen vorhanden sind, und von diesen letztern allein kommt die wärmende Kraft der Sonne. Der Erfahrung gemäß erwärmen die Sonnenstrahlen einen Körper unter sonst gleichen Umständen desto mehr, 1) je dichter, und 2) je weniger schief sie auf denselben auffallen; es hängt diese Erwärmung aber auch 3) von der Dauer ihrer Einwirkung auf den Körper ab und nimmt 4) mit dem Wärme-Absorbtionsvermögen des letzteren zu.

Aus 1) erklärt sich die schon früher erwähnte große Hitze, welche im Brennpunkte eines Hohlspiegels und einer Sammellinse statt findet, wenn sie von der Sonne beschienen werden. Der Umstand, daß wegen der Neigung der Ekliptik gegen den Aequator die Schiefe, unter welcher die Sonnenstrahlen auf der Erde in verschiedenen geographischen Breiten eintreffen, nicht nur mit dieser Breite wächst, sondern auch an einem und demselben Orte während eines Jahres innerhalb gewisser Gränzen zu- und abnimmt, ist die Hauptursache, warum die Einwirkung der Sonnenwärme auf die Erde gegen die beiden Pole der letztern hin abnimmt; in dieser verschiedenen Schiefe der Sonnenstrahlen und in der ebenfalls durch die besagte Neigung bedingten ungleichen Dauer der Einwirkung dieser Strahlen in verschiedenen Breiten liegt auch der Grund der verschiedenen Wärmeverhältnisse in der heißen, in den 2 gemäßigten und in den 2 kalten Erdzonen und des Wechsels der Jahreszeiten (des Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters in den gemäßigten Zonen). Das fortwährende Abnehmen der Schiefe der Strahlen vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem höchsten Stande über dem Horizonte (zu Mittag), so wie der Einfluß ihrer Wirkungsdauer ist Ursache, warum die Wärme von Morgen gegen den Mittag hin zunimmt. Die sehr bedeutende Höhe, welche in großen geographischen Breiten (nahe der Gränze zwischen der gemäßigten und kalten

Zone), ungeachtet die Sonnenstrahlen hier sehr schief auffallen, die Temperatur in dem kurzen Sommer daselbst erreicht, läßt sich nur aus der continuirlichen Einwirkung dieser Strahlen während der langen Tage erklären, die in diesen Gegenden zur Sommerszeit stattfinden. Endlich sieht man nach dem oben unter 4) Gesagten außer einigen, schon auf S. 938 in der Anmerkung besprochenen Erscheinungen auch noch ein: warum in einem Differenzialthermometer, an welchem die eine Kugel mit Kienruß geschwärzt ist, die Flüssigkeit sich sogleich von dieser Kugel zur andern hin bewegt, wenn das ganze Instrument dem Sonnenlichte ausgesetzt wird; warum, wenn man verschiedenfarbige Tuchlappen im Sonnenscheine auf Schnee legt, dieser unter dem dunkelsten (die meisten Wärmestrahlen absorbirenden) Lappen am ersten und stärksten wegschmilzt; warum im Sommer schwarze Kleider so warm und so viel wärmer sind, als Kleider von lichter Farbe; warum die unteren, dichteren Luftschichten beim Durchgange der Sonnenstrahlen mehr erwärmt werden, als die höheren weniger dichten u. s. w.

§. 217. Die Erde als Wärmequelle. Für das Vorhandensein einer eigenen Wärme im Innern der Erde spricht am nachdrücklichsten die durch die Erfahrung festgestellte Thatsache, daß in der Erde die Temperatur mit der Tiefe nach einem gewissen Gesetze und zwar immer um 1° R. für je 80 Fuß Tiefe (nach Reich für je 114 Fuß, nach Erman und Magnus für je 101 und 108 Fuß Tiefe) zunimmt. Diesem Gesetze gemäß ist in einer Tiefe von ½ Meilen die Temperatur schon 80° R. und über eine Tiefe von 3 und mehreren Meilen hinaus muß die Erde sich im glühenden oder geschmolzenen Zustande befinden. Mit dem Allem in Uebereinstimmung stehen außer vielen anderen Erscheinungen auch: die stets constante Temperatur gewöhnlicher, aus nicht zu geringer Tiefe kommender Quellen während aller Jahreszeiten; das Schmelzen des Eises unter der Gletscherdecke, dort wo es mit dem Erdboden in Berührung steht; die sehr hohen Temperaturen vieler Mineralquellen und des Wassers mancher artesischer Brunnen; die Vulkane, deren Ausbrüche und ganze Thätigkeit ihren Grund sicherlich in der inneren Erdwärme und der Expansivkraft durch sie gebildeter Wasserdämpfe und Gase hat u. s. w. Viele Erscheinungen berechtigen zur Annahme, daß die Erde in ihrer vorgeschichtlichen Zeit an der Oberfläche wärmer gewesen sei.

§. 218. Wärmeerzeugung durch Druck oder Stoß. Den Beweis dafür liefern die Knallsalze und die Percussionspulver, wovon die ersteren nur den geringsten, die letzteren aber einen kräftigen Stoß oder Schlag zur Entzündung erfordern; das Heißwerden des Eisens und anderer Metalle unter rasch folgenden Hammerschlägen; das Feuerschlagen mit Stahl und Stein (wobei mittelst des Steines vom Stahle abgeschlagene oder abgerissene Stückchen durch den raschen Zusammenstoß zwischen Stein und Stahl bis zum Glühen erhitzt werden, wie man sich leicht überzeugen kann, indem man das Feuerschlagen über einem Bogen weißen Papiers vornimmt und die dann aufgefallenen Funken (zum Glühen erhitzten Stahltheilchen) nachher mit einem Microscope betrachtet, wo sie als an der Oberfläche oxydirte Kügelchen, die nur durch Schmelzung des Stahles gebildet worden sein können, erscheinen). Die Erhitzung, die jedes Gas erfährt, wenn es stark und rasch zusammengedrückt wird, worauf die Wirkung des pneumatischen oder Luft-Feuerzeuges beruht (wird nämlich die atmosphärische Luft in einem einerseits geschlossenen Cylinder mittelst eines in denselben luftdicht passenden und schnell gegen das geschlossene Ende gestoßenen Kolbens mindestens auf ⅕ ihres ursprünglichen Volums zusammengedrückt, so geht die besagte Erhitzung so weit,

daß ein an der inneren Kolbenfläche an einem Häkchen befestigtes Stückchen Feuerschwamm sich entzündet, und wenn der Cylinder von Glas ist, ein Blitzen wahrgenommen wird). Die Ursache der Wärmeerregung durch Druck oder Stoß ist die hiedurch bewirkte Verdichtung, welche, wie die Bestimmung der spezifischen Wärme (nach den §§. 211 u. s. w.) lehrt, immer eine Abnahme der Wärme-Capacität der Körper, mithin ein Freiwerden eines Theils der in ihnen enthaltenen Wärme zur Folge hat. Die Hauptursache der Selbstentzündung der Holzkohlen, die an freier Luft, besonders, wenn sie feucht ist, häufig statt findet, und des Erglühens des Platinschwammes (fein zertheilten Platins) in Berührung mit Sauerstoff und Wasserstoff (am Platinfeuerzeuge) ist sicherlich in der Verdichtung zu suchen, welche die erwähnten Gase in diesen porösen Körpern erfahren (§. 23).

Wie durch Verdichtung Wärme, so muß durch Verdünnung der Körper, indem sie der Erfahrung gemäß eine Abnahme der Wärme-Capacität dieser letzteren zur Folge hat, Kälte erzeugt werden, da die Körper dann mehr Wärme aufnehmen können und dieses Mehr aus der Umgebung absorbiren. Hieraus erklärt sich: warum an den Lippen eine Erkältung empfunden wird, wenn man an dieselben ein dünnes Streifchen Kautschuk anlegt und dann durch schnelles und starkes Auseinanderziehen desselben dessen Dichte bedeutend vermindert. Läßt man stark verdichtete atmosphärische Luft aus einem Gefäße durch eine enge Oeffnung ausströmen, so bewirkt die Verdünnung, welche in diesem Strome entsteht, indem er sich in der äußeren Luft ausdehnt und mit dieser ins Gleichgewicht zu treten sucht, eine solche Erkaltung, daß eine kleine in den Strom gebrachte Menge Wassers mitten im Sommer gefriert. Eben so ist die Verdünnung, die der aus dem Sicherheitsventile eines Dampfkessels ausströmende Dampf in der äußern Luft erfährt, die Ursache, warum er, wenn er im Kessel noch so stark gespannt und heiß war, schon ganz nahe über dem Ventile sich kalt anfühlt.

219. Reibung ist eine reiche Wärmequelle. Dies beweis't die Entzündung des Phosphors und der phosphorhältigen Streichzündhölzchen beim Reiben; das Heißwerden der Bohrer, der Sägen, Hobeleisen u. dgl. beim Gebrauche; der Schneidewerkzeuge beim Schärfen auf dem Schleifsteine; der Metalle beim Feilen u. s. w. Radschuhe erhitzen sich durch Reibung nicht selten so stark, daß sie, mit Wasser in Berührung kommend, zischen, und bei nicht geschmierten Axen der Wagenräder oder schnell rotirender Maschinentheile steigert sich diese Erhitzung oft so weit, daß sie selbst, oder wenn sie ganz aus Metall bestehen, mit ihnen in Berührung stehende brennbare Theile sich entzünden. Macht man ein in der Drehbank eingespanntes Holzstück schnell rotiren, während an dasselbe ein anderes Holzstück angedrückt wird, so findet an den Reibungsstellen bald Entzündung statt; die braunen und schwarzen Reifen, womit man Kinderspielzeuge und andere auf der Drehbank geformte Holzgegenstände verziert findet, sind durch, auf die eben angegebene Weise bewirkte Verkohlung des Holzes an den betreffenden Stellen erzeugt. Beim Reiben der Körper, (welches nichts Anderes ist, als ein Aneinanderdrücken derselben unter beständigem Wechseln der Druckstellen), wird zwar auch Verdichtung und ihr zu Folge Verminderung der Wärme-Capacität der betreffen-

den Körper bewirkt; diese scheint jedoch nicht die alleinige Ursache der bei der Reibung statt findenden Wärmentwicklung zu sein. Zu dieser Voraussetzung führt vorzüglich der Umstand, daß die besagte Wärmeentwicklung so lange fortdauert, als die Reibung währt, so daß die Körper in dieser Beziehung unerschöpflich erscheinen, während doch die Verdichtung derselben immer bald ihre Gränze erreicht hat. Welche große Wärmemengen die Reibung liefere, zeigt ein Versuch Rumford's, bei welchem durch nicht einmal sehr schnelle Drehung von Metall in Metall 20 Pfunde Wasser, womit dieses umgeben war, zum Kochen gebracht wurden.

§. 220. Wärme-Erregung durch chemische Action. Wird zu lebendigem (frisch ausgeglühtem) Kalk oder zu Schwefelsäure Wasser gebracht, so entsteht eine bedeutende Temperaturerhöhung dieser Körper; durch Beimischung von Schwefelsäure wird Kalk und eben so auch Baryt und Strontian sogar glühend; wird rauchende Salpetersäure, welcher etwas Schwefelsäure zugesetzt worden, in Terpentinöl gegossen, so findet augenblicklich eine solche Erhitzung statt, daß letzteres sich entflammt; bei der chemischen Einwirkung von Schwefelsäure auf chlorsaures Kali entsteht so viel Wärme, als zur Entzündung des Schwefels nothwendig ist. Hierauf beruhen die Tunk-Zündhölzchen (die an dem einen Ende bis zu geringer Weite mit Schwefel, darüber an der Spitze desselben Endes mit einer Masse überzogen sind, deren Hauptbestandtheil chlorsaures Kali ist, und mit dieser Spitze in Schwefelsäure getunkt werden). In allen eben besprochenen Beispielen von Wärmeentwicklung durch chemische Action ist diese Entwicklung Folge vor sich gegangener Veränderung der Dichte oder Aggregatform und eingetretener Verminderung der Wärme-Capacität, und aus gleichem Grunde ist jede chemische Verbindung mehr oder weniger von Temperaturerhöhung begleitet, wenn nicht dabei eine Verwandlung eines festen Körpers in die tropfbare oder eines tropfbaren in die ausdehnsame Form statt findet, weil in diesen Fällen Wärme latent wird, daher Kälte entsteht. (§§. 185 und 193.) Bei complicirteren chemischen Prozessen, wobei aus den angegebenen Gründen Wärme sowohl gebunden als frei wird, hängt es, ob das eine oder das andere sich kundgibt, davon ab, welche von den beiden Wirkungen die andere überwiegt.

Ein chemischer Prozeß, bei welchem eine reichliche Wärmeentwicklung statt hat, ist auch der Lebensprozeß. Menschen und Thiere haben bekanntlich eine constante Körperwärme, die von der Temperatur der Umgebung unabhängig ist und ihre Quelle im Körper selbst haben muß. Bei normaler Lebensthätigkeit beträgt eben so in der kalten wie in der heißen Zone die constante Körper-Wärme eines erwachsenen Menschen 36° bis 37°, eines Kindes 39°, eines Vogels 40° — 42° C., und es sind über den Ursprung dieser Wärme zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ansichten aufgestellt worden. Die neueste und zugleich entsprechendste derselben ist die von Liebig in Gießen, welche die thierische Wärme aus der Verbindung des Kohlenstoffes und Wasserstoffes im Thierkörper mit dem Sauerstoffe der atmosphärischen Luft zu Kohlensäure und Wasser ableitet, (man sehe die chemischen Briefe von Liebig, Heidelberg 1844, S. 234 u. f. f.). Den Sauerstoff liefert die eingeathmete Luft, den Kohlenstoff und Wasserstoff, wie schon gesagt, der Thierkörper selbst, und dieser erhält dafür immer wieder Ersatz durch die genossenen Nahrungsmittel; beson-

ders eignen sich hier jene, welche, wie Zucker, Gummi, Stärke, Weingeist und Fett kein Blut zu erzeugen vermögen. Der von der Luft übrig bleibende Stickstoff, so wie die Kohlensäure und das Wasser, welche sich bilden, werden (das Wasser natürlich in Dampfform) ausgeathmet, letztere Stoffe zum Theil auch durch Hautausdünstung abgeschieden; der Stickstoff und der unverbrauchte (unverbrannte) Kohlenstoff der Nahrungsmittel wird in den Excrementen abgesondert. Bei der besagten Verbindung des Sauerstoffes mit Kohlenstoff und Wasserstoff wird eben so viel Wärme entwickelt, als wenn letztere Stoffe direkt im Sauerstoffe verbrannt worden wären; der einzige Unterschied ist, daß die erzeugte Wärme sich auf ungleiche Zeiten vertheilt, und daß, während die Wärmeerzeugung in reinem Sauerstoffe schneller vor sich geht und eine höhere Temperatur bewirkt, dieselbe in der Luft langsamer und mit Hervorbringung einer niedrigeren, aber länger anhaltenden Temperatur erfolgt. Es ist nun klar, daß mit der Menge des in gewisser Zeit eingeathmeten Sauerstoffes die Anzahl der freiwerdenden Wärmegrade zu- und abnehmen müsse (daher die oben erwähnte Verschiedenheit in der constanten Körperwärme bei Erwachsenen, Kindern u. s. w.). Da die Abkühlung des Thierkörpers unter sonst gleichen Umständen desto schneller erfolgt, je kälter die Luft ist, die er einathmet und je mehr er an diese und überhaupt an seine Umgebung Wärme abgibt; so sieht man ein, daß in demselben im Winter und in kälteren Klimaten mehr Wärme erzeugt, ihm mithin durch gesteigerten Athmungsprozeß eine größere Menge Sauerstoff zugeführt werden müsse, wenn nicht Erkaltung desselben eintreten und die erforderliche Wärmeerzeugung nicht auf Kosten des Kohlen- und Wasserstoffs seines Fettes und anderer seiner löslichen Bestandtheile stattfinden soll. Bedenkt man noch, daß die eben besagte Steigerung des Athmungsprozesses auch durch Bewegung des Körpers bewirkt werde; so begreift sich ganz natürlich: warum in kälteren Klimaten, im Winter, bei Bewegung in freier Luft, und überhaupt bei Bewegung und körperlicher Anstrengung das Verlangen nach Speise und das Bedürfniß nach mehr kohlen- und wasserstoffreichen Nahrungsmitteln größer und die Befriedigung dieses Bedürfnisses der wirksamste Schutz gegen die grimmigste Kälte ist; warum, wenn man sich wärmer kleidet, die Lust und das Bedürfniß zu essen sich vermindert; warum die Bewohner des Nordens ihren Appetit schwinden sehen, sobald sie in südlichen, wärmeren Gegenden sich aufhalten; warum Hungerleiden bei Anstrengung und Bewegung des Körpers und besonders in freier und kalter Luft so weh thut und so schnelle Abmagerung zur Folge hat u. s. w. Eben so natürlich und leicht, wie die eben angeführten Thatsachen, erklären sich nach der Liebig'schen Ansicht auch alle übrigen, die Wärmeentwicklung in Thierkörpern betreffenden Erscheinungen, wenn man nur zugleich auch die andern Wärmequellen, als Druck, Reibung u. s. w. berücksichtigt, aus welchen auch diesen Körpern häufig Wärme entspringt.

§. 221. Verbrennung. Ein chemischer Prozeß, mit welchem eine so reichliche Wärmeentwicklung verbunden ist, daß er fast ausschließlich alle die Wärme liefert, welche für die verschiedenen Zwecke im Leben künstlich erzeugt und nutzbar gemacht wird, ist die Verbrennung. Man versteht darunter gewöhnlich die unter Wärme- und Lichtentwicklung stattfindende chemische Verbindung des Sauerstoffs mit andern Körpern. In der Wissenschaft hat der Begriff aber eine weitere Ausdehnung, so daß da

jede chemische Vereinigung von was immer für Körpern, wobei gleichzeitig Wärme und Licht sich entwickelt, ferner jede chemische Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff, da bei derselben, wenn auch nicht Licht, doch immer Wärme frei wird, eine Verbrennung heißt. Beim Verbrennen durch Verbindung mit Sauerstoff nennt man diesen den Zündstoff und den Körper, womit sich derselbe verbindet, den Brennstoff oder brennbaren Körper, weil man sich, wenngleich unrichtiger Weise, vorstellt, daß immer nur der letztere Körper brenne (Wärme und Licht entwickle) und der Sauerstoff diesen Prozeß bloß einleite und unterhalte. Auch bei allen andern Verbrennungen, deren Ursache nicht eine chemische Vereinigung mit Sauerstoff, sondern anderer Körper unter einander ist, macht man diesen Unterschied zwischen Zünd- und Brennstoff in den eben bezeichneten Bedeutungen, und es kann ein uud derselbe Körper, je nach der materiellen Beschaffenheit des Stoffes, mit dem er sich verbindet, die Rolle des Zündstoffes oder des Brennstoffes spielen, wie dies z. B. mit dem Schwefel der Fall ist, der beim Brennen in der Luft (dem Sauerstoff gegenüber) Brennstoff ist und bei dem Verbrennungsprozesse, welcher stattfindet, wenn man ein hinreichend erhitztes Stück Kupfer in eine Atmosphäre von Schwefeldampf bringt, den Zündstoff vorstellt. Wir werden in dem Nachfolgenden nur den gewöhnlichen, bei weitem wichtigsten Verbrennungsprozeß, jenen nämlich, wobei der Sauerstoff den sogenannten Zündstoff bildet, und zwar nach den zwei Beziehungen näher betrachten, in welchen man ihn im praktischen Leben immer ausbeutet, d. i. in Bezug auf Wärme- und auf Lichtentwicklung.

§. 222. Einleitung des Verbrennungsprozesses. Da zu jeder chemischen Verbindung ein hinreichender Verwandtschaftsgrad der betreffenden Stoffe gehört, und dieser bei brennbaren Körpern und Sauerstoff fast immer erst in höherer Temperatur sich zeigt; so ist, um Verbrennung im Sauerstoffe oder in der atmosphärischen Luft zu veranlassen, es gewöhnlich nothwendig, daß der brennbare Körper darin bis zu einem gewissen Grade erwärmt werde, und dieses Erwärmen ist dasjenige, was man das Anzünden heißt. Der Grad der so erforderlichen Erwärmung ist nach der materiellen Beschaffenheit der betreffenden brennbaren Körper sehr verschieden, und man nennt die Körper leicht oder schwer entzündlich, je nachdem es, damit sie zu brennen anfangen (sich entzünden) einer nur schwachen oder starken Erhitzung bedarf. Erfolgt ihre Entzündung schon bei gewöhnlicher Lufttemperatur, so nennt man dieselben selbstentzündliche Körper oder Pyrophore. Solche sind z. B. Phosphorwasserstoffgas, welches sich selbst bei Temperaturen unter 0^0 R. entzündet, sobald es mit der Luft in Berührung kommt; der Homberg'sche Pyrophor, welcher durch gelindes Glühen von Kalialaun mit Kohlenpulver oder Zucker bereitet wird u. s. w. Die Kohle im porösen Zustande, wie man sie durch Verkohlen von Leinwand im Zunder erhält, wird schon durch einen Funken entzündet, während sie im compacten Zustande der gewöhnlichen Holzkohlen oder Coaks zur Entzündung weit stärkerer Mittel braucht.

§. 223. Fortdauer des Verbrennungsprozesses. Der zur Entzündung eines brennbaren Körpers nöthige Erhitzungsgrad liegt in der Regel weit unter der Temperatur, welche durch das Brennen des Kör-

pers selbst entsteht, so daß, wenn nur der Verbrennungsprozeß einmal eingeleitet ist, die während desselben sich entwickelnde Wärme in den meisten Fällen hinreicht, ihn so lange zu unterhalten, bis der ganze Körper verbrannt ist; (die beim Verbrennen eines Theiles dieses letzteren freiwerdende Wärme genügt nämlich, um immer einen anderen angränzenden Theil auf die zur Entzündung erforderliche Temperatur zu erheben). Es bedarf also in diesen Fällen, wenn der Körper einmal angezündet ist, damit er zu brennen fortfahre, keiner weitern Erwärmung von außen her, vorausgesetzt, daß ihm von der bei seinem Verbrennen selbst sich entbindenden und zum Fortbrennen nothwendigen Wärme nichts oder nicht zu viel entzogen werde, weil sonst seine Temperatur unter den zu seinem Brennen erforderlichen Grad herabgesetzt wird und er dann natürlich erlöschen muß . . . (†).

Außer dem besagten Temperaturgrad sind aber noch 1. Anwesenheit oder Zufluß einer hinreichenden Menge von Sauerstoff zum brennenden Körper und 2. Berührung des letzteren mit dem Sauerstoffe an hinlänglich vielen Punkten weitere Bedingungen der Unterhaltung und auch der Einleitung des Verbrennungsprozesses. Jeder brennbare Stoff muß sich nämlich, damit seine Entzündung erfolge, mit einer bestimmten Quantität Sauerstoff verbinden. Ist diese nicht vorhanden, fließt sie auch nicht zu oder kann der hinlänglich vorhandene Sauerstoff seine chemische Affinität zu dem brennbaren Körper nur an wenigen Punkten geltend machen; so kann auch keine Entzündung entstehen, und die an einem Theile des Brennstoffes bereits entstandene Entzündung oder eingeleitete Verbrennung kann auf die angränzenden Parthien des Brennstoffes sich nicht ausdehnen, also nicht fortdauern. Deswegen brennen Körper, welche dies in atmosphärischer Luft gewöhnlicher Dichte mit Lebhaftigkeit thun, in hinreichend verdünnter oder mit nicht feuernährenden Gasen gemengter derartiger Luft gar nicht oder brauchen dazu eine weit beträchtlichere Erhöhung ihrer (den Verwandtschaftsgrad zum Sauerstoff steigernden) Temperatur als in der freien Atmosphäre, und eben so sieht man ein, warum zur Unterhaltung des Verbrennens ein entsprechender, dem Brennstoffe immer frischen Sauerstoff zuführender Luftzug gehöre; daß das Verbrennen mit Absperrung dieses Zuges auch aufhören, hingegen mit Erhöhung desselben an Lebhaftigkeit gewinnen müsse u. s. w. (Letzteres offenbar, weil dadurch in einer und derselben Zeit dem Brennmateriale mehr Sauerstoff geboten, mithin auch eine größere Quantität dieses Materiales verbrannt und daher eine größere Wärmemenge frei gemacht wird.)

In vielen Fällen reicht schon der (natürliche) Zug hin, welcher durch die beim Verbrennen selbst bewirkte Temperaturerhöhung dadurch immer erzeugt wird, daß die erwärmte Luft über dem brennenden Körper in die Höhe steigt und die kältere der Umgebung an den von ihr verlassenen Platz, also dem Brennstoffe zuströmt. Leicht brennbare Materialien brennen im Freien und unter Umständen, wo das Zuströmen der Luft nur von den Seiten her statt finden kann, wie z. B. Weingeist auf einer Schale, Holz auf dem Erdboden, oder auf einem gewöhnlichen Küchenherde; hingegen muß der Brennstoff, wenn er, wie Steinkohlen, Anthracit, Coaks ꝛc. zu den schwerer brennbaren gehört oder überhaupt die Verbrennung vollständig und lebhaft sein soll, also der Sauerstoff dem Brennmateriale in großer Menge zuzuführen, und an möglichst vielen Punkten mit demselben in Berührung zu bringen ist, auf einen den Durchzug der Luft auch von unten her gestattenden Rost gelegt, überdies durch Abschließung der Feuerstelle an den Seiten und Anbringung von Schornsteinen entsprechender Dimensionen (S. 928) über denselben

der Zug erhöht werden, damit die aus dem Feuer aufsteigende, des Sauerstoffes beraubte Luft schnell abziehe und frische atmosphärische Luft durch den Rost mit gleicher Geschwindigkeit eindringe. Daß andererseits diese Geschwindigkeit, also die Stärke des Zuges nicht zu groß sein darf, weil sonst der das Feuer durchziehende Sauerstoff mit dem Brennmateriale zu kurze Zeit in Berührung bleibt, um sich damit gehörig und vollständig verbinden zu können, leuchtet von selbst ein. Eben so ist für sich klar, daß das Anblasen der Feuer mittelst mehr oder weniger verdichteter Luft aus Blasebälgen oder Gebläsen gleichfalls eine reichlichere Zuführung von Sauerstoff zum Zweck hat.

Daß, wie oben unter 2. angeführt wurde, Berührung des Brennstoffes mit dem Sauerstoffe an hinreichend vielen Punkten Bedingung des Brennens sei, und ferner, daß der Verbrennungsprozeß unter sonst gleichen Umständen durch Vermehrung dieser Berührungspunkte gesteigert und beschleunigt werde, wird durch viele, unter andern auch durch folgende Erscheinungen bewiesen: In Kochsalzlösung getränkte und dadurch an den meisten Stellen mit Kochsalz überzogene Schafwolle brennt nicht oder nur außerordentlich schwer, worauf sich die feuersichern Kleider Aldini's gründen (so wie hier das Kochsalz, schützen auch andere nicht brennbare Stoffe gegen Feuer, wenn diese mit den besagten Materialien überzogen d. i. mit einem sogenannten feuersichernden Anstrich versehen werden); eine Stahlfeder, die in reinem Sauerstoffgase unter lebhaftem Funkensprühen verbrennt, erlischt, sobald man sie in atmosphärische Luft (ein Gemenge von 1 Volum Sauerstoff mit nahe 4 Volumen Stickstoff) bringt, außer diese ist auf's Fünffache verdichtet, wo sie dann wie reiner Sauerstoff wirkt, (es liegt die Ursache dieser Erscheinung zugleich mit in dem Umstande, daß in nicht verdichteter atmosphärischer Luft das gebildete Eisenoxyd die Berührung des Metalls mit dem Sauerstoffe hemmt, während in der besagten fünffach verdichteten Luft oder in reinem Sauerstoffe dieses Oxyd abschmilzt oder verflüchtigt, mithin vom Metalle entfernt wird); in comprimirtem Sauerstoffgase brennen die Körper noch viel lebhafter als in solchem von gewöhnlicher Dichte u. s. w.

§. 224. Bestimmung der beim Verbrennen freiwerdenden Wärme. Man bedient sich hiezu gewöhnlich des Calorimeters von Rumford (Fig. 670), d. i. eines eigenen Apparates, bei welchem man die durch das Verbrennen entwickelte Wärme einer gewogenen Quantität kalten Wassers zuführt und aus der Temperaturzunahme desselben die fragliche Wärme berechnet. Es besteht dieser Apparat aus einem länglichviereckigen Kasten A, B von dünnem Kupferblech, worin sich am Boden eine schlangenförmig gewundene Röhre r, r befindet, von welcher das eine trichterförmige Ende a durch den Boden und das andere Ende b durch die eine Seitenwand hervortritt. Die in größerer Zahl vorhandenen Windungen der Röhre liegen alle in horizontaler Ebene. Beim Gebrauch füllt man den Kasten mit Wasser, läßt den Körper, dessen beim Verbrennen sich entwickelnde Wärme zu ermitteln ist, unter dem Trichter verbrennen, mißt mittelst des Thermometers l u, (dessen Quecksilbergefäß durch die ganze Höhe des Kastens reicht) die hiedurch bewirkte Temperaturerhöhung des Wassers und leitet nun aus dieser, aus dem

Fig. 670.



Gewichte des Wassers und jenem des Kastens die von einem gegebenen Gewichte des betreffenden Brennmateriales entwickelte Wärme auf eine Weise ab, die folgendes Beispiel klar machen wird. Es betrage das Gewicht des aufgegangenen (verbrannten) Materials 10 Gramme, das Gewicht des Wassers 10 Kilogramme, das des Kastens 1 Kilogramm und die Erhöhung der Temperatur des Wassers 5° C. Da die spezifische Wärme des Kupfers = 0·0951 ist, so wird die Menge der vom Kasten absorbirten Wärme der gleich sein, die von einem gleichen Gewichte Wassers verschluckt worden wäre, multiplicirt mit 0·0951. Demnach hat die von 1 Gramm Brennmaterial entwickelte Wärme ein Gewicht Wassers von 10 Kilogr. + 1 Kilogr. × 0·0951 = 10·0951 Kilogr. um 5° C. erwärmt und könnte daher 10·0951 × 5 = 50·4755 Kilogr. Wasser um 1° in der Temperatur erhöhen. Damit man durch dieses Verfahren genaue Resultate erhält, müßte dabei auf die während desselben stattfindende Abkühlung, auf die Temperatur der aus der Schlangenröhre bei b austretenden Verbrennungsproducte und auf die von dem Brennmateriale unter dem Trichter durch Ausstrahlung verloren gehende Wärme Rücksicht genommen werden. Auf diesem Wege und durch andere Untersuchungen wurde gefunden, daß ein Pfund der hier folgenden Brennstoffe, die durch die rechts beigesetzten Zahlen ausgedrückten Pfunde Wassers um 1° C. zu erwärmen vermag: Völlig getrocknetes Holz 3600, lufttrocknes Holz 2900, Holzkohle 7500, reine Kohle 7800, Steinkohle 6000 — 7000, Torf 2500 — 3000, Torfkohle 6300, Coaks 6500 — 6600, Baumöl 11200, Rüböl 9300, Talg 8000, Wachs 9000, Alkohol 6000, Aether 8000. Steinkohlengas 7700, Kohlenoxydgas 2500, Wasserstoffgas 34600 . . . (†).

Eine bestimmte Menge eines Brennmaterials entwickelt beim Verbrennen immer die nämliche Wärmemenge, die Verbrennung mag in reinem Sauerstoffe oder in der atmosphärischen Luft, schnell oder langsam vor sich gehen, und die entwickelte Wärmemenge scheint dem Gewichte des verzehrten Sauerstoffs proportional zu sein; die Temperatur, die dabei erzeugt wird, ist aber von der Zeit abhängig, während welcher die Entwicklung erfolgt und zwar desto höher, je geringer diese Zeit ist. Bei jeder Verbrennung geht von der dabei sich entwickelnden Wärme immer mehr oder weniger für die eigentlichen Zwecke, für welche sie (die Verbrennung) eingeleitet und unterhalten wird, verloren. Ein Theil wird von dem Mauerwerk, welches gewöhnlich das Feuer umgibt und eigentlich nicht zu erwärmen ist, absorbirt; ein anderer Theil wird, wenn der Brennstoff nicht ganz trocken ist, zur Verwandlung des in ihm enthaltenen Wassers in Dampf verwendet; wieder ein anderer Theil geht mit dem nachher erhitzten Dampfe und mit den andern über dem Feuer (im Schornsteine) aufsteigenden gasförmigen Verbrennungsproducten davon, die sowohl zu ihrer Entstehung als nachheriger Erhitzung Wärme brauchen; wird dem Feuer in Folge zu starken Zuges zu viel Luft zugeleitet, so führt auch der erhitzte und gleichfalls aufsteigende Ueberschuß Wärme mit sich fort u. s. w. Man sieht hiernach ein, warum man dort, wo es bei Holzfeuerung z. B. in Glasschmelzöfen, sich um sehr schnelle und große Hitze handelt, das Holz vorher möglichst trocknet (dörrt); warum Holzkohlen und Coaks, bei deren Verbrennung nur wenig gasför-

mige Producte mehr gebildet werden (da diese beim Verkohlungs- und Vercoakungsprozesse dem Holze und den Steinkohlen schon entzogen wurden) viel mehr Hitze geben, als die eben genannten Brennstoffe selbst. Da beim Verbrennen von Knallgas (man sehe die S. 688 und 689, wo auch der Daniell'sche Hahn beschrieben ist, dessen man sich am besten zur gefahrlosen Bewerkstelligung dieses Verbrennens bedient) von der dabei sich entwickelnden Wärme durch die oben angeführten Ursachen nur äußerst wenig verloren geht, da ferner Wasserstoffgas nach (†) auf S. 958 beim Verbrennen sehr viel Wärme entwickelt, da überdies dasselbe gerade mit der zum vollkommensten Verbrennen erforderlichen Sauerstoffmenge zusammengebracht und endlich das Verbrennen immer bei comprimirtem Zustande beider Gase bewerkstelligt wird; so liefert verbrennendes Knallgas auch die größte Hitze, so daß Platin darin, wie Wachs in einer Kerzenflamme, fast augenblicklich schmilzt.

§. 225. Unterdrückung des Verbrennungsprozesses. Die Mittel hiezu ergeben sich von selbst aus der Betrachtung der im §. 223 besprochenen nothwendigen Bedingungen des Fortdauerns einer einmal begonnenen Verbrennung. Wird nämlich diesen Bedingungen nicht mehr entsprochen, so muß auch der Verbrennungsprozeß aufhören. Es sind die fraglichen Mittel daher folgende: 1. Ableitung von so viel Wärme aus dem brennenden Körper, daß dessen Wärmerückstand nicht mehr hinreicht, diesen Körper auf der zu seinem Brennen nöthigen Temperaturhöhe zu erhalten. 2. Verminderung oder Aufhebung der Berührung des brennenden Körpers mit dem Sauerstoffe und 3. Abhaltung des nöthigen Sauerstoffzuflusses zu diesem Körper durch Hemmung oder Aufhebung des Luftzuges (offenbar ist eben so ein zu starker Zug, weil dadurch der Sauerstoff zu schnell an dem brennenden Körper vorübergeführt wird, so daß er mit demselben sich nicht verbinden kann, auch ein die Verbrennung schwächendes oder unterdrückendes Mittel).

Aus 1. erklärt sich: das schnelle Erlöschen der glühenden Kohlen, wenn man sie auf einen steinernen Fußboden, auf einen Ambos oder auf einen andern größeren, die Wärme gut leitenden Körper legt; der Vortheil, den es in Bezug auf Erhöhung des Verbrennungsprozesses gewährt, einem Feuer nicht kalte, den brennenden Körper abkühlende, sondern schon vorher erhitzte Luft zuführen, worauf sich das Anblasen der Hochöfen, Frischfeuer u. s. w. mit heißer Luft gründet; warum Flammen durch hinreichend dichte (feine) Geflechte aus Draht nicht hindurchgehen, wie es sich zeigt, wenn man ein Stück eines solchen Geflechtes horizontal in eine Kerzenflamme hält, so daß es oberhalb des Dochtes quer durch die ganze Flamme geht, indem darin letztere durch das Geflechte gleichsam abgeschnitten erscheint. Auf diese Wärme ableitende Wirkung eines dichten Drahtgeflechtes gründet sich Davy's Sicherheitslampe, welche den Zweck hat, die in Kohlenbergwerken sonst so häufig vorkommenden Explosionen zu verhüten, welche oft ganze Strecken des Bergwerkes einstürzen machen, schon Tausende von Menschenleben gekostet haben und dadurch entstehen, daß die Bergleute mit ihren offenen Grubenlampen plötzlich in sogenanntes schlagendes Wetter kommen und dasselbe anzünden (das schlagende Wetter ist Knallgas, welches durch Mengung des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft mit durch Zersetzung der Steinkohlen unter Einwirkung von Luft und Feuchtigkeit gebildeten Kohlenwasserstoffgase erzeugt wird und im Bergwerke stellenweise in größerer Menge sich ansammelt). Es besteht diese Lampe in ihrer einfachsten Gestalt (Fig. 671) aus einem Oelbehälter A, auf welchem oben ein cylindrisches, aus dickem Eisendraht bestehendes und mit einer metallenen Deckplatte C versehenes Gerippe B aufgeschraubt ist, welches einen Drahtgeflechts-Cylinder D enthält, woran der Draht höchstens

Fig. 671.



$1/_{40}$ Zoll dick und die Zwischenräume der Maschen nicht über $1/_{20}$ Zoll weit sein dürfen, und welcher die Flamme einschließt. In der Docht-Tülle (dem Röhrchen, durch welches oben im Gefäße der Docht geht) ist an der Seite eine Oeffnung, durch welche man mittelst eines rechtwinklig umgebogenen, durch den Oelbehälter hinabgehenden und von unten zugänglichen und beweglichen Draht mn den Docht höher und niedriger stellen kann. Da das Drahtnetz wenig Licht durchläßt, die Lampe daher nur schwach leuchtet, so ersetzt man häufig den untern Theil des Drahtnetzcylinders, so weit nämlich als die Flamme emporreicht, durch eine hohle Kugel oder einen kurzen Cylinder aus dickem Glase. Kömmt nun der Bergmann mit der beschriebenen Lampe an einen Ort, wo schlagendes Wetter vorhanden ist, so entzündet sich und explodirt die in den Drahtnetzcylinder eingedrungene Menge desselben, allein der Docht verlischt und die Verbrennung kann nicht aus dem besagten Cylinder heraus sich verbreiten, weil derselbe dem explodirenden Gase beim Durchgange durch seine Maschen so viel Wärme entzieht, daß es nicht mehr leuchten (mit Lichtentwicklung verbrennen), das schlagende Wetter der Umgebung also nicht anzünden kann. Einen ähnlichen Grund wie die Sicherheitslampe hat auch die Wirkung der aus Metallnetzen bestehenden, vorzüglich für das Feuerlöschpersonale bestimmten und nützlichen Sicherheitskleider und Sicherheitsmasken Albini's, die über ein mit Salz imprägnirtes Wollkleid angezogen werden, um gegen Flammenfeuer geschützt zu se n.

Das oben unter 1., 2. und 3 Angeführte erklärt ferner: Das Löschen von Feuer durch Bedeckung oder innige Umhüllung des brennenden Körpers mit Sand, Erde, Mist, Häckerling, oder andern die Berührung und den Zutritt der Luft aufhebenden oder den brennenden Körper abkühlenden Substanzen; die feuerlöschende Wirkung des Wassers, welches die brennenden Körper durch seine niedrigere Temperatur und durch Binden einer großen Wärmemenge bei seiner rasch vor sich gehenden Verdampfung schnell und stark abkühlt und dieselben überdieß, wenn es in hinreichender Menge zugeführt wird, mehr weniger einhüllt (wenig Wasser einem starken Feuer zuführen ist so viel, als Oel in dieses gießen, denn das wenige Wasser wird schnell in Sauerstoff und Wasserstoff zersetzt, letzterer brennt selbst und ersterer unterstützt und nährt das Brennen). Die Wirkung der sogenannten Feuerlöschpulver gründet sich auf die Erzeugung von Gasen aus denselben, welche zur Unterhaltung des Verbrennens untauglich sind. Daß das Schließen eines Kamins oder Schornsteins durch Hemmung des Zuges löschend wirke und beim Ausblasen einer brennenden Kerze die zu große Geschwindigkeit des erzeugten Luftstromes wirksam sei, ist für sich einleuchtend.

§. 226. Lichtentwicklung beim Verbrennungsprozesse. Die Verbrennung ist bekanntlich nicht bloß Wärme-, sondern auch Lichtquelle und wird oft, bei den als künstliche Beleuchtungsmittel dienenden Stoffen, Oel, Talg, Wachs, Stearin, Leuchtgas u. s. w. nur der Lichterzeugung wegen bewerkstelligt. Indem die Körper beim Brennen leuchten, glühen sie entweder bloß, oder sie brennen mit Flamme oder sie thun beides zugleich. Flamme nennt man die ausdehnsamen Stoffe, welche beim Brennen eines Körpers sich leuchtend aus demselben entwickeln. Körper, die nicht gasförmig sind, in der Hitze auch weder dampfförmig werden, noch zu Folge Zersetzung brennbare Gase geben, wie z. B. Eisen, Kalk, gut ausgebrannte Holzkohle und Coaks können daher nur glühen.

§. 227. Die Leuchtkraft eines brennenden Körpers hängt von seiner materiellen Beschaffenheit, von seiner Dichte und von der Lebhaftigkeit und Vollständigkeit des Verbrennungsprozesses ab. Gekohltes Wasserstoffgas leuchtet heller als reines, verdichtetes heller als nicht verdichtetes, und die weit dichteren festen und tropfbaren Körper geben in der Regel alle mehr Licht als die nur sehr wenig dichten Gase. Diese besitzen überhaupt nur sehr schwache Leuchtkraft. Die als Leuchtmittel dienenden Flammen von verbrennendem Oel, Wachs, Stearin, Leuchtgas (welches aus Steinkohlen, Harz oder Holz in den Gasbeleuchtungsanstalten erzeugt wird) u. s. w. verdanken ihre Lichtstärke insgesammt dem Kohlenstoffe, der sich,

fein zertheilt, in denselben ausscheidet und dann glüht (verbrennt). Wie sehr das Mitglühen eines festen Körpers die Leuchtkraft eines brennenden Gases erhöht, zeigt sich deutlich an der Flamme des Weingeistes, welche für sich nur sehr schwach leuchtet, hingegen ein viel intensiveres Licht gibt, wenn der baumwollene Docht der Weingeistlampe mit kohlensaurer, schwefelsaurer oder salzsaurer Soda getränkt ist, oder wenn Platindraht in die Flamme gebracht wird. (Hierauf gründet sich die Anwendung des Wasserstoffes als Leuchtmittel, nach Gillard, welcher durch Umgebung einer Wasserstoffgasflamme mit einem der Famme an Gestalt und Größe gleichen Geflechte aus feinem Platindrahte ein starkes Licht erhielt.) Dem Wasserstoffgase kann man die Lichtstärke des besagten Leuchtgases geben, wenn man es vorher durch Terpentinöl, Theeröl oder Theer leitet, indem es hiebei Antheile dieser Substanzen aufnimmt, die bei ihrer nachherigen Zersetzung Kohlenstoff ausscheiden, der mitglüht. Ein außerordentlich intensives Licht, das unter dem Namen des Drummond'schen Lichtes schon auf S. 688 als Surrogat für das direkte Sonnenlicht besprochen wurde, liefert Kalk, welcher in einer Knallgasflamme glüht. Indem hier ein äußerst feuerbeständiger Körper (der Kalk) in der heißesten aller Flammen in die höchste Weißgluth gebracht wird, sind offenbar alle Bedingungen der stärksten Lichtentwicklung vorhanden. Auch bei einer gewöhnlichen mit Luft oder (besser) mit reinem Sauerstoff gespeisten Flamme wird durch Mitglühen von Kalk die Leuchtkraft ungemein erhöht.

Um recht gut einzusehen, worauf es überdieß bei möglichster Erhöhung des Leuchtvermögens der zur Beleuchtung zu verwendenden Flammen ankomme, wollen wir das Wesen dieser letzteren und den Vorgang darin etwas näher betrachten. Alle Flammen haben eine nach oben spitzige Gestalt, weil das sie bildende, stark erhitzte Gas spezifisch leichter ist als die atmosphärische Luft, mithin in derselben aufsteigt, außer man gibt demselben durch einen (mittelst des Löthrohrs, der Düse eines Gebläses o. dgl.) künstlich zugeführten Luftstrom eine andere Richtung. Die einfachste Flamme ist eine gewöhnliche Leuchtgasflamme. Sie besteht aus einem inneren, dunkeln Theil, in welchem das Gas mit dem Sauerstoffe der Luft nicht in Berührung kommen, daher nicht verbrennen und nicht leuchten kann, und einer diesen dunkeln Theil umgebenden leuchtenden Hülle. Man überzeugt sich hievon, wenn man die Flamme mittelst eines horizontal durch dieselbe gehaltenen feinen Drahtnetzes abschneidet und von oben auf dieses Netz herabsieht. Es zeigt sich da in der Mitte ein kreisrunder, dunkler Fleck, um denselben herum ein leuchtender Ring, und man kann in die Mitte ein Stückchen Phosphor oder eines andern sehr brennbaren Stoffes hineinhalten, ohne daß es sich entzündet. An einer Kerzenflamme (und in ähnlicher Weise auch an andern Dochtflammen) sind, wie Fig. 672 anschaulich macht, vorzüglich drei verschiedene Theile zu unterscheiden. Zunächst um und über dem Docht ist ein dunkler, kegelförmiger Raum a, gebildet von den Producten der Zersetzung, welche das vom Docht aufgesogene Fett in dem obern Theil desselben, ohne mit der Luft in Berührung

Fig. 672.



zu kommen, (also gerade, wie bei der trockenen Destillation in einer Retorte) erfährt. Die zu diesen Producten von unten nach oben zuströmende Luft verbrennt anfangs vorzüglich den Wasserstoff und es scheidet sich die Kohle im glühenden Zustande ab. Der Raum b der Flamme, worin dies geschieht, ist ihr eigentlich leuchtender Theil. In der äußeren bläulich leuchtenden Hülle c endlich findet das Verbrennen der Kohle Statt; letztere ist besonders an der Basis dieser Hülle bemerklich, welche deswegen nicht leuchtend erscheint. Wird durch den inneren Theil a der Flamme Luft geleitet, so daß auch von dieser Seite her die Producte der oben besagten trockenen Destillation mit Sauerstoff in Berührung kommen; so geht die Verbrennung dieser Producte vollständiger und lebhafter vor sich und die Flamme gibt ein stärkeres Licht. So geschieht es bei den Argand'schen Lampen und bei Kerzen mit hohlen Dochten, ferner bei den ringförmigen Brennern für Leuchtgasflammen. Wird überdieß dem auf solche Weise durch das Innere der Flamme veranlaßten und dem an der äußeren Flammenfläche hingehenden, durch Anbringung eines gläsernen Schornsteins über der Flamme erhöhten Luftzug eine der vollkommenen Verbrennung des Wasser- und Kohlenstoffes der erwähnten Producte entsprechende Stärke gegeben, was sich durch gehörige Dimensionen des Kanals für den inneren Luftzug und durch eine hiemit so wie mit dem Durchmesser des Brenners in richtigem Verhältnisse stehende Länge, Weite und Gestalt des gläsernen Schornsteins erzielen läßt, so erhält die Flamme die möglich größte Leuchtkraft.

Die Farbe einer Flamme hängt von der Natur des Brenn- und des Zündstoffes, und vom Grade der Lebhaftigkeit des Verbrennens ab. Arsenik und Zink brennen weiß, Selen asurblau, Sodasalze gelb, Kalisalze blaß violett, Kalksalze ziegelroth, Strontiansalze carmoisinroth, Weingeist, worin Borsäure oder salpetersaures Kupfer aufgelöst worden, brennt grün, Schwefel brennt in atmosphärischer Luft mit bläulicher, in Sauerstoff mit schön violetter, in oxydirtem Stickgase mit gelblich rother Farbe u. s. w. Alle unvollkommen brennenden Körper geben nach Brewster gelbes Licht.

I. Tafel.

(Zur Seite 11.)

Vergleichung der häufiger vorkommenden Längenmaße.

a. Umwandlung des Wiener Flächenmaßes in Pariser und Londoner Fußmaß und in Metrisches Maß.

1 Wiener	hat Pariser Fuß	hat Pariser Zoll	hat Pariser Linien	hat Londoner Fuß	hat Londoner Zoll	hat Londoner Linien	hat Meter	hat Decimeter	hat Centimeter	hat Millimeter
Fuß	0·973125	11·677500	140·130000	1·037123	12·445476	149·345712	0·316109	3·161093	31·610928	316·109276
Zoll	0·081094	0·973125	11·677500	0·086427	1·037123	12·445476	0·026342	0·263424	2·634244	26·342439
Linie	0·006758	0·081094	0·973125	0 007202	0·086427	1·037123	0·002195	0·021952	0·219520	2·195203

b. Umwandlung des Pariser Fußmaßes in Wiener und Londoner Fußmaß und in Metrisches Maß.

1 Pariser	hat Wiener Fuß	hat Wiener Zoll	hat Wiener Linien	hat Londoner Fuß	hat Londoner Zoll	hat Londoner Linien	hat Meter	hat Decimeter	hat Centimeter	hat Millimeter
Fuß	1·027617	12·331404	147·976848	1 065764	12·789168	153·470016	0·324839	3·248390	32·483904	324·839043
Zoll	0·085635	1·027617	12·331404	0·088814	1 065764	12·789168	0·027070	0·270699	2·706992	27·069920
Linie	0·007136	0·085635	1·027617	0·007401	0·088814	1·065764	0·002256	0·022558	0 225583	2 255826

c. Umwandlung des Londoner Fußmaßes in Wiener und Pariser Fußmaß und in Metrisches Maß.

1 Londoner	hat Wiener Fuß	hat Wiener Zoll	hat Wiener Linien	hat Pariser Fuß	hat Pariser Zoll	hat Pariser Linien	hat Meter	hat Decimeter	hat Centimeter	hat Millimeter
Fuß	0·964206	11·570472	138·845664	0·938294	12·259528	135·114336	0·304794	3·047945	30·479450	304·794509
Zoll	0·080350	0·964206	11·570472	0·078191	0·938294	11·259528	0·025399	0·253995	2·539954	25·399542
Linie	0·006696	0·080350	0 964206	0·006516	0·078191	0·938294	0·002117	0·021166	0·211663	2·116628

d. Umwandlung des Metrischen Maßes in Wiener, Pariser und Londoner Fußmaß.

1 Französischer	hat Wiener Fuß	hat Wiener Zoll	hat Wiener Linien	hat Pariser Fuß	hat Pariser Zoll	hat Pariser Linien	hat Londoner Fuß	hat Londoner Zoll	hat Londoner Linien
Meter	3·163463	37·961556	455·538672	3·078444	36·941328	443·295936	3·280899	39·370788	472·449456
Decimeter	0·316346	3·796156	45·553867	0·307844	3·694133	44 329594	0·328090	3·937079	47·244946
Centimeter	0·031635	0·379616	4·555387	0 030784	0·369413	4·432959	0·032809	0·393708	4·724495
Millimeter	0·003163	0·037962	0·455539	0·003078	0·036941	0·443296	0·003281	0·039371	0·072449

Vergleichung einiger anderer Fußmaße mit dem Wiener Fuß und mit dem Meter.

(Zur Seite 11.)

Ortsname des Fußmaßes.	Enthält Meter	Enthält Wien. Fuß	Ortsname des Fußmaßes.	Enthält Meter	Enthält Wien. Fuß
Aarau (1 Fuß = 12 Zoll	0·300025	0·949140	Hildesheim	0·280173	0·886336
Alessandria (ord. F.)	0·342435	1·083304	Lausanne	0·293258	0·927731
» (Limprandischer Fuß)	0·513670	1·625013	Lemberg (poln. F.)	0·296965	0·939459
Altona	0·286490	0·906321	Lemgo	0·287593	0·909811
Ancona	0·390710	1·236023	Lissabon (Palmo, Fuß)	0·218588	0·691510
Appenzell	0·314688	0·995526	Lübeck	0·291002	0·920594
Basel	0·298200	0·943365	Lucca	0·589908	1·866193
Berlin (preußischer od. rheinl. F.)	0·313853	0·992886	Lucern	0·314688	0·995526
Bern	0·293325	0·927943	Madrid (Pies, F.)	0·282655	0·894188
Botzen	0·334120	1·0570	Mahon (Palma)	0·214473	0·678492
Braunschweig	0·285360	0·902746	Messina (sicil. F.)	0·242050	0·765733
Bremen	0·289200	0·914894	Modena	0·517712	1·637799
Cadix (Pies, Fuß)	0·282635	0·894188	München (bair. F.)	0·291859	0·923306
Carlsruhe (badenscher Fuß)	0·300025	0·949140	Neapel (Palmo)	0·263630	0·834002
Cassel (hessisch. F.)	0·287699	0·910145	Neufchatel	0·300020	0·949123
Copenhagen (dänischer Fuß)	0·313842	0·992850	Nizza (Palmo)	0·2650	0·838336
Crakau (Stopa, F.)	0·356421	1·127550	Oldenburg	0·296415	0·937718
Darmstadt	0·2500	0·790883	Osnabrück	0·279272	0·883485
Dresden (sächs. F.)	0·282655	0·894190	Petersburg (russischer Fuß)	0·304794	0·964227
Ferrara	0·401312	1·269564	Pisa	1·167252	3·692640
Frankfurt a. M.	0·284600	0·900341	Prag (böhmisch. F.)	0·296398	0·937667
Freiburg	0·293258	0·927731	Rom (Bau-Cama)	2·233271	7·065026
Fulda (Werkfuß)	0·282880	0·894900	St. Gallen	0·314688	0·995526
Genf	0·487936	1·543601	Stockholm (schwed. Fuß)	0·296838	0·939056
Gotha	0·287618	0·909889	Stuttgart	0·286490	0·906321
Grömingen (niederländ. Palme)	0·100000	0·316109	Venedig	0·347735	1·100070
Hamburg	0·286490	0·906321	Warschau (Stopa, Fuß)	0·2880	0·911097
Hanau	0·285200	0·902239	Weimar	0·281979	0·892049
Hannover	0·291990	0·923720	Wiesbaden	0·287844	0·910603
			Zürch	0·300025	0·949139

Einige andere bemerkenswerthe Längenmaße.

Name des Maßes	hat Wiener Fuß
Ale, die Elle in Dänemark ·	1·977
Arschine, „ „ Rußland · ·	2·252
Aune, Elle in Frankr. u. d. Schweiz	
„ „ „ Frankreich vor 1812	2·325
„ „ „ „ nach 1812	3·784
„ „ „ Basel, große · ·	3·727
„ „ „ „ kleine · ·	1·721
„ „ „ Genf, große · ·	3·758
„ „ „ „ kleine · ·	3·616
Braça, Klafter in Portugal und Brasilien · · · · ·	6·896
Bracce, Fuß in Tirol · · ·	2·012
Braccio, Elle in Ancona · ·	2·031
„ „ „ Bologna · ·	2·037
„ „ „ Florenz u. Lucca	1·879
„ „ „ Mod. u. Parma	2·047
„ „ „ Pavia · · ·	1·768
„ „ „ Venedig · ·	2·015
Braza, Klafter in Spanien ·	5·362
Calow, Zoll in Polen · · ·	0·076
Canna, Elle in Genua · · ·	7·909
„ „ „ Sardinien ·	7·346
„ „ „ Rom · · · ·	7·067
„ „ „ Toscana · ·	9·231
„ „ „ Neapel · · ·	6·672
„ „ „ Sicilien · ·	6·684
„ „ „ Barcellona ·	5·001
Chain, Kette, Feldmaß in England	63·586
Alt-schottische Chain	71·703
Neu-schottische „ ·	71·241
Cobido, Elle in Java · · ·	1·591
„ „ „ Bengalen ·	1·277
„ „ „ Arabien · ·	1·870
„ „ „ China · · ·	1·126
Codo, Elle in Spanien · · ·	1·288
Cos, Meile in Ostindien · ·	5783·8
Covado, Elle in Brasilien · ·	2·056
„ „ „ Portugal · ·	2·151
Covid, Elle in Calcutta u. Bombai	1·443
„ „ „ Canton · · ·	1·176
Dedon, Zoll in Spanien · ·	0·057
Deral, Elle in Ostindien · ·	1·753
Duim, Daum in den Niederlanden	0·032
Elle, in Aachen · · · · · ·	2·107
„ „ Arau · · · · · · ·	1·879
„ „ Amsterdam · · · · ·	2·180
„ „ Antwerpen · · · · ·	1·974
„ „ Augsburg, große · ·	1·927
„ „ „ kleine · ·	1·873
„ „ Baden (Großherzogth.)	1·895
„ „ Berlin, neue · · · ·	2·107
„ „ „ alte · · · ·	2·110
„ „ Bern · · · · · · ·	1·715
„ „ Breslau · · · · · ·	1·819

Name des Maßes	hat Wiener Fuß
Elle, (Brabanter) in Brüssel · ·	2·192
„ „ in Frankfurt a. M.	2·214
„ „ „ Hamburg · ·	2·186
„ „ „ Leipzig · ·	1·787
„ in Bremen · · · · ·	1·828
„ „ Cassel (Hessen) · · ·	1·800
„ „ Christiania (Norwegen)	1·977
„ „ Cöln, große · · · ·	2·199
„ „ „ kleine · · · ·	1·816
„ „ Crakau · · · · · · ·	2·044
„ „ Danzig · · · · · · ·	1·816
„ „ Dresden · · · · · ·	1·791
„ „ Frankfurt a. M. · · ·	1·730
„ „ Hamburg · · · · ·	1·813
„ „ Hannover · · · · ·	1·844
„ „ Harlem · · · · · · ·	2·154
„ „ Innsbruck · · · · ·	2·543
„ „ Kiel (Dänemark) · ·	1·819
„ „ Leipzig · · · · · · ·	1·787
„ „ Lemberg · · · · ·	1·876
„ „ Mailand alte · · · ·	1·692
„ „ München und Baiern	2·635
„ „ Niederlande (Königreich)	3·163
„ „ Olmütz und Mähren ·	2·502
„ „ Prag und Böhmen · ·	1·594
„ „ Schlesien (österreichisch)	1·832
„ „ Schottland, neue · ·	2·955
„ „ „ alte · · ·	2·986
„ „ Schweden · · · · ·	1·879
„ „ Triest, für Wolle · ·	2·139
„ „ „ „ Seide · ·	2·031
„ „ Warschau und Königreich Polen · · · ·	1·822
„ „ Wien und Oesterreich ·	2·464
„ „ Würtemberg · · · ·	1·942
„ türkische (Endese) · · ·	2·028
„ ostindische (Elto) · · ·	1·522
Faden, in Dänemark · · · ·	5·950
„ „ England (Fathom)	5·786
„ „ Preußen, zur See	5·960
Faust, Pferdmaß in Oesterreich	0·332
Fuß, in Achen · · · · · · ·	0·911
„ „ Altona · · · · · ·	0·905
„ „ Amsterdam · · · · ·	0·823
„ „ Antwerpen · · · · ·	0·905
„ „ Baden (Großherzogth.)	0·949
„ „ Baiern · · · · · ·	0·924
„ „ Basel · · · · · · ·	0·962
„ „ Bern · · · · · · ·	0·927
„ „ Böhmen · · · · · ·	0·936
„ „ Brasilien · · · · ·	0·959
„ „ Brabant · · · · · ·	0·902
„ „ Braunschweig · · · ·	0·905
„ „ Bremen · · · · · ·	0·914

Name des Maßes	hat Wiener Fuß
Fuß, in Brüssel	0·921
» » Canton in China	1·069
» » Cöln	0·908
» » Crakau	1·126
» » Dänemark	0·993
» » England	0·965
» » Frankfurt a. M.	0·902
» » Galizien	0·939
» » Genf	1·028
» » Haag	1·028
» » Hamburg	0·905
» » Hannover	0·924
» » Hessen Cassel	0·908
» » » Darmstadt	0·791
» » Lissabon	1·038
» » Lübeck	0·921
» » Lüttich	0·908
» » Mähren	0·936
» » Mailand	1·259
» » Modena	2·006
» » Neuchatel	0·927
» » Padua	1·354
» » Portugal	1·038
» » Preußen	0·990
» » Rheinländer	0·990
» » Rom	0·993
» » Rußland	0·962
» » Schlesien, österreichisch	0·914
» » » preußisch	0·990
» » Schweden	0·766
» » Spanien	0·892
» » Würtemberg	1·256
» » Tirol	0·993
» » Turin	1·022
» » Utrecht	0·864
» » Venedig	0·911
» » Würtemberg	0·256
» » Zürch	0·952
Ges, Elle in Bengalen	2·673
Gos, Meile in Ostindien	31951
Kassabeth, Klafter in Aegypten	11·548
Lachter, Berglachter in Dänemark	6·362
» » » Freiberg	6·143
» » » Idria	6·191
» » » Böhmen	6·068
» » » Preußen	6·618
» » » Sachsen	6·273
» » » Schweden	5·634
» » » Ungarn (Schemnitz)	6·403
Lieue, Meile in Frankreich, alte	14062
» » » » neue	31635
Meile, Arabische	6204
» Chinesische	1819
» Deutsche	14058

Name des Maßes	hat Wiener Fuß
Meile, Englische, alte	7383·5
» » neue	5090·0
» » Seemeile	5858·7
» Französische	14062
» » Seemeile	17576
» Geographische	23428
» Holländische	18500
» Italienische	5858·7
» Niederländische Seemeile	17576
» Oesterreichische Postmeile	24000
» Portugiesische	19528
» Preußische	24460
» Römische	4656·7
» Russische (Werst)	3375·4
» Sächsische	28601
» Schwedische	33764
» Schweizerische	46424
» Spanische	13198
» Türkische Seemeile	4099·9
» » Berri	5305·1
Palm, in England	0·237
» » Niederlanden	0·316
» » Hamburg	0·316
» » Genua	0·791
» » Neapel	0·832
» » Rom	0·705
» » Spanien (Castilien)	0·671
» » » Catalonien	0·576
Perch oder Pearch, Ruthe in England	16·7379
Perche, in Frankreich zu 3 Toisen	18·497
Pik, Elle in Aleppo	2·139
» » » Aegypten	2·151
» » » Algier	1·968
» » » Constantinopel	2·113
» » » Smyrna	2·167
» » » Tripolis	1·746
» » » Tunis	1·496
Ruthe, in Aachen zu 16 Fuß	14·274
» » Amsterdam zu 13 Fuß	11·645
» » Basel zu 16 Fuß	15·387
» » Bern zu 10 Fuß	9·275
» » Braunschweig zu 16 F.	14·441
» » Bremen zu 16 Fuß	14·634
» » Brüssel zu 20 Fuß	14·723
» » Cassel zu 14 Fuß	12·736
» » Dänemark zu 10 Fuß	9·927
» » Hamburg zu 14 Fuß	12·685
» » Hannover zu 16 Fuß	14·777
» » Preußen, rheinl. Ruthe	11·914
» » Sachsen	14·274
» » Schweden zu 16 Fuß	15·020
» » Warschau	13·666
» » Würtemberg zu 10 Fuß	9·063
» » Zürch zu 10 Fuß	9·519
Saschen, Klafter in Rußland	6·781

Name des Maßes	hat Wiener Fuß
Staab, in Frankfurt a. M.	3·739
» » der Schweiz	3·758
» » Tirol	2·847
Toise, Klafter in Frankreich, alte	6·166
» » » » neue	6·327
Vara, Elle in Brasilien	3·436
» » » Castilien	2·679
» » » Mexico	2·891
» » » Portugal	3·458
Werschock, in Rußland	0·142
Werst, Meile in Rußland	3375·5
Yard, Elle in England	2·891

Die Zahlen dieser Tabelle werden multiplicirt durch um zu erhalten

multiplicirt durch	um zu erhalten
0·31609	Meter
0·97312	Pariser Fuß
1·03712	Londoner Fuß
1 00718	Rheinl. Fuß
1·00736	Preußische Fuß
0·00004268	Deutsche geogr. Meilen.

Vergleichung einiger Flächenmaße.

(Zur Seite 11.)

Name des Maßes	hat Wr. □Klftr.
Acker, in Erfurt, zu 300 □ Ruthen	731·2
» » Leipzig	1533·5
Acre, alt Schottischer	1435
» neu »	1311
» in England, Imperial-Standart	1123·7
Are, in Frankreich 100 □ Meter	27·7998
Arpent, Feldmaß in Frankreich, 900 □ Toisen	949·8
» » in der Niederlande	1832 0
Biolca, Feldmaß in Bologna	784·2
Buinder, in der Niederlanden	27·79
Campo, in Padua, zu 840 Tavole	1542 0
» » Venedig zu 640 »	773·0
» » Verona zu 24 Vanezze	835·5
Catena, Feldmaß in Neapel	1·33
Centiare, ein □ Meter	0.278
Cotta, in Ostindien und Bengalen	18·88
Decare, gleich 10 Ares	277·998
Deciare, gleich ¹/₁₀ Ares	2·78
Dessetine, Feldmaß in Rußland	1795·19
Hectare, 100 Ares	2779·98
Joch, hat 3 Metzen oder 2 böhmische Strich u. 5758 Centiares	1600 0
Kiliare, zu 10 Hectare	27799·8
Milliare, ¹/₁₀₀₀ Are	0·0270
Morgen, in Aichen	848·2
» » Amsterdam	2255·5
» » Baden, (Großhztḧ.)	997·8
» » Berlin neuer	709 5
» » » alter	1676·5
» » Braunschweig	695·0
» » Bremen	714·0
» » Danzig	1544·0
» » Darmstadt	693·7
» » Genf	1438·9
» » Hamburg	2680·0
» » Hanover	721·4
» » Holland	2619·0
» » Mecklenburg	1806·0
Morgen, in Nürnberg	1314·0
» » Oldenburg	3474·0
» » Polen	1571·7
» » Rheinländischen	472·5
» » Sachsen	1700·0
» » Stralsund	1806 0
» » Trier	974·5
» » Würtemberg	875·6
» in Würzburg (Feldmorgen)	985·5
Myriare, gleich 10000 Are, f. Are	
Perche, in Frankreich	9 498
Pertika, in Parma	3·0
» » Florenz	2·44
» » Piacenza	2·40
» » Venedig	1·33
Pflug, Ackermaß in Schleßw.-H.	49200
Saccato, » » Toskana	1035·0
Scheffel, in Hamburg	1167·7
Starel, od. Starello in Sardinien	527 0
Stochia, in Tirol	2483 0
Tavola, in Italien, in Bergamo	7 8
» » » » Padua	7·2
» » » » Piemont	10·5
» » » » Verona	1·1
Tonne, in Kopenhagen	3072·0
Tornatura, im Kirchenstaate	46 0
Trippelhufe, in Pomm. u Meckl.	81917·5
Vanezza, in Verona	34·28
Versara, in Neapel	8·0
Vorling, in Hannover	360·7
Wloka, in Polen	47150

Die Zahlen dieser Tabelle werden multiplicirt durch um zu erhalten

multiplicirt durch	um zu erhalten
36	Wiener □Fuß
34·0895	Pariser »
38·7208	Londoner »
4·30231	Londoner □Yards
0·000625	Wiener Joch
3·597148	□Meter.

II. Tafel.

(Zur Seite 11.)

Vergleichung und Umwandlung der wichtigsten Flächenmaße.

Name des Ortes und Maßes	Enthält Quadrat-Centimet.	Enthält Vergleichende Logarithm. *)
Bairische □ Klafter	30665·1	4·4866493
» » Fuß	851·818	2·9303468
» » Zoll	5·91540	0·7719843
» » Linien	0·004108	0·6136218—3
Dänische □ Klafter	35499·4	4·5498529
» » Fuß	984·816	2·9935504
» » Zoll	6·84208	0·8351879
» » Linien	0·047514	0·6768254—2
Englische □ Yard	8360 97	3 9222567
» » Fuß	928·997	2·9680142
» » Zoll	6·45136	0·8096517
» » Linien	0·044801	0·6512892
Französische □ Toise	37987·4	4·5796399
» » Fuß	1055·20	3.0233374
» » Zoll	7·32748	0·8649549
» » Linien	0 050885	0·7065924—2
Oesterreich □ Klafter	35971·4	4·5559579
» » Fuß	999·207	2·9996554
» » Zoll	6·93894	0·8412929
» » Linien	0·04819	0·6829304—2
Preußische oder rheinländ. □ Klafter	35469·5	4·5498565
» » Fuß	985·267	2·9996554
» » Zoll	6·84213	0·8351915
» » Linien	0·047515	0·6768290—2
Russischer □ Faden	45559·1	4·6585784
Sächsische □ Klafter	28761·9	4·4588171
» » Fuß	798·940	2·9025146
» » Zoll	5·54820	0·7741521
» » Linien	0·038529	0·5857896—2
Schwed. □ Klafter	31720·5	4·5013401
» » Fuß	881·125	2·9450378
» » Zoll	6·11893	0·7866753
» » Linien	0 042492	0 6283129—2

*) Dieser vergleichende Logarithmus wird zum Logarithmus des Maßes in der ersten Spalte addirt, um den Logarithmus der Quadrat-Centimeter, oder vom Logarithmus der Quadrat-Centimeter abgezogen, um den Logarithmus des Maßes der ersten Spalte zu erhalten.

Verwandlung der Quadrat-Zolle und Quadrat-Linien in Quadrat-Fuße.

□Z.	hat □Fuß	□L.	hat □Fuß
1	0·0069444	1	0·0000482
2	0·0138888	2	0·0000964
3	0·0208333	3	0·0001447
4	0·0277777	4	0·0001929
5	0·0347222	5	0·0002411
6	0·0416666	6	0·0002893
7	0·0486111	7	0·0003376
8	0·0555555	8	0·0003858
9	0 0625000	9	0·0004340
10	0·0694444	10	0·0004822

Vergleichung einiger Quadratfuße mit dem Quadrat-Meter und unter einander.

Q. Meter	Pariser Q. F.	England, Rußland Q. F.	Preußen, Dänemark rhn. Q. F.	Baiern Q. F.	Hannover Q. F.	Sachsen Q. F.	Braunschweig Q. F.	H. Cassel, Nassau Q. F.	Würtemb. Hamburg Q. F.	Baden, Schweiz Q. F.	Wiener Q. F.	Frankfurt Q. F.	Hessen-Darmstadt Q. F.
1	9·476817	10·76430	10·15187	11·73960	11·72067	12·46936	12·28023	12 08156	12·18372	11·11111	10·00739	12·35479	16·00000
0·105521	1	1·135856	1·071232	1·238770	1·236773	1·315775	1·295818	1·274854	1·285635	1·172452	1·055987	1·302770	1·688330
0·092900	0·880393	1	0 943105	1·090605	1·088847	1·158399	1·140829	1·22373	1·131864	1·032219	0·929684	1·146950	1·486394
0·098504	0·933505	1·060327	1	1·156398	1·154534	1·228282	1·209652	1·190083	1·200146	1·094489	0·985768	1·216142	1·576064
0·085182	0·807252	0·916922	0·864754	1	0·998388	1·062162	1·046052	1·029129	1·037832	0·946464	0 852447	1·051661	1·362906
0·085319	0·808556	0·918403	0·866150	1·001615	1	1·063877	1 047741	1·030791	1·039507	0·947993	0·853824	1·053361	1·365108
0·080197	0·760008	0·863260	0·814145	0·941476	0·939958	1	0·984833	0·968900	0·977093	0·891073	0 802559	0 995046	1·283145
0·081432	0·771713	0·876555	0·826683	0·955975	0·954434	1·015401	1	0·983822	0·992141	0 904797	0·814919	1·005364	1·302907
0·082772	0·784403	0·890969	0·840278	0·971695	0·970129	1·032098	1·016444	1	1 008456	0·919675	0·828319	1·021898	1·324331
0·082077	0·777826	0·883498	0·833232	0·963547	0·961994	1·023444	1·007921	0·991615	1	0·911963	0·821374	1·013328	1·313228
0·090000	0 852914	0·968787	0·913668	1·056564	1·054861	1·122242	1·105221	1·08734	1·096535	1	0·900665	1·111142	1·440000
0 099926	0·946982	1·075635	1·014437	1·173093	1·170202	1 246014	1·227116	1·207264	1·217472	1·110290	1	1·233659	1·598818
0·080997	0·767595	0·871878	0·822272	0·950874	0·949341	1·009982	0·994663	0·978572	0·986847	0·899968	0 810571	1	1·295043
0·062500	0·592301	0 672769	0·634492	0·733725	0·732542	0·779335	0·767514	0 755098	0·761482	0 694445	0·625461	0·772175	1

III. Tafel.

A. Körpermaße für trockene Gegenstände.

(Zur Seite 11.)

Name	hat Wr. Achtel
Achtel, in Oesterreich	1·000
» Baiern	0·607
» Würtemberg	0·361
Achterli, in Bern	0·215
Almuda, in Majorka u. Minorka	0·260
» Portugal	2·212
Alquiera, in Madera	1·431
» Brasilien	1·801
» Portugal	1·757
Bacino, in Corsica	1·065
Becher, in Oesterreich	0·0625
» Braunschweig	0·254
» Carlsruhe	0·020
Boisseau, in Frankreich, alter	1·691
» » neuer	1·626
Buschel, in England, Imperial-Standart-Bushel	4·728
» Winchester-Bushel	4·683
Butte, in Hessen	81·310
Caffis, in Valenzia	32·018
» Algier	41·533
» Tripolis	42·464
» Tunis	46·534
Cahiz, in Valenzia, in Spanien	32 018
» Cadix und Madrid	7·435
Cambetta, in Genua	0·157
Carga, in Barcellona	22 090
» Insel Candia	19·801
Cavot, in Niederland	2·895
Celemine, (Alinuda) in Bilbao	0·651
» » Castilien, » » Cadix, » » Madrid	0·052
» » Valenzia	0·543
Centilitre, in Frankreich	0·001
Centistère, in Frankreich	1 301
Chaldron, in England	170 003
Comb, in England	18 913
Copello, in Alessandria, » Turin, Sardinien	0·312
Copet, in Neufchatel	0·083
» Waadtland	0·015
Coppa, im Kirchenstaat	4·423
Corba, im Kirchenstaate	9·599
Corbula, in Sardinien	3·187
Cortane, in Catalonien	0·738
Coupe, in Freiburg (Schweiz)	0·520
» Genf »	10·261
» Savoyen	0·369
Cupo oder Koppa, im Kirchenstaate	0·299
Cwiercec od. Cwierz, in Warschau	4·163
» Krakau	3·903
Dan, in China	31·114
Dekalitre, in Frankreich	1·301
Dekastère, »	1300·825
Decilitre, »	0·013
Decina, in Rom	0 543
Decistère, in Frankreich	13·008
Dimerli, in der Wallachei	3 226
Dreißiger, in Baiern	0·208
Eklein, in Würtemberg	0·018
Emine oder Hemine, in Frankreich	10·147
» Neufchatel	2 061
» Sardinien	2·992
» Waadtland	0·176
Faden, (als Holzmaß), in Bremen	226·497
» Dänemark	881·661
» Danzig und Königsberg	220 773
» Mecklenburg	314·052
» Stettin	585·432
Fanega, in Brasilien	7·193
» Madera	5·822
» Lissabon	7·025
» Bilbao	7 806
» Corunna	8·261
» Galicien (Spanien)	9·237
» Castilien	0 620
» Malaga	7·879
» Asturien	9·902
Faß, Getreidemaß, in Aachen	3 209
» » Hamburg	0·863
» » Lübeck	1·084
Ferrado, in Spanien	2·066
Fichelin, in der Schweiz	4·377
Fierdigkar, in Dänemark	0·563
Fortin, in der Türkei	18·252
Fuder oder Fuhre, in Hannover	291 416
» » Osnabrück	268·910
Gallon, in England	0·591
Garcy oder Garnitze, in Krakau	0·478
» » Warschau	0·520
Garnez, in Rußland	0·425
Gescheid, in Hessen	0·260
» Frankfurt a. M.	0·220
Halbe, Getreidemaß in Ungarn	0·109
Halster, niederl. Hafermaß	6·765
» » Weizenmaß	6·713
Haufen, in Berlin	195·12
Heitscheff, in Schleswig, » Dänemark	14·311
Hectolitre, in Frankreich	13·01

Name	hat Wr. Achtel
Himt od. Himten, in Braunschweig	4·033
» » Hannover	4·042
Holzstoß, in Breslau	2026·5
Imbuto, in Sardinien	0·398
Immel, od. Immeli, in Heidelberg	0·840
» » Solothurn	0·429
Immi, in Bern	0·429
» Luzern u. Unterwalden	0·453
Kanne, Getreidemaß, in Cleve	0·146
» » Oldenburg	0·173
» » Schweden	0·338
Kappar, in Schweden	0·592
Keel, Steinkohlenmaß, in England	1360·065
Kila od. Kiloz, in Slavonien	24·263
» » Wallachei	51·154
Kilo od. Kiloz, in Alexandrien	22·334
» » Constantinopel	4·564
Kilolitre, in Frankreich	130·096
Köpfchen, in Fulda	0·182
Kop od. Koppe, in Niederland	0·130
» » Aachen	0·801
» » Amsterdam	0·113
Koppo, in Mailand	0·013
Korb, in Osnabrück	1·864
Kornlast, in Dänemark	398·156
Kornstar, in Tirol	3·974
Korzec od. Korschez, in Krakau	15·612
» » Warschau	16·652
» » Galizien	15·872
Kubik-Toise, in Frankreich	963·116
» Fuß »	4·459
» Zoll »	0·003
» Elle, in den Niederlanden	130·082
» Palm, » »	0·130
Kübel, in Siebenbürgen	12·789
» Sachsen, Kohlenmaß	41·891
Küchenmaß, in Leipzig, im Mehlhandel	0·367
Küpfli, in Basel	0·520
Kulmet od. Kullmit, in Reval	1·707
» » Riga	1·412
Kumpf, in Heidelberg	0·904
» Hessen	1·041
Kwart, in Krakau	0·124
» Warschau	0·130
Kwaterk, in Polen	0·031
Last, Getreidemaß, in Amsterdam	390·756
» Antwerpen	373·871
» Bremen	369·734
» Cöln	421·800
» Crakau	468·250
» Danzig, Westpreußen	401·738
» Hamburg	410·824
» Hannover	401·067
» Königsberg u. Ostpreußen	388·859

Name	hat Wr. Achtel
Last, Getreidemaß in Lübeck	416·764
» Niederlande	390·247
» Polen	499·050
» Preußen	514·764
Litre, in Frankreich	0·130
Load oder Last, in England	378·2552
» » Winchester Load	366·352
» » Schottischer Load	371·426
Lof, in Esthland	5·125
» Liefland	8·456
Maate, in Holland	7·979
Maatje, in Niederland	0·013
Mäß, Getreidemaß, in Bern	1·717
» » Freiburg	1·037
» » Solothurn	1·756
Mäßchen, Getreidemaß, in Hessen	0·325
» Homburg	0·406
» Darmstadt	0·065
» Frankfurt a. M.	0·057
» Mainz	0·055
» Berlin	1·112
» Sachsen	0·217
Mäßli, Getreidemaß, in Aargau	0·182
» » Bern	0·859
» » Zug	0·182
Maßel, in Böhmen	0·761
Malter, in Aachen	19·254
» Altenburg	36·553
» Berlin	85·714
» Breslau	109·130
» Carlsruhe	19·514
» Cöln	21·090
» Darmstadt u. Hessen	16·652
» Frankfurt a. M.	14·049
» Gotha	22·766
» Hannover	24·254
» Leipzig und Sachsen	167·551
» Mainz	14·213
» Nürnberg	21·739
» Zürch	43·028
Maß, Getreidemaß, in Aschaffenburg	2·273
» » Baiern	0·139
» » Fulda	2·897
» » Nürnberg	0·173
Maßel Getreidemaß, in Baiern	0·603
» Böhmen	0·75
» Wien und Oesterreich	0·25
» Wien klein. Maßl	0·125
Medio, in Valenzia	0·271
Meeß, od. Mäß, in Regensburg	34·111
Mequia, in Brasilien u. Portugal	0·111
Meste, oder Metze, Frankf. a. M.	1·756
Meßle, in Baden	0·195
Meßli, in Zürch	0·168

Name	hat Wr. Achtel
Matadella, in Toskana	0·396
Metze, Getreidemaß, in Altenburg	1·142
» Ansbach	2·746
» Berlin und Preußen	0·446
» Cassel	1·301
» Danzig wie Berlin.	
» Dresden	0·867
» Erfurt, wie Berlin.	
» Ostpreußen	0·429
» » alte	0·403
» Nürnberg	2·620
» Rostock	0·316
» Ulm	1·242
» Würzburg	2·810
Metzen, Getreidemaß, in Baiern	4·821
» Augsburg	3·338
» Berlin	0·442
» Breslau	0·569
» Frankfurt a. M.	1·756
» Nürnberg	2·625
» Olmütz, wie Wien.	
» Pesth	10·407
» Preßburg	6·934
» Wien	8·000
Meyo od. Mejo, in Brasilien und Portugal	0·059
Mezzetta, in Toskana	0·195
Millilitre, in Frankreich	0·00013
Millistère, »	0·130
Mina, in Genua	15·185
» Piemont	2·493
» Lombardei	1·301
» Toskana	1·583
Mine, in Frankreich	10·148
Minello, in Verona	4·798
Mirze, in der Wallachai	2·554
Modillo, in Sizilien	0·376
Moggio, in Corfu	0·264
» Kirchenstaat	78·578
» Mailand	19·005
» Mantua	36·216
Mondino, in Genua	121·484
Mojo od. Mojo, in Lissabon	105·335
» » Brasilien	107·893
Mudd od. Mudde, in Niederland	13·008
Muid, Getreidemaß, in Frankreich	243·541
» » Neufchatel	47·572
Müdde, in Basel	2·212
Mutt od. Muid, in Appenzell	11·874
» » Bern	20·605
» » Luzern	18·069
» » Schafhausen	13·942
» » Zug	11·662
» » Zürch	10·762
Müttle, in Ulm	7·520

Name	hat Wr. Achtel
Muth, in Oesterreich	240·0
Myrialitre, in Frankreich	1300·72
Nössel od. Oeßel, in Altenburg	0·047
» » Eisenach	0·052
» » Gotha	0·033
» » Weimar	0·039
» » Braunschweig	0·059
» » Hannover	0·065
» » Dresden	0·056
Occa, in der Wallachei	0·203
Osmin, in Rußland	13·610
Ottava, in Brasilien	0·898
Pajock, in Rußland	6·805
Peck, in England	1·182
Pint, in England	0·074
Pinta, in der Lombardei	0·130
Poisson, in Frankreich	0·016
Polonico, in Triest	3·209
Pottle, Getreidemaß, in England	0·296
Quart, Getreidemaß, in Lemberg	0·124
» » England	0·148
Quartaro, in Mailand	0·592
Quarter, in England	37·826
Quartera, in Barcellona	8·889
Quarterone, in Bologna	1·200
» Valenzia	0·135
Quartier, in Schweden	0·043
Quartillo, in Spanien	0·013
Quarto, in Genua	1·898
» Sicilien	0·699
» Toskana	0·791
Quartuccio, in Toskana	0·098
» Rom	0·433
Restiere, in Sardinien	19·110
Rimpel, in Ungarn	0·026
Rubbio, in Ancona	35·516
» Rom	34·767
Sacco, in Sardinien	14·955
» Toskana	9·237
» Venedig	16·583
Sack, in Amsterdam	10·854
» Brüssel	15·156
» Harlem	9·978
» Basel	17·758
» Rußland	31·613
Salma, in Barcellona	35·373
» Malta	34·649
» Sicilien	36·011
Schaff, in Augsburg	26·705
» Ingolstadt	79·641
» Landshut	78·448
» Passau	248·962
» Regensburg	136·471
Scheepel, in den Niederlanden	3·618
Scheffel od. Schepel, in Altona	2·261

Name	hat Wr. Achtel
Scheffel od. Schepel, in Baiern	28·925
» Berlin und Preußen	7·144
» Braunschweig	40·362
» Bremen	9·245
» Breslau	9·094
» Copenhagen, Dänem.	2·261
» Danzig	6·695
» Dresden	13·879
» Erfurt	7·748
» Hamburg	13·694
» Königsberg	6·481
» Leipzig, wie Dresden	
» Lübeck	2·949
» München	28·907
» Niederlande	1·301
» Rostock	5·054
» Schlesien, österr.	9·936
» Stuttgart u. Würtemb.	23·051
Schip, in Schleswig	2·342
Schrott od. Schoot, Frankf. a. M.	0·014
Scorzo, in Rom	2·368
Seitel, in Böhmen	0·062
Sester od. Sister, in Baden	1·951
» Basel	4·439
» Frankfurt a. M.	0·878
» Trier	0·868
Setier, in Frankreich	20·295
» Straßburg	2·399
Simmer od. Simri, in Darmstadt	4·163
» Frankfurt a. M.	3·730
» Mainz	3·553
» Nürnberg	41·956
» Würtemberg	2·849
Soma, in Mailand	13·010
Stajo od. Staro, in Corsica	12·821
» Lucca	3·187
» Toskana	3·079
» Turin	4·985
» Rom, Parma, Triest s. Staro	
Stara, im Canton Tessin	2·588
Staro, in Bologna	4·799
» Mailand	2·374
» Parma	6·687
» Tirol	3·978
» Triest	9·639
Startin, in Steiermark	73·635
Stère, in Frankreich	130·072
Stoop, in Schweden	0·169
Strich, in Böhmen	12·177
Strike, in England	9·956
Tomolo, in Neapel	6·657
» Sicilien	2·251
Tonne, Getreidemaß, in Altona	18·083
» Amsterdam	17·563
» Dänemark	18·083
Tonne, Getreidemaß, in Lübeck	19·944
» Esthland	15·377
» Liefland	16·939
» Schweden	19·046
Tonnelada, in Bras. u. Portug.	117·503
Tschetwerik, in Rußland	3·403
Tschetwerka, »	0·851
Tschetwert, »	27·221
Tun oder Tonne, in England	189·128
Varenne, in Savoyen	2·914
Veissel, »	13·127
Vierdewat, in Amsterdam	0·925
Vierfaß, in Braunschweig	1·008
Vierling, in St. Gallen	0·618
» Schafhausen	0·738
» Würtemberg	0·722
Vierusel, in Baden	3·617
» Baiern	3·253
Viertel, in Altona	0·566
» Antwerpen	9·975
» Baiern	2·410
» Bremen	2·316
» Cassel	20·842
» Cöln	0·585
» Dänemark	4·521
» Danzig	1·786
» Dresden u. Sachsen	3·480
» Erfurt	23·244
» Gratz	10·392
» Prag und Böhmen	3·044
» Weimar	2·500
» Wien	2·000
» Würzburg	0·703
» Zürch	2·690
Vierteli, in Bern	0·057
Viertelspan, in Schweden	2·381
Winspel, od. Wispel, in Braunsch.	161·541
» » Hamburg	136·939
» » Hannover	194·234
» » Lüneburg	161·879
» » Preußen	171·588
» » Sachsen	335·428
Zack, in den Niederlanden	13·008
Zuber, in Baden	195·145

Die Zahlen dieser Tafel werden multiplicirt

durch	um zu erhalten
0·12500	Wiener Metzen
7·68860	Litres
0·007689	Kubik-Meter
1·69198	Londoner Gallons
2·23779	Preußische Metzen
0·07302	Hamburger Scheffel
5·43276	Wiener Maß (s. Getränk)
0·24339	Wiener Kubik-Fuß
0·22429	Pariser Kubik-Fuß.

B. Körpermaße für flüssige Gegenstände.

(Zur Seite 11.)

Name	hat Wr. Maß
Achter, in Oesterreich	1·000
Acumbre, in Spanien	1·237
Ahm od. Ohm, in Altona, Hamburg u. Rostock	102·380
» » Amsterdam	109·698
» » Braunschweig	103·964
» » Bremen	100·931
» » Copenhagen	105·880
» » Hannover	109·946
» » Leipzig	107·259
» » Rußland	104·214
» » Schweden	111·006
Aimer, in Würtemberg	207·872
Alma, in Constantinopel	3·703
Amphora, in Venedig	448·267
Anker, in Amsterdam	27·425
» Dänemark	26·444
» Hamburg	25·595
» Hannover	27·462
» Preußen	24·273
» Rußland	26·053
» Schweden	27·752
Arroba, major, in Spanien, Castilien u. Madrid	11·136
» menor	8·661
Barillo, in Genua	52·427
» Neapel	30·827
» Rom	32·171
» Toskana	29·413
» für Oel, in Genua	45·725
» » Sardinien	23·757
» » Toskana	23·531
Barrel, Weinmaß	101·143
» Oel-Barrel	102·748
» Bier-Barrel	115·593
Beczka, in Warschau	70·705
» Crakau	96·512
Boccale, in Sardinien	0·566
» Ancona	1·244
» Bologna	0·848
» Mailand	0·566
» Toskana	0·735
» Triest	1·357
» Venedig	0·877
Both, in Danzig	291·147
» Hamburg	358·190
» Malaga	333·726
» Riga	307·650
Botta, in Rom	289·606
» Sardinien	354·053
» Venedig	560·687
» Spanien	333·726
Bozza, in Venedig	2·333
Brau, in Hannover	122919·240

Name	hat Wr. Maß
Breuta, in Mailand	53·382
» Rom	72·967
» Sardinien	39·828
» Bern	28·282
Cauado, in Spanien	23·637
Canhada, in Portugal	0·990
» Brasilien	0·983
Carro, in Sardinien	398·491
» Neapel	739·478
Centilitre, in Frankreich	0·007
Char, in Genf	457·692
» Lausanne	608·060
Conzo, in Venedig	56·012
Coppo, in Lucca, kleiner	70·528
» » großer	86·613
Corba, im Kirchenstaate	52·145
Decalitre, in Frankreich	7·067
Decastère, »	7067·07
Decilitre, »	0·071
Decistère, »	70·67
Eimer, in Augsburg	41·907
» Bamberg	69·291
» München	45·350
» Nürnberg	48·185
» Regensburg	80·144
» Würzburg	53·028
» Altona und Hamburg	20·462
» Hannover	43·936
» Rostock	20·462
» Prag und Böhmen	43·130
» Preßburg	37·686
» Wien	40·000
» Berlin	48·503
» Erfurt	50·115
» Dresden	41·518
» Leipzig	53·580
» Schweden	55·489
Faß, in Rußland	347·378
» Braunschweig	70·104
» Dresden	277·727
» Leipzig	255·102
» Lübeck	107·471
» Dänemark	634·574
» Hamburg	644·331
» Wien	400·000
Fuder od. Fahrt, in Baden	995·839
» Braunschweig	623·169
» Cassel, Mainz u. Worms	675·229
» Dänemark	634·574
» Danzig	582·288
» Erfurt	601·201
» Frankfurt a. M.	607·777
» Hamburg	613·681
» Hannover	659·066

Name	hat Wr. Maß
Fuder od. Fahrt, in Leipzig	643·058
» Lübeck	613·681
» Preußen	582·295
» Schweden	665·804
» Wien	1280·000
» Würtemberg	1213·921
Gallon, in England	3·211
Garniec, in Krakau	2·835
» Rußland	0·419
» Warschau	2·828
Gebräu, in Dresden	6666·030
» Leipzig	4082·272
Glas, in London	0·106
Halbe, in Wien	0·500
Hectolitre, in Frankreich	70·66
Hellaichmaß	1·301
Imi, in Würtemberg	12·973
Kanne, in Achen	0·749
» Dänemark	1·343
» Dresden	0·658
» Hamburg	1·273
» Hannover	1·386
» Leipzig	0·848
» Lübeck	1·273
» Niederland	0·707
» Rostock	0·636
» Sachsen	1·202
» Schweden	1·697
» Wien	1·000
Kilolitre, in Frankreich	706·707
Kruschka, in Rußland, alte	1·086
» » neue	0·868
Kufe od. Kuppa, in Berlin	323·474
» » Leipzig	510·204
Kwart, in Krakau	0·672
Last, in Rußland	429·474
Litre, in Frankreich	0·707
Maatje, in Niederland	0·071
Maß, in Aarau	1·018
» Ansbach	0·955
» Augsburg	1·011
» Baden	1·061
» Basel, alte	1·082
» » neue	0·728
» Baiern	0·436
» Cassel	1·379
» Cöln	0·940
» Erfurt	0·594
» Frankfurt a. M., altes	1·266
» » neues	1·124
» Gotha	0·601
» Mähren	0·756
» Mainz	1·329
» Nürnberg, Schenkmaß	0·764
» » Visirmaß	0·813
» Stuttgart	1·294
» Tirol	0·573

Name	hat Wr. Maß
Maß, in Waimar	0·643
» Wien	1·000
» Würzburg	0·735
» Zürch, Lautermaß	1·287
» » Schenkmaß	1·160
Mezzarola, in Genua	104·431
Mezzelta, in Toskana	0·382
Migliajo, in Venedig	430·874
» Verona	412·208
Millerole, in Marseille	42·189
Millilitre, in Frankreich	0·00071
Millistère, »	0·707
Mingel, in Amsterdam	0·848
» Bremen	0·141
Miro, in Venedig	10·775
» Verona	10·514
Misjes, in Niederland	0·106
Nössel, in Braunschweig	0·318
» Hannover	0·354
» Sachsen	0·318
» Leipzig	0·424
» Altona, Hamburg und Lübeck	0·318
Ohm od. Ahm, in Aachen	97·891
» » Amsterdam	109·698
» » Antwerpen	97·021
» » Baden	106·057
» » Cassel	112·562
» » Dänemark	105·703
» » Erfurt	100·224
» » Frankf. a. M.	101·299
» » Hamburg	102·288
» » Hannover	109·854
» » Leipzig	107·153
» » Lübeck	102·288
» » Preußen	92·800
» » Rostock	100·895
» » Schweden	110·971
Ort, in Oldenburg	0·262
» Osnabrück	0·035
Osmuschka, in Rußland, alte	1·086
» neue	0·868
Oxhoft, in Amsterdam	164·547
» Berlin und Preußen	145·651
» Braunschweig	155·762
» Bremen	151·308
» Danzig	145·651
» Dresden	124·970
» Hamburg	161·065
» Hannover	235·446
» Leipzig	142·965
» Rostock, Mecklenburg	153·429
» Rußland	156·320
» Schweden	166·438
» Warschau	168·807
Pinta od. Pinte, in Amsterdam	0·429
» » Bern	1·181

Name	hat Wr. Maß
Pinta od. Pinte, in Böhmen	1·351
» » Brescia	0·969
» » Genua	0·530
» » Lombardie	0·707
» » Frankr., neue	0·707
» » » alte	0·872
Pipa oder Pipe, in Brasilien, Portugal	307·565
» Danzig	289·889
» Hamburg	247·466
» England . 120 Gallonen	
» Rußland	312·641
» Castilien und Spanien	300·495
» Catalonien	349·634
Pott od. Pot, in Dänemark	0·683
» » Genf	0·785
» » Neufchatel	1·343
Pottle, in England, 1/2 Gallon.	
Quart, in Berlin	0·792
» Bremen	0·566
» Lemberg	0·672
» Schlesien	0·496
» Frankreich	1·346
Quartaro, in Mailand	4·207
» Sicilien	7·707
Quartier, in Braunschweig	0·650
» Sachsen	0·085
» Hannover	0·686
» Hamburg	0·566
» Rostock	0·318
Quartuccio, in Sardinien	0·233
» Venedig	0·587
» Sicilien	5·161
Queue, in der Bourgogne	290·596
» Champagne	254·538
Salma, in Neapel, große	129·884
» » kleine	113·905
» Sicilien	61·937
Saum, in Basel	96·420
» Bern	118·077
» Lucern	122·743
» Schafhausen	118·854
» Zürch	116·012
Schoppen, in Basel	0·233
» Cassel	0·382
» Darmstadt	0·354
» Frankfurt a. M.	0·311
Seitel, in Augsburg	0·495
» Böhmen	0·339
» Wien, gewöhnliches	0·250
» » großes	0·375
» Ungarn	0·283
Stere, in Frankreich	706·707
Stof oder Stoof, in Westpreußen	0·990
» » Ostpreußen	1·004
Stof oder Stoff, in Esthland u. Liefland	0·848
Stoop oder Stoov, in Niederland	1·714
Stübchen, in Altona wie Hamburg.	
» Braunschweig	2·595
» Bremen	2·241
» Dänemark	2·651
» Danzig	3·026
» Sachsen	2·404
» Hamburg	2·545
» Hannover	2·758
» Lübeck	2·545
Stück oder Stückfaß, in Dänemark	793·214
» Frankfurt a. M.	816·285
» Leipzig	207·589
» Nürnberg	722·778
Tonne, in Aachen	83·255
» Altona	61·372
» Amsterdam	110·773
» Berlin	80·865
» Bremen	109·875
» Dänemark	92·800
» Danzig	80·865
» Dresden	69·432
» Hamburg	122·743
» Hannover	71·412
» Leipzig	63·776
» Riga	92·057
Vat, in Niederland	70·671
Viertel, in Altona	2·545
» Amsterdam	4·497
» Basel	4·030
» Dresden	138·864
» Frankfurt a. M.	5·070
» Hamburg	5·112
» Leipzig	127·579
» Lübeck	5·112
» Regensburg	2·510
» Riga	5·126
» Rostock	5·112
» Zürich	18·489
Zuber, in Bündten	75·300

Die Zahlen dieser Tafel werden multiplicirt

durch	um zu erhalten
0·31144	Londoner Gallons
1·41501	Litres
0·001415	Kubik-Meter
1·236522	Preußische Quart
0·184069	Wiener Achtel (Getr. M.)
0·044800	Wiener Kubik-Fuß
0·041281	Pariser Kubik-Fuß.

Allgemeines Körpermaß.

Name des Ortes und des Maßes	Enthält Kubik-Centimetre	Vergleichende Logarithm. *)
Bairische K. Klafter	5369962	6·7299740
» » Fuß ..	24861·7	4·3955202
» » Zoll ..	14·3872	1·1579765
» » Linien	0·008326	0·9204328-3
Dänische K. Klafter	6677739	6 8246294
» » Fuß ..	30915·6	4·4901756
» » Zoll ..	17 8909	1·2526319
» » Linien	0·010401	0·0170882-2
Englische K. Yard .	764513	5 8833851
» » Fuß ..	28315·3	4·4520213
» » Zoll ..	16·3862	1·2144776
» » Linien	0·009482	0·9769339-3
Französ. K. Toisen	7403890	6·8694599
» » Fuß ..	34278·3	4·5350061
» » Zoll ..	19 8364	1·2974624
» » Linien	0 0111479	0·0599187-2
Oestreich. K. Klafter	6822394	6·8339370
» » Fuß ..	31585·2	4·4994832
» » Zoll ..	18·2784	1·2619395
» » Linien	0·010578	0·0243958-2
Preußisch. K. Klafter	6677821	6·8246348
» » Fuß ..	30915·9	4·4901810
» » Zoll ..	17·8911	1·2526373
» » Linien	0·010354	0 0150936-2
Russischer K. Faden	9589300	6·9878676
Sächsische K. Klafter	4877819	6·6882257
» » Fuß .	22582·5	4·3537719
» » Zoll ..	13·0684	2 1162282
» » Linien	0·007563	0·8786845-3
Schwed. K. Klafter	5649506	6·7520105
» » Fuß ..	26155·1	4·4175567
» » Zoll .	15·1361	1·1800130
» » Linien	0 008735	0·9424639-3

*) Dieser wird zum Logarithmus des Maßes in der ersten Spalte addirt, um den Logarithmus der Kubik-Centimetre, oder vom Logarithmus des Kubik-Centimetre abgezogen, um den Logarithmus des Maßes in der ersten Spalte zu erhalten.

Verwandlung der Kubik-Zoll und Kubik-Linien, in Kubik-Fuß.

K. Z.	Kubik-Fuß	K. L.	Kubik-Fuß
1	0·000578704	1	0·000000335
2	0·001157407	2	0·000000670
3	0·001736111	3	0·000001005
4	0 002314815	4	0·000001339
5	0 002893518	5	0·000001674
6	0·003472222	6	0·000002009
7	0·004050926	7	0·000002344
8	0·004629630	8	0·000002679
9	0·005208333	9	0·000003014
10	0·005787037	10	0·000003349

Vergleichung einiger Kubik-Fuß unter einander und mit dem Kubik-Meter.

[Zur Seite 11.]

Kub. Meter	Pariser K. F.	England Rußland K. F.	Preußen Dänemark rheinl. K F.	Baiern K. F.	Hannover K. F.	Sachsen K. F.	Braunschweig K. F.	H. Kassel Nassau K. F.	Würtemb. Hamburg K. F.	Baden Schweiz K. F.	Oesterreich Wien K. F.	Frankfurt K. F.	Hessen Darmstadt K. F.
1	29·17385	35·31658	32·34587	40·22350	40·12627	44·03176	43·03380	41·99374	42·52752	37·03704	31·65785	43·42633	64·00000
0·03427727	1	1·210556	1·108728	1·378752	1·375419	1·509288	1·475081	1·439431	1·457727	1·269529	1·085145	1·486968	2·193745
0·02831531	0·8260668	1	0 9158836	1·138941	1·136188	1·246773	1·218515	1·189066	1·204180	1·048715	0·8964019	1·228335	1·812180
0·03091584	0·9019342	1·091842	1	1·243543	1·240538	1·361279	1·330426	1·298272	1·314774	1·145031	0·9787291	1·341137	1·983175
0·02486109	0·7252938	0·8780087	0·8041537	1	0·9975830	1·094678	1 069867	1·044010	1·057281	0·9207812	0·7870486	1·078486	1·591108
0·02492133	0·7270511	0·8801360	0·8061021	1·002423	1	1·097330	1·072459	1·046540	1·059842	0·9230121	0·7889556	1·081105	1·594963
0·02271088	0·6625639	0·8020706	0·7346033	0·9135110	0·9113031	1	0·9773355	0·9337149	0·9658375	0·8411438	0·7189776	0·9852112	1·453496
0·02320755	0·6779288	0·8206707	0·7516389	0·9346955	0·9324363	1·023190	1	0·9758317	0·9882354	0·8606500	0 7356508	1·008050	1·487202
0·02381307	0·6947190	0 8409962	0·7702546	0·9578450	0·9555299	1·048531	1·024767	1	1·012711	0·8819656	0·7538706	1·033026	1·524035
0·02351418	0·6859993	0·8304405	0·7605868	0·9458227	0·9435366	1·035371	1·011905	0·9874486	1	0 8708957	0·7444084	1·020058	1·504909
0·02700000	0·7876940	0·9535476	0·8733386	1·086034	1·083409	1·188857	1·161913	1·133831	1·148243	1	0·8547619	1·171262	1·728000
0·03158774	0·9215362	1·115571	1·021733	1·270570	1·267499	1·390864	1·359341	1·326488	1·343349	1·169916	1	1·370228	2·021615
0·02305179	0·6725100	0·8141105	0·7456305	0·9272236	0·9249829	1·015011	0·9922322	0·9680310	0·9803352	0·8537700	0·7297703	1	1·473760
0·01562500	0·4558415	0·5518216	0·5054044	0·6284929	0·6269734	0·687996	0·6724033	0·6561526	0·6644920	0·5787040	0·4946528	0·6785370	1

Verwandlung des Duodecimal-Längenmaßes in Decimaltheile.

(Zu Seite 11.)

Fuß	enthält Klafter	Zoll	enthält Klafter	Linie	enthält Klafter	Punkt	enthält Klafter
1	0·1666667	1	0·0138889	1	0·0011574	1	0·0000965
2	0·3333333	2	0·0277778	2	0·0023148	2	0·0001926
3	0·5000000	3	0·0416667	3	0·0034722	3	0·0002894
4	0·666667	4	0·0555556	4	0·0046296	4	0·0003858
5	0·833333	5	0·0694444	5	0·0057870	5	0·0004823
6	1·0000000	6	0·0833333	6	0·0069444	6	0·0005787
7	1·1666667	7	0·0972222	7	0·0081019	7	0·0006752
8	1·3333333	8	0·1111111	8	0·0092593	8	0·0007716
9	1·5000000	9	0·1250000	9	0·0104166	9	0·0008681
10	1·6666667	10	0·1388889	10	0·0115741	10	0·0009645
11	1·8333333	11	0·1527778	11	0·0127315	11	0·0010610

Zoll	enthält Fuß	Linie	enthält Fuß	Punkt	enthält Fuß	Linie	enthält Zoll
1	0·0833333	1	0·0069444	1	0·0005787	1	0·0833333
2	0·1666667	2	0·0138889	2	0·0011574	2	0·1666667
3	0·2500000	3	0·0208333	3	0·0017361	3	0·2500000
4	0·3333333	4	0·0277778	4	0·0023148	4	0·3333333
5	0·4166667	5	0·0347222	5	0·0028935	5	0·4166667
6	0·5000000	6	0·0416667	6	0·0034722	6	0·5000000
7	0·5833333	7	0·0486111	7	0·0040509	7	0·5833333
8	0·6666667	8	0·0555556	8	0·0046296	8	0·6666667
9	0·7500000	9	0·0625000	9	0·0052083	9	0·7500000
10	0·8333333	10	0·0694444	10	0·0057870	10	0·8333333
11	0·9166667	11	0·0763889	11	0·0063657	11	0·9166667

Verwandlung des Duodecimal-Flächenmaßes in Decimaltheile.

(Zu Seite 11.)

□Fuß	enthält □Klafter	□Zoll	enthält □Klafter	□Linie	enthält □Klafter	□Zoll	enthält □Fuß	□Linie	enthält □Fuß	□Punkt	enthält □Fuß
1	0·02777778	1	0·00019290	1	0·00000134	1	0·00694444	1	0·00004823	1	0·00000033
2	0·05555556	2	0·00038580	2	0·00000268	2	0·01388889	2	0·00009645	2	0·00000067
3	0·08333333	3	0·00057870	3	0·00000402	3	0·02083333	3	0·00014468	3	0·00000100
4	0·11111111	4	0·00077160	4	0·00000536	4	0·02777778	4	0·00019290	4	0·00000134
5	0·13888889	5	0·00096451	5	0·00000670	5	0·03472222	5	0·00024113	5	0·00000167
6	0·16666667	6	0·00115741	6	0·00000804	6	0·04166667	6	0·00028935	6	0·00000201
7	0·19444444	7	0·00135031	7	0·00000938	7	0·04861111	7	0·00033758	7	0·00000234
8	0·22222222	8	0·00154321	8	0·00001072	8	0·05555556	8	0·00038580	8	0·00000268
9	0·25000000	9	0·00173611	9	0·00001206	9	0·06250000	9	0·00043403	9	0·00000301
10	0·27777778	10	0·00192901	10	0·00001340	10	0·06944444	10	0·00048225	10	0·00000335

Verwandlung des Duodecimal-Kubikmaßes in Decimaltheile.

(Zu Seite 11.)

K. F.	enthält Kub. Klafter	K. Z.	enthält Kub. Klafter	K. L.	enthält Kub. Klafter	K. Z.	enthält Kub. Fuß	K. L.	enthält Kub. Fuß
1	0·0046296296	1	0·0000026792	1	0·0000000016	1	0·0005787037	1	0·0000003349
2	0·0092592593	2	0·0000053584	2	0·0000000031	2	0·0011574074	2	0·0000006698
3	0·0138888889	3	0·0000080376	3	0·0000000047	3	0·0017361111	3	0·0000010047
4	0·0185185185	4	0·0000107167	4	0·0000000062	4	0·0023148148	4	0.0000013396
5	0·0231481481	5	0·0000133959	5	0·0000000078	5	0·0028935185	5	0·0000016745
6	0·0277777778	6	0·0000160751	6	0·0000000093	6	0·0034722222	6	0·0000020094
7	0·0324074074	7	0·0000187543	7	0·0000000109	7	0·0040509259	7	0·0000023443
8	0·0370370370	8	0·0000214335	8	0·0000000124	8	0·0046296296	8	0·0000026792
9	0·0416666667	9	0·0000241127	9	0·0000000140	9	0·0052083333	9	0·0000030141
10	0·0462962963	10	0·0000267918	10	0·0000000155	10	0·0057870370	10	0·0000033490

IV. Tafel

zur Verwandlung der Thermometergrade nach den drei üblichen Scalen.

(Zu Seite 31.)

A. Verwandlung der Reaumur'schen Grade in Celsische und Fahrenheit'sche.

Grade nach Reaumur	machen Cels.	machen Fahr.	Grade nach Reaumur	machen Cels.	machen Fahr.	Grade nach Reaumur	machen Cels.	machen Fahr.	Grade nach Reaumur	machen Cels.	machen Fahr.
—32	—40·00	—40·00	— 4	— 5·00	23·00	24	30·00	86·00	52	65·00	149·00
—31	—38·75	—37·75	— 3	— 3·75	25·25	25	31·25	88·25	53	66·25	151·25
—30	—37·50	—35·50	— 2	— 2·50	27·50	26	32·50	90·50	54	67·50	153·50
—29	—36·25	—33·25	— 1	— 1·25	29·75	27	33·75	92·75	55	68·75	155·75
—28	—35·00	—31·00	0	0·00	32·00	28	35·00	95·00	56	70·00	158·00
—27	—33·75	—28·75	1	1·25	34·25	29	36·25	97·25	57	71·25	160·25
—26	—32·50	—26·50	2	2·50	36·50	30	37·50	99·50	58	72·50	162·50
—25	—31·25	—24·25	3	3·75	38·75	31	38·75	101·75	59	73·75	164·75
—24	—30·00	—22·00	4	5·00	41·00	32	40·00	104·00	60	75·00	167·00
—23	—28·75	—19·75	5	6·25	43·25	33	41·25	106·25	61	76·25	169·25
—22	—27·50	—17·50	6	7·50	45·50	34	42·50	108·50	62	77·50	171·50
—21	—26·25	—15·25	7	8·75	47·75	35	43·75	110·75	63	78·75	173·75
—20	—25·00	—13·00	8	10·00	50·00	36	45·00	113·00	64	80·00	176·00
—19	—23·75	—10·75	9	11·25	52·25	37	46·25	115·25	65	81·25	178·25
—18	—22·50	— 8·50	10	12·50	54·50	38	47·50	117·50	66	82·50	180·50
—17	—21·25	— 6·25	11	13·75	56·75	39	48·75	119·75	67	83·75	182·75
—16	—20·00	— 4·00	12	15·00	59·00	40	50·00	122·00	68	85·00	185·00
—15	—18·75	— 1·75	13	16·25	61·25	41	51·25	124·25	69	86·25	187·25
—14	—17·50	0·50	14	17·50	63·50	42	52·50	126·50	70	87·50	189·50
—13	—16·25	2·75	15	18·75	65·75	43	53·75	128·75	71	88·75	191·75
—12	—15·00	5·00	16	20·00	68·00	44	55·00	131·00	72	90·00	194·00
—11	—13·75	7·25	17	21·25	70·25	45	56·25	133·25	73	91·25	196·25
—10	—12·50	9·50	18	22·50	72·50	46	57·50	135·50	74	92·50	198·50
— 9	—11·25	11·75	19	23·75	74·75	47	58·75	137·75	75	93·75	200·75
— 8	—10·00	14·00	20	25·00	77·00	48	60·00	140·00	76	95·00	203·00
— 7	— 8·75	16·25	21	26·25	79·25	49	61·25	142·25	77	96·25	205·25
— 6	— 7·50	18·50	22	27·50	81·50	50	62·50	144·50	78	97·50	207·50
— 5	— 6·25	20·75	23	28·75	83·75	51	63·75	146·75	79	98·75	209·75
									80	100·00	212·00

B. Verwandlung der Celsius'schen Grade in Reaumur'sche und Fahrenheit'sche.

Grade nach Celsius	machen Reaum.	machen Fahr.	Grade nach Celsius	machen Reaum.	machen Fahr.	Grade nach Celsius	machen Reaum.	machen Fahr.	Grade nach Celsius	machen Reaum.	machen Fahr.
—40	—32·0	—40·0	—30	—24·0	—22·0	—20	—16·0	— 4·0	—10	—8·0	14·0
—39	—31·2	—38·2	—29	—23·2	—20·2	—19	—15·2	— 2·2	— 9	—7·2	15·8
—38	—30·4	—36·4	—28	—22·4	—18·4	—18	—14·4	— 0·4	— 8	—6·4	17·6
—37	—29·6	—34·6	—27	—21·6	—16·6	—17	—13·6	1·4	— 7	—5·6	19·4
—36	—28·8	—32·8	—26	—20·8	—14·8	—16	—12·8	3·2	— 6	—4·8	21·2
—35	—28·0	—31·0	—25	—20·0	—13·0	—15	—12·0	5·0	— 5	—4·0	23·0
—34	—27·2	—29·2	—24	—19·2	—11·2	—14	—11·2	6·8	— 4	—3·2	24·8
—33	—26·4	—27·4	—23	—18·4	— 9·4	—13	—10·4	8·6	— 3	—2·4	26·6
—32	—25·6	—25·6	—22	—17·6	— 7·6	—12	— 9·6	10·4	— 2	—1·6	28·4
—31	—24·8	—23·8	—21	—16·8	— 5·8	—11	— 8·8	12·2	— 1	—0·8	30·2

Grade nach Celsius	machen Reaum.	Fahr.	Grade nach Celsius	machen Reaum	Fahr.	Grade nach Celsius	machen Reaum.	Fahr.	Grade nach Celsius	machen Reaum.	Fahr.
0	0·0	32·0	25	20·0	77·0	50	40·0	122·0	75	60·0	167·0
1	0·8	33·8	26	20·8	78·8	51	40·8	123·8	76	60·8	168·8
2	1·6	35·6	27	21·6	80·6	52	41·6	125·6	77	61·6	170·6
3	2·4	37·4	28	22·4	82·4	53	42·4	127·4	78	62·4	172·4
4	3·2	39·2	29	23·2	84·2	54	43·2	129·2	79	63·2	174·2
5	4·0	41·0	30	24·0	86·0	55	44·0	131·0	80	64·0	176·0
6	4·8	42·8	31	24·8	87·8	56	44·8	132·8	81	64·8	177·8
7	5·6	44·6	32	25·6	89·6	57	45·6	134·6	82	65·6	179·6
8	6·4	46·4	33	26·4	91·4	58	46·4	136·4	83	66·4	181·4
8	7·2	48·2	34	27·2	93·2	59	47·2	138·2	84	67·2	183·2
10	8·0	50·0	35	28·0	95·0	60	48·0	140·0	85	68·0	185·0
11	8·8	51·8	36	28·8	96·8	61	48·8	141·8	86	68·8	186·8
12	9·6	53·6	37	29·6	98·6	62	49·6	143·6	87	69·6	188·6
13	10·4	55·4	38	30·4	100·4	63	50·4	145·4	88	70·4	190·4
14	11·2	57·2	39	31·2	102·2	64	51·2	147·2	89	71·2	192·2
15	12·0	59·0	40	32·0	104·0	65	52·0	149·0	90	72·0	194·0
16	12·8	60·8	41	32·8	105·8	66	52·8	150·8	91	72·8	195·8
17	13·6	62·6	42	33·6	107·6	67	53·6	152·6	92	73·6	197·6
18	14·4	64·4	43	34·4	109·4	68	54·4	154·4	93	74·4	199·4
19	15·2	66·2	44	35·2	111·2	69	55·2	156·2	94	75·2	201·2
20	16·0	68·0	45	36·0	113·0	70	56·0	158·0	95	76·0	203·0
21	16·8	69·8	46	36·8	114·8	71	56·8	159·8	96	76·8	204·8
22	17·6	71·6	47	37·6	116·6	72	57·6	161·6	97	77·6	206·6
23	18·4	73·4	48	38·4	118·4	73	58·4	163·4	98	78·4	208·4
24	19·2	75·2	49	39·2	120·2	74	59·2	165·2	99	79·2	210·2
									100	80·0	212·0

C. Verwandlung Fahrenheit'scher Grade in Celsius'sche und Reaumur'sche.

Grade nach Fahrenheit	machen Cels.	Reaum	Grade nach Fahrenheit	machen Cels.	Reaum.	Grade nach Fahrenheit	machen Cels.	Reaum.	Grade nach Fahrenheit	machen Cels.	Reaum.
—40	-40·00	-32·00	—22	-30·00	-24·00	—4	-20·00	-16·00	14	—10·00	—8·00
—39	-39·44	-31·55	—21	-29·44	-23·55	—3	-19·44	-15·55	15	—9·44	—7·55
—38	-38·88	-31·11	—20	-28·88	-23·11	—2	-18·88	-15·11	16	—8·88	—7·11
—37	-38·33	-30·66	—19	-28·33	-22·66	—1	-18·33	-14·66	17	—8·33	—6·66
—36	-37·77	-30·22	—18	-27·77	-22·22	0	-17·77	-14·22	18	—7·77	—6·22
—35	-37·22	-29·77	—17	-27·22	-21·77	1	-17·22	-13·77	19	—7·22	—5·77
—34	-36·66	-29·33	—16	-26·66	-21·33	2	-16·66	-13·33	20	—6·66	—5·33
—33	-36·11	-28·88	—15	-26·11	-20·88	3	-16·11	-12·88	21	—6·11	—4·88
—32	-35·55	-28·44	—14	-25·55	-20·44	4	-15·55	-12·44	22	—5·55	—4·44
—31	-35·00	-28·00	—13	-25·00	-20·00	5	-15·00	-12·00	23	—5·00	—4·00
—30	-34·44	-27·55	—12	-24·44	-19·55	6	-14·44	-11·55	24	—4·44	—3·55
—29	-33·88	-27·11	—11	-23·88	-19·11	7	-13·88	-11·11	25	—3·88	—3·11
—28	-33·33	-26·66	—10	-23·33	-18·66	8	-13·33	-10·66	26	—3·33	—2·66
—27	-32·77	-26·22	— 9	-22·77	-18·22	9	-12·77	-10·22	27	—2·77	—2·22
—26	-32·22	-25·77	— 8	-22·22	-17·77	10	-12·22	—9·77	28	—2·22	—1·77
—25	-31·66	-25·33	— 7	-21·66	-17·33	11	-11·66	—9·33	29	—1·66	—1·33
—24	-31·11	-24·88	— 6	-21·11	-16·88	12	-11·11	—8·88	30	—1·11	—0·88
—23	-30·55	-24·44	— 5	-20·55	-16·44	13	-10·55	—8·44	31	—0·55	—0·44

Grade nach Fahrenheit	machen		Grade nach Fahrenheit	machen		Grade nach Fahrenheit	machen		Grade nach Fahrenheit	machen	
	Cels.	Reaum.		Cels.	Reaum.		Cels.	Reaum.		Cels.	Reaum.
32	0.00	0.00	77	25.00	20.00	122	50.00	40.00	167	75.00	60.00
33	0.55	0.44	78	25.55	20.44	123	50.55	40.44	168	75.55	60.44
34	1.11	0.88	79	26.11	20.88	124	51.11	40.88	169	76.11	60.88
35	1.66	1.33	80	26.66	21.33	125	51.66	41.33	170	76.66	61.33
36	2.22	1.77	81	27.22	21.77	126	52.22	41.77	171	77.22	61.77
37	2.77	2.22	82	27.77	22.22	127	52.77	42.22	172	77.77	62.22
38	3.33	2.66	83	28.33	22.66	128	53.33	42.66	173	78.33	62.66
39	3.88	3.11	84	28.88	23.11	129	53.88	43.11	174	78.88	63.11
40	4.44	3.55	85	29.44	23.55	130	54.44	43.55	175	79.44	63.55
41	5.00	4.00	86	30.00	24.00	131	55.00	44.00	176	80.00	64.00
42	5.55	4.44	87	30.55	24.44	132	55.55	44.44	177	80.55	64.44
43	6.11	4.88	88	31.11	24.88	133	56.11	44.88	178	81.11	64.88
44	6.66	5.33	89	31.66	25.33	134	56.66	45.33	179	81.66	65.33
45	7.22	5.77	90	32.22	25.77	135	57.22	45.77	180	82.22	65.77
46	7.77	6.22	91	32.77	26.22	136	57.77	46.22	181	82.77	66.22
47	8.33	6.66	92	33.33	26.66	137	58.33	46.66	182	83.33	66.66
48	8.88	7.11	93	33.88	27.11	138	58.88	47.11	183	83.88	67.11
49	9.44	7.55	94	34.44	37.55	139	59.44	47.55	184	84.44	67.55
50	10.00	8.00	95	35.00	28.00	140	60.00	48.00	185	85.00	68.00
51	10.55	8.44	96	35.55	28.44	141	60.55	48.44	186	85.55	68.44
52	11.11	8.88	97	36.11	28.88	142	61.11	48.88	187	86.11	68.88
53	11.66	9.33	98	36.66	29.33	143	61.66	49.33	188	86.66	69.33
54	12.22	9.77	99	37.22	29.77	144	62.22	49.77	189	87.22	69.77
55	12.77	10.22	100	37.77	30.22	145	62.77	50.22	190	87.77	70.22
56	13.33	10.66	101	38.33	30.66	146	63.33	50.66	191	88.33	70.66
57	13.88	11.11	102	38.88	31.11	147	63.88	51.11	192	88.88	71.11
58	14.44	11.55	103	39.44	31.55	148	64.44	51.55	193	89.44	71.55
59	15.00	12.00	104	40.00	32.00	149	65.00	52.00	194	90.00	72.00
60	15.55	12.44	105	40.55	32.44	150	65.55	52.44	195	90.55	72.44
61	16.11	12.88	106	41.11	32.88	151	66.11	52.88	196	91.11	72.88
62	16.66	13.33	107	41.66	33.33	152	66.66	53.33	197	91.66	73.33
63	17.22	13.77	108	42.22	33.77	153	67.22	53.77	198	92.22	73.77
64	17.77	14.22	109	42.77	34.22	154	67.77	54.22	199	92.77	74.22
65	18.33	14.66	110	43.33	34.66	155	68.33	54.66	200	93.33	74.66
66	18.88	15.11	111	43.88	35.11	156	68.88	55.11	201	93.88	75.11
67	19.44	15.55	112	44.44	35.55	157	69.44	55.55	202	94.44	75.55
68	20.00	16.00	113	45.00	36.00	158	70.00	56.00	203	95.00	76.00
69	20.55	16.44	114	45.55	36.44	159	70.55	56.44	204	95.55	76.44
70	21.11	16.88	115	46.11	36.88	160	71.11	56.88	205	96.11	76.88
71	21.66	17.33	116	46.66	37.33	161	71.66	57.33	206	96.66	77.33
72	22.22	17.77	117	47.22	37.77	162	72.22	57.77	207	97.22	77.77
73	22.77	18.22	118	47.77	38.22	163	72.77	58.22	208	97.77	78.22
74	23.33	18.66	119	48.33	38.66	164	73.33	58.66	209	98.33	78.66
75	23.88	19.11	120	48.88	39.11	165	73.88	59.11	210	98.88	79.11
76	24.44	19.55	121	49.44	39.55	166	74.44	59.55	211	99.44	79.55
									212	100.00	80.00

(Zur Seite 35.) **V. Tafel**

zur Reduction der Grade eines 80theiligen Weingeistthermometers auf jene eines 80theiligen Quecksilberthermometers.

Weing. Therm.	Quecks. Therm.	Weing. Therm.	Quecks. Therm.	Weing. Th.	Quecks. Therm.	Weing. Th.	Quecks. Therm.	Weing. Th.	Quecks. Therm.	Weing. Th.	Quecks. Therm.	Weing. Th.	Quecks. Therm.	Weing. Th.	Quecks. Therm.
—20	—29 54	—7	—9·51	6	7·61	19	22 79	31	35·00	43	47·44	55	58·57	68	69 86
—19	—27·86	—6	—8·13	7	8 85	20	23·91	32	36·62	44	48·39	56	59·49	69	70·70
—18	—26·18	—5	—6·75	8	10·09	21	25 03	33	37·63	45	49 34	57	60 38	70	71·54
—17	—24·51	—4	—5 37	9	11·28	22	26 10	34	38 64	46	50 26	58	61·27	71	72 38
—16	—22 92	—3	—4 00	10	12·46	23	27·17	35	39·65	47	51·18	59	62 16	72	73·20
—15	—21 33	—2	—2 66	11	13·74	24	28·23	36	40 64	48	52·10	60	63·05	73	74·07
—14	—19·74	—1	—1·33	12	14 82	25	29 29	37	41·63	49	53·02	61	63·95	74	74·92
—13	—18·24	0	0·00	13	15 97	26	30·35	38	42·61	50	53 95	62	64 85	75	75·77
—12	—16·74	1	1·29	14	17·12	27	31·41	39	43·59	51	54·88	63	65·68	76	76 62
—11	—15·24	2	2·57	15	18·27	28	32·47	40	44·57	52	55·81	64	66·51	77	77·47
—10	—13·78	3	3·85	16	19 41	29	33·53	41	45·42	53	56 73	65	67·34	78	78·32
— 9	—12 35	4	5·13	17	20·54	30	34·59	42	46·48	54	57·65	66	68·18	79	79 16
— 8	—10 93	5	6·37	18	21 67							67	79 02	80	80 00

(Zur Seite 35.) **VI. Tafel.**

Verwandlung der Gewichte.

Zu dem Logarithmus der		addire	um zu erhalten den Logarithmus der
Bairisch.	Pfunde	0·7481880—1	
»	Lothe	0·2430380—2	
»	Gran	0·8628268—5	
Dänischen	Pfunde	0·6983807—1	
»	Lothe	0·1932307—2	
»	Ort	0·8130195—5	
Engl. Pf., Troy-Gew.		0·5719428—1	
»	Loth	0·1917316—2	
»	Gran	0·8115192—5	
»	Pf. avoir-du poid	0·6566194—1	
Französischen	Pfunde	0·6897580—1	
»	Lothe	0·1846080—2	
»	Gran	0·8043968—5	
Niederländ.	Pfunde	0·0000000	
»	Looden	0·0000000—2	
»	Correls	0·0000000—4	Kilogramme
Oesterreich.	Pfunde	0·7481973—1	
»	Lothe	0·2430473—2	
»	Gran	0·8628361—5	
Preußischen	Pfunde	0·6699776—1	
»	Lothe	0·1648276—2	
»	Gran	0·7846164—5	
Russischen	Pfunde	0·6117169—1	
»	Lothe	0·1065669—2	
»	Solotnik	0·6294457—3	
Sächsischen	Pfunde	0·6697333—1	
»	Lothe	0·1645833—2	
»	Gran	0·7843721—5	
Schwedisch.	Pfunde	0·6268925—1	
»	Lothe	0·1217425—2	
»	Gran	0·7415313—5	
Um zu erhalten den Logarithmus der		subtrahire	vom Logarithmus der

Vergleichung einiger Pfundgewichte unter einander und mit dem Kilogramm.

Frankreich Kilogram.	Sachsen, Baden, Hessen-Darmstadt, Schweiz. Zollpfund	England Pfund avoir-du poids	Preußen, Hannover, Kurhessen, Braunschweig, Weimar, Würtemberg. Pfund	Bayern Pfund	Oesterreich Pfund	Dänemark, Norwegen Pfund	Schweden Schalpfund
1	2·000000	2·204597	2·138072	1·785714	1·785675	2·002768	2·351063
0·5000000	1	1·102299	1·069036	0·8928571	0 8928377	1·001384	1·175532
0·4535976	0 9071952	1	0·9698245	0·8099957	0·8099781	0·9084507	1·066437
0·4677110	0·9354220	1·031114	1	0·8351982	0·8351800	0·9367166	1·099618
0·5600000	1·120000	1·234574	1·197321	1	0 9999782	1·121550	1·316595
0·5600122	1·120024	1·234601	1·197347	1·000022	1	1·121574	1·316624
0·4993090	0·9986180	1·100775	1·067559	0·8916232	0·8916038	1	1·173907
0·4253395	0·8506790	0·9377023	0·9094066	0·7595348	0·7595183	0·8518563	1

Vergleichung der in andern Ländern gebräuchlichen Gewichte mit dem Wiener Pfund.

(Zur Seite 35.)

Name	hat Wr. Pfund
Acino, Neapel	0 00008
Adarne, Spanien	0 00332
Agito, P:gu	0 70150
Apothekerpfund, Wien	0·750
Aratel, Brasilien	0 81930
Arroba, in Spanien	20 573
» Valencia	22 223
» Portugal	26 227
Bahar od. Bâzar, in Amboina	483 250
» Batavia, großer	497·410
» » kleiner	331·610
» Sumatra	342·880
Ballen, in Niederland	177 380
Batman, in Niederlanden	177 380
» Türkei und Persien	17 850
» Konstantinopel	6·834
Berkowetz, Rußl., Schiffspfund	292 134
Bismarpfund, in Dänemark	10 700
Bunkal, in Hinterindien	0·0816
Buttima, in Persien	20·500
Cafla, in Arabien	0 0056
Candil, oder Candy, Bombay	453·847
» für Getreide u. Reis »	290 256
» Kalkutta	390 209
» Madras	404·925
» Surate	604·066
Cantarello, in Sardinien	71·631
Cantaro, in Aleppo	339 195
» Candia	100·258
» Constantinopel	102·547
» Sicilien, C. grosso	155·955
» » C. sottile	141 779
» Rom, C. grosso	606 062
» » C. sottile	60 580
» Smyrna	103 225
Caractere, in Spanien	0·00036
Carate, in Italien, Bologna	0 00033
» Ferara	0 00030
» Florenz	0 02525
» Genua	0 0236
» Mailand	0·0175
» Turin	0·0183
» Venedig	0·0004
Cargo, in Spanien, in Alicante	246·076
» Majorka	234·121
Catti, in Ostindien, in Sumatra	1·707
» Amboina	1 054
» Batavia	1 102
» Canton	1·080
» Japan	1·063
Centigramme, Frankreich	0·00002
Centinajo, in Mailand	178·568
Chariot, in Niederland	155 440
Chattak, in Ostindien	0·0756
Cheky, in der Türkei	0·5694
Clove, in England	5·582
Coccio, in Sicilien	0·000098
Cola, in Aleppo	118 719
Commerzlast, Hamburg	4327·000
Coupang, in Sumatra	0·01714
Darchini, in Arabien	0·0071
Decagramme, in Frankreich	0 018
Decigramme, »	0·0002
D:nheiro, in Portugal	0·0341
Denier, in Frankreich	0·0014
Derhem, in Persien	0·0165
Deusquin, in Holland	0·0002
Dinero, in Spanien	0·0342
Drachma, in Spanien	0 0064
Drachme, Med. Gew., in Bern	0 00546
» Deutschland	0·0071
» Florenz	0·00627
» Hamburg	0·00666
» London	0·00694
» Niederland	0·00686
» Preußen	0·0065
» Rom	0·00626
» Venedig	0·00560
» Wien	0·00781
Dram, in der Türkei	0·0057
» Constantinopel	0·00573
» Smyrna	0·00574
Dukatengewicht, in Wien	0·006233
Dung, in Persien	0·00137
Escrupulo, in Portugal	0·00213
» Spanien	0·00215
Ferlino, in Italien, in Bologna	0·0034
» Ferrara	0 00311
» Modena	0·00317
Föring, in Island	8·906
Fuen oder Fu, in China	0 00067
Funda, in Rußland	0·7303
Funt, in Polen	0·723
Garse, Getreidegewicht	6292·00
Gauting, Reisgewicht	12·344
Grän, in Deutschl., in Antwerpen	0·0015
» Augsburg	0·00146
» Bern	0·00057
» Dänemark	0·0014
» Bayern	0 00145
» Nürnberg	0·0015
» Riga	0·0013

Name	hat Wr. Pfund
Grän, in Schweden	0·00134
» Wien u. Oesterreich	0·00010
» Juwelengew, in Berlin	0·000091
» » Livorno	0·000088
» » London	0·000093
» » Ostindien	0·000088
Gramme, in Frankreich	0·0017857
Grista, in Rußland	14·609
Harsela, in Aegypten	2·281
Hectogramme, in Frankreich	0·1786
Hoa, Goldgewicht, in China	0·000007
Kahun, Getreidegewicht	2354·00
Kalvar, in Persien	1061·00
Karat, in Deutschl, in Preußen	0·0174
» Bern	0·0182
» Leipzig	0·0174
» Edelstein- u. Perlengewicht zu 4 Grän	
Amsterdam	0·00037
» Batavia	0·00035
» Preußen, Hamburg	0·00037
» Frankfurt a. M.	0·00037
» London	0·00037
» Toscana, Livorno	0·00037
» Wiener Juwelengew.	0·000368
Kilogramme, in Frankreich	1·786
Lana, in Rußland	0·062
Last, Bremen	3562
» Dänemark	2739
» Frankfurt a. M.	3609
» Hamburg, Schiffslast	3459
» » Commerzlast	4324
» Hannover	2937
» London	3537
» Rußland	29·21
» Schweden	1822
Lira od. Libra, in Bologna	0·6467
» Genua, schwere	0·6229
» » leichte	0·5663
» Mailand, Lira metrica	1·7857
» Neapel	0·5732
» Rom	0·6057
» Toscana	0·6063
» Brasilien	0·8193
» Portugal	0·8195
» Spanien, Aragonien	0·6246
» Asturien, große	1·2344
» » kleine	0·8230
» Castilien	0·8230
» Catalonien	0·7303
Marca, Spanien, Aragonien	0·4106
» Castilien	0·4115
» Catalonien	0·4868
» Mailand	0·4195
» Piemont	0·4393

Name	hat Wr. Pfund
Marco, in Portugal	0·4098
Mark, in Dänemark	0·445
» Hannover	0·436
» Riga	0·374
» Schweden	0·608
» die Cöln. Mark	0·417
» Augsburg	0·421
» Preußen	0·417
» Leipzig	0·417
» Bayern	0·418
» Nürnberg	0·426
» Pariser Mark	0·437
» Schweden	0·376
» Wiener Mark	0·500779
Milligramme, in Frankreich	0·0000018
Mitigal od. Miskal, in Calcutta	0·0074
» Persien	0·0083
Myriagramme, in Frankr.	17·85676
Nail, in Niederland	4·709
Occa, in der Wallachei	2·301
Oka, Türkei, in Constantinopel	
» » kleine	2·277
» » große	2·290
» Siebeninseln-Staat	2·186
» Smyrna	2·295
» Ungarn u. Siebenbürgen	2·2779
Onca od. Unze, Handelsgewicht	
» in Brasilien	0·051
» Portugal	0·051
» Aragonien	0·052
» Castilien	0·051
» Catalonien	0·061
Gold- u. Silbergewicht	
» in Brasilien u. Portugal	0·051
» Aragonien	0·051
» Castilien	0·051
» Catalonien	0·061
Oncia, Handelsgewicht, Italien	
» in Ancona	0·049
» Bologna	0·048
» Florenz	0·050
» Genua	0·047
» Lucca	0·0554
» Mailand, metr.	0·1786
» Sicilien	0·0472
» Neapel	0·0478
» Rom	0·0505
» Venedig	0·0448
Gold- u. Silbergewicht	
» in Bologna	0·0485
» Florenz u. Rom	0·0505
» Genua	0·047
» Mailand	0·0524
» Neapel u. Sicilien	0·0478
» Sardinien u. Turin	0·0549

Name	hat Wr. Pfund
Oncia, in Venedig	0·0532
Ort, in Dänemark	0·0017
Packen, in Rußland	876·44
Parah, in Ostindien	36·28
Pekul, in Amboina	105·50
» Batavia	104·50
» Canton	108·00
Perma, in Rußland	6020·0
Peso, in Italien, in Bologna	16·170
» Genua	467·33
» Venedig	0·852
Pfennig, in Berlin	0·0016
» Bern	0·0017
» Deutschland	0·0013
» Nürnberg	0·0017
» Bayern	0·0017
Pfund, in Aachen	0·8338
» Aarau	0·8507
» Altenburg	0·8331
» Altona	0·8649
» Amberg	1·0707
» Amsterdam	0·8820
» Ansbach	0·9095
» Antwerpen	0·8400
» Augsburg	0·8768
» Baden, s. Carlsruhe	
» Bayern, s. München	
» Basel	0·8741
» » kleines Gew.	0·8677
» » Spezereigew.	0·8572
» Berlin	0·8346
» » altes Handelsg.	0·8363
» Bern	0·9288
» Botzen	0·8945
» » Tiroler Pfund	1·0075
» Braunschweig	0·8345
» Bremen	0·8902
» Breslau	0·7233
» Brüssel, leichtes	0·8323
» » schweres	0·8782
» Carlsruhe	0·8928
» Cassel, leichtes	0·8346
» » schweres	0·8643
» Cleve	0·8338
» Coblenz	0·8326
» Coburg	0·9101
» Cöln	0·8346
» Copenhagen	0·8916
» Crakau	0·7246
» Dänemark, s. Copenhagen	
» Danzig	0·7775
» Darmstadt	0·8928
» Dresden, wie Leipzig	
» Düsseldorf	0·9023

Name	hat Wr. Pfund
Pfund, in England, Pound	0·8099
» » Deutsch-Pound	0·8858
» » Troy-Pound	0·6664
» » » Schottisch	1·0285
» » » Tron-Pd.	1·1389
» » Air-Tron-Pound	1·2147
» » Country-Tron-Pound	1·1041
» » Edinburgh-Tr.-Pound	1·1135
» Frankfurt a. M.	0·9023
» Freiburg	0·9439
» Genf	0·9834
» Haag und Harlem	0·8827
» Hamburg	0·8649
» Hannover	0·8742
» Heidelberg, leichtes	0·8339
» » schweres	0·9006
» Holstein, wie Altona	
» Kiel	0·8508
» Königsberg, wie Berlin.	
» Krems und Linz in Oesterreich	1·0113
» Leipzig	0·8054
» Lemberg, Galizien	0·7500
» London, s. England	
» Lübeck	0·8630
» Lüttich	0·8480
» Mannheim, wie Heidelberg	
» Mainz	0·8405
» Meißen	0·8427
» München	0·9999
» Nürnberg	0·9113
» Ofen, Ungarn	0·8775
» Oldenb., wie Hamb.	
» Osnabrück	0·8820
» Paris, metrisches	0·8928
» Prag, wie Wien	
» Preßburg, wie Wien	
» Reval	0·7687
» Riga	0·7465
» Rostock	0·8605
» Schlesien, österr.	0·9461
» St. Petersburg	0·7304
» Stockholm	0·7563
» Stuttgart, wie Cöln	
» Trier	0·8350
» Tirol, wie Botzen	
» Wien, Handelsgew.	1·0000
» » Apothekerpf.	0·7500
» Würzburg, leichtes	0·8520
» » schweres	0·9085
» Zürch	0·9437

Name	hat Wr. Pfund
Pound, s. Pfund	
Pud, Rußland	29·25
Quarto, in Spanien, in Barcellona	0·0152
» Valencia	0·0129
» Venedig	0·0133
Quintal, in Portugal	104·9
» Frankreich	87·379
» Genf	37·656
» Aragonien	89·941
» Castilien	82·285
» Catalonien	74·283
» Mexico	82·25
Richtpfennig, in Wien	0·00000764
Schiffspfund, in Altona	242·2
» Amsterdam	264·6
» Berlin u. Preußen	275·6
» Dänemark	285·3
» Hamburg	242·2
» Narwa, Rußland	334·2
» St. Petersburg	292·1
» Reval	307·5
» Stockholm u. Schweden	194·2
Scrupel, Medic. Gewicht, in	
» Preußen	0·0022
» Hannover	0·0023
» Nürnberg	0·0024
» Oesterreich	0·0026
» Schweden	0·0022
» Basel	0·0020
» Bologna	0·0021
» Florenz	0·0021
» Mailand	0·0026
» Rom	0·0021
» Venedig	0·0019
» Polen	0·0019
Solotnik, in Rußland	0·0076
Stein, in Amsterdam	7·22
» Berlin, schwerer	18·59
» » leichter	9·28
» Crakau	23·19
» Danzig, wie Berlin	
» Hamburg	17·16
» Leipzig	18·37
» Prag	18·37
» Schweden	24·20
Stein, in Wien	20·00
» England, für Fleisch	6·48
» » Glas	4·05
» » Wolle	11·34
Tail, in Indien, in Sumatra	0·0686
» Java	0·1220
» Borneo	0·0899
» China	0·0675
» Japan	0·0672
» Siam	0·1043
Tola, in Ostindien, in Bengalen	0·0195
» Bombay	0·0206
Unze, Handelsgew. zu 2 Loth, in Aachen	0·0521
» Amsterdam	0·0551
» Cöln	0·0522
» Dänemark	0·0558
» Riga	0·0466
» Zürch	0·0523
Gold- und Silbergewicht	
» Amsterdam	0·0549
» Berlin	0·0522
Medicinal-Gewicht	
» Amsterdam	0·055
» Niederland	0·056
» Nürnberg	0·057
» Venedig	0·045
» Wien	0·063
Wigge, in Niederland	0·0018
Wog oder Wag, in Dänemark	32·94
Zurlo, in Aleppo	112·00

Die Zahlen dieser Tafel werden multiplicirt

durch	um zu erhalten:
560·012	neue französ. Grammen.
11655·43	holl. As Troys-Gewicht.
10543·43	Grains des alten franz. Handelsgewichtes
130774·00	Richtpfennige des Wiener Valvat. Gewichtes
1·995453	Mark des Wr. Valv. Gew.
1·333333	Pf. des Wr. Apoth.-Gew.
1·5009883	Pounds d. Lond. Troys-G.
1·2350988	Pounds des Lond. Avoirdupois Gewichtes.
1·0000000	Wr. Pfund Handelsgew.

VII. Tafel.

A. Spezifische Gewichte fester Körper.

(Zur Seite 37.)

Anmerkung. Die den Namen der Körper zunächst stehenden Zahlen bedeuten die Temperatur, auf welche sich das spezifische Gewicht bezieht; alle andern spezifischen Gewichte beziehen sich auf die mittlere Temperatur.

Körper	Spezifisches Gewicht
Acacienholz . . . . 14°	0·650—0·702
» englisches	0·710
Achat . . . . 14°	2·553—2·666
Ackererde	2·401
» bei 30—40° R. getrockn.	2·401
Aerolith, s. Meteorstein.	
Agtstein, s. Bernstein.	
Ahornholz, frisch gefälltes .	0·904
» vollk. lufttrockenes .	0·645
Alabaster	2·611—2·876
Alaun	1·753
Alaunerde, s. Thonerde.	
Alaunschiefer	2·339—2·588
Alaunstein, derb	2·671
Aloeholz	1·177
Amethyst	2·651
Amiant, s. Asbest.	
Amylon des Handels . .	1·530
Animeharz	1·043
Anthrazit, Stangenkohlen .	1·400—1·590
Antimon	6·712
» gediegen	6·646
Antimonblende	4·50 —4·60
Antimonglanz	4·70 —4·850
Antimonoxyd	5·778
Apfelbaumholz	0·639
» vollk. lufttrocken . .	0·734
Aprikosenbaumholz . . .	0·711—0·868
Aquamarin, s. Beryll.	
Argentan, s. Packfong.	
Arragon, Arragonit . .	2·850
» dunkelgrünlich-weißer	2·995
» gelblich-weißer . .	2·931
Arsenik, natürlicher . . .	5·766
» in sublimirt. Krystallen	5·700
Arseneisen, natürliches .	7·220
Arsenikglanz	5·20 — 5·50
Arsenikkies	5·839
Arseniknickel	7·655
Arseniksäure	3·734
Asant, stinkender . . .	1·251
Asbest	0·908—2·444
Asphalt	1·073—1·160
Atlasholz, s. Satinholz.	
Auripigment, s. Schwefelarsenik.	
Aventurin, dunkler . . .	2·642
» durchscheinender . .	2·667

Körper	Spezifisches Gewicht
Badeschlamm	1·313
Bärenleder . . . . 14°	1·271
Baryt, essigsaurer . . .	4·00
» essigsaurer	1·828
» kohlensaurer . . .	4·302
» salpetersaurer . .	2·915
» salzsaurer s. Chlorbarium	
» schwefelsaurer . 0°	4·200
Baryum . . . . . 14°	4·00
Basalt . . . . . . 14°	2·415—2·864
Bausteine, ungefähr . .	2·500
Benzoe	1·063
Bergkork, (Asbest) . . .	0·680
Bergkrystall, s. Quarz.	
Bernstein, (Agstein) . .	1·065—1·110
» gelber, klarer . 14°	1·078
» » undurchsichtiger 14°	1·085
» grüner . . . . 14°	1·083
» honiggelber . . .	1·081
» rother	1·083
Beryll, brasilianischer . 14°	2·782
» orientalischer . . 14°	3·548
» schörlartiger . . .	3·530
» sibirischer . . . 14°	2·723
Beryllerde	2·967
Bimsstein . . . . . 14°	0·914
Birkenholz, lufttrocken . .	0·738
» frisch gefälltes . 14°	0·702
Birnbaumholz	0·603
» trockenes	0·732
Blauholz, s. Campecheholz.	
Blei, gehämmert . . .	11·388
Bleiglätte, vergl. Bleioxyd	6·044
Bleioxyd, s. Bleiglätte 14·22°	9·277
» kohlens. (Bleiweis) 0°	6·427
» molybdänsaures . .	6·698
» basisch phosphorsaures (Braunbleierz) .	6·092—7·050
» Grünbleierz . . .	7·208
Bleispath, arsenischer . .	7·190
» brauner	6·831
Bleiweis, s. Bleioxyd.	
Blende, (Schwefelzink) .	4·078
Blutstein, (Glaskopf) . 14°	4·360
Botanybayholz	1·067
Brasilienholz	1·031
Brauneisenstein	3·8 — 4·2
Braunkohle, s. Steinkohle.	

Körper	Spezifisches Gewicht
Braunstein, s. Manganüberoxyd.	
Bromkalium . . . . 0°	2·415
Bromsilber . . . . 0°	6·353
Bronze, antike	9·200
Buchenholz, frisch gefällt .	0·852
» vollk. lufttrocken . .	0·750
Buchsbaumholz, brasilianisches, rothes . .	1·031
» französisches . . .	0·912
» deutsches, lufttrocken	0·942
Bunt-Kupfererz	5·003
Butirine, Butterfett 15·2°	0·908
Butter . . . . 14°	0·942
Cacaobutter . . . 14°	0·891
Cadmium, vollk. rein 13·33°	8·659
» gehämmert . . 13°	8·6944
» geschmolzen . . 13°	8·604
Cadmiumoxyd . . 13·33°	8·183
Caffein . . . . 15·2°	1·230
Campecheholz	0·913
Campher . . . . 14°	0·989
Candiszucker, s. Zucker	
Caoutschouk . . . 14°	0·933
Carneol . . . . 14°	2·597—2·630
Catachu	1·580
Cedernholz	0·561
Calcedon, beinahe durchsichtig 14°	2·664
» röthlicher . . . 14°	2·664
Chinarinde . . . 14°	0·784
Chlorbarium	3·860—4·156
Chlorblei . . . . 0°	5·802
Chlorcalcium	1,760
Chlorcalium	1·836
Chlornatrium	1·989
» chemisch reines . .	1·893
Chlorsilber . . . 15·11°	5·129
Chlorzink	1·577
Chrom	5·90
Chromeisen	4·064
Chromoxyd	5·21
Chromoxydul, natürlich	2·50 — 2·6
Chrysoberyll	3·552
Chrysolith	3·360
Chrysopras . . . 14°	2·479
» aus Schlesien . .	2·618
Citronenbaumholz . . .	0·726
Cokosnußbaumholz . . .	0·726
Coelestin	3·953
Colophonium	0·93 — 1·20
Copal, oranggelber . . 14°	1·060
» undurchsichtiger . 14°	1·039
Corallen, rothe . . . 14°	2·479
» schwarze . . . 14°	1·393

Körper	Spezifisches Gewicht
Cordierit	2·583
» (Dichroit) . . 14·4°	2·599
Cyaneisenkalium	1·833
Cyanquecksilber	2·761
Cypressenholz	0·664
Dahlin, s. Inulie.	
Dammarharz	1·042—1·123
Dammerde, (Humus) bei 30—40° R. getrocknet	1·225
Datolith . . . . 11·6°	3 342—2·929
Diamant . . . . . 14°	3·654—3·444
Diaspor	3·432
Dolomit	2 790
Ebenholz	1·331—0·778
Edeltannenholz, frisch gefällt.	0 894
» trockenes . . .	0·550
Eibenbaumholz, lufttrockenes	0·744
Eichenholz, vollk. trockenes	0·650
» Steineiche . . . 14°	0·90 —1·10
Eis . . . . . . 0°	0·888—0·950
Eisen, schwedisches . . .	7·765
» ausgewalzt . . .	7·6
» zu Draht gezogen .	7·75
» Guß	7·600
» Roh-, graues . .	7·200
» » weißes . .	7·500
» Stab . . . . 14°	7·788
» » weißes, weiches 0°	7·790
Eisenchrom	4·498
Eisenkies	4·601—4·878
Eisenoxyd, künstlich . .	5·225
Elemiharz, westindisches 14°	1·018
Elfenbein	1·825
Elyberholz, trockenes . 14°	0·879
Erlenholz	0·484
» frisch gefällt . . 14°	0·857
» vollk. lufttrocken . .	0·538
Eschenholz, frisch gefälltes .	0·904
» vollk. lufttrocken . .	0·670
Espenholz, frisch . . .	0·765
» trocken	0·430
Fahlerz	5·104—4·798
Fahlglanz	5·102
Faserstoffe, frisch . . 14°	1·051
» getrocknet . . . 14°	1 148
Federharz s. Caoutschouk.	
Federn . . . . . 14°	1·257
Feldspath	2·53[illegible]—2·60
Felsit, vom Vesuv . . .	2·577
Fernambukholz	1·014
Fett, Butter, s. Butirine.	
» Dachs- . . . 12·5°	0·917
» Hammel-	0·943
» Kalbs- . . . . 14°	0·934
» Menschen-	0·942

Körper	Spezifisches Gewicht
Fett, Ochsen-	0·955
» Schweine- 12·5°	0·912
» Speck- 14°	0·936
» saponificirtes 12°	0·956
Feuerstein, schwärzlicher 14°	2·581
» weißlicher 14°	2·594
Fichtenharz, gemeines	1·089
» gereinigtes 14°	1·073
» Schiffspech 14°	1·086
Fichtenholz	0·408
» vollk. lufttrocken	0·763
Fischbein 14°	1·244
Fliederholz	0 695
» spanisches 14°	0·770
Flußspath s. Kalk, flußsaurer.	
Föhrenholz s. Fichtenholz.	
Franklinit	5 091—5·30
Gadolinit	4·238
Gahnit	4 232
Galbanum, Mutterharz	1·060
Galmei, natürliches	2 56 —4·409
Gambogiumharz 14°	1·221
Gartenerde, bei 30°—40° R. getrocknete	2·332
Gay-Lussit	1 950
Gehlenit	2 980
Geigenharz s. Colophonium	
Gelberde	2·240
Gemmen	1·9 — 4·7
Gerbstoff-Chinin 12·4°	0·816
Gibbsit	2·40
Giftkies	6·155—6·183
Glanzerz s. Silberglanz.	
Glanzkobald s. Kobaltglanz.	
Glanzkohle s. Anthrozit.	
Glas, Bouteillen 14°	2·732
» böhmisches 14°	2·642
» weißes 14°	3·329—3·373
» » Frauenhofer's	3·778
» von Guinand	3·616
» Kron- 14°	2·520
» ohne Kohle bereitet 14°	2·545
» mit Kohle 14°	2·553
» Krystall-, französ. 14°	2·892
» » von St. Gobin 14°	2·488
» » » St. Cloud 14°	3·255
» Spiegel- englisches	2 450
» » von St. Gobin	2·370
» » » Neuhaus	2·560
Glaserz s. Silberglanz	
Glasfeuchtigkeit des Auges vom Menschen	1·002
Glasstein s. Axinit.	
Glauberit	2·807
Glaubersalz s. Natron, schwefelsaures.	
Glaukolith	2·721
Glimmer 14°	2·791
» aus Sibirien	2·949
» von Altenberg	3·019
» von Zinnwald	2·985
» brauner	3·066
» grauer	2·897
» schwarzer 14°	2·938
» vom Pinzgau	2·911
» desgl. After-	2·507
» tautokliner After-	2·821—2·885
Glottalit	2·181
Gold, 24karatig. gehämm. 14°	19·361
» in Guineen 14°	17·629
» span. Quadrupel 14°	17·655
» in österr. Dukaten 14°	18·852
» holländ. »	18·261
» Doppel-Louisd'or 14°	17 647
» Geschiebe gediegen	14·857
» gediegen blaßgelb	12·666
» von Malpaso, gelb	14·706
» mit 1/12 Eisen versetzt	16·885
» » » Blei »	18·080
» » » Wismuth »	18·038
» » » Zinn »	17·307
» » » Zink »	16·937
Granat, natürlich kryst.	4·040
» von weißer Farbe	3·566
» edler schaliger	3·954
» rother aus Grönland	3 928—3·986
» desgl. undurchsichtiger	3·987—4·023
» edler aus Tyrol	4·098
» lichtrother aus Ungarn	3·975
» fleischrother	4·25
» gemeiner, brauner	3·769
» grüner	3·610
Granatbaumholz	1·354
Granit 14°	2·538—2·956
Graphit, reiner	1·701
» aus dem Hochofen 0°	2·328
» in Krystallblättern	2·144
Greenheartholz	1·015
Grenadillholz, braunes und lufttrocken	0·973
Griesholz s. Sandelholz.	
Grobkohle s. Steinkohle.	
Grünerde	2·834
Grünspan s. Kupferoxyd.	
Guajakharz	1·205
Guajakholz	1·313
» vollk. lufttrocken	1·263
Gummi, arabisches	1·355—1·436
Gummigut	1·175
Gummilack 14°	1·139
Gyps (Fraueneis) 14°	2·168—2·312

Körper	Spezifisches Gewicht
Gyps, blättriger	2·274—2·310
» dichter	1·872—2·288
» halbdurchsichtiger	2·274—2·304
» faseriger	2·306
» krystallisirter	2·307
Gypserde, bei 30—40° R. getrocknet	2·358
Haar, Menschen- 14°	1·257
Hainbuchenholz	0·945
» vollk. lufttrocken	0·728
Harz, fossiles	1·046
Haselstrauchholz 14°	0·600
Haut, menschliche	1·100—1·190
Heliotrop	2·620—2·700
Helvia	3·560
Herderit	2·985
Herrerit	4·3
Herschelit	2·110
Heulandit	2·213
Hirschhornsalz 14°	1·496
Hollunderbaumholz, s. Fliederholz.	
Holz, im Winter gehauenes	0·679
» im Sommer gehauenes	0·609
» bituminöses	1·288
» versteinertes	2·045—2·675
Holzmark s. Medulin	
Horn vom Ochsen 14°	1·295
» vom Rhinoceros	1·242
Hornblei s. Chlorblei.	
Hornblende	3·410
» basaltische	3·333
Humus s. Dammerde.	
Hyalit	2·110
Hyazinth	3·6873
Hypersthen	3·389
Jakarandaholz	0·908
Jalappenharz	1·218
Jasminholz	0·770
Jaspis	2·310
Idokras	3·20 —3·40
Ilmenit	4·729
Indigo	0·769
Inulin	1·356
Jod 13·6°	4·948
Jodblei	6·110
Jodkalium	3·078—3·104
Jodsilber	5·614
Johannit	3·191
Iridium	19·50
» gediegen 12°	23·5 — 23·6
Isopir	2·912
Ittnerit	2·300
Judenpech s. Asphalt.	
Käsestoff, aus d. Kuhmilch 14°	1·100
Käsestoff, getrocknet	1·259
Kakoxen	3·380
Kali 0°	2·656
» chlorsaures	1·937
» chromsaures 0°	2·640
» kohlensaures neutrales	2·264
» desgl. saures	2·012
» salpetersaures	1·980
» schwefelsaures 0°	2·623
» desgl. natürliches	1·731
Kalium, vollk. rein 12°	0·865
Kalk, ätzender 0°	3·160
» flußsaurer	3·140
» kohlensaurer	2·717
» phosphorsaurer	3·180—3·225
» salpetersaurer	1·621
» schwefelsaurer, vergl. Gyps 0°	2·927
Kalkspath 14°	2·620—2·718
» eisenhältiger	2·778
» gelblich-grüner	2·727
» Magnesia haltiger	2·647
Kalkstein, blättriger 14°	2·710—2·837
» dichter	2·456—2·720
» sandiger 14°	2·742
Kannelstein	3·636
Kanonengut	8·441—9·235
Kaolin, (Porzellanerde)	2·210
Kiefernholz, frisches	0·912
» trockenes	0·550
Kirschbaumgummi	1·475
Kirschbaumholz	0·715
Knochen	1·656
Kobalt	8·710
» Bleierz	8·444
Kobaltblüthe s. Kobaltoxyd.	
Kobaltglanz	6·230
Kobaltkies	4·923
Kobaltoxyd, natürliches (Kobaltblüthe)	2·948
Kochsalz s. Chlornatrium.	
Königsholz, lufttrocken	0·980
Körper, der menschliche	1·111
Kohle, von Alkohol	2·100
» mit Poren	0·55
» ohne Poren	0·84
» Botanybayholz m. Por.	0·54
» » ohne »	1·12
» Brasilienholz mit »	0·60
» » ohne »	1·40
» Ebenholz mit »	0·93
» » ohne »	1·36
» Eichenholz	1·573
» Kork	0·100
» Guajak	0·687

Körper	Spezifisches Gewicht
Kohle, Pappel	0·124
» Tannenholz	0·600
Kohlenblende s. Anthrazit.	1·468
Kokkolith	3·299
Kollyrith	2·06 —2·11
Kolophonit . . . 8°	3·232
Korkholz, zu Flaschenstöpsel	0·240
Korund	3·909—3·979
Krebsaugen	1·890
Kreide	2·252
» reine . . . 0°	2·694
Kryolith	2·963
Krystallinse des Menschen 14°	1·079
Kupfer in Draht gezogen 14°	8·878
» feines, schwedisch. 12·4°	8·895
» japanisches, geschmiedet	9·000
» raffinirtes . . . 0°	8·721
» gediegen	8·584
» Rosettenkupfer	8·843
Kupferglanz	8·695
Kupferkies, (Gelferz)	4·169
Kupfernickel, böhmischer 14°	6·608
» sächsischer . . . 14°	6·648
Kupferoxyd . . . 0°	6·430
» essigs. (Grünspan) 16°	1·779
» natürl. » 14°	3·578
» kohlensaures . . 0°	4·781
» schwefelsaures . 0°	3·572
Kupferoxydul . . 13·33°	6·052
» natürliches	5·75
Kupfervitriol, natürliches.	2·19 —3·00
Kyanith . . . 14°	3·571
Labrador	2·68 —2·78
Lackmuspigment	1·90
Laudanumharz . . . 14°	1·186
Lambertsnußholz, s. Haselstrauchholz.	
Lanzenholz, vollk. lufttrocken	0·989
Lasionit	2·334
Lasurstein	2·959
Lava	2·795—2·823
Lazulith	3·056
Lebererz	7·100
Leim (Fleischleim) . . 14°	1·268
Lerchenbaumholz . . . 14°	0·622
» frisch gefällt	0·920
» vollk. lufttrocken	0·565
Leuzit	2·48 —2·50
Lindenholz	0·408
» frisch gefällt	0·817
» vollk. lufttrocken	0·559
Linsenerz	2·926
Lorbeerbaumholz	0·822
Lustholz, vollk. lufttrocken	0·917

Körper	Spezifisches Gewicht
Magnesia . . . 0°	3·200
Magneteisenstein	4·90
Mahagoniholz	1·063
Mandelbaumgummi	1·530
Mandelbaumholz . . 14°	1·102
Mangan	8·013
Manganerz	4·818
Manganglanz	3·95 —4·01
Manganoxyd	4·328
» rother Braunstein	3·428
» Eisenpecherz	2·991
Manganoxydul . . 13·33°	4·726
Marmor, afrikanischer	2·798
» grüner	2·668
» campanischer	2·736
» carrarischer . . 14°	2·717
» florentinischer	2·516
» französischer . . 14°	2·634—2·855
» holländ. u. belg. . 14°	2·706—2·752
» parischer . . . 14°	2·838
» aus den Pyrenäen 14°	2·700—2·726
» römischer, schwarzer	2·717
» » violetter	2·775
» span. u. portug. . 14°	2·549—2·854
» aus Norwegen und Sibirien . . . 14°	2·706—2·728
Mastix	1·040
Mastixbaumholz	0·849
Maulbeerbaumholz	0·897
Medullin	0·060
Meerschaum	0·336
Mehlbeerholz, trocken	0·591
» frisch gefällt	0·863
Melanit	3·742—3·748
Mennige s. Bleiüberoxydul.	
Mergel, verhärtet	2·300—2·700
Mergelerde	2·400—2·600
Mergelschiefer, bituminöser	2·242—2·361
Messing, aus 1 Kupf. u. 1/4 Zink gegossen	8·396
» in Draht gezogen 14°	8·544
Meteoreisen, gehämmert	7·965
» von Agram . . 14°	7·785
» » Bahumielic	7·342
» vom Cap	7·544
» von Ellbogen	7·788
» » Lenarto . . 14°	7·798
» » Peru . . 14°	7·355
Meteorstein, (Aerolith)	3·43 —3·70
Milchzucker . . . 14°	1·548
Mispelbaumholz	0·944
Molybdän	8·615—8·636
Molybdänglanz	4·591
Molybdenoxyd	5·666
Molybdänsilber	8·44

Körper	Spezifisches Gewicht
Musivgold, s. Zinnschwefel.	
Muskeln eines Erwachsenen 14^0	1·073
Mutterharz, s. Galbanum.	
Nadelerz	6·125
Naphthalin	1·048
Natrium 12^0	0·935
Natron 0^0	2·805
» kohlensaures 0^0	2·4659
» salpetersaures 0^0	2·256
» salzsaures, s. Chlornatrium.	
» schwefelsaures	2·246
Natronalaun	1·60
Nephelin, (Fettstein)	2·560
Nervensubstanz eines Erwachsenen 14^0	1·046
Nickel	8·713
» geschmiedet	8·666
Nickelglanz	6·097—6·129
Nickelgrün	3·078
Nickelüberoxyd $13·33^0$	4·846
Nußholz, s. Wallnußbaumholz	
Obsidian 14^0	2·348
Oelbaumholz, s. Olivenbaumholz.	
Olivenbaumholz	0·927
Olivenit	4·200—4·600
Olivin	2·960—3·225
Onix	2·638—2·816
Opal 14^0	2·114
Opium 14^0	1·364
Orangenbaumholz, s. Pomeranzenbaumholz.	
Osmium, gediegen	19·50
Osmium Iridium	17·969-18·571
Ostranit	4·32 —4·40
Ozokerit, (Erdwachs) $14·5^0$	0·955—0·970
Packfong, (Argentan, Neusilber)	8·764
» gegossen	8·517
» in Draht gezogen	8·553
» zu Blech gewalzt	8·563
Palladium, gehämmertes	12·10
» gewalztes	11·80
» chemisch reines	10·923
» gediegen	12·14
Pantoffelholz, s. Korkholz.	
Papier, Schreib-	1·78
Pappelholz, gemeines	0·383
» vollk. lufttrocken	0·387
Paradiesholz 14^0	1·177
Paraffin	0·870
Pech, s. Fichtenharz.	
Pechblende	6·5 — 6·6

Körper	Spezifisches Gewicht
Pechstein 14^0	2·049—2·319
Perlen, orientalische	2·750
Perlglimmer	3·032
Perlmutter 14^0	2·759
Perlstein	2·380
Pfirsichbaumgummi	1·421
Pfirsichbaumholz	0·747
Pflaumenbaumholz	0·687
» vollk. trocken	0·872
Phenakit	2·969
Phosphor	1·77
Phosphoreisen	6·700
Phosphorkupfer	7·122
Phosphorplatin	5·28
Phosphorsäure 14^0	1·557
Platin, gediegen in Körnern	17·10—18·94
» vom Ural	17·371-17·473
» Geschiebe	17·332
» geprägt	21·343
» in Draht gezogen	21·74
» mittelst Walzen gestreckt 14^0	22·069
Platinschwarz	16·557
Pockholz, s. Guajakholz.	
Polierschiefer	0·590—0·606
Pomeranzenbaumholz	0·705
Porzellan, Berliner 14^0	2·293
» aus China 14^0	2·385
» von St. Cloud 14^0	2·279
» aus Meissen 14^0	2·493
» hartes von Sèvres 14^0	2·146
» mürbes » » 14^0	2·165
» Wiener 14^0	2·209—2·387
» chinesisches Stein- 14^0	2·368
Porzellanerde	2·230—2·400
Porzellanjaspis	2·330
Porphir 14^0	2·765—2·793
Porphirschiefer	2·512—2·700
Purpurholz, s. Luftholz.	
Pyrop	3·788
Quarz, aus Brasilien 14^0	2·653
» rosenfarbiger 14^0	2·670
» ganz heller 14^0	2·653
» schneeweißer	2·690
» Rauchquarz	2·651
» Faser- $12·75^0$	2·608
» Milch-	2·658
» Rosen-	2·651—2·658
Quecksilberoxyd	11·074
Quittenbaumholz	0·705
Raseneisenstein	2·603
Rauchquarz, s. Quarz.	
Realgar, s. Schwefelarsenik.	
Rehleder 14^0	1·254
Reißblei s. Graphit.	

Körper	Spezifisches Gewicht
Retinit, (Retinasphalt)	1·07 —1·35
Rhodium, ungefähr	11·0
Rosenholz	1·125
» vollk. lufttrocken	1·031
Rosenquarz s. Quarz.	
Rothbleierz	5·951
Rothkupfererz	5·70 —6·00
Rubin, brasilianischer . 14°	3·130
» orientalischer . 14°	3·991
Rubinspath	3·454
Rüsterholz s. Ulmenholz.	
Saalweide, frisch gefällt	0·715
» trocken	0·529
Salmiak	1·528
» reiner sublimirter	1·420
Salpeter s. Kali salpetersaures	
Sandarach	1·052
Sandlholz, blaues	1·200
» gelbes	0·809
» rothes	1·128
» weißes	1·041
Sandstein . 14°	2·085—2·621
Saphir, blauer Farbe . 14°	3·131
» orientalischer	4·290—4·830
» himmelblauer . 14°	3·994
» weißer . 14°	3·991
Sassafrasholz	0·482
Satinholz, vollk. lufttrocken	0·964
Schafleder . 14°	1·254
Schaumkalk	2·533
Schiefer, Zeichen . 14°	2·186
» Wetz-	2·722
Schießpulver sammt den Zwischenräumen	1·016
» ohne Zwischenraum	1·277
Schörl . 14°	2·922—3·452
Schwarz-Bleierz	5·70
Schwarz-Eisenstein	4·14 —4·50
Schwarzgiltigeerz, s. Melanglanz.	
Schwarzkupferschlacke	4·362—4·402
Schwarzmanganerz	4·722
Schwarzpappelholz, frisch gefällt	0·779
» trocken	0·366
Schwefel, käuflicher geschmolzen in Stangen	1·991
» sublimirten	2·086
» natürl. von schön zitronengelber Farbe 14°	2·033
» brauner	1·989
Schwefelantimon . 0°	4·752
Schwefelarsenik	3·313
Schwefelblei	7·759
Schwefelkies, natürliches 0°	4·90

Körper	Spezifisches Gewicht
Selen	4·30 —4·32
Selenblei	8·20 —8·80
» silber	8·0
Serpentin	2·684
» von Tirol	2·700
» gemeiner . 14°	2·264—2·999
» von Zöblitz	2·560
» edler	2·50 —2·60
Silber, 12löthiges . 14°	10·474
» gehämmert . 14°	10·510
» 12½löthiges . 14°	10·175
» in Kronthalern . 14°	10·106-10·227
» » Speziesthalern 14°	10·196-10·227
» » Zwanzigkreuzer 14°	9·217-10·106
» gediegen	10·472
Silberglanz	6·9 — 7·20
Silberoxyd . 13·33°	7·143
Smalte, (kobaltartiges Glas) 14°	2·440
Smaragd	2·777
Spaseisenstein	3·829
Speck . 14°	0·948
Speckstein	2·609
Speiskobalt	6·4 — 6·6
Spießglanz s. Antimon.	
Spinell	3·570
Stärkmehl, s. Amylon.	
Stahl, weicher . 14°	7·833
» im Wasser gehärtet 14°	7·816
» gehämmert . 14°	7·840
» Guß-	7·919
» engl. feinster	7·852
» mit 3 pCt. Nickel	7·750
» » 10 » »	7·684
» » 1 » Gold	7·870
» » 1½ » Platin	7·732
» » 10 » »	8·100
» » gleichen Thl. Platin	9·862
» » 4/5 pCt. »	15·58
» » 1½ » Rhodium	7·795
» » 2 » Silber	7·808
Stearine, aus Olivenöl 12°	0·968
Stechpalmenholz	0·602
Steinkohlen, Backkohle	1·269
» Blätterkohle	1·27 —1·34
» Braunkohle	1·00 —1·40
» Fackelkohle	1·165
» Glanzkohle s. Anthrazit	
» Grobkohle	1·45 —1·60
» Kannelkohle	1·21 —1·27
» Moorkohle	1·20 — 1·30
» Newcastle-coal	1·204
» Pechkohle	1·29 —1·35
» Schwarzkohle	1·15 —1·50
» Scotsch-coal	1·140

Körper	Spezifisches Gewicht
Steinkohle, Splitterkohle	1·290
» Stony Greek-coal	1·396
Steinsalz	2·257
Strahlerz	4·192
Strahlkies	4·678
Strahlstein	3·026
Straß	3·5 —3·60
Strontian	3·0 —4·0
» kohlensaurer 0°	3·624
» salpetersaurer 0°	2·890
» salzsaurer	1·440
» schwefelsaurer 0°	3·588
Süßerde	2·967
Talg, Hammel-, s. Fett.	
Talk, apfelgrüner	2·740
» blättriger	2·714
Tannenholz, Roth-	0·447
» frisch gefällt	0·870
» vollk. lufttrocken	0·481
Tellur, gediegen	6·115
» gereinigtes	6·138
Tellurerz	6·84
Thon, wie er in der Natur vorkommt, bei 30—40° R. getrocknet	2·591
» erdiger Töpferthon	2·085
Thonerde, natürliche	4·00
» essigsaure	1·245
» kohlensaure	1·118
» schwefelsaure 0°	2·740
Thonmergel	2·666
Thonstein	2·210
Thonerde	9·402
Titan 14°	4·180—8·000
Titaneisen	4·62 —4·89
Topas, durchs. Krystalle	3·499
» brasilianischer 14°	3·536
» orientalischer 14°	4·010
» sächsischer 14°	3·564
Torf	1·413
Tragantgummi 14°	1·316
Trapp	2·780—3·021
Tripel	1·00 —2·20
Tropfstein 14°	2·323
Tulpenbaumholz	1·070
Turmalin, dunkelpistazienggrün	3·076
» bichromatischer	3·053—3·060
» schwarzer von Bovav.	3·246
» von Eibenstock	3·123
» Ceylon	3·118—3·119
» Grönland	3·062
Ulmenholz	0·646
» frisch gefälltes	0·948
» vollk. lufttrocken	0·568
Uralitporphir	3·100

Körper	Spezifisches Gewicht
Uran	9·00
Uranglimmer	3·115
Uranpecherz	6·60
Vesuvian	3·450
» von Mussa 14°	3·30
» » Piemont	3·873—3·390
» » Vesuv	3·312—3·379
» lichtbrauner	3·389
Wachholderholz, trockenes	0·556
Wachs, Binnen-, gelbes	0·960
» weißes	0·966
Wacke	2·535—2·893
Walkerde 14°	2·583
Wallnußbaumholz, v lufttrock.	0·660
Wallrath, (Sperma Cet.)	0·928
Weidenholz	0·585
» frisch gefälltes	0·9859
» trockenes	0·487
Weinreben	1·3270
Weinstein, roher	1·849
Weißdornholz, vollk. lufttrock.	0·871
Weißkupfererz	4·4 —4·50
Weizenmehl	1·560
Wismuth	9·397
» geschmolzen	9·670
» gehämmert	9·883
» gediegen 14°	9·020
Wismuthblende	5·912—6·006
Wismuthoxyd	8·968
Wolfram 14°	17·60
Wootz	7·665
Yttererde	4·842
Zebraholz, vollk. lufttrocken	1·073
Zink, geschmolzen	6·862
» gehämmert	7·861
Zinkblende	4·007
Zinkblüthe	3·35
Zinkerz, roth	6·220
Zinkoxyd	5·600
Zinn, möglichst rein 12°	7·291
» gehämmert 14·22°	7·600
» aus Böhmen 14°	7·312
» chinesisches, japanisches oder ostindisches 14°	7·296
» aus Cornwallis 14°	7·291
Zinnchlorid	2·25
Zinnchlorür	2·293
Zinnerz	6·960
Zinnober	8·124
» natürl. brauner 14°	10·218
» rother	6·188
Zinnoxyd	6·900
Zirkonerde	4·30
Zucker, krystallisirter 12°	1·405—1·606
» brauner 12°	1·585

B. Spezifische Gewichte tropfbarer Körper.

(Zur Seite 37.)

Anmerkung. Die den Namen der Körper zunächst stehenden Zahlen bedeuten die Temperatur, auf welche sich das spezifische Gewicht bezieht. Alle andern spezifischen Gewichte beziehen sich auf mittlere Temperatur.

Körper	Spezifisches Gewicht
Acetal 16°	0·823
Ackermünzenöl 14°	0·912
Aethersäure, (Aldehydsäure)	1·015
Aldehyd	0·790
Ale, (englisches Bier) 12·44°	0·989
Alkohol, absoluter 16°	0·791
Ameisenäther 14·4°	0·9157
Anisöl 14°	0·987
„ altes 20°	0·985
„ frisch bereitetes 20°	0·979
Apfelmost 12°	1·058
Apfelwein, Cider 12·44°	0·987
Baldrianöl 20°	0·934
Bergamottenöl	0·880
Bergnaphtha, Bergöl siehe Steinöl.	
Bergtheer	1·100
Bernsteinöl, gelbes 14°	0·886
„ rothes	0·964
Bier, ungefähr 12°	1·023—1·034
Birnmost 12°	1·055
Birnwein 12·44°	0·987
Bittermandelöl, s. Mandelöl.	
Blausäure, reine 14·4°	0·697
Blut, von Menschen 12°	1·053—1·057
Blutwasser, von menschlichem Blute 14°	1·024—1·032
Bordeauxwein 12·44°	0·983
Brom	2·966
Bromal	3·340
Burgunderwein 12·44°	0·985
Buttermilch 14°	1·037
Cajeputöl 7°	0·978
Calmusöl 20°	0·899
Cautschouköl, flüchtiges	0·870
Capwein, rother	1·018
„ weißer	1·039
Cascarillenöl 20°	0·938
Cassiaöl, s. Zimmtcassiaöl.	
Castoröl, s. Ricinusöl.	
Cedernöl, s. Citronenöl.	
Chamillenöl	0·924
Champagnerwein, rother 12·44°	0·986
„ weißer	0·9620
Chloral, wasserfreies 14·4°	1·502
Clorsäure	1·30
Chlorstickstoff 12°	1·653
Chlorwasser, gesättigtes 4·8°	1·003
Cider, s. Apfelwein.	
Citronenöl, destillirtes 14·4°	0·856
Copaivabalsam 12·5°	0·992
Copaivabalsamöl 17·6°	0·878
Coriandersamenöl 14°	0·865
Cubebenöl 5°	0·936
Dadi, s. Campheröl.	
Delphinöl 16°	0·924
Delphinthran 12·8°	0·937
Dillöl	0·881
Dipelsöl, s. Thieröl.	
Eiweis, von Hühnerei 14°	1·041
Elaeine, s. Oleine.	
Erdmandelöl	0·918
Essig, (Weinessig) rother 14°	1·013
Essigsäure, (Radicalessig) 14°	1·063—1·070
Färber-Wauöl 12°	0·936
Feldkümmelöl, s. Quendelöl.	
Fenchelöl 16°	0·896
Fichtensamenöl 12°	0·931
Fischthran 14°	0·923
Flourwasserstoffsäure, concentrirte 12°	1·061
Flußsäure, s. Flourwasserstoffsäure.	
Franzwein	1·020
Frauennachtviolenöl 12°	0·928
Fruchtessig	1·004
Fuselöl, wasserhältiges 12·6°	0·823
Galbaumöl 15°	0·912
Gewürznelkenöl, s. Nelkenöl.	
Glycerin, vollk. rein 8°	1·270
Hanföl 14°	0·926
Haselnußöl 14°	0·916
Holzessiggeist	0·750
Holzessigsäure, concentrirte	1·057
„ rohe, braune	1·049
„ rectificirte	1·042—1·049
Holzgeist, s. Holzessiggeist.	
Honig, guter 14°	1·450
Hopfenöl 12·5°	0·946
Hydriotsäure, wasserhaltende	1·70
Hydrochlorsäure, s. Salzsäure	
Hydroflourborsäure	1·77
Jodäther 12·44°	1·340
Kalilösung 12°	1·540
Kirschkernöl 12°	0·923
Kohlensäureäther 15·2°	0·975
Korköl, flüchtiges	4·392
Krausemünzenöl 12·5°	0·969
Kreosot 16°	1·037

Körper	Spezifisches Gewicht
Kümmelöl 14°	0·905
Kürbisöl 12°	0·923
Kuhmilch, gewöhnliche 14°	1·033
» abgerahmte 14°	1·037
Lavendelöl, frisch 16°	0·898
» rectificirt 16°	0·877
Leberthran 15°	0·921
Leberthranöl 12°·5	0·906
Leindotteröl 12°	0·925
Leinöl 17°·4	0·929
Limetteöl	0·931
Lissaboner Wein 12°·44	0·978
Löffelkrautöl 14°	0·943
Lutter	0·977—0·991
Madeirawein 14°	1·038
Maisöl	0·954
Malagawein 12°·44	0·980
Malvoisierwein	1·033
Mandelöl, von süßen Mandeln	0·911
Marsalawein 12°·44	0·982
Meccabalsam, ächter 18°	0·950
Meccabalsamöl	0·876
Meerwasser, vom arctischen Polarmeer	1·025
» vom Aequator	1·028
» des nördl. atlantischen Meeres	1·029
» des südl. atlantischen Meeres	1·028
» vom Marmora-Meere	1·020
» » mittelländ. »	1·027
» von der Ostsee	1·005
» vom Polarmeere	1·027
» » schwarzen Meere	1'014
» » todten Meere	1·211
» der südl. Hemisphäre im Durchschnitte	1·029
Melissenöl	0·855
Mesit vgl. Holzessiggeist 14°·4	0·805
Möhrenöl 9°	0·886
Mohnöl 12°·5	0·912
Molken, Kuhmilch 14°	1·027
Moselwein	0·916
Münzenöl 14°	0·898
Muskatblüthenöl 16°	0·926
Muskatnußöl 16°	0·846
Muskatwein 12°·44	0·979
Naphtha, s. Steinöl.	
Nelkenöl 16°	1·035
» käufliches 18°	1·061
» rectificirtes 18°	1·055
Obstwein	1·034
Oelrettigöl 12°	0·918
Oeleine, aus Gänsefett 12°	0·929
» aus Hammelstalg 12°	0·916
Oeleine aus Menschenfett 12°	0·913
» » Olivenöl 12°	0·915
» » Rindstalg 12°	0·913
Olivenöl, gelbes gewöhnliches 17°·2	0·918
» grünes 12°·5	0·913
» weißes 12°·5	0·927
» gutes Provenceöl 17°·3	0·905
Orangenblüthenöl 16°	0·852
Orangenschalenöl	0·888
Palmöl, s. Ricinusöl.	
Perubalsam 12°·5	1·475
Perubalsamöl	1·084
Petersilienöl 12°·5	1·015
Petroleum, s. Steinöl.	
Pfeffermünzenöl 14°	0·920
Pfirsichblätteröl	1'30
Pflaumenkernöl 12°	0·912
Portwein 12°·44	0·974
Quecksilber 3°·5	13·586
» gediegen	13·581
» reinstes 5mal destillirt.	14·110
» gefrornes	14·391
Quendelöl 12°·5	0·950
Radicalessig, s. Essigsäure.	
Rahm, gewöhnlicher 14°	1·025
Rainfarnöl 9°	0·915
Rapsöl, s. Rüböl.	
Regenwasser, s. Meteorwasser.	
Rebsöl, s. Rüböl.	
Rheinwein 12°·44	0·982
Ricinusöl	0·954
Rosenöl 26°	0·832
Rosinenwein 12°·44	0'972
Rosmarinöl, frisch ausgezogen 12°	0·910
» rectificirt 9°·6	0·890
Roßkastanienöl 8°	0·927
Rüböl, käufliches 12°	0·916—0·917
» gereinigtes 12°·5	0·915
Sadebaumöl 12°·5	0·915
Saft, der Weinreben 12°	1·002
» des Zuckerrohrs	1·05
» der Erdäpfel	1·099
Salbeiöl 14°	0·902
Salmiakgeist 12°·44	0·891
Salpeteräther 3°·2	0·886
Salpetersäure	1·22
» concentrirte, reine 12°·4	1·500
Salzsäure, concentrirteste 14°	1·205
Sassafrasöl	1·082
Schafgarbenöl 12°·5	0·852
Schafmilch 14°	1·034
Schwefeläther 14°	0·710

Körper	Spezifisches Gewicht
Schwefelalkohol, s. Schwefelkohlenstoff.	
Schwefelkohlenstoff · 16°	1·263
Schwefelsäure, englische 14°	1·842
» Nordhäuser · · 12°	1·860
Senföl · · · · · 12°	0·917
Serum, s. Blutwasser.	
Steinkohlentheer · · · · ·	1·109
Steinöl, persisches · · ·	0·753
» weißes · · · 12°·5	0·845
» gew. rothes · · · ·	0·851
» rectificirtes · · 10°	0·781
Sternanisöl · · · · 14°	0·982
Tabaksamenöl · · · 12°	0·923
Tannensamenöl · · · · 6°	0·934
Terpentinöl, nicht rectif. 12°·5	0·891
» rectificirtes · 17°·6	0·86
Theeöl · · · · · · ·	0·927

Körper	Spezifisches Gewicht
Theer, vergl. Steinkohlentheer · · · 12°·5	1·102
Thieröl · · · · 12°·5	0·893
Thymianöl · · · 14°·4	0·893
Tokayerwein · · · 12°·44	0·987
Tollkirschensamenöl · 12°	0·925
Wachholderöl · · · · ·	0·853
Wachsöl · · · · · 9°	0·750
Wallnußöl · · 17°·5	0·912
Wasserglas · · · · ·	1·250
Weinöl · · · · · · ·	1·133
Wermuthöl · · · · ·	0·895
Wurmsamenöl · · · ·	0·912
Xereswein · · · 12°·44	0·978
Ysopöl · · · · · 14°	0·889
Ziegenmilch · · · · · ·	1·009
Zimmtcassiaöl · · 16°	1·056
Zimmtöl · · · · · · ·	1·035

C. Spezifische Gewichte der Gase und Dämpfe.

(Zur Seite 37 und 317.)

Körper	Spezifisches Gewicht
Alkoholdampf, berechnet · ·	1·595
» beobachtet · 62° 72	1·613
Arsenikdampf, beobachtet ·	10·6
» berechnet · · · ·	10·365
Arsenikwasserstoffgas, beob	2·695
» berechnet · · · ·	2·694
Azot, s. Stickstoffgas.	
Benzindampf, beobachtet ·	2·77
» berechnet · · · ·	2·738
Benzoeäther · · · · · 8° 4	1·054
Benzoeätherdampf, beob. 8° 4	5·409
» berechnet · · · ·	5·45
Blausäuredampf, beob. 21°2	0·948
» berechnet · · ·	0·936
Bordampf, berechnet · ·	0·749
Bromdampf · · · · ·	5·393
Bromkohlenwasserstoffdampf, beobachtet · · · 0°	6·37
Bromwasserstoffgas, berechnet	2·731
Chlor, s. Chlorgas.	
Chlorätherdampf, beobachtet	3·46
» berechnet · · · ·	3·448
Chloraldampf, beobachtet ·	5·05
Chlorammonium, s. Salmiak.	
Chlorborgas, beobachtet · ·	3·942
» berechnet · · · ·	4·035
Chlorcyandampf, berechnet	2·111
Chlorgas, beobachtet · · ·	2·470
» berechnet · · · ·	2·416

Körper	Spezifisches Gewicht
Chlorkohlenoxydgas, beobacht.	3·669
» berechnet · · · ·	3·425
Chlorkohlenstoffgas · · ·	3·472
Chloroformdampf, beobachtet	4·199
» berechnet · · · ·	4·113
Chloroxydgas · · · · ·	2·315
Chloroxydulgas, berechnet ·	2·444
» beobachtet · · ·	2·409
Chlorschwefeldampf · · ·	4·70 — 4·75
» berechnet · · · ·	4·658
Chlorsiliciumdampf, beobacht.	3·600
» berechnet · · · ·	3·598
Chlorwasserstoffgas, beobacht.	1·247
» berechnet · · · ·	1·250
Cyangas, beobachtet · · ·	1·806
» berechnet · · · ·	1·805
Essigätherdampf, beobachtet	3·067
Fluorborgas, beobachtet · ·	2·362
» berechnet · · ·	2·307
Fluorphosphorgas s. Phosphorfluoridgas.	
Fluorsiliciumgas, beobachtet	3·600
» berechnet · · ·	3·605
Fluorwasserstoffsäure, concentrirte · · · 12°	1·061
» beobachtet · · · ·	2·369
» gasförm. berechnet	0·659
Flußsaures Gas, s. Fluorwasserstoff.	

Körper	Spezifisches Gewicht
Fuselöldampf, beobachtet ·	3·147
» berechnet · · ·	3·072
Holzessiggeistdampf, beobacht.	2·998—3·006
Hydriotätherdampf, beobachtet	5·475
» berechnet · · ·	5·373
Hydrochlorätherdampf, beobachtet · · 14^0·4	2·219
» berechnet · · ·	2·257
Hydrothionsäure, s. Schwefelwasserstoffgas.	
Jod-Aldehydendampf, beob.	4·78
» berechnet · · ·	5·296
Jodarsenikdampf, beobachtet	16·1
» berechnet · · · ·	15·64
Joddampf, beobachtet · ·	8·788
» berechnet · · · ·	8·619
Jodkohlenwasserstoffdampf 0^0	9·697
Jodwasserstoff s. Hydriotsaures Gas.	
Kieselfluor s. Fluorsiliciumgas	
Kohlenoxydgas, beobachtet ·	0·924
» berechnet · · ·	0·972
Kohlensaures Gas, beobachtet	1·524
» berechnet · ·	1·527
Kohlenstoffgas, berechnet ·	0·422
Kohlenwasserstoffgas, ölbildendes Gas, beob. ·	0·571
» berechnet · · · ·	0·559
Naphthalindampf · · · ·	4·528
Oelbildendes Gas, beobachtet	0·974
» berechnet · · ·	0·972
Oelgas · · · · · 18^0·67	0·696
Oxalätherdampf, beobachtet	5·087
Paranaphthalindampf, beob.	6·741
Phosgengas s. Chlorkohlenoxydgas.	
Phosphordampf, beobachtet	4·420
» berechnet · · · ·	4·326
Phosphorfluoridgas · · ·	5·939
Phosphorwasserstoffgas, entzündliches · · ·	0·852
» beobachtet · · ·	1·175—1·22
» berechnet · · · ·	0·515
Phosphorwasserstoffgas, unentzündliches · ·	
» beobachtet · · · ·	1·214
» berechnet · · · ·	1·027
Quecksilberbromiddampf, beob.	12·16
» berechnet · · · ·	12·373
Quecksilberbromürdampf, beobachtet · · · ·	10·14
» berechnet · · · ·	9·675
Quecksilberchloriddampf, beobachtet · · · ·	9·8
» berechnet · · · ·	9·42

Körper	Spezifisches Gewicht
Quecksilberchlorürdampf, beobachtet · · · ·	8·35
» berechnet · · ·	8·20
Quecksilberdampf, beobachtet	6·976
» berechnet · · ·	6·978
Quecksilberjodiddampf, beob.	15·6 —16·2
» berechnet · · · ·	15·68
Salpeterätherdampf, beob. ·	2·627
» berechnet · · · ·	2·606
Salpetergas, s. Stickstoffoxydgas	
Salpetrigsaurer Dampf, beobachtet · · ·	2·427
» berechnet · · · ·	3·1812
Salzätherdampf, s. Hydrochlorätherdampf.	
Salzsaures Gas, s. Chlorwasserstoffgas.	
Sauerstoffgas, beobachtet ·	1·103
» berechnet · · ·	1·111
Schwefelätherdampf, beobachtet · · · 28^0·52	2·586
» berechnet · · · ·	2·569
Schwefeldampf, beobachtet 14^0·4	6·617
» berechnet · · · ·	6·654
Schwefelkohlenstoffdampf, beobachtet · · · ·	2·644
» berechnet · · · ·	2·638
Schwefelsäuredampf, beob.	3·0
» berechnet · · · ·	2·763
Schwefelwasserstoffgas, (Hydrothionsäure) beobachtet · · · · ·	1·106
» berechnet · · ·	1·150
Schwefligsaures Gas, beob.	2·193
» berechnet · · ·	2·207
Selenige Säure-Dampf, beobachtet · · · ·	4·03
Steinkohlengas, durch Destillation · · ·	0·740
Steinöldampf, beobachtet ·	2·833
Stickstoffgas, beobachtet ·	0·969
» berechnet · · ·	0·970
Stickstoffoxydgas, beobachtet	1·037
» berechnet · · · ·	1·036
Stickstoffoxydulgas, beob. ·	1·614
» berechnet · · ·	1·525
Terpentinöldampf, beobachtet	4·764—4·765
Titandampf, berechnet · ·	2·107
Urethandampf · · 12^0·8	3·14
Wasserdampf, beobachtet 80^0	0·623
» berechnet · · ·	0·624
Wasserstoffgas, beobachtet ·	0·0688—0·0689
» berechnet · · · ·	0·069

VIII. Tafel.

Länge des Sekundenpendels an verschiedenen Orten.

(Zur Seite 131.)

Orte	Breitengrade			Pendel-Längen	Orte	Breitengrade			Pendel-Längen
Malvinen ·····	51°	35′	18″	994·0657	Barcellona ·····	41°	23′	15″	993·2321
» ·····	51	31	44	994·1295	Toulon ·········	43	7	20	993·3652
Kap d. g. Hoffnung	33	55	56	992·5887	Figeac ·········	44	36	45	993·4578
» » » »	33	55	15	992·5677	Bordeaux ······	44	50	26	993·4529
Port Jackson ····	33	51	34	992·6260	Fiume ·········	45	19	0	993·5841
» » ····	33	51	34	992·5879	Padua ········	45	24	3	993·6073
Paramatta ······	33	48	43	992·5590	Mailand ······	45	28	1	993·5476
» ······	33	48	43	992·5730	Clermont Fer. ···	45	46	48	993·5823
Valparaiso ·····	33	2	30	992·5178	Paris ··········	48	50	14	993·8462
Rio de Janeiro ·	22	55	13	991·6956	» ··········	»	»	»	993·8668
» » » ··	22	55	22	991·7137	» ··········	»	»	»	993·8606
» » » ··	22	55	22	991·7170	Sfanklin-Farm. ··	50	37	24	994·0470
Isle de France ··	20	9	40	991·7707	Dünkirchen ····	51	2	10	994·0804
St. Helena ·····	15	54	59	991·6035	London ········	51	31	8	994·1234
Bahia ········	12	59	21	991·2203	Arbury-Hill ·····	52	16	55	994·2275
Ascension ······	7	55	48	991·1948	St. Peter u. Paul	53	0	53	994·3734
» ······	7	55	9	991·1824	Clifton ········	53	27	43	994·3016
Maranham ·····	2	31	43	990·8975	Altona ········	53	32	45	994·3520
Rawak ········	0	1	34	990·9466	Königsberg ····	54	42	50	994·4099
St. Thomas ····	0	24	21	991·1109	Forth-Leith ····	55	58	37	994·5352
Gallopagos-Insel	0	32	19	991·0403	» » ·····	»	»	»	994·5310
Ualan ········	5	21	16	991·3043	Sitka ·········	57	2	58	994·6200
Sierra-Leone ···	8	29	28	991·1073	Portsoy ······	57	40	59	994·6906
Trinidad ······	10	38	56	991·0609	Stockholm ·····	59	20	43	994·8059
Madras ·······	13	4	9	991·2723	Petersburg ·····	59	56	21	994·9100
Guahan ·······	13	26	21	991·4277	Brassa ········	60	9	42	994·9985
Guam. Inseln ··	13	27	51	991·4520	Unst ······	60	45	25	994·9384
Jamaika ·····	17	56	7	991·4725	» ·········	»	»	»	994·9457
Mowi ········	20	52	7	991·7850	Drontheim ·····	63	25	54	995·0132
San Blas ······	21	32	24	991·5633	Have-Island ····	70	26	17	995·6370
» » ·····	21	32	24	991·5903	Hammerfest ····	70	40	5	995·5312
Boni ·········	27	4	12	992·3773	Port-Bowen ····	73	13	39	995·7724
Lipari ······	38	28	37	993·0792	Grönland ······	74	32	19	995·7465
Formentera ·····	38	39	56	993·0697	Melville ·······	74	47	12	995·8560
New-York ······	40	42	43	993·1586	Spitzbergen ····	79	49	58	996·0359

IX. Tafel.

Reduction des Barometerstandes auf die Normaltemperatur

nach der Formel $l_1 = l\left(1 \mp \frac{t}{5550}\right)$.

(Zur Seite 289.)

Barometerstand in Metern	Temperatur, nach Celsius											
	1°	2°	3°	4°	5°	6°	7°	8°	9°	10°	11°	12°
0·400	0·072	0·144	0·216	0·288	0·360	0·432	0·504	0·577	0·649	0·721	0·793	0·865
10	0·074	0·148	0·221	0·295	0·369	0·443	0·516	0·591	0·665	0·739	0·813	0·886
20	0·076	0·152	0·227	0·302	0·378	0·454	0·529	0·606	0·681	0·757	0·833	0·908
30	0·078	0·155	0·232	0·309	0·387	0·465	0·541	0·620	0·697	0·775	0·853	0·930
40	0·079	0·158	0·238	0·316	0·396	0·476	0·554	0·635	0·714	0·793	0·873	0·952
50	0·081	0·162	0·243	0·324	0·405	0·486	0·567	0·649	0·730	0·811	0·892	0·973
60	0·083	0·166	0·248	0·331	0·414	0·497	0·580	0·663	0·746	0·829	0·912	0·994
70	0·085	0·170	0·254	0·338	0·423	0·508	0·593	0·678	0·762	0·847	0·932	1·016
80	0·087	0·173	0·259	0·345	0·432	0·519	0·605	0·692	0·778	0·865	0·952	1·038
90	0·088	0·176	0·264	0·352	0·441	0·530	0·618	0·707	0·795	0·883	0·972	1·060
0·500	0·090	0·180	0·270	0·360	0·450	0·540	0·630	0·721	0·811	0·901	0·991	1·081
10	0·092	0·184	0·275	0·367	0·459	0·551	0·642	0·735	0·827	0·919	1·011	1·102
20	0·094	0·188	0·281	0·373	0·468	0·562	0·655	0·750	0·843	0·937	1·031	1·124
30	0·096	0·191	0·287	0·380	0·477	0·573	0·667	0·764	0·860	0·955	1·051	1·146
40	0·098	0·194	0·292	0·387	0·486	0·584	0·680	0·779	0·876	0·973	1·071	1·168
50	0·099	0·198	0·297	0·396	0·495	0·594	0·693	0·793	0·892	0·991	1·090	1·189
60	0·101	0·202	0·302	0·403	0·504	0·605	0·705	0·807	0·908	1·009	1·110	1·210
70	0·103	0·206	0·308	0·410	0·513	0·616	0·718	0·822	0·924	1·027	1·130	1·232
80	0·105	0·209	0·313	0·418	0·522	0·627	0·730	0·836	0·940	1·045	1·150	1·253
90	0·106	0·212	0·319	0·425	0·531	0·638	0·743	0·850	0·956	1·063	1·170	1·275
0·600	0·108	0·216	0·324	0·432	0·540	0·648	0·757	0·865	0·973	1·081	1·189	1·297
10	0·110	0·220	0·330	0·439	0·549	0·659	0·769	0·879	0·989	1·099	1·209	1·318
20	0·112	0·224	0·335	0·446	0·558	0·670	0·781	0·894	1·005	1·117	1·229	1·340
30	0·115	0·227	0·341	0·454	0·567	0·681	0·794	0·908	1·022	1·135	1·249	1·362
40	0·116	0·230	0·346	0·461	0·576	0·692	0·807	0·922	1·038	1·153	1·269	1·383
50	0·117	0·234	0·351	0·469	0·585	0·702	0·819	0·937	1·054	1·171	1·288	1·405
60	0·119	0·238	0·356	0·476	0·594	0·713	0·831	0·951	1·070	1·189	1·308	1·426
70	0·121	0·241	0·362	0·484	0·603	0·724	0·844	0·966	1·086	1·207	1·328	1·448
80	0·123	0·245	0·367	0·491	0·612	0·735	0·856	0·980	1·103	1·225	1·348	1·470
90	0·124	0·249	0·373	0·498	0·621	0·746	0·869	0·995	1·119	1·243	1·368	1·492
0·700	0·126	0·252	0·378	0·505	0·631	0·757	0·883	1·009	1·135	1·261	1·387	1·514
10	0·128	0·256	0·383	0·512	0·640	0·768	0·896	1·023	1·151	1·279	1·407	1·536
20	0·130	0·259	0·389	0·520	0·649	0·779	0·908	1·038	1·167	1·297	1·427	1·557
30	0·132	0·263	0·394	0·527	0·658	0·790	0·921	1·052	1·183	1·315	1·447	1·580
40	0·134	0·267	0·400	0·534	0·667	0·800	0·933	1·067	1·200	1·333	1·467	1·600
50	0·135	0·270	0·405	0·541	0·676	0·811	0·946	1·081	1·216	1·351	1·486	1·622
60	0·137	0·274	0·410	0·548	0·685	0·822	0·959	1·095	1·232	1·379	1·506	1·644
70	0·139	0·277	0·416	0·556	0·694	0·833	0·971	1·110	1·249	1·397	1·526	1·665
80	0·141	0·281	0·421	0·563	0·703	0·844	0·984	1·124	1·265	1·405	1·546	1·687
90	0·143	0·284	0·427	0·570	0·712	0·855	0·997	1·139	1·280	1·423	1·566	1·708

Barometerstand in Metern	Temperatur, nach Celsius											
	13°	14°	15°	16°	17°	18°	19°	20°	21°	22°	23°	24°
0·400	0·937	1·009	1 081	1·153	1·225	1·297	1·369	1·441	1·513	1·585	1·657	1·729
10	0·960	1·034	1·108	1·182	1 255	1·330	1·403	1 477	1·551	1·624	1·698	1·772
20	0·984	1·059	1·135	1·211	1·286	1·362	1·437	1·513	1·589	1·664	1·740	1·815
30	1·007	1·084	1·162	1·240	1·316	1·395	1·471	1·549	1·627	1 703	1·781	1·859
40	1·030	1·109	1·189	1·269	1 347	1·427	1·515	1·585	1·664	1·743	1·822	1·902
50	1·054	1·135	1·216	1·297	1·378	1·459	1·540	1·621	1·703	1·782	1·864	1·946
60	1·077	1·160	1·243	1·326	1·409	1·491	1·574	1·657	1·740	1·822	1·906	1·989
70	1·100	1·185	1·270	1·355	1·440	1·524	1 608	1 693	1·777	1·862	1·948	2·032
80	1 123	1 210	1 297	1·383	1·470	1·556	1·642	1·729	1·815	1·901	1·989	2·075
90	1·147	1 235	1·326	1 412	1·500	1·589	1 676	1·765	1·853	1·941	2·030	2·118
0 500	1·171	1·261	1·351	1·441	1·531	1·621	1·711	1·802	1 891	1·981	2·071	2 161
10	1·194	1·286	1·378	1·470	1·561	1 653	1·745	1·838	1·929	2·021	2·112	2 204
20	1·218	1·311	1·405	1·499	1·592	1·686	1·779	1·874	1·967	2 060	2·154	2·247
30	1·241	1·336	1 432	1·528	1·623	1·718	1·813	1·910	2·005	2·100	2·195	2 291
40	1·264	1·361	1·459	1·557	1·653	1 751	1·847	1·946	2 043	2·140	2 237	2 334
50	1·288	1·387	1·486	1 586	1·684	1·783	1 882	1·982	2·080	2·179	2·278	2·377
60	1·311	1 412	1·513	1·615	1·715	1·816	1·916	2·018	2 119	2·219	2·320	2·421
60	1·334	1·437	1·540	1·644	1·746	1·848	1 950	2·054	2·156	2·258	2·361	2·464
80	1·358	1·462	1·567	1·673	1·777	1·871	1 984	2·090	2·194	2·298	2·403	2·507
90	1·382	1·487	1·594	1·702	1·807	1·903	2·019	2·126	2 232	2 338	2·444	2·551
0 600	1·405	1 513	1·621	1·730	1·838	1·946	2·054	2·162	2·270	2·378	2·486	2·594
10	1·428	1·538	1·648	1·759	1·869	1 978	2·089	2·198	2 307	2·417	2·527	2 637
20	1·451	1 563	1·675	1 788	1·900	2·011	2·123	2·234	2 345	2 457	2·568	2·680
30	1·474	1·588	1·702	1·817	1·930	2·043	2·157	2·270	2·383	2·497	2·610	2·724
40	1·498	1·613	1·729	1·846	1 960	2 076	2 191	2·306	2·421	2·536	2·651	2·767
50	1·522	1·639	1·756	1·875	1·991	2·108	2·225	2·342	2·459	2 576	2·692	2·810
60	1·545	1·664	1·783	1·904	2 022	2·140	2·259	2·378	2·496	2·616	2·734	2·854
70	1·569	1·689	1·810	1·933	2·053	2·173	2·294	2·414	2·534	2 655	2·776	2·897
80	1·592	1·714	1·837	1·962	2·084	2·206	2·328	2·450	2·572	2 695	2·818	2·941
90	1 616	1·740	1·864	1·991	2 114	2·238	2·362	2 486	2·610	2 734	2·859	2·984
0·700	1·640	1·766	1·892	2·019	2·145	2 271	2 397	2·523	2 648	2·774	2 900	3 027
10	1·663	1·791	1·919	2·048	2·176	2·303	2 431	2·560	2·686	2·813	2 941	3·070
20	1·687	1·816	1·946	2·077	2·206	2·336	2·465	2·596	2·723	2 853	2 983	3·113
30	1·710	1·841	1·973	2 106	2·237	2·368	2·498	2 632	2·761	2 892	3·024	3·157
40	1·733	1·866	2 000	2·134	2·268	2·400	2·533	2·668	2·799	2·932	3·065	3·200
50	1 757	1·892	2 027	2·163	2·298	2·433	2·568	2·702	2·837	2·972	3·107	3·244
60	1 780	1·917	2·054	2·192	2·329	2·466	2 602	2·738	2·875	3·012	3·148	3·287
70	1·804	1·942	2·081	2 221	2·360	2·500	2·636	2·774	2·913	3·052	3·190	3·330
80	1·827	1·967	2·108	2·250	2·390	2·532	2 671	2·810	2·951	3·091	3 231	3·373
90	1·850	1·992	2·135	2·289	2·420	2·564	2·705	2 846	2·989	3·131	3·273	3 417

Barometerstand in Metern	Temperatur, nach Celsius							
	25°	26°	27°	28°	29°	30°	31°	32°
0·400	1·801	1·873	1·945	2·017	2·089	2·162	2·234	2 306
10	1·846	1·920	1·993	2·067	2·141	2·216	2·290	2·363
20	1·891	1·967	2·042	2·118	2·193	2·270	2·346	2·421
30	1·936	2·014	2·090	2·168	2·246	2·324	2·402	2·479
40	1·981	2·060	2·139	2·219	2·298	2·378	2·458	2·536
50	2·026	2·107	2·188	2·269	2·350	2·432	2·513	2·594
60	2·071	2·154	2·236	2·319	2·402	2·486	2·569	2·652
70	2·116	2·200	2·285	2·370	2·454	2·540	2·625	2·709
80	2·161	2·247	2·333	2·420	2·507	2·594	2·681	2·767
90	2 206	2·294	2·382	2·471	2·559	2·648	2·737	2·824

Barometerstand in Metern	Temperatur, nach Celsius 25°	26°	27°	28°	29°	30°	31°	32°
0·500	2·251	2·341	2·431	2·521	2·612	2·702	2·792	2·882
10	2·296	2·388	2·480	2·571	2·664	2·756	2·848	2·940
20	2·341	2·435	2·528	2·622	2·716	2·810	2·904	2·997
30	2·386	2·482	2·577	2·672	2·769	2·864	2·960	3·055
40	2·431	2·529	2·625	2·723	2·822	2·918	3·016	3·112
50	2·477	2·575	2·674	2·773	2·873	2·972	3·071	3·170
60	2·522	2·622	2·722	2·823	2·925	3·026	3·127	3·228
70	2·567	2·669	2·771	2·874	2·977	3·080	3·183	3·285
80	2·612	2·716	2·820	2·925	3·030	3·134	3·239	3·343
90	2·657	2·763	2·869	2·975	3·082	3·188	3·295	3·401
0·700	2·702	2·810	2·918	3·026	3·135	3·243	3·351	3·459
10	2·747	2·857	2·966	3·076	3·187	3·297	3·407	3·516
20	2·792	2·904	3·015	3·127	3·239	3·351	3·463	3·574
30	2·837	2·951	3·064	3·177	3·292	3·405	3·519	3·632
40	2·882	2·998	3·112	3·228	3·344	3·459	3·575	3·689
50	2·928	3·044	3·161	3·278	3·396	3·513	3·630	3·747
60	2·973	3·091	3·209	3·328	3·448	3·567	3·686	3·805
70	3·018	3·138	3·258	3·379	3·500	3·621	3·742	3·862
80	3·063	3·185	3·307	3·430	3·553	3·675	3·798	3·920
90	3·108	3·232	3·356	3·480	3·605	3·729	3·854	3·978
0·700	3·153	3·279	3·405	3·531	3·658	3·784	3·910	4·036
10	3·198	3·326	3·453	3·581	3·710	3·838	3·966	4·094
20	3·243	3·373	3·502	3·632	3·762	3·892	4·022	4·151
30	3·288	3·420	3·550	3·682	3·815	3·946	4·078	4·209
40	3·333	3·467	3·599	3·733	3·867	4·000	4·134	4·267
50	3·379	3·513	3·648	3·783	3·919	4·054	4·189	4·324
60	3·424	3·560	3·696	3·833	3·971	4·108	4·245	4·381
70	3·469	3·617	3·745	3·884	4·023	4·162	4·301	4·439
80	3·514	3·654	3·794	3·934	4·076	4·216	4·357	4·497
90	3·559	3·701	3·843	3·985	4·128	4·270	4·413	4·555

X. Tafel.

Brechungsexponenten fester und tropfbarer Körper.

Brechungsexponent des leeren Raumes = 1·000.

(Zu Seite 724 u. f. w.)

Name des Körpers		Brechungsexponent	Name des Körpers		Brechungsexponent
Aether	Wol.	1·358	Alkohol, rectificirt . . .	Hers.	1·372
»	Yg.	1·374	Aloe	Bw.	1·634
» zum dreif. Volum ausgedehnt . .	Bw.	1·0570	Ambraöl	Wol.	1·505
Alaun	Wol.	1·457	Amethyst	Wol.	1·562
»	New.	1·458	Ammoniak, kaust. . . .	Bw.	1·349
»	Yg.	1·488	» wasserfrei, durch Kälte condensirt	Bw.	1·752
Alaunlösung, gesättigt .	Hers.	1·356	» salzsaures . . .	Bw.	1·625
Alaunerde, salpetersaure .	Wol.	1·410	» mit schwefelsaur. Magnesia . .	Bw.	1·483
» in Alkohol . .	Wol.	1·422	Ammoniakgummi . . .	Bw.	1·592
Alkohol	Wol	1·372	Anatas	Bw.	2·500
» spez. Gew. 0·866	New.	1·370	Angelikaöl	Bw.	1·491
» gewässert . . .	Bw.	1·374			

Name des Körpers.		Brechungsexponent
Aniesöl	Bw.	1·811
Anhydrit, extraordinärer	Bw.	1·6219
» ordinärer	Bw.	1·5772
Apfelsäure	Bw.	1·395
Apophyllit	Hers.	1·5431
Aragonit, ordin.	Mal.	1·6934
» extr.	Mal.	1·5348
Arsenik	Wol.	1·811
Asand	Mx.	1·590
Auge des Menschen:		
» Hornhaut	Bw.	1·386
» Wasserfeuchtigkeit	Bw.	1·3366
» ganze Linse	Bw.	1·3839
» äußere Lage der Linse	Bw.	1·3767
» mittlere Lage	Bw.	1·3786
» Kern	Bw.	1·3999
» Glasfeuchtigkeit	Bw.	1·3394
Auge eines Lammes:		
» Hornhaut	Bw.	1·386
» äußere Lage der Linse	Bw.	1·386
» mittlere Lage	Bw.	1·423
» Kern	Bw.	1·436
» Glasfeuchtigkeit	Bw.	1·345
Auge des Kabeljau:		
» ganze Linse	Mon.	1·5492
» äußere Lage	Bw.	1·410
» mittlere Lage	Bw.	1·439
» Kern	Mon.	1·5929
» Glasfeuchtigkeit	Mon.	1·3531
Auge eines Ochsen:		
» ganze Linse	Mon.	1·4747
» äußere Lage	Mon.	1·4293
» Kern	Mon.	1·5425
» Glasfeuchtigkeit	Mon.	1·3571
» Wasserfeuchtigkeit	Mon.	1·3358
Axinit	Bw.	1·735
Balsam, Copaiva	Mx.	1·507
» » in Alkohol	Wol.	1·440
» » »	Mx.	1·397
» Canada	Yg.	1·532
» »	Bw.	1·549
» Gilead	Yg.	1·529
» peruvianisch	Bw.	1·597
» Styrax	Bw.	1·585
» Tolu	Bw.	1·628
» » in Alkohol	Wol.	1·400
Baryt, kohlensaurer	Bw.	1·540
» salzsaurer	Bw.	1·646
» schwefelsaurer	Mal.	1·6468
» » extraord.	Mal.	1·6352
» » ordin.	Bw.	1·6201
Bergamotöl	Yg.	1·473
»	Bw.	1·471
Bergkrystall		1·562

Name des Körpers		Brechungsexponent
Bernstein	Bw.	1·47
»	»	1·552
Beryll	Bw.	1·598
Bibergeil	Bw.	1·626
Bittermandelöl	Bw.	1·603
Blei, borsaures	Hers.	1·866
» chromsaures	Bw.	2·926
» » Max.	Bw.	2·374
» » Min.	Bw.	2·508
» essigsaures	Wol.	1·400
» kieselsaures	Hers.	2·123
» kohlensaures im Max.	Bw.	2·084
» » Min.	Bw.	1·813
» salpetersaures	Bw.	1·758
» schwefelsaures	Bw.	1·925
Bleisalpeter	Hers.	2·322
Blut vom Menschen	Yg.	1·354
Borazit	Bw.	1·701
Borax	Cav.	1·467
»	Bw.	1·475
Boraxglas (1 Th. Borax, 2 Th. Kiesel)	Bw.	1·522
Brunnenwasser	Eul.	1·3366
Bucheöl	Bw.	1·500
Butter, kalte	Wol.	1·480
Buxöl	Yg.	1·356
Cajeputöl	Yg.	1·478
»	Bw.	1·483
Calzedon	Bw.	1·553
Cassiaöl	Bw.	1·641
»	Hers.	1·64
»	Mx.	1·603
Cautschouk	Wol.	1·524
Chamillenöl	Bw.	1·457
»	Yg.	1·476
»	Mx.	1·455
Chrysoberyll	Bw.	1·760
Chrysolith	Bw.	1·660
Citronenöl	Bw.	1·527
Citronensäure	Bw.	1·527
Cölnerwasser	Mx.	1·382
Colophonium	Wol.	1·543
Comptonit	Bw.	1·553
Copal	Bw.	1·549
Cryolit	Bw.	1·344
Cuminöl	Bw.	1·512
Cyan	Bw.	1·316
Diamant	New.	2·439
»	Roch.	2·487
» braun		2·470
Dichroit	Bw.	1·544
Dillsamenöl	Bw.	1·477
»	»	1·487
Drachenblut	Bw.	1·520

Name der Körper		Brechungsexponent
Eis	Wol.	1·310
»	Bw.	1·307
»	Bw.	1·3085
Eisenoxyd	Yg.	2·100
Eisen, salpetersaures	Wol.	1·375
» salzsaures	Wol.	1 385
» schwefelsaures	Mx.	1·494
Eiweiß vom Hühnerei	Wol.	1·360
Eiter	Bw.	1·395
Elemiharz	Bw.	1·547
Epidot, Max.	Bw.	1·703
» Min.	Bw.	1·661
Essigsäure	Bw.	1·396
Essig, gemeiner	Bw.	1·347
» destillirt	Eul.	1·372
Euklas, extr.	Bw.	1·663
» ord.	Bw.	1·6429
Feldspath	Bw.	1·764
Fenchelöl	Bw.	1·506
Fenugreköl	Bw.	1·487
Fischbein	Bw.	1·345
Flohkrautöl	Bw.	1·498
Flüssigkeit in Krystallen ausdehnbare		1·1311
» minder ausdehnbare		1·2946
» 1. im Topas	Bw.	1·1311
» 2. » »	»	1·2946
» im Amethyst	Bw.	1·2106
Flußspath	Bw.	1·436
»	Wol.	1·433
Frauenmünzöl	Bw.	1·481
»	»	1·496
Gewürznelkenöl		1·596
Glas, gemeines	Bw.	1·530
» von St. Gobain	Wol.	1·543
» zu Bouteillen	Bw.	1·582
» zu Tafeln	Bw.	1·527
» grünes	Bw.	1·615
» hyacinthrothes	Bw.	1·647
» blaßrothes	Bw.	1·570
» dunkelrothes	Bw.	1·729
» roth, mit Gold	Bw.	1·715
» purpurrothes	Bw.	1·608
» rubinrothes	Bw.	1·601
» rosenrothes	Bw.	1 570
» oranges	Bw.	1·695
» lichtblaues	Bw.	1·570
» zimmtbraunes	Bw.	1·530
» opalartiges	Bw.	1·635
Glas (Flint-)		
» 1 Th. Blei 4 Th. Kiesel		1·664
» 1 » » 2 » »		1·724
» 1 » » 1 » »		1·787
» 3 » » 4 » »		1·732
Name des Körpers		**Brechungsexponent**
Glas (Flint-)		
» 2 Th. Blei 1 Th. Kiesel		1·830
» 3 » » 1 » »		2 028
» 1 » » 4 » »		1·664
Glas (Flint-), Fraunhofers:		
» Nr. 30	Fr.	1·6374
» » 23	Fr.	1·6405
» » 13	Fr.	1·6420
» (borsaur. Bleioxyd)	Hers.	2·0652
» kieselh. bors. Bleioxyd	Hers.	1·8735
Glas, Crown-, engl.	Wol.	1·500
» französisches	Wol.	1·504
» Fraunhofers Nr. 13	Fr.	1·5314
» » » 9	Fr.	1·5331
Gold im Königswasser gelös.	Wol.	1 364
» in Alkohol	Wol.	1·390
Granat	Bw.	1·815
Guajak	Yg.	1·600
»	Bw.	1·619
Gummi-Ammoniak	Bw.	1·592
» arabischer	New.	1·476
» Tragant	Bw.	1 520
Holzöl	Bw.	1·506
Honig	Yg.	1·495
Horn	Bw.	1·565
Jalappaharz	Bw.	1·608
Jodlösung im Weingeiste	Mx.	1·384
Kalilösung	Bw.	1·390
Kali, arseniksaures	Wol.	1·535
» chromsaur., fest, Max.	Bw.	1·665
» » Min.	Bw.	1·319
» kohlensaures	Bw.	1·482
» schwefelsaures	Bw.	1·509
» »	Wol.	1·508
» weinsteinsaures mit Soda	Bw.	1·515
Kalkspath, ord.	Mal.	1·6543
» ext.	Mal.	1 4833
Kalkspath, ord. Strahl		
» H	Rud.	1·68330
» G	»	1·67617
» F	»	1·66802
» E	»	1·66360
» D	»	1·65850
» C	»	1·65452
» B	»	1·65308
Kalkspath, extraord. Strahl		
» H	Rud.	1·49780
» G	»	1·49453
» F	»	1·40975
» E	»	1·48868
» D	»	1·48635
» C	»	1·48455
» B	»	1·48391

Name der Körper		Brechungsexponent
Kalk, salpetersaurer	Bw.	1·410
»	Bw.	1·427
» salzsaurer	Bw.	1·425
»	Bw.	1·440
» schwefelsaurer	Wol.	1·525
» unterschwefelsaur. rothe Strahlen	Hers.	1·561
» gelblichgrüne	Hers.	1·566
» wolframsaur. Max.	Bw.	2·120
» » Min.	Bw.	1·970
Kalkwasser	Bw.	1·334
Kanellstein	Bw.	1·750
Kampfer	Wol.	1·487
Kochsalzlösung, gesättigte	Cav.	1·375
Kümmelöl	Bw.	1·508
Kupfer, schwefelsaur. Max.	Bw.	1·552
» » Min.	Bw.	1·531
Labrador, Hornblende	Hers.	1·80
Lavendelöl	Bw.	1·475
»	Wol.	1·467
Leinöl	Wol.	1·485
Leuzit	Bw.	1·527
Limonienöl	Wol.	1·476
» in Alkohol	Wol.	1·430
Magnesia, salzsaure	Wol.	1·416
» schwefelsaure	Bw.	1·488
» »	»	1·465
Majoranöl	Bw.	1·491
Mandelöl	Wol.	1·469
Mandelstein	Bw.	1·515
Manna	Yg.	1·533
Mastix	Bw.	1·560
Markföl, kalt	Bw.	1·525
» geschmolzen	Bw.	1·481
Meionit	Bw.	1·606
Mellit	Bw.	1·556
»	»	1·538
Mesotyp, Max.	Bw.	1·522
» Min.	Bw.	1·516
Mohnöl	Bw.	1·463
Muskatnußöl	Wol	1·497
Myrrhe	Bw.	1·524
Naphtha	Yg.	1·475
Nußöl	Hers.	1·490
»	Bw.	1·507
Obsidian	Bw.	1·488
Olibanum-Gummi	Bw.	1·544
Olivenöl	Wol.	1·469
»	Bw.	1·470
Opium	Yg.	1·559
Orangeschalensaft	Bw.	1·403
Palmöl	Yg.	1·475
Pech, gemeines	Bw.	1·530
» Burgunder	Bw.	1·546
Pech, Burgunder	Bw.	1·560
Perlen	Bw.	1·653
Pfeffermünzöl	Yg.	1·473
Phosphor	Bw.	2·224
» in Schwefelkohlenstoff gelöst	Mx.	1·708
Phosphorglas	Bw.	1·532
Phosphorsäure, flüssige	Bw.	1·426
» »	Mx.	1·460
Pimentöl	Bw.	1·503
Platin in Königswaff. gelöf.	Wol.	1·370
Pyrop	Bw.	1·792
Quarz, extr.	Mal.	1·558
» ord.	Mal.	1·548
» ord. Strahl H	Rud.	1·55817
» » » G	»	1·55425
» » » E	»	1·54965
» » » E	»	1·54711
» » » D	»	1·55418
» » » C	»	1·54181
» » » B	»	1·54090
» extraord. Strahl H	Rud.	1·56772
» » » G	»	1·56365
» » » F	»	1·55894
» » » E	»	1·55631
» » » D	»	1·55328
» » » C	»	1·55085
» » » B	»	1·54990
Quecksilber (wahrscheinlich)	Hers.	5·829
Quecksilberchlorid	Bw.	1·970
Rautenöl	Bw.	1·433
»	»	1·449
Realgar, künstl.	Bw.	2·549
Ricinusöl	Bw.	1·490
Rodiumholzöl	Bw.	1·500
Rosenholzöl	Bw.	1·505
Rhum	Yg.	1·360
Rosmarinöl	Bw.	1·469
»	Yg.	1·472
Rubin	Bw.	1·779
Rüböl	Bw.	1·475
Salmiaklösung, concentrirte	Mx	1·393
Salpeter, spez. Gew. 1·84	Bw.	1·410
» » » »	Mx.	1·391
Salpetrige Säure	Bw.	1·396
Salzsäure, concentr.	Bw.	1·401
» »	Bw.	1·4098
» spez. Gew. 1·134	Bw.	1·392
Sandarak	Bw.	1·538
Saphir, weiß	Wol.	1·768
» blau	Bw.	1·794
Sassafrasöl	Bw.	1·532
»	Wol.	1·536
» in Alkohol	Wol.	1·405

Name der Körper		Brechungsexponent
Schellack	Bw.	1·525
Schildpatt	Hy.	1·598
Schwefel, natürlicher	Wol.	2·040
» gegossen	Bw.	2·148
» geschmolzen	Bw.	2·10
» in Schwefelwasserstoff gelöst	Mx.	1·693
Schwefelbalsam	Bw.	1·497
»	Mx.	1·532
Schwefelchlorid	Bw.	1·67
Schwefelkali	Wol.	1·375
Schwefelkohlenstoff	Hers.	1·68
» bei — 0°56	Bar.	1·643
» » 13°89	Bar.	1·634
» » 28°89	Bar.	1·625
Schwefelkalk	Bw.	1·375
Schwefelsäure, spezifisches Gew. 1·840	Mx.	1·440
» » »	Wol.	1·435
» » »	New.	1·428
Schwefelwasserstoff, tropfbarer	Far.	1·767
Segenbaumöl	Bw.	1·482
Seife von Windsor	Yg.	1·487
» neapolitanische	Yg.	1·479
Seifengeist	Eul.	1·4088
Selenit	Wol.	1·525
Selterwasser	Eul.	1·3353
Soda, salpetersaur.	Mx.	1·418
» unterschwefelsaure, Max.	Hers.	1·785
» » Min.	Hers.	1·735
» geschmolzen	Yg.	1·411
Silber, salpetersaures Max.	Bw.	1·788
» » Min.	Bw.	1·729
Smaragd	Bw.	1·585
Spargelstein	Yg.	1·657
Spermazetöl	Yg.	1·454
Speichel	Yg.	1·339
Spießglanz, salzsaur.	Wol.	1·420
» in Alkohol	Wol.	1·410
Spießglanzglas	New.	1·889
Spinell	Wol.	1·812
Stärkmehl		1·504
Steinsalz, grüne Strahlen	Hers.	1·4985
» rothe »	Hers.	1·4929
Stilbit	Bw.	1·508
Storax	Bw.	1·584
Strontian, kohlensaurer Max	Bw.	1·700
» » Min.	Bw.	1·543
» unterschwefelf. Max.	Hers.	1·651
» » Min.	Hers.	1·608

Name der Körper		Brechungsexponent
Styraxbalsam	Bw.	1·584
Tabaköl	Bw.	1·547
Tabasheer, gelblich	Bw.	1·1111
» von Nappore	Bw.	1·1454
» » »	Bw.	1·1503
» weiß »	Bw.	1·1825
Talg, kalt	Wol.	1·491
» geschmolzen	Wol.	1·460
Terpentin	Bw.	1·545
Terpentinöl, gemeines	Wol.	1·476
» »	Wol.	1·486
» destillirt	Bw.	1·470
Theriak	Bw.	1·500
Thymianöl	Bw.	1·477
Topas, farbenlos	Bw.	1·6102
» von Brasilien		
» extr.	Bw.	1·6401
» ord.	Bw.	1·6329
» blauer	Bw.	1·636
» gelber	Bw.	1·652
Thran	Bw.	1·483
Tragant-Gummi	Bw.	1·520
Turmalin	Bw.	1·668
Vogelleim	Bw.	1·506
Wachholderöl	Bw.	1·473
Wachs, bei 17°5	Mal.	1·512
» geschmolzen	Mal.	1·540
» siedend	Mal.	1·442
» weißes	Bw.	1·462
» gelbes	Bw.	1·542
Wachsöl	Cav.	1·452
Wasser	Wol.	1·336
» gesalzen	Bw	1·343
Weihrauch	Bw.	1·554
Wein, Port-	Yg.	1·351
Weinöl	Yg.	1·379
Weinsteinsäure, Max.	Bw.	1·518
» Min.	Bw.	1·578
Wismuth, salpetersaurer		
» » Max.	Bw.	1·89
» » Min.	Bw.	1·67
» »	Mx.	1·446
Wurmholzöl	Bw.	1·453
Ysopöl	Bw.	1·485
Zink, salzsaures	Bw.	1·425
» schwefelsaures	Bw.	2·260
Zinkblende		2·260
Zirkon, Max.	Bw.	2·015
» Min.	Bw.	1·916
Zucker, geschmolzen	Bw.	1·554
» nach öfterem Schmelzen	Bw.	1·555
Zwergbaumöl	Bw.	1·483

XI. Tafel.

Zerstreuungsverhältnisse.

dn bedeutet den Unterschied der Brechungs-Exponenten der äußersten Strahlen, $\frac{dn}{n-1}$ den Quotienten aus diesen in den Brechungs-Exponenten für die mittleren Strahlen.

(Zur Seite 785 u. f. w.)

Name der Körper	$\frac{dn}{n-1}$	dn
Apfelsäure . . . . Bw.	0 0282	0·011
Aether . . . . Bw.	0 037	0·012
Alaun . . . . . Bw.	0 036	0·017
Alkohol . . . . Bw.	0 029	0·011
Aloe . . . . . Bw.	0 085	1 058
Ambra . . . . Bw.	0·032	0 012
Angelikaöl . . . Bw.	0 051	
Aniesöl. . . . Bw.	0·074	0·044
Apophyllit . . . Hers.	0·031	0·017
Auge vom Kabeljau		
Wasserfeuchtigk. Bw.	0 035	0·012
» Glasfeuchtigkeit Bw.	0·035	0 012
Arinit . . . . Bw.	0 030	0·022
Balsam Canada . Bw.	0·045	0 024
» Copaiva . Bw.	0 041	0 021
» Peruvianisch. Bw.	0 093	0·058
» Styrar . . Bw.	0 069	0 039
» Tolu . . Bw.	0 103	0 065
Baryt, schwefels. . Bw.	0 029	0·019
» kohlens.	0 0285	0·015
Bergamotöl . . Bw.	0 049	0·023
Bernstein	0·041	0·023
Beryll . . . . Bw.	0 037	0 022
Bergkrystall, ord. Rud.	0·00315	0 01727
» extr. Rud.	0 00321	0 01782
Bibergeil . . . Bw.	0 036	0·018
Bittermandelöl . . .	0 079	0 048
Blausäure	0·0227	0·080
Blei, chromſ Mar. Bw.	0·400	0 770
» » Min. Bw.	0 262	0·388
» essigsaures . . .	0·069	0·040
» kohlens. Mar. Bw.	0·091	0·091
» » Min. Bw.	0·066	0 056
» schwefelsaures Bw.	0 066	0·056
Borar, geschmolzen . .	0·030	0 014
Borarglas . . . Bw.	0 026	0 014
Cajeputöl . . . Bw.	0·044	0 021
Cassiaöl . . . Bw.	0·139	0 089
Cautschouk . . . Bw.	0 052	0 028
Camillenöl . . . Bw.	0 046	0·021
Chrysoberyll . . Bw.	0·025	0·019
Chrysolith . . . Bw.	0 033	0·022
Citronensäure . . Bw.	0·035	0·019
Copal . . . . Bw.	0·024	0 043
Cryolith . . . Bw.	0·022	0·007

Name der Körper	$\frac{dn}{n-1}$	dn
Diamant . . . Bw.	0 038	0·056
Dillsamenöl . . Bw.	0·049	0 023
Eisen, schwefelsaur. Bw.	0·039	0·019
Eiweiß, vom Ei . Bw.	0·037	0·013
Elemiharz . . . Bw.	0·039	0 021
Epidot . . . . Bw.	0 035	0 024
Feldkümmelöl . . Bw.	0·049	0 024
Feldspath . . . Bw.	0·042	0·022
Fenchelöl . . . Bw.	0 055	0 028
Fenugreköl . . . Bw.	0 050	0 024
Flohkrautöl . . Bw.	0 049	0·024
Flußspath . . . Bw.	0·022	0 010
Frauenmünzöl	0 054	0·026
Gewürznelkenöl . Bw.	0 062	0·033
Glas, gemeines . Bosc	0·036	0·036
» zu Bouteillen Bw,	0·040	0·023
» braunes . . Bw.	0 044	0·025
» dunkelrothes Bw.	0 060	0 044
» purpurrothes Bw.	0 051	0·031
» oranges . . Bw.	0 053	0 042
» grünes . . Bw.	0·061	0 037
» (Flint-) borſ.		
Bleioryd . Hers.	0 0740	
» kieselh. alborſ.		
Bleioryd . Hers.	0·0703	
» » . Bosc	0 0527	0 032
» » . Bw.	0 052	0 029
» » . Bw.	0 048	0·028
» » . Bw.	0·048	
» verschiedene		
Sorten Bosc	0 0457	
» » » Bw.	0·0525	
» (Crown)grün Bw.	0·036	0·020
» verschiedene		
Sorten Bosc.	0 033	
» » » »	0·0346	
Guajak . . . . Bw.	0·066	0·041
Gummi, Ammoniak Bw.	0·063	0 037
» arabisches Bw.	0 036	0 018
Harz, gemeines . Bw.	0 057	0·032
Horn . . . . Bw.	0 045	0·025
Kalkspath, ord. . Rud.	0·03022	0·0455
» extr. . Rud.	0 01389	0·0282
Kümmelöl . . . Bw.	0·065	0 033
Kupfer, schwefelsaures .	0·036	0·019

Name der Körper	$\frac{dn}{n-1}$	dn	Name der Körper	$\frac{dn}{n-1}$	dn
Lavendelöl . . . Bw.	0·045	0·021	Schwefel, zerschmolz. Bw.	0·130	0·149
Leim . . . . Bw.	0·041	0·022	Schwefelbalsam . Bw.	0·045	0·023
Leucit . . . . Bw.	0·035	0·018	Schwefelkohlenstoff, bei		
Limonienöl . . . Bw.	0·048	0·023	— 0°56 C. Bar.		0·03067
Majoranöl . . . Bw.	0·045	0·022	» +28°89 C. Bar.		0·03084
Mastix . . . . Bw.	0·038	0·022	Schwefelkupfer . Hers.	0·036	0·019
Mohnöl	0·044	0·020	Schwefelsäure . . Bw.	0·031	0·014
Myrrhengummi . Bw.	0·037	0·020	Selenit . . . . Bw.	0·037	0·020
Nußöl . . . . Bw.	0·043	0·022	Smaragd . . . Bw.	0·026	0·015
Obsidian . . . Bw.	0·037	0·018	Spinell . . . . Bw.	0·040	0·031
Olibanumgummi . Bw.	0·045	0·024	Steinsalz . . . Bw.	0·053	0·029
Olivenöl . . . Bw.	0·038	0·018	Spermazetöl . . Bw.	5·041	0·021
Pappelöl . . . Bw.	0·044	0·020	Spießglanz, salzs. . .	0·059	0·026
Pech, Burgunder . Bw.	0·043	0·024	Strontian, kohlens.		
Pfeffermünzöl . . Bw.	0·040	0·019	Nat. . Bw.	0·046	0·032
Phosphor . . . Bw.	0·128	0·156	» Min. . Bw.	0·027	0·015
Phosphorglas	0·03157	0·017	» schwefels. Bw.	0·024	0·015
Phosphorsäure, feste Bw.	0·032	0·017	Tabaköl	0·064	0·035
» flüssige .	0·0283	0·012	Terpentin . . . Bw.	0·048	0·029
Pimentöl . . . Bw.	0·052	0·026	Terpentinöl . . Bw.	0·042	0·020
Pyrop . . . . Bw.	0·033	0·026	Theeröl . . . . Bw.	0·062	0·032
Rapsöl . . . . Bw.	0·040	0·019	Topas, bläulich . Bw.	0·025	0·016
Rautenöl . . . Bw.	0·037	0·016	» blau . . Bw.	0·024	0·025
Realgar, geschmolz. Bw.	0·267	0·394	Turmalin . . . Bw.	0·028	0·019
Rhodiumholzöl . Bw.	0·044	0·022	Thymianöl . . . Bw.	0·050	0·024
Rosmarinöl . . Bw.	0·042	0·020	Wachholdergummi Bw.	0·046	0·025
Sadebaumöl . . Bw.	0·044	0·021	Wachholderöl . . Bw.	0·047	0·022
Salpeter, Min. . . .	0·03040	0·009	Wasser . . . . Bw.	0·035	0·012
Salpetrige Säure Bw.	0·044	0·018	Weihrauch . . . Bw.	0·048	0·028
Salpetersäure . . Bw.	0·045	0·019	Weinöl . . . . Bw.	0·032	0·012
Salzsäure . . . Bw.	0·043	0·016	Wurmholzöl . . Bw.	0·049	0·022
Sandarach . . . Bw.	0·046	0·021	Weinsteinsäure . . .	0·030	0·016
Saphir, blau . . Bw.	0·026	0·021	Ysopöl . . . . Bw.	0·044	0·022
Sassafrasöl . . Bw.	0·060	0·032	Zirkon . . . . Bw.	0·044	0·045
Schildpatt . . . Bw.	0·045	0·027	Zucker . . . . Bw.	0·036	0·020

Anmerkung. Die in der Tafel X. und XI. den Körpern zur Seite stehenden lateinischen Buchstaben sind die abgekürzten Namen der Physiker, von welchen die angeführten Zahlen herrühren und zwar bedeutet: Bar. Barlow; Bosc. Boscovich; Bw. Brewster; Cav. Cavallo; Eul. Euler; Far. Faraday; Fr. Fraunhofer; Hers. Herschel; Hy. Hauy; Mal. Malus; Mx. Marx; Mon. Monro; New. Newton; Roch. Rochon; Rud. Rudberg; Wol. Wollaston; Yg. Young.

XII. Tafel.

Ausdehnung der Körper durch Wärme.

Lineare Ausdehnung bei 0^{0} C. = 1·000000.

(Zur Seite 842.)

Substanzen	Ausdehnung für 0^{0}—100^{0} C.	
Antimon	0·00108330	$\frac{1}{923}$
Blei	0·00288200	$\frac{1}{346}$
»	0·00286667	$\frac{1}{348}$
»	0·00287300	$\frac{1}{348}$
»	0·00308600	$\frac{1}{324}$
»	0·00271900	$\frac{1}{367}$
»	0·00284836	$\frac{1}{351}$
»	0·00290200	$\frac{1}{344}$
Bronze	0·00181667	$\frac{1}{550}$
Eis	0·00245120	$\frac{1}{407}$
Eisen	0·00114600	$\frac{1}{872}$
»	0·00117200	$\frac{1}{853}$
»	0·00119200	$\frac{1}{838}$
»	0·00110000	$\frac{1}{909}$
» (Schmiede-) . .	0·00122045	$\frac{1}{819}$
» » . .	0·00125833	$\frac{1}{794}$
» » . .	0·00115600	$\frac{1}{865}$
» » . .	0·00115600	$\frac{1}{865}$
» » . .	0·00114560	$\frac{1}{872}$
» » . .	0·00111155	$\frac{1}{899}$
» » . .	0·00111545	$\frac{1}{896}$
» » . .	0·00112330	$\frac{1}{890}$
» » . .	0·00114550	$\frac{1}{872}$
» » . .	0·00144600	$\frac{1}{691}$
» » . .	0·00126660	$\frac{1}{789}$
» » . .	0·00116800	$\frac{1}{856}$
» schwach gehämmert	0·00122045	$\frac{1}{819}$
» zu Draht gezogen	0·00114010	$\frac{1}{877}$
» Guß-	0·00110940	$\frac{1}{901}$
Glas, (Flint- engl.) .	0·00081166	$\frac{1}{1293}$
» (Flint- franz.)	0·00087199	$\frac{1}{1147}$
» weißes . . .	0·00083333	$\frac{1}{1200}$
» » . . .	0·00094400	$\frac{1}{1059}$
» » . . .	0·00099100	$\frac{1}{1009}$
» » . . .	0·00086100	$\frac{1}{1161}$
Glasröhre	0·00077615	$\frac{1}{1288}$
» von St. Gobain	0·00089089	$\frac{1}{1122}$
» gemeine . . .	0·00087572	$\frac{1}{1142}$
» andere	0·00089760	$\frac{1}{1114}$
» »	0·00091751	$\frac{1}{1090}$
» dünne	0·00092100	$\frac{1}{1085}$
» von 0·2 C Glasdicke	0·00091300	$\frac{1}{1095}$
Glasstab	0·00080787	$\frac{1}{1237}$
Glasstange, massive .	0·00091900	$\frac{1}{1088}$
» » .	0·00092500	$\frac{1}{1081}$
Gold	0·00140100	$\frac{1}{713}$
»	0·00131100	$\frac{1}{762}$

Substanzen	Ausdehnung für 0^{0}—100^{0} C.	
Gold	0·00147500	$\frac{1}{677}$
» feines (de depart.)	0·00146606	$\frac{1}{682}$
» nicht geglüht . .	0·00155155	$\frac{1}{645}$
» geglüht	0·00151361	$\frac{1}{660}$
Hartloth, 1 Zink, 2 Kupf.	0·00205833	$\frac{1}{485}$
Kalkspath, (rhom. nach der Hauptaxe)	0·00286000	$\frac{1}{349}$
Klempnerloth	0·00250533	$\frac{1}{399}$
Kohle von Tannenholz	0·0010	$\frac{1}{1000}$
» » Eichenholz	0·0012	$\frac{1}{833}$
Kupfer	0·00171000	$\frac{1}{584}$
» geschlagenes .	0·00170000	$\frac{1}{588}$
» » .	0·00191880	$\frac{1}{521}$
» » .	0·00179000	$\frac{1}{558}$
» » .	0·00178400	$\frac{1}{560}$
» » .	0·00172244	$\frac{1}{581}$
» » .	0·00171222	$\frac{1}{584}$
» » .	0·00184110	$\frac{1}{543}$
Kupfer 8, Zinn 1 Th.	0·007817	
Marmor von St. Beat.	0·0004181	$\frac{1}{2391}$
» » Carrara .	0·0008487	$\frac{1}{1178}$
» » Solft. .	0·00056849	$\frac{1}{1769}$
Messing	0·00182300	$\frac{1}{548}$
»	0·00193332	$\frac{1}{517}$
Messingdraht	0·00187821	$\frac{1}{532}$
»	0·00188500	$\frac{1}{530}$
Messing, gegossen . .	0·00187500	$\frac{1}{533}$
» » . .	0·00193400	$\frac{1}{517}$
» » . .	0·00186671	$\frac{1}{535}$
» » . .	0·00188971	$\frac{1}{529}$
» engl. Stabmessing	0·00189280	$\frac{1}{528}$
» Hamburger . .	0·00185540	$\frac{1}{538}$
» Tyroler Tafelmess.	0·00190300	$\frac{1}{525}$
Palladium	0·00100000	$\frac{1}{1000}$
Phosphor von 0^{0}—$39^{0}5$	0·00142455	
Platin	0·00085655	$\frac{1}{1167}$
»	0·00099180	$\frac{1}{1008}$
»	0·00085700	$\frac{1}{1167}$
»	0·00098390	$\frac{1}{1016}$
»	0·00090000	$\frac{1}{1111}$
» Silber . . .	0·00197800	$\frac{1}{505}$
» » . . .	0·00207000	$\frac{1}{483}$
» » . . .	0·00190500	$\frac{1}{524}$
» » . . .	0·00198800	$\frac{1}{503}$
» » . . .	0·00208260	$\frac{1}{480}$
» Kapellensilber .	0·00190974	$\frac{1}{524}$
» » Pariser	0·00190868	$\frac{1}{524}$

Substanzen	Ausdehnung für 0°—100° C.	
Spiegelmetall . . .	0·00193333	$\frac{1}{517}$
Spießglanz	0·00108330	$\frac{1}{923}$
Stahl, gehärtet . .	0·00122500	$\frac{1}{816}$
» » . . .	0·00137500	$\frac{1}{727}$
» » bei 30° R. angel.	0·00136900	$\frac{1}{730}$
» » deßgleichen	0·00138600	$\frac{1}{721}$
» » bei 65° R. angel.	0·00123956	$\frac{1}{807}$
» weicher	0·00107500	$\frac{1}{930}$
» »	0·00118990	$\frac{1}{840}$
» »	0·00115000	$\frac{1}{869}$
» »	0·00107875	$\frac{1}{927}$
» »	0·00107956	$\frac{1}{925}$
» »	0·00110400	$\frac{1}{905}$
» »	0·00114470	$\frac{1}{873}$
Stahlstange	0·00116000	$\frac{1}{862}$
» steirische .	0·00115200	$\frac{1}{868}$
» (Huntsmann)	0·00107400	$\frac{1}{931}$
» Fischer'scher aus Schaffhausen	0·00111200	$\frac{1}{899}$
Stein (zum Bau) von St. Pernon	0·00043027	$\frac{1}{2324}$
Stein (zum Bau) von St. Leu .	0·00064890	$\frac{1}{1541}$
Töpferzeug, braun engl.	0·00012	$\frac{1}{8333}$
» mit Kohle porös gemacht .	0·00004	$\frac{1}{25000}$
Weichloth, 1 Zinn, 2 Blei	0·00250533	$\frac{1}{399}$
Wismuth	0·00139167	$\frac{1}{718}$
Zink, gegossen . . .	0·00294167	$\frac{1}{339}$
» » . . .	0·00305100	$\frac{1}{328}$
» » . . .	0·00296800	$\frac{1}{337}$
» durch Hämmern um $^1/_{12}$ verlängert . .	0·00310833	$\frac{1}{322}$
Zinkloth 1 Th. Zink, 2 Th. Kupfer . . .	0·00205833	$\frac{1}{486}$
Zinn, gemeines . . .	0·00248300	$\frac{1}{407}$
» feines	0·00228330	$\frac{1}{438}$
» »	0·00232200	$\frac{1}{430}$
» »	0·00255700	$\frac{1}{391}$
» »	0·00216400	$\frac{1}{462}$
» »	0·00209300	$\frac{1}{477}$
» Falmouth . .	0·00217290	$\frac{1}{460}$
» von Malacca .	0·00193765	$\frac{1}{516}$

XIII. Tafel.

Dichte und Volum des Quecksilbers bei verschiedenen Temperaturen.

(Zur Seite 851.)

Temperatur	Dichte	Volumen	Temperatur	Dichte	Volumen	Temperatur	Dichte	Volumen
—20° C.	1·00360	0·99640	— 3° C.	1·00054	0·99946	+14° C	0·99748	1·00252
19	1·00342	0·99658	2	1·00036	0·99964	15	0·99730	1·00270
18	1·00324	0·99676	— 1	1·00018	0·99982	16	0·99712	1·00288
17	1·00306	0·99694	0	1·00000	1·00000	17	0·99694	1·00306
16	1·00288	0·99712	+ 1	0·99982	1·00018	18	0·99676	1·00324
15	1·00270	0·99730	2	0·99964	1·00036	19	0·99658	1·00342
14	1·00252	0·99748	3	0·99946	1·00054	20	0·99640	1·00360
13	1·00234	0·99766	4	0·99928	1·00072	21	0·99622	1·00378
12	1·00216	0·99784	5	0·99910	1·00090	22	0·99604	1·00396
11	1·00198	0·99802	6	0·99892	1·00108	23	0·99586	1·00414
10	1·00180	0·99820	7	0·99874	1·00126	24	0·99568	1·00432
9	1·00162	0·99838	8	0·99856	1·00144	25	0·99550	1·00450
8	1·00144	0·99857	9	0·99838	1·00162	26	0·99540	1·00468
7	1·00126	0·99874	10	0·99820	1·00180	27	0·99532	1·00486
6	1·00108	0·99892	11	0·99802	1·00198	28	0·99514	1·00504
5	1·00090	0·99910	12	0·99784	1·00216	29	0·99496	1·00522
4	1·00072	0·99928	13	0·99766	1·00234	30	0·99478	1·00540

XIV. Tafel.

Dichte und Volum des Wassers bei verschiedenen Temperaturen.

(Zur Seite 832.)

Temperatur	Volumen	Dichte	Temperatur	Volumen	Dichte	Temperatur	Volumen	Dichte
0°	1·000000	1·000000	33°	1·005140	0·994887	67	1·020212	0·980191
1	0·999950	1·000050	34	1·005449	0·994580	68	1·020780	0·979645
2	0·999915	1·000080	35	1·005761	0·994272	69	1·021350	0·979099
3	0·999894	1·000106	36	1·006106	0·993931	70	1·021920	0·978550
3 9	0·999882	1·000118	37	1·006452	0·993489	71	1·022531	0·977979
4	0·999888	1·000112	38	1·006799	0·993146	72	1·023143	0·977407
5	0·999897	1·000103	39	1·007147	0·992802	13	1·023756	0·976834
6	0·999919	1·000081	40	1·007496	0·992560	74	1·024370	0·976260
7	0·999956	1·000044	41	1·007898	0·992180	75	1·024986	0·975685
8	0·999996	0·999994	42	1·008207	0·991799	76	1·025603	0·975089
9	1·000069	0·999931	43	1·008610	0·991418	77	1·326221	0·974492
10	1·000145	0·999855	44	1·009021	0·991036	78	1·026840	0·973894
11	1·000235	0·999765	45	1·009434	0·990654	79	1·027459	0·973295
12	1·000338	0·999662	46	1·009859	0·990240	80	1·028072	0·972695
13	1·000453	0·999547	47	1·010285	0·989825	81	1·028728	0·972074
14	1·000581	0·999419	48	1·010712	0·989409	82	1·029385	0·971454
15	1·000720	0·999280	49	1·011139	0·988992	83	1·030043	0·970833
16	1·000872	0·999128	50	1·011570	0·988563	84	1·030702	0·970211
17	1·001035	0·998966	51	1·012033	0·988184	85	1·031364	0·969590
18	1·001210	0·998791	52	1·012497	0·987704	86	1·032047	0·968950
19	1·001397	0·998605	53	1·012962	0·987323	87	1·032731	0·968309
20	1·001594	0·998408	54	1·013438	0·986941	88	1·033416	0·967667
21	1·001802	0·998201	55	1·013894	0·986297	89	1·034102	0·967024
22	1·002022	0·997982	56	1·014382	0·985813	90	1·034791	0·966379
23	1·002251	0·997754	57	1·014891	0·985328	91	1·035500	0·965718
24	1·002491	0·997515	58	1·015392	0·984842	92	1·036210	0·965056
25	1·002741	0·997267	59	1·015894	0·984355	93	1·036921	0·964393
26	1·003001	0·997008	60	1·016398	0·983867	94	1·037633	0·963729
27	1·003271	0·996740	61	1·016930	0·983383	95	1·038346	0·963070
28	1·003548	0·996463	62	1·017464	0·982898	96	1·039078	0·962392
29	1·003837	0·996178	63	1·018000	0·982412	97	1·039811	0·961713
30	1·004216	0·995802	64	1·018538	0·981925	98	1·040545	0·061033
31	1·004523	0·995498	65	1·019078	0·981280	99	1·041280	0·960352
32	1·004831	0·995193	66	1.019644	0·980736	100	1·042016	0·959678

XV. Tafel.

Dichte und Volume des Weingeistes bei verschiedener Temperatur.

(Zur Seite 852.)

Temperatur	Volumen	Temperatur	Volumen	Temperatur	Volumen	Temperatur	Volumen
—100	0·948618	—42	0·964239	— 7	0·993052	+22	1·023622
— 98	0·948293	—40	0·965568	— 6	0·994025	23	1·024747
— 96	0·948039	—38	0·966941	— 5	0·995004	24	1·025876
— 94	0·947854	—36	0·968356	— 4	0·995990	25	1·027007
— 92	0·947736	—34	0·969813	— 3	0·996983	26	1·028142
— 90	0·947686	—32	0·971309	— 2	0·997982	27	1·029281
— 88	0·947702	—30	0·972846	— 1	0·998988	28	1·030422
— 86	0·947783	—29	0·973628	0	1·000000	29	1·031566
— 84	0·947929	—28	0·974421	+ 1	1·001018	30	1·032713
— 82	0·948138	—27	0·975222	2	1·002042	31	1·033863
— 80	0·948411	—26	0·976033	3	1·003073	32	1·035016
— 78	0·948744	—25	0·976853	4	1·004109	33	1·036170
— 76	0·949138	—24	0·977682	5	1·005150	34	1·037328
— 74	0·949592	—23	0·978520	6	1·006198	35	1·038487
— 72	0·950105	—22	0·979367	7	1·007250	36	1·039649
— 70	0·950676	—21	0·980223	8	1·008309	38	1·041978
— 68	0·951304	—20	0·981087	9	1·009372	40	1·044314
— 66	0·951988	—19	0·981960	10	1·010441	42	1·046657
— 64	0·952728	—18	0·982841	11	1·011514	44	1·049005
— 62	0·953521	—17	0·983730	12	1·012593	46	1·051357
— 60	0·954368	—16	0·984628	13	1·013676	48	1·053713
— 58	0·955267	—15	0·985533	14	1·014641	50	1·056071
— 56	0·956218	—14	0·986446	15	1·015857	52	1·058431
— 54	0·957220	—13	0·987368	16	1·016954	54	1·060791
— 52	0·958271	—12	0·988297	17	1·018055	56	1·063152
— 50	0·959371	—11	0·989233	18	1·019160	58	1·065511
— 48	0·960518	—10	0·990177	19	1·020270	60	1·067868
— 46	0·961713	— 9	0·991128	20	1·021384	62	1·070222
— 44	0·962953	— 8	0·992086	21	1·022501	64	1·072572
						66	1·074917

XVI. Tafel.

Volumen und Dichte der Gase bei verschiedenen Temperaturen.

(Zur Seite 854.)

Temperatur	Volumen	Dichte	Temperatur	Volumen	Dichte	Temperatur	Volumen	Dichte
—30	0·88750	1·12676	+14	1·05250	0·95011	+58	1·21750	0·82135
29	0·89125	1·12201	15	1·05625	0·94674	59	1·22125	0·81883
28	0·89500	1·11731	16	1·06000	0·94339	60	1·22500	0·81632
27	0·89875	1·11265	17	1·06375	0·94007	61	1·22875	0·81383
26	0·90250	1·10803	18	1·06750	0·93676	62	1·23250	0·81135
25	0·90625	1·10343	19	1·07125	0·93348	63	1·23625	0·80889
24	0·91000	1·09890	20	1·07500	0·93023	64	1·24000	0·80645
23	0·91375	1·09439	21	1·07875	0·92699	65	1·24375	0·80402
22	0·91750	1·08991	22	1·08250	0 92378	66	1·24750	0·80160
21	0·92125	1·08548	23	1·08625	0·92059	67	1·25125	0·79920
20	0·92500	1·08108	24	1·09000	0·91743	68	1·25500	0·79681
19	0·92875	1·07671	25	1·09375	0·91428	69	1·25875	0·79364
18	0·93250	1·07238	26	1·09750	0·91116	70	1·26250	0·79207
17	0·93625	1·06809	27	1·10125	0·90804	71	1·26625	0·78972
16	0·94000	1·06382	28	1·10500	0·90497	72	1·27000	0·78898
15	0·94375	1·05960	29	1·10875	0·90191	73	1·27375	0·78500
14	0·94750	1·05540	30	1·11250	0·89887	74	1·27750	0·78277
13	0·95125	1·05124	31	1 11625	0·89594	75	1·28125	0·78048
12	0·95500	1·04712	32	1·12000	0·89285	76	1·28500	0·77821
11	0·95875	1·04302	33	1·12375	0·88987	77	1·28875	0·77594
10	0·96250	1·03875	34	1·12750	0·88691	78	1·29250	0·77369
9	0·96625	1·03492	35	1·13125	0·88398	79	1·29625	0·77145
8	0·97000	1·03092	36	1·13500	0·88105	80	1·30000	0·76923
7	0·97375	1·02695	37	1·13875	0·87815	81	1 30375	0·76701
6	0·97750	1·02301	38	1·14250	0·87527	82	1·30750	0·76481
5	0·98125	1·01900	39	1·14625	0·87241	83	1·31125	0·76263
4	0·98500	1·01522	40	1·15000	0·86956	84	1·31500	0·76045
3	0·98875	1·01137	41	1·15375	0·86673	85	1·31875	0·75829
2	0·99250	1·00756	42	1·15750	0·86393	86	1·32250	0·75614
1	0·99625	1·00375	43	1·16125	0·86114	87	1·32625	0·75362
0	1·00000	1·00000	44	1·16500	0·85836	88	1·33000	0·75187
+1	1·00375	0·99625	45	1·16875	0·85561	89	1·33375	0·74976
2	1·00750	0·99251	46	1·17250	0·85287	90	1·33750	0·74766
3	1·01125	0·98878	47	1·17625	0·85015	91	1·34125	0·74557
4	1·01500	0·98507	48	1·18000	0·84745	92	1·34500	0·74349
5	1·01875	0·98137	49	1·18375	0·84477	93	1·34875	0·74142
6	1·02250	0·97768	50	1·18750	0·84210	94	1·35250	0·73937
7	1·02625	0·97412	51	1·19125	0·83945	95	1·35625	0·73732
8	1·03000	0·97046	52	1·19500	0·83682	96	1·36000	0·73522
9	1·03375	0·96682	53	1·19875	0·83420	97	1·36375	0·73327
10	1·03750	0·96319	54	1 20250	0·83160	98	1·36750	0·73126
11	1·04125	0·96038	55	1·20625	0·82901	99	1·37125	0·72926
12	1·04500	0·95693	56	1·21000	0·82644	100	1·37500	0·72727
13	1·04875	0·95351	57	1·21375	0·82389			

XVII. Tafel

zur Reduction hoher Grade des 100theiligen Quecksilberthermometers (Q.) auf wahre Wärmegrade (auf Grade des Luftthermometers).

(Zur Seite 860.)

Grade des Q.	Wahre Wärmegrade	Grade des Q.	Wahre Wärmegrade	Grade des Q.	Wahre Wärmegrade	Grade des Q.	Wahre Wärmegrade	Grade des Q.	Wahre Wärmegrade	Grade des Q.	Wahre Wärmegrade
100	100·000	144	142·874	188	185·478	232	227·810	276	269·872	320	311·662
101	100·977	145	143·846	189	186·443	233	228·769	277	270·824	321	312·609
102	101·955	146	144·817	190	187·408	234	229·728	278	271·777	322	313·555
103	102·932	147	145·788	191	188·373	235	230·687	279	272·730	323	314·501
104	103·909	148	146·759	192	189·337	236	231·645	280	273·682	324	315·448
105	104·886	149	147·729	193	190·302	237	232·604	281	274·634	325	316·394
106	105·862	150	148·700	194	191·266	238	233·562	282	275·586	326	317·339
107	106·839	151	149·670	195	192·231	239	234·520	283	276·538	327	318·285
108	107·815	152	150·641	196	193·195	240	235·478	284	277·490	328	319·231
109	108·792	153	151·611	197	194·159	241	236·436	285	278·442	329	320·176
110	109·768	154	152·581	198	195·123	242	237·393	286	279·393	330	321·122
111	110·744	155	153·551	199	196·086	243	238·351	287	280·345	331	322·067
112	111·720	156	154·520	200	197·050	244	239·308	288	281·296	332	323·012
113	112·696	157	155·490	201	198·013	245	240·266	289	282·247	333	323·957
114	113·671	158	156·459	202	198·977	246	241·223	290	283·198	334	324·902
115	114·647	159	157·429	203	199·940	247	242·180	291	284.149	335	325·847
116	115·622	160	158·389	204	200·903	248	243·137	292	285·099	336	326·791
117	116·597	161	159·367	205	201·866	249	244·093	293	286·050	337	327·736
118	117·572	162	160·336	206	202·828	250	245·050	294	287·000	338	328·680
119	118·547	163	161·305	207	203·791	251	246·006	295	287·950	339	329·624
120	119·522	164	162·273	208	204·753	252	246·963	296	288·901	340	330·568
121	120·497	165	163·242	209	205·716	253	247·919	297	289·851	341	331·512
122	121·471	166	164·210	210	206·678	254	248·875	298	290·800	342	332·455
123	122·445	167	165·178	211	207·640	255	249·831	299	291·750	343	333·399
124	123·420	168	166·146	212	208·602	256	250·786	300	292·700	344	334·342
125	124·394	169	167·144	213	209·564	257	251·742	301	293·649	345	335·286
126	125·368	170	168·082	214	210·525	258	252·697	302	294·599	346	336·229
127	126·341	171	169·050	215	211·487	259	253·653	303	295·548	347	337·172
128	127·315	172	170·017	216	212·448	260	254·608	304	296·497	348	338·115
129	128·289	173	170·984	217	213·409	261	255·563	305	297·446	349	339·057
130	129·262	174	171·952	218	214·370	262	256·518	306	298·394	350	340·000
131	130·235	175	172·919	219	215·331	263	257·473	307	299·343	351	340·942
132	131·208	176	173·886	220	216·292	264	258·427	308	300·291	352	341·885
133	132·181	177	174·852	221	217·253	265	259·382	309	301·240	353	342·827
134	133·154	178	175·819	222	218·213	266	260·336	310	302·188	354	343·769
135	134·126	179	176·786	223	219·173	267	261·290	311	303·136	355	344·711
136	135·099	180	177·752	224	220·134	268	262·244	312	304·084	356	345·652
137	136·074	181	178·718	225	221·093	269	263·198	313	305·032	357	346·594
138	137·044	182	179·684	226	222·053	270	264·152	314	305·979	358	347·535
139	138·016	183	180·650	227	223·013	271	265·106	315	306·927	359	348·476
140	138·988	184	181·616	228	223·973	272	266·059	316	307·874	360	349·418
141	139·960	185	182·582	229	224·932	273	267·012	217	308·821		
142	140·931	186	183·547	230	225·892	274	267·966	318	309·768		
143	141·903	187	184·513	231	226·851	275	268·919	319	310·715		

XVIII. Tafel.

Schmelz- und Siedetemperatur der wichtigsten Körper.

(Zur Seite 870.)

(W. bedeutet Grade des Wedgwood'schen, D. Grade des Daniell'schen Pyrometers, und die Grade, bei denen weder W. noch D. steht, sind Celsius'sche Thermometergrade.)

Name der Körper	Temperatur des	
	Schmelzens	Siedens
Aldehyd	—	10°
Alaunlösung, 64 Th. Salz 36 Was.	—	102 2
Alkohol, absoluter .	—	78·41
» 1 Th. Alkohol, 1 Th. Wasser	—21°	—
» 2 Th. Alkohol, 1 Th. Wasser	—23°	—
Ammoniak, flüssiges, concentrirt .	—50°	42°
» salzsaures, 1 Th Salz. 4Th. Wasser . .	—13° 4	113°·3
Antimon	513°	—
Arsenik	210	—
Arsenikwasserstoff .	—	—22°·4
Bernstein . . .	288	—
Bergnaphtha . .	—	106° 2
Blausäure, wasserfrei	—	26°·5
» wässerige .	—	32°·8
Blei	322	—
Blut	— 3°·9	—
Blutlaugensalz, 55 Salz, 45Wass.	—	103° 3
Borsäure in Wasser gelöst . . .	—	103°
Brom	—20°	47°
Bromantimon . .	94°	270°
Bromkohlenstoff .	0°	—
Butter	32°	—
Buttersäure . . .	— 9°	—
Cacaobutter . .	50°	204°
Campfer	175°	—
Cerium	170 W.	—
Chlor, tropfbares .	—19°	—
Chrom	170 W.	—
Colophonium . .	135°	—
Copaivabalsam . .	—	212°
Cyan	—	—18°
Eis	0°	—
Eisen, weißes Gußeis.	1050—1100	—
» graues »	1200	—
» gehämmertes, engl. . .	1600	—
Emailfarben . .	6 W.	—
Essigsäure . . .	—30	—

Name der Körper	Temperatur des	
	Schmelzens	Siedens
Flußsäure, concentr.	unter —40°	über 25°
Fuselöl, der Kartoffel	unter —18°	125°
Gold	1200—1250	—
Chlorcalcium, krystallisirtes .	—	150°
Hydrothionsäure .	—	—17°·8
Inulin	100°	—
Jod	107	180
Iridium	über 160 W.	—
Kalium	58°	—
Kali, ätzendes . .	—	157°·8
» kohlensaures, gesätt. Lösung .	—	133° 0
» chlors., gelöst, 40 Th. Salz 60 Th. Wasser .	—	103°·3
» salpetersaur., gesätt. Lösung .	—	115°·9
» schwefelsaur., 18 Th. Salz, 82 Th. Wasser .	—	103
» neutral., weinsteinsaur. gesätt. Lösung .	—	114°·67
Kalilauge, concentr.	—	175
Kobalt	9940	—
Kochsalz, gesätt. Lösung	—	108°·4
Kohlenwasserstoff, vom comprimirten Oelgas .	—22°·5	—
Kupfer	10°0	—
Kupferlösung, essigs. 16 Th. Salz, 84 Th. Wasser .	—	101°·1
» schwefels. 42 Th. Salz, 58 Th. W.	— 2°·2	—
Leinöl	—20°	388
Mangan	12100°	—
Margarinsäure . .	60°	—
Messing, aus 1 Th. Zink, 1 Th. Kupf.	912	—
» aus 1 Th. Zink, 3 Th. Kupfer .	970	—
Metallgemische, Rose'sches . . .	94°	—
» d'Arzet'sches .	93°·7	—

Name der Körper	Temperatur des Schmelzens	Temperatur des Siedens
Milch	— 1	—
Molybden	170 W.	—
Naphtha, Berg-	—	160
Naphthalin	78	210
Natrium	90	—
Natron, ätzendes, gesätt. Lös.	—	215° 5
» essigs. » »	—	124°·37
» kohlens. » »	—	104° 6
» phosphors. » »	—	106° 5
» salpeters. » »	—	121° 0
Nikel	unter 160 W.	—
Olivenöl	2° 5	—
Osmium	über 160 W.	—
Oxalsäure, gesätt. Lös.	—	121°·1
Pakfong	1200°	—
Palladium	über 160 W.	—
Palmöl	29	—
Perubalsam	—	287°
Petroleum	—	85°
Pfeffermünzöl	—22°	—
Phosphor	42°	290°
Platin	170 W.	—
Quecksilber	—40°·5	360°
» -Sublimatlösung	—	101
Ricinusöl	—18	—
Rhodium	über 160 W.	—
Salpeter, s. salpeters. Kali u. Natron.		
Salpetersäure, rauchende von 1·42 spez. Gew.	—53°·8	120°
Salpetersäurehydrat	—	80°
Salpeteräther	—	22°
Salzsäure, conc., von 1 166 spez. Gew.	—19°·2	76°·7
» 1·144 » »	—	100°
» 1 094 » »	—	111°·1
» 1 009 » »	—	101°·1
Schwefel	111°	316°
Schwefeläther	—	35° 66
Schwefelkohlenstoff	—	46° 6
Schwefelsäure, conc.,	—	325°
» von spez. G. 1 842	—	285°
» » » » 1·833	—	268°·3
» » » » 1·819	—	252°·8
» » » » 1 801	—	237°·7
» » » » 1·769	—	216° 6
» » » » 1 757	—	210°
» » » » 1·730	—	199°·4
» » » » 1·670	—	182°·2
» » » » 1.520	—	143°·3
» » » » 1 30	—	115° 5
» » » » 1·10	—	103°·3
Schweflige Säure	—	—10°
Selen	102°	—

Name der Körper	Temperatur des Schmelzens	Temperatur des Siedens
Silber	1000°	—
Spermacet	61°·2	—
Stahl, strengflüssiger	1400°	—
Stearin	49°	—
Stearinsäure	70	—
Stickstoffoxydul	—	18
Talg	33°	—
Terpentinöl	10°	156°
Tellur	322°	—
Thran	—	332
Titan	über 170 W.	—
Uran	über 170 W.	—
Wachs, gelbes	61°	—
» weißes	68°	—
Wasser bei Luftdr. von 341 par. Linien	—	100°·495
» 340 » »	—	100°·414
» 339 » »	—	100°·330
» 338 » »	—	100° 248
» 337 » »	—	100° 165
» 336 » »	—	100°·082
» 335 » »	—	100°·000
» 334 » »	—	99°·918
» 333 » »	—	99° 834
» 332 » »	—	99°·750
» 331 » »	—	99° 616
» 330 » »	—	99°·582
» 329 » »	—	99°·474
» 328 » »	—	99°·415
» 327 » »	—	99° 331
» 326 » »	—	99° 246
» 325 » »	—	99° 161
» 324 » »	—	99°·076
» 323 » »	—	98°·990
» 322 » »	—	98°·905
» 321 » »	—	98°·819
» 320 » »	—	98°·732
» 319 » »	—	98° 656
» 315 » »	—	98°·300
» 310 » »	—	97°·862
» 305 » »	—	97° 419
» 300 » »	—	96° 968
Wasser, Meer-	— 5°	103°·7
Wein, starker	— 7°	—
Weinessig	— 2° 2	—
Wismuth	246°	—
» 8 Th. legirt mit 5 Th. Blei u. 3 Zinn	100°	—
» 8 Th legirt mit 8 Th. Blei u. 3 Zinn	99	—
Wolfram	über 170 W.	—
Zink	412°	—
Zinn	228°	—
» 1 Th. mit 4 Th. Wismuth u. 1 Th. Blei legirt	94°	—

XIX. Tafel.

Für thermometrische Höhenmessung.

(Zur Seite 889.)

Siede-temp. nach C.	Spannkraft in Millimetern	Siede-temp. nach C.	Spannkraft in Millimetern	Siede-temp. nach C.	Spannkraft in Millimetern	Siede-temp. nach C.	Spannkraft in Millimetern
86·6	461·00	90·2	529·46	93·8	606·22	97·4	692·04
86·7	462·80	90·3	531·48	93·9	608·48	97·5	694·56
86·8	464·60	90·4	533·50	94·0	610·74	97·6	697·08
86·9	466·41	90·5	535·53	94·1	613·01	97·7	699·61
87·0	468·22	90·6	537·57	94·2	615·29	97·8	702·15
87·1	470·04	90·7	539·61	94·3	617·58	97·9	704·70
87·2	471·87	90·8	541·66	94·4	619·87	98·0	707·26
87·3	473·70	90·9	543·72	94·5	622·17	98·1	709·82
87·4	475·54	91·0	545·78	94·6	624·48	98·2	712·39
87·5	477·38	91·1	547·85	94·7	626·79	98·3	714·97
87·6	479·23	91·2	549·92	94·8	629·11	98·4	717·56
87·7	481·08	91·3	552·00	94·9	631·44	98·5	720·15
87·8	482·94	91·4	554·09	95·0	633·78	98·6	722·75
87·9	484·81	91·5	556·19	95·1	636·12	98·7	725·35
88·0	486·69	91·6	558·29	95·2	638·47	98·8	727·96
88·1	488·57	91·7	560·39	95·3	640·83	98·9	730·58
88·2	490·45	91·8	562·51	95·4	643·19	99·0	733·21
88·3	492·34	91·9	564·63	95·5	645·57	99·1	735·83
88·4	494·24	92·0	566·76	95·6	647·95	99·2	738·50
88·5	496·15	92·1	568·89	95·7	650·34	99·3	741·16
88·6	498·06	92·2	571·03	95·8	652·73	99·4	743·83
88·7	499·98	92·3	573·18	95·9	655·13	99·5	746·50
88·8	501·90	92·4	575·34	96·0	657·54	99·6	749·18
88·9	503·82	92·5	577·50	96·1	659·95	99·7	751·87
89·0	505·76	92·6	579·76	96·2	662·37	99·8	754·57
89·1	507·70	92·7	581·84	96·3	664·80	99·9	757·28
89·2	509·65	92·8	584·02	96·4	667·24	100·0	760·00
89·3	511·60	92·9	586·20	96·5	669·69	100·1	762·73
89·4	513·56	93·0	588·41	96·6	672·14	100·2	765·46
89·5	515·53	93·1	590·61	96·7	674·60	100·3	768·20
89·6	517·50	93·2	592·82	96·8	677·07	100·4	771·95
89·7	519·48	93·3	595·04	96·9	679·55	100·5	773·73
89·8	521·46	93·4	597·26	97·0	682·03	100·6	776·48
89·9	523·45	93·5	599·49	97·1	684·52	100·7	779·26
90·0	525·45	93·6	601·72	97·2	687·02	100·8	782·04
90·1	527·45	93·7	603·97	97·3	689·53	100·9	784·83
						101·0	787·63

XX. Tafel.

A. Spannkräfte des Wasserdampfes, ausgedrückt in Atmosphären von 0·760 Meter (28·851 Wiener Zoll) Barometerstand.

Zur Seite 877.

Spannkraft	Temperat. nach Celf.	Unterschiede d. Temp.	Spannkraft	Temperat. nach Celf	Unterschiede d Temp.	Spannkraft	Temperat. nach Celf.	Unterschiede d. Temp.
0·05	32·864	14·000	3·75	142·054	1·425	14·25	197·460	0·826
0·10	46·864	8·762	3·90	143·479	0·924	14·50	198·286	0·814
0·15	56·626	5·270	4·00	144·403	0·906	14·75	199·100	0·802
0·20	60·896	4·819	4·10	145·309	1·328	15·00	199·902	0·791
0·25	65·715	4·063	4·25	146·637	1·300	15·25	200·693	0·783
0·30	69·778	3·534	4·40	147·937	0·822	15·50	201·476	0·773
0·35	73·312	3·125	4·50	148·769	2·066	15·75	202·249	0·762
0·40	76·437	2·810	4·75	150·835	1·928	16·00	203·011	0·754
0·45	79·247	2·579	5·00	152·763	1·880	16·25	203·765	0·743
0·50	81·826	2·264	5·25	154·643	1·808	16·50	204·508	0·734
0·55	84·090	2·180	5·50	156·451	1·744	16·75	205·242	0·726
0·60	86·270	2·130	5·75	158·195	1·685	17·00	205·968	0·718
0·65	88·400	1·933	6·00	159·880	1·629	17·25	206·686	0·709
0·70	90·333	1·807	6·25	161·509	1·578	17·50	207·395	0·700
0·75	92·140	1·757	6·50	163·087	1·530	17·75	208·095	0·695
0·80	93·897	1·615	6·75	164·617	1·487	18·00	208·790	0·686
0·85	95·512	1·579	7·00	166·104	1·445	18·25	209·476	0·677
0·90	97·091	1·497	7·25	167·549	1·404	18·50	210·153	0·672
0·95	98·588	1·412	7·50	168·953	1·369	18·75	210·825	0·664
1·00	100·000	2·684	7·75	170·322	1·333	19·00	211·489	0·656
1·10	102·684	2·595	8·00	171·655	1·300	19·25	212·145	0·652
1·20	105·179	1·182	8·25	172·955	1·271	19·50	212·797	0·641
1·25	106·361	1·149	8·50	174·226	1·240	19·75	213·438	0·638
1·30	107·510	2·190	8·75	175·466	1·211	20·00	214·076	0·631
1·40	109·700	2·049	9·00	176·677	1·184	20·25	214·707	0·625
1·50	111·749	1·979	9·25	177·864	1·157	20·50	215·332	0·619
1·60	113·728	1·862	9·50	179·021	1·133	20·75	215·951	0·612
1·70	115·590	0·927	9·75	180·154	1·119	21·00	216·563	0·607
1·75	116·517	0·849	10·00	181·273	1·092	21·25	217·170	0·600
1·80	117·366	1·699	10·25	182·365	1·069	21·50	217·770	0·595
1·90	119·065	1·629	10·50	183·434	1·051	21·75	218·365	0·591
2·00	120·694	1·564	10·75	184·485	1·030	22·00	218·956	0·584
2·10	122·258	2·239	11·00	185·515	1·014	22·25	219·540	0·579
2·25	124·497	2·125	11·25	186·529	0·994	22·50	220·119	0·576
2·40	126·622	1·351	11·50	187·523	0·977	22·75	220·695	0·568
2·50	127·973	1·314	11·75	188·500	0·961	23·00	221·263	0·564
2·60	129·287	1·892	12·00	189·461	0·946	23·25	221·827	0·561
2·75	131·179	1·817	12·25	190·407	0·931	23·50	222·388	0·551
2·90	132·996	1·188	12·50	191·338	0·913	23·75	222·942	0·550
3·00	134·184	1·156	12·75	192·251	0·902	24·00	223·492	1·087
3·10	135·340	1·614	13·00	193·153	0·887	24·50	224·579	1·070
3·25	136·954	1·572	13·25	194·040	0·874	25·00	225·649	1·053
3·40	138·516	1·061	13·50	194·914	0·861	25·50	226·702	1·034
3·50	139·577	1·009	13·75	195·775	0·848	26·00	227·736	1·021
3·60	140·586	1·478	14·00	196·623	0·837	26·50	228·757	1·007
3·75	142·054		14·25	197·460		27·00	229·764	

Spannkraft	Temperat. nach Cels.	Unterschiede d. Temp.	Spannkraft	Temperat. nach Cels.	Unterschiede d. Temp.	Spannkraft	Temperat. nach Cels.	Unterschiede d. Temp.
27·00	229·764	0·988	33·00	240·788	0·845	39·00	250·309	0·743
27·50	230·752	0·975	33·50	241·633	0·833	39·50	251·052	0·727
28·00	231·727	0·961	34·00	242·466	0·824	40·00	251·779	1·441
28·50	232·688	0·950	34·50	243·290	0·815	41·00	253·220	1·415
29·00	233·638	0·934	35·00	244·105	0·805	42·00	254·635	1·385
29·50	234·572	0·924	35·50	244·910	0·796	43·00	256·020	1·362
30·00	235·496	0·909	36·00	245·706	0·789	44·00	257·282	1·338
30·50	236·405	0·900	36·50	246·495	0·777	45·00	258·720	1·312
31·00	237·305	0·887	37·00	247·272	0·773	46·00	260·032	1·290
31·50	238·192	0·878	37·50	248·045	0·761	47·00	261·322	1·279
32·00	239·070	0·864	38·00	248·806	0·755	48·00	262·591	1·246
32·50	238·934	0·854	38·50	249·561	0·748	49·00	263·837	1·227
33·00	240·788		39·00	250·309		50·00	265·064	

B. Spannkräfte des Wasserdampfes, nach neuen Versuchen von Magnus Versuchen.

(Zur Seite 877.)

Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimet.	Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimet.	Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimet.	Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimet.	Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimetern
—20	0·916	+ 8	7·964	+36	44·268	+64	178·397	+92	566·147
—19	0·999	9	8·525	37	46·758	65	186·601	93	587·836
—18	1·089	10	9·126	38	49·368	66	195·124	94	610·217
—17	1·186	11	9·751	39	52·193	67	203·975	95	633·305
—16	1·290	12	10·421	40	54·969	68	213·166	96	657·120
—15	1·403	13	11·130	41	57·969	69	222·706	97	681·683
—14	1·525	14	11·882	42	61·199	70	232·606	98	707·000
—13	1·655	15	12·677	43	64·396	71	242·877	99	733·100
—12	1·796	16	13·519	44	67·833	72	253·530	100	760·000
—11	1·947	17	14·409	45	71·427	73	264·577	101	787·718
—10	2·109	18	15·351	46	75·185	74	276·029	102	816·273
— 9	2·284	19	16·345	47	79·111	75	287·898	103	845·683
— 8	2·471	20	17·396	48	83·212	76	300·193	104	875·971
— 7	2·671	21	18·505	49	87·494	77	312·934	105	907·157
— 6	2·886	22	19·675	50	91·965	78	326·127	106	939·260
— 5	3·115	23	20·909	51	96·630	79	339·786	107	972·296
— 4	3·361	24	22·211	52	101·497	80	353·926	108	1006·300
— 3	3·624	25	23·582	53	106·572	81	368·558	109	1041·278
— 2	3·905	26	25·026	54	111·864	82	388·697	110	1077·261
— 1	4·205	27	26·547	55	117·378	83	399·357	111	1114·268
0	4·525	28	28·148	56	123·124	84	415·552	112	1152·321
+ 1	4·867	29	29·832	57	129·109	85	432·295	113	1191·444
+ 2	5·231	30	31·602	58	135·341	86	449·603	114	1231·660
+ 3	5·619	31	33·464	59	141·829	87	467·489	115	1272·986
+ 4	6·032	32	35·419	60	148·579	88	485·970	116	1315·462
+ 5	6·471	33	37·473	61	155·603	89	505·060	117	1359·094
+ 6	6·939	34	39·630	62	162·908	90	524·775	118	1403·915
+ 7	7·436	35	41·893	63	170·502	91	545·133		

C. Spannkräfte des Wasserdunstes nach den neuesten Versuchen von Regnault berechnet.

(Zur Seite 877.)

Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimet.	Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimet.	Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimet.	Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimet.	Temperat. nach Cels.	Spannkraft in Millimet.
—32	0·310	—5	3·004	+22	19·659	+49	87·499	+76	300·838
—31	0·336	—4	3·271	23	20·888	50	91·982	77	313·600
—30	0·365	—3	3·553	24	22·184	51	96·661	78	326·811
—29	0·397	—2	3·879	25	23·550	52	101·543	79	340·488
—28	0·431	—1	4·224	26	24·988	53	106·636	80	354·643
—27	0·468	0	4·600	27	26·505	54	111·945	81	369·287
—26	0·509	+1	4·940	28	28·101	55	117·478	82	384·435
—25	0·553	2	5·302	29	29·782	56	123·244	83	400·101
—24	0·602	3	5·687	30	31·548	57	129·251	84	416·298
—23	0·654	4	6·097	31	33·406	58	135·505	85	433·041
—22	0·711	5	6·534	32	35·359	59	142·015	86	450·344
—21	0·744	6	6·998	33	37·411	60	148·791	87	468·221
—20	0·841	7	7·492	34	39·565	61	155·839	88	486·687
—19	0·916	8	8·017	35	41·827	62	163·170	89	505·759
—18	0·996	9	8·574	36	44·201	63	170·791	90	525·450
—17	1·084	10	9·165	37	46·691	64	178·714	91	545·778
—16	1·179	11	9·792	38	49·302	65	186·945	92	566·757
—15	1·284	12	10·457	39	52·039	66	195·496	93	588·406
—14	1·398	13	11·162	40	54·906	67	204·376	94	610·740
—13	1·521	14	11·908	41	57·910	68	213·596	95	633·778
—12	1·656	15	12·699	42	61·055	69	223·165	96	657·535
—11	1·803	16	13·536	43	64·346	70	233·093	97	682·029
—10	1·963	17	14·421	44	67·790	71	243·393	98	707·280
—9	2·137	18	15·357	45	71·391	72	254·073	99	743·305
—8	2·327	19	16·346	46	75·158	73	265·147	100	760·000
—7	2·533	20	17·391	47	79·093	74	276·624		
—6	2·758	21	18·459	48	83·204	75	288·517		

XXI. Tafel.

Dichte des Wasserdampfes, jene des Wassers von 0° C. = 1 gesetzt.

(Zur Seite 881.)

Temp.	Dichte	Temp.	Dichte	Temp.	Dichte	Temp.	Dichte
—20	0·00000106	13	0·00001131	30	0·00003023	139·2	0·0018689
—15	0·00000139	14	0·00001204	31	0·00003191	144	0·0021116
—10	0·00000230	15	0·00001281	32	0·00003366	148·3	0·0023547
—5	0·00000336	16	0·00001359	33	0·00003551	152·2	0·0025918
0	0·00000489	17	0·00001443	34	0·00003743	155·9	0·0028265
1	0·00000523	18	0·00001514	35	0·00003951	159·2	0·0030596
2	0·00000559	19	0·00001626	40	0·00005095	161·5	0·0032896
3	0·00000598	20	0·00001723	50	0·00008272	165·3	0·0035144
4	0·00000638	21	0·00001826	60	0·00012980	168·2	0·0037470
5	0·00000681	22	0·00001937	70	0·00019741	170·8	0·0039706
6	0·00000727	23	0·00002050	80	0·00029088	175·8	0·0044177
7	0·00000773	24	0·00002159	90	0·00042052	180·3	0·0048574
8	0·00000807	25	0·00002295	100	0·00059192	213	0·0090140
9	0·00000882	26	0·00002427	111·7	0·0008602	236·2	0·013011
10	0·00000938	27	0·00002569	120·6	0·0011202	252·5	0·016770
11	0·00000991	28	0·00002710	127·8	0·0013743		
12	0·00001062	29	0·00002863	133·9	0·0016232		

XXII. Tafel.

Siedpunkt des Wassers an mehreren bewohnten Orten von bekannter Höhe über der Meeresfläche.

(Zur Seite 882.)

Namen der Orte	Höhe in Metern	Siedpunkt in C. Gr.	Namen der Orte	Höhe in Metern	Siedpunkt in C. Gr.
Meierei Antisana (Südamerika)	4101	86·3	Innsbruck	566	98·0
Mincipampa (Peru)	3618	87·9	München	538	98·1
Quito	2908	90·1	Salzburg	452	98·4
Caxamaria (Peru)	2860	90·3	Genf und Freiburg	372	98·6
Santa Fé de Bogota	2661	90·9	Regensburg	362	98·7
Cuenza (Quito)	2633	91·0	Moskau	300	99·0
Mexico	2270	92·3	Turin	230	99·1
Hospiz St. Gotthard	2075	92·9	Prag	179	99·3
Dorf St. Veran	2040	93·0	Lyon	162	99·4
St. Remi	1604	94·5	Wien	133	99·5
Dorf Gavarnie (Pyrenäen)	1444	95·0	Bologna	121	99·5
Bareges (Pyrenäen)	1269	95·6	Dresden	90	99·6
Palast St. Ildefonso (Spanien)	1155	96·0	Paris (Observatorium 1. Stock)	65	99·7
Bäder des Mont d'Or (Auvergne)	1040	96·5	Rom (Capitol)	46	99·8
Madrid	608	97·8	Berlin	40	99·8

XXIII. Tafel.

Spezifische Wärme mehrerer Körper.

(Zur Seite 954.)

(Die Zahlen, denen R. vorgesetzt ist, rühren von Regnault's in neuerer Zeit vorgenommenen Bestimmungen her.)

1. Feste Körper.

Namen der Körper	Spezif. Wärme	Namen der Körper	Spezif. Wärme
Antimon R.	0·05077	Holz, vom Apfelbaum	0·5700
Arsen R.	0·08140	» » Birnbaum	0·5000
Bergkrystall	0·1894	» von der Birke	0·4800
Blei R.	0·03140	» » » Esche	0·5100
Bleioxyd, gelbes	0 05669	» » » Fichte	0·6500
Cadmium R.	0·05669	» » » Linde	0·6200
Eis	0·11379	» » » Pechtanne	0 5800
Eisen R.	0·11379	» » » Tanne	0·6000
Eisenoxyd (Colcothar)	0·1737	Holzkohle	0·2415
Eisenoxydul	0·1666	Jod R.	0·05412
Glas, von 0 — 100° C.	0·1770	Kalk, gebrannt	0·2170
» » 0 — 300° C.	0·1900	» kohlensaurer	0·2700
Glockenspeise	0·1100	Kalkhydrat	0·4000
Gold R.	0·03244	Kalkspath	0·2046
Gußeisen	0·1298	Kobalt R.	0·10696

Namen der Körper		Spezif. Wärme	Namen der Körper		Spezif. Wärme
Kochsalz		0·2300	Rose'sches Metall		0·0338
Kohle:			Schwefel	R.	0·20259
Coak		0·2031	Selen	R.	0·08370
Steinkohle		0·2009	Silber	R.	0·05701
Anthracit		0·2010	Stahl		0·1185
Kreide		0·2148	Steingut		0·1190
Kupfer	R.	0·09515	Tellur	R.	0·05155
Kupferoxyd		0·2272	Thon, gebrannt		0·1850
Messing		0·0939	Wismuth	R.	0·03084
Nickel	R.	0·10863	Zink	R.	0·09555
Phosphor		0·2514	Zinkoxyd		0·136
Palladium	R.	0·05927	Zinn		0·05623
Platin	R.	0·03243	Zinnoxyd		0·0990

2. Tropfbare flüssige Körper.

Namen der Körper		Spezif. Wärme	Namen der Körper		Spezif. Wärme
Alkohol, gemeiner	R.	0·6588	Quecksilber	R.	0·0333
» schwächerer	R.	0·8413	Schwefeläther	R.	0·5158
» noch schwächerer	R.	0·9402	Schwefelkohlenstoff		0·2183
Chlorcalciumlösung	R.	0 6448	Schwefelsäure, concentrirte		0·3490
Essigsäure	R	0·6502	Terpentinöl	R.	0·4140
Olivenöl	R.	0·5040	Wasser		1

3. Gasförmige Körper.

Namen der Körper	Spezifische Wärme		
	Gleicher Volume	Gleicher Gewichte	
		Luft = 1	Wasser = 1
Atmosphärische Luft	1	1	0·267
Sauerstoff	0·976	0·885	0·236
Wasserstoff	0·903	12 340	3·294
Stickstoff	1	1·032	0·275
Kohlenoxyd	1 034	1·080	0·288
Stickstoffoxydul	1 350	0·888	0·237
Kohlensäure	1·258	0·828	0·221
Oelbildendes Gas	1·553	1·576	0·421
Wasserdampf	1·960	3·136	0·847

XXIV. Tafel,

welche den Wassergehalt der atmosphärischen Luft in Milliontheilen des Volums gibt.

(Zur Seite 902.)

Temperatur der Luft nach Celsius	Unterschied im Stande des trockenen und des befeuchteten Thermometers												
	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
— 20°	1·5	0·8	0·1										
19	1·6	0·9	0·2										
18	1·8	1·0	0·3										
17	1·9	1·1	6·4										
16	2·0	1·2	0·5										
15	2·1	1·4	0·6										
14	2·3	1·5	0·8										
13	2·4	1·6	0·9	0·1									
12	2·6	1·8	1·0	0·3									
11	2·7	2·0	1·2	0·4									
10	2·9	2·1	1·3	0·6									
9	3·1	2·3	1·5	0·7									
8	3·3	2·5	1·7	0·9	0·1								
7	3·5	2·7	1·9	1·1	0·3								
6	3·7	2·9	2·1	1·3	0·5								
5	4·0	3·1	2·3	1·5	0·7								
4	4·2	3·4	2·5	1·7	0·9	0·1							
3	4·5	3·6	2·8	1·9	1·1	0·3							
2	4·8	3·9	3·0	2·2	1·4	0·5							
1	5·1	4·2	3·3	2·4	1·6	0·8							
0	5·4	4·5	3·6	2·7	1·9	1·0	0·2						
+ 1	5·7	4·7	3·8	2·9	2·1	1·2	0·4						
2	6·1	5·1	4·1	3·2	2·3	1·4	0·5						
3	6·5	5·4	4·4	3·4	2·5	1·6	0·7						
4	6·9	5·8	4·8	3·7	2·7	1·8	1·0						
5	7·3	6·2	5·1	4·1	3·1	2·1	1·2	0·3					
6	7·7	6·6	5·5	4·5	3·4	2·4	1·4	0·5					
7	8·2	7·0	5·9	4·9	3·8	2·8	1·8	0·8					
8	8·7	7·5	6·4	5·3	4·2	3·2	2·1	1·1	0·2				
9	9·2	8·0	6·9	5·7	4·6	3·6	2·5	1·5	0·5				
10	9·7	8·5	7·3	6·2	5·1	4·0	2·9	1·9	0·9				
11	10·3	9·1	7·9	6·7	5·6	4·4	3·3	2·3	1·2	0·2			
12	10·9	9·7	8·4	7·2	6·0	4·9	3·8	2·7	1·7	0·6			
13	11·6	10·3	9·0	7·8	6·6	5·4	4·3	3·1	2·1	1·0			
14	12·2	10·9	9·6	8·3	7·1	5·9	4·8	3·6	2·5	1·4	0·4		
15	13·0	11·6	10·3	9·0	7·7	6·5	5·3	4·1	3·0	1·9	0·8		
16	13·7	12·3	10·9	9·6	8·3	7·0	5·8	4·6	3·5	2·4	1·3	0·2	
17	14·5	13·1	11·6	10·3	9·0	7·7	6·4	5·2	4·0	2·9	1·7	0·7	
18	15·3	13·8	12·4	11·0	9·6	8·3	7·0	5·8	4·6	3·4	2·2	1·1	
19	16·2	14·7	13·2	11·7	10·3	9·0	7·7	6·4	5·1	3·9	2·8	1·6	
20	17·1	15·5	14·0	12·5	11·1	9·7	8·3	7·0	5·8	4·5	3·3	2·2	
21	18·1	16·5	14·9	13·4	11·9	10·5	9·1	7·7	6·4	5·1	3·9	2·7	
22	19·1	17·4	15·8	14·2	12·7	11·2	9·8	8·4	7·1	5·8	4·5	3·3	
23	20·2	18·5	16·8	15·2	13·6	12·1	10·6	9·2	7·8	6·4	5·2	3·9	
24	21·3	19·5	17·8	16·1	14·5	12·9	11·4	10·0	8·5	7·2	5·8	4·5	

Temperatur der Luft nach Celsius	Unterschied im Stande des trockenen und des befeuchteten Thermometers.												
	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
+ 25°	22·5	20·6	18·9	17·1	15·5	13·8	12·3	10·8	9·3	7·9	6·5	5·2	3·9
26	23·8	21·8	20·0	18 2	16·5	14·8	13·2	11·6	10·1	8·7	7·3	5·9	4·6
27	25·1	23·1	21·2	19·3	17·5	15·8	14·2	12·6	11·0	9·5	8·1	6·7	5·3
28	26 4	24·4	22·4	20·5	18·7	16·9	15·2	13·5	11·9	10·4	8·9	7·5	6·1
29	27·9	25·8	23·7	21·7	19·8	18·0	16 3	14·6	12·9	11·3	9·8	8·3	6·8
30	29 4	27·2	25·1	23·0	21·1	19·2	17·4	15 6	13 9	12 3	10 7	9·1	7·7
31	31·0	28·7	26 5	24·4	22·4	20·4	18·5	16·7	15 0	13·3	11·6	10·1	8 5
32	32·6	30 3	28·0	25·8	23·8	21·7	19·8	17 9	16·1	14·3	12·7	11·0	9·4
33	34·4	31·9	29·6	27 3	25·2	23·1	21·1	19·1	17 3	15·4	13·7	12·0	10·4
34	36·2	33·7	31 2	28·9	26·7	24·5	22·4	20 4	18 5	16·6	14·8	13·1	11·4
35	38·1	35·5	33·0	30·6	28 2	26·0	23·8	21·8	19·8	17·8	16·0	14·2	12·5

Verbesserung sinnstörender Fehler.

Seite	Zeile	anstatt	setze man
14	52	$\frac{1}{000}$	$\frac{1}{100}$
62	10	$\frac{b^3\ d^3}{b^2 + d^2}$	$\frac{b^3 - d^3}{b^2 + d^2}$
172	26	$\frac{ad \cdot \overline{m}c^2 \cdot \cos.\ b}{\overline{ac}^2}$	$\frac{ad \cdot \overline{m}c^2\ \cos.^2 b}{\overline{ac}^2}$
»	»	$mr = ad\ \cos.\ b$	$mr = ad\ \cos.^2\ b$
296	39	$1 + 0{,}04581\ t$	$1 + 0{,}004581\ t$
325	21	$P_1 = 326{,}9 - 0{,}00144$	$P = 336{,}9 - 0{,}00144$
355	5	aus dieser Reibungsgröße in	dieser Reibungsgröße durch
381	18	je größere Dicke	je geringere Dicke
381	19	und Spannung	und je größere Spannung
521	35	A	B
»	»	B	A
666	25	$\frac{1}{\alpha} + \frac{1}{EC} = \frac{1}{LC}$	$\frac{1}{EC} + \frac{1}{LC} = \frac{1}{p}$
854	47	XXVI	XVI.

Alphabetisches Register.

(Die Zahlen bedeuten die Seiten.)